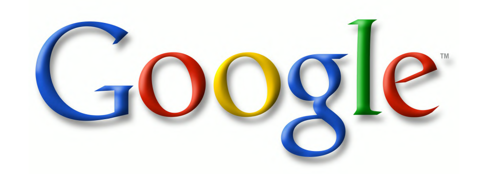




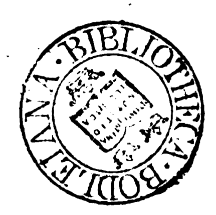
JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1808.

FÜNFTER JAHRGANG.

DRITTER BAND.



JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1808.

Num. 154.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JULIUS, 1808.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Fleischer: *Theologische Briefe.* Von C. F. *Sintenis*, Consistorialrath. Erster Theil. 1803. VI und 262 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Nach der Versicherung des Vfs. sind diese Briefe die Früchte des vertrauten Umgangs mit einem sehr gebildeten und wissbegierigen jungen Mann von höherem Stande, mit dem er auch nach der Trennung von ihm über die wichtigsten Gegenstände der christlichen Religion schriftlich sich unterhielt. Obgleich man schon weiss, wie sehr der Vf. gegen kirchliche Lehrmeinungen kämpft, und dem Dogmatismus überhaupt schon längst den Krieg erklärt hat, man auch die Waffen kennt, mit denen er gegen ältere und neuere Systeme zu Felde zieht: so verdienen doch diese 18 Briefe auch jetzo noch nach ihrem besonderen Inhalt näher gekannt zu seyn. Sie gewähren uns eine sehr genaue und richtige Übersicht der besonderen Ideen, Gesichtspuncte und Meinungen des Vfs. Wir wollen diese getreu so darstellen, wie er sie gab, und grossentheils so auf einander folgen lassen, wie sie in der Reihe dieser Briefe anzutreffen sind.

Er geht sogleich davon aus, Jesus habe, nach seiner Bestimmung, nichts weiter, als *Weltlehrer* seyn, nur *Hirt*, nicht *Lamm* heissen wollen. Sehr weitläuftig erklärt er sich über die Schaf-*Diebe* und Schaf-*Knechte* oder Miethlinge, über die Wahrheitsfeinde und Volkstäuscher zu den Zeiten Jesu und die noch jetzt umherirrenden gefährlichen Wölfe. Auch *Moses* und Muhamed gingen nicht, wie Jesus, zur rechten Thüre in den Schafstall; nur *sein* Wort war Gottes Wort, weil es „*das Wort der Vernunft war, durch die Gott, als die oberste Vernunft, einzig und allein zu den Menschen spricht, denn sie ist die einzige Offenbarung Gottes für sie.*“ Vieles von Priesterthum, Ceremoniendienst u. s. w., was aus *Bahrdt's* Schriften längst bekannt ist, erscheint hier wieder fast in derselben Gestalt, und in derselben Kraftsprache. Über die Lehre von *Vater, Sohn* und *Geist* erklärt der Vf. sich auf folgende Art. Gott, der Vater — ist richtig gesprochen, Gott, der Sohn, aber — falsch, *Gottessohn* (Messias oder der Christ) darf man nur sprechen; nach dem Willen der Vorsehung sollte er *Weltverbesserer* seyn, und insofern, und als solchen, hat Gott ihn zu seinem Sohne gemacht, oder wie es bildlich heisst, ihn *gezeugt.* Es ist vernunft- und schriftwidrig, ihn für Gott gleich zu halten. Hierbey eine Menge von Stellen aus dem N. T., deren Erklärung hier nicht untersucht werden kann. Von den sogenannten *beiden Naturen in Christo* behauptet der Vf., Jesus unterschied an sich selbst nicht eine göttliche und menschliche, sondern, wie bey uns, eine *höhere* und *niedere*, eine *sittliche* und *sinnliche*, kurz, eine *blosse Menschennatur* überhaupt. Wenn es heisst: Jesus sey *ausgegangen* oder *gesandt* vom Vater: so beziehe sich diess, meint Hr. *S.*, bloss darauf, dass er die heiligsten Angelegenheiten der Providenz betrieb, und an Ausbreitung der Wahrheit arbeitete. Wenn besonders Johannes Jesu solche Aussprüche in den Mund legt, wie z. B. ich und der Vater sind Eins; der Vater ist in mir und ich bin in ihm: so mag dieser Biograph eine solche mystische und hyperbolische Sprache verantworten. Der Vf. beseitigt sie durch andere Stellen. Jesus betrieb Gottes Werk; mehr kann von ihm nicht gesagt werden; Gottes Plan und Wille war der seinige; Jesus hielt sehr darauf, dass ein Jeder diess *glaubte.* Vom Evangelium des Johannes meint er, es fange erst mit V. 19 an. Den Logos übersetzt er durch: Wortgeber, Sprecher, Weisheit: so wie mehrere Ausdrücke, wo vom *Sehen* und *Kennen* den Vater die Rede ist, durch: die Gottheit repräsentiren, umgetauscht werden. Bemerkenswerth ist die Erklärung des Ausspruches Jesu: Abraham ward froh, dass — freute sich; ehe als Abraham ward, bin ich. Nach der Nationaldeutung der dem Abraham zu Theil gewordenen Verheissung, wovon Jesus die Anwendung auf sich machte, ward Abraham an dem Tage, an welchem Isaak ihm *verkündigt* ward, froh darüber, dass er den Tag Jesu sehen sollte, und als Isaak ihm *geboren* ward, sah er wirklich den Tag Jesu, und freute sich; und, ehe Abraham lebte, war Jesus in dem unendlichen Verstande Gottes als Messias schon längst da gewesen! Unter heil. *Geist* versteht er Gott selbst, seine Weisheit und Erkenntniss, reine und hohe Moralität, Gotteskraft u. s. f., und unter dem, den Jesus den Aposteln verhiess, die richtige Denkart derselben über das Messiat Jesu, dem Pharisäismus entgegengesetzt, und ihre Amtstüchtigkeit. Vortrefflich sind übrigens (S. 67—77) die Bemerkungen über *historisches* und *geistiges Christenthum*, über die Ungläubigen und Zweifler an Jenem, die, wie *Teller* es nennt, ein *unumwundenes* Christenthum wünschen. Sie verdienen indessen selbst nachgelesen und von beiden Parteyen wohl beherziget zu werden, denen der Vf. zuletzt zuruft: lasset den ewigen Streitapfel liegen; höret auf, über das historische Christenthum zu disputiren, und vereiniget euch im Feuereifer für

das geistige! Als kaltblütiger Forscher der Wahrheit versichert er: „ich bin überzeugt, *jene Erzählungen, die dorthin gehören, sind nicht ganz grundlos; aber ganz so wahr, wie sie auf uns gekommen sind, können sie auch nicht seyn.*“ Wie viel nun daran sey, wird nie ausgemacht werden. — Auch über die Lehre vom Versöhnungstode *Jesu* erklärt sich Hr. *S.* sehr freymüthig. Sehr einfach legt er den Sinn der paulinischen Stelle 2 Cor. 5, 21 so dar: Gott liess zu, dass Jesus, der Unsträfliche, wie ein Verbrecher behandelt wurde, damit durch ihn Unsträfliche würden. „*Soll*, sagt er unter anderen, *der Gebrauch der paulinischen Briefe, was diese Lehre betrifft, jetzt nicht mehr Schaden, als Nutzen stiften: so müssen wir die jüdische Einkleidung, deren sich die Apostel bedienen, um Juden zu gewinnen, von der christlichen Lehre selbst sorgfältig unterscheiden.*“ Rec. beruft sich indessen hier auf *Löfflers* Abhandlungen über die kirchliche Genugthuungslehre, denen Hr. *S.* grösstentheils folgt. — Über das, was er zur Beantwortung der Frage den Lesern mittheilt: *giebt es eine allein seligmachende Kirche?* oder kann man, ohne den *Indifferentismus* zu befördern, wohl behaupten, *dass man in jeder Kirche selig werden könne?* verdient er gehört zu werden. Den Glauben an Jenes nennt er mit Recht den Würgengel unter der Menschheit, der in der jüdischen und christlichen Kirche Tausende mordete. „Alles Wahre“, sagt er, „ist nur einfach; Falsches aber kann es millionenfältig geben. Es giebt nur Eine wahre Religion, so wie nur Ein wahres Einmaleins. Macht nun die Wahrheit allein selig: so giebts auch nur, wie eine allein *wahre*, eine allein *seligmachende* Religion. Wenn eine ganze Gesellschaft ihr zugethan ist: so ist *diese*, wie die allein wahre, so auch die allein seligmachende *Kirche*. Aber *welche* Religion ist nun diess? Keine andere, als die *des freudigen Rechtthuns*; die, worin nur Gott, aber nicht die Priester sprechen. Und hier ist das Ideal des Menschengeschlechts, welches Jesus so gern realisirt hätte u. s. f.“ Hier folgen nun die kräftigsten Aussprüche Jesu und der Apostel. Über das, dass früh genug an die Stelle des freudigen *Rechtthuns* eine blinde *Rechtgläubigkeit* trat, wodurch aus der allein seligmachenden christlichen Religion eine allein verdammtmachende R. trat, erklärt er sich ebenfalls sehr kraftvoll; „Freudige Erfüllung des Sittengesetzes läst uns in jeder Kirche selig werden.“ Viel Wahres sagt er hier von der *unsichtbaren* Kirche. Vom *Dekalogus* aber scheint er zu wegwerfend zu sprechen; so wie er auch *Luthern* sehr oft zu nahe tritt. Die Art und Weise, mit der er sich über *Paulus* Lehre von *Gesetzeswerken* und vom *Werke des Gesetzes*, welches er durchaus unterschieden wissen will, hier (S. 115—126) erklärt, verdient ohnstreitig die Zustimmung aller Unbefangenen und aller redlichen Wahrheitsfreunde. Anstatt des Ausdrucks: *vollgültiges Verdienst Christi*, wählt er den: *sittliche Vollkommenheit*, und leitet alles dasjenige daraus her, was er über diesen wichtigen Gegenstand sehr ausführlich sagt. So eigenthümlich und hie und da neu manche Ansichten des Vfs. sind: so verdienen sie doch näher geprüft zu werden. Seinen Ideen über Mysticismus muss Rec., im Ganzen genommen, beystimmen; denn bisweilen wirft er ihn zu hart zu Boden, und behauptet doch, jeder müsse ein ächt religiöses männliches Gefühl haben, wobey er sich durch den Gedanken an Gott zu allem Guten aufgelegt und gestimmt fühlt. „Der Mysticismus (auch die reinere Mystik?) ist, behauptet er, der *wahren* Religion eben so schädlich, als die Speculation. Wer sich immer über aller Himmel Himmel erhebt, der kann auf der Erde nicht wirksam seyn. Wer sich immer nur an dem Übersinnlichen entzückt, der findet alles sinnliche Thun sogar zu klein und zu unheilig für sich. Ein solcher vermeintlicher Himmelsmensch, der in seiner idealischen Welt bloss lebt, lässt dann die Erdmenschen in der wirklichen Welt für sich arbeiten u. s. f. Der Mensch soll sich weder in Genüssen des Grobsinnlichen, noch des Übersinnlichen so übernehmen, dass er zum Taugenichts wird.“ Wie viel Wahres liegt in Beidem! Denn nicht äussere Gebräuche, nicht spitzfindige Dogmen, nicht überspannte Gefühle, sondern gut gesinnt seyn und handeln ist freilich Hauptsache; lässt sich aber desshalb den religiösen Gefühlen und der wahren und edlen Begeisterung, ohne welche man kein Christ seyn kann, aller Werth absprechen? Sehr wahr und schön, ist die Auseinandersetzung dessen (S. 156—170): dass nicht sowohl die Lehre von Gottes Vater*liebe*, als vielmehr die von Gottes Vater*zucht* die Hauptlehre des Christenthums sey. „Allen Menschen thut er zwar wohl, aber nur an den Rechtschaffenen oder Gerechten hat er Wohlgefallen. Auf seine Heiligkeit folgt erst seine Liebe; das Christenthum ist die Religion des freudigen Rechtthuns; es lehrt uns sein Gebot, seinen Willen über alles schätzen und befolgen, dann erst können wir auf seine Liebe rechnen u. s. w.“ Eine für die Moral grundverderbliche Lehre nennt er die von der göttlichen *Gnade* oder *Begnadigung*: „Gott ist, sagt er geradehin, auf dieser Seite eingeschränkter, als ein Fürst, d. h. seine höchste Heiligkeit verstattet durchaus keine dergleichen Begnadigungen.“ Doch alles, was er darüber sagt, verdient nachgelesen zu werden. Was die *Bibel* betrifft, die er nur da Gottes Wort genannt wissen will, wo „wir in ihr Vernünftiges und Tugendbeförderndes finden, welches in der *Judenbibel* sehr häufig nicht der Fall ist:“ so ist sein Begriff von Inspiration freylich nicht der kirchliche, sondern sehr beschränkt, aber desshalb doch sehr richtig. Er erklärt sich allerdings für das Bibellesen, aber durchaus nicht des A. T., sondern nur des N. Man lese selbst, was er (S. 176—181) grösstentheils doch nur halb wahr davon sagt. Ein allzuhartes Urtheil fällt er über David, Moses u. a. Auch einen Auszug aus der Judenbibel, wie er sie immer nennt, billigt er nicht; kurz, er glaubt das A. T. in die äusserste Finsterniss hinauswerfen zu *müssen*; hört aber entweder gar nicht auf das, was sich zur Ehrenrettung desselben sagen lässt, oder kämpft für seine Meinung mit

fehr feichten Gründen. Er will aber auch eben so wenig, dass das N. T. vom Volke so gelesen werde, wie es da ist. „Paulus mit seinem Allegoriewesen würde jetzt, nachdem das Christenthum nationell geworden ist, ganz anders lehren, als ehemals." Aus dem Evangelienbuche und einigen im Geiste des Evangeliums gemachten Auszügen aus den apostolischen Briefen soll, nach des Vfs. Meinung, die Volksbibel bestehen; doch auch aus jenem wünscht er einen Auszug. Der Raum dieser Blätter verstattet dem Rec. nicht, seine Gründe entgegenzusetzen; er verweiset indessen den Vf. selbst auf diese Briefe, in denen er so oft für die Unentbehrlichkeit des A. T. gezeugt hat. — Viel weitläuftiger, als es nöthig gewesen wäre, erklärt er sich in den letzten Briefen über die Geschichte oder den Mythos von dem Sündenfalle Adams. Aus *Eichhorn*, *Gabler* u. a. kann man sich noch gründlicher davon belehren. Auch der Vf. benutzt, wie mehrere vor ihm thaten, Jak. 1, 13. Röm. 7, 22. Gal. 5, 17 zur Bekräftigung seiner Aufschlüsse. Wir übergehen alles, was er sehr ausführlich darüber sagt, und zum Theil oft genug wiederholt; können uns aber nicht enthalten, folgende Stelle (S. 216) auszuheben: *„Wie wenn der alte Weise auch den weiblichen Charakter hätte zeichnen, und aus der Zeichnung desselben die wahre Bestimmung des weiblichen Geschlechts und die eigentliche Lage, welche für dasselbe in der Gesellschaft gehört, hätte ableiten und angeben wollen?"* Ausser Sir. 25, 32. 1 Tim. 2, 14 führt er einige paulinische Stellen zur Erläuterung an, und erklärt sich zuletzt eben nicht zu Gunsten des weiblichen Geschlechts in Beziehung auf den gegenwärtigen Zeitgeist. Die Idee ist wenigstens dem Rec. ganz neu, und er kann ihr unmöglich seinen Beyfall versagen. In den beiden letzten Briefen erklärt sich der Vf. über den *Teufelsglauben* überhaupt, und: *ob ihn nicht Jesus doch begünstigt habe?* Er setzt die Geschichte dieses Glaubens zwar kurz, aber doch gründlich, aus einander, und fällt dann das sehr unpartey̆ische Urtheil, er sey reiner heidnischer Aberglaube, der dem Glauben an Gottes Weltregierung durchaus widerspricht, und das Grab alles menschlichen Seelenadels ist. „Das Christenthum ist die *Religion ohne Teufel*, so wie *ohne Gesetzeswerke*; Jesus war der erste und gröfste Exorcist, der Alle *teufelfrey* machen wollte." Sehr richtig bemerkt übrigens der Vf., dass Jesus dem Aberglauben vom Teufel u. s. w. nicht geradezu widersprochen, ihm aber, so viel als möglich, entgegengearbeitet und ihn auszurotten versucht habe; dass indessen derselbe so oft in der Geschichte neben Jesu steht, davon kommt die Schuld gröfstentheils auf die Evangelisten; man müsse daher ihre Erzählungen, Aussprüche und Urtheile von Jesu eigenen Aussprüchen wohl unterscheiden; sie seyen daher nicht von dem Verdachte frey, die Volksmeinung sey auch die ihrige gewesen; doch nimmt der Vf. den Lukas, besonders den Johannes davon aus. Die Apostel aber, meint er, wären dem Teufelsglauben noch zugethan gewesen. Von besonderer Wichtigkeit ist alles das, was der Vf. zur Ehrenrettung Jesu in dieser Sache ausführt, und die Erklärung der hieher gehörigen Bibelstellen ist sehr ungekünstelt und zweckmäfsig. Gern würde Rec. über einzelne Puncte noch manches hinzusetzen; aber die Grenzen einer etwas ausführlicheren Anzeige sind schon weit überschritten. S. S. B.

ALTONA, b. Hammerich: *Einige Winke zu einer zweckmäfsigen Benutzung des kleinen Katechismus Lutheri*, vornehmlich für Schullehrer niederer Schulen von *Christian Friedrich Callisen*, D. der Philos., Probst der Probstey Hütten und Pastor der Friedrichsberger Gemeinde in Schleswig. 1807. 136 S. kl. 8. (6 Gr.)

Die Menge von Hülfsschriften zur Erläuterung des Katechismus Lutheri, welche, seit einigen Jahren, von mehreren Predigern und Schullehrern zu Tage gefördert worden sind, beweisen zur Genüge, dass weder *Luthers* eigene Erklärung, der Katechismus sey von ihm nur „für die einfältigen Pfarrherrn *seines* Zeitalters gefertiget, noch die von *Salzmann* und von dem verst. *Rochow* so kräftig aufgestellten Gründe gegen den Gebrauch des Katechismus in den Volksschulen, etwas gefruchtet," und denselben, wie es billig lange schon hätte geschehen sollen, aus den Schulen völlig verdrängt haben. Wir wollen also mit dem Vf. dieser *Winke* über die Anfertigung derselben auf keine Weise rechten, und das um so weniger, da er, gegen unsere Ansicht, die Beybehaltung des Katechismus gar sehr in Schutz nimmt; aber wir können nicht leugnen, dass wir wenigstens von dem Vf. und von seinen Kenntnissen fruchtbarere Winke über den Gebrauch des Katechismus erwartet hätten. Wenn die Elementar-Schullehrer das kleine Lehrbuch nicht besser zu erläutern verstehen, als sie hier dazu angeleitet werden: so wird die beglückende Erleuchtung der ihrem Unterrichte anvertrauten Jugend nicht sonderlich gedeihen. Um unser Urtheil zu begründen, wollen wir nur aus dem ersten Bogen eines und das andere ausheben. Die Erläuterung des Begriffes: „*Gebote*" beginnt S. 23 mit den Worten: „Gebot ist der Befehl eines Oberherrn an seine Unterthanen!!" „*Gewissen* ist, nach S. 23, das Gefühl von Recht und Unrecht, woraus denn die Vernunft Gottes Willen erkennen kann." Also erkennt die Vernunft Recht und Unrecht bloss aus dem *Gefühle*? Wenn das ist, so hat der Vf. freylich Recht, gleich nachher zu behaupten, „dass wir in der Bibel eine feste Richtschnur des Verhaltens haben, wonach wir unser vielleicht irre geleitetes Gewissen berichtigen können." Die Vernunftgebote sind also nicht so haltbar, nicht so fest, wie die Gebote der Bibel? Die Stimme, welche in der Vernunft und in dem, was in der Bibel wirklich Gottes Ausspruch ist, zu uns redet, ist also nicht eine und dieselbe Stimme? Die Gebote der Bibel können also nicht, wie die Gebote der Vernunft, durch verkehrte Neigungen, durch unrichtige Auslegungen und falsche Vorstellungen — wie diess der Vf. von den Vernunftgeboten behauptet: —

mifsgedeutet werden? „*Feyertage* haben, nach dem Vf. S. 29, ihren Namen daher, weil wir an selbigen (denselben) feyern, ruhen von unserer gewöhnlichen Arbeit, und weil sie uns feyerliche, *herrliche* Tage sind!!" Diese Tage *heiligen* heifst ebendaselbst: „sie von den gewöhnlichen Tagen aussondern, und nach ihrer Absicht zu unserer Heiligung anwenden!!" — Noch müssen wir bemerken, dass die Sprache des Vfs. sehr nachlässig ist, wie sie es in einem, zum Gebrauche der Elementar-Schullehrer verfertigten Buche auf keine Weise seyn sollte. Man lieset S. 26. 28. 30: „*für* grobe Abgötterey hüten, *für* das Fluchen warnen, *unsern* (m) *Geist* (e) die nöthige Ruhe verschaffen" u. s. w.

Aγχ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Halle*, b. Renger: *De interpretationis epistolarum Paulinarum difficultate.* Scripsit *Davides Schulz*, Philos. Doctor et AA. LL. Magister. 1807. 65 S. 8. (6 Gr.) Die Vorrede bemerkt richtig, dass über die Schwierigkeiten der Erklärung der paulinischen Briefe von jeher Klage geführt worden. Die Schrift selbst ist eine weitere Ausführung der Preisschrift des Vfs. über dieses Thema, und auf sie soll ein grösseres Werk darüber folgen. Sie hat drey Abschnitte: 1) von den äusseren, 2) von den inneren Ursachen der Schwierigkeiten, welche die Auslegung der Briefe des Apostels hat, 3) von der Art und Weise, wie sie zwar nicht besiegt, aber doch bekämpft werden können. Diese Eintheilung ist ganz gut, und auch die Abhandlung verdient Lob. Der Vf. hat sorgfältig die Bemerkungen anderer Interpreten gesammelt, und legt sie mit den seinigen gedrängt dar. Wie es bey einer solchen Anklage zu geschehen pflegt, dass, um sie in ihrer vollen Rechtskraft vorzustellen, mehr und minder wichtige Puncte gehäuft, und auch solche angeführt werden, welchen gar kein Gewicht zugeschrieben werden kann, so ist es allerdings auch hier der Fall. In dem ersten Abschnitt ist *Wetsteins* Bemerkung, dass es der Natur der Sache nach viel schwerer sey, die Briefe zu erklären, als die Evangelien, unstreitig die wichtigste: denn wer eine Geschichte schreibe, sagt er, schreibe sie für solche, denen sie unbekannt ist, und erzähle daher alles deutlich und verständlich; ein Brief aber sey gleichsam eine Unterredung mit einem abwesenden Freund, auf dessen Anfragen wir antworten, oder auf dessen Gedanken wir uns beziehen, manches werde also nur kurz angedeutet, was zwar derjenige, an welchen der Brief gerichtet ist, wohl verstehe, was aber anderen nicht selten dunkel und unerklärbar sey. Und so ists denn auch wirklich bey den paulinischen Briefen. Paulus dachte wohl, da er seine Briefe schrieb, so wenig daran, dass sie in andere Hände kommen würden, als in die Hände derjenigen, welchen sie bestimmt waren, als wir es bey unseren Briefen denken; er dachte gewiss nicht daran, dass sie nach Jahrhunderten noch vorhanden seyn würden, und dass es die Leser so viele Arbeit und Zeit kosten würde, sie zu erklären und zu verstehen; sonst hätte er zuverlässig sie ganz anders abgefasst. Diess ist in der That bey so vielen historischen Angaben der paulinischen Briefe der gordische Knoten, welchen aufzulösen gewöhnlich ein vergebliches Bestreben ist. Minder bedeutend ist die Klage über unsere Unbekanntschaft mit den Lebensumständen des Apostels und dem Zustande der Gemeinden, an welche er geschrieben. Paulus war geboren zu Tarsus in Cilicien, seine Eltern waren Juden, hatten aber das römische Bürgerrecht, er war von der pharisäischen Secte, er erhielt unter Gamaliel zu Jerusalem eine jüdisch gelehrte Bildung, als ein gelehrter Jude war er mit der alexandrinischen Übersetzung des A. T. aber als ein geborner Grieche auch mit anderen griechischen Schriften bekannt; seinen Übertritt zum Christenthum und die Schicksale, welche ihn hernach betroffen haben, erzählt er theils selbst, theils Lukas in der Geschichte der Apostel; von wie vielen Schriftstellern des Alterthums haben wir mehr historische Notizen, als von Paulus? Was den Zustand der Gemeinden betrifft, so bestanden sie aus ehemaligen Juden und Heiden, und die Kirche war damals noch in der Periode des Drucks (*ecclesia pressa*): darauf bezieht sich ein beträchtlicher Theil des Inhalts der Briefe. Unbedeutend sind die Klagen, dass die Ordnung der Briefe in unseren Ausgaben nicht chronologisch ist, dass die Unterschriften nicht ächt sind, dass Paulus nicht selbst geschrieben, sondern dictirt hat, und dass nicht alle seine Briefe auf uns gekommen. Denn wenn sie auch als gegründet angenommen werden: so erschwert diess die Interpretation gerade nicht. Über den zweyten Abschnitt von den inneren Ursachen der Schwierigkeiten, oder denjenigen, welche in dem Inhalt und dem Vortrag liegen, bemerken wir, dass, wenn der Ausleger die Hauptideen des Apostels, den reinen Christianismus ohne Beymischung von Judäismus, welche er zuerst aufgefasst zu haben scheint, die Bestreitung des jüdischen Particularismus und die Behauptung des christlichen Universalismus, seine, den pharisäischen Grundsätzen gemässe Prädestinationslehre immer vor Augen hat, und wenn er mit der dem Apostel, wie jedem Schriftsteller, eigenthümlichen Schreibart sich einmal bekannt gemacht hat, die Auslegung selbst ihm werde sehr erleichtert werden. Für die Hauptschwierigkeit dieser Art halten wir, dass der Apostel einerley Worte in verschiedenen Bedeutungen gebraucht, z. B. νομος, πνευμα, δικαιοσυνη, πιστις; doch ergiebt sich diejenige Bedeutung, welche gerade Statt hat, gewöhnlich aus dem Zusammenhang. Dass der Apostel einige Dinge besser verstanden habe, als sie von ihm vorgetragen worden sind, dass er vieles hätte besser ausdrücken können und sollen, dass keine Ordnung in seinen Briefen sey, und dass er öfters keinen bestimmten Plan gehabt habe, sind unreife Gedanken des Vfs. in diesem Abschnitt. Dem dritten schreiben wir den Vorzug vor den beiden anderen zu. Der Vf. bemerkt richtig, dass nicht alle Schwierigkeiten beseitiget werden können; er führt mehrere hermeneutische Regeln und andere Bemerkungen an, welche allen Beyfall verdienen, und von welchen wir einige ausheben. Man sammle die zur Erklärung der paulinischen Briefe dienlichen historischen Notizen in den Briefen selbst, besonders im Eingang und dem Beschluss, und aus anderen Schriften, hauptsächlich der Apostelgeschichte; man unterscheide, ob eine Gemeinde von Paulus selbst oder von anderen gegründet worden, ob ein Brief eine Antwort, oder das erste Schreiben sey; im Brief an die Römer zeige der Apostel sein Thema in drey Theilen selbst an, er handle aber den dritten zuerst, und den ersten zuletzt ab; die meisten Briefe haben einen theoretischen und praktischen Theil; die Hauptsätze des Apostels kennen zu lernen, dazu diene eine öfters wiederholte cursorische Lectüre, und zu einer genauen Kenntniss seiner Schreibart sey eine sorgfältigere, abgemessenere nöthig; der hebräische Text des A. T., die alexandrinische Übersetzung und die Apokryphen seyen vorzügliche Subsidien der Erklärung; die Vorschrift der Hermeneutik, einen Schriftsteller aus sich selbst zu erklären, sey besonders bey Paulus anwendbar, da die Briefe so viele Ähnlichkeit haben.

Ev. u. Av.

Neue Auflagen.

Grätz, b. Ferstl: *Lugino's umgearbeitete Meidingersche französische Grammatik gänzlich umgebildet dargestellt, als durchaus praktische Elementar-Sprachlehre.* Mit zwey ganz eignen Wörtersammlungen, einer von *Homonymen* und einer *etymologischen*; nebst mehr *ästhetisch* ausgewählten deutschen und französischen Übungen zum Übersetzen von *G. M. Greiner*, Lehrer der franz. u. der ital. Sprache. 2 Thle. 4te ganz umgearbeitete Aufl. 1808. 1ter Th. 208 S. 2ter Th. 192 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 2 JULIUS, 1808.

JURISPRUDENZ.

1) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts*, von D. *Justus Fr. Runde*, Hofrath und Prof. der Rechte, wie auch Ordinarius der Juristenfacultät zu Göttingen. Vierte rechtmäfsige Auflage. 1806. XXVIII u. 660 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Jus germanicum privatum.* In usum lectionum academicarum adumbravit *Christianus Augustus Gottlieb Goede*, Juris et philosophiae in academia Jenensi Professor. 1806. XVI u. 506 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

3) HALLE, b. Hendel: *Grundrifs 1) einer vollständigen Einleitung in die Rechtswissenschaft der Deutschen; 2) einer pragmatischen Geschichte und Statistik der Gesetze der Deutschen.* Zum Gebrauch bey seinen Vorlesungen entworfen vom Prof. *König*. 1806. 48 S. gr. 8. (4 Gr.)

Als eine erst spät gezogene Pflanze auf dem Felde der Jurisprudenz hat die Wissenschaft des deutschen Privatrechts noch immer nicht den Grad von Vollkommenheit erreichen können, der anderen Zweigen der Rechtswissenschaft durch einen längeren Anbau zu Theil geworden ist. Sogar der Werth derselben ist bis auf die neuesten Zeiten ein Problem geblieben; während ihn einige als hoch anpriesen, brachten ihn andere so gering in Anschlag, dafs sie selbst das Daseyn einer Wissenschaft noch bestritten; und über den eigentlichen Charakter und die Quelle derselben haben die Meinungen mehrmals gewechselt. Es hat indefs das deutsche Privatrecht, unter der pflegenden Hand der Geschichte und der Philosophie, die Zeichen eines so guten Gedeihens verrathen, dafs sie für die Zukunft die Hoffnung einer immer gröfseren Ausbildung erweckte, welche Aussicht jedoch in den Ereignissen der gegenwärtigen Zeit, die den Ruin so vieler alten Institute und Formen nach sich ziehen, sehr gefährdet zu seyn scheint. Wir hoffen indefs von dem Genie der deutschen Rechtsgelehrten, dafs sie in der neuen Verfassung der Dinge die Seite zu finden wissen werden, wo sich das deutsche Privatrecht durch praktischen Werth noch immer empfehlen kann, um auf eine öffentliche Pflege ferner Anspruch zu behalten; wenigstens wird es allemal in der Geschichte der deutschen Legislation, die ihr Interesse nie verliert, und vielleicht in der Folge selbst eine gröfsere Schätzung, als bisher, finden kann, eine Stelle behaupten. Wir wollen daher die hier angezeigten Schriften, nicht als die letzten Früchte der bisherigen guten Erndten in der Literatur des deutschen Rechts, sondern vielmehr als die Übergänge zu einer neuen, zwar noch unenthüllten, aber nicht ganz hoffnungslosen Periode für diese Wissenschaft betrachten.

No. 1 ist, wie der Vf. in der neuesten Vorrede selbst es ausdrückt, seit 15 Jahren in den Händen der Lehrenden und Lernenden gewesen, und ist auch von praktischen Geschäftsmännern geschätzt worden. Es bedarf daher nicht erst einer genauen Anzeige dieser eben so geachteten als bekannten Arbeit. Welcher Fleifs den früheren Ausgaben in Verbesserung des Vortrags, in schärferer Bestimmung der Begriffe und Sätze und in Ergänzung der Literatur zu Theil wurde, der offenbart sich auch bey dieser neuesten Ausgabe. In dem §. 263 sind die Begriffe von Gesammteigenthum, Miteigenthum, Sondergut und Sammtgut vollständiger angegeben; die deutschen Servituten vom §. 273—284 haben eine andere Bearbeitung erfahren; die Bannrechte scheidet der Vf. nun von den eigentlichen Servituten der Grundstücke, welche in den früheren Ausgaben mit jenen zusammengestellt vorkommen. Dafs man die Bannrechte, die persönliche Leistungen voraussetzen, von den eigentlichen Nutzungen der Grundstücke unterscheidet, davon liegt allerdings der Grund in der Beschaffenheit der Sache; überhaupt aber müssen sie doch als Vortheile, die von einem Grundstücke kommen, alle in Eine Classe gesetzt werden. In §. 444 ist der Unterschied der Personal- und Realgewerbszweige; §. 4806 das Recht von Apotheken, und §. 5806 das Recht der Auslobung neu bestimmt. In dem Hauptplane des Buchs hat der Vf. so wenig in dieser als in den vorigen Ausgaben etwas geändert; und da es das Glück gehabt, unter den Praktikern wie unter den Rechtsgelehrten ein Ansehen zu erlangen, so hat die Unveränderlichkeit des Plans unstreitig den Gebrauch desselben bequemer gemacht; auch ist die Beybehaltung der bisherigen Ordnung in Hinsicht auf den darüber vorhandenen Commentar nützlich geblieben. Es bedurfte daher der Kritik nicht, die der Vf. gegen das Streben nach neuen Formen und gegen die beständigen Streitigkeiten über das sogenannte Gebiet einer Wissenschaft und ihrer Theile, womit sich auch in der Jurisprudenz seit einiger Zeit ein Reformator nach dem anderen aufdringe, richtet. Seine Bemerkung hat freilich Grund, dafs Schriften, worin wissen-

schaftliche Gegenstände untersucht und angewendet werden, mehr Nutzen stiften, als solche, worin man sie ordnet, und Rec. stimmt in den Wunsch desselben ganz mit ein, dass insonderheit junge Schriftsteller, welche ihr Talent der Bearbeitung des deutschen Rechts widmen wollen, keinen so hohen Werth mehr auf die kleine gelehrte Krämerey setzen möchten. Wenn aber gleich dieser Wunsch unter den erforderlichen Bestimmungen, im deutschen Rechte, das noch in den einzelnen Theilen eine weitere historische Bearbeitung bedarf, und für angehende Schriftsteller, die sich durch das bequemere Systematisiren leicht verleiten lassen können, das Verdienst an der unrechten Stelle zu suchen, oder solches nach einem unrichtigen Maſsstabe zu schätzen, ein sehr zweckmäſsiger und nützlicher Wink ist: so muss doch auch, um Missverständnisse zu verhüten, bemerkt werden, dass das Geschäft des Ordnens ohne ein Eindringen in die e sten Grundsätze der Wissenschaft, welches der Vf. hier zu meinen scheint, mit der Zurückführung der Materialien auf ihre ersten Gründe, woraus die Ordnung als Folge hervorgeht, welches Geschäft aber, wenn gleich früh vorbereitet werden muss, doch nur erst nach einer langen vertrauten Bekanntschaft mit der Wissenschaft mit Erfolg vorgenommen werden kann, nicht zu verwechseln ist. Dass in neueren Zeiten das Systematisirungswesen zu Excessen gekommen ist, läſst sich nicht verkennen; aber der dadurch geleitete Geist muss doch auf Resultate führen, die für die Begründung einer eigentlichen Wissenschaft unentbehrlich sind.

No. 2 kann gleich zu der Frage Anlass geben, warum der Vf. für den Vortrag des vaterländischen Rechts die Sprache des Auslandes und Alterthums gewählt hat, und das in einer Periode, in welcher man den Gebrauch der lateinischen Sprache selbst bey dem Vortrage des römischen Rechts zu verlassen anfängt? Wenn der Vf. glaubt, dass seine Wahl schon durch das Beyspiel von deutschen Schriften über das römische Recht gerechtfertigt werde: so würde doch der Unterschied eintreten, dass der Vortrag für Deutsche den Gebrauch der deutschen Sprache auch bey fremden Rechten erlauben könne, ohne dass sich im umgekehrten Falle eine gleiche Zweckmäſsigkeit denken lasse. Da auch jedes positive Recht eines Landes in seinen Eigenthümlichkeiten nur durch die Landessprache gehörig bestimmt wird: so kann auch nur in der letzteren das Recht am besten vorgetragen werden; und es fehlt im deutschen Rechte nicht an Beyspielen von Rechtsbegriffen und Ausdrücken, welche die sonst am vollkommensten ausgebildete römische Rechtssprache nicht treffend genug darstellen kann. Ohnediess bedarf noch die so lange, unter dem Einflusse des römischen Rechts vernachlässigte Rechtssprache Deutschlands zu sehr einer besseren Ausbildung, als dass man den Vortrag wenigstens des deutschen Rechts in der Landessprache zu wünschen nicht Ursache hätte. Es läſst sich indess nicht verkennen, dass andre Rücksichten, die Vollkommenheit der römischen Rechtssprache, und das Bedürfniss, die Bekanntschaft mit derselben unter den Rechtsgelehrten möglichst zu erhalten, eine andere Wahl wohl rechtfertigen können; und die Diction des angezeigten Werks giebt keinen Anlass, diese Wahl zu missbilligen, wenn es auf die Verbreitung einer guten lateinischen Sprache bey dem Lehrvortrage mit abgesehen ist. Neben deutschgeschriebenen Lehrbüchern über das deutsche Privatrecht wird das vorliegende lateinische, auch in Hinsicht auf Einkleidung dieses Rechts in das fremde Gewand, empfehlungswerth bleiben.

In der Anlage des Ganzen folgt der Vf., wie er selbst anzeigt, hauptsächlich dem *Runde*'schen Werke, ohne jedoch auf das Verdienst einer Bearbeitung des Gegenstandes nach eigenen Einsichten Verzicht zu thun. Ein vorzügliches Verdienst sucht der Vf. in der Anwendung der Philosophie des Rechts, um für das deutsche Privatrecht feste Grundsätze und bestimmte Grenzen zu finden. Er stellt einen doppelten Begriff vom deutschen Rechte auf: das in Deutschland gültige, so wohl das fremde germanisirte, als das ursprünglich deutsche Recht, wie es *Reitemeier* in der Redaction eines allgemeinen deutschen Gesetzbuchs aus den gültigen Materialien des gemeinen Rechts gefasst habe, und das aus deutschen Gewohnheiten und Gesetzen erwachsene vaterländische Recht, das nach der gemeinen Vorstellung das deutsche Privatrecht ausmacht. Nur auf dieses letztere, aus deutscher Quelle geflossene Recht, schränkt sich der Vf. in seiner Arbeit ein; und er hat es daher mit bloſsen Bruchstücken zu thun, wie sie auch in anderen Lehrbüchern vorgetragen werden; nur mit dem Unterschiede, dass er Einiges weggelassen, und dagegen andere Stücke besser, als bisher, auszuführen versucht hat. Für ein gelehrtes Studium haben die vorgetragenen Materialien, wenn auch nur als Bruchstücke betrachtet, ohne Zweifel Interesse genug; es läſst sich aber nicht leugnen, dass zu einem wissenschaftlichen, von Grundsätzen ausgehenden Studium, alle aus denselben abzuleitenden Lehren in einem vollständigen System erforderlich zu seyn scheinen. Wenn man dem deutschen Privatrechte diese nöthige Vollständigkeit bisher nicht verschafft hat: so scheint man dazu durch die Vorstellung von einer Unmöglichkeit veranlasst zu seyn, da man nach Abzug aller Fälle, die durch die fremden Rechte entschieden werden, nur die bisher gewöhnlich im deutschen Privatrechte aufgeführten Materialien als deutsche aus Gewohnheiten und Gesetzen des Reichs geflossene Rechtssätze übrig behalten hat. Sollte aber das Verfahren das richtige seyn, nur gleichsam den Überrest der Fälle, der nach dem Abzuge dessen, was die fremden Rechte in dem ganzen System bestimmen, übrig bleibt, als den Stoff des deutschen Privatrechts anzusehen? Sollte nicht das ursprünglich deutsche Recht mit dem fremden Rechte viele Sätze gemein haben? oder ist es nicht vielmehr nothwendig, dass in dem allgemeinen positiven Rechte beide Systeme harmonirten? Es kann nicht schwer fallen, ein in den Hauptsätzen vollständiges Rechtssystem aufzustellen, das in Deutschland

galt, ehe man darin von dem römischen Rechte Gebrauch machte, und das, wenn auch dabey keine deutsche Rechtsbücher, sondern nur der römische Codex citirt wird, in den Materialien noch immer gilt. Wollte man diese Sätze, die das deutsche Recht mit dem römischen unleugbar gemein hat, aufsuchen, und zu einem Ganzen verbinden: so würde man, ohne Eingriffe in ein fremdes Gebiet zu thun, ein vollständiges deutsches Privatrecht, wenn gleich nicht so entwickelt, als das römische Recht, doch in den Hauptsätzen befriedigend aufstellen, und auf diesem Wege den Vortheil einer wissenschaftlichen Behandlung der übrigen Materialien, als des gegenwärtigen Inhalts des deutschen Privatrechts, erreichen können. Wenn man dabey noch erwägt, dass der Nutzen bey dem Studium des deutschen Privatrechts sich vorzüglich nur aus einer historischen Darstellung von dem Entstehen und der allmählichen Ausbildung der deutschen Rechtsbegriffe und Rechtsätze ziehen lasse, und dass man sich nicht gerade darauf einzuschränken habe, ein reines Resultat von jetzt gültigen ursprünglich deutschen, praktischen Rechtsätzen vorzutragen: so kann es selbst keinen Anstand finden, bey der Benutzung der bisher vernachlässigten allgemeinen Sätze des deutschen Privatrechts, mit auf die Form, in der sie in den Rechtsbüchern des Mittelalters ausgedrückt liegen, Rüchsicht zu nehmen. Bey dieser Methode, das deutsche Privatrecht vollständig vorzustellen, würde denn auch die Streitfrage über die Existenz eines gemeinen deutschen Privatrechts, wenn sie auch nicht schon, nach dem Untergange des deutschen Reichs, zur Antiquität geworden, oder ganz verändert wäre, leichter beantwortet werden können. Die Allgemeingültigkeit eines deutschen Privatrechts leugnet der Vf. (§. 4.) Es würde aber doch dabey, mit Rücksicht auf die eben bezeichnete Classe von allgemeinen Sätzen des positiven Rechts, diese von der Classe der übrigen, durch die Umstände, nach ihrer Veränderlichkeit modificirten Sätze zu unterscheiden seyn. — Es soll das deutsche Privatrecht auf feste Grundsätze gebauet werden (§. 5—9), die Analogie, sowohl die juristische als die historische, wird dazu nicht für hinreichend erklärt. Die Grundsätze des deutschen Privatrechts werden nach dem Vf., in der gemeinschaftlichen und nothwendigen Quelle der jetzt gültigen Gesetze und Gewohnheiten, nämlich in der Gleichheit theils des Gegenstandes, theils der Gründe gefunden. Eine Harmonie aller deutschen Landesgesetze, die gar nicht zu erreichen sey, auf diesem Wege zu bewirken, könne nicht die Absicht seyn. Mit dieser Theorie des Vfs. ist Rec. zwar einverstanden; denn so lange man zum Erweise eines allgemein gültigen Privatrechts nicht ein ähnliches Gesetz, als die peinliche Gerichtsordnung für das allgemeine Criminalrecht ist, aufweisen kann, bleibt die Nothwendigkeit, wenn etwas Allgemeines von dem Privatrechte gelehrt werden soll, dieses in der Natur der Gegenstände zu suchen, und daraus die Gesetze und Gewohnheiten der einzelnen Lande, bey vorkommenden Unbestimmtheiten zu erklären und zu ergänzen. Es entsteht aber hiebey die noch immer nicht befriedigend beantwortete Frage, auf welchem Wege dieses allgemeine Recht mit hinlänglicher Sicherheit gefunden werden könne; und aus welchen Gründen die Abweichungen der Landesgesetze gehörig erklärt werden sollen. Um den Foderungen, die hier eintreten ein Genüge zu leisten, bedarf es noch einer Verbesserung der Theorie der positiven Rechtswissenschaft, deren erste Gründe noch nicht genug aufgesucht oder allgemein anerkannt und benutzt sind. Ueberhaupt aber kann man noch fragen, ob es denn gerade nöthig sey, in dem deutschen Privatrechte lauter allgemein gültige Rechtsätze aufzustellen; und ob es nicht der Sache angemessener sey, die in Deutschland gültigen Rechtsätze deutschen Ursprungs, sie mögen als allgemeine oder als particulare einzelner Lande zu betrachten seyn, aus der Natur der Sache und aus der Geschichte des Rechts zu erklären, und aus der gelehrten Bearbeitung ein wo möglich reines praktisches Resultat zu liefern? Der Vf. scheint zwar nach §. 24 auf den Unterschied des Umfangs der Gültigkeit der Rechtsätze nicht gerade zu achten, aber doch auch auf die historische Entwickelung der deutschen Rechtsbegriffe nicht Werth genug zu legen. Bey Bestimmung des praktischen und theoretischen Gebrauchs, den das deutsche Privatrecht habe, setzt er den ersteren in die Erklärung und Ergänzung der Landesgesetze, und nimmt als zu ergänzende Lücken drey Classen an (§. 33), wenn von einem unbestimmten Gesetze ein ganzes Stück fehle, oder einzelne Theile, die entweder auf sicheren oder auf schwankenden Grundsätzen beruhen. Wichtiger scheint dem Rec. der Unterschied der Haupt- und der Folge-Sätze, und bey den letzteren der Umstand, ob die Natur der Sache, oder eine bald feste, bald schwankende Gewohnheit solche regulire. Unter den Quellen werden, ausser den Reichsgesetzen, mit Recht auch die Gesetze und Rechtsbücher der einzelnen Lande aufgeführt, welches ohnediess nach aufgehobener Einheit der Reichslande in ihrer vormaligen Verbindung nothwendig wird, wenn es nicht auch schon an sich zweckmässig wäre. Dass die Eintheilung nach Reichskreisen, die auch *Selchow* befolgte, gewählt sey, erklärt sich aus dem Erscheinen des Buchs vor der Auflösung der Reichsverfassung. Rec. würde mehr, in Hinsicht auf den Zweck einer historischen Entwickelung der deutschen Rechte, auf den Unterschied des alten Sachsen- und Franken-Landes, ingleichen der deutschen Kolonieen in den slavischen Ländern achten. Die Hülfsmittel und Literatur des deutschen Privatsrechts sind nach den gewöhnlichen Ideen angezeigt (§. 48—51). In dem Vortrage der einzelnen Theile geht das Sachenrecht voraus. Die Lehre von Verträgen giebt den Unterschied dessen an, was aus dem deutschen Rechte zur Modification der römischen Verträge hinzugekommen ist, und was eigentlich deutsche Verträge sind, wohin die Wechsel-See-Assecuranz-Geschäfte, die privilegirten Gewerbe, Holländereypacht und einige Cautionsverträge gerechnet sind. Das Personenrecht stellt die gewöhnlichen Unterschiede der Menschen, nach ihrer Natur, und nach bürgerlichen Verhältnissen vor. Im

der letzteren Hinficht find die Rechte des Adels, des Bürgerftandes, der Bauern und der Juden vorgetragen. Diefem folgt das Ehe-, Familien-, Vormundfchafts- und Erb-Recht. Überall fieht man in der Ausführung die auf die beffere Darftellung der Sache nach Grundfätzen, und auf das Hervorheben des Wichtigeren gerichtete Sorgfalt; und die Kürze, womit das Ganze vorgetragen ift, empfiehlt die Arbeit mehr als das *Runde*'fche Werk, das feiner Ausführlichkeit wegen fich mehr zu einem Handbuche eignet, zu einem Lehrbuche, dergleichen die Rechtswiffenfchaft auch in einem neuen Zuftande der Dinge noch immer nöthig haben wird.

Num. 3 befteht aus einem Grundriffe oder Tabellen, die als Leitfaden bey Vorlefungen, zur Einleitung in die Rechtswiffenfchaft der Deutfchen, wie auch einer pragmatifchen Gefchichte und Statiftik der Rechtsgefchichte der Deutfchen, dienen follen. Der Vf. verfichert, dabey diejenigen, welche über diefen Gegenftand gefchrieben, benutzt zu haben und glaubt, dafs fein Plan etwas eigenes habe. Als Vorkenntniffe gehen die Rubriken von Gelehrfamkeit und einer encyklopädifchen Rechtswiffenfchaft voraus. Der erfte Abfchnitt der letzteren ift von dem Begriffe und den Theilen der Rechtswiffenfchaft der Deutfchen. Die Theile diefer Wiffenfchaft werden nach ihren Gegenftänden in Staats-Völker- und Privat-Recht im weiteren Sinne gefchieden; insbefondere aber und in Rückficht auf die Cultur der Rechtswiffenfchaft, vornehmlich in Rückficht der akademifchen Einrichtung des juriftifchen Studiums: die theoretifche Wiffenfchaft, Staats- Völker- und Privat-Recht im engeren Sinne, hiernächft Lehn- Criminal- und Kirchen-Recht im weiteren Sinne; ferner die praktifche Rechtswiffenfchaft; wozu noch reine und gemifchte Theile, als juriftifche Arzneykunde f. kommen. Nach der Staatsverfaffung Deutfchlands giebt es ein gemeines oder Reichsrecht und ein befonderes oder Landrecht. Der zweyte Abfchnitt handelt von den Quellen und Hülfsmitteln der Rechtswiffenfchaft; der dritte von der Methode und dem Nutzen derfelben. Der Grundrifs der Gefchichte der Gefetze der Deutfchen giebt im erften Capitel den Begriff und die Eintheilung, in dem zweyten die Quellen und Hülfsmittel, im dritten die Methode und den Nutzen an. Von der Gefchichte der Gefetze felbft find folgende Perioden gemacht: I) Bis zur Entftehung des deutfchen Reichs, 843; und zwar wieder in die Zeit vor und nach der grofsen Völkerwanderung gefchieden; II) vom Anfange des deutfchen Reichs bis auf die jetzigen Zeiten, 1806; in welchem langen Zeitraume wieder abgetheilt ift a) die Zeit vor der Aufnahme der fremden Rechte im 12ten Jahrhundert; b) die Zeit nach diefer Aufnahme. Hier wird nicht blofs die Aufnahme des römifchen, canonifchen und longobardifchen Rechts angeführt, fondern auch die Gefchichte diefer Rechte felbft nach ihren verfchiedenen Perioden eingefchaltet; auch diefem die Gefchichte des deutfchen Rechts beygefügt. Überhaupt find die Zeiten vor dem 16 Jahrhundert, und von da bis zum weftphälifchen Frieden, endlich bis auf die jetzigen Zeiten unterfchieden. In dem Grundriffe der Statiftik der Gefetze der Deutfchen kommt, aufser der Einleitung von Begriff, Eintheilung, Quellen, Hülfsmitteln, Methode und Nutzen, die Kenntnifs des gegenwärtigen Zuftandes der Gefetze der Deutfchen vor, wo die verfchiedenen Gefetzfammlungen angeführt find. In einem Anhange folgen die Zeichen, deren fich die Rechtsgelehrten im Anführen der Texte der Gefetze bedienen, und die Abkürzungen, welche fie im Anführen der Texte des *corporis juris* und *canonici* in Anfehung der Rubriken der Titel gebrauchen, ingleichen die Art und Weife, die Texte der Gefetze anzuführen und aufzufchlagen. In der Vorrede macht der Vf. Hoffnung, dafs er vielleicht nach diefem Plan künftig ein Handbuch der Gefchichte und Statiftik der Gefetze der Deutfchen ausarbeiten werde. Ff.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Berlin*, *Über die Taubheit und ihre Heilung mittelft der Durchftechung des Trommelfelles*, von *Joh. Eman. Trofiener*, aus Curland. 1806. 32 S. 8. (6 Gr.) Eine Abhandlung, welche der Vf. zu Erlangung der Doctorwürde in Erfurt 1806 herausgegeben hat. Der Vf. beklagt darin unfere mangelhafte phyfiologifche und pathologifche Kenntnifs von den Gehörwerkzeugen, welche freylich jeden empirifchen Verfuch einer neuen Kurart rechtfertigt. Die Vollkommenheit des Gehörs fetzt voraus, dafs fich die das Gehörorgan bildenden Theile, befonders die Flüffigkeiten in den innerften Kanälen, im unverletzten Zuftande ihrer Mifchung und Structur befinden, und die Gehörnerven felbft ihre gehörige Empfindlichkeit befitzen. Das fchwache, fchwere, unvollkommene Gehör gründet fich 1) auf Hinderniffe, die den Schall nicht frey ins Innere des Ohres gehen laffen, Verftopfung und Verfchliefsung des äufseren Gehörganges, Verdickung und andere organifche Fehler des Trommelfelles, fremdartige Stoffe in den inneren Hölen des Ohres, Verftopfung der *Tuba Euftachii* u. f. w. 2) auf Fehler der Mifchung und Structur der das Gehörorgan bildenden Theile, die mannichfacher Art feyn können, aber fchwer zu erkennen find, 3) auf verminderte Empfindlichkeit der Nerven, welche auch fchwer zu erkennen ift. Befonders herrfcht über die Fehler der *Membrana tympani* viele Ungewifsheit. Wir wiffen ja nicht einmal, wozu diefe Membrana eigentlich da ift, noch in welcher Beziehung fie auf das fchwere Gehör fteht. Sie mufs keine Öffnung haben, damit der Menfch höre; aber fie kann eine Öffnung haben, ohne dafs defswegen das Gehör fehlerhaft wird, oder wegfällt. Bey der Heilung haben wir folgende Anzeigen: 1) wir müffen die entfernten Urfachen heben, wenn wir fie erkennen, 2) die Hinderniffe heben, die fich dem Eindrange des Schalles entgegenfetzen, 3) die Fehler der Mifchung und Organifation der zum Gehör nothwendigen Theile verbeffern, 4) die verlorne Empfindlichkeit der Nerven herftellen. Faft unfere ganze (bisherige) Kunft, das Gehör herzuftellen, dreht fich um Anwendung reizender Einflüffe (ganz empirifch angewendet). Wie die Durchftechung der *Membrana tympani* Taube hörend mache, läfst fich nur unvollkommen, fowohl aus der Theorie als Praxis beantworten. Es kann in einer erfchlafften, verdickten, verhärteten und desorganifirten *Membran* der Fehler liegen, welcher befeitigt würde, oder die Operation kann als ein Reizmittel wirken (?). Man kann aber beides nicht vorher erkennen, nicht beftimmen. Sie ift und bleibt ein blofser, empirifcher Verfuch, zu dem man fich bey keinem Kranken entfchliefsen darf, wo Hoffnung ift, auf anderen Wegen das Gehör herzuftellen. (Sicher ift fie das; ja faft alle neueren Verfuche haben das Unzulängliche derfelben, fo wie der Galvanifation, dargethan. Rec. weifs fogar mifslungene Operationen von *Hunold* felbft verrichtet. So hätten aber auch die Hn. *Fauft* und *Hunold* nicht die Pofaune zu früh und ftark follen ertönen laffen, wie im *Reichsanzeiger* und anderwärts. *Trampels* Abh. über das fchwere Gehör fcheint der Vf. nicht gekannt zu haben.) Fi.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JULIUS, 1808.

MEDICIN.

Mannheim u. Heidelberg, b. Schwan und Götz: *Die Natur einwirkender Potenzen.* Als Vorarbeit zur Hygiäne und Pharmakologie. Von Dr. *Sigismund Wolf.* 1806. 8. (1 Thlr.)

Die Vorrede zu dieser Schrift legt eine lobenswürdige Gesinnung dar, nämlich alle Kräfte aufzubieten zur Sichtung und Reinigung der medicinischen Lehren. Indessen zeigt sich, dass der Vf., ausser der Humoralpathologie und dem Brownianismus, worin er selbst mehrere Jahre befangen war, die grossen unter uns meistens unbekannt gewordenen Lehren älterer Ärzte nicht kennt. Diess ist ein Grundgebrechen der meisten jungen Männer, welche von der eigenen Bildung fortgetrieben, dasjenige, was sie eben nun als das Beste erkennen, der Welt sogleich mittheilen, ja oft aufdringen wollen. Es ist diess ein ähnlicher Fanatismus wie jener der eifrigen Bekehrer: sie wollen die Menschen mit Gewalt selig machen. Es soll und darf sich keiner wagen, an eine Verbesserung der Medicin zu denken, der nicht alles hiefür schon Geschehenen mächtig, auch die Tiefen der menschlichen Kunst erkennt, und die ganze Gewalt der Erkenntniss um das alleinige Ziel der heilenden Kunst versammeln kann. Diess ist kein Machtspruch des Rec., sondern die Natur der Sache, welche uns auch diess noch gebietet, misslungene Versuche eher zurückzuhalten, als durch Lob zu befördern. Am übelsten ist es, wenn Männer, die lange in Routine herumgetrieben und zuletzt, einige Lichtlein erblickend, um diese nun unaufhörlich herumschwärmen, sich bey solchem Treiben noch dünken originell zu seyn, und etwa die Naturphilosophie durch ihre Theilnahme sogleich zu verbessern und zu vermehren. Doch das Buch ist einmal da, wir müssen es also näher betrachten.

Die erste Abhandlung heisst: *Naturphilosophische Abhandlung*, und beginnt mit Worten und Sätzen, welche die Welt in den naturphilosophisch genannten Schriften schon genugsam vernommen hat. Wie der Sinn aufgefasst ist, möge unter anderen folgende Stelle erläutern: „Das Absolute der Natur ist beständiges Evolviren; denn nur durch Evolution erreicht sie ihre Ewigkeit." In solcher Art wird über Positives und Negatives, über Sauer- und Wasser-Stoff, Stick- und Kohlen-Stoff, über Elemente, Sonnen- und Himmels-Sphären geredet, und zwar weder im besten Styl (da Provincialismen sehr häufig sind), noch mit der gehörigen Bescheidenheit. Der Vf. construirt und reconstruirt alles, was da ist und nicht da ist, auf die bekannte hoffärtige Art. Blicke wie S. 25—29 über das Verhältniss der Farben zu den Elementen, wie vorzüglich mit dem Weiss das durch Stickstoff ausgezeichnete, mit dem Schwarz das durch Kohlenstoff übereintrifft, die eigentlichen Farben aber mit der Gradation der Oxydation und Hydrogenisation; ferner über die Krystallisation — sind etwas seltnes, und diese ganze Abhandlung zieht sich fort als ein Gemisch aus Schellings erstem Entwurf der Naturphilosophie und System des transc. Idealismus, Steffens Beyträgen, Kielmeyers Rede über das Verhältniss der Kräfte, Eschenmeyers Schriften, Wagner über die Natur der Dinge u. s. w. in andächtigem Nachsprechen auch des, der zeitlichen Herausbildung wegen, annoch Mangelhaften in diesen Werken, z. B. der ganzen einseitigen Lehre von der Repräsentation des Magnetismus im Nervensystem u. dgl. m.

Die zweyte *physiologisch-pathologische* Abhandlung hebt mit diesen übermüthigen Worten an: „Nachdem wir glauben, in vorhergehender Abhandlung die höheren Functionen des Gehirns (der Sensibilität) gehörig durchgeführt zu haben, so schicken wir uns jetzt an, sowohl dessen animalisch-vegetativen Einfluss als auch den thierischen Körper insgesammt zu reconstruiren." Freylich wer das erste von sich sagen könnte, dürfte auch das zweyte nicht mehr wagen; es würde ihm nicht mehr entgehen. Wer aber nur auf ein von anderen aufgeschlagenes Gerüste zu steigen trachtet, mag sich hüten, dass ihm nicht schwindele, wie es Hn. *W.* wirklich schon geschehen ist in einer philosophisch-pharmakologischen Schrift, von der er ja in diesem Buch auch reden, somit auch wir reden dürfen. Er ist darin von der Zinne naturphilosophelnden Unsinns auf den platten und breiten Boden der ganz gemeinen *Materia medica* gefallen, und es wundert uns, dass er noch einmal hinaufsteigen mochte. — Ganz nach der vorigen Art wird nun weiter geredet von den Hauptsystemen des Organismus, wobey dann die Gegensätze viel entscheiden müssen, und eben so die Worte: Receptivität, Productivität, Oxydation, Desoxydation; Säure und Alkalität im Muskel- und Nerven-System u. s. w. Überall herrscht ein unüberwindlicher Dualismus, den das Innerliche noch nicht ahndet; daher denn auch z. B. das Anatomische bey Betrachtung des Nervensystems noch ganz crass neben dem Speculativen steht, und die Elemente sich

in der Darstellung noch gar nicht durchdrungen haben. Und dennoch sind einige derselben unverkennbar wohl aufgefasst, wie z. B. die vergleichende Betrachtung des Pulses der Arterien mit der peristaltischen Bewegung des Darmkanals; könnte sich nur der Vf. entschliessen, die Metamorphose des lebendigen Leibes rein sinnlich und einer fortschreitenten Erfahrung gemäss zu betrachten, und hätte ihm nur die Sucht zu speculiren nicht den Kopf eingenommen! So ist ihm Krankheit *disharmonische Wechselwirkung des Gegensatzes eines oder mehrerer Organe im Individuum.* Diess ist wohl eine (wenn gleich sehr hinkende) Beschreibung; aber wie sollen wir hieraus zum Begriff des Ursprungs der Krankheit und ihres eigenthümlichen Wesens gelangen? Gesundheit ist Harmonie, Krankheit Disharmonie, d. h. Gesundheit ist Gesundheit, Krankheit K. — wo ist hier das Anschauliche, das Besondere, an dem wir beides unverlierbar fassen und untrüglich unterscheiden können? Kurz — es wird täglich dringender, den schreibseligen Trieb, der sich in unendlichen Reflexen so wohl gefällt, weil er sich darin so vielfach bespiegeln kann, durch Ernst und Schärfe zu zügeln, und es wenigstens den Leuten zu sagen, dass hier eitles Spiel getrieben werde. Wer gerne spielt, mag's thun; nur muss er bey diesem Hazardspiel nicht auf realen Gewinn zählen. K. I. W.

Hannover, b. Hahn: *Versuch einer ausführlichen praktischen Anleitung zur Gründung einer vollkommnen Medicinal-Verfassung und Policey.* Von Dr. *Joseph Ludwig Schmidtmann*, praktischem Arzte zu Melle im Fürstenthum Osnabrück. Mit einer Vorrede von Dr. *L. F. B. Lentin*, königl. grossbritannisch. und kurfürstl. braunschweig-lüneburgischem Leibarzte in Hannover. *Erster Theil.* 1804. 1 Alph. 2 Bog. *Zweyter Theil.* 1804. 21½ Bog. gr. 8. (2 Rthlr. 8 Gr.)

Die Ursachen, warum das Medicinalwesen bisher in den meisten Ländern so sehr übersehen ist, scheinen dem Vf. ihren Grund vorzüglich darin zu haben, dass die gesetzgebenden und vollziehenden Gewalten von der einen Seite grösstentheils den bedeutenden Schaden nicht hinreichend kennen, welcher bey einer schlechten Medicinalverfassung und Policey der Menschheit direct und indirect zugefügt wird, und von der anderen Seite aus Abgang dieser Kenntnisse nicht erwägen, wie die zweckmässig geordneten Medicinalangelegenheiten das Glück der Menschen und der Staaten fördern und vermehren können. (Mit anderen Worten, weil sie aus Laien bestehen, die diess nicht wissen, und die nicht beurtheilen *können*, wie die Räderwerke der Maschine in einander greifen müssen, oder, wenn sie es auch einsehen, doch den Ärzten keinen Antheil an der Gesetzgebung einräumen *wollen* u. dgl. m.) Der Vf. glaubt daher, dass ein Werk nicht ohne Nutzen für das menschliche Geschlecht seyn werde, welches, aus der Erfahrung geschöpft, die vielfältigen Gebrechen des Medicinalwesens mit Freymüthigkeit, Klarheit, und unumwundener Wahrheit zur Sprache bringt, das daraus erwachsende Unheil zergliedert und zweckmässige Vorschläge an die Hand giebt, wie jenem und diesem abgeholfen werden könne. Als einen Versuch dieser Art legt er das gegenwärtige Werk dem Publicum vor, welches, wie er sagt, das Resultat von vieljährigen eigenen Beobachtungen, Sammeln, Prüfen und Nachdenken ist, jedoch das Ideal, welches er davon sich entworfen, nicht erreicht. —

Th. I. Cap. 1. *Über die medicinische Quacksalberey und Pfuscherey, ihre Quellen und Ursachen, ihre verderblichen und entvölkernden Wirkungen und Folgen, und über die dringende Nothwendigkeit, ihnen Schranken zu setzen, und die Mittel, sie zu hemmen und zu vertilgen.* Letztere sind Aufklärung des gemeinen Mannes, sowohl überhaupt, als insbesondere in Rücksicht seiner körperlichen Maschine, in Volksschulen, durch Schullehrer und Prediger, in Verbindung mit angemessenen strengen Gesetzen und guten Medicinalanstalten. Sehr zu beherzigen ist das, was der Vf. von graduirten und privilegirten Pfuschern und Stümpern sagt, die ohne Talente, ohne ästhetische und humanistische Bildung, (die mit der Würde eines Gelehrten in seinem Fache immer unzertrennlich verbunden seyn sollte,) und ohne (wenigstens lange genug) genossenen vernünftigen Unterricht mit dem erlangten Titel die Erlaubniss zur freyen Praxis erhalten. (Abgesehen von dem nicht zu berechnenden Nachtheile, der daraus für das Publicum entsteht, obgleich manche Facultäten deshalb mit dem irrigen Grundsatze: wer Nichts verstehe, werde auch keine Kranken zu curiren bekommen, sich bey sich selbst zu entschuldigen scheinen, muss, glauben wir, die Sache noch von einer anderen Seite betrachtet werden. In manchen Ländern und Städten Deutschlands sind von alten Zeiten her mit dem Doctortitel mehr oder weniger wesentliche Vortheile im Staate verbunden, und überdiess involvirt derselbe schon an und für sich den Begriff von gelehrter Bildung und Gelehrsamkeit. Ist es in dieser Hinsicht gut und lobenswerth, dass man den Titel von Allem zu trennen anfängt, was unsere Vorfahren absichtlich, als Beweise von Gelehrsamkeit oder gelehrter und humanistischer und philologischer etc. Studien, damit verbunden hatten, Examen in *lateinischer* Sprache, *lateinisch* verfasste und vertheidigte Inaugural-Dissertation u. d. gl.? Wer hörte vordem etwas von Disputiren über blosse Theses, von Promotionen ohne alle Disputation, oder mit einer deutschen, von Privatpromotionen u. s. w.? Und ist es billig und gerecht, dass man den eigentlich gelehrten Ärzten ehemalige Bader- oder Apotheker-Gesellen u. dgl. ohne allen Anstrich von Gelehrsamkeit, wenn sie nur etwa ein Jahr die nothdürftigsten Collegia gehört haben, völlig gleich setzt? Vielleicht kömmt, wenn es so fort geht, die Zeit bald, wo man auch die Doctordiplome in deutscher Sprache ausfertigen muss, damit der Graduirte das Seinige verstehe. Es ist wahr, dass grosse Gelehrsamkeit

nicht den praktischen Arzt ausmacht, und dass nicht jene Nebenerfodernisse, sondern (wiewohl auch dieses allein wohl nicht immer) das vorherige Examen, die Entscheidung über die Geschicklichkeit desselben begründen. Allein dann lasse man jenen Titel ganz schwinden, und begnüge sich mit Attestaten der Facultäten, oder man führe gewisse untere Grade wieder ein, z. B. Candidat, Baccalaureus, Licentiat, u. s. w.). Eben so wahr, und der grössten Beherzigung werth, ist die Klage des Vfs., dass kein nützlicher, gelehrter Stand vom Staate weniger Aufmunterung und Belohnung (man wird gleich sehen, dass hier nicht etwa die Rede von den Taxen ist,) erhalte, als der der Ärzte. Für Gottes- und Rechts-Gelehrte, die sich auszeichnen, giebt es vom Staate errichtete Bedienungen, die gewöhnlich hinlänglichen standesmäsigen Unterhalt gewähren, den ihnen kein Nebenbuhler bis zum letzten Athemzuge rauben kann; allein für Ärzte giebt es dergleichen nicht, so, dass sie für ihre, der Menschheit und dem Staate geleisteten Dienste bey eintretendem Alter und sich immer mehr vermindernder körperlicher Stärke, bey eigenen Krankheiten u. s. w. in Gefahr kommen, darben zu müssen, oder die Ihrigen in Armuth zu hinterlassen, falls sie nicht zufällig eigenes Vermögen haben. 2 Capitel. *Von dem hohen Werthe der empirisch-rationalen Heilkunde und ihren grossen Verdiensten um das Lebensglück der Menschen. Bestreitung der ihr gemachten Vorwürfe.* Man kann diesem Gegenstand allerdings seinen Platz hier nicht wohl ganz versagen: Allein besser hätte er wohl zur Einleitung überhaupt gepasst. Auch ist er oft zu weitläuftig gerathen. Namentlich hätte bey den von S. 179—235 umständlich erzählten Krankengeschichten manche Abkürzung hier Statt finden können. Es ist doch (S. 258 f.) nicht bloss ein Werk der Medicin, dass die Lustseuche so viel von ihrer zerstörenden Wuth verloren hat. Vieles kömmt auf Rechnung des veränderten Charakters des Übels selbst. Empörend wäre es, wenn es gegründet seyn sollte, was man S. 261 lieset, dass man in dem letzten Kriege zwischen Österreich und Frankreich die österreichischen Feldärzte und Chirurgen mit Arreststrafen und dem Profos bedrohet habe, wenn sie die kranken Soldaten nicht nach dem brownschen Systeme behandelten. Hätten denn jene alle so klein gedacht, nicht auf der Stelle ihren Abschied zu nehmen? — Cap. 3. *Über die grosse Wichtigkeit des Apothekerwesens, seine vielfältigen Mängel, die Ursachen davon, und über die Nothwendigkeit der Verbesserungen; nebst Vorschlägen hiezu.* Über die Taxe schlüpft der Vf. S. 281 zu geschwind weg. Es ist zwar wahr, dass diese Materie in neueren Zeiten so sehr (?) beleuchtet ist: aber uns dünkt immer noch, dass die Gläser in den Leuchten nicht rein genug gewesen sind, und man sich mitunter gefärbter Gläser dazu bedient hat. — Ein auffallendes Beyspiel S. 297 bestätigt die schon oft gerügte Schädlichkeit des sogenannten Handkaufes. Ehe dieser nicht gänzlich gehemmt werden kann, lässt sich von den Receptbüchern (S. 298. 308), über die bereits so Manches dafür und dagegen geschrieben worden, schwerlich der erwartete Erfolg nur einigermasen hoffen. Gern hätten wir hier etwas über die neuerlich in Anregung gebrachte Frage gelesen: „*wem die bezahlten* Recepte gehören?" Was S. 309 ff. gegen die allgemeine Einführung der neuen Terminologie und von *Lentin* in der Vorrede gesagt wird, ist unserer Überzeugung nach sehr zu beherzigen. Einen anderen Gegenstand, der oft genug, doch fast immer nur einseitig, abgehandelt worden ist, nämlich die sogenannten Neujahrsgeschenke, übergeht der Vf. mit Stillschweigen. Cap. 4. *Über die Wundarzneykunst, die Trennung derselben von der Medicin; die Unvollkommenheit und Ungeschicklichkeit der meisten Wundärzte, die Ursachen davon, und über die Mittel zur Verbesserung und Vervollkommnung derselben.* Bey Gelegenheit der hier beschriebenen *Pepinière* zu Berlin sagt Hr. L. in der Vorrede mit Recht, dass eine solche Anstalt in ihrem ganzen Umfange nur allein für grosse militärische Staaten anwendbar sey. Cap. 5. *Über das Hebammenwesen, seine Wichtigkeit und Nützlichkeit für den Staat, und über die grossen Mängel desselben in manchen Ländern. Vorschläge zu Verbesserungen.* Nachahmungswerth ist das, seit 1787 im Fürstenthume Osnabrück zum Fonds für den Unterricht der Hebammen und ihre Unterhaltung während der Lehrzeit bestehende Gesetz, dass jedes Brautpaar vor seiner Trauung, nach Masgabe seines Vermögens, eine bestimmte Summe, Honoratioren nach Belieben, (?) der Kaufmann, Voll- und Halberbe unter den Bauern 1 Thlr., der Erb- und Markkötter 16 Gr., und der Heuermann 12 Gr., an die Hebammencasse bezahlen muss.

Th. II. Cap. 6. *Über die übermässige Vervielfältigung der Ärzte in manchen Ländern, deren Ursachen, und über deren grossen Nachtheil für die leidende Menschheit und die medicinische Kunst.* Ganz der Erfahrung gemäss, rechnet der Vf. unter die Ursachen hievon auch die „neue, so consequent scheinende" brownische Lehre, welche Manchen in das Fach der Ärzte zu locken scheint, der sonst wohl nie dessen Grenzen berührt haben würde. Aber die, unserm Bedünken nach hier ebenfalls sehr in Anschlag mit zu bringende, grosse Nachsicht mancher Facultäten, finden wir hier vergessen. Eben so hätte die, wenn wir nicht irren, 1788 erlassene k. k. Verordnung, dass jährlich in Wien, wegen Überflusses an jungen Doctoren, nicht mehr als sechs inländische Candidaten, die noch dazu *primam classem* haben müssen, promovirt werden sollen, und das zu Pavia übliche Gesetz, dass kein Eingeborner die Arzneywissenschaft studiren darf, der nicht zuvor dargethan hat, dass sein Vermögen hinreichend ist, ihn einige Jahre nach der Promotion anständig zu versorgen, angeführt und beurtheilt zu werden verdient. Zweckmäsig ist die im Münsterschen eingeführte Ordnung, dass das *Collegium medicum* den jungen Ärzten den Ort bestimmt, wo sie sich niederlassen sollen; vorausgesetzt, dass sie bey entstandenen Vacanzen an etwas

bessere Orte versetzt werden. Der Vorschlag, junge von der Akademie abgehende Ärzte bis zu ihrer Anstellung (etwa wie nach der Verordnung vom J. 1785 im Brandenb.-Onolzbachischen) erfahrenen praktischen Ärzten als Gehülfen zuzugesellen, scheint nicht leicht gesetzmäsig ausführbar zu seyn, und würde unter anderen vielleicht auch die vorherige Herstellung akademischer unterer Grade erfodern. Ausführbarer und besser wäre der andere Weg, sie bis dahin in öffentlichen Krankenhäusern die Stelle eines Assistenten bekleiden zu lassen, wenn nur jedes Land so viele oder grosse Hospitäler hätte, als dazu nöthig seyn möchten. Cap. 7. *Über die Bildung junger Ärzte, die Bildungsanstalten für dieselben, und über deren und der Lehrer Fehler und Mängel. Entwürfe und Vorschläge, diese zu verbessern.* Ein vortrefflicher Abschnitt, dessen Inhalt nie genug beherzigt werden kann. Nur halten wir den Vorschlag, die lateinische Sprache wieder für die *Vorlesungen* einzuführen, nicht in dem Grade für zweckmäsig, als der Vf. ihn dafür hält. Es ist wahr, dass dadurch mancher zum Studium der Alterthumswissenschaft genöthigt, mancher Unfähige etc. ganz von diesem Fache abgehalten werden würde. Aber eben so wahr ist es auch, dass es den angehenden Lehrling in der Arzneykunde stört und irrt, wenn er zu gleicher Zeit auf drey verschiedene Dinge, wissenschaftliche Sätze, Kunstwörter und Sprache, achten muss; zumal, wenn der Lehrer sich bestrebt oder gewohnt ist, nicht gut, sondern schön zu sprechen, wie einst *Brendel, Plaz, Bose* u. s. w., und vielleicht desswegen den Schüler oft durch seinen Periodenbau u. s. w. zerstreuet. Der Rath, die akademischen Prüfungen und Promotionen unentgeltlich verrichten zu lassen, um manche Facultäten von möglichen Versuchungen zu befreyen, verdient ernstliche Prüfung. Sollte aber dann nicht allenfalls gar zu leicht Indolenz u. s. w. an die Stelle der letzteren treten? Cap. 8. *Über die Nothwendigkeit der Eintheilung eines Landes in medicinische Physikat-Districte, und den grossen Vortheil davon für die Sicherheit des Lebens und das Glück der Menschen und des Staats. Grundsätze zur Organisation derselben. Eigenschaften, Pflichten und Geschäfte der Physiker.* Der Vorschlag, Jedem, der in Krankheiten einen anderen, als einen privilegirten und tüchtig befundenen Arzt oder Wundarzt gebraucht habe, nach seinem Tode bey seiner Beerdigung die gewöhnlichen Solennitäten zu verweigern, ist unausführbar, eben weil er, bey aller Strenge, zu viele Mittel, das Gesetz zu illudiren, übrig läst. Cap. 9. *Über Collegia medica, als nöthige Ober-Inspections-Institute über die Medicinal-Sachen und Personen in einem Staate; und über die Grundsätze, nach welchen sie eingerichtet werden müssten. Eigenschaften der Mitglieder, Pflichten und Geschäfte des Ganzen.* Cap. 10. *Über den grossen Werth der Gesundheit und des Lebens, die Heiligkeit und Wichtigkeit des Berufs der Ärzte, Wundärzte, und Apotheker, und über die Nothwendigkeit der Policey-Aufsicht auf den sittlichen Wandel und die Pflicht-Handlungen aller Medicinal-Personen.* Es kömmt hier mancher Gegenstand wieder vor, der schon oben hie und da berührt worden. Vieles würde hinter dem zweyten Capitel des ersten Theils, als Transitus, zweckmässiger gestanden haben. Cap. 11. *Von der Vortrefflichkeit öffentlicher Hospitäler, als Zufluchtsörter und Heilungsanstalten kranker Menschen, als praktische Schulen für junge Ärzte, Geburtshelfer und Wundärzte, und als vorzügliche Quellen und Mittel zur Vervollkommnung der Heilkunde.* Unter anderen wird hier der Vorzug der Hospitäler vor Krankenbesuchanstalten, unserer Meinung nach sehr richtig, dargestellt. Zwar nicht neu, aber gewiss einer noch öfterern Wiederholung werth, ist die Auffoderung, die vielen in einzelnen, selbst kleinen, Städten Deutschlands noch aus den Zeiten des Aussatzes und der Pest übrigen, nachher mit den Armenfonds verbundenen oder zu Beguinenhäusern u. s. w. eingerichteten Siechenhäuser zu Krankenhäusern umzuwandeln. Zudem, was S. 294 unter anderen Missbräuchen in Hospitälern auch im Vorbeygehn von der Verpachtung gesagt ist, wird der Vf. seit einiger Zeit ohne Zweifel Gelegenheit genug gehabt haben, neue und viele Beyträge zu sammeln.

Aus der bisherigen Anzeige der Capitel erhellt, dass das Ganze einen *commentarius perpetuus* über eben so viele Gegenstände aus der medicinischen Policey ausmacht, dass aber auf dem Titel die Worte „und Policey," mit Unrecht ihren Platz behaupten, da dieselbe noch so unendlich Vieles in sich begreift, was ausser dem Plane des Vfs. lag. Von ganzem Herzen stimmen wir inzwischen dem Wunsche bey, den *Lentin* in der Vorrede so herzlich äussert, „dass Fürsten und ihre Räthe diess Buch *selbst lesen* und (nach genauer Erwägung und Prüfung aller Umstände, auch ihres Locale,) „die erwünschtesten Entschlüsse daraus auffassen und in Thätigkeit setzen mögen!" Ist diess nur erst in Ansehung der abgehandelten Capitel geschehen: so ist die zweckmässigste Anordnung der übrigen Gegenstände der medicinischen Policey eine Kleinigkeit. Möchte doch dieser glückliche Stern bald überall über ihr aufgehen, die bisher leider meistens nur für Äsculaps Bastard gilt! —

Zu einer etwanigen zweyten Auflage möchten wir dem Vf. das Studium, so viel möglich, aller einzelnen, selbst in den kleinsten Ländern zum Theil publicirten Medicinalverordnungen empfehlen. Auch die geringste enthält oft ein Goldkorn, das in weitläuftigeren vielleicht übersehen worden, aber nach etwaniger Läuterung sich vollkommen bewährt. Und wie viele Resultate lassen sich nicht oft aus der Vergleichung derselben mit der Wirklichkeit in dem Lande, in welchem sie emanirten, ziehen! Selbst in demjenigen, das der Regel nach und, wie es scheint, auch bey dem Vf., dafür gilt, die vollkommenste Medicinalverfassung zu haben. — Die Schreibart des Vfs. ist gut und lebhaft, aber nicht immer edel und gewählt genug, manchmal an's Unanständige grenzend, und oft affectirt.

L. . c.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 JULIUS, 1808.

NATURLEHRE.

Landshut, b. Krüll: *Über das Leben und seine Erscheinung*, von Dr. *Karl Eberhard Schelling*. 1806. 8. (18 Gr.)

Hr. *S.* fasst die Darstellung des Lebens von einem Gesichtspunct, welcher, weiter verfolgt, der Wissenschaft sehr fruchtbringend werden muss. Er zeigt nämlich in der Einleitung, wie das absolute Wesen des Lebens erst dann recht klar werden kann, wenn die Seelen oder Monaden der einzelnen Lebensweisen selbst in ihrer Ursprünglichkeit und ewigem Verhältniss unter einander, und somit auch zum schlechthin Absoluten erkannt sind, da nur in diesem Fall das Entsprechende der urbildlichen und gegenbildlichen Welt bestimmt aufgefasst werden mag, kraft der heiteren und anschaulichen Vermittlung jener einzelnen Seelen, die sich, je schärfer man die Merkmale der Unterscheidung fasst, um so klärer vernehmen lassen, und ohne Hemmung in der Seele alles Lebens auflösen. Wie sich nun unter solcher Leitung der Process des Lebens verhalte; wie sich das Leben gestalte und wandele, und in einem grossen fortgehenden Zeugungs- und Zerstörungsact beständig neue Formen und Gestalten aufsteigen, und der ganze Lebensprocess darauf hinstrebe, den urbildlichen Organismus in seiner Reinheit darzustellen: diess ist nach jener die nächste Betrachtung in dieser Schrift. Der Blick muss hiebey auf die Coëxistenz des allgemeinen grossen Bildungsprocesses mit dem specifischen Entwicklungsgesetz, das jedem besonderen lebenden Wesen vorgesetzt ist, fest gerichtet seyn, so dass hierin Harmonie erkannt werde, nicht bloss vermuthet oder angedeutet. Diese Aufgabe hat der Vf. sich vorgesetzt; und wenn wir die Art betrachten, wie er hievon als von innigst befreundeten Dingen, wie er ferner von der Unverletzbarkeit der Seele und ihrem Hingewandtseyn zu höheren Dingen, von der Beziehung der realen Dinge mittelst der Leidenschaft, dann von dem Leben der Pflanzen, der Thiere, des Menschen, im Allgemeinen sie bezeichnend, in der Einleitung geredet hat: so dürfen wir im Voraus darauf zählen, den Theilnehmenden auch vom Fortgang der Schrift dasselbige sagen zu können. Denn es ist die Art und Weise eines solchen Gemüthes, dass es einmal aufgeschlossen für die Natur, alsbald in ihre tiefsten Tiefen blickt, und eine nur in der Zeit mögliche Weise geborne und ausgedrückte Schrift, wie ein zwar für den Augenblick wohl passendes, aber vergängliches Kleid, von sich abwerfend, lieber in der innern Welle des Ewigen sich badet; daher wir denn überzeugt, dass, wenn auch hie und da etwas erinnert werden könnte, jede Erinnerung am besten aus eigener Besonnenheit und immer tieferer Selbstbildung stammt, nur darstellend von dieser Schrift reden können, um aus den abgestreiften Hüllen schon zu erkennen, was von der weiteren Entwickelung des Vfs. noch zu erwarten steht.

Das Leben ist nur durch intellectuelle Anschauung zu fassen: die Idee des Lebens fällt mit der des Absoluten vollkommen in Eins zusammen. — Alle andere Art, das Leben aufzufassen, ist einseitig. Es giebt also kein Princip des Lebens, das höher als es selbst wäre, vielmehr ist dasselbe ganz durch sich selbst gesetzt. Aus dieser Einheit hervorwachsend, und in ewiger Gegenwart derselben, mag sich das Leben als Thätigkeit oder Seyn entwickeln, und verschiedene (doch im Wesentlichen immer dreyeinige) Ansichten darbieten. Kraft der Einheit wandelt sich alle Möglichkeit in Wirklichkeit, und diess ist der schöpferische, alles belebende Zeugungsact der Welt. In diesem ist auf zeitlose Weise die Natur, der Reflex des Realen, welches dem Absoluten gleich ist. Es muss also das ganze Reale in ihr ausgedrückt seyn; so ist es auch mit der Geisterwelt, welche der Reflex der Form des Absoluten in der wirklichen Welt ist. Wie daher die Natur durch ihr äusseres Leben, so muss jene auch durch ihr inneres den ganzen Weltorganismus in sich repräsentiren. Beide sind nicht verschieden, sondern nach *einem* Gesetz, dem der Einheit von Thätigkeit und Seyn, entstanden. Alle die mannichfaltigen Formen, in welchen wir die absolute Form des Lebens abgespiegelt sehen, sind die Folgen jener beiden Urreflexe des Lebens, die sich in der gegenbildlichen Welt fixirt haben, nämlich der des inneren u. des äusseren, des geistigen und natürlichen Lebens. So werden demnach nicht nur jene beiden Urreflexe, sondern auch die Reflexe dieser sich dem wirklichen Daseyn einverleiben u. s. f., bis dass in der gegenbildlichen Welt *actu* dasjenige nachgebildet ist, was in der schlechthin urbildlichen vorgebildet ist, und so die Absolutheit der einen in der anderen sich durchdringt. In der gegenbildlichen Welt kann man erst dann die Realisirung der Absolutheit der urbildlichen darthun, wenn ein Punct aufgezeigt werden kann, wo die beiden Relativitäten des äusseren und des inneren Lebens, die sich in derselben fixirt haben, durchaus aufgehoben und in Eins geschmolzen sind, wie im Absoluten selbst. Um diesen zu treffen, werden wir die Stufen verfolgen, auf denen sich das äussere Leben in innerliches, das natürliche ins geistige verwandelt. Im Natürlichen aber ist ursprünglich auch das

JENAISCHE

ALLGEMEINE

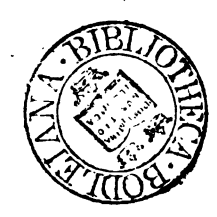
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1808.

FÜNFTER JAHRGANG.

DRITTER BAND.



JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1808.

Lebensgenuſs iſt ein beſtimmter Moment der Realiſirung der Idee eines beſtimmten Organismus, und ein Beweis, daſs der Erregungs- und Bildungs-Proceſs auf eine dem Keim adäquate Weiſe, von Statten gehen. Nur jene von auſsen erzeugten Bilder, welche zwiſchen die Wahl und die Erregung kein Miſsverhältniſs in Bezug auf den Keim bringen, vermögen zu einer fruchtbaren Zeugung zu gelangen; was anders wirkt, mindert den Lebensgenuſs, und ſomit auch die Entwickelung, zieht den Organismus als Wahnbild von ſeinem Vorbild ab, und er müſste ſich ein neues Vorbild ſchaffen, und einen neuen Keim erzeugen können, wenn er die von den falſchen Bildern gefoderte Entwicklung vollbringen wollte. — Das Medium der Mittheilung zwiſchen der organiſchen und unorganiſchen Natur iſt die Atmosphäre, welche als urſprünglich rein betrachtet, weder zur einen noch zur anderen gehört, ſondern bald hier bald dorthin neigt. Alle Extreme des Organ. und Unorgan. ſtrebt ſie zu äquivoken Zeugungsproceſſen umzuſchaffen, denn das Einſeitige iſt ihr zuwider. Auch die Wirkung der äuſseren Dinge und alle Wechſelverhältniſſe ſind atmosphäriſch bis ins Kleinſte, d. h. ſie ſind alle in dem groſsen Medium reflectirt, und ſchweben darin zu neuer Individualiſirung. Eine ſo reine Atmosphäre, wie hier gefodert wird, iſt die *Aura coeleſtis* — in der unorganiſchen Natur das äuſsere Licht (als das ihr eingeborne lebendige Geſetz) — in der organiſchen das innere Licht (die Phantaſie). — Was nun weiter vom concreten Organismus geſagt wird, iſt vortrefflich, da insbeſondere das Eigenthümliche der Concreſcenz der Reflex des Succeſſiven der Entwicklung im Raum — der Antagonismus vor Augen geführt wird, welcher durch den geſammten Erregungs- und Entwicklungs-Proceſs durchgreift, und die Lebensalter immer rhythmiſch wiederholt: ſo daſs hieraus das groſse Phänomen des Schlafens und Wachens (wir möchten hinzuſetzen auch des Träumens,) allein begreiflich wird. Es folgen nun ſcharfſinnige Erklärungen vom höheren und niederen Sinn, von dem entſprechender willkührlicher und unwillkührlicher Bewegung, von dem Medium der Reſpiration zwiſchen beiden, von der Selbſtſtändigkeit des durch die Nerven-Function geſchaffenen Bildes, von der Verwandlung der Empfindung in Bewegung, von der Feindſeligkeit zwiſchen realem und idealem Bildungsproceſs, und der zwiſchen beiden ſchwankenden organiſchen Bildung u. ſ. w. Es zeigt ſich überall, wie die lebendige Natur des Organismus die feſteſte Wahrheit und den ſchönſten Zauber uns ſehen läſst, und die Mährchen der Feenwelt ſich hier oder nirgends dem realiſiren, der nur die Entſchloſſenheit hat, ſich den Wundern hinzugeben und das eigene Innere daran zur Wunderkraft zu entzünden. — Von demſelben Punct der Eigenthümlichkeit, worum ſich dieſe ganze Darſtellung des Organismus dreht, betrachtet der Vf., wie zu erwarten war, auch den Urſprung und die Natur der Krankheit. Die Potenz iſt ihr nie unterworfen, nur im Keim iſt Veränderung möglich, von da kann die Abweichung beginnen nach der Seite des Veränderlichen hin (in ſtets zunehmender Concreſcenz oder Verkörperung des Krankhaften), ſo daſs im Verhältniſs des zunehmenden Antagonismus der Lebensalter und der Widerſpenſtigkeit des Concreten die Entwickelung der Krankheit rückwärts bis zum Keime zunimmt, und in demſelbigen Maſse die Entwickelung des Eigenthümlichen vorwärts in den beſonderen Lebenslauf gehemmt werden muſs. Die Krankheit iſt alſo nicht abſolute Negation aller Entwicklung, ſondern Verſuch zur Poſition einer beſondern neuen (dem Individuum als ſolchem nicht geziemenden) Entwicklungsart und Gegenſtreben gegen dieſen Verſuch von der anderen Seite, d. h. von Seiten des auf die Potenz gerichteten, und in ihrer Anſchauung haftenden Keims. Die unmittelbaren Folgen jeder Krankheit ſind, nach innen betrachtet, Abfall vom Keim (ob dieſs Folge ſey, möchten wir bezweifeln) und Abolirung des ſubſtantiellen Verhältniſſes zur Auſsenwelt. Das Ende jeder Krankheit iſt entweder Wiedereinſetzung des Organismus in ſeinen vorherigen wahren Entwicklungsgang, oder vollkommene Aufhebung des letzteren, oder Fixation des widernatürlichen Entwicklungsproceſses in dieſem oder jenem Glied und unvollſtändige Rückkehr zum natürlichen Gang in den anderen (vollſtändig kann ſie niemals ſeyn). Die Möglichkeit des Abfalls des Organ. von ſeinem Keim liegt in der Veränderlichkeit des Verhältniſſes ſeiner Factoren zu einander: Receptivität und innere Function gerathen in Miſsverhältniſs; dieſs iſt die Bedingung der Krankheit (welche oft lange im bloſsen Erregungsverhältniſs ſchwankt, ehe ſie Bild und Geſtalt gewinnt, was eben *Brown* verleitete, ein ſolches Schwanken für das *Weſen* der Krankheit ſelbſt zu halten). Phyſiologie zeigt den Vorgang, Pathologie den Rückgang der Entwickelung und der Geſundheit, woraus erhellt, daſs die Krankheiten um ſo gefährlicher werden, je mehr ſie rückwärts ſchreiten, d. h. je näher ſie dem Keim des Lebens kommen (je mehr Bedeutung alſo die Abweichung von der Potenz, die Hinſicht bloſs aufs Veränderliche gewinnt, und ſelbſt der Keim zum Abfall von dieſer ſeiner Idee, d. h. zum Tod verführt wird). Die Potenz beharrt ewig im urbildlichen Leben; das Sterbliche ſteht in anderen Geſtalten wieder auf.

Wen ſolche Anſichten nicht erwecken, immer tiefer einzudringen in die Natur, der beſitzt nichts, das zu erwecken wäre. Wie vieles wird ſich, wenn noch mehrere ſolcher Verſuche beſtanden ſind, für die heilende Kunſt aufſchlieſsen, wovon man vor unbeträchtlicher Zeit noch keine Ahndung hatte, wohl aber in früheren Betrachtungen manches vorbereitet war!

K. J. W.

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Hertel: *Katechetiſches Handbuch* über das vom Hn. Dr. *Roſenmüller* herausgegebene *chriſtliche Lehrbuch*. 1808. 3ter Th. 3tes, 4tes St. in fortlauf. Seitenzahl 250 S. 8. (20 Gr.) S. Recenſ. der beiden erſten St. 1806. No. 108.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 JULIUS, 1808.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Museum der Alterthumswissenschaft.* Herausgegeben von *Friedrich August Wolf* und *Philipp Buttmann.* Ersten Bandes erstes Stück. 1807. IX u. 145 S. Zweytes Stück. 1808. 149—312 S. nebst 3 Kpft. (1 Thlr. 18 Gr.)

Eine Anrede an *Goethe*, „den Kenner und Darsteller des griechischen Geistes," im edelsten Styl ausgesprochen, eröffnet einfach und würdig das Unternehmen, zu welchem sich der erkohrene Priester im Tempel des Alterthums mit einem gleichgesinnten Genossen vereinigte. Keine neuen und ausgesuchten Gedanken prangen in den kraftvollen Worten; aber was jeder Deutsche bey dem Gedanken an den „würdigsten unserer Edlen" fühlt, ist klar und rein in Worte gefasst, und athmet den Genius, dem es geweiht ist, in dessen alte Propyläa es das neue Geschlecht vorbedeutend einführt. Und eben so müssen wir die grössere Abhandlung, die eigentlich der Gegenstand unserer gegenwärtigen Betrachtungen seyn wird, charakterisiren, wenn sie auch weniger fleissig im Einzelnen und, ihrer Bestimmung gemäss, in grösseren Verhältnissen gearbeitet ist.

Wer das Geistvolle, Originale, Tiefgedachte nur nach dem Verhältniss relativer Neuheit zu erkennen weiss; wem also ein Paradoxon, das irgend eine Trivialität wunderlich und fremd beleuchtet, mehr gilt, als das Sonnenbild der Wahrheit, aus dem klaren Spiegel einfacher Darstellung rein zurückgestralt: der wird das Werk, von dem wir reden, vielleicht mit der hochfahrenden Überzeugung aus der Hand legen, alles das hier Gesagte längst selbst gewusst und gedacht zu haben; er wird höchstens die so leichtfassliche und doch ihrer wissenschaftlichen Würde keinen Augenblick durch sogenannte Popularität entsagende Sprache preiswürdig und heutiges Tags besonders nachahmungswerth finden.

Wenn in einem jeden Werk schöner Kunst das Grosse und Eigene des Gedankens, die Kraft selbstständiger Erfindung im Künstler zuerst ergreift, und dem Werk seinen unveränderlichen Werth in seiner [illegible] Existenz sichert: so soll man sich wohl hüten, dieselben Foderungen auf eine wissenschaftliche Darstellung, überhaupt in das Gebiet abstracten Erkennens und absoluter Wahrheit hinüberzutragen. Was dort billig als erstes und höchstes Verdienst anerkannt [illegible] würde hier tadelnswerth und zweckwidrig seyn.

Die Wissenschaft strebt dem Auffinden des ewig Wahren, des also jedem menschlichen Geist Eingeborenen, nicht, erst durch irdische Kraft zu Bauendem und zu Schaffendem, mit schöner Aufopferung des Individuellen, zu. In der Kunst hingegen verklärt sich die frey producirende Kraft des Menschen, und wenn auch hier *das wirkende Individuum* ebenfalls verschwinden soll, so bleibt doch *das Individuelle des Geschaffenen*, das keine andere Existenz hat, als seine Individualität. Die Darstellung dagegen (als solche betrachtet, und ohne Rücksicht auf das mit ihr vereinbare künstlerische Verdienst, dessen Erwägung für sich bleibt, und hier die Standpuncte verwirren würde) hat ihr Ziel nicht in sich selbst, denn es ist unerschaffen und ohne Aufhören. Demnach muss dem bis in den Sinn der Entwicklung gedrungenen Geist die Entwicklung selbst verschwinden. Die Form ist nicht *Zweck*, nur *nothwendiges Mittel*, und der innenwohnende Gedanke strebt, je eher je lieber an die Stelle des einstweilen zugelassenen Repräsentanten zu treten. Je vollkommner diese Auflösung, diese Vernichtung der Darstellung durch das Dargestellte möglich ist; desto vollendeter war das Mittel, zu letzterem zu gelangen. Es folgt also, dass — bey übrigens gesunden Denkorganen — in dem wissenschaftlichen Buche, das einen individuellen Eindruck hinterlässt, der Gährungsprocess noch nicht vorüber ist, weil es selbst etwas dem ähnliches hervorbringen konnte: was indess keineswegs als unbedingter Tadel verstanden werden soll. Denn nur auf übereilte Publicirung würde ein Werk, das dieser Tadel träfe, ohne Ausnahme deuten; ein Missgeschick, das vor andern die Alterthumswissenschaft bisher getroffen hat, s. *Wolf S.* 7. 8. Kaum kann daher eine Schrift, die allgemeine Ansichten von einem wissenschaftlichen Gegenstande enthält, durch etwas mehr empfohlen, und höher gepriesen werden, als durch die Anmassung solcher, die nach Lesung desselben überzeugt sind, in sich selbst eine dergleichen vollständige Anschauung getragen zu haben. Gewissermassen haben sie es auch wirklich, dem zufolge, was wir als Bedingung wissenschaftlicher Untersuchung angegeben haben: aber ihre naive Überzeugung von der Gleichheit ihrer auffassenden Thätigkeit mit der entwickelnden des philosophischen Führers erinnert an den Sklaven im platonischen Menon, von dem Sokrates sich — freylich mit handgreiflicher Ironie — geometrische Probleme deuten lässt.

Nur ein ausserordentlicher Geist ist fähig, die

mannichfachen Disciplinen, die erst in ihrer Vereinigung ihren Werth aussprechen, so innig zu verweben zu dem bezweckten Ganzen, dass dieses in seiner Vollendung auch von dem untergeordneten Geiste erkannt wird, dem die Kraft gemangelt hatte, selbst durch alles Einzelne und Zerstreute ununterbrochene Wege zu ebnen; und sich zu gestatten, was er nun leicht auseinandernehmen und wieder nachconstruiren kann. Nur der edelste, des höchsten Zieles gewisse Sinn vermag es, freywillig ehrender Bewunderung entsagend, sein Jahrhundert und die folgenden, über die Tiefen seiner Erudition und Genialität hinweg, unverrückt dem Wahren und Rechten entgegenzulenken, unbekümmert, ob auch ein jeder sich im Hafen dankbar des ruhigen Leitsterns erinnern wird, dessen eigenthümliches Licht es verschmäht, durch Weltenbrand erleuchtend sein Daseyn kund zu machen. Es ist der Gipfel der Weisheit, anstatt Lehre und Rath über den Bedürftigen auszuschütten, ihn innerlich anzuregen, dass er leicht und sicher an wenige, anspruchlose Grundzüge, die ihm gegeben wurden, das Einzelne selbstthätig anknüpfe, und nach einmal gezeigter Richtung frey in derselben vorwärts schreite. Denn nur das genetisch vor unseren Augen sich Zusammenfügende wird in allen seinen Beziehungen begriffen, und kann wieder fruchtbringend werden. — Dieser ächt antike Sinn, dem der Genuss am Darstellen genügt, sogar der Ironie entkleidet, die sonst so gern die Parole bleibt, an der sich grosse Geister kenntlich machen, ist die Seele der *Wolfischen* Abhandlung, und würde allein für ihren Werth bürgen.

Da die ganze Schrift nur Andeutungen enthalten sollte, s. S. 109: so musste die Betrachtung am Allgemeinsten verweilen: es lässt sich also nur vom äussersten Gipfel das Untergeordnete überschauen, nichts Einzelnes hingegen herausheben, bezweifeln oder hinanpassen, ohne die Symmetrie des schönen Ganzen entweder zu verkennen, oder aufzuheben. Da uns also nur das Excerpiren, das wir gar gern anderen gelehrten Blättern überlassen wollen, übrig bleiben würde, wenn wir Proben und specielle Mittheilungen aus der gegenwärtigen Schrift geben wollten: so genügt es uns, *das letzte Ziel* aller in Eins verbundenen antiquarischen Bemühungen, das, was die eleusinischen Mystagogen *Epoptie*, Anschauung des Heiligsten, benannten, mit *Wolfs* eigenen Worten S. 124, 125 zu bezeichnen als *die Erkenntniss der alterthümlichen Menschheit selbst, welche Kenntniss aus der durch das Studium der alten Überreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten, bedeutungsvollen National-Bildung hervorgeht.* Nicht als ob damit etwas Neues und Unerhörtes gesagt wäre; sondern um den Punct zu bezeichnen, bis zu dem der Vf. seine Untersuchungen geführt hat. — Die Frage, wozu nun aber diese Kenntniss wieder führe, ist nicht beantwortet, und weislich dem Sinn und Gefühl jedes Lesers anheimgestellt. Dass eine solche Frage geschehen könne, darf wohl kaum gradehin geleugnet werden: aber es giebt auch Fragen, die zu beantworten unter der Würde ihres Gegenstandes ist; Fragen, die nicht beantwortet werden können, weil der Fragende sich selbst als unfähig bekennet, das Object mit eigener Geisteskraft zu erfassen. Hier würde überdiess ein weiteres Vordringen sogleich über die vollkommen erreichten Grenzen der Wissenschaft hinaus führen, in ein Gebiet, das seine eigene Behandlung fodert und verdient.

Ein jedes vortreffliche, über seine Zeit erhabene Werk ist im gewissen Sinne, auch ohne es zu wollen, polemisch. *Friedr. Schlegel* hat die Bemerkung schon von *Goethe's* Dichtungen gemacht, und darunter gewiss den *Triumph der Empfindsamkeit* oder den *Meister* nicht mehr als andere frühere, namentlich die Monologe im *Egmont*, verstanden. Die *Wolfische* Darstellung, die zum ersten Mal alle Stralen der Alterthumswissenschaft in Einem Mittelpunct gesammelt zeigt, kann aber noch in zwey anderen Hinsichten, die eben soviel wesentliche Verdienste sind, polemisch genannt werden, ohne doch eine wirklich polemische Tendenz zu haben, die dem klaren und organischen Zusammenhange, der durch keine Auswüchse gehindert werden durfte, keinesweges angemessen gewesen wäre. Denn erstlich dürfte der in neuen und neuesten Zeiten unternommenen Himmelsstürmerey der Herren *Hensel*, *von Massow*, *Salzmann*, *Seidenstücker*, *Trapp u. a.*, die das Alterthum entweder *par renommée* oder apriorisch kannten, und mit edler Furchtlosigkeit beurtheilten, (ausdrückliche Erwähnung derselben S. 81 Anm.) durch *Wolf* ein entschiedneres Ende gemacht seyn, als es einigen früheren Wohlgesinnten, *Rehberg*, *Gedike'n*, *Resewitz* u. a. hat gelingen wollen. Die genannten Gegner classischer Studien wurden gewiss von guter Absicht geleitet, und nur durch Mangel hinlänglicher Kenntnisse, durch beschränkte Ansicht, und durch verschrobene Begriffe vom Menschenberuf zu ihren zum Theil lächerlichen Ausfällen veranlasst. Wer aber nach Lesung der *Wolfischen* Darstellung, welchem anziehenden Geschaft sich Niemand entziehen darf, der von nun an Gedanken über das Alterthum haben will, bey den alten Irrthümern halsstarrig verweilen, und, taub gegen die Stimme der Wahrheit, in Mönchsfanatismus gegen die heiligsten Blüten der Gottheit zu wüthen fortfahren sollte: dem würde keine fernere Entschuldigung zu Statten kommen. Er würde für das, was er *ist*, auch *gelten* müssen, für einen Feind der Menschheit aus kalter Selbstsucht, für einen tückischen Verfolger *der* Freyheit, die nicht an rothen Mützen ihrer Kraftäusserungen Ziel findet, sondern, frey von lästiger Form, unter jeder Staatsverfassung grünt und gedeiht, wo Selbstständigkeit, uneigennützige Liebe und Gemeinsinn das Scepter führen. Denn für *diese* Freyheit würde jeder, der Milch des Alterthums sog, mit Freuden Blut und Leben aufs Spiel setzen. — Dass *Wolf* solche Gefühle in Anspruch zu nehmen vermochte, sey uns Bürge dafür, dass das Jahrhundert ihn zu fassen fähig, und das Gefasste lebendig im Herzen zu bewahren, bereit ist.

Aber nicht allein gegen die Verächter des Alter-

thums, auch — was dem ersten Blick sonderbar scheinen kann, — gegen einen guten Theil seiner erklärtesten Verehrer und werkthätigsten Anbauer sind sichertreffende Geschosse gerichtet. Freylich nicht gegen des Verfassers würdige Genossen, deren unsere Nation und Zeit nicht wenige zu nennen im Stande seyn würde, sondern gegen die Schaaren von Verkappten, die sich mit einem edeln Namen schmücken, und unter seinem Deckmantel ihrem Eigennutz, ihrer Eitelkeit oder auch, was das Gewöhnlichste seyn mag, einem altgewohnten Tagewerk, das zu lieben sie wirklich meinen (Vorr. VII), in dumpfer Unbesinnlichkeit vegetirend leben. Wie manchem philologischen Schriftsteller von Namen, dem es nicht an Muth, Aufrichtigkeit und Unbefangenheit gebräche, den Aufsatz mit steter Beziehung auf sich selbst zu lesen, würde schon bey dem Theile, der das Gebiet des Alterthumsforschers absteckt, S. 30—82, bange werden wegen seiner philologischen Seligkeit! Und wie würde noch mehreren, bey den mit hoher Energie ausgesprochenen Ansichten vom Zweck dieser Wissenschaft ums Herz werden? — Kaum weniger zaghaft als denen, die ein langes Leben durch Wüstheit und leere Unbedeutendheit mit erdwärts gesenkten Sinnen hinschleppten, bis ein grosses Ereigniss sie plötzlich aufschreckte, dass sie empor blickten, zitternd nach einer uraltheiligen Bestimmung forschten, und endlich schaudernd ihren trägen Leichtsinn und ihr gräfsliches Nichtseyn erkannten.

Aber freylich nicht Jedem dürfen wir diese Redlichkeit der Gesinnungen zutrauen, weil es sonst unbegreiflich seyn würde, wie er das Insichgehn bis zur Posaune des Richters verschieben konnte. Wir wollen uns also nicht wundern, wenn mancher berühmte und gemachte Mann das vor uns liegende Werk ohne Interesse an sich vorübergehn läfst, oder es vornehm mit verständig bedingtem Lobe empfangt. Neues hat *Wolf* nicht erfunden: vielmehr Wahrheiten, die Jahrhunderte alt und doch noch wenig beherzigt sind, ausgesprochen. Aber mit einer Kraft und Klarheit hat er sie ausgesprochen, in einem organischen Zusammenhang, den nur er so zu übersehen vermochte, und der die Wissenschaft gewissermafsen zu seinem Eigenthum macht.

Das Vortreffliche beschränkt den unendlichen Kreis seines ruhigen Wirkens nicht auf die enge Gegenwart. Das Ideale im Geisterreiche scheint in der grenzen- und endlosen Ausdehnung der Zeit ein Analogon zu finden, und sich ihm gern zu vermählen. So sey auch *die Darstellung der Alterthumswissenschaft* denen der Zeitgenossen besonders willkommen, deren reger Geist noch in der Zukunft lebt: jedem strebenden Jüngling, aber auch dem ruhigen Mann, der noch mit Jugendeifer in das grosse Werk der Zeiten thatkräftig einzugreifen liebt; vor allen aber den glücklichern und würdigern Bürgern einer schönern, kaum noch herandämmernden Aera. P.

Das zweyte Stück enthält Abhandlungen v. Hn. Hofr. *Hirt* und Hn. Prof. *Buttmann*. I. Schon im Jahr 1791 gab Hr. *Hirt*, damals noch in Rom, eine in italiänischer Sprache geschriebene Schrift unter dem Titel: *Osservazioni istorico-architettoniche sopra il Panteon*, heraus, worin er sich vorgenommen, erstlich die allgemein herrschende Meinung zu widerlegen, dafs das Pantheon nicht so, wie wir es sehen, auf einmal ganz, sondern verschiedene Theile desselben zu verschiedenen Zeiten erbauet worden, und zweytens zu zeigen, wie, die vielen Veränderungen weggedacht, welche besonders das Innere dieses Tempels erlitten, derselbe in seinem ursprünglichen Zustande wahrscheinlich mag ausgesehen haben. Diese Schrift nun bearbeitete der Vf. jetzt wieder neu und in deutscher Sprache; der Text selbst erhielt, wie im Vorbericht gemeldet wird, manche kleine Berichtigungen und Zusätze; besonders aber wurden, vermittelst der beygefügten Anmerkungen, einige wichtige Puncte in besseres Licht gesetzt, und folglich der Werth des Ganzen erhöht.

Um die dargelegten Angaben und Vermuthungen über das Pantheon gehörig zu prüfen, müfste man, mit Hn. *Hirt's* Schrift in der Hand, am Gebäude selbst alle von ihm berührten Theile nachsehen: mit einem Wort, man müfste Schritt für Schritt seinen Beobachtungen folgen können. Da nun dieses jetzt von uns nicht geschehen kann, so bleibt nur übrig zu sehen, in wie fern nach allgemeinen Erfahrungen in Sachen der alten Kunst und gesammelten Begriffen von dem Geiste derselben die Meinungen des Vfs. mehr oder weniger wahrscheinlich sind.

Sonst wurde als unzweifelhaft angenommen, das Rundgebäude samt der Vorlage seyen früher erbauet, als die Vorhalle mit Säulen, welche erst späterhin zugefügt worden: ja einige behaupteten sogar, das Pantheon sey ursprünglich kein Tempel gewesen. Dagegen ist nun Hr. *Hirt* bemüht zu zeigen, dafs der ganze Bau des Pantheons zur Zeit des M. Agrippa aufgeführt worden, auch gleich anfänglich die Bestimmung eines Tempels gehabt habe.

Die von Hn. *Hirt* angeführten Gründe sind allerdings gut und von der Art, dafs sie jeden Zweifel beseitigen, dafs das Pantheon von Agrippa wirklich ganz aufgeführt worden, und auch ursprünglich schon von ihm zu einem Tempel bestimmt gewesen. Unterdessen scheint damit doch noch immer nicht bewiesen, dafs auch die Vorhalle mit zum anfänglichen Plane des Gebäudes gehört habe, wiewohl sie keinesweges für unschicklich angebracht, oder unpassend zum Übrigen, sondern in ihrer Art ebenfalls für ein Meisterstück der Architektur zu halten ist. Aber ein Kunstwerk kann in sich selbst abgeschlossen seyn, ja ein vorzügliches ist es seiner Natur nach nothwendig, und der Künstler kann, durch äussere Umstände genöthiget, noch etwas hinzufügen müssen; allein so grofser Meister er auch seyn mag, das Hinzugefügte wird immer bemerklich bleiben, das Frühere mit dem Späteren nie recht innig sich vereinen, oder wie man zu sagen pflegt, nur Ein Gufs werden. Dieses scheint uns der Fall mit dem Pantheon zu seyn. Wir erfahren S. 174, der Bau desselben sey wahrscheinlich in einem Zeitraum von 11 bis 12 Jahren,

das ist n. E. R. 717—729, vollbracht, Zeit genug, dass irgend ein Zufall, die Laune, ein vermeintes Bedürfniss, oder auch bloss die während der gedachten Zeit höher gestiegene Prachtliebe, den Bauherrn veranlassen konnte, nachdem das Rundgebäude schon angefangen, vielleicht auch gar bereits unter Dach gebracht war, demselben, gegen den ursprünglichen Plan des Architekten, noch die Säulenhalle vorlegen zu lassen. Wer je einen grossen Bau entstehen sah, und sich mit der Geschichte der vornehmsten Gebäude bekannt gemacht hat, weiss es, wie leicht dergleichen sich begiebt und immer begeben hat; was Wunder also, wenn auch dem Agrippa etwas Menschliches von solcher Art begegnet ist, und sein Baumeister sich genöthiget gesehen, so gut es gehen wollte, des Herrn Willen zu erfüllen? Dieses ist der einzige Weg, auf welchem es uns möglich scheint, den Giebel an der Vorlage des Rundgebäudes zu erklären und allenfalls zu entschuldigen. Wenn im Gegentheil soll angenommen werden, die Säulenhalle habe schon mit zum ursprünglichen Plan des Gebäudes gehört: so wäre der erwähnte Giebel zum wenigsten ein sehr überflüssiger Zierrath. Denn der Zweck, das Regenwasser über der Dachung der Vorhalle von der Mauer abzuleiten, wie unser Vf. S. 179 meint, hätte von einem so tüchtigen Künstler, als der Baumeister des Pantheons ohne Zweifel war, doch wohl schicklicher erreicht werden mögen; und ferner hätte er sich eines noch weit schwereren Fehlers dadurch schuldig gemacht, dass die Linie des Gebälks der Vorhalle nicht auf die Gürtung des Rundgebäudes trifft, oder vielmehr dieses Letztere nicht so abgetheilt ist, dass jenes Gebälk auf den Gurt treffen kann. Die S. 178 aufgestellte Frage: Wie sollte man die Ansicht unter dem Giebel der Vorlage verzieren? nämlich wenn das ganze Gebäude ohne Vorhalle gedacht wird, braucht, da sie auf alles oben Gesagte keinen Einfluss hat, nicht beantwortet zu werden. Denn ob Verzierungen angebracht werden sollten, und welche, das hing von dem Willen des erfindenden Künstlers, vornehmlich aber von seinem Geschmack ab; auch darf man glauben, derselbe sey über einen Punct, der so wesentlich in die Composition des Ganzen eingriff, bereits zum Besten entschlossen gewesen. Ein Kunstwerk, zumal ein gutes, kann nur durch den Meister selbst vollendet werden, und kein anderer wird herstellen oder hinzuthun, was etwa fehlen möchte, in vollkommenem Einklang mit dem schon Vorhandenen. Diejenigen, welche behaupten wollen, das Pantheon habe ursprünglich nicht zu einem Tempel gedient, sondern sey ein öffentliches Bad oder eigentlich ein Schwimmteich gewesen, widerlegt unser Vf. auf die bündigste Weise; und eben so willig unterschreiben wir auch alles, was er mit rühmlicher Sorgfalt über die ursprüngliche Verzierung des Inneren und die zu verschiedenen Zeiten vorgenommenen Veränderungen bemerkt hat. Auch ist seine Vermuthung, ein Basrelief von Erz mit dem, die Giganten niederstürzenden, Jupiter habe ehemals den Giebel der Vorhalle geschmückt, wo noch Löcher zur Befestigung desselben sichtbar sind, von annehmlichen Gründen begleitet. Die beygefügten Anmerkungen sind bestimmt, nähere Erläuterung über folgende Gegenstände zu geben. A. *Über die Zeit, worin Vitruv schrieb.* B. *M. Agrippa als Kunstfreund.* C. *Brief des Carlo Fea über das Pantheon, und Nachricht über das neueste Aufgraben um dasselbe.* Der Brief erschien schon 1791, und *Fea* behauptete in demselben noch die Meinung von der ursprünglichen Bestimmung des Gebäudes zum Schwimmteiche, der aber vom Agrippa zum Tempel umgewandelt worden u. s. w., welcher Meinung indessen die mitgetheilten Berichte über die vor Kurzem angestellten Forschungen durch Nachgraben eben so ungünstig sind, als sie hingegen die Vermuthungen des Hn. *Hirt* zu bestätigen scheinen. D. *Über die Signa Panthea.* E. *Über den Triumphbogen des Constantin.* Diese lesenswerthe Anmerkung enthält sehr gute, vom Vf. über das erwähnte Monument angestellte Beobachtungen. F. *Über die Karyatiden.* G. *Von dem Begraben und den Denkmälern im Pantheon.* H. *Über die Gewölbe der alten.* I. *Von dem aus der Halle des Pantheon weggenommenen Erze.* Ficoroni rechnet es auf 460,000 Pfund, Venuti aber gar auf 45,006,262 Pfund; des Letzteren Meinung ist auch Hr. *Hirt* günstig, und glaubt ferner noch, diese ungeheure Menge Erz habe nicht zur Zierde, sondern ganz allein zur Dauer und Verstärkung der Dachrüstung gehört, von welcher auch, so lange die Gewölbe der Halle erhalten waren, dem Auge nichts sichtbar gewesen sey. Man sieht hieraus, dass die Angaben von der Menge des unter Urb. VIII von der Halle des Pantheons abgenommenen Erzes gar sehr von einander abweichen; eben so ungewiss ist es, ob gedachtes Erz vormals zur Zierde oder zum Nutzen angebracht gewesen. Darum wollen wir nicht streiten, können aber doch in der That auch nicht begreifen, wie nach Hn. *Hirt's* Meinung Agrippa und sein wackerer Baumeister auf den Einfall kommen konnten, ganz ohne Noth die hübsche Summe von 45 Millionen Pfund Erz bloss an der Dachrüstung ihrer Halle zu vergeuden. K. *Über den architektonischen Geist des Pantheons.* Enthält mehrere gute Bemerkungen, die Anlage und Verhältnisse des ganzen Gebäudes betreffend. Drey beygefügte Kupfertafeln stellen die, zum Behuf der Deutlichkeit nöthigen Grund- und Auf-Risse nebst Durchschnitten vom Pantheon dar. II. *Mosychlos, der feuerspeyende Berg auf Lemnos.* In dieser Abhandlung S. 295—312 macht Hr. *Buttmann* aus verschiedenen Stellen der alten Dichter wahrscheinlich, dass gedachter feuerspeyende Berg um die Zeiten Alexanders erloschen sey. Im 2ten Jahrh. unserer Zeitrechnung sah ihn *Galen*, dem er wie verbrannt erschien, durchaus rothgelb, ohne Baum, Fels, noch irgend eine Pflanze; aber *Stephanus Albacarius*, welcher im 16ten Jahrh. Lemnos besuchte, fand ihn bereits schön begrünt und bebaut. Nach mündlichen, dem Vf. mitgetheilten Berichten des *Abate Sestini* erhebt sich dieser Berg bey Hefästia auf der Insel Lemnos sanft u. anmuthig, ist konisch gestaltet, und alles auf der Insel, besonders die Gestalt der Ufer und des Seegrundes an der Küste, zeugt von Vulkanität.

W. K. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JULIUS, 1808.

GESCHICHTE.

Riga u. Leipzig, bey Hartmann: *Vom Ursprunge des russischen Staats.* Ein Versuch, die Geschichte desselben aus den Quellen zu erforschen, durch *Johann Philipp Gustav Ewers* (Hauslehrer in Liefland). 1808. XVI u. 271 S. 8. (7 Guld. Alb.)

Von Morgen nach Abend ist in der Vorzeit gröstentheils der Zug der Völker gegangen, die an den glücklichen Küsten des mittleren Asiens, im nördlichen Afrika, im gröfsten Theile von Europa die ersten Umrisse gesellschaftlicher Ordnung, cultivirendes Gewerbes, zeichneten, oder bestehende bürgerliche Systeme, Früchte groser Wirkungen unterjochter Nationen, zerstörten, oder, wie Gewitterstürme die ermattete Vegetation, erschlaffte, in Üppigkeit verdorrende, Völker erfrischten. Seltner sind die beglückenden oder verheerenden Züge von anderen Richtungen gewesen; einigemal sind sie vom Norden ausgegangen. So schrecklich als einst dem südlichen Europa die Türken, waren dem westlichen, mittlern und süd-baltischen, seit dem Anfange des achten Jahrhunderts, die normännischen Abenteurer, verwegene Welträuber, denen im nordwestlichen Frankreich, wie in Britannien, in Unteritalien, wie in Russland, die Gründung einer Herrschaft gelang. Dass die Stifter der russischen Monarchie, Rurik und seine Begleiter und Nachfolger, normännischer Abkunft gewesen sind, darüber schienen bisher die Acten geschlossen, besonders seit der Schlözerschen Bearbeitung Nestors. Hier meldet sich ein Historiker, der die Verhandlungen wieder eröffnet, und jener Meinung widerspricht. Wer den Verdiensten unermüdeter, tiefeindringender Geschichtforscher dankbar huldigt, geräth freylich in einige Bestürzung, wenn Resultate vierzigjähriger Forschungen plötzlich auf wenigen Bogen vernichtet werden sollen, wie in der angekündigten Schrift jene, von Schlözer begründete, normännische Abkunft der ersten russischen Dynastie. Aber die Hochachtung für grosse Verdienste darf den Sinn für Wahrheit nicht unterdrücken; selbst gegen die ausgezeichnetsten Männer müssen Appellationen gehört werden. Desto gröfser ihr Ruhm, wenn sie in der Hauptsache gerechtfertigt aus dem Streite hervorgehn.

Der gröfste Theil der gegenwärtigen Schrift besteht in einer umständlichen polemischen Revision d. Schlözerschen Gründe für die bewusste Meinung. Aus Nestors Texte, aus Schlözers Bemerkungen, aus den von diesem angeführten, Schriftstellern, z. B. den Byzantinern nach Stritter, aus Thunmann, Gatterer, und anderen, werden im Texte und in Noten längere und kürzere Stellen *in extenso* angeführt. Was dem Vf. eigen ist, und gegen das Ende folgt, liesse sich vollständig auf einigen Bogen ausführen. Aber in diesem Wenigen, und selbst hie und da in den polemischen Bemühungen, erkennt man einen zur Kritik aufgelegten Kopf. Wir fühlen uns zu dem Geständnisse gedrungen, dass der scharfsinnige und belesene Vf. einige, von Schlözer als Bestätigung angeführte, Umstände, wirklich entkräftet, dass er ihn einigemal auf Irrungen, Nachlässigkeiten, ertappt. Dahin gehört besonders die Untersuchung über die jaroslavische Pravda, das älteste russische Gesetzbuch. Aus der überraschenden Ähnlichkeit des Inhalts derselben mit dem, der ältesten dänischen und schwedischen Gesetze, folgert S., (nach Strube), dass Jaroslavs Pravda aus den skandischen Rechtsbüchern genommen sey, und glaubt darin einen Beweis für die normännische Abkunft Ruriks und seiner Nachfolger zu finden. Dagegen erinnert E. im vorliegenden Werke, dass jene Folgerung nicht zulässig sey, dass beide Rechtsbücher, das skandische und das russische, nach gemeinschaftlichem Muster, nach einem fränkisch-deutschen Codex, entworfen seyn können. Er hat seitdem, bey fortgesetzter Untersuchung, diese Muthmassung zur Gewissheit erhoben. In N. 8 des laufenden Jahrganges der lesenswerthen mitauschen Wochenschrift, redigirt von dem Hofrath v. Recke, weiset er das salische, und das damit übereinstimmende ripuarische, Recht, als Quelle eines gewissen Gesetzes nach, das, beynahe wörtlich übereinstimmend, im jütischen Lowbok, und in der jaroslavschen Pravda, vorkömmt. — S. deducirt (II. 247 ff.), jene Barbaren, von den Byzantinern *Ros* genannt, die i. J. 866 mit 200 Schiffen im schwarzen Meere erschienen, und Constantpel bedrohten, können nicht eigentliche Russen (Vorfahren der heutigen) gewesen seyn. Von dieser Begebenheit bis zum J. 941, also in dem Zeitraume von 75 Jahren, sollen, nach *S.*, in den byzantischen Schriften keine Russen erwähnt werden; denn jene pontischen Barbaren kommen nicht mehr vor, und die eigentlichen oder kievschen Russen sollen den Griechen erst 941 bekannt geworden seyn (II, 190. 251). Gleichwohl führt *S.* anderwärts (III, 357) das Factum an (aus *Constant. porph. de cerim.* II, 44), dass sich i.

J. 902 unter den griechischen Mieth-Truppen 700 Russen befunden haben. Diese Nachlässigkeit bemerkt unser Vf.

Wir kommen zu dem Eigenen desselben, zusammengefasst in folgenden zwey Sätzen.

1) Die, von den nowgoroder Slaven eingeladenen (wenigstens als eingeladen vorgestellten) russisch-varjagischen drey Prinzen, die sich mit ihrem Gefolge am Ilmensee niederliessen, waren nicht Norrmannen, sondern *Chazaren*, von der Mündung des Dnjepr (S. 103). Die nördlichen oder nowgoroder Slaven, gedrückt von den rohen Norrmannen, wussten, dass die südlichen oder kiever einem gebildeteren Volke, den Chazaren, tributpflichtig waren: sie wandten sich an diese, und luden sie zur Herrschaft ein.

2) Oskold und Dir, die im Gefolge der drey Brüder ankamen, und sich in Kiev niederliessen, waren weder Norrmannen noch Chazaren, sondern Ungern, von denen bekannt ist, dass sie, den Chazaren unterthan, in deren Armee gedient haben (S 199).

Beide auffallenden historischen Sätze bauet der Vf. auf Veränderungen des nestorschen Textes, die aber deshalb willkührlich, unzulässig sind, weil sich die von ihm verworfenen Lesarten unverändert in allen Codd. finden. S. 236, Note 4, deutet er selbst an, dass Änderungen des Textes nur zulässig sind, wenn Abweichungen der Codd. dazu berechtigen. Den ersten Satz betreffend, stimmen alle Codd. darin überein, dass die nowgoroder Slaven und ihre Verbündeten, um Varjager einzuladen, *über das Meer* gegangen sind, *Za more* (*Schl. Nestor* II, 175, 176). Eben so steht vorher (S. 166, 167, in allen Codd. *za more*), — sie jagten sie *über das Meer*. Der Vf. will in der ersteren Stelle *na more, an das Meer*, geschrieben wissen (S. 105). Abgesehn von der angedeuteten Willkühr, ist dieser Conjectur das Historisch-topographische entgegen. Kleine Völkerschaften, nicht weit vom finnischen Meerbusen, sollen in der bewussten Angelegenheit Deputirte an die Mündung des Dnjepr und das schwarze Meer geschickt haben, einen so weiten Landweg! Ja die Masse der Chazaren hatte damals ihre Heimath gar nicht in der genannten Gegend; bis zum J. 883 wohnten Ungern (Kutriguren) zu beiden Seiten des Nieder-Dnjepr, die, den Chazaren bloss zu Tribut und Kriegscontingenten verpflichtet, ihr Territorium behielten, gleich ihren, derselben Oberherrschaft unterworfenen, nördlichen Nachbarn, den kiever Slaven. Die Chazaren selbst trieben sich weiter östlich umher; der Aufenthalt des Chakan war an der Mündung der Wolga.

Auf dem Zuge nach Süden kam der eroberungssüchtige Oleg an die kievschen Berge. Verrätherisch lockte er die Beherrscher dieser Gegend, Oskold und Dir, zu sich, und erschlug sie. Um die Unglücklichen zu bewegen, herab zu kommen an das Ufer, an die Kähne, hatte er ihnen sagen lassen, es reiseten einige Kaufleute vorbey, Landsleute von ihnen, die sie zu sprechen wünschten (*Nestor* III, 45, 46). Bey dem Worte *Kaufmann* (*gost'*) steht das räthselhafte Beywort *pod-u-gorskoju*. Obgleich alle Codd., die das Wort haben, in dieser Form desselben übereinstimmen, verändert es der Vf. doch in *rodu Ugorskago*, Kaufmann *ungrischer Nation* (S. 206). Demnach hätten Oleg und seine Begleiter den Beherrschern von Kiev sagen lassen: „wir sind ungrische Kaufleute, eure Landsleute"; woraus allerdings folgen würde, dass Oskold und Dir ungrischer Abkunft gewesen wären. Vergleichen wir aber eine andere Stelle: II, 211, lit. b: „*pod gory Kijevskija*, unten *an die kievschen Berge*:" so scheint uns, das obige *pod-u-gorskoju* müsse beybehalten, und die Stelle so verstanden werden: wir sind vorbeyreisende, *unten an den Bergen stillhaltende*, Kaufleute, und eure Landsleute (also Varjager).

Da der Vf. die Abkunft der Stifter des russischen Staats von Neuem zur Sprache gebracht hat: so wollen wir ihm, und dem sachkundigen Publicum, unsere Ansicht zur Prüfung vorlegen.

1) Die Byzantiner nannten anfänglich allgemein, dann geraume Zeit noch im gemeinen Leben, alle nördlich über den Pontus wohnenden Völker, mit Ausnahme der Slaven, die von Süden dahin gezogen waren, ohne Unterschied Rusen, d. i. *Rothe*. (Wie weisse Hunnen, *Deguignes*, — weisse und schwarze Ungern, *Nestor* II, 112, 113). Diess bemerkt ein Geschichtschreiber, der in jeder Hinsicht zuverlässiger ist, als Nestor, der Bischof Luitprand, ein für sein Zeitalter gelehrter Mann, der Griechisch verstand, in Constantinopel als Gesandter gelebt hatte, und dessen Schriften, bey weitem mit mehr Kritik, *und über hundert Jahre vor der Nestor'schen*, abgefasst, in Stellen, die der letztern widersprechen, den Vorzug verdienen. Wenn also Nestor (II, 192) meint, Russland habe von den Varjagern, und auf deren Veranlassung, seinen Namen erhalten: so ziehn wir Luitprands Angabe vor, Hist. V, 6: „*gens sub aquilonis parte, quam a qualitate corporis graeci vocant Russos, nos vero a positione loci vocamus Nordmannos*." — Daher hiess das schwarze Meer im gemeinen Leben auch das russische (rothe): Nestor II, 87, *lit. o.* Varjager können allerdings die unter dem allgemeinen Namen *Roos* unbestimmt angegebenen Barbaren von 866 nicht gewesen seyn. Ausmitteln zu wollen, welches von den, damals in den Umgebungen des Pontus und der Mäotis wohnenden, türkischen und hunnisch- (nicht finnisch-) ungrischen Völkern darunter zu verstehn, und wie es gekommen sey, dass Oskold und Dir an der Spitze von Hülfstruppen Theil nahmen, — dürfte vergebliches Unternehmen seyn. Der unterrichtete, kritische Constantin Porphyrog. ward Reformator der Völkerkunde. Mit Vermeidung der weitschichtigen Völkerbenennungen im grösseren Publicum, bezeichnete er die Nationen genauer. Er unterscheidet ausdrücklich Chazaren und Rusen: *de cerim. II, 48 ed. Reiske, p.* 398. 399. „εἰς τὸν Χαγάνον Χαζαρίας; εἰς τὸν ἄρχοντα Ῥωσίας; — *de administr. imp. c. 6:* Ῥωσίαν, Χαζαρίαν, Ζιχίαν." Auch die Deutschen begreift

er nicht mehr unter dem Namen Rusen; er nennt sie (die Bayern, Sachsen) zusammen Nemitzen (Njemzen): *de cerim. II*, 48, *p*. 398. Seitdem der unterrichtete Theil der byzantischen Griechen die nördlichen Völker genauer nach ihren Namen und Wohngegenden kannte, ward der Name Rusen zwar auf die nördlichsten, die skandisch-baltischen, beschränkt, doch mit Inbegriff derer, die sich unter den nowgoroder und kiever Slaven niedergelassen hatten; ja auf dieser Mischung von Normannen und Slaven ist er ausschliesslich haften geblieben. Die Nation, die zunächst neben den (normännisch-slavischen) Rusen wohnte, nannte man davon rusen: Nestor II. 24. 2) Der Beyname Varjager, den die Rusen, Stifter des Staats, führen, ist germanisch; es müssen ihn zuerst germanische Fremde in Constantinopel von sich gebraucht haben. Die ursprüngliche Gestalt des Worts ist Farjands, d. i. *Fahrende*, Reisende, (Ulfilanisch-gothisch); so nannten sich die Urheber der Gewohnheit, nach C. zu reisen, und Kriegsdienste zu nehmen. Constantin Porph., der zuerst diese Gardisten erwähnt, schreibt daher Φαργάνοι (*de cerim. II*, 44, 49, 50, *p*. 381, 400, 403). Als die Sitte, in der bewussten Absicht nach C. zu ziehen, bis in den skandischen Norden sich verbreitete, und die meisten Fahrenden seitdem von daher stammten, verlor sich die möso-gothische Form des Worts; eine mehr nördlich germanische kam in Gang: die Gardisten hiessen nun Varinger (von der Endung ing, wie in Hastinger, Lithinger). Daraus machten die späteren byzantiner Βαράγγοι, welcher Ausdruck nun in ihren Schriften an die Stelle von Φαργάνοι tritt. Aus Βαράγγοι machte Nestor slavonisch Varjagy, auszusprechen Varjangy. Die Slavonier nämlich liessen in mehreren Wörtern das N nur vermittelst eines undeutlichen Nasentons hören, drückten es aber in Schriften nicht aus (wie diess noch in der polnischen Sprache der Fall ist). Beyspiele sind: a) aus Φραγγία (*Const. Porph. l. c. p*. 399) und Φράγγοι (*Cedren. ed. Paris*, *p*. 293) macht Nestor (*II*, 24, *lit. d*.) *Frjagovie*. b) Aus Σφενδοσθλάβος (*Cedren. p*. 660. *Zonaras II*, *p*. 206) macht er Swjatoslav. c) Aus Inger (*Luitprand l. c*.) *Igor*. Also eigentlich auszusprechen Frjangovie, Swjangtoslav, Ingor. Demnach fiele die Meinung des Vfs. weg (S. 9), Väringiar sey die gothische Übersetzung von *Foederati*. Diese Form des Worts ist auch nicht möso-gothisch, sondern skandisch. 3) Die Stifter des russischen Staats seyen chazarischer Abkunft gewesen: diese Vorstellung kann Nestor nicht gehabt haben. Denn er nennt sie ausdrücklich theils Varjanger (II, 175), theils Njemzen (II, 188, 189): beides unleugbar blofs Benennungen *nord-europäischer* Völker. Sehr unwissend erscheint freylich der russische Chronist in der Völkerkunde; er unterscheidet Völker, die sich notorisch zu einander wie *species* und *genus* verhalten, z. B. Polen und Slaven (IV, 41, *lit. a*.). So umfassend er aber die Ausdrücke Varjanger und varjangisches Meer gebraucht, so ist doch unverkennbar, dass er dieses auf die *nord-europäischen* Gewässer beschränkt (II, 24, *lit. c*), und jene, die Russo-Varjanger, an die Spitze *nord-europäischer* Völker stellt (II, *p*. 24, *lit. d*) und p. 175). Auch Constantin Porph. (l. c. p. 381, 400, 434) unterscheidet die Farjands von den Chazaren.

N. N.

Paris, b. Obré: *Tablettes chronologiques à l'usage du Prytanée, avec des développemens historiques jusqu'à l'an* 1805 *inclusivement*; Ouvrage, adopté pour a troisième classe des Lycées et Écoles secondaires. Troisième Edition, révue et dédiée à Mr. *Fourcroy* etc. par *A. Sérieys*, Censeur au Lycée de Gahors, Ex-Bibliothécaire et Professeur d'histoire au Prytanée. 1806. XII. u. 624 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Dieses Schulbuch ist nach des Vfs. Versicherung in dieser dritten Auflage sorgfältig durchgesehen und verbessert und auf Einen Band zusammengedrängt worden, da es vorher aus zwey Bänden bestand. Die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte werden *ethnographisch-chronologisch* dargestellt, oft nur angedeutet; am Schlusse der meisten ethnographischen Abschnitte sind Betrachtungen über Charakter, Sitten und Verfassung des Volkes angehängt. Diese ethnographisch-chronologischen Aphorismen können vielleicht dem fleissigen Schüler einigen Nutzen gewähren, wenn er nach vorausgegangenem zweckmässigem mündlichem Vortrage seinem *Gedächtnisse* zu Hülfe kommen will; aber wehe dem historischen Studium, wenn ein solches Buch Leitfaden des Unterrichts seyn sollte! Denn es gebräche an dem, was dem Vortrage der Geschichte allein Interesse und wirksamen Einfluss auf Geist und Geschmack verschaffen kann, an zusammenhängender Entwickelung der Thatsachen aus Ursachen und Gründen, an Hinweisung auf skeptisch-kritische Untersuchung, an Reiz und Ermunterung zum Selbstforschen. Die Sagen der dunklen Vorzeit sind hier, wie es von einer gewöhnlichen Chronik des Mittelalters erwartet werden kann, eben so breit und bestimmt, wie die Thatsachen der gewisseren Geschichte, eingetragen. Es befremdet, dass die *neuere* Geschichte (*histoire moderne*) S. 177 mit K. *Augustus* anhebt; man lächelt, dass *Psammenit* S. 23 *Psammeticus* heisst; man schüttelt den Kopf, dass nach S. 457 die Gründung der schweizerischen Föderativ-Republik ins Jahr 1613 gesetzt ist, ohne des 1 Jan. 1308 auch nur mit Einem Worte zu gedenken; und man denkt überall beym Durchblättern, dass die Schüler, welche das Buch gebrauchen und die bemerkten Fehler dem Vf. mittheilen wollen, alle Hände voll zu thun haben werden, ob es gleich zu bedauern ist, dass sie ihre Zeit nicht nützlicher verwenden. — Um von der Treue, von der Vollständigkeit und von dem Tone des Buches eine anschauliche Vorstellung zu erwecken, hebt Rec. zwey Stellen zur Probe aus. S. 151: „488. *Les Mamertins s'étoient emparés de Messine; Hiéron, roi de Syracuse, met le siége devant cette ville: Messine implore le secours des Romains ses alliés; elle se plaint en même tems des*

la tyrannie des Carthaginois, alliés de Hiéron. Carthago, ainsi que Rome, aspiroit à la possession de la Sicile, et les deux républiques, également ambitieuses et puissantes, vouloient à l'envie le projet de la monarchie universelle. Rome prit les armes, sous prétexte de secourir ses alliés, mais en effet, pour s'emparer d'une proie, qui tentoit son ambition." — S. 523: „1611. Gustaphe Adolphe reprend sur les Danois tout ce qu'ils avoient conquis dans ses états, enlève plusieurs places aux Russes et aux Polonais; il remporte aussi de grands avantages en Allemagne, ravage le Palatinat, la Souabe, la Bavière, et gagne la célèbre bataille de Leipzick; il est tué à la Bataille de Lutzen, après avoir défait les Impériaux." — Wie erwacht das literärische Selbstgefühl des Deutschen, wenn er solch' ein Buch mit einem jetzt *gewöhnlichen* deutschen Compendium der Universalgeschichte vergleicht! wie ehrt er dankbar *Schlözer's* Genialität und pädagogisches Hinwirken auf höhere Ansichten und freyeres Selbstdenken, *Gatterer's* gewissenhaften, streng-systematischen Linnäismus, *Beck's* Materialien-Reichthum und Sammlerfleiss; wie freut er sich, dass die Zeiten, in welchen *Zopf* und *Essich* allein galten, glücklich überstanden sind! R.

Berlin, b. Frölich: *Die Weltgeschichte für die Jugend*, (und auf einem zweyten Titelblatte) *für Kinder und Kinderlehrer*, von *Karl Friedrich Becker*. I—IX Theil. Zweyte Ausgabe; zusammen 354 B. (17 Rthlr.)

Als wir die erste Ausgabe dieses Werkes anzeigten (1805. No. 206), bemerkten wir, dass der Erzählungston desselben inden folgenden Theil. sich immer ernsthafter stimme, und dass es der Absicht, zu einem Lesebuch für Kinder zu dienen, grossen Theils wenig entspreche. Diess fühlte der indessen verstorbene Vf. selbst. Ein Hauptfehler des Werks (sagt er in der Vorrede zur zweyten Ausgabe des ersten Theils) war unstreitig der Mangel an Einheit des Plans und des Tons. Zuerst geneigt, mich an die kleine Schlözerische „Vorbereitung zur Weltgeschichte" anzuschliessen, wählte ich Sachen und Sprache nach dem Muster dieses Führers. Seitdem änderte ich fast mit jedem neuen Bande den Gesichtspunct, und erst bey dem sechsten Theile wurde ich ganz mit mir darüber einig, was ich wollte, und was ich vom Anfange hätte wollen sollen. Mein Bestreben bey der gegenwärtigen Umarbeitung musste also vorzüglich darauf gerichtet seyn, die ersten Theile den letzten harmonisch zu machen, und einerley Gesichtspunct für alle festzustellen. Dieser war nun die Bestimmung: nicht für Kinder, sondern für heranwachsende Jünglinge, und sodann Materialien für Kinderlehrer. Dieser Bestimmung gemäss soll das Werk „eine moralische Bildergallerie, die uns die Menschen in allen ihren Zuständen und Gestalten vorhält, vor allen aber die Charaktere, die Umgebungen, die Bestimmungsgründe jener Heroen der Menschheit, die Tausende von andern zu ihren Zwecken lenkten, vor unseren Augen entwickelt" abgeben. Also vorzüglich eine Sammlung von biographischen Nachrichten, von einzelnen Geschichten, wie sie allerdings für Anfänger in der Geschichtkunde, und vornehmlich für Kinder, passt; eine reiche Materialiensammlung für Lehrer, die das, was sie ihren Zöglingen erzählen wollen, sogleich beysammen zu finden wünschen; aber keinesweges eine Weltgeschichte für heranwachsende Jünglinge, die, besonders wenn sie die Wissenschaften zum Gegenstande ihrer Beschäftigung machen, die Geschichte nach einer anderen Methode studiren müssen, die ein solches Werk kaum zum Nachlesen brauchen können. Auch weiss Rec. aus Erfahrung, dass Knaben von 10 bis 12 Jahren diese Weltgeschichte sehr anziehend gefunden, dass sie recht viel aus derselben gelernt haben. Um den Ton der ersten Theile den folgenden besser anzupassen, hat der Vf. manches umgearbeitet. Er entwickelt in der Einleitung, im 1ten Theile, den Begriff der Geschichte, indem er den Unterschied zwischen ihr und der Naturgeschichte festsetzt, und besonders das, was den Menschen vom Thiere, was den einen Menschen von dem andern unterscheidet, angiebt. Die darauf folgenden Rückblicke sind jetzt mehr zusammengedrängt. Nach dem hebräischen Sagen folgen gleich die griechischen, und nach diesen erst die ägyptischen, und doch kam manche Sage, manche Gottheit, aus Ägypten erst nach Griechenland. Die darauf folgenden, neueren Vermuthungen sind gut umgearbeitet; doch erklären sie die Bildungsgeschichte des ersten Menschengeschlechtes, die sie zur Absicht haben, noch nicht vollständig und anschaulich genug. Die Beschreibung der Länder und Örter, die den Schauplatz der Begebenheiten abgeben, hätten weniger vernachlässiget werden sollen. In der Chronologie geht der Vf. zuweilen von der gewöhnlichen ab. So sagt er von Moses geb. 1356, gest. 1276. Unstreitig bildete sich die historische Kunde des Vfs. erst während der Ausarbeitung dieses Werkes immer mehr aus. Daher würde auch eine auf das Einzelne sich einlassende Kritik bey demselben sehr unzweckmässig seyn, und die Versicherung, dass Fehler und Auslassungen von Bedeutung nicht oft vorkommen, ist für diejenigen, die sich dieses Buches bedienen, schon hinlänglich. Es schliesst sich (im 9 Theile) mit dem Tode Friedrichs II. Noch ist also die Weltgeschichte der letzten 20 Jahre übrig. Jedem Theile ist ein brauchbares Register angehängt. Auch unterscheidet sich diese Auflage von der vorigen durch die Tonbezeichnung der Namen, die in der alten Geschichte vorkommen. In der neuen Geschichte, z. B. in der polnischen und russischen, würde auch die Angabe der Aussprache manchmal von Nutzen seyn. Ig.

FORTSETZUNGEN.

Duisburg u. *Essen*, b. Bädeker u. Comp.: *Quartalschrift für Religionslehrer.* Bearbeitet von einer Gesellschaft westphäl. Gelehrten und herausgegeben von *B. C. L. Natorp*, Prediger zu Essen. 4ter Jahrg. 1808. 1stes Quartal 202 S. 2tes Quartal 184 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) S. Recens. der ersten Jahrgänge. 1807. No. 125.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 JULIUS, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AMSTERDAM, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Le Conservateur*, Journal de Littérature, des Sciences et des Beaux arts. 1807. Vol. I, No. 1—6, 458 S. Vol. II, No. 1—6, 448 S. Vol. III, No. 1—6, 422 S. Vol. IV, No. 1—6, 264 S. Vol. V, No. 1—4. 292 S. 8. (Der Jahrgang kostet 7 Rthlr. 12 gr.)

Monatlich kommen *zwey* Numern, die *ein* Heft ausmachen, in blauem Umschlage von diesem Journal heraus. Es ist zum Magazin oder Fündelhause für kleine Schriften und Aufsätze bestimmt, die sonst nicht weit über den Ort ihrer Erscheinung hinausgegangen wären, und doch ein allgemeineres Interesse haben. Ungeachtet des Mottos aus Boileau: *Du grave au doux, du plaisant au sévère*, ist es wohl mehr auf die Ergötzung des Lesers, als auf seine Belehrung abgesehen. Die behandelten Gegenstände sind aus dem Gebiete der Kunst, Moral, Geschichte, Natur- und Völker-Kunde entlehnt. Der Artikel Poësie ist stehend. Auch werden in jedem Heft Kritiken über die auf den verschiedenen Bühnen zu *Paris* und *Amsterdam* aufgeführten Stücke und ihre Darsteller geliefert. Von der letzteren Stadt lernen wir *drey* Theater, das königliche, französische und italiänische, kennen. Unter dem Artikel: *Littérature*, wird über neue, mehrentheils französische Schriften, nicht ohne Strenge, geurtheilt. Der Artikel *Variétés* enthält kurze Aufsätze, Briefe, literarische Nachrichten, Anekdoten u. drgl. Die gröfseren Aufsätze, die den Hauptinhalt dieser Monatschrift ausmachen, obgleich die Bücher- und Theater-Kritiken manchmal viel Platz wegnehmen, sind, wie es bey solchen Sammlungen nicht anders seyn kann, von ungleichem Gehalt; ganz werthlose, nichts sagende, meint Rec. nicht angetroffen zu haben. Doch wir wollen ihnen näher treten und Auszeichnungen machen. Ganz kleine Artikel müssen wir übergehen.

Der *erste* Band fängt mit *Neujahrswünschen* des Conservateurs an, die von einer nicht ungezwungnen Laune zeugen, wie man aus dem Schlusse sehen kann: „*L'année n'a rien de commun avec l'existence de l'homme; nous ne l'en souhaitons pas moins bonne à tous nos amis.*" *Über das Leben und den Charakter des Hn. Jefferson*, Präsidenten der vereinigten Staaten in Nordamerika. Aus dem Englischen. *Einleitung zu Vorlesungen über die französische Literatur*, von *Chenier*. Die Geschichte der Aufklärung, besonders aber der französischen Sprache, wird cursorisch durchgegangen, und am Schlusse das Prognostikon gestellt, dafs das beginnende Jahrhundert der vergangenen würdig seyn werde. *Über die wesentlich verschiedene Art, womit die französischen und deutschen Dichter die Liebe behandeln.* Der verdienstvolle *Villers* in Lübeck hat eine ungemein schöne und interessante Seite der deutschen Dichtkunst aufgefafst, die er seinen Landsleuten, nicht ohne nachtheiliges Urtheil über ihre Poesie, entgegen hält. Diese kleine Schrift ist schon im Deutschen bekannt. Wir finden nichts daran zu tadeln, als ihre Kürze. Aus einem nächstens erscheinenden Werke von *Mercier über Paris* steht hier ein Fragment, *les petits Augustins* betitelt, ganz in seiner staunenden, sich in Gegensätze verlierenden Manier. *Les nouveaux Gamas*, ist der Titel einer aus dem Portugiesischen des *Francisco Manoel* übersetzten Ode über Charles Aufsteigen mit dem Luftball, von M. Aug. Routiez, der sich einen *Exsousprincipal au college de la Marche* unterschreibt. *Erhards* bekannter *Brief über die Audienz der leipziger Deputirten beym Kaiser Napoleon*. Aus dem Deutschen. *Über die Freyheit und Behutsamkeit, womit Schriftsteller ihre Werke würdigen sollen*, von *Lacretelle* d. ält. „Nichts würde dem Fortgange der Wissenschaften und der Literatur nützlicher seyn, als wenn man die innersten Gedanken der Schriftsteller über ihre Werke wüfste. Diefs würde eine Quelle von Entdeckungen über die Geheimnisse des Talents, über dessen Verfahren, Mittel und Hülfswege; es würde Offenbarungen abgeben, wodurch man es beurtheilen und nachahmen lernen könnte." Wenig Schriftsteller dürften zur Mittheilung solcher Gedanken im Stande oder aufgelegt seyn. — *Über den Einflufs der schönen Künste auf die öffentliche Glückseligkeit*. Von Sr. Durchl. dem Fürsten Primas von Deutschland. Sieben interessante Dialogen zwischen Anaxagoras, Euripides, Perikles, Phidias, Mnesias, Alkamenes, Alcibiades und Aspasia. *Le soupé* enthält Klagen über die Ungeselligkeit der heutigen Franzosen; der Vf. wünscht die vorigen Zeiten zurück.

„*Ah! revenez, délicieux momens,*
Doux entretiens, aimables causeries;
La politique et ses tristes romans,
Ses froids discours, ses sombres rêveries
Vous ont tenus exilés trop long-temps."

Erinnerungen aus dem Leben des verstorb. K. J. Fox. Schon übersetzt in einem unserer Tagblätter zu lesen. Darauf folgt eine *Ode* von *Desprèz*: *sur la bataille d'Jena*. (Man sollte doch *de Jena* schreiben. Einige schreiben gar *d'Yena*). Sie soll dem siegreichen Kaiser selbst gefallen haben. Wir geben eine Strophe zur Probe:

„Respirons! de Rosbach la plaine injurieuse
N' offrira plus, gravés sur la pierre orgueilleuse,
Les douloureux affronts que nos Lys ont reçus;
Capitole, reprends par les mains d'un grand homme
Tes étendards captifs, longtemps le deuil de Rome,
Long-temps l'opprobre de Crassus!"

Aus dem projectirten Werke *Merciers über Paris* noch ein Auffatz, *Bijouterie* betitelt, eine malerische Satire auf die Diamantenwuth der Pariser. Wir müssen ein paar Stellen hersetzen: „*Regardez la main d'une dame de la halle, au moment qu'elle retire de la piscine une carpe qui fouette l'air de sa queue; votre oeil apperçoit, avant le poisson, les firmaments qui surchargent ses cinq doigts de leurs étoiles, et la cuisinière interdite s'imagine d'être en présence d'une impératrice ..... Les comédiennes portent des diadêmes concurremment avec les ambassadrices. L'aigrette du paon pâlit devant ce superbe panache de la vanité. Il n'éblouit que le sot, qui le paye ou le loue pour une nuit de bal; mais le sage voit distinctement à travers ces cristaux colorés, les naufrages, les banqueroutes frauduleuses, les procès, les fausses spéculations, les dépositaires infidèles, les importunités de la misere, l'avidité des maîtresses, les emprunts des jeunes libertins, et les essaims d' hommes affamés qui se répandent sur les grands chemins, pour redemander à de plus habiles voleurs qu'eux, la bourse ou la vie.*" — Ein Hr. L. J. *Moreau* hat *physiologische Bemerkungen über die Physionomie der Stimme* beygetragen. „Der Blinde sieht mit den Ohren." Aus einer ungedruckten Reise ist eine *Beschreibung der düsseldorfer Gallerie* eingerückt; meistens in Versen. Vorzüglich über den Effect, den die Menge trefflicher Gemälde auf die plötzlich davon getroffenen Augen macht. *De la gloire de Frédéric* ist die, von *Joh. v. Müller* den 29 Jan. 1807 in der öffentlichen Sitzung der berliner Akademie gehaltene, hier wieder abgedruckte Rede. — Unter den angezeigten Büchern dieses Bandes scheint besonders ein *Essai politique sur le revenu public des Peuples de l'antiquité, du moyen âge, des siècles modernes, et spécialement de la France et de l'Angleterre, depuis le milieu du quinzième siècle jusqu'au dixneuvième. par M. Ganilh, avocat*, in zwey Bänden, und ein *Précis historique de la Révolution française: Directoire exécutif, par Lacretelle jeune*, auch in zwey Bänden: und unter den Versen *le Cimetière du village*, nach *Gray*, von *Hyacinthe Gaston*, die meiste Aufmerksamkeit zu verdienen.

Den Anfang des *zweyten* Bandes macht der in Deutschland hinlänglich bekannte *Brief* des Herrn *v. Villers über die am 6 Nov. 1806 zu Lübeck geschehenen Vorfälle.* Hierauf folgt: *Die unvorsichtige Mutter*, eine moralische Erzählung. Die gewöhnlichen Charaktere und viele Sterbefälle. *Kritische Analyse zweyer*, im National-Institut vom Hn. *von Talleyrand* vorgelesenen Werke: 1) *Versuch über die in den gegenwärtigen Umständen aus neuen Colonien zu ziehenden Vortheile;* und 2) *Über die Handelsverhältnisse der vereinigten Staaten mit England.* Aus dem *Edimburgh review* übersetzt. „Die erste dieser Schriften flösst uns den Wunsch ein, dass alle Staatsmänner, vornehmlich die, welche Frankreich regieren, sich durch so liberale Gesichtspuncte, als hier von dem Vf. entwickelt sind, mögen leiten lassen. Bey Lesung der zweyten bedauern wir, dass sich nie ein so fähiger Reisender, wie Hr. v. Talleyrand, gefunden hat, um sein Vaterland durch scientifische Beobachtungen über fremde Nationen zu unterrichten, und dass er nicht selbst sein ganzes Leben auf einen Gegenstand verwendet hat, für welchen sein Kopf und seine Kenntnisse ihn bestimmt zu haben scheinen." Er verwirft das Negersystem ganz, als barbarisch und unhaltbar, und weiset den Franzosen eine Colonie in einem Lande an, wo die Anbauer nicht erst hingeschleppt zu werden brauchen, sondern darin geboren und aufgewachsen sind. Diess Land ist Ägypten. Wenige Monate nach Vorlesung dieses Memoire wurde die Expedition nach Ägypten wirklich unternommen, zu einer Zeit, wo der Vf. einen activen Antheil an der Verwaltung des franz. Staats hatte. Bey diesem Plane war die Eroberung Indiens von Ägypten aus nicht wesentlich nothwendig, sondern blofs accessorisch und blos auf die Zukunft berechnet. Er ist gewiss noch nicht aufgegeben, kann nicht aufgegeben seyn; dazu hat das Project einen zu schönen Zusammenhang. — Die Gründe, welche für die Beybehaltung der Handelsverhältnisse zwischen England und den amerikanischen Freystaaten sprechen, sind in folgenden Worten enthalten: „Diese Colonieen waren durchaus englisch, und an ihr Mutterland gebunden, nicht sowohl durch ihre Gesetze und Regierung, als durch gleichen Ursprung und Sprache, die Analogie des Charakters, der Gewohnheiten und politischen Einrichtungen. Die englischen Kaufleute verkauften wohlfeiler und auf längeren Credit, als andere; sie lieferten nicht nur bessere Waaren fürs Geld, sondern man konnte sie sich auch anders woher nicht einmal von gleich guter Qualität verschreiben. Baar Geld beym Empfange ward nicht gefodert, der englische Kaufmann liess den Amerikanern den Gebrauch seines Kapitals, bis er seinen Profit gröfstentheils daraus gezogen hatte, und liess sich auch bey der Bezahlung mit mäfsiger Provision abspeisen." Gerügt werden einige Irrthümer, die der Vf. besonders in der Vergleichung der neueren mit älteren Staaten begangen hatte, mit anständiger Freymüthigkeit. — *Versuch über Geschmack und Delicatesse.* Flach und leicht. Lesenswerth sind die *neuen Bemerkungen über die Juden, besonders zu Amsterdam und Frankfurt*, vom Sen. *Grégoire*. Der Druck, unter welchem die Israeliten zu Amsterdam, wo sonst so viele bürgerliche Freyheit herrscht, vorzüglich durch die Machinationen ihrer *Parnassim*, schmachten mussten, ist lebhaft geschildert. „*Les juifs étoient les Parias de l'Europe. Une grande injustice réparée à leur égard, promet que d'autres le seront un jour.*" Der bey den vereinigten Staaten von Amerika eingegebene *Vorschlag zu einem National-Institut* ist aus dem *Critical review* übersetzt. *Über den Reichthum*, von Hn. *Vigée*. „Im Unglücke hat der Mensch seinen ganzen Muth, im Glücke seinen ganzen Kopf nöthig." Von dems. *über die Hofleute*; eine weitere Ausmalung von la Fontaine's Linien: „*Peuple caméléon, peuple singe du maître.*" Eine *nächtliche Scene, aus dem Gedächtniss gemalt* von *Friedrichsen*. Wahrscheinlich aus dem Deutschen. *Die Leute von Charakter*, von *Kotzebue*. Aus dem *Freymüthigen*. In den *Gedanken über die Regierung Heinrichs IV*

werden einige grosse Männer aufgezählt, die der franz. Literatur die erste Blüthe gaben. Die folgenden glänzenden Zeiten würden nicht entstanden seyn, wenn die Aufmunterung der Wissenschaften unter Heinrich nicht vorangegangen wäre. Er regierte aber nur zwölf Jahr, und Ludwig XIV zwey und siebzig! Hier werden Männer genannt, wie Montaigne, Charron, de Thou, l'Hopital, Bodin, Amyot, d'Aubigné, Despotres, Passerat, Regnier und Malherbe. — Von dem schon gedachten *L. J. Moreau* finden wir eine Abhandlung *über die Charaktere des Menschengeschlechts, aus der Gestalt des Gesichts gezogen.* Von *Bruun Neergaard* erhalten wir etwas *über Bodoni und die ihm zu Ehren geschlagene Medaille.* Ein Hr. *Rouzet* zu Limoges hat *Beobachtungen über die kriegsgefangenen Russen* angestellt. „Sie sind fast alle von mittlerem Wuchse, offener Physiognomie, dunkler Farbe, stark, aber schwerfällig; die schlanken Leute unter ihnen haben keine Gewandtheit. Ihre Augen sind matt, die Zähne schön, die Hände kurz, die Füsse gross, der Hals lang, die Sprache rauh. Schmutzig sind alle, haben keinen Trieb zu anhaltender Arbeit, achten und fürchten nur den, welcher sie hart, und mit gerechter Strenge behandelt. Sie stehlen und rauben ohne Scrupel, verwahren aber aufs treuste, was ihnen anvertrauet ist. Von Schamhaftigkeit wissen sie nichts, und gehen lieber nackt als bekleidet. Als Soldaten weichen sie nicht von der Stelle, thun aber auch nichts, als was ihnen ausdrücklich befohlen ist. Ruhm und Ehre sind ihnen fremd." *Die gierigen Weiber (les trois exigeantes)*, Erzählungen ihrer Liebesabenteuer von drey Damen aus verschiedenen Nationen, worin die Engländerin die albernste und ekelhafteste Rolle spielt. Überaus charakteristisch, nicht ohne Carricatur. — *Die Jesuiten und die Republik Venedig;* eine kurze Darstellung der gerechten Ursachen, die den venetianischen Senat bewogen, die Jesuiten den 14 Jul. 1606 auf immer aus dem Gebiete der Republik zu verbannen. Einem Aufsatze *über die Politik und Fortschritte der russischen Macht,* sieht man keinen sonderlich guten Willen gegen den russischen Hof an. Peter der Grosse und Catharina II werden von der herrschsüchtigen und arglistigen Seite geschildert. Eine beygelegte Tabelle giebt die Eroberungen der russischen Macht vom Jahr 1721 bis 1806 auf 16,756 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 8,938,210 Köpfen an. Eine *Reise in Schlesien* von *St. Pierre* haben wir schon ins Deutsche übersetzt gelesen. — Wenn wir in die *Poesie* dieses Bandes blicken: so kommen besonders *zehn* Stücke vor, in welchen allen derselbe Gegenstand, nämlich *die Blumen*, bearbeitet sind. Das erste ist von dem Engländer *Thomson*, das zweyte ist eine französ. Übersetzung der englischen Verse von *Frémin de Beaumont*, die folgenden acht sind Originale von *Saint Lambert*, *Lemierre*, *Roucher*, *Delille*, *de Parny*, *de Fontanes*, *Boisjolin* und *Michaud*. Der *Litterature* würden wir nicht erwähnen, wenn es nicht zur Charakteristik gehörte, dass in der Recension der etwas strenge beurtheilten *Corinne* der Fr. *v. Stael* für den darin als Gegenstück figurirenden Grafen d'Erseuil Partey genommen wird! Warum schreibt eine Französin auch ein Buch, worin einem Franzosen Unrecht gegeben wird?

Dritter Band. Vom politischen Gleichgewicht in Europa; vom Hn. *de Bonald*: Ein kleiner Feldzug mit vielen Windhieben gegen die Aufklärer und Prediger der Billigkeit, Voltaire, die Encyklopädisten etc. „Die älteste Tochter (Frankreich) der grossen Familie (die europäischen Christen) muss ihre Brüder lenken und die Christenheit beherrschen; die Franzosen müssen die neuen Römer seyn.... Die Natur, mächtiger als die Parteyen und Regierungen, will, dass in Frankreich eine Macht, und dass Frankreich die Macht von Europa sey, wie Europa die Macht der Welt ist.... Die neue Verfassung von Deutschland beruht nicht auf einem trügerischen System von Gleichgewicht, der ewigen Ursache von Veränderungen und Unruhen, sondern auf einem festen Schutzsysteme, dessen dieser, in eine grosse Zahl ungleicher Staaten getheilte, schöne Theil von Europa nicht entbehren kann. Dieser mächtige Schutz ist um so uneigennütziger, da Frankreich, welches die natürlichen Grenzen erreicht hat, über welche hinaus kein Staat sich einrichtet, bloss danach streben kann, seinen Einfluss zu verbreiten, und um sich her alle Völker in einem friedlichen Zustande zu erhalten, welchen zu trüben gegen sein Interesse seyn wird." Gegen diesen Aufsatz sind *Bemerkungen* eingerückt, worin die Einseitigkeit der darin enthaltenen Begriffe mit kräftigem Spotte gerügt wird. *Zwey* kleine *Abhandlungen* von *Chateaubriand* enthalten Beobachtungen und Ideen über einige Theile der von ihm durchreiseten Länder in Griechenland, Palästina, Ägypten und weiter; besonders kommt er immer auf das unglückliche Loos derer zurück, die unter dem unerträglichen Joche der Mahomedaner schmachten. *Gedanken über die Vorurtheile*, von *Bergasse*: „Die Meinung leiht den geglaubten Wahrheiten, die wir nicht selbst geschaffen haben, eine Kraft, die die von uns erfundenen nicht erschwingen. Der Mensch muss glauben." Unter dem Titel: *Neue Betrachtungen über die amerikanischen Wilden, besonders über die Völkerschaften in Florida*, werden wir aufmerksam gemacht auf die unvertilgbaren körperlichen und geistigen Unterschiede zwischen diesen Wilden und den Europäern. Den Wilden wird die Fähigkeit des Vergleichens und Wollens rundweg abgesprochen. Ungeheuer ist die jezt herrschende Sterblichkeit unter ihnen. Ihre Kriegsgesänge haben Gruftgesängen Platz gemacht. In hundert Jahren wird kein Eingeborner des nördlichen Amerika's mehr leben, und die Geschichte wird erstaunt fragen, was aus ihnen geworden sey, ohne Antwort zu erhalten. *Anaxagoras*, vom verst. Abbé *Barthelemy*: Seine Liebe zu Aphelia, Perikles Schwester. *Gedanken über die Geologie*, von *Deluc*. Immer noch nachgeholte Beweise von der Richtigkeit der Zeitmessung des Erden- und Menschen-Alters nach der mosaischen Genesis. *Über die Sprache der Politik*, von *de Bonald*: eine Abhandlung, die der Überschrift nicht entspricht. *Kann ein vollkommenes Glück existiren?* Wird verneinend beantwortet, wie zu vermuthen war. Ein Hauptfehler des Zusammenlebens der Menschen ist, dass dadurch die einfachen Begierden in verzehrende Leidenschaften verwandelt werden. *Über die literarische Kritik*, von *Lacretelle d. J.* „Urtheilen kann man nur über ein al-

ites Werk; über ein neues lassen sich bloss Bemerkungen machen." *Über Ludwig XIV und seine Nachfolger.* Unbedeutend. *Über die Malerey.* Meistens historisch betrachtet; die französische Schule wird die einzige jetzt blühende genannt. *Über den Prometheus von Äschylus*, von *Legouvé*. Äschylus wird, wie wir zu erwarten gewohnt sind, ganz mit französischen Augen betrachtet, und sein Trauerspiel ein sehr fehlerhaftes Stück genannt, worin es aber, zur gröfsten Verwunderung, Stellen gebe, die eines Corneille und Racine würdig wären. *Lobrede auf Hn. Target*, von *Muraire*. Wie die Lobreden der Mitglieder der franz. Akademie zu seyn pflegen. „*J'ai cherché, Messieurs, à vous faire illusion, à me tromper moi-même, en éloignant la pensée de sa mort; inutile soin! L'homme ne sauroit se soustraire à l'ordre de la nature. M. Target mourut le 9 septembre,* 1806; *et il est trop vrai qu'il ne reste de lui que sa mémoire!*" — *Die Mode*, von *Boufflers*. Ein kleiner Roman, leicht, flüchtig, unterhaltend. Die unschuldige Hortensia nach dem Leben geschildert, das Bild ihrer Verführerin wegen seiner Widrigkeit nicht ausgemalt. Ganz ungefällig aber der schlaffe Gemahl, dessen endliches Glück ihm nicht zukommt, und der seiner Bekehrung unwürdig ist. *Über Florians Übersetzung zweyer Novellen von Cervantes*, von *Petitot*. Hr. P. ist mit der Art nicht zufrieden, womit Florian den Cervantes verkürzt oder vielmehr umgewandelt hat. Vermuthlich um dafür zu entschädigen, bringt er eine, auch nicht lange, Episode aus Cervantes nicht sehr bekanntem, ausschweifendem Roman, *Persiles und Sigismonda*, bey. Wir lesen doch Florian lieber. Unter den versificirten Aufsätzen dieses Bandes sticht eine *Satyre auf die Wünsche*, und ein Fragment aus *de Parny's* Gedichte, *die Rosenkreuzer*, hervor, welches schon ganz heraus ist, und in dem Geschmacke der *Pucelle* von Voltaire geschrieben zu seyn scheint. Launig und salzvoll sind die Anmerkungen über das Buch eines Holländers, *van der Willigen*, betitelt: *Parys by den Aanvang van de 19e Eeuw*, dessen scharfsichtiger Vf. beobachtet hatte, dafs es in Paris keine Kirschen gäbe. Dafür macht nun der Rec. die holländischen Kirschen so herunter, und sagt den Holländern selbst so starke Bitterkeiten, dafs es einem besonnenen Leser weit getrieben scheint. Auch die Deutschen werden als leichtgläubig geschildert, zumal gegen Kotzebue, von dem es hier heisst: „*Il vit, dans un païs, des sottises qu'il débite sur un autre.*"

Vierter Band. Sokrates Tod, von *Bernardin de Saint-Pierre*. Dialogen, schauspielartig in Scenen verhandelt. Nach Plato, Xenophon und Plutarch. Der Vf. hat wenig von dem Seinen hinzugethan. Auch giebt das Ganze kein hohes Interesse. *Vom Egoismus*, von *Vigée*. Bey der dermaligen Lage des gesellschaftlichen Vereins ist wenig zu seiner Abstellung anzufangen. *Über die Fortschritte und den gegenwärtigen Zustand der Manufacturen und Fabriken in den vereinigten Staaten*, von *St. Aubin*. Fürs erste bloss allgemeine Ansichten. Dieser Theil von Amerika ward nicht, wie andere Colonieen, durch den Auswurf der Menschheit angebaut und bevölkert. Die ersten Bebauer waren verständige, tugendhafte und fleissige Leute. Diese Idee muss man im Auge behalten, wenn man über die raschen Fortschritte der Nation gesund urtheilen will. Der Landbauer ist zugleich Fabricant und Kaufmann. In mehreren Handelsartikeln können die Amerikaner mit den Engländern nicht Schritt halten, weil der Handwerker und Handarbeiter nicht, wie in Europa, gedrückt und gezwungen ist, aus der Hand in den Mund zu leben, sondern einen angemessenen Lohn seiner Thätigkeit fodert, Lebensgenuss verlangt, und für sein Alter sammelt. Der Amerikaner fabricirt nicht, was er aus irgend einem Theile der Welt wohlfeiler beziehen kann. Zu grofsen Unternehmungen fehlt es oft an hinreichender Baarschaft; der Staat ertheilt keine Prämien, keine Vorschüsse. Diesem Hindernisse wird einigermafsen abgeholfen durch die fast in allen Städten der vereinigten Staaten errichteten Banken, deren man im J. 1806 schon 72 zählte. Die Regierung läfst nichts fabriciren als Waffen. Wahrscheinlich wird mehr Eisen eingebracht, als ausgeschifft wird. *Von der italiänischen Tragödie im sechzehnten Jahrhundert*, von *Guinguené* im Athenäum vorgelesen. Es wird gezeigt, dafs die Italiäner verschiedene, den Griechen nachgeahmte, regelmäfsige Stücke dieser Gattung hatten, an denen auch die Kunst zu loben ist. Sie überlebten ihre Periode nicht, weil das Volk keinen Geschmack an ihnen finden konnte. Hiedurch werden die Nachbeter eines d'Aubignac, St. Evremond und Voltaire widerlegt, welcher letztere den Irrthum verbreitet hat, dafs durch Trissins Sophonisbe das erste Signal zur Wiedererweckung der tragischen Kunst in Europa gegeben sey. *Bettina*, eine Novelle, nach dem Deutschen. — Unter der *Litterature* wird diessmal viel Rühmens gemacht von einem neuen Roman: *Histoire de quatre Espagnols*, deren Vf. Hr. *Montjoie* ist. Er wird zwischen le Sage und Fielding gesetzt, und eine Probe mitgetheilt, die uns noch eben auf kein Meisterstück schliessen läfst. Ob nicht schon eine Übersetzung unter einer deutschen Presse girrt? Weiterhin stofsen wir auf eine unsanfte Diatribe gegen *A. W. Schlegel*, der die Kühnheit gehabt hat, in Paris selbst eine Vergleichung zwischen der Phädra des Racine und des Euripides (*Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide, par A. W. S. Paris,* 1807) anzustellen. Indem Hr. *Auger* gegen *Sch.* auftritt, glaubt er es im Namen seiner Nation zu thun. „*Des pédans qui apparemment ne s'embarrassent pas de plaire, et qui au reste sont sagement de n'y pas prétendre, lui* (Racinen) *avaient bien reproché avec dureté quelques légères infractions* (gegen die griechischen Sitten); *mais notre plaisir l'en avait absous, et nous aimions mieux être charmés à notre manière, qu'ennuyés ou révoltés à la maniere des Grecs. Bref, Racine était notre poëte, nous en faisions nos délices, et nous ne croyions pas être des sots, ridiculement infatués d'un méchant auteur. Voilà pourtant ce qu'un Allemand, M. Schlegel, entreprend de nous prouver aujourd'hui.*" Was hauptsächlich, aufser dem hin und her verstreuten Spotte auf den arroganten Ausländer, an *Sch.* gerügt wird, ist die Kleinigkeit, dafs er Racinen gar nicht verstanden haben soll. „Er weifs Griechisch, heisst es von ihm, und nicht viel (*assez peu*) Französisch; vielleicht kennt er das Alterthum und die Bücher recht gut, mit nichten aber den Geist der neuen Zeiten und das menschliche Herz." Nur zwey Menschen sollen in Frankreich seyn, die ihm in seiner Art, Racinen anzusehen, beypflichten mögen. Diese sind Mercier und Palmézeaux de Cubières, der die Phädra umgearbeitet hat. „*Je ne sais pas*, schreibt Hr. *A.*, *si les compatriotes de M. Schlegel adopteront sa manière de voir sur Racine.*" Leider, ja; und was schlimmer ist, sie haben es nicht erst von ihm gelernt. Wir hegen überhaupt starke Zweifel dagegen, ob sich beide Nationen jemals über die Koryphäen ihrer beiderseitigen Literatur, besonders des Theaters, werden verständigen können. *Schiller* zieht nicht in Frankreich, *Racine* nicht in Deutschland.

Jedem Stücke des *Conservateurs* ist ein kleiner Anzeiger (*feuille d'annonce*) angeheftet, worin Buchhändler-Nachrichten von zu erscheinenden und schon erschienenen französischen, meistens aber deutschen, zuweilen auch englischen, Schriften aufgenommen werden.

Dvl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 9 JULIUS, 1808.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Himburg: *Annalen des Krieges.* Miscellen und Episoden. I Band. *Annalen des Krieges und der Staatskunst.* Miscellen u. s. w. II. III. IV B. 1806. 256. 244. 254 u. 275 S. 8. broschirt. (4 Thlr.)

Diess Aggregat von Aufsätzen, die an Werth und Inhalt sehr verschieden sind, scheint einem nicht zu Stande gekommenen Unternehmen des Vfs. des Geistes des neueren Kriegssystems sein Daseyn zu verdanken. Wahrscheinlich wollte der Hr. *v. Bülow* wirklich Annalen des Krieges herausgeben, wurde aber an der Ausführung gehindert, und die Verlagshandlung liess nun die Bruchstücke nebst einer Anzahl vorräthiger Aufsätze von anderen Vffn. unter dem einmal gewählten, obgleich nun gar nicht mehr passenden, Titel abdrucken. So wenigstens lassen sich der Mangel an irgend einer Nachricht für die Leser, der Zusatz auf dem Titelblatt des zweyten Bandes, die einer Zeitschrift ähnliche Form und das Missverhältniss der Aufsätze unter einander noch am leichtesten erklären.

Der erste dieser Aufsätze, *Annalen des Kriegs* (B. I), sollte vielleicht dem Werke zur Einleitung dienen; er scheint aber nicht fertig geworden, und gegen das Ende aus anderen Bülowschen Papieren ergänzt worden zu seyn. Der Vf. spricht darin zuerst von den Römern. Sie mussten untergehn, sagt er, weil sie nicht Intelligenz genug besassen, das zu erhalten, was sie durch Charakterstärke gewonnen hatten. Nach ihnen sieht er nichts als Ausartung und Verbrechen mehr in Europa; er überspringt das Mittelalter, und verzweifelt an der gegenwärtigen Generation. Darum soll denn auch das Gemüth bey ihm erlöschen, und nur das Urtheil lebendig bleiben. Er will gegen den Geschickten gerecht seyn, weil der Gerechte nirgends zu finden ist.

Nach diesem Eingang liess sich etwas Ganzes erwarten, wir erhalten aber nur einen Torso, eine mit Scharfsinn, aber auch mit vieler Paradoxie entworfene Charakteristik der Franzosen und der Engländer, als der beiden Völker, bey welchen das meiste Licht über die Angelegenheiten des Lebens und den Mechanismus der Gesellschaft verbreitet sey, — und Bemerkungen über die Möglichkeit einer Landung in England und über den Feldzug in Schwaben im November 1805. — *Über die Beschäftigung stehender Heere im Frieden.* Wenn diess eine Persiflage Bülows seyn soll: so ist der Ton nicht übel getroffen. Die beiden folgenden Aufsätze: *Einige gewagte Ideen über Truppenverpflegung,* und: *Einfaches, aber freylich etwas sonderbares Mittel, den Soldaten gegen das Feldleben zu stählen,* scheinen nur um des Contrastes willen da zu stehen. Der eine will pulverisirten Zwieback, Bouillontafeln, rumfordsche Suppentafeln, gestampftes Heu (!! welches kein Pferd frisst. In einem raschen Feldzuge fällt das Heu ohne allen Nachtheil ganz weg) einführen, und der andere die Soldaten mit kaltem Wasser begiessen. War es den Vffn. mit diesen Vorschlägen wirklich Ernst, oder wollten sie nur die Pedanterey irgend einer modischen Militärschule dadurch lächerlich machen?

Über die letzte Schlacht Nelsons mit den Franzosen, nebst Bemerkungen über den englischen und französischen Seekrieg überhaupt; begleitet von einem Memoire, contenant le plan d'après lequel agit l'escadre de Toulon. Vom Hn. v. Bülow. Die Bemerkungen sind interessant, das Ganze jedoch grösstentheils schon in anderen Werken des Vfs. enthalten. Was aber diesen Annalen einen entschiedenen Werth giebt, ist die Sammlung von Actenstücken über verschiedene Begebenheiten des siebenjährigen und der beiden schlesischen Kriege, die, wenn sie hier auch nicht alle zum ersten Mal erscheinen, doch durch die Zusammenstellung mit anderen bekannten Berichten eine eben so angenehme als lehrreiche Unterhaltung gewähren. Rec. wird sie hier gleich aus dem ganzen Werke zusammenfassen. B. I. *Montazet und Maria Theresia im J. 1758.* — *Friedrich im Febr. 1760. Auszug aus einem Briefe des Grafen Montazet an den Herz. v. Choiseul.* — Graf M. begleitete als franz. Bevollmächtigter die Armee des Feldmarschalls Daun. — *Österreichischer Kriegsrath, und Schlacht von Torgau. Aus Montazets Memoiren.* — B. III u. IV. *Beyträge zur Geschichte der beiden ersten schlesischen Feldzüge:* a) *Disposition, wie es am 8 und 9 März 1741 bey der Attaque von Glogau gehalten werden solle.* b) *Schreiben eines preussischen Subaltern-Officiers damaliger Zeit.* c) *Bericht des Prinzen Leopold Maximilian an seinen Herrn Vater, Fürsten Leopold von Anhalt Dessau, von dem, was vor der Bataille von Mollwitz vorgefallen.* — d) *Disposition, wonach sämmtliche Generalität etc. bey der Schlacht* (von Mollwitz) *zu achten haben.* — e) *Bericht des Prinzen Leop. Max. v. A. Dessau an seinen Vater von der Schlacht von Mollwitz.* — f) *Schreiben des Königs an F. Leopold von A. D.* — g) *Relation de la bataille de Mollwitz par un aide de Camp du Gen. Neuperg.* — h) *Schreiben eines anderen öster-*

reichischen Officiers darüber. — i) *Bericht des Erbprinzen Leop. Max. v. A. Deff. an feinen Vater, über die Schlacht von Chotufitz.* — k) *Abweichende Umftände und Tadel des Betragens des Pr. L. M. v. A. D. aus dem VI Capitel der Gefchichte meiner Zeit von Friedrich dem Grofsen.* — l) *Öfterreichifcher Bericht von der Schlacht zu Chotufitz.* — m) *Ein Zeitungsartikel wegen der Schlacht von Chotufitz.* — n) *Der unbekannte Krieger giebt fich zu erkennen.* Diefe beiden letzten erzählen eine Anekdote von dem Feldprediger Seegebarth, der nicht nur das Infanterie-Regiment Erbpr. v. Deffau, bey welchem er ftand, fondern auch einige Escadrons Cavallerie, die zurückgefchlagen waren, wieder fammlete und in die Schlacht führte. — o) *Brief des Erbprinzen L. M. v. A. D. an feinen Hn. Vater über die Schlacht von Hohenfriedberg, vom 4 Junius* 1745. — p) *Bataille de Friedberg par Mr. le Marquis de Valory.* [Augenzeugen, damals Gefandten bey Friedrich II.] — q) *Brief des Erbp. L. M. v. Deffau an feinen Hn. Vater vom* 11 *Jun.* 1745. — s) *Auszug eines Theils des XIV Capitels der Gefch. m. Z., nebft* [fehr interessanten] *Scenen aus dem Leben des Fürften Leopold v. Deffau.* Der Einfender diefer Actenftücke, Hr. von Bärenhorft, hat fie mit fchätzbaren Anmerkungen und Erläuterungen begleitet. Sein Zweck war, dadurch Beyträge zu einer Gefchichte der Methode der Kriegsführung zu liefern, ein Zweig des militärifchen Wiffens, der noch wenig bearbeitet worden ift, und doch vorzüglich zur praktifchen Bildung des Kriegers gehört. — B. III: *Kaifer Jofeph II an den Feldzeugmeifter von Wiedt* 1774. — *Friedrich der II an den General von Tauentzien* 1748. Beide Monarchen bezeigen ihr Mifsvergnügen über die zur Revue verfammelt gewefenen Regimenter; der Erfte, wegen des nicht muftermäfsigen Anzugs; der Andere, wegen der bey den Übungen vorgegangenen Fehler. — B. IV. *Affaire bey Maxen, aus den bisher ungedruckten Memoires de Motazet überfetzt und mit Anmerkungen begleitet, von Bülow.*

Der I. B. enthält noch: *Mein letztes Wort über die Schlacht von Kollin.* Hr. von Retzow erweifet die Richtigkeit feiner Angaben gegen einen Auffatz in der *Neuen Bellona* mit überzeugenden Gründen, aber in einer fehr fehlerhaften Sprache. — *Über das Werk: Lebensgefchichte des Gen. Lieut. Graf. von Schmettau;* eine weitläuftige Kritik, die durch die vielen, aus dem Buche felbft abgedruckten Stellen mehr, als durch die in einem koftbaren Styl vorgetragenen Bemerkungen des Recenfenten, die Lefer unterhalten wird. — *Beytrag zur Charakteriftik der franzöfifchen, öfterreichifchen und ruffifchen Heere, aus dem Storchifchen Journal;* Anfichten eines Gelehrten, der, ohne praktifche Kenntnifs des Gegenftandes, aus einfeitigen, oft bis zum Lächerlichen ruhmredigen Angaben fchöpfen mufste. — *Über Bewegbarkeit, nebft einem Memoire über eine Erfindung portativer Zelter,* um eine Erfindung, wie es viele giebt, anzupreifen, kramt der Vf. grofse Gelehrfamkeit aus. — Man laffe doch alle die compendiöfen Weitläuftigkeiten weg, und gebe den Truppen warme Kleider und fatt zu effen! — *Miscellen,* gröfstentheils unbedeutend bis auf den Auffatz über die körperlichen Beftrafungen der Soldaten, der fehr richtig mit der Bemerkung endigt: „So lange ihr prügelt, werdet ihr auch prügeln *müffen.*"

B. II. *Friedrich und Napoleon,* von *Bülow,* eine Parallele, „didaktifch-militärifch-politifchen Inhalts," reich an Abfchweifungen, aber auch an treffenden Bemerkungen und finnreichen Applicationen. — *Etwas über die Anlage* (Anlegung) *der Veftungen.* Gute Maximen nach dem Bülowfchen Syftem der Bafis, aber nichts Neues. — *Verfuch einer Berichtigung des von G. Venturini aufgeftellten Syftems der Kriegswiffenfchaften.* Der Vf. will die von V. bezeichnete Grenze zwifchen Strategie und Taktik anders, und, wie es fcheint, zweckmäfsiger beftimmt haben. Da jedoch beide Wiffenfchaften durchaus unzertrennlich find: fo kann unmöglich viel darauf ankommen, unter welcher Kategorie ein oder der andere Nebenzweig, z. B. (S. 171) die Lehre von der Verforgung eines Heeres mit Arzney, vorgetragen werde. Die Replik des Hn. Auguft Venturini, B. III, trägt bey aller Umftändlichkeit zur Erörterung des ftreitigen Punctes wenig bey. *Inwiefern konnte Wien vertheidigt werden?* Die Beantwortung der Frage erwartet man vergebens. Der Vf., der mit glühenden *Ballen* (Ballen Tuchs? oder etwa Bälle?) anftatt der Kugeln fchiefst, zeigt blofs, dafs Wien hätte vertheidigt werden *follen.* — *Geift des Vegez, in Anwendung auf die neuern kriegerifchen Erfcheinungen betrachtet.* Sätze aus dem Vegez mit fehr unbedeutenden Anmerkungen. — *Über den Einflufs des Kriegs auf die Staatswirthfchaft. Nach dem Franzöfifchen des Herrenfchwand.* Gefchrieben im Nov. 1804, und vorzüglich mit Hinficht auf Preuffen. Nicht erfchöpfend, aber doch fehr lefenswerth.

B. III. *Charlemagne und Napoleon,* der Befchlufs B. IV. Eine Skizze der Feldzüge Karls, aus welcher die dem Lefer überlaffene Vergleichung von felbft hervorgehen foll. — *Die Schlacht bey Leipzig im Jahre* 1631. Diefes *Fragment einer noch ungedruckten Gefchichte der Feldzüge Guftav Adolphs in Deutfchland* vom Hn. v. Bülow, gehört zu den intereffanten hiftorifchen Auffätzen, deren Werth Rec. fchon oben anerkannt hat. — *Verfuch eines Grundriffes zu einem Kriegsplane für Preuffen gegen Öfterreich und Rufsland.* Der Vf. will in Südpreuffen 3, und in Oftpreufsen 5 Reihen Veftungen anlegen, die, nebft den fchlefifchen, 183,500 Mann Befatzung erfodern, nachher noch einen Offenfiv-Krieg führen, ganz Polen erobern u. f. w. —

B. IV. *Rede Guftav Adolphs an feine Generale, vor feiner Unternehmung nach Deutfchland.* Von Bülow. — *Dürfen Kanonen verloren gehn?* Über das Vorurtheil, nach welchem man das Gefchütz eben fo heilig hielt, als die Fahnen, und aus Furcht, es zu verlieren, die Batterien zurückzog, ehe fie Wirkung thun konnten. — *Über die Verbefferung des Recognofcirens.* Eigene, zu diefem Zweck befonders

geübte Corps zu errichten, wäre kein übler Vorschlag; aber die beweglichen Telegraphen an den Piken der Reiter mit allen dem Apparat von Uhren, Fernröhren, Laternen u. s. w. gehören zu den complicirten und weitläuftigen Einrichtungen, welche die Praxis mit Recht verwirft. Es geht damit in der Ausübung, wie mit den Feldkästchen, die der Speculationsgeist erfinderischer Arbeiter Officieren und Reisenden anpreiset. Man findet darin allerdings eine unglaubliche Menge von Instrumenten der Bequemlichkeit in einem äusserst kleinen Raume zusammengeschichtet; aber es wird auch so viel Zeit und Genauigkeit erfodert, sie gehörig aus- und einzupacken, dass man selten in den Fall kömmt, sie gebrauchen zu können, und am Ende nur eine unnütze Last mit sich geschleppt hat. — *Vorschlag, den Nutzen des Tiraillirens mit jenem der festen Ordnung zu verbinden.* Oder vielmehr: einen durch den anderen aufzuheben. — Seit einer Reihe von Jahren hat bey unseren theoretischen Taktikern die nicht genug zu rügende, schädliche Schwachheit geherrscht, dass sie, nie mit dem einfachen Nutzen irgend einer Einrichtung zufrieden, immer so lange grübelten und sannen, bis sie eine doppelte und dreyfache Anwendung herausgebracht hatten, wobey denn aber das Ganze zu keinem Zwecke mehr recht tauglich blieb. Eben so seltsam war die Tendenz, den Soldaten unbehülflich zu machen, wovon hier ein Vf., durch *Einige Vorschläge für Reiterey und Fussvolk*, Beweise giebt. Um seine Truppen gegen Kugel und Klinge zu verwahren, bepackt er sie dergestalt mit Mänteln, Tornistern und Patrontaschen vor Brust und Magen, dass man nicht begreift, wie sie die Arme rühren oder im Sommer die Hitze ertragen sollen. — *Über einen Vorschlag des General Ewald.* Dieser erfahrene Krieger sah in Amerika Boote von geteertem Seegeltuch, und schlägt vor, die Deckel der Brodwagen dazu einzurichten; unser Vf., dem das Brod nur eine Nebensache ist, will gleich den ganzen Korb des Brodwagens zum Ponton machen, und schlägt im Geist schon Schiffbrücken, über welche er Cavallerie und Geschütz gehen lässt. — *Revolution der Kriegskunst. Fragment aus einem noch ungedruckten Werke.* Das Bruchstück, obgleich von Paradoxieen nicht frey, berechtiget zu vortheilhaften Schlüssen auf das Ganze; nicht so aber das folgende *Fragment aus einem ungedruckten Werke: Was ist Philosophie der Kriegskunst?* Der wegwerfende Ton des Eingangs (S. 133): „Ich gestehe, dass mich die Ambition, in Kritiken gelobt zu werden, wenig spornen kann. So wenig, dass ich die Ordnung meines Buches und die Feile meines Styls versäume. Wer kann helfen!" zeigt gleich Anfangs, was man zu erwarten hat. Der Vf. hat jedoch nichts Geringes im Sinn; er will „nicht nur neue Gesichtspuncte andeuten, sondern auch den praktischen Nutzen stiften, dass man einige Resultate des *Denkers* wirklich im Vaterlande anwende." (ebend.) Wer so keck sich einen Denker nennt, sollte wenigstens die angekündigte Unordnung des Vortrags durch Neuheit der Ideen zu vergüten wissen; aber der Vf. hat nur gescherzt; denn sein Vortrag ist bis zur Pedanterey systematisch, und wir lernen von ihm (S. 135), dass „diejenigen Heere die besten sind, welche der Vernunft einleuchtend den Sieg verheissen, — dass eine solche Verheissung nur aus der Darstellung überwiegender Vortheile gegen Andere hervorgehen könne; diese Darstellung aber in allen Theilen vollkommen rationell aufgefasst werden müsse, und dass es Sache der Philosophie sey, sie im Gebiet der Möglichkeit zu construiren, nachdem sie sich zu dem Geschäft vorher mit den nöthigen Ideen geschwängert habe." Nach diesem Eingang theilt er sein „Organon in drey Kategorieen": das kriegerische Gemüth, die strategische Leitung und die Gefechtsform, wogegen Niemand etwas einwenden wird; was er aber darüber sagt, ist aus Bülow und anderen Schriftstellern ausgeschrieben, und ausser der *Globularform* Frankreichs (S. 145), welche Rec. hier zuerst kennen lernte, fand er in dem ganzen Aufsatze nichts Neues, als die Schulsprache. — *Notizen über die kaiserlich-königliche Armee an der Donau bis zur Capitulation von Ulm.* Ein Auszug aus Bülows Feldzug von 1805, vielleicht aus dem Manuscript, weil das Buch später als die Annalen herausgekommen zu seyn scheint. Kf.

Berlin, b. Himburg: *Prinz Heinrich von Preussen.* Kritische Geschichte seiner Feldzüge. Von dem Verfasser des Geistes des neueren Kriegssystems. I und II Theil. Mit Kupfern. 1805. 436 S. gr. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Der Vf. soll dieses Werk für die gelungenste seiner Arbeiten gehalten haben; Rec. kann ihm vor den übrigen Bülowschen Schriften nur negative Vorzüge zugestehen. Es stösst nicht, wie die späteren, durch Leidenschaftlichkeit des Vortrags, durch bittere Ausfälle, durch muthwillige Paradoxieen oder durch widerliches Selbstlob zurück; aber es ermüdet durch die ironische, oft witzelnde Manier des Vortrags, und hat nicht Vollständigkeit genug, um den Gegenstand zu erschöpfen. Der Vf. scheint dieses gefühlt zu haben, und beschränkte daher die Erwartungen des Publicums durch den Zusatz auf dem Titel. Im Eingange erklärt er sich noch deutlicher, indem er sagt: „er werde sich mehr mit den Thaten als mit dem Lebenslaufe seines Helden beschäftigen, weil dieser weder für die Zeitgenossen neu, noch wichtig für die Nachkommen seyn könne (?); die zu erzählenden Begebenheiten würden aber mehrentheils kriegerische Auftritte seyn, weil die öffentlichen Handlungen des Prinzen fast ausschliessend in militärischen Verrichtungen bestanden hätten; — das Buch werde demnach mehr den Charakter der Geschichte, als der Biographie an sich tragen u. s. w." — und er glaubt nun, die Leser, welche die ganz mit Stillschweigen übergangenen, wichtigen politischen Handlungen des Pr. H. auch als einen Gegenstand der Geschichte betrachten möchten, mit der Bemerkung (S. 322) abfertigen zu können, dass er sich bloss zu einer kritischen Geschichte der Feld-

züge desselben" anheischig gemacht habe. — Aber auch als solche erfüllt die Ausführung den vorgesetzten Zweck nicht ganz. Eine Geschichte soll die Begebenheiten darstellen. Das geschieht aber hier nur fragmentarisch; sie werden als bekannt vorausgesetzt, und das Buch ist eigentlich bloss ein kritischer Commentar über verschiedene, mehr oder weniger die Feldzüge des P. H. betreffende Angaben der vorzüglichsten Geschichtschreiber des siebenjährigen Krieges. Um den Untersuchungen des Vfs. folgen zu können, muss man die Werke jener Schriftsteller beständig zur Hand haben; eine Mühe, die kein denkender Militair sich verdriessen lassen darf, und wofür er sich durch einen Schatz von schönen Bemerkungen und aus einem tiefen Studium der Geschichte abgezogenen Maximen und Regeln belohnt finden wird. Für den Historiker dürften vorzüglich die Ansichten des Vf. interessant seyn; nur hat er sich, besonders da, wo Hr. v. B. aus dem Charakter der Personen oft zu kühn die Bürgschaft für die ihnen zugeschriebenen Handlungen hernimmt, mit den Schutzwaffen einer streng prüfenden Kritik gegen die rasche Dialektik dieser kritischen Geschichte zu verwahren.

Dass ein Werk dieser Art keines Auszugs fähig ist, leuchtet von selbst in die Augen; bey dem Gegenwärtigen muss schon die Form von einem solchen Versuch abschrecken. Statt aller Abschnitte ist es in numerirte Paragraphen von sehr ungleichem Gewicht des Inhalts getheilt, in welchen das Raisonnement ununterbrochen, wenn gleich oft abspringend, fortläuft. Rec. begnügt sich daher, nur die Charakteristik der Feldzüge des Pr. H., mit welcher der Vf. seine Abhandlung beschliesst, hieher zu setzen: „Sie sind", heisst es S. 316, „zu correct, um die Excentricität des Genies zuzulassen. Ein fehlerfreyes Werk wird selten durch erhabene und kühne Conceptionen verherrlicht. So in der Literatur, so auch im Kriege. Strenge sich auf Vertheidigung einschränkend, fasste er nie den *Gedanken* (?), den Behauptungskrieg in einen Angriffskrieg zu verwandeln. Seine Angriffe waren taktisch, nie wurden sie bey ihm strategische Operationen. Nach denselben, wenn sie auch glückten, senkte er sich stets wieder in seine Vertheidigungspositionen zurück. Nie hat ein Feldherr mehr die Grundsätze der Befestigungskunde auf Taktik und Strategie übertragen. Seine Stellungen waren Bastione, seine Märsche gleichsam Schusslinien." — So treffend dieser Umriss die Operationen des Pr. Heinr. charakterisirt, so wirft er doch ein zu einseitiges Licht auf das Genie des Helden. Die Sphäre, in welcher sich Heinrich bewegte, war nicht die Sphäre seines Genius, sondern ein ihm vorgeschriebener Wirkungskreis. Dass er diesen nicht überschritt, zeugt von einem bewundernswürdigen Gleichgewicht aller Kräfte dieses seltenen Geistes. Wo er mehr freye Hand hatte, z. B. bey der Schlacht von Freyberg, die der Vf. selbst „eine der best-entworfenen und best-ausgeführten in den Annalen des Krieges" nennt, zeigte er, welcher Conceptionen er fähig war, und seine Vertheidigungs-Massregeln waren beynahe immer mehr auf strategische als bloss taktische Berechnungen gegründet.

Der Anhang enthält auf 6 Bogen die Beschreibungen von Rheinsberg und von dem Monumente, welches der Pr. Heinrich auf diesem seinem Landsitze einer Auswahl preussischer Feldherren errichten liess; die Rede, die er bey der Einweihung desselben hielt, und die 32 Inschriften des Denkmals; jene bloss deutsch, diese zum Glück auch im französischen Original, da die flüchtige Übersetzung des Hn. v. Bülow oft das Charakteristische des Inhalts verwischt. Das wohlgetroffene Brustbild des Prinzen, von Bolt nach einem Graffschen Gemälde gestochen, dient dem ersten, so wie die Abbildung jenes Monuments dem zweyten Bande zum Titelkupfer, und die Schlacht bey Freyberg ist durch einen kleinen, aber deutlichen Plan dargestellt. Der Druck mit lateinischen Lettern und das Papier sind sehr schön.

Kf.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Berlin*, b. Littfas: *Öffentliche Dankadresse an den Hn. Vf. der Schrift: Der Adel, was er ursprünglich war, was er jetzt ist, und was er künftig seyn soll.* Ein Angebinde zum Geburtstage aller ächtadlichen Herren und Damen, insbesondere auch für die Herren von Jena und Auerstädt. 1808. 80 S. 8. (8 Gr.) Eine Dankadresse in ironischem Verstande. Der Adel soll hier gegen die Beschuldigungen des Bürgerstandes, besonders gegen den Vf. der oben erwähnten Schrift, vertheidigt werden. Zu einer solchen Vertheidigung gehören eindringende, tief aus der Natur der Staaten geschöpfte Gründe. Davon ist aber bey unserem Danksteller keine Spur anzutreffen. Er verliert sich in die alltäglichsten Betrachtungen, und beweiset nicht das mindeste für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Adels. Alles concentrirt sich bey ihm in die ohnmächtige Behauptung, dass es in beiden Ständen rechtschaffene Leute gebe. Wenn nichts Stärkeres für den Adel zu sagen wäre, so hätte er gerade dadurch seine Sache verloren. Denn die Rede ist von seiner höheren, nicht von seiner gleichen Verdienstlichkeit. Ganz unerträglich macht sich unser Vertheidiger, wenn er seines Gegners spottet. Sein Witz ist gar zu plump, seine Retorsionen ekelhaft und matt. Wenn jener z. B. den bekannten alten Reim in folgenden Worten:

Als Adam grub und Eva spann,
Wo war denn da der Edelmann?

anführt: so verbessert ihn dieser so:

Als Adam hackt' und Eva spann,
Wo war ein bessrer Edelmann?

und beruft sich zu dem Ende auf ein Buch vom J. 1667, unter dem Titel: *Geflickte Ficken oder Studentenconfect.* Die angehängten Verse sind der übrigen Schrift vollkommen würdig, und haben eben so wenig Inhalt.

Cht.

Chemie. *Erfurt*, b. Hennings: *Chemisches Probiercabinet oder Nachricht von dem Gebrauche und den Eigenschaften der Reagentien.* Von D. *J. B. Trommsdorff*, Professor der Chemie und Apotheker zu Erfurt. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1806. 76 S. 8. (6 Gr.) Die Verbesserung besteht in einigen hinzugekommenen gegenwirkenden Mitteln und einigen der Schrift angefügten Büchern, die auf die Absicht, welche durch ein solches chemisches Probiercabinet erreicht werden soll, Bezug haben.

X + Y.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 JULIUS, 1808.

KIRCHENGESCHICHTE.

Hannover, b. d. Gebrüdern Hahn: *Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschafts-Verfassung* von D. G. *J. Planck*, Consistor. Rath und Prof. der Theologie zu Göttingen. Vierten Bandes zweyter Abschnitt. — Auch unter dem Titel: *Geschichte des Pabstthums in der abendländischen Kirche von der Mitte des neunten Jahrhunderts an.* Zweyten Bandes zweyter Abschnitt. 1807. 760 S. kl. 8.

Dieser Band begreift die Veränderungen in dem Zustande der *kirchlichen Gesellschaft*; von der Mitte des 11 bis zu dem Ende des 13 Jahrhunderts, und zwar 1) in den gegenseitigen Verhältnissen des Staats und der Kirche; 2) in mehreren Einrichtungen und Verhältnissen der kirchlichen Gesellschaft selbst; 3) in dem Zustande des gröfseren, aus mehreren vereinigten Gesellschaften entstandenen Kirchenkörpers und in den verschiedenen Formen seiner Verbindung. Wir haben schon bey der Anzeige der vorhergehenden Bände dieses Werk überhaupt von verschiedenen Seiten betrachtet und beurtheilt. Da es sich in dieser Fortsetzung gleich geblieben ist: so brauchen wir über die Beschaffenheit u. Einrichtung desselben im Allgemeinen hier nichts hinzuzusetzen, behalten uns übrigens noch ein Urtheil über das Ganze bey dem nächsten Bande, welcher das Werk beschliessen wird, vor. Hier wird es hinreichend seyn, bey einzelnen Parthieen des vorliegenden Bandes zu verweilen, und die Leser mit dem Inhalte desselben genauer bekannt zu machen.

In dem Abschnitte von den Veränderungen in den gegenseitigen Verhältnissen des Staats und der Kirche handelt der Vf. vom Investiturstreite, vom Regalien- und Spolien-Rechte, von dem Einflusse der steigenden Macht der Könige und des Aufkommens des Bürgerstandes auf die Kirche und ihre Vorsteher, von dem Streite der Kirche mit dem Staate über die Immunität ihrer Güter, von den Bemühungen der Kirche, ihre Gerichtsbarkeit zu erweitern, und von der Verminderung der Kraft des kirchlichen Banns und Interdicts. Mit besonderer Genauigkeit und Sorgfalt ist der Streit über das Recht der Regalie und das daraus entstandene Spolienrecht erzählt. In der Erzählung des Streits über die Immunität der Kirchengüter wird S. 162 f. gesagt: „Man wird in Erstaunen gesetzt, wenn man sich recht eigentlich zu dem Auffassen der Vermuthung gezwungen fühlt, dafs es schon zu dem grofsen Plane Gregors VII, bey dem von ihm angefangenen Investiturstreit gehören mochte, nicht nur alle zu dem Klerus gehörigen Personen, sondern auch alle Güter der Kirche von jeder Lehensverpflichtung frey zu machen. Das ungeheuer Grofse des Plans erscheint von dieser Seite her so schreckend, dafs man kaum begreifen kann, wie er nur an eine künftige Möglichkeit seiner Realisirung glauben konnte. Das Letzte ist um so richtiger, da Gregor in dem Investiturstreite nie etwas anderes verlangte, als dafs die Bischöfe und Äbte nicht mit Ring und Stab von den weltlichen Regenten investirt werden sollten, aber nie etwas dawider hatte, dafs sie ihnen wegen ihrer Güter den Vasalleneyd schwören, und sich von ihnen investiren lassen sollten. Man findet auch in der ganzen Geschichte und den Schriften Gregors zu dieser Vermuthung keinen Grund. Einen solchen Grund weifs auch der Vf. nicht nachzuweisen, sondern er beruft sich nur darauf, dafs einer der nächsten Nachfolger dieses Pabsts, Urban II, welcher noch dazu ehemals einer seiner vertrautesten Rathgeber und Gehülfen gewesen sey, zur Ausführung dieses Plans ganz offen Anstalten gemacht habe. Diefs kann auch nicht geleugnet werden, aber dadurch wird man noch nicht zu der Vermuthung genöthiget, dafs dasselbige schon im Plane Gregors lag; Urban selbst wurde vielleicht erst nach dem Tode Gregors auf diese Idee geleitet.

In dem Abschnitte über die Veränderungen, welche in gewissen Einrichtungen und Verhältnissen der kirchl. Gesellschaft selbst vorgingen, kommen vorzüglich folgende Materien vor: Verfall aller Zucht und Ordnung unter dem Klerus nebst den Ursachen desselben — Zustand des kirchlichen Güterwesens — Kirchliches Bufswesen und Matrimonialrecht. — Neue Ketzergesetze und Inquisitionsgerichte. — Mönchswesen und geistliche Ritterorden. — Viel zu kurz und dunkel ist das, was S. 424 f. von den Ursachen vorkommt, warum ohngefähr seit der Mitte des 11 Jahrhunderts die Kirche den Heirathshindernissen, die aus der Verwandtschaft entsprangen, eine so grofse Ausdehnung gegeben habe. „Die seltsame Ursache dieser Erscheinung, heifst es, findet sich in der wissenschaftlichen Rechtsgeschichte des Zeitalters, denn sie entsprang höchst wahrscheinlich blofs aus einem Missverstande der alten Rechtssprache oder aus einer neuen Sprache, die man in die kirchliche Rechtswissenschaft eingeführt hatte. In der Sprache des älteren kirchlichen und bürgerlichen Eherechts wurden die verbotenen

ren ihm angewiesenen Districte, angestellt seyn. Der Vf. unterscheidet neun Hauptschritte, wodurch die Päbste sich diesem Ziele immer mehr näherten, und zwar folgende: Gregor VII erfindet eine neue Eidformel für die Bischöfe — die Päbste massen sich das Confirmationsrecht aller Bischofswahlen und das Recht an, Legaten von einer neuen Art, *ad visitandas ecclesias* abzusenden — das Recht der Dispensation als ausschliessendes Recht — eine mit der Jurisdiction der Bischöfe in allen Rechtssachen concurrirende Gerichtsbarkeit — sie beschränken die Rechte der Metropoliten — sie eignen sich das Recht zu, allgemeine and Provincial-Synoden auszuschreiben und alle ihre Beschlüsse zu bestätigen — zu kanonisiren — und über alle Kirchenämter uneingeschränkt zu disponiren. Wir gestehen zu, dass diese Schritte jetzt geschahen, und dass man mit Beharrlichkeit jetzt daran arbeitete, jenes Pabstideal auszuführen; übrigens wird wohl der Vf. selbst nicht in Abrede seyn, dass schon vorher hie und da diese Schritte geschahen und die Idee selbst oft vorkam. Man könnte diess aus seiner eigenen Geschichte beweisen, und S. 617 sagt er selbst, dass die entscheidendsten Ausdrücke, worin sich Gregor und seine Nachfolger über dieses Pabstideal äusserten, auch schon von früheren Päbsten gebraucht wurden. Das Wahre ist also wohl das, dass seit Gregor nur das Ideal deutlicher und bestimmter gedacht, und der Realisirung desselben fortgesetzt, beharrlich und consequent nachgestrebt wurde. Von der Obergewalt der Päbste über die weltlichen Staaten und Regenten wird unseres Erachtens S. 730 f. sehr richtig geurtheilt, dass, ohngeachtet sie oft behauptet und von den Fürsten selbst oft anerkannt wurde, doch die Päbste niemals in den vollen Besitz derselben gekommen seyen. „Wenn auch, wird unter anderen gesagt, einige Fürsten dieses Zeitalters den Glauben daran so weit zu treiben schienen, dass sie ohne weitere Veranlassungen sich selbst und ihre Reiche dem römischen Stuhl zinsbar machten, und sich mit der Entrichtung eines förmlichen Tributs zu einer jährlichen Recognition seiner Oberherrschaft verpflichteten: so war es ihnen doch selbst niemals dabey klar, dass sie eine weltliche Obergewalt damit anerkennen mussten oder wollten. Meistens sollte es nur ein Beweis von Demuth oder Höflichkeit seyn, die sie Gott selbst oder dem h. Petrus dadurch geben wollten, wobey sie zuweilen auch im Ernst glauben mochten, dass sie dafür desto gewisser auf den besonderen Schutz des Einen und des Anderen rechnen könnten, aber es sollte immer dabey freywilliger Beweis ihrer Demuth seyn; daher konnte es ihnen desto weniger einfallen, ein Recht damit zu agnosciren, das Gott selbst dem Pabste über sie eingeräumt habe. Eben so verhielt es sich mit den anderen Formen, worin sie es zuweilen zu agnosciren schienen. In den meisten Fällen glaubten sie gar nicht, dem Pabste damit eine wirkliche Obergewalt in weltlichen Dingen einzuräumen, sondern nur eine Einmischung des Oberhaupts der Kirche in Sachen, welche auch diese und die Religion betrafen, zuzulassen; in keinem Falle aber hielten sie sich durch die weiteren Folgen gebunden, die man aus ihrer Zulassung ziehen könnte, denn sie hatten ja an keine dieser Folgen dabey gedacht. Diess legte sich am sichtbarsten daraus zu Tag, weil nicht nur immer auch noch von den Fürsten von Zeit zu Zeit sehr starke Protestationen gegen das Princip der päbstlichen Theokratie eingelegt, und von den nämlichen Fürsten eingelegt wurden, die es schon zu einer anderen Zeit anerkannt zu haben schienen, sondern weil sich die Päbste selbst so oft gezwungen sahen, die Ansprüche, welche sie darauf gründeten, schon nach dem ersten Versuch, den sie zu ihrer Behauptung gemacht hatten, wieder aufzugeben. — Eben desswegen machten es sich auch die weisesten unter den Päbsten dieser Periode zum Grundsatze, jeden Streit über das Princip sorgfältig zu vermeiden; daher nahmen sie es auch mehr als einmal selbst wieder zurück, wenn sich wider ihre Erwartung gegen eine Anmassung, welche sie darauf gebaut hatten, ein Widerspruch erhob, der zu einer weiteren Untersuchung führen konnte. — Mit der weltlichen allgemeinen Monarchie der Päbste kam es also freylich nicht weit über die Theorie hinaus; allein *in dieser* wurde doch das Luftschloss wirklich aufgeführt und ausgebaut; und schon der Effect, den es hier machte, wurde unermesslich vortheilhaft für den römischen Stuhl. Es war der Glaube an ihre allgemeine weltliche Monarchie, wodurch ihr wirkliches Aufsteigen zu der allgemeinen kirchlichen am meisten befördert wurde —". Ein allgemeines Urtheil über das Rechtsfundament, den Werth und die Haltbarkeit des Papalsystems, macht den Beschluss dieses Bandes, und ist sehr gemässiget und unbefangen. Über den Werth dieses Systems aber hätten wir ein bestimmteres und ausgeführteres Urtheil erwartet und gewünscht. Man findet nichts, als S. 756: „So leicht man es sich denken kann, dass und wie ein besserer Zustand für die ganze europäische Menschheit auf einige Zeit hätte herbeygeführt werden können, wenn sich das System der päbstlichen Theokratie nur ein Jahrhundert hindurch hätte behaupten lassen: so deutlich wird man es mit einem durch kein Vorurtheil verfälschten Auge in der Geschichte selbst gewahr, wie viel in dem Zustande der Kirche durch das System des universellen römischen Episcopats verbessert, und wie viel wahrhaftig Gutes durch jene unbeschränktere Allgewalt, welche sich die Päbste herausgenommen hatten, gestiftet wurde." Aber was wurde dann dadurch im Zustande der Kirche verbessert, worin bestand dann das viele wahrhafte Gute, welches dadurch gestiftet wurde, warum wurde es durch das Pabstthum gestiftet, was war in diesem für eine Idee wirksam?

N. Z. Q.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 JULIUS, 1808.

BIOGRAPHIEEN.

Berlin, b. Maurer: *Neuer brittischer Plutarch.* Oder Leben und Charaktere berühmter Britten, welche sich während des französischen Revolutionskrieges ausgezeichnet haben. Nebst einem Anhange von Anekdoten. Von *Friedrich Wilhelm Gillet*, erstem Prediger bey der werderschen und dorotheenstädtschen Kirche. Mit einem Titelkupfer und 24 Bildnissen. 1804. XII und 420 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Keine Nation hat grösere Vorliebe für die Biographie, keine in diesem Fache der Literatur sich mehr hervorgethan, und in Hinsicht auf Darstellung, Treue und Wahrheit grösere Muster geliefert, als die Engländer. In keinem anderen Lande herrscht ein solcher Sinn, eine so allgemeine Empfänglichkeit für diese grose Schule der Bildung und des Beyspiels. Rec. hat sich oft gewundert, wenn er sogenannte *Lives*, die Übersetzung des Plutarch, vorzüglich in der früheren kleinen Handausgabe, oder den *British Plutarch* als das einzige Bibliothekstück in den Häusern der geringsten Classen fand, und erinnert sich Beyspiele von Landleuten, Pächtern und Handwerkern, die letzteren fast auswendig wussten, und eine Belesenheit verriethen, die Erstaunen erregte; ja er weiss, dass Genie und Kraft in vielen allein dadurch zuerst geweckt und aus der Dunkelheit hervorgezogen wurden. Nirgends erhielt sich dieser vorherrschende Nationalgeschmack unwandelbarer und reiner, nirgends wird er von herrschenden Systemen und Moden, oder unglücklicher Vielwisserey weniger verdrängt, nirgends wirkt er so mächtig auf das Leben und die praktische Bildung, nirgends endlich erhält der Biograph solchen Stoff von Originalität und Mannichfaltigkeit, als unter den Britten. Selbst auf Deutschland hat diese National-Individualität bedeutenden Einfluss gehabt, und eine ähnliche Neigung, wo nicht hervorgerufen, doch sehr ausgebildet.

Die Lebensbeschreibungen groser Britten, Gelehrten, Staatsmänner, Künstler, Geschäftsmänner u. s. w. auf deutschen Boden zu verpflanzen, könnte, wenn gehörig motivirt, für die ganze Literatur, besonders für die Geschichte, für die Kenntniss der englischen Staatsverfassung, der Sitten, des ganz eigenthümlichen Ideenganges dieser so ausgezeichneten Nation, so wie für das praktische Leben, von mannichfaltigem Nutzen seyn. Soll eine solche Darstellung in unserer Sprache und in unserem Geiste diesen Gewinn wirklich bezwecken und ohne Täuschung erzielen: so würde Rec. an den Verfasser folgende unerlassliche Forderungen machen. 1) Er sey mit der Geschichte, der gesetzlichen und bürgerlichen Verfassung der Engländer, nicht bloss dem todten Buchstaben, sondern dem Geiste nach, innigst vertraut: so wie mit allen den mannichfaltigen Beziehungen zwischen dem Könige und der Nation, der Nation und den Grosen, mit den Gesichtspuncten und dem Gange der Parteyen, mit den politischen Ansichten und öffentlichen Massregeln. Nur auf diesem Wege allein lassen sich isolirte Handlungen und Handlungsweisen von dem individuellen Charakter selbst trennen, und in ihrem wahren und ursprünglichen Lichte erspähen; nur an diesem Faden findet man sich aus dem Labyrinthe der *Opposition* und der *Ministerialen* glücklich heraus; unverwickelt in einem mehr denn hundertjährigen Gewebe der Constitution, das tief in seinen geheimsten Knoten und Windungen zu durchschauen, den schärfsten Blick und die behendeste Gewandtheit erfodert. Zahllos ist das Heer unserer politischen und statistischen Schriftsteller, unserer Journalisten und unberufenen Reisebeschreiber, welche an dieser gefährlichen Klippe gescheitert sind, und noch stündlich scheitern! — 2) Der wahre Geist der originellen Insulaner, das Leben der Grosen, wie der mittleren Classe, und die Gesichtspuncte, aus welchen man jenseits des Canals das Weben und Leben der Menschen beurtheilt, schweben ihm in ihrer ursprünglichen Reinheit beständig vor Augen. 3) Die Sitten und Gewohnheiten, die Philosophie des Lebens, die bürgerlichen Verhältnisse und Einrichtungen, die religiöse Verfassung so wie der religiöse Charakter, der Mechanismus so wie der Geist der Schulen und literarischen Institute sey ihm nicht fremd. 4) In dem Gebrauche aller literarischen Hülfsmittel, vorzüglich der in England erschienenen, fühle er sich nicht beschränkt, und bey dem Studium der Quellen selbst erwäge er mit hoher Sorgfalt den Standpunct und Parteygeist ihrer Verfasser; durchschaue tief das weite Spiel der Leidenschaften, und lasse sich in diesen trügerischen Umgebungen nicht durch Schein und Maske blenden. Jeder Lebensbeschreib. gehe die Literatur der Quellen, nebst ihrer Würdigung, so reichhaltig als möglich, voran, und bey entscheidenden Urtheilen u. Aussprüchen werde der Gewährsmann gewissenhaft citirt. 5) Der moralische und politische Charakter des Staatsmanns, des Gelehrten, des Helden, muss nicht nach diesen oder jenen isolirten Handlungen, nach seiner Stimmung für diese oder jene Massregel des Ministers, der Whigs oder der Tories, sondern mit steter Vorsicht nach den umfassenden u. vielseitigen Gesichtspuncten und Resultaten abgewogen und gerichtet werden, welche aus dem Totalverhältniss obiger Anschauung hervorgehen. 6) Der deutsche Biograph des Britten muss

die engl. Sprache nicht bloss aus der Grammatik und dem Wörterbuche kennen; er muss mit dem Geiste, mit den originellen Eigenthümlichkeiten, mit den vielfachen Deutungen derselben innigst vertraut seyn; oder er wird sich in tausend Fällen in der grössten Verlegenheit fühlen und sehr verdreht, sehr seicht und unerschöpft das wiedergeben, was in England mit so hoher Originalität gedacht, mit so ächtem *Sterling-Witze* gesprochen wurde. Unter solchen Vorbereitungen muss er endlich 7) wenigstens Ein Jahr in *Alt-England* im täglichen Umgang mit allen Classen der Nation zugebracht, oft den Debatten der beiden Häuser beygewohnt, und durch praktische Anschauung und festgehaltenes Studium *das* ergänzet und vollendet haben, *was* selbst dem besten Kopfe an der Hand der blossen Theorie ewig unerreichbar bleibt.

Nur *der* Mann, der alle diese Pflichten kennt, und voll Kraft und Weihe sich in dem Besitz aller dieser hohen Foderungen der Kritik lebendig fühlt; auf dem der Geist des Chäroneers im höheren Sinne ruht, der bey Verarbeitung seines Stoffs von eignem festem Urtheile, von tiefem Scharfblick geleitet wird; — nur *dieser Mann* darf sich als ein deutscher Plutarch der Britten constituiren. Mit Bewunderung wird das dankbare Volk der Deutschen ihn hören, warme Theilnahme, gründliche Belehrung alle ergreifen: sein Werk wird das Gebiet unserer Kunde von Albion erweitern, uns auf den einzig wahren Standpunct gründlicher Ansicht stellen, ein classisches Werk der Nation werden; ja vielleicht für den stolzen Britten selbst eine Fundgrube, wo er manches gediegene Goldkorn finden und in Zukunft benutzen dürfte.

Hr. *Gillet* bleibt weit, sehr weit, hinter diesem Vorbilde! Das vor uns liegende Werk beurkundet diess Urtheil durchaus. Der Vf., der von seinen Quellen nur vorzüglich die so viel gelesenen, aber auch so höchst parteyischen, nur mit der äussersten Vorsicht zu empfehlenden *Public Charakters* anführt, war offenbar nicht in dem Besitze aller der Materialien, die dazu nöthig waren, und noch unendlich weniger in dem der oben aufgestellten individuellen Erfodernisse. Nur zu oft sieht man die Verlegenheit, in welcher er sich fühlte, zwischen den schwankenden Meinungen und Urtheilen der englischen Lebensbeschreiber zu wählen; und noch öfterer, wie er in der endlichen Wahl und sich so häufig widersprechenden Gesichtspuncten fast immer entschieden unglücklich ist. Warum? Weil es ihm an der wesentlichen Masse von Vorkenntnissen und Studien fehlt, die zu der Basis gehören, wovon die Kritik ausgeht; weil er fast immer übersetzt, und sich von der Feder seiner Vordermänner leiten läfst; weil es ihm an Kenntniss der englischen Verfassung, Sitten und Sprache gebricht u. s. w.

In seiner eigenen Sprache herrscht zu wenig Einheit und Adel, zu wenig nervige Kürzen und kraftvolles Leben des Ausdrucks, und sehr selten jene einfache Würde, jener ruhige Ton, worin der Biograph sich allein nur mit Beyfall aussprechen kann. Die Ein- und Übergänge, womit er den fremden Faden der Erzählung einleitet, abreisset und wieder anknüpft, bilden einen unangenehmen Contrast, einen ewigen Wechsel von Licht und Schatten, der in der ruhigen Betrachtung seiner Gemälde stört, und dem unerzwungenen Eindruck ohne Noth vorgreift. Rec. müsste mit grosser Weitläuftigkeit in eine eigene Abhandlung eingehen, wenn er dieses Urtheil mit Thatsachen belegen wollte; er kann sich hier nur auf diese und jene Bemerkung einschränken.

Die hier aufgestellten Gemälde sind folgende 24: Nelson; Horne Tooke; der Marquis von Cornwallis; Lord Duncan; Lord Grenville; Vicomte Bridport (Hood); Sheridan; Graf Moira; Dundas (Vicomte Melville); Graf St. Vincent; Burke; Addington; Erskine; Lord Hobart; Graf Stanhope; Graf Howe; Graf von Rumford; Lord Loughborough; Herzog von Portland; Sir John Sinclair; Sir Sidney Smith; Fox und Pitt.

Das Leben von *Nelson* ist äusserst dürftig. Vor allen Dingen hätte gezeigt werden sollen: *wie* wurde der grosse Mann das, was er war, und *wie* wirkte sein moralischer Charakter und seine frühere Erziehung auf seine militärische und politische Laufbahn? Rec., der die vorzüglichsten Werke über den grössten Seehelden der neueren Zeit bis zu dem Jahre 1806 besitzt, gesteht zwar, dass die besten Schriften und Biographieen erst nach seinem Tode erschienen sind; aber vor dem Jahre 1803 war es schon möglich, etwas ganz anderes zu liefern, als man hier findet. So hätte z. B. für die frühere Periode *Moseley's Treatise on Tropical Diseases, on Military operations and on the Climate of the West Indies* mit grossem Gewinn benutzt werden können. S. 5 wird Nelsons Vater „ein *Rector* und Prediger" genannt. Denkt der Deutsche nicht dabey an seinen Schulrector? — Schon aus Wendeborn hätte der Vf. wissen sollen, dass die *Rectors* und *Vicars* die eigentlichen Pfarrherrn oder Prediger bey den ihnen angewiesenen Gemeinden sind; bloss mit dem Unterschiede, dass ein *Rector* (*Rector Ecclesiae parochialis* S. *Jacob's New Law-Dictionary. Lond.* 1729 fol. Art. *Rector* und *Rectory*) die von Alters her gehörigen Zehnten ganz ohne Ausnahme besitzt und einsammelt; dagegen der Vicar nur die kleinen Zehnten zieht; weil die, welche die Pfarren ehemals als ein Eigenthum an sich rissen, wohin besonders die Klöster gehören, ihre Vicarien auf denselben hielten, denen sie nur wenig und nur die geringen Zehnten einräumten, welche den Äbten und Conventualen einzusammeln zu beschwerlich waren. Auch von väterlicher Seite gehöret die Familie Nelson zu einer der ältesten in England. Nicht *nach einem alten Classiker*" (!), sondern nach dem ersten Lord Walpole, Bruder des berühmten Sir Robert, nachherigem erstem *Earl of Oxford*, gab ihm der Vater den Namen Horatio. Von der in England lange bekannten und so oft erzählten Anekdote aus den Jahren seiner früheren Kindheit auch kein Wort! Der Knabe mochte etwa 5 oder 6 Jahre alt seyn, als er mit einem schon älteren Gespielen ins Feld läuft, um Vogelnester zu suchen. Er wird vermisst, er kömmt nicht zu Tische; man wird unruhig und schickt zu Pferde und zu Fusse nach allen Orten Boten aus. Endlich findet man ihn ganz allein und unbekümmert an der anderen Seite eines Baches sitzen (sein Kamerad hatte wahrscheinlich hinüber zu kommen gewusst und ihn verlassen) tief hinein und umher schauend, als sinne er auf Mittel, wie auch er über das Wasser kommen wolle. Man bringt ihn nach Hause, und die liebevolle Grossmutter sagt mitten in ihren sanften Verweisen: „Aber Kind, mich wundert, dass dich die Furcht nicht nach Hause trieb!" — „*Fear, Grandmama*, antwortete der Knabe

mit heiterer Miene und voll kindlicher Unschuld, *I never saw Fear; what is it?* (Furcht, Grofsmutter, ich habe in meinem Leben noch keine Furcht gesehen; was ist das?)" Wem fällt hier nicht Admiral Howe ein? — Konnte diefs, an fich fo unbedeutende, Ereignifs auf die fpätere. fo merkwürdige Organifation des grofsen Mannes nicht eine fehr leitende Einwirkung haben? — *Colquhoun's Police of the Metropolis* (denn diefes Buch wird doch wohl unter den *unfterblichen* Werken deffelben gemeint) ift ein fehr verdienftvolles und fehr gefchätztes Werk; aber darum gehört es noch nicht zu den *unfterblichen;* vielweniger lernt man daraus „*die Verfaffung Englands kennen.*" Bey diefer Gelegenheit kann Rec. die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs fehr achtungswerthe Männer in London, und vorzüglich Doctor B—, fein vieljähriger Freund, Colquhoun (fpr. Kohuhn) oft den Vorwurf gemacht haben, er habe in feinem Gemälde von London die Farben doch etwas zu ftark und grell aufgetragen. Die Gerechtigkeitspflege in England hat ihre Mängel; aber welcher gründliche Kenner der Conftitution und des englifchen Rechts fchüttet das Kind mit dem Bade aus, und nennt es „*eine elende Juftizverfaffung, unter welcher das Land feufzet?*" Woher weifs Hr. G., dafs Nelfon „*eine fo glückliche Ehe*" führte? — Gerade das Gegentheil. Lady Nelfon verbitterte ihm das Leben; es war eine Verbindung, die zu den unglücklichften gerechnet werden mufste, ihn mehr als einmal in eine Stimmung fetzte, die an Verzweiflung grenzte, und endlich eine Trennung nöthig machte. Seiner engern edlen Verhältniffe (diefe waren es, welche dem grofsen Manne das Leben erhielten,) mit Sir William und Lady Hamilton wird kaum gedacht; und gerade hier liefs fich fo Vieles entwickeln und von anziehenden Seiten darftellen, was fchon im Jahre 1803, wo der Verfaffer fchrieb, nicht mehr unbekannt war, wenn gleich gegenwärtig tiefer unterfucht und beleuchtet. — Die grofse Schlacht bey Abukir, wo, wie Frankreich meinte, das Schickfal England's und Oftindien's auf dem Würfel ftand, und wo Nelfon in feiner höchften Eigenfchaft erfcheint, in der Kühnheit zu entwerfen, und dem unerfchütterlichen Willen auszuführen, Hinfichten, in welchen er leicht der erfte Seemann feyn dürfte, den Grofsbritannien je hervorgebracht, wird fo mager und dürre erzählt, wie ein flacher Zeitungsartikel, und fo wenig verfinnlichend, dafs der minder kundige Lefer zu keiner *anfchaulichen* Anficht gelangt. — S. 31 wird *Eton* "ein *akademifches (!!) Gymnafium, auf dem fich die jungen Leute von dem Schulftaube reinigen müffen!*" genannt! Wie wenig mufs der Vf. diefs Inftitut kennen. S. 33 „*befteigt Georg der III den Thron, und ändert, gleich einer neuen Sonne, den Lauf der Planeten!!*" *Horne Tooke* legte ficher den erften Grund zu feinen fpäteren politifchen Verirrungen und daraus entftehenden Verfolgungen durch die frühern und fehr übereilten Verbindungen mit Wilkes; und diefer Gefichtspunct hätte von Hn. G. fchärfer aufgefafst, und die folgende Laufbahn des ftürmenden Dämagogen daraus müffen entwickelt werden. Trotz der glänzenden Talente des Mannes, war er doch wenig zu einem Volksredner geeignet, und würde felbft in den günftigften Verhältniffen nie eine grofse Rolle gefpielt haben. — Das Leben des edlen, fo hochverdienten *Grafen Cornwallis* gehört zu den gelungenften des Verfaffers: fo wie das von *Grenville* wiederum gar keine Haltung und fo viel Unzweckmäfsiges und Fremdes hat. Seit dem J. 1803 find wir indefs in dem Befitze von mancherley Materialien, die dem künftigen Biographen des brittifchen Ariftides fehr bedeutend vorgearbeitet haben.

Sehr begierig war Rec. auf die Lebensbefchreibungen von *Sheridan, Burke, Pitt* und *Fox;* gefteht aber, dafs fie ihn gar nicht befriedigt haben. Hier war es, wo der *eigene* Geift des Vfs. fich hätte zeigen, feine Kenntnifs der brittifchen Verfaffung beurkunden und das tiefe Gewebe der beiden Hauptparteyen im Staate, unter welchem die Wahrheit verfchleiert liegt, aufdecken, und das Korn von der Spreu fcheiden müffen. Statt deffen fieht man auf jeder Seite, wie Hr. G. faft immer vom fremden *Partey-Urtheile* geleitet und in Widerfprüche und Labyrinthe geführet wird, die ihm keinen Ausgang zeigen, wie das z. B. bey dem Streit zwifchen Fox und Pitt über die indifchen Angelegenheiten recht handgreiflich wird. Pitt befafs eine äufserft ausgebreitete und gründliche Kenntnifs des englifchen Handels, die mehr als einmal von den Deputirten der City bewundert worden. Wer follte das glauben, wenn man ihn nicht anders kennte, als er hier aus Hn. G's. Händen hervorgeht? —

Dem Werke find auf 4 Tafeln die 24 Porträts der dargeftellten Männer beygefügt, wovon aber nur fehr wenige getroffen feyn dürften. Nelfon, Smith, Hood und Burke find beftimmt fehr unähnlich. Fox und Pitt, die man an ihren ausgezeichneten Phyfiognomieen auf den erften Blick erkennt, müfsten dennoch mit ftärkeren Zügen anfprechen. Howe ift äufserft ähnlich. Das Titelkupfer liefert eine Abbildung von einer Spieluhr *Tippo Saib's*, die aus feinem Nachlaffe in den Befitz des Königs von England kam; mit folgender Erklärung, in den hinten angehängten Anekdoten: „Ein fchön gefleckter Königstieger fitzt auf einem lang zur Erde geftreckten Europäer — beide in Lebensgröfse — *gluzt* (!) ihn mit furchtbar grellen Augen an, und hauet eben, mit feinen fcharfen Vorderzähnen, in die Bruft des Hülflofen ein. Der Leib diefes Ungeheuers enthält ein Uhrwerk, welches, fo oft es angezogen wird, den gräfslichen Accord eines freudig *grunzenden* (?) *gier* brüllenden Tiegers und des jämmerlichen Angftgefchreyes des zerfleifchten Europäers fpielt. So lange diefe abfcheuliche Mufik dauert, (und Tippo foll fie oft haben fpielen laffen und mit fichtbarem Wohlgefallen gehört haben) ftreckt unfer unglücklicher Landsmann feine Hände vergebens nach Hülfe aus, um noch lebhafter an feinen bejammernswürdigen Zuftand zu erinnern. Eben diefen Königstieger führte der Despot in feinem Wappen. Mitten in demfelben ftand als Motto, was Mofes — nach Mahomed im Koran — zu den Juden in Ägypten fagt: „Ich bin der Bote des wahren Glaubens, ich bringe euch die Gefetze der Wahrheit." Um den Rand des Siegels las man: „dem Siege und der königlichen Hyder verdanke ich den Titel Sultan; die Welt, fo weit die Sonne und der Mond fcheinen, erkennt diefs Infiegel an."

— s.

Leipzig, b. Hartknoch: *Charakteriftik Joh. Gottfried von Herders* von *Danz* und *Gruber*. Herausgegeben von *J. G. Gruber*. 1805. XII u. 550 S. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)

Groſs ſind die Foderungen, die Rec. an die Charakteriſtik überhaupt und vorzüglich an eine Charakteriſtik *Joh. Gottfried von Herders* macht. Zu einem ſo vielſeitigen Manne, wie die Einleitung S. 14 von Herder nennt, gehört offenbar eben ſo vielſeitige Kraft der Charakteriſtik. Dieſs mochte die Vereinigung der Hnn. *Danz* und *Gruber* veranlaſst haben. In keinem Kunſtwerke aber iſt eine Vereinigung miſslicher als in der Charakteriſtik. Der Charakteriſtiker, ſagt S. 15 der Einleitung, gleicht dem Porträtmaler; ſo unmöglich es indeſs Rec. vorkommt, zwey Künſtler an einem Porträt etwas Vorzügliches leiſten zu ſehen, noch unmöglicher ſcheint ihm dieſs bey der geiſtigen Porträtmalerey. Der anthologiſche Spaziergang von Dr. *Danz* durch *Herders* Schriften, der von S. 19—164 der Charakteriſtik von *Gruber* vorangeht, iſt eine dem Charakteriſtiker unerläſsliche Arbeit, die kein anderer für ihn, ohne Störung der Einheit, übernehmen kann, ſobald beide nicht erweiſen können, daſs ſie in jeder Hinſicht dieſelbigen Menſchen ſind. Es iſt übrigens ganz gegen die Geſetze der Charakteriſtik, dieſe Vorarbeit zur Charakteriſtik, das Gerüſte, auf dem der Künſtler ſteht, mit dem Kunſtwerke auszuſtellen. Das Genialiſche, das aus allen *herderiſchen* Schriften ſpricht, wird, viel zu leicht, auf einem Spaziergange abgethan; man erhält von den vielen Blumen ſeines Lebens eine Hand voll, von der einen Sorte zu viel, von der anderen zu wenig, wie es Spaziergänger machen. Die Charakteriſtik ſelbſt muſs, wie es ſich nun auch zeigt, den Spaziergang durch *Herders* Schriften noch einmal machen. Sie iſt in Aphorismen geſchrieben von 1—34 und ſchon dieſs beweiſet, daſs ſie das vorgenommene Porträt nicht malen kann, ſondern höchſtens Farben dazu liefert. Der Aphorism in der Charakteriſtik kann, ſeiner Natur nach, das Ganze des Lebens nicht geben, er iſt Theil des Lebens. Hat ſich ferner der Biograph ſehr zu hüten, mit Lebensphiloſophie nicht das Leben zu überſchwemmen: ſo fällt der Tadel der Kritik noch weit mehr auf die mit dieſem unnöthigen Prunke beladene Charakteriſtik. Überladungen dieſer Art finden ſich S. 168, 188, 194, 202, 203, 227, 235, 242 u. ſ. w. wo *Goethe*, *Richter*, *Platner*, *Klinger* mit ihren Meinungen und Lebensanſichten paradiren, die S. 244, mit einem: Genug daſs wir jetzt (?) ſehen, *Herder* habe, begünſtigt von ſeinem Schickſal (??) auch von der Philoſophie der Alten zu rechter Zeit den rechten Gebrauch gemacht, wieder entlaſſen werden und 1—9 ausfüllen. 9 ſtellt am Ende *Immanuel Kants* Bild vor ſich und giebt fromme Wünſche, 10 giebt geiſtige Pickenicks mit *Herders* Jugendfreunden bis S. 266, 12 entwirft Züge zu *Herders* urſprünglicher Phyſiognomie S. 267—271. Welch ein Weg und welche Vorbereitungen für dieſe wenigen Seiten! Welche Folgerungen! möchte man von 13 an ausrufen. S. 14 iſt aus *Herder* abgeſchrieben und, wie es 15 heiſst, die reinſte Abſchrift von *Herders Weſen*!! 16 liefert den Beweis, daſs alles, was *Herder* im Laufe ſeines Lebens ward und that, Folge ſeiner *früheſten* (?) Neigungen geweſen ſey. Dazu liefert er Belege aus ſeinen Schriften in chronologiſcher Folge, und hebt das Merkwürdigſte (?) dürftig und kraftlos aus. Der Bildungsgang *Herders* giebt ihm den Beweis: daſs alles ſeinen Ort und ſeine Zeit habe, daſs man *deſshalb* nichts erkünſteln, nichts erzwingen, ſondern jedem Ort und jeder Zeit das Ihrige frey entwickeln laſſen ſolle. Wie viel Raum, um einen lang abgenutzten Gemeinplatz zu erweiſen! — Man kommt, um anthologiſch zu reden, vom Sommer in den Winter, und hört über Naturſchönheiten eben keinen Botaniker ſprechen. Bis S. 303 geht die erſte Periode als Jüngling, und Rec. findet keine Foderung der Charakteriſtik von *Herders* Jugend erfüllt. Biographiſche Notizen, Vorarbeiten zur Charakteriſtik, ſind bunt unter einander gemengt, und der gerühmte Bildungsgang, daſs alles ſeinen Ort und ſeine Zeit habe, in der Arbeit des Vfs. am wenigſten ſichtbar. 19 charakteriſirt *Herders* zweyte Periode, die der Vf. in ſeine gröſsere Annäherung an Leſſing ſetzt. Dieſs wird erwieſen von 312, aber ſchon 314 wieder verlaſſen. Mit dem Übergang auf *Herders* Ideen zu einer Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, entſteht eine Lücke, die mit dem Centralpunct ſeiner geſammten Bemühungen gefüllt wird, und die Charakteriſtik der Mühe überheben ſoll, alles, was er geſchrieben hat, einzeln aufzuſtellen und durchzugehen. Man wird offenbar viel zu frühe von der Jugend in das Centrum eines groſsen Lebens geſetzt, ob man es gleich bey einer ſolchen Behandlung dem Vf. danken muſs, daſs er zum Ziel ſtrebt. 20 und zwar S. 317, im Centrum ſeines Lebens alſo erſt, erhält *Herder* Ahndungen von ſeiner eigentlichen Beſtimmung in ſeiner Seele. Dieſs ſoll ein Brief *Herders* an Kant erweiſen; aber da, wo der Charakteriſtiker beweiſend ſprechen ſollte, begnügt er ſich mit dem Ausſpruche: welche tiefe Blicke in den Geiſt und Charakter *Herders* eröffnet uns dieſer Brief! — 22 polemiſirt gegen einen deutſchen Schriftſteller, der von *Herdern* ſagte: er habe nur einen Gedanken, den des Weltalls. 23 behandelt *Herders* Philoſophie, Gottheit, Natur und Welt, Organismus, Leben und Geiſt; Menſch, Menſchenleben und Menſchheit, Unſterblichkeit, Religion, von S. 358—394, für die Charakteriſtik viel zu weitläuftig und zu anthologiſch. Kants Charakteriſtik von *Herder* S. 400, gehört, wie ſie gegeben iſt, nicht hieher, ſie hätte geprüft und verarbeitet werden ſollen. *Jean Pauls* Anfoderungen an Philoſophen, die *Herder* alle erfüllt haben ſoll, ſind Pleonasmen in der Charakteriſtik. 26 *Herder* als Geſchichtſchreiber. Wir befinden uns alſo wieder im Centralpunct aller Bemühungen *Herders*, wo wir ſchon S. 315 ſtanden, und erhalten eine waſſerreiche Charakteriſtik dieſes Meiſterwerks. 27 *Herder* als Theolog. Da fehlt es, um der Worte des Vfs. uns zu bedienen, ihm an Zeit und Luſt, in die Zeiten zurückzugehen, wo *Herder* auftrat, und er will die Verdienſte, die er ſich hier erworben hat, nur kurz anzeigen. Ohne ſich Zeit und Luſt zu nehmen, ſchreibt er doch, von S. 429—442, er wird aber Rec. und Leſern ebenfalls vergönnen, nicht Zeit und Luſt mit ihm zu verſchwenden. 28 *Herder* als Sprachforſcher und Metakritiker. 29 *Herder* als Äſthetiker und Archäolog. 30 als Dichter. 31 *Herders* Schreibart und Darſtellungskunſt, ſchlieſsen das Werk, von S. 443—534. Auch hier mag die frühere Weitſchweifigkeit des Buchs dem Vf. Zeit und Luſt genommen haben, *Herders* Porträt, als ein wohlgetroffenes, würdiges Denkmal, in den Tempel der Zeit zu ſtellen, oder auch nur einem *Johannes v. Müller*, der die Biographie des Vollendeten verſprochen hat, brauchbares Material zu liefern.

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 13 JULIUS, 1808.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Johann Georg Büsch's*, ehemaligen Professors in Hamburg, *theoretisch-praktische Darstellung der Handlung in ihren mannichfaltigen Geschäften.* Dritte vermehrte und verbesserte Ausgabe, mit Einschaltungen und Nachträgen von *G. P. H. Norrmann*, Hofrathe und Professor zu Rostock. Erster Band. 1808. 816 S. ausser 26 S. Vorrede und XXVIII Inhalt. Zweyter Band. XVI u. 704 S. 8.

Von allen den mannichfaltigen Schriften, womit der vortreffliche Vf. über Staatswirthschaft und Handlung seine Landsleute, während seines thätigen und ruhmvollen Lebens, beschenkte, hat Rec. stets diese seine Darstellung der Handlung am meisten geschätzt, am belehrendsten gefunden. *Büsch* war hier auch ganz in seinem Elemente; sein Wohnort, sein Umgang mit erfahrenen Handelsleuten, seine guten mathematischen Kenntnisse, sein Talent, schwierige Materien auf eine bewunderungswerth fassliche Art vorzutragen, mussten diesem Werke besonders zur Empfehlung dienen. Es ist leicht, systematischer, bündiger zu schreiben; aber uns ist kein Werk bekannt, das so tauglich wäre, dem Anfänger, wie dem, der bereits grössere Fortschritte gemacht hat, von diesen Gegenständen eine bessere Belehrung, einen fasslichern Unterricht zu geben. Er hatte viel gelesen, aber das Gelesene bekam man nicht als Compilation, etwa mit etwas System-Künsteley und neuen Worten wieder; sondern er hatte alles, was er las, verarbeitet, es war sein Eigenthum geworden, und so gab er es wieder mit neuen, herrlichen Erfahrungen und Ideen vermehrt und bereichert. Auch eine gewisse Breite, die allen seinen Schriften eigen ist, war in dem eigentlichen Hauptwerke dieser Darstellung der Handlung glücklich vermieden; und wenn er sich in den drey Theilen der Zusätze etwas gehen liess: so nahm man auch diess gern, denn es war die Redseligkeit eines alten, braven, wohlmeinenden und höchst erfahrenen Mannes, die immer gar viel Belehrendes enthielt. Doch es ist unnütz, seine grossen Vorzüge, seine kleinen Mängel zu erwähnen, sie sind wohlbekannt. Es ist hier überhaupt auch nicht der Ort, das Werk, das über den Anfang unserer Blätter weit hinaus liegt, zu beurtheilen, und es ist um so weniger nöthig, da es in so vielen Händen sich findet, und jeder mit unserem Urtheile einverstanden seyn wird, wenn ihn nicht Partey- oder Eifer-Sucht verblenden. Die vorliegende neue Ausgabe ist es allein, welche den Gegenstand unserer Anzeige ausmacht.

Die Zusätze, die in der älteren Ausgabe drey Bände ausmachten, und auf welche im Hauptwerke nicht verwiesen war, sind hier an Ort und Stelle entweder eingeschoben, oder, da sie gewöhnlich zu weitläuftig waren, zusammen im zweyten Bande abgedruckt, und im ersten, als dem Hauptwerke, an jedem Orte, wohin sie gehören, darauf verwiesen worden. Diess ist ein Vorzug, der dieser Ausgabe eigen ist, welcher nebst dem beygefügten vollständigeren Register den Gebrauch sehr erleichtert. Was die Zusätze des Herausgebers betrifft, so haben sie uns weniger befriediget, nicht weil sie etwa an sich verwerflich wären, sondern weil, wenn einmal Zusätze gemacht werden sollten, so viele unerörterte Puncte eine Erläuterung foderten, die seit des Vfs. Tode gegeben werden konnten, und nach unserem Urtheile gegeben werden mussten. Manches Geschichtliche hätte billig fortgesetzt werden müssen, z. B. ist diess der Fall bey dem sieben und dreyssigsten Zusatz im 2ten Theile, wo von dem Geldwesen der verschiedenen Staaten, wie *Büsch* sich ausdrückt, gehandelt wird. Wie vieles war hier nicht wegen England, Russland, Schweden u. a. hinzuzufügen und selbst zu berichtigen, da man durch Thornton, Würst, Storch u. a. zum Theil so sehr viel besser jetzt unterrichtet ist! Was aber fruchtet z. B. eine so kümmerliche Einschaltung, als S. 222 über das österreichische Papier und Finanz-Wesen vorkommt, da man ja jetzt so sehr viel mehreres und besseres darüber hat? Die Suspension der Realisation der Noten der Bank von England, verbunden mit der Erhaltung ihres Werths und einem vortheilhaften Wechsel-Cours, machten dem seligen Manne so viele Schwierigkeiten, und er wusste nichts als die vortheilhafte Handels-Bilanz zur Erklärung dieser Erscheinung anzuführen: gleichwohl ist die Sache aus Thornton so sehr klar geworden. So wird von dem Herausg. an einem anderen Orte etwas über die künstlichen Wasserverbindungen in Russland hinzugefügt; aber nach der bey Storch befindlichen hydrographischen Karte, ja nach den gemeinsten neuen Handbüchern der Geographie oder Statistik des russischen Reichs hätten mit wenigen Worten, in kurzer Übersicht, die mannichfaltigen, durch die Kunst bewerkstelligten Wasserverbindungen zwischen den verschiedenen Meeren sich so leicht angeben lassen, wenn diess anders einmal berührt werden soll-

te. Mit einem Worte, durch die Zusätze des Herausgebers hat das Buch nicht das gewonnen, was man etwa erwarten konnte, und wenn einmal Zusätze gemacht werden sollten: so hätte man mit Recht viele andere hoffen können. Indess sagt der H. in der Vorrede, er werde in einer besonderen Sammlung manches über die neueren Vorfälle, Schiffs- und See-Rechte, Assecuranzen u. s. nachtragen; vielleicht wäre es besser gewesen, darauf alles zu versparen. Die bedeutenderen Zusätze im ersten Bande sind über das Geld nach Smith, welches *Büsch* sich immer als Zeichen des Werthes vorstellte, einiges bey den Assecuranzen, von der Beweiskraft der Handelsbücher; im zweyten Bande über Credit und Bodmerey, Zoll und Stapel auf deutschen Flüssen, Rheinfarth-Octroi, hamburgisches Assecuranz-Wesen, freyen Getreidehandel, Kornhandel in Holland und England. In bekannten, jedem leicht zugänglichen Büchern steht über manche dieser Objecte viel Besseres und Gründlicheres. Über das Assecuranz-Wesen zu Hamburg z. B. im leipziger Journal für Handlung. Für die *unbedingte* Freyheit des Getreidehandels, welcher der Rec. nicht ergeben ist, haben andere schon genug geschrieben und die Sache höher genommen; es schien uns kaum hieher zu gehören. Das Ganze ist etwas zu schnell gearbeitet; auch sind Druckfehler aus der früheren Ausgabe wohl in diese übergegangen. Ein neuer Druckfehler findet sich B. I, S. 89, der den Sinn ganz entstellt. Man sagt: der Wechsel stehe im Pari, wenn das Wechselgeld eines Landes in dem anderen mit mehrerem Gelde bezahlt wird u. s. w., soll heissen: mit nicht mehrerem Gelde. Bey unserem Exemplar haben wir beym zweyten Theile für diesen, nicht aber für den ersten Theil ein Verzeichniss der Druckfehler gefunden.

S.

1) LEMGO, b. Meyer: *Taschenwörterbuch der Producten- und Waaren-Kunde*, oder alphabetische Beschreibung der Natur- und Kunst-Producte, die im Handel vorkommen, mit kurzen naturhistorischen, ökonomischen, physikalischen, technologischen, geographisch-statistischen und merkantilischen Erläuterungen für Kaufleute, Manufacturisten, Fabricanten, Mäkler und Geschäftsleute aller Art, von *J. G. Cleminius. Erster Theil.* 1806. IX u. 336 S. 4. (2 Thlr.)

2) WÜRZBURG, b. Stahel: *Deutsche Handlungsbriefe* mit französischen und englischen Anmerkungen von *Johann Georg Cleminius.* 11½ Bog., ½ Bog. Dedicat. u. Vorrede. 8. (16 Gr.)

Die zahllosen Schriften des Vfs. documentiren (einige der früheren ausgenommen) sämmtlich, dass es ihm nur daran liegt, recht viel zu schreiben und sich immer Vorrath zu neuen Producten zu verschaffen. Schon der mit vieler Geschwätzigkeit ausgedehnte Titel von No. 1 zeigt, dass auch gegenwärtige Schrift zu diesen Producten gehöre, und wenige Seiten werden es dem Leser noch mehr beweisen. Dass die theoretische Waarenkenntniss (Waarenkunde) eins der wesentlichsten Stücke des gebildeten Kaufmannes ausmache, wird wohl niemand leugnen, daher ist es nöthig, gute Lehrbücher derselben zu haben, woran auch gar kein Mangel ist. *Bohn*, (*Brodhagen*), *Schedel* u. a. m. haben ein vollständiges Waaren-Lexicon geliefert; vor allen aber zeichnet sich das neue Werk von *Norrmann* durch Vollständigkeit und richtige Darstellung aus, so dass es keines neueren bedarf. Dem ungeachtet würde ein Buch willkommen seyn, welches in gedrängter Kürze einen richtigen Auszug jener grossen und theuren Werke enthielte, und besonders Anfängern eine nöthige Übersicht der gangbarsten Artikel mit Auslassung alles Unnöthigen gewährte. Zwar giebt es auch hier wieder genug Bücher, die dem Titel nach so etwas leisten (z. B. *Schumann* u. a. m.); aber sie sind sämmtlich nichts als Abschriften der grösseren Werke, meistens ohne alle Wahl. Hr. *Cl.* glaubt, wie immer, diese Lücke zu ergänzen, und besonders für Handlungsschulen ein nützliches Lehrbuch zu liefern: aber er hat seinen Vorsatz nur in so weit erfüllt, dass er die accordirte Bogenzahl lieferte; der Inhalt hingegen ist höchst mittelmässig, und wird besonders für Handlungsschulen von geringem Nutzen seyn. Man findet nichts, was nicht bereits in den angeführten grösseren Werken und selbst in den kleineren Auszügen weit besser, gründlicher und ausführlicher gesagt wäre. Obgleich keine der zahlreichen Schriften dieses Vfs. ihm viel Arbeit kann verursacht haben: so ist doch unstreitig gegenwärtige diejenige, zu deren Verfertigung er am wenigsten Mühe brauchte; sie ist nichts als eine beynahe wörtliche Abschrift von *Norrmann*, hie und da mit einer höchst leichten Umschreibung. Z. B. S. 12:

Norrmann.	*Cleminius.*
Waarenlager S. 3 u. f.	
Abelicea, wilder Santal, eine Baumart auf der Insel Candia, die ein hartes, röthliches, zum Schiffbau brauchbares Holz liefert.	*Abelicea, wilder Santal, eine Baumart auf der Insel Candia, die ein hartes, röthlichtes, zum Schiffbau brauchbares Holz liefert.*
Abelmosch, s. Bisamkörner.	*Abelmosch*, s. Bisamkörner.
Aberdeen, eine Sorte von Stockfisch, die den Namen von dieser Stadt in Schottland hat, wo sie in Menge an den Küsten gefangen und zum Handel zubereitet wird.	*Aberdeen*, spr. Aeberdihn, *eine Sorte von Stockfisch, die an der östlichen Küste Schottlands in Menge gefangen wird, und von der Stadt Aberdeen den Namen hat.*
Ablaque nennt man in Frankreich die perlfarbene oder ardassiner Seide, die zu Smirna im levantischen Handel vorkommt, zwar vorzüglich zur Nähseide sehr schön ist, aber wenig gebraucht wird, weil sie beym Abwinden kein warmes Wasser verträgt.	*Ablaque, die perlfarbene ardassiner Seide, die über Smirna in den levantischen Handel kommt, von wenigem Gebrauche.*

So wie diese Probe, so das ganze Buch. Wer jenes Werk besitzt, würde sehr Unrecht thun, sich dieses Buch anzuschaffen. Wie wenig Hr. *Cl.* mit den Erfodernissen eines solchen zweckmässig abgefassten Waarenlexikons, welches nicht die Angabe und Erklärung *aller* im Handel vorkommenden Na-

men, sondern nur einen Auszug mit gehöriger Erläuterung der Hauptartikel nebst den Nebenarten derselben enthalten soll, sich bekannt gemacht habe, erhellet unter anderen aus der Rubrik *Wein*, wo die beynahe ⅓ des ganzen Buches betragenden vielerley Benennungen der fremden Weine mit einem Mal dargestellt werden konnten. Gleiche Beschaffenheit hat es mit *Holz*, *englischen Waaren*, *Gummy* u. a. m. Durch eine verständige Zusammenziehung hätte es dem Leser in wenigen Bogen eine nöthige Übersicht jedes Artikels verschaffen können. Anstatt der hier besonders und zu weitläuftig abgefassten Erklärung von der Entstehung, Benennung und Classification der Waaren, wäre es ferner weit besser gewesen, die Kennzeichen von ihrer Güte oder Untauglichkeit genau anzugeben. Denn diese Kenntniss ist dem praktischen Kaufmann nützlicher als alles Andere: wiewohl selbst in *Norrmann* diese Anzeigen nicht so vollständig als in *Schedel* erläutert worden sind.

Was No. 2 anlangt, so fehlt es zwar gar nicht an Handlungsbriefstellern aller Art, worunter besonders die Schriften von *Büsch*, *May*, *Sinapius*, der *berlinische Briefsteller* mit Recht als zweckmässig empfohlen werden. Indessen würde ein Buch, welches Briefe im neuesten kaufmännisch. Styl, wie auch Aufsätze und Rechnungen aller Art enthält, nicht überflüssig scheinen; nur müssten sie mit weiser Auswahl gewählt seyn, und sich nicht nur durch Reinheit der Sprache, sondern auch durch strenge Befolgung des Üblichen auszeichnen. Gegenwärtige Schrift aber erhebt sich nicht über das Mittelmässige; ihr Vf. klebt noch zu sehr an der alten Mode, die Briefe mit Complimenten (Sehr Werthes, Ergebenst u. f. w.) zu überladen, wie denn überhaupt seine Sammlung aus vorigen Zeiten zu seyn scheint. Auch macht er Abkürzungen, die nichts taugen, und zu Irrungen Anlass geben können. Er schreibt z. B. zu Anfang des Briefes linker Hand nicht, wie gewöhnlich, die Firma des Empfängers, sondern bloss den Aufenthaltsort desselben. Aber die Beysetzung jener Firma des Empfängers dient hauptsächlich dazu, den Brief richtig zu überschreiben, welches gewöhnlich nicht von dem Verfasser, sondern von dem Copisten geschieht. Die bequeme Erfindung des verst. Sieveking in Hamburg, die erhaltenen Briefe zu numeriren, ist ebenfalls ausgelassen. Der Inhalt der Briefe selbst ist alltäglich, und dasselbe ist der Fall bey den kaufmännischen Aufsätzen; z. B. S. 153, welcher Kaufmann wird „2 Fässgen *Rauchtabak*“ ohne Angabe der Sorte notiren? Öfters sind auch ein oder mehrere Course beyzusetzen vergessen; z. B. S. 75: „—„dafür sie mir Rthlr. 12. 12 Gr. à 11 Mark pr. Louisd. betragend Bco-Mark 26 — 85 oder L. 2 — 145 — d *gesetzmässiges Geld* gutzuschreiben belieben wollen.“ Hier fehlt der Cours von Hamburg auf London (26½), wie auch der der Louisd'or à 5 Rthlr. (3¾ p. C). Der Vf. sucht die in den Briefen beschriebenen Geschäfte zum Theil zu zergliedern und theils ihre Berechnung, theils ihre Eintragung in die Bücher zu zeigen. Ein gutes Vorhaben, aber auch nicht ganz zweckmässig ausgeführt. Die Berechnungen, besonders die der Arbitragen, sind viel zu weitläuftig gemacht, beziehen sich auch zum Theil auf frühere Schriften des Vfs., wodurch sie unverständlich werden, und das Buchhalten ist ganz nach der alten Methode. Wenn Hr. *Cl.*, seiner Versicherung zufolge, eine Fortsetzung dieser Schrift herausgeben will; so wird er sehr wohl thun, eine bessere Auswahl zu treffen, und genauere Aufsicht auf seine Arbeit zu haben: dann glauben wir, dass er ein nützliches Werk liefern wird.

Wh.

Berlin, b. Gädicke: *Der Mess-Kaufmann, oder Anleitung für Kaufleute, die Messen zu beziehen.* Grösstentheils aus eigenen Erfahrungen bearbeitet von *Ehregott Meyer*, herzogl. sachs. cob.-saalfeld. Commercienrathe. 1805. Zweyte wohlfeilere Ausgabe. *I Theil.* 394 S. *II Theil.* 184 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ein Buch, welches nicht nur die allgemeinen Eigenschaften eines guten Messkaufmannes, sondern auch die Beschreibung der Einrichtungen der vorzüglichsten Messen selbst erläutert, kann für den angehenden Kaufmann zumal von grossem Nutzen seyn. Der Vf. des gegenwärtigen ist selbst Kaufmann, und verbindet Theorie mit Erfahrung. Wenn auch seine Schreibart etwas schleppend ist: so hat er doch im Ganzen seinen Zweck erreicht, und ein nützliches und empfehlungswerthes Buch geliefert. Die vorgetragenen Sachen sind zwar nichts weniger als neu; allein sie sind wohlgeordnet und bilden so ein brauchbares Ganzes. Der erste Theil enthält eine ziemlich vollständige Darstellung aller zu einem guten Kaufmann nöthigen Eigenschaften und seines Verhaltens in jeder Lage, die Messe sey gut oder schlecht, zugleich eine Untersuchung, warum unsere deutschen Messen nicht so gut wie ehedem sind. Hierüber wird aber manches gesagt, das Rec. nicht unterschreiben möchte. Z. E. die Hauptursache der jetzt gesunkenen Messen liegt wohl mehr in der ausserordentlichen Einschränkung der freyen Einfuhr, in der politischen Lage mancher Staaten u. s. w., als in der schlechteren Bildung des Kaufmanns und der Auswahl solcher Personen, welche von der Obrigkeit Erlaubniss erhalten, eine Messe zu besuchen. An den Regeln zur Bildung eines guten Messkaufmanns ist nichts auszusetzen; sie sind ganz vollständig. Im zweyten Theile erklärt der Vf. die Einrichtung der Messen in Bamberg, Botzen, Braunschweig, Breslau, Cassel, Frankfurt am Main und an der Oder, Leipzig, Magdeburg und Zurzach mit vieler topographischer Genauigkeit, wobey aber bey Leipzig manches irrig angegeben ist, und fehlerhafte oder sehr alte Quellen verräth. Z. B. Es wird gesagt S. 89, dass Sachsen von 1753—1764 Ducaten à 2 Thlr. 20 Gr. ausgeprägt habe. Diess ist falsch: im siebenjährigen Kriege geschahe dieses unter sächsischem

Stempel mit so geringem Gehalte, dass ein Stück von 1760 nur 23 Gr. 4 Pf. Conv. Geld werth ist, und erst 1783 fing der Kurfürst an, Ducaten nach gutem Schrot und Korne zu prägen. In Leipzig sollen auf der Rathswage die vorzüglichsten fremden Gewichte und Ellenmasse seyn: ausser einem nürnberger Einsetzer von 100 Pfund und einer brabanter Elle findet man jetzo nichts mehr. Bey Klausbergs Zeiten war jenes allerdings, aber im siebenjährigen Kriege kam alles Vorhandene abhanden. Auch sind in Leipzig nicht 12, sondern 8 wirkliche geschworene Wechselsensale, der sogenannten Bonhasen (im Waarenhandel) aber unzählige. Als Anhang folgt eine gut gerathene Abhandlung über die Märkte und die Regeln, sie vortheilhaft zu besuchen. Hiebey beklagt sich der Vf. mit Recht über die wenige Humanität vieler Ortsobrigkeiten, die auf seine dringende Bitte, ihn mit der Verfassung ihrer Märkte bekannt zu machen, gar nicht antworteten; nur vier zeigten sich gefällig. — Der Corrector dieser Schrift hat grobe Fehler begangen; auch ist Druck und Papier sehr mittelmässig. W + A.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Halle*, b. Hendel: *Versuch einer Geschichte der Juden in Sina.* Nebst *P. Ignaz Köglers* Beschreibung ihrer heiligen Bücher in der Synagoge zu Kai-fong-fu, und einem Anhang über die Entstehung des Pentateuchs. Herausgegeben von *C. G. von Murr.* 1806. 115 S. 8. (12 Gr.) In der jüdischen Geschichte ist es ein merkwürdiges Datum, dass schon sehr frühe Juden nach China gekommen sind. Im J. 73 der christlichen Zeitrechnung, mithin kurz nach der Zerstörung Jerusalems, haben sich, glaubwürdigen Schriftstellern zufolge, 70 jüdische Familien, welche von Persien her über Chorasan und Samarkand die Reise machten, in China niedergelassen. Der scharfsinnige *Paulus* hat, nun vor 20 Jahren, in einem Brief an *Eichhorn*, (*allg. Bibl. der bibl. Literatur* 1 B. 5 St.) dieses Datum von den Juden in China mit einem anderen, dass nämlich nach einer hebräischen Chronik der Juden zu Cochin schon im J. 187 vor Chr. Geb. eine jüdische Parthie im mogolischen Gebiete gewesen sey, verglichen, und durch das eine dem anderen Glaubwürdigkeit verschafft. In neueren Zeiten sind die Verdienste der Jesuiten um die Ausbreitung der christlichen Religion in diesem grossen Reiche bekannt. Der thätige, auf alles aufmerksame Orden machte sich auch um die Israeliten verdient: unter den Vätern desselben interessirte sich hauptsächlich der in der Aufschrift Genannte für ihre heilige Schriften in der Synagoge zu Kaifongfu, der Hauptstadt der Provinz Honan. Die Notizen hierüber sind von Hn. von *Murr* zuerst im 7 Theil des *Journals zur Kunst und Literatur* mitgetheilt worden, wo ein Aufsatz sich befindet: *Notitiae quaedam P. Ignatii Koegleri de bibliis Judaeorum in imperio Sinensi;* dieses Original wurde im J. 1805 vermehrt von ihm herausgegeben. In der vorliegenden Schrift erscheint eine Übersetzung desselben, mit einigen Anmerkungen von dem Herausgeber, nebst Erläuterungen der Hnn. *de Sacy* und *O. G. Tychsen*, auch einem Brief des *P. Gozani.* Der *Köglerische* Aufsatz liegt, laut der Vorrede, auch dem *Murrischen* Versuch zu Grunde. Dem Versuch geht ein Verzeichniss der Schriften voran, welche von den Juden in Sina handeln, unter welchen Deguignes, Renaudot und Brotier die vorzüglichsten sind. Der Versuch selbst ist ein Auszug aus diesen Schriften, und enthält nichts Neues. Die deutsche Übersetzung des Köglerischen lateinischen Originals hat an und für sich nichts anziehendes; sie giebt auch keine neuen Recherchen, keine neue Ausbeute. Die Wenigen, für welche die Sache ein Interesse haben wird, können sich an das Original oder auch an die Auszüge bey *Michaelis* or. Bibl. Th. 15 und bey *Eichhorn* Einleitung ins A. T. II Th. halten, und die Übersetzung gar wohl entbehren. Hr. *v. M.* hofft zwar, diese Schrift werde insonderheit auch deutschen Israeliten angenehm seyn, für welche also, nach dieser Äusserung, nicht sowohl für Gelehrte, die Übersetzung unternommen worden; allein sie sind gegenwärtig mit ihren eigenen Angelegenheiten zu sehr beschäftigt, als dass sie an fremden lebhaften Antheil nehmen sollten. Die Hauptmomente über die heiligen Schriften der Juden in China sind, um sie gedrängt unseren Lesern vorzulegen, ungefähr folgende: Sie verwahren ihre sämmtlichen hebräischen Schriften in ihrer öffentlichen Synagoge zu Kaifongfu, welche 1163 errichtet worden. An dem vornehmsten Ort stehen 13 Pergamentrollen der Thorah auf Tischen, wie Tabernakel. Jede ist mit einem Überzug versehen. 12 derselben sind zu Ehren der 12 Stämme aufgestellt, und eine zu Moses Ehren. Diese ist die einzige, welche von den alten Exemplarien noch übrig ist, und in dem Brande, welcher die Stadt vor ungefähr 200 Jahren, und auch die Synagoge mit ihren Büchern betraf, sehr beschädigt gerettet wurde. Die anderen 12 sind aus dieser nachher abgeschrieben worden. Die übrigen biblischen Bücher werden in den Seitenzimmern der Synagoge verschlossen aufbewahrt. Es sind mehrere, aber meist beschädigte Bücher, wovon wenige ganz und lesbar sind. Die Thorah hat nur 53 Paraschen, weil die 52 und 53 nur für eine gerechnet wird. Die biblischen Bücher werden in 4 Classen eingetheilt: 1) der Pentateuch, 2) das Supplement, nämlich Josua, Richter, Samuel, Könige und die Psalmen, 3) das Buch der Cerimonien oder Ritualbücher, die Propheten und die Bücher der Chronik, 4) die historischen Bücher, Esther, Esra, Nehemia, 2 Makkabäer, auch hebräisch. Von den Proverbien, Hiob, hohen Lied und Prediger haben sie nichts. Vielleicht, meint *Kögler*, haben sie doch noch mehr, als sie sagen, oder zu haben glauben, wegen ihrer groben Unwissenheit; denn sie tragen nicht die geringste Neigung zu Schriften und Wissenschaften, auch erlauben sie nicht, Bücher mit nach Hause zu nehmen, und doch hält es schwer, sie in der Synagoge einzeln durchzusehen, weil sie daselbst in grösster Unordnung unter einander liegen. Ihre Aussprache ist verschieden von der Aussprache der europäischen Juden; z. B. חורה sprechen sie aus *Thaulaha* oder *Thaulaze*, בראשית *Pieleshcitze*, שמות *Schemotze*, ויקרא *Vajekelo*, במדבר *Picmizepaul*, הדברים *Teveliim*. (*Haec credat Judaeus Apella.*) Es ergiebt sich aus dieser Darlegung der Hauptmomente der Köglerischen Nachrichten von den Schriften der chinesischen Juden, dass sie zu keiner Bereicherung unserer hebräisch-biblischen Literatur dienen können. Die Hauptsache wäre das Alter ihrer Manuscripte. Hierüber ist aber nichts mit Sicherheit herauszubringen. Die Nachrichten widersprechen sich auch selbst. Den Handschriften der chinesischen Juden ist in der That auch zu viel Ehre von *Eichhorn* erwiesen worden, dass er in der Einleitung ihnen einen Paragraph gewidmet hat, da wir durchaus keine genaue Kenntniss von denselben haben. Die Bemerkung ist richtig, dass die Schriftsteller, welche von denselben Bericht erstatten, sie bloss durch ein dunkles Gerücht gekannt haben. Von *P. K.* wissen wir durchaus nicht, dass er je in Kaifongfu selbst gewesen; auch er selbst giebt es in seinen Notizen mit keinem Winke zu erkennen, was er ohne Zweifel nicht unterlassen haben würde, wenn er die hebräischen Manuscripte in China selbst vor Augen gehabt hätte: sein Aufenthalt war, wie die chinesische Missionsgeschichte uns belehrt, in Peking. Seine Notizen sind ohne Zweifel aus den Berichten anderer Väter entstanden. Es ist aber ausser Zweifel, dass die hebräische Literatur nicht gerade derjenige Theil der Gelehrsamkeit war, in welchem die Söhne Lojolas sich auszeichneten, oder auch nur sich auszeichnen wollten. — Der Anhang dieser Schrift über die Entstehung des Pentateuchs enthält einen Auszug aus Hn. *Vaters* Commentar und den Beyträgen des Hn. *de Wette*, nebst Spinoza's achtem Capitel seiner theologisch-politischen Abhandlungen, nach der Übers. des Hn. Conze, gleichfalls den Israeliten, zu deren Aufklärung Hr. *v. M.* diesen Anhang für dienlich erachtet hat, menschenfreundlich gewidmet. S. 87 sagt er in einer Note: „ich erhalte eben, da ich dieses schreibe, Griesingers Schrift über den Pentateuch, allwo S. 31 gesagt wird, dass Moses Vf. der Genesis seyn könne. Aber dieses sollte man doch im J. 1806 nicht mehr behaupten." Unsere A. L. Z. hat es sogar im Januar und May des J. 1807 bey der Anzeige der beiden Schriften behauptet, aus welchen hier Auszüge gegeben werden. Es ist hier der Ort nicht zu einer Discussion der Sache; es wundert uns bloss, dass Hr. *v. M.* diese Aufklärung den Israeliten für dienlich hält.

Er. u. Ar.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 JULIUS, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Ästhetische Ansichten.* 1808. 170 S. 8. (18 Gr.)

Die hier aufgestellten Ansichten sind weder neu noch vielumfassend; gleichwohl gewähren sie eine ganz angenehme Unterhaltung, und derjenige, welcher mit dem, wovon der Vf. handelt, noch nicht bekannt genug ist, kann aus der kleinen Schrift manche Belehrung schöpfen. Sehr zu loben ist die grosse, aber nicht überspannte Hochschätzung der Poesie und Kunst, für deren Selbständigkeit und Freyheit manches treffende Wort gesagt wird, und gleich sehr zu rühmen der unparteyliche ruhige Ton der Untersuchung, die ohne alle persönliche Rücksicht ihren Gegenstand deutlich zu entwickeln strebt. Im analytischen Aufklären zeigt der Vf. kein geringes Talent, und sein Vortrag ist so klar und lichtvoll, dass man von ihm auch das Bekannte gern noch einmal vernimmt, und es sich gefallen läfst, ihm auch da zu folgen, wo man gleich zu Anfang voraussieht, wie er das Ziel, das er sich setzt, nicht wird erreichen können. So übersieht man es auch wohl, wenn zuweilen die Übergänge etwas befremdend sind, und der Gang der Untersuchung nicht stetig und zusammenhängend genug fortläuft. Nur den Wunsch kann man nicht immer unterdrücken, dass der Styl eindringlicher, ansprechender seyn möchte, und weniger dogmatisirend, welches sich, zumal bey ästhetischen Gegenständen, mit der Gründlichkeit gar wohl verträgt. Wenn man aber erwägt, dass nicht sowohl eigenthümliche Ansichten, sondern zumeist Resultate der Lectüre und gelegentlicher Bemerkungen mitgetheilt werden: so versöhnt man sich wiederum grösstentheils mit der innerlich wenig belebten Sprache, indem sie sich als eine fast nothwendige Folge dieser Manier betrachten läfst.

Der verschiedenen Aufsätze, welche die kleine Schrift enthält, sind nicht weniger als sechs an der Zahl. Der erste: *über Geist und Esprit*, verdient vor allen übrigen den Vorzug. Sehr befriedigend wird darin der Unterschied entwickelt, welcher zwischen dem deutschen Geist und dem französischen *Esprit* Statt findet, und sehr richtig bemerkt der Vf., wie wichtig dieser Unterschied sey, und wie vornehmlich der Deutsche an denselben öfters erinnert zu werden bedürfe. „Der Deutsche ist nur zu sehr geneigt, den Esprit der Franzosen im Umgange, des Engländers im Gewerbe, des Italiäners in der Kunstfertigkeit und in der Befriedigung conventioneller Foderungen des Geschmacks zu bewundern. Leicht kann es ihm da begegnen, einen höheren Werth zu verkennen, und dadurch selbst auf einer niedrigern Stufe stehen zu bleiben, als zu der er bestimmt war." Nach einigen allgemeinen Bemerkungen wird mit vieler Anschaulichkeit gezeigt, wie die Verschiedenheit des wahren Geistes, welcher stets in Ideen lebt, und nur in dem Bestreben, diese möglichst zu verwirklichen, seine Befriedigung findet — und des gemein praktischen Verstandes, dessen ganze Thätigkeit auf kluge Benutzung aller Umstände und Verhältnisse zu einem äusseren Zwecke gerichtet ist, im Umgange, in der Gelehrtenwelt, in Geschäften, in der Liebe und in der Kunst sich offenbart. — Die zweyte Abhandlung führt die Überschrift: *Über die Freyheit des Dichters bey der Wahl seines Stoffes;* bestimmter würde diese so lauten: Wie weit ist es dem Dichter erlaubt, die Grenzen der Wahrheit und Sittlichkeit zu überschreiten? Denn diess ist der Hauptgedanke, der aber nicht fest genug gehalten und nicht so gründlich entwickelt wird, wie man es wünschen möchte. Das Problem wird ganz kurz so gelöst: „Was an sich selbst ein unverdorbenes Gefühl für Wahrheit und Moralität beleidigt, darf nur insofern ein Gegenstand der Kunst werden, als es einer begeisternden Idee untergeordnet und zu ihrer lebendigen Darstellung nothwendig ist." Diesem nicht neuen Satze wird gewiss Jedermann beystimmen, und es liest gewiss Jeder mit Vergnügen, was von einem heroischen Geschmacke gesagt wird, der an einer kühnen Behandlung seine Freude findet, und keinen ästhetischen Genuss durch die Scheu vor Verletzung bloss conventioneller Formen, oder durch die Ängstlichkeit eines verzärtelten Gefühls sich verkümmern läfst. Allein die nähere Bestimmung, wie weit der Dichter in Schilderung des Unsittlichen gehen dürfe, und wie er dieses durch die Form der Darstellung so umzubilden habe, dass wir dabey mit ästhetischem Wohlgefallen verweilen — diesen Hauptpunct findet man kaum berührt. — Die hierauf folgenden *Ideen über Declamation* sind bloss als eine ziemlich vollständige Skizze von dem zu betrachten, was zum Wesen der Declamation gehört. Was hier gesagt wird, ist zwar ganz gut und im Allgemeinen richtig, aber doch zu kurz angedeutet, und zu wenig ins Einzelne und in die Verschiedenheiten der Declamation eines Vorlesers, eines Redekünstlers und eines Darstellers eingehend, als dass es eigentlich fruchtbar und fördernd seyn könnte. In unseren Tagen, wo das öffentliche

der tiefsten und erbarmenswürdigsten Bettelhaftigkeit ausschliesslich angenommen hat. Deshalb genügt es ihm auch, die zehn Gebote in seinen tugendhaften Herzensergiessungen in Ehren zu halten. Aber kleine, zierlich verschleyerte Unzüchtigkeiten, als S. 178:

233. *Bey dem Krankenbette eines Wollüstlings.*

Wie könnt ihr euch doch so betrügen,
Zu glauben, dass er Schmerz erträgt? —
Er hat ja doch nur — *aus Vergnügen*
Sich auf das Bette hingelegt.

oft sehr ekelhaft naturalische (um kein edles Wort zu missbrauchen) gemeine und plumpe Einfälle, z. B. S. 189:

251. *Antwort einer Dame auf die Bitte eines Unreinlichen.*

Er. O gönnen sie mir doch in ihrem Herzen einen Platz!
Ich muss wahrhaftig sonst verderben.
Du. Da deprecir' ich sehr, mein Schatz,
Sie würden ziemlich schwarz mirs färben!

oder S. 223.

303. *Vorsatz bey der Heirath.*

So jung er ist, zum Mann will ich ihn machen,
Spricht sie voll Muth; zwar sind das schwere Sachen!
Doch ihre Kochkunst trägt den Sieg davon.
Sie weiss, das Kalbfleisch müsse man erst *machen*,
Gut Rindfleisch *macht* sich von selber schon.

und besonders alles, was langweilig, abgedroschen und nichtssagend ist: sind die rechten Elemente, in denen sich unseres Autors seltene, beynahe gewandte Tölpelhaftigkeit anmuthig und behaglich regt und bewegt. — Es scheint also, als wenn Hn. *Rechsit's* Sinngedichte, da wir ihnen den Sinn so wie das Gedicht haben absprechen müssen, in ein leeres Nichts oder etwas Schlimmeres zerpuffen werden. —

Von der *Form* wollen wir nicht viel reden. Hn. *Rechsits* zeitige Vorbilder, deren er selbst mit zaghafter Ehrerbietung gedenkt, haben den Weg der Formlosigkeit schon so glatt gemacht, dass sichs ihnen bequem nachrollt, und verletzte Scansionen findet unser Mann Vorr. VII so natürlich, dass er uns vermuthlich auslachen würde, wenn wir darüber Klagen erhöben. Wir fügen bloss bey, dass er vergessen hat, auch die Reim- und Sprach-Verletzungen unter diese Natürlichkeiten zu zählen.

Da der Hr. *Rechsit* den Ausspruch eines geistvollen Spaniers, kein Mensch sey so dumm, dass er nicht Ein gutes Epigramm produciren könne, durch die That nachdrücklich widerlegt hat: so wollen wir unserem tugendbeflissenen Freund schliesslich Eine ihm aller Wahrscheinlichkeit nach unbekannte Tugend zu Gemüthe führen:

Strenge gebeut die Vernunft und raunet ins heimliche Ohr dir;
Nimmer beginnt, was, begonnen, ihr nur entheiligen könntet.
Denn so lehrt das Gebot der Natur und die menschliche Satzung:
Schwächlicher Mangel belebender Kraft steh ab von der Dichtung.

Persius 5, 96. — w.

Berlin, b. Frölich: *A. G. Meissners Fabeln in VIII Büchern.* Neue, vom Vf. selbst besorgte Ausgabe. Theil I. 1stes bis 4tes Buch. Mit 100 Holzschnitten von Gubitz. 1807. 206 S. (illuminirt 1 Thlr. 12 Gr. schwarz 1 Thlr.)

Die Charakterwelt, die durch die Verschiedenheit und durch die Wechselwirkung der Dinge das thätige und handelnde Leben begründet, tritt lange nicht so deutlich in den Menschen, wo sie sich durch Klugheit und Sitte verschleyert, als in den bewusstlos handelnden Thieren hervor; daher die Kinder, deren schauende Theilnahme von dem Leben und Weben der Dinge noch ganz frisch angezogen wird, am liebsten bey dem Schauspiele der regsamen Thierwelt, und beym poetischen Abdrucke derselben bey den Fabeln verweilen. Erst später wenden sie sich zum Menschenschauspiele, das ihnen anfangs noch unverständlich war. Löblich ist es deshalb von beobachtenden und im Sinne der Kinder denkenden und dichtenden Männern, die frühere Jugend mit Sammlungen von Fabeln, wie die obige ist, zu versorgen. Man findet hier in aller Kürze hundert Fabeln bey einander, die grösstentheils nach Äsop, Desbillons, Lessing und Kretschmann erzählt sind. Über jeder steht ein ziemlich netter Holzschnitt, der die Handlung der Fabel mit deutlichen Zügen und in so auffallenden Momenten darstellt, dass sich Kinder wohl daran ergötzen mögen. Sehr listig nimmt sich besonders die Ziege aus, die auf einem steilen Felsen die Einladung des Bären verschmäht; doch haben nicht alle in Zeichnung und Stellung diese Versinnlichung, woran mitunter der Gegenstand Schuld ist. Der Vortrag würde sich in leichten Versen weit besser ausnehmen, und sowohl der Aufmerksamkeit der Kinder, als besonders dem halb wunderbaren Gegenstande angemessener seyn; doch vermuthen wir, dass die Prosa darum gewählt ist, damit sich Kinder darnach im Erzählen üben können. Allein dann sollte auch der Styl hie und da einfacher und sinnlicher seyn. Ein Satz wie dieser: Auch *Schwäche* besiegt durch Geschicklichkeit oder List zuweilen den Starken — würde deutlicher also lauten: Auch *der Schwache* besiegt zuweilen u. s. w. den Starken. So ist auch in folgenden Worten keine rechte Klarheit: Hartherzigkeit bestraft sich gemeiniglich am Ende selbst. Auch geben wir *durch dieselbe anderen den Massstab*, wie sie uns selbst messen sollen. Oft würde der Vortrag mehr an Lebendigkeit gewinnen, wenn die Thiere redend eingeführt wären. Da heisst es z. B.: Endlich gestand die Stadtmaus ihrer Freundin, dass ihr vor allem diesem (!) eckle (ekle), priess ihr das weit bessere Leben in der Stadt u. s. w. Deutlicher: Ey, was führst du für ein Leben, sagte die Stadtmaus, besuche *mich* einmal, so sollst du sehen, wie herrlich es bey *mir* hergeht. Auch die Richtigkeit im Ausdruck ist nicht immer beobachtet. So heisst es vom lügenhaften Hirten, der oft aus Muthwillen: der Wolf, der Wolf! gerufen: Als niemand ihm mehr glaubte, siehe! *dann* brach wirklich ein Wolf in seine Heerden ein; wo *dann* der Stellung nach bedeutet: *in solchen Fällen und Zeiten*, und statt dessen *da* — *gerade zu dieser Zeit* — stehen sollte. Auch lesen wir S. 73: er versank bis über die Knöchel in einem tiefen Sumpfe. Einige solcher Fehler und Nachlässigkeiten abgerechnet, ist das Buch, sowohl beym moralischen Unterricht der Kinder, als zur Lectüre selbst, brauchbar und angenehm. T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 15 JULIUS, 1808.

MATHEMATIK.

Berlin, b. d. Verf. und in Commission b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr* 1809, nebst einer Sammlung der neuesten, in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten, von *J. E. Bode*, Astronom und Mitglied der Akademie. 1806. 282 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Ephemeride ist von der im vorigen Jahrgange befindlichen nicht verschieden. Es ereignen sich 2 Sonnen und 2 Mondfinsternisse, wovon hier aber nur die Mondfinsterniss vom 29 April sichtbar seyn wird. Dagegen finden aber andere, für die mathematische Geographie nicht minder interessante Erscheinungen Statt, welche die letzten Jahre nicht lieferten. Einmal bedeckt der Mond einen Stern erster Gröfse (*Spica Virginis*); ein andermal, den 28 April, geht er sehr nahe bey diesem Sterne vorbey, und es kann sich dabey für einige Sternwarten die seltene Erscheinung zutragen, die Hr. Dr. *Koch* einmal bey einer Bedeckung des Aldebaran bemerkte, indem er den Stern mehrere Mal hinter den Ungleichheiten des Mondrandes verschwinden und wieder erscheinen sah. Saturn und Venus werden einmal bedeckt; beide Bedeckungen fallen bey Tage vor, und die des ♄ wird bey der Lichtschwäche dieses Planeten nur durch sehr gute Fernröhre zu bemerken seyn. Von anderen Occultationen sind hier 11 angezeigt.

Die Sammlung von astronomischen Nachrichten und Beobachtungen in diesem Bande, eröffnet ein *Auszug aus einigen Briefen* des Generalmajors und Brigadiers *von Lindner* in Schweidnitz. Sie haben die, durch auf der Schneekoppe gegebene Pulversignale zu Stande gebrachte Verbindung von Breslau und Prag zum Gegenstande. Zu Erreichung dieses Zwecks verbanden sich mit Hn. *von Lindner* die Hn. Prof. *Jungnitz* in Breslau, Astronom *David* in Prag, und Bergrath *Seyffert* in Dresden; ein Mittel aus dreytägigen Beobachtungen gab den Meridianunterschied = 10′27″,78, oder Breslau östlich von Paris 58′47″,8. Der Mittagsunterschied von Breslau und Fort Karlsberg wurde mit noch mehr Übereinstimmung = 2′44″,46 gefunden. Wir finden hier noch eine Bestimmung der geographischen Lage von Warschau, die der Lieut. *von Forell* mit Hn. *von Lindner* Sextanten und Chronometer machte: Länge 1°14′47″,57, Breite 52°14′16″. Die Höhe der Schneekoppe überm Meere wurde = 4941,07 pariser Fuss gefunden; Hr. *von Gersdorff* giebt sie zu 4949, und Hr. *David* nur zu 4854 Fuss an; allein die Lindnersche Bestimmung gründet sich auf viertägige Beobachtungen mit genau harmonirenden Barometern. Für den ehemaligen Jesuiter-Thurm in Schweidnitz bestimmte Hr. *v. L.* aus eigenen Beobachtungen, Länge 34°7′51″7, Breite 50°50′32″,3, Pendellänge 440,635 Linien, oder den Fall schwerer Körper in der ersten Secunde 15,10166 pariser Fuss. Rec. hätte gern etwas von der Methode gelesen, nach welcher die Pendellänge bestimmt wurde; oder ist sie nur *berechnet*, nicht beobachtet? Auch die schöne Feuerkugel, den 21 Oct. 1805, die in Lilienthal, Bremen, Düsseldorf und an anderen Orten gesehen wurde, ist auch in Schweidnitz, aber minder vollständig, beobachtet worden; der helle nachbleibende Schein stand dort im Wallfische. Eine umständlichere Nachricht von den oben erwähnten Pulversignalen giebt S. 92 ff. Hr. *Bode*, den eine zufällige Reise auf den Schauplatz dieser Operation führte. Die dem Geographen gewiss interessanten Resultate, sind von Hn. *Bode* zum Theil etwas anders angegeben, als oben. — *Über den zweyten Kometen von* 1748, von Hn. *Frd. Wilh. Bessel* in Lilienthal. Nur dreymal wurde dieser Komet von *Klinkenberg* in Haarlem beobachtet, und man war zweifelhaft, ob die von *Struyk* auf diese Observationen gegründete Bahn, zur Wiedererkennung dieses Himmelskörpers hinlänglich genau sey, oder nicht. In der That waren die Fehler der Elemente so grofs, dafs man das Urtheil, das *Pingré* in seiner Cometographie darüber fällt, nicht für unbillig halten kann; die mittlere Beobachtung wich in der Breite 2′ 42″ ab, und es war vorauszusehen, dafs dieser Fehler bey der kurzen Zwischenzeit (von 8 Tagen) einen sehr nachtheiligen Einfluss auf die Elemente äussern musste; überdem war die letzte Beobachtung sehr mangelhaft reducirt, indem *Struyk* die Position des Sterns, auf den sie sich gründet, aus einer Karte nehmen musste, indem er sich in keinem Verzeichnisse der damaligen Zeit fand. Hr. *Bessel* hat die Beobachtungen sämmtlich neu reducirt, und daraus folgende Elemente der Bahn hergeleitet. Durchgangszeit durch die Sonnennähe Juny 18,89405 für den pariser Meridian; Länge des ☊ = 1ˢ 3° 8′ 28″,6; Neigung der Bahn 67° 3′ 28″,3; Länge der Sonnennähe = 9ˢ 8° 47′ 10″,0; kleinster Abstand von der Sonne = 0,625357; Richtung des Laufs nach der Ordnung der Zeichen. Diese stimmen mit den Beobachtungen fast vollkommen, und der Fehler beträgt bey der mittleren Länge nur 7″, bey den anderen

Längen und den drey Breiten verschwindet er fast ganz. Die so genaue Übereinstimmung von drey *vollständigen* Beobachtungen scheint dem Vf. ein Beweis von der Richtigkeit seiner Elemente zu seyn, und er glaubt, dass sie allerdings zur Wiedererkennung dieses Kometen zureichen werden. S. 100—110. *Über die geographische Lage von Mexico*, nach den, vom Hn. *von Humboldt* im Königreiche Neuspanien angestellten astronomischen Beobachtungen, vom Hn. *Jabbo Oltmanns*. Die Unzuverlässigkeit in den Ortsbestimmungen dieser Hauptstadt war noch sehr beträchtlich; sie stieg in der Breite auf ½°, und für die Länge fanden sich Beobachtungen, die *fünf Grade* von einander abwichen; desto interessanter ist also diese Abhandlung, die den Meridianunterschied von Paris auf 6° 45' 34", und die nördliche Breite 19° 25' 45" bestimmt. Der Meridianunterschied wurde nicht allein aus Abständen des Mondes von der Sonne und Jupiters-Trabanten-Finsternissen geschlossen, die *Humboldt* in Mexico beobachtete; sondern er wurde auch noch durch chronometrische Vergleichungen mit Acapulco und Goanoxoata bestätiget, welche Örter gleichfalls von *Humboldt* astronomisch bestimmt wurden. Unter den älteren Angaben der Lage von Mexico kommt die von *Velasquez de Gama* (1778) und die aus den *Alzate*'schen, von *Cassini* berechneten Beobachtungen folgende der Wahrheit am nächsten. — S. 110—112. *Über die geographische Länge von Cumana*, von *demselben*. Schon *Triesnecker* und *Ciccolini* hatten die Sonnenfinsternifs vom 28 October 1799 berechnet, die von *Humboldt* in Cumana beobachtet wurde; ersterer hatte den Meridianunterschied von Paris 4° 24' 55",3, letzterer 4° 24' 59" gefunden; allein beiden Resultaten lagen noch die älteren Sonnen- und Mond-Tafeln zum Grunde, an deren Statt Hr. *Oltmanns* jetzt die *Bürg*'schen Mondsgleichungen, die *Triesnecker*'schen Tafeln in den wiener Ephemeriden für 1803 und die neuen *Zach*'schen Sonnentafeln benutzen konnte. Nach *Bürg* ergab sich daraus die Länge 4° 25' 46",76, nach *Triesnecker* 4° 25' 34",61; eine Trabantenverfinsterung, zu welcher sich correspondirende auffanden, gab im Mittel 4° 25' 45",3, der Chronometer 4° 26' 4". — S. 113-123. *Bemerkungen über die Lage und Austheilung aller bisher bekannten Planeten und Kometenbahnen*, vom *Herausgeber des Jahrbuchs*. Es ist bekannt, dass *Lambert* in seinen kosmologischen Briefen über diese Materie sehr sinnreiche Gedanken äusserte, die Hr. *Bode* im Jahr 1787 mit den neu hinzugekommenen Kometen und den Planetenbahnen verglich, und die er hier auch auf die seit jener Zeit erschienenen Kometen und die drey neuen Planeten ausdehnt. Im Ganzen finden sich Lamberts Ideen bestätigt; indess kommen auch oft Abweichungen von der allgemeinen Wahrscheinlichkeit vor, wovon man die Ursache noch immer eben so gut in der Unvollständigkeit unserer Kometenregister, als in der Natur suchen kann. S. 123—127. *Astronomische Beobachtungen in Wien, im Jahre* 1805 von *Triesnecker* und *Bürg*. Jupiterstrabantenverfinsterungen, Sternbedeckungen und die Oppositionen von vier Planeten — diese nur ihren Resultaten nach angegeben. S. 127—134. *Entdeckung der beiden im October und November* 1805 erschienenen Kometen von Hn. *Huth* in Frankfurt an der Oder. Ausser dem zur Entdeckungsgeschichte dieser Kometen gehörigen, theilt Hr. *Huth* in den Briefen, woraus Hr. *B.* hier einen Auszug geliefert hat, seine Beobachtungen mit; allein es scheint, dass Hr. *Huth* sich bey den letzten Beobachtungen des ersten Kometen ganz in der Gegend des Himmels geirrt hat, durch die er seinen Weg nahm, denn die Beobachtungen passen überall nicht mit den von anderen Astronomen angestellten. Am 13, 14, 16 Nov. weichen z. B. die Huthschen Angaben gegen 6 volle Grade von der Wahrheit ab, wie man aus einer Vergleichung mit der Tafel, die *Bessel* (Monatl. Corresp. July 1806, S. 69) bekannt machte, sehen kann. Die Beobachtungen des anderen Kometen sind etwas minder grob, obgleich nicht brauchbarer als die des ersten, denn auch hier kommen Fehler von ganzen Graden vor. Gewiss würde Hr. *Huth* den Astronomen keinen unangenehmen Dienst erweisen, wenn er sich in der Folge bemühte, statt solcher Ocularschätzungen, genaue Ortsbestimmungen himmlischer Erscheinungen zu liefern. Das Kreismikrometer bietet ein so leichtes Mittel dazu dar, und es kann Hn. *Huth* nicht schwer fallen, damit eben so brauchbare Observationen anzustellen als andere Astronomen. S. 134—136. *Beobachtungen derselben Kometen von* Hn. *Dr. Olbers, und Berechnung ihrer Bahnen* von Hn. *Bessel*. In Bremen störte der fast immer bewölkte Himmel die Observationen dieser Kometen sehr, so dass der erste nur 4 mal, der andere nur 3 mal beobachtet werden konnte. Am 8 Dec. zeigte der letzte einen zwar sehr kleinen, aber doch sehr bestimmten planetenartigen Kern. Die Elemente der Bahn dieses Kometen stimmen auf eine so auffallende Weise mit denen des Kometen von 1772 überein, dass beide Anfangs ein und derselbe Himmelskörper zu seyn schienen. Indess haben weitere, von Hn. *Gauss* und *Bessel* (Mon. Corr. July 1806) angestellte Untersuchungen gezeigt, dass diese Voraussetzung nicht wahrscheinlich ist, indem sich die Beobachtungen des einen Kometen eben so wenig durch die Elemente des anderen darstellen lassen, als sich der Unterschied durch die Störungen erklären lässt, die der Komet in der Zwischenzeit erlitten haben könnte. S. 137—140. *Beobachtungen der Ceres, Pallas und Juno und des zweyten Kometen von* 1805, *nebst Elementen seiner Bahn*, von Dr. *Gauss* in Braunschweig. Auch hier das Urtheil, dass der zweyte Komet von 1805 nicht mit dem von 1772 identisch sey. Hr. Dr. *Gauss* macht uns Hoffnung zur baldigen Erscheinung seines Werks über die Bestimmung der Planetenbahnen; an seiner Methode hat er, seit 1801, wo er sie zuerst auf die Ceres anwandte, so mannichfaltige Vervollkommnungen angebracht, dass sie ihre erste Gestalt ganz verloren hat. S. 140—146. *Beobachtungen und Messungen des zweyten Kometen von* 1805, vom Hn. *J. H. Schröter* in Lilienthal. Nur einmal gelang es we-

gen des schlechten Wetters, den Kometen in Lilienthal zu beobachten. Der würdige *Schröter* beschäftigte sich dabey ausschliesslich mit der physischen Beschaffenheit des Kometen und seines Kerns. Er fand den Durchmesser des im 15 f. Reflector sichtbaren Nebels = 5′30″, und den des Kerns, je nachdem er nur den hellsten Theil, oder das ganze durchblinkende Scheibchen annahm = 4″,052 oder 6″,416; woraus die wahre Grösse des Durchmessers des Nebels = 1595 und des Kerns 80,1 geogr. Meilen folgt. Der Komet von 1799 hatte 373 Meilen im Durchmesser, war also seinem kubischen Inhalte nach 1922 mal so gross als der gegenwärtige. S. 146—151. *Astron. Beobachtungen in Prag im Jahr* 1805, von Hn. Astronom *David* und Adjunct *Bittner*. Unter anderen Beobachtungen auch eine, wonach Hr. *D.* die Schiefe der Ekliptik 16″ kleiner findet, als nach *Zachs* neuesten Tafeln. Auf correspond. Sonnenhöhen, am 21 Juny mit einem 7 zolligen Spiegel-Sextanten beobachtet, wurde nämlich eine Berechnung der Declination der Sonne gegründet, die mit der durch den Quadranten, aus Vergleichung mit dem 388 Sterne des *Bootes* gefundenen fast völlig harmonirte. Hr. *D.* zieht aus dieser Übereinstimmung den Schluss, dass der Unterschied von 16″ nicht den Beobachtungen, sondern den zur Reduction derselben gebrauchten Elementen zuzuschreiben sey, — einen Schluss, dessen Grund Rec. nicht einsieht. Die Declination des verglichenen Sterns ist innerhalb weit engerer Grenzen mit Sicherheit bestimmt; und dieses war doch das einzige Element, das auf die Beobachtung merklichen Einfluss äussern konnte; überhaupt leuchtet es ein, dass solche Beobachtungen über einen Gegenstand nichts entscheiden können, der von mit weit vorzüglicheren Instrumenten versehenen Astronomen aufs Reine gebracht ist. Sternbedeckungen, Trabantenverfinsterungen und die Oppositionen der Planeten wurden auch dieses Jahr in Prag nicht versäumt. S. 152—157. *Längenbestimmungen, aus Sonnenfinsternissen und Sternbedeckungen berechnet*, von Hn. *Oltmanns* in Berlin. Diese Rechnungen scheinen die Erfindung der Länge von Amsterdam zum Hauptzwecke zu haben; aus 4 Beobachtungen folgt sie = 10′ 9″,35, fast genau mit der Triesneckerschen auf noch mehrere Beobachtungen gegründeten Angabe (10′9″,6) übereinstimmend. Die Bedeckung *π Scorpii* den 17 July 1804 gab die Länge von Ochsenhausen = 30′28″,5; der Meridian-Unterschied zwischen Hoheneiche und Paris wurde aus der Bedeckung der Alcyone den 20 Oct. 1804 = 36′13″,7 gefunden. S. 157. 158. *Beobachtungen in Breslau* vom Hn. Prof. *Jungnitz*. Sternbedeckungen und Verfinsterungen. S. 158—160. *Beobachtungen zu Kremsmünster* vom Hn. Canonicus *Derflinger*. Wir finden hier die Oppositionen des Mars, des Saturn und des Uranus. Eine löbliche Veränderung, die Hr. *D.* in der Angabe seiner Beobachtungen erwählt hat, besteht in der Art der Vergleichung mit den Tafeln, die diesesmal unmittelbar mit den beobachteten Örtern, und nicht mit den aus diesen berechneten Längen und Breiten geschah: die Vortheile dieses Verfahrens sind einleuchtend, da man dadurch den Einfluss einer fehlerhaften Declination auf eine bessere Rectascension, oder umgekehrt, vermeidet. S. 160 bis 163. *Lage verschiedener Örter in Russland u. s. w.* vom Hn. Etatsrath und Ritter *Schubert* in Petersburg. Diese Bestimmungen wurden auf der bekannten Reise angestellt, die Hr. *S.* mit der nach China bestimmten Gesandtschaft machte. Auf der Hinreise bis Irkutsk konnte für Astronomie und Geographie wenig geschehen, da der Weg in kurzer Zeit zurückgelegt werden musste, und Hr. *S.* in den vornehmsten Städten, durch die er kam, weder gutes Wetter noch merkwürdige Himmelserscheinungen abwarten durfte. Die ganze Hoffnung wurde daher auf die Rückreise gesetzt, die Hr. *Schubert* im Sommer 1806 mit mehr Musse anzutreten hoffte. Allein ganz gegen seine Erwartung musste er schon im Winter 1805 zurückkehren, wo die fürchterliche Kälte, die Stürme und der immer bedeckte Himmel alle Bemühungen vereitelten. Trotz dieser Schwierigkeiten erhalten wir die Bestimmungen von 10 Örtern, deren Längen sich auf einen Arnoldschen Chronometer und auf viele beobachtete Mondsdistanzen gründen; auch Declination und Inclination der Magnetnadel ist angegeben. S. 164—167. *Beobachtung der Nachtseite der Venus* vom Hn. Justizr. *Schröter* in Lilienthal. Am 14 Febr. 1806 stiess diesem aufmerksamen Beobachter die hier beschriebene seltene Erscheinung auf: er sah die ganze dunkle Kugel der Venus mit dem 15 F. Reflector, so wie sich die dunkle Seite des Mondes bald nach dem Neumonde dem unbewaffneten Auge zeigt, d. h. von etwas kleinerem Durchmesser als der erleuchtete Theil. Am 21 Febr., so wie am 22, 23 und 24, konnte von dieser Erscheinung nichts wieder bemerkt werden, wesshalb Hr. *Schröter* glaubt, dass diese Erscheinung sich nur auf einen gewissen in sehr enge Grenzen eingeschlossenen Elongationswinkel beschränkt; ihre Seltenheit beweiset auch noch der Umstand, dass sie bey den zahlreichen, in den aphroditographischen Fragmenten gesammelten Beobachtungen, nie bemerkt wurde. Desto angenehmer ist es daher gewiss den Physikern und Astronomen, dass auch Hr. Prof. *Harding* in Göttingen dieses Phänomen am 24 Jan., so wie am 28 Febr. und 1 März beobachtete. Zur Erklärung seiner Beobachtungen bemerkt Hr. *Schröter*, dass Venus damals, obgleich sie nur $\frac{1}{8}$ erleuchtet war, ein sehr helles Licht gehabt, und von den Fensterrahmen auf der gegenüberstehenden Wand einen sichtbaren Schatten geworfen habe. Die Erde, die auf der Venus $\frac{7}{8}$ erleuchtet erschien und überdiess einen grösseren scheinbaren Durchmesser hatte, konnte daher wohl ein sehr helles Licht auf die Nachtseite des Planeten reflectiren. Indess ist Hr. *S.* geneigt anzunehmen, dass ausser dieser Ursache, ein *eigenthümliches* Licht mitwirkte, dessen Existenz er auch bey anderen Weltkörpern, namentlich bey den Kometen, vermuthet. S. 167—171. *Beobachtung derselben Erscheinung* vom Hn. Prof. *Harding* in Göttin-

gen. An den oben angeführten Tagen war diese Erscheinung sichtbar, am 3, 16, 21 Febr. konnte keine Spur davon wahrgenommen werden. Auch Hr. *H.* bemüht sich, eine Erklärung davon zu geben, und begründet die Vermuthung, dass sie von einer Phosphorescenz des Planeten herrühre, vorzüglich durch die Erfahrung, dass man sie, bey völlig ähnlicher Lage des Planeten, nie bemerkt habe; er führt als Beyspiel an, dass unsere Erde zuweilen ein völlig ähnliches Licht zu entwickeln scheine, welches sich in mondlosen Nächten, oft durch eine dämmernde Helligkeit verrathe. Dem Rec. scheint diese Erklärung sehr wahrscheinlich, und er glaubt, dass sie allgemeinen Beyfall erhalten wird. Die Angabe der Grösse des Kerns des letzten Kometen von 1805, von $1\frac{1}{2}$ Minuten, ist ohne Zweifel ein Druckfehler, da sie etwa so viele Secunden betragen mochte. S. 172—181. *Aberrations- und Nutations-Tafeln* von Hn. *J. Oltmanns* — in ihrer Form nicht von den gewöhnlichen Tafeln verschieden; allein die ihnen zum Grunde liegenden Constanten erhielten die neuerlich festgesetzten Werthe; die Aberration 20",255, und die Axen der Nutations-Ellipse 19",1 und 14",2. S. 182—189. *Bemerkungen zum erleichterten Gebrauche der Tempelhoff'schen Methode, aus ungleichen Höhen die Zeit zu bestimmen*, vom Hn. Prof. *Wurm* in Blaubeuern. In den verschiedenen Gestalten, in welcher *Tempelhoff* selbst, und später *Bohnenberger*, *Klügel* und *Rohde* diese Methode darstellten, erfoderte sie doch immer noch weitläuftige Rechnungen. Die gegebene Formel bestand nämlich aus drey Gliedern, deren beide letzten, wie Hr. *Wurm* bemerkt, nicht berechnet zu werden brauchen, indem man sie mit hinlänglicher Genauigkeit und fast ohne Mühe aus den Tafeln entlehnen kann, die man für die Verbesserung der aus correspondirenden Höhen gefolgerten Mittage besitzt. Dadurch wird also die ganze Rechnung auf das erste Glied reducirt und viel leichter gemacht, als sie bisher war. Rec. hätte gewünscht, bey dieser Gelegenheit die von einigen Astronomen geäusserte Meinung widerlegt zu finden, als könne man aus einer Anzahl *correspondirender* Höhen die Zeit genauer herleiten, wenn man sie nach *Tempelhoff*'scher Art mit einander auf verschiedne Weise combinire. Aus n Höhen der Sonne, die man correspondirend nimmt, zieht man nach gewöhnlicher Art n Resultaten, aus welchen man das arithmetische Mittel nimmt; wollte man sie nach *Tempelhoff's* Vorschriften auf alle mögliche Weise combiniren: so würde man noch $\frac{n \cdot n-1}{1 \cdot 2}$ Resultate erhalten, und es lässt sich leicht zeigen, dass das Mittel daraus dem obigen genau gleich seyn muss. Giebt man sich indess nicht die Mühe, alle möglichen Combinationen zu berechnen, oder die Rechnung so zu ordnen, dass jede Beobachtung einmal und nicht mehr darin vorkommt: so wird man freylich ein anderes Mittel erhalten, welches aber, weit entfernt vorzüglicher zu seyn, als das vorige, nur desshalb abweichen wird, weil es minder vollständig ist, und weil man dabey einer Observation mehreren Werth zugesteht, als der anderen. S. 189—191. *Verbesserungen des Piazzi'schen Sternverzeichnisses*, Theils von *Piazzi* selbst, theils Druckfehler in *Bode's* Ausgabe des Katalogs, zu welcher ein reichhaltiger Nachtrag in einem vierten Supplementbande zu den Jahrbüchern erscheinen wird. S. 191—193. *Beobachtung der Mondfinsterniss vom 4 Januar 1806*, vom Hn. Bergrath *Seyffert* in Dresden. S. 193—195. *Bemerkungen über die Methode, die Bahn eines Kometen zu berechnen*, vom Hn. Dr. *Olbers*. Wenn ein, durch zwey äussere beobachtete Örter eines Kometen gezogener grösster Kreis die Ekliptik an dem Orte schneidet, wo bey einer mittleren Beobachtung die Sonne stand, oder nahe dabey: so kann die bekannte und mit Recht berühmte Methode des Dr. *Olbers* nicht mit Sicherheit zur Bestimmung der Bahn des Kometen aus diesen drey Observationen angewandt werden. Hr. *Olbers* setzt hier den Grund dieser Schwierigkeit aus einander, und macht die Rechner auf die Vermeidung derselben aufmerksam. S. 196. *Astronomische Beobachtungen* von *F. W. Bessel* in Lilienthal. Von der Sonnenfinsterniss den 16 Juny 1806 konnte nur der Anfang beobachtet werden. Es zeigten sich hervorragende Berge am Mondrande, von denen der grösste 3",972 oder 0,942 geogr. Meilen hoch war; aus dem geschätzten Eintritte dieses Berges ergab sich seine westliche Länge = 92° 30'; seine nördliche Breite = 66° 45'.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Eisenberg*, b. Schöne und Comp.: *Koronelli der Mayländer, oder Treue ohne Gleichen.* Ein Gemälde menschlicher Grössen und Schwächen. Mit 1 (herzlich schlechten) Kupfer. 1804. 198 S. 8. (18 Gr.) Der Titel, der dem Buche so gern den Anschein von Wichtigkeit geben möchte, der fast mehr als alltägliche Anfang, die gemeinen Schilderungen der gemeinsten Gegenstände, die kleinliche, stark ins Mattherzige überspielende Empfindeley, die den leider! beliebtesten Räuberromanen nachgebildete Sprache, und endlich die höchstprosaische Versemacherey — alles zeiget zur Genüge, dass wir hier nichts weiter zu suchen haben, als ein Gemälde der Autorschwächen des Vfs. Direct oder indirect liefert den Beweis für diesen Ausspruch — jede Seite. Xp.

Vermischte Schriften. Unter dem angeblichen Druckort: *Amsterdam* u. *Cölln*, b. Hammer: *Vertheidigung des grossen Cölln wider seine Todfeinde.* Bey Gelegenheit des Meisterwerks: Wien und Berlin. 1808. 128 S. gr. 8. (broschirt 12 Gr.) Die Kupferstiche auf dem Umschlage können als Warnungszeichen dienen, um gesittete Leser von einem Buche abzuschrecken, in welchem schmutzige Anekdoten mit widerlichen Persönlichkeiten abwechseln. Es ist schade, dass der Vf., der die Geisel der Satyre oft glücklich schwingt, und die Blössen und Widersprüche seines Gegenstandes treffend genug enthüllt, durch diesen Missgriff sich den Zutritt in gute Gesellschaft versperrt hat. Doch wozu auch überhaupt solche Widerlegungen? Das Gute und Wahre, welches die früheren Schriften des Vfs. der Parallele: Wien und Berlin, enthalten, wird immer bestehen; wenn er aber durch mercantilische Vielschreiberey den vortheilhaften Eindruck, den sie bey ihrer Erscheinung machten, selbst verwischt: so thun ja seine Gegner am besten, wenn sie diesen Process einer am Ende unausbleiblichen Selbstvernichtung ruhig abwarten. Kf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JULIUS, 1808.

MATHEMATIK.

Berlin, b. dem Verf., und in Commiss. b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr* 1809, nebst einer Sammlung der neuesten, in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen etc. von *J. E. Bode*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension*).

S. 197—200. *Entdeckung der sonderbaren Gestalt der Saturns-Kugel*, vom Hn. Dr. *Herschel*. Schon 1776 fand Hr. *H.* die ♄ Scheibe nicht völlig rund, und mehr abgeplattet, als Jupiter; allein erst neuerlich bemerkte er auch eine Abweichung von der *elliptischen* Gestalt. Zuerst sah er den 12 April 1805 mit einem 7fussigen Spiegel von ausserordentlicher Deutlichkeit, eine Verschiedenheit in der Abplattung des Saturns, wenn er sie mit der des Jupiters verglich; sie schien nämlich in hohen Breiten schneller zuzunehmen, als in einer Ellipse. Am 18 April fand sich diese Wahrnehmung durch den 10 f. Reflector bestätigt, und Hr. *H.* bestimmte die Breite des Puncts der grössten Krümmung, vermöge seines Winkelmikrometers = 46°38'; am 19 April ergab sich diese Breite 45°44½'; am 5 May wurden das 20 und 40 f. Teleskop auf den Saturn gerichtet, und auch hier wurde dieselbe Erscheinung bemerkt. Den Monat May hindurch und am Anfange des Juny beobachtete Hr. *H.* den Saturn noch mehrmals, und fand stets dasselbe. Nach diesen Beobachtungen hält Hr. *H.* den ♄ für kein Ellipsoid, sondern für einen Körper, dessen grösster Durchmesser unter die Breite 43°20' fällt, und sich zu den Äquatoreal- und Polar-Durchmessern verhält, wie 36 zu 35 und 32. Herr *Bode* hat eine getreue Nachbildung der Herschelschen Figur gegeben, die die Sache recht anschaulich macht. Diese Wahrnehmung hat wegen ihrer Sonderbarkeit grosses Aufsehen erregt, und eine analytische Untersuchung von Hn. *Bessel* (*Monatl. Corr. März* 1807) veranlasst, die sich mit einer theoretischen Erklärung derselben beschäftigt. Indess fand sich, dass, trotz der Attraction der Ringe, in der Hypothese der anfänglichen Flüssigkeit des Planeten, seine Figur so sehr nahe *elliptisch* werden musste, dass der kleine Unterschied *unmöglich* von uns bemerkt werden kann: theoretisch lässt sich die Sache also nicht erklären, und wenn man sie behaupten will, so leugnet man dadurch die anfängliche Flüssigkeit. Ein Umstand, der zur Würdigung der Beobachtung selbst führen kann, und auf den Hr. *Bessel* aufmerksam macht, ist der, dass jede Abweichung von der Kugelgestalt sich am deutlichsten zeigen muss, wenn wir uns in der Ebene des ♄ Äquators befinden, und dass sie in allen anderen Lagen von anderen Theilen des Sphäroids etwas verdeckt wird. Hierauf gründet er eine Berechnung der Figur, die ♄ in dieser vortheilhaftesten Lage haben muss, wenn er zur Zeit der Herschelschen Beobachtung wirklich die angegebene hatte; er findet die Abweichung von der elliptischen Gestalt dann so gross, dass es sich nicht gut erklären lassen würde, wesshalb weder *Herschel* selbst, noch *Schröter*, früher diese Erscheinung wahrnahmen; auch konnte man, nach erhaltener Nachricht von *Herschels* Beobachtung, in Lilienthal den Saturn nicht anders sehen, als — elliptisch. S. 201—215. *Vergleichung der Lichtstärke der Sterne*, vom Hn. Dr. *Herschel*. Hier theilt Hr. *Bode* die beiden ersten Kataloge mit, und verspricht, auch die übrigen nachfolgen zu lassen. Es ist gewiss nicht das kleinste Verdienst des Hn. *Herschel*, dass er uns genaue und vollständige Verzeichnisse über die Helligkeiten der Sterne, nach diesem Plane, lieferte; sie werden in der Folge zu wichtigen physischen Aufschlüssen führen, und ohne Zweifel recht viel über die Theorie des Lichts lehren. Rec. hätte lieber alle diese Verzeichnisse in Einem Bande gesehen. S. 215—219. *Neue Elemente der Pallas- und Juno-Bahnen*, vom Hn. Dr. *Gauss* in Braunschweig. S. 220—222. *Über die Länge der Berliner Sternwarte*, von Hn. *Jabbo Oltmanns*. Es ist bekannt, dass man sich in neuern Zeiten über diese Länge nicht ganz vereinigen konnte, und dass einige Astronomen sie mehrere Zeitsecunden herabsetzen zu müssen glaubten; der Vorsatz des Hn. *Oltmanns*, diesen Punct vollständig zu untersuchen, und desshalb alle Sternbedeckungen zu berechnen, die seit der Aufstellung der neuen vorzüglichern Instrumente beobachtet wurden, ist daher sehr lobenswerth. Vorläufig theilt er hier die Resultate von 5 Occultationen mit, die im Mittel 44'40",24, für den Meridianunterschied von Paris geben, also die alte Annahme sehr gut bestätigen. S. 223—232. *Über die Genauigkeit der Winkelmessungen mit Spiegelsextanten*, vom Hn. Dr. *Benzenberg*. Da die Winkel in den Dreyecken der Bergschen Landesvermessung, sämmtlich mit den Sextanten gemessen werden: so interessirte es den Verf., die Grenze der Genauigkeit, die dieses Instrument bey dergleichen Beobachtungen gewähren kann, zu kennen. Er setzt es aus einander, dass wegen der oft sehr engen Thurmspitzen, wegen des Mangels an Festigkeit u. s. w., kein feststehendes Instrument gewählt werden konnte; auch hält er den Reflexionskreis für minder bequem, wesshalb er den Sextan-

ten, trotz der dabey möglichen Theilungsfehler und Excentricität, vorzog. Nach den gewöhnlichen Berichtigungen ſuchte daher Hr. *Benzenberg* dieſe Fehler dadurch zu beſtimmen, daſs er die Winkel, zwiſchen am Horizonte befindlichen, gleich weit von einander entfernten Gegenſtänden maſs, und aus dem Unterſchiede ihrer Summe von 360°, die Correction ſchloſs, die bey der Meſſung dieſer Winkel angebracht werden muſs. Eine, auf dieſe Weiſe verfertigte Tafel, die z. B. für 120° die Correction = + 38", für 90° + 35" u. ſ. w. angiebt, theilt Hr. *Benzenberg* mit. Rec. findet dieſes Verfahren allerdings zweckmäſsig, wenn die Fehler ſich ſehr langſam ändern, — bey dieſem Sextanten für Winkel über 45°; in dem entgegengeſetzten Falle kann es, wegen der aufgehobenen Correſpondenz des Nonius mit dem Gradbogen, merklich fehlen. Die Urſache, weſshalb die Beobachtungen mit Bordaſchen Vervielfältigungskreiſen gewöhnlich weniger genau unter einander ſtimmen, als man erwarten ſollte, ſucht Hr. B. in der Vorausſetzung, daſs das feſtgeſtellte Fernrohr während der Bewegung des Kreiſes völlig unbeweglich bleibe, welche Vorausſetzung er nicht für wahr hält. Rec. ſtimmt dieſer Meinung bey, indeſs ſcheinen ihm auch noch mehrere Theile dieſes Inſtruments einer Vervollkommnung fähig; vielleicht rührt ein Theil der Fehler von den gewöhnlich ſehr ſchwachen Vergröſserungen der Fernröhre her. S. 233 — 234. *Beobachtungen der Ceres, und über die Lage von Quedlinburg*, vom Hn. Oberprediger *Fritſch*. Die Beobachtungen der Ceres, ohne genaue Zeitangabe, und deſshalb unbrauchbar. Auch Hn. *F's.* Inſtrument reichte zur Anſtellung guter Kreismikrometerbeobachtungen hin, und Rec. ſollte denken, daſs ſolche Hn. *F.* weit mehr Vergnügen und Genugthuung gewähren würden. Die Vergleichung der von anderen Aſtronomen berechneten Sonnenfinſterniſs vom 11 Febr. 1804 gab Hn. *F.* Länge von Quedlinburg = 35' 14",1; die vom 17 Aug. 1803 = 35' 15",0. Aus einer Vergleichung mit der Heinrichshöhe nach *von Zach's* Beſtimmung ergab ſich faſt genau daſſelbe. S. 235 — 240. *Aſtronomiſche Beobachtungen und Nachrichten* vom Hn. *de la Lande* in Paris. Ein Auszug aus der *Hiſtoire de l'Aſtronomie pour* 1805, von dem wir nur das ausheben, was unſeren Leſern minder bekannt ſeyn möchte. Hr. *de la Lande* hat im März einen ſchönen Sonnenfleck beobachtet, faſt genau unter derſelben nördlichen Breite, unter welcher er die in den *Mémoires* 1776 beſchriebenen Flecken fand; er glaubt dieſes als eine Beſtätigung ſeiner damals geäuſserten Meinung anſehen zu können, nach welcher er einige Theile der Sonnenoberfläche zur Production der Flecken beſonders geneigt hält. Die Beobachtungen dieſes Flecks von *Fleaugergues* geben die Rotation der Sonne 25 Tage 1[illegible]6'; *de la Lande* hatte früher (*Aſtronomie* §. 3276) 25 T. 10[illegible]0', nur 6' weniger, gefunden. Auch einige Nachrichten von *Piazzi's* neueren Bemühungen zu Erfindung der jährlichen Parallaxe der Fixſterne: für *Aldebaran* fand er 1",5, für *Procyon* 3", für *Sirius* 4"; Reſultate, die allerdings einer Beſtätigung bedürfen, und gegen die ſich Vieles einwenden lieſse. Eine gewiſs allen Aſtronomen willkommene Anzeige iſt die, daſs *Bouvard* ſeine neuen ♄ und ♃ Tafeln zum Drucke fertig hat; die Planeten ☿, ♀ und ♂ bearbeitet *Michel de la Lande* und ſeine Tafeln werden den *Bouvard*'ſchen bald folgen. *Lenoir* in Paris hat ein Fuſsgeſtell zum *Borda*'ſchen Kreiſe erfunden, welches den zweyten Beobachter bey Höhenmeſſungen ganz entbehrlich macht; Rec. hätte gewünſcht, eine nähere Beſchreibung davon zu ſehen, die gewiſs von allen Aſtronomen mit Dank aufgenommen worden wäre. Eine recht artige Idee des Hn. *Pictet* in Genf, die hieran geführt iſt, hebt Rec. noch aus. Es iſt ein Vorſchlag, mit einem Reflexionsinſtrumente die Culminationen der Himmelskörper dadurch zu beobachten, daſs man das Moment abwartet, wenn ihr Abſtand von einem, im wahren Oſt- oder Weſt-Puncte errichteten Zeichen gerade 90° beträgt. — Merkwürdig iſt es in der That, daſs noch immer von Zeit zu Zeit Schriften erſcheinen, die neue aſtronomiſche Theorieen auf Koſten der wahren Philoſophie aufſtellen wollen; auch hier hat der nun verewigte *Lalande* Gelegenheit, ſich über zwey Werke dieſer Art zu entrüſten. Das eine iſt von *Lancelin*, das andere von dem bekannten *Mercier*; dieſes beſchäftiget ſich, nach *Lalande's* Urtheil, mit der Vertheidigung der Einwürfe der Unwiſſenden und der Zweifel der in der Aſtronomie Unerfahrenen; es würde, wie *Lalande* ſehr treffend bemerkt, dem Vf. weniger Zeit gekoſtet haben, die Wiſſenſchaft verſtehen zu lernen. S. 240 — 248. *Bemerkungen über die Aufſuchung der Kometen* vom Hn. Dr. *Olbers* in Bremen. Wenn man ſich einen körperlichen Raum um die Erde und Sonne beſchrieben gedenkt, deſſen Oberfläche durch die Bedingung beſtimmt wird, daſs das Product aus den Abſtänden eines jeden Punctes derſelben von Erde und Sonne, einer conſtanten Gröſse gleich iſt: ſo wird ein Himmelskörper in allen Puncten dieſer Oberfläche, von der Erde in gleicher Helligkeit geſehen werden; denn bekanntlich ſteht die Lichtſtärke im reciproken Verhältniſs des Products aus den Quadraten der Entfernung von Erde und Sonne. Hr. *O.* zeigt hier die Eigenſchaften der Curve, durch deren Rotation um die Axe der erwähnte Raum entſteht; ſie iſt eine Linie der 4ten Ordnung, und von der ſogenannten Caſſinoide nicht verſchieden. Jeder Punct des Weltraums kann mit *gleicher* Wahrſcheinlichkeit einen Kometen enthalten; allein ſehen werden wir ihn nur dann, wenn er ſich innerhalb des erwähnten Raums befindet, deſſen Conſtante durch die Bedingung der Sichtbarkeit beſtimmt wird. Die Erfahrung giebt den Satz, daſs die meiſten Kometen entdeckt werden, wenn das Product aus den Abſtänden von Erde und Sonne = 1 iſt; auf dieſe gründet Hr. *O.* eine Berechnung der Wahrſcheinlichkeit, mit welcher man hoffen darf, einen Kometen in einem beſtimmten Angularabſtande von der Sonne zu ſehen, woraus er denn wieder Reſultate, die für das praktiſche Kometenſuchen nicht unwichtig ſind, ableitet. Es folgt z. B. aus dieſer Unterſuchung, daſs

man die meiste Hoffnung eines glücklichen Erfolgs auf das Suchen in den Morgen- oder Abend-Stunden setzen muss, indem es um Mitternacht weit weniger wahrscheinlich ist, einen Kometen über dem Horizonte zu sehen; dass nahe bey der Sonne wahrscheinlicher ein Komet gefunden wird, als weiter von ihr; dass man etwa das 20ste oder 25ste Mal, wenn man Kometen sucht, einen zu entdecken hoffen darf u. s. w. S. 249—250. *Beobachtungen der Ceres* u. s. w. vom Hn. Dr. *Koch* in Danzig. Hr. *K.* klagt sehr über das schlechte Wetter, welches dieses Jahr, gegen die übrigen 13 seines Aufenthalts in Danzig, sehr auszeichnete; nur sehr wenige astronom. Beobachtungen konnte er zu Stande bringen, wovon wir hier einige erhalten. S. 250 — 253. *Astronomische Nachrichten* vom Hn. Prof. *Leski* in Warschau. Einige Sternbedeckungen, der Anfang der Sonnenfinsterniss vom 11 Febr. 1804 u. s. w. S. 253 — 263. *Astronomische Beobachtungen* von Hn. *Bode* in Berlin. Wie gewöhnlich bestehen diese Beobachtungen aus einer Reihe mit den fixen Instrumenten der Sternwarte angestellten, und in Sternbedeckungen, Finsternissen u. s. w. — Trotz des, auch in diesem Jahre so schlechten berliner Himmels (Hr. *B.* zählte 237 völlig trübe Nächte, eine Menge sehr veränderlicher nicht gerechnet) sind diese Beobachtungen zahlreich, und liefern manche dem Astronomen interessante Erscheinung. Die Magnetnadel wich im Herbste dieses Jahres in Berlin im Mittel 18°1¼′ ab. Der veränderliche Stern im Wallfische war in diesem ganzen Jahre fast unsichtbar, hielt also seine ehemalige Periode nicht mehr. S. 264 — 266. *Astronomische Beobachtungen* vom Hn. Adjunct *v. Wisniewsky* in Petersburg. Eine Reise, die der Vf. in geographischer Hinsicht unternahm, gab ihm Gelegenheit, mehrere Sternbedeckungen und die Sonnenfinsterniss vom 16 Juny 1806 in verschiedenen Städten des russischen Reichs zu beobachten. In einer Note giebt Hr. *Oltmanns* den Meridian-Unterschied zwischen Reval und Paris = 1″29′46″6. S. 266—268. *Astronomische Beobachtungen und Berechnung der Störungen der Ceres durch Saturn* vom Hn. Prof. *Pfaff* in Dorpat. S. 269, 270. *Nachtrag zur Bestimmung der geographischen Länge von Mexico* vom Hn. *Jabbo Oltmanns.* — gründet sich auf einige vom Hn. *v. Humboldt* beobachtete Höhenwinkel, Azimuthe und absolute Höhen einiger Berge. Die Methode kann zwar weder grosse Sicherheit noch sehr genaue Resultate gewähren; allein oft als Bestätigung eines gefundenen Längenunterschiedes sehr nützlich seyn.

Wie gewöhnlich beschliessen einige kürzere astronomische Nachrichten auch diesen Band. Unter anderen, eine Nachricht von der Abreise der Hnn. *Biot* und *Arrago* nach Spanien, zur Verlängerung des pariser Meridians bis nach den balearischen Inseln. Eine andere über die Austheilung des in Berlin ausgesetzten astronomischen Preises: fünf Abhandlungen, ausser acht kürzeren Aufsätzen, waren bis zu Ende des Septembers 1806 eingelaufen; überdiess hatte Hr. *Huth* in Frankfurt an der Oder zwey Kometen entdeckt, und da der Preis, sowohl für die Entdeckung einer neuen Erscheinung am Himmel, als für eine interessante astronomische Abhandlung ausgesetzt war: so wurde er zwischen Hn. *Bessel* in Lilienthal, dem Vf. der gekrönten Abhandlung über die wahre elliptische Bewegung des Kometen von 1769, und Hn. *Huth* getheilt. L.L. AL.

FÜRTH, im Büreau für Literatur: *Die ersten Anfangsgründe der Geometrie*, als Stoff zu Denk- und Sprach-Übungen benutzt. Von *D. J. P. Pöhlman.* Zweyten Bandes erste Hälfte, 1805. 284 S. Zweyte Hälfte. 1806. 181 S. 8. (2 Thlr. 8 Gr.)

Der Vf. hat seine Arbeit für ungeübte Lehrer in Bürgerschulen und den unteren Classen der Gymnasien bestimmt, und seine Belehrungen gehen bis zur Stereometrie. Der Vortrag läuft, wie bekannt, in Fragen und Antworten eines Lehrers und Schülers fort. Die Sätze von *Parallel-Linien*, und von äusseren und inneren Winkeln nehmen gegen 100 Seiten ein; die von Parallelogrammen und Dreyecken beynahe eben so viel. Von S. 197 — 216 wird vom Quadrat der Hypothenuse gehandelt, und das bekannte Theorem fasslich bewiesen. In dem folgenden Abschnitt kommt aber in einem Nachtrag noch eine andere Beweisart vor, welche gleichfalls zu einer nützlichen Übung des Verstandes Anlass giebt. — Die Lehre von den *Sehnen* führt hierauf zu der von regulären Vielecken, in Kreisen beschrieben. In der zweyten Hälfte dieses Bändchens beschäftiget sich der Vf. in einem Abschnitt mit Ausmessung der *Flächen* des Rechtecks, des Parallelogramms, der Dreyecke, der Kreise und der Kreis-Ringe; und in dem folgenden mit *ähnlichen* Figuren, mit Abschnitten von Figuren, welche sich durch eingezeichnete gleichlaufende Linien ergeben; von mittleren Proportionallinien und Vergleichung neben einander gestellter Figuren, sowohl solcher, welche von geraden Linien begrenzt werden, als derer, welche Kreise verschiedener Grösse sind.

Der Vf. hat meistens die Beweise dessen, was er lehrt, genau beygesetzt; manchmal hat er aber dieselben auch übergangen. Dieses ist, wie aus seiner Vorrede erhellet, nicht aus Unkunde oder Übereilung, sondern mit Vorbedacht geschehen. Den Meinungen etlicher Gelehrten, welche dafür halten, in Bürgerschulen seyen nur die Resultate der Geometrie, *ohne Beweise*, beyzubringen, tritt der Vf. selbst gewiss nicht unbedingt bey, wie aus seiner ganzen Methode, und dem Zweck seiner Bemühungen überhaupt deutlich genug erhellet. Auch ist sehr zu wünschen, dass solche gewagte Vorschläge, welche nur den eiligen Weg der Praxis begünstigen, und was mit der Eile versäumt wird, übersehen, niemals in der Cultur des Schulfachs Eingang finden mögen! Dass durch schwerfällige, ungeschickt beygebrachte Beweise junge Leute von Mathematik manchmal abgeschreckt werden, sollte den vernünftigen Erzieher niemals auf den erwähnten Abweg der schädlichsten Bequemlichkeit verleiten!

Was wir in den beiden Abschnitten dieses Buchs

vermissen, ist die nöthige Hinweisung auf bestimmte, vorhergegangene Sätze. Ohne rückwärts laufende Beziehungen, sind junge Leute kaum jemals zu einer strengen Ordnung im bündigen Beweisführen zu bringen; und in jeder geometrischen Schrift sollten genaue Citationen hierüber mit Fleiss aufgeführt werden.

Bey der Kreisrechnung ist die Verhältnisszahl 100 : 314 angewendet, welches zu billigen ist. Es hätte aber doch der Zahlen 113 : 355 ebenfalls Erwähnung gethan werden sollen, da sie viel genauer sind, und angehende Geometer, wenn sie in der Anwendung in anderen Büchern auf sie stossen, oder auf Resultate gerathen, welche daraus abgeleitet sind, (ohne dass diese Zahlen selbst angeführt worden wären) sich sonst nicht darein zu finden wissen. Wenn man sich ein Einmal Eins für diese Zahlen (113 : 355) hält: so ist ihr Gebrauch auch nicht beschwerlich. Bey der Zahl 314 findet sich (S. 62) nur der Beysatz: und ein noch ganz unmerkliches Stückchen darüber. — Dabey wäre aber dienlich gewesen, etwas über den Anhang, welcher zwischen 314,15 und 314,16 fällt, beyzufügen, weil so viele Leute über diesen Anhang Zweifel haben.

Der Vf. bietet in der Vorrede einen Apparat geometrischer Figuren, (bunt gemalt, auf Holz) dem Publicum an. Es sind 18 Stücke, welche für 3 Gulden erlassen werden. Dem Vernehmen nach verdient dieser Apparat alle Empfehlung. Ar.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. 1) *Wilna*, in d. Universitätsbuchdruckerey: *Essai sur l'Epoque de l'Antiquité du Zodiaque de Denderah (Tinthyris)*. Par *l'Abbé Poczobut*, Astronome Observateur à l'Université Imperiale de Vilna. 1803. 16 S. 4. Mit 1 Kpf.

2) *Coburg*, b. Ahl: *Erklärung des Thierkreises in dem Porticus des Isistempels zu Tentyra in Oberägypten.* Einladungsschrift von D. *Joh. Christ. Matth. Reinecke*, Prof. 1804. 35 S. 4.

Zwey neue Versuche zu Erklärung des bekannten Thierkreises zu Tentyra. Die erste Schrift des *Abbé Poczubut*, welcher eine Copie desselben vom Grafen Littawor Chreptowitz erhalten hatte, und davon einen zu gegenwärtiger Untersuchung gehörigen Theil auf der beygefügten Kupfertafel wieder abdrucken liess, ist ganz astronomisch. Unter den vier Ringen nämlich, welche auf dem Plafond abgebildet sind, enthält der vierte den sogenannten Thierkreis mit den 12 Sternbildern u. noch anderen Figuren, ausser dem Krebse, dessen Stelle hier leer geblieben ist. Unter dieser Stelle aber steht im zweyten bloss mit Hieroglyphen angefüllten Ringe eine Hand mit einem Puncte in der Mitte. Diese hält Hr. *P.* für das Zeichen des Solstitiums aus folgenden Gründen. Er nimmt an, dass die Figur im Thierkreise mit der aufrechtstehenden Kornähre in der Hand die Jungfrau, und der Ort, wo die Ähre aufsteht, den Ort des Sterns Spica, der aber nicht beygefügt ist, bedeute. Von hier bis an den Stern α der Wage, der ebenfalls fehlt, und den Hr. *P.* an den östlichen Theil der westlichen Wagschale setzt, bildet er einen Massstab, der sich aus den bekannten Örtern beider Sterne leicht entwerfen lässt. Der Unterschied beider in der Länge beträgt nämlich $21°, 14', 39''$. Diese Weite ist in der Entfernung der Spica von δ Cancr. oder in $75°$ ohngefähr $3\frac{1}{2}$ mal enthalten. Auf dem Thierkreise trifft nun diese Entfernung, mit dem Massstabe genommen, an den Fuss einer Figur, nicht weit von der genannten Hand. Die Schrift des Hn. *P.* enthält also eine nicht uninteressante Hypothese, die der Bekanntmachung werth ist, wenn auch gleich das Ganze nicht zur Evidenz gebracht werden kann, und vieles, wie die Stellen der angenommenen Sterne, nur Vermuthung bleiben muss. Nach derselben wäre der Thierkreis 583 Jahre vor dem Anfange der christlichen Zeitrechnung verfertigt, wo aber die Wage noch nicht vorkommen durfte.

No. 2 beschäftigt sich mehr mit dem Mythologischen und Historischen, und ist besonders als ein Versuch anzusehen, die Vermischung der Zodiakalbilder mit den anderen dazwischen liegenden Figuren und den unter dem Thierkreise selbst liegenden 42 Kähnen zu erklären. Nachdem Hr. *R.* eine Beschreibung des Thierkreises selbst vorausgeschickt hat, findet er, durch des Pater Jaques Martins Abhandlung *sur l'Astrologie judiciaire* veranlasst, dass die 42 Kähne mit den darauf stehenden Figuren, die 42 himmlischen Intelligenzen u. die denselben zugehörigen Sternbilder in und ausser dem Zodiakus bedeuten, wodurch die Welt regiert werde, und dass der ganze äussere Kreis daher nichts weiter als eine hieroglyphische, astrologische Darstellung des ganzen gestirnten Himmels sey. Den Grund davon, dass der Krebs in der Reihe der Sternbilder fehle, findet Hr. *R.* darin, dass die danebenstehende Pyramide das Solstitium anzeige, bey welcher der Krebs oben, wie verloren, angebracht sey. Hier muss aber Rec. auf die Abhandlung und die Abbildung selbst verweisen. Die eingeschobenen Figuren sind nach Hn. *R.* von dreyerley Art. Die eine Gattung nämlich kann Personificationen einzelner Fixsterne seyn, die zweyte, die Kugeln mit eingezeichneten Figuren die Planeten, und zwar gewisse Constellationen derselben bedeuten. Hr. *R.* glaubt, dass man durch Vergleichung mit anderen Denkmälern auszumitteln suchen müsste, welche Kugeln den einzelnen Planeten gehörten, um daraus ein bestimmtes Datum, vielleicht für die Erbauung des Tempels zu finden. Es dürfte aber wohl nach Rec. Meinung auch bey deutlicheren Merkmalen der einzelnen Planeten eine sehr unzuverlässige Angabe bleiben, wenn man aus allen möglichen Combinationen die wahre finden wollte. Die übrigen Zeichen hält der Vf. für Festtagszeichen, und die beiden Randfiguren nimmt er mit Denon für Isisbilder. Diese deuten ihm auf die zwey Hälften des Jahres, und den Gedanken, dass beide Hälften einen Cyklus ausmachen, findet er in den gegen einander ausgestreckten Armen beider Gestalten. Aus dem Umstande endlich, dass die Wage auf dem Thierkreise vorkömmt, folgert Hr. *R.* mit Recht, dass demselben kein hohes Alter zugestanden werden könne, glaubt aber doch, dass er schon vor August existirt habe, weil Strabo von einem Tempel zu Tentyra spreche, und schon zu dieser Zeit die astronomischen Studien unter den ägyptischen Priestern in Abnahme gekommen wären. Auf den letzten Grund möchte Rec. kein Gewicht legen; er hält es vielmehr für eben so möglich, dass die Abbildung einige Jahrhunderte nach August erst verfertigt seyn könnte, wo ein verdorbener Geschmack und astrologischer Aberglaube noch allgemein herrschend war. Eine Abbildung, worin so wenig Genauigkeit in Bestimmung einzelner Puncte und Linien sichtbar ist, und wobey man das Meiste nur errathen muss, ist für den Astronomen und Geschichtforscher so gut wie unbrauchbar. Überhaupt scheinen dem Rec. bey Untersuchungen über die alte Astronomie, so viele Achtung er für den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit eines *Court de Gebelin* und anderer Männer hegt, allegorische und etymologische Deutungen alter Mythen ein zu unsicheres Hülfsmittel; und er wird so lange an den grossen astronomischen Kenntnissen der alten Völker zweifeln, so lange man nicht mit mehr historischer Gewissheit ihre Beobachtungsmethoden, besonders aber die Art ihrer Zeitbestimmung und die Resultate daraus wird erweisen können. Mit der so oft gepriesenen Gelehrsamkeit der Ägypter mag es übrigens für eine Bewandniss haben, welche es wolle. Cicero, Strabo und Diodor sind für die ganz alte Astronomie nicht ganz gültige Zeugen. Ihre und anderer Schriftsteller Aussagen müssen mit dem, was die Griechen von jenen Völkern wirklich angenommen haben konnten, genau verglichen werden, wenn sie als richtige Beweise gelten sollen, und wenn man nicht sehr widersprechende Resultate herausbringen will. So würde z. B. selbst mancher griechische und römische Schriftsteller des Vfs. Bemerkung, dass die Ägypter ihre ersten astronomischen Kenntnisse von den Chaldäern erhalten hätten, gewiss nicht gelten lassen. Durch diese wenigen Bemerkungen aber will Rec. Hn. *Rs.* Erklärung, die mit so vieler Wahrscheinlichkeit vorgetragen ist und ihren Werth behält, wenn auch der Thierkreis erst in späterer Zeit verfertigt seyn sollte, nicht widerlegen. Sie hat vielmehr seinen ganzen Beyfall, und wird gewiss das ihrige dazu beytragen, auch dem grossen Publicum, unter das man die Meinung von dem zu hohen Alter der Thierkreise und der ägyptischen Weisheit überhaupt, so voreilig verbreitet hatte, eine bessere Ansicht dieser alten Denkmäler zu verschaffen. A. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JULIUS, 1808.

ERDBESCHREIBUNG.

Hamburg, b. Hoffmann: *Barrow's Reisen in China. — Non cuivis homini contingit adire Corinthum.* Nur wenigen ist es vergönnt, Peking zu sehen. Aus dem Englischen übersetzt. Erster Theil. Mit einem Kupfer. 1805. 274 S. Zweyter Theil. Mit einem Kupf. 1805. 412 S. 8.

Obgleich alle Morgenländer ohne Unterschied *hospitibus feri* sind: so gilt dieses doch in einem vorzüglichen Grade von den am meisten ostwärts lebenden Chinesen. Unter den Türken, Persern, Arabern, Tataren wird es wohl einzelnen Europäern vergönnt, im Lande herumzureisen. Die Chinesen aber lassen keinen Fremden, wenn er auch mit Pässen und Empfehlungsschreiben versehen ist, in ihr Land kommen, noch vielweniger frey und ungehindert darin herumreisen. Wenn die Missionarien sich nicht durch ihre mathematischen Kenntnisse dem astronomischen Tribunal unentbehrlich gemacht hätten: so würden auch sie an der Grenze längst abgewiesen seyn, und den heiligen Boden des chinesischen Reichs nicht betreten dürfen. Nur Gesandtschaften, wovon S. 27 u. 28 ein Verzeichniss gegeben wird, werden seit dem 17ten Jahrhunderte zugelassen, und ehe sie sich dem Reiche nähern dürfen, muss die Erlaubniss dazu durch Correspondenz erhalten werden. Da die Gesandten, so lange sie in China sind, auf Kosten des Hofes auch in den geringsten Kleinigkeiten unterhalten werden, und diese Kosten nicht unbedeutend sind, weil zum Fortschicken der Gesandten, ihres Gefolges und Gepäckes eine Menge Menschen aus vornehmen und geringen Ständen in Bewegung gesetzt werden: so ist der Hof, unabgesehen von der Eifersucht gegen alles Fremde und Auswärtige, nicht sehr willfährig mit Ertheilung dieser Erlaubniss. Die europäischen Potentaten und Handlungsgesellschaften haben auch nicht oft um die Erlaubniss nachgesucht, wegen der grossen Entfernung des auch von ihrer Seite erfoderlichen nicht geringen Kostenaufwandes, des schlechten Erfolges, den vorige Gesandtschaften gehabt haben, der Demüthigung und Einschränkung, die selbst Gesandte mächtiger Könige von einem unwissenden und stolzen Volke erfahren. Geschenke, die dem Kaiser von fremden Mächten gebracht werden, sind in seinen und seines Volkes Augen ein Tribut, der ihnen von Unterthanen entrichtet wird. Die Geschichte weiss kein Beyspiel, dass der chinesische Kaiser einen Gesandten an irgend einen Hof in Europa geschickt hätte. Die Sultane in Constantinopel, die Schahs in Ispahan und Terehan haben sich hierin höflicher und nachgiebiger gegen die europäischen Sitten gezeigt, und nicht durch Stolz und Grobheit die Ausländer weggeschreckt. Die 1793 nach China geschickte brittische Gesandtschaft war die erste dieses Reiches. Vielleicht wird sie auch die letzte seyn. Wenigstens haben die Chinesen, obgleich sie ausnehmend gefällig und höflich waren, den Britten keine Ursache gegeben, sich mit einer prunkvollen Mission an sie bald wieder zu wenden. Die Hauptabsicht der Gesandtschaft, über welche uns die Reisebeschreiber im Dunkeln lassen, ist nicht erreicht worden. Wir schliessen dieses aus dem seit dieser Gesandtschaft unverändert gebliebenen Verhältnisse des brittischen Handels zu dem chinesischen. Der Stolz, womit die Chinesen die Niederfallung der Britten vor dem Bilde, Namenzug und Person des Kaisers verlangten, war den Britten, in deren Hof-Etiquette das Knieen vor dem Könige keine entehrende, sondern vielmehr eine durch das Herkommen bey gewissen Anlässen nothwendig gewordene Handlung ist, doch so anstössig, dass sie jene Ehrfurchtsbezeugung beständig verweigerten. Eine moskowitische Gesandtschaft, welche vor der holländischen vom J. 1656 von *Neuhof* beschriebenen, abgeschickt war, musste, weil sie sich hiezu nicht verstehen wollte, unverrichteter Sachen wieder heimkehren. Der Lord *Macartney* brachte es endlich dahin, dass man von ihm, dem Bilde oder der Person des Kaisers gegenüberstehend, keine andere Herablassung und Verehrung verlangte, als das Ceremoniel des Hofes von St. James zuliess. Die Debatten darüber waren so langweilig und dem Charakter einer wirklich grossen Nation so wenig angemessen, dass die Britten ihnen gern ausweichen, und vors Erste keine Gesandtschaft nach China wieder expediren werden. Der brittischen folgte ein paar Jahre nachher 1795 eine holländische nach. Sie wurde aber, wenn wir den Nachrichten des Hn. *Barrow* S. 13, 14 trauen dürfen, von den Chinesen so erniedrigend behandelt, dass auch ihnen wohl die Lust vergehen möchte, einen neuen Besuch in Peking abzustatten. Ausserdem macht die allgemeine Zerrüttung des Handels, und die ausgeleerten Geldcassen der Corporationen und der Individuen, es nicht wahrscheinlich, dass Gesandtschaften nach China so bald werden veranstaltet werden. Die trefflichen Schriften, die durch die brittische Gesandtschaft das Licht der Welt erblickt ha-

ben, nebst denen der holländischen Gesandtschaft, werden noch lange als die letzten solcher Reisenden, die den kaiserlichen Hof in der Nähe zu sehen Gelegenheit hatten, gelten müssen, und durch keine späteren Gesandtschafts-Berichte verdrängt werden. Zu ihnen, und vorzüglich zu dem vorliegenden Werke des Hn. *Barrow*, welches die reichhaltigen Bemerkungen eines hellsehenden und wohl unterrichteten Beobachters enthält, greife derjenige, der von dem Zustande, dem Betriebe, dem Charakter und übrigen Merkwürdigkeiten des chinesischen Volkes Auskunft haben will. Dem über die Weltbegebenheiten nachdenkenden Manne wird das Studium der chinesischen Statistik, die Hr. *B.* mit philosophischem Geiste behandelt hat, interessant und wichtig seyn. Im Westen der alten Welt wird eine Monarchie gegründet, die in kurzer Zeit entweder ganz Europa oder den grösten und schönsten Theil davon umfassen wird. Im Osten existirt schon seit Jahrhunderten eine unermeslich grosse Monarchie, wo 333 Millionen von Menschen (diese starke Bevölkerung hält Hr. *B.* nicht für unwahrscheinlich, und eine noch stärkere im chinesischen Reiche für möglich) ohne Murren dem Willen eines Einzigen gehorchen. Hier entsteht Stoff zu Fragen und Vergleichungen, welchen wir nur andeuten können, da er nicht zum Inhalt des Buches gehöret, und wir nur Referenten von dem Inhalte sind. Zu den vielen Mitteln, wodurch das chinesische Reich von anderen Ländern isolirt bleibt, und ohne Aufruhr und innerliche Kriege von einem einzigen im Norden des Reichs residirenden Monarchen abhängig ist, gehört die Einheit der Schriftsprache, und die Hof-Zeitung in Peking, durch welche in allen Winkeln des Reichs die Tugenden und die väterliche Güte des jedesmaligen Kaisers bekannt gemacht, worin aber zuweilen, trotz der gepriesenen Wahrhaftigkeit der Zeitung, Schlachten beschrieben werden, die nie geliefert, und Siege angekündiget werden, die nie erfochten sind. Th. 2. S. 154. Die Presfreyheit wird von der Regierung nicht gefürchtet, die es in ihrer Gewalt hat, jede Verletzung der Moralität mit der Peitsche oder dem Bambusrohre zu bestrafen. S. 155. Der Vf. folgt in der Ordnung der Bemerkungen dem Laufe seiner Reise, und es werden auch viele Ereignisse auf derselben in jene eingeflochten, wenn gleich nicht die Absicht gewesen ist, ein vollständiges Tagebuch zu liefern. Auf vorläufige Bemerkungen (Cap. 1) folgen Ereignisse und Beobachtungen bey der Schiffahrt auf dem gelben Meere und dem Pai-ho oder weissen Fluss hinauf (C. 2). Die vortheilhafte Beschreibung, welche die ersten Missionarien von China machten, wird aus der schlechten Beschaffenheit des gesellschaftlichen Zustandes in dem damaligen Europa erklärt. Der Vf. schildert ihn schlechter (S. 35), als ihn der Historiker zugeben wird. Auf dem gelben Meere hatten die Engländer Gelegenheit, viele Proben von der Ungeschicklichkeit der Chinesen im Bauen und Regieren der Schiffe wahrzunehmen. Sie gebrauchen zwar einen Compass, und haben ihn wahrscheinlich viel früher gebraucht, als die Europäer; allein sie pflegen nicht gern bey ihren Seereisen das Land aus dem Gesicht zu verlieren, und es ist zu verwundern, dass sie, zumal mit so elenden Schiffen, von China nach Batavia segeln können. Sie segelten und segeln nach Madagascar und der östlichen Küste von Ost-Afrika, wo eine gewisse Raçe von Hottentotten durch ihre Gesichtsbildung den chinesischen Ursprung verräth. Der Vf. findet ihn auch an den Tingelesen in Asien. Dass die Magnetnadel eine chinesische Erfindung sey, wird durch die dabey angebrachte Darstellung der einheimischen Mythologie wahrscheinlich. Wegen des niedrigen Flusses Paiho wurden die Geschenke und das Gepäck der Gesandtschaft auf 30 bis 40 kleinen chinesischen Schiffen ans Land gebracht, und die englischen Schiffe kehrten, ohne Hülfe der chines. Steuerleute, von denen die brittischen Matrosen am Borde mit Verachtung sprachen, nach Chusan zurück. Die Jachten, auf welchen die Gesandtschaft weiter gebracht wurde, waren bequem eingerichtet, und die zu ihr gehörenden Personen nebst den anderen am Borde wurden reichlich mit Lebensmitteln versorgt. Sonst bemerkte man weder eine grosse Fruchtbarkeit des Bodens noch Wohlhabenheit der Einwohner. Die grosse Menge des Volks, die sich täglich an den Ufern des Flusses versammelte, um die dem Kaiser Tribut bringenden Fremden zu sehen, erregte in den Reisenden die grösste Verwunderung. Der durch gewaltsames Binden der Zehen unter die Fussohlen verkleinerte Fuss der Frauenzimmer giebt Stoff zu Bemerkungen über den Ursprung dieser Sitte und anderer Verstümmelungen, welche barbarische Völker an ihren Körpern vornehmen. Unter solche können wir die Chinesen auch wegen des Schmutzes u. Mangels an Reinlichkeit zählen. *Tiensing* auf der Fahrt nach Peking gab einen wundernswürdigen Anblick von dem Handlungsgeist der Nation und den vielen Manufacturen und Waaren im Lande. Unter den vielen Waaren, die nach der Hauptstadt gebracht wurden, setzten die Kuchen, aus Koth und Excrementen zusammengesetzt, unsere Beobachter in Verlegenheit, ehe sie die Bestandtheile und die Absicht, zum Dünger in Gärten gebraucht zu werden, erriethen. Endlich verliess die Gesandtschaft den Fluss, trat die Reise zu Lande an, kam in einem langen feyerlichen Zuge in der Hauptstadt an, wo sich der Gesandte nach der Tatarey, der Vf. aber nach dem Pallaste Yuenmin-yuen begab, um die für den Kaiser bestimmten Geschenke aufzustellen, welche von ihm auf seiner Rückkehr von Gehol in der Tatarey in Augenschein genommen wurden (Cap. 3). Der Vf. hat länger in dem eigentlichen China zugebracht, als der Gesandte und dessen Secretär, hatte oft Gelegenheit, mit Chinesen und den sich unter ihnen aufhaltenden Missionarien zu sprechen, war der chinesischen Sprache ziemlich kundig, und die Resultate seiner angestellten Beobachtungen und Unterredungen geben die nachfolgenden Capitel. Das gesellschaftliche Leben, die Sitten, Gewohnheiten, Denkart in den

moralischen Charakter des Volks beschreibt das 4te Capitel. Zuerst von den Weibern, denen harte Arbeiten und viel Zwang auferlegt wird. Hier ist eine Abschweifung in die alte Geschichte über die Art, wie die Griechen die Weiber behandelt haben. Dergleichen Episoden kommen oft vor. Sie zeugen von der Belesenheit des Vfs. und seinem gesunden Urtheil. Wir wünschen aber, dass die Autoren, aus denen er etwas anführt, genauer citirt wären, oder der Übersetzer diesen Mangel ergänzt hätte. Was er z. B. von *Nieuwhoff* sagt, S. 166, der in einem seiner Kupfer, die nach chinesischen Zeichnungen gearbeitet seyn sollen, eine Frau mit einem Esel an denselben Pflug spannt, verdiente genauer geprüft zu werden. Der Vf. setzt hinzu: *wenn ich nicht irre*. Er war also seiner Sache nicht gewiss. Der Übersetzer hätte seinen Schriftsteller an Fleiss übertreffen, und das Kupfer, wenn ein solches vorhanden ist, nachweisen sollen. Worauf mag die Behauptung beruhen, dass die Kupfer in *Neuhoff's* Gesandtschafts-Reise nach chinesischen Zeichnungen gearbeitet sind? Wird dieses bloss vermuthet, oder in China behauptet, oder von *Neuhoff* versichert? Letzteres erinnern wir uns nicht bey *Neuhoff* gelesen zu haben. Der Gehorsam der Kinder gegen die Ältern, wovon so viel Rühmens gemacht ist, erscheint hier in einem ganz anderen Lichte und nicht so sehr zum Lobe der Chinesen, als in den Schriften der Jesuiten. Der Gehorsam ist durch Gesetze befohlen, wird nicht durch Zuneigung eingeflösst. Töchter werden an die Heirathslustigen verkauft. Die Vielweiberey findet nach den Gesetzen Statt, aber in dem Temperamente, und der äusseren Lage der Männer mancherley Hindernisse. Knabenliebe ist ein Laster, das von den ersten Staatsbeamten auf eine schamlose Art begangen und eingestanden wird. Kein Ruhetag zu gottesdienstlichen Handlungen oder unschuldigen Vergnügungen, wobey der Vf. der Feyer des Sonntags eine Lobrede hält; nur der erste Tag des neuen Jahrs, und einige wenige darauf folgende werden feyerlich begangen. Karten und Würfelspiele sind ihr liebster Zeitvertreib, und wo diese fehlen, spielen sie mit den Fingern nach der Weise der alten Römer und der jetzigen Italiäner. Mit dem Bambusrohr gegeisselt zu werden, ist eine Strafe, der alle vom ersten Minister bis zum Bauer unterworfen sind, und die oft im Zorn oder nach Laune verhängt wird. Die Grausamkeit, womit solche Peitschenhiebe ausgetheilt, und die Geduld, womit sie empfangen wurden, mussten in dem Gemüthe der alle Tyranney verabscheuenden Britten nothwendig einen grossen Widerwillen gegen den chinesischen Charakter erregen. Dieser spricht sich in seiner ganzen Fühllosigkeit und Unbarmherzigkeit noch deutlicher aus durch die Aussetzung der neugebornen Kinder, welche allein in der Hauptstadt jährlich 9000 Menschen das Leben raubt, und in jeder der übrigen Städte des Reichs nicht weniger verheerend seyn soll. Von Natur sind die Chinesen sanft und milde, aber die Gewohnheit von der ersten Erziehung an, und die tyrannische Regierung hat sie entartet. Überhaupt ist ihr Charakter ein seltnes (seltsames) Gemisch von Stolz und Niederträchtigkeit, von erkünsteltem Ernst und wirklicher Nichtswürdigkeit, von verfeinerter Höflichkeit und grober Ungezogenheit. In solcher Gestalt zeigt er sich auch am Hofe, der im 5ten Cap. geschildert wird. Die Aufnahme und Bewirthung des brittischen Gesandten am Hofe zu Gehol wird in einem von dem Lord *Macartney* dem Vf. mitgetheilten Berichte beschrieben. Ein Gegenstück dazu ist ein Fragment aus dem Tagebuche eines Mitgliedes von der holländischen Gesandtschaft, die 1795 in Peking dem Kaiser aufwartete. Sie verweilte 36 Tage daselbst, wurde oft vorgelassen, musste sich viele Demüthigung gefallen lassen, und verliess die Hauptstadt, ohne dass man ihr erlaubt hatte, über irgend eine Art von Geschäften zu sprechen. Die Theaterstücke sind elende Farcen, und die übrigen Lustbarkeiten kindisch, unanständig und pöbelhaft. In der Mannichfaltigkeit der Feuerwerke haben die Chinesen vielleicht den Vorzug vor den übrigen der Welt. Die Verschnittenen am Hofe sind auch hier dieselben elenden Geschöpfe, die sie anderswo sind.

Das erste Capitel des zweyten Theils (es hätte das *sechste*, nämlich des ganzen Werkes, heissen sollen, weil darauf das *siebente* folgt, S. 119,) handelt von der Sprache, Literatur und schönen Künsten, Wissenschaften, Mechanik und Medicin. In dem grossen Reiche gebraucht man einerley Schrift, die überall verstanden wird, obgleich die mündliche Sprache sehr verschieden ist, und die Staatsbeamten und andere, welche mit den Britten aus Peking gereiset waren, mit den Botsmännern der südlichen Provinzen nur mit Hülfe eines Dollmetschers reden konnten. Von der Hieroglyphen-Schrift ist die chinesische sehr verschieden. In den 212 Charakteren, die statt der Wurzelzeichen dienen, ist keine Ähnlichkeit zwischen dem Zeichen und dem Gegenstande. Nach jenen Charakteren sind die Wörterbücher geordnet und die Charaktere zu deuten oder ihre Zusammensetzung zu zergliedern, ist so schwer nicht, als *Hager* und andere glauben; erfodert jedoch eine grosse Bekanntschaft mit den Sitten und Meinungen des Volks. Das Exempel des jungen *Staunton* in der Gesandtschaft, der in 12 Monaten sich den Chinesen verständlich machen, und Chinesisch schreiben lernte, kann denen, die sich auf diese Sprache legen wollen, zur Aufmunterung dienen. In der Umgangssprache kann ein Europäer 342 einsylbige Töne bilden, die der Chinese bis zu 1331 vermehren kann. Da die Schriftsprache 80000 Charaktere hat, wovon jeder seinen eigenen Namen hat: so werden im Durchschnitt 60 Charaktere, mit demselben einsylbigen Namen bezeichnet, eben so viele verschiedene Bedeutungen haben. Die Sprache ist für das Auge, nicht für das Ohr. Denn der Aufsatz, der gesehen verständlich ist, wird gelesen nicht verstanden werden. In den speculativischen Wissenschaften sind die von *Confucius* gesammelten Bücher noch immer classisch. Die Sprache eignet sich auch mehr für moralische Sentenzen, als elegante Gedichte. Die astronomi-

fchen Kenntniffe beftehen in verworrenen aftrologifchen Begriffen, und portugiefifche Miffionarien verfertigen jetzt den Kalender. Kein Chinefe noch Tatar, die der Vf. in dem Pallaft zu Yuenmin-yuen fprach, konnte die Phänomene der himmlifchen Körper erklären. Von der Geometrie und Algebra weifs man im Lande nichts, obgleich fich die Sprache zu diefen Wiffenfchaften gut fchickt. Ohne die Chemie als Wiffenfchaft zu kennen, zeigen fie in verfchiedenen Künften, dafs fie Einfichten darin befitzen. Sie find mit den Wirkungen des Dampfes, der Kunft, Eifen aus Erz zu fchmelzen, Eifen in Stahl zu verwandeln u. dgl. m. bekannt. Ihre Stahlarbeiten find übrigens fchlecht, die von Silberdrath fauber. Lange vor der chriftlichen Zeitrechnung ift ihnen der Gebrauch des Schiefspulvers bekannt gewefen; das, welches fie verfertigen, ift aufserordentlich fchlecht. In der Fabrik der irdenen Gefäfse oder des Porcellains haben fie, fo weit die Bereitung der Materialien geht, einen grofsen Grad der Vollkommenheit erreicht. Sie aber wiffen fo wenig als die Japanefen dem Teige eine elegante Form zu geben. Im Schnitzen in Elfenbein übertreffen fie alle anderen Künftler, fogar die in Birmingham Stroh, insbefondere Reisftroh, Maulbeerbaumsrinde, Baumwollenftauden, Hanf, Neffeln und andere Pflanzen werden zu Papier verarbeitet. Mafchinen find nicht viel bekannt, weil fo viele Menfchen zu Handarbeiten gebraucht werden. Von dem Apparat zur Luftpumpe, zu elektrifchen Experimenten u. dgl. m., die unter den mitgebrachten Gefchenken waren, urtheilte der Kaifer, dafs fie vielleicht zum Spielzeug für einige feiner Enkel beftimmt wären. Die Mufi wird von Perfonen weiblichen Gefchlechts, die zu Verkauf erzogen werden, cultivirt. In der Malere find die Chinefen elende Schmierer, die keine pe fpectivifchen Regeln beobachten, Licht und Schatte nicht zu vertheilen wiffen, und dgl. m. Ihre Baukun hat nichts Gefälliges für das Auge, keine Feftigkei Zweckmäfsigkeit, Plane und Proportion. Die Pagoden, eine Nachahmung der in Indien befindlichen ftehen jenen in Zeichnung und Arbeit nach. Da bewundernswürdigfte Werk, das die Chinefen auf geführt haben, ift die grofse Mauer, welche Chin von der nördlichen Tatarey trennt, 1500 engl. Meilen lang, und über Berge 2 bis 300 Fufs hoch und durch tiefe Thäler und Flüffe geht. Ein ähnliche Unternehmen ift der kaiferliche oder grofse Kanal der an Umfang und Gröfse feines Gleichen nicht hat In der Feuerwerkerkunft haben fie es weiter gebracht als irgend eine Nation in Europa. Die Heilkunde wird wenig gefchätzt, und die, welche fich derfelben widmen, gehören zu der niederen Claffe. Ginfeng, Rhabarber und die Chinawurzel werden am gewöhnlichften gebraucht; Präparate aus dem Thier und Mineral-Reiche findet man wenige in den Apotheken. Die Zahl der Quackfalber und der Verkäufer geheimer Arzneyen ift in jeder Stadt unermefslich grofs, und die Leichtgläubigkeit der Einwohner verfchafft ihnen Unterhalt.

(Der Befchlufs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. 1) *Frankfurt am Mayn*, b. Jäger: *Freymüthige Briefe über Schwalbach, deffen Quellen und Umgebungen.* Zur Unterhaltung für Ärzte und Laien herausgegeben von Dr. *Juftus Fenner.* 1807. 84 S. 8. (9 Gr.)

2) *Breslau*, b. Korn d. ä.: *Der Sauerbrunn und die Schlackenbäder in Karlsbrunn oder Hinnewieder bey Freudenthal im öfterr. Antheile von Schlefien.* Von Dr. *F. J. Preifs*, ausübend. Ärzte zu Neuftadt in Oberfchlefien. 1807. 58 S. 12. (8 Gr).

Ärzte dürfen — diefs hätte der Herausgeber felbft in einer freymüthigen Vorrede fagen follen — von No. 1 keinen grofsen Gewinn für die Wiffenfchaft erwarten. Sie liefert ihnen keine pathologifchen und therapeutifchen Anfichten, die fie in den Stand fetzen könnten, die fchwalbacher Quellen in vorkommenden Fällen zweckmäfsig anzuwenden. Die Schilderung, die hier von Schwalbachs Lage und Vergnügungen während der Curzeit gemacht wird, verräth die glühende Phantafie eines jungen Mannes. Das Wichtigfte in der Schrift ift des Vfs. Idee über die Bildung eifenhaltiger Mineralwaffer. Er nimmt an, dafs diefelben nur da entftehen können, wo beträchtliche Torflager find, und dafs diefe Waffer ihren Mineralgehalt fchlechterdings dem Torfe zu danken haben. Die Policeyverwaltung in Schwalbach, fagt der Vf. S. 83, läfst nichts zu wünfchen übrig. Alle ihre Vorkehrungen find zweckmäfsig und weife. Nur das einzige möchte zu erinnern feyn, dafs Gaukler, Seiltänzer u. f. f. mit ihren gefährlichen, Schauder erregenden Künften während der Curzeit von hier abgewiefen würden. Herrfcht aber nicht auch in Schwalbach, wie felbft der Vf. S. 48 fagt, das Peftübel der Spielfucht, welchem die Policey durch kräftige Mittel Schranken fetzen follte? Beherzigungswerth ift der Vorfchlag des Vfs: Für die Erlaubnifs, Bank halten zu dürfen, follen die Spieler die Hälfte ihres Gewinnes abgeben; diefes aber foll man theils auf Verfchönerung der Brunnen und Bäder und ihrer Umgebungen, theils zum Bau und Dotirung eines Gebäudes anwenden, wo arme kranke Curgäfte umfonft gepflegt und geheilt werden. Es follte daher nicht anders, als in Gegenwart zweyer beeydigter herrfchaftl. Commiffäre, gefpielt werden, die aufserdem auf Ordnung und Ehrlichkeit zu fehen haben, und nach Endigung des Spieles den Gewinn theilen.

No. 2. Der Sauerbrunn und die Schlackenbäder in Karlsbrunn verdienen gewifs eine weitläuftigere Monographie, als manche andere Brunnen- und Bade-Anftalt in Deutfchland. Die kleine Abhandlung des Dr. *Preifs* las indeffen Rec. mit Vergnügen und mit dem Wunfche, dafs mehrere Sauerbrunnen, durch glühende Eifenfchlacken erwärmt, als Bäder gebraucht werden möchten. Schade nur, dafs die Maximilians- und die Karls-Quelle unbedeckt und der freyen Einwirkung der Witterung und Sonnenwärme ausgefetzt find, dafs dafelbft der Winter gewöhnlich zu früh feinen Anfang nimmt, dafs der Witterungswechfel dafelbft immer fchnell, der Morgen kalt, der Mittag oft heifs und der Abend kühl ift! Diefer Sauerbrunn ftellt vorzüglich die gefchwächten Mufcularkräfte des Darmkanals wieder her, und lindert die Leiden mehrerer Organe des Unterleibes, vorzüglich der Urinwege. In der Art Wafferfucht, welche man oft als Nachkrankheit des Scharlachfiebers beobachtet, will der Vf. damit Kinder vom Tode gerettet haben. Skrophulöfen Subjecten ift die Quelle befonders heilfam. Der Vf. rühmt den Gebrauch derfelben auch nach häufigen und ftarken Blutflüffen und nach öfters vorgefallenen unzeitigen Geburten: möchte er nur dabey Weibsperfonen auch Behutfamkeit empfohlen haben! —

— ea —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 JULIUS, 1808.

ERDBESCHREIBUNG.

Hamburg, b. Hoffmann: *Barrow's Reisen in China.* etc. Aus dem Englischen übersetzt u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

In dem 7 Cap. erscheint die Regierung in ihrer fürchterlichen und verabscheuungswürdigen Gestalt, die unter dem Namen und dem Anstrich einer väterlichen Gewalt, Tyranney, Druck und Ungerechtigkeit verbirgt, und von den Unterthanen Ehrerbietung und Gehorsam, mehr dem Schein, als der That nach, erzwingt. Der Kaiser zeigt sich dem Volke nur selten und bey besonderen Gelegenheiten in Pomp und Pracht, an der Spitze seines ganzen Hofes, begleitet von vielen 1000 Staatsbeamten. Seine Macht ist uneingeschränkt. Dem Missbrauche derselben kommt man dadurch zuvor, dass 2 Censoren oder Historiographen alle seine Reden und Handlungen nebst den Ereignissen unter seiner Regierung aufschreiben, und in eine verschlossene Lade niederlegen, aus welcher sie erst nach seinem Tode herausgenommen und der Welt bekannt gemacht werden. Die Furcht vor dem Urtheile der Nachwelt hält den Kaiser von schändlichen Handlungen zurück. (Existirte wirklich ein solches in der alten Verfassung und Gewohnheit gegründetes Amt eines Geschichtschreibers: so wäre zu wünschen, dass nach jedem Regierungswechsel die niedergeschriebenen Bemerkungen auch zu uns gelangten. Was haben z. B. die Censoren von dem auch in Europa sehr bekannten Kien oder Tchienlong, an dessen Stelle 1799 Kiaking Kaiser wurde, gesagt? Sollte es nicht den Kaufleuten oder den an den asiatischen Höfen angestellten Abgesandten europäischer Mächte möglich seyn, darüber einige Auskunft zu geben?) Die Regierungsangelegenheiten sind unter sechs Departements vertheilt: 1) dasjenige, welches die erledigten Staatsämter besetzt, und wozu die Minister und Gelehrten, welche die Candidaten prüfen können, gehören; 2) der Finanzen; 3) der Ceremonieen, welches auch mit den fremden Gesandten unterhandelt, 4) des Krieges, 5) der Justiz; 6) der Arbeiten. Aus dem Criminalgesetzbuch wird S. 133, 134 ein Fragment mitgetheilt, wobey 5. Z. 3 nach *bekommenen* einzurücken ist *Schläge*, ohne welches Wort der Sinn unvollkommen ist. Unbedingter Gehorsam herrscht durch alle Zweige der Staatsdienste. Alle Beamten haben das Recht der Familienväter, und strafen, so oft sie es für gut finden, mit dem Bambusrohre nicht allein ihre Untergebenen, sondern auch die Beamten, welche um einen Grad niedriger classificirt sind. Der Kaiser lässt seine Minister und die Beamten vom 1—4 Grad auf die nämliche Art züchtigen. Die Britten hatten das Schauspiel einer solchen Züchtigung fast jeden Tag auf ihrer Reise. Alle Chinesen sind an blinden Gehorsam gewöhnt, und sie fügen sich willig darein, weil sie sich mit der Hoffnung schmeicheln können, dass sie auch dereinst befehlen werden. Denn da kein Erbadel Statt findet, so stehen die ersten Ehrenstellen und Staatsämter auch dem Niedrigsten im Volke offen. Geburt, Vermögen und Rang gelten nichts. Der Gelehrte behauptet den Vorzug vor dem Begüterten oder dem, der viel Eigenthum hat. Nur Schade, dass die Gelehrten hier nicht immer Philosophen sind, von denen das Wohl des Staates am besten berathen wird. Die Beamten unterdrücken das Volk, trotz der Massregeln, die man von Seiten der Regierung dagegen genommen hat. Von Empörungen oder Unruhen im Reiche höret man selten etwas. Sie entstehen zur Zeit der Theurung, wenn das Volk die Lebensmittel nicht anders als mit Gewalt anschaffen kann. Die Auflagen sind nicht gross noch drückend, und bestehen in dem 10 Theile des Ertrages der Ländereyen, in einer Abgabe von Salze, von ausländischen Waaren und einigen kleineren Taxen. Dessenungeachtet sterben in Jahren der Theurung viele Tausende wegen Mangel an Nahrung. Von ausserordentlichen Abgaben weiss man nichts. Nach einem dem Lord Macartney aus der Rentkammer mitgetheilten Verzeichnisse belaufen sich die Einkünfte des ganzen Reichs auf 66 Mill. Pf. Sterl. Davon werden beynahe 50 für den Militär-, beynahe 2 für den Civil-Etat ausgegeben, so dass dem Kaiser noch über 14 Millionen übrig bleiben. Unter der jetzt regierenden Dynastie der Mantchoo Tataren, wovon der fünfte Regent auf dem Throne sitzt, und die sich mit vieler Klugheit gegen die überwundenen Chinesen benommen hat, sind die Besitzungen sehr vergrössert worden.

In dem 8 Cap. werden Vermuthungen über den Ursprung der Chinesen vorgetragen, die mit den Tataren einen gemeinschaftlichen Stamm zu haben scheinen, und unter die ältesten Nationen zu zählen sind. Der Vf. versetzt das Gebirge Ararat, auf welchem die Arche Noah stehen blieb, in den von den Olüten bewohnten Theil der Tatarey, als die erhabenste Gegend der alten Welt, welche Meinung wir auf sich beruhen lassen. Die Seres der Alten scheinen nicht die jetzigen Chinesen, sondern die Tata-

ren in Kitai zu seyn. (Wo aber liegt Kitai, das, so viel wir wissen, die jetzige Geographie nicht kennet?) Das erste Volk, welches eine Reise nach China machte, waren die Juden, die den Seidenwurm und die Kunst, ihn zu warten, aus Persien oder einem benachbarten Lande hieher brachten. Der Vf. gesteht selbst, dass es ihm an Beweisen für die letztere Behauptung fehle, und beruft sich auf den Umstand, dass die Juden sich vorzüglich in den Seidenprovinzen angebaut haben. Aber auch die Nachricht, dass die Juden das erste fremde Volk gewesen sind, das sich hieher begeben hat, wird mit nichts bewiesen. Es ist aber leider die Art des Vfs., dass er die Gewährsmänner für die vielen historischen Angaben, die in seinem Buche zerstreut sind, entweder gar nicht oder unvollkommen anführt. Hr. *v. Murr* fängt seinen Versuch einer Geschichte der Juden in Sina auch mit dem Satze an, dass sie um das J. 224 vor der christlichen Zeitrechnung nach Sina gekommen seyn sollen. Wir vermissen aber den Beleg dazu, der schwer aufzufinden seyn möchte, weil gleich nachher Hr. *v. Murr* erzählt, dass sie nach den chinesischen Geschichtschreibern zwischen den Jahren Christi 319—322 eingewandert sind. Über die christlichen Missionarien, ihre Streitigkeiten unter einander, Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren, und ihren jetzigen Zustand, sind lesenswürdige Nachrichten gesammelt. Bey keinem Theile der Untersuchungen des Vfs. waren wir weniger mit seiner Manier, die Quellen, woraus er schöpfet, mit Stillschweigen zu übergehen, zufrieden, als bey der Darstellung der Religion des Confucius. Nichts scheint ihm ungereimter zu seyn, als ihn unter die Atheisten zu stellen. Die unter dem Namen Taotze bekannte Secte, die mit der epikuräischen, so wie die des Confucius mit der stoischen Ähnlichkeit hat, ist aus *Tibet* entlehnt. Die Priester derselben leben ehelos und in Klöstern. Endlich haben die Priester des To oder Budha, die aus Indien eingeladen wurden, die Hindu-Mythologie mitgebracht. Zu dieser Religion ist der Hof, wenigstens der tatarische Theil des Hofes, übergetreten. Die Gottheiten oder Symbole der dem Unendlichen beywohnenden Kräfte in der hinduschen und chinesischen Religion werden verglichen, und ihre Übereinstimmung gezeigt. Die Anhänger der verschiedenen Religionen in China haben sich einander verfolgt, hauptsächlich wenn die eine oder die andere Partey vom Hofe begünstigt war. Die Lehre von der Prädestination ist so tief eingewurzelt, und durch die Priester so sehr in Schutz genommen, dass in jedem Tempel Anstalt getroffen ist, das künftige Schicksal zu erfahren, auch ohne den Priester zu befragen. Die Tempel werden gelegentlich den Staatsbedienten oder anderen vornehmen Männern auf ihren Reisen zu Wohnungen eingeräumt. Der Mangel an Wirthshäusern wird dadurch ersetzt, und da keine gemeinschaftlichen Handlungen des Cultus darin vorgenommen werden, sondern sie denen, welche darin beten, oder durch das Werfen der Stäbchen aus einem daselbst befindlichen und zu dem Zwecke dahin gestellten Becher zukünftige Dinge vorher wissen wollen, offen stehen: so kann das Einkehren und Übernachten in solchen Gebäuden mit ihrer nächsten Bestimmung gar wohl bestehen. Den Priestern pflegt man beym Weggehen Geschenke zu machen. Das 9 Cap. enthält das Tagebuch des Vfs. auf der Rückreise von Peking, oder Vorfallenheiten und Bemerkungen auf dem Fl. Peiho in der Provinz Petchela, auf dem Theil des grossen Kanals, der jenen Fl. mit dem gelben verbindet, und auf seiner weiteren Fortsetzung bis an den Yang the kiang, dessen Ufer, so weit das Auge reichen konnte, mit Städten und Dörfern bedeckt waren, und auf dem eine Menge von Schiffen den Fluss hinab und hinauf glitten. Nicht weniger lebhaft war 2 Tage lang das Gewühl auf dem Kanal an der anderen Seite des gedachten Flusses. In Sou-tchoo-foo hatten die Einwohner ein munteres und zufriedenes Ansehen, dergleichen man bisher noch in keiner Stadt bemerkt hatte. Diese Stadt und Yangtchoo sind wegen des grossen Handels mit Mädchen, die in weiblichen Künsten unterrichtet an Mandarinen u. a. verkauft werden, berüchtiget. Zwischen Sou-tchoo und Hang-tchoo, der Hauptstadt in der Provinz Tchekiang, passirte man über eine Brücke von 91 Bogen über den Arm eines Sees angelegt. Mit Entzücken spricht der Vf. von den Naturschönheiten des Sees Seeho an der westlichen Mauer der Stadt Hang-tchoo, wohin die Britten auf besondere Gunst ihres Führers einen Abstecher machen durften, der aber auch auf der ganzen Reise der einzige war, der zugelassen wurde. Sieben Tage lang wurden die Fahrzeuge den Fluss aufwärts gezogen bis an die Stadt Tchang-san-schien. Auf dieser Fahrt sah man zuerst den Theestrauch als ein gewöhnliches Gesträuch für Hecken. Als man von hier auf einen anderen westwärts laufenden Fluss gekommen war, bekam man zum ersten Mal einen anschaulichen Begriff von dem bey Abhängen terrassenartig getriebenen Ackerbau, der indess den Fleiss seiner Anbauer nicht reichlich zu lohnen scheint. Ein Gebirge trennet die Provinzen Kiangse und Quangtong, und die Gesandtschaft wurde in Sänften und zu Pferde herüber gebracht. Sie hatte auch vorher mehrmalen eine Strecke Weges, einmal von 24 englischen Meilen, zu Lande zurückgelegt. Die ganze Reise war durch 5 Provinzen gegangen, welche für die volkreichsten und ergiebigsten im Reiche gehalten werden. Die Bauern in der Provinz, worin die Hauptstadt liegt, sind am schlimmsten daran. Ihre Hütten sind erbärmlich, ihre Nahrung kraftlos, und bestehet in Reis, Hirsen oder anderen Körnern mit einem Zusatz von Zwiebeln oder Knoblauch oder anderen Gemüsen, die in ranzigem Öle gebraten werden; ihre Gestalt ist mager. Fische sind daselbst sehr selten. Woher diese auffallende Armuth der Landleute in der Nähe der Hauptstadt komme, lässt sich nicht bestimmen. In Europa sind die Bauern wohlhabender, je näher sie der Hauptstadt wohnen. In dem südlichen Theile von Shantung sind viele Seen, und es leben fast so viele Menschen auf den Kähnen,

die sich blofs mit der Fischerey beschäftigen, als auf dem Lande. Für die Erlaubnifs, Fische zu fangen, wird kein Pacht noch Zoll noch andere Abgabe gefodert, und jeder See, Flufs oder Kanal kann dazu gebraucht werden. Kiangnan, in allen Richtungen von Kanälen und Flüssen durchschnitten, ist eine der köstlichsten und fruchtbarsten Provinzen im ganzen Reiche. Die Nanking-Baumwolle wird hier gebaut und nach Canton gesandt, von welchem Orte sie gegen weifse Baumwolle aus Bengalen und Bombay exportirt wird. Das Urtheil, das der Vf. über den chinesischen Ackerbau fällt, ist nicht so günstig, als das von den Missionarien ertheilte. Er lobt die Betriebsamkeit, bemerkt aber Mangel an Einsichten. Auch der Gartenbau, worin sie sich vorzüglich auszeichnen, beschränkt sich nur darauf, auf einem gegebenen Stück Landes die möglich gröfste Menge von Gemüse bauen zu können. Von der Veredlung des Obstes scheinen sie keine Begriffe zu haben. In der Provinz Tchekiang ist Seide das vornehmste Product. Jeder Theil ist auf das schönste angebaut und die Bevölkerung unermesslich. In Kiangsee sind die vorzüglichsten Porzellanfabriken. Die ungeheure Volkszahl von 333 Millionen, nach der dem Gesandten mitgetheilten Tabelle, setzt in Erstaunen und erregt Zweifel, weil alle Summen der Volksmenge in runden Zahlen angegeben sind. (Zudem hat gerade die Provinz, welche nach dem Bericht der Reisenden, die Hauptstadt ausgenommen, der man 8 Millionen Einwohner giebt, das Ansehen einer geringen Bevölkerung hat, verhältnifsmäfsig die gröfste Volksmenge.) Nach jener Angabe ist das Verhältnifs der Bevölkerung in China zu der in Grofsbritannien gröfser als 2 zu 1. Grofsbritannien unter denselben Umständen, wie China, würde im Stande seyn, 2 mal so viele Menschen zu ernähren, durch welche Berechnung jene grofse Zahl an Glaubwürdigkeit gewinnt. Die schreckliche Hungersnoth, die oft Verwüstungen im Lande anrichtet, hat nicht in der übergrofsen Volksmenge, sondern in anderen Ursachen ihren Grund, die der Vf. entwickelt. Endlich wird im 10ten Capitel die Reise durch die Provinz Canton, und die Lage der Ausländer, die in Canton Handel treiben, beschrieben. Die Einwohner waren gröber und unverschämter, als in der angrenzenden Provinz Kiangsee. Die Fahrt ging auf Flüssen durch wilde und romantische Berge, wo den Reisenden Steinkohlengruben und Steinbrüche von grofsem Umfange zu Gesichte kamen. Den Regierungs-Beamten, die die Gesandtschaft begleiteten, wird das Lob gegeben, dafs sie bey jeder Gelegenheit Grofsmuth, Aufmerksamkeit und Verlangen, gefällig zu seyn, zeigten. Sie wurden auch in Peking für ihr Betragen zu höheren Ämtern befördert. Die Kosten der chinesischen Regierung für den Unterhalt der Beamten beliefen sich auf 173000 Pf. Sterling; die, welche Grofsbritannien darauf verwandte, überstiegen nicht, mit Einschlufs der Geschenke, die Summe von 80000 Pf. Der auswärtige Handel in Canton ist von der Regierung einer Anzahl von Kaufleuten, selten mehr als acht, überlassen, die alle drey Jahre wechseln und mit unermesslichen Reichthümern zurückkehren. Der Ein- und Ausfuhr-Zoll wird willkührlich, nach der Laune der Einnehmer, festgesetzt, und wie der Vf. aus einem Beyspiele beweiset, fliefst davon nicht viel über ein Drittheil in die kaiserliche Schatzkammer. Am Schlusse wird die Erlernung der chinesischen Sprache den in Canton handelnden brittischen Kaufleuten empfohlen, und von der Gesandtschaft gerühmt, dafs sie zu künftigen grofsen Vortheilen den Grund gelegt hat, was den Einsichten des Lord *Melville*, der den Plan dazu entworfen, viele Ehre bringt.

Der uns unbekannte Übersetzer hat sich seine Arbeit dadurch erleichtert, dafs er sich an die *Hüttner*'sche Dollmetschung mehrmals sehr genau gehalten hat. Man vergleiche z. B. S. 257 — 263 2te Abtheilung der vorliegenden Übersetzung mit dem 2 Th. S. 147 — 154; ferner S. 318 mit S. 214, auch S. 339 mit S. 239, 240, 241 der Hüttnerschen Übersetzung. Noch deutlicher erhellet die zu weit getriebene Benutzung der Hüttnerschen Übers. bey der Fertigung der gegenwärtigen aus den Druckfehlern jener, die in diese übergegangen sind; z. B. *Hüttner* S. 139. Z. 4: *jüdischen* statt *indischen*; so auch hier S. 248. Z. 2: die falschen Namen der Gelehrten *Geddos*, statt *Geddes* bey *Hüttner* S. 99 Z. 6 Note *) und *Bos* statt *Voss* S. 121 Z. 21 stehen auch hier S. 208 Z. 6 Note *) und S. 281 Z. 8. Das englische Geld wird auch in kleinen Summen so gleichförmig auf Thaler und Groschen in beiden Übersetzungen reducirt, dafs der letztere Übersetzer den Hn. *Hüttner*, der bekanntlich allen anderen vorgeeilt ist, zu seinem Führer gebraucht zu haben scheint. Wir berufen uns auf Hn. *Hüttner* S. 173 und S. 230, vergl. mit der hier recensirten Überf. S. 283 u. 330. Übrigens sind wir gewifs, dafs dieser Übersetzer das englische Original vor Augen hatte, und es nicht dabey bewenden liefs, die *Hüttner*'sche Übersetzung abzuschreiben. Die Eigennamen der Örter und Personen hat *Hüttner* nach der deutschen Aussprache umgeändert. Sein Nachfolger hat die englische Rechtschreibung auf das genaueste beybehalten. Das müssen wir noch erinnern, dafs er verschiedenes abgekürzt oder weggelassen hat. Zwey Kupfer zieren seine Arbeit; nämlich das Bild von Vantagin, Kriegs-Mandarin; und eine Ansicht des kaiserlichen Parks zu Gehol von der östlichen Seite.

x. y. z.

PHYSIK.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Grundzüge der Elementarphysik oder methodischer Leitfaden für den ersten physikalischen Unterricht auf Schulen*, von *Christoph Bernoulli*, Doct. d. Philos. u. Vorsteher einer Lehranstalt in Basel. 1807. XXII u. 126 S. 8. und 1 Kupfer. (12 Gr.)

Der Vf. dieser Schrift sucht mit verständigem Eifer zur gemeinnützigen Verbreitung der physikalischen Kenntnisse mitzuwirken, und bemüht sich mit

rühmlicher Sorgfalt, den Unterricht in der Physik möglichst zweckmäfsig einzurichten. Die statt der Vorrede vorangeschickte kleine Abhandlung, welche den Gesichtspunct angiebt, aus welchem der Vf. die Physik bey Ausarbeitung dieses Lehrbuchs betrachtete, verdient, dafs wir ein wenig bey ihr verweilen. Der Vf. tadelt mit Recht die an so vielen Orten übliche Methode, nur diefs und jenes aus der Physik fragmentarisch, blofs erzählend vorzutragen, ohne den Zusammenhang der Lehren unter einander und den eigentlichen festen Grund, worauf sie beruhen, anzuzeigen; er macht aber zugleich bemerklich, dafs ein das ganze weitläuftige Gebiet der Naturwissenschaften umfassender Unterricht, der überall mit völliger Gründlichkeit ins Specielle eingeht, für die beschränkte Zeit des Schul-Unterrichts nicht passend ist. Der Schul-Unterricht soll nur zur Grundlage dienen; er mufs sich daher darauf einschränken, die Haupterscheinungen auffassen und die Grundgesetze einsehen zu lassen, mufs aber auch diese Elemente recht tief dem Verstande und dem Gedächtnisse einprägen: so dafs sie dem Schüler, wenn er die Schule verläfst, völlig geläufig, gleichsam zu Axiomen geworden sind, damit er dann entweder durch Bücher oder durch den akadem. Unterricht sich weiter fortzuhelfen im Stande sey. Diesen Zweck erreicht man, wenn man nur die Hauptlehren vorträgt, diese aber gründlich erklärt und oft wiederholt. Den gesammten Unterricht der Naturwissenschaften theilt der Vf. in vier Abtheilungen, nämlich in Naturgeschichte, Physik, Chemie und Physiologie. Gegenwärtiges Buch ist der Leitfaden für den Unterricht in der Physik; jeder dieser Abtheilungen widmet Hr. B. ein halbes Jahr, und bestimmt dann täglich eine Stunde für diesen Unterricht.

Das Buch selbst ist nun diesen Ansichten gemäfs abgefafst. Es enthält nur die Hauptlehren, und diese zwar gründlich, aber sehr kurz vorgetragen, wie es einem Leitfaden zum Unterrichte ganz angemessen ist; häufig ist absichtlich der Vortrag nicht ganz ausführlich, sondern dem mündlichen Unterrichte die vollständige Ausführung vorbehalten; überall deutet der Vf. auf Übungsfragen hin, die man den Schülern zu eigner Beantwortung und als Gegenstand schriftlicher Ausarbeitungen vorlegen kann. Im Ganzen finden wir auch die Auswahl der Materien recht passend. Nur an einigen Stellen scheint es uns, dafs verschiedene Gegenstände wohl hätten erwähnt werden mögen, die nicht vorkommen. Doch findet zum Theil die Erinnerung Statt, dafs sie mehr in die angewandte Mathematik gehören, und es also seyn kann, dafs Hr. B. dieser Wissenschaft eine eigene Lehrstunde bestimmt hat, und sie defshalb übergeht. Zu dem Einzelnen finden wir nur wenige Bemerkungen zu machen. 1 Abschn. Von den allgemeinen Eigenschaften der Körper. 2 Abschn. Von der Bewegung. Wir vermissen hier die Lehren vom Gleichgewichte fester Körper, die gewifs auch zu den so allgemein anwendbaren Grundlehren gehören; man könnte zwar diese, als zur angewandten Mathematik gehörig, weglassen, aber dann könnten andere Lehren, z. B. vom freyen Falle der Körper, auch dorthin gezogen werden.

Die Sätze §. 60, 61 möchten dem Anfänger wohl etwas dunkel seyn. — Ob nicht von dem Stofse elastischer Körper etwas hätte gesagt werden sollen, ist schwer zu entscheiden, da der Vf. mit Recht sich nur auf das Nothwendigste einschränkte. — Die Lehre von der krummlinigen Bewegung würde besser nach der Lehre von den beschleunigenden Kräften folgen. 3 Abschn. Von den Bewegungen der tönenden Körper. 4 u. 5 Abschn. Von den tropfbaren und expansibeln Fluidis. Es ist nicht ganz richtig, wenn §. 149 gesagt wird, die *Basis* (einer Dampfart oder Luftart) bilde durch Ausdehnung einen Dampf oder Luft; es wäre hier auch eigentlich nicht der Ort, der Basis zu erwähnen, da es dem Anfänger der Aërostatik genug ist, blofs zu wissen, es gebe eben so verschiedene Luftarten, wie es verschiedene tropfbare Flüssigkeiten giebt. Übrigens sollten die Dämpfe nicht so unbedingt hier mit genannt werden, da die aërostatischen Eigenschaften derselben nicht mit denen der Luft einerley sind. 6 Abschn. Von der Wärme. §. 184 wird der Änderung erwähnt, welche die Bewegung des Pendels durch Wärme leidet; wir finden aber die Lehre vom Pendel nicht abgehandelt. — — §. 185. „Geht die Ausdehnung bis auf einen gewissen Grad, so werden oft die festen Körper flüssig." Hiernach sollte man den Übergang in den flüssigen Zustand für eine Wirkung der fortgehenden Ausdehnung halten, was doch schwerlich eine ganz richtige Vorstellung wäre. — — — Diese ganze, so höchst wichtige Lehre von der Wärme scheint uns etwas zu kurz abgehandelt zu seyn. Gehörte gleich die ganze Lehre vom Verbrennen der Körper nach der richtigen Ansicht des Vfs. nicht hieher: so hätte doch, besonders von den Dämpfen, vom Kochen u. drgl. hier mehr sollen vorgetragen werden, weil diese Lehren doch schwerlich in der Chemie ihren Platz finden können. — 7 Abschnitt. Vom Lichte. — 8 Abschn. Von der Elektricität. — — §. 244 wird dem Anfänger undeutlich seyn, da hier der Unterschied, der vorher zwischen elektrischen und unelektrischen Körpern festgesetzt war, aufgehoben wird. — Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, dafs man von dieser Lehre hier nur die ersten Elemente findet, indefs ist auch vom Galvanismus etwas Weniges beygefügt. — 9 Abschnitt. Von den magnetischen Erscheinungen. — — —

Zum Schlusse bemerken wir noch einige wenige Stellen, wo der Ausdruck uns unrichtig, vielleicht auch durch Druckfehler entstellt scheint, z. B. wenn der Vf. die Bewegung eine der wichtigsten *Erfindungen* nennt (§. 16), oder §. 111 *Verheimlichung* der Fortpflanzung des Schalles anführt. — Auch würden wir nicht *ausdehnsam*, sondern *ausdehnbar* sagen.

B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 20 JULIUS, 1808.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Annalen der Gesetzgebung und der Rechtswissenschaft in den Ländern des Kurfürsten von Sachsen.* Herausgegeben von D. *Karl Salomo Zachariae.* I Band. 1806. 464 S. II Band mit der Abänderung auf dem Titel: *in den Ländern des Königs von Sachsen.* Mit 1 Kpf. u. Tabellen. 1807. 398 S. 8. (jeder Bd. 2 Thlr.)

Eine ganz vorzügliche Sammlung, welche ungemein viel Interessantes und Praktisches nicht blos für das sächsische, sondern selbst für das gemeine Recht und die Wissenschaft der Gesetzgebung überhaupt enthält; die sich zwar durch den Titel: *Annalen*, als eine periodische Schrift ankündigt, doch aber nicht so in vorgeschriebenen Perioden bestimmt erscheint, dass — wie es sonst gewöhnlich der Fall bey dergleichen Arbeiten ist — die Zeit, wenn das Werk in die Druckerey abgegeben werden muss, die Oberflächlichkeit der Aufsätze entschuldigt. Wir wollen den Inhalt der beiden angezeigten Bände in einer mehr systematischen Ordnung mit Berücksichtigung des Zwecks, den sich der Herausgeber, seiner Ankündigung zufolge, selbst gesetzt hat, anführen, und mit einigen Bemerkungen begleiten.

I) *Auszüge aus den Gesetzen, die das Jahr über publicirt worden sind.* Hierunter sind nicht blos die in das Privatrecht, im weitesten Sinne genommen, gehörigen Verordnungen zu verstehen, sondern auch die Staatsverträge und öffentlichen Gesetze, welche sowohl die inneren öffentlichen Verhältnisse Sachsens, als auch die Beziehungen dieses Landes mit auswärtigen Staaten betreffen. Wir finden daher in diesen Bänden: a) *eine kurze Anzeige der Verhandlungen des im J. 1805 zu Dresden gehaltenen Landtags, und des in demselben Jahre am 29 Dec. eröffneten und den 2 März 1806 beendigten Ausschusstags.* Diese Auszüge sind hin und wieder etwas zu kurz und mager ausgefallen. Es leuchtet auch zu sehr die Besorgniss hervor, über dasjenige, was erst im Entstehen begriffen ist, sich auszulassen. Interessant würde es seyn, wenn gedrängte Auszüge aus den Gutachten der Stände über allgemeinnützige Dinge mitgetheilt würden. Die Stände Sachsens haben in ihrer Mitte mehrere der vorzüglichsten Männer aufzuweisen; es fliessen oft aus ihrer Feder bey Landtagen äusserst belehrende Projecte und Erinnerungen. Es kann auch kein Bedenken gegen ihre öffentliche Bekanntmachung obwalten, da höheren Orts die vielen Abschriften geduldet werden, die man sich in Dresden ohne grosse Mühe von dergleichen Landtagsschriften verschaffen kann. — Unter den merkwürdigen *Resultaten dieser ständischen Versammlungen* zeichnen wir folgende aus: aa) Um einer zu grossen Verminderung der auf den Landtagen erscheinenden ritterschaftlichen Stände vorzubeugen, ward verordnet: „dass fürohin die Besitzer aller derjenigen neuschriftsässigen Güter, welche bis mit dem J. 1804 diese Eigenschaft erlangt haben, und übrigens entweder mit Ritterpferden wirklich verdient werden, oder doch zu den ritterschaftlichen Praestandis einen Beytrag leisten, gleich den Besitzern der altschriftsässigen Rittergüter zu den allgemeinen Landesversammlungen, mit Zusicherung des Genusses der Landtagsauslösung für diejenigen Besitzer, welche für ihre Person zum Erscheinen auf Landtagen sich qualificiren, convocirt werden sollen. bb) Dankes werth ist es, wenn auch gleich dabey noch manches zu wünschen übrig bleibt, dass die Stände ein Capital von 30000 Thlr. für die beiden Universitäten Wittenberg und Leipzig ausgesetzt haben zur Verbesserung der Besoldung für die Lehrer, um selbige desto eher im Lande zu erhalten. Gewiss verdient besonders unter den jetzigen Umständen, weil dort nicht blos Landeskinder studiren werden, sondern auch so viele Polen erwartet werden können, die Verbesserung dieser Lehranstalten die vorzügliche Aufmerksamkeit des gütigen und weisen Königs. Zwar ist unter seinen grossmüthigen Auspicien schon manche schöne Anstalt zum Flore der Wissenschaften gediehen, schon manche ausserordentliche Besoldung verdienten Lehrern zu Theil geworden; allein es bleibt doch noch sehr viel zu thun übrig, besonders für die medicinische Facultät. Möchten doch verdiente Lehrer durch zulängliche Gehalte weniger abhängig von den Studirenden gemacht werden! Ausländer, welche so gern auf eine Zeit lang ihre Studien in dem in so manchem Betracht schönen Leipzig fortzusetzen wünschen, klagen nicht selten, dass diess oder jenes wichtige Collegium aus Mangel an einer hinlänglichen Anzahl von Zuhörern nicht gelesen wird, und es werden dadurch manche von der Besuchung dieser Universität abgehalten, die sonst daselbst mit dem grössten Nutzen studirt haben würden. Denn Leipzig bietet dem angehenden Praktiker ungemein viel Gelegenheit dar, sich gründliche Erfahrungen in der Ausübung der Arzneykunst zu erwerben, da dort die so sehr heilsame Gewohnheit mehr als auf vielen andern Universitäten besteht, dass die berühmten Ärzte

junge Candidaten der Medicin als Gehülfen mehrere Jahre hindurch gebrauchen, ehe diese selbst auf ihren Namen als Doctoren prakticiren. cc) Zur Verbesserung der öffentlichen Sicherheits-Anstalten trug eine Commission darauf an, die aus den Zuchthäusern nach ausgestandener Strafe entlassenen Züchtlinge in die Landarbeitshäuser zu bringen, wenn sie Inhalts des Urtheils noch ferner asservirt werden sollen, ingleichen solche Personen, die man nicht eigentlich zur Zucht angehalten, aber doch aus dem Publico entfernt wissen will, dahin ebenfalls zu bringen. Rec. findet den ersteren Vorschlag sehr zweckmäfsig, wenn er eingeschränkt wird auf solche entlassene Züchtlinge, welche nicht nachweisen können, wovon sie nach abgeflossener Strafzeit sich erhalten werden. Die Asservirten in die Landarbeitshäuser zu versetzen, däucht uns dagegen weniger zweckmäfsig: theils mufs man den Platz in den Arbeitshäusern nicht ohne Noth anfüllen, theils sind die Asservirten gewöhnlich schwerer Verbrechen sehr verdächtige und gefährliche Menschen, für welche das Landarbeitshaus auf der einen Seite zu gut, auf der anderen nicht sicher genug ist. dd) Der Auszug aus den Verhandlungen des Ausschufstags wird durch die mitgetheilten Tabellen über den Betrag der in den Ländern des Kurfürstenthums Sachsen von 1790 bis mit 1804 ausgesäeten und geernteten Feldfrüchte sehr interessant. Nach diesen verhielt sich nach einem 15jährigen Durchschnitte die Aussaat zur Ernte beym Roggen wie 1 zu $4\frac{5}{8}$, beym Weizen wie 1 zu $5\frac{7}{10}$, bey der Gerste wie 1 zu $5\frac{1}{8}$, beym Hafer wie 1 zu $4\frac{9}{10}$, bey Erbsen wie 1 zu $3\frac{3}{8}$, bey Linsen wie 1 zu $3\frac{3}{4}$, bey Hirse wie 1 zu $16\frac{9}{10}$, beym Heidekorn wie 1 zu $2\frac{2}{4}$, bey Wicken wie 1 zu $3\frac{1}{8}$, beym Gemenge wie 1 zu $3\frac{2}{10}$. Die Ernte an Roggen betrug nach einem 15jährigen Durchschnitte jährlich 4,408932 Scheffel, an Weizen 718,582 Schfl., an Gerste 2,166,803 Sch., an Hafer 3,642,076 Sch., an Erbsen 163,678 Sch., an Linsen 7324 Sch., an Hirse 46,312 Sch., an Heidekorn 118,028 Sch., an Wicken 111,052 Sch., an Gemenge 138,018 Sch., an Kartoffeln 3,063,411 Sch.. Es übersteigt also der Roggenbau den Kartoffelbau nur um 1,345,521 Scheffel. b) *Über die Staatsverhältnisse Sachsens mit auswärtigen Staaten* findet sich im zweyten Bande der Friedenstractat d. d. Posen 11 Dec. 1806 und die Conföderations-Acte des rheinischen Bundes.

In Beziehung auf die *innere* und *Privat-Gesetzgebung* verdient eine besondere Auszeichnung die Abhandlung des Herausgebers: *In wie fern können die im ersten und anderen Theile des Codicis Augustei enthaltenen Vorschriften theils überhaupt, theils noch jetzt als Gesetze betrachtet, theils in allen Erbländern des Kurfürsten von Sachsen angewendet werden.* (1 Bd. S. 102—125) Es werden ferner Übersichten gegeben von den im J. 1805 und 1806 erschienenen kursächsischen Gesetzen.

II. *Ausführliche Abhandlungen über praktische interessante Gegenstände des kursächsischen Rechts.* Dahin gehören im ersten Bande folgende: a) *Von der Wirkung eines von einem Angeschuldigten während seiner Aufbewahrung im Zuchthause gethanen Geständnisses, dass er der Urheber des von ihm vorher abgeleugten Capitalverbrechens sey*, vom D. *Pfotenhauer* in Wittenberg. Eine des Kindermords angeschuldigte Person hatte im Zuchthause, wohin sie bis zur Ausführung ihrer Unschuld gebracht worden war, nach 5 bis 6 Jahren Detention bekannt: dafs sie von dem Leben ihres neugebornen Kindes durch dessen Geschrey und andere Kennzeichen völlig überzeugt gewesen sey, und sie die Nabelschnur in der Absicht, damit sich das Kind verbluten solle, ununterbunden gelassen habe. Der Vf. will die Inquisitin gänzlich absolviren, weil deren längere Enthaftung im Zuchthause zur Sicherstellung des Staats gegen die von derselben etwa zu befürchtenden gefährlichen Handlungen nicht weiter nöthig schien. Rec. kann sich von der Richtigkeit eines solchen Urtheilsspruchs durchaus nicht überzeugen. Das Gutachten der Obducenten war Anfangs dahin ausgefallen: dafs das Kind lebendig und lebensfähig zur Welt gekommen und an der Verblutung durch den Nabelstrang gestorben sey. Wäre im Anfange der Untersuchung das spätere Bekenntnifs der Inquisitin hinzugekommen: so hätte *ceteris paribus* die ordentliche Strafe Statt finden können. Die Detention im Zuchthause kann für nichts anders betrachtet werden, als für eine andere Art des Gefängnisses, so wie das Gefängnifs selbst eine Detention ist. Hätte sich die Untersuchung, so lange die Inquisitin noch im Gefängnisse war, in die Länge gezogen, so dafs die Inquisitin erst nach Jahren das Geständnifs abgelegt hätte; würde sie um defswillen, weil sie so lange Zeit geleugnet und nur zuletzt gestanden hätte, straflos haben erklärt werden müssen? Gewifs nicht. Eben so wenig in dem Fall, da sie nach einer mehrjährigen Detention im Zuchthause das Geständnifs abgelegt hat. Was würde von einer Gesetzgebung zu urtheilen seyn, die Folgendes verordnete: Derjenige Inquisit, welcher in der Untersuchung leugnet, und erst nach mehrjähriger Beraubung seiner Freyheit gesteht, soll alsdann straflos entlassen werden. Die Untersuchungen werden ja geführt, nicht in der Absicht und aus Neugierde, um zu wissen, wer der Urheber des Verbrechens sey, sondern um die Verbrecher zu bestrafen; und die Strafe hat den Zweck, den Staat sicher zu stellen. Jene Maxime bey Anwendung des Strafgesetzes würde aber den Staat durchaus nicht sicher stellen; denn ein jeder Bösewicht würde ohne Scheu die gröbsten Verbrechen begehen, sich aufs Leugnen legen, einige Jahre in Verwahrung bleiben, und zuletzt gestehen, worauf er wüsste in Freyheit gesetzt zu werden. Die Rücksicht, dafs von diesem Verbrecher wegen seiner individuellen Beschaffenheiten künftig ein solches Verbrechen nicht mehr zu besorgen sey, kann *den Richter* nimmermehr berechtigen ein lossprechendes Urtheil zu fällen. Nach dieser Maxime müfste eine Kindermörderin, welche bey der Entbindung verletzt worden, so dafs man mit Gewifsheit sagen könnte, sie sey nicht mehr

fähig Mutter zu werden, ganz straflos bleiben. Diess ist vielleicht der einzige Fall in der ganzen Natur, wo man mit Gewissheit von einem Menschen sagen kann, er werde ein gewisses Verbrechen nie wieder begehen. Wie trüglich sind dagegen die auf moralische Gründe gebaueten Hoffnungen. Am allerwenigsten können sie zu Entscheidungsgründen eines richterlichen Ausspruchs dienen: ob sie gleich den Imperans zur Ausübung des Begnadigungsrechts bewegen können. — Rec. hat übrigens bey alle dem, was er hier behauptet hat, vorausgesetzt, dass das Geständniss an sich alle die Eigenschaften eines wahren und unumwundenen und mit den Umständen vollkommen übereinstimmenden Geständnisses habe. — Was nun den angeführten Fall insbesondere anlangt, so würde Rec. freylich nicht auf die Todesstrafe erkannt haben, weil eine so langwierige Detention allerdings berücksichtiget zu werden verdient, indem die Länge der Zeit den Eindruck auf die Gemüther geschwächt hat, und wider die Vollstreckung der Todesstrafe in einem solchen Falle die nämlichen Gründe gelten, welche wider allzu grausame Strafen aufgestellt werden können. — b) *Ob und in wie fern die Verjährung der Strafe auf die Anwendung der in Kursachsen üblichen Detention gegen den Angeschuldigten, und auf die Bestimmung der Dauer derselben einen Einfluss habe?* vom Hn. Ass. *Pfotenhauer.* c) *Systematische Darstellung der Lehre von der gesetzlichen Lehnsfolge in der Oberlausitz* — vom *Herausgeber.* — d) *Ob und in wie fern in possessorio summario auf ältere Besitzhandlungen Rücksicht zu nehmen sey?* von Hn. *Pfotenhauer:* eine Übersetzung des in lateinischer Sprache geschriebenen bekannten Programms desselben Vfs. Die hier vorgetragenen Sätze dürften mehr Gültigkeit haben, wenn *de lege ferenda*, als wenn *de lege lata* die Rede ist. Die E. P. O. verordnet: „dass derjenige, so einen oder mehrere *actus possessorios* und *in possessione jurium et servitutum*, und zwar bey *servitutibus continuis* wenigstens eine jährige Possess, *in discontinuis* aber, nebst solcher jährigen Possess, wenigstens drey richtige *actus* vor sich hat, *in possessorio summario* geschützt werden soll.“ Da die Disposition ganz allgemein abgefasst ist, so muss sie nicht nur auf solche *Servitutes discontinuas*, welche alljährlich ausgeübt werden können, eingeschränkt, sondern auch auf diejenigen, deren Ausübung nur zu Zeiten, z. B. alle 2, 3, 5, 10 und in mehreren Jahren vorkommt, ausgedehnt und angewendet werden. Diess ist der Fall, wenn zum Kennzeichen des *possessorii summarii* angenommen wird, dass von der Klage zurückgerechnet Ein Jahr keine Handlung vorgefallen seyn dürfe, welche eine Widersetzlichkeit gegen den behaupteten Besitz involvire. Überdiess muss der Kläger das fragliche Befugniss dreymal ausgeübt haben, ohne Unterschied in welcher Zeit diese drey Actus vorgefallen sind; wenn nur nicht 1) zwischen den einzelnen Handlungen eine Widersetzlichkeit des Gegentheils, bey welcher sich der Beklagte beruhiget hat, eingetreten, und besonders 2) diess nicht in dem letzten Jahre vor der Klage der Fall gewesen ist. Auf die Verschiedenheit in der Beschaffenheit der *servitutum discontinuarum* nimmt das Gesetz keine Rücksicht, und das sächsische Recht unterscheidet sich von dem gemeinen eben dadurch, dass nicht bloss eine einzelne Handlung hinlänglich ist, sondern deren drey erfodert werden, um im Besitz eines Befugnisses geschützt zu werden. e) *Über die Feststellung des Corporis delicti*, vom *Herausgeber.* f) *Kann der untersuchende Richter, wenn die entwendeten Sachen zur Zeit der angestellten Diebstahlsuntersuchung annoch in Natur und unverändertem Werthe vorhanden sind, letzteren nach Willkühr durch das Gutachten Sachverständiger oder die eidliche Angabe des Bestohlenen ausmitteln?* vom Prof. *Klien* in Wittenberg. Die wittenberger Facultät hat seit einiger Zeit das erstere für nothwendig erkannt; das letztere findet nur *in subsidium* Statt. g) *Über das Recht der Gerichtsherren in Kursachsen, die Gerichtsverwalter willkührlich zu entlassen*, vom *Herausgeber.* Sehr zweckmäsig und unparteyisch mit Vorschlägen zu einer finalen Decision, die so gerecht sind, dass sie von einer so gerechten, in der Achtung für das Recht ihre Gröfse suchenden und findenden Regierung, wie die königl. sächsische ist, gewiss zum allgemeinen Gesetz werden erhoben werden. h) *Abriss des Eherechts als Probe eines Lehrbuchs des königl. sächs. Privatrechts*, Vom O. H. G. Assess. D. *Haubold* zu Leipzig. Dieses Lehrbuch aus der Feder eines so gründlichen Gelehrten wird allen vaterländischen Rechtsgelehrten ein erwünschtes Geschenk seyn. Nach dieser Probe wird darin das gemeine Recht, wovon ein grosser Theil in Sachsen noch Gültigkeit hat, nicht mit vorgetragen werden. Ohne Zweifel wird der Vf. in dem Lehrbuche die Sätze ausführen, nicht bloss rhapsodisch, wie diess in dem gegebenen Abriss hin und wieder der Fall ist, berühren: wodurch er sein Verdienst erhöhen würde. Bey dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, ihn zur Vollendung der schönen Ausgabe von *Bergers Oeconomia forensi* öffentlich aufzufodern, die das Publicum so lange vergebens erwartet. i) Eine äusserst gründliche und von dem besonderen Fleiss des Vfs. zeugende *Darstellung der Abgabenverfassung in dem Fürstenthum Querfurth*; vom D. *Glasewald* in Dahme. — Die beiden letztgedachten Abhandlungen stehen im zweyten Bande.

III. *Kürzere praktische Bemerkungen.* a) *Einige allgemeine Regeln, die von dem Richter zur Bestimmung des gegen einen Angeschuldigten obwaltenden Verdachts bey der Untersuchung anzuwenden sind*, vom *Herausg.* Von der nothwendigen Nachforschung des moralischen Betragens und Lebenswandels des Inculpaten vor und in dem Gefängniss. b) *Ob den Besitzer eines Lassguts in der O. u. N. Lausitz gegen den Gutsherrn eine Negatorienklage anstellen könne, wenn letzterer behauptet, dass das Lassgut mit einer Dienstbarkeit beschwert sey?* vom *Herausgeber.* Der Grund, dass ja der Grundherr dem Besitzer das Lassgut gänzlich entziehen, mithin um so mehr es mit einer

Dienstbarkeit beschweren könne, wird gut widerlegt. c) *Geht das Klagerecht, das zur Verlassenschaft einer Frau gehört und dessen Gegenstand ein Geradestück ist, auf die Geraderbin, oder auf den Erben der übrigen Verlassenschaft über?* von *demselben*. Die wittenb. Facultät spricht gegen die Geradeerbin. d) *Kann man Geld von einem dritten Besitzer vindiciren?* von *ebend.* Bejahet. e) *Über den Anfang und das Ende der geschlossenen Zeit bey Huthungsgerechtigkeiten*, vom *Herausg.* Die Frage betrifft diejenigen Fälle, wo in einem Verträge oder Erbregister vor 1700 die Zeit auf Michaelis und Walpurgis bestimmt worden. Es ist dann derselbe Tag nach dem neuen Kalender mit einem Zusatz von zehn Tagen zu verstehen (also z. B. nicht der 13te May). wie Altwalpurgis im Kalender steht, sondern der 11te May. f) *Über das stillschweigende Unterpfandsrecht, das der Fiscus an dem Vermögen desjenigen hat, dem eine Geldstrafe zuerkannt worden*, vom *Herausg.* Der Fiscus hat dieses Recht nicht nach gemeinem, wohl aber nach sächsischem Recht. Es ist aber durchaus nicht weiter auszudehnen und auf den Fiscus allein einzuschränken. g) *Können die Sachwalter der Parteyen, wenn sie bey denjenigen Verfahren, welche ehedem vom Mund aus in die Feder eingebracht werden mussten, die Sätze in der Reinschrift übergeben, die Abschreibegebühren verlangen?* von Hn. *Pfotenhauer*. Verneint. Der Rec. kennt viele Gerichte in Sachsen, wo die Absicht des Gesetzes wirklich ausgeführt wird, dass nämlich das Concept der Sätze von den Advocaten an den Richter übersendet werden muss, welcher sie dann zu den Acten schreiben lässt. h) *Zur Erläuterung der Lehre vom Abschosse*, vom D. *Glasewald* in Dahme. i) *Einige Begriffe und Grundsätze für Juristen, welche Mühlenprocesse zu beurtheilen und zu entscheiden haben*, von Hn. *Pfotenhauer*. k) *Einige kurze praktische Bemerkungen* von *demselben*: womit zu verbinden sind: l) *Anzeige der, wegen verschiedener zweifelhafter Rechtsfragen von der Juristenfacultät zu Wittenberg gegenwärtig angenommener Meinungen nebst einigen Bemerkungen*, vom *Herausgeb.* Dergleichen Abhandlungen können betrachtet werden als Beyträge zu einem neueren *juri Aeliano* und *Flaviano*. Der unter anderen dort angenommenen Meinung: das Kaffeeverschenken für Geld gehöre nicht ausschliesslich zur Gastwirthsnahrung, sondern stehe in der Regel einem jeden frey, dürften viele wichtige Gründe entgegen stehen. m) *Bey Untersuchung geringer unter 3 Thaler am Werthe betragender Diebstähle ist die Besetzung der Gerichtsbank mit vier Personen nicht nöthig.* Von *Pfotenhauer*. n) *Über das Handgelöbniss, gegen welches Inculpaten während der Untersuchung der Haft entlassen werden können.* Eine gute Unterscheidung der vorkommenden Fälle. o) *Rechtliches Gutachten über das Lehnfolgerecht der coinvestitorum compossessorum feud.* p) *Über die Mittel, diejenigen, die aus dem Zuchthause entlassen werden, von neuen Vergehungen abzuhalten, in besonderer Beziehung auf Sachsen.* Rec. hält die Arbeitshäuser für das einzige Mittel. In dieselben müssten alle entlassenen Züchtlinge, die nicht nachweisen könnten, wovon sie leben wollten, einige Zeit gebracht, und zur Arbeit angehalten werden. Für diese Anstalten ist der von dem Vf. bereits in Beziehung auf die Zuchthäuser gethane Vorschlag, die detinirten Personen nämlich für ihre Arbeit zu bezahlen, lediglich anwendbar, damit das Zuchthaus eine Strafanstalt bleibe: denn die blosse Beraubung der Freyheit ist für viele Verbrecher eine zu geringe Bestrafung. Der Aufenthalt in dem Arbeitshause müsste dem ehemaligen Züchtlinge gleichsam seinen guten Namen wieder geben, und die Vorsteher dieser Anstalt könnten durch die Intelligenzblätter diejenigen unter ihnen, die sich daselbst fleissig und ordentlich eine geraume Zeit betragen hätten, öffentlich namhaft machen und als gute Arbeiter empfehlen. Sorgten nur die Staaten genug für Gelegenheit zur Arbeit und für Absatz der Fabricate, so würde es weniger Verbrechen geben! q) *Von dem Massstabe, nach welchem Militärprästationen in der N. Lausitz auf dem Lande auszubringen sind.* r) *Über die Lehnsauflassung bey Erbgütern.* s) *Über nothwendige Dienstbarkeiten.* t) *Von den Einreden, die einer auf die Bezahlung einer Waarenschuld gerichteten Klage entgegengesetzt werden können.* u) *Kann der Vormund einer Frau einen Vertrag, den er selbst mit ihr abschliesst, durch seine Einwilligung als Vormund bekräftigen?* Verneint. — Die letztgedachten 8 Erörterungen sind von dem *Herausgeber*.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Deutsche Sprachkunde. *Prag*, b. Politsch: *Die Philosophie der deutschen Sprache für junge Leute beiderley Geschlechts beym öffentlichen und Privatunterrichte*, enthaltend das Nothwendige aus der Ortographie (*Orthogr.*), der Syntaxe, der Logik und der Interpunction, nebst einem Anhange, welcher einige Hülfsmittel zum richtigen und zweckmässigen (ss) Gebrauch (e) der deutschen Sprache enthält. 1805. Erster Theil 192 S. Zweyter Theil, enth. den Dollmetscher, oder Verzeichniss der fremden, veralteten, sinnverwandten Wörter. 108 S. 8. (20 Gr.) Dieses Buch verdient zwar seinen stolzen Titel: „*Philosophie der deutschen Sprache*", nicht, denn der Vf. hält sich überall zu sehr an die Oberfläche; allein es kann doch gewissen Lesern als recht nützlich empfohlen werden. Es liefert wirklich von den angegebenen Gegenständen das Nothwendigste auf eine deutliche und so ausführliche Art, dass zum Verständniss desselben kein Lehrer nöthig ist. Das ganze Buch muss als der Abdruck eines Vortrags, den ein verständiger und umsichtiger Lehrer seinen Schülern über die erwähnten Gegenstände gehalten hat, angesehen werden. Dass der Vf. die Interpunction erst auf die Logik folgen lässt, beweiset, dass er ein denkender Mann ist, und nicht blindlings dem Herkommen folgt; er scheint Hn. *Pölitzens* Schriften am meisten benutzt zu haben.

st.

Vermischte Schriften. *Leipzig* u. *Breslau*, b. Buchheister: *Colorirte Stammbuchblätter.* 12 Stücke. Queroctav. (1 Thlr.) Die Erfindungen sind von gewöhnlicher Art; Altäre, Urnen, Leichensteine, Rosenkränze, Vergissmeinnicht und dergleichen; die Farben grell aufgetragen, nur ein paar Blätter sind besser als die übrigen, und verdienen zwar nicht Lob, aber doch wenigstens Nachsicht.

—y—H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 21 JULIUS, 1808.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Fleischer: *Annalen der Gesetzgebung und der Rechtswissenschaft in den Ländern des Kurfürsten von Sachsen.* Herausgegeben von Dr. *Carl Salomo Zachariae* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

IV. *Merkwürdige Rechtsfälle.* Es liegen zwar den vorhergehenden grösseren sowohl als kleineren Abhandlungen meistens vorgekommene Rechtsfälle zum Grunde; jedoch werden noch drey besondere Criminalfälle ausführlicher erzählt. a) *J. G. Burghold legt in dem Gefängnisse, in welchem er enthalten wird, Feuer an, um aus der Haft zu entkommen* (1 Bd. S. 305), vom *Herausgeb.*, womit die scharfsinnigen Bemerkungen des Hn. D. *Müllner* in Weissenfels im 2 Bde. S. 217 ff. zu verbinden sind. Die Hauptsache beruht auf der richtigen Bestimmung des Begriffs der Brandstiftung nach sächsischem Rechte. Hr. *Zachariae* nennt denjenigen einen *Brandstifter, der wissentlich ein für das Eigenthum oder für die Gesundheit anderer unmittelbar gefährliches Feuer anzündet.* Hr. D. *Müllner* bemerkt sehr richtig, dass die Absicht vorhanden seyn müsse, *nicht ein Feuer, sondern eine Feuersbrunst zu verursachen und anzulegen:* und nennt diese letztere ein *solches Feuer, welches auf der einen Seite der Herrschaft menschlicher Willkühr nicht unbedingt unterworfen, auf der anderen Seite doch den Menschen nicht schlechthin unbezwinglich ist.* Der Feuerwerker A hat seine Raketen aufgehangen. Der schadenfrohe B zündet vor der Zeit das Lauffeuer an, welches die Raketen verbindet, und sie fliegen am hellen Tage in die Luft. Er zündet hier wirklich ein dem Eigenthum des anderen unmittelbar gefährliches Feuer an, und wird doch nicht als Brandstifter behandelt. Man kann indessen wiederum einwenden, dass wir durch jene Bemerkung nicht um vieles weiter gebracht würden, weil das geringste Feuer oft die traurigsten Folgen haben kann, weil der Verbrecher zuweilen nur die Absicht haben kann, ein Feuer anzulegen, z. B. ein Loch durch die Thür zu brennen, um aus dem Gefängnisse zu entspringen; allein das Feuer nimmt durch Zufall vielleicht zu, und es entsteht eine wirkliche Feuersbrunst. Wie? wenn nun diese entsteht, und der Verbrecher sich während der dadurch verursachten Verwirrung mit der Flucht gerettet hat, soll die Entschuldigung gelten, er habe nur ein Loch durch die Gefängnissthüre brennen wollen? kann es wohl als culposes Verbrechen der Brandstiftung betrachtet werden, da doch das sächsische Gesetz über die Brandstiftung so scharf ist, dass der Begriff eines culposen Verbrechens ganz wegfällt, sobald nur der Thäter *den Vorsatz gehabt hat, dass ein Gegenstand brennen solle?* (Natürlich mit Ausschluss des Falls, wo Jemand an einem Orte *aus Unvorsichtigkeit* ein brennendes Licht hat stehen lassen, oder sonst eine Vorsicht nicht gebraucht hat, die nöthig gewesen wäre, um eine Feuersbrunst zu verhindern.) Das Gesetz lautet folgendermassen: „Setzen und ordnen demnach, dass 1) diejenigen, so vorsätzlich Feuer anlegen, ohne Unterschied, es mag das Feuer in der Stadt oder auf dem Lande, an Orten wo mehrere Häuser und Gebäude beysammen stehen, oder in einzelnen abgesonderten Häusern, Ställen, Scheunen, Mühlen oder anderen Gebäuden, oder auch in Getreide oder Hölzern, oder Getreide-, Heu- und Holz-Haufen angelegt, und der Schade gross oder klein, oder aber gar keiner daher erwachsen, oder von dem Delinquenten wieder ersetzt oder auch das Eigenthum an dem Gebäude, Holz, Heu, Getreide oder Strohe, worein das Feuer angelegt, dem Missethäter selbst zuständig seyn, mit dem Feuer vom Leben zum Tode gerichtet und gestraft werden sollen." Der Rec. ist in der Ansicht von dem Gesetze der Hauptsache nach mit der des Hn. D. *Müllner*, vollkommen einverstanden. Bey dem Brandstifter wird der *Vorsatz* erfodert, *eine Feuersbrunst anzulegen.* Dieser Vorsatz wird aber geschlossen aus den Umständen: dergestalt, dass, wenn das von dem Inquisiten angezündete Material, verbunden mit der Beschaffenheit des angezündeten Gegenstandes, geeignet war, um nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, und unter Annahme der gewöhnlichen Umstände, eine Feuersbrunst bewirken zu können, der Vorsatz der Brandstiftung angenommen werden muss, gesetzt auch, die Glut wäre nicht ausgebrochen, und das angelegte Feuer wäre von selbst wieder verloschen. (Vrgl. §. 2 des angef. Gesetzes.) Man setze den Fall: ein Arrestant legt Feuer an die Gefängnissthüre zur Nachtzeit, das Gefängniss ist nicht feuerfest, es ist überdiess eine stürmische, heftig windige Nacht, und es ist schon so viel Feuer entstanden, dass der Arrestant nicht der Entschuldigung sich bedienen kann, er habe wollen, sobald nur eine Öffnung durch die Thüre vermittelst der Verkohlung entstanden, und er sich gerettet hätte, die glimmende Thüre z. B. durch sein Nachtgeschirr und das im Wasserkrug enthaltene Wasser wieder ausgiessen. In einem, von solchen Umständen begleiteten Falle hält Rec. dafür, dass das Gesetz von

Brandstiftungen nicht anwenden wollen, ein dem Richter nicht zukommendes Klügeln und Verdrehen desselben seyn würde. *Der Zweck des Gesetzes ist allerdings kein anderer als der: die Anlegung einer Feuersbrunst zu verhindern. Zugleich aber soll auf die Fälle Rücksicht genommen werden, dass das Feuer ein äusserst gefährliches Element ist, welches leicht die Herrschaft der Menschen so sehr übersteigt, dass aus der geringsten Ursache die schrecklichsten Folgen entstehen können.* Darum werden im 1 §. die vielen einzelnen Fälle erwähnt; darum soll nach dem 2 §. nicht darauf gesehen werden, ob auch die Glut wirklich ausgebrochen sey, oder nicht. Mit diesen Bestimmungen wird das sächsische Feuer-Mandat nicht so fürchterlich und hart erscheinen, als es wohl manchen dünken möchte, der es weniger gründlich studirt hat. Der Herausgeber, welcher sonst gewiss scharf sieht, hat sich hierin, nach des Rec. Meinung, etwas getäuscht. Selbst folgenden Fall würden wir anders beurtheilen: „Eine Bande Räuber kehrt in einer kalten Nacht von einem Einbruch zurück, und setzt einen im Freyen stehenden Holzstoss in Brand, um sich daran zu erwärmen. Dem kursächsischen Rechte nach scheinen mir die Thäter, wenn anders nicht besondere Milderungsgründe eintreten, der Strafe des Feuers nicht entgehen zu können." Rec. bezweifelt diess. Die Räuber thun nichts weiter, als sie zünden ein Feuer mit fremdem Holze an: das Feuer, wobey sie sich wärmen, ist keine Feuersbrunst. b) *Der Tischlermeister Schröter zu Sonnenwalde wird durch einen Schuss am 18 Juny 1802 in seiner Werkstatt getödtet.* Der Verdacht fiel auf seinen Gesellen, weil dieser nur allein mit dem Getödteten zur Zeit der Entleibung (es war am Tage) in der Werkstatt gewesen war, auch mit der Frau desselben in einem verbotenen Umgange stand. Indessen wurde doch dessen Versicherung, dass der Entleibte seine in der Stube aufgehangene Kugelbüchse, deren er sich zu einem nahe bevorstehenden Scheibenschiessen bedienen wollte, um sie zu putzen, von ihrer Stelle herabgenommen, und dass diese durch einen Zufall losgegangen, mithin Schröter sich selbst das Leben genommen habe, wegen der Beschaffenheit der Wunde, der Richtung, die die Kugel genommen hatte, und wegen der aus dem moralischen Betragen des Inculpaten vor und bey der Untersuchung hergenommenen Gründe für dessen Unschuld, geglaubt, und derselbe absolvirt. c) *Die Untersuchung wider den in Lübben damals wohnhaften französischen Emigranten Girault, welcher des Verbrechens, in rixa den dortigen Uhrmacher Schneider tödtlich verwundet zu haben, besonders dadurch verdächtig ward, dass der Verwundete vor dem Verscheiden die Worte ausstiess: Girault hat mich gestochen; Girault hat mich dreymal gestochen.* Die mit vieler Sorgfalt aufgesuchten, und ins Klare gesetzten Umstände machten, dass die Erzählung des Inculpaten, Schneider habe ihn ermorden wollen, (er war auch wirklich am Hinterkopfe verwundet,) nachdem er aber Hülfe gerufen, sich selbst die Stiche beygebracht, und nur den Verdacht von sich auf Girault wälzen wollen, für wahr angenommen und Girault absolvirt wurde. Ein Beweis, wie behutsam der Richter die Anschuldigung, welche durch einen Sterbenden geschieht, zu beurtheilen habe. Dieser Criminalfall machte zu seiner Zeit viel Sensation, da der Emigrant Girault, ein Mann von guter Familie, durch seinen Handel nicht nur viele Bekannte, sondern auch durch seine Sitten viele Freunde und den Zugang in die Familien ausgezeichneter Personen sich verschafft hatte.

V. *Erläuterungen dunkler Gesetze.* Ausser den Gesetzen, welche auf Veranlassung der übrigen bisher beurtheilten Abhandlungen und Aufsätze eine Erklärung erhalten haben, gehören hieher noch andere, z. B.: a) *Vom Dispensiren der Arzneyen.* Generale 20 July 1750. §. 2 und 3, und Mandat vom 18 Sept. 1768. §. 13, vom D. *Glasewald.* b) Alte *Processordnung.* Tit. 29. §. 5. c) *Der gemeine Bescheid des Appellations-Gerichts vom 24 Oct. 1803*, wodurch vorgeschrieben ward, dass, so oft die Deutlichkeit einer Klage von der Deutlichkeit der Vorstellung abhängt, welche der Leser von der Figur der darin beschriebenen Grundstücke sich machen soll, ein Riss oder eine Handzeichnung der Klage beyzufügen sey. Diese zweckmässige Verordnung ist von dem scharfsinnigen Dr. *Müllner* sehr zweckmässig erläutert worden. d) *Über die Spielverbote* vom Dr. *Klien.* Mit Recht setzt der Vf. die Bestimmung, was jetzt noch hohes Spiel zu nennen sey, zur richterlichen Willkühr aus, ohne der alten Policeyordnung gegenwärtig noch Kraft beyzulegen, in so weit sie die Grösse des Verlustes im Spiele nach den verschiedenen Ständen annimmt. e) *Über einige Stellen des Mandats vom 18 Jan. 1791, wider Tumult und Aufruhr,* von Hn. *Pfotenhauer.* Ohne Zweifel wird eine baldige Revision dieses Mandats den vielen Unbestimmtheiten desselben am besten abhelfen. f) *Instruction vom 2 December 1770.* §. 3, und von 1783 §. 10, von *Demselben.* Wenn ein Inculpat eines culposen Todtschlags geständig, des absichtlich verübten Verbrechens aber sehr verdächtig ist, soll derselbe wegen jenes zuerst *bestraft,* und wegen dieses detinirt werden, bis zur Ausführung seiner Unschuld, oder umgekehrt? Die Spruch-Collegia zu Wittenberg sind der Meinung, dass ein Inculpat wegen der eingeräumten Verschuldung nicht verurtheilt werden könne, wenn er nicht von den ihm beygemessenen Vorsatze freygesprochen wird. Rec. hält auch diese Meinung für die richtige. Die Strafe des vorsätzlichen Todtschlags hebt die des culposen auf. Führt in der Folge der Inculpat seine Unschuld aus: so kann ihm die langwierige Detention zur Milderung der Strafe wegen des culposen Todtschlags dienen und eingerechnet werden. Es kommt freylich auf den Grad des Verdachts an; daher die Spruch-Collegia am sichersten gehen, und den Criminalprocessgang beschleunigen würden, wenn sie in einem solchen Falle immer mehr als halben Beweis erfodern, und wenn dieser nicht vorhanden ist, wegen des erwiesenen und eingestandenen culposen Ver-

brechens auf eine ausserordentliche Strafe erkennen: wobey jedoch stets auf die Moralität des Inculpaten, und auf dessen Gefährlichkeit Rücksicht zu nehmen, und diese bey Abwägung der Kraft der Beweise mit in Anschlag zu bringen ist.

VI. *Wünsche und Vorschläge, die sich auf die Gesetzgebung des Vaterlandes beziehen.* Ausser den hin und wieder zerstreuten einzelnen Vorschlägen ist im 1 Bde. S. 144 ein *Vorschlag* befindlich *zu einem neuen Gesetze, wodurch die Dauer der Detention, das Verhältniss der Leibesstrafen zur Lebensstrafe, und die Wirkung eines von dem Angeschuldigten während der Detention im Zuchthause gethanen Geständnisses näher bestimmt werden kann;* von Hn. *Pfotenhauer.* Bedenklich scheint dem Rec. folgender Vorschlag: „Wird bey einer erkannten Detention auf 20 Jahre das dem Angeschuldigten beygemessene Verbrechen in den ersten 5 Jahren in rechtliche Gewissheit gesetzt: so soll die Lebensstrafe noch Statt finden. Fehlte es, um einen vollen Beweis gegen den Angeschuldigten zu begründen, blos an dem Geständniss desselben: so soll dieses Geständniss, wenn es innerhalb der ersten fünf Jahre erfolgt, und sonst die erfoderlichen Eigenschaften hat, als ein vollgültiges angesehen, und die Zuerkennung einer Lebensstrafe darauf gegründet werden. Erfolgt das Geständniss oder die völlige Überführung des Angeschuldigten erst nach fünf Jahren: so soll dessen ungeachtet, auf die ordentliche Strafe nicht weiter erkannt, sondern die vorhin erkannte 20jährige Detention als ein Surrogat derselben angesehen, und in dem anderweit abzufassenden Urthel der Vorbehalt der Unschuldsausführung weggelassen werden." Der Rec. hat bereits oben geäussert, dass er die Detention nicht anders als für ein Gefängniss, so wie das Gefängniss für eine Detention ansehen könne, und zwischen beiden keine wesentliche Verschiedenheit, sondern nur ein Unterschied in der Form und einigen Modificationen bestehe. Wenn ein Criminalprocess mit besonderer Schnelligkeit geführt, der Inculpat, nachdem die Untersuchung einige Monate gedauert hätte, in das Zuchthaus bis zur Ausführung seiner Unschuld gebracht würde, und wenn daselbst nach Verfluss von fünf Jahren das Verbrechen, und dass er der Thäter desselben sey, erwiesen würde, oder er es selbst gestände: so sollte die ordentliche Strafe nicht Statt finden; wenn aber dagegen die Untersuchung ungewöhnlich lange dauerte, und erst nach Ablauf von etwas mehr denn fünf Jahren, entweder im Gefängnisse selbst, oder auch nach der Ablieferung ins Zuchthaus zur Detention, und zwar nach Ablauf von fünf Jahren vom Anfange der Untersuchung gerechnet, der Inquisit des Verbrechens überführt oder geständig würde: so sollte die *poena ordinaria* Platz greifen! Warum ein solcher Unterschied bloss durch Zufälligkeiten motivirt; warum Recht und Unrecht, Leben und Tod von blossen zufälligen Umständen abhängig machen! Nach des Rec. Überzeugung darf ein solches Gesetz nicht angerathen werden, weil ein Gesetz allgemeine Normen enthalten muss, und der gedachte Vorschlag dem Zwecke der Strafen mehr hinderlich als förderlich seyn würde. Es bleibt nichts dem Richter zu thun übrig, als einem solchen Verbrecher der Gnade des Landesherrn zu empfehlen. Das Begnadigungsrecht ist ein Auskunftsmittel für die unvermeidlichen Fälle, die ein allgemeines Gesetz nicht voraussehen kann, wo *summum jus summa injuria* werden würde, und wo der Imperans zu Gunsten einzelner Individuen, und aus besonderen individuellen Rücksichten von der allgemeinen Regel eine Ausnahme machen mag. Aber die Ausnahme selbst zur allgemeinen Regel zu erheben, diess ist ein Widerspruch.

VII. *Vermischte Nachrichten.* Rec. zeichnet hierunter folgende aus: a) *Das Kirchgängeln;* ein thüringsches Gewohnheits-Recht, von *M.* An sich wenig interessant, und nur etwa durch die Form eines mitgetheilten alten Notariats-Instruments für den Augenblick unterhaltend. Das Kirchgängeln ist eine Abgabe an den Erb-Lehn-Schultheiss zu Martinsrieth von gewissen Grundstücken zahlbar. Nicht einmal eine Erklärung des Worts hat der Einsender zu geben versucht. b) *Ein Fall, wo das Consistorium zu Wittenberg ein paar Personen trauen liess, des Widerspruchs ungeachtet von Seiten des Mannes, welcher selbst während der Trauhandlung auf die Frage: Ob er die Schwagerin* (die Braut) *zur Ehe haben wollte?* mit Nein antwortete. Ein Fall, merkwürdig als eine *rara avis* in unseren Tagen (1802), (fast möchte man es ein an dem Manne begangenes *stuprum violentum* nennen!) zugleich aber ein Fall, der hoffentlich nicht mehr eintreten wird, wie man aus dem Geiste des Rescripts der Landes-Regierung vom 23 Jul. 1806 vermuthen kann.

VIII. *Recensionen der in das kursächsische Recht einschlagenden Schriften.* Der Herausgeber hat sich hierin der Kürze sehr beflissen. Nun scheint diess zwar die schwächste Partie des ganzen Werks zu seyn, allein wir möchten es fast für ein gutes Zeichen halten, nämlich für einen Beweis, dass die Herausgeber und Verfasser noch einen Reichthum eigenthümlicher Gedanken und eigener Arbeiten besitzen. Wir wünschen daher eben keine Abänderung des Plans in diesem Puncte; das Publicum wird mit einer möglichst vollständigen Anzeige aller grösseren oder kleineren in das vaterländische Recht einschlagenden Schriften, Programmen, Disputationen u. s. w. und mit einem kurzen beurtheilenden Bericht über den Inhalt zufrieden seyn, wenn nur der Platz dadurch für eigenthümliche, gehaltvolle Abhandlungen und Erörterungen gewonnen und ausgefüllt wird. Mit Vergnügen melden wir, dass die Versetzung des Herausgebers nach Heidelberg den Fortgang dieser Annalen nicht verhindern, sondern dass sie unter der Leitung des verdienten Hn. Ass. D. *Pfotenhauer* fortgesetzt werden sollen.

E. i.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medizin. *Kopenhagen* u. *Leipzig*, b. Schubothe: *Vorschläge zur Apotheken-Verpachtung für Rechtsgelehrte, Apotheker und Vormünder*, von *D. P. H. Schmidt*, Apotheker in Sonderburg, auf der Insel Alsen u. s. w. 1803. VIII u. 80 S. 8. (6 Gr.) Die nächste Veranlassung zu dieser gründlichen Schrift gab *Drechslers* bekannte Abhandlung: *über die Verpachtung der Apotheken*. Da diese blofs die Gemeinde-Apotheken betrifft: so handelt Hr. *S.* hier denselben Gegenstand in Rücksicht auf solche Apotheken ab, die Privateigenthümern gehören. Denn auch bey diesen kann eine Verpachtung nothwendig werden, wenn entweder der Besitzer wegen unordentliches Lebens, oder wegen schwerer, unheilbarer Krankheiten des Körpers und Verstandes nicht fähig ist, seine Apotheke gehörig selbst zu verwalten, oder wenn der Eigenthümer und seine Gattin kurz nach einander sterben, und unmündige Kinder hinterlassen. In solchem Falle räth der Vf. zur *Verpachtung*, wenn der abgegangene Apotheker bemittelt oder auch nur schuldenfrey war, und mehrere Kinder hinterliefs, welche die Apotheke nach Jahren antreten können; selbst auch, mit gehöriger Rücksicht darauf in dem Pachtcontracte, wenn nur ein einziger, vielleicht noch dazu schwacher und kränklicher Erbe vorhanden ist; wenn das Privilegium ein ausschliessendes ist, und auf den Apotheker und seine Leibeserben lautet; wenn die Apotheke in gutem Zustande und Rufe und an einem volkreichen und nahrhaften Orte befindlich, vielleicht gar noch die einzige daselbst ist; oder auch, wenn der Besitzer an unheilbaren Gemüths- oder *Laster-Krankheiten* (!) leidet und dabey noch wohlhabend ist. Lebt er hingegen in dürftigen Umständen, und haften viele Schulden auf der Apotheke, oder ist die letztere in Verfall und der Ort und District klein und beschränkt, und sind mehrere Apotheken daselbst, die vielleicht gröfsere Nahrung haben, oder sind keine Kinder oder nahe Erben oder sonst kein Unmündiger, dem sie vermacht ist, vorhanden: so ist der *Verkauf* vorzuziehen, wenn nicht anders ein erwachsener Sohn da ist, der sie annehmen könnte, oder ein Apotheker die Witwe oder eine der hinterlassenen Töchter heirathet. Die *Administration* aber wird nur dann rathsamer seyn, wenn bey dem Absterben des Apothekers der „älteste" Sohn (warum gerade dieser, der vielleicht ein anderes Fach erwählt haben kann? warum nicht lieber überhaupt: der künftige Besitzer der Apotheke unter den nachgebliebenen Kindern?) schon ein Alter von 16 bis 18 Jahren erreicht hat. Der Vf. beantwortet hierauf einige, gegen eine Apothekenverpachtung für Unmündige gemeiniglich gemachte Einwürfe, wobey Rec. hier nicht verweilen darf, und geht alsdann zu den eigentlichen Pachtbedingungen über. Sehr zu beherzigen ist dasjenige, was er S. 36 ff. gegen die öffentliche Verpachtung an den Meistbietenden sagt, wenn man dabey blofs darauf sieht, ob Letzterer Caution leisten und sich zu den vorgelegten Bedingungen entschliessen kann. Man vertraue dagegen die Apotheke mit allen vorräthigen Materialien und Utensilien, nach einem aufgenommenen Inventarium, einem Manne, von dessen Geschicklichkeit und moralischem und gesetztem Charakter man einigermafsen (*nur* einigermafsen? Rec. würde vorschlagen: *möglichst*) versichert ist, für einen *billigen* Pacht an und verspreche ihm allenfalls, bey guter Ablieferung und treuer Verwaltung der Apotheke, noch eine angemessene Gratification. (S. 41 ist wohl durch einen Druckfehler das Wort: *nicht* ausgelassen, wenn es daselbst heifst: man mufs die Verpachtung einer Apotheke mit „der eines Landgutes vergleichen, wo man nur dem Höchstbietenden den Zuschlag giebt und es diesem überläfst, so vielen Nutzen aus dem gepachteten Lande zu ziehen, als er nur immer erlangen kann"). Um das Pachtgeld zu bestimmen, sollte man nach einer gewissen Reihe von Jahren die Einnahme und Ausgabe der Apotheke gegen einander vergleichen, den Überschufs der Einnahme von verschiedenen Jahren zusammenhalten, und die Mittelzahl davon, ein Jahr ins andere gerechnet, als den richtigen Ertrag der Apotheke annehmen und festsetzen. Oder man schlage den Werth des Privilegiums und der rohen und bereiteten Arzneyen, deren Belauf einige Jahre hindurch gegen einander verglichen werden mufs, zu drey (?) Procent, den der Wein- und Gewürz-Waaren zu einem (?) Procent jährlicher Interessen an, und betrachte alsdann diese als das eigentliche Pachtquantum. Soll dennoch aber die Verpachtung öffentlich an den Meistbietenden geschehen: so müssen dabey mehrere Hauptbedingungen zum Grunde gelegt werden, die der Vf. gut aus einander setzt, und von denen vorzüglich folgende hier eine Auszeichnung verdienen. 1) Der Pachter nimmt die Apotheke nach einem Inventarium an, welches in der Zeit, da er die Apotheke antritt, — nicht zum Voraus — nach dem laufenden Einkaufspreise und einer billigen Taxe unter bestimmten Cautelen aufgenommen wird. 2) Wenn bey der Wiederablieferung der Apotheke einige Sachen fehlen: so ist der Pächter verbunden, solche dem Eigenthümer nach dem dann „coursirenden Preiscourant" zu vergüten, so wie Letzterer zu gleicher Billigkeit verpflichtet ist, wenn etwa der Pächter von einigen Sachen etwas weniges mehr abliefert, als er nach dem Inventarium angenommen hat. 3) Der Pächter verpflichtet sich, alle übernommenen Droguen und Präparate in eben der Form wieder abzuliefern, in welcher er selbige empfangen hat, und z. B. nicht alles in Pulver abzugeben, was er in Substanz erhalten. Vorsichten wegen der Qualität der Waaren. 4) Der Pächter ist verpflichtet, alle, im Inventarium der Zahl und Güte nach aufgeführten, zur Apotheke gehörigen Instrumente und Utensilien gehörig und in brauchbarem Stande wieder abzuliefern. Doch kann man nicht von ihm verlangen, dafs er alle diese Theile unabgenutzt wieder abgebe. Auf der anderen Seite aber ist auch der Eigenthümer bey der Annahme der Apotheke verpflichtet, die, während der Pachtjahre neu angeschafften, nothwendigen Instrumente dem Pächter zu vergüten. 8) Für alle diese übernommenen Waaren und Gerätschaften mufs der Pächter eine dem Inventarium angemessene Bürgschaft leisten, wie auch für die jährlich zu bezahlende Pachtsumme. 9) Die Verpächter behalten sich das Recht vor, im Nothfalle die Pachtung zu jeder Zeit mit obrigkeitlichem Beystande aufzuheben, wenn nämlich der Pächter entweder wider Vermuthen die Apotheke gänzlich vernachläfsigen, und solche durch schlechten Lebenswandel in Verfall und bösen Ruf bringen sollte, oder auch die im Contracte bestimmten Puncte auf irgend eine Art nicht erfüllte. Dem Pächter hingegen ist es auf keinen Fall vergünstiget, aus dem Pachte zu treten, wenn es ihm beliebt: er hat vorher die Bedingungen überlegen können. Gründe, warum eine Verpachtung nur etwa auf sechs Jahre nicht rathsam ist, und es immer vortheilhafter bleibt, eine Apotheke auf die ganze Dauer der Minderjährigkeit des künftigen Besitzers an Einen Mann zu verpachten. 11) Ist bey der Apotheke Gewürz- und Wein-Handlung: so mufs, des künftigen Besitzers wegen, dem Pächter die Fortsetzung davon zur Pflicht gemacht werden. — Auf Afterpächterey, dafs etwa die Wittwe des während der Pachtjahre verstorbenen Pächters die Apotheke an einen Anderen auf ihr Risico verpachte, müssen die Verpächter sich gar nicht einlassen.

Der Vf. will übrigens durch seine Schrift nur Anleitung und Fingerzeige zur näheren Untersuchung dieses Gegenstandes geben, und räumt freywillig ein, dafs Localumstände und Familienverhältnisse, weniger jedoch Zeitumstände, dabey nicht ohne Einflufs sind. Zum Schlusse fügt er über einige von *Drechsler* geäusserte Meinungen seine Zweifel hinzu; nämlich darüber, dafs der Administrator einer Apotheke von der Gemeinde gewisse Freystunden und Tage zu seiner Erholung *bedingt* erhalte; dafs die Apotheker jetzt weniger Nahrung haben, als in alten Zeiten (in welchen beiden Stücken Rec. der gegenseitigen Meinung des Hn. *S.* vollkommen beystimmt), und endlich über den Vorschlag, Gemeindeapotheken in Erbpacht zu geben.

I. * v.

ÜBERSETZUNGEN.

Oldenburg, b. Schulze: *Tables historiques de tous les Etats de l'Europe depuis leur origine jusqu'à l'an 1800 après Jésus Christ.* Pour servir à l'instruction de la jeunesse et à l'intelligence de tous les écrits anciens et modernes relatifs à l'histoire de cette partie du monde composées d'après les meilleures sources, par *C. Kruse*, conseiller du Consistoire à Oldenbourg. Traduites de l'allemand par *Fr. d'Apples*, Professeur honoraire et Membre correspondant de l'Académie de Lausanne. I Livr. 1807. XII Tabl. Fol. (2 Thlr. 12 Gr.) Die Übersetzung ist, so weit wir verglichen haben, wohlgerathen. S. Recens. des Originals. 1806. No. 87.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 JULIUS, 1808.

GESCHICHTE.

STRASBURG, b. Levrault: *Tableau des révolutions de l'Europe depuis le bouleversement de l'Empire Romain en occident jusqu' à nos jours;* précédé d'une introduct. sur l'hist. et orné de 81 tables généalog. de tablettes chronolog. et de cinq cartes géograph. représent. l'état de l'Europe peu avant l'invasion des barbares, le même peu après cette époque, l'Empire de Charlemagne et ses partages, enfin l'Europe vers l'an 1074. par *Mr. Koch.* 3 Volumes. 8.

BERLIN, b. Sander: *Gemälde der Revolutionen in Europa, seit dem Umsturze des römischen Kaiserthums im Occident, bis auf unsere Zeiten.* Mit einer Einleitung in die Geschichte, chronologischen und genealogischen Tabellen, Landcharten und einem vollständigen Register. Von *Christoph Wilhelm Koch,* Mitglied des Tribunats und der Ehrenlegion, Correspondenten des National-Instituts. Aus dem Französischen übersetzt von *J. D. Sander.* 1807. Erster Band. XIV S. Vorr., 120 S. Einl., kurzer Entwurf der alten Geschichte, Übersicht der Perioden in der neueren, und chronologische Tafeln über beide; 238 S. Ausführung. — Zweyter Band. 341 S. mit 92 genealogischen Tabellen (die mit dem dritten Bande nachgeliefert werden). (Alle 3 Theile 5 Thlr.)

Es giebt zwey entgegengesetzte Bestimmungen solcher historischer Werke, in denen weder eigentliche Geschichtschreibung, d. i. Entwickelung der Details von Begebenheiten, beabsichtet, noch gewisse allgemeine Gegenstände, als Cultus, bürgerliche Verfassung, Handel u. s. w. kritisch bearbeitet, sondern die Thatsachen universal-historisch zusammengestellt werden. Die erste Bestimmung, so schwierig in der Ausführung, als gross in der Idee, ist auf Leser gerichtet, die, bekannt mit dem Gange der Begebenheiten, und mit den vorzüglichsten einzelnen Umständen, edel durch Sinn für die köstlichen Früchte, die auf dem Boden der Geschichte reifen, hohe Standpuncte für die Ansicht der Bewegungen des Menschengeschlechts einzunehmen wünschen, um Nahrung für den Geist zu finden, und Stärkung für das Gemüth in Perioden des Conflicts von Erinnerungen schöner Vergangenheit, und Empfindungen demüthigender Gegenwart. Zu den wohlthätigsten, verehrungswürdigsten gehören die Männer, deren Genie uns auf jene Standpuncte hebt, die uns mit Tiefe der Beobachtung, mit Gewandtheit der Combination, das Schauspiel der Weltgeschichte erklären. — Die zweyte Bestimmung universalhistorischer Werke ist auf Jünglinge, überhaupt auf Anfänger, beschränkt, denen ein fruchtbarer Auszug aus dem grossen Buche der Geschichte geliefert werden soll. Wenn hierzu nicht die Schärfe und Umfassung des Blicks, nicht der Reichthum des Geistes, wie zur Abfassung der Schriften von der ersten Bestimmung, nothwendig ist: so sind es wenigstens Verfasser, die, lange im Gebiete der Geschichte einheimisch, viel mit eigenen Augen gesehen haben, in das Innere des ewigen Haushalts eingedrungen sind. Wer die Schwierigkeit des Unternehmens von Universalgeschichten begreift, erstaunt über den Vorwitz junger Herrn, eben der Schule entwachsen, die mit Universalhistorien, wohl gar mit räsonnirenden, auftreten, mit bedrucktem Papier, das gleichen Werth hat mit Reisebeschreibungen, in der Dachstube aus Büchern zusammengetragen.

Die angezeigte Schrift gehört zu denen der zweyten Bestimmung; ausser dem Inhalte selbst, beweiset diess die Äusserung des Verfassers in der Vorrede. Wäre der achtungswürdige Mann nicht als historisch-publicistischer Veteran schon bekannt, diese Arbeit allein würde ihn als solchen charakterisiren. Lange ist uns kein universalhistorisches Werk der zweyten Gattung vorgekommen, das seinem Zwecke so entspricht, wie das gegenwärtige. „Aus fünf bis sechs Compendien das siebente:" dieser Ausspruch ist hier nicht anzuwenden. Beurtheilung, Sachkenntniss in Auswahl der Begebenheiten, Bekanntschaft mit den Quellen der Geschichte, Richtigkeit der Darstellung, mit geringen Ausnahmen, Bündigkeit, Geschmack, Ungezwungenheit in der Sprache, vereinigen sich zur Empfehlung des Buchs. Nur wäre eine andere Fassung des Titels zu wünschen, damit das Publicum nicht zu viel erwarte. Dass die Benennung *Gemälde* eine vielleicht zu hohe Vorstellung erregt, daran ist der Verf. unschuldig. Im Original steht *Tableau.* Wir glauben, dieser Ausdruck wäre, zufolge des Inhalts und der Bestimmung des Werks, genauer übersetzt durch *Übersicht:* laut der Vorrede will der Vf. bloss ein *Elementarbuch* für diejenigen liefern, „welche die Revolutionen, wodurch die Form der Staaten verändert, und der gegenwärtige gesellschaftliche und politische Zustand herbeygeführt worden ist, in einem *allgemeinen Tableau von geringem Umfange* übersehn wollen." Die Ankündigung:

als wäre beides identisch. Auch ist B. I. S. 65 auf die einmal geltende Terminologie nicht Rücksicht genommen, wenn es heisst: bey Erweiterung des Lehnwesens wurden nicht bloss Stücke von Domainen, sondern auch Statthalterschaften, Herzogthümer, Graffschaften, als Lehne *übertragen* (statt verliehn). Anfänger können dadurch irre geleitet werden. — Geschichtschreiber, die es mit Begriffen und Ausdrücken genau nehmen, haben in neuester Zeit, besonders seit Majers Untersuchung (1798), die Würde des deutschen Königs, und die des römischen Kaisers, sorgfältig unterschieden, und des Ausdrucks: *deutscher Kaiser*, von dem die Geschichte nichts weiss, sich enthalten. Nur im Staatsrechte war der Titel, der Observanz wegen, zulässig. Da seit dem 6ten August 1806 weder ein deutscher König, noch ein (idealer) römischer Kaiser, mehr besteht: so wäre zu wünschen, dass nun historische Schriftsteller noch aufmerksamer jene Prädicate unterschieden, um Dilettanten der Geschichte die Einsicht in die merkwürdigen hierarchisch-völkerrechtlichen Verhältnisse des Mittelalters zu erleichtern. In der angezeigten Schrift ist die Unterscheidung der deutschen Königs- und römischen Kaiser-Würde übersehn; in solchem Zusammenhange, wo *König* und *Königthum* stehen sollten, z. B. I. 88. 92. 93. 94. 121. 123, ist fast immer *Kaiser* und *Kaiserthum* gesetzt. Einmal, B. II. S. 146, haben wir den Unterschied berücksichtigt gefunden. — Dass sich die römisch-päbstliche Macht zuerst (seit 1074) und vorzüglich auf den Trümmern des deutschen Königthums erhoben habe, B. I. S. 119. 138, ist nicht richtig; die politische Macht allein kann damit nicht gemeint seyn, sie war eigentlich (als hierarchische) mit der kirchlichen identisch. Schon seit dem neunten Jahrhunderte stieg die eigenthümliche Gewalt der römischen Bischöfe über Europa, als Product einer Summe von Umständen, während die äussere Macht der deutschen Könige noch bestand. Damit, dass seit Heinrich IV diese Könige ihr Patronatrecht in Besetzung der obersten geistlichen Stelle verloren, ward nicht erst die römisch-päbstliche Macht über das katholische Europa gegründet. — Es kann falsche Begriffe von dem Wesen der vormaligen Staatsverfassung Deutschlands veranlassen, wenn dieselbe in der Übersicht der Perioden S. 45. 46, und B. I. S. 138, ein *Föderativ-System*, ein *Staatenbund*, genannt wird. Aus manchen wesentlichen Zügen des Charakters der Reichsconstitution erhellt, dass diese nicht föderativ war: aus dem Ratificationsrechte und der Reichslehnherrlichkeit des Königs, der blossen Landeshoheit der Fürsten, dem Reichshofrathscollegio, dem Posten des Kammerrichters. — Heinrich V soll *alle Einwohner der Städte* für freye Leute erklärt, und dadurch die *Handwerkszünfte* veranlasst haben (I. 166. 167); jenes ist in der angegebenen Allgemeinheit, dieses durchaus, unrichtig. — S. 174 ist der Zweykampf zu den Gottesurtheilen gerechnet; der kundige Leser wird diess abändern; die Gottesgerichte wurden ja von der Geistlichkeit eingeführt, um die barbarische, alt-germanische Rechts-Entscheidung durch das Schwerdt zu verdrängen. — S. 178: „Die Universität zu Paris war die erste, welche alle vier Facultäten in sich vereinigte; sie ward um das Jahr 1200 vollständig;" soll das letztere heissen: um 1200 bildeten sich die vier Facultäten: so ist diess bekanntlich wider die Angaben von du Boullai, denen zufolge die Bildung des Facultätswesens neben den vier Nationen zu Paris erst in die zweyte Hälfte des 13 Jahrh. fällt. — Wenn die Quittung eines Artilleristen v. J. 1345, an die Sénéchaussée zu Toulouse über gelieferte Munition ausgestellt, für den ersten Beweis vom Gebrauche des Schiesspulvers und der Kanonen in Frankreich erklärt wird, II. 31: so wissen wir nicht, ob der Vf. das frühere Beyspiel bey *du Cange, voc. Bombarda*, übersehen hat, oder nicht anerkennt, den Ausgabeposten in der Rechnung des Kriegszahlmeisters vom J. 1338: „*à Henri de Fauchemon, pour avoir poudres et autres choses necessaires aux canons, qui estoient devant Puy Guillaume.*" — Unbestimmt ist die Bemerkung b. II, S. 37, dass man schon um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts Spuren von Wechseln finde. Sind *gezogene* gemeint, so ist der Termin *zu früh* angesetzt; das bekannte, in der Note angeführte Datum, dass Innocentius IV im J. 1246 an den Gegenkönig Heinrich Raspe 25000 Mark Silbers übermacht hat, ist kein Beyspiel von Tratten, sondern bloss von der längst herkömmlichen Gewohnheit, Gelder an Campsoren zu zahlen, die dieselben auf auswärtigen Plätzen durch ihre Associés an die aufgegebenen Personen auszahlen liessen. „Innocentius legte das Geld *in der Bank von Venedig* nieder" — könnte zwey Irrungen veranlassen: die venetische Bank habe schon 1246 bestanden, und: sie sey eine Wechselbank (das Institut, eine Girobank, hat erst 1582 seine Einrichtung erhalten). Das *Chronicon Thuringicum* (bey *Mencken* II, 1735) sagt bloss: „*das sante her zou Venedige in dy Wechsil.*" Sollen aber *eigene* Wechsel zu verstehen seyn, so ist der Termin *zu spät* angesetzt; in einer Urkunde vom J. 1234, bey *Schannat hist. Worm. cod. probat. p.* 117, N. 126, kommen schon die Worte vor: „*creditores — qui super instrumenta consueverunt mutare.*"

Die Übersetzung lässt sich gut lesen, ist wirklich deutsch. — „Der Kaiser gab Lehne nur in Hände, *die er rathsam fand* (I, 95)", — „die *Refugirten* aus Frankreich und den Niederlanden (II, 186)" sind unbedeutende Flecken. Einige Stellen kommen uns schleppend vor; I, 66: „ein stehendes Heer, Festungen und Besatzungen darin, wie man dergleichen heut zu Tage sieht"; — II, 195: „man ordnete ein Regierungscollegium, eine Casse, und Gerichtshöfe, alles Dreyes gemeinschaftlich, an."

N. N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JULIUS, 1808.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Paris, b. Debure: *Chrestomathie Arabe, ou Extraits de diverses écrivains Arabes, tant en prose, qu'en vers*, à l'usage des élèves de l'école spéciale des langues Orientales vivantes; par *A. J. Silvestre de Sacy*. 1806. Tome I. contenant le texte arabe, XVI u. 587 S. Tome II. Première partie de la traduction. XII u. 646 S. Tome III. Seconde partie de la traduction. IV u. 565 S. 8. (10 Thlr.)

Aus den Schätzen der kaiserlichen Bibliothek zu Paris erhalten wir in diesem Werk eine höchst schätzbare Sammlung von Auszügen aus arabischen Schriftstellern des mannichfaltigsten Inhalts, sämmtlich bisher noch nicht durch den Druck bekannt geworden, und von dem um das Sprachstudium und die morgenländische Geschichte so verdienten Herausgeber mit einem bewundernswürdigen Reichthum neuer und interessanter Belehrungen über eine Menge von Gegenständen der gesammten morgenländischen Literatur ausgestattet. Wie viel Lehrreiches für den Philologen, den Geschichtforscher, den Literator, in diesem Werk befindlich sey, wird schon aus der Übersicht des Inhalts hervorgehen.

Die Sammlung eröffnen mehrere historische Stücke. 1) Auszüge aus der *Chronik des Fakhr-eddin Razi*, eines bisher unbekannten Schriftstellers, von welchem auch Hr. *de S.* weiter keine Nachricht geben konnte, als die er in der Vorrede des Vfs. und in der Unterschrift des auf der kaiserlichen Bibliothek befindlichen Manuscripts (einer Copie der Handschrift des Vfs.) fand. Fakhreddin verfasste sein Werk zu Mosul im J. 701 der Hedschra (1301 der christlichen Zeitrechnung). Es besteht aus zwey Theilen, von welchen der erste von den gegenseitigen Pflichten der Regenten und Unterthanen, und von den einem Fürsten nöthigen Eigenschaften handelt, der andere aber einen Abriss der Geschichte der arabischen Dynastieen von den ersten Khalifen an, mit Inbegriff der Buiden, Seldschuken und Fatemiten, bis zum Untergang derselben enthält. Hier sind zuerst ein paar Abschnitte aus dem zweyten Theil dieses Werks mitgetheilt: 1) *das Khalifat des Harun Raschid*. Mehrere interessante, bisher noch unbekannt gewesene Anekdoten von diesem trefflichen und mächtigen Regenten, und von seinen Veziren, den Barmekiden, in deren Lob der Annalist unerschöpflich ist. Er vergleicht sie „glänzenden Gestirnen, überströmenden Meeren, ungestümen Giessbächen, wohlthätigen Regengüssen." Über die Ursachen, die den plötzlichen Sturz dieser Lieblinge des Khalifen, und die Ausrottung ihres ganzen Hauses herbeyführten, kann auch Fakhr-eddin nichts als ungewisse Sagen und schwankende Vermuthungen anführen. 2) *Das Khalifat des Mostasem-billah*, des letzten Regenten aus der Dynastie der Abbasiden, nebst einer ziemlich ausführlichen Erzählung von der Eroberung der Stadt Bagdad durch die Mogolen. 3) *Von den Rechten der Regenten über ihre Unterthanen*; aus dem ersten Theil des oben genannten Werks. „Die Regenten," sagt der Vf., „haben über ihre Unterthanen Rechte auszuüben; aber gegenseitig haben auch die Unterthanen Ansprüche auf gewisse Rechte, die ihnen von ihren Regenten zu gestatten sind. Eine von den Pflichten der Unterthanen gegen ihre Regenten ist *Gehorsam*; diese ist die Hauptstütze, auf welcher das Wohl der Gesellschaft beruhet, wodurch allein der Regent in den Stand gesetzt wird, dem Schwächeren gegen die Anmassungen des Mächtigen Schutz zu verschaffen, und strenge Gerechtigkeit zu handhaben. Die Araber sagen im Sprichwort: *wo kein Gehorsam ist, da ist auch kein Regiment*. Unter allen Dynastieen, deren Schicksale in den Geschichtbüchern verzeichnet sind, ist keine, die von dem Höchsten begnadigt worden wäre, ihre Heere und ihre Unterthanen sich so vollkommen unterwürfig zu sehen, wie die jetzt regierende siegreiche mogolische Dynastie." Um die Richtigkeit dieser Behauptung zu erweisen, geht der Vf. von der letzten persischen Dynastie an die verschiedenen arabischen Dynastieen durch, und zeigt, dass eine jede derselben mit Rebellen zu kämpfen gehabt habe. II) *Aus Makrizi's Geschichte und Topographie von Ägypten*. Taki-eddin Makrizi, der in der zweyten Hälfte des vierzehnten und in den beiden ersten Decennien des 15 Jahrh. christl. Zeitrechnung lebte, behauptet unter den historischen Schriftstellern der Araber wegen seiner Genauigkeit und Wahrheitsliebe eine der ersten Stellen. Von seinen zahlreichen Schriften sind zwey kleinere, *über die Masse und Gewichte*, und *über die arabischen Münzen*, durch den Hn. Canzleyrath *Tychsen* zu Rostock und Hn. *de Sacy* herausgegeben und übersetzt worden. Das Werk, aus welchem hier Auszüge mitgetheilt werden, besteht aus mehreren Bänden, und ist für die Geschichte und Geographie Ägyptens von grossem Werth. Die von Hn. *d. S.* ausgewählten Stücke sind: 1) *Geschichte des Khalifen Hakem Beamrillah*. Ausführlicher, als die bisher bekannt gewordenen Nachrichten anderer arabischer Annalisten von diesem Fürsten, den wohl hauptsächlich übertriebener Eifer für die Reinheit der Sitten und

für die Religion zu Bedrückungen seiner Unterthanen, und selbst zu Grausamkeiten verleitete. Der von mehreren morgenländischen Schriftstellern verbreiteten Sage, dass die Schwester des Khalifen mit seinen Mördern im Einverständnisse gewesen sey, widerspricht *Makrizi* bestimmt. Der Mörder, welcher erst 4 Jahre nach der Ermordung Hakems entdeckt und eingezogen wurde, bekannte, bloss aus Eifer für Gottes Ehre gehandelt zu haben. 2) Beschreibung einer angenehmen Gegend bey Kahira, die der Khalif Mostaserbillah einer seiner Baukenschlägerinnen zum Geschenk gemacht hatte. 3) Von einer Pflanze, *Haschischa*, oder *Fakirskraut* genannt (einer Art Hanf), deren Blätter gekaut, oder gleich dem Tabak geraucht, eine berauschende Kraft haben. 4) *Von der Zeitrechnung der Juden und ihren Festen.* 5) *Übersicht der Geschichte der jüdischen Religion, und Nachrichten von ihren Secten.* 6) *Von den Samaritanern.* Für die neuere Geschichte der Juden sind diese drey Abschnitte nicht unwichtig. III) *Aus Abdalkader's Abhandlung über den Kaffe.* Der Vf. schrieb gegen das Ende des 16 Jahrh. christl. Zeitrechnung. Einen Auszug aus dieser Schrift gab schon *Galland* in der *Lettre de l'origine et du progrès du Café*, woraus *La Roque* in einem Anhang zu seiner *Voyage de l'Arabie heureuse* das Wesentliche mitgetheilt hat. Hier liest man die beiden ersten Capitel des arabischen Originals. Das erste enthält Nachrichten von der Einführung dieses Getränks in Arabien und von den Schicksalen desselben in diesem Lande. Mehrere Male brachten es rigoristische Gesetzgelehrte, die den Genuss des Kaffe's für eben so unerlaubt erklärten, als den Wein und andere berauschende Getränke, dahin, dass der Gebrauch desselben verboten wurde. Doch behielten die Verbote immer nur auf eine kurze Zeit ihre Kraft, da weniger ängstliche Gesetzverständige den Kaffe in Schutz nahmen. Im zweyten Cap. ist ein Bericht des Statthalters von Mekka an den ägyptischen Sultan *Cansu*, worin der Kaffe als ein schädliches und zu mancherley Unordnungen Veranlassung gebendes Getränk vorgestellt wird, mit den Abstimmungen mehrerer Kadhis und Doctoren vollständig eingerückt. In dem auf diesen Bericht erfolgten Rescript des Sultans wird indess bloss verboten, berauschende Ingredienzien unter den Kaffe zu mischen, und ihn in den Strassen zum Verkauf herumzutragen. IV) Timurlenk's Brief an den Sultan von Ägypten, *Barkok*, worin er diesen auffodert, sich ihm zu unterwerfen, nebst des Letzteren Antwort. Aus einem bisher unbekannten Werk des *Makrizi, Einleitung in die Kenntniss der Dynastieen* betitelt, welches eine Geschichte von Ägypten seit der Eroberung durch Saladin enthält. Die beiden hier mitgetheilten Briefe befinden sich auch in Achmed-Ben-Arabschah's Lebensbeschreibung Timurs, im ersten Bande der *Manger*'schen Ausg. S. 44 fgg. jedoch mit mehreren Verschiedenheiten im Ausdruck. Der dem Tamerlan zugeschriebene Brief ist nicht viel mehr, als die Copie einer schon von *Hulaku* an einen Fürsten von Haleb gesandten Auffoderung, die man in Abulfaradsch's *Historia Dynastiarum* S. 520 des arab. Textes liefet. V) Ein Abschnitt aus des *Khalil Ben-Schahin Taheri* (eines Schriftstellers aus der ersten Hälfte des 15 Jahrh.) geographisch-historischem Werk, *Caschf almemalek* (Beschreibung der Reiche) genannt, oder vielmehr nur aus dem von dem Vf. selbst verfertigten Auszug aus jenem grösseren Werk, *Zobdat caschf almemalek, Kern der Beschreibung der Reiche.* Das hier abgedruckte erste Cap. giebt eine allgemeine geographische Übersicht von Ägypten und den Merkwürdigkeiten einer jeden Provinz dieses Landes. VI) Ein Schreiben des ägyptischen Sultans *Barsebai* an *Mirza Schahrok*, Timurs Sohn, der von dem Sultan verlangt hatte, sich ihm als Vasall zu unterwerfen. Der Gesandte Schahroks, der mit dieser sehr unsanften Antwort zurückgesandt wurde, erhielt vor seiner Abreise die Bastonnade, und wurde in einen Teich geworfen. VII) *Auszüge aus Schriften der Drusen.* Dankenswerthe Beyträge zur genaueren Kenntniss dieser merkwürdigen Secte und ihrer Meinungen. Aufmerksamkeit verdient besonders das zweyte der hier mitgetheilten Stücke, von den Drusen *die ehrwürdige Urkunde* genannt, ein von Hakem selbst verfasster Aufsatz, den er unmittelbar vor seinem Verschwinden in den Moscheen aufgehangen haben soll. Hr. *d. S.* macht Hoffnung zu einem eignen Werk über die Drusen, wozu er schon seit mehreren Jahren die Materialien aus einer grossen Menge von Handschriften gesammelt hat.

Die *poetischen* Stücke dieser Chrestomathie sind: 1) Ein Gedicht von *Schanfari*, das sogenannte *Lamiat al-arabi*, d. i. das arabische, dessen Reime sich auf *l* endigen. Den Namen des *arabischen* hat es, um es von einem anderen, eben so gereimten Gedicht, dessen Vf., *Thograi*, in Persien lebte, zu unterscheiden. Dieses letztere, *Lamiat al-adschem* genannt, ist, da es in Europa mehreremale gedruckt, und auch in mehrere europäische Sprachen übersetzt worden ist, bekannt genug. Aber das hier abgedruckte, ältere (Schanfari lebte kurz vor Mohammed), kannte man bisher unter uns bloss dem Namen nach. Der arabische Text ist nach zwey auf der kaiserlichen Bibliothek befindlichen Handschriften (von welcher die eine, ehemals der vaticanischen Bibliothek zugehörig, von *Pietro della Valle* aus dem Orient mitgebracht worden war), und einer von dem nun verstorbenen *Rau* dem Herausg. mitgetheilten Abschrift des Leydner Codex abgedruckt. In den Noten sind die bedeutenderen Abweichungen der gebrauchten Handschriften angezeigt, und aus den arabischen Scholien die brauchbarsten Erläuterungen ausgehoben. 2) Ein Gedicht des *Nabega* aus dem Stamme *Dhobian*, durch welches der Dichter, ein Zeitgenosse Mohammeds, die verscherzte Gunst seines Beschützers, des Königs von Hira, Nooman, wieder erhielt. Dieses Gedicht wird im Orient den berühmten mit Preisen gekrönten Gedichten, *Moallakat* genannt, gleich geachtet, u. nimmt sogar in manchen Handschriften unter denselben eine Stelle ein. 3) Einige Gedichte des *Motenabbi.* Den Deutschen ist dieser Dichter von *Reiske* durch mehrere arabisch und deutsch herausgegebene Bruchstücke aus seinen poetischen Werken bekannt gemacht worden. Die hier befindlichen Gedichte verherrlichen einige Siege des *Seif-eddaula*, der im zehnten Jahrhundert über einen grossen Theil Vorder-Asiens herrschte, eines Fürsten, der ein eben

so grosser Freund und Beschützer der Gelehrten, als tapferer Krieger war. 4) Ein Lobgedicht auf einen Unbekannten, von *Tantarani*, der gegen das Ende des eilften Jahrhunderts Lehrer in einem Collegio zu Bagdad war. Es ist voll von Wortspielen, und desshalb, wie Hr. *de S.* bemerkt, im Orient berühmt. 5) Auszüge aus den poetischen Werken des *Ebn-Faredh*. Er lebte zu Ende des zwölften, und in der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts zu Cairo. Ein paar Bruchstücke aus seinen, grösstentheils mystischen, Dichtungen haben *Fabricius* und *Jones* herausgegeben. Unter den hier aufgenommenen Stücken sind auch einige arabische Logogryphen. 6) Die siebente und neunte der gesellschaftlichen Unterhaltungen (*Mekamat*) des *Hariri*. Als Hr. *de S.* das erste dieser beiden Stücke abdrucken liess, war ihm noch nicht bekannt, dass Hr. D. *Jahn* dasselbe in seine arabische Chrestomathie aufgenommen hatte. Der hier befindliche Abdruck hat indess den grossen Vorzug, dass er nach drey Handschriften gemacht ist, wobey auch noch ein ausführlicher Commentar und ein Glossarium über das Werk des Hariri benutzt worden sind.

Es folgt nun eine Reihe von Urkunden, Briefen und anderen Aufsätzen, die sich auf die Verhältnisse Frankreichs mit dem Orient beziehen, und zugleich dazu dienen können, aus ihnen den arabischen Geschäfts- und Canzley-Styl kennen zu lernen: 1) Ein Brief des abyssinischen Kaisers *Tecla-Haimanut* an den französischen Vice-Consul zu Damiette, *du-Roule*. Übersetzt findet man dieses Schreiben schon in *Lobo's* und *Bruce's* Reisebeschreibungen, aber hier wird mit dem arabischen Original zugleich auch eine genauere und richtigere Übersetzung geliefert. 2) Einige Schreiben der Kaiser von Marokko an die Könige von Frankreich, Ludwig den XIV, XV und XVI, nebst dem mit Ludwig dem XV im J. 1767 abgeschlossenen Friedenstractat. Aus dem Archiv des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. 3) Briefe des *Imam von Maskat* an den französischen Consul zu Bagdad, *Rousset*, in den Jahren 1783 bis 1789 geschrieben. Sie betreffen hauptsächlich die Restitution eines dem Imam gehörigen Schiffs, welches von einigen französischen Fahrzeugen weggenommen worden war. 4) Einige, zur Geschichte der französischen Expedition nach Ägypten gehörige Acten-Stücke: Proclamationen des Divans und der Sheikhs von Cairo, der in dieser Stadt öffentlich bekannt gemachte officielle Bericht von der Eroberung der Stadt Jafa durch die Franzosen, und drey Briefe des Sherif von Mekka an den General Bonaparte. Alle diese Stücke sind zwar in Ägypten durch den Druck bekannt gemacht worden; aber in Europa sind die Exemplare davon so selten, dass sie für uns als ungedruckt gelten können. Der hier befindliche Abdruck hat vor den Originalen überdiess den Vorzug, dass er correcter ist. — Den Beschluss machen Auszüge aus dem grossen naturhistorischen Werke des *Kazwini*, *Wunder der Schöpfung* betitelt, von Hn. *Chézy* (dem geschmackvollen Übersetzer des persischen Romans *Medschnun und Leila*) ausgewählt, übersetzt und erläutert. Proben aus diesem Plinius des Orients haben zwar schon *Bochart* (im *Hierozoico*) *Wahl* (in der arabischen Anthologie) und *Ouseley* (in den *oriental Collections*) gegeben; allein diese einzelnen, aus dem Zusammenhang gehobenen Stücke waren nicht hinreichend, eine richtige Vorstellung von dem Ganzen zu verschaffen. Hr. *Chézy* theilt daher grössere zusammenhängende Abschnitte mit. Es sind die Übersichten der drey Reiche der Natur. Jedem derselben schickt *Kazwini* allgemeine Betrachtungen voraus, dann folgen Bemerkungen über die Geschlechter, Gattungen und Arten, und endlich werden besondere Merkwürdigkeiten einzelner Individuen beschrieben. Bereicherung unserer Kenntnisse in der Naturkunde würde man zwar in diesem Werk vergebens suchen; aber für die Geschichte der Wissenschaft hat es unstreitig einen nicht unbedeutenden Werth. Es ist lehrreich, die unter den gebildetsten Nationen des Orients vormals, und zum Theil auch wohl noch jetzt, herrschenden Ansichten der Natur, die unter diesen Völkern gemachten Beobachtungen, und die Forschungen ihrer Gelehrten über die ersten Bestandtheile der Dinge und ihrer Eigenschaften kennen zu lernen, und mit unseren Ansichten, Beobachtungen und Nachforschungen zu vergleichen. Durch die zahlreichen, von grosser Belesenheit in älteren und neueren naturhistorischen Schriften zeugenden, Anmerkungen, mit welchen Hr. *Chézy* die von ihm ausgehobenen Stücke begleitet hat, wird eine solche Vergleichung Jedem, der sie anzustellen Lust hat, sehr erleichtert werden.

Das Verdienst der Sammlung und Herausgabe der arabischen Texte, deren Inhalt wir angezeigt haben, hat Hr. *de S.* noch sehr durch die *Übersetzung* derselben erhöht, welche der zweyte und dritte Band dieses Werks enthält. Sie gewährt denen, welche diese Chrestomathie um der Sprache willen studiren, ein vortreffliches Hülfsmittel zum Verständnisse der Originale, und die des Arabischen Unkundigen, die aber den Inhalt der hier mitgetheilten Stücke für andere, als für philologische, Zwecke kennen zu lernen wünschen, werden durch die eben so treue als fliessende Dollmetschung in den Stand gesetzt, sicheren Gebrauch von diesen Auszügen zu machen. Wie glücklich der Übersetzer die grossen Schwierigkeiten zu besiegen gewusst habe, die sich in vielen Fällen dem Bestreben entgegen stellen, die Worte eines arabischen Schriftstellers treu und vollständig, und doch zugleich so wiederzugeben, dass der Geschmack des, der morgenländischen Denk- und Sprech-Weise unkundigen und ungewohnten, europäischen Lesers keinen Anstoss nehme, vermag nur der gehörig zu beurtheilen, der die Übersetzung mit dem Original zu vergleichen im Stande ist. Noch weit mehr Fesseln, als dem deutschen Übersetzer, legt dem französischen seine eigene Sprache an; weit mehr noch als jener, hat sich dieser zu hüten, das Conventionelle in seiner Sprache zu überschreiten. Durch eine wörtliche Übertragung mancher dem Araben geläufigen tropischen Redensart würde er den Geschmack seiner Leser höchlich beleidigen, oder gar, was für ihn noch schlimmer wäre, sich sammt seinem Original dem Gelächter aussetzen. Man mag es daher Hn. *de S.* wohl

glauben, wenn er sagt, dass ihm seine Übersetzung Mühe gekostet, dass er besonders in den Stücken der gereimten Prosa, so wie in den Gedichten, häufig mit der Kühnheit, mit der Bizarrerie und dem schlechten Geschmack der Gedanken und Figuren des Originals zu kämpfen gehabt habe. Sogenannte freye Übersetzung, da, anstatt den Sinn des arabischen Ausdrucks genau überzutragen, bloss der Gedanke, wie ihn der Franzose auszudrücken gewohnt ist, wiedergegeben wird, erlaubte er sich nur selten, und nur da, wo er es nicht vermeiden konnte, immer aber mit grosser Behutsamkeit, und nie, ohne in den Anmerkungen davon Rechenschaft zu geben.

Diese *Anmerkungen*, welche nach der Übersetzung jedes Abschnittes folgen, machen in Ansehung ihres Umfangs und Gehalts einen eben so bedeutenden, wir möchten fast sagen, einen bedeutenderen, Theil des Werkes aus, als die Texte selbst. Ein Theil derselben hat den Zweck, den Text aufzuklären, den Sinn gewisser Worte und Redensarten zu bestimmen, und die Schwierigkeiten zu heben, welche sich in der grammatikalischen Construction finden. In den Anmerkungen zu den poetischen Stücken sind häufig Bemerkungen der arabischen Scholiasten eingerückt, und zwar grösstentheils ohne Übersetzung, weil, wie Hr. *de S.* ausdrücklich erklärt, diese Scholien, für jeden anderen Leser von keinem Nutzen, dazu bestimmt sind, dass sich die Studirenden an ihnen üben sollen. Ein anderer Theil der Anmerkungen beschäftiget sich mit den von den arabischen Verfassern abgehandelten, oder auch nur berührten Gegenständen selbst. Wo sich nur immer die Gelegenheit darbot, da benutzte sie der gelehrte Commentator, die lehrreichsten Erörterungen über Gegenstände der Geschichte, Alterthümer, Geographie und Literatur des Orients anzuknüpfen, wobey ihm die reichste und ausgewählteste Sammlung morgenländischer Handschriften, welche Europa gegenwärtig besitzt, zu Gebot stand. „Vielleicht", sagt Hr. *de S.*, „wird man mich tadeln, dass ich mich zuweilen in unnöthige Details eingelassen, oder bey Gegenständen aufgehalten habe, welche nicht unmittelbar Bezug auf den Text haben, der Veranlassung dazu gab. Wenn ich hierin einen Fehler begangen haben sollte: so gestehe ich, dass ich ihn wissentlich und mit gutem Vorbedacht begangen habe. Die arabische Literatur, und besonders der literar-historische Theil, bietet ein so weites, und bis jetzt noch so wenig bebauetes Feld dar; die Gelegenheiten, Theile dieses unangebaueten Bodens zu bearbeiten, zeigen sich so selten, dass ich glaubte, mich nicht in die Grenzen einschränken zu müssen, die mir der gute Geschmack vorgeschrieben haben würde, wenn ich einen griechischen oder römischen Schriftsteller zu commentiren gehabt hätte." Einen in dem Gebiete der Wissenschaften so bewanderten Gelehrten, der mit der seltensten Belesenheit einen so richtigen Blick und ein so treffendes Urtheil verbindet, folgt man gern auf seinen Abschweifungen, sollten sie auch etwas weiter vom Wege abführen, weil man versichert seyn kann, nie unbelohnt zurückzukehren. Damit man sich von der Reichhaltigkeit dieses Commentars einen Begriff machen könne: so nennen wir von den darin gelegentlich angestellten, in verschiedene Fächer der Wissenschaften einschlagenden Untersuchungen nur einige. Zur *Literar-Geschichte* gehören: die ausführlichen Nachrichten von Makrizi's Leben und Schriften, und einigen arabischen literar-historischen Werken, T. II, S. 410 ff.; ingleichen die Notizen über die Mexamat des Hamadani, von welchen auch zwey vollständig arabisch und französisch mitgetheilt sind, T. III, S. 191 ff. und 211 ff.; und über die Schriften des *Kazwini*, T. III, S. 500 ff. Zur *Religions-Geschichte:* die Auszüge aus *Abul-Fatahh's samaritanischen Chronik*, die Zusammenkunft Alexanders des Grossen mit Sanballat (T. II, S. 210 ff.) und die Dositheer betreffend, T. II, S. 482 ff.; die Nachrichten von verschiededenen jüdischen Secten aus Masudi und Scharistani, ebds. S. 486 ff.; über die Zahl *Sieben* in dem Religions-System der Ismaeliten oder Bateniten (Mystiker), und über die sieben Himmel und sieben Meere in der mohammedanischen Mythologie, T. II, S. 384 ff. Zur *Bibel-Erklärung:* über das Wahrsagen aus Bechern, zur Rechtfertigung der Übersetzung der Vulgata von Genes. XLIV, 19, T. II, S. 313. Zur *Geographie:* über den See Menzaleh' aus Masudi, T. II, S. 314; über die Bedeutung der Worte *kibli* und *bahhri*, d. i. mittäglich und mitternächtlich, zur Widerlegung des Recensenten der *Encyklopädischen Übersicht der Wissenschaften des Orients*, in der hallischen Lit. Zeit., T. II, S. 529 ff. Zur *Geschichte des Handels* im Mittel-Alter: Nachrichten von dem Pelzhandel, der im 10ten Jahrhundert in den Ländern an der Wolga und auf diesem Flusse selbst getrieben wurde, aus Masudi, II, 516; und über die Handelsverhältnisse einiger süd-europäischen Staaten mit Ägypten im 13ten und 14ten Jahrh. aus arabischen gleichzeitigen Schriftstellern, und aus Urkunden des Archivs zu Genua, II, 539—558. Zur *Naturkunde*: über die Entstehung und Bildung der Metalle, besonders der *Tutia*, aus dem *Ayin-Akberi*, III, 430 fgg.; und Nachrichten arabischer Schriftsteller von Meteor-Steinen, III, 526 fgg. — Durch die, jedem der beiden letzten Bände angehängten vollständigen Wort- und Sach-Register wird das Auffinden und die Benutzung der in diesem Werke niedergelegten Schätze sehr erleichtert. — Das Äussere des Werkes ist dem inneren Werthe desselben angemessen. Wir brauchen nur zu erwähnen, dass es aus der kaiserl. Druckerey unter der Aufsicht des einsichtsvollen, auch des Geschmacks und der Sprachen kundigen, *Marcel* hervorgegangen ist. Die arabische Schrift, sowohl die grössere, mit welcher die Texte im ersten Theil gedruckt sind, als auch die kleinere, der man sich zu den Noten bedient hat, und zwar die letztere vorzüglich, ist die schönste, genaueste und vollständigste, die man bis jetzt gesehen hat. Nur das Papier ist nicht durchaus von gleicher Güte und Weisse.

By.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 JULIUS, 1808.

TECHNOLOGIE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Chemische technologische Grundsätze der gesammten Ledergerberey; oder theoretische und praktische Anleitung zur rationellen Kenntniss und Ausübung der Lohgerberey, der Corduan- und Saffian-Gerberey, der Juftengerberey, der Weiss- und Sämisch-Gerberey, und der Pergament-Fabrication; zur allgemeinen Verbesserung und Vervollkommnung dieser Kunstgewerbe.* Auf eigene Erfahrung, so wie nach den neuesten Entdeckungen der Chemie und der Technologie bearbeitet, von *Sigismund Friedrich Hermbstädt*, königl. preuss. geheimem Rathe u. s. w. Erster Theil, welcher die allgemeine Vorbereitung in den chemischen Grundsätzen der Ledergerberey, so wie die Lohgerberey überhaupt, und die Schnellgerberey insbesondere abhandelt. Mit 3 Kupfertafeln. 1805. 314 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dass die Ledergerberey der Chemie eine Menge Verbesserungen verdankt, und solche von ihr noch täglich zu erwarten hat, ja dass sie selbst im Wesentlichen auf chemischen Grundsätzen beruhet, ist hinlänglich entschieden. Von dieser Seite betrachtet, verdient jede Bemühung, das Geschäft des Gerbers zu vervollkommnen und den wirkenden Gerber mit den neuen Verbesserungen bekannt zu machen, allen Dank, und dieser muss daher auch unserm Vf. werden. Da aber der Chemiker von Profession selbst die neuern chemischen Grundsätze auf die Gerbekunst leicht anwenden kann, der gewöhnliche Gerber auf das Chemische wenig achtet, es auch nicht versteht, und wir leider noch keine Gerberschulen haben, wo ein solches Buch als Lehrbuch gebraucht werden könnte: so hätten wir gewünscht, dass es dem Vf. gefällig gewesen wäre, die eigentliche Bestimmung dieses Buchs in der Vorrede etwas bemerkbar zu machen. Ist es dem Gerber zum Selbstunterricht bestimmt, wie schwer wird es ihm da werden, sich nach dem ersten Abschnitt einen richtigen Begriff von Mischungstheil, chemischer Anziehung, Educt und Product, einfachen Stoffen, freyem und gebundenem Wärmestoff, Lichtstoff, Sauerstoff, Sauerstoffgas, Wasserstoff, Wasserstoffgas, Salpeterstoff, Salpeterstoffgas, Natrum, Ammonium, metallischen Elementen, Metalloxyden u. s. w. zu machen! Bey den Abtheilungen des zweyten Abschnitts, der *die Gerber-Material-Kunde* enthält, würde Rec. die Überschriften Gerber-Mineralogie, Botanik und Zoologie nicht gewählt haben, wenigstens passt hieher nicht der Begriff, den man eigentlich mit der Benennung Mineralogie, Botanik und Zoologie verbindet; bestimmter waren die Überschriften: *Gerber-Materialien aus dem Mineral-, Pflanzen- und Thier-Reich.* Das Praktische ist übrigens sehr fasslich vorgetragen, und dem ausübenden Gerber aufs nachdrücklichste zu empfehlen; es begreift den 3ten, 4ten und 5ten Abschnitt. Der dritte Abschnitt handelt *von der ausübenden Lohgerberey überhaupt, und von der Lohgerberey insbesondere*, namentlich in fünf Abtheilungen vom Einweichen der Häute, vom Einsalzen und Schwitzen der Häute, vom Enthaaren der eingesalzenen Häute, von der Vorbereitung der Häute im Kalk und vom Schwellen der Häute; man findet hier die französische, englische, wallachische und siebenbürgische Schwellungsart. Was die gewöhnliche Vorbereitung der Häute mit Kalk betrifft, so müssen wir darin dem Vf. völlig Recht geben, dass man den Häuten dadurch mehr Schaden als Nutzen zufügt, wenn man den Kalk als Kalkmilch (gelöschten Kalk mit Wasser angerührt), welcher die Mischungstheile der Haut zerstört, und nicht bloss das Kalkwasser dazu anwendet. Im 4ten Abschnitt wird *die Lohgarmachung der Ochsen-, Kuh-, Pferde- und Kalbs-Häute gelehrt: so wie auch die Art und Weise angegeben, wie solche in verschiedenen Ländern ausgeübt wird.* Wir wundern uns, dass der Vf. hier des Meidingerschen Buchs (*vollständige Abhandlung über die Lohgerberey* u. s. w.) mit keinem Worte erwähnt, da doch Meidinger hier trefflich vorgearbeitet hat. Denn ob man gleich mit dessen chemischen Grundsätzen und witzelndem Tadel nicht in allen Stücken zufrieden seyn kann, so hat es doch für den ausübenden Gerber grossen Werth. Der 5 Abschnitt verdient nun vor allen die grösste Aufmerksamkeit des praktischen Gerbers. Er enthält *die Beschreibung der besten Art, wie nach des Vfs. Erfahrung eine Werkstatt zur Schnellgerberey eingerichtet, und für alle Arten von Thierhäuten betrieben werden muss.* Es giebt dieser Abschnitt in drey Abtheilungen die innere Einrichtung der Werkstatt, die Grundsätze, nach welchen die Gruben construirt und placirt (warum nicht lieber eingerichtet und gestellt?), und endlich die Handgriffe und Grundsätze an, nach welchen die einzelnen Operationen ausgeübt werden müssen. Um bey dieser Schnellgerberey die Enthaarung zu bewirken, wird die auf einen Rahmen ausgespannte Haut nach und nach stellenweise mit kochendem

Kalkwasser übergossen, und darauf die Haare gleich mit einem Schabeisen abgestossen. Bey Kalbfellen und bey anderen Häuten kleinerer Thiere könne man die Anwendung der Kalkmilch beybehalten, aber es müssen dann die zu enthaarenden Häute ebenfalls auf Rahmen gespannt in die Gruben gesenkt werden. Alle Stunden aber werden sie heraus genommen, und die Kalkmilch in der Grube aufs neue umgerührt. Was auf diese Art in acht Tagen geschehe, dazu seyen nach der älteren 8 Monate Zeit nöthig. Zum Aufschwellen sey eine essigartige Säure allen anderen, dazu empfohlenen Mitteln vorzuziehen, und auch in diese Schwellflüssigkeit sollen die Häute auf Rahmen gespannt gebracht, und darin so lange liegen bleiben, bis sie, ans Licht gehalten, eine hornartige Durchsichtigkeit erhalten haben. Die Lohe wird mit Wasser ausgezogen, und vermittelst eines Aräometers (Lohe-Aräometers) in Ansehung der Stärke geprüft. Die Häute werden in drey verschiedenen Lohbrühen behandelt, welche in Ansehung der Stärke abweichen. Bestätigt sich diess Verfahren der Schnellgerberey: so ist es, in Ansehung der Zeitersparung und schnelleren Verinteressirung des Capitals, von der grössten Wichtigkeit. Bey diesem Verfahren erfodern, nach des Vfs. Erfahrung, die stärksten Ochsenhäute von dem Tage der Einlegung in die Farbenbrühe an, 30 Tage, und jedes Pfund trockene Haut verschluckt den Gerbestoff von 7 Pfund Eichenlohe, die Kuh- und Ross-Häute erfodern 20 Tage, und jedes Pfund braucht ebenfalls 7 Pfund Eichenlohe. Die stärksten Kalbfelle brauchen 7 Tage, und jedes Pfund macht 12 Pfund Eichenlohe nöthig. Die stärksten Ochsenhäute haben zu ihrer völligen Gerbung 45 Tage, die Ross- und Kuh-Häute 23 Tage, und die Kalb-, Schaf- und andere kleine Häute nur 17 Tage nöthig. Weil eine etwas höhere Temperatur die Lohgerberey nach dieser Methode beschleunigt: so müssen die Gruben so eingerichtet seyn, dass sie im Winter geheitzt werden können; doch ist diess bey Kalb- und anderen kleinen Häuten nicht nöthig.

M.

Leipzig, b. Benj. Fleischer: *Über Cultur, künstliche Bildung und Fällung des Schiffsbauholzes.* Eine von dem hohen Admiralitäts-Collegio zu Kopenhagen durch die Landhaushaltungs-Gesellschaft daselbst gekrönte Preisschrift. Entworfen von *Herman Friedr. Becker*, Forst-Inspector der Stadt Rostock u. s. w. 1804. VIII u. 184 S. 8. 1 Bog. Kupfertaf. (18 Gr.)

Die von dem Admiralitäts-Collegio zu Kopenhagen aufgegebenen Preisfragen, unter deren Beantwortungen der vorliegenden, nicht genug bekannt gewordenen Schrift, der Preis zuerkannt worden, sind folgende: 1) *Welches Erdreich ist das beste zur Ziehung solcher Holzarten, die die Schiffswerften erfodern, und wie müssen diese Bäume gewartet werden?* 2) *Kann man durch irgend eine Kunst dahin gelangen, diesen Bäumen die erfoderliche Form zu geben, ohne ihnen dadurch zu schaden?* 3) *Wann müssen die Bäume gefällt werden?* 4) *Ist es vortheilhaft, die Rinde abzuschälen, ehe man sie fällt? und wenn und wie muss sie denn abgeschält werden?* Die von dem Vf. über diese Preisfragen ursprünglich eingesandte Abhandlung hat in dem vorliegenden Abdrucke noch Zusätze erhalten, welche vorzüglich in Benutzung mancher, erst nach dem September 1799 (der zur Einsendung der Beantwortung der Preisfr. angesetzten Zeit) bekannt gewordener Dinge, und in Anführungen früherer Schriften des Vfs. bestehen, weil er diese für eine anonyme Abhandlung nicht geeignet hielt. In der ersten Abhandlung werden erst einige allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt: über den Einfluss des Klima auf die Beschaffenheit und Eigenschaften der aus einem in das andere verpflanzten Holzarten und ihres Saamens, aus dessen Gelangung zur Vollkommenheit sich beurtheilen lässt, ob ein Baum einem Klima anpassend sey, wobey der in jedem Lande selbst erzeugte Saamen, zur Fortpflanzung fremder Holzarten in eben diesem Lande, für geschickter erklärt wird, als der von aussen erhaltene; ferner über die allgemeine Beschaffenheit des zu Holzcultur geeigneten Bodens, dessen Auswahl, Vermischung zu seiner Verbesserung, und von gänzlicher Untauglichkeit desselben zu Baumanpflanzungen; hierauf wird die Frage entschieden: ob es vortheilhafter sey, grosse Forsten dem Staate zu erhalten, und unter einer, von ihm selbst angeordneten Aufsicht, oder bloss von Privatleuten als ihr Eigenthum bewirthschaften zu lassen; zuletzt erklärt der Vf. den Anbau folgender Holzarten: der Eiche, der Buche, der Ulme, der Esche, der Hagebuche, der Pappel, des Platanus und des Tulpenbaums, der Mahogani-Swietenie, des wohlriechenden Zuckerbaums, des Affenbaums, des gemeinen Canarienbaums, der ostindischen Vaterie, des Zibeth-Durio, des Kajaputbaums und der Akacien-Robinie, des Lerchenbaums, der Kiefer, der Weymuth-, Zürbelnuss-, schottischen und virginischen Kiefer, der Fichte, Schierlingstanne und weissen Fichte, der Weiss- und Balsam-Tanne, der Ceder vom Libanon, der immergrünenden Lebensbaum-Cypresse, des Lebensbaums und virginischen Wachholders. Der Vf. glaubte sich auch über ausländische, wahrscheinlich niemals an unser deutsches Klima zu gewöhnende Holzarten verbreiten zu müssen, weil die Europäer durch ihren Handel und ihre Kolonieen überall einheimisch geworden sind, und die Schifffahrt die Benutzung der Producte der entferntesten Gegenden nicht bloss verstattet, sondern nach Umständen sogar nothwendig machen kann. (Dieser Grund würde aber auch für die Aufführung einer beträchtlich grössern Menge von Bäumen hingereicht haben.) Da es nicht möglich ist, dem Vf. in seinem Detail zu folgen: so muss Rec. sich begnügen, bloss im Allgemeinen anzuzeigen, dass die häufigen und gemeinen, bey dem deutschen und nordischen Schiffsbau vorkommenden Holzarten umständlicher behandelt sind, als andere, und unter jenen mit Recht am umständlichsten die so nützliche, unentbehrliche, und gewiss durch keinen anderen euro-

päischen Baum uns zu ersetzende Eiche. Übrigens ist fast nur das Wesentliche von Aussaat, Anpflanzung, Erziehung und Aufbewahrung des Saamens, Zeit des Wachsthums zur Vollkommenheit des Baums, und seine ohngefähre Gröfse in diesem Zustande u. d. gl. angeführt, und auf andere Schriften verwiesen, in denen man umständlichere Belehrungen und Nachrichten findet.

Bey Beantwortung der zweyten Frage, erklärt der Vf. zuerst die natürlichen Veranlassungen zu Entstehung des Krummholzes, vorzüglich durch Beschädigungen der Bäume. Ohne Rücksicht darauf zu nehmen, dafs eine Menge des brauchbarsten und nöthigsten Krummholzes durch die natürliche Verbindung der Äste mit dem Stamme, z. B. der Kniehölzer etc. gewöhnlich entsteht, und dafs zu manchen Bedürfnissen des Schiffbaues auch diejenigen Krummhölzer immer anwendbar bleiben, ja zu manchen nothwendig sind, in denen die Krümmung nicht blofs innerhalb der Richtung einer Ebene bleibt, sondern die sich, wenn man so sagen darf, aus der Richtung dieser Ebene noch Einmal heraus krümmen, oder wie der Zimmermann es nennt, eine *doppelte Bugt* haben, scheint der Vf. die Schwierigkeiten bey Auffindung und Auswahl des für die gewöhnlichen Fälle passenden Krummholzes etwas sehr hoch anzuschlagen, um der ohnehin sehr wichtigen Anleitung zu Bildung mancher Bugten und Gestalten an jungen Stämmen nach Willkühr, einen desto höheren Werth zu geben. Defshalb hat er auch die Gründe erörtert, warum es nicht rathsam sey, Krummhölzer aus einzelnen Stücken, durch Verbindung mehrerer dünnerer und kleinerer Stücke zusammen zu setzen, sondern warum den Schifffahrt treibenden Staaten dringend empfohlen werden müsse, Vorkehrungen zum Anbau der Schiffshölzer zu treffen, und über ihre Fortschritte und Wirksamkeit jährliche Revisionen zu halten. Bey Bildung des geraden Schiffsholzes ist die Hauptregel, die Bäume blofs ihrer Natur und Beschaffenheit gemäfs zu behandeln, und sie nur gegen die ihren geraden Wachsthum hindernden Einwirkungen zu schützen. Diese Hauptregel wird durch die Vorschriften der besonderen Wartung jeder einzelnen Holzart, die man in dieser Eigenschaft zu erziehen wünscht, modificirt. Alles dabey zu beobachtende ist besonders angegeben, für beide Fälle, wenn man entweder hohen, langen und schlanken, oder dicken, stämmigen, untersätzigen *geraden Wuchs* befördern will. Bey Erziehung junger Stämme nach bestimmten Krümmungen und Bugten verwirft der Vf. das Anbinden derselben ganz, weil es die Rinde zu leicht beschädigt. Jede beliebige Krümmung giebt er jedem jungen Stamme, oder bey Kniehölzern der Richtung des aus dem Zweige zu bildenden Zacken des Kniees, gegen den Stamm, durch Befestigung auf ein nach der Richtung der Krümmung gebildetes hölzernes Modell, welches bey schwächeren jungen Stämmen mittelst einfacher hölzerner Schraubzwingen von erforderlicher Stärke befestigt wird, die in dem Zwingenholze, gegen welches die einfache Schraube der Zwinge drückt, einen der Rundung des Stammes gemäfsen runden Ausschnitt hat. Bey stärkeren jungen Stämmen räth er zu ihrer Befestigung von ihm sogenannte *doppelte Schraubenklammern* an, (die eben erwähnten Schraubzwingen nennt er *einfache Schraubenklammern,*) oder völlig wie gewöhnliche Buchbinderpressen gestaltete, Einrichtungen, bey denen der untere an den Schrauben feste Pressenriegel nach einem zu der Rundung des Stammes ohngefähr passenden Segmente ausgeschnitten ist. Dieser einfachen oder doppelten Schraubenklammern werden so viel angelegt, als in jedem Falle zu genauer Beugung des Stammes, oder der Richtung des Zweiges gegen den Stamm etc. nöthig sind, und jedes Holz, das gegen die Rinde des Baumes drückt, wird zu Schonung dieser mit Moos belegt. Nach des Vfs. Erfahrung nimmt ein junger Baum die ihm bestimmte Form in einem einjährigen Wuchse, oder in der Zeit vom Frühjahr bis gegen den October an. Die vortheilhafte Anlegung dieser Modelle und ihre Befestigung, um z. B. durch zwey nicht beträchtlich lange erhaben runde Modelle, sogenannte S-Bugten hervorzubringen, (die der Vf. doppelte Bugten nennt,) durch ein kurzes Modell von eben dieser Beschaffenheit einem ganzen Stamme die genaue Richtung einer Balkenbugt nach seiner ganzen Länge zu geben u. s. w. und ähnliche Aufgaben werden nebst der Gestalt und Beschaffenheit der Schraubenklammern, einzelner Modelle u. s. w. durch das Kupfer erläutert.

Über die dritte Frage führt der Vf. zuvörderst mehrere ältere und neuere Stimmen an, unter denen die von Hn. Prof. *Walther* in seinem *Lehrbuche der Forstwissenschaft* S. 144 wohl die richtigste seyn möchte, sobald nur die Bedingung derselben, die zu jedem Zwecke der Anwendung des Holzes nützlichste Beschaffenheit desselben bey seinem Fällen, als durch Erfahrung oder einleuchtende Gründe bestimmt entschieden angenommen werden könnte. Der Vf. erklärt sich dahin: dafs man bey dem Holzfällen und der defsfalls zu wählenden Zeit, vorzüglich auf die Dauer des zu fällenden Holzes, und das Wiederausschlagen der abgetriebenen Stämme zu sehen, und beides möglichst zu verbinden habe. Die dazu günstigste Zeit scheint ihm, wenn keine anderen Hindernisse, z. B. Beschaffenheit des Bodens, auf welchem es wächst u. s. w. eintreten, dann einzutreten wann die Knospen anfangen wollen, Blätter zu entwickeln. Indessen gesteht er auch ein, dafs der Wiederausschlag nur bey jungem Holze Statt haben könne, bey grofsem Stammholze aber entweder gar nicht eintrete, oder doch von keinem Werthe sey. Ohne sich übrigens auf die von dem Vf. S. 149 u. f. in der Note angegebene Erklärung seiner Hypothese vom vegetabilischen Leben einzulassen, stimmt Rec. demselben allerdings darin bey: dafs das gegen das Ende des Winters gefällte Holz aus Vernunftgründen, das

dauerhafteste sey; er hat noch keine dieser Behauptung widersprechende Erfahrung gemacht, sondern sie vielmehr durch Erfahrungen an vielem zu anderen Zeiten, besonders im vollen Safte gefälltem, und gleich ohne gehörige Vorbereitungen verwendetem Nutzholze bestätigt gefunden. Auch erklärt der Vf. das Verwahren eben gefällten Nutzholzes unter Wasser, als für sehr vortheilhaft für die Dauer, so wie überhaupt das Fällen alles zum Schiffbau anzuwendenden Holzes während des Winters für nothwendig.

Bey der vierten Frage über das Abschälen der zu fällenden Bäume in der Saftzeit, und deren Vertrocknung auf dem Stamme vor dem Fällen, erklärt sich der Vf. über die von *Büffon* in den *Mem. de l'Acad. d. Scienc. de Paris* von 1738 bekannt gemachten Erfahrungen und Versuche. Er erinnert dass die zu den entscheidenden Versuchen gewählten Stücke der auf verschiedene Weise gefällten Eichen, offenbar nicht gleich trocken haben seyn können, dass diese Versuche daher nichts entscheiden und dass wegen des eben so offenbaren Schadens dem die abgeschälten Stämme durch Aufreissen von den Einwirkungen der Luft und von starkem Winterfroste besonders in unseren nördlichen Gegenden ausgesetzt sind, im Winter bey ruhender Vegetation gefällte, auf Unterlagen im Schatten ausgetrocknete Stämme das dauerhafteste Schiffsholz liefern.

...l.r.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Nürnberg*, b. Stein: *Bemerkungen über die Vervollkommnung und Erhebung der Kunstgewerbe in Deutschland, nebst einem Plane zur Einrichtung einer Bildungsschule für Handwerker, Künstler und Fabricanten.* 1803. 63 S. 8. (8 Gr.) Eine reichhaltige und nützliche Schrift, die gewiss jetzt besonders neue Empfehlung verdient. Der Vf. wünscht, dass unsere deutschen Künstler immer mehr an Bildung und Geschicklichkeit zunehmen, dass Fabriken und Manufacturen aller Art in unserem Vaterlande zu einer recht vollkommenen Blüthe gelangen möchten, um immer mehr die ungeheueren Geldsummen zu verringern, welche seither jährlich für fremde Waaren nach anderen Ländern, besonders nach England, übergingen. Er thut zu dem Ende zwar nicht neue, aber sehr zweckmässige und gut entwickelte Vorschläge. Die Schrift zerfällt nämlich in vier Abschnitte. Im *ersten* und *zweyten* werden die *Ursachen* beleuchtet, *welche das Kunstgewerbe in Deutschland hindern.* Der Vf. findet diese Ursachen 1) in einer vernachlässigten oder nicht auf das Glück des Landes hingerichteten Staatsverwaltung, wo man sich nicht um die Unterstützung ausgezeichneter talentvoller Künstler bekümmert, nicht Vorurtheile unter der arbeitenden Classe von Menschen auszurotten, nicht den Nationalstolz derselben zu heben und zu nähren sucht; 2) in den Werkstätten der Handwerker und Künstler selbst, und zwar in der schlechten Bildung der Lehrlinge, in der Behandlung derselben von den eben so ungebildeten Lehrherren, und in dem Mangel guter Instrumente, welche zur Erleichterung und Vervollkommnung der Arbeit sehr viel beytragen. Der Staat sollte vorzüglich mit dahin sehen, dass Fabriken und einzelne Handwerker nicht bloss *viele* Waare liefern, sondern vielmehr *vollkommen gute.* Der Fabricant oder Künstler, sey er auch noch so geschickt, wird gewiss immer schlecht arbeiten, wenn es nur darauf ankommt, dass er viele und wohlfeile Waare hervorbringe. Treffliche Genies, deren oft viele in Werkstätten versteckt sind, wo sie keine Gelegenheit haben, ihre Talente zu zeigen, sollte man daraus hervorziehen, und in einen Wirkungskreis setzen, wo sie in voller Thätigkeit ihre Ideen in Ausübung bringen können. (Rec. fügt aber hinzu, dass man sich ja vor leeren Projectmachern hüten müsse, die schon so oft den Fall einer Fabrik beschleuniget haben.) Für Lehrlinge sind Gewerbsschulen von ausserordentlichem Nutzen, wie man sie in Berlin, Wien, Hamburg u. s. w. antrifft. Im 3 Abschnitte werden die Mittel angegeben, *gute Fabricanten, Künstler und Handwerker zu bilden, um dadurch den Flor eines Staats zu begünstigen.* Nämlich durch Anlegung von Handwerks- oder Gewerbs-Schulen, worin Jeder sein Metier recht gründlich lernen und theoretische Einsichten bekommen kann; ferner durch Entwerfung von Gesetzen, welche angeben, wie Lehrherr und Lehrling sich gegenseitig betragen sollen, was für Pflichten sie gegen einander zu beobachten haben; darauf muss sich denn ein Contract gründen, der von der Obrigkeit revidirt und autorisirt wird. Das Wandern der Gesellen will der Vf. alsdann nicht mehr zugestehen. Die Nachtheile, die er davon angiebt, sind sicher etwas übertrieben, die Vortheile hingegen zu wenig beleuchtet. Der 4 Abschnitt enthält den *Plan zur allgemeinen Organisation einer Bildungsschule für Handwerker und Künstler.* Es soll da in allen Operationen, welche bey den Künsten und Handwerken vorfallen, Unterricht ertheilt werden; es soll darin die zweckmässige Behandlung mineralogischer, vegetabilischer und thierischer Stoffe gelehrt werden; sowohl zu den chemischen als mechanischen Arbeiten soll man gründliche Anleitung finden. Es sollen ferner in allen diesen Fächern der Technologie geschickte theoretische und praktische Lehrer angestellt werden; die ganze Schule aber soll in einer grossen Stadt (wo möglich in einer Handelsstadt) in einem weitläuftigen Gebäude angelegt seyn, Jeder an dem Institute Theil nehmen dürfen, und eine damit verbundene wahre Fabrik den Fonds zur Bestreitung der Kosten hergeben. — Ausführbar sind alle diese Vorschläge gewiss, obgleich mit Schwierigkeiten verbunden, die wohl nicht so leicht beseitiget werden dürften, als es sich der Vf. denkt.

Ce. Mr.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Abbildung und Beschreibung einer sehr nutzbaren und höchst einfachen Maschine zum Schneiden der Kartoffeln, Rüben, Kraut und mehrerer dergleichen Arten von Producten, die zu dem Viehfutter verbraucht werden,* von *H. Ernst.* 1805. 12 S. 4. Mit 1 Kpf. (12 Gr.) So vortheilhaft es ist, wenn eine Arbeit, zu Ersparung der Menschen und der Zeit, durch eine zweckmässige Maschine eben so bequem verrichtet werden kann: so wahr ist es auch, dass die meisten, in neueren Zeiten erschienenen Maschinen eben so geschwind wieder in die Vergessenheit geriethen, als sie die Erfinder ausposaunten. Man verlangt von einer solchen Maschine, dass sie nicht nur Zeit und Arbeit erspare, sondern auch dauerhaft und wohlfeil sey. Diess können sich die wenigsten rühmen, am wenigsten die, die beym Schreibepulte erfunden wurden. Hr. *Ernst* in Merseburg macht hievon Ausnahme; er hat sich als ein guter Mechaniker schon durch mehrere gute Erfindungen bekannt gemacht, und es lässt keinen Zweifel übrig, dass die von ihm erfundene Schneidemühle, nach Ansicht der Zeichnung und der Beschreibung, alles das leistet, was er davon verspricht. Ohne Kupfer lässt sich diese Maschine nicht deutlich beschreiben. Aber sie ist sehr einfach und dauerhaft. Ein Kind von 8 bis 10 Jahren kann sie regieren, und das zerschnittene Futter fliegt nicht, wie bey dem grossen Scheibenkrautschneider, umher, sondern läuft, wie bey einer Mühle, auf einen Haufen. Eine grosse Maschine dieser Art verfertiget Hr. *Ernst* für 5 Louisd'or; eine kleinere, die man auf den Tisch setzen kann, um in grosser Geschwindigkeit Sauerkraut oder Krautsalat auf das feinste darauf zu schneiden, kostet 3 Louisd'or. Hr. *Gerh. Fleischer* d. J. in Leipzig nimmt Bestellungen in portofreyen Briefen auf Modelle, als auch auf grosse Mühlen an.

Λλ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 JULIUS, 1808.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Crusius: *Versuch einer Lithurgik oder ökonomischen Mineralogie* von *Karl Schmieder*, Dr. der Philos. Zweyter Theil, nebst einer Beleuchtung der Einwürfe des Hn. *J. A. de Luc* gegen die Geognosie des Verfassers. 1804. XL u. 659 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. dieser Schrift, deren erster Theil bereits im Jahr 1803, vor Eröffnung unseres Instituts erschien, hat das Verdienst, der Erste zu seyn, von dem das Ganze der ökonomisch-technischen Mineralogie wissenschaftlich bearbeitet worden ist. Schon darum würde er Ansprüche auf den Dank des mineralogischen, ökonomischen und technologischen Publicums haben; und man würde seiner Arbeit gern Unvollkommenheiten nachsehen, die erst bey einer weiteren Bearbeitung des eben urbar gemachten Feldes verbessert werden können. Um so günstiger ist daher das Licht, welches auf die Kenntnisse und den Fleiss des Vfs. fällt, wenn vorliegendes Werk nur eine geringe Zahl solcher Unvollkommenheiten bemerken lässt. Da dasselbe zu Auszügen nicht geeignet ist, indem der Vf. nicht sowohl ein ausführliches Lehrbuch als ein Compendium der Lithurgik hat liefern wollen: so müssen wir es den Freunden der Wissenschaft überlassen, sich durch Lesung des interessanten Werkes selbst von seiner grossen Vollständigkeit zu überzeugen. Dagegen glauben wir es dem bescheidenen Vf. schuldig zu seyn, dasjenige hier zu erwähnen, was wir an der Form und dem Inhalte des Werkes zu erinnern hätten.

Der Vf. nennt sein Werk *Lithurgik* oder *ökonomische Mineralogie*. Vorrede und Inhalt zeigen, dass er darunter die Lehre von sämmtlichen Benutzungen der Fossilien versteht. Mag der Vf. immerhin dem Worte *Lithurgik* diesen allgemeinen Begriff unterlegen, so scheint doch der Ausdruck: *ökonomische Mineralogie* ihn nach dem allgemeinen Sprachgebrauche nicht ganz umfassen, sondern leicht zu einem Missverstande Veranlassung geben zu können. Wir würden daher diesem weniger umfassenden Ausdrucke den allgemeineren: *technisch-ökonomische Mineralogie*, vorziehen.

Das Werk bestehet aus zwey Haupttheilen: einer *Einleitung* in die *allgemeine* Lithurgik (Th. I. S. 1—202) und dem *speciellen* Theile der Lithurgik (Th. I. S. 203—632 und Th. II.). In dem ersten Haupttheile werden in drey Abschnitten in einem sehr zweckmässigen, gedrängten Vortrage und zugleich mit ungemeiner Vollständigkeit, 1) Vorbegriffe der Bergbaukunde; 2) Vorbegriffe der Hüttenkunde; und 3) Übersicht der mechanischen Lithurgik ertheilt. Der zweyte Haupttheil handelt alsdann die Benutzung der einzelnen Fossilien ab, und zwar 1) die Benutzung der Gebirgsarten; und 2) die Benutzung der Parasiten; welche zweyte Abtheilung den Inhalt des ganzen zweyten Bandes ausmacht, und daher Gegenstand unserer näheren Beleuchtung ist. Der Vf. hat für die Bearbeitung dieser Abtheilung seines Werkes eine *geognostische* Ordnung gewählt, und handelt daher 1) von der Benutzung der *Lagerparasiten;* 2) von Benutzung der *Gangparasiten;* und 3) von Benutzung der beweglichen Parasiten oder *Quellen*. Wenn sich gleich für diese Anordung Manches sagen lässt, so scheint doch dem Rec. ein *chemisches* System eine ungleich passendere Grundlage für eine Lithurgik zu seyn. Der Vf. bemerkt in der Vorrede, dass er darum den speciellen Vortrag nach einem geognostischen Systeme geordnet habe, theils, weil das chemische System noch nicht ohne mancherley Inconsequenzen ausgeführt werden könne, theils weil er glaube, dass die geognostische Ordnung den Überblick der nutzbaren Fossilien einer jeden Gegend erleichtere. Was den ersteren Punct betrifft, so sieht Rec. nicht ein, aus welchem Grunde es unmöglich seyn sollte, ein in Hinsicht des jetzigen Zustandes der Chemie consequentes Mineralsystem aufzustellen; und was den zweyten anlangt: so würde der Zweck, welcher doch immer nur ein Nebenzweck bey einem Handbuche der Lithurgik seyn kann, durch ein angehängtes, nach einem geognostischen Systeme geordnetes Verzeichniss der nutzbaren Fossilien, zugleich mit erreicht werden können. Ein chemisches System scheint aber dem Rec. darum eine zweckmässigere Grundlage der Lithurgik zu seyn: 1) weil die Benutzung der Fossilien hauptsächlich doch nach ihren Bestandtheilen sich richtet, wenn auch nicht immer unmittelbar, doch wenigstens mittelbar, da äussere Gestalt, Structur, Farbe und andere Eigenschaften von dem Mischungsverhältnisse abhängig sind; 2) weil eine geognostische Anordnung zu Wiederholungen, oder, wenn auch diese vermieden werden, zu Verweisungen Veranlassung giebt, weil manches Fossil als Gebirgsart, Lagerparasit und Gangparasit vorkömmt; 3) weil durch eine chemische Anordnung die Lithurgik selbst instructiver wird, indem Fossilien von ähnlichen Bestandtheilen auch auf ähnliche Weise benutzt zu werden pflegen, und da-

her beständig gezeigt werden könnte, welchen Einfluss Abweichungen im Mischungsverhältnisse auf die Benutzung der Fossilien haben, wodurch mithin der von dem Vf. selbst in der Vorrede angegebene zweyte Hauptzweck der Lithurgik — die Belehrung nämlich über das Verhältniss, in welchem die Nutzbarkeit der Fossilien zu mannichfaltigen Zwecken mit ihren physischen Eigenschaften und Bestandtheilen correspondirt, am leichtesten und besten würde erreicht werden. Nach Rec. Dafürhalten würde daher in der Lithurgik am zweckmäsigsten zuerst die Benutzung der sichtbar ungemengten Fossilien, nach einem auf chemische Grundsätze gebaueten Systeme geordnet; und darauf die Benutzung der gemengten Gebirgsarten, auch nicht in geognostischer, sondern in petrographischer Ordnung abgehandelt werden, weil es z. B. in der Lithurgik sehr gleichgültig seyn kann, ob ein Granit oder ein Porphyr von einem bestimmten Korne und einer bestimmten Festigkeit und Frequenz der Gemengtheile, ein älterer oder ein jüngerer ist. Gehen wir nun zum Inhalte des speciellen Theils der Lithurgik unseres Vfs. über, wobey wir hauptsächlich auf den von demselben in der Vorrede geäusserten Wunsch Rücksicht nehmen, und ihm diejenigen Supplemente zu seiner Arbeit mittheilen wollen, die wir, ohne Hinsicht auf die neuesten, nach Erscheinung seines Werkes gemachten Entdeckungen und Erfindungen, ihm anzubieten im Stande sind. Im Allgemeinen kann Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, dass es dem gelehrten Vf. hätte gefallen mögen, bey weniger bekannten Angaben, seine Quellen, so wie bey den hin und wieder angeführten Beyspielen, die Orte, wo das angegebene Verfahren im Gebrauch ist, anzuführen. Was die Unterlassung der bestimmten Angabe der Quellen betrifft, so wird diese besonders fühlbar bey den übrigens sehr schätzbaren Nachrichten über die Lithurgik der Alten, welche der Vf. überall mit beygebracht hat; bey denen man wohl den Plinius, den Theophrast genannt, aber nur höchst selten eine Stelle angegeben findet, auf welche sich die Angabe des Vfs. beziehet. Auch vermisst man hin und wieder Bestimmtheit in den Angaben: so z. B. gleich S. 10, wo von dem Brennen des Quarzes in Porcellan-Fabriken die Rede ist, und wo angegeben wird: man rechne beym Brennen des Quarzes auf 700 Centner Stein, 11 Klafter Holz, womit er 36 Stunden lang geglühet werde, bis er zerbröckele; wobey billiger Weise die Grösse der Klafter, und die Art der Vorrichtung zum Glühen hätte angeführt werden müssen. An derselben Stelle wird erwähnt: dass nur der Quarz zum Porcellan genommen werde, der im Feuer vollkommen ungefärbt bleibt. Dabey hätte noch bemerkt werden können, dass in manchen Porcellanfabriken zu dem Ende der gebrannte Quarz durch Bürsten und Waschen von dem ihm beygemengten Eisenocher gereinigt werde. Der Quarzzusatz beym Porcellan soll nach dem Vf. gewöhnlich $\frac{8}{10}$ des Ganzen betragen; worüber doch aber nicht wohl etwas Allgemeines angegeben werden kann, da die Quantität des Quarzzusatzes nicht allein nach der verschiedenen Beschaffenheit des Porcellanthons, sondern auch für verschiedene Sorten des Guts verschieden seyn muss. So nimmt man z. B. auf manchen Fabriken zum *Biscuit* beynahe noch einmal so viel Quarz, als zum gewöhnlichen Porcellan. Nach S. 18 und 19 soll der ächte *Avanturin* aus einem Gemenge von Quarz und Glimmer bestehen; der unächte hingegen ein sprüngiger Quarz seyn. Rec., der Gelegenheit gehabt hat, bey einem der grössten Kenner der sogenannten Edelsteine, Suiten von ächten wie vom unächten Avanturin zu sehen, kann bezeugen, dass sich die Sache gerade umgekehrt verhält, indem der ächte Avanturin ein sprüngiger Quarz, der unächte hingegen ein feiner Glimmerschiefer ist. S. 23 giebt der Vf. an: das künstliche Avanturin werde aus zwey Theilen Glasfritte und einem Theile Kupferschlacke verfertiget; und die darin befindlichen Flimmern seyen anfänglich durch fein zerriebenes Blattgold oder Blattsilber dem Glase ertheilt worden, welches aber eben so gut durch pulverisirten Talk oder Glimmer bewirkt werden könne. Diese Angabe scheint jedoch dem Rec. nicht völlig richtig zu seyn, da die Flimmern im künstlichen Avanturin, unter dem Mikroskope betrachtet, sie mögen noch so klein seyn, als völlig reguläre, sechsseitig - tafelförmige Krystalle erscheinen. So viel Rec. weiss, so ist die Verfertigungsart des Avanturin-Glases noch ein Geheimniss. Kupfer scheint aber dabey allerdings mit im Spiele zu seyn, welches nicht allein die Farbe des Glases, sondern auch die Ähnlichkeit der Flimmern mit den Krystallen des sogenannten glimmrigen Kupfers andeutet. Nach S. 35 hält der Vf. das Katzenauge mit *Widenmann* für eine Abart des Feldspaths. Rec. möchte diess Fossil dagegen, nach den unangeschliffenen Exemplaren, die er zu untersuchen Gelegenheit gehabt hat, für ein inniges Gemenge von muschlichem Quarz und Amianth halten, welchem letzteren er die Eigenschaft des Schielens verdankt, wenn er nach einer gewissen Richtung convex geschliffen wird. Der Labradorstein ist nicht immer, wie der Vf. S. 38 angiebt, ein *grauer* Feldspath, sondern, wie namentlich der norwegische, gar oft an sich ein weisser, rother, oder grüner Feldspath. Der norwegische, so wie der vom Angermanland in Schweden, und wahrscheinlich auch der, bisher nur in Geschieben gefundene, von der Küste Labrador, kömmt nicht im Granite vor, wie der Vf. sagt, sondern in einem jüngeren Syanite. Der Demantspath scheint dem Vf., nach S. 39, zum Feldspathe zu gehören, da doch bekanntlich durch die trefflichen Untersuchungen von *Bournon* und *Chenevix* die richtige Stelle demselben bey dem Saphire angewiesen worden ist. Auch verdient bey diesem Capitel bemerkt zu werden, dass eine Art des *Smirgels* mit dem *Korund* zu Einer Gattung gehört. S. 47, bey der *Benutzung* des grossblättrigen Glimmers, oder sogenannten russischen Frauenglases, könnte auch noch die Anwendung desselben zum Auflegen von kryptogamischen

Gewächsen, besonders von Wasseralgen, wozu es sich ganz vorzüglich schickt, erwähnt werden. Nach S. 89 ist der Vf. geneigt, den *Beryll* nicht zum *Smaragd* zu zählen, worin ihm aber wohl nicht leicht ein neuerer Mineraloge beypflichten wird. — Zur Anwendung des *Gypsspaths* (S. 116) gehört auch, dass man ihn auf manchen Porcellan-Fabriken, wie z. B. zu *Fürstenberg*, als Zusatz zur Porcellanmasse gebraucht. Nach S. 172 soll der *Feuerstein* nie auf Flözgebirgslagern vorkommen. Wenn man aber auch mit dem Vf. die Kreideflöze zu dem Schuttgebirge zählen wollte: so findet sich der Feuerstein doch ausserdem auch hin und wieder im Muschelkalksteine, und sogar, wiewohl selten, im ältesten Flözgypse. In neueren Zeiten hat man den Feuerstein auf ähnliche Weise wie den *Onyx*, zu *Cameen* benutzt. S. 184 giebt der Vf. für den Diamant nur einen *einfachen* Blätterdurchgang an, da dieser Körper doch bekanntlich einen sehr deutlichen, *vierfachen*, mit den Flächen des Oktaëders parallelen Durchgang der Blätter besitzt, der die Grundlage der Kunst des Diamantklövens ist. Nach S. 212 soll der Lydit oder jaspisartige Kieselschiefer nie in Lagern, sondern nur parasitisch im gemeinen Kieselschiefer vorkommen. Dennoch bildet der jaspisartige Kieselschiefer in mehreren Gegenden, z. B. am Harz, im Baireuthischen, nicht allein mächtige Lager, sondern zuweilen ganze Stückgebirge. Des *Holzsteins* (S. 204), namentlich dessen vom *Kiffhäuser* in Thüringen, bedient man sich auch hin und wieder als *Smirgel*. S. 327 sagt der Vf., dass der Cacholong zuerst als Geschiebe an den Ufern des Flusses Cach in der Bucharey gefunden worden sey, und dass, da in der Landessprache Cholong Stein heisse, das Ganze Cachstein bedeute. Nach anderen gelehrten Mineralogen, namentlich nach *Blumenbach*, hat jenes Fossil den mongolischen Namen *Kascholong*, der so viel bedeutet als *schöner Stein*. S. 337 äussert sich der Vf. über den *Lasurstein*: „dass *Wallerius* ihn vielleicht nicht mit Unrecht für einen hochblauen *Jaspis* halte; wobey er aber gewiss nicht an sein Verhalten vor dem Löthrohre und manche andere Eigenschaften dachte, die ihn so himmelweit von dem Jaspis entfernen, und den *Zeolithen* am nächsten bringen. S. 368 wird die von *Achard* behauptete, künstliche Erzeugung des Bergkrystalls erwähnt. Mit mehrerem Rechte hätte hier aber wohl die *Trommsdorffsche* Erfahrung über die Krystallisirung der aus der Kieselfeuchtigkeit abgeschiedenen Kieselerde gedacht werden können. In dem Abschnitte von der Benutzung des *Doppelspaths* (S. 375) wird der neuere Vorschlag zu seiner Benutzung in der praktischen Astronomie vermisst. — Des *Flussspathes* (S. 385) bedient man sich auf manchen Porcellanfabriken als eines Zusatzes zur Glasur. Nach S. 406 soll die vom Dr. *Faxe* verfertigte Steinpappe *Amianth* zum Grunde gehabt haben. Dem Rec. scheint es aber keinem Zweifel zu haben, das *Pozzolana* Hauptingredienz derselben ist. Nebenbestandtheile sind Kuhhaare und Heringslake. Zu S. 466 verdient noch die Benutzung des laufenden Quecksilbers bey dem, von dem berühmten schwedischen Naturforscher *Gahn* zu Fahlun angegebenen *Gebläseluftmesser*, von welchem *Blumhof* im braunschweigschen Magazine vom Jahre 1803 Nachricht gegeben hat, angemerkt zu werden. S. 475 erwähnt der Vf. nur die in Sachsen übliche Bleyerzprobe auf dem trocknen Wege mit *schwarzem Fluss*, ohne der am Harze gebräuchlichen *Pottaschenprobe* zu gedenken. S. 477 wird behauptet, dass von den Alten die Bleyerze vermittelst eines Saigerprocesses, auf ähnliche Art wie noch jetzt zu Villach, zu Gute gemacht worden seyen; dass Plinius unter *stannum* das zuerst abfliessende *reine* Bley, und unter *argentum* das darauf folgende, silberhaltige Bley verstehe. Billig hätte der Vf. hier aber auf die scharfsinnige Florencourtsche Erklärung der eben so merkwürdigen als schweren, hierauf Bezug habenden Stelle im Plinius (s. dessen Preisschr. üb. d. Bergw. d. Alten S. 37) Rücksicht nehmen sollen, nach welcher *stannum* durch *Werke* übersetzt wird. Bey der Beschreibung des Giessens des Tafelbleyes (S. 481) hätte erwähnt werden können, dass an manchen Orten das Tabacksbley unter eisernen Walzen gestreckt wird; dass aber zur Bleyweis-Fabrication das gegossene Bley tauglicher sey als das gewalzte, und darum dichterer. — Der Vf. irret sich, wenn er S. 520 behauptet, dass die reinsten Parthieen des gemeinen, magnetischen Eisensteins gediegenes Eisen seyen, und S. 521, dass der Eisenglanz den Übergang bilde vom Magneteisenstein zu den oxydirten Eisenerzen. Die erstere Behauptung bedarf keiner weiteren Widerlegung; was aber die zweyte betrifft, so bedachte der Vf. wahrscheinlich nicht, dass in dem Eisenglanz das Eisen auf der nämlichen Stufe der Oxydation stehet, wie im Roth-Eisensteine, welches schon die Farbe seines Pulvers beweist. Bey Erwähnung des Eisenblechschlagens (S. 538) hätte auch des Eisenblechwalzens gedacht werden können, welches in England ganz allgemein üblich ist. Dasselbe gilt vom Kupferblech (S. 504), welches nicht allein in England, sondern auch zu Avestad in Schweden auf Walzwerken fabricirt wird. Auch hätte bey den Eisenmanipulationen der in Schweden ganz allgemein gebräuchlichen und auch in England, Frankreich und zu Holzminden an der Weser eingeführten Walz- und Schneide-Werke für Band- und Nagel-Eisen mit gedacht werden können. (Zu S. 583.) Auch die *Blende* benutzt man hin und wieder, namentlich im Österreichischen und in England auf *Zink*. Auch sind die am Harz zuerst von dem Hüttenreiter Brüel zu Zellerfeld und neuerlich von dem Oberhütteninspector Schönian zu Lautenthal angestellten Versuche bekannt, den Zink vermittelst Destillation aus der Blende zu gewinnen. Der Oberfactor von Uslar zur Oker am Harz hat mit nicht ganz üblem Erfolge versucht, rein ausgehaltene, nicht arsenikalische Blende statt des Galmeies dem Kupfer bey der Messingsfabrication zuzusetzen. S. 586 gedenkt der Vf. nur des Giessens des Messings zwischen Granitsteinen. In England bedient man

sich aber dazu eiserner Platten, so wie man hin und wieder in Schlesien in Sand giesst. S. 587 hätten auch die Messingswalzwerke, welche man u. a. in England, Schlesien, Schweden, zur Oker am Harz antrifft, erwähnt werden können. —

Der 2 Theil der *Lithurgik* enthält statt einer Vorrede, eine Beleuchtung der Einwürfe des Hn. *de Luc* gegen die Geognosie des Vfs. Eine Kritik dieser Antikritik würde uns hier zu weit führen; jedoch können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, dass sich der Vf. mit einer würdigen Ruhe den beynahe fanatischen Angriffen seines Gegners widersetzt hat, und gerade dadurch am allerkräftigsten dem ihm gemachten, wahrlich höchst lächerlichen Vorwurf der Jugend begegnet ist. —

Die Brauchbarkeit des überaus nützlichen und interessanten Werkes wird durch ein vollständiges, dem zweyten Theile angehängtes Register erhöhet; so wie auch der Verleger für sehr correcten Druck und gutes Papier rühmlich gesorgt hat. E. α.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Freyberg*, b. Craz u. Gerlach: *Über die Production des Roheisens in Russland und über eine neue Schmelzmethode in sogenannten Stürzöfen*, von *J. C. Norberg*, kön. schwed. Bergrathe u. s. w. Aus dem Schwedischen von *J. G. L. Blumhof*, d. W. Dr. u. s. w. 1805. XVI u. 64 S. 8. Mit 1 Kupfertafel. (12 Gr.) Diese Schrift enthält die Übersetzung von zwey für sich bestehenden schwedischen Abhandlungen des bekannten Bergraths *Norberg*. Das Original der ersteren ist zu Stockholm unter dem Titel: *Någottill Underrättelse, angående Rysslands Tackjärns - Tillvärkning*, 1802. in 8. erschienen. Sie handelt von der Roheisenerzeugung in Russland im Allgemeinen, und ertheilt ausserdem von einigen dortigen Eisenhohöfen nähere Nachrichten, welche aber keinen weiteren Auszug gestatten. Vergleicht man sie mit den in den bekannten *Herrmann*'schen Schriften enthaltenen, so erscheinen sie äusserst unvollständig und mangelhaft; so wie man auch dabey durchgehends eine zweckmässige Ordnung des Vortrags vermisst. Die zweyte Abhandlung, deren Original in *Kongl. Svenska Vetenskaps Academiens nya Handlingar*, Quart. 1. 1803, stehet, liefert die, durch eine Abbildung verdeutlichte Beschreibung einer Gusseinrichtung für zwey sogenannte *Stürzöfen* (*Stjülpugnar*), welche mit der von *Reaumur* in seinem Werke: *L'art d'adoucir le fer fondu*, zum Umschmelzen kleiner Roheisenbrocken angegebenen, Ähnlichkeit hat. *Norberg* sah jene Vorrichtung bey dem russischen Hüttenherrn *Botaschef*, der aber nicht nur den *Reaumur*'schen Ofen vergrössert, und das Stürzen oder Umstülpen desselben durch das höhere Hinaufbringen der Axen möglich gemacht, sondern auch an beiden Seiten Formenvorgerichtet hat. Durch *Norberg* wurde diese Einrichtung, mit einigen Abänderungen am Gebläse, nach Schweden verpflanzt, wo man auf einer Kanonengiesserey des Majors *Silfwersparre* zu Newequarn in Södermannland Versuche damit angestellt hat, über deren Ausfall ein, dem königl. Bergcollegio zu Stockholm von dem berühmten Directeur *Garney* abgestatteter Bericht im Auszuge mitgetheilt worden ist, welcher ein günstiges Zeugniss über die Brauchbarkeit des Ofens ablegt. Wiewohl nun Rec. nicht einsieht, welchen Vorzug bey Eisengiessereyen die in jener Abhandlung mit Genauigkeit beschriebenen *Stürzöfen* vor den sehr bewährten *Cupolöfen* haben können; und wiewohl ihm auch bekannt ist, dass jene Vorrichtung keinen besonderen Beyfall und keine weitere Nachahmung in Schweden gefunden hat: so wird dennoch dem deutschen eisenhüttenmännischen Publicum vorliegende Übersetzung, bey der man nur leider oft Sorgfalt in der Wahl des Ausdrucks vermisst, nicht ganz unwillkommen seyn. E. α.

Physik. *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Die Lehre von der gleichförmig beschleunigten Bewegung aus dem wahren Begriffe der gleichförmig beschleunigend wirkenden Kraft* abgeleitet von *Joh. Jos. Ign. Hoffmann*, Prof. d. Physik zu Aschaffenburg, Mitgl. der Departementalgesellsch. der Wissensch. u. Künste zu Mainz. Mit einer Kupfertafel. 1807. 70 S. 8. (8 Gr.) Von Hn. *H's*. Talent, mathematische Untersuchungen mit Gründlichkeit und Klarheit zu erläutern, enthält auch die vorliegende Schrift Beweise. Der Vf. fand die Darstellung der Theorie von der gleichförmig beschleunigten Bewegung bey allen anderen Schriftstellern nicht recht gründlich. Die meisten Schriftsteller nämlich nehmen die gleichförmig beschleunigende Kraft als *ununterbrochen* wirkend an, und betrachten gleichwohl die Bewegung so, als ob sie während sehr kleiner Zeittheilchen gleichförmig bliebe. Dieses kann aber, bemerkt der Vf., nicht in völliger Strenge mit einander bestehen. Denn wenn die Kraft unaufhörlich wirkt: so ist die Bewegung, selbst während des kleinsten Zeittheilchens, schon beschleuniget. Hr. *H.* betrachtet daher die Kraft als *unterbrochen* wirkend; die Kraft treibt am Anfange des ersten Zeittheilchens den Körper zur Bewegung an, am Anfange des zweyten Zeittheilchens wird dieser Antrieb mit gleicher Stärke erneuert u. s. w.; daher durchläuft der Körper im ersten Zeittheilchen einen gewissen der Grösse der Kraft angemessenen Raum, im zweyten Zeittheilchen einen doppelt so grossen Raum u. s. w. und die Bewegung bleibt während eines und desselben Zeittheilchens gleichförmig. Es ist bekannt, dass bey einer solchen Kraft der vom Anfange der Bewegung an durchlaufene Raum nicht genau dem Quadrate der verflossenen Zeit proportional ist, wie man gewöhnlich annimmt; sondern dass dieses Verhältniss nur desto näher Statt findet, je kleiner die Zwischenzeiten zwischen den einzelnen Wirkungen der Kraft sind. Aus diesem Grunde, glaubt Hr. *H.*, sollte man auch nicht so bestimmt behaupten, die Räume seyen dem Quadrate der Zeiten proportional.

Niemand wird leugnen, dass es für den Anfänger sehr gut ist, wenn diese Lehre so eingeleitet wird, da allerdings die Betrachtung der Differentiale ihn verwirren kann; neu aber ist diese Darstellung wohl nicht, und wenn wir nicht sehr irren, so pflegte unter anderen *Lichtenberg* die Lehre von den beschleunigenden Kräften so vorzutragen. Übrigens ist es so ganz unerlaubt nicht, dass man, auch bey einer stetig wirkenden Kraft, die Bewegung während unendlich kleiner Zeitmomente als gleichförmig betrachtet, gerade so, wie man bey der Rectification der Curven diese als aus geraden Stücken zusammengesetzt ansieht. Dieses ist eine Näherungs-Methode und eigentlich (bloss etwas undeutlicher ausgedrückt) gerade das, was Hr. *H.* haben will; nur mit dem Unterschiede, dass man wegen Kleinheit der Zeitmomente das zweyte Glied in §. 38 weglässt.

Ausser der eigenen Darstellung des Hn. *H.* findet man hier noch eine Prüfung dessen, was *Hauy*, *Fischer*, *Gren* und *de la Caille* über diese Lehre gesagt haben. Der Abschnitt, welcher hievon handelt, hätte leicht kürzer gefasst werden können, da die wichtigsten Bemerkungen, die der Vf. hiebey macht, fast einerley bey allen diesen verschiedenen Darstellungen sind. Auffallend ist es, dass Hr. *H.* gerade diese Schriftsteller auswählte, da man mit eben dem Rechte und hauptsächlich Schriftsteller von so bekannter Gründlichkeit, wie *Euler*, *Karsten*, *Kästner*, hier erwähnt zu finden erwarten könnte. B.

NEUE AUFLAGEN.

Grätz, b. Tanzer: *Grundbuchslehren oder Abhandlung von der Verfassung der Grundbücher*, und von der Ausführung der bey Grundbuchsämtern vorkommenden Geschäfte. Für angehende Beamte in herrschaftlichen Canzleyen. Von *Cajetan Wanggo*, Landgerichts-Verwalter, Ortsrichter und Werbbezirks-Commissär der gräflich Gundacker von Herbersteinischen Herrschaft Eggenberg. 2te verm. Aufl. 1808. 128 S. 8. u. 2 Bogen Tabellen. Fol. (1 Thlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JULIUS, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Berlin, b. Nauck: *Platonis dialogi quatuor, Lysis, Charmides, Hippias major, Phaedrus.* Annotatione perpetua illustravit *Lud. Frid. Heindorf*, A. M. Gymnasii Berolino-Coloniensis Professor. 1802. 371 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Platonis dialogi duo, Gorgias et Theaetetus*, emendavit et annotatione instruxit *Lud. Frid. Heindorfius.* Accedit Auctarium animadversionum *Philippi Buttmanni.* 1805. 569 S. gr. 8. (2 Thlr. 6 Gr.)

3) Ebendaselbst: *Platonis dialogi tres, Cratylus, Parmenides, Euthydemus*, em. et ann. instr. *Lud. Fr. Heindorfius.* 1806. 431 S. gr. 8. (1 Thlr. 18 Gr.)

4) Ebendaselbst: *Platonis libri quatuor, Gorgias, Apologia Socratis, Charmides, Hippias major*, scholarum in usum edidit *L. F. Heindorf.* Praefixa est annotatio critica in Apologiam Socratis. 1805. 263 S. 8. (16 Gr.)

Nachdem Hr. *Heindorf* vor nunmehr 10 Jahren, als die Liebe zur Bearbeitung der platonischen Schriften kaum noch erweckt war, und derselbe in Deutschland weit isolirter als jetzo stand, durch sein *Specimen coniecturarum in Platonem* (Berlin 1798) seine künftigen Bemühungen angekündigt hatte, sind wir von ihm mit diesen Ausgaben von zehn Dialogen, welche zum Theil unter sehr widrigen Umständen vollendet wurden, nach und nach erfreut worden; und gewiss hat er sich dadurch ein bleibenderes Verdienst erworben, als wenn er, nach Art mancher rüstiger Herausgeber oder vielmehr Abdrucker der Alten, sogleich eine Edition des gesammten Platon beabsichtigt hätte, wozu es damals noch so sehr an Vorarbeiten mangelte, und auch jetzo noch in vielen Stücken bedeutend mangeln dürfte. Nach der während einer Krankheit des Herausg. von *Ge. Ludw. Spalding* verfassten Vorrede zum ersten Bande (S. VI) war es desselben erster Zweck, „den Text (welchen er in bequeme Paragraphen abgetheilt) so ächt als möglich herzustellen," der andere aber „die Stellen zu entziffern und zu erläutern, welche einen des Griechischen nicht unkundigen, aber im Platon weniger bewanderten Leser aufhalten könnten." Keine von ihm bemerkte Dunkelheit, keine Unzulänglichkeit seiner Kunst oder seiner Hülfsmittel sollte verschwiegen werden, wenn nur seine Redlichkeit und gute Meinung offenbar würde. Und wahrlich, dass in dieser Hinsicht durch die humanen Studien die wahre Humanität in des Herausg. Gesinnung übergegangen sey, leuchtet überall hervor zugleich mit einer seltenen Bescheidenheit, aus welcher eine grosse Nachgiebigkeit gegen Andere, wie gegen seine Freunde *Buttmann, Schleiermacher* und *Spalding* entspringt, ja die ihn bisweilen bis an die Grenzen der Selbstverkennung und der Geringschätzung seiner eigenen Verdienste führt; eine Krankheit, wozu die Philologen eben so sehr, als zu der entgegengesetzten der Anmasung und Eitelkeit geneigt sind, und wovor doch einen jeden ein treuer Freund bewahren möge. Dass also eine lobenswürdige Besonnenheit und Enthaltsamkeit von kühnen oder seltsamen Hypothesen, eine wahrhaft philologische Genauigkeit und prunklose Einfachheit in seinem Commentare seyn müsse, läst sich schon daraus abnehmen; nur möchte man ihm als eine Folge des Anspruchlosen hie und da vielleicht zu viel Nüchternheit und Mangel an Fleisch und Fülle vorwerfen können. Übrigens hat natürlich im Allgemeinen jeder folgende Band eine grössere Vollkommenheit als der frühere, wiewohl die Form und die allen gemeine gute, aber sehr kurze, lateinische Diction ziemlich dieselbe bleibt.

Eine vollkommene Ausgabe des Platon muss nicht nur für die Kritik, niedere sowohl als höhere, für die Spracherklärung und für die Erläuterung aus den gewöhnlich historisch-antiquarischen Notizen das Erforderliche leisten, sondern auch die Form, nämlich die äussere, aber auch die tiefer liegende innere, wir meinen den grossen Zusammenhang des Ganzen, und endlich die Doctrin berücksichtigen; diesen anderen Theil würden wir die *philosophische Erklärung* nennen, wäre nicht zu besorgen, man möchte darunter nicht eine unverfälschte, selbstständige Darlegung der Lehre, sondern jenen ekelhaften Wust seichter Bekrittelung und Vergleichung mit allerley Systemen verstehen, welcher in philologische Commentare neuerlich nur von urtheilslosen und verschrobenen Köpfen gebracht worden ist, die im Bewusstseyn ihrer philologischen Armseligkeit, eben durch ihn sich und andere entschädigen wollten. Soll aber die Philologie, auf welche der Spruch, *unser Wissen ist Stückwerk*, im eigentlichsten Sinne angewandt werden kann, von den höchsten Foderungen so wenig nachlassen, dass sie die Lösung der ganzen Aufgabe, wozu die vielseitigste und umfassendste Kenntniss des Alterthums gehört, von einem Einzigen verlangte? Wie viele der Alterthumsforscher sind dann in der kritisch-grammatischen und anti-

quarischen Gelehrsamkeit, und zugleich in dem Verstehen philosophischer Kunstwerke und in der Geschichte der Philosophie gleich ausgezeichnet? Muss die Philologie nicht vielmehr jeden Beytrag zur Vollendung des Ganzen mit Dank annehmen, und froh seyn, wenn dieses, ob es gleich nicht in Einem vorhanden ist, durch mehrere allmählich hervorgebracht wird? Die Kritik weise also jeder einseitigen Bestrebung dieser Art ihren wahren Standpunct an, zeige auf, was durch dieselbe für das Ganze gewonnen, und was um des Einseitigen willen verloren gegangen ist; aber sie ehre jene um so mehr, je weniger die Bestrebung die entgegengesetzte, in ihrer Art gleichfalls vortreffliche, zu beeinträchtigen sucht. Dieses ist der Fall bey Hn. *H.*, dessen Talent auf jenem ersten Felde des Kritischen und Antiquarischen, im Besonderen und Einzelnen hervorsticht, wobey er jedoch so weit entfernt ist, *Schleiermachers* Verdienste anderer Art nicht anzuerkennen, dass er sich vielmehr so über ihn auslässt (zum Parmenides S. 236): „*Vir praestantissimus, cui plus aliquando Plato debebit, quam omnibus, quotquot et sunt et erunt, philologis. Nam dum ille ipsa philosophiae Platonicae penetralia aperit, nos in syllabis apicibusque haeremus.*"

Eine andere Bemerkung über die philologischen Commentare sey uns noch vergönnt. Einige Alterthumskundige lassen ihre Bemerkungen über einen Schriftsteller, zu dessen Verständniss sie ursprünglich das Mittel seyn sollten, zuletzt zum Zwecke werden, indem sie dieselben mit vieler Liebe, aber über die Grenzen einer gewöhnlichen Erklärung ausbilden, und ohne Rücksicht auf ihren Autor alles, was sie eben jetzo interessirt, unterstecken, so dass nicht selten an sich unbedeutende Schriftsteller durch sie bedeutend geworden sind. Dahin gehören mehr oder weniger die Commentare eines *Casaubonus*, *Salmasius*, *Ezech. Spanheim*, *Valckenaer*, *Dorville* u. a., deren Schriften eben dadurch Repertorien der classischen Gelehrsamkeit geworden sind, gleich vorzüglich an Fülle und grossentheils meisterhafter Ergründung der Gegenstände. Andere hingegen, welche zum Theil sehr bedeutsam *commentatores perpetui* heissen könnten, weil sie nie mit Herausgeben fertig werden, halten sich genau dabey, ihren Anmerkungen wenig selbstständigen Werth zu geben, sondern sie nur zum Verständniss der herrlichsten Classiker auszuspenden, und fallen so häufig in den Vorwurf der Seichtigkeit und Mattigkeit. Zwischen beiden Gattungen giebt es aber eine schöne Mitte, in der die Vorzüge beider ohne ihre Fehler so viel möglich verbunden worden sind: wovon *F. A. Wolfs* Commentar über Demosthenes *Leptinea* ein treffendes Beyspiel ist; die *Heindorfschen* Erläuterungen dürften nur mit weniger Bescheidenheit und nicht so fragmentarisch geschrieben seyn, um dieser Mitte näher zu kommen, als sie schon wirklich sind. Vieles hat Hr. *H.* gewiss der Kürze wegen liegen gelassen, und wir sind nicht gesonnen, ihm dieses nachzutragen; so wenig als hier das, was seit der Herausgabe dieser Dialoge Neues über dieselben gesagt worden ist, aufgesammelt werden soll: vielmehr wollen wir nur den Charakter seiner Commentare darstellen, und an einigem nicht Bekannten beyspielsweise zeigen, was hie und da zu thun übrig seyn möchte. Vieles, was in dem ersten Bande nicht richtig ist, weiss er ohne Zweifel bey weitem besser, als irgend Jemand, zu verbessern; unbillig wäre es, ihm alte Versehen vorzuwerfen; vieles zu dem ganzen Werke findet sich auch von ihm und *Schleiermacher* in des Letzteren Anmerkungen zu seiner Übersetzung berichtigt, so dass sie zum Theil die Stelle einer Kritik vertreten.

Neue Quellen des Textes hat Hr. *H.* beym *Phädros* nicht benutzt, ausser eine pariser Handschrift des *Stobäos*, welche ihm von *J. G. Schneider* mitgetheilt worden war. Nebst diesem und *Henr. Stephanus* Noten gewährte ihm der schon bekannt gewesene *Cod. Vindobonensis* einige Hülfe. Im *Gorgias* aber hatte er aus *Routh's* und *Findeisen's* Vorarbeiten die vier Mss. *Regius*, *Bodleianus*, *Augustanus* und *Meermannianus*, durch deren verständige Benutzung der Text viel gewonnen hat. Im *Kratylos* gebrauchte er die ebenfalls von dem uneigennützigen *Schneider* ihm mitgetheilte Collation einer vortrefflichen *gudianischen* Handschrift aus der wolfenbüttelschen Bibliothek No. 44, woraus eine unzählige Menge Stellen hergestellt worden sind; denn von sehr geringem Belange sind die *Eclogae ex Procli Scholl. Mss. in Plat. Cratyl.*, welche er von *F. A. Wolf* erhalten hatte. Im *Parmenides* ist der von den Zweybrückern verglichene *Cod. Tubingensis*, im *Euthydemos* die von *Routh* verglichene pariser Handschrift gebraucht. Beym Parmenides konnte noch *Jo. Guil. Thompson's* Ausgabe (Lond. 1728. 8.) benutzt werden, worin Hr. *H.* wenigstens einige, wenn auch meist unbedeutende Lesarten aus einem Commentar des *Proklos* und aus *Damaskios* περὶ ἀρχῶν gefunden haben würde. Die *alten Ausgab.* sind wohl schwerlich vollständig nen verglichen, und wie wenig diese Arbeit belohnend ist, wissen wir aus Erfahrung, sondern meistens scheint nur die Collation der *Zweybrücker* Herausgeber berücksichtiget zu seyn. *Cornar's* Übersetzung ist besonders beym ersten Bande sorgfältig benutzt; *Ficin's* Übersetzung wird oft citirt, aber nicht die ächte, vor der ersten griechischen Ausgabe aus Handschriften gemachte; von dieser giebt es vorzüglich drey Ausgaben: Florenz. 4. um das Jahr 1482 (nach einer von *Wolf* uns mitgetheilten Notiz); dann Venet. 1491. fol. und Paris 1518. fol., welche beiden vor uns liegen: sondern nur die von den Zweybrückern abgedruckte, durch *Simon Grynäus* der gewöhnlichen Lesart angepasste. Hr. *H.* wird diess gewiss in Zukunft verbessern, da nur jener ächte Ficinus die Stelle einer Handschrift vertreten kann. Wiewohl nun kein Billiger und Verständiger verkennen kann, wie grossen Nutzen bey so kleinen Hülfsmitteln die *Heindorf*'sche Kritik dem platonischen Texte gebracht hat: so haben wir doch häufig gehört, dass man dem Herausgeber den Vorwurf mache, zu wenig Handschriftliches benutzt zu haben, ungeach-

tet dieses gewiss nicht der Fall seyn würde, hätte ihm Mehreres zu Gebote gestanden. Allein diejenigen, welche sich Wunderwas einbilden, wenn sie aus den Manuscripten einige Abbreviaturen erlernt haben, woraus sie etwa eine Stelle besser als ein H. verbessern können, mögen doch wiederum bedenken, ob sie denn mit allen ihren schätzbaren Schätzen so viel, als er, leisten würden bey einem Platon, wo durch genaue und specielle Kenntniss des so oft wiederkehrenden Sprachgebrauches, durch ausgebreitete Kenntniss seiner Lehre, durch tiefes Eindringen in den Ideengang und Zusammenhang des Ganzen sowohl, als der einzelnen Theile, und durch eine tüchtige Divinations- und Combinations-Gabe auf eine für den Geist weit fruchtbarere und in ihrer Art genialere Weise gar vieles gewonnen werden kann, was aus keiner Handschrift gewonnen wird. Ob wir also gleich die Manuscripte und die dadurch allein zu erlangende diplomatische Sicherheit und Reinigkeit des Textes, selbst da, wo sie weder für Grammatik noch Sachen von Nutzen ist, als ein der Philologie würdiges Bestreben hochachten: so können wir doch nicht umhin, solche Tadler an die Worte des Faust zu verweisen:

Das (pariser) Pergament ist das der heil'ge Bronnen,
Aus dem ein Trunk den Durst auf ewig stillt?

Freylich aber, je weniger dem Herausgeber Ungedrucktes zu benutzen vergönnt war, desto mehr musste er alles Bekanntgemachte aufsuchen, was ohnehin in so mancher anderer Hinsicht belohnend werden kann; auch wird man im *Phädros* besonders, ausser den platonische Stellen so oft ausschreibenden Kirchenschriftstellern, *Clemens von Alexandrien* und *Eusebios*, und dem *Stobäos*, öfters den *Dionysios von Halikarnass, Galenus, Plutarchus, Makrobius, Proklos* u. a. angeführt finden; allein diese, besonders der Letzte, sind nicht vollständig benutzt, und viele andere, *Porphyrios, Plotinos, Simplicius, Jo. Philoponos*, werden sowohl für Erklärung als Kritik vernachlässiget, ungeachtet sie zu Beidem so viel enthalten für den, welcher sie verständig zu benutzen weiss, und ihre Stellen, selbst wo sie wenig nützen, doch einmal vollständig zusammengebracht werden müssen. Wir haben daher zu dem Herausgeber das gegründete Vertrauen, er werde bey künftigen Bearbeitungen auch darauf seinen Fleiss verwenden.

Was die *grammatische Kritik* betrifft: so mussten vor allen Dingen alle Solöcismen aus der Rede gebracht werden, z. B. wenn ὅπως noch irgendwo mit dem Conjunctiv des ersten Aoristus *Activi* oder *Medii* steht, wenn εὐθὺς statt εὐθὺ vom Raume gebraucht ist (s. zum Lysis Z. 1), wobey natürlich die besten Zeugnisse der Alten, oder die Anmerkungen der Neueren zu Rathe gezogen werden. Hieher gehören auch gewisse orthographische Kleinigkeiten, besonders die dialectischen Eigenheiten, wie ob man συν oder ξὺν schreiben müsse, in welchen Dingen, die mit der grössten Vorsicht zu behandeln sind, Hr. H. ein lobenswürdiges ἐπέχειν beobachtet; nur artet dieses bisweilen in offenbare Inconsequenz aus, weil er fast superstitiös sich an Zeugnisse der Bücher halten will, die doch, sobald höhere Gründe obwalten, in solchen Dingen gar nicht gehört werden dürfen. So schreibt er bald γίγνομαι, bald γίνομαι und dgl., da das erstere nun als das in den alten Zeiten ächte allgemein anerkannt ist. Auf die Aussage der Bücher hin setzt er Theätet. §. 100 die attische Form προκαλεῖ statt προκαλῇ, lässt diese §. 128, auch §. 142 setzt er sie in der contrahirten Form ἀποκρινεῖ, vertheidiget sich aber zum Theätet S. 326, dass er diesen Atticismus nicht überall hergestellt; denn, sagt er: „*non ausim ego multis millibus locorum scripturam sine librorum auctoritate novare, neque in talibus hodie nobis licitum arbitror, quod licuit olim Alexandrinis illis scriptorum veterum* διασκευασταῖς", ohne zu bedenken, dass in dergleichen gar keine Duplicität des Gebrauches möglich ist, dass, je mehr Codd. verglichen werden, an desto mehr Stellen die Endung ει statt ῃ in der 2 *pers. ind. pass.* und *med.* hergestellt werden müssen (wir erinnern nur an den von dem Engländer *Clarke* in Patmos aufgefundenen von Johann dem Kalligraphen), dass die älteren Mss. besonders diese Form haben, dass sie also sicher ehemals allgemein war in den Büchern des Platon und Xenophon, so gut als der Tragiker. Hierin war also nicht von *Fischer* abzugehen, dem ohnehin von dem wenigen Guten nichts entzogen werden darf, wenn er noch etwas behalten soll. Eben so würden wir in der 3. *pers. plusquamperf. act.* und *med.* statt der Endung ει überall η setzen, wie dieses nach *Heraclides Ponticus* und dem Stoiker *Panätius* bey Eustath. z. Od. Ψ. p. 1496, überall war in den ältesten Mss. des Platon; dieses Zeugniss ist besser, als aller Handschriften Aussage, indem es sogar über die alexandrinische Zeit hinausgeht. Ähnlich ist der Fall mit dem Worte θάλασσα. *Aelius Dionysius* bey Eustath. z. Iliad. K. p. 813 behauptet, θάλαττα käme nie vor in den Tragikern, im Thukydides und Platon, und von jenen und dem Thukydides, welche zur alten Atthis gehören, ist dieses auch so auffallend nicht, als von Platon; indess scheint doch dem Herausgeber (zum Euthydem S. 326) Hemsterhuis auf dieses Zeugniss zu viel zu geben; aber doch wagt er es wiederum nicht, für das Entgegengesetzte sich zu entscheiden. Wir zweifeln nicht, dass Dionysios seine wohlbedachten Gründe zu jener Behauptung hatte, und dass die Form θάλαττα nur von vorwitzigen Neuerern herrühre, welche von der Idee ausgingen, dass Platon, wie bekannt, zu der neuen Atthis gehöre: haben sie doch diese Form selbst in den antiken Thukydides hinübergeschleppt (s. die Varianten I, 13 und I, 26), wohin sie sicher nicht gebracht werden darf; und finden sich doch von der Form θάλασσα in den platonischen Werken selbst noch mehrere Spuren, wie Euthyd. §. 22 in der gewöhnlichen Lesart, welche Hr. H. mit Recht nicht vertauscht hat mit dem θαλάττης der *Bas.* 2; ferner im Phädon S. 109 B. im *Origines* und *cod. Zittav.* bey *Rudolph. Comm. soc. philol.* Lips. Vol. IV.

P. I, S. 97, und auch Phädon S. 109. C. im Stobäos und *cod. Aug.*, so wie Tim. S. 22. E. bey *Clem. Alex. Stromm.* I, S. 649. Auch in Rücksicht der *Accentuation* ist der Herausgeber nicht ganz consequent gewesen, wovon wir, um von *Encliticis* und anderen bekannten Dingen nicht zu reden, nur ein jetzt wenig mehr bekanntes Beyspiel anführen wollen. Im Phaedr. §. 145 steht: *καὶ οὐδέν γε ἄπο τρόπου*, welches nur ein aus den früheren Ausgaben fortgepflanztes Versehen zu seyn scheint, wenn man im zweyten Bande sieht, dass Hr. *H.* überall *ἀπὸ τρόπου* und *ἀπὸ σκοποῦ* schreibt, gegen alle Autorität sowohl der Grammatiker als der Handschriften und Ausgaben (s. *Schäfers Melett.* S. 51). In allen Stellen, welche Hr. *H.* zum Theätet. S. 412 und 286 aus Platon anführt, und mit diesem neumodischen Accente bezeichnet, stand vor ihm im alten Text jenes ächte *ἄπο σκόπου, ἄπο τρόπου*, nämlich Rep. V, S. 470. B. Theätet. S. 143. C. S. 179. C., und wir sind sehr begierig zu wissen, welche sicherlich starken Gründe den auf die Accente viel gebenden homerischen Kritiker bewogen haben, in den beiden letzten Ausgaben das alte *οὐδ' ἄπο δόξης* Odyss. Λ, 343 und Iliad. K, 324, zu verbannen. Von dem ionischen Sänger wollen wir nicht reden; aber was die gewöhnliche attische Aussprache betrifft, so verwerfe man diese Bemerkung ja nicht; auf diese Art verloren sich aus unserer Sprachkenntniss nach und nach eine ganze Anzahl der feinsten Observationen; möchte diese vielmehr ein *Buttmann* mit fleissiger und scharfer grammatischer Kritik sammeln und der Vergessenheit entreissen!

Übrigens haben, sowohl in Rücksicht der Emendationen, als des anderen, die Bearbeitungen der einzelnen Dialoge jede ihre besonderen Vorzüge; im *Gorgias* ist der Conjecturalkritik weniger Raum gelassen, wegen der ansehnlichen Collationen; im *Theätet* hat Hr. *H.* besonders viel gethan, so wie im *Kratylos*; im *Parmenides* zeigt sich, dass der Herausgeber in den dialektischen Gang des Gespräches tief eingedrungen ist, und wir wünschen, dass er gleiches Glück und gleiche Beharrlichkeit bey den übrigen dialektischen Gesprächen behalten möge, und dass sein Freund *Schleiermacher* ihn auch bey diesen, wie im Parmenides, thätigst unterstütze. Selten setzt er aus blosser Vermuthung, ohne äusseres Zeugniss, Lesearten in den Text, und hier übertreibt er fast die Bescheidenheit wieder; diess gilt sogar von Lesearten, welche in Mss. gefunden werden; jedoch wird auch hier der rechte Kenner oft sehen, dass Hn. *H's.* feiner Tact und Ansicht es gerade waren, welche ihm diese Zurückhaltung eingaben. So ist im Gorg. §. 64 *Schleiermachers* Conjectur, *ὅμως δὲ ὑπόμνησόν με σμικρὸν, εἰ, ἐὰν ἀδικως ἐπιβουλεύει τυραννίδι, εἶπες*, zwar gelobt, aber doch nicht in den Text aufgenommen worden; Mancher würde sie wohl gleich hineinsetzen; der Geübtere weiss, dass jenes *εἰ* oft ausgelassen wird, und hilft durch das einzige Komma nach *τυραννίδι* und ein Fragzeichen nach *εἶπες*: *„Aber doch erinnere mich, meintest du, wenn er unrechtmässig nach der Tyrannis trachtend* (diess erleidet)?" Wo nicht nöthig ist zu sagen: *„ob du meintest;"* welches Hr. *H.* auch selbst anderswo erläutert hat. Bisweilen gesteht er auch gar offenherzig, wo ihm seine Kritik nicht hinreichend dünke, wie Phaedr. §. 75 bey *αἰσθήσει*, welcher Stelle wir einen tüchtigen Verbesserer wünschen, aber keinen Conjecturmacher. Die Verbesserungen selbst sind nicht auf Gerathewohl versuchte; sondern im Allgemeinen wird man nur da welche finden, wo sie durch bedeutende Schwierigkeiten in Sinn und Sprache nothwendig gemacht werden. Hier weiss des Herausgebers Scharfsinn nicht nur aus dem Zusammenhange das Schickliche zu errathen; sondern ihm kommt auch eine feine, aus reichlicher Kenntniss geschöpfte Combination ähnlicher platonischer Stellen zu Hülfe; und man erkennt überall, wie hier nichts mit leichtfertiger Sorglosigkeit hingeworfen, sondern durch Fleiss und Meditation gefunden, und fortgebildet ist: so konnte er denn alles auch mit einer hinreichenden Zahl beweisender Stellen belegen; wie es keinem tumultuarischen Arbeiter vergönnt ist. Im Vortrage ist er kurz; Einfachheit und Klarheit, und Unumwundenheit der Gründe ist in seinen kritischen Anmerkungen; die allseitige Dialektik eines *Bentley* ist weder eines Jeden Sache, noch passt sie aller Orten hin. Dasselbige gilt auch von der Beurtheilung der Varianten; nur einige sind ausgelassen; die wir nicht geglaubt hätten zu vermissen. (S. unten.) Sollten wir aber aus der grossen Fülle des Trefflichen Einzelnes herausheben, um auf das Übrige dadurch nur einen Schatten zu werfen? Ein geistreicher Mann hat, im Scherze freylich, zweyerley Arten zu recensiren vorgeschlagen, die eine, nur das Schlechte herauszunehmen, unter der Voraussetzung, dass alles andere gut sey; die andere, das Gute allein anzuzeigen: wir wollen diess hier im Ernst anwenden, und so gehen wir den kürzern Weg, wenn wir Einiges, was nicht vollendet ist, anzeigen; denn nur Beyspiele, keine erschöpfende Behandlung, kann man von einer solchen Kritik fodern.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

Lateinische Sprachkunde. *Breslau*, b. Gross u. Barth und b. Barth jun.: *Grammatik der lateinischen Sprache.* Herausgegeben von *Karl Fr. Etzler*, Prof. und erstem Coll. am Elisab. Gymnas. zu Breslau. 1804. 181 S. 8. (14 Gr.) Der Vf. hat sich über die Herausgabe dieser Grammatik nicht erklärt, sondern verweist den Leser auf den zweyten Theil seiner Methodik des wissenschaftlichen Unterrichts. Rec., der dieses Buch nicht bey der Hand hat, findet im Wesentlichen nichts, wodurch sich die *Etzlersche* Grammatik vor der *Schellerschen* und *Bröderschen*, die für Schulen immer noch die brauchbarsten sind, auszeichnet. Jedoch sind die einzelnen Abschnitte in einer lichtvollen Ordnung abgehandelt, und mehrere schwierige grammatische Begriffe mit Klarheit entwickelt worden. Warum der Vf. mit den älteren Sprachlehrern den Infinitivus als Modus betrachtet, ist Rec. nicht einleuchtend. Es giebt für das Verhältniss einer dargestellten Substanz zum darstellenden Subject nur *drey* Formen: die Wirklichkeit, Möglichkeit und Nothwendigkeit, also sind auch nur drey Modi: Indicativ, Conjunctiv, Imperativ. Die höheren Classen gelehrter Schulen, welche bereits einen grammatischen Cursus durchgemacht haben, werden von diesem Lehrbuche einen vortheilhaften Gebrauch machen können.

nz.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 JULIUS, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Fortsetzung der Recension
von
Heindorf's Bearbeitung des Platon.

Die grosse *Kenntniss des platonischen Sprachgebrauches* kommt dem Herausg. in allen Verbesserungen ganz besonders zu Hülfe; ob ihn aber nicht eben darum vielleicht seine Kunst in der Rede des *Lysias* im *Phädros*, die ein wahres Kreuz für Kritik und Erklärung ist, etwas verlassen hat? In dieser lesen wir §. 13: Εἰκός ἐστι τοὺς μὲν ἐρῶντας, οὕτως ἂν οἰομένους καὶ ὑπὸ τῶν ἄλλων ζηλοῦσθαι, ὥσπερ αὐτοὺς ὑφ' αὑτῶν ἐπαρθῆναι τῷ λέγειν, καὶ φιλοτιμουμένους ἐπιδείκνυσθαι πρὸς ἅπαντας, ὅτι οὐκ ἄλλως αὐτοῖς πεπόνηται. Hier sehe doch der Herausg., ob statt seiner Verbesserung nicht diese vorzuziehen, ἐπαρθῆναι τ ο ῦ τ ο λέγειν, auf welches τοῦτο sich das folgende ὅτι bezieht, wie §. 22: καὶ τοῦτο ἐγὼ ἔπαθον διὰ σέ, ὦ Φαῖδρε, πρὸς σὲ ἀποβλέπων, ὅτι ἐμοὶ ἐδόκεις γάννυσθαι; die Infinitive λέγειν aber und ἐπιδείκνυσθαι hängen unmittelbar von ἐπαρθῆναι ab, welches rednerische Sprache ist (s. *Sluiter Lectt. Andocid.* S. 191), aber auch speciell Sprache des Lysias. *Apol. p. caed. Eratosth.* S. 41, T. v. *Orr. Reisk.*: τοὺς κλέπτας ἐπαρεῖτε φάσκειν μοιχοὺς εἶναι. *De Mantith. p.* 585: τίς οὐκ ἂν ἐπαρθείη πράττειν καὶ λέγειν ὑπὲρ τῆς πόλεως; Bald hernach, §. 20, meint Lysias, nicht dem Liebenden, sondern dem Nichtliebenden müsse ein schöner Knabe seine Gunstbezeugungen gönnen, auch nicht allein dem Liebenden, sondern dem Würdigen, οὐδὲ ὅσοι τῆς σῆς ὥρας ἀπολαύσονται, ἀλλὰ οἵτινες πρεσβυτέρῳ γενομένῳ τῶν σφετέρων ἀγαθῶν μεταδώσουσιν, und weiter unten, οὐδὲ οἵτινες παυόμενοι τῆς ἐπιθυμίας ἔχθρας πρόφασιν ζητήσουσιν, ἀλλ' οἳ π α υ σ ά μ ε ν ο ι τῆς ὥρας τότε τὴν αὑτῶν ἀρετὴν ἐπιδείξονται. Statt des unstatthaften παυσάμενοι schlägt Hr. H. mancherley vor, zuletzt aber meint er: *Itaque nunc vix dubito, quin Plato scripserit* ἀπολαυσάμενοι τῆς ὥρας, *quod optime respondet prioribus illis,* οὐδὲ ὅσοι τῆς σῆς ὥρας ἀπολαύσονται." Den Sinn hat er gewiss getroffen, dass aber jener Aorist vom Medium gar nicht gebraucht wird, weiss er jetzo wohl selber. Man muss lesen, ἐ π α υ ρ ά μ ε ν ο ι τῆς ὥρας, d. i. καρπωσάμενοι; das Wort ist nicht blos homerisch; auch Herodot VII, 158 hat ἐπαυρέσιες, Thucyd. II, 53 τὰς ἐπαυρέσεις, wo der Scholiast hinzusetzt, τὰς ἀπολαύσεις καὶ ἡδυπαθείας; auch die Redner haben es, wie *Andocides de reditu p.* 75. *T. IV. Orr. Reisk.*: εἶτι ὑμᾶς χρὴ ἀγαθὸν ἐμοῦ ἐπαυρέσθαι. So führt Suidas an: ἐπαύρασθαι τῆς χλιδῆς, und, φεῦγε φιλοσοφίαν, οὐ γάρ σοὶ θέμις ἐπαύρασθαι αὐτῆς, (aus einer Schrift gegen Klearchos von Soli,) und er erklärt es ἀπολαῦσαι. Auch aus der *philosophischen Terminologie* dürfte bisweilen noch etwas zu emendiren seyn, wie Phaedr. §. 63. statt ἐκ τῶνδε vielmehr zu schreiben ἐκ τῶν τῇδε, wie §. 64, ἐν τοῖς τῇδε ὁμοιώμασιν, welchen τἀκεῖ entgegen gesetzt werden. Τὰ τῇδε sind die αἰσθητά, wie beym Scholiast. Plat. Ruhnk. S. 63: ἡ περίοδος ἡ ἀπὸ τοῦ νοητοῦ ἐπὶ τὰ τῇδε, vrgl. *Olympiodor. Comm. Ms. in Phaedon. Fragm. XVII. Prokl. Comm. Ms. in Parmen.* b. *Thompson* S. 13 und überall. Sehr oft hat Hr. H. durch *unbedeutende Änderungen* der platonischen Rede ihre *eigenthümliche Schönheit* wiedergegeben; gewünscht hätten wir, dass diess auch Phädr. §. 147 geschehen wäre: οὐκοῦν εὐξαμένῳ πρέπει τοῖσδε πορεύεσθαι; wo man durch den Dual und Veränderung eines einzigen Accentes so viel gewinnt: οὔκουν εὐξαμένω πρέπει — denn auch mit dem Accusativ und Infinitiv kommt πρέπει vor, wie Isokr. Euag. S. 191. C.: δοκεῖ μοι πρέπειν καὶ ἐμὲ τῶν ἄλλων ἕνεκα διελθεῖν, περὶ αὐτῶν. Bisweilen hat er *grammatische Kleinigkeiten* übrig gelassen, wie Phaedr. §. 111: Βασιλικοὶ μὲν ἄνδρες, οὐ μὲν δὴ ἐπιστήμονές γε ὧν ἐρωτᾶς. L. οὐ μέντοι. S. Viger. S. 536 und andere. Auch hat er sich umgekehrt wieder durch einseitige Observation zu falschen Änderungen verleiten lassen, wie Kratyl. §. 24, wo nach einem langen Satze, der mit ὥσπερ beginnt, endlich in der Apodosis οὕτω δὲ folgt, Hr. H. aber aus §. 88 οὕτω δὴ schreibt; desgleichen zu §. 89, wo wieder οὕτω δὲ ist, behauptet er, man müsse hier überall δὴ schreiben: eine so unrichtige Behauptung, dass wir sie vielmehr umdrehen, und fodern, überall δὲ zu schreiben, wie *Legg. I*, S. 628. D., ὡσαύτως δέ, *Protag.* S. 326. D. S. 328. A. *Min.* S. 313. A. B. *Sophist.* S. 258. C. *Xenophon. Sympos. II*, 25 (wo falsch δὴ im Athenaeos), auch *Sophokl. Trachin.* 112, und danach corrigire man im Kratylos und in zwey Stellen des Protagoras S. 313. D., und S. 318. C., δὲ für δή; der Fall richtet sich nach der Analogie des δὲ im Nachsatze, insbesondere bey einem Pronomen, z. B. *Legg. II*, S. 655. E. οἷς δ' ἂν — ξυμβαίνῃ, — οὗτοι δὲ, wo Hr. *Stephanus* ebenfalls fälschlich δὴ setzt. Manchmal möchte wohl nur anders construirt werden dürfen, um Änderungen zu umgehen, wie Phaedr. §. 34: τοσούτων κακῶν — ἐραστὴν ἐρωμένῳ ἀνάγκη γιγνομένων τε καὶ φύσει ἐνόντων τῶν μὲν ἥδεσθαι, τὰ δὲ παρασκευάζειν, wo der Herausgeber gewiss unrichtig emendirt

τοῖς μέν. Man interpungire vor γιγνομένων, und nach τῶν μὲν, und schliesse die Worte so zusammen: τῶν μὲν γιγνομένων καὶ Φύσει ἐνόντων, ἥδεσθαι, τὰ δὲ παρασκευάζειν, „wenn er *einige* von Natur hat, oder sie in ihm entstehen, sich freuen, *andere* aber ihm noch anbilden;" τοῖς μὲν gäbe einen ganz verkehrten Sinn, indem man nun glauben müsste, die erst anzubildenden Übel gehörten auch unter diejenigen, welche der Liebling von Natur schon an sich hätte: dass aber τῶν μὲν so weit nachgesetzt wird, ist gar nicht auffallend, da die Griechen Correlata so nahe als möglich zusammen zu setzen pflegen.

Was eine andere Art der niedern Kritik betrifft, wodurch sie sich an die höhere anschliesst, wir meinen die Aufspürung von *Glossemen:* so muss dieselbe in den platonischen Schriften mit grösster Vorsicht angewendet werden, indem diese von Zusätzen ziemlich rein erhalten sind, und gar vieles vorkommt, was nur demjenigen als Glossem erscheint, der keine hinreichend ausgebreitete Kenntniss des platonischen Styles hat, bey tieferem Eindringen aber als ächt erkannt wird; manches nachlässig Hingeworfene, manches überflüssig Erläuternde, manche Wiederholung sogar findet sich, die man vergebens für eingeschoben halten würde: von der Möglichkeit also, es möchte etwas ein Glossem seyn, bis zu der Wirklichkeit und Überzeugung, ist hier ein weiter Weg. Auch Hr. *H.* ist wohl nicht immer damit glücklich gewesen; wie wir Phaedr. §. 107, nach Austilgung des εἰωθότων, die Rede für gar nüchtern halten; die Fülle der platonischen Sprache setzt oft etwas Entbehrliches, wohin jenes οὐλὰς gehört, Gorg. §. 169, welches *Schäfer* Melett. S. 101 weitläuftig genug vertheidigt. Auch Gorg. §. 173 halten wir die angefochtenen Worte für vollkommen ächt, wenn sie auch im Räsonnement und Zusammenhange nicht nothwendig gegründet sind; sie werden hinlänglich geschützt durch die alte Nachahmung, Min. S. 319. D, und Proklos zur Rep. S. 396. Aber gewiss mit Recht stimmt zum Phädr. §. 95 Hr. *H.* der *Schleiermacher*schen Vermuthung bey, nach welcher der ganze Spruch des Lacedämoners durch eine vortreffliche Kritik für eingeschoben erklärt wird.

Da übrigens das Urtheil über Stellen und Lesearten, besonders aber über grössere Parthieen, welche verdächtig scheinen könnten, genau damit zusammenhängt, dass man den wahren Verfasser eines jeden Buches kenne: so drängt sich uns, als höchst wichtig für die Beurtheilung der *Heindorf*'schen Schriften, unwillkührlich die Frage auf, ob der Herausgeber auch eine klare und deutliche Einsicht hatte in die *Kritik des Ächten und Unächten*, ob er im Platon darnach geforscht, was als untergeschoben zu verwerfen sey, ob er also immer aus ächt platonischen Quellen geschöpft, oder hierin bedeutende Missgriffe gethan, endlich ob er vielleicht gar offenbar unächte Dialoge bearbeitet und wie platonische behandelt habe; welches in der That seinem Verdienste einen nicht geringen Abbruch thun würde. Wir freuen uns, sagen zu können, dass wir bemerkt haben, Hr. *H.* verwerfe in diesen Ausgaben mit uns dieselben Gespräche ganz, und mit völliger Bestimmtheit (denn von Zweifeln und bedingten Verwerfungsurtheilen ist nicht die Rede hier): nämlich ausser den anerkannt falschen noch den *Alcibiades II.* (zum Lysis S. 22) und den *Theages* (zum Lysis S. 5, zum Phädr. S. 220), und von diesem hat er es unseres Wissens zuerst behauptet; wenigstens ist er der erste, der es öffentlich geaussert hat. Von den übrigen spricht er nicht; aber dass er auch den *Minos*, den *Hipparchos*, die *Erasten* für untergeschoben hält, beweist die Vermeidung derselben im Citiren; nur die *Epinomis* führt er öfters an, wiewohl wir daraus nicht schliessen dürfen, dass er diese, ihrem Geiste nach sonst vortreffliche Schrift, desshalb auch für eine Arbeit des Platon mit Sicherheit gehalten habe: wir wenigstens würden es für grosse Pedanterey achten, wenn man sie eines solchen Zweifels wegen, in Rücksicht des Sprachgebrauches, ganz vernachlässigen wollte. Die in unseren Zeiten mit vielem Eifer und Scharfsinn, besonders in Deutschland, geübte höhere Kritik ist der Alterthumskunde sehr ersprieslich gewesen, und wird es gewiss immer bleiben, wenn sie mit gründlicher Erforschung des Einzelnen, wie mit einem allgemeinen Überblicke, von tief eindringenden und bestimmt sondernden Geistern, mit ächter philologischer Erfindungsgabe, mit Mässigung und Besonnenheit gehandhabt wird. Solche werden, ehe sie ein gefährliches Verdammungsurtheil sprechen, von allen Seiten die Momente bedachtsam abwägen; sie werden im Platon insbesondere nicht allein auf die Lehre, sondern auf die Form, auf Fortschritt und Verbindung der Ideen, auf das äussere Beywerk des Dialogs sehen, die Sprache jedes Buches prüfen, und besonders durch unverkennbare Nachahmungen des Platon, zu deren Unterscheidung aber von zufälligen Ähnlichkeiten ein sehr feiner Tact gehört, zu überzeugen suchen. Fällt hingegen das Urtheil in die Hände der Leichtfertigen und Unbesonnenen, die ohne specielle Ergründung in jedem Theile der Literatur nur die höchsten Blüthen pflücken wollen, ihre Freude daran finden, mit allgemeinen philosophisch - ästhetischen Formeln und Floskeln zu spielen, und mit der Trägheit die Anmassung verbinden, oder in die Hände sonst vortrefflicher, aber in diesem Felde ungeübter Männer: so kommt jene, mit dem Scheine der Gründlichkeit äusserlich angethane, innerlich hohle Kritik heraus, von deren Anwendung im Platon neuerlich Hr. *Fr. Ast* in den beiden ersten Heften seiner *Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst* glänzende Beyspiele geliefert hat; eine Erscheinung, die wir füglich übergehen könnten, befänden sich nicht unter den unglücklichen Verbannten auch zwey *Heindorf*ische Schöne, der jugendliche *Lysis*, und der lieblich blühende *Charmides*. Mit so leichtsinnigen Argumenten liesse sich alles Ächte unächt, und alles Unächte ächt machen. Will man ein solches Urtheil aussprechen, so muss man anders überzeugende Beweise vorbringen; dadurch, „dass ein Jeder seine Überzeugung offen an den Tag legt," ohne dass der die gewöhnliche Mei-

nung angreifende Theil tüchtige Gründe aufzeigt, wird nicht das Mindeste gewonnen, als Verwirrung in der Wissenschaft. Sollen aber das etwa tüchtige Beweise seyn, was der genannte Gelehrte gegen die herrliche *Apologie* in den *Comm. Soc. philol. Lips. Vol. IV. P. I* sagt, wo er dazu noch recht sicher zu gehen glaubt, „da er auch aus dem Einzelnen der Schrift hergenommene Gründe hat" (*Zeitschr.* I, 2. S. 93)? Zuerst verkennt er die Vielseitigkeit des platonischen Charakters, treibt Platons Geist in enge Grenzen zurück, erlaubt ihm nicht über Eine oder zwey Formen hinauszuschreiten, und behauptet dann, dass Alles, was damit nicht harmonirt, unächt sey; dass aber selbst in den ganz sicher ächten Schriften die gröſste Diversität sey, kann Jeder erkennen, der das *Gastmahl* und den *Staatsmann*, den *Staat*, die Bücher von den *Gesetzen* und den *Timäos* vergleichen will; dieses aber wird verschwiegen, oder man wird uns nächstens noch demonstriren, dass auch das Gastmahl, die Gesetze und der Timäos sehr unplatonisch seyen; denn was vermag das deutlichste Zeugniss eines empirisch dummen *Aristoteles* gegen die überzeugende Gewalt innerer Anschauung? Doch was lässt sich weiter gegen eine Kritik sagen, die ohne irgend Etwas im Einzelnen nachzuweisen, sich in solchen Redensarten herumtreibt: „der Lysis habe in der Form die allgemeinsten Tugenden eines sokratischen Gespräches, aber sein Geist und Inhalt sey des Platon unwürdig; er habe keine Ahndung von der wahren Liebe im Phädros," oder, „es drehe sich alles um Spitzfindigkeiten, es sey keine Ironie darin, wohl aber gemeine sokratische Beziehungen auf Gemeinsprüche," oder, „das Ganze sey ein eristisches, d. h. megarisch-sokratisches Gespräch über die Liebe, mit den sichtbarsten Spuren der Nachbildung des Platon im Symposion und Phädros, die von den Bearbeitern des Lysis noch nicht gehörig bemerkbar gemacht worden seyen." Nun Glück zu, wir freuen uns, wenn sie bemerkbar gemacht werden. Von anderen Gesprächen hören wir: „sie seyen langweilig, die Sprache sey verworren, sie hätten kein poetisches Leben oder keine philosophische Klarheit;" „*man gebe sich nur dem Eindruck des Ganzen hin, und prüfe dann sich selbst, ob man eine platonische Anregung in sich findet.*" (I, 1, S. 133). Ist dieses wirklich Kritik, ist dieses die Art der *Scaligers'*, der *Bentley's*, der *Valckenaere* gewesen? Aber wen werden diese βεκκεσέληνοι kümmern, dem selbst eines *Schleiermachers* gewiss scharfe und strenge Kritik noch viel zu milde und gutmüthig dünkt? und wodurch wollte man doch denjenigen widerlegen, der aus dem Studium der *Schleiermacher*'schen Einleitungen sich nicht selbst widerlegen mag?

Nächst der Kritik zeichnet sich die *Heindorf*'sche Bearbeitung besonders durch die *grammatische Erklärung* aus, indem er theils aus den vorzüglichsten Forschern eine Menge nicht gemeiner Bemerkungen, jede an ihrem Orte beygebracht, theils dieselben mit einer Fülle neuer Beyspiele belegt, theils endlich selbst neue aufgefunden hat; er hat sie nicht allein zur Unterstützung seiner Verbesserungen angewendet, sondern häufig auch unabhängig um ihrer selbst willen angeführt, oder zur Abwehrung unnöthiger Conjecturen, die etwa gemacht werden könnten oder ihm selbst einmal eingefallen waren. Die Beyspiele sind meist aus den platonischen Schriften, doch auch aus anderen, mehr bald aus diesem, bald aus jenem, sichtbar nach der jedesmaligen Lectüre des Herausgebers gewählt. Ein starkes Abnehmen der Menge von Observationen in den späteren Theilen haben wir nicht eben bemerkt; bey weiterer Fortsetzung dieser Ausgaben indess möchte es vielleicht weniger nöthig seyn, so viel Grammatisches beyzubringen, nachdem in den bisherigen ein so guter Grund gelegt worden ist: nothwendig müsste sonst auch Wiederholung eintreten, welche wir auch in diesen Bänden etlichemal gefunden haben; doch ist diese zuweilen auch Berichtigung und Ergänzung. Über die meisten Theile der Grammatik wird man treffliche Bemerkungen finden. Wir führen nur von der einzigen Partikel δὲ zwey sehr ausgezeichnete Beyspiele an, dass τὸ δὲ heisse *quum tamen* (zum Theätet §. 37), womit das andere zu vergleichen zum Gorg. §. 43, wo δὲ ebenfalls *quum tamen* heisst, in solchen Sätzen: τὸ τοιοῦτον λέγω καὶ ἐν σώματι εἶναι καὶ ἐν ψυχῇ, ὅ, τι ποιεῖ μὲν δοκεῖν εὖ ἔχειν τὸ σῶμα καὶ τὴν ψυχήν, ἔχει δὲ οὐδὲν μᾶλλον. Man sieht, dass beides auf eine gewisse Anakoluthie zurückgebracht werden kann. Übrigens bestehen die grammatischen Anmerkungen meist aus Beyspielen mit einer kurzen Erklärung; nur der Sprachgebrauch wird als historisches Factum erwiesen; die Gründe desselben raisonnirend zu erwägen, war offenbar sein Zweck nicht, und man könnte überhaupt darüber rechten, ob dieses nicht mehr in systematische Schriften, als in Commentare gehöre. Wo keine Erklärung nöthig ist, sondern die Beyspiele sich selbst erklären, lässt er jene weg; und mit Recht: aber offenbar zu weit treibt er die Kürze, wenn er manchem Sprachgebrauche nur die Anführung eines neueren Schriftstellers, selbst ohne Erklärung, vergönnt, wodurch der Gebrauch ohne Noth erschwert, ja Manchem unmöglich gemacht wird. Was hilft z. B. folgende Note einem Leser, der nicht mit Büchern wohl versehen ist, wir meinen einen Anfänger (Gorg. §. 23): „*Illud loquendi genus*, τινὰς καὶ συχνούς, *illustravit, hoc quoque loco adhibito. Wyttenbach. ad Plut. de S. N. V.* p. 125"; oder diese (§. 27): „*De loquendi hoc genere*, ἀμυνομένους, μὴ ὑπάρχοντας, *vid. Valcken. ad Eurip. Phoeniss.* p. 533" u. dgl. m.? Auch möchte Manches übergangen seyn, was wichtiger war, als viel Beygebrachtes; doch wollen wir davon nicht reden, da es ohnehin dafür keinen allgemein gültigen Maſsstab giebt; man müsste denn fodern, dass bey solchen Commentaren eine bestimmte Grammatik als bekannt vorausgesetzt würde, wogegen sich allerley einwenden lässt. Dem sey wie ihm wolle! Wer sich eine recht specielle Kenntniss der platonischen, und überhaupt der griechischen Sprache erwerben will, für den sind diese Commentare eine wahre Schule, zumal wenn ein

tüchtiger Lehrer noch manche Schwierigkeiten wegnehmen kann; nicht allein die Eigenthümlichkeit der platonischen Phraseologie lernt man kennen, sondern, obgleich andere Schriftsteller in den Noten selten erklärt oder verbessert werden, so wird man doch mit einer Menge trefflicher Observationen auch für andere Lectüre, z. B. der Tragiker, ausgerüstet, welche den Bearbeitern dieser Schriftsteller grofsentheils ganz fremd sind. Kein Wunder also, wenn auch die *Sprachlehre* durch diese Ausgaben gewonnen hat; wie oft sind sie von *Buttmann* und *Matthiä* gebraucht! Selbst die *Lexikographie* ist dadurch gefördert worden; *Schneider* hat ihn öfters benutzt, z. B. vergl. zum Phädr. §. 75 und das Lex. unter ὄμμα, wo man Eurip. Iphig. A. 233 und Markl. zu Vs. 354 beyfügen kann; oder zum Phädr. §. 108 und das Lex. unter προσπαίζειν (ähnliches hat Pindar Ol. I, 24). Doch vermissen wir in diesen lexikographischen Beyträgen jene *Ruhnken*'sche Fülle, welche z. B. Charmid. §. 9 in Rücksicht des Wortes ἀπαθανατίζειν leicht möglich gewesen wäre, nach den vielen Stellen des *Diodor* (f. den Index), *Aristoteles* (*de gener. et corr.* I, 3), *Proklos* (in Tim. V, S. 330, 331), *Philo* (*de vit. Mos.* III, p. 696, *de carit.* S. 701), *Justinus M.* (S. 67 B.) und Anderer, welches wir weiter ausführen würden, wenn es Raum und Plan verstattete.

Manche der *Heindorfschen* Anmerkungen könnten *kleinlich* und überflüssig scheinen, wie zum Gorg. §. 26, dass man auch sage τοσαύτη καὶ τοιαύτη, nicht allein τοιαύτη καὶ τοσαύτη, nach unserem Sprachgebrauche; und eben so ὅσα καὶ οἷα. Allein gerade durch solche Bemerkungen wird der kritische Sinn geschärft, indem er daran auf das Kleinste achten lernt, und bis ins Kleinste herab vor Irrthümern bewahrt wird. Aus der Unkenntniss solcher kleinen Freyheiten der griechischen Sprache entstehen noch täglich Conjecturen, die wir ganz entbehren können. Ein sehr gelehrter Kritiker corrigirt z. B. eine platonische Stelle, weil bey der doppelten abhängigen Frage in dem einen Satze das Relativum, in dem anderen die absolute Fragepartikel steht; es ist nur eine Anmerkung aus den platonischen Stellen nöthig, um diess zu widerlegen. Ausser Gorg. §. 6. f. Legg. I. S. 632. C. ἰδὴ τῶν τελευτησάντων τίνα δεῖ (l. δὴ aus dem *cod. Leid.*) τρόπον γίγνεσθαι τὰς ταφὰς, καὶ τιμὰς ἅστινας αὐτοῖς ἀπονέμειν δεῖ, wo man nicht auch corrigire. II, S. 668. C. τί ποτε βούλεται καὶ ὅτου ποτὲ ἐστιν εἰκὼν ὄντως: und so ist πόσα und ὁπόσα Phileb. S. 17. B. Andere der *Heindorfschen* Bemerkungen sind theils *unzureichend*, theils halb oder ganz *unrichtig*. So ist Hr. H. mit den Partikeln δὴ νῦν und νῦν δὴ offenbar nicht ganz im Reinen nach dem, was er zu Charmid. §. 9 und berichtigend zu Gorg. §. 3, endlich §. 39 sagt, wo ihm der Gebrauch des νῦν δὴ mit dem Imperativ gar nicht aufgefallen seyn würde, wenn er die volle Bedeutung und Structur desselben umfassender erkannt, und nicht die Dinge so sehr isolirt hätte. Die Sache ist diese. Wo νῦν die Bedeutung hat *igitur*, kann man durchaus nicht νῦν δὴ sagen, sondern nur δὴ νῦν, wofür *Valckenaer* Phoeniss. 918 und 1436 gewiss richtig δή νυν schreibt; denn darin, dass dieses νυν enklitisch ist, liegt gerade der Grund, weshalb es nie νῦν δὴ heissen kann. Wir glauben daher nicht, dass *Hermann* zu Aristoph. Nub. 142 Recht hat, wenn er behauptet, das enklitische und das betonte νῦν werde sowohl von der Zeit als dem Causalverhältniss gebraucht; die angeführte Erscheinung widerspricht diesem ganz. Wenn er aber behauptet, das enklitische sey kurz, das andere lang; das sey der ganze Unterschied: so sehen wir keinen bindenden Grund hiezu: denn es giebt ja auch lange Enklitica, wie οἱ, μοι, σοι u. s. w., daher wir auch Aristoph. Thesmoph. 795 schreiben, Φέρε δή νυν εἰ κακόν ἐσμεν, ob es gleich dort lang ist: nicht die Quantität, sondern der Begriff unterscheidet ja das Enklitische von dem Betonten, und eine Veränderung der Quantität könnte nur zufällig eintreten. Auch das homerische νὺ kann hier nicht entscheiden. Dass man nun immer δὴ νῦν oder δή νυν in dem angeführten Falle schreibt, beweisen unzählige Stellen, wie κέκλυτε δή νυν oft im Homer, ἄκουε δή νυν Eurip. Iphig. Aul. 1147. Iphig. T. 753. Orest. 237. 1181. Suppl. 857. Cycl. 440. Hel. 1041. Ion. 1539. Herc. fur. 1255. Sophokl. Elektr. 947 u. s. w., wonach wir auch Ion. 936 und 986 das ἄκουε τοίνυν verbessern, obgleich ἴθι τοίνυν auch Plat. Euthyphr. S. 9. A. und ἄκουε τοίνυν Phädon S. 96. A., endlich ἴθι δὴ τοίνυν Rep. VII, S. 517. C. vorkommt; spätere übergehen wir. Eben so häufig findet man ἴθι δή νυν, εἰπὲ δή νυν, Φέρε δή νυν; nur in einer Stelle Plat. Legg. I. S. 629. B. steht ἴθι νῦν δὴ, was dem nicht auffallen kann, welcher weiss, wie oft die Abschreiber durch Umstellung dieser Wörtchen gefehlt haben. Man glaube aber ja nicht, dass der Imperativ den Grund enthalte, dass hier νῦν δὴ stehen könne; in der angeführten Stelle des *Gorgias* steht (§. 39 zu Ende): καὶ νῦν δὴ τούτων ὁπότερον βούλει, ποίει, aber in ganz anderer Bedeutung; denn hier heisst es: Auch *jetzo* also thue was von beidem du willst;" hierauf hätte Hr. *H.* aufmerksam machen müssen. Sobald nämlich νῦν bestimmt auf die Zeit geht, kann man νῦν δὴ und δὴ νῦν sagen, und zwar ohne Unterschied des *Tempus* oder *Modus*, wohl aber mit einer starken Modification des Sinnes. Mit dem Präsens findet es sich öfters; f. *Heindorf* zum *Gorg.* §. 9, wo wir nur den Grund nicht sehen, warum er ἐλέγομεν schreiben will statt des Präsens; mit dem Imperfectum steht es ganz gewöhnlich; über den Gebrauch mit dem Futurum sehe man Beyspiele bey *Ruhnken* zum Tim. S. 186. Vgl. auch Apolog. S. 39. B. καὶ νῦν δὴ ἐγὼ μὲν ἄπειμι ὑφ' ὑμῶν θανάτου δίκην ὄφλων, wo ἄπειμι wenigstens in die Zukunft hinüberspielt. Allein dass νῦν δὴ bey dem Futurum eine andere Bedeutung hat und auch in der Apologie, als bey dem Imperfectum, ist leicht einzusehen, und doch selbst von *Ruhnkenius* vernachlässigt: dort heisst es *nun also*, beym Impf. *eben jetzo*; beym Präs. kann der Natur der Sache nach jede dieser 2 Bedeutungen vorkommen. Steht endlich δὴ νῦν von der Zeit: so ist, wie Hr. *H.* richtig eingesehen hat, δὴ die Causalpartikel und νῦν heisst *jetzt*, bisweilen auch mit Verstärkung *so eben jetzt*.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 JULIUS, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Beschluss der Recension

von

Heindorf's Bearbeitung des Platon.

Wählen wir, da sich dergleichen doch nicht erschöpfen läſst, zu unserer obigen Behauptung noch einige belehrende Beyspiele. *Gorg.* §. 18 lesen wir: Ἐγὼ γὰρ εὖ ἴσϑι ὅτι, ὡς ἐμαυτὸν πείϑω, εἴπερ τις ἄλλος ἄλλῳ διαλέγεται βουλόμενος εἰδέναι αὐτὸ τοῦτο, περὶ ὅτου ὁ λόγος ἐστὶ, καὶ ἐμὲ εἶναι τούτων ἕνα ἀξιῶ δὲ καὶ σέ. *Cornar* übersetzt hier, als wenn ὡς fehlte; Hr. *H.* aber nimmt eine auch sonst vorkommende Anakoluthie an, wonach auf ὅτι der Accusativ und Infinitiv folgt. S. zum Phädr. §. 26. Matthiä Gramm. §. 538. Uns dünkt aber hier bemerkenswerth, daſs εὖ ἴσϑ' ὅτι gewöhnlich nur zwischen die Sätze geschoben wird, wie ein Adverbium und meist ohne allen Einfluſs auf die Construction (*Wolf* zu Demosth. Leptin. S. 388). Dieſs bewegt uns anzunehmen, daſs hier noch ein anderer Grund der Anakoluthie sey; daſs nämlich statt ἐμὲ εἶναι eigentlich stehen müſste ἐγώ εἰμι, geben wir zu; aber ἐμὲ εἶναι rührt daher, weil ὡς ἐμαυτὸν πείϑω dazwischen gesetzt ist; nun wird auf ἐμαυτὸν πείϑω fortconstruirt, auf welches εἶναι und ἐμὲ εἶναι folgen kann, wie auf οἶμαι, gegen die gemeinhin angenommene Regel (s. A. L. Z. 1803. No. 131. S. 311), der viele Platonische und andere Stellen widersprechen, z. B. Äschyl. Prometh. 268; jenes ὡς aber wird sodann als nicht vorhanden betrachtet. Dieses geschieht oft, es mag nun jener erste Fall mit ὅτι noch dazu kommen oder nicht. Phileb. S. 20. D. τόδε γε μὴν, ὡς οἶμαι, περὶ αὐτοῦ ἀναγκαιότατον εἶναι λέγειν. Sophist. S. 263. D. παντάπασιν, ὡς ἔοικεν, ἡ τοιαύτη σύνϑεσις — ἀληϑῶς γίγνεσϑαι λόγος ψευδής. Sophokl. Trachin. 1238. ἀνὴρ ὅδ' ὡς ἔοικεν οὐ νέμειν ἐμοὶ φϑίνοντι μοῖραν. Ganz so auch die Römer, wenigstens Cicero Offic. I, 7. — Ein anderer Fall ist *Gorg.* §. 64, wo Platon sagt: ὑπὸ τῶν πολιτῶν καὶ τῶν ἄλλων ξένων; zur Erklärung dieses überflüssigen ἄλλων citirt Hr. *H.* zwey Stellen, Gorg. §. 79 (nicht 89) und Sophokl. Oed. T. 7, welche letztere jedoch nicht ganz paſst. Hier hätte er weitläuftiger seyn müssen, um den ganzen Sprachgebrauch richtig zu erläutern, welcher dieser ist. Wenn die Griechen einen Begriff dem anderen entgegensetzen, wie hier πολιτῶν und ξένων: so pflegen sie durch einen der Nation habituell gewordenen Fehlgriff den zweyten dieser Begriffe so zu behandeln, als wenn der erste ein Theil desselben wäre, wie hier τῶν ἄλλων ξένων steht, als wenn auch die πολῖται ein Theil der ξένων wären. Hieraus ist auch Gorg. §. 2 jenes τὴν δὲ ἄλλην ἐπίδειξιν zu erklären; auch τῇ ἄλλῃ ἀγωνίᾳ Gorg. §. 26 läſst sich hieher ziehen, wiewohl wir hier Widerspruch finden könnten; und hieher gehören noch Rep. V, S. 456. E. Legg. II, S. 666. B. Politic. S. 305. B. Sophist. S. 260. C. Xenoph. Hellen. II, 2, 11 und 4, 6. Aristot. Probl. XXX, 6. Eurip. Med. 941. Hesiod. Ἔργ. 100. Selbst Cicero gebraucht *ceteri* ähnlich Verr. II, 4, 32 und sagen nicht die Franzosen auch *les autres femmes*, und die Italiäner *voi altre donne* gerade in dieser Bedeutung? — Schlieſslich wollen wir noch von einer unseres Bedünkens ganz unrichtigen Erklärung reden, welche zum Euthyd. §. 30 von der Formel ὅ, τι μαϑὼν angenommen wird. Hr. *H.* meint, aus dieser und anderen Stellen ginge leicht hervor, daſs ὅ, τι μαϑὼν einen anderen Sinn habe als τί μαϑὼν; aus den Beyspielen sehe man, daſs jenes sey *quia*, *propterea quod*, dieses *cur*, jedoch mit dem Nebenbegriff *quod tam temere et stulte*. Allein ὅ, τι μαϑὼν ist nothwendig dasselbe wie τί μαϑὼν, nur relativ; wenn τί μαϑὼν heiſst: *Was hat er doch gedacht*, so muſs ὅ, τι μαϑὼν seyn: *Was er doch gedacht hat*; und so ist es auch in allen Beyspielen; die Stelle des Euthydemos übersetze man: „Ich sagte dir auf deinen Kopf, was du denn gedacht, daſs du mir und den anderen so was anlügest.“ Eben so ist es in der Stelle des Eupolis; das ὅ, τι bezieht sich fast immer auf ein vorhergegangenes Verbum, welches ein Urtheilen oder Sagen anzeigt, z. B. auch bey *Plutarch. de Oracc. def.* S. 425. D., wo fälschlich ὅ, τι παϑὼν steht: vorausgegangen war διαπορεῖν. Wo aber kein solches Verbum steht, wie Euthyd. §. 64, ist die Redensart auf eine ungenaue, ächt griechische Art elliptisch. Sollte aber jenes *quia* darin liegen, so müſste man wenigstens mit *Buttmann* in allen diesen Stellen ὅτι schreiben; wie soll aber μαϑὼν dann die Bedeutung erhalten, welche ihm gegeben wird, „*so unüberlegter Weise?*“ Wohl durch Ironie? Dieses wäre möglich; nur müſste dann zuerst erwiesen werden, daſs μαϑὼν auch auſser der Frage mit oder ohne Ironie heiſse *so überlegter Weise*; und dieſs behauptet auch der treffliche *Buttmann* noch in der vierten Ausgabe seiner Grammatik, womit er uns kürzlich beschenkt hat, S. 536, glaubend, daſs ὅτι

μαθὼν nur ein affectvolleres ὅτι sey. Allein was hat er für Beweise? Nur die einzige Stelle, Plat. Apolog. S. 36. B., deren Sprachgebrauch gänzlich abweicht von allen anderen Stellen; wir sind aber in dieser Stelle noch völlig unserer alten Meinung wie vor *Heindorf*, dass μαθὼν in derselben zu ἡσυχίαν ἦγον gehöre, und heisse, *dass ich nie aufhörte zu lernen, vor Lernen nie Ruhe hatte;* wovon wir uns auch durch dasjenige noch nicht können zurückbringen lassen, was neuerlich *Ast* a. a. O. 2. S. 107 dagegen bemerkt hat. Doch wir wollen diese Meinung Niemand aufdringen; möge ein Jeder selbst prüfen.

Nach der grammatischen Erklärung ist die Darlegung der *äusseren Form und der Einrichtung* eines Werkes eigentlich unerläsliche Foderung an einen Herausgeber.; aber weit entfernt, hierüber mit Hn. *H.* rechten zu wollen, weil er etwa keine Argumente verfertigt hat, sehen wir darin eine stillschweigende, vielleicht unbewusste Übereinkunft mit *Schleiermacher*, welcher hierin so viel gethan hat, dass wohl Jeder sich besinnen muss, ehe er etwas Ähnliches unternimmt; und was nutzen denn die sogenannten Argumente, wenn sie nicht in jenem Geiste abgefasst sind? Indessen hat doch jedes Werk *gewisse äussere Verhältnisse* gegen seine Zeit und gegen gewisse Personen, aus welchen Manches erst recht verstanden werden kann, die aber wegen der dazu nöthigen mannichfaltigen Untersuchungen ins Alterthum gehöriger Gegenstände recht eigentlich einem philologischen Commentar anheimfallen. In Aufspürung dieser ist *Schleiermacher* besonders glücklich gewesen; wie wenig man aber ohne Kenntniss derselben wahrhaft verstehen könne, kann der platonische *Kratylos* und das *Gastmahl* zeigen, und überhaupt jede in vielfacher äusserlicher Beziehung stehende Schrift: wie z. B. der *Menexenos* nicht einmal für ächt platonisch gehalten werden kann, wenn man nicht gehörig bemerkt hat, wie Platon hier gar nicht frey producire, sondern sowohl im Ganzen, als im Einzelnen, selbst in Phrasen und Formeln, gegen Redner und Rhetoren polemisire. Zu einer richtigen Einsicht dieser Verhältnisse kann man aber nicht kommen, wenn man nicht die in einem Gespräche vorkommenden *Personen* gehörig sich bekannt gemacht und sowohl die *Zeit, da ein Dialog geschrieben*, als auch, *in welche er versetzt* ist, ja selbst den *Ort*, wo er gehalten gedacht wird, aufgefunden hat. Hr. *Heindorf* hat das Erste und das Letzte nicht ganz vernachlässigt; aber ein Hinlängliches hat er doch nicht gethan, und es konnte nicht ausbleiben, dass sich dieses nicht in der Erklärung selbst rächte. So wäre z. B. die Behandlung des jungen *Theätetos* im gleichnamigen Werke verständlicher geworden durch die Bemerkung, dass nach Proklos, Suidas und dem Chronikon des Eusebius dieser ein ausgezeichneter Mathematiker war, welchem die im Euklid geschehene Vollendung der Elementargeometrie vieles verdankt. Aber selbst für die Erläuterung einzelner Worte ist durch die Vernachlässigung dieser Untersuchungen der Gesichtspunct verrückt worden, wovon folgendes überzeugen mag. Gorg. §. 126 heisst es: Θεμιστοκλέα οὐκ ἀκούεις ἄνδρα ἀγαθὸν γεγονότα καὶ Κίμωνα καὶ Μιλτιάδην τουτονὶ τὸν νεωστὶ τετελευτηκότα, οὗ καὶ σὺ ἀκήκοας; Athenaeos V, 58 klagt hier den Platon eines Verstosses gegen die Zeitrechnung an, weil die Zeit der Unterredung des Sokrates mit Gorgias in die Regierung des Archelaos falle (§. 58), Perikles aber wenigstens 23 Jahre vorher gestorben sey, und doch hier erst *neulich* verstorben genannt werde. Casaubonus will dem Platon durchhelfen, indem er sagt: „*Non hoc velle Platonem, heri aut nudius tertius desiisse illum vivere vel recentem* ἁπλῶς *esse illius excessum, sed respectu superiorum recentem esse, quando post omnes illos intervallo satis longo mori ei contigerit. Voces illas*, **nuper**, νεωστὶ, *modo brevius, modo longius tempus designare.*" — Die letzte Bemerkung ist im Allgemeinen richtig, auf unseren Fall angewandt, falsch. Im Vergleich gegen etwas vor zweytausend Jahren Geschehenes, ist auch das Hundertjährige noch *neulich*; wenn aber Kimon Ol. 82, 4, Perikles Ol. 87, 4 stirbt, also nur 20 Jahre später: so kann man doch 23 Jahre nach Perikles Tode diesen nicht im Gegensatze gegen Kimon *neulich* verstorben nennen. Ja wenn noch von dem Tode auch des Kimon und Miltiades die Rede wäre, möchte es eher hingehen; so aber heisst es: „Kimon, Miltiades und der neulich *verstorbene* Perikles," womit offenbar auf seinen Tod als eine noch in aller Angedenken frische Neuigkeit gedeutet wird; wie wir etwa sagen würden, Dante, Petrarka und der neulich verstorbene Alfieri." Daher missbilligen wir, dass Hr. *H.* dem Casaubonus so unbedingt beygetreten ist. Und was wäre denn durch die Wegräumung des Anachronismus gewonnen? Ein viel ärgerer, nämlich der, dass Alkibiades, der schon zu Perikles Lebzeiten in der Blüthe der Jugend, und im peloponnesischen Kriege auf dem Gipfel seines politischen Ruhmes war, 23 Jahre nach Perikles Tode der Amasius des Sokrates wäre! (§. 82.) Wie drollig nähme sich aus, dass §. 157 Sokrates dem Alkibiades muthmasslich sein Unglück in der Staatsverwaltung voraussagte, welches ihm ja schon Ol. 91, 2 widerfahren war; da wäre der weise Mann in Wahrheit ein rückwärts gekehrter Prophet gewesen! Hieraus ist klar, dass Athenaeos vielmehr darin Unrecht hat, wenn er behauptet, die Handlung des Gorgias falle in die Regierung des Archelaos; sie fällt, wie diese Umstände zeigen, kurz nach Perikles Tod, als Alkibiades noch jung war; die Erwähnung des Archelaos aber ist ein Anachronismus, und dieser ist auch leichter zu ertragen, da er gar nicht in die Anlage des Ganzen und die Verhältnisse der redenden Personen eingreift, wie diess mit Alkibiades der Fall seyn würde, der zur Zeit des Archelaos nicht einmal mehr in Athen war. Derselbe Anachronismus findet sich bekanntlich auch im zweyten Alkibiades, aus dem Gorgias übergetragen, unter denselben Umständen. Ferner wird §. 61 Nikias, Nikeratos Sohn, als noch lebend erwähnt, der schon Ol. 91, 4 in der sikelischen Niederlage blieb; auch dieses weiset auf eine frühere

Zeit: wogegen uns Sokrates, als Vorsitzer im Senate (§. 65), wenig Sorge macht; denn es ist unerwiesen, dass jener wichtige Fall Ol. 93, 3 gemeint sey; ja wir möchten einwenden, es sey sogar erweislich jener nicht gemeint; denn es ist bekannt aus Platon und Xenophon, dass Sokrates das Volk damals gar nicht zum Stimmen liess: wie konnte er sich also durch Ungeschicklichkeit im Stimmenlassen lächerlich machen? Jenes πέρυσι mag also auf eine viel frühere Zeit gehen, indem es uns nicht unwahrscheinlich dünkt, dass Sokrates auch sonst schon im Senate gewesen war. Anders *Schleiermacher* Th. II, Bd. 1. S. 476. Ob aber Athenäos glücklich war, wenn er die Nachricht aus Platon, dass Sokrates sich als Senator lächerlich machte, mit jenem Hindern des Stimmensammelns vereinigen will, mag sonst Jemand untersuchen. Um welche Zeit fällt denn aber, nach Platons Fiction, die Handlung des Dialoges? Die meisten Anachronismen, des Archelaos Geschichte ausgenommen, verschwinden, wenn man sie vor die sikelische Expedition setzt. Aber wann? Offenbar als Gorgias in Athen war, d. h. Ol. 88, 2, da er als Gesandter von Leontium geschickt wurde, wohl nicht mehr jung. Diod. XII, 53. Pausan. VI, 17. Plat. Hipp. maj. S. 282 B. Dieses ist also kurz nach Perikles Tode, und so sehen wir nun aus genauerer Untersuchung der Zeiten, was jenes νεωστί heisst. Späterhin lebte Gorgias in Thessalien, beliebt bey Jason (Diod. XV, 57, 60. Perizon. z. Aelian. XI, 10. Pausan. a. a. O.), dort hörte ihn der junge Isokrates (Cicero Orat. c. 52), und Menon, der nachher zu dem jüngeren Kyros nach Sardis gegangen ist, (Plat. Menon. Anfg.) Vrgl. Aristot. Polit. III, 1. Diess zusammen genommen könnte er um Ol. 93 in Pherä, und von da wohl auch einmal in Athen gewesen seyn: wäre diess wahr, so würden wir annehmen, Platon habe zwar die erste Reise nach Athen zum Grunde gelegt für die Zeit dieses Gesprächs, aber auch aus seinem Aufenthalte Ol. 93 Einiges in die Rede hineingespielt, wo sich denn der Anachronismus mit Archelaos noch leichter erklären und sogar jenes πέρυσι βουλεύειν λαχὼν u. s. w. von Sokrates berühmter ἐπιστασία, Ol. 93, 3 verstehen liesse. Doch hievon genug; gehen wir auf einen andern Punct über.

Sollen wir nun unsere Leser noch versichern, dass Hr. H. auch in der *Sacherklärung* theils aus dem Zusammenhang der Rede selbst, theils aus antiquarischen, historischen, literarischen Notizen das Nöthige geleistet habe? Weder der Scharfsinn noch die bis auf die Personengeschichte gehende Gelehrsamkeit fehlt ihm dazu; doch ist alles mit groser Bescheidenheit gehalten: seine Anmerkungen sind hier grösstentheils nur Mittel zum Verständniss des Schriftstellers, während die grammatischen einen weiter über den Platon hinausgehenden Nutzen haben. In Manchem jedoch hätten wir ihn weniger einsylbig gewünscht. So sagt er zum Theätet §. 25: „*Tragoediae principem cur Homerum Plato appellet h. l., declarabit ejus locus de Rep.* X, p. 595. B.", welchen er nun wörtlich anführt, wie auch „ibid. p. 598. D." Allein wie in diesen Worten ein *cur* liegt, sehen wir wahrlich nicht, sie müssten denn nur zum Gegensatz gegen *Heyne's* sonderbare Meinung so gestellt worden seyn. Die Idee ist aber nicht platonisch allein, sondern geht durch viele Alten: das Warum zeigt besonders Aristot. Poet. c. 4. "Ὥσπερ δὲ καὶ τὰ σπουδαῖα μάλιστα ποιητὴς Ὅμηρος ἦν (μόνος γὰρ οὐχ ὅτι εὖ, ἀλλ' ὅτι καὶ μιμήσεις δραματικὰς ἐποίησεν) κ. τ. λ. Ilias und Odyssee seyen nämlich Tragödieen, der Margites eine Komödie; ähnlich, aber anders *Euanthius* (*Thes. Gronov. T. VIII.* S. 1685): „*Homerus tamen, qui fere omnis poeticae largissimus fons est, etiam his carminibus exempla praebuit, et velut quadam suorum operum lege praescripsit: qui Iliadem instar tragoediae, Odysseam ad imaginem comoediae fecisse monstratur.*" Man suchte den Ursprung aller Kunst und Wissenschaft im Homer; Platon dachte wie Aristoteles, nicht wie Euanthius; aber er macht den Homer nur zum Urheber der Tragödie, weil er den Margites ignorirt. Die schwächste Seite endlich ist die *Erläuterung der Dogmen*, sowohl der eigenen platonischen, als anderer von dem Philosophen angeführter: Hr. *H.* hat den Platon hier zu sehr für sich genommen, und auf die Geschichte der Philosophie im Ganzen wenig geachtet. Daher hat er bey solchen Gegenständen gewöhnlich nur einige nackte Citate, welchen nachgehend man sich selbst Etwas finden soll; neue historisch-philosophische Combinationen und daraus gezogene Aufschlüsse wird man nicht finden. Dadurch geht natürlich die tiefere Einsicht in viele Stellen verloren, und wir schmeicheln uns, schon anderwärts gezeigt zu haben, was hier noch gethan werden könne, wollen aber jetzo nichts weiter darüber sagen, indem Hr. *H.* sich selbst wohl in diesem Puncte nicht genügen, sondern zum Voraus auf Vollendung verzichtet haben möchte. Vielmehr sey es uns erlaubt, einige vermischte kleine Bemerkungen hinzuzuthun, durch deren Einschaltung wir den allgemeinen Überblick nicht stören wollten.

Viele treffliche Bemerkungen über den *Gorgias* und *Theätet* enthält *Buttmanns Auctarium*: doch liesse sich wohl, der Natur solcher Untersuchungen nach, leicht noch eben so viel zuthun. §. 2 ziehen wir in αὐτὸ ἐν τοῦτ' ἦν die Leseart αὐτῷ der Wortstellung wegen vor. Dass §. 4 zu schreiben τί ἄν, wie *Buttmann* will, wird Jeder zugeben; s. *Matthiä Gramm.* S. 569. §. 7 sagt Hr. *H.* zu den Worten: "Ἔνιαι τῶν ἀποκρίσεων ἀναγκαῖαι διὰ μακρῶν τοὺς λόγους ποιεῖσθαι, er habe kein Beyspiel dieser Redensart bey der Hand: „*An in hoc quoque dictionem Gorgiae Siculi imitatum Platonem putemus?*" Wo das Sikelische die Stelle derjenigen Sprache vertreten muss, aus welcher im platonischen Kratylos πῦρ abgeleitet wird. Aber Beyspiele sind Legg. I. S. 643. C. Sophist. S. 242. B. Eben so sagt Thucyd. I, 20: χαλεπὰ ὄντα πιστεῦσαι. §. 8 durfte die kleine Variante des *Cod. Aug.* οὐκ ἄρα γε περὶ πάντας γε nicht übergangen werden. Ebendaselbst würden wir eine Anmerkung über den Unterschied des Arztes und Gymnasten gemacht haben, was wir hier der Weitläuftigkeit wegen übergehen. §. 11 losehen wie mit den Mss.

die vier Artikel bey ἀριθμητικὴ καὶ λογιστικὴ καὶ γεωμετρικὴ καὶ πεττευτικὴ γε καὶ ἄλλαι πολλαὶ τέχναι: wie kurz vorher stand, οἷον γραφικὴ καὶ ἀνδριαντοποιία καὶ ἄλλαι πολλαί. Was die Bemerkung betrifft: „*Illud γε post πεττευτικῇ illatum attigi ad Hipp. maj.* §. 47:" so haben wir gefunden, dass diess nicht schlechthin" *solet ita in plurium rerum enumeratione inferri,*" sondern bestimmt nur dann, wann ein von den vorhergehenden der Gattung nach ganz verschiedener Begriff folgt, oder auch eine Reihe neuer Begriffe. Ausser diesen beiden Stellen und Theätet. S. 156. B, findet es sich so *Hipp. maj.* §. 35: Καὶ αὖ τὰ ζῶα πάντα καὶ τὰ ὀχήματα τά τε πεζὰ καὶ τὰ ἐν τῇ θαλάττῃ πλοῖά τε καὶ τριήρεις, καὶ τά γε ὄργανα κ. τ. λ. Desgl. Gorg. §. 42: Ταύτης μόριον καὶ τὴν ῥητορικὴν ἐγὼ καλῶ καὶ τήν γε κομμωτικὴν καὶ τὴν σοφιστικήν. §. 14 ist die nicht ganz unbedeutende Lesart der Bas. 2: καὶ πῶς πρὸς ἄλληλα τάχους ἔχουσιν, übergangen. In dem zu §. 14 citirten Skolion des Simonides ist aus Stob. zu lesen, τέταρτον δὲ ἡβᾶν μετὰ τῶν φίλων. Auch hätten wir mit verändertem Accente σκόλιον und σκολίου geschrieben. §. 15 zweifeln wir nicht, dass zu schreiben sey: ὁ παιδοτρίβης εἴποι, ὅτι θαυμάζοιμι δ' (statt τ') ἄν, ὦ κ. τ. λ. Nach ὅτι wird oft eine Partikel gesetzt, wie γὰρ Kriton S. 50. C.: ἢ ἐροῦμεν πρὸς αὐτοὺς, ὅτι ἠδίκει γὰρ ἡμᾶς ἡ πόλις. Menon S. 75. A.: εἶπες, ὅτι ἀλλ' οὐδὲ μανθάνω ἔγωγε κ. τ. λ. So ist hier δὲ, welches bey θαυμάζοιμ' ἂν gebräuchlicher ist. §. 16 steht im Texte: καὶ αἴτιον ἅμα μὲν ἐλευθερίας αὐτοῖς τοῖς ἀνθρώποις, ἅμα δὲ τοῦ ἄλλων ἄρχειν ἐν τῇ αὐτοῦ πόλει ἑκάστῳ. Cod. Bodl. hat: τῶν ἄλλων ἄρχειν. Hr. H. setzt hinzu: „*Velut Cratyl.* §. 71," bey welcher Stelle dazu geschrieben ist. „*Nisi Plato scripserat*: τοῦ τῶν ἄλλων ἄρχειν. *Nam articulus* τῶν *in hac sententia abesse non debet.*" Wenn er da stünde, würden wir ihn ausstreichen; denn dem αὐτοῖς wird gerade „*in hac sententia*" nur ἄλλοι entgegengesetzt; nach ἄρχειν aber denke man sich ein kleines Komma. Lysis §. 16. ἀλλ' αὐτοί τε ἐλεύθεροι ἐσόμεθα ἐν αὐτοῖς καὶ ἄλλων ἄρχοντες. Legg. III, S. 687. A. ὥστε αὐτούς τε ἐλευθέρους εἶναι καὶ ἄλλων ἄρχοντας. XII, S. 962. E. ἐλεύθεροί τε ὅπως ἄλλων τε πόλεων ἔσονται ἄρχοντες. §. 19 begreift Hr. H. nicht die Worte: ὁ τὰ ποῖα τῶν ζώων γράφων καὶ ποῦ; Ficins τῇ dünkt ihm nicht hieher gehörig; uns auch nicht, aber nur aus dem Grunde, weil es schon in τὰ ποῖα liegt, denn dieses zeigt schon auf die Qualität der Gemälde. Endlich vermuthet Hr. H. πόσου. „*velut de Eueno sophista quaeritur in Apolog. Socr.* p. 20. B. τίς καὶ ποδαπὸς καὶ πόσου διδάσκει." Ja und dort recht passend; denn es ist davon die Rede, Einen in die Lehre zu geben: aber hier im Gorgias ist bloss davon die Rede, wie man Einem erklären müsse, wer Zeuxis sey; ist aber der Preis seiner Werke ein Kennzeichen des Mannes? Als wenn nicht mehrere um denselben Preis malen könnten. Es giebt nur zwey äusserliche anschauliche Kennzeichen eines Malers, als solches, nämlich seine Bilder und seine Werkstätte. Daher wird man billig fragen: „aber was für Bilder malt er denn, und wo hat er seine Werkstätte, wo kann man die Gemälde sehen, wo wohnt er?" Ποῦ ist also ganz richtig. §. 20 zu Ende l. ἐπειδή γε καί: auch §. 21. 22 hätten wir mehrere kleine Abweichungen der Mss. und Ausgaben aufgenommen gewünscht, wie aus Bas. 2 τοιοῦτόν τι σε ἕτερον ἀνήρωμαι, wo ἕτερον offenbar wegen des folgenden ausgefallen ist. §. 22 zweifeln wir, ob der von *Buttmann* aufgestellte Satz, πιστευτικός könnte nicht seyn *wer glauben macht*, sondern *wer selbst gläubig ist*, haltbar sey. Denn eben vorher ist ja die Rhetorik genannt πειθοῦς δημιουργὸς πιστευτικῆς, ἀλλ' οὐ διδασκαλικῆς, „Meisterin in einer *glaubenmachenden*, nicht in einer belehrenden Überredung;" wo es ja demnach auch πιστικῆς oder πειστικῆς hätte heissen müssen. §. 27 verdiente doch die Lesart des Cod. Cornar. αἰτιατέα eine Erwähnung. Zu §. 38 finden wir bey Hr. *H.* eine, wie uns dünkt, selbstgemachte, in der Sache nicht liegende Schwierigkeit. Erstlich liegt in dem ἀναθέσθαι gar das nicht, dass Sokrates verspricht: „*se ipsum de iis, quae concessa sint, si quid illi non bene concessum videatur, retractaturum, quidquid ille velit*", sondern es heisst bloss *den Stein zurückgeben*, wie es *Cicero* beym Nonius II, 781 in seiner Nachahmung richtig gefasst hat. Aber es ist auch einerley, ob Polos es zurücknimmt, oder ob Sokrates verspricht, die Sache von neuem zu behandeln; denn diess wird die Folge von jenem seyn, und thut nicht nur der Würde und Consequenz des Sokrates keinen Eintrag, sondern ist dem wahrhaft dialektischen, nicht eristischen Manne eben recht angemessen. Oder verstehen wir uns etwa in dieser Stelle nicht? §. 43 müssten wir sehr irren, wenn in den Worten Πῶλος δὲ ὅδε νέος ἐστὶ καὶ ὀξὺς nicht eine muthwillige Zweydeutigkeit beabsichtiget wäre, nämlich eine Anspielung auf *ein junges und hitziges Füllen*; und sollte wohl der spasshafte Sinn des Ausdruckes ὦ γενναῖε Πῶλε §. 64 „*o edles Rösslein*" dem Platon unbewusst gewesen seyn? Unwürdig ist dieser Scherz des Platon nicht, der auch mit dem Namen Δῆμος zweymal so gespielt hat. §. 54 wundern wir uns über die Bemerkung, welche zu den Worten ἐν τῇ πόλει ταύτῃ gemacht wird: „*Athenarum h. l. mentio prorsus est absurda. Vitii igitur haec aliquid traxisse apparet.*" Wir schweigen von seiner Vermuthung und fragen nur den trefflichen Sprachkenner, wie er unter dem Ausdruck ἐν τῇ πόλει ταύτῃ Athen verstehen konnte, wofür es heissen müsste ἐν τῇδε τῇ πόλει. Doch er sah nicht, dass §. 53 vorherging ἢν τις ἀποκτείνῃ τινὰ ἢ ἐκβάλλῃ ἐκ πόλεως, und dass diess ταύτῃ darauf sich bezieht: „*in dem erwähnten Staat*, in welchem er dieses gethan, sollte er darum viel vermögen?" Wenn aber *Schleiermacher* meint, das blosse ἐν τῇ πόλει würde auf Athen gehen, das zugesetzte ταύτῃ aber verallgemeinere, so ist diese Behauptung dem Sprachgebrauche eben so wenig angemessen, als die Hsche. §. 57 ist der wahre Sinn des ἀγαθόν τι εἶναι κ. τ. λ. gewiss einzig von *Buttmann* getroffen, der aus Versehen von Kallikles statt von Polos spricht. §. 124 dünkt uns sehr klar, dass zu verbessern sey: οὐκοῦν ἡ ποιητικὴ ῥητορικὴ δημηγορία ἂν εἴη: der Artikel ist noch davon übrig geblieben; das Wort ποιητικὴ ist durch ein von gleicher Endung herrührendes Abirren des Auges ausgefallen. Mit Auslöschung des Artikels ποιητικὴ zu suppliren, wäre zweydeutig und gegen das folgende ῥητορεύειν — οἱ ποιηταὶ *inconcinn.* Dass die Weiber, ungeachtet Hn. *Böttigers* Einsprache, doch die Tragödieen mit angeschaut haben, wird man künftig aus dieser Stelle und der von Hn. *H.* citirten Legg. VII, S. 817. C. glauben: man füge hinzu Legg. II, S. 658. D. Dem zu §. 166 Gesagten über die Formel Ἄκουε δὴ können die oben angeführten Beyspiele der Tragiker von ἄκουε δή νυν beygefügt werden.

Doch wozu sollen wir Alles aufgreifen, was sich noch hinzuthun liesse? Statt dass wir den *Theätet*, *Kratylos* u. s. w. eben so begleiten, wollen wir lieber noch den Wunsch äussern, dass der Herausgeber bald Gelegenheit finden möge, seine eigenen Nachträge bekannt zu machen. Und wer wollte nicht mit uns denselben bitten, uns die weitere Fortsetzung dieser höchst nützlichen Ausgaben so bald als möglich zukommen zu lassen? Dann wird er aber wohlthun, wenn er seinen *Index* weniger bescheiden einrichtet: denn wie dieser jetzo bey jedem Bande ist, lernt der Leser in dem Buche eine Menge Dinge, die er ohne grosse Mühe oft nicht wiederfinden kann, ungeachtet er bestimmt weiss, sie gerade hier gelesen zu haben. Auch No. 4 müssen wir, obgleich hier der blosse Text ohne Commentar gegeben ist, als einen für Schulen und Vorlesungen höchst nutzbaren Abdruck der angezeigten Gespräche sehr empfehlen: der Text ist im *Gorgias* derselbe wie in der grösseren Ausgabe; im *Charmides* und *Hippias* ist nur Weniges in dem ersten Bande Vernachlässigte gebessert: über die neue Recension der *Apologie* hat er eine *Annotatio critica* vorausgeschickt, welche besonders zu beurtheilen nach dem bisherigen nicht nöthig ist. Was auch in Zukunft über den Platon noch geschrieben, welche Schätze auch aus den Bibliotheken noch an das Licht gebracht werden mögen, *dem Herausgeber muss jederzeit der Ruhm bleiben, zur ächt philologischen Behandlung des göttlichen Philosophen den ersten festeren Grund gelegt zu haben.* Blu.

Monatsregister

vom

Julius 1808.

I. Verzeichniss der im Monat Julius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Annalen des Kriegs. Miscellen und Episoden. 1—4 B. 161, 57.
Ansichten, ästhetische 165. 89.

B.

Barrow's Reisen in China. Aus d. Engl. übersetzt. 1. 2 Th. 168. 115.
Becker die Weltgeschichte für die Jugend, oder für Kinder und Kinderlehrer. 1—9 Th. 2te Ausgabe 159. 47.
— — über Cultur, künstliche Bildung und Fällung des Schiffbauholzes 174. 163.
Bemerkungen über die Vervollkommnung und Erhebung der Kunstgewerbe in Deutschland 174. 167.
Bernoulli Grundzüge der Elementarphysik oder methodischer Leitfaden für den ersten physikalischen Unterricht auf Schulen 169. 126.
Bode astronomisches Jahrbuch für das J. 1809 166. 97.
Büsch theoretisch-praktische Darstellung der Handlung in ihren mannichfaltigen Geschäften. 3te Ausg. von *Normann*. 1. 2 B. 164. 81.

C.

Callisen einige Winke zu einer zweckmässigen Benutzung des kleinen Katechismus Lutheri 154. 6.
Charakteristik *Joh. Gottfried v. Herders* von *Danz* und *Gruber* 165. 78.
Clemimius deutsche Handlungsbriefe mit franz. und engl. Anmerkungen 164. 85.
— — — Taschenwörterbuch der Producten- und Waarenkunde. 1 Th. 164. 85.
Conservateur, le, Journal de Littérature, des sciences et des beaux-arts. 1807. 1—5 Vol. 160. 49.

D.

Dankadresse, öffentliche, an den Hn. Vf. der Schrift: der Adel, was er ursprüglich war, was er jetzt ist und was er künftig seyn soll 161, 63.

E.

Ernst Abbildung und Beschreibung einer sehr nutzbaren und höchst einfachen Maschine zum Schneiden der Kartoffeln, Rüben, Kraut und mehrerer dergl. Arten von Producten, die zu dem Viehfutter gebraucht werden 174. 168.
Etzler Grammatik der lateinischen Sprache 176. 179.
Ewers vom Ursprunge des russischen Staates 159. 41.

F.

Fenner freymüthige Briefe über Schwalbach, dessen Quellen und Umgebungen 168. 119.

G.

Gillet neuer brittischer Plutarch, oder Leben und Charakter berühmter Britten, welche sich während des franz. Revolutionskriegs ausgezeichnet haben 163. 73.
Göde Ius germanicum privatum 155. 9.

H.

Handbuch, katechetisches, über *Rosenmüllers* christliches Lehrbuch. 2 Th. 3. 4 St. 157. 31.
Heinrich, Prinz, von Preussen. Kritische Geschichte seiner Feldzüge. Vom Vf. des Geistes des neuen Kriegssystems. 1. 2 Th. 161, 62.
Hermbstädt chemische technologische Grundsätze der gesammten Ledergerberey. 1 Th. 174. 161.
Hoffmann die Lehre von der gleichförmig beschleunigten Bewegung aus dem wahren Begriffe der gleichförmig beschleunigend wirkenden Kraft abgeleitet 175. 175.

K.

Koch Gemälde der Revolutionen in Europa seit dem Umsturze des römischen Kaiserthums im Occident bis auf unsere Zeiten. Aus d. Franz. übersetzt von *Sander*. 1. 2 Band 172. 145.
— — Tableau des révolutions de l'Europe depuis le bouleversement de l'Empire Romain en occident jusqu'à nos jours. 1—3 Vol. 172. 145.
König Grundriss 1) einer vollständigen Einleitung in die Rechtswissenschaft der Deutschen: 2) einer pragmatischen Geschichte und Statistik der Gesetze der Deutschen 156. 9.
Koronelli der Mayländer, oder Treue ohne Gleichen 166. 103.
Kruse Tables historiques de tous les Etats de l'Europe depuis leur origine jusqu'à l'an 1800 après J. C. Trad. de l'allemand par *d'Apples*. 1 Livrais. 171. 143.

L.

Lugino's umgearbeitete *Meidingersche* französische Grammatik, nebst Uebungen zum Uebersetzen von *Greiner*. 2 Theile. 4te Aufl. 154. 7.

M.

Meissners Fabeln in 3 Büchern. Neue Ausgabe. 1 Th. 1—4 Buch 165. 95.
Meyer der Messkaufmann, oder Anleitung für Kaufleute, die Messen zu beziehen. 2te Ausg. 1. 2 Th. 164. 86.
v. *Murr* Versuch einer Geschichte der Juden in Sina. Nebst *Köglers* Beschreibung ihrer heiligen Bücher in Kaifongfu 164. 87.
Museum der Alterthumswissenschaft. Herausgeg. von *Wolf* und *Buttmann*. 1 B. 1. 2 St. 158. 33.

N.

Natorp Quartalschrift für Religionslehrer. 4 Jahrg. 1808. 1. 2 Quartal 169. 47.
Norberg über die Production des Roheisens in Russland und über eine neue Schmelzmethode in Sturzöfen. Aus dem Schwedischen von *Blumhof* 175. 175.

P.

Pfest Anthologia epigrammatica latina e poetis post renatas scientias ad nostra usque tempora claris. 1 T. 165. 92.
Philosophie, die, der deutschen Sprache für junge Leute beiderley Geschlechts beym öffentlichen und Privat-Unterricht. 1. 2 Th. 170. 135.
Plank Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung. 4 B. 2 Abschnitt 162, 65.
— — Geschichte des Pabstthums in der abend-

die vier Artikel bey ἀριθμητικὴ καὶ λογιστικὴ καὶ γεωμετρικὴ καὶ πεττευτική γε καὶ ἄλλαι πολλαὶ τέχναι: wie kurz vorher stand, οἷον γραφικὴ καὶ ἀνδριαντοποιΐα καὶ ἄλλαι πολλαί. Was die Bemerkung betrifft: „*Illud* γε *post* πεττευτικὴ *illatum attigi ad Hipp. maj.* §. 47:" so haben wir gefunden, dass diess nicht schlechthin "*solet ita in plurium rerum enumeratione inferri,*" sondern bestimmt nur dann, wann ein von den vorhergehenden der Gattung nach ganz verschiedener Begriff folgt, oder auch eine Reihe neuer Begriffe. Ausser diesen beiden Stellen und Theätet. S. 156. B, findet es sich so *Hipp. maj.* §. 35: Καὶ αὖ τὰ ζῶα πάντα καὶ τὰ σχήματα τά τε πεζὰ καὶ τὰ ἐν τῇ θαλάττῃ πλοῖά τε καὶ τριήρεις, καὶ τά γε ὄργανα κ. τ. λ. Desgl. Gorg. §. 42: Ταύτης μόριον καὶ τὴν ῥητορικὴν ἐγὼ καλῶ καὶ τήν γε κομμωτικὴν καὶ τὴν σοφιστικήν. §. 14 ist die nicht ganz unbedeutende Lesart der Bas. 2: καὶ πῶς πρὸς ἄλληλα τάχους ἔχουσιν, übergangen. In dem zu §. 14 citirten Skolion des Simonides ist aus Stob. zu lesen, τέταρτον δὲ ἡβᾶν μετὰ τῶν φίλων. Auch hätten wir mit verändertem Accente σκόλιον und σκολίου geschrieben. §. 15 zweifeln wir nicht, dass zu schreiben sey: ὁ παιδοτρίβης εἴποι, ὅτι θαυμάζοιμι δ' (statt τ') ἄν, ὦ κ. τ. λ. Nach ὅτι wird oft eine Partikel gesetzt, wie γὰρ Kriton S. 50. C.: ἢ ἐροῦμεν πρὸς αὐτοὺς, ὅτι ἠδίκει γὰρ ἡμᾶς ἡ πόλις. Menon S. 75. A.: εἶπες, ὅτι ἀλλ' οὐδὲ μανθάνω ἔγωγε κ. τ. λ. So ist hier δὲ, welches bey θαυμάζοιμ' ἂν gebräuchlicher ist. §. 16 steht im Texte: καὶ αἴτιον ἅμα μὲν ἐλευθερίας αὐτοῖς τοῖς ἀνθρώποις, ἅμα δὲ τοῦ ἄλλων ἄρχειν ἐν τῇ αὐτοῦ πόλει ἑκάστῳ. Cod. Bodl. hat: τῶν ἄλλων ἄρχειν. Hr. *H.* setzt hinzu: „*Velut Cratyl.* §. 71," bey welcher Stelle dazu geschrieben ist. „*Nisi Plato scripserat*: τοῦ τῶν ἄλλων ἄρχειν. *Nam articulus* τῶν *in hac sententia abesse non debet.* Wenn er da stünde, würden wir ihn ausstreichen; denn dem αὐτοῖς wird gerade „*in hac sententia*" nur ἄλλοι entgegengesetzt; nach ἄρχειν aber denke man sich ein kleines Komma. Lysis §. 16. ἀλλ' αὐτοί τε ἐλεύθεροι ἐσόμεθα ἐν αὐτοῖς καὶ ἄλλων ἄρχοντες. Legg. III, S. 687. A. ὥστε αὐτούς τε ἐλευθέρους εἶναι καὶ ἄλλων ἄρχοντας. XII, S. 962. E. ἐλεύθεροί τε ὅπως ἄλλων τε πόλεων ἔσονται ἄρχοντες. §. 19 begreift Hr. *H.* nicht die Worte: ὁ τὰ ποῖα τῶν ζώων γράφων καὶ ποῦ; Ficins τῇ dünkt ihm nicht hieher gehörig; uns auch nicht, aber nur aus dem Grunde, weil es schon in τὰ ποῖα liegt, denn dieses zeigt schon auf die Qualität der Gemälde. Endlich vermuthet Hr. *H.* πόσου. „*velut de Eueno sophista quaeritur in Apolog. Socr.* p. 20. B. τίς καὶ ποδαπὸς καὶ πόσου διδάσκει. Ja und dort recht passend; denn es ist davon die Rede, Einen in die Lehre zu geben: aber hier im Gorgias ist bloss davon die Rede, wie man Einem erklären müsse, wer Zeuxis sey; ist aber der Preis seiner Werke ein Kennzeichen des Mannes? Als wenn nicht mehrere um denselben Preis malen könnten. Es giebt nur zwey äusserliche anschauliche Kennzeichen eines Malers, als solches, nämlich seine Bilder und seine Werkstätte. Daher wird man billig fragen: „aber was für Bilder malt er denn, und wo hat er seine Werkstätte, wo kann man die Gemälde sehen, wo wohnt er?" Ποῦ ist also ganz richtig. §. 20 zu Ende l. ἐπειδή γε καί: auch §. 21. 22 hätten wir mehrere kleine Abweichungen der Mss. und Ausgaben aufgenommen gewünscht, wie aus Bas. 2 τοιοῦτόν τι σε ἕτερον ἀνέρωμαι, wo ἕτερον offenbar wegen des folgenden ausgefallen ist. §. 22 zweifeln wir, ob der von *Buttmann* aufgestellte Satz, πιστευτικὸς könnte nicht seyn *wer glauben macht*, sondern *wer selbst gläubig ist*, haltbar sey. Denn eben vorher ist ja die Rhetorik genannt πειθοῦς δημιουργὸς πιστευτικῆς, ἀλλ' οὐ διδασκαλικῆς, „Meisterin in einer *glaubenmachenden*, nicht in einer belehrenden Überredung;" wo es ja demnach auch πιστικῆς oder πειστικῆς hätte heissen müssen. §. 27 verdiente doch die Lesart des Cod. Cornar. αἰτιατέα eine Erwähnung. Zu §. 38 finden wir bey Hr. *H.* eine, wie uns dünkt, selbstgemachte, in der Sache nicht liegende Schwierigkeit. Erstlich liegt in dem ἀναθέσθαι gar das nicht, dass Sokrates verspricht: „*Se ipsum de iis, quae concessa sint, si quid illi non bene concessum videatur, retractaturum, quidquid ille velit*", sondern es heisst bloss *den Stein zurückgeben*, wie es *Cicero* beym Nonius II, 781 in seiner Nachahmung richtig gefasst hat. Aber es ist auch einerley, ob Polos es zurücknimmt, oder ob Sokrates verspricht, die Sache von neuem zu behandeln; denn diess wird die Folge von jenem seyn, und thut nicht nur der Würde und Consequenz des Sokrates keinen Eintrag, sondern ist dem wahrhaft dialektischen, nicht eristischen Manne eben recht angemessen. Oder verstehen wir uns etwa in dieser Stelle nicht? §. 43 müssten wir sehr irren, wenn in den Worten Πῶλος δὲ ὅδε νέος ἐστὶ καὶ ὀξὺς nicht eine muthwillige Zweydeutigkeit beabsichtiget wäre, nämlich eine Anspielung auf *ein junges und hitziges Füllen*; und sollte wohl der spasshafte Sinn des Ausdruckes ὦ γενναῖε Πῶλε §. 64 „*o edles Rösslein*" dem Platon unbewusst gewesen seyn? Unwürdig ist dieser Scherz des Platon nicht, der auch mit dem Namen Δῆμος zweymal so gespielt hat. §. 54 wundern wir uns über die Bemerkung, welche zu den Worten ἐν τῇ πόλει ταύτῃ gemacht wird: „*Atheniensium h. l. mentio prorsus est absurda. Vitii igitur haec aliquid traxisse apparet.*" Wir schweigen von seiner Vermuthung und fragen nur den trefflichen Sprachkenner, wie er unter dem Ausdruck ἐν τῇ πόλει ταύτῃ Athen verstehen konnte, wofür es heissen müsste ἐν τῇδε τῇ πόλει. Doch er sah nicht, dass §. 53 vorherging ἤν τις ἀποκτείνῃ τινὰ ἢ ἐκβάλλῃ ἐκ πόλεως, und dass diess ταύτῃ darauf sich bezieht: „*in dem erwähnten Staat*, in welchem er diess gethan, sollte er darum viel vermögen?" Wenn aber *Schleiermacher* meint, das blosse ἐν τῇ πόλει würde auf Athen gehen, das zugesetzte ταύτῃ aber verallgemeinere, so ist diese Behauptung dem Sprachgebrauche eben so wenig angemessen, als die *H*sche. §. 57 ist der wahre Sinn des ἀγαθόν τι εἶναι κ. τ. λ. gewiss einzig von *Buttmann* getroffen, der aus Versehen von Kallikles statt von Polos spricht. §. 124 dünkt uns sehr klar, dass zu verbessern sey: οὐκοῦν ἡ ποιητικὴ ῥητορικὴ δημηγορία ἂν εἴη: der Artikel ist noch davon übrig geblieben; das Wort ποιητικὴ ist durch ein von gleicher Endung herrührendes Abirren des Auges ausgefallen. Mit Auslöschung des Artikels ποιητικὴ zu suppliren, wäre zweydeutig und gegen das folgende ῥητορεύειν — οἱ ποιηταὶ *incencinn.* Dass die Weiber, ungeachtet Hn. *Böttigers* Einsprache, doch die Tragödieen mit angeschaut haben, wird man künftig aus dieser Stelle und der von Hn. *H.* citirten Legg. VII, S. 817. C. glauben: man füge hinzu Legg. II, S. 658. D. Dem zu §. 166 Gesagten über die Formel Ἄκουε δὴ können die oben angeführten Beyspiele der Tragiker von ἄκουε δή νυν beygefügt werden.

Doch wozu sollen wir Alles aufgreifen, was sich noch hinzuthun liesse? Statt dass wir den *Theätet*, *Kratylos* u. s. w. eben so begleiten, wollen wir lieber noch den Wunsch äussern, dass der Herausgeber bald Gelegenheit finden möge, seine eigenen Nachträge bekannt zu machen. Und wer wollte nicht mit uns denselben bitten, uns die weitere Fortsetzung dieser höchst nützlichen Ausgaben so bald als möglich zukommen zu lassen? Dann wird er aber wohlthun, wenn er seinen *Index* weniger bescheiden einrichtet: denn wie dieser jetzo bey jedem Bande ist, lernt der Leser in dem Buche eine Menge Dinge, die er ohne grosse Mühe oft nicht wiederfinden kann, ungeachtet er bestimmt weiss, sie gerade hier gelesen zu haben. Auch No. 4 müssen wir, obgleich hier der blosse Text ohne Commentar gegeben ist, als einen für Schulen und Vorlesungen höchst nutzbaren Abdruck der angezeigten Gespräche sehr empfehlen: der Text ist im *Gorgias* derselbe wie in der grösseren Ausgabe; im *Charmides* und *Hippias* ist nur Weniges in dem ersten Bande Vernachlässigte gebessert: über die neue Recension der *Apologie* hat er eine *Annotatio critica* vorausgeschickt, welche besonders zu beurtheilen nach dem bisherigen nicht nöthig ist. Was auch in Zukunft über den Platon noch geschrieben, welche Schätze auch aus den Bibliotheken noch an das Licht gebracht werden mögen, *dem Herausgeber muss jederzeit der Ruhm bleiben, zur ächt philologischen Behandlung des göttlichen Philosophen den ersten festeren Grund gelegt zu haben.* Bh.

Monatsregister

vom

Julius 1808.

I. Verzeichniss der im Monat Julius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Annalen des Kriegs. Miscellen und Episoden. 1—4 B. 161, 57.
Ansichten, ästhetische 165, 89.

B.

Barrow's Reisen in China. Aus d. Engl. übersetzt. 1. 2 Th. 168, 115.
Becker die Weltgeschichte für die Jugend, oder für Kinder und Kinderlehrer. 1—9 Th. 2te Ausgabe. 159, 47.
— — über Cultur, künstliche Bildung und Fällung des Schiffbauholzes 174, 163.
Bemerkungen über die Vervollkommung und Erhebung der Kunstgewerbe in Deutschland 174, 167.
Bernoulli Grundzüge der Elementarphysik oder methodischer Leitfaden für den ersten physikalischen Unterricht auf Schulen 169, 126.
Bode astronomisches Jahrbuch für das J. 1869 166, 97.
Büsch theoretisch-praktische Darstellung der Handlung in ihren mannichfaltigen Geschäften. 3te Ausg. von *Norrmann*. 1. 2 B. 164, 81.

C.

Callisen einige Winke zu einer zweckmässigen Benutzung des kleinen Katechismus Lutheri 154, 6.
Charakteristik *Joh. Gottfried v. Herders* von *Danz* und *Gruber* 165, 78.
Clemisius deutsche Handlungsbriefe mit franz. und engl. Anmerkungen 164, 85.
— — — Taschenwörterbuch der Producten- und Waarenkunde. 1 Th. 164, 85.
Conservateur, le, Journal de Littérature, des sciences et des beaux-arts. 1807. 1—5 Vol. 160, 49.

D.

Dankadresse, öffentliche, an den Hn. Vf. der Schrift: der Adel, was er ursprüglich war, was er jetzt ist und was er künftig seyn soll 161, 63.

E.

Ernst Abbildung und Beschreibung einer sehr nutzbaren und höchst einfachen Maschine zum Schneiden der Kartoffeln, Rüben, Kraut und mehrerer dergl. Arten von Producten, die zu dem Viehfutter gebraucht werden 174, 168.
Etzler Grammatik der lateinischen Sprache 176, 179.
Ewert vom Ursprunge des russischen Staates 159, 41.

F.

Fenner freymüthige Briefe über Schwalbach, dessen Quellen und Umgebungen 168, 119.

G.

Gillet neuer brittischer Plutarch, oder Leben und Charakter berühmter Britten, welche sich während des franz. Revolutionskriegs ausgezeichnet haben 163, 73.
Göde Ius germanicum privatum 155, 9.

H.

Handbuch, katechetisches, über *Rosenmüllers* christliches Lehrbuch. 2 Th. 3. 4 St. 157, 31.
Heinrich, Prinz, von Preussen. Kritische Geschichte seiner Feldzüge. Vom Vf. des Geistes des neuen Kriegssystems. 1. 2 Th. 161, 62.
Hermbstädt chemische technologische Grundsätze der gesammten Ledergerberey. 1 Th. 174, 161.
Hoffmann die Lehre von der gleichförmig beschleunigten Bewegung aus dem wahren Begriffe der gleichförmig beschleunigend wirkenden Kraft abgeleitet 175, 175.

K.

Koch Gemälde der Revolutionen in Europa seit dem Umsturze des römischen Kaiserthums im Occident bis auf unsere Zeiten. Aus d. Franz. übersetzt von *Sander*. 1. 2 Band 172, 145.
— — Tableau des révolutions de l'Europe depuis le bouleversement de l'Empire Romain en occident jusqu'à nos jours. 1—3 Vol. 172, 145.
König Grundriss 1) einer vollständigen Einleitung in die Rechtswissenschaft der Deutschen; 2) einer pragmatischen Geschichte und Statistik der Gesetze der Deutschen 156, 9.
Koronelli der Mayländer, oder Treue ohne Gleichen 166, 103.
Kruse Tables historiques de tous les Etats de l'Europe depuis leur origine jusqu'à l'an 1800 après J. C. Trad. de l'allemand par *d'Apples*. 1 Livrais. 171, 143.

L.

Lugino's umgearbeitete *Meidingersche* französische Grammatik, nebst Uebungen zum Uebersetzen von *Greinar*. 2 Theile. 4te Aufl. 154, 7.

M.

Meissners Fabeln in 3 Büchern. Neue Ausgabe. 1 Th. 1—4 Buch 165, 95.
Meyer der Messkaufmann, oder Anleitung für Kaufleute, die Messen zu beziehen. 2te Ausg. 1. 2 Th. 164, 86.
v. *Murr* Versuch einer Geschichte der Juden in Sina. Nebst *Köglers* Beschreibung ihrer heiligen Bücher in Kaifongfu 164, 87.
Museum der Alterthumswissenschaft. Herausgeg. von *Wolf* und *Buttmann*. 1 B. 1. 2 St. 158, 33.

N.

Natorp Quartalschrift für Religionslehrer. 4 Jahrg. 1808. 1. 2 Quartal 159, 47.
Norberg über die Production des Roheisens in Russland und über eine neue Schmelzmethode in Sturzöfen. Aus dem Schwedischen von *Blumhof* 175, 175.

P.

Pfest Anthologia epigrammatica latina e poetis post renatas scientias ad nostra usque tempora claris. 1 T. 165, 92.
Philosophie, die, der deutschen Sprache für junge Leute beiderley Geschlechts beym öffentlichen und Privat-Unterricht. 1. 2 Th. 170, 135.
Plank Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung. 4 B. 2 Abschnitt 162, 65.
— — Geschichte des Pabstthums in der abend-

Nekrolog.

Bardili in Stuttgardt 46. 381.
v. Bodo Bar in Pesth 46. 381.
Cabanis zu Meulan in Frankreich 43. 355.
Care in Wien 46. 381.
Doppler in Wien 46. 381.
Güssefeld in Weimar 46. 382.
Picrres in Dijon 43. 355.
Pillement in Lyon 43. 355.
v. Rahmel in Schmiedeberg 48. 565.
Schreyer in Prag 46. 381.
Thiele in Berlin 43. 356.
Wagner in Wien 46. 381.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Amsterdam, Errichtung eines königlichen Instituts für die Wissenschaften 44. 361.
— — — Preisfrage und Preisvertheilung der Gesellschaft zur Beförderung der Heilkunde 44. 364.
— — — Preisvertheilung und Preisfragen des Monnikhoffschen Legats 44. 365.
Erlangen, Stiftung einer physikalisch-medicinischen Gesellschaft 44. 365.
— — — Nachtrag dazu 50. 416.
Göttingen, die königl. Gesellschaft der Wissenschaften erhält Nachricht von der Entdeckung fossiler Knochen 50. 415.
Haag, Versammlung der Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion am 10 Sept. und Preisfragen 50. 409.
Kopenhagen, Preisvertheilungen und Preisaufgaben der königl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften 51. 419.
Leyden, Versammlung der Gesellschaft: tot Not van 't Algemeen am 11 und 12 Aug. v. J. nebst Preisfragen 50. 410.
Macon, Preisaufgabe der Gesellschaft der Wissenschaften und Künste 44. 366.
Marseille, Preisaufgaben der Akademie 50. 415.
Mayland, Preisaufgaben der königl. Akademie der schönen Künste 50. 415.
Niort, Preisfragen des Athenäums 44. 363.
Rotterdam, Versammlung der holl. Gesellschaft der Proefondervindelyke Wysbegeerte am 22 Aug. v. J. nebst Preisfragen 50. 412.
Toulouse, Jahresfest der Academie des jeux floraux 44. 362.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

St. Cyr, die Militärschule wird nach La Flèche verlegt 43. 354.
Erlangen, Promotionen und Prorectoratswechsel 49. 404.
Grätz, Lehrerpersonale am Gymnasium 46. 377.
Halle, akademische Feyerlichkeit am 17 May bey Wiedereröffnung der Vorlesungen und Promotionen dabey 43. 353.
Jena, Promotionen, Pfingstprogramm und v. Lynkerische Stiftungsreden 49. 401.
Inspruck, Nachricht von der Fortdauer der Universität 43. 354.
Kasan, gegenwärtiger Zustand der Universität 48. 393.
Keszthely in Ungarn, Nachrichten vom Gymnasium, Georgikon und Mädcheninstitut 46. 379.
Leipzig, Promotionen, Disputationen, Rectorats- und Decanats-Wechsel 49. 402.
Lemberg, Lehrerpersonale am Lyceum 46. 378.
Pesth, die Universität schickt zwey Doctoren der Medicin nach Paris 46. 379.
Prag, Promotionen 46. 377.
Salzburg, Lehrerpersonale an der Universität 46. 378.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Armbruster in Wien giebt vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat heraus 49. 404.
v. Batorkész schenkt dem pesther Museum Gold- und Silber-Stoffe 50. 416.
Bibliothek, die allgemeine deutsche, wird nach verändertem Plane und Titel fortgesetzt 49. 406.
Bowles, die Engländerin, will ihrem Gemahl ein Denkmal errichten 43. 356.
Buchanan ist nach Cochin und Travancore gereist 47. 389.
Bücherauction in Frankfurt am Mayn 44. 368. 46. 384.
— — — in Giessen 51. 424.
Canova in Rom hat seinem Freunde Volpato ein Denkmal errichtet 43. 355.
China, neue Arten derselben aus Peru 47. 389.
Devaux in London neue Maschine die Länge und Breite des Meeres zu bestimmen 47. 390.
Druckfehleranzeigen im Intell. Bl. 43. 360.
Dublin, zu, wird für Nelson ein Monument errichtet 45. 373.
Feth Ali Chan ist Freund der Wissenschaften 44. 366.
Frank in Nürnberg hat die Glasmalerkunst wieder erfunden 43. 356.
Gehlen in München, noch einige Worte für Hn. Gilbert 47. 389.
Kosegarten Druckfehleranzeigen 49. 407.
Lipszky's Charte von Ungarn etc. soll in Ungarn zum amtlichen Gebrauche angeschafft werden 50. 416.
Mauberts Geschichte von Polen soll von der dritten Classe des Instituts mit Rhulières Geschichte verglichen werden 47. 390.
Ofen, das Observatorium erhält neue Instrumente aus München 47. 390.
Osopo im Friaul, zu, werden alte Münzen entdeckt 50. 416.
Pasquali in Verona hat eine Büste von Palladio vollendet 43. 355.
Pignotti giebt Imitazione di Satire di Giovenale e d'Orazio heraus 47. 390.
Prag, hydrotechnische Privatgesellschaft daselbst 45. 374.
Rom, zu, hat man einen unterirdischen Gang entdeckt 43. 357.
Steinwagen zu Washington in Nordamerika 45. 375.
Mdme Streek in Holland übersetzt die Aeneide ins Holländische 43. 358.
Thorwalsen in Rom hat eine colossale Statue des Mars vollendet 43. 356.
Tremont, im Dorfe, sind römische Medaillen gefunden worden 43. 357.
Ungarn, neue Luisenstrasse daselbst 47. 390.
da Vinci's Wandgemälde soll copirt und in Mosaik ausgeführt werden 43. 356.
de Wette über die wichtige Bemerkung für Juden und Christen in No. 40 des Intell. Bl. 48. 400.
Wiarda's ostfriesische Geschichte wird ins Holländische übersetzt 44. 366.
Wirtemberg, neues Censurcollegium daselbst 46. 382.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 AUGUST, 1808.

THEOLOGIE.

Hildburghausen, b. Hanisch: *D. Jo. Georg. Rosenmülleri Historia interpretationis librorum sacrorum in ecclesia christiana, inde ab Apostolorum aetate usque ad Origenem.* Pars I. 1795. 251 S. Pars II. 1798. XIV u. 258 S. Pars III. contin. Periodum II ab Origene ad Jo. Chrysostomum et Cypriano ad Augustinum (Leipzig, b. Fleischer d. j.) 1807. VIII u. 613 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Diese Schrift ist ein neuer Beweis, wie löblich die Sitte akademischer Gelegenheits-Schriften sey. Ihr verdanken wir schon so manche gute Idee und die Ausführung specieller Materien, von welchen in grösseren Büchern vielleicht nie die Rede gewesen seyn würde. Auch ausführlichere Werke haben dadurch ihr Daseyn erhalten, wovon sogleich das vor uns liegende ein Beyspiel ist. Hr. Dr. R., ein in jedem Betracht würdiger Veteran der theologischen Literatur, gab seit mehreren Decennien bey verschiedenen akademischen Gelegenheiten Programme: *De fatis interpretationis sacrarum literarum in Ecclesia christiana* heraus, und es war ein glücklicher Gedanke, dass er sich entschloss, in der gegenwärtigen Sammlung die Früchte seiner akademischen Arbeiten, in verbesserter Gestalt, auch dem grösseren Publicum mitzutheilen.

Dass eine Arbeit, wie die gegenwärtige, wodurch die Auslegung der heiligen Schrift historisch entwickelt werden soll, nicht nur für den Freund der theologischen Literatur überhaupt, sondern auch für den angehenden Exegeten insbesondere von vielfachem Nutzen seyn müsse, bedarf keiner Erinnerung. Auch liegt es in der Natur der Sache, dass eine solche Geschichte zugleich wichtige Beyträge zur Geschichte der Glaubenslehren und moralischen Ideen des Christenthums enthalte. Hr. R. hat bey Ausarbeitung der seinigen nicht nur die Idee derselben richtig aufgefasst, und einen richtigen Plan zum Grunde gelegt, sondern denselben, im Ganzen genommen, auch sehr gut ausgeführt. Überall zeigt sich gelehrter Fleiss in Benutzung der Quellen und besten Hülfsmittel; überall Umsicht und zweckmässiger Gebrauch der vielen zum Theil in ihrer Art trefflichen Vorarbeiten. Bey dem grossen Umfange des Stoffs kann der Bearbeiter einer solchen Geschichte nicht um Materialien verlegen seyn; aber die meisten Gelehrten versehen es darin, dass sie das rechte Mass nicht zu treffen wissen, und dass sie, um gründlich zu seyn, in die ausführlichere Discussion von Nebendingen eingehen, die mit der Hauptsache in keiner unmittelbaren Berührung stehen, und die Auffassung des richtigen Gesichtspunctes im Ganzen mehr verhindern als befördern. Diesen gewöhnlichen Fehler hat Hr. R. glücklich vermieden. Sein Buch ist Muster einer weisen Ökonomie, wo die glückliche Mittelstrasse zwischen zu weit getriebener Sparsamkeit und unbesonnener Verschwendung gehalten wird.

Es ist unleugbar, dass es dem Vf. sehr leicht gewesen wäre, ein paar Alphabete mehr zu schreiben. Er durfte ja nur die Auszüge aus den Schriftstellern, deren exegetische Grundsätze und Manier dargestellt werden soll, vervielfältigen. Er konnte die grösste Prolixität hiebey immer damit entschuldigen, dass es nützlich sey, die Kirchenväter mit ihren eigenen Worten zu charakterisiren. Aber eben so gewiss ist hinwiederum, dass ein bloss allgemeines Räsonnement nicht hinreichend gewesen wäre, uns einen anschaulichen Begriff von dem hermeneutischen und exegetischen Verfahren der alten Schriftsteller zu geben. Hier, wo die Theorie so einfach, die Praxis aber so vielfältig, oft sogar von aller Theorie verlassen ist, müssen nothwendig Fälle *in concreto* angeführt werden. Hr. R. hat sein in den meisten Fällen treffendes Räsonnement auf eine solche Art mit den ausgehobenen Beyspielen zu verweben gewusst, dass aus dieser Verbindung eine recht gute Geschichte hervorgegangen ist.

Wie weit die Geschichte der Interpretation herabgeführt sey, lehrt der Titel. Nach der Vorrede zum 3 Theil scheint es fast, als ob sie der Vf. zu schliessen gesonnen sey. Er bemerkt, dass in den folgenden Perioden für die Schrifterklärung nichts Wichtiges mehr geschehen sey. S. V: *Scriptores ecclesiastici medii, quod vocant, aevi, paene omnes, si Theodoretum, Isidorum Pelusiotam et alios nonnullos excipias, colligendis, compilandisque illorum explicationibus et commentariis operam dederunt. Prae omnibus autem aliis Graeci secuti sunt Chrysostomum, Latini Augustinum suum, usque ad tempora Reformationi Sacrorum proxima et literarum instaurationem, quibus Laurentius Valla et Erasmus Roter. melioribus quam Scholastici praesidiis instructi, Novi Test. libris novam lucem affundere aggressi sunt.*" Hr. R. verweiset hierauf auf *Buddeus*, *Richard Simon*, *Schröckh* und *Meyer* (Geschichte der Schrifterklärung seit der Wiederherstellung der Wissenschaften. 4 Th. Göttingen 1802—1805). Diess scheint darauf hinzudeuten, dass Hr. R. seine Arbeit nicht weiter fortsetzen wolle.

Wir wünschen zum Besten der Wissenschaft, dass diess nicht geschehen möge. Nach dem Plan und der Ökonomie des Ganzen würde sich die Geschichte der folgenden Perioden bis auf unsere Zeiten in Einen Band bringen lassen, und wir besäsen dann an dieser schätzbaren Arbeit etwas Vollständiges. Die *Meyersche* Geschichte ist, bey ihren unverkennbaren Vorzügen, doch für Viele, besonders für den angehenden Theologen, zu weitläuftig. Dagegen wüssten wir dieser Classe von Lesern kein besseres Buch zu empfehlen, als das gegenwärtige, worin dem Anfänger ein hinlänglicher Unterricht, dem Kenner aber eine anschauliche Übersicht seines Faches ertheilt wird. Dass es in *lateinischer* Sprache abgefasst ist, verdient um so mehr als ein besonderer Vorzug gerühmt zu werden, da sich der Styl des Vfs. durch Correctheit und Leichtigkeit auszeichnet.

Nach dieser aufrichtigen Bezeugung unseres Beyfalls halten wir uns aber auch für verbunden, mit gleicher Unbefangenheit einige Puncte anzuzeigen, worin wir mit dem Vf. nicht übereinstimmen können. Wir rechnen vor allen dahin die Urtheile über den Werth und die Brauchbarkeit der exegetischen Arbeiten einiger der vorzüglichsten Kirchenväter. Hr. R. gehört keineswegs zu der zahlreichen Classe von Theologen, die, erklärte Feinde alles Alten, nur die dürftigen Resultate ihrer engherzigen Theorie um desswillen für wahr halten, weil sie *ihrem* Verstande einleuchten. Aber dennoch ist er nicht ganz frey geblieben von den Fehlern der sogenannten *historischen Kritik*, worein wir die Theologen unserer Tage so häufig verfallen sehen. Dass der Vf. für seine Person und als Exeget der *grammatisch-historischen* Interpretation zugethan sey, wird gewiss niemand missbilligen; aber musste er darum als Historiker die *dogmatische* Auslegung geradezu verdammen, und die alten Schriftsteller, welche ihr folgten, bloss von der Schattenseite einseitig darstellen? Dass er nicht frey von dieser Ungerechtigkeit sey, mag das Th. II über *Tertullianus* gefällte Urtheil beweisen.

Hier wird gleich Eingangs die Sentenz gefällt: „*Hic vir ut primarius Latinitatis ecclesiasticae autor fuit, ita etiam in ejus libris prima sunt semina Theologiae Africanae et Latinae, quae tot mala ecclesiae et religioni attulit*" (S. 2). Dieselbe Anklage Tertullian's und der lateinischen Theologie wird S. 13 wiederholt: „*Universa haeresium et controversiarum in ecclesia agitatarum historia docet, plerosque Patres latinos in disputationibus de religione e duabus propositionibus contrariis semper fere defendendam suscepisse absurdiorem, sanae rationi repugnantem. Videtur hoc factum esse inprimis auctore et suasore Tertulliano; is enim, ut loca e libris ejus allata docent, si non omnium primus, inter primos tamen fuit, qui fidem rationi opponerent, statuerentque inprimis gratam esse Deo eam fidem, quae renitente sana ratione credat incredibilia, in se impossibilia et ab omnium aliorum hominum sensu communi abhorrentia.*" Sollte man nicht, nach solchen und mehreren ähnlichen Äusserungen, die lateinische Theologie, mit ihrem Urheber, für die Ausgeburt des höchsten Unsinns, für ein Gewebe von Ungereimtheiten und Abscheulichkeiten halten müssen? Und doch erscheint uns gerade diese Theologie in einer so ehrwürdigen Gestalt! Und doch ist sie, wie sonst keine, der Depositär eines ächt religiösen Sinnes! Und doch ragt eben dieser Tertullianus an Gelehrsamkeit, Talent und Energie über so viele Väter der griechischen Kirche weit hervor! Wenn ein solcher Mann den Satz aufstellt: „*Quo quid absurdius sit, quo magis sanae rationi repugnet, eo magis esse credendum ac Deo dignum*" (S. 11): — so muss dabey ein Princip zum Grunde liegen, nach welchem dieser Satz aufhört, Unsinn zu seyn. Und so ist es in der That nicht nur bey Tertullianus, sondern auch bey den berühmtesten Lehrern der lateinischen Kirche bis auf unseren *Luther* herab. Hier wird die Einseitigkeit des Urtheils zur Ungerechtigkeit.

Eben so hat sich auch dem Urtheil über *Tertullian's* kritisches Verfahren manche Unbilligkeit beygemischt. Dass Tertullianus einen *griechischen Text* vor sich gehabt habe, behauptet der Vf. gegen *Semler*, welcher leugnete, dass T. einen griechischen Codex des N. T. gekannt, noch viel weniger verglichen habe; es ist ihm indess wahrscheinlich, dass er nicht mehrere, sondern nur *eine* Handschrift kannte und verglich; aber T. ging bey seiner Kritik ganz *unredlich* zu Werke. S. 18: „*Quotiescunque in graeco suo codice (vel codicibus, si plures habuit) reperiret lectionem suis placitis et praeconceptis opinionibus adversantem, confinxit novam, atque, ut fraudis suspicionem a se amoliretur, ausus est adeo persuadere lectoribus incautis, graecos libros dedita opera ab Haereticis fuisse corruptos et adulteratos, sicque crimen, quod ipse commiserat, aliis objecit.*" Vgl. S. 19 20. 21 u. a. In der Note S. 19 wird behauptet: „*Epistolas Pauli non a Marcione, sed ab ipso potius Tertulliano esse corruptas.*" Wir gestehen, dass wir bessere Gründe für diese Beschuldigung beygebracht wünschten, als die hier mitgetheilten. Das Hauptargument ist aus der Abhandlung *de Monogamia* c. 11 hergenommen, wo Tertullianus über die Stelle 1 Kor. VII, 39 commentirt, die Lesart: *si dormierit* (ἐαν κοιμηθῃ) verwirft und dagegen: *si dormiat* (ἐαν κοιμα δε) vertheidiget. Er sagt: *Sciamus, plane non sic esse in Graeco authentico, quomodo in usum exiit per duarum syllabarum aut callidam aut simplicem eversionem: Si autem dormierit vir ejus, quasi de futuro sonet; ac per hoc videatur ad eam pertinere, quae jam in fide virum amiserit.*" Hr. R. hat den Sinn und Zusammenhang dieser Stelle nicht gehörig erörtert. Tertullianus redet nicht von der anderen Lesart einer oder einiger griechischen Handschriften, sondern er behauptet, der Apostel habe in seinem Original (diess ist *in graeco authentico*) so nicht schreiben können, weil er sonst mit sich selbst im offenbaren Widerspruche stehen würde. Das *plane non sic esse* ist offenbar so viel als *non esse posse*. Die *Psychici* haben auch hier, wie so oft, den Text (*de instituto suo*) verfälscht. Tertullianus behauptet keinesweges, dass er in seiner Handschrift die Lesart

ἐαν κοιμα δε vor sich habe, sondern er behauptet nur aus inneren Gründen, daſs der Apostel so nicht habe schreiben können, und daſs man eher eine Textes-Corruption als einen solchen Widerspruch annehmen müſse. Man vergl. *de Monogam. c.* 11. *Ed. Rigalt. p.* 683: „*Haec si diversa sunt ei capitulo, de quo agitur, constabit, ut diximus, non hoc illum sensu scripsisse, quo Psychici utuntur. Quia facilius est, ut aliquam rationem habeat unum illud capitulum, quae caeteris sapiat, quam ut Apostolus diversa inter se docuisse videatur* u. s. w." Diese Äuſserungen sind vom Vf. nicht angeführt und benutzt worden. Man kann also nicht behaupten: „*Tertullianum, rejectis veris lectionibus codicum graecorum, confinxisse novas, easque pro veris venditasse.*" Er hat nur conjecturirt, aber nicht verfälscht.

Daſs dieser Kirchenvater zuweilen *Glossen* machte und diese, wie Text, anführte, wird S. 24 gesagt, und aus Joh. 3, 6 bewiesen. Diese Stelle wird so citirt: *Quod in carne natum est, caro est, quia ex carne natum est. Et quod de spiritu natum est, spiritus est, quia Deus spiritus est, et de Deo natus est.* Es ist offenbar, daſs die Worte: *quia ex carne natum est* und *quia Deus spiritus est*, welche sich in keiner einzigen griechischen Handschrift finden, von T. hinzugesetzt worden sind. Aber worin sollte hier die Verfälschung liegen? Es ist ja nichts weiter, als eine Epexegesis; die johanneische Stelle wird nicht kritisch, sondern exegetisch-dogmatisch angeführt. Daſs dieser Zusatz späterhin in viele lateinische Handschriften des N. T. aufgenommen wurde, und daſs viele Kirchenlehrer sogar behaupteten, die Arianer hätten diese Worte, welche sie für ächt hielten, absichtlich ausgelassen, ist nur ein Beweis von dem groſsen Ansehen, worin Tertullianus bey der Nachwelt stand. Ihm selbst kann die Unkunde seiner Verehrer nicht zum Verbrechen angerechnet werden.

Das gegen diesen Schriftsteller einmal gefaſste Vorurtheil zeigt sich auch bey der Darlegung seiner hermeneutischen Grundsätze (S. 29 ff.) Den ersten hermeneutischen Kanon: „*Omnem sacrae scripturae interpretationem gubernari debere ratione; non verba tantum esse defendenda, sed rationem verborum constituendam*" — miſsbilliget Hr. *R.* zwar nicht; aber er tadelt die bey Matth. VII, 7 davon gemachte Anwendung. Und doch erscheint hier Tertullianus wie ein Interpret des XVIII Jahrhunderts, welcher die localen und temporellen Vorstellungen sorgfältig von den allgemein verbindlichen unterscheidet. Aber genau genommen ist es der *Montanismus* (oder die *Paracleti agnitio*), welcher ihn so sprechen läſst. Bey der zweyten Regel: „*Omnis scripturae interpretatio conformis esse debet regulae fidei in ecclesia catholica receptae*" bemerkt Hr. *R.* selbst die Übereinstimmung derselben mit der Theorie der griechischen Kirchenväter; aber das Lob, welches Tertullianus wegen seiner grammatischen Auslegung, im Gegensatz der Allegoriesucht der Griechen, ganz unleugbar verdient, ist hier mit zu sparsamer Hand ertheilt. Die folgende Abhandlung S. 36—184 ist der Darstellung des dogmatischen Lehrbegriffs dieses Schriftstellers, mit besonderer Rücksicht auf den von der h. Schrift dabey gemachten Gebrauch, gewidmet. Das Ganze ist unter gewisse Rubriken gebracht, und liefert in der Kürze eine recht brauchbare *Theologia Tertullianea.* Doch ist auch hier Manches, worin wir dem Vf. nicht Recht geben können. Wir erinnern nur das Einzige, daſs die Behauptung S. 56: „*doctrinam Tertulliani de trinitate fuisse Montanisticam*" mit zu groſser Zuversicht niedergeschrieben sey. Theils ist es erweislich, daſs er die Trinitäts-Lehre schon vor seinem Übertritt zum Montanismus kannte und vortrug, wie unter anderen aus der Stelle aus dem *Apologet. c.* 21. *Ed. Rigalt. Paris.* 1641. fol. p. 21 deutlich erhellet; theils geht auch die Versicherung Tertullian's, daſs er durch die Erkenntniſs und den Beystand des Paraklet's die Wahrheit besser erkenne, als seine Gegner, nicht bloſs auf die Erkenntniſs *dieser* Lehre, sondern auf den ganzen Umfang der Religionskenntniſs. Wenn dieſs in der Schrift *adv. Praxeam* noch zweifelhaft seyn könnte: so wird es doch durch andere Stellen (z. B. *de monogam.* c. 2), wo die Belehrungen des Paraklets der verkehrten Ansicht der Psychiker entgegengesetzt werden, auſser Zweifel gesetzt. Auch können wir Hn. *R.* nicht beystimmen, wenn er S. 55 die Meinung Tertullian's so vorstellt, als ob er den *Montanus* für den Paraklet gehalten habe. Diese auch von Anderen vorgetragene Vermuthung ist wahrscheinlich aus der Stelle *adv. Praxeam c.* 1. *Ed. Rigalt.* p. 634 entlehnt: *Nam idem tum Episcopum Romanum, agnoscentem jam prophetias Montani, Priscae, Maximillae et ex ea agnitione pacem ecclesiis Asiae et Phrygiae inferentem* — — — *Ita duo negotia Diaboli Praxeas Romae procuravit, Prophetiam expulit et Haeresin intulit, Paracletum fugavit, et Patrem crucifixit* u. s. w. Aber wer sieht nicht aus dem Zusammenhange und dem anderweitigen Sprachgebrauche dieses Schriftstellers, daſs der Paraklet nichts anderes sey, als der auſserdentliche Beystand des h. Geistes zur Vollendung des Christenthums? Montanus war nur das erste Werkzeug des Paraklets, so wie es seitdem alle sind, welche sich vom psychischen Christenthum bis zum pneumatischen oder parakletischen erheben.

Es läſst sich leicht denken, daſs das Urtheil über *Augustinus* nicht günstiger ausfallen werde. Hier ist etwas, was sich mit Grund tadeln läſst, die allgemein anerkannte und von ihm selbst nicht verhehlte Nicht-Kenntniſs der Grundsprachen. Das Resultat der Untersuchungen über den Werth dieses Kirchenvaters giebt Hr. *R.* Th. III, S. 500 ff. mit folgenden Worten: „*Augustinum nomine interpretis vix esse dignum. Proinde mirum videri posset, hunc virum tantam in ecclesia occidentali nactum esse auctoritatem, ut decreta ejus oraculorum instar essent, tandemque ipsi praeferrentur scripturae. Sed desinet mirari, quisquis meminerit, tantam jam tum in Occidente invaluisse literarum barbariem, ut admodum pauci reperirentur harum rerum competentes judices et justi aestimatores. Lau-*

ctari solet in Augustino vis ingenii et acumen philosophicum, ob eam inprimis causam, quod ex certis principiis innumeras eliciat consequentias, adeo ut omnia illius doctrinae capita arctissimam inter se habeant connexionem. Sed pleraque ejus principia sunt falsissima, nec sacrae scripturae, nec sanae rationi consentanea. Traditionem et antiquiorum Patrum, inprimis Cypriani et Ambrosii, praeceptoris sui, decreta et interpretandi rationem omnibus ratiociniis et sobriae philosophiae decretis argumentisque solidioribus opponit, quod alio tempore ostendemus. Talis quum fuerit, nobis quidem sine omni merito consecutus esse videtur eam nominis celebritatem et auctoritatem, qua per omnia deinceps secula floruit; nec impetrare a nobis possumus, ut in eo laudando cum Erasmo aliisque hominibus doctis consentiamus."

Wie viel Unbilligkeit ist nicht in diesem Urtheil! Warum soll einem Manne alles exegetische Verdienst abgesprochen werden, der doch die *erste* biblische Hermeneutik schrieb? Hr. R. selbst muss S. 407 bekennen: *Augustinus primus fuisse videtur, qui veram rationem interpretandi in libris de doctrina christiana tradere conatus est* — und S. 406: *Regularum recte interpretandi sacram scripturam non prorsus ignarum fuisse, apparet ex iis* u. s. w. Sollte wohl ein Mensch, der seinen Kopf bloss mit griechischen und hebräischen Wörtern angefüllt hat, allein exegetisches Verdienst haben? Das *barbarische* Zeitalter würde ja nur eine Entschuldigung des Mannes seyn; aber wir wundern uns, dass, neben Cyprianus und Ambrosius, nicht auch des schriftgelehrten *Hieronymus* gedacht ist, der doch in derselben Zeit lebte, und von Augustinus so fleisig benutzt wurde. Der Behauptung: dass seine Principien *grundfalsch, und weder der heil. Schrift, noch der gesunden Vernunft angemessen wären*, scheint selbst eine *petitio principii* zum Grunde zu liegen. Es giebt eine „*philosophia sobria*," welcher gar Vieles nicht zu Munde will, was doch das ganze Alterthum für sehr geniessbar und nahrhaft erklärt hat. Die *sobrietas* sollte über solche Dinge nicht absolut absprechen. Der versprochene Beweis, dass A. mehr Traditionist als Rationalist gewesen, scheint uns in der That nicht leicht zu seyn, und wir möchten Hn. R. zur Führung desselben auffodern.

Dass *Pelagius* (Th. III. S. 503—37) in einem weit günstigeren Lichte erscheinen werde, war uns, nach diesem Vorgange, schon im voraus wahrscheinlich. Es heisst von ihm S. 505: „*Quamvis Pelagius ab erroribus non omnino* (?) *fuerit immunis, tamen quod ad eruditionem ejus attinet, Augustinum ingenii acumine* (??) *et sacras literas interpretandi peritia longe superavit, quod, ut alia omittamus, vel Commentarii ejus in Pauli Epistolas, Hieronymo olim tributi, propterea que hujus operibus inserti, satis superque testantur.*" Rec. will den kritischen Verdacht gegen die Ächtheit dieses Products, welche uns durch *Vossius* noch keinesweges gehörig gerettet zu seyn scheint, nicht auf's Neue in Anregung bringen. Aber Hr. R. selbst muss (S. 508, 509) eingestehen, dass dieser Commentar nur über die *lateinische* Version gefertigt sey; er sucht aber zu beweisen, was Mehrere bezweifelten, dass Pelagius allerdings Griechisch verstanden habe. Sehen wir indess auch hiervon ab, so können wir doch der Erklärungs-Manier des Pelagius nicht nachrühmen, dass dieser Commentar unter die besten Erklärungen, die wir über's N. T. haben, gehöre, wie S. 510 geschieht. Selbst die daraus mitgetheilten Proben zeigen eine grosse Beschränktheit, welche den ächtreligiösen Gesichtspunct des Apostels Paulus nicht zu fassen wusste. Wie dürftig und schief sind nicht seine Anmerkungen über Röm. 7, 7 ff., woraus S. 513 ff. Auszüge mitgetheilt werden! Nicht viel besser ist es auch bey den übrigen Stellen.

Wir hätten noch Manches dieser Art zu tadeln, wenn wir nicht überzeugt seyn könnten, dass sich der unbefangene Leser bey diesen zur Bestätigung des vorhin gefällten Urtheils angeführten Proben begnügen werde. Ausserdem sind uns verschiedene Stellen aufgestossen, welche einer Berichtigung bedürfen. Th. III. S. 233 heisst es von *Gregorius Nazianzenus*: „*Propter suum catholicam fidem defendendi studium dictus est* κατ᾽ ἐξοχην *Theologus.*" Nach *Gregor. Presbyt. Vita S. Gregor. p. 149* hatte er diesen ehrenvollen Beynamen nicht sowohl wegen seiner Vertheidigung des katholischen Lehrbegriffs überhaupt, als vielmehr wegen seiner glücklichen Bestreitung der Arianer, welche die Gottheit des Sohnes Gottes herabsetzten, erhalten. Kein Schriftsteller hatte, nach dem Berichte seines Biographen, seit dem Apostel Johannes, der desshalb der *Theolog* genannt wurde, weil er lehrte: Θεος ἠν ὁ λογος, die Gottheit des Logos so energisch und erhaben (δογματων ὑψει) bewiesen, als dieser Gregorius. S. 410 wird aus *Augustin. de doctr. chr. Lib. II, c. 15* die bekannte Stelle so angeführt: „*Proinde versio Itala caeteris est praeferenda, quia verborum est tenacior, cum perspicuitate sententiae.*" Hiebey sollte der verschiedenen Conjecturen der Gelehrten, statt *Itala* entweder *illa latina*, oder *illa* (s. *Mittenzwey Disput. Anti-Blanchin.* Leipzig 1760. S. 6 ff.), oder *usitata* (was schon *Potter* und *Marsh* vorschlugen, und *Kreyssig* in s. *Observat. philol. crit. in Job.* 39, 19—25. Leipzig 1802. S. 10 vertheidigte), zu lesen, gedacht seyn, weil diese für classisch gehaltene Stelle in der biblischen Kritik von grösster Wichtigkeit ist. — In den letzten Theil haben sich mehr Druckfehler eingeschlichen, als in die beiden ersten; sie sind jedoch von der Art, dass sie den Sinn nicht stören, und von Jedem leicht verbessert werden können.

N.

Neue Auflagen.

Berlin, b. Schöne: *Portefeuille zur Nachsicht bey Fouragegeschäften*; enthaltend die Verhältnisse der Körnersorten gegen einander und deren Reductionen, die Berechnungen der Verhältnisse des schlesischen, sächsischen, polnischen und russischen Masses gegen den berliner Scheffel, nebst verschiedenen Arten des Aufmasses, vorzüglich aber die Berechnung aller bey der königl. preuss. Armee angenommenen und approbirten Rationssätze sowohl in schweren Körnersorten als Hafer allein, mit gleich beygefügten Reductionen der ersteren. Herausgegeben von *Jacob Danziger*, Calculator beym königl. preuss. Feld-Fourage-Depot zu Schwedt. 2te unveränderte Aufl. 1808. XII u. 116 S. 8. (16 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 AUGUST, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

1) Paris, b. Rondonneau: *Code des droits réunis ou Manuel pratique des Administrateurs, Directeurs, Inspecteurs, Contrôleurs et Employés de la Régie.* 1 Livraison. Fructidor an XII. 463 S. (6 Francs.) 2 Livraison de la même date. 400 S. 8. (6 Francs.)

2) Ebendaselbst: *Code des droits de taxe d'entretien des routes et des octrois municipaux.* Nouvelle édition. An XII. 164 S. 8. (1 Fr. 50 C.)

3) Paris, de l'Imprimerie du Depot des Lois: *Code des Finances, ou Recueil des Lois et arrêtes rélatifs aux Mandats, Assignats, Contributions, Fermages, Loyers et Obligations entre les Citoyens.* Avec un tableau du Cours des Mandats jusqu' à ce jour. An 5. 170 S. 8.

Die Veranlassung zu dem *Code des droits réunis* gab die Aufstellung einer eigenen Verwaltung in Frankreich unter dem Namen: *régie des droits réunis*, welcher die Beziehung der Abgaben auf Tabak, Getränke, Gold- und Silber-Arbeiten, Karten, öffentliche Wagen, auf die Unterhaltung der Chausséen, Kanäle und zur Schiffahrt nothwendiger Arbeiten anvertraut wurden. Der *Code* enthält alle hierauf bezüglichen Gesetze und die den Verwaltern gegebenen Instructionen, so wie auch die vor dem gesetzgebenden Körper und dem Tribunat in Hinsicht mehrerer indirecter Abgaben und gedachter Regie gehaltenen Reden. Letztere besonders liest man mit wahrem Vergnügen, da sie nicht nur auf die Theorie einer weisen Finanz-Einrichtung sich beschränken, sondern vielmehr dieselbe der Erfahrung anpassen. Man entwickelte die Vortheile der indirecten Abgaben, ihre wohlthätige Vereinigung mit den directen, und widerlegte das physiokratische System, das nur eine Abgabe auf das Grundvermögen zuläſst. Weit entfernt, alle Steuern auf Güter legen zu können, sah man sich in Frankreich genöthigt, die Grundabgaben zu vermindern. Sie waren, sagt *Cretet*, unerträglich geworden. Hiezu trug die Ungleichheit der Steuerpflichtigkeit vieles bey, und insofern könnten die Ökonomisten behaupten, daſs, so wie einmal der Umfang und der Werth des französischen Grundeigenthums durch die Regierung erhoben und hiernach die Gleichheit unter den Contribuenten hergestellt seyn werde, auch das Drückende der Grundabgabe wegfalle; allein die französische Regierung ist nicht gemeint, die Gleichheit dadurch zu begründen, daſs sie den leichtbesteuerten Gründen die drückende Last der am meisten besteuerten auflegt, sondern ihre Absicht geht dahin, letztere den ersteren gleichzustellen. *Fabre de l'Aude* äuſserte in seiner Rede über die Grundsteuer: „sie sey schon so drückend, daſs sie selbst dem Ackerbau schade, und dem Landmann die Mittel zur Bebauung, Düngung und Verbesserung entziehe.“ Dieſs beweiſt, daſs die Ökonomisten irrig voraussetzen: der Grundeigenthümer sey im Stande, die Abgaben für alle Bürger vorzuschieſsen, die Preise der Feldproducte zu bestimmen, und bey dem Verkaufe sich die gemachten Vorschüsse restituiren zu lassen.

Die Einführung indirecter Abgaben wurde demnach in Frankreich nothwendig. Man suchte jedoch hiebey den nachtheiligen Wirkungen derselben zu begegnen. Dem zufolge wurden die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens von dieser Besteuerungsart ausgenommen. Die französische Regierung wollte sich besonders im J. 1804 nicht dazu verstehen, das Salz zu besteuern, welches im J. 1789 der Staatscasse eine reine Einnahme von 30 Millionen verschaffte, das aber ein so nothwendiges Lebensbedürfniſs für Reiche und Arme ist. In Piemont wurde zwar damals eine eigene Salzregie aufgestellt; allein erstens sollte deren Ertrag die Stelle des Chausséegelds ersetzen, zweytens hatte die Erfahrung gelehrt, daſs dieses Land häufig dem Mangel und einer Theurung des Salzes ausgesetzt war. So kostete in einem der letzteren Kriege das Pfund Salz daselbst 30 Sols. Die Approvisionnirung, welche in einem Vorrath von 120,000 Ctr. besteht, sollte diesem Übelstand abhelfen, und einen leidentlichen Preis des Salzes bewirken, der sich nicht über 35 Centimes für das Kilogramme oder 3 Sols 6 Deniers für das Pfund erheben dürfte. Dadurch, daſs man die nothwendigsten Lebensbedürfnisse von der Besteuerung ausnahm, wurde die reichere Classe mehr belegt als die ärmere, indem letztere sich gewöhnlich auf das Unentbehrliche beschränkt, welches bey jener der Fall nicht ist. Man wählte zu indirecten Abgaben Objecte, deren beynahe allgemeiner Gebrauch eine leichte Abgabe zulieſs, ohne einen reichlichen Ertrag auszuschlieſsen. Dem Einwurf der zu groſsen Erhebungskosten indirecter Abgaben wich man durch die Aufstellung einer Regie für mehrere Steuern dieser Art aus. Man zog diese Beziehungsart der Verpachtung vor, von welcher *Cretet* sehr richtig sagt: *ce mode de percevoir les contributions, contracte un caractère de rigueur*

sous l'empire de l'interèt privé; les citoyens éprouvent des actes et des formes oppressives trop cherement achetées par quelques avantages sur les produits." Auf diese Weise wurden die Nachtheile der indirecten Auflagen beseitigt und ihre Vortheile um so fühlbarer. Sie stehen immer im Verhältnis mit dem Verbrauch, während dass die directen weder nach der Production noch nach dem Verbrauch berechnet werden. Bey ersteren steht es in der Willkühr eines jeden, durch grösseren oder geringeren Verbrauch mehr oder weniger Abgabe zu bezahlen, den Verbrauch und also auch die Steuer mit dem Einkommen ins Gleichgewicht zu setzen; bey den directen hingegen muss ohne Berücksichtigung des Ertrags, der Nachfrage, des Preises, des Verbrauchs eine bestimmte Abgabe entrichtet werden.

Unter den oben genannten Steuern sind die auf den Tabak gelegten sehr stark. Gleich bey der Einführung ausländischer Tabaksblätter müssen vom Centner, wenn dieselbe auf französischen Schiffen erfolgt, 40, auf fremden 50 Francs bezahlt werden. Die Verarbeitung hat sodann eine Abgabe von 20 Francs vom Centner zu erleiden. Der Fabrikant muss sich ausserdem mit einer jährl. Licenz versehen, so wie der Tabakshändler, bey dem die Abgabe nach dem Absatz berechnet wird, und 1 Sol vom Pfund nicht übersteigen darf. Es kann daher geschehen, dass die sämmtlichen Abgaben vom Centner 80 Franken und vom Pfund 16 Sols betragen. *Fabre de l'Aude* hielt auch dafür, dass sie für die französischen Fabriken die nachtheiligsten Folgen haben könnten, indem die Ausländer ungleich wohlfeileren Tabak zu liefern im Stande seyen, und demnach nicht nur die Einschwärzung begünstigt, sondern auch die Nachfrage im Ausland vermindert würde. Die Regierung mochte diess gefühlt haben, und half bey der Ausfuhr einigermassen dadurch, dass die Abgabe der Verarbeitung für den ins Ausland verschickten Tabak zurückgegeben werden soll. Bey den humanen und liberalen Grundsätzen der französischen Regierung erstaunt man, in der Rede des Staatsraths *Cretet* die Stelle zu finden: „*La question du tabac ne se présente jamais en legislation, sans rappeller des regrèts sur l'inutile destruction de cette branche importante du revenu public, mais cet: on ne doit pas songer au retablissement d'une fabrication nationale exclusive.*" Wie kann die Abschaffung eines Monopols bedauert werden, das in die Hände Weniger unermessliche Schätze lieferte, eben hiedurch aber vielen Familien den Wohlstand raubte, und die wohlthätige Concurrenz, die Bürgin der Wohlfeilheit und der Güte der Waaren, ausschloss? Darf nur ein Staat, der Pflichten für das Wohl der Bürger hat, diesen ihre Nahrungszweige, die Quelle ihres Glücks, und sogar der zu bezahlenden Abgaben entziehen? Die übrigen Redner zeigten auch das Unzulässige und Unbillige eines Taback-Monopols.

Die Abgaben auf die Getränke sind sehr gering. Von einem Hectolitre (107 Bouteillen) Wein werden nur 40 Centimes, von einem Hectolitre Most 10 Centimes gezahlt. Von dieser Abgabe nahm man noch überdiess für den Verbrauch einer Familie 9 Hectolitres Wein und 18 Hectolitres Most, und für Abgang 10 Procente aus. Der Bezug geschieht bey der Einfuhr in den Städten und auf dem Lande mittelst einer Inventarisation in den Kellern der Privaten nach der Weinlese. — Von dem Bier zahlt man gleichfalls 40 Centimes vom Hectolitre, mit der Abänderung jedoch, dass 15 Procente für Abgang in Abzug kommen, und dass von dem, zu eigenem Gebrauch gebraueten Bier nichts bezahlt wird. Die Art, diese Abgabe zu beziehen, ist sehr einfach, und verdiente daher auch in anderen Ländern eingeführt zu werden. Man rechnet nach der Menge und dem Umfang der Kessel. So oft gebraut, und das Bier in den Fässern aufbewahrt wird, muss der Einnehmer hievon in Kenntniss gesetzt werden. — Bey den gebrannten Wassern zahlt man nur jährlich für die Licenz 10 Francs, ausgenommen wenn hiezu Kirschen und Korn verwandt werden. In letzterem Fall müssen vom Hectolitre der zum Brennen bestimmten Substanz 40 Centimes nach der Menge und dem Umfang der Kessel und unter Anrechnung von 50 Destillationen im Monat entrichtet werden. Man wandte gegen die ermeldete Besteurung der Getränke mit Recht ein, dass das gehörige Verhältniss zwischen Wein, Bier, Most und Brantwein nicht beobachtet sey. Besonders auffallend ist diess bey letzterem. Der Wein-Brantwein, welcher noch einmal so viel kostet als der Korn-Brantwein, zahlt von 6 Hectolitres Wein oder Substanz zu 1 Hectolitre Brantwein nur 48 Sols, während dass der Kornbrantwein bey dem Ertrag des siebenten Theils aus der Substanz 56 Sols bezahlt.

Das Gesetz vom 19ten Brumaire im Jahr VI. handelt mit der grössten Bestimmtheit über Gold- und Silber-Arbeiten. Jene müssen einen Gehalt von 920, oder 840, oder 750 Milliemes, diese von 950, oder 800 haben, jedoch werden bey ersteren drey, bey letzteren 5 Milliemes nachgesehen. Für den wirklichen Gehalt sichern die Stempel. Deren werden drey angewandt, der des Fabrikanten, welcher in dem Anfangsbuchstaben seines Namens nebst einem Zeichen besteht, der des Gehalts, welcher einen Hahn vorstellt, und durch eine der Nummern 1, 2, 3, die Verschiedenheit des Gehalts bezeichnet, und der des Sicherheits-Amts. Bey kleinen Arbeiten, die diese drey Stempel nicht zulassen, wird bey Gold nur ein Hahnenkopf, bey Silber ein Büschel (*faisceau*) eingeprägt. Besondere Stempel sind 1) eine Axt bey alten Gold- und Silber-Arbeiten; 2) die Buchstaben: E. T. bey fremden; 3) die Zahl des Gehalts mit dem Wort *doublé* und einem eigenen Zeichen bey plattirten; 4) der sogenannte Stempel *de recense*, dessen man sich bedient, um Betrügereyen vorzubeugen; 5) der Stempel für Gold- und Silber-Stangen. Ohne die Probier-Kosten müssen vom Hectogramme neufabricirten Goldes 20 Francs, bey Silber 1 Franc, und vom Mark geläu-

terter Stangen von Gold 2 Francs, von Silber 10 Sols bezahlt werden. Zwey Drittheile dieser Abgaben erhält man bey der Ausfuhr zurück. Gesandte und fremde Reisende sind hievon frey, jedoch darf bey letzteren das bey ihnen sich befindende Gold u. Silber nicht über 5 Hectogrammes wiegen. — Bey der Uhren-Fabrik zu Besançon, deren Arbeiten man an den Buchstaben: F. N. B. erkennt, wird zu den Uhren der obige niedrigste Gehalt von Gold und Silber verwandt. Die übrigen Uhren hingegen müssen, wenn sie von Gold sind, 760 Millièmes, silberne 834 enthalten, jedoch werden bey jenen 10, bey diesen 21 Millièms nachgesehen. Ihr Stempel besteht in den Buchstaben: F. S. (*Fidélité, Sureté*).

Es wäre zu wünschen, dass in Deutschland, wo man gewöhnlich, besonders bey kleinen Arbeiten, vergoldetes Kupfer anstatt des Goldes erhält, die nämliche Aufsicht und strenge Beobachtung des gesetzmässigen Gehalts eingeführt würde. Die kurerzkanzlersche Verordnung vom 4ten Janear 1805, macht zwar auf den unverhältnissmässigen Gehalt der Goldarbeiten aufmerksam, ist aber zu allgemein gefasst. Der Staat hätte hiebey den Vortheil, von einer Luxuswaare sich eine Abgabe bezahlen lassen zu können, welche der Käufer mit Vergnügen entrichtete, weil er hiedurch gegen Betrügereyen sichergestellt wäre. Das Gewerb selbst müsste hiedurch gewinnen, da es ein grösseres Zutrauen erhielte. Gesetzt aber auch, die Abgabe und der bessere Gehalt vertheuerte die Waaren, und verminderte den Absatz: so erwächst daraus ein Vortheil für den Staat, indem um so weniger Gold und Silber der Circulation entzogen wird. Aus letzterem Grunde ist überhaupt die Verarbeitung der edlen Metalle nicht zu begünstigen.

Wenn ein Artikel indirect besteuert zu werden verdient: so sind es die Spielkarten. Die Abgabe von jedem Kartenblatt beträgt in Frankreich ½ Centime. Von den öffentlichen Wägen muss der zehnte Theil des Fuhrlohns und der Waarentransportkosten erlegt werden. — Eine der drückendsten, und besonders dem Verkehr nachtheiligen Abgaben in Frankreich ist das Weggeld, das bey einem Wagen, woran über 6 Pferde gespannt sind, für ein jedes Pferd auf eine Entfernung von 5 Kilometres 12 Sols beträgt.

Das Gesetz vom 7ten Germinal im Jahr VIII, machte einige mildernde Abänderungen, und hob die progressive Zunahme der Abgabe auf. — Von den Schiffahrts-Zöllen im inneren Frankreich lässt sich erwarten, dass sie nicht zu drückend, und der Lage angemessen sind, da bey ihrer Einführung die Kauf- und See-Leute zu Rathe gezogen wurden, und da sie nur wieder für die Schiffahrt verwandt werden. Die Abänderungen, welche obige Abgaben inzwischen erlitten haben, werden nächstens bey der Recension eines neueren französischen Werks über die Finanzen angezeigt werden.

No. 2 enthält die seit dem 24sten Fructidor im Jahr V, bis zum 7ten Ventose im Jahr XII gegebenen Gesetze, in Betreff des Weggeldes, der Geleise und des Gewichts der Post- und Fracht-Wägen, und der zur Bestreitung der Municipal-Auslagen und Unterstützung der Armuth in den Städten errichteten Zölle. Unerachtet man im Jahr VII den Ertrag der pariser Zölle zu 8,600,000 Francs schätzte, wurden sie nichts desto weniger, als unzureichend, noch erhöht.

No. 3, eine Sammlung der in Frankreich vom 28sten Ventose im Jahr IV bis zum 17ten Brumaire im Jahr V gegebenen Finanzgesetze, findet grösstentheils keine Anwendung mehr, und kann daher nur noch als ein Beytrag zu der Geschichte des Papiergeldes, und besonders der französischen sogenannten *Mandats territoriaux*, angesehen werden. Die zu grosse Menge der Assignaten, das Missverhältniss zwischen ihnen und dem Werth des Unterpfands, das Aufwechseln und der Parteygeist hatte die gedachte Papiermünze ausser allen Credit gebracht. Es war hieraus eine Verwirrung in der Bezahlung der Steuern, Mieth-, Pacht-Zinse und anderer Schuldigkeiten entstanden. Der Handel und die Gewerbe stockten. Man glaubte Mittel hiegegen darin zu finden, dass man den 28sten Ventose im Jahre IV den Verkauf der Gold- und Silber-Münzen streng verbot, die Assignaten ausser Umlauf setzte, und die ungeheure Summe von 2400,000,000 Francs in Mandaten substituirte. Man gab sich alle Mühe, um diesen den Credit zu verschaffen, welchen jene verloren hatten. Sie sollten in allen Cassen als baare Münze angenommen werden. Alle Nationalgüter wurden als Hypothek mit der Ausdehnung unterstellt, dass der Eigenthümer der Mandate das ihm anständige Nationalgut nach dem Schätzungswerth mit Mandaten kaufen konnte. Allein das Zutrauen der Nation für Papiermünzen war so sehr dahin, dass in fünf Monaten nach ihrer Entstehung 100 Livres in Mandaten gegen baares Geld nur noch den Werth von 1 Livre und 17 Sols hatten, ein Beweis, wie wenig Staaten auf ihren Credit rechnen können, und wie alles von der öffentlichen Meinung abhängt, die zu oft nur durch Schein und Zufall geleitet wird. Es ist bedenklich, hierauf ein Finanzgebäude zu gründen. Wie unsicher ist es und wie gefährlich für den Staat und die Bürger! Allein der Privatcredit der ersten Häuser Englands rettete im Jahr 1745 den öffentlichen Credit dieses Reichs. Kann dasselbe aber immer hierauf mit Gewissheit rechnen? Wird nicht vielmehr die Zernichtung des schon so sehr erschöpften Credits aus der progressiven Vermehrung der Staatsschulden, noch mehr aber aus der Sperrung der europäischen Häfen erfolgen, wenn die Quelle des brittischen Wohlstands, der Absatz seiner Colonial- und Manufactur-Waaren verstopft ist, wenn daher der Engländer den Krieg nicht mehr als Mittel ansehen kann, durch den Alleinhandel

und die willkührliche Bestimmung der Preise ganz Europa zu besteuern, und ungeheure Summen zu gewinnen? eine Krise, die mit Wahrscheinlichkeit entweder einen baldigen Seefrieden, oder aber Englands Untergang voraussehen läfst. Htr.

NATURLEHRE.

Hamburg, b. Perthes: *Die Metaphysik des Menschen*, oder *reiner Theil der Naturlehre des Menschen.* Enthaltend: 1) Grundlinien einer Metaphysik der Natur im Allgemeinen, besonders des organisirten Theils; — als Einleitung zur Grundlage eines wissenschaftlichen Systems der Medicin. 2) Die Organographie des Menschen, oder Beschreibung seiner organischen Modificationen im Raume. 3) Die eigentliche Metaphysik des Menschen, oder Ausführung des Ideals einer *möglichen* athletischen Gesundheit; das ist, Beschreibung des Menschen der Zeitfolge nach, von dem Moment der Entstehung bis zum Moment des Aufhörens. Mit 15 Tabellen und einer Kupfertafel. Von *Joh. Christ. Goldbek*, ausübendem Arzt in Altona. 1806. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Was zur näheren Bezeichnung von dem Charakter dieses Schriftstellers nothwendig ist, haben wir schon 1804 No. 280 den Lesern dieser Zeitung mitgetheilt. Der Vf. ist nicht im Mindesten von dem Standpunct der Kantischen Metaphysik der Naturwissenschaft abgewichen. Was er in der a. a. O. beurtheilten Schrift (dem ersten Theil der Metaphysik des Menschen) von Materie, Bewegung, Festem und Flüssigem, Mineralischem, Vegetabilischem und Animalischem u. s. w. gesagt hat, kommt alles hier wieder fast mit denselben Worten. Es liegt uns demnach nur das neu hinzugekommene, die eigentliche Metaphysik des Menschen, zu beurtheilen ob. Nach einer Stelle aus *Schmidt's philos. Physiologie über die Theorie der organisirenden Kraft thierischer Körper* und einigen *vorläufigen Begriffen von Leben, Gesundheit, Krankheit und Tod*, geht der Vf. zur Betrachtung des Menschen in seiner ganzen Entwickelung über vom ersten Moment des irdischen Daseyns bis zum letzten. Die Entstehung des Menschen sey das Werk eines Momentes, von Einpflanzung der Faser in den Tropfen. Diefs könne man zugleich den ersten Zeitraum oder natürlichen Zeitpunct des Daseyns heifsen. Der zweyte sey vom Streben nach Mannichfaltigkeit erfüllt, und theile sich wieder ab in den Zeitraum *vor* und den *nach* der Geburt. Jener habe wieder drey Zeitpuncte: 1) den des *Keims* (*Rudimentum*); 2) den der *Puppe* (*Embryo*); 3) den der *Frucht* (*Foetus*). Ein Lymphgefäfs sey das Eigenthümliche des Keims, woraus sich dann das Blutadersystem bis zur Fassung im springenden Punct und das Nervensystem von da an immer deutlicher und entsprechend dem schon fester gewordenen Blutsystem entwickle. (So wenigstens müssen wir den Sinn fassen, wenn es einer seyn soll.) Die Geschichte der Puppe und der Frucht wird ziemlich dürftig nach Gemeinbegriffen behandelt; eben so die Geschichte des Menschen von der Geburt an, mit Ausnahme des Gedankens von der fortgesetzten Ausbildung des Saugader-, Blutader- und Nerven-Systems und ihres Verhältnisses zu einander, welcher ziemlich fest gehalten wird, aber, wie alles zu materiell genommene, zuletzt eine sehr crasse Ausbildung erhält. So soll die Phantasie mehr mit der Prädominenz des Saugadersystems im Gehirn, die Urtheilskraft mit der Prädominenz der Blutadern und das eigentliche Denken mit der Prädominenz der Nervensubstanz übereinstimmen. Der Vf. giebt diefs allerdings für Vermuthung; wir wollten aber nur die Abwege zeigen, auf welche die Consequenz aus einseitigen Prämissen führt. — Den Begriff der Gesundheit, wie er auf diesem Standpunct gefafst werden kann, knüpft der Vf. ganz verständig an das in jeder Periode des Lebens jedesmal herrschende System und das darin bestehende Verhältnifs von Zeit und Raum. Wenn diese Unterschiede in ihrer wahren Ordnung aufgefafst, und dabey vorzüglich die kurze Dauer der lymphatischen Periode, die längere des Blutsystems und die alle anderen an Länge und Dauer übertreffende des Nervensystems, so wie die Entwickelung eines jeden dieser Systeme in seine Mannichfaltigkeit gehörig betrachtet werden, dann mag die Gesundheit, welche jetzt so sehr relativ ist, sich der athletischen nähern. Der letzte §. 43 (Zeitpunct des Aufhörens: „Die anschauende Erkenntnifs der Einheit und Gottheit wird das Höchste des denkenden Athleten und somit das Letzte des lebenden Menschen seyn,") sticht sonderbar gegen Styl und Sinn des Übrigen ab, und ist entweder ganz unverständlich und sinnlos, oder man *mufs* in dem Vf. noch etwas Tieferes vermuthen, und ist berechtiget, ihn auf einer weit höheren Stufe der Bildung annoch zu erwarten. — Die angehängten Tabellen sollen den ausgesprochenen Gedanken zu näherer Übersicht dienen. Die Kupfertafel versinnlicht des Vfs. Vorstellung vom Blutsystem, von dessen Einheit sowohl als Vertheilung und dem Übergewicht des Arteriosen oder Venosen in Herz und Lungen, Leber und Milz, männlichen und weiblichen Genitalien, so wie im männlichen und weiblichen Körper überhaupt.

K. I. W.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Schöne: *Beschreibung meiner Reise in den Departementern vom Donnersberge, vom Rhein und von der Mosel im 6ten Jahre der französischen Republik.* In Briefen an einen Freund in Paris. Vom Bürger *J. N. Becker.* 2te Aufl. 1808. XXV u. 424 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Göttingen, b. Dieterich: *Index botanicus sistens omnes fungorum species* in *D. C. H. Persoonii* synopsi methodica fungorum enumeratas una cum varietatibus et synonymis, confectus a *D. G. H. L.* 1808. 2¼ Bogen. 8. (4 Gr.) S. Recens. der Persoonschen Synopsis der beiden ersten Hefte. 1807. No. 269.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 3 AUGUST, 1808.

MEDICIN.

Neueste Systeme der Physiologie.

1. a) Paris, b. Deterville: *Principes de Physiologie*, ou Introduction à la science expérimentale, philosophique et médicale de l'homme vivant; par *Charles Louis Dumas*, de l'Institut national de France; Profess. d'Anatomie et de Physiologie, chargé des Cours de Clinique interne etc. à l'Ecole de Médecine de Montpellier etc. Tome I. XXX u. 480 S. mit drey Tabellen. T. II. 501 S. T. III. 607 S. mit einem Kupfer. An VIII. 1800. T. IV. 627 S. An XI. 1803. gr. 8.

1. b) Göttingen, b. Dieterich: *Anfangsgründe der Physiologie* oder Einleitung in eine auf Erfahrung gegründete, philosophische und medicinische Kenntnifs des lebenden Menschen von *Karl Ludwig Dumas* u. s. w. Aus d. Franz. übersetzt und berichtigt von *L. A. Kraus* und Dr. *L. J. Pickhard*. 1807. 1 Bd. X u. 518 S. 2 Bd. VI u. 510 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

2) Koblenz, b. Lassaulx: *Exposition der Physiologie*, von *J. Görres*, Prof. an der Secondär-Schule in Koblenz. 1805. XXXII u. 344 S. gr. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)

3) Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Grundzüge zu einem System der Physiologie des Organismus*, von Dr. *August Eduard Kefsler*. 1807. 317 S. kl. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

4) Landshut, b. Krüll: *Physiologie des Menschen mit durchgängiger Rücksicht auf die comparative Physiologie der Thiere*. Zu akademischen Vorlesungen bearbeitet von *Ph. Fr. Walther*, D. der Philos., Med. und Chirurgie, kön. bayer. Medicinalrath, öffentl. ord. Lehrer der Physiologie, Chirurgie und der chir. Klinik u. s. w. zu Landshut. I Band. 1807. XVIII u. 453 S. II Band. 1808. IV u. 432 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Allerdings bedarf es jetzt keines Lehrens mehr, dafs ohne Physiologie die Medicin ein Geschäft der Quacksalber sey. Kein Arzt, selbst kein Chirurg wird irgend etwas gethan haben, von dem er nicht im Stande wäre, ein Langes und Breites aus einer Physiologie darüber zu erklären, das sowohl ihm, als einer grofsen Menge, höchst verständlich und natürlich ist, wie man denn immer am leichtesten begreift, was man nicht versteht. Diese Physiologie ist aber, ausser dem Anatomischen und Physikalischen an ihr, nicht mehr werth, als jede Erklärungsart irgend eines gescheiden Mannes, der, obgleich ein Laie, doch über Alles manches Interessante und Verständige zu sagen weifs. Die gewöhnliche Physiologie, so wie sie, vergessend die alte Zeit, in der neueren sich festgesetzt hat, erhebt sich nicht über den in die Augen fallenden Vorgang der organischen Geschäfte. Sie sieht nicht mehr, als dafs die Speisen im Munde zermalmt, mit dem Speichel vermischt, im Magen zu Chymus, in den Därmen zu Chylus verwandelt, durch die Milchgefäfse eingesogen, in die *Subclavia* ausgeleert, und endlich dem Blute ähnlich gemacht werden. Zu einem Worte über das Wesen der Organe, über deren ursprüngliche Abstammung, und demnach über deren Verhältnifs zu einander, ausser dem, wie sie mechanisch sich die Säfte überliefern oder sonst zusammenhängen, ist sie durchaus nicht zu bringen. Sie meint, die Leber sey gar da, um Galle abzusondern, damit diese zur Verdauung helfe; die Harnblase, damit man nicht beständig harnen müsse, was viele Unbequemlichkeit mit sich führe; die Grimmdarmklappe, damit der Darminhalt länger zögere, und mehr von ihm eingesogen werden könne u. s. w.

Alle Physiologie läuft blofs darauf hinaus, aufzuzeigen, welche Functionen oder Materien der Natur denen im Thiere gleich sind, und wie sie sich wieder unter einander verhalten. Dieses ist das einzige Bestreben der jetzigen naturphilosophischen Medicin, zu der *Schelling* den Grund gelegt; verschiedene Versuche sind gemacht, aber alles, was bisher darüber im Druck erschienen, schwebt gröfstentheils noch blofs in den Hauptorganen, und kennt noch nicht die Zerfallungen und Entsprechungen der einzelnen Organe. Dieser Parallelismus der Natur mit dem Thiere, und folglich mit dem Menschen offenbart sich schon in den ersten Regungen der Heilkunde, und mit dem ersten Bewufstseyn dieser Gleichheit war auch die wahre Idee der Medicin als Wissenschaft gegeben. In dieser Anerkennung der beiden Welten als nur einer auf verschiedenen Stufen, liegt alle Quantität und Qualität der thierischen Organe und der Mittel, sie zu beherrschen, verschlossen, wofern man nur einmal eingesehen, dafs die grofse Natur nicht wie ein zweyarmiger Hebel auf und nieder gehe, sondern aus einem Zusammenwirken mehrerer, ganz in ihrem Wesen verschiedener Actionen lebendig bestehe. Nur ist leider auch diese von Gott

den Menschen eingeborene Idee in dem Haufen, der sie nur geerbt hat, indem sie in ihm selbst noch nicht erwacht ist, zu einer mechanischen Zählerey verstümmelt worden. Lehrte ein grosser von Gott begeisterter Mann, der Mensch sey in seinen Organen nur Ebenbild der Natur, alle Functionen dieser müssest du in jenem wiederfinden: so verstand der nur hörende aber nicht denkende Haufen, er müsse Sonne, Mond, die sieben Planeten, den ganzen Thierkreis, Wind, Regen, Hagel, Schnee, festes Land, Meer und Flüsse u. s. w. im Menschen suchen; jedes Organ erhielt nun seinen Schutzgeist in den Weltkörpern; die Sonne, der Jupiter, die Venus u. s. w. standen bald diesem, bald jenem Organe vor, das Glück, die Gesundheit und Krankheit der Menschen hing von den willkührlich gedeuteten Himmelszeichen ab, die Nativitätstellerey wurde ein Gewerb, die Astrologie zu einem Wuste sinnloser Streiche der Betrüger. Man ging endlich ganz consequent von den Weltkörpern herunter zu den Substanzen der Erde; man ahnete auch den Parallelismus der Mineralien und Pflanzen mit den Organen der Thiere: aber statt den tiefen, heiligen Zusammenhang zu erforschen, betrachtete man blofs die äusseren Attribute, was allein dem Haufen vergönnt ist; Figur, Farbe, Lage, Standort, Substanz wurden verglichen, und, so viel Bedeutendes auch *hierin* liegt, doch sinnlos auf die ähnlichen Organe im Menschen übergetragen; so entstanden Blutstein, Leberstein, Lungen-Leberkraut, Knabwurz, der Adler im Farrnkraut u. dgl. Man ging noch weiter, und suchte diese äusseren Signaturen selbst im Thiere auf, die Chiromantie mit dem übrigen Heere von . . . mantieen erhob sich, und so wurde die Physiologie sammt der Heilkunde durch Signaturen unter Siegel gelegt.

Doch wir dürfen keine Studien unserer Väter verachten, jetzt stolz auf sie zurück sehen, Gott dankend, dafs wir nicht sind, wie diese Leute. Eine schöne, tiefe Vorbedeutung ist diese Periode der Welt; nicht umsonst hat sie sich so lange damit herumgetrieben; schon darum müssen wir uns hüten, unbedingt diese Künste zu verwerfen, da sie so lange die allgemeine Beschäftigung waren. Die Welt kann sich nur mit der Wahrheit vertragen, alles andere muss sie auswerfen — aber zur Wahrheit sind Stufen; auf der unteren muss die Menschheit ankommen, ehe sie zur zweyten geht; nothwendig hat das auf der zweyten keine Wahrheit mehr, was sie auf der ersten hatte, ausser nur in so fern in dieser schon die Tendenz zur zweyten Stufe gelegen — also nur die Idee alles dieses Treibens ist wahr, und keine Periode der Welt wird sie zu verscheuchen vermögen; nur Einzelne können sie verlieren, aber das Ganze muss sie, sey es auch bewufstlos, als einzig anerkennen. Allem diesem belachten Treiben, an dem sich die Vorwelt labte, liegt nur Eine Idee zu Grunde, die allem gemein ist, nämlich die von dem *Parallelismus der Natur mit dem Thiere*; die Ausführung ist misslungen, weil man nur auf die *äussere* Signatur gesehen. Aber mufste diese nicht zuerst besehen seyn, ehe man zur inneren gehen konnte? Mufste man nicht durch viele Jahrhunderte prüfen, ob die Gleichheit beider Naturen nicht in dem Äusseren liege? und zum Theil liegt sie auch nothwendig darin; wir erst wissen jetzt, dafs das Äussere nicht hinreiche, diese Gleichheit zu finden, aber wir wissen es nur, weil es unsere Ältern vergeblich gesucht haben. Wären diese Jahrhunderte nicht vorüber, was blieb uns, als diese Schule jetzt zu machen? Wir wären also der Anfang der Periode, an deren verhalltem Ende wir stehen mit dem klaren Resultate. Das Wesen des Parallelismus der Natur mit dem Thiere besteht in den inneren, verbunden mit den äusseren Signaturen.

Doch nicht blofs jene Jahrhunderte, welche wir vergessen zu haben einbilderisch wünschen, haben die Gleichheit der Natur mit dem Menschen als das höchste Princip der Physiologie erkannt; auch jetzt übet noch täglich jeder Arzt *in Praxi* dieses Princip aus, so sehr er auch, durch das Geschrey der Zeit übertäubt, sich theoretisch davor bewahren mag. Was suchen wir anders mit unseren *specifischen* Mitteln, als *den* Naturkörper, der mit dem kranken Organe gleichen Werth, gleiche Natur hat, kurz, der in der grossen Welt an derselben Stelle steht, welche dem Organ in dem Thiere angewiesen ist? Freylich wissen wir bis jetzt nichts von diesem unserem Thun, das wir theils geerbt haben, theils auch dem Arzte und jedem, der Heilmittel sucht, wesentlich ist. Die Wirkung der Specifica ist uns jetzt freylich ein Arcanum, und um so mehr, da man sogar allen Schein ablegt, als wollte man diese Wirkung in der Gleichheit, in der Sympathie beider Naturen suchen, eine Politik, die stillschweigend unter den Ärzten Ton geworden, weil es einmal einem Menschen, der das Einzelne nur als Isolirtes, und nie in dem endlosen Zusammenhange mit dem All aufzufassen fähig gewesen, gefallen, diese ihm zu grosse Idee zu belachen, und weil er wegen der zahlreichen Geistesverwandtschaft eine Menge Mitlacher gefunden. Aber wird diese geheimnissvolle Wirkung nicht klar werden, wenn wir ausgeforscht haben, dafs eben dieses so wunderbar wirkende Mittel in dieser Krankheit gerade das Entsprechende, das Sympathetische des afficirten Organes sey? Wird nicht die Wirkung aller Heilmittel klar und alles Arcanum verschwunden seyn, sobald die sympathetische Wiederholung beider Naturen bis ins Einzelne herab durchgeführt ist, wozu freylich noch wenig Aussichten, aber wozu doch die Grundzeichnungen und die Richtung des Weges vollendet sind? So lange aber die Physiologie nicht so weit gekommen, so lange ist zu rathen, bey dem Heilverfahren ja keinen anderen Gründen zu folgen, als denen, die aus ihm selbst genommen sind. Nur hippokratische Medicin ist das nicht bodenlose Princip, das allein in der Praxis beybehalten werden muss, bis die Physiologie rein, so geboren ist, wie hier die Anfoderungen an sie gemacht sind.

In den hier zu beurtheilenden deutschen phy-

fiologischen Lehrbüchern regt sich durchgängig der Geist, welcher bis jetzt geschildert worden; aber in keinem einzigen ist, ungeachtet der Vortrefflichkeit, der ganz richtige Weg eingeschlagen, obschon alle die Idee klar und vollständig gefasst und selbst dargestellt haben. Der allgemeine Grund liegt darin, dass ein physiologisches System dieser Art jetzt noch etwas Neues ist, und es daher das nicht vorgearbeitet findet, was anderen sogenannten physiologischen Handbüchern zu Gebote steht: der besondere aber liegt theils in dem Unvermögen, das Einzelne selbst der philosophischen Construction innig einzuverleiben, theils aber in dem Mangel der Unterscheidung dessen, was von dem Universum sich im Thiere wiederholt, und endlich in einer gewissen Ausartung zu äusseren Signaturen, die zwar durchaus von den alchemistischen verschieden sind, aber dessen ungeachtet ewig äussere Signaturen bleiben, denen das innerste Wesen der thierischen Organe nicht gleichgebildet seyn kann. Hieher gehören vorzüglich die bloss geometrischen Verhältnisse des Weltsystems, die Umläufe der Planeten und Kometen nebst allen Betrachtungen, die reine Objecte der mathematischen Astronomie sind. Freylich fallen diese Bewegungen der Massen und astronomischen Kräfte zunächst in die Augen, und werden daher auch von den neuen Physiologen ergriffen; aber eben diese Leichtigkeit möge sie doch an die Verirrungen der Astrologen erinnern, und die Kritik der neueren Zeit eines Kampfes überheben lehren, der nur zum Ausraufen des Unkrauts, und nicht zum Einsäen der ächten Früchte geführt werden könnte! Was aber die Nachbildung des Universums im Thierreiche betrifft: so bedenke man doch, dass dieses nur in der Idee seyn könne, und realiter nur das Sonnensystem sich auf dem Planeten wiederhole; denn das Sonnensystem ist für sich das ganze Ebenbild des Universums, und alle Sonnensysteme sind sich in dieser Hinsicht gleich; was daher in diesen sich fortbildet, ist nur Wiederholung seines eigenen Wesens. Es ist daher ein Abweg, wenn man Milchstrasse, Nebelsterne u. s. w. im Organismus wiedergebildet finden will; es macht die Wissenschaft von neuem lächerlich, und entzieht ihr die vortrefflichsten Köpfe. Sucht vor allem eure Grenzen zu bestimmen, und dann werdet ihr euch mit keinem Nachbar befeinden, wenn nicht etwa dieser seine eigenen Grenzen nicht kennt. Rec. hat diese beiden Puncte schon hier ausführlicher berührt, weil sie auf dem vortrefflichen Wege liegen; die anderen Mängel stehen noch zu tief, als dass im Allgemeinen Winke darüber gegeben werden sollten.

Es werden hier absichtlich die Hauptwerke der Franzosen und Deutschen in der neueren Zeit zusammengestellt, um die durchgängige Verschiedenheit der Richtungen, welche die Physiologie bey beiden, und im Grunde bey allen Nationen genommen hat, und wie dennoch jede in ihrer Art vortrefflich ist, zu zeigen. Die Franzosen und alle anderen Nationen haben zu wenig physiologische Lehrbücher, die Deutschen dagegen zu viel, und dennoch sind dermalen, trauriges Geständniss! die Naturwissenschaften in keinem Lande nachlässiger cultivirt, als in Deutschland. In anderen Ländern sind diese das Modestudium geworden; aber bey uns ist der Sinn dafür noch nicht einmal allgemein. Woher kömmts? Von der Verschiedenheit, die Naturwissenschaften zu treiben und zu lehren, und von der anderen Leserey, die bey uns Mode ist. Es ist nicht zu leugnen, dass die Deutschen mehr philosophischen Geist haben; aber dieses Bewusstseyn greift so fressend um sich, dass Jeder, der nur deutsche Buchstaben machen kann; sich einbildet, er sey, gemäss seinem vaterländischen Boden, ein Philosoph, und jetzt gar Naturphilosoph, obschon er weder die Natur noch seinen eigenen Leib kennt. Dieser naturphilosophische, und leider Bücher schreibende Haufen gleicht den späteren alchemistischen Adepten, welche sich selbst und andere betrogen, und dadurch die Wissenschaft verächtlich machten. Dazu kömmt noch in unserer Zeit die Kastenkritik, welche aus einer übelverstandenen guten Absicht alles lobt, was nur naturphilosophische Formeln von sich giebt, wähnend, die Zahl gebe die Kraft, da doch offenbar der Geist zu Grunde gehen muss, wenn des Leibes zu viel wird. Wie könnt ihr denn glauben, dass viele Köpfe existiren, welche der wahren Idee fähig sind, oder welche sie gar weiter bilden können? Besonders jetzt bey unserem Isoliren der Studien, bey dem Verluste aller Universalität, bey dem Parforce-Studiren, und bey den gemeinen Familiengesichtern, die aus der Studentensperre hervorgucken! Sucht demnach eher Mittel, die Bücherschreiberey zu vertilgen, als ihr da aufzuhelfen, wo nur ein Kastenbruder von euch ein hohles, formales Geschwätz vorsetzt! — Wer jetzt physiologischer Schriftsteller werden will, muss sich aufs Klarste bewusst seyn, dass er entweder lauter neue Ideen dem Publicum vorzulegen, oder die alten, wahren, aber vergessenen und nicht bewiesenen, herauszufinden und zu beweisen im Stande sey. Er muss alle ersonnenen Hypothesen oder Theorieen, wie ihr es nennen möget, wissen, um nicht seine kleinen Entdeckungen für wichtige Neuigkeiten auszugeben, da wir uns ohnehin kaum durcharbeiten können durch die halbentwickelten Meinungen, welche absichtlich das Bekannte und Bessere ignoriren, um als Neuigkeit zu glänzen.

Bey anderen Nationen wird über *ein* Lehrbuch beynahe im ganzen Reiche gelehrt: bey uns aber glaubt jeder, nichts als den Namen Professor nöthig zu haben, um fähig zu seyn, ein Lehrbuch zu schreiben; ja er glaubt sogar eine Verpflichtung zu haben, seinen Zuhörern etwas eigenes vorzutragen, wenn es auch viel schlechter, was doch das Gewöhnliche ohne Zweifel ist, als das seiner Collegen ist. Dieser Unfug wird vorzüglich mit den anatomischen Lehrbüchern getrieben, die, wie ihre Zahl seit der vortrefflichen Arbeit von *Schaarschmidt* sich mehrt, auch von Jahr zu Jahr schlechter werden. Jeder deutsche Prosector will nun einmal seine Handl-

arbeit auf Weiss geschwärzt sehen, und hat einmal ein Deutscher den Einfall, so ist auch das Buch gedruckt. *Hallers Lehrbuch der Physiologie* war lange das einzige in Deutschland nicht nur, sondern in allen Ländern, und es war für jene Zeit nicht nur vortrefflich, sondern ein Wunderwerk. Die genievollesten Männer lehrten lange nach *Hallers* Buche; als sie aber durch das Fortrücken der Wissenschaften und durch ihre eigenen Entdeckungen sich genöthigt sahen, neue Lehrbücher zu entwerfen: so glaubte jeder auch befähiget zu seyn, nicht nur von *Hallern* abzufallen, und etwa nach dem neuen Lehrbuche zu lehren, sondern ein eigenes schreiben, selbst Original seyn zu dürfen.

So entstand ein Haufen schlechtes Zeuges von Physiologieen, die nur erbärmliche, geistlose, verstümmelte Extracte aus *Haller* waren, denen man die Entdeckungen der Zeit lose angeklebt hat. Mit welcher Vollständigkeit, mit welcher Ordnung, mit welchem Scharfsinne ist nicht das *Haller*'sche Lehrbuch geschrieben! Warum bleibt ihr nicht dabey, die ihr einmal die anatomische Physiologie vertheidiget? Diese ist vortrefflich, sie ist gut und recht; aber pflegt sie nur auch gerecht, und verstümpert wenigstens den Mann nicht, der sie euch gegeben hat. Uns reicht *Hallers* Physiologie nicht mehr hin, wir können sie nur als Belege benutzen zu unserer Physiologie, darin ist sie uns so nöthig, als euch. In der neuen Physiologie müssen wieder viele Versuche gemacht, und daher auch geduldet werden, wenn sie nur etwas für sich sind; aber in der alten verlangen wir billig, dass die Multiplication aufhöre. Ein Wunderwerk, wie das *Haller*'sche, steht freylich in der neueren Physiologie nicht so leicht da; aber zu erwarten ist es, wenn nur halb so lange daran vorgearbeitet worden, als an dem *Haller*'schen.

In Frankreich hat man noch keine Idee von einer anderen Physiologie, als von einer *Haller*'schen; obschon die Neueren meinen, sie weichen sehr von *Haller* ab, und ihn sogar widerlegen. Beides ist freylich wahr, aber die Abweichungen sind eben bleibende in *Hallers* Feld, und die Widerlegungen sind *Haller*'sche Waffen. Es ist eine feine Anatomie, deren physikalische und chemikalische Phänomene mit vieler Ordnung und Gescheidheit erzählt werden. Ungeachtet wir anderen Nationen vorwerfen, dass sie unsere Fortschritte nicht kennen, worin wir freylich Recht haben, da wir mehr das Ihrige uns zu verschaffen suchen: so dürfen wir dieses eben nicht von der Physiologie rühmen. Die Franzosen gehen ihren ganz eigenen Gang, und die Deutschen gingen bisher den ihrigen, so unbekümmert um einander, als wenn eine Nation in China wohnte; und doch haben die Franzosen manche höchst interessante Capitel in ihren Physiologieen, die uns fehlen, und die wir wohl aufnehmen dürften; dass wir hingegen auch vieles haben, und besonders jetzt in der neuesten Zeit, was ihnen abgeht, geht uns, bloss auf unsere Besserung bedacht, nichts an.

Abweichend von *Hallers* Art, die Physiologie zu behandeln, und den Weg zu einer anderen Ansicht öffnend, war zuerst in Deutschland die Physiologie von *Autenrieth*, wozu jedoch schon die von *Prochaska* kräftig vorgearbeitet hat. Nach *Autenrieth* erschien *Dömlings* Lehrbuch, welcher *Schellings* Ideen mit *Prochaska* bloss amalgamirte, daher diese Schrift in der Welt gewesen, und *Autenrieth* noch darin ist. Am meisten wissenschaftlich hat darauf die Physiologie aufgefasst *Döllinger*, nur ist manches zu leicht behandelt, was dagegen bey *Autenrieth* zu schwerfällig ist; beide Lehrbücher aber werden bleiben, und einander ergänzen. Die anderen anzuführen, welche nach *Autenrieth* noch erschienen sind, hiesse leeres Stroh dreschen. In der neuesten Periode beginnt *Görres* in seiner Exposition, und *Oken* in seiner Biologie mit einer ganz abweichenden Behandlung; *Kessler* lässt sich von ferne an *Görres* anreihen; *Walther* aber ist wieder ein eigenes für sich, hat alle benutzt, das Gute in seine Schrift aufgenommen, umfasst *Autenrieths* Materialien mit *Döllingers* allgemeinster Anordnung, und mit *Schellings* letzten Darstellungen in den Jahrbüchern der Medicin nebst einer gut gewählten Berücksichtigung der Franzosen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

CHEMIE. *Stuttgart*, im Magazin für Literatur: *Das Dintenfass, oder die untrüglichste Anleitung, alle Arten von Dinten, Farben und Tuschen zu bereiten.* Eine Schrift für alle Stände, 1804. 38 S. 8. (4 Gr.) Die Recepte zu schwarzen, grünen, rothen, blauen und anderen Dinten, welche der ungenannte Vf. in diesem Schriftchen seinen Lesern mittheilt, sind nichts weniger, als neue Erfindungen; sie sind aus anderen bekannten Büchern abgeschrieben, in eine gewisse Ordnung gebracht, und hie und da mit einigen Anmerkungen versehen, die zur Erläuterung der Vorschriften dienen sollen, die aber grösstentheils so schlecht gerathen sind, dass sie so wenig, als die Recepte selbst, (nach welchen zu einigen Arten der schwarzen Dinte, ausser den Galläpfeln und anderen nothwendigen Ingredienzen, auch Indigo, Grünspan, Granatenschaalen, Alaun, Urin u. s. w. genommen werden sollen,) auf eine beyfällige Anzeige Anspruch machen können. Auch der Unterricht, den der Vf. denen giebt, die über die Bereitung der Tusche belehrt seyn, oder vom Carmin, Zinnober, Berlinerblau, Ultramarin und anderen Farben sich Kenntnisse verschaffen wollen, ist höchst dürftig und mangelhaft ausgefallen, und die Leser, die sich über diese Gegenstände bey ihm Raths erholen wollen, werden nicht viel Trost bey ihm finden.

X.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. von Kleefeld: *Kabalen des Schicksals.* Sechstes Bändchen. 1804. 168 S. 8. (16 Gr.) Indem wir anzeigen, dass mit diesem Bande die ganze Sammlung der unter diesem Titel vereinigten Erzählungen beschlossen sey, und dass das Schicksal eben so wie der Erzähler ihrer übertragenen oder angenommenen Rolle treu geblieben sind: so glauben wir dem Buche die ihm gebührende Ehre erwiesen zu haben. Unter den hier gegebenen sechs Erzählungen hat Rec. die dritte: *Folge wucherischer Bedrückung*, überschrieben, nicht ohne Theilnahme gelesen, so wie ihn hingegen die fünfte: *Rudolf mit dem Beynamen der Gefürchtete, eine Geschichte aus der Ritterzeit*, weniger in die Ritterzeit, als in die Zeiten der Ritterromane, furchtbar-kläglichen Andenkens, versetzt hat.

Ls.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 AUGUST, 1808.

MEDICIN.

Fortsetzung der Recension
der neuesten Systeme der Physiologie
von
Dumas, Görres, Kessler und Walther.

D*umas* Lehrbuch kann mit unseren naturphilosophischen Physiologieen nicht verglichen werden; aber unter denen, welche aus der Hallerischen Schule hervorgegangen sind; steht es ohne Widerrede oben an, und es ist daher äusserst verdienstlich, dass diese Schrift, von welcher Tasché und Müller zu Giessen die Forts. der Übers. von D. *Gruber* haben liegen lassen, nun dennoch und zwar so gut übersetzt wird, wie es von den beiden ersten Bänden geschehen ist. Die Übersetzer haben mit Verstand, nicht sklavisch und doch genau übersetzt, manche französische Nachlässigkeiten, besonders in den Citaten und in der Rechtschreibung der Eigennamen, verbessert. Aber dennoch sind die Citate noch nicht vollendet, wie man denn äusserst wenige Schriftsteller in diesem Fache findet, die wissen, was Citiren heisst. Es ist nicht Ausgabe, Verlag, Format, sogar der Band und die Seitenzahl ist meistens nicht angegeben. An den Franzosen sind wir dieses gewohnt und übersehen es gerne.

Das Werk ist auf 5 Bände angelegt, wovon der erste das Allgemeine abhandelt über die Physiologie als Doctrin, über das Organische überhaupt und über die allgemeinen Beziehungen des Menschen insbesondere. Der zweyte macht den Anfang mit den Bestandtheilen des menschlichen Körpers, theilt ihn in seine Functionen ab, und beschäftiget sich zuerst mit dem Nervensysteme und den Sinnen. Der dritte handelt die Bewegung, das Blutsystem, Athmungssystem und den Wärmeprocess ab. Im vierten folgt das Verdauungssystem und die Secretionen. Der fünfte, welcher das Zeugungsgeschäft enthalten soll, wird nachgeliefert. Diese fünf Bände sind aber nur eine Buchhändler-Eintheilung; die wissenschaftliche ist in sechs Theile, wovon mancher wieder in einige Sectionen, und alle in mehrere Capitel abgesondert sind.

Nach Art der Franzosen ist dem Buche eine lange Vorrede, und ein noch längerer *Discours préliminaire* vorausgeschickt, worin manches Interessante gesagt wird, was wir in den deutschen Lehrbüchern vermissen. Die Vorrede enthält eine kleine Kritik von *Hallers* grosser Physiologie; der Vf. klagt, dass die Franzosen, obschon das erstaunenswürdigste Volk, doch noch kein physiologisches Werk dieser Art haben, und daher habe er sich diesem Unternehmen unterzogen. Ungeachtet sich nach seiner Meinung viel von *Hallers* Werk als Überflüssiges abschneiden lasse; ungeachtet er die Citationen gänzlich weggelassen, welche doch, was er auch dagegen vorbringen mag, das Wesentlichste eines solchen umfassenden Werkes, „das über alle Zweige der menschlichen Physiologie könne um Rath gefragt werden," mit ausmachen; ungeachtet er manche Abtheilungen strenger, befriedigender abgehandelt hat, als *Haller:* so ist es doch kein Werk, welches dem des letzteren nur von Weitem nahe kömmt, oder gar, welches den Anfoderungen, die er selbst daran macht, entsprechen könnte, theils weil mehrere Functionen, besonders wenn es ganz einzelne betrifft, z. B. die Sinne, durchaus unbedeutend dargestellt sind, theils weil die Art des Vortrags einem solchen Lehrbuche nicht angemessen ist. Ein fortgesponnenes Gerede, wie eine Predigt, ist ohne Zweifel das Unpassendste, in das man eine Schrift, die zum Consultiren nachgeschlagen werden soll, ziehen kann. Wenn aber das Werk gar zum Handbuch bey Vorlesungen bestimmt ist, so weiss man gar nicht, was man von dem Plane der Schriftsteller halten soll, die in einem Athemzuge ihre Vorlesungen hinschreiben, ohne bestimmte Abgrenzung, ohne Ruhepunct, ohne eine solche Anordnung, dass die zusammenhängenden Sätze beym ersten Lesen in die Augen fallen. Beynah so Predigtähnlich sind auch die obgenannten deutschen Schriften verfertiget, wovon doch die von *Görres* nicht zu Vorlesungen bestimmt ist, und wovon *Walther* am wenigsten hat. Der erzählende Vortrag ist nicht nur in jedem streng wissenschaftlichen Collegium, wo die Erfahrungen nicht als Hauptsätze, sondern nur als Belege, folglich ganz isolirt vorkommen, ermüdend, unverständlich, unpassend und langweilend; sondern er schadet auch, wenn er gar gedruckt wird, dem Interesse des Lehrers und des Zuhörers, weil Sätze und Beweise so durch einander geschmolzen sind, dass sie unzertrennlich gegeben werden müssen, und nur durch ein mühsames Ausklauben, das nicht des Zuhörers Sache seyn darf, herausgeziffert werden können. Der Vortrag verliert dadurch an Beweiskraft, folglich an Überzeugung, macht den Zuhörer träg, da er es ja im Buche bis auf den letzten Beweis lesen kann; es macht selbst den Lehrer träg und zu einem mechanischen Vorsprecher, dem der Verlust des Vertrauens bald folgt. Ein Lehrbuch der Physiologie muss Satz vor Satz, aber systematisch entworfen seyn, muss nur Sätze, keine Beweise, hie und da nur Erläuterungen enthalten; sonst verfehlt es seinen Zweck, es ist kein Lehrbuch mehr,

sondern ein *Opus posthumum*, in dem alle Zettelchen kleingeisterig gesammelt sind, und das den Lehrer um seinen Credit und die Zuhörer um Zutrauen, Fleiss, folglich um Kenntnisse bringt. Doch das sind bekannte Sachen.

Dumas giebt dann eine schnelle Übersicht des Werks, führt mehrere deutsche Schriftsteller an, die er vielleicht aus Journalen kennt, und beschliesst mit der Aufzählung der neuen Ansichten oder Erklärungen, die ihm eigenthümlich sind, und etwa ein Dutzend betragen, worauf wir in der Folge kommen werden.

Ungeachtet *Rabener* sich schon lustig gemacht hat über die langen Vorreden der Franzosen: so ist doch der *Discours préliminaire*, der nicht weniger als 76 Seiten beträgt, von nicht geringem Interesse, indem er mit vielem Scharfsinne die beste Methode, die Anatomie und Physiologie zu behandeln, aufsucht, Grundsätze für die wahre Methode, im Studiren der Wissenschaften zu philosophiren, aufstellt, und dieselben auf die Anatomie und Physiologie anwendet. Vor allem glaubt er, dass die Anatomie und die Physiologie gar nicht getrennt werden sollten, worin er auch durchaus Recht hat, sobald er, wie es wirklich der Fall ist und nur seyn kann, von einer *Hallerischen* Physiologie redet, welche wesentlich nur eine höher getriebene Anatomie ist. Uns aber ist die Anatomie keine Wissenschaft, nämlich die, welche nur die Form und die Lage der Theile beschreibt, sondern sie ist uns, wie jede gute Erfahrung, ein guter Beleg für die Wissenschaft, oder eine mathematische Figur, an der wir die Theorie beweisen. Eine Anatomie, welche die *Bedeutung* der Theile kennen lehrt, ist unsere physiologische Anatomie, daher ohne Zweifel ganz verschieden von der gewöhnlichen. Es ist nichts trostloseres, als in einem physiologischen Lehrbuche die anatomischen Theile herzählt zu lesen, aus keiner anderen Absicht, als um sie aufzuzählen. Dieses haben ja die anatomischen Handbücher sehr vollständig gethan, wozu also diese Wiederholung? In diesen Fehler ist nicht nur *Dumas* gefallen, sondern auch *Walther* und selbst einigermassen *Görres*. Es darf nicht *ein* anatomischer Theil existiren, der in einer Physiologie nicht vorkomme, aber er muss nicht als Hauptsache, sondern nur als Bedeutung erscheinen. Ein Buch, das die Anatomie nicht enthält, verdient so wenig den Namen Physiologie, als eines, welches sie enthält.

Das was die Franzosen Philosophiren und wohl gar *Philosophie naturelle* nennen, ist uns bekannt; es ist etwa das, was bey uns angewandte Logik heisst. Die beste Methode zu philosophiren reducire sich auf die *Erfahrung*, die *Analyse*, welche jetzt bey den Franzosen den Sieg davon getragen, so dass nichts mehr als Analysen erscheinen, und auf die *Induction*. Diese drey nicht zu verachtenden Titel, angewendet auf die Anatomie und Physiologie, theilen sie in drey Abschnitte, in den experimentalen oder historischen, den philosophischen oder räsonnirenden, und in den praktischen oder medicinischen. So wenig Philosophie wir auch hierin finden können, so ist es doch für eine empirische Scienz sehr gut geordnet, und der Vf. hat es allerdings sehr consequent und sehr klar durchgeführt. Dass einige vermeintliche Naturphilosophen in Deutschland von der Erfahrung verächtlich sprachen, und wähnten, die Medicin spiritualisch zu produciren, ist leider wahr gewesen; aber es muss in allem auf das Extravaganteste kommen, wenn man zur Besinnung gebracht werden soll, wie denn auch die blossen Empiriker aufs Äusserste gekommen waren, als sie behaupteten, die Wissenschaft müsse aus der Erfahrung aufgebaut werden, und eben dadurch die Veranlassung zu der entgegengesetzten noch schädlicheren Meinung gaben. Die Gelehrten, welche durch die Erfahrung die Theorie begründen wollen, sind am deutlichsten denen zu vergleichen, welche, um einen geometrischen Beweis, z. B. dass zwey Seiten eines Dreyecks gleich sind, wenn die daranliegenden Winkel es sind, einzusehen, den Cirkel auf die Tafel setzen und sie abmessen. Dass dieses Messen, wenn es noch so richtig eintrifft, nicht der Beweis sey, und nie die Geometrie begründen könne, sieht jeder Schüler ein; aber ist es nicht eben so mit der Erfahrung? Man kann durch diese allerdings die Theorie *finden*, wie man durch den Cirkel die Gleichheit der Linien einigermassen finden, und so auf die Theorie geleitet werden kann; aber es ist nur ertappt, nicht erwiesen, ausser allem Zusammenhang — kurz nicht begründet. Durch dieses einzige Beyspiel hoffen wir jeden, der über die Untüchtigkeit der Erfahrung, eine Theorie zu erzeugen, noch nicht ganz im Reinen seyn sollte, vollkommen und auch noch davon überzeugt zu haben, dass die Erfahrung überhaupt mehr werth ist, als er selbst meint.

Die philosophische Behandlung, welche *Dumas* in die Physiologie überträgt, ist, wie schon bemerkt, das französische Feldgeschrey, Analyse; die Kunst, die Objecte bis auf die letzten Atomen zu spalten, und die Unterschiede eben so aufzufassen wie die Ähnlichkeiten, was wir als eine vortreffliche Regel zu Beobachtungen anerkennen. Die Wissenschaft betreffend im Gegensatze zur Erfahrung möchte dasselbe, wie von dieser, nur umgekehrt, gelten. Eine Theorie ohne Erfahrung ist ein Gespenst, das vor jedem heiligen Worte zerstiebt. Die Physiologie auf Erfahrung bauen, ist freylich ein eben so widersinniges Beginnen, als wenn man die Geometrie auf den Massstab gründen will; allein Erfahrungen müssen die Materialien zur Theorie liefern, sonst ist jede Theorie ein bedenkliches Wagestück. Es liegt eine Nichtbefriedigung auch in der durchgeführtesten, begründetsten Theorie, die sich am besten vergleichen lässt mit den algebraischen Resultaten, welche sich auf geometrische Figuren, besonders auf die Kegelschnitte, beziehen. Man wird von der Wahrheit überzeugt oder vielmehr überwiesen, aber doch sieht man nicht so ganz ein, wie das alles so geheimnissvoll hervorspringe, man greift (versteht sich als Anfänger) zum Griffel, und erfreut sich in der geometrischen Verzeichnung, die gleichsam die Erfahrung zur Algebra ist. Dann muss man doch auch bedenken, dass die Theorie eine Darstellung von Einzelnheiten durch ein individuales Talent ist, welches nur durch ein unerhörtes Glück alle diese Einzelnheiten

entwickeln könnte. Durch die Erfahrung wird es aber auf diesen und jenen Zweig aufmerksam gemacht, der für sich nicht zum Vorschein kömmt — kurz die Erfahrung ist die Tafel, an der man die Ideen der Theorie für das Gedächtniss befestigen kann, um sie beym weiteren Bau immer vergleichen zu können. Will man endlich der Erfahrung ein Wort *ad hominem* reden, so lasse man doch *die* Erfahrung etwas gelten, die uns gelehrt hat, dass Theorieen, von übrigens genievollen Männern, über Gegenstände, von denen sie keine empirischen Kenntnisse hatten, selbst auch in den neuesten Zeiten, hagere, krüppelichte Gerippe geworden, von denen man nicht sagen kann, ob sie aus Leib oder Schatten zusammengesetzt wurden. *Exempla sunt odiosa*, aber ihr habt sie vor den Augen. Die Induction ist von *Dumas* sehr kurz berührt.

Der *erste Theil* giebt allgemeine Ansichten über die Anatomie und Physiologie und über alle Zweige der natürlichen Philosophie, insofern sie sich mit den organisirten und lebendigen Wesen beschäftiget, einen kurzen Abriss der Geschichte dieser Wissenschaften, Andeutungen ihres Verhältnisses zu anderen Wissenschaften, Untersuchungen über den Unterschied und die Charaktere des Unorganischen und Organischen, über das Leben und über die Kräfte der todten Natur sowohl, als der Lebendigen, und geht von S. 77 bis 348.

Die Geschichte ist ein Auszug aus seiner Schrift über die *neue Nomenclatur und Classification der Muskeln*, wovon man in Deutschland so wenig Notiz nehmen will, als von den besseren Arbeiten der Franzosen in der Botanik. Das Registerwesen der deutschen Gelehrten, und vorzüglich der Lehrer, hat besonders in den Naturwissenschaften so fürchterlich um sich gegriffen, und ist so hartnäckig eingewurzelt, dass nicht zu hoffen ist, dass die Menschen, welche einmal in dieser Periode erzogen und gross geworden sind, sich je einer freyen, umfassenden, zusammenhängenden, continuirlich sich entwickelnden Naturbehandlung öffnen werden. Worin besteht die Freude und das Glorificiren des grössten Theils unserer Botaniker anders, als in dem Jagen nach neuen Gattungen, im Spalten derselben in Arten, und jeder hält sich um so vielmal klüger und berühmter, als er mehr Arten aufgetrieben hat! Dasselbe Wesen hauset in der Zoologie und selbst in der vergleichenden Anatomie. Wer ein Gelenkchen mehr in einer Antenne entdeckt, oder gar bis in das Herz eines fremden Thieres eingedrungen, und dessen Länge und Dicke ausgemessen, der ist gelobt und gepriesen. Man bemüht sich sogar, bey dieser sklavischen Mikrologie nichts zu denken, und glaubt dadurch die Naturforschung zu verunreinigen. So weit muss es kommen, wenn die Gedankenlosigkeit am Ruder steht, und die ameisige Geschäftigkeit alles thut! Für die geistige Entwicklung der Pflanzenwelt hat ein grosser deutscher Mann schon vor beynahe zwanzig Jahren die genialsten Aussichten geöffnet, aber alle Botaniker blieben stockblind, und scharrten schwitzend am *Linnéischen* Termitenhaufen fort; kaum jetzt fängt es in einzelnen Stimmen an, in Anregung gebracht zu werden — aber was ist anregbar? In Deutschland kann mit Geduld durchaus nichts in den Wissenschaften ausgerichtet werden, weil der Dünkel des Selbst-schreiben-könnens zu derb eingebrannt ist. Mit Ernst, mit lautem Ernst muss das Wecken beginnen. Die Franzosen haben schon seit Jahren eine eigene Muskelterminologie, die manchmal barbarisch, manchmal spielend aussieht, aber sie ist bezeichnend, sie giebt mit dem Worte die Sache, und dennoch kann man sagen, dass in Deutschland die wenigsten Anatomen vom Fach, die Ärzte nicht einmal zu berühren, nur auch die Namen kennen.

Dumas hat die Geschichte nach dem Geschehen vorgetragen. In der Anatomie, die selbst in sich nur eine historische Scienz ist, mag dieses gut seyn, aber nicht so in der Physiologie, wo alles in einem geistigen Zusammenhang steht. Doch über diese Methode können wir uns nicht verbreiten, da in einer Recension nicht alles gesagt seyn muss, was zu sagen wäre. Dass *D.* in das Schmähen der Zeit über die Verrücktheit der Alten in der Physiologie einstimmt, ist ihm nicht zu verdenken. Er meint daher auch, die Physiologie sey im gedankenreichen Alterthum nichtig und nichtsheissend gewesen, und habe sich bloss nach einigen wenigen chimärischen Abstractionen gerichtet, als nach dem Conflicte und dem Gleichgewichte der *vier* Elemente (worin wir uns freylich zu bereichern gewusst haben), nach dem Einflusse der himmlischen Körper auf einzelne Theile des Leibes, und nach der Macht der Götter auf gewisse Functionen und Krankheiten, wobey wir immer nicht vergessen sollten, dass wir nur auf unsere eigenen Ansichten dieser Lehren, da einmal die Ideen uns verloren sind, schmähen. So will er auch, wie die meisten neueren philosophischen Geschichtschreiber, den *Pythagoras* klug machen, indem nur seine Schüler ihm sagen lassen, dass die ewige *Macht* der Zahlen das Weltgebäude geordnet habe, und er doch *nur* meine, dass in der Natur nur alles nach den *Proportionen* der Zahlen gehe! So klebt allenfalls ein Feldmesser dem Acker die Zahlen auf, wie es hier *Pythagoras* dem Universum gethan haben soll. Doch was ist hievon zu reden! Es fehlt der Darstellung dieser Geschichte an Absätzen, an Ruhepuncten. Hätte er ihre Epochen herausgehoben, so stände ein klares Bild vor dem Auge. Was kümmert sich die Geschichte um das Individuum, und wie mancher hat etwas gemeint, was gar nicht auf die Geschichte der Wissenschaft gewirkt hat? Solche Meteore können nebenher mit fortgeführt werden. Indessen theilt *D.* in der Folge die Physiologie doch ein in drey Systeme, in das *Galen*'sche, *Stahl*'sche und *Boerhaave*'sche, von dem er behauptet, dass es noch heut zu Tage auf einigen Universitäten Deutschlands herrsche. Die Deutschen sind zwar langsam, aber doch nicht so langsam, als die Franzosen über diese Langsamkeit unwissend sind. Er giebt sodann *Hallers* Wirken das verdiente Lob; in der neuesten Zeit sey aber alle physiologische Weisheit von *Montpellier* ausgegangen, was wir sehr lobenswerth an diesem Manne finden, der [illegible]

et focis streitet, und selbst zu den Berghäutern gehört. Von den deutschen Physiologen seit *Haller* kennt er nur einige dem Namen nach, behandelt sie aber human, indem er doch auf das Jenseits des Rheins nicht schimpft, zufrieden, dass er keine Notiz davon nimmt. Es wäre zu wünschen, dass einmal jemand den Franzosen ihr Treiben so klar vor die Augen rückte, wie wir Deutschen unser eignes eingestehen. Eine solche Entblösstheit von aller Spur einer philosophischen Idee in der Physiologie ist uns noch bey keinem Volke vorgekommen, wie bey dem französischen, und auch noch keines, welches beynahe auf jeder Seite ausruft: *voilà la bonne méthode de philosopher, voilà la bonne philosophie*, als wäre das Wort „wahr" aus ihrer Sprache verschwunden. Daher kamen sie auch zu der Verblendung, die *Analyse* (wir könnten es Logik nennen) für die Philosophie selbst zu halten. *L'esprit d'analyse domine victorieusement aujourd'hui. Il attache son empreinte à tous les genres des productions scientifiques et littéraires (françaises). Les physiologistes conduits par son flambeau, marchent d'un pas plus rapide et plus sûr. Ils n'ont désormais à craindre que les applications fausses ou abusives d'une méthode rigoureuse etc.* Dieses ist der Wolfsgraben, in dem sich die Franzosen selbst gefangen.

In der Anwendung der Mathematik auf die Anatomie verlangt *Dumas*, dass die Form und Lage der Organe geometrisch genau bestimmt werde, wozu er mehrere Kunststücke, besonders in den Schädelknochen, geliefert hat. In diesen mathematischen Ausdrücken haben die Übersetzer mehreremal verstossen, namentlich S. 166 *rentrans*, und tiefer unten beym Thorax, und noch an mehreren Stellen, was aber zu rügen nicht der Mühe lohnt. Die Anwendung der Naturgeschichte auf die Anatomie ist im strengsten Sinne vergleichende Anatomie; die Chemie ist nöthig zu manchen Präparationen, besonders der Nerven. Die Beziehung der Physiologie auf die Mathematik besteht ihm in dem, was man vorzüglich Mechanik, Statik, Hydrostatik nennen kann, z. B. das Abwägen der Ausdünstung, das Messen des Ein- und Ausgeathmeten, die Mechanik der Muskelbewegung überhaupt, und insbesondere des Thorax u. s. w. Von der tieferen Gleichheit der Mathematik hat er, wie natürlich, keinen Begriff. Nichts ist auffallender und erfreulicher, als die Meinung, welche *Dumas*, doch ein Franzos, über das Verhältniss der Physik und Chemie in diesem Werke äussert. Er zeigt mit einem seltenen Scharfsinne, wie alle physischen und chemischen Gesetze, die Anziehung und Abstossung, und die Wahlanziehungen im lebenden Körper zu Schanden werden, und wie das Leben ein ganz eigenthümlicher, von diesen unorganischen Gesetzen ganz freyer Process sey. Man wird überrascht, in französischen Worten so ganz deutsche Ideen zu lesen, und besonders gegen die Chemie, den französischen Abgott, mit so vieler Freymüthigkeit und doch Anerkennung reden zu hören. Man muss sich daher billig wundern, dass *Dumas* Physiologie nicht einmal in dem Berichte an *Napoleon* angeführt ist, da sie gewiss auf den Zustand der Wissenschaft in Frankreich den entschiedensten und vortheilhaftesten Einfluss hat. Ungeachtet er aber der Physik und der Chemie ihre Grenzen im Organischen anweiset: so lässt er sie doch etwas gelten, erkennt ihren Werth an, u. wirft nicht alles über den Haufen, wie es in Deutschland, besonders mit der Chemie, geschehen ist, von der man sich nicht zu sagen schämte, ihre Zerlegungen der organischen Leiber hätten gar keinen Vortheil, weil sie das Todte analysire, welches also an sich andere Producte geben müsse, als beym Leben da waren, weil beide Processe, unter denen die Producte entstanden, sich ganz entgegengesetzt sind. Dieses ist nun alles wahr; aber ungeachtet alles dessen wird doch niemand leugnen, dass die Chemiker in den thierischen Körpern andere Stoffe als in den Nichtthierischen gefunden haben. Analysiren sie gleich das Todte, so ist es doch ein todtes Organisches, welches als solches andere Producte geben muss, als das todte Unorganische, das sie auch zuerst tödten, indem sie es in Tiegel bringen. Genug! wir lernen durch die Chemie das Differente des Getödteten kennen; mehr! wir lernen dadurch das Differente des Lebendigen kennen, weil gleiche Reagentien aus verschiedenem Todten Verschiedenes produciren; denn was anders lebt, stirbt auch anders. Hat denn nicht jede Wirkung eine eigenthümliche Ursache? Wenn wir daher mit demselben Reagens unter denselben Umständen aus einem Todten ein Kali, aus dem anderen eine Säure erhalten: so ist es doch sehr wahrscheinlich, dass in jenem der Lebensprocess von diesem sehr verschieden sey. Wie wichtig ist es nicht für die Pflanzenphysiologie, dass man schon im Pflanzensafte Essig und Kali gefunden hat? Das Wesen der ganzen Vegetation liegt darin verschlossen. Dieses sieht aber freylich der nicht ein, der noch keine Idee von der Pflanzenphysiologie hat. Lehren uns nicht die Analysen des Harns, dass er im Grunde aus denselben Bestandtheilen bestehe, wie das Blut, nur nach der Stufe verändert? — und dieses giebt allein die ganze, grosse Bedeutung des Harnsystems, sein Verhältniss zum ganzen Leibe, und die Krisen. Aber alle diese Ansichten sind der schreyenden Menge noch spanische Dörfer; daher zündet sie alles an, worin sie nicht zu wohnen versteht. Physiologen, welche die Chemie vernachlässigen, können daher nicht die Wissenschaft befördern, eben so wenig als die, welche wähnen, die menschliche Physiologie vollenden zu können ohne die vergleichende. Doch was sagen wir vollenden? nicht einen Strich an ihr können sie machen ohne die letzte, und ohne die vergleichende Physiologie, womit Hr. *Dumas* dieses Capitel schliesst, unter der Betrachtung, wie sich die Naturgeschichte zur Physiologie verhalte, wobey die vortrefflichsten Lehren gegeben sind, wie man es anfangen sollte, aber leider der Anfang selbst nirgends im Werke gemacht ist — Gut indess, dass es auf das Nothwendige aufmerksam macht, und man erkennt, was noch zu thun ist, und wie es zu thun ist. Den Plan gemacht, und die Arbeit ist halb vollendet! Dafür danken wir Hn. *Dumas*, und wünschen, dass die Gelehrten allmählich mit der Ausführung sich beschäftigen mögen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 5 AUGUST, 1808.

MEDICIN.

Fortsetzung der Recension
der neuesten Systeme der Physiologie
von
Dumas, Görres, Kefsler und Walther.

Das vierte Capitel in *Dumas* Werk verbreitet sich über den Unterschied der organisirten und unorganisirten Körper, über das Leben, seine Wirkungen, Mittel und Dauer. Da erst mit diesen Untersuchungen die deutschen Physiologieen anzufangen pflegen, und demnach sie sich jetzt erst an den Gang von Hn. *Dumas* anschliessen: so wird es nunmehr nöthig seyn, diese im Allgemeinen zu betrachten.

Die drey deutschen Physiologieen, welche hier der Beurtheilung unterworfen worden, gehören alle zu einem Stocke, so heterogen sie übrigens auch wieder in der Ansicht sowohl als in der Darstellung sind. Alle streben sie nach einer Verbindung des menschlichen Organismus mit dem Organismus der Natur; aber da, wo die Idee richtig gefasst und dargestellt ist, fehlt es an Durchführung, da, wo diese ist, artet es noch etwas in einen Formalismus aus, wie er, wir können sagen, ehemals in der Naturphilosophie gewesen, und in dem letzten, wo am meisten Realität geblieben ist, hängen beide Organismen so locker an einander, dass man unwillkührlich glaubt, die zwey prästabilirten Uhren in verschiedenen Zimmern schlagen zu hören; von allen aber ist nur das *Waltherische* Buch vollendet, und geschickt zu einem Lehrbuche zu dienen.

No. 2. Rec. erschrack, als er die Schrift von *Görres*, um sie zu beurtheilen, mit Aufmerksamkeit durchlas. Er schämte sich fast, dass dieselbe von ihm so lange unbeachtet geblieben war. Sie hat zwar von der jetzigen Ansicht der Wissenschaft, und auch von der damaligen, als sie erschien, nichts voraus, und es sind schon vor ihr die einzelnen Organe des Thiers, sowohl die Systeme des Rumpfs als die der Sinne, in ihrer Gleichheit mit den Weltfunctionen und der Mathematik nachgewiesen worden; aber noch keine ist erschienen, welche selbst in das Speciellste dieser Organe, besonders des Nervensystems, wie es hier geschehen ist, eingegangen wäre, welche überhaupt diese einzelnsten Theile in ihrem Zusammenhange mit den Entsprechenden im ganzen Organismus berührt hätte. Rec. weicht zwar in der Angabe der Bedeutung dieser einzelnen Theile grösstentheils von denen dieser Schrift ab; aber der Werth liegt jetzt, wo diese Wissenschaft in der Gährung ist, nicht darin, sondern nur in dem Gange, den wir zu nehmen haben, und dieser ist es, der diese Schrift vor allen hier zu beurtheilenden auszeichnet. Was man daher auch gegen die *Görres*ischen Darstellungen sagen mag, diese Schrift gehört doch zu den kräftigsten, welche in der neueren Physiologie sind geliefert worden. Es ist zwar keinem Zweifel unterworfen, dass, wie es auch *Görres* in der Vorrede vertheidigen mag, dennoch zu wünschen wäre, das Gediegene seiner Schrift möchte unverlarvt von dem poetisch-tauben Gestein hervorblicken. Dieses wäre um so mehr zu wünschen, da nicht nur die poetischen Bilder, Rec. kann sagen, nicht Ebenbilder oder Stufenbilder, sondern nicht einmal getroffene Gleichnisse sind, und auch der grösste Theil von dem, was vom Astronomischen vorausgeschickt ist, obgleich an und für sich vortrefflich, wenn es nur nicht so ausführlich da stände, nirgends im Organismus nachgewiesen sich findet, und auch nicht so nachgewiesen werden kann, da die äusserlichen kosmischen Signaturen *beynahe* nichts bedeuten, und uns wieder in die verwirrten Zeiten der Afteralchemisten zurückführen würden, wenn wir uns solchen, blos der Mechanik eigenthümlichen Linien anvertrauen, und der Physiologie durch sie die Nativität stellen sollten. Nicht die Art der Wortstellung ist Poesie, auch nicht die ausser Athem sich laufende Allegorie; die wahre Naturphilosophie ist in sich Poesie, wenn sie auch in den simpelsten Ausdrücken dargestellt wird. Ihr ist vielmehr die äussere Allegorie zuwider, da sie ganz innere ist. Das Kosmische, also die Hälfte des Buches, sollte auf höchstens zwey Bogen als Einleitung vorausgeschickt seyn, und so würden Tausende das Buch lesen, da jetzt selbst Physiologen nicht vermuthen, dass so viel Reales gegen das Ende komme. Auch ist es ein grosser Fehler dieses Buches, dass es aus Bequemlichkeit, welche die Schriftsteller jetzt so sehr lieben, dass sie nicht einmal zu Compilationen Register verfertigen lassen, in keine Abschnitte getheilt ist: denn der Leser findet die Abtheilungen nicht so leicht, welche der Autor im Kopfe oder am Rande seines Manuscripts sich leise bemerkt hat. Vorzüglich ist gelungen, und als ein Meisterstück ausgeführt, die Entwickelung des Nervensystems, und dieses ist es auch, welches den Werth des Buches bestimmt. Die Einrichtung des Buches ist übrigens folgende. Es beginnt mit dem Universalsten der Welt, sagt, wie

diese sich in Weltkörper trenne, wie diese Umlauf, Rotation, Achsen etc. bekommen, wie Licht, Schwere, Wärme, Cohäsion, Magnetismus etc. sich zu einander verhalten, aber alles bloss auf postulatorische, nicht genetische Weise; dann steigt es zu den Kometen und Planeten herunter, zur Geologie, zu den Erden, Metallen, zu den Elementen überhaupt, wo sehr viel Gutes mit einem Überströmen von Phantasie gesagt wird. Es kömmt endlich nach vielgestalteten labyrinthischen Durchwickelungen zum Organischen, sagt wenig Ernstes über Pflanzen und Thiere, und beginnt nun bey diesem mit dem Hirne, von wo an eine vortreffliche und wahre Idee die andere jagt. Bey den Sinnen hätte Hr. G. wohl seiner Vorgänger erwähnen dürfen, obschon er genievoll in der Bedeutung des Einzelnen derselben eingedrungen. Schnell seinen Weg verfolgend, kommt man mit ihm zum Herzen, durch das Gefässsystem hindurch, eben so durch das Verdauungssystem, die Eingeweide und die Geschlechtstheile.

No. 3. *Kesslers* Grundzüge verrathen offenbar eine Verwandtschaft mit dem vorigen Buche, aber sie sind umfassender angelegt, sie greifen näher in das wirkliche Leben der Physiologie ein; haben eine mattere, äussere Poesie, die unangenehm würde, wenn sie häufiger wäre; sie sind nicht so genievoll erzeugt, als die Ideen in *Görres* Schrift, wo sie in Begeisterung ausgesprochen, hier aber mit einer consequenten fleissigen Reflexion allmählich hervorgebrochen sind. Dessen ungeachtet ist die Schrift im Einzelnen unordentlich, voll von Wiederholungen, wie allenfalls ein Heft aussehen müsste, worin man einem Lehrer jedes Wort vom Munde mit allen breiten Erklärungen und Deutlichmachungen nachgeschrieben hätte. Im Ganzen ist aber die Schrift wohl geordnet, nämlich in Massen, und alles ist ein Faden, der sich ununterbrochen fortspinnt, was überhaupt sehr leicht ist dem, der glaubt, die Natur sey ein ärmlicher Dualismus, und lasse sich in ein zweyschenkliges V bis ins Unendliche spalten. Wenn einmal die Naturphilosophie von diesem Abwege, auf dem sie der *Winterlianismus* wieder auf einige Zeit keck, obgleich ohne Grund, gemacht hat, ganz wird zurückgekommen seyn: so läst sich das Werk erst von Neuem für die Physiologie beginnen; jetzt hat man alles gethan, den Rennenden wenigstens die Laterne so in der Finsterniss zu hängen, dass sie die Bedächtigen nicht umwerfen. Hat man den Erregungshebel zum Stillstande gebracht: so hat man mit dem Chemischen zu kämpfen. Am gelungensten ist die Lehre vom Wesen des Organismus, obschon sie nur im Allgemeinen geblieben, von der Haut und ihrer Beziehung aufs Geschlechtssystem, und einiges vom Nervensystem. Überhaupt aber greift das Buch zu wenig in das Medicinische ein, ohne dass jedoch dem Arzt das Buch überflüssig wäre. Es ist Schade, dass die Schrift durch den Tod des Vfs. unvollendet geblieben ist. Indessen ist das Meiste vorhanden, und dieses in fünf Abtheilungen gebracht, wovon die erste in sich begreift das Wesen des Organischen überhaupt, sein Heraustreten in Vegetabilität und Animalität, und von der zeitlichen Entstehung des Menschen, wobey einige hübsche Träume über Riesen und dergleichen Voraltern vorkommen; der zweyte Abschnitt enthält die Geschlechtsfunctionen, den Grund der Männlichkeit und Weiblichkeit, die Zeugung; der dritte den Ernährungsprocess, das Blutsystem, die Wärme; der vierte läst das Blutsystem zerfallen einerseits in das venöse bis zum Digestionssystem, andererseits in das arteriöse, respirirende, bis zu dem Secretionssystem; der fünfte das Nervensystem, die Function des Gangliensystems, Willkühr und Unwillkühr. Es fehlt daher eigentlich nur das System der Sinne zur Vollendung dieses Werkes.

No. 4. Endlich ist von dem ersten Theile von *Walthers* Handbuch zu reden. Uns scheint es gegenwärtig dasjenige in Deutschland zu seyn, welches man, ungeachtet seiner grossen Mängel und Fehler, die selbst grösser als die bey *Görres* und *Kessler* sind, als Vorlesbuch vorziehen sollte, weil es, wie schon bemerkt, alle neueren Physiologen combinirt, und daher in Anordnung und im Reichthum der Materien allein einem wirklichen medicinischen Physiologen grossentheils aushelfen, obgleich dem, der höhere, wahrhaft philosophische Foderungen an die Physiologie macht, noch nicht genügen kann. Die Schrift ist besser *abgetheilt* als die anderen, sowohl in den grossen Massen, als in den Paragraphen; sie giebt daher eine schnelle Durchsicht der Materien, und zeugt davon, dass der Vf. klar gearbeitet hat. Dieses gilt vorzüglich vom besonderen Theile, der beynahe ganz empirisch ist, so wie der allgemeine ganz oben in den höchsten Regionen des Absoluten schwebt, und daher ein unangenehmes Gefühl erregt wird, sich ohne die Fortbildung der vorher ausgesprochenen philosophischen Ideen in den besonderen Theil übergesetzt zu sehen. Es ist wirklich Schade, dass es dem Vf. unmöglich gewesen, den Parallelismus der organischen Processe mit denen der Natur, und unter einander selbst durchzuführen. Wären die wenigen Seiten des Allgemeinen in mehr physiologischen als philosophischen Sätzen dargestellt: so könnte man mit der grössten Ruhe, mit der grössten Zufriedenheit, und gewiss jeder mit vieler Belehrung, mit mancher interessanten Wendung die einzelnen Functionen des besondern Theils nicht bloss durchlesen, sondern durchstudiren. Wer sich daher dieses Buches bedient, und gewiss wird es jeder denkende Arzt zu dem von Hn. *Autenrieth*, Hn. *Döllinger*, und Hn. *Dumas* in seiner Bibliothek stellen, der denke sich die 146 Seiten des Allgemeinen nur als Einleitung für dieses Werk geschrieben; und so wird er ein gutes Buch haben, so weit als eine Physiologie jetzt zu bringen ist, wenn man sie mit vieler Kenntniss und mit vielem Scharfsinne ausarbeitet. Der allgemeine Theil, der zunächst nur den Naturphilosophen interessirt, ist nicht bestimmt, nicht begrenzt genug; die Unterschiede und Gleichheiten sind nur in den allerhöchsten Ausdrücken gegeben; die Ansichten sind nicht vollgliederig behandelt, so dass ganze

Glieder fehlen: daher es auch dem Vf. selbst unmöglich gewesen, das Empirische so wie das Philosophische abzutheilen, was doch absolut nöthig ist, wenn die Empirie selbst Philosophie seyn soll; er musste dem Empirischen seinen eigenen Willen lassen, und dieses für sich fortführen. Wir können aber von diesem versichern, dass alle Abschnitte darin gut gerathen sind. Die Abtheilungen des Werkes nehmen sich gleich ganz anders, als die der vorigen aus, und man findet sich sogleich in einer Physiologie. Die Einleitung handelt kürzlich über die Physiologie als Doctrin, über ihr Verhältniss zu anderen Wissenschaften, über ihre Hülfswissenschaften, Methode u. s. w. Der allgemeine Theil ist in acht Capitel getheilt, die sich regelrecht folgten, wenn alles vollständig wäre, nämlich von dem Leben, dem Organismus, der organischen Form, den Grundfunctionen des Lebens, Reproduction, Irritabilität und Sensibilität, den Formen des Lebens, nämlich Pflanze und Thier, wo die wahren Unterschiede nicht gefasst sind, wie denn noch kein einziger Physiolog sich dessen rühmen kann, von der organischen Gebildung in Zell-, Gefäss- und Nerven-Bildung, worin er also Hn. *Döllinger* gefolgt ist, von den einzelnen Organen und ihren Functionen, worin er nicht zu vollkommener Klarheit gekommen ist, und endlich von den Verhältnissen der drey Systeme zu einander, wo einiges von den Temperamenten und den Menschenrassen vorkömmt. Der besondere Theil fängt mit dem Reproductionsprocesse, der Verdauung an, führt sie durch sechs Capitel bis zur Reforbtion und Sanguification, von der er zur Ernährung, zur Absonderung im Allgemeinen, dann des Fettes, des Schleimes, des serösen Hauches, des Hautdunstes und des Harns übergeht, und in dem dreyzehnten Capitel mit einer Übersicht des Vorhergehenden schliesst.

No. 1. Wir gehen ins Einzelne, und mit *Dumas* zunächst zur Betrachtung des Organischen und Unorganischen überhaupt. Was das Leben sey, wissen eigentlich nur die deutschen Physiologen; aber sie sprechen es so verschieden aus, dass man glauben sollte, sie treiben es, wie die, welche von dem Steine der Weisen geschrieben, wo jeder etwas anderes genannt, aber doch alle dasselbe gemeint haben. Ausgemacht ist, dass nur das Universum lebt, und dass alles Leben nur in sofern lebt, als es das Universum in sich aufgenommen hat, eine Wahrheit, welche in der neueren Zeit zuerst *Schelling* wieder aufgeweckt hat. In keinem der vorliegenden Bücher findet ihr das, was wir hier mit so kurzen Worten ausgesprochen haben, klar und bestimmt ausgesprochen, so dass jeder, der mit der aristotelischen Tafel hinzutritt, im Stande wäre, sich aufzunotiren, was diese Schriftsteller wollen. Ganz rein speculativ hat diese Idee *Walther* dargestellt, was wir in einer Physiologie nicht billigen, sondern glauben, dass es nur in die tiefste philosophische Untersuchung gehöre, nämlich dahin, wohin sie *Schelling* gesetzt hat. Der Physiolog muss das, was oben steht, herunter in seine Sphäre zu versetzen, und mit seinen Worten klar zu machen wissen. Was hilft es in der Physiologie, sich in jeder Zeile mit der Idee des Lebens herumzubalgen; was hat man von der blossen Definition, „das Princip der Manifestation der Idee des Lebens an und durch die lebenden Dinge ist der Organismus," wenn alles so verlassen stehen bleibt, ohne diese Sprüche wirklich *handgreiflich* in der Natur aufzuzeigen, auch davon abgesehen, dass obige Definition ein Cirkel ist! *Görres* scheidet die Welt schon ganz ursprünglich in eine geistige und materiale, aber nicht in dem Sinne, wie das Volk allenfalls von einem Geiste denkt, wie man sich wohl einbilden kann, und führt diesen Gegensatz von den tiefsten Abgründen der Weltschöpfung durch die Sonnensysteme herunter bis in die einzelnen Gestalten, wo ihm eine *dritte* Welt, die Organische, als das Vermittelnde beider ersten entsteht. Dass diese ganze Ansicht unrichtig ist, wird der Vf. jetzt selbst anerkennen. Eine successive Darstellung aller Anstalten, die der Vf. macht, bis er auf diesen Satz kömmt, wird weder er noch das Publicum dem Rec. zumuthen, da ein solches Herausklauben dem Rec. mehr Zeit und Anstrengung kosten würde, als dem Vf. das Entwerfen des Buches. Aber gelesen muss dieser Theil der Schrift werden von jedem Physiologen, weil auch darin die tiefsten Griffe vorkommen, und weil man dadurch in die Methode des Vfs. eingeführt wird. Ohne uns hier an das zu halten, wie der Vf. seine beiden Welten darstellt, und ohne Richtung auf seine Idee, glauben wir, den neuesten Physiologen ihre geistige und materiale Welt etwas beleuchten zu müssen. Unter denselben sind nämlich noch manche, welche meinen, es gebe allerdings zwey solche Dinge, oder Maschinen, oder wie sie es nennen mögen, die sich bisweilen Freunde werden, und mit einander auf einige Zeit als Organismus umherspuken. Sie können nicht begreifen, wie aus der blossen Mischung der Materie eine lebendige Regung hervorgehen könne, obschon es *Reil* schon lange begreiflich gemacht hat, und knüpfen daher immer zweyerley an einander, ein Rad und ein geistiges Gewicht daran, als wollten sie, weil sie das Leben immer vor sich haben, dieses hinaustreiben, und ihm mit mechanischen Kräften anhelfen, während wir bey denen, welche ihr Leben unter den todten Kräften zubringen, den Trieb finden, ihre Maschinen zu beleben und denselben zu Gefallen Ehre und Vermögen aufopfern, um einmal ein mechanisches *Perpetuum mobile*, d. h. eine lebendige Maschine zu erzimmern. Woher diese entgegengesetze Richtung, wenn es nicht daher ist, dass das Fach selbst, seines Bearbeiters kundig, seiner überdrüssig wird, und ihm die entgegengesetzte Laufbahn anweiset? Sollen wir von solchen Physiologen nicht so denken, und daher von ihnen halten, was der ächte Mechanicus vom Sucher des *Perpetuum mobile* hält? Wie oft soll noch erinnert werden, dass das Leben von der Materie nicht verschieden sey? Wie? kann man etwa den galvani-

fchen Procefs aus der Mifchung zweyer Metalle mit Waffer begreifen? Doch wohl eben fo wenig als das Leben. Ist alfo auch eine geiftige Welt in diefe Mifchung gekommen, die vorher nicht darin gewefen? Individual, organifch lebendig ift, was in feiner Mifchung gleich ift der gefammten Natur. Deutlich hat diefes, obgleich nicht zuerft, aber doch deutlich, *Kefsler* ausgefprochen, und jeder, der fein Buch lieft, wird dasjenige verftehen, was er bey den anderen nur fcrupulös herausfuchen mufs. Hat man aber vieles gefprochen über die Gleichheit des Alls mit dem Einen, fo geziemet fich auch von der Ungleichheit des Organifchen mit dem Univerfum zu reden, denn *hierin* liegt doch das Wefen des phyfiologifchen Organismus; aber nach diefem fieht man fich vergebens um, ein Beweis, wie die Deutfchen einen Fufs hinftellen und den anderen aus Eile entgegenzuftellen vergeffen, daher fie auch fo leicht umgeworfen werden, mag der eine Fufs auch noch fo fenkrecht ftehen. Diefe Einfufsigkeit ift aber nicht etwa nur ein Attribut der vorliegenden Schriften; fie theilen nur die allgemeine Schreibeilfertigkeit, und nur wenigen ift es erlaubt, an anderen diefen Fehler zu rügen, denn nur wenige kennen die Handgriffe fyftematifch zu fchreiben, das heifst, dem Geifte technifch zu Hülfe zu kommen durch Überdenkung des Ganzen im Rohen, durch Zeichnung eines Netzes, in das die Figuren der Wiffenfchaft zu legen find, durch Verfchiebung der Ausarbeitung, bis man nicht mehr in Stunden oder Tagen unterbrochen wird, fondern bis man in einem Laufe das Ganze durchziehen kann. Für denjenigen, der die Phyfiologie vorzutragen hat, wollen wir noch bemerken, dafs es ihm obliege, die philofophifche Bedeutung des Organismus durchaus nicht lange in der höheren Sphäre fchweben zu laffen, fondern fogleich realiter, chemifch, mechanifch, phyfifch, alfo in der Mifchung, Bewegung, Form u. f. w. zu zeigen, wie fich die philofophifche Gleichheit auch phyfiologifch ausdrücke, eben fo wie durch dieselben Charaktere, und noch durch andere, z. B. Wechfelwirkung, Abhängigkeit des individualen Organismus vom univerfalen, beide von einander abweichen. Wer diefes nicht kann, hat noch nicht die Phyfiologie philofophifch behandelt, fondern etwa höchftens die Philofophie phyfiologifch, wofern je beide wahrhaft zufammengefloffen find, und nicht etwa, wie es meiftens beobachtet wird, die Phyfiologie nur durch einen ftehenden philofophifchen Sumpf geleitet wird, wo beide Waffer fich fo weit und nicht weiter trüben, als der Sumpf reicht.

Dumas geht ganz anders zu Werk. Er hat zwar keine naturphilofophifchen Blicke in den Organismus gethan, aber dafür liefert er fo treffliche Thatfachen, und ftellt fie mit fo viel Verftand zufammen, dafs fie der wahre empirifche Abdruck deffen find, was die Philofophie in ihrer Sphäre organifirt. Er giebt die Unterfchiede des Organifchen vom Unorganifchen fcharffinnig und wohl getroffen an, fagt fogar, dafs das Organifche bis in das Kleinfte wieder aus organifchen Theilchen beftehe, deren jedes fein eigenes Leben habe, alle aber bey ihrer Verbindung zu einem grofsen Organismus ihr eigenthümliches Leben aufopfern, und nun ein gemeinfchaftliches führen. Stimmt diefes nicht völlig mit den neuen Anfichten der Zeugungstheorie in Deutfchland überein? Die erfte Function des Lebens fey, fich der Corruptibilität entgegen zu fetzen; heifst das nicht klar, dafs der Lebensprocefs ein doppelter, ein progreffiver, organifirender, und ein regreffiver, desorganifirender Faulungsprocefs fey, worauf endlich die wahre Phyfiologie wird kommen müffen? Wir heben die anderen Momente nicht aus, weil es der Raum nicht geftattet, und wir nur auf die tiefen, obgleich ihm bewufstlofen, aber wegen feiner umfaffenden Kenntniffe wichtigen Griffe aufmerkfam machen können.

(Die Fortfetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Leipzig*, b. Gräff: *Die Tauchermafchine des Hn. P. Kreeft in Barth.* Von einem Augenzeugen und einem Freunde des Nützlichen. 1805. 8 S. gr. 4. Mit 2 Kpf. (8 Gr.) Diefe neue Tauchermafchine befteht aus folgenden Theilen. Eine überall genau anfchliefsende lederne Kleidung geht um den ganzen Körper des Menfchen herum. Sie läfst nur vor dem Gefichte des Menfchen, welches fie ebenfalls umgiebt, für die Luft einen hinreichenden Spielraum. Vor den Augen befindet fich ein Fenfter von Spiegelglafe, das durch ein eifernes Gitter gefchützt ift. Zwey lederne Schläuche, die ein ftarker fchlangenförmiger Drath offen erhält, gehen von der Gefichtsbekleidung an in die Höhe nach dem Fahrzeuge hin, auf welchem die Gehülfen des Tauchers fitzen. An dem Ende des einen Schlauchs befindet fich ein Blafebalg zum Zublafen frifcher Luft. Diefer Blafebalg mufs ftets in Bewegung feyn. Durch den anderen Schlauch, welcher zugleich als Sprachrohr dient, geht die Luft wieder heraus. Bleyerne Sohlen halten den Taucher auf dem Grunde des Meeres, auf welchem er 36 Stunden lang ohne Gefahr foll herumgehen und alles recht gut fehen können, wobey das Boot mit den Gehülfen ihm freylich ftets folgen mufs. Ein paar Seile zum Emporziehen des Tauchers umfaffen den Leib deffelben. Das Mittel, wodurch die lederne Kleidung ganz wafferdicht geworden ift, lernt man hier nicht kennen. Der Erfinder foll übrigens mit feiner Mafchine vor dem Könige von Schweden Verfuche gemacht haben, die glücklich ausfielen. Rec. fcheint jedoch der Gebrauch diefer Tauchervorrichtung noch mit zu vielen Befchwerlichkeiten verknüpft zu feyn, als dafs er nicht befürchten dürfte, fie werde, wie manche ähnliche, nie die gehoffte Anwendung finden.

Gn.

JUGENDSCHRIFTEN. *Braunfchweig*, in der Schulbuchh.: *Robinfon der Jüngere.* Ein Lefebuch für Kinder, zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig, von *Joach. Heinr. Campe.* Achte rechtm. Auflage. Mit Churfächf. Freyheit. 1804. XIV. 368 S. 8. (18 Gr.) *Campe's* Robinfon ift ein zu allgemein bekanntes Buch, als dafs es nöthig feyn follte, hier über den Inhalt und die pädagogifche Brauchbarkeit deffelben etwas zu fagen. Es ift von Kadix bis Moskow und Conftantinopel in alle europäifchen Sprachen, felbft in die ruffifche und neugriechifche, überfetzt worden. In Rückficht der Sachen find bey diefer achten Auflage keine Veränderungen vorgenommen worden; allein in Betreff der Sprache, deren gründliches Studium bekanntlich jetzt das Lieblingsfach des Hn. *C.* ift, bemühte fich der Vf., diefer neuen Ausgabe den möglichften Grad von Vollkommenheit zu geben.

Z — d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 AUGUST, 1808.

MEDICIN.

Fortsetzung der Recension
der neuesten Systeme der Physiologie
von
Dumas, Görres, Kessler und Walther.

Das fünfte Capitel betrachtet das Leben in den verschiedenen Wesen der Natur, in den Steinen, den Pflanzen und Thieren. Vom Leben der Steine hat *Dumas* eine Vorstellung, wie sie eben ein Franzos haben kann, und die sich genug dadurch charakterisirt, dass er die Belege dafür, welche manche aus den dendritischen etc. Formen der Fossilien anführten, und den helmontischen Steinsamen damit verwirft, dass keines dieser Stücke evident beweisend, und dass es klüger sey, sich der gemeinen Meinung anzuschmiegen, und zu glauben, die lebende Natur fange erst mit dem Pflanzenreiche an, indem sie einen Sprung von den Mineralien bis zu diesem wage. Wer ein solches Leben in den Steinen sucht, wird freylich keines darin finden, denn *so* sind sie allerdings todt. Aber besser ist es doch, sie geradezu absolut todt zu nennen, als sie mit allem für gleich lebendig auszugeben, ohne nachher wieder im Stande zu seyn, im Einzelnen zu sagen, wie denn der einzelne Stein nicht so lebendig sey wie die Pflanze. Dieses ist ein deutscher Fehler, jenes ein französischer, englischer, kurz ein undeutscher. Eine Ableitung des Pflanzen- und Thier-Organismus müsst ihr freylich von *Dumas* nicht verlangen, dafür meint ihr sorgen zu können; aber *Dumas* sorgt durch seine allseitigen empirischen Vergleichungen dafür, dass eure Ableitungen falsch werden. Was er über die Ernährung der Pflanzen sagt, ist bekannt, doch ist er immer der besseren Meinung zugethan, z. B. dass bloss Wasser, Luft und Licht die Nahrungsstoffe der Pflanzen seyen, wie es auch aus den neuesten Versuchen von *Crell* hervorgeht, und sich allenfalls naturphilosophisch beweisen liesse. Ausser der Assimilation und den Geschlechtsfunctionen schreibt er den Pflanzen auch Irritabilität zu, aber nach den bisherigen Begriffen, auch der deutschen Physiologen, von dieser Function, dass sie ein Charakter der Muskelfaser sey, mit offenbarem Unrecht. Wie, wenn sich beweisen liesse, dass alle Bewegungsphänomene der Pflanzen blosse Assimilationsphänomene sind, und dass es auch mit den Geschlechtsfunctionen der Pflanzen eben nicht *die* Richtigkeit habe, *welche* niemand mehr zu bezweifeln scheint! Meint ihr, weil zwey zu einem beytragen, so sey es schon Mann und Weib? Ist doch das Weib selbst ein Doppeltes. Übrigens handelt *Dumas* hier die Physiologie (man verzeihe uns diesen Ausdruck) der Pflanzen ab, ohne im Thierreiche auch nur den geringsten Vortheil davon zu ziehen, wie es gewöhnlich geht, wenn man nicht eine Wissenschaft, sondern nur Stücke von ihr hat; die Deutschen dagegen sehen bald im Thiere nichts mehr als Vegetatismus, ohne recht zu wissen, was er in sich, noch was er im Thiere ist. Die Ahnung ist gut. Über die Polypen und Thiere wird beynahe nichts gesagt, und wir können nicht verhehlen, dass dieses Capitel nachlässig bearbeitet ist. Wie sich Thiere von der Pflanze unterscheiden, scheint *Dumas* nicht nur nicht zu wissen, sondern gar nicht daran zu denken.

Görres schweigt auch hierüber; *Kessler* hat auch da am klärsten gesprochen, indem er die Vegetabilität als das Reich der Schwere (beynahe, aber doch nicht ganz, getroffen), die Animalität als das des Lichtes charakterisirt, — wovon jedoch auch Spuren bey *Görres* vorkommen, was aber in der Naturphilosophie etwas Bekanntes ist, — und daraus einige wichtige Folgen zieht. *Walther* reducirt auch diese beiden Reiche auf die drey Grundfunctionen des Lebens, oder — wir wollen es individualer geben — auf das Leben der Organisationen, auf Reproduction, Irritabilität und Sensibilität, und glaubt, Pflanze sey nur das *Überwiegen* der ersten über die beiden letzten, das Thierreich sey das Überwiegen der zweyten, und der Mensch bilde ein eigenes Reich, in dem die Sensibilität überwiegt. Der letzte Fehler ist zu gross, als dass er nicht jedem in die Augen springen sollte. Wie, wenn die ganze Ansicht von dem *Wesen* des individualen (nicht des thierischen) Organismus falsch wäre, und wenn dieser durchaus nicht aus drey, sondern nur aus *einer* Function bestände, wie es denn auch wirklich ist, nämlich aus der Assimilation, und wenn die Pflanze eben die reinste, einfachste Darstellung der Uridee des Organismus wäre, wie sie es denn auch ist! Auf solche Art wäre es wohl um die Irritabilität und vollends um die Sensibilität der Pflanzen geschehen, was auch *Walther* und *Dumas* und so viele andere, welche sogar das Leben in die Sensibilität (!) setzen, für ihre Meinung vorbringen mögen. Alles, durchaus alles in der Pflanze lässt sich aus dem blossen Assimilationssystem erklären. Wenn man nun sagte, dass das Reich der Zoophyten die irritable Organisation sey, *ohne* Sensibilität, so wie die Pflanze ohne diese beiden, und dass die letzte erst in dem Thierreiche her-

vortrete, und der Mensch keinen anderen Rang darin habe, als den, welcher dem Centrum gebührt: würde nicht die ganze Physiologie umgeworfen werden müssen, welche so vielerley Sensibilitäten in den Menschen durch Aufnahme der Pflanzen- und Zoophyten-Welt in ihn bringt, dass sie sich in eigener Rede verwirrt, und von innen heraus, wegen der vielen Willen der vielen Seelen, zur Verstummung gebracht wird? Der Gegensatz zwischen Pflanze und Thier durch die Bildung einer inneren Oberfläche gegen die äussere in dem letzteren ist voll Bedeutung, und nebst diesem ist noch manches Bedenkenswerthe hier gesagt; aber in der Charakterisirung der Thierclassen hätte der Vf. genauer seyn sollen. Es ist nämlich bey den wenigsten Würmern ein Rückengefäss, sondern ihr Gefässsystem liegt bey den allermeisten auf dem Darme, und zwar ist nicht etwa bloss bey wenigen, wie bey dem *Blutegel*, das Blutsystem in ein vollkommen arteriöses und venöses ausgebildet, sondern bey allen, die nicht Eingeweidewürmer sind; ja sie haben sogar alle rothes Blut, wie es Rec. aufs genaueste in den meisten Gattungen von Meerwürmern, die er lebendig untersucht hat, beobachtete. Auch haben die Mollusken nicht ein vollkommeneres Herz, als manche Würmer, namentlich *Arenicola piscatorum Lam.*, und was die Höhe des Kreislaufes betrifft, so stehen sie eben so tief unter den genannten Würmern, als alle Wasserthiere unter den Luftthieren; denn auch die Meerwürmer sind amphibisch. Man muss eben nicht alles für ausgemacht, oder gar als ein Orakel annehmen, was die Franzosen in der Naturgeschichte, besonders in der vergleichenden Physiologie, vorbringen. Eben so stehen die Krebse (das französische Wort *Crustacé* ist offenbar unrichtig mit *Schaalthier* gegeben, da wir damit die *Testacea Lin.* bezeichnen) ausgemacht höher als die Mollusken, da sie nicht nur eine Leber wie diese, sondern auch Geschlechtsorgane, Bewegungsorgane, Sinne haben, die diesen beynahe ganz fehlen; sogar sollte es Rec. nicht schwer werden, zu beweisen, dass *alle* Insecten eine Leber haben, und dadurch den gepriesenen Unterschied, den die Franzosen zwischen Insect und Schnecke aufstellen, umzustürzen. Was die Franzosen bauen, ist hübsch, aber leicht. Fisch, Amphibion, Vogel gehören sicher nicht in *eine* Reihe, welche die irritable seyn soll; die beiden ersten sind mit der Assimilation zufrieden, und auf jeden Fall sind die Insecten irritabler, als die stupiden Fische und Amphibien. Doch der müsste eine Zoophilosophie schreiben, der Ordnung in diesen Theil der Physiologie bringen wollte.

Wir verlassen daher diesen Abschnitt, und gehen zu dem in *Dumas* über, der von den Kräften überhaupt, den todten und lebendigen, handelt. Dieses Capitel ist nur zusammen gewürfelt; weder sind die Kräfte geordnet, noch alle aufgeführt. Todte Kräfte nennt er fünf: den Stoss, die Anziehung, die Verwandtschaft, die Krystallisation und die Trägheitskraft; welch' ein Galimathias! Als organische nennt er vier, aber ohne die Idee, als wenn sie jenen etwa entsprechen sollten; es sind die *Bildungskraft*, *Irritabilität*, *Sensibilität* und der *Lebenswiderstand* (*résistance vitale*), den er mit der Trägheitskraft parallelisirt, und als Beyspiele anführt: Stösse, die der lebende Organismus leichter erträgt als der todte, Hitze und die Corruption. Diese Kraft ist seine Erfindung, und er weiss sich recht viel damit, dass andere Physiologen nichts davon wissen, die aber wohl glauben mögen, dass diese Kraft von seiner Bildungskraft nicht verschieden sey. Wir kommen nun zum Menschen selbst, zu seiner Gestaltung, Structur und seinen Varietäten. Wo der Mensch stehe in Beziehung auf die Stelle der anderen Organisationen, erfahren wir nicht; auch ist dieses Capitel durchaus nicht physiologisch, sondern bloss erzählend bearbeitet. Es wird gesagt, dass der Foetus stossweise wachse, und die Theile abwechselnd in ihm, ohne nach dem Grunde zu fragen, und hier mit einem französischen Leichtsinne, den die Übersetzer wohl hätten bemerken sollen. Denn die ersten Entstehungsmomente des Embryo passen offenbar bloss auf das Küchelchen im Ey, und doch redet der Vf., als wenn alles vom Menschen gelte, sogleich vom vierten Monat, eben so sey der Entwickelungsprocess vom siebenten (!) bis zum dreyssigsten Tage am stärksten. Glaubt man nicht, Kerkring zu hören! Der Leib wird abgetheilt in vier Höhlen, in zwey symmetrische Hälften, die Proportion der Theile wird angegeben, auch werden die oberen und unteren Extremitäten mit einander verglichen, wie es schon Aristoteles gethan; warum denn nicht auch mit allen Theilen des Leibes, warum nicht mit den Rippen, dem Kopfe, besonders den Kinnladen, die doch eben so wohl Arme sind als die Füsse? was selbst durch die Gefässe, Nerven und Muskeln zu beweisen nicht schwer wäre! Er kömmt endlich zum aufrechten Gange des Menschen, und zu seinen Raçen, wobey es scheint, dass er auch meine, sie seyen alle aus einem wirklichen, fleischlichen Urvater entsprungen! Wie werden sich die Afrikaner bedanken, wenn sie einst gebleicht sind! Die Menschenraçen sind so ins Blinde hinein abgetheilt, dass man auch nicht *eine* Spur von einem leitenden Princip wahrnehmen kann. Diesen Abschnitt hat man in deutschen Physiologieen selten zu beurtheilen, vielleicht nicht ohne Grund, denn er ist auch hier der am wenigsten gelungene.

Was Hr. *Dumas* über die Modificationen, welche durch das Alter, das Geschlecht, das Temperament und die Gewohnheit in die Natur des Menschen gesetzt werden, vorbringt, ist mit Interesse zusammengetragen, ohne dass eben etwas Neues dabey vorkäme, obgleich er auch Erfindungen darin gemacht haben will. Wir können es daher übergehen; nur eine charakterisirende Äusserung, die eben nicht den Franzosen allein, sondern unserer zerfallenen Zeit, die allen Centralpunct verloren hat, gilt, müssen wir anführen, nämlich, *que la prétention de trouver une parfaite conformité entre les organes — sexuelles de l'homme et de la femme (prétention d'Aristote, de Galien, de Paul d'Aegine, d'Albucasis et de Daubenton) — n'est peut-être point aussi philosophique, aussi raisonnable qu'on pourrait d'abord l'imaginer.* So weit ist man in unseren Tagen wieder von der Bahn der tiefen, physiologischen Vergleichung abgekommen! Wenn die

Gleichheit Physiologen nicht sehen, darf man sich wundern, wenn der Laie lacht über solche, wie er glaubt, nutzlose Spielereyen? darf man sich wundern, dass man die Idee von dem wahren Grunde der Sympathieen und Apathieen, worauf doch alles unser Thun und Leiden beruht, so ganz verloren hat, als hätten jene grosen Alten eben so gedacht wie wir? Dieses weitläuftige Capitel von *Dumas* konnte nicht in die Sphäre von *Görres* Bearbeitung fallen; in *Kessler* ist es nicht mehr vorhanden, bey *Walther* ist es unter dem Titel: „von den Verhältnissen der drey Systeme zu einander," aber äusserst kurz, und an Werth gar nicht mit *Dumas* zu vergleichen, indessen sind die vier Temperamente nach den drey Grundsystemen geordnet, wo das irritable allein zwey Temperamente, welche wohl jeder selbst finden wird, erhalten hat. Es ist schwer, über den wahren Eintheilungsgrund der Temperamente bey der jetzigen Eintheilungsart der Physiologie oder der organischen Grundfunctionen etwas zu sagen, da nothwendig das eine zuerst wahr seyn muss, ehe es das andere wird. Wir fragen daher nur die Physiologen, ob es wohl Temperamente gäbe, wenn wir keinen Rumpf hätten?

Im dritten Capitel der zweyten Abtheilung, und letzten des ersten Bandes, handelt *Dumas* von den äusseren Einflüssen auf den Menschen, und von der Wechselwirkung der organischen Systeme auf einander, eigentlich von dem, was man die nicht natürlichen Dinge nennt, Schlafen und Wachen ausgenommen. — Es hat historischen, aber keinen physiologischen Werth. *La vigeur et la force sont l'apanage des peuples du nord .... Russes, Lapons etc. Cette énergie diminue, sans aucun avantage pour le sentiment, chez ceux, qui vivent dans des contrées froides et humides, comme les anciens Germains, les Allemands, les Suisses etc. La faiblesse et l'inertie se mêlent avec une sensibilité exquise chez les peuples du midi, qu'une chaleur excessive accable, comme les Espagnols, les Portugais, les Indiens etc. L'énervation est portée à son comble ... chez ceux qui habitent un pays humide et chaud, comme en quelques endroits de l'Europe et de l'Afrique*, sagt *Dumas*, von dem Einflusse des Klima redend. Wohin doch, seiner Meinung nach, die Franzosen gehören! Gewiss hat ihn noch Bescheidenheit verhindert, es auszusprechen. Die vorliegenden deutschen Werke lassen sich nicht auf diese Gegenstände ein. Den Beschluss dieses Bandes machen drey Tabellen, welche sehr gut angelegt sind; daher wir auch das Einzelne, das darin unrichtig ist, gern übersehen wollen, wohl wissend, wie verdienstlich es sey, auch nur über eine einzelne Theorie eine systematische Tabelle entworfen zu haben, geschweige über die ganze Physiologie. Die erste giebt einen Überblick über den Unterschied aller organischen und unorganischen Phänomene und Eigenschaften, die zweyte über alle Verhältnisse der von *Dumas* aufgestellten sieben organischen Systeme, die dritte über diese Systeme in allen Thierclassen, alles vortrefflich und vollständig geordnet. Die Unrichtigkeiten sind nur einzeln.

Der zweyte Band setzt die zweyte Abtheilung noch durch vier Capitel fort, immer im Allgemeinen verweilend, und zwar betrachtend die Structur und die Composition aller organischen Theile, und endlich die Classification der Functionen des menschlichen Körpers. Wir haben gesehen, dass die neueren Physiologen da eingriffen, wo *Dumas* mit dem Organischen überhaupt anfing; die älteren aber, oder die *Haller*'schen fingen gewöhnlich erst mit dem jetzigen Capitel an, nämlich mit der Structur des Leibes, mit dem Zellgewebe, der Fiber u. s. w. Also hat *Dumas* einen ganzen Band von beynahe 500 Seiten voraus, welche, wenn man auch alles Geschwätz, wie er es da und dort anfangen wolle, um auf diese oder jene Theorie zu kommen, wegdenkt, doch sehr vieles wirklich Reales enthalten. Der Vf. nimmt vier Grundformen der organischen Structur an, die *zellige*, *faserige*, *gemischte* aus diesen beiden oder *parenchymatose*, und die *laminose* oder die der Knochen. Von der Entstehung des Zellgewebes aus Gelatine, von der kleinsten Theilung desselben und der Faser ist alles gesagt, was hieher gehört. Nach den feinsten anatomischen Zerlegungen kann man annehmen, was einem beliebt, Zellen oder unendlich kleine Cylinder, worauf denn am Ende *Dumas* auch wirklich kömmt; man muss daher hier einzig sich von den Principien der Physiologie leiten lassen, und wer dieses nicht kann, der ist auch selbst in der höheren Anatomie verloren. *Kessler* hält das Zellgewebe für ein Convolut der feinsten Gefässe; von den Grundformen des Organismus redet er übrigens nur zufällig. *Walther* rechnet die Gefäss- und Nerven-Form hieher; allein jene sind als solche keine primäre Form, welche unabhängig von allen Systemen betrachtet werden müsste, und auf jeden Fall ist das Gefäss secundär. Hier kann nur die Physiologie helfen, die Anatomie ist verlassen. Nach jener muss der ganze untere, unthierische Organismus aus Bläschen oder Zellen bestehen, der obere oder thierische kann aber nichts anders als Metamorphose dieser Zellen seyn; es gehört aber zum thierischen Organismus bestimmt ausser dem Nerven auch der Muskel und der Knochen, daher müssen drey thierische Grundformen in der Structur existiren, und nur eine unthierische. Es ist indessen gut, dass man die Physiologen noch suchen lasse. Die Zusammensetzung der flüssigen und festen Theile wird im fünften und sechsten Capitel mit der gewöhnlichen Geschicklichkeit abgehandelt, doch nicht erschöpfend, und auch nicht vergleichend, da der Gegensatz der Bestandtheile in gewissen Systemen oder Säften hätte herausgehoben werden können; doch geschieht dieses an seinem Orte. Im Grunde wird hier nur das Blut zerlegt und seine Vitalität vertheidiget; von den festen Theilen aber werden die Bestandtheile etwas zu sehr *en gros* angegeben, und zu wenig Gewicht auf die chemische Analyse gelegt. Was *Walther* am Ende des Verdauungsprocesses vom Blute, von seinen Bestandtheilen, ihrem Gegensatze und ihrem Verhalten zu den einzelnen festen Systemen sagt, ist meisterhaft. Er hat mit Lust entwickelt, was das heisst, das Blut sey in sich der ganze Organismus, daher lebendig, daher enthaltend Festes, Flüssiges und Luftiges, und endlich Gallerte, Faserstoff und Eyweiss, als entsprechend den drey Formen des Lebens, der Reproduction, Irritabilität und

Senfibilität. Es fcheint aber *Walthern* die Bedeutung der anderen Stoffe des Blutes noch nicht fo klar zu feyn, wie das eben angeführte, und wie die allmähliche Sanguification, z. B. das Waffer, das Eifen, die phosphorfaure Kalkerde, welche doch alle eben fo eigenthümlichen Functionen entfprechen, als die vorigen drey genannten Stoffe. Aber Einer kann nicht Alles thun; und der Grund liegt in der fehlerhaften Grundeintheilung des thierifchen Organismus. So gehört z. B. der Knochen weder unter die Fafer- noch Zell-Formation. — Nach diefen zahlreichen, fehr ausführlichen allgemeinen Unterfuchungen folgt bey *Dumas* im fiebenten Capitel die methodifche Eintheilung der Functionen mit einer Kritik der ihr vorhergehenden. Der Vf. eifert gegen die alte Eintheilung der Functionen in *naturales, vitales* und *animales*, und ftellt eine neue auf. Der Zweck aller Functionen fey die Erhaltung des thierifchen Leibes, was vor der Hand nur halb wahr ift. Die Mittel, deren fich die Natur bedient, laffen fich auf vier zurückbringen, 1) auf die Gründung der Verhältniffe des Thieres zu feinen Umgebungen, wohin er die Nervenfunctionen und die Bewegungen bringt, 2) auf die Erhaltung der feften und flüffigen Organe in ihrer natürlichen Cohäfion und Temperatur, 3) auf die Erhaltung der Subftanz des Leibes, fowohl ihrer Qualität als Zufammenfetzung nach, wohin er die Verdauung und die Secretionen bringt, und 4) auf die Unterhaltung aller phyfifchen und moralifchen Beziehungen der Individuen unter einander, wohin die Gefchlechts- und Geiftes-Verrichtungen kommen. Wer fieht nicht, dafs es diefer Eintheilung durchaus an einem Eintheilungsprincip fehlt, und dafs fie aus einem blofsen Tappen hervorgegangen ift? Und wie langweilig und unbeftimmt find die Begriffe oder Definitionen, welche er von jeder Abtheilung giebt! Wird man wohl gleich errathen, was man unter No. 2 bringen könnte? Es ift der Kreislauf und die Refpiration. So tief auch die Ähnlichkeit der Gefchlechtsverrichtungen mit dem Denken gegründet ift, woran aber *Dumas* nicht dachte: fo können fie in einer Phyfiologie nie unter Eine Abtheilung kommen, ja felbft in der Naturphilofophie darf nur auf ihre Beziehung aufmerkfam gemacht werden. Denn fo wie diefe Verrichtungen gleich find, fo ift fich vielmehr alles Einzelne in der Welt gleich. Doch fehen wir es genauer an, fo reducirt fich in der That diefe Eintheilung wieder auf die alte *galenifche*, gegen welche *Dumas* allerley einwendet, was aber im Grunde mehr Kritifirungen der Benennungen als der Bedeutungen find. So fey jede Function *naturalis, vitalis* u. *animalis* zugleich; aber gilt denn nicht daffelbe auch von feiner Eintheilung, und mufs es denn nicht von jeder, auch von der einzig wahren gelten, da ja alle Syfteme, wenigftens Nerven-, Gefäfs- und Lymph-Syftem überall, in jedem Puncte des Organismus find? So fey die Refpiration nicht blofs *vitalis*, denn fie könne retardirt werden; aber unterhält durch fie der Organismus nicht auch eine Communication mit der Aufsenwelt, und gehört fie daher nach *Dumas* nicht zum Nervenfyftem? Eine grofse Verletzung der *naturales* bringe den Tod hervor, daher verdienen fie auch den Namen *vitales*. Wer fieht nicht, dafs er blofs an den Worten hing, und dafs feine Eintheilung nicht beffer, ja dafs fie weniger beftimmt als die uralte ift? *Blumenbach* hat ganz Recht, dafs er diefer alten Eintheilung öffentlich das Wort geredet, denn fie ift unter den bekannten die befte — nur die Benennungen hat man geändert, aber nicht die Sache; mit allen bisherigen Namenänderungen aber hat man es unbeftimmter gemacht. Die Benennungen Reproduction, Irritabilität und Senfibilität heifsen doch durchaus nichts anderes, laffen aber der Subfumtion einen gröfseren Spielraum. Urfprünglich ift der thierifche Organismus nur ein doppelter, ein blofs *lebender* und ein *thierifcher*. Diefes ift die höchfte Eintheilung, und unter den vorliegenden Schriften ift ihr *Kefsler* am nächften gekommen; nur hat er einiges und namentlich auch das Gefchlechtsfyftem in *einer* Abtheilung vereiniget, da doch diefes jede Eintheilung der organifchen Functionen, wie fie auch heifsen mögen, in fich wiederholt, und wahrhaft wieder ein ganzer Organismus ift. Der *thierifche* begreift in fich das Nerven- und Bewegungs-Syftem, die Knochen nicht ausgenommen; der *lebende* aber zerfällt in *Functiones naturales* und *vitales*, und fo habt ihr die alte Eintheilung, *F. animal., vital., natural.*, nur mit dem Unterfchiede, dafs *F. vital. et natural.* Glieder *einer* Abtheilung find, welcher die *Functio animalis* allein gegenüber fteht, und dafs davon die *F. fexualis* getrennt und als allen vorgebildet behandelt werden mufs. Übrigens zählt *Dumas* fieben organifche Syfteme auf, was anatomifch einige Richtigkeit hat, aber phyfiologifch nicht. Es find das Nervenfyftem, *fyftème fenfitiv*, das Muskelfyftem, *S. moteur*, Gefäfsfyftem *S. calorifique* (!), die Eingeweide *S. reparateur* (?), Lymphgefäfse *S. collecteur*, Gefchlechtstheile *S. reproducteur*, und die Knochen *S. fondamental*. Die Eingeweide können nie *ein* eigenes Syftem ausmachen, da jedes Syftem eigene Eingeweide hat, fie folglich nur Theile anderer Syfteme find. *S. collecteur* ift eine rein mechanifche Handlung, deren es im Organismus nicht giebt, es gehört offenbar zum Verdauungsfyftem; was das *S. reproducteur* in fich begreife, ift fchon gefagt. Überhaupt dürfen keine anatomifchen Eintheilungen in der Phyfiologie geduldet werden; fonft müfste man, um doch confequent zu feyn, auch die Phyfiologie da anfangen, wo der Anatom feine Sectionen.

Wir find nun beym dritten Theile des Werkes angekommen, verfchieben aber deffen Beurtheilung auf eine andere Gelegenheit, entweder bis zur Vollendung der Überfetzung, oder bis auf die Anzeige des zweyten Theils von *Walthers* Phyfiologie, wo eine Vergleichung der Bearbeitung des fenfiblen Syftems von beiden Gelehrten nicht unintereffant werden mufs, und wo auch das genievolle, höchft geordnete, aber dennoch von den deutfchen Inftituten noch nicht nach Verdienft gewürdigte Werk von *Bichats* allgemeiner Anatomie, angewandt auf die Phyfiologie und Arzneywiffenfchaft, überfetzt von *Pfaff*, feine Stelle erhalten wird. Dafs Druck u. Papier bey dem Franzofen vortrefflich ift, bedarf keiner Erinnerung; und fo wenden wir uns zu den deutfchen Schriften.

(*Die Fortfetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 8 AUGUST, 1808.

MEDICIN.

Fortsetzung der Recension

der neuesten physiologischen Systeme

von

Dumas, Görres, Keſsler und Walther.

No. 2. *Görres* fängt sein Einzelnes im Menschen mit dem Hirne an, aus gewiſs wichtigen Gründen, wovon schon dieser hinreichte, daſs es das Centrum der Thierwelt ist. Wir wollen darüber nicht rechten, da es ausgemacht ist, daſs jeder Anfang in einem Centrum gemacht werden müsse; die Hauptsache ist nur die, ob man mit dem ersten oder letzten Centrum anzufangen habe. Will *Görres* consequent seyn, wie er es denn in der Sphäre seiner Schriften auf eine musterhafte Weise ist: so muſs er vom Hirne bis herunter ins Zellgewebe kommen, dann von den obersten Thierclassen zu den niedrigsten, von diesen zu den Pflanzen, dann zu der Erde, zum Planeten, von diesem zur Sonne, zum Lichte und so ins ganze Universum. Nun hat er aber mit dem Universum, und sodann mit dem Lichte angefangen, und hat es zersplittert durch alle Elemente bis zur organischen Welt; diese hätte also, wenn kein Sprung gemacht werden soll, wieder combinirt werden müſsen; und so wäre der Gang von der Pflanze zum Thiere, und in diesem von der Zelle zum Hirne gewesen, womit das letzte Centrum erreicht worden wäre durch Ausgehen aus dem ersten Centrum, Anlangen an der Peripherie, und Rückkehren von dieser zum nachgebildeten Centrum, dem Hirne. Statt dessen aber ist der Vf. von der ersten Peripherie ins letzte Centrum gesprungen, und hat dieses wieder zur Peripherie herausgeführt. Wir glauben einen Mittelweg zu kennen, welcher der ist, daſs die *anatomische Bedeutung* (nicht die Anatomie) von der Peripherie aufsteige bis zum Centrum, dem Hirne, die physiologische Construction aber sodann von oben herunter steige. Was *Görres* geliefert hat, ist eine solche signatorische Anatomie, nicht die Physiologie selbst, aber ein wesentlicher Theil derselben, nämlich der neuen erst werdenden Physiologie; die ältere kennt diesen wissenschaftlichen Zweig noch nicht. Es ist nicht Anatomie — Beschreibung der Theile, sondern ihre Bedeutung, welche das Fundament der Physiologie werden muſs, und also ohne Zweifel vom höchsten Werth ist, wenn derselbe auch jetzt, wegen des ersten Entstehens, noch nicht jedem handgreiflich geworden.

Schön und vortrefflich ist die Differenzirung des Hirns in groſses und kleines, wo jenes der Freyheit, dieses der Nothwendigkeit entspricht, und noch vortrefflicher ist die Durchführung dieses Gegensatzes durch das Rückenmark bis durch die letzten Enden des Gangliensystems. Unbekümmert, ob jede Vertheilung ganz richtig getroffen, loben wir die Art, wie es angegriffen ist, und geben sie einigermaſsen an. Jeder Physiolog muſs das Buch ohnehin selbst lesen, prüfen, vom Wortschwalle entblöſsen und weiter bringen. Im Hirnknoten ist die Indifferenz beider Hirne, sie setzt sich fort in das verlängerte Mark und endlich ins Rückenmark. Diese allmähliche Vereinigung wird in den einzelnen Hirnformen nachgewiesen, im Fornix, in den gestreiften Körpern und Sehhügeln etc. einerseits, in den Vierhügeln etc. andererseits; tiefer wiederholen die Markkügelchen das Cerebrum, die Olivenkörper das Cerebellum, und endlich setzt sich dieses als hinterer, jenes als vorderer Strang des Rückenmarks, und selbst bis in das Gangliensystem fort; die willkührlichen Bewegungen schlieſsen sich an, und damit kömmt man zu dem Muskel- und Knochen-System, ohne recht das Wie zu bemerken. Überhaupt ist die ganze Darstellung ein bloſses Deduciren, daher meistens nichts als ein Postuliren, und sohin nicht begründet. Wir können es daher bloſs für ein geniales Product ausgeben, das wir im Ganzen für wahr halten. Bey der Darstellung haben wir vorzüglich zu tadeln, daſs *Görres* auch der deutschen Mode fröhnt, nämlich keinen anderen dadurch zu ehren, daſs man ihm Entdeckungen zugesteht, und ihn mit unschuldigem Herzen, frey von eigennützigen Planen nennt, wie es unsere ehrlichen Väter noch gethan haben. Dasselbe gilt von *Keſsler* und *Walther*, so daſs selbst jetzt schon kein Mensch mehr im Stande ist, zu sagen, wem diese oder jene Zeile des Werks angehört: was diese beiden Schriftsteller noch um so mehr schuldig gewesen wären anzugeben, da sie das ganze System lieferten, und mithin alles Fremde sehr oft wörtlich benutzten. Ein Verzeichniſs der Schriftsteller im Allgemeinen reicht nicht hin, jedem das Seinige zu lassen. Was schadet es denn dem genievollen Manne, wenn er anderer Eigenthum anerkennt, hat er doch selbst genug Ideen, daſs, wenn auch die ganze Welt

voll Genies wäre, diese ihm doch nicht in Allem zuvorkommen würden!

Von dem Centralpuncte, den *Görres* fürs ganze Nervensystem sucht, und den er als einen wirklichen, kleinen, einpaarigen Punct, da er doch einpaarig nie seyn kann, so wenig als es die Zunge ist, und diesen in der *Zirbel* zu finden glaubt, und von dem hohen Werth, den er dem Hirnhöhlendunst giebt, wollen wir hier nichts berühren, da wir hier die Bedeutung der Zirbel nicht angeben können, die doch eben nicht lange verborgen seyn kann, sobald man wahrhaft erkennt, dass das Hirnsystem in sich wieder den ganzen Organismus wiederholt, und wenn man daraus weiss, was der *Plexus chorioideus* bedeute. Etwas anderes ist uns fremd vorgekommen, dass *Görres* das Hirn wirklich als einen Sammelplatz von Organen ansieht, die man allenfalls mit soliden Gestalten vergleichen dürfe, und dabey die Idee von der Blasenform des Hirns — die *einzig* organische Idee! — vernachlässiget oder gar verwirft. Wenn die Franzosen diese Idee, mit der die anderen Ansichten von der Structur des Hirns zusammenhängen, das einzige, was *Gall* der Physiologie Gutes und Wahres gegeben hat, verwerfen: so wissen wir wohl, wie es zu nehmen ist; da wir einmal wissen, wozu sie und wozu wir in den Wissenschaften angewiesen sind, da wir wissen, dass wir unsern ganz eigenthümlichen Gang, ohne uns im geringsten um ihre Meinungen, wohl aber viel um ihre Erfahrungen zu bekümmern, gehen müssen, wie sie den ihrigen gehen, sowohl um uns weiter zu bringen in dem Vorsprung, den wir geistig vor ihnen voraus haben, als auch um nicht das Werkzeug ihres Gespöttes zu werden, wie es denn *Gall* mit vollem Rechte geworden ist, weil er schon in Deutschland sein Wesen französisch treibend, nicht durch *Mesmers* Beyspiel klug geworden ist, und dem französischen Getreibe auf demselben Boden zu opfern, sich nicht für zu deutsch gehalten hat.

Nach der ursprünglichen Differenzirung, die schon in dem Universalen gegründet worden, bildet sich das Nervensystem nach zwey Enden aus, nach dem der Sensationen, dem Inneren, und dem der Bewegungen, dem Äusseren. Die obersten Sinne zerfällt er auch nach derselben Idee, das Auge nach dem Lichte, das Ohr nach der Schwere; jenem glaubt er den Raum, diesem die Zeit entsprechend. Es ist aber doch in beiden beides so wie in Allem, im Auge ist nur Zeit und Raum kosmisch, im Ohre aber planetarisch. So wie überhaupt die Ableitung des Bewegungssystems nicht begründet ist: so ist auch die Ansicht des Muskelsystems dieser beiden Sinnorgane und ihrer Nerven nicht in der rechten Idee aufgefasst; aber der Vf. ist doch der erste, der öffentlich eine solche Ansicht gegeben, und darum verdient er den Dank der Physiologen. Die Augenmuskeln sind in ihrem Wesen Repetitionen der Bewegungsglieder, d. h. der Extremitäten, und so auch die Augennerven. Dieses ist, unseres Bedünkens, die Idee, nach der sie ihre Bedeutung erhalten müssen; entsprechend dem grossen und dem kleinen Hirn und dem Rückenmark sind sie nur, in sofern jene Idee wieder diese drey in sich fasst. Nach derselben Idee richtet sich der Parallelismus und der Gegensatz der Gefässe, auf den übrigens bey dem Hirne und diesen Organen *Görres* auch zuerst aufmerksam gemacht hat. Über den eigentlichen Act des Sehens und Hörens ist das Vortrefflichste gesagt, aber alles unvollständig; eben so sind die Theile des Ohres mit denen des Auges zwar sehr scharfsinnig verglichen, aber der rechte Fleck ist durchaus nicht getroffen. In der Ansicht der chemischen Sinne war der Vf. weniger glücklich. Er glaubt, sie richten sich nach den beiden, doch nur mechanischen, Formen der Consistenz der Materie, des Expandirten und Festen, obschon er es in höhere Beziehung gebracht hat, und lässt jenem den Geruch, der bloss von den materialen Ausflüssen, so wie es eben die alte Physiologie meint, gerührt werde, entsprechen, diesem aber den Geschmack; dass es nicht die chemische *Action* sey, welche geschmeckt werde, führt er den Geschmack der festen Metalle im Galvanismus an, da es doch eben dieser ist, welcher am meisten für die reine Action dieses Sinnes spricht. Die Nervenvertheilung aber in diesen Organen und ihre wechselseitige Correspondenz ist mit dem gleichen Scharfsinne behandelt, auf den wir bey jedem Organe aufmerksam machten, und worin auch die eigentliche Kraft des Vfs. liegt.

Über das Gemeingefühl und seine Zerfallungen, über das Muskelsystem, das diesem zum Grunde liege, über die Muskelbewegung ist sehr viel Schönes gesagt, aber so, dass wir bey dem besten Willen und in der That nach vielem Zeitaufwande und nach wiederholten Lesungen, Anstreichungen, Tabellisirungen, doch nicht im Stande sind, dem Publicum den Zusammenhang im Kurzen klar vor Augen zu bringen. Nur das Angreifen der Gegenstände preissen wir an dem Vf.; dieses ist das Wahre und muss zum Wahren führen: aber die Methode ist verfehlt und die Darstellung ekelt an. Indem Rec. dieses sagt, der gewiss in Bezug auf die Worte äusserst billig, und der auch versichert ist, dass ihn *Görres* nicht zu denen rechnet, gegen die er in der Vorrede seine Darstellungsweise vertheidiget: so darf er wohl ohne alle Anmasung hoffen, dass der Vf. mehr auf diese Äusserung achten werde, als er auf Viele, welche ihn unwissend und unverständig tadeln, hören kann, und dass er darum in Zukunft der Wissenschaft weniger schaden werde durch einen ruhigeren Ton und durch strenge Wachsamkeit auf die vorlauten Nebengestalten seiner Phantasie. Es liegt in dem Vf. ein bewundernswürdiger Reichthum von Ideen, es drängt sich alles in ihm stürmend hervor, und also nothwendig das Getreide mit dem Unkraut, und so verkauft er seinen Acker, statt dass er denselben zuerst sollte jäten, das Gute reifen lassen, dann schneiden, zusammentragen und endlich als ein Vollendetes der Beurtheilung der Kenner ausstellen. Wie meisterhaft ist die Zerlegung des Muskelsystems durchgeführt, wie überraschend die des Gangliensystems, wie schön ist

das Absorbtionssystem, das Gefäßsystem, Nutritionssystem, Geschlechtssystem, eins an das andere geknüpft, obschon von den vier letzten beynah nichts gesagt ist! Aber ein solches ergötzendes Gewühl oscillirt unaufhörlich vor unseren Augen, nichts steht still, nichts ist fest zu halten, es irrlichtert überall, kindisch wild verfolgen sich die feurigen Männer und blasen sich wechselseitig aus, ehe man an der Stelle angekommen, die das Gewühl bezeichnet. Es ist ein Jammer, so zu schreiben! Ein Buch ist ein Haus, oder ein Bergwerk, die fest stehen, kein Luftballon oder gar eine Rakete; es muss nicht da und dort blitzen, sondern *eine* ruhige, immer leuchtende Flamme muss im Tempel brennen, von der man zu jeder Stunde neues Licht erhalten und fortpflanzen kann. Möchte *Görres* diese Schrift noch einmal vornehmen, die versteckt darin liegenden Abtheilungen, offen und bestimmt abgeschnitten, Idee vor Idee fest wie eine Säule hinstellen, so wie ein wissenschaftliches Werk gebaut seyn will, wie gerne würde man in diesem Säulengang weilen!

No. 3. *Kessler* beginnt seinen besonderen Theil mit dem zweyten Buche, und dieses mit dem Sexualsystem. Er hat darin *Okens* Zeugungstheorie weitläuftig vorgetragen, demnach den ersten Ursprung des Geschlechts schon als Pflanzenreich und Thierreich, wovon jenes die Weiblichkeit, dieses die Männlichkeit ist, aufgefasst, die *Generatio aequivoca* vertheidiget, die Entstehung des Embryo als eine Combination der lebendigen Grundstoffe des Organismus, der Infusorien, den Tod als ein Auseinandergehen dieser lebenden Puncte, und daher die Fäulniss als einen lebendigen Process, dem der des Saamenbildens homolog ist, gut dargestellt; nur hätte alles kürzer abgethan werden können. Es ist übrigens hier bloss der Zeugungsprocess abgehandelt, ohne von der Bedeutung der Geschlechtstheile zu reden; der ganze Abschnitt ist gut; nur fehlt es bey aller Breite doch an Vollständigkeit, besonders der einzelnen Momente, welche nothwendig in das Gebiet der Zeugungstheorie gehören. Im dritten Buche wird der vegetative Process des Organismus in seine Factoren zerlegt, und abgehandelt. Gegen die Idee ist nichts einzuwenden; nur der Vortrag ist langweilig, oft dasselbe wiederholend, und immer angebend, wie der Vf. dieses und jenes angreifen wolle, um dahin und dorthin zu kommen, so dass man auf diesem Wege schon müde wird, ehe man dahin kömmt, wo er es angreift. Der Vf. charakterisirt das Blut, als die Indifferenz des Ernährungsprocesses allein, nicht, wie billig, des ganzen Organismus; er stimmt für seine Lebendigkeit, welche Ansicht denn auch in der neuen Physiologie allgemein durchgedrungen hat; aber es fehlt an der weiteren, eigentlich physiologischen Darstellung der übrigen Verhältnisse des Blutes, seiner Bestandtheile, der Art, wie die anderen Organe sich *realiter* daraus ernähren, wie es *Dumas* und *Walther* so vortrefflich aus einander gesetzt haben — kurz die Behandlung ist so ganz in dem philosophirenden Geschmacke, wie er vor einigen Jahren noch herrschte, nämlich immer etwas Wahres zu sagen, aber nie etwas, das so ganz ins Leben eingreift, oder das nur in diesem daheim ist, was doch die Physiologie allein zu dem macht, was sie ist, und was man nicht genug predigen kann. Die Trennung des Blutsystems in Arterien und Venen ist gemäss der durch die ganze Schrift gehenden Idee von Licht und Schwere, und daher begründet. Es ist aber zu viel Werth gelegt auf die Bedeutung der Lungen-Arterien und Venen, die doch wahrlich einer solchen Breite wohl hätte entbehren können, da jeder Anatom weiss, woran er hierin ist. Als Grund der Differenzirung des Blutes wird die Respiration gesetzt, aber das Chemische des Athmens zu wenig berücksichtiget. So manche richtige und neue, also nützliche Idee von dem ganzen Circulationssystem gesagt ist: so wird man doch auch hier daran erinnert, dass dieses System durchaus noch in keiner Schrift von der wahren Seite aufgefasst ist, dass die Bedeutung seiner *einzelnen* Processe in ihm noch im Dunkeln liege, was nur dann geändert werden wird, wenn man einmal dieses System mit dem Galvanismus zusammenhält. Denn die Arterien für elektrische, die Venen für magnetische Organe zu erklären, sind blosse Vergleichungen, die sich nie werden zu Gleichungen bequemen. Wie der Vf. nach den gegebenen Ansichten vom Kreislaufe noch sagen könne, das Blut sey im Foetus indifferent, und es gehe mit den Hohladern (beiden also) durch das ovale Loch in die linke Vorkammer, ist nur aus einer Unachtsamkeit auf sich selbst zu erklären. Die Wärme des Organismus wird zu einem allgemeinen — dem Indifferenzirungsprocesse erhoben, und gut, ohne etwas auffallend Neues, durchgeführt. Auch die organische Temperatur ist ein physiologisches Problem, worüber noch nichts Gescheides gesagt ist; sogar hat man noch nicht einmal die eigentlich interessirende Frage aufgeworfen, woher es denn komme, dass der Organismus — nicht überhaupt wärmer, als das umgebende Medium — sondern dass er an sich nicht wärmer wird. Das verdienstlichste Buch, das der Physiologie jetzt geschrieben werden könnte, wäre kein physiologisches Lehrbuch, sondern ein physiologisches *Fragbuch*. Dieses müsste aber Jemand unternehmen, der Ideen hat.

Im vierten Buche wird die Verzweigung des Blutsystems bis auf ihr letztes Ende zur Resorbtion, Digestion und Ingestion venoser Seits, und bis zur Respiration, Secretion und Excretion arterioser Seits, verfolgt. Es ist gut und wahr, dass *Kessler* das Blutsystem nicht zu den Irritabilitäts-, sondern zu den Reproductivitäts-Organen rechnet; es wird eine Zeit kommen, wo man dieses durchgängig annehmen wird; aus der Nichterkennung dieser Wahrheit kömmt die Zerreissung des Blutsystems bey *Walther*, indem er es an beide Functionen vertheilt hat. Das Blutsystem greift in das irritable nur ein, *wie* die Nerven; gehören aber darum die Nerven zum irritabeln System? Der *ganze* Rumpf als Rumpf, das was zur Idee der Extremität gehört, abgeschnitten, gehört

nur *einer* Grundfunction des Organismus, und zwar eben nur des Organismus und nichts Weiterm an. — Doch wir äussern hier zu viel, was in einer Recension nicht kann bewiesen, wohl aber von Unverständigen gemissbraucht werden. Über das Wesen des Assimilationsprocesses und seine Verbreitung im Organismus sind vortreffliche Ideen niedergelegt; aber so nothwendig es ist, die organischen Functionen, wie sie auch heissen mögen, als lebendig und nicht als chemisch zu betrachten; so ist uns dennoch nicht geholfen, wenn gesagt wird, der Magensaft wirke lebendig decomponirend auf die Speisen. Dieses ists, was wir wissen, die wir nicht an eine rein chemische Auflösung denken; aber wir fühlen uns dennoch gezwungen zu fragen, *wie* geht denn diese lebendige Decomposition zu? welchem unorganischen Processe ist sie nur zu vergleichen? und darauf antwortet *K.* nicht, weil er diese Frage nicht nöthig zu halten scheint. Ein anderer Missgriff liegt noch in dieser Theorie, nämlich der, dass der Assimilationsprocess ein magnetischer sey, welches übrigens von *K.* scharfsinnig durchgesponnen wird. Es ist kaum der Mühe werth, etwas über die Gleichsetzung des Magnetismus mit der Reproduction, was auch in *Walther* die herrschende Ansicht ist, zu sagen, da es doch nicht eher eingesehen wird, als bis das ganze physiologische System im Zusammenhang kann geliefert werden. — Eben so geistig als die Verdauung ist die Respiration abgehandelt, und besonders der Oxydationsprocess in der Lunge zu einem weniger materialen Verhältnisse gebracht. Obschon *Ackermann* hinlänglich gezeigt hat, dass es mit dem Aushauchen des Sauerstoffgases der Pflanzen eben nicht richtig sey: so glaubt doch der Vf. Gründe dafür zu haben, die er aber nicht haben würde, wenn das physiologische Wesen der Pflanze in seiner Vollgliedrigkeit, und die Versuche *Rumfords*, dass alles Feste, selbst Seide und Glasfedern, aus dem Wasser im Lichte Sauerstoffgas entwickle, ihm bekannt gewesen wären. Die Secretion ist als das Ende des arteriosen Systems der Assimilation directe entgegen gesetzt; und wie das Blut überhaupt die Indifferenz, nicht die mechanische Mischung, aller Theile des Organismus sey, so werde auch das ganze Blut in die abgeschiedenen Säfte verwandelt, und es werden nicht einzelne Theile desselben aus ihm genommen, so wie das Wasser ganz in Sauerstoffgas und ganz in Wasserstoff sich verwandle. Man kann alles übertreiben, und daher auch das Identificiren. Dass doch die Menschen immer nur eines sind, wenn sie etwas sind! Beruht es denn nur eben darin, Naturphilosoph zu seyn, dass man alles für mechanisch Eins hält? Ist denn das Einzelne im Blute nicht auch das ganze Blut in euerem Sinne? Ist z. B. die Gallerte nicht das ganze *Blut*? haben doch die niedrigsten Thiere kein anderes. Ist das Eyweiss nicht das ganze Blut? Warum soll es also der philosophischen Ansicht widersprechen, dass ein solcher Stoff aus dem Blute sich wirklich *ausscheide*, und als Zelldunst, oder Fett, oder Harnsatz erscheine! Nichts, nichts ist dagegen; aber habt ihr einmal eine Formel, so wollt ihr sie allen Problemen anpassen. Ist denn das Naturphilosophie? — Dass der Vf. das Harnsystem als eine Metamorphose der Haut charakterisirt, ist ein genievoller Griff; denn das Warum hat er nicht eingesehen, auch liegt es tiefer, als die Anlage des Systems geht. Wir getrauen uns zu beweisen, dass alle eigenthümlichen Rumpfssysteme (von Knochen, Muskeln und Nerven kann also die Rede nicht seyn) nichts anderes als Metamorphosen der Haut, nicht etwa Membranenbildung, denn dieses ist ja nur die niedere anatomische Ansicht, sondern wirkliche Metamorphosen der Cutis, sowohl in Structur als in Function seyen. Es ist nur Schade, dass *K.* bey seinen herrlichen Ansichten des Allgemeinen zu wenig ins Einzelne sich eingelassen hat: daher diese Schrift zu Vorlesungen nicht hinreicht.

Im fünften Buche zeigt er nun, wie diese bis jetzt abgehandelten Systeme ins Nervensystem aufgenommen sind, und kömmt so nothwendig zum Nervensysteme der reproductiven Organe, zum Gangliensystem, welches er, *Bichat* folgend, der ihm überhaupt sehr oft vorgeleuchtet hat, als ein abgeschiedenes vom übrigen Hirnsystem betrachtet, und daraus dessen Unwillkühr und manche interessante Beziehung erklärt. Mit dieser Ansicht, welche ebenfalls vortreffliche Ideen enthält, ist das Werk abgerissen, weil der Vf. während des Druckes starb, und das Manuscript verloren ging. Nach dieser Schrift zu urtheilen, ist sein Tod ein bedeutender Verlust für die Physiologie; es wäre zu wünschen, dass Jemand, der etwa das Übrige des Manuscripts besitzt, mit der Familie und dem Verleger eine Übereinkunft träfe, damit das Ganze, wie es sicher verdient, dem Publicum noch mitgetheilt werde. Diese Schrift bringt die Wissenschaft weiter; und wenn sie auch nicht zunächst jedem Arzte nothwendig ist: so muss sie doch jeder Physiolog unentbehrlich haben. Der Druck ist gut; nur gegen den siebenzehnten Bogen scheint die Correctur den Tod des Verfassers anzuzeigen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

Neue Auflagen.

Leipzig, b. Barth: *Allgemeine Encyklopädie für praktische Ärzte und Wundärzte.* Bearbeitet und herausgegeben von D. *Georg. Wilh. Consbruch*, kön. preuss. Hofrathe, prakt. Arzte zu Bielefeld u. s. w., und D. *Joh. Christ. Ebermaier*, hochgräfl. bentheim-tecklenburgischem Hof- und Medicinal-Rathe, prakt. Arzte und Wundarzte zu Rheda in Westphalen u. s. w. 1ter Th. 2te Aufl. XIV u. 440 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Auch unter dem besonderen Titel:

Physiologisches Taschenbuch für Ärzte und Liebhaber der Anthropologie. Von D. *G. W. Consbruch.* 2te verm. Aufl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 9 AUGUST, 1808.

MEDICIN.

Beschluss der Recension
der neuesten Systeme der Physiologie
von
Dumas, Görres, Kessler und Walther.

Reicher und brauchbarer zu Vorlesungen kömmt uns *Walthers* (No. 4) besonderer Theil entgegen, der mit den Functionen des reproductiven Systems anhebt, und zwar zunächst mit der Verdauung. Was wir vermissen oder sonst daran auszusetzen haben, wollen wir gleich Anfangs bemerken, um desto ungestörter fortfahren zu können. Es fehlt zunächst die anatomische Metamorphose des Verdauungssystems, wie es nämlich (nicht im Foetus, sondern) in der anatomischen Idee entstanden, woraus es sich entwickelt, und auf welcher Stufe der Entfaltung es in Bezug auf seinen Stamm steht. Freylich ist dieses ein ganz neuer Theil der Physiologie, welcher noch nirgends vorhanden; aber er scheint nothwendig erfoderlich zu seyn, und wir glauben darauf aufmerksam machen zu müssen, um die Concurrenz der Bearbeitung zu vermehren. Wir verstehen unter der anatomischen Metamorphose die anatomische Repetition des Unteren im Oberen, und sind überzeugt, dass jedes organische System sich eben so auf bestimmten Stufen wiederhole, wie das Knochensystem im Kopfe alle Knochen des Rumpfes wieder herausorganisirt, oder wie der Schädel eigentlich nur die Wiederholung der Rumpfsknochen selbst ist, und ohne dieses nichts wäre. Daher kommt es, dass er u. alle seine Theile nur ihre Bedeutung von dieser homologen Wiederholung erhalten. So ist jedes höhere Organ nur die Metamorphose des untern, und seine Function kann nur nach dieser Erkennung construirt werden. *W.* hat bey keinem System auf seine Wiederholung und seine Homologeität gesehen. Daher stehen alle seine Functionen, z. B. die Ausdünstung die Gallabsonderung, Harnabsonderung, Verdauung, Speichelabsonderung ganz isolirt, und geben einen schlechten Begriff von der Einheit alles Einzelnen im Organismus, worauf doch im allgemeinen Theil so ernsthaft gedrungen ist. Diese Erinnerung soll daher für alle folgenden Verrichtungen gesagt seyn. Dass gesagt wird, die Ausführungscanäle seyen selbst nichts anderes, als die in sich gestülpte Haut, ist recht gut, und wahr und erspriesslich; allein dieses ist nur die ganz gemeine anatomische Metamorphose, ein blosser Übergang, der von der Stufenmetamorphose verschieden ist, wie Mann von Weib. Daraus entspringt ein anderer Fehler, nämlich der, dass sehr oft die anatomische Beschreibung ganz trocken um ihrer selbst willen eingeschaltet ist, was in einem physiologischen Werke durchaus nicht geduldet werden darf, und auch nicht erfoderlich ist, sobald nur die Bedeutung der anatomischen Theile entwickelt wird, welches am besten so geschehen kann, dass diese vorangeht, und die Entwickelung der Functionen folgt. Unsere einzelnen Bemerkungen schalten wir an Ort und Stelle ein. Das erste Capitel handelt von der Verdauung im Allgemeinen, und ist wohlgerathen. Die Verdauung entspricht dem Chemismus; nur das Ähnliche wird vom Organismus aufgenommen; daher nur Organisches, ohne darum das Unorganische ganz auszuschliessen; das Nahrungsmittel muss noch veränderbar, gährungsfähig, also kein eben einfacher Stoff seyn: diess sind unter Anderem Resultate dieser Capitel, welche vielen physiologischen Werth haben. Die Definitionen von Hunger und Durst sind aber viel zu formal, daher ohne Nutzen für die Medicin; auch ist zu wenig die Sympathie anderer Organe mit diesen Gefühlen beachtet. Ein Hauptbedürfniss der Physiologie, worauf wir hier aufmerksam machen wollen, scheint uns ferner die Bearbeitung der Nahrungsmittel zu seyn. Vorzüglich liess sich jetzt in den Pflanzenspeisen etwas Tüchtiges leisten, wenn ein deutscher Mann aufstände, und die Pflanzenfamilien — nicht in jussieuischer, sondern mehr in goethischer Manier — philosophisch ordnete, und die nährenden Substanzen derselben damit und mit den Thierclassen vergliche, worin uns *Decandolle*, auch kein Deutscher, schon vorangegangen ist. Warum liegen da die Nahrungsmittel in den Saamen, dort in der Saamenkapsel, da in den Blättern, hier im Marke, dort in den Wurzeln? Warum sind die Saamen der einen Mehl gebend, z. B. Gräser; auch, aber wieder in einer ganz anderen Bedeutung, die Hülsenpflanzen? warum andere Öl gebend, z. B. die Kreuzförmigen? warum in den Didynamisten das ätherische Öl u. s. w.? Wie stehen diese Familien zu den verschiedenen Thierclassen, und mithin zu den einzelnen Systemen des Organismus? Doch diese und andere Fragen, wird derjenige, welcher dem Gegenstand gewachsen ist, schon selbst aufwerfen. Die Capitel von der Mastication, Insalivation und Deglutition zeichnen sich besonders durch Wohlordnung aus, und die Momente sind genau beschrieben. Die eigentliche physiologische, lebendige Wirkung des Spei-

chels vermissen wir jedoch. Bey der Chymification ist das Verdauungsorgan der anderen Thierclassen kurz verglichen, und manches Neue über den Bau des Darmcanals beygebracht; räthselhaft aber ist noch immer die sonderbare Art, wie das Bauchfell mag gebildet werden; und wer uns sagt, was die Netze sind, der wird uns unendlich verbinden. Warum ist das Bauchfell überhaupt ganz leer, und warum liegen alle Eingeweide ausser ihm? Dieses kann nur aus dem embryonischen Zustande erklärt werden. Dass die Nerven Theil an der Verdauung nehmen, ist gezeigt, auch die Merkwürdigkeit dieses Gefässsystems herausgehoben; es fehlt jedoch beiden daran, dass ihnen keine höhere Bedeutung gegeben ist, welche Bemerkungen, wenn wir sie in dieser Sphäre machen, durchaus nicht den Vf., sondern nur den Gegenstand angehen, der überhaupt noch so arm an genialer Bearbeitung ist. Der Vf. hat genug gethan, dass er die gewöhnliche Ansicht des Verdauens weiter gebracht hat, dass das Verdauen im Magen ein blosses Indifferenziren, kein Säuren und kein Alcalesciren sey, daher auch jeder Pol verdauet und getilgt werde, und dass darauf eine Scheidung erfolge, ein Basisches und Gesäuertes, welches als Excrement fortgeschafft wird, dass es keine Fermentation u. s. w. sey. Es ist ferner die Dauer der Verdauung, die Wiederkunft, kurz alles berücksichtiget, was eben in eine vollständige Physiologie gehört, wenn es auch nicht immer als ein nothwendiges Glied aufgetreten ist. Die Chylification ist durch die Galle vermittelt, und zwar indem sie den Chymus desoxydirt, welches klar dargestellt ist. Bey dieser Gelegenheit ist auch von den Därmen, aber nicht befriedigend, geredet, mehr von der Leber, in so fern sie auf das Blut sowohl, als auf die Verdauung, ihre Function ausübt; was aber von der Milz, als einem Monde der Leber gesagt wird, ist ein Nachahmen der Sagen unserer Zeit, weil man nichts besseres hören will, da doch offenbar die Milz bloss um des Magens willen da ist; und wenn sie dieses ist, was kann sie ihm denn anderes leisten, als etwas, was seiner Function, also seinem Magensaft, entspricht? Zum Beschlusse dieses Processes hätten wir noch eine kurze Übersicht der Verhältnisse der einzelnen Darmstücke zu einander gerne gesehen; besonders hätten zu jener Zeit, als dieses Buch geschrieben worden, die Entdeckungen über die Bedeutung des Dünn- und Dickdarm-Systems, wodurch vorzüglich dieses charakterisirt wird, und woraus auch einzig begreiflich wird, warum dieses ein ausleerender Darm ist, warum er einen blinden Fortsatz hat, in den der Dünndarm nur seitwärts eingebohrt ist, dem Vf. bekannt und von ihm benutzt seyn können, da er nun gezwungen ist, eine andere Ansicht der Därme im zweyten Theile nachzutragen.

Zur zweyten Gattung des reproductiven Systems bringt der Vf. die Sanguification, welche er mit der Einsaugung durch das Lymphsystem anfängt. Über dieses System lehrt er vieles Interessante, von dessen Action, von dessen Beziehungen auf die Venen, von der fortgehenden Verdauung in ihm, besonders in den Drüsen, von der bewirkten Ähnlichkeit d[es] Chylus mit dem Blute während dieses Durchga[n]ges, und endlich von der wirklichen Blutbildun[g], wovon wir schon geredet haben. Wir geb[en] nur noch eine Frage zur Prüfung, nämlic[h] wie kömmt es, dass der vermehrte Oxydationspr[o]cess im Organismus die Gallerte in Eyweiss verwa[n]delt, da doch bekanntlich Säuren das Eyweiss in Ga[l]lerte, und Alkalien diese in Eyweiss umsetzen? Übe[r]haupt sollten wir hierin dem *Dumas* mehr folgen a[ls] uns. Die dritte Gattung ist die Ernährung, und a[ls] eine Folge der Sanguification eben so interessant u[nd] mit Consequenz behandelt. Dynamisch ernähr[en] sich die drey Grundbildungen des Organismus aus d[en] drey Grundbestandtheilen des Blutes, aus der Gallert[e], dem Faserstoffe und dem Eyweiss, wozu vorzügli[ch] *Dumas* vieles vorgearbeitet hat; aber das Eisen u[nd] die Kalkerde finden wir vernachlässiget. Auch ist d[er] Ernährungsprocess nicht in Zusammenhang gebrac[ht] mit anderen Processen, welche in das Gefässsyste[m] eingreifen, da er doch offenbar nur Factor, vielleic[ht] gar Pol, also nur integrirender Theil eines grosse[n] Processes ist, der an mehrere getrennt ist. Die Not[h]wendigkeit der Ernährung als Process leuchtet nic[ht] ein. Denn dass der Verlust Ursache der Ernährung se[y], fällt doch wohl jetzt keinem Physiologen mehr ei[n] zu behaupten. Auch ist *Walther* davon fern; vie[l]mehr erklärt er die Ernährung als fortgesetzte Ass[i]milation, weil diese ins Unendliche gehe, was wa[hr] ist, aber die Ernährung doch nicht als ein nothwend[i]ges Rad in der ganzen Maschine begreiflich mach[t]. Dieses kömmt alles her von der leidigen Eintheilun[g] des Organismus in die drey Functionen, nach der di[e] Respiration erst in der zweyten Abtheilung, bey de[r] Irritabilität, abgehandelt werden muss, die, wi[e] die Alten richtig einsahen, wirklich zu dem Ve[r]dauungssystem gehört, und durch ihre Anwesenhe[it] und ihre Bedeutung unmittelbar den Ernährungspr[o]cess als den *reducirenden* an die rechte Stelle setz[t]. Auch war *Walther* zu der Inconsequenz gezwu[n]gen, das Blut abzuhandeln vor der Respiration, aber nach der Verdauung, was neue Schwierigkeite[n] verursacht. So ist diese Eintheilung theoretisch unric[h]tig, technisch beschränkend und praktisch unmög[]lich. Der Ernährung schliesst der Vf. an das Wach[s]thum und die Regeneration der Theile, wobe[y] interessante Stellen vorkommen; aber dass Eidechse[n] die Schwänze reproduciren, sammt den Wirbeln näm[]lich, ist ungegründet. Die vierte Gattung ist die Abson[]derung, ein weites Feld, und wohl das schwierigste i[m] Reproductionssystem; er ist aber durch *Walther* wirk[]lich etwas vorgerückt, besonders dadurch, dass e[r] diese Function mehr dem Mechanischen entzogen, un[d] dem specifischen Leben der Absonderungsorgane hin[]gegeben hat, was er jedoch von *Bichat* erfahren. E[s] ist alles berücksichtiget, was hieher gehört, Entwi[]ckelung der Drüsen, Eintheilung der Säfte, welch[e] aber besser seyn könnte, Stufenfolge dieser Organe, ihre Action auf das Blut, welche immer producirend

nicht reducirend sey, und die Bedeutung der Secretion, als der höchste Reichthum der Productionskraft, so dass das Product nicht mehr in das Organ aufgenommen werden könne, und somit die Secretion mit der Ernährung in ihrem Grunde identisch, jene nur das Excessive dieser sey. Dieses ist nun allerdings etwas; aber wieviel fehlt zur genetischen Klarheit, wie wenig ist das Verhältniss der eigentlichen Ernährung zur Secretion physiologisch angegeben, wie sehr ist es nur nach der äusseren Erscheinung unterschieden! Die Secretion ist durchaus keine quantitative Excession der Ernährung, sondern nur eine Art der Ernährung, deren es drey giebt, nach Verschiedenheit der Bedeutungen der Zellformation, deren eine die Ausführungsgänge sind. Alles Ernähren ist ein Scheiden des Blutes in Nahrungs-, Ansatz-Stoff, und in Secretionsstoff, so wie der Chymus in Chylus und Koth zerfällt. Das Unglück ist nur, dass man, um eine solche Behauptung nicht als Machtspruch stehen zu lassen, sogleich in die ganze Verkettung des physiologischen Systems einzugehen gezwungen ist. Der Lebensprocess ist nämlich nicht ein bloss organisirender, bildender ins Unendliche — dieses sind die unorganischen Processe — sondern er ist wesentlich nur ein Schweben zwischen dem Organisiren und seiner Regression, oder dem Faulungsprocess, der lebendig als Secretion und im Höchsten als Saamenbildung und Schwangerschaft dargestellt ist. Daher das Thier nur durch den Zeugungsact natürlich stirbt, lebendig fault, lebendig zum infusorialen Leben zurückkehrt. — Obgleich wir an Vollständigkeit wenig in diesem Capitel vermissen: so hätte doch die Ordnung genauer und der Vortrag systematischer seyn können. Es folgen nun sehr ausführlich und mit manchen neuen Wendungen die Capitel von der Absonderung des Fettes, des Schleimes, des serösen Hauches der Hautausdünstung und der Harnabsonderung. Dieses letzte Capitel ist besonders vortrefflich gerathen, und verspricht der Medicin die grössten Vortheile, da besonders der Harn doch der eigentliche Spiegel des Organismus ist, und durch den leisesten Hauch anläuft. Wir haben nichts hinzuzusetzen und nichts zu bemerken zu den Verhältnissen des Harns zu anderen Säften, der Bestandtheile des Harns zu einander, den verschiedenen Abtheilungen des Harns, den unmittelbaren Einwirkungen gewisser Nahrungsmittel u. s. w. auf ihn, dem Consensus des Harnsystems mit den anderen Systemen, und seiner einzelnen Theile mit sich selber — nur die Bedeutung des Harnsystems und mithin auch dieses Saftes zum ganzen Organismus ist nicht richtig angegeben, was aber alles nicht sowohl in dieser Darstellung, als in der verfehlten Grundansicht des Organismus liegt. Bloss zu sagen, dass es das Wasserbildungssystem sey, ist nicht genug, u. heisst seine Bedeutung nicht angeben; wir könnten mit mehr Recht sagen, dass es das Blutbildungssystem (auf einer gewissen Stufe) sey; denn im Harne alle Bestandtheile des Blutes, nicht eben durch die letzten chemischen Zerlegungen, sondern durch die allerersten, ja durch die blossen Selbsttrennungen des Harns nachzuweisen, wäre eben nicht das schwerste, was wir für diese Behauptung anführen könnten. Welche Wichtigkeit erhält auf diese Art nicht der Harn in den Krisen, wenn er das leibhafte, nur entfärbte Blut selbst ist! Mit dieser Bedeutung des Harns hängt die der Nieren zusammen. Denn was das Flüssige bedeutet, das bedeutet auch sein Organ, und so wird man am Ende anerkennen müssen, dass die Nieren in ihrer wesentlichsten Bedeutung die Lungen des Geschlechtsthiers sind, so wie dessen Verdauungssystem der Dickdarm ist. Eine Übersicht des Vorhergehenden beschliesst diesen vortrefflichen besonderen Theil. Unsere Meinung über das Ganze ist, dass jede einzelne Theorie in sich klar, ziemlich geordnet, hinlänglich vollständig, und sehr oft mit eigenen, neuen, tiefbegründeten Ansichten ausgearbeitet ist, dass es den Theorieen aber an philosophischer Verkettung fehlt, und nur selten die eigentliche philosophisch-physiologische Bedeutung erfasst ist. Beides hoffen wir mit Zuversicht im zweyten Theile weiter gebracht zu sehen; was leichter möglich ist, da über die abzuhandelnden Theorieen der Vf. viel mehr vorgearbeitet findet, als für die in diesem Theile. Und in dieser Voraussetzung können sich die Deutschen dieses Lehrbuchs freuen, und werden wohl thun, wenn sie es zum Leitfaden ihres Unterrichts wählen. Was sonst die Einrichtung betrifft, so möchten wir wünschen, dass in einem solchen Buche die Capitel oben auf der Columne eines jeden Blattes angegeben wären. Lächerlich ist es aber vollends, wenn statt der Capitel der allgemeine Titel oben an steht, wie *Principes de Physiologie* auf jeder Seite bey *Dumas*. Druck, Correctur und Papier sind sehr gut. Eine, zudem unrichtige, Redensart, wie „von daher" wird durch das öftere Wiederholen unangenehm.

Sollen wir diese vier Schriften in Hinsicht auf Vollständigkeit zusammenhalten: so steht *Dumas* oben an, *Walther* folgt, dann *Kessler*, *Görres* schliesst; in der Anordnung ist *Kessler* der beste, dann *Dumas*, worauf *Walther* und in einem weiten Abstande *Görres*; in der Brauchbarkeit behauptet *Walther* den ersten Rang, dann folgt *Dumas*, auf ihn *Kessler*, endlich *Görres*, und zwar so, dass die beiden ersten jedem Arzte, die beiden letzten aber jedem Physiologen unentbehrlich sind; in der Genialität ragt aber *Görres* weit empor, *Kessler* folgt, dann *Dumas*, und in *Walther* sind sie gewissermassen combinirt, nur fehlt eine energische Consequenz und wahrhaft philosophische Ganzheit der vielen geistvollen Ansichten. Dieses ist der unparteyische Masstab, nach dem diese Schriften, welche den gegenwärtigen Zustand der Physiologie bezeichnen, betrachtet werden müssen. Denn die Italiäner und Engländer haben im Grunde, *Caldani* und *Darwin* nicht ausgenommen, nur Bruchstücke von Physiologieen. Und so glauben wir unserer Recensentenpflicht, sowohl in Hinsicht auf die Schriftsteller als auf das Publicum, mit Unparteylichkeit Genüge geleistet zu haben.

On.

KOPENHAGEN u. LEIPZIG, b. Schubothe: *Thomas Bunzen*, Dr. Med., *Beyträge zu einer künftigen Physiologie*. 1 Th. 1805. 8. (14 Gr.)

Dieser erste Beytrag ist den Untersuchungen über thierische Wärme gewidmet, deren wir in der That sehr wenige von Bedeutung haben. Die Wahl traf also keinen abgedroschenen Gegenstand, und die Ausführung zeigt, dass der Vf. ein ruhiger, bescheidener Forscher ist. Die Einleitung legt mit Klarheit an Tag, was man bisher von der Wärme gehalten, und wie man besonders in den neueren Zeiten durch die misslungenen Versuche mit bloss mechanischen oder chemischen Theorieen zuletzt dahin gedrängt worden, die Wärme mehr im Verhältniss der Grundkräfte zu erforschen, wodurch sich dann zu erkennen giebt, dass alle ihre Erscheinungen mit dem, was man Indifferenzialprocess nennen mag, aufs innigste zusammenhängen. Nach denselben Stufen, auf denen man besonders über die thierische Wärme allmählich ins Reinere gekommen, wird die Schrift abgetheilt. Also *zuerst: Theorie von dem Ursprung der thierischen Wärme aus mechanischen Gesetzen*. Was die mechanisch. Physiker sich von der Erzeugungsart thierischer Wärme dachten, und wie diese Ansicht schon in ihren Anfängen auf unberichtigte Thatsachen gebauet, auch durch das, der Reibung keineswegs günstige Verhältniss zwischen Festem und Flüssigen sich selbst widerlege, ist hier einleuchtend vorgetragen. Eben so in der *zweyten* Abtheilung: *Chemische Theorie. Priestley* hat durch seine einfachen und entscheidenden Erfahrungen (denn sie waren jedesmal bis zum Ende natürlich fortgeführt) dem grossen Mechanismus den Todtesstoss gegeben, und den Weg gebahnt zu geistreicheren Betrachtungen der Natur. Die Veränderungen des thierischen Blutes in Farbe, Temperatur, Consistenz u. s. w. durch die Berührung mit den Gasarten mussten nothwendig auf einen tiefer als die Reibung liegenden Quell der Wärme hinleiten. Zuerst wurde hieraus die *Crawford*'sche Theorie geboren, deren Sinn Hr. B. fasslich darstellt, aber auch ihre Zusammengesetztheit und Verwickelungen, im Vergleich mit der viel einfacheren Vorstellung *Lavoisiers* von Respiration und Wärme-Erzeugung. Jedoch auch diese wird, so wie die *Girtanner*'sche, im Vergleich mit der Sache selbst, wieder als höchst unzulänglich erfunden, und bey dieser Gelegenheit einiger eigener Versuche mit dem Einathmen von Gasarten erwähnt, welche beweisen, wie ganz anders die Verhältnisse der Gasarten zum Einathmen noch erscheinen müssten, wenn man mit Ordnung das Einzelne zu unterscheiden und zu behandeln verstünde, zugleich auch, wie falsch und gefährlich es ist, von einzelnen Thiergeschlechtern, z. B. unter der Erde lebenden Maulwürfen oder Mäusen auf alle, und insbesondere auf die des reinen Äthers gewohnten Vögel zu schliessen. Von den sichtbaren Widersprüchen selbst in den besten Respirationsversuchen, und von dem weit natürlichern Forschen nach inneren, der Organisation eingebornen Quellen der Wärme, geht nun des Vfs. Betrachtung der Lungenfunction aus, welche er fürs erste *mechanisch* den Kreislauf befördernd und beschleunigend, *chemisch* die eigenthümliche Oxydation von allen Hindernissen befreyend und ableitend die überflüssige Wärme seyn lässt: womit nun Hr. B. zwar die meisten unter den jetzigen Physikern nicht eben zu Freunden hat, aber die Alten und die Natur zu hohen Gönnern gewinnen dürfte. Nachdem die Unstatthaftigkeit der Ansichten gezeigt worden, welche die Wärme von der Verdauung oder Ernährung, oder dem Blutumlauf, und zuletzt auch der Einsaugung des Fettes ableiten, schliesst der Vf. diese Abtheilung mit der Bemerkung, wie schwer auf chemischem Weg eine Quelle der Wärme-Erzeugung zu finden sey, und eröffnet die *dritte* Abtheilung: *Dynamische Theorie*, mit der Thatsache, wie jedesmal die Abnahme und der Abgang der Wärme grösser angenommen werden müsse, als der Zufluss aus dem von den Mechanikern und Chemikern angewiesenen Quell seyn könne. Bis hieher haben wir des Vfs. Klarheit rühmen können; von hier an aber scheint er noch nicht ganz klar mit sich selbst, also auch nicht in der Darstellung zu seyn. Das polarische Verhältniss der Grundkräfte, welches (wenn gleich nichts anderes denn eine Prachtausgabe des Mechanismus) schon so viel hat erklären sollen, wird auch hier als Quelle der Wärme-Erzeugung hingestellt, und durch Beyspiele, wie der Gegensatz zwischen Magen und Lungen, Nerv und Muskel u. s. w. erläutert. Es ist sehr verdienstlich, auch in der Erfahrung das unvermeidliche Hingedrungenwerden zum Indifferentialprocess, als dem eigentlichen Quell der Wärme, nachzuweisen. Diess hat der Vf. allerdings erreicht: auch setzt er ins Licht, wie bey der Vereinung der positiven und negativen Elektricität an der Maschine, wie in der *Volta*'schen Kette, sich Wärme zeige (was dann in dieser dritten Abtheilung am besten gerathen ist); aber das Spiel von den Gegensätzen und ihrer Aufhebung kann uns in der That nicht erwärmen, was doch wirklich eine recht gelungene Ansicht der Sache thun müsste. Anstrengen, Erhitzen und hinwiederum Erkalten und Erschlaffen, ist hieraus zur Noth vorstellbar: die reine Wärme aber, gleichsam das tief verschlossene Gemüth der Natur, will näher erforscht und würdiger begriffen seyn. Der Vf. müsste also auch über die dynamische Theorie hinaus einen Schritt weiter thun, oder vielmehr alle Schritte vermeidend, ruhig und heiter in das innere Wesen dessen, was Indifferenzialprocess heissen kann, hineinschauen, um hierüber ins Reine zu kommen. — Angehängt ist ein Aufsatz *über die Polarität im thierischen Körper*, worin dieselbe bey Pflanzen und Thieren recht anschaulich dargelegt wird, jedoch ohne die mindeste Erhöhung der Gründe, welche den Gegensatz als das *primum movens* im lebendigen Leib erweisen sollten. Es gilt demnach hier dasselbige, was wir schon oben erinnert haben. K. J. W.

N E U E R   A B D R U C K.

Leipzig, b. Gleditsch: *Beyträge zur Cigarren-Kunde. Von Phil. Andr. Nemnich*, der Rechte Licentiat in Hamburg. Aus dem Journal für Fabriken, Manufacturen, Handlung, Kunst und Mode besonders abgedruckt. 1808. 31 S. 8. (4 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 AUGUST, 1808.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Über die Sprache und Weisheit der Indier.* Ein Beytrag zur Begründung der Alterthumskunde von *Friedrich Schlegel.* Nebst metrischen Übersetzungen indischer Gedichte. 1808. XVI und 324 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Zu einer Zeit, da eines Theils die gelehrten Alterthumsforscher ihre Blicke nach Indien wenden, um von dorther neue Aufschlüsse über die dunkele Geschichte der Urwelt zu erhalten, anderen Theils die Freunde philosophischer und poetischer Literatur aus eben diesem Sitze frühzeitiger Bildung die anziehendsten Ergiefsungen des altorientalischen Geistes erwarten, mufs diese Frucht eines angestrengten Fleifses und tiefblickenden Scharffinnes, der auch in den verschiedensten Gebilden und Darstellungen entfernter und seit undenklichen Zeiten geschiedener Völker das Gleichartige und Verwandte wieder aufzufinden weifs, für jeden, welcher nicht an blofser Buchstabengelehrsamkeit klebt, eine angenehme Erscheinung seyn. Von dem Inhalte dieses reichhaltigen Werkes, das ungeachtet der Einheit seines Zweckes, die Wichtigkeit des indischen Studiums anschaulicher zu machen, gleichwohl durch die allesumfassende Darstellung des gelehrten Vfs. in verschiedenartige Theile zerfällt, wird freylich nicht jeden alles auf gleiche Weise anziehen: der eine Theil der Leser, zu welchem auch Rec. sich bekennt, wird lieber bey den nüchternen Forschungen über die Sprache verweilen, während ein anderer Theil sich mehr zu den begeisterungsvollen philosophisch-religiösen Ideen über indische Weisheit oder zu den anmuthigen Gebilden indischer Phantasie hingezogen fühlt. Aber immer wird man diese Ausbeute eines vierjährigen Studiums der Sanskrit-Sprache und des indischen Alterthums von dem achtungswürdigen Vf., welcher uns diese Schätze nicht ohne vielfältige Aufopferung seiner Thätigkeit erwarb, mit erkenntlichem Dank annehmen.

Nachdem sich der Vf. durch die Freundschaft des Hn. *Alex. Hamilton* die erste Kenntnifs der Sanskrit-Sprache verschafft, und durch die Güte des Hn. *Langlès* zu Paris die nöthigen Hülfsmittel zum ferneren Studium der indischen Literatur erlangt hatte: war es eigentlich sein Wunsch, eine *indische Chrestomathie* in lateinischer Sprache und in den Original-Charakteren herauszugeben, welche aufser den Anfangsgründen der Grammatik eine Auswahl zweckmäfsiger indischer Stücke mit lateinischer Paraphrase, Noten und Glossar enthalten sollte. Alles war dazu vorbereitet, als leider! der Mangel an der erfoderlichen Unterstützung zur Verfertigung indischer Typen den Vf. nöthigte, auf halbem Wege stehen zu bleiben, und sich auf gegenwärtigen Versuch zu beschränken, der mit vollem Rechte ein sehr schätzenswerther Beytrag zur Begründung der Alterthumskunde genannt zu werden verdient. Ob wir gleich nicht mit dem Vf. zu behaupten wagen, dafs das indische Studium von eben so grofser und allgemeiner Wirkung seyn würde, wie es die wiedererweckte Kenntnifs des griechischen Alterthums im 15 u. 16 Jahrh. war, wenn es mit eben der Kraft ergriffen und in den Kreis der europäischen Kenntnisse eingeführt würde: so zweifeln wir doch keinesweges an der Fruchtbarkeit des indischen Studiums für Sprachforschung, Philosophie und alte Geschichte, und an der Verdienstlichkeit des Unternehmens, die Liebe für dieses Studium auch in Deutschland mehr anzufachen. Auch vorliegender Versuch liefert einen trefflichen Beweis, welche reichen Schätze in der indischen Literatur verborgen liegen, und wie sehr die Ansicht des ganzen Alterthums durch sorgfältige und fleifsige Benutzung der Reste altindischer Sprache, Weisheit und Dichtung an Gründlichkeit und Umfang gewinne. Aus dem Schlusse der Vorrede ersehen wir, dafs auch schon der ältere Bruder des Vfs., Karl August, das Studium des indischen Landes und Geistes begonnen hatte, aber im J. 1789 zu Madrafs darüber hinstarb. Unter den übrigen Deutschen, welche sich früher mit dem Studium der altindischen Sprache beschäftiget haben, wird besonders der im J. 1699 nach Indien abgegangene Jesuit *Hanxleden* angeführt, der über 30 Jahre in der malabarischen Mission arbeitete. Allein dieser war ein Ungar; dagegen war der durch mehrere gelehrte Schriften über das indische Alterthum bekannte *Paulinus a St. Bartholomaeo,* welcher sich mehrmals auf Hanxleden's Arbeiten und handschriftlichen Nachlafs zu Rom beruft, ein Deutscher, aus Hoff an der Leitha, dem Grenzflusse zwischen Ungarn und Österreich, nahe bey Mannersdorf gebürtig, und mit seinem wahren Namen Joh. Phil. Wesdin genannt. Welches Licht nun der eben so scharffinnige als gelehrte Vf. über viele Theile der Alterthumskunde verbreite, die zum Theil bisher noch ganz im Dunkeln lagen, davon kann eine genauere Angabe und Würdigung des Inhalts seines Werkes zeugen.

Das Werk besteht, wie man schon aus dessen Titel und vorläufigen Ankündigungen weifs, aus

einer gelehrten Abhandlung von drey Büchern für Sprachforscher, Philosophen und Alterthumsforscher, und einer metrisch-treuen Übersetzung indischer Gedichte mit Erläuterungen für Freunde der Poesie. Den Bruchstücken indischer Dichtkunst stehen noch einige Bemerkungen über die Handschriften voran, nach denen die Übersetzung gemacht worden, über die Orthographie, das Sylbenmafs und die Auswahl der gelieferten Proben, aus welchen wir gleich zu Anfange das wenige ausheben wollen, das wegen der Schreibart und Aussprache der in diesem Werke vorkommenden Wörter zu wissen nothwendig ist. Die sämmtlichen Bruchstücke sind bis auf seltene Ausnahmen, wo es der höhere lyrische Schwung zu fodern schien, in demjenigen Sylbenmafse abgefasst, worin die meisten alten Werke der Indier gedichtet worden, und wovon das *Morgenblatt für gebildete Stände* schon einzelne Übersetzungsproben des Vfs. geliefert hat. Es sind *Schlöken* oder indische Distichen aus zwey sechzehnsylbigen Versen, deren jeder in der Mitte einen Abschnitt, und bey allen anderen Freyheiten der Verwechselung gleichsylbiger Füfse doch einen jambischen Ausgang hat. *A* und *e* gelten in den indischen Wörtern für lang, *o*, *u* und *i* hingegen für kurz, aufser wo der Übersetzer die Länge ausdrücklich bezeichnet hat; die Sylben aber, deren Vokal kurz ist, können, wie in den Sprachen der Griechen und Römer, durch Position lang werden. Den kurzen Vokal, der, ausgenommen am Anfange des Wortes, nicht geschrieben wird, im grammatischen Systeme als ein kurzes *a* gilt, in der neueren Aussprache aber *o* lautet, hat der Vf. aus sehr untriftigen Gründen immer *o* geschrieben, wofür er besser das schwedische å gewählt haben würde. Die ausgewählten Stücke sind 1) der Anfang des epischen Gedichtes *Ramayon*, der hier zum ersten Male übersetzt erscheint: dann folgen kleinere Bruchstücke 2) aus dem ersten Buche der Gesetze des *Monu* über indische Kosmogonie als Belege zu den Bemerkungen über indische Philosophie im zweyten Buche der Abhandlung; 3) aus dem *Bhogovotgita* oder dem Liede vom *Bhogovan*, welchen Beynamen Krishno führt, und 4) aus der Geschichte der *Sokuntola* als Beyspiele der älteren indischen Poesie. Die zuletzt genannten Gedichte sind Episoden aus dem *Mohabharot*, dem zweyten grofsen Heldengedichte der Indier, unter denen das philosophische Gespräch *Bhogovotgita* einen beynahe vollständigen kurzen Inbegriff des indischen Glaubens enthält.

Über die Richtigkeit der Übersetzung können wir nicht urtheilen; wie viel Mühe sich aber der Vf. gab, sie dem Originale mit möglichster Treue nachzubilden, erhellet aus der Steifigkeit im Ausdrucke, der meistens noch tief unter der gemeinen Prosa steht, und aus der Undeutschheit in der Wortstellung, wodurch sich der Leser in die Zeiten der alten Mönche zurückversetzt glaubt. Wir halten aus diesem Grunde die Abhandlung für den schätzbarsten Theil des Werkes, und besonders das erste Buch von der Sprache, da die Philosophie des zweyten, und die historischen Ideen des dritten Buches nicht frey von mystischen Ansichten und unstatthaften Hypothesen sind.

Die Übersicht des Ganzen mag unser Urtheil rechtfertigen. Die Sätze, von welchen der Vf. ausgeht, sind folgende: I. Das *Sanskrit* oder, wie der Vf. schreibt, Sonskrito hat die gröfste Verwandtschaft mit der römischen und griechischen, so wie mit der germanischen und persischen Sprache, deren Übereinstimmung nicht zufällig und aus Einmischung erklärbar, sondern wesentlich ist, und auf gemeinschaftliche Abstammung deutet. Die Ähnlichkeit liegt nämlich nicht blofs in einer grofsen Anzahl von Wurzeln, von deren Verwandtschaft das *zweyte Capitel* handelt, sondern sie erstreckt sich bis auf die innerste Structur und Grammatik. — Gegen die verglichenen Wörter (Worte schreibt überall der Vf.), welche sich leicht noch vermehren liefsen, wenn man minder scrupulös und vorsichtig als der Vf. wäre, haben wir nur wenig zu erinnern; tadeln es aber, dafs der Vf. dabey die lateinische Sprache nicht als eine Abkömmlingin von der griechischen, sondern als eigene Haupt- oder Ur-Sprache behandelt. Auf völlig unglückliche Abwege geräth der Vf., wenn er sich bemüht, die indische Sprache als die ältere darzustellen, und die anderen als jünger aus ihr abzuleiten; wenn er daher die an sich ziemlich entfernten Formen der abgeleiteten Sprachen auf ein indisches Wort wie auf ihre gemeinschaftliche Wurzel zurückzuführen, oder auch einige einfachscheinende Wörter der neueren Sprachen als Zusammensetzung aus indischen Wurzeln zu erklären, oder sogar den Namen *Roma's*, wie mehrere griechische und römische Götternamen, aus dem Indischen zu erläutern sucht. Beyfallswürdiger ist sein Bemühen im *dritten Capitel*, die Übereinstimmung der als verwandt aufgestellten Sprachen selbst in der grammatischen Structur zu zeigen. Schon Paulinus verglich in seiner Abhandlung von der Verwandtschaft der lateinischen Sprache mit dem Sanskrit unter anderen die Bezeichnungen der nächsten Blutsverwandtschaft, die Zahlwörter, Pronominen, und mehrere grammatische Flexionen; aber nirgends findet man die Beweise eines gemeinschaftlichen Ursprungs so gründlich und so erschöpfend durchgeführt, als hier. Die Declination bietet, wie es sich sehr leicht aus der allgemeinen Entstehung der Sprachen erklärt, am wenigsten dar, oder eigentlich nichts; ungleich mehr die Conjugation. Das *Wesentliche* ist die Gleichheit des Princips, alle Verhältnisse und Nebenbestimmungen der Bedeutung nicht durch angehängte Partikeln oder Hülfsverba, sondern durch Flexion, d. h. durch innere Modification der Wurzel zu erkennen zu geben. Doch erstreckt sich zur mehreren Bestätigung die Ähnlichkeit bis auf eine völlige Gleichheit mancher Biegungssylben oder Buchstaben, welche angehängt, eingeschoben oder vorgesetzt werden. Unseren ganzen Beyfall erhält des Vfs. Eifer gegen die Vorstellung, als wären ursprünglich die Biegungssylben dieser Sprachen aus in das Wort verschmolzenen Partikeln und Hülfswörtern entstanden

die Structur derselben ist durchaus organisch gebildet, durch innere Veränderungen und Umbiegungen des Wurzellautes in allen seinen Bedeutungen ramificirt, nicht bloss mechanisch durch angehängte Worte und Partikeln zusammengesetzt. Aus dieser Bemerkung fliesst die Annahme von *zwey Hauptgattungen der Sprachen nach ihrem innern Bau*, wovon das *vierte Capitel* handelt, und so auch der Schrift.

II. Entweder werden in den Sprachen die Nebenbestimmungen der Bedeutung durch innere Veränderung des Wurzellautes angezeigt, *durch Flexion;* oder jedesmal *durch ein eigenes hinzugefügtes Wort*, was schon an und für sich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andere Verhältnissbegriffe bedeutet. Diese beiden einfachsten Fälle bezeichnen die beiden Hauptgattungen aller Sprachen, — die mehr- und einsilbigen; — alle übrigen Fälle sind bey näherer Ansicht nur Modificationen und Nebenarten jener beiden Gattungen. — Ein merkwürdiges Beyspiel einer Sprache ganz ohne Flexion bietet das Chinesische dar; in gleicher Rücksicht könnte auch noch die malayische Grammatik angeführt werden; wichtig für die Charakteristik dieser ganzen Gattung sind die eben so schweren als sonderbaren amerik. Sprachen. Dem berühmten Hn. *Alexander von Humboldt* verdankt der Vf. die Mittheilung mehrerer amerikanischer Wörterbücher und Sprachlehren, woraus er manche Bemerkungen schöpft, die wir zur Ersparung des Raums nur ungern übergehen. Bey aller Verschiedenheit in Wurzeln und Bildung geschieht in diesen Sprachen die Abänderung der Wurzelwörter nur durch Anfügung von aussen, nicht durch Flexion, und nur ein Schein von Flexion kann entstehen, wenn die angefügten Partikeln endlich bis zum Unkenntlichen mit dem Hauptworte zusammenschmelzen, wie es in der arabischen und in allen ihr verwandten Sprachen der Fall ist. Nach diesen Bemerkungen setzt der Vf. folgenden *Stufengang* solcher Sprachen fest. Auf der untersten Stufe steht das Chinesische, worin die Partikeln, welche die Nebenbestimmung der Bedeutung bezeichnen, für sich bestehende, von der Wurzel ganz unabhängige, einsylbige Wörter sind. In der baskischen und koptischen, so wie in den amerikanischen Sprachen, wird die Grammatik ganz und gar durch Suffixa und Praefixa gebildet, die zum Theil noch für sich eine Bedeutung haben, wenn gleich die angefügten Partikeln schon anfangen, mit dem Worte selbst zu verschmelzen und zu coalesciren. Noch mehr ist diess der Fall im Arabischen und in allen verwandten Mundarten, in welchen sich hie und da schon eine einzelne Übereinstimmung mit der Grammatik durch Flexion zeigt. Im Celtischen endlich werden noch einzelne Spuren der Grammatik durch Suffixa gefunden, während im grösseren Theile die neuere Weise (dafür erklärt sie der Vf. im vorhergehenden Capitel), durch Hülfsverba zu conjugiren, und durch Präpositionen zu decliniren, die herrschende ist. — Hierauf stellt der Vf. noch einige beherzigungswerthe Betrachtungen über die ganz verschiedene Fortbildung der beiden Sprachgattungen, und über die ganz natürlich zu erklärende grosse Menge der amerikanischen Sprachen an, wodurch diejenigen, welche immer noch hoffen, alle Sprachen, auch der Materie und den Wurzeln nach, auf einen gemeinschaftlichen Stamm zurückführen zu können, überführt werden müssen, wie unmöglich dieses sey. Wir müssen uns — diess ist des Vfs. lehrreiches Resultat — damit begnügen, dass jene Sprachen, in denen Flexion herrscht, auch den Wurzeln nach, in eine oder mehr gemeinschaftliche Quellen zusammengehen; die unbestimmbare Mannichfaltigkeit der anderen Sprachen lässt sich nicht auf Einheit zurückführen, welches zu bestätigen, ausser der unzähligen Menge amerikanischer Sprachen, auch Asien und Europa Beyspiele genug an die Hand geben, die wir hier übergehen müssen.

III. Im *fünften Capitel*, das *vom Ursprunge der Sprachen* handelt, bestreitet der Vf. einige ganz willkührliche und irrige Voraussetzungen, wie die, dass Sprache und Geistesentwickelung überall auf gleiche Weise angefangen habe. — Schon im vorigen Capitel wurde unter anderen bemerkt, dass der Gang der bloss grammatischen Kunst und Ausbildung in den beiden Hauptgattungen aller Sprachen gerade umgekehrt sey. Die Sprache durch *Affixa* sey im Anfange ganz kunstlos, werde aber immer künstlicher, je mehr die *Affixa* mit dem Hauptworte zusammenschmelzen; in den Sprachen durch Flexion hingegen gehe die Schönheit und Kunst der Structur, durch den Hang sich's zu erleichtern, allmählich mehr und mehr verloren. Hier wird nun gezeigt, wie thöricht es sey, die Entstehung aller Sprachen auf einerley Art zu erklären. Die Ursprache des Indischen und der gemeinschaftliche Quell aller mit der indischen verwandten Sprachen sey nicht, wie die Mantschusprache, aus einem bloss physischen Geschrey und allerley schallnachahmenden Sprachversuchen entstanden, sondern sey das Werk und Erzeugniss der klarsten und innigsten Besonnenheit, ohne dass es darum der Voraussetzung einer fremden Beyhülfe bedürfe. Es sey aber auch eine von den ungegründeten Voraussetzungen, dass in der ältesten Epoche jeder Sprache kühne Bildlichkeit und die Phantasie (Fantasie schreibt der Vf.) allein herrsche; bey vielen Sprachen sey es wirklich so, aber nicht bey allen, besonders nicht bey der indischen, die sich zunächst und ursprünglich wohl mehr durch philosophischen Tiefsinn und ruhige Klarheit auszeichne, als durch poetische Begeisterung und Bilderfülle, so sehr sie dieser auch fähig sey. Es thut uns leid, dass der Vf., welcher sonst überall so vielen Scharfsinn und so viele Besonnenheit zeigt, sich gleichwohl nicht vor Übereilungen und unstatthaften Behauptungen bewahrte. So ist der Satz, dass die indische Sprache älter sey als die griechische und römische, geschweige denn die deutsche und persische, ein ganz übereilter Schluss aus dem Angeführten: offenbar täuschte ihn der Umstand, dass er bey den indischen Sprachen immer nur die älteste Stammmutter, das Sanskrit, bey den übrigen aber die ausgebildeten Dialekte der späteren Zeit ins Auge fasste.

IV. Im *sechsten Capitel* kömmt endlich der Vf. auch auf die *Verschiedenheit der verwandten und einige merkwürdige Mittelsprachen*, woraus einige für die Geschichte wichtige Resultate hervorgehen, wenn

man nur jene Verschiedenheit nicht nach dem ersten äusseren Eindrucke beurtheilt, sondern nach derjenigen Ähnlichkeit, die sich darbietet, sobald man den Blick, durch die äussere Hülle hindurchdringend, nur auf das Innere und Wesentliche richtet, nach welchem z. B. das Griechische und Römische fast nur als sehr entfernte Mundarten, nicht mehr als verschiedene Sprachen, erscheinen. — Es haben, fährt der Vf. fort, alle die verwandten Sprachen, so wie die Völker selbst, eine mannichfache und zwar zum Theil ganz verschiedene Einmischung des Fremdartigen erfahren, nicht bloss eine solche, wo die eingedrungenen Worte, wie die des Arabischen in der persischen, des Französischen in der englischen Sprache, sich gleich als Fremdlinge verrathen: sondern auch eine solche, die, weil sie in eine Zeit traf, da die Sprache noch jugendlich, bildsamer, aneignender und productiver war, dem ersten Blicke nicht so sichtbar ist, als der Analyse. Diese Einmischungen sind für die Geschichte von Wichtigkeit, so wie die Geschichte wieder zum Leitfaden dienen kann, sie an dem rechten Orte zu suchen, und aus der wahren Quelle zu erklären. So zeigt die nahe Verwandtschaft des Deutschen mit dem Persischen deutlich, wo sich dieser Zweig von dem Stamme absonderte; und die beträchtliche Anzahl von Wurzeln, welche die deutsche Sprache mit der türkischen gemein hat, kann selbst den Weg der Einwanderung mit bezeichnen helfen, der sich, wie noch durch manche andere Gründe fast zur historischen Gewissheit wird, längs dem Gihon und an der Nordseite des kaspischen Meeres und des Kaukasus immer weiter nach Nordwesten zog. Die vorzüglichste Mittelsprache, die durch ihre gemischte Beschaffenheit und ihre Lage unter den Völkern den Zwischenraum zwischen der indischen und persischen Sprache auf der einen, der germanischen, griechischen und römischen auf der anderen Seite ausfüllt, ist die armenische, vielleicht auch die georgianische und slavische. Mit dieser und nächstdem mit der celtischen ist, wie es gleich zu Anfange des ersten Buches heisst, die Verwandtschaft des Indischen nur gering, wenn gleich nicht ganz zu übersehen, da sie sich in solchen Bestandtheilen der Sprache zeigt, welche nicht unter die Zufälligkeiten gerechnet werden können. Die phönicische u. a. mit dieser verwandte Sprachen verrathen nur wenig Spuren der Ähnlichkeit: und wenn sich in der hebräischen Sprache und den verwandten Mundarten, so wie in der koptischen, noch indische Wurzeln finden, so beweist das keine ursprüngliche Verwandtschaft, weil die Grammatik jener Sprachen, so wie auch die baskische, grundverschieden von der indischen ist. Die grosse bis jetzt noch nicht völlig bestimmbare Menge der übrigen nord- und süd-asiatischen oder amerikanischen Sprachen hat mit der indischen Sprachfamilie durchaus keine wesentliche Verwandtschaft, und ist unter sich selbst so abweichend, dass sich keine Möglichkeit zeigt, sie auf eine gemeinschaftliche Quelle zurückzuführen.

Die grossen Folgen der Sprachvergleichung für die älteste Geschichte vom Ursprunge der Völker und ihren frühesten Wanderungen sind vom Vf. zum Gegenstande der folgenden Untersuchungen bestimmt; im ersten Buch begnügt er sich, jene Sätze als einfache, aber vielumfassende Resultate gewissenhafter Forschung zu begründen und anschaulich zu machen. Den Inhalt dieses ersten Buches haben wir nicht bloss darum so weitläuftig ausgezogen, um auf die tiefen Blicke, wodurch der Vf. in den behandelten Gegenständen ein so helles Licht aufgesteckt hat, aufmerksamer zu machen, sondern auch, weil uns dieser Theil des Werkes um der nüchternen Besonnenheit willen, die der Vf. darin an den Tag legt, das Schätzenswertheste scheint. Minder weitläuftig werden wir bey der Anzeige der folgenden Bücher seyn dürfen, da sie viel zu gewagte und unhaltbare Ideen enthalten. Sogleich die *vorläufigen Bemerkungen von der Philosophie* im *ersten Capitel des zweyten Buchs* beginnen mit einem Grundsatze, der gar zu leicht auf allerley Irrthümer leiten kann, und ein gewaltiges Hinderniss für den unbefangenen Alterthumsforscher wird. „Auch ohne die mosaische Urkunde, sagt der Vf., zeigen die meisten und ältesten anderen asiatischen Denkmale und geschichtliche Thatsachen einstimmig darauf hin, dass der Mensch seine irdische Laufbahn *nicht ohne Gott* angefangen habe." *Nicht ohne Gott* sagen auch wir, aber nach angebornen Gesetzen der menschlichen Vernunft, die der Schöpfer dem Menschen nicht zu eigener Unthätigkeit einpflanzte. Gesetzt, es fände sich in der Mythologie, welche der Vf. selbst das verflochtenste Gebilde des menschlichen Geistes nennt, eben so wie in der Sprache, eine innere Structur, ein Grundgewebe, dessen Ähnlichkeit bey aller sonstigen äusseren Verschiedenheit der Entwickelung auf einen verwandten Ursprung hinzudeuten schien: müssen denn sogleich diese überraschenden Übereinstimmungen mehr als bloss zufällig seyn, oder auf etwas mehr als analoge Entwickelung Einer Vernunft bey verschiedenen Völkern leiten? Ist nicht der Schluss von der Sprache, deren Schaffung und Ausbildung nicht das Werk einzelner Köpfe seyn kann, auf mythologische und religiöse Begriffe, worauf die Weisen verschiedener Völker bey gleichem Culturzustande ohne gegenseitige Mittheilung verfallen können, so übereilt und gewagt, dass man ihn kaum von einem vorurtheilsfreyen Forscher erwarten sollte? Müssten wir nicht sonst ebenfalls aus der Übereinstimmung der entferntesten Völker in politischen Ideen und in bürgerlicher Verfassung die gleiche Folgerung herleiten, Gott war es, welcher den ersten Staat begründete, und dem zu seiner unmittelbaren Belehrung auserkorenen Volke die zum bürgerlichen Leben nöthigen Einsichten mittheilte, welche sich mehr oder weniger verderbt auf die anderen Völker verbreiteten? Der Vf. verlässt zwar bey der Mythologie den vergleichenden Weg des ersten Buches; aber nicht, weil er ihn überhaupt unstatthaft findet, sondern weil es bis jetzt noch an den nöthigen Hülfsmitteln dazu fehlt, und giebt daher statt einer vergleichenden Analyse der Mythologie etwas, das allen Untersuchungen der Art zur sichern Grundlage dienen soll: eine *Darstellung der orientalischen Denkart* nämlich, nach ihren wichtigsten Stufen und Verschiedenheiten, welche man als eben so viele Epochen derselben, nicht als philosophische Systeme betrachten soll.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 AUGUST, 1808.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Über die Sprache und Weisheit der Indier* von *Fr. Schlegel* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Als die wichtigsten Epochen der indischen und überhaupt der orientalischen Philosophie und Religion sind nach dem Vf. folgende angegeben: 1) *das System der Emanation, das endlich in astrologischen Aberglauben und schwärmerischen Materialismus entartete.* Vom Systeme der Emanation und Seelenwanderung handelt das *zweyte*, von der Astrologie und dem wilden Naturdienst das *dritte Capitel*. Unter allen Philosophieen oder Religionen, welche Asien als ihr Vaterland erkennen, sey keine so zuverlässig indischen Ursprungs, keine, mit Ausschluss der mosaischen Urkunde, älter als das System der Emanation und Seelenwanderung; nur dürfe man das System der Emanation nicht mit dem späteren Gemische, besonders nicht mit dem Pantheismus verwechseln. Als natürliche Entwickelung der Vernunft betrachtet, sey das indische System der Emanation durchaus unerklärlich; als missverstandene Offenbarung sey alles darin ganz begreiflich. Ohne alle Offenbarung würde der Mensch wohl noch in der Reihe der Thiere stehen, vielleicht als das erste, vielleicht auch als das innerlich wildeste und unseligste; ohne freyen Gebrauch und eigenes Verständniss der göttlichen Wahrheit wäre er zum blinden Werkzeug erniedrigt worden. 2) *Die Lehre von den zwey Principien, deren System des Dualismus später zum Pantheismus umgewandelt ward.* (4 und 5 Capitel). Das System des Dualismus erscheine überall im strengen Gegensatze gegen die bisher geschilderten Denkarten der Emanation und des Fatalismus — als Wiederherstellung des ursprünglichen erst später verloren gegangenen Lichtes göttlicher Wahrheit. Tiefer sey aber der menschliche Geist in der orientalischen Philosophie nicht herabgesunken, als bis zum Pantheismus, welcher der Moral eben so verderblich als der Materialismus, und zugleich auch für die Phantasie zerstörend sey. Alle anderen orientalischen Lehrbegriffe gründen und berufen sich noch auf göttliche Wunder und Offenbarung, so entstellt auch alles durch Fabel und Irrthum seyn möge: der Pantheismus, dessen Geist in der jüngsten unter allen orientalischen Philosophieen, in der Lehre der Buddhisten, sichtbar sey, mache als System der reinen Vernunft den Übergang von der orientalischen Philosophie zur europäischen.

Das Ganze der indischen Literatur theilt der Vf. ebenfalls in vier Epochen ein: die älteste Epoche umfasst die *Veda's* und was sich zunächst an diese anschliesst, wie *Monu's Gesetzbuch*. Eine andere grosse Epoche bilden alle diejenigen Werke, welche dem *Vyaso* zugeschrieben werden, die achtzehn *Puranas*, der *Mohabharot* und die *Vedanto-Philosophie*, welche die dritte Epoche ausmachen: zur zweyten Epoche könnte man alles zählen, was zwischen den Veda's und den Puranas in der Mitte liegt, mithin fast alle *philosophischen Systeme*, die älter seyn müssen als die Vedanto, wie die *Sankhyo*, der *Ramayon* u. a. *Kalidas* und andere Dichter endlich, welche die alten Sagen, die bis dahin ein allzu ausschliessendes Eigenthum der Priester waren, in Schauspielen und anderen poetischen Gestalten auch allgemeiner für alle darstellen, machen die vierte und jüngste Epoche der alten indischen Literatur. Die vorzüglichsten dieser Dichter blühten im Zeitalter des Vikromadityo, ungefähr gleichzeitig mit dem Kaiser Augustus.

Das erste Capitel der historischen Ideen handelt *vom Ursprunge der Poesie*, über deren Entstehung und eigentliches Wesen sich von Indien aus ein unerwartetes Licht verbreiten soll. So wie die griechische Mythologie der schönen Entwickelung nach vielleicht die reichste, so dürfte die indische dem inneren Wesen nach die umfassendste seyn, weil sie durch alle philosophischen Denkarten vollständig durchgeführt ist. Die Lehre von der Emanation, d. h. von der unendlichen fortgehenden Entwickelung und Entfaltung Gottes und der allgemeinen Beseelung, enthielt den ersten Keim des Polytheismus; in der materiellen Anbetung der Natur und dem astrologischen Aberglauben erzeugte sich die ganze Fülle der alten Fabel; gemildert, verschönert, auch bereichert ward die Mythologie durch die Lehre von den zwey Principien, die Religion des Lichts und der frommen gottbegeisterten Helden; sobald aber, wo es auch seyn mag, pantheistische Denkart herrschend ward, konnte die Mythologie nur noch als Allegorie, als esoterische Hülle oder Spiel der Dichtung stehen bleiben. Die Poesie, welche im grauen Alterthume mit Religion innig verbunden und fast eins mit ihr war, soll einen sehr bedeutenden Einfluss auf die *ältesten* Begebenheiten und *Wanderungen der Völker* gehabt haben, wovon das *zweyte Capitel* handelt. Ehe der Vf. den Einfluss der Religion auf die Stiftung der indischen Kolonie (so nennt sie der Vf.) betrachtet, schickt er einige allgemeine Betrachtungen voran, über die Art, wie man die äl-

sten Wanderungen der Völker, überhaupt ihre Verschiedenheit und Entstehung zu betrachten hat. Das erste Kennzeichen ist die *Sprache*, mehr aber die innere Structur als der materielle Theil derselben: das nächste ist der *Gebrauch der Metalle*, sowohl des Kupfers und Eisens zum Krieg und Ackerbau, als des Goldes und Silbers zur Bestimmung des Werthes, und die *Zähmung der Thiere*, welche dem Menschen am nützlichsten und unentbehrlichsten sind. Die *physische Verschiedenheit* der Menschenstämme ist von nicht so groser historischer Wichtigkeit. Ein anderer für die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers fast noch wichtigerer Gegenstand ist die *Mischung der Völker*, die vorzüglich im persischen Reiche, längs dem Gihon und Euphrates, am Kaukasus und in Kleinasien, überhaupt in dem mittleren westlichen Reiche jenes alten Welttheiles Statt fand. Man wird nie eine klare und verständliche Ansicht der ältesten Geschichte erhalten, so lange man die Wanderungen der Völker nur als ein Drängen und Stossen, wie nach blofs mechanischen Gesetzen, betrachtet, ohne zugleich auf die Bedingungen Rücksicht zu nehmen, wodurch ein groser Stamm sich in mehrere kleine theilen und immer individueller absondern und entwickeln mag, oder wie auch durch Mischung aus mehreren verschiedenen Völkern ein drittes ganz neues entstehen kann, das in Sprache und Charakter eigenthümlich gezeichnet und geartet ist. Diese Fragen sind nur im Vorbeygehen berührt, um auf den eigentlichen Gegenstand zu kommen, der das Nachdenken des Forschers in der ältesten Geschichte auf sich zieht, die *Verwandtschaft* nämlich der ältesten unter den gebildeten Völkern des Alterthums. Diesen Gegenstand behandelt das *dritte Capitel von den indischen Kolonieen und der indischen Verfassung*. Hindeutend auf jenen Zusammenhang sind *Religion und Mythologie*, erwiesen wird die Verwandtschaft durch die *Sprache*, und nächstdem bietet auch die *Architektur*, so wie wir sie an den alten ägyptischen, persischen und indischen Denkmalen bewundern, noch einiges Gemeinsame dar. Nicht blofs der äufsere Drang der Noth, sondern irgend ein wunderbarer Begriff von der hohen Würde und Herrlichkeit des Nordens, wie wir ihn in den indischen Sagen überall verbreitet finden, soll die germanischen und scandinavischen Stämme nordwärts geführt haben. Wenn der Vf. die Sage von den Sakas, Chinas, Pahlavas und Yavanern in Menu's Gesetzbuche bey seinen Vermuthungen über die Verbreitung indischer Kolonieen als geschichtliches Datum zum Grunde legt: so vergifst er die Gesetze einer gesunden Kritik; und wenn er gar die Paphlagonen um ihres Namens willen zu den alten Pehlvans oder Medern rechnet, so ahnet er wohl nicht, dafs jenen Namen zuerst nur griechische Dichtung schuf, den Namen der Halizonen, Lästrygonen u. a. gleich. —

Das *letzte Capitel* handelt *vom orientalischen und indischen Studium überhaupt, und dessen Werth und Zweck*, und bestimmt das Verhältnifs der orientalischen Denkart zur europäischen, so wie den Einfluss, welchen die erstere auf die letztere gehabt hat oder haben soll. „Eins zwar, heifst es hier, was für die Religion das Wesentlichste und allein zu wissen nothwendig ist, sagt uns die mosaische Urkunde in solcher Klarheit, dafs noch keine Auslegung es hat verdunkeln mögen: *dafs der Mensch nach Gottes Bilde erschaffen sey, dafs er aber die Seligkeit und das reine Licht, dessen er sich anfangs erfreute, durch eigene Schuld verloren habe.* Aber was uns die mosaische Urkunde in dem Verfolg ihres ältesten geschichtlichen Theiles nicht immer ausführlich erzählt, zeigen uns die indischen Urkunden, und überhaupt ist die Geschichte der ältesten Philosophie, d. h. der orientalischen Denkart, der schönste und lehrreichste äufsere Commentar für die heilige Schrift. So wird es z. B. denjenigen, der die Religionssysteme der ältesten Völker Asiens kennt, nicht befremden. dafs die Lehre von der *Dreyeinigkeit*, besonders aber von der *Unsterblichkeit der Seele* im A. T. mehr angedeutet als ausführlich entwickelt worden. Denn der Meinung, dafs Moses, er, dem alle Weisheit der *Ägypter* bekannt war, von diesen bey den *gebildetesten Völkern des alten Asiens* allgemein verbreiteten Lehren nicht gewufst haben soll, wird man wohl schwerlich irgend eine auch nur historische Wahrscheinlichkeit geben können. Es liefse sich wohl historisch zeigen, dafs nur eine und dieselbe Ansicht im A. T. wie im N. T. durch das Ganze hingehe und herrsche; nur dafs, was dort blofs angedeutet und *vorgebildet* wird, hier in vollem Glanze erscheint. Es dürfte daher die alte christliche Erklärungsart des A. T. die einzig richtige seyn, und der Sinn des A. T. kann durch keine blofse Exegese aufgeschlossen werden, wenn dieselbe auch an Sprach- und anderer Neben-Gelehrsamkeit alle Meister des Talmud überträfe, wo nicht das Licht des Evangeliums hinzukommt, um das Dunkel zu erhellen. Ein vortreffliches Beyspiel dieser älteren Erklärungsart ist in der *Geschichte der Religion Jesu* von *Fr. L. Grafen zu Stollberg* aufgestellt." Nach diesen Äufserungen brauchen wir wohl nicht mehr von dem grofsen Einflusse zu reden, welchen, nach dem Vf., die orientalische Weisheit auf die europäische gehabt hat und noch äufsert.

VI — VII.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Wilmanns: *Europa*. Eine Zeitschrift, herausgegeben von *Friedrich Schlegel*. I B. 1 u. 2 H. II B. 1 u. 2. H. 1803 — 1805. (3 Thlr. 8 Gr.)

Der Zweck eines kritischen Instituts, wenn es vernünftigen Erwartungen entsprechen will, kann nicht blofs dieser seyn, neue Bücher zur möglichst schnellen Kunde des Publicums zu bringen, sondern auch zuweilen an solche Werke zu erinnern, die bey ihrem Erscheinen sofort bekannt, aber bald nachher vernachläfsiget wurden, und bey welchen die Kritik Ursache findet, Verfasser und Verleger zur Fortsetzung aufzumuntern. In die letzte Classe ge-

hört obige Zeitschrift. Sie ist bestimmt, an allem Antheil zu nehmen, was die Ausbildung des menschlichen Geistes am nächsten angeht, und das Licht der Schönheit und Wahrheit so weit als möglich zu verbreiten. Es ist zu wünschen, dass sie nicht, wie so viele andere Zeitschriften, nachdem sie einmal gelesen oder vielleicht nur durchblättert worden, auf die Seite gelegt, und dass die Fortsetzung derselben nicht länger verzögert werde.

I. *Reise nach Frankreich.* Zuvörderst Erinnerungen, weniger an die deutschen Städte, durch welche den Vf. die Reise geführt, als an das Vaterland überhaupt. „Man fühlt es recht, und glaubt es zu verstehen, beym Anblick solcher Felsenschlösser, wie die *Wartburg* zu Eisenach, warum die Alten auf den Höhen des Landes in ihren Burgen lebten, und welche Lebensfreude damit verbunden war. Seitdem nun die Menschen herabgezogen sind zu einander, und sich alles um die Landstrasen versammelt hat, gierig nach fremden Sitten, wie nach fremdem Gelde, stehen die Höhen und Burgen verlassen und die Kunst scheint verloren, dieses herrliche Land auf die edelste und angemessenste Art zu bewohnen und zu beherrschen." „Statt des Furor Tedesco, dessen in den italiänischen Dichtern so häufig gedacht wird, ist nun die Geduld unsere erste Nationaltugend geworden, und nebst dieser die Demuth, zum Gegensatz jener ehedem herrschenden Gesinnung, wegen welcher noch zur Zeit Kaiser Karls V ein Spanier, der mit ihm dieses Land durchreiste, die Deutschen *los fieros Alemanes* nennt." Die Geschichte der Deutschen (wie der Römer und Araber) ist durchaus tragisch. Der lichteste und reichste Punct in diesem grosen Trauerspiel wird durch Kaiser Friedrich II bezeichnet. Nie war die Hoffnung gröser, kühner und näher, und nie das Mislingen ein so sichtbares Unglück. Aber noch oft kehrte, wiewohl in kleinerem Masstab, dasselbe Verhältniss wieder. Europa würde viel weiter seyn in Freyheit und Bildung, wenn der Mittelpunct der Kirche nicht nach Italien, sondern nach Deutschland verlegt worden wäre: grose Folgen hätte unter Karl V die Verbindung der Deutschen mit der spanischen Nation haben können, welche beide Nationen sich „durch aufrichtige Religiosität der Gesinnungen und Gefühle von jeher auf das stärkste ausgezeichnet haben, und am würdigsten und am geschicktesten gewesen wären, die anderen zu lenken:" ja wie ganz anders würde es seyn, wenn es nur dem tapferen Gustav Adolph gelungen wäre, den Gedanken eines schwedischen deutschen Kaiserthums auszuführen, und die natürliche Einheit der nordischen Nationen mit dem germanischen Körper wieder herzustellen! Gleichen Eindruck, wie die Wartburg, macht der Rhein. „Wie er durch Felsen mit Riesenkraft in ungeheurem Sturz herabfällt, dann mächtig seine breiten Wogen durch die fruchtreichsten Niederungen wälzt, um sich endlich in das flachere Land zu verlieren: so ist er das nur zu treue Bild unseres Vaterlandes, unserer Geschichte und unseres Charakters." Auf die Erinnerungen folgen *Bemerkungen*, grösstentheils den Nationalcharakter der Franzosen betreffend, für dessen Grundzüge der Vf. eine convulsivische Leidenschaftlichkeit und fröhliche Laune hält mit einer Beymischung von ziemlich gründlichem Egoismus. Der Vf. glaubt, dass man den Charakter eines Volks am besten nach den ersten Eindrücken, wo man noch im ganzen Sinne ein Fremder sey, auffassen könne, besser als durch thätiges Leben in und mit der zu charakterisirenden Nation. Unsere Zeiten haben ein Mittleres an die Hand gegeben, welches eben so gut zum Zweck führt — die Militärstrasen, insonderheit die Etapen-Orter. Sie erhalten das Bewusstseyn, dass der Gast ein Fremder sey, stets klar und frisch, und geben zugleich Gelegenheit, viele aus einem Volke nach einander zu beobachten, wie sie ihrem Naturell gemäss und im häuslichen, wie im öffentlichen, Leben geartet sind. Es schliesen diesen Auffatz, unter der Überschrift *„Betrachtungen"*, Ideen über unseren Welttheil und diese Zeit, namentlich über die mit der Krafteinheit des Orients sehr contrastirende Trennung in Europa, dessen nördlicher und südlicher Theil zwey durchaus verschiedene Länder zu seyn scheinen. Ideen von hohem Interesse, und einer weiteren Ausführung würdig! II. *Literatur. Klopstock, Winkelmann* und *Lessing* haben die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert eigentlich gegründet und gestiftet. Klopstock hat die Sprache gesäubert, eine mythische Poesie wenigstens gewollt, und nach dem Höchsten ernstlich gestrebt. Schade, dass sein bis zum Nichtgefühl des Gegentheils getriebener Protestantismus seiner Denkart eine poetische Ansicht des Christenthums unmöglich machte. Winkelmanns Enthusiasmus für das Alterthum und die Kunst, in einem unsterblichen Werke dargestellt, ist die Grundlage des Besten und des Edelsten unter uns geworden. Seine Geschichte, philosophischer, als noch keine war, ist unbewusste Poesie, er selbst aber gewissermasen als ein Vorgänger *Goethe's* zu betrachten. Lessings Geist, sein dialektischer Scharfsinn und polemischer Witz, seine ganze literarische Eigenthümlichkeit und Vielseitigkeit, wird noch so lange ein nachahmungswürdiges Beyspiel bleiben, als der gegenwärtige Zustand unserer Literatur dauert, und durch ihn noch Journale und Brochuren nothwendig gemacht werden. Goethe's dichterische Laufbahn ist die lehrreichste Einleitung zu der neuen Epoche und zum Studium der Poesie überhaupt: er ist als die Basis unserer Bildung zu betrachten. Die Poesie ist das letzte Ziel und die höchste Vollendung des Ganzen der Wissenschaft und Kunst, die Philosophie, d. i. der Idealismus die wesentliche Bedingung *sine qua non*, das Erhaltungsmittel und die Grundlage unserer neuen Literatur, und wenn erst aus dem Idealismus eine neue, philosophische Physik, die nichts seyn würde, als ein materiellerer Ausdruck desselben, in vollendeter Gestalt hervorgegangen seyn wird, dürfen wir hoffen, dass das neue Licht sich allgemein verbreiten, und das göttliche Princip überall herrschen und siegen werde. Nach diesen Ansichten würdiget der Vf. mehrere der

bedeutenden Werke unserer Literatur. Was vom „der göttlichen Erscheinung der *Genoveva*" *Tiek* zuzurechnen, wird sich beurtheilen lassen, wenn *Müllers* Genoveva erschienen seyn wird. Die *französische* Literatur bildet kein Ganzes, wie die deutsche. Physikalische Wissenschaften, schöne Literatur und Gelehrsamkeit, alles das steht ganz isolirt neben einander da, und greift durchaus nicht gegenseitig ein. Chemie und Beredsamkeit scheinen als die beiden Hauptzweige der französischen Literatur betrachtet werden zu müssen. III. *Über die Resultate der Expedition nach Ägypten.* Der Krieg hat die grossen Hoffnungen von dieser Expedition (für jetzt wenigstens) zernichtet. „Die Aussichten und Erwartungen der speculativen Europäer schrumpfen zu einigen Foliobänden ein, die uns die Entdeckungen, Anmerkungen, Risse und Zeichnungen der jetzt in Frankreich sogenannten Ägyptier, d. h. der Franzosen, die in Ägypten waren, mittheilen sollen." Von diesen Mémoires giebt dieser Auffatz einige Nachricht. IV. *Gedichte.* Einige Lieder und ein Sonnet von *D.*, sodann von *A. W. Schlegel* Variationen zu dem Thema:

Liebe denkt in süssen Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern,
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.

Dann „Raphael und ein gefühl- und sinnvolles Lied an den Tod, von *R.*, zuletzt Stanzen und ein (für den zweyten Theil der Lucinde bestimmtes) Sonnet von *Friedr. Schlegel.* V. *Über die pariser Kunstausstellung vom Jahre XI.* Bey dieser Ausstellung waren Portraite in Menge zu sehen. Die meisten schlecht; „der Charakter der Nation ist aber darinnen dargestellt, sie lachen alle." VI. *Nachricht von den Gemälden in Paris.* Dieser Auffatz zieht durch die tiefe Andacht, mit welcher er geschrieben, die Aufmerksamkeit in vorzüglichem Grade an. Von seinem rein antiken Standpuncte aus würdigt der Vf., was er für würdig hält, mit Kennerschaft und Consequenz. Er hat nur Sinn für die alte Malerey: von der französischen Schule und den ganz späten Italiänern spricht er nicht: selbst in der Schule der Caraccis findet er nur äusserst selten ein Gemälde, das ihm etwas wäre; die kalte Grazie des Guido hat wenig Anziehendes für ihn, und das Rosen- und Milchglänzende Fleisch des Dominichino bezaubert ihn nicht: für ihn sind Titian, Correggio, Julio Romano, Andrea del Sarto u. s. w. die letzten Maler. Er beschreibt dem gleichgesinnten Freunde seine Ansicht S. 114 in folgenden Worten. „Keine verworrenen Haufen von Menschen, sondern wenige und einzelne Figuren, aber mit dem Fleiss vollendet, der dem Gefühl von der Würde und Heiligkeit der höchsten aller Hieroglyphen, des menschlichen Leibes, natürlich ist; strenge, ja magre Formen in scharfen Umrissen, die bestimmt heraustreten, keine Malerey aus Helldunkel und Schmutz in Nacht- und Schlag-Schatten, sondern reine Verhältnisse und Massen von Farben, wie in deutlichen Accorden; Gewänder und Costume, die mit zu dem Menschen zu gehören scheinen, so schlicht und naiv, als dieses in den Gesichtern, (der Stelle, wo das Licht des göttlichen Malergeistes am hellsten durchscheint) aber, bey aller Mannichfaltigkeit des Ausdrucks oder Individualität der Züge, durchaus und überall jene kindliche, gutmüthige Einfalt und Beschränktheit, die ich geneigt bin, für den ursprünglichen Charakter des Menschen zu halten; das ist der Styl der alten Malerey, der Styl, der mir, ich bekenne hierin meine Einseitigkeit, ausschliessend gefällt, wenn nicht irgend ein grosses Princip, wie beym Correggio oder Raphaël, die Ausnahme rechtfertigt." In dem Geist und Sinn, welchen dieses Bekenntniss darlegt, redet der Vf., sich und uns oft an die dresdner Gallerie erinnernd, über mehrere, (1802) im Louvre befindliche, Gemälde von Fra Bartholomeo, Mantegna, Andrea del Sarto, Palma Vecchio, Julio Romano (dessen hohen Sinn, wie den seines Meisters, des Raphaël, die Neigung zur heidnischen Fülle und Pracht beherrscht und beseelt) und Titian (dessen eigentlicher Charakter die Tendenz zu dem Frappanten ist, zu dem, was Effect macht). Von S. 124 an geht der Vf. nicht mehr die Gemälde einzeln durch, sondern ordnet Alles unter gewisse, allgemeine Capitel, nach den Künstlern oder nach der Gattung, und der Nation, der sie angehören, oder auch nach noch allgemeineren Gesichtspuncten. Den Anfang macht er mit Correggio, dem musikalischen und allegorisirenden Maler, dessen Gemälde vorzugsweise in ihrem gemeinschaftlichen Zusammenhange betrachtet werden müssen, wenn man sie verstehen will. Bey Correggio verweilt der Vf. lange, nicht, weil er dessen Art zu malen für die rechte hält, sondern um an diesem Beyspiele den Künstlern und Kunstliebhabern bequem und recht deutlich zu zeigen, wie verschieden von der jetzigen die Denkart der alten Maler, und wie ganz anders ihre Absichten waren. Von Correggio geht der Vf. über zu einer anderen Gattung von Malern, die nicht nur wegen ihres älteren und herberen Sinnes und Charakters, sondern auch durch die tiefe Strenge ihrer Art und Denkart, oder durch den allumfassenden, gleichsam welterobernden Geist als die *Heldenkünstler* der alten Zeit erscheinen, die, wenn jener weiche Allegri jedes liebliche Gefühl, und auch die tiefste Rührung durch die Musik seiner Farben spielend in uns zu erregen weiss, statt dessen vielmehr stolze Tempel von erhabenen Gestalten wie zum ewigen Denkmal in strenger Symmetrie vor uns aufbauen, oder unser Auge durch die verschwenderische Fülle prachtvoller Triumphe des festlichen Lebens mit Freude und Erstaunen füllen. Den Anfang macht Leonardo da Vinci, der unter allen am meisten Verwandtschaft und Ähnlichkeit mit dem Correggio hat. Denn so strenge er in seinen Umrissen ist, so sehr auch der Begriff über das blosse Gefühl zu herrschen scheint; so objectiv wahr die Vollendung jedes Einzelnen ist: so ist doch in allen Gesichtern seiner Gemälde ein individuelles Lächeln sichtbar, welches eine sehr starke Familienähnlichkeit bis zur Monotonie hat, und allerdings manierirt genannt werden kann.

(Der Beschluss folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 12 AUGUST, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Wilmanns: *Europa.* Eine Zeitschrift, herausgegeben von *Friedr. Schlegel.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension).

Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient eine Madonna des Leonardo in einem kleinen Kniestücke etwas unter Lebensgröfse Nr. 922. „An diesem kleinen Gemälde möchten die Künstler lernen, dafs man auch unter Lebensgröfse durch die Verhältnisse, und durch ruhige Gröfse im Ausdruck und Gedanken colossal malen könne." Bey Gelegenheit der vortrefflichen Porträte von Titian, Holbein, Raphaël, Leonardo theilt der Vf. seine Ideen über das Porträt überhaupt mit. Holbeins Methode ist, soll das Portrait eine eigene, abgesonderte Gattung seyn, die einzig richtige. „Er geht nicht blofs auf den reizenden und imposanten Effect, sondern auf die treueste, tiefste Wahrheit und Objectivität aus; daher meistens die Stellung ganz gerade und einfältig, der Hintergrund nur eine dunkelgrüne Fläche, alles auch in der Tracht aufs fleifsigste und genaueste ausgeführt." Von Raphael wird bemerkt, dafs die Grundeigenschaft dieses allumfassenden Geistes, aus der man alle übrigen abzuleiten und zu erklären hat, Universalität sey, d. h. eine bewundernswerthe Vielseitigkeit und biegsame Gewandtheit, welche sogar die Manier und den Styl anderer Kunstverwandten (z. B. Michel Angelo, Masaccio, Correggio) anzunehmen, nachzubilden, und zu einem neuen Ganzen zu combiniren weifs. Diese Gedanken über Raphael werden erläutert und ergänzt durch den ersten Aufsatz im 2 Heft des 1 Bandes, in welchem einige, hieher gehörige, allgemeine Reflexionen über die alte und neue italiänische Schule und über die Gegenstände der Malerey enthalten sind, und insonderheit von der berühmten Transfiguration die Rede ist. Sehr belehrend ist, diese Ansicht des berühmten Gemäldes, na h Rec. Überzeugung die richtige, zu vergleichen mit dem, was der kenntnifsreiche *Benito Pardo de Figueroa*, über das nämliche Bild sagt in seiner durch Greuhm 1806 übersetzten Schrift: *Über die Transfiguration* von *Raphaël von Urbino.* — Den Beschluss dieser Abhandlungen machen Betrachtungen über einige vortreffliche altdeutsche Gemälde. Die älteste und erste Stufe der Kunstentwickelung in der deutschen Schule wird durch Johannes van Eyck (dessen Gestalten durchaus nicht niederländisch sind, in der spätern Bedeutung) bezeichnet. Sie ist die verständlichste und deutlichste. In Holbein beschliesst die Kunst ihre Entwickelung mit einer bis zur äufseren Glätte und Weichheit vollendet ausgebildeten Genauigkeit und Richtigkeit. In der Mitte zwischen diesen beiden entgegengesetzten Äufsersten pflege das Geheimnifsvollste zu wohnen, der unergründlichste und verwickeltste Tiefsinn. Diefs bewährt sich recht auffallend an Albrecht Dürer, „dem Shakspear, oder, wenn man lieber will, dem Jacob Böhme der Malerey." Von ihm sah der Vf. im Louvre einen Christus am Kreuz, von welchem Gemälde man sagen kann: Es ist vollendet, und vollendeter ist keins. — *VII. Ansichten und Miscellen.* Der Leser findet hier interessante Notizen über literarische, artistische, insonderheit theatralische Gegenstände und Personen, z. B. Talma als Orestes; auch manches Unterhaltende aus dem gesellschaftlichen Leben der Pariser in den höhern und gebildeten Cirkeln. Eine der interessantesten Bekanntschaften der Verfass. des Briefes an Adelaide von B. in Berlin S. 159-168 war Madame von Beauharnois, Tante der Kaiserin Josephine. Diese Dame, selbst durch geistvolle Schriften berühmt, hat immer in dem Cirkel der berühmtesten Männer ihrer Zeit gelebt. „Sie sah oft Buffon. Dieser liebte die Frauen, war aber sehr unbeständig, und keiner seiner Geliebten gelang es, sein Herz zu rühren und zu fesseln. Er kannte von der Liebe nichts, als die Sinnlichkeit. Eines Tages sprach er bey der Frau von Beauharnois mit vieler Kälte von seiner damaligen Geliebten. Wie ist es aber möglich, sagte die Frau von B., wie ist es möglich, dafs Sie mit so herrlichen Gedanken, mit so schönem und tiefem Gefühl für die Natur, dafs Sie gar keiner wahren Zärtlichkeit fähig sind? — Bey diesen Worten wurde Buffon sehr ernst, legte seine Hand auf die der Frau von B., sah ihr tief in die schönen Augen, und sagte langsam: Frau Gräfin! . . . Sie würden das nicht sagen, wenn sie meinen Artikel über die Tauben gelesen hätten." — —

Zweiter Heft. II. *Übersicht der neuesten Fortschritte der Physik.* Ein Kenner setzt hier vornehmlich *Ritters, Winterls, Berthollets* Verdienste aus einander, ohne zu verschweigen, was die Wissenschaft *Scheel, Herschel, Chladny, van Marum, Reinhold* in Leipzig, *Fourcroy, Volta* u. a. in- und ausländischen Naturforschern verdankt. III. *Beyträge zur Geschichte der modernen Poësie, und Nachricht von provenzalischen Manuscripten.* An *A. W. Schlegel* (von dem Herausgeber.) In seiner Nachricht über die äufserst seltne Teseide des Boccaz berichtigt *Fr. Schlegel* das, was er in den Charakteristiken und Kritiken über diese romantische Liebesgeschichte aus der Conjectur geurtheilt hat. Die Te-

seide und der Filostrato sind ihrem Charakter nach sehr verschieden. Jene hat nichts von der leichten Zierlichkeit, von dem mehr fröhlichen und zweydeutigen Ton, womit in dieser der Liebeshandel des Troilus und der Cressida erzählt ist. Die Teseide ist durchaus ernsthaft, etwas trocken, und zu den schönen Stellen gehören eher einige von den klagenden. Überhaupt aber steht die Seltenheit und die daher rührende Berühmtheit des Werkes nicht ganz im Verhältniss zu seinem poëtischen Werth, und es ist in der That nicht sehr belohnend, sich hindurch gearbeitet zu haben. Die Romane des Boccaz sind und bleiben seine wichtigsten Arbeiten, nicht bloss der Decamerone, sondern auch der Filocopo, und noch mehr der Ameto. Die Fiametta, wiewohl ein kleines Werk, ist der Anlage nach das eigenthümlichste, im Styl das vollendetste. — Dem Freunde der spanischen Dichtkunst muss die historische Untersuchung der Romanze besonders wichtig werden, und damit denn auch die literarischen Hülfsmittel dazu. Aber keine von den vielen Romanzensammlungen ist zweckmäsig. Besonders muss man warnen vor dem *Romancero general* in *Quarto*, da diese Sammlung in den Literaturbüchern als die vollständigste gerühmt wird. Sie ist fast ganz angefüllt mit einer ungeheuern Menge schlechter Romanzen aus der spätern Zeit, und nur deswegen merkwürdig, weil hie und da einige idyllische Romanzen vorkommen, die auf die Vermuthung führen können, dass man hier einige von den *romances infinitos* finde, deren Cervantes im *Viage al Parnasso* unter seinen Jugendversuchen erwähnt, und dass die Galatea erst die zweyte, umbildende Behandlung eines schon früher von diesem Dichter besungenen Stoffs sey. Für die älteren, besseren Romanzen ist, ausser den *Guerras civiles de Grenada*, der kleine Romancero in Duodez von 1555, dessen sich vielleicht Cervantes bedient hat, zu empfehlen. — So wie man die stolze Sprache der Spanier dem dorischen, die kunstgebildete der Italiäner dem attischen, so könnte man das Portugiesische in seiner Weichheit dem ionischen Dialekt der hellenischen Sprache vergleichen. Die spanischen Dichter charakterisiren die portugiesische Sprache, als die Sprache der Liebe und des weichen Genusses. Der Ursprung der portugiesischen Poesie ist wegen Seltenheit der Bücher nicht ganz mit Sicherheit anzugeben. Doch so viel ist gewiss, dass er grundverschieden ist von dem Anfange der spanischen: die Romanze hat fast gar keinen Einfluss da gewonnen, und die Lieder sind ganz anders. Aus den Nachrichten, die man von den Chroniken einheimischer Geschichte hat, muss man schliessen, dass schon in dem ersten Anfange die Ruhmbegierde und das wirkliche Leben der Nation innig mit ihrer poëtischen Anlage verbunden gewesen. Die Vollendung der portugiesischen Poësie ist desto deutlicher in den schönen Gedichten des grossen Camoens, dessen Lusiade „das einzige Werk ist, das noch neben Homer ein episches Gedicht genannt zu werden verdient." — Zur Kenntniss der provenzalischen Literatur fehlt es noch sehr an Hülfsmitteln. Gedruckt ist nur das wenige im Crescimbeni, einige Stellen in dem italiänisch-provenzalischen Lexicon, *la crusca provenzale*, in Tassonis Schrift gegen Petrarca und in einigen französischen Werken zur Special-Geschichte jener Provinzen. Aber alles unzulängliche Bruchstücke. An provenzalischen Manuscripten ist die kaiserliche Nationalbibliothek zu Paris, und, durch den Nachlass des Curne de St. Palaye, auch die Bibliothek des Arsenals sehr reich. Ausser den Sammlungen lyrischer Gedichte in provenzalischer Sprache, ist auch ein Cancionero in catalonischer Sprache vorhanden, und der Herausgeber vermuthet mit Grund, dass es besonders zwey Hauptdialekte der ältesten romantischen Sprache gegeben, wenigstens für den poëtischen Gebrauch; den provenzalischen und den catalonischen Dialekt. Die catalonische Poësie aber scheint beträchtlich jünger, als die provenzalische. IV. *Über das spanische Theater*. Von *A. W. Schlegel*. Man hat zwar immer die Vortrefflichkeit der spanischen Bühne anerkannt, auch aus dieser Quelle geschöpft: aber bekannt gemacht haben uns die Übersetzer fast nur mit den Intriguen-Lustspielen und die spanische Poësie in Prosa aufgelöst. Die Intriguen-Lustspiele machen aber, so bewundernswürdigen Scharfsinn sie auch verrathen, keinesweges die glänzendste Seite des spanischen Theaters aus. Vielmehr offenbart die dramatische Kunst der Spanier erst in den Schauspielen, die in einem höheren Sinne romantisch genannt werden können, ihre einheimischen und eigenthümlichen Schönheiten. Die ältesten bedeutenden Nachrichten und Urtheile über das spanische Theater finden sich in den Schriften des Cervantes zerstreut. Er hatte die Anfänge desselben erlebt, und war berechtigt, sich als einen der Stifter anzusehen, da er in seiner früheren Epoche zwanzig bis dreyssig Stücke mit grossem Beyfall auf die Bühne gebracht. *Lope de Vega*, unter allen populären und beliebten Theaterschriftstellern, die je gelebt haben, einer der ausserordentlichsten, und der es wohl verdiente, von Cervantes ein Wunder der Natur genannt zu werden, verdrängte diesen durch grössere Fruchtbarkeit und glänzendere Effecte. Allein *Don Pedro Calderon de la Barca* trat auf: ein eben so fruchtbarer Kopf, ein eben so fleissiger Schriftsteller, als *Lope* (er hat, seiner geistlichen, allegorischen Acte und seiner Nachspiele, gegen 200, nicht zu gedenken, 120 dramatische Arbeiten, vom 14 bis zum 81 Jahr seines Lebens, geliefert), und ein ganz anderer Dichter, ein Dichter, wenn es je einen gegeben. Unter der grossen Menge seiner Werke, was bemerkt zu werden verdient, findet sich nichts aufs Gerathewohl hingeworfenes; alles ist nach sicheren, consequenten Maximen, mit den tiefsten künstlerischen Absichten, in vollkommener Meisterschaft ausgearbeitet, so dass auch nicht Eine verwahrloste Zeile aus seiner Feder geflossen. — So begeistert musste der Vf. von seinem Dichter seyn, wenn er uns seine Werke so gelungen wiedergeben wollte, als er gethan, oder, leider, nur zu thun angefangen. Jetzt ist in Spanien der französische Einfluss vorwaltend, und es will dort Ton werden, das ältere, glorreiche Theater, und vor allem den Calderon nicht mehr recht anzuerkennen. V. *Gespräch über die neuesten Romane der Französinnen*. Von D. Eine interessan-

te Unterredung zwischen drey geistreichen Frauen von unterschiedenen Ansichten über die Delphine, nebenbey auch über die Romane der Frau von Genlis, „die, nach Constanzens Urtheil, gar zu stark aufs Erziehen losgeht.“ „Und nun genug“, so schliesst das Gespräch, „lasst uns Romeo und Julie zusammen lesen, oder ein Stück des Don Quixote; lasst uns in dem heiteren Himmel, dem frischen Grün des Waldes, den tausendfarbigen Blumen und hellglänzenden Sternen dieser Dichtungen unser Gemüth erheitern, und Leben und Tod in ihnen erkennen: wer dann noch sein Herz nicht rein fühlt, und wer dann noch zu seiner Ausbildung bedarf, was manche Moral nennen, der kann uns nicht verstehen, und wir nicht ihn.“ VI. *Einige Nachrichten über die neuesten Arbeiten der pariser Philologen.* Jetzt durch ihre Vollendung und Erscheinung grösstentheils unter uns bekannt. VII und VIII. *Die Sylbenmasse* und *kleine Gedichte aus dem Griechischen* von *A. W. Schlegel.* Zur Probe, als hieher gehörig, der *Choliambe* oder *Skazon* S. 118:

Der Choliambe scheint ein Vers für Kunstrichter,
Die immerfort mitsprechen, ob's gleich schlecht fort will,
Und eins nur wissen sollten, dass sie nichts wissen.
Wo die Kritik hinkt, muss ja auch der Vers lahm seyn.
Wer sein Gemüth labt am Gesang der Nachteulen,
Und, wenn die Nachtigall beginnt, das Ohr zustopft,
Dem sollte man's mit scharfer Dissonanz abbau'n.

Zweyter Band, erstes Heft. I. *Über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters.* Einige Vorlesungen in Berlin, gehalten von *A. W. Schlegel. Erste Vorlesung.* Übersicht des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Literatur. Das Volk, der gemeine Mann hat eine Literatur. Diese besteht aus den unscheinbaren Büchelchen, die schon in der Aufschrift: „Gedruckt in diesem Jahr“ das naive Zutrauen kund geben, dass sie nie veralten werden, und sie veralten auch nicht. (Man vergleiche hierüber die inhaltvolle Schrift von Görres: Die deutschen Volksbücher u. s. w. Heidelberg 1807.) Die höheren, gebildeten Stände unserer Nation haben keine Literatur, wenn nämlich Literatur heisst „ein Vorrath von Werken, die sich zu einer Art von System unter einander vervollständigen, worin eine Nation die hervorstechendsten Anschauungen ihrer Welt, ihres Lebens niedergelegt findet, die sich ihr für jede Neigung ihrer Phantasie, für jedes geistige Bedürfniss so befriedigend bewährt haben, dass sie nach Menschenaltern, nach Jahrhunderten mit immer neuer Liebe zu ihnen zurückkehrt.“ Der Vf. beweist seine Behauptung namentlich aus der Beschaffenheit unserer poetischen, insonderheit dramatischen Literatur und dem Charakter der Journale und recensirenden Zeitungen, deren Gebrechlichkeiten mit grellen Farben dargestellt werden. Es ist jedoch in Absicht ihrer nicht zu übersehen, dass sie, ausser dem höchsten Zwecke — Kritik — auch noch einen anderen wichtigen und in unseren Verhältnissen nothwendigen Zweck vor Augen haben sollen, den nämlich, die Gelehrten, welche nicht alles kaufen, leihen und lesen können, durch getreue Berichte mit dem bekannt zu machen, was sie interessiren kann, und wollte Gott! dass nur alle Recensenten erst getreulich berichten könnten und möchten. — *Zweyte Vorlesung.* Zustand der Literatur bey den übrigen gebildeten Nationen. Zustand der schönen Künste. Übergang zur Charakteristik des Zeitalters überhaupt. Höchste Strebungen des Menschen. — *Solamen miseris!* — Auch bey den anderen, ausgezeichnetesten Nationen ist der Zustand der Literatur, insonderheit der schönen, wenig erfreulicher, als bey uns. Wie könnte diess auch anders seyn bey dem noch immer herrschenden Geiste des Zeitalters? Das Zeitalter erschöpft sich in erfinderischen Bemühungen um die irdische Wohlfahrt, die für das allein Reelle gehalten wird, verabsäumt aber darüber das höhere Heil, den Anbau des himmlischen Erbtheils, und ist mehr, als gleichgültig, gegen die höheren Strebungen, d. i. Philosophie und Poesie, dann Religion u. Sittlichkeit, die das wahrhaft Reelle und Nothwendige sind. Da nun diese vier Regionen oder Elemente der menschlichen Natur (wie sie der Vf. nennt) der Urquell aller Ideen sind, welche das Leben ordnen, erheben, verschönern: so kann behauptet werden, dass der herrschende Charakter unserer Zeit eben in einem allgemeinen Verkennen der Ideen, „der organischen Gedanken, nach deren Hinwegnahme nur ein todter Mechanismus zwischen den ihnen untergeordneten Begriffen übrig bleibt“, beynahe in einem Verschwinden derselben von der Erde, wofern diess möglich wäre, besteht. Diese Bemerkung ist der Eingang zur *dritten Vorlesung*, welche sodann über den wissenschaftlichen Zustand der Geschichte, Philologie, der physikalischen Doctrinen, über die gesellige Verfassung, Pädagogik, Aufklärung, (die das ökonomische Princip zur Herrschaft erhoben, und seiner Herrschaft überal fröhnt), endlich über Toleranz, Humanität und Denkfreyheit treffende Worte sagt. Und es werden diese Worte, denen anfangs die der Toleranz und Humanität sich rühmenden, oft mit Hohn und Spott, eifernd und geifernd entgegensprachen, gegenwärtig Eingang finden. Denn bey dem, was der Vf. und die ihm Gleichgesinnten zur Erregung des inneren Lebens der Menschheit in mannichfaltigen Formen gesagt, ist bewährt worden, was Garat lehrt: *Tel est l'effet de la verité; on la repousse, mais en la repoussant, on la voit et elle penètre.* Darum nun, weil Rec. mit Zuversicht hoffen kann, dass diese Ideen jetzt empfängliche Gemüther finden, wünscht er, wie der ganzen Schrift, so insonderheit diesen Vorlesungen recht viele Leser: indem die Denkart, dass die Menschheit eine Pflanze sey, welche im Äusseren wurzelt, noch sehr allgemein, und es nicht Scherz, sondern Ernst ist, dass viele, die, von der Zeit der Aufklärung gebildet, sich mit ehrlichem Herzen für recht verständig halten, einstimmig sind mit den guten Leuten, die im Anzeiger der Deutschen mit Offenheit ihre Überzeugung bekennen, dass das Seyn oder Nichtseyn der Moralität davon abhänge, ob man ein Tabakraucher oder etwas dergleichen sey oder nicht sey. — In der *vierten Vorlesung* stellt der Vf. die Begebenheiten dar, aus welchen der Geist des Zeitalters, die ungebührliche Herrschaft des Verstandes im Verhältniss zur Vernunft und Phantasie, sich entwickelt hat, und schliesst mit einem wiederholten Bekenntniss seines Glaubens an eine neue, bessere Zeit, welches, so bestimmt und klar, ja populär, wie

es hier geäusert wird, auch von dem Beschränktesten und Missgünstigsten nicht missverstanden werden kann. II. *Nachtrag italiänischer Gemälde*, (nicht bloss *italiänischer*, auch von Gemälden aus der *spanischen* Schule z. B. von Murillos, dem spanischen Correggio, ist hier gehandelt), von demselben Kenner des Antiken, der im *zweyten* Heft dieses Bandes unter No. I den *zweyten* und No. VI den *dritten Nachtrag alter Gemälde* geliefert hat. Was wir oben (in der Anzeige von No. VI. H. 1. B. 1) von ihm angeführt, wird hinreichen, den kunstsinnigen Leser zu reizen, sich an dem zu erfreuen und zu belehren, was in diesen Auffätzen über den ausgesuchten Kunstschatz Lucian Bonaparte's und über andere alte Gemälde im Louvre, in St. Cloud, in Brüssel, Düsseldorf, Cölln bemerkt worden. III. *Probe einer metrischen Übersetzung des Racine*. Erster Act des Bajazet. Diese Übersetzung ist, nicht bloss durch das Metrum und Assonanzen und Reim, poëtischer als das Original, und Rec. ist ganz der Meinung des von Racine durchaus nicht einseitig eingenommenen Übersetzers, dass es wenigstens für jetzt, da unser Theater erst im Werden ist, nicht gut gethan seyn würde, der, dem Deutschen natürlichen Toleranz und vielseitigen Empfänglichkeit, selbst für das minder Vortreffliche, in Absicht auf das Schauspiel gewaltsam entgegen zu arbeiten. IV. *Erzählungen von Schauspielen*. In einem Gespräche, welches eine Kranke, eine Gesunde, ein Erzähler, ein Weltfreund und der Schreiber mit einander führen, werden etwa 13—14 parisische Theater, von denen mehrere jetzt geschlossen sind, charakterisirt und kritisirt. Man übersehe nicht die Vorerinnerung des Herausgebers! Insonderheit ist zu wünschen, dass die französischen Dichter, namentlich die tragischen, nur das beherzigen möchten, was S. 143 geschrieben ist. „Es ist auffallend, welchen Einfluss die Wahl des Sujets auf den Werth der französischen Tragödie hat. Am unglücklichsten sind die griechischen Gegenstände, wegen der, durch die Einmischung französischer Sitten, Ansichten und Redensarten, unvermeidlichen Erregung des Gefühls der Parodie (vgl. S. 122 die Vorerinnerung zu Racine's Bajazet); aber auch moderne Geschichte aus der eigentlichen romantischen Zeit, spanische, arabische und andere, werden immer so wenig historisch, so unwahr behandelt werden, dass der Anstoss durch nichts vergütet werden kann. Sehr merklich ist der Unterschied mit den römischen Sujets, besonders denen der späteren Zeit. Sie gelingen ihnen merklich besser, und sind weniger unwahr, wegen der grösseren Annäherung zum eigenen Nationalcharakter. Wie ungleich besser würde es noch seyn, wenn die Dichter durchaus nur Gegenstände der französischen Geschichte behandelten! Da würde ihre Manier passen, und sie selbst würden immer mehr sich der Wahrheit nähern." — V. *Miscellen*. Sie enthalten eine Ankündigung der geistvollen und umfassenden „*Sprachlehre* von *Bernhardi*" von *A. W. Schlegel* und eine Nachricht von dem, an athenienfischen Kunstschätzen und Kenntnissen reichen, *Choiseul-Gouffier*.

Das *zweyte* Heft ist mit einem Kupfer von Lips geschmückt, welches den heiligen Michael darstellt nach dem im Louvre befindlichen grossen Gemälde von Raphael, wovon im ersten Hefte geredet worden. Es enthält, ausser den schon erwähnten Auffätzen No. I und VI folgendes. II. *Geschichte von Bachram Gur*, aus dem Persischen des Ferdusi von *Gottfried Hagemann*. Diese Probe beweist, dass ihr Urheber würdig ist, in Gesellschaft mit *F. Schlegel* und *J. von Hammer* für die Beförderung der Kenntniss orientalischer Literatur und Kunst zu arbeiten. III. *Epochen der griechischen Philosophie* von *Fr. Ast*. Der Vf., von dessen philosophischen Ideen wir zur Probe hier nur einige aufzeichnen wollen, begründet die drey grossen Epochen der griechischen Philosophie 1) Ionische Philosophie = Realismus, Natur, Epos. 2) Pythagoraeische Philosophie = Idealismus, Geist, Lyra. 3) Attische oder platonische Philosophie = Ideal, Harmonie. Aus der bewusstlosen Nacht des Thales weckte Pythagoras die Philosophie und führte sie dem Morgen des ideellen Bewusstseyns entgegen: Platon erhob sie zu ihrer Mittagshöhe, von welcher sie sich im Stoicismus, der ihr die eine Hälfte des Universums verschloss, zu ihrem Abend niedersenkte, und endlich durch Epikurs sich selbst auflösende Lehre der Nacht wieder zugeführt wurde, aus welcher sie hervorgegangen. IV. *Gedichte*. Zwey gemüthliche, deutsche Dichtungen von *D. L. M. F.* V. *Gespräche über Tieks Poesie* von *Hermina von Hastfer*. Der Poetische und das kindliche Gemüth vereinigen sich leicht über ihren Werth. „Meine ganze Sehnsucht darnach, sagt das letztere zum Schluss, ist wieder rege geworden. Komm! lass uns ihn lesen!" — Und so lasst uns denn auch die Europa lesen, und zieht eure Hand nicht ab von dem Werk, ihr Männer, die ihr es angefangen!

GL.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Nürnberg*, b. Raspe: *Anthologie für Knaben und Mädchen*. Ein unterhaltendes Lesebuch zur Bildung des Verstandes und Herzens. 1804. 184 S. 8. (12 Gr.) Diese Anthologie enthält: Denksprüche, moralische Anekdoten, Fabeln, Erzählungen, Beyspiele der Weisheit und Tugend, moralische Maximen, morgenländische Fabeln, Vorschriften nützlich zu studiren, Allegorieen, Unterhaltungen zwischen einem Vater und seinem Sohne von der Welt, von der Erde und den darauf befindlichen Geschöpfen, und über die Begriffe von Glückselig und Unglückselig, Geschichten, Weisheitslehren und philosophische Gedanken. — Die Abtheilungen sind sehr unbestimmt und vag, und geben das nicht, was ihre Überschriften versprechen. Wer suchte wohl unter dem Titel „Moralische Maximen" kleine Abhandlungen über die Wichtigkeit der Erziehung, oder von den Kenntnissen, die sich ein junger Mensch erwerben muss? Die Beyspiele der Weisheit und Tugend sind in nichts von den moralischen Anekdoten unterschieden, und die philosophischen Gedanken sind moralische und religiöse Vorschriften zum Theil, zum Theil weder das eine, noch das andere, noch das dritte, z. B. „die Bücher sind beständig bey uns, sie dienen uns überall, sie begleiten uns, sie trösten uns in der Einsamkeit, sie befreyen uns von der Last einer verdriesslichen Langeweile, sie verjagen die Überlästigen, sie schwächen die Streiche des Schmerzes, *wenn dieser nicht tief geht*, sie leihen der Zeit Flügel und lassen in der Seele eine innere Zufriedenheit zurück u. s. f. Wehe dem, der die Bücher nicht liebt!" Fast sollte man hieraus schliessen, dass der Vf. dieser Anthologie ein Buchhändler sey. Sey aber dieser moralische Blumensammler, wer er wolle; er hat seine Blumen nicht zu ordnen verstanden, und seinen Strauss nicht gut gebunden.

D. N. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 13 AUGUST, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Anti-Leviathan* oder *über das Verhältniss der Moral zum äussern Rechte und zur Politik.* 1807. (In drey Hefte getheilt.) XIV u. 418 S. 8. (1 Rthlr. 10 Gr.)

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, wenn man selbst Geschäftsmänner die Feder ergreifen sieht, um einen den ächten politischen Blick, so wie das moralische Gefühl durch seine Sophismen gleich verdunkelnden Schriftsteller zu bekämpfen. Diess ist der Fall mit gegenwärtiger Schrift, welche der Vf. als das Product einer kurzen Musse von öffentlichen Geschäften ankündigt. Sie ist gegen das System eines Mannes gerichtet, der in der neuesten Zeit durch Paradoxieen zu glänzen bemüht, leider nur zu viel unberufene Nachbeter fand, welche auf der neu eröffneten Bahn, leichter als auf der alten, wohlbekannten, wo eben desshalb ein jeder Fehltritt um so eher bemerkt wird, Lorbeern zu erringen hofften. So sehr aber auch Rec. dem Systeme des Hn. *Buchholz* abhold ist, und so sehr er in vorliegender Schrift dem Scharfsinne und der Gelehrsamkeit des Vfs. volle Gerechtigkeit widerfahren lässt: so wenig kann er doch alle Behauptungen desselben unbedingt unterschreiben. Überzeugt, dass die gute Sache nur dabey gewinnen kann, wenn sie von verschiedenen Gesichtspuncten aus untersucht wird, will Rec. seine Bemerkungen den aufgestellten Sätzen des Vfs. gegenüber stellen und untersuchen, in wie weit dessen Behauptungen haltbar seyn möchten oder nicht. Rec. wird sich zu dem Ende bemühen, den Ideengang des Vfs. mit der Genauigkeit, welche die Grenzen dieser Blätter erlauben, zu verfolgen, und an den schicklichen Plätzen seine Anmerkungen einschalten.

Als Einleitung schickt der Vf. des *Anti-Leviathans* seinem Werke einen kurzen Auszug aus einer anderen Schrift des Hn. *Buchholz*, dessen *Darstellung eines neuen Gravitations-Gesetzes für die moralische Welt*, Berlin 1802, voraus, sammt einer gründlichen Prüfung ihres Inhalts. (S. 1—48.) — Das Werk selbst ist in drey Hefte getheilt, welche wiederum in mehrere Capitel zerfallen. Gleich das erste Capitel des ersten Hefts, welches über den ursprünglichen Contract handelt, enthält zum Theil Ansichten, welche von denen des Rec. sehr verschieden sind. Der Vf. fasst diese ganze Untersuchung unter drey Gesichtspuncte zusammen: 1) Sind die Staaten wirklich durch Vertrag entstanden? 2) oder wenn sie auch ohne Vertrag entstanden sind, giebt ihnen dieser nicht *jetzt* ihre Haltung? 3) Und es mag sich mit der Geschichte verhalten, wie es will, *sollten* wenigstens die Staaten nicht durch Vertrag entstehen und gehalten werden? Keine dieser drey Fragen, behauptet der Vf., könne allein durch Geschichte gelöst werden, indem diese blos die Facta, so weit die Sinne reichen, angebe, nicht aber die Beweggründe zu diesen Facten, welche nur allein durch Anschauen unserer selbst und durch Schlüsse aufgefunden werden können.

Sittlichkeit oder Bildung zur Freyheit unter der Herrschaft des Gesetzes ist höchster Naturzweck. Des Menschen sinnliche Natur gebietet ihm Selbsterhaltung, dazu sind ihm die äusseren Dinge unentbehrlich; allein nur die Wesen, welche nicht zu seiner Gattung gehören, darf er dazu gebrauchen, alle Wesen seiner Gattung dagegen muss er als Selbstzwecke behandeln. Daraus entwickeln sich alle Rechte und Pflichten in einer Gesellschaft. So entsteht der Begriff von Freyheit und Gleichheit. Nach diesen Bestimmungen fragt sich, wie gelangt der Mensch zur Disposition über Person und Sachen des Andern? Nur durch Vertrag — durch freye Übereinstimmung des Rechtgebenden und Rechtnehmenden. Sonach muss also auch nach dem Vf. Vertrag als die einzige moralisch mögliche Weise, Herrschaft und Unterwerfung, — Staatsverein —, zu Stande zu bringen, angesehen werden. — Durch diese Deduction sucht unser Vf. den Staatsvertrag zu begründen; er widerlegt zugleich den Vf. des neuen Leviathans, welcher diesen Vertrag ableugnet, weil er mit dem Naturgesetze der Entwickelung in Widerspruch stehe, da dieses beständige Veränderung verlange, Vertrag aber den gesellschaftlichen Zustand figire.

In dem zweyten Capitel des ersten Hefts, in welchem der Vf. von dem gesellschaftlichen Vertrage in Beziehung auf die Regierung handelt, sucht er die Gründe zu widerlegen, welche der Vf. des neuen Leviathans aus der Genesis der Regierung gegen den Socialcontract hergenommen hat. Hr. *Buchholz* nimmt die Furcht als die Erzeugerin der Regierung an. Unser Vf. giebt diess allerdings in so weit zu, dass die Furcht antreibe, Übel zu vermeiden; die Mittel aber, die Art und Weise, durch welche diess geschehen könne, können nur duch Vernunft aufgefunden werden.

Wie aber auch die Regierung sich gebildet haben möge, so, meint unser Vf., könne sie dennoch nirgends anders, als durch freye Anerkennung der Regierten, durch Vertrag sich erhalten und ausbilden.

ränetät. Beide Untersuchungen sind hier zusammengefasst. Zweyerley Foderungen wird nach dem Vf. eine schon etwas gebildete Nation an die Regierung machen, wenn sie in den Fall kommt, sich eine Constitution zu geben: positiv, Erhaltung und Beförderung des sinnlichen Lebens und Wohlseyns, negativ, Nichtstörung der geistigen Entwickelung durch Freyheit. Welche Constitution, welche Regierungsform wird hiezu die zweckmäfsigste seyn, welche wird am besten gewählt werden? Nur die Klugheit und die jedesmaligen Umstände müssen darüber entscheiden. Der Vf. des n. L. verwirft die gewöhnliche Eintheilung in Monarchie, Aristokratie und Demokratie, denn ein jeder Staat sey eine *res publica*, ein Gemeinwesen. Die Gleichheit — Verwerfung aller erblichen Vorzüge, sey das Princip der Republiken. — Die wahre ächte Gleichheit, bemerkt unser Vf. dagegen, bestehe in der Gleichheit vor dem Gesetze, die Rechte des einen sollen gleich heilig respectirt werden als die des anderen. Alle Staaten, welche der Vf. des neuen Leviathan Republiken nennt, theilt er alsdann wieder in Monarchieen und Polyarchieen. Unter den ersten versteht er diejenige Regierungsform, wo die oberste Gewalt ungetrennt in den Händen einer einzigen, gleich viel ob einer physischen oder moralischen, Person ist; Polyarchie ist ihm hingegen da, wo Trennung der Zweige der obersten Gewalt Statt findet. — Unser Vf. befolgt die gewöhnliche Eintheilung der Regierungsformen nach der Zahl der Herrscher, in Demokratie, Aristokratie und Monarchie; die neuere ungleich passendere vom Hofrath *Heeren* aufgestellte Eintheilung in Republik, Autokratie und Despotie hat Rec. zu seiner Verwunderung gar nicht einmal erwähnt gefunden.

Die Schranken, ausser den naturrechtlichen, für die Ausübung der obersten Gewalt, sind nach dem Vf. von doppelter Art, entweder positive Staatsgesetze, oder die Theilnahme der Nation oder ihrer Repräsentanten an der Ausübung gewisser Hoheitsrechte. Dergleichen Schranken verwirft der Vf. des n. L. unbedingt. Unser Vf. unterscheidet Trennung und Theilung der Hoheitsrechte unter mehrere Personen, von der Mäfsigung und Beschränkung in der Ausübung einzelner derselben. Wo Beschränkung Statt findet, da nennt dennoch der Vf. den Regenten Souverän, zumal wenn er noch obendrein als rechtlich unabhängig von aller menschlichen Gewalt angesehen wird. Nachdem darauf der Vf. die Fichtische Idee eines Ephorats geprüft, und ihre Unausführbarkeit gezeigt hat, geht er zu der Untersuchung über, ob Beschränkung oder Unbeschränktheit der Monarchie der Staatsklugheit angemessener sey, und durch welche von beiden der Staatszweck am sichersten erreicht werde. Die Wirkungen der Beschränkung betrachtet er unter 3 Gesichtspuncten, 1) in Hinsicht auf die Thronfolge, 2) in Hinsicht auf die Art und Weise, wie Verstand und Wille des Regenten zur Identificirung mit dem Staatszwecke fähig und geneigt gemacht wird, und endlich 3) in Hinsicht auf die formellen und materiellen Objecte, die dem Staatszwecke vorliegen, oder in Rücksicht auf den Staatszweck selbst, theils nach seinen inneren, theils nach seinen äusseren Verhältnissen.

Was den ersten Punct anbetrifft, so ist es, da die Wählbarkeit des Thronfolgers zu vielen Inconvenienzen ausgesetzt ist, nach dem Vf. vorzüglich nöthig, durch eine feste Constitution den Übeln vorzubeugen, welche ein schlechter oder charakterloser Regent, denn beides gilt ja in der Praxis beynah gleichviel, dem Staate zufügen könnte, eine Constitution, welche dem Willen des Regenten eine bestimmte Richtung gebe, und wo zugleich Volksrepräsentanten über die Beobachtung der Staatsgesetze wachen.

Was den zweyten Punct betrifft, die Wirkung der Beschränktheit in Beziehung auf den Verstand und Willen des Regenten, so beleuchtet hier der Vf. einmal die Frage: durch welche von beiden Regierungsformen der Regent am besten einsehen lerne, was er thun soll, also welche von beiden am wohlthätigsten auf seinen Verstand wirke. Die Beantwortung fällt zum Vortheil der beschränkten Regierungsform aus. — 1) Positive Staatsgesetze geben dem Nachdenken des Regenten über den Staatszweck und die Mittel, ihn zu erreichen, eine bestimmte Richtung, hemmen aber dadurch auch gewissermaßen den Flug des Genies, welches sich seinen Regierungsplan selbst entwerfen möchte. 2) Stände erweitern den Gesichtskreis des Regenten, können ihn aber auch beschränken, wenn ihre nöthige Einwilligung die Meditation des Regenten hemmt. — Positive Staatsgesetze verwirft der Vf. des n. L. gänzlich: von keiner Seite soll die Einsicht des Regenten beschränkt seyn, denn er sey die höchste Intelligenz im Staate. Wehe dem Staate, sagen wir mit unserem Vf., wo der Regent sich für die höchste Intelligenz hält, oder wo vielleicht ein ausserordentliches Genie auf dem Throne die ganze Staatsmaschine so einrichtet, dass nur ein ihm gleiches Genie sie lenken kann! Sie muss dann unter einem schwachen Regenten, und selten zeigt uns bis jetzt die Geschichte mehrere Genies nach einander auf demselben Throne, bald in vollkommene Desorganisation zerfallen. Jeder denkende Beobachter hat gewiss schon oft Gelegenheit gehabt, diese Bemerkung zu machen, welche noch in den neuesten Zeiten durch das Schicksal der preussischen Monarchie so auffallend bestätigt worden ist. Ob aber gerade Landstände, wie unser Vf. behauptet, das trefflichste Mittel sind, diesem Nachtheile vorzubeugen, darin möchte Rec. nicht unbedingt einstimmen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

NEUE AUFLAGEN.

Königsberg, b. Nicolovius: *Vaterländisch-historisches Taschenbuch auf alle Tage im Jahre.* Ein Lesebuch zur Unterhaltung für die Freunde der vaterländischen Geschichte und zur Belehrung für die vaterländische Jugend. Herausgegeben von *Fr. Rambach*, königl. Prof. Wohlfeile Ausgabe. 1808. 1 Bd. X u. 420 S. 2 Bd. 388 S. 3 Bd. 459 S. 8. (2 Thlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 AUGUST, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Anti-Leviathan* oder *über das Verhältniss der Moral zum äusseren Rechte und zur Politik u. s. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ungleich wichtiger aber ist, wie unser Vf. sehr richtig bemerkt, die Untersuchung der Frage, welche von beiden Verfassungen, die beschränkte oder unumschränkte, am wohlthätigsten auf den Willen des Regenten einwirke. Durch Constitutionen hat man der Sinnlichkeit der Regenten einen Damm zu setzen gesucht. Unser Vf. untersucht daher vorzüglich die Frage: ob überhaupt eine Constitution einen sicheren Damm gegen die Eruptionen eines nicht gut gerichteten Willens abgebe, und gesetzt sie thäte es nicht, ob nicht die Schranke, die jede Verfassung, auf positiven Gesetzen beruhend, der richtigen Einsicht und dem guten Willen des Regenten entgegensetzt, die völlige Wegräumung derselben wünschenswerth macht? Gegen eine ständische Verfassung führt der Vf. selbst 2 Haupteinwürfe an: 1) das Spiel der Staatsmaschine werde verwickelter und schwieriger; 2) angenommen, der Wille der Stände sey aufs Gute gerichtet, wie wird es möglich seyn, ihnen einen bedeutenden Einfluss auf den Willen des Regenten zu verschaffen? Richterliche Gewalt kann ihnen über den Regenten nicht eingeräumt werden, ohne diesem die Souveränetät zu nehmen, sie werden also nur durch moralischen Zwang auf die Sittlichkeit des Regenten wirken können; wenn diese ihn daher nicht schon von selbst zum Rechthandeln vermöge, so, scheint es, würden auch die Stände diess nicht zu thun im Stande, also auf jeden Fall vollkommen überflüssig seyn. Allein dagegen bemerkt unser Vf., dass selbst die schon vorhandene Moralität des Regenten durch die Stände eine nicht unbedeutende Hülfe erhalte. Die Achtung für die hohen Menschenrechte seines Volks werde dem Regenten sehr dadurch erleichtert, dass er dasselbe fortdauernd in seinen Repräsentanten gleichsam versinnlicht erblicke. — Aber auch auf die bloss sinnlichen Triebfedern des Willens des Regenten wirkt, nach unserem Vf., eine ständische Verfassung nicht minder wohlthätig. So wirkt sie 1) auf den Trieb der Selbsterhaltung, indem der Regent fürchten muss, die Constitution unter die Füsse zu treten, jedoch zugleich auch auf der anderen Seite vor jeder Explosion roher Gewalt gesichert ist, so lange er die Constitution achtet und seine Pflicht erfüllt.

So wie auf den Trieb der Selbsterhaltung, so wirkt auch eine beschränkte Verfassung wohlthätig 2) auf die wechselseitige Liebe zwischen Regenten und Volk, welche dadurch sehr befördert werden wird, dass der Regent durch Übernahme constitutioneller Verbindlichkeiten seine Achtung für Recht und Pflicht an den Tag legt; 3) auf die Ehrbegierde. Auch hier giebt unser Vf. der beschränkten Regierungsform den Vorzug, denn nur in ihr könne sich eine öffentliche Meinung bilden, welche ein bestimmtes nachdrückliches Urtheil über die Handlungen des Regenten fälle; auch werde das Streben nach wahrer Ehre in der letzteren Verfassung ungleich mehr dadurch befördert, dass durch die Constitution dem Regenten hohe Zwecke vorgehalten seyen, welche er sich bestreben müsse zu erreichen. Rec. scheint jedoch in einer unumschränkten Verfassung, wo alles Gute, das geschieht, allein von dem Regenten ausgeht, und wo er allein das Verdienst davon hat, diese Triebfeder ungleich mächtiger zu seyn; 4) auf die Begierde nach Herrschaft und Macht. Hier ist es nach unserem Vf. klar, dass gerade der vorzüglichste Nutzen der Constitutionen darin bestehe, dass diese jenem gefährlichen Triebe einen Damm setzen; 5) auf die Begierde nach Reichthum. Die Landstände sorgten für die Erhaltung des Privatvermögens der Fürsten, welches sich vorzüglich in den deutschen Staaten, wo es viele Domänen gab, zeigte, indem hier die Landstände häufig die Kammerschulden der Fürsten bezahlten. Eben so giebt auch eine Constitution der Begierde nach Reichthum bey dem Fürsten eine vernünftige Richtung, und bewahrt sie am sichersten vor Ausartung. Eine Constitution sichert dem Regenten sein Eigenthum, bestimmt aber auch zugleich, dass er die Beyträge der Unterthanen nur zur Bestreitung von Staatsbedürfnissen verwende. Landstände müssen zu den Auflagen ihre Einstimmung geben und wachen über die gesetzliche Verwendung derselben.

So kommt unser Vf. zu dem Resultate: wäre eine vollkommene Intelligenz und ein durchaus gut gerichteter Wille immer bey den Regenten anzutreffen, so könnten Constitutionen als Beschränkungen überflüssig und wohl sogar nachtheilig seyn. Da aber diess nicht immer der Fall ist, so verdient eine beschränkte Regierungsform den Vorzug, weil sie der Einsicht und dem Willen zu Hülfe kommt, erstere erweitert, und letztere durch moralische und sinnliche Triebe zum Guten lenkt.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, unserem Vf. in die

dritte Untersuchung zu folgen, über die Wirkungen, welche die Regierungsform auf das Object des Staats und den Staatszweck und zwar sowohl nach inneren als äusseren Verhältnissen hervorbringt. Der Vf. spricht zuerst von diesen Wirkungen in Beziehung auf die inneren Verhältnisse. Was hier 1) die Fürsorge des Staats für die geistige Natur betrifft, so nimmt Rec. keinen Anstand, der beschränkten Regierungsform unbedingt den Vorzug einzuräumen. Denn a) die Grundform der beschränkten Monarchie, weil in ihr mehr, als in der unbeschränkten, der freye Wille als sich selbst bestimmend erscheint, ist gerade diejenige, welche durch die vernünftig freye Menschennatur gefodert wird. Doch nicht nur für die Grundform, sondern auch b) für die Rechte selbst, welche sich auf die geistige Menschennatur beziehen, für die Denk-, Gewissens- und Religions-Freyheit, ist die Beschränkung ungleich vortheilhafter. Unter Denkfreyheit im rechtlichen Sinne versteht unser Vf. die Befugniss, seine Gedanken zu äussern und anderen mitzutheilen, theils durch Reden, theils durch Schriften; also auch Freyheit der Presse und der Correspondenz wird als Theil derselben betrachtet. Es versteht sich jedoch von selbst, dass hier nur von Freyheit innerhalb der Grenzen des Gesetzes die Rede ist. In Licenz darf sie auf keine Weise ausarten. Dass der sittliche Charakter des Volks hier vorzüglich entscheide, dass selbst in einer unumschränkten Monarchie vollkommene Denkfreyheit Statt finden könne, wie z. B. diess zu gewissen Zeiten in Dänemark der Fall war, gesteht unser Vf. selbst; nur, meint er, könne sich dieselbe in einem beschränkten Staate ungleich leichter entwickeln. — Nicht minder wichtig als Denk- und Press-Freyheit ist zweytens die Gewissens- und Religions-Freyheit. Sie besteht rechtlich in der Freyheit, seine moralischen und religiösen Gesinnungen auch äusserlich zu bekennen; die Hülfsmittel zur Beförderung der Moralität und Religiosität, die eine äusserliche Kirchengesellschaft darbietet, zu gebrauchen, und seine äusserlichen Handlungen jenen Überzeugungen gemäss auch im Verhältnisse gegen den Staat einzurichten. Die Staatsgewalt kann sie beeinträchtigen, sowohl wenn sie sich Befugnisse über die Kirche, gleich als wäre sie in der höchsten Staatsgewalt enthalten, zueignet, theils indem sie die Pflichten gegen die Kirche, welche sie als eine besondere Gesellschaft betrachtet, nicht erfüllt. Der Vf. widerlegt bey dieser Gelegenheit die von Hobbes und dem Vf. des n. L. gefoderte Verschmelzung der Kirche und des Staats, indem diese dem weltlichen Oberhaupte des Staats, als solchem zugestehe, die Kirche zu constituiren, sie nur nach seinem Willen zur Gemeinde zu bilden, ja sogar die Bücher des christlichen Glaubens zu erklären und Glaubens- und Sitten-Lehre der Kirche zu fixiren. Vorzüglich sind es drey Vortheile, welche sich die genannten Schriftsteller und andere von einer solchen Staatsreligion versprechen: a) dem Bedürfnisse eines äusserlichen sinnlichen Gottesdienstes für das Volk abzuhelfen, b) alle Religionsparteyen zu vereinigen und den Religionshass auf ewig zu verbannen, c) den Streit zwischen Staat und Kirche zu endigen, und alle dem Staate gefährlichen kirchlichen Lehren fortzuschaffen. Dagegen hält unser Vf. mit Recht die Trennung von Staat und Kirche für unvermeidlich, weil a) der kirchliche Glaube gewisser Sätze allein Gegenstand des intellectuellen Vermögens ist; diese Sätze daher eben so wenig als andere wissenschaftliche Gegenstände durch positive menschliche Gesetzgebung bestimmt werden können. b) Die Sittenlehre, in sofern sie Triebfedern der Tugend angiebt, kann eben so wenig als die Gewissenspflichten, welche nur nach individuellen Umständen bestimmt werden können, Gegenstand positiver Gesetzgebung seyn. Werden gewisse äussere Pflichten von dem Volke als unmittelbar göttliche Vorschriften betrachtet: so soll, nach unserem Vf., der Regent gleichfalls das Recht nicht haben, hierüber willkührliche Bestimmungen zu geben. Sollten sie in zu grossem Widerspruche mit dem Staatszwecke stehen: so bleibt nichts übrig, als die Dissentirenden zur Auswanderung anzuhalten. c) Der äussere Gottesdienst soll ein und derselbe seyn, wenn auch die Dogmen dem Gewissen eines Jeden überlassen bleiben; allein so würde, wie unser Vf. sehr richtig bemerkt, der ganze kirchl. Unterricht in Wahrheiten der Religion u. Sittenlehre wegfallen. — Soll diess nicht der Fall seyn: so müsste er entweder ganz theistisch seyn, und alsdann genügt er dem grossen Haufen nicht, der doch den Unterricht am nöthigsten hat, oder es sollen positive Sätze vorgetragen werden — allein wo findet sich Vereinigung Aller auch nur über ein einziges positives Dogma? Indem so dem öffentlichen Gottesdienste, der nur allein in Ceremonieen bestände, alle geistige Bedeutung fehlte, würde alsdann nothwendig die ganze Liturgie selbst zwecklos und verächtlich werden, Geist und Leben aus der Religion entweichen. Schliesslich bemerkt noch unser Vf., dass durch gänzliche Gleichstellung aller Religionsparteyen, sehr leicht die wohl erworbenen Rechte und das Eigenthum einzelner derselben Gefahr laufen, geschmälert zu werden.

Wird nun Gewissens- und Religions-Freyheit besser unter einer beschränkten, als unter einer unbeschränkten Regierungsform gedeihen? Landstände, meint unser Vf., werden die Rechte der Kirche gegen willkührliche Eingriffe des Regenten schützen, vorzüglich da, wo eine herrschende Kirche sich findet, und diese einen wesentlichen Theil der Staatsverfassung ausmacht. Dort seyen 1) die Rechte der Kirche constitutionell bestimmt, und es könne dadurch 2) dem Bestreben des Regenten, Religions- und Gewissens-Freyheit zu stören, vorzüglich seiner Herrsch- und Hab-Sucht kräftiger entgegengearbeitet werden.

Unser Vf. geht darauf 2) zur Untersuchung des Einflusses über, den jede von beiden Regierungsformen auf den eigentlichen Staatszweck, auf Erhaltung des Sinnenlebens und sinnlichen Wohlseyns äussert. Vorläufig bemerkt er als sehr richtig für

die Erhaltung der Integrität des Staats, dass nur da, wo dieser auf einem ausdrücklichen durch Urkunden bestätigten Vertrage beruhe, es schwer seyn würde, willkührliche Veränderungen mit seinem Gebiete vorzunehmen; freylich in unseren Zeiten ein wenig praktischer Satz. Darauf untersucht er den Einfluss der verschiedenen Regierungsformen auf die Nat. Glückseligkeit aus drey Gesichtspuncten, in Beziehung auf Gesetzgebung, richterliche und vollziehende Gewalt. Was I) die Gesetzgebung betrifft, so fragt sich, durch welche von beiden Formen sich die Materie der Gesetze, so wie die höchste Gewalt sie zu bestimmen hat, mit dem Zwecke der Nat. Wohlfahrt am leichtesten in Übereinstimmung bringen lasse? Unser Vf. unterscheidet hier Staatsgesetze von der Privatgesetzgebung. Was die Staatsgesetze im weiteren Sinne, oder alle diejenigen Gesetze, welche die wechselseitigen Verhältnisse und Pflichten des Regenten als Individuum und der Unterthanen festsetzen, betrifft, so entsteht durch eine beschränkte Verfassung der Vortheil, dass es ausdrückliche Verträge sind, durch welche Rechte und Verbindlichkeiten zwischen Regenten und Unterthanen festgesetzt werden; dadurch wird sowohl das Recht zwischen Herrn und Unterthanen gewiss gemacht, als auch nicht nach dem einseitigen Interesse desjenigen, der die Pflicht auflegt, bestimmt — das Letztere ist vorzüglich bey der Besteuerung richtig. Nicht minder einleuchtend ist, nach unserem Vf., der Vorzug einer Constitution in Beziehung auf die Privatgesetzgebung in ihren verschiedenen Zweigen der Criminal-, Civil- und Policey-Gesetzgebung. Bey der Criminalgesetzgebung verdient die beschränkte Verfassung vor der unbeschränkten vorzüglich in dreyerley Rücksicht den Vorzug: 1) weil der Regent bey persönlichen Beleidigungen, bey Verbrechen des Hochverraths und der beleidigten Majestät dadurch gehindert wird, dem Gefühle der Rache zu sehr nachzugeben; 2) weil er eben so gehindert wird, die Strafen als Mittel zur Unterdrückung der Freyheit zu gebrauchen, 3) und bey Bestimmung dessen, was Verbrechen seyn soll, statt des allgemeinen und individuellen Staatszwecks nur seine Privatneigung zu Rathe zu ziehen. Landstände können ein treffliches Schutzmittel gegen diese Missbräuche abgeben. — Bey der Civilgesetzgebung kann gleichfalls die Neigung des Regenten in gewissen Fällen von nachtheiligen Folgen seyn. Bey der Policeygesetzgebung endlich zeigt sich der Nutzen einer beschränkten Verfassung vorzüglich darin, dass dadurch die Klippe vermieden wird, an welcher sie so leicht zu scheitern Gefahr läuft, Kränkung des Rechts der Einzelnen aus Gründen oder Vorwänden des öffentlichen Wohls; dagegen aber freylich die ängstliche Beachtung der Formen, welche in einer beschränkten Monarchie nothwendig ist, häufig das summarische Verfahren der Policey hemmen wird — z. B. in England. II) Die richterliche Gewalt ist eigentlich in der executiven mit enthalten, und wird nur desshalb von ihr unterschieden, um ihre Unabhängigkeit von der Regierung zu sichern. Offenbar ist, nach unserem Vf., der Nutzen der Constitution, als einer Schutzwehr gegen Cabinetsjustiz. Die Inamovibilität der Richter wird nur in einem constitutionellen Staate gegen willkührliche Eingriffe des Regenten geschützt seyn. — Um so zweifelhafter kann der Vorzug einer beschränkten Verfassung III) bey der executiven Gewalt erscheinen, obgleich unser Vf. nicht ansteht, ihr auch hier den Vorzug zu ertheilen.

Nachdem so der Vf. den Einfluss der verschiedenen Regierungsformen auf die inneren Staatsverhältnisse gezeigt hat, spricht er endlich noch von dem Einflusse derselben auf die äusseren völkerrechtlichen Verhältnisse der Nationen unter sich. Nur allgemein verbreitete Sittlichkeit würde je im Stande seyn, einen allgemein dauernden Frieden unter unabhängigen Nationen zu schaffen; jedoch da diess vorzüglich in unseren Tagen nicht leicht zu erwarten seyn möchte, so kommt es hier darauf an, zu untersuchen, welche von beiden Regierungsformen, die beschränkte oder unumschränkte, dem Friedenszustande unter den Nationen am günstigsten ist. Es ist diese ganze Untersuchung hauptsächlich gegen die Behauptung des Vfs. des n. L. gerichtet, dass Polyarchie den Staat zur Excentricität führe, weil ihr durch das Princip der Trennung die Tendenz auf seine inneren Verhältnisse genommen sey, daher sie eine durchaus feindliche Tendenz gegen andere Staaten habe, da hingegen Monarchie in dem Sinne des n. L. zur Concentricität führe, und aller Antinationalität entgegengesetzt sey. Rom und England werden als Beweise angeführt. Sehr wahr bemerkt dagegen unser Vf., dass sich eben so viele, wo nicht mehrere Beyspiele anführen lassen, wo unumschränkte Verfassung mit Excentricität, beschränkte mit Concentricität verbunden gewesen sey. Aber selbst bey den beiden angeführten Staaten findet sich Hn. *Buchholz* Behauptung nicht bestätiget. Rom fuhr fort zu erobern, als schon längst die Polyarchie in die unumschränkteste Monarchie umgewandelt war. Wäre Monarchie so nothwendig mit Concentricität verbunden: so hätte ja von der Zeit an Rom in beständig friedlichen Verhältnissen mit den anderen Völkern leben müssen. Aus ganz anderen Quellen entspringt die Eroberungssucht der Völker; in Monarchieen vorzüglich entweder aus einem Nationalinteresse, oder aus persönlichen Neigungen des Regenten. Das Nationalinteresse kann entweder auf Selbsterhaltung sich gründen, wenn der Boden das Volk nicht mehr nährt, es also seine Subsistenzbasis mit Gewalt zu erweitern suchen muss, oder auch auf selbstsüchtige Neigungen der Nation, um eingebildete Bedürfnisse zu befriedigen. Im ersten Falle, wenn Selbsterhaltung den Krieg nothwendig zu machen scheint, wird die Regierungsform vollkommen gleichgültig seyn; nur wenn selbstsüchtige Neigungen die Nation zum Kriege reizen, möchte wohl eine unumschränkte Monarchie, vorausgesetzt, dass ein weiser Regent sich über das Volksvorurtheil erhebt, tauglicher zur Erhaltung des Friedens seyn.

Jedoch sehr wahr ist die Bemerkung des Vfs., dass in Monarchieen ungleich seltener die Neigung des Volks, als des Regenten, den Krieg herbeyführt. Hier ist es auch alsdann wohl keinem Zweifel unterworfen, dass eine beschränkte Verfassung, wo der Regent auf die Stimme des Volks zu hören genöthiget ist, ungleich geschickter ist, den Frieden zu erhalten, als eine unumschränkte, wo der Regent kein anderes Gesetz als seine Neigung kennt. — Zum Beschlusse untersucht unser Vf. noch, in wie weit die Vorwürfe gegründet sind, welche der Vf. des n. L. Grossbritannien macht wegen der ihm aufgebürdeten Beschuldigung einer entschiedenen Antinationalität gegen alle andere Völker.

Mit Recht wird dem Vf. des n. Lev. vorgeworfen, dass er das Streben nach Übergewichte im Handel, als identisch mit dem Streben nach Universalmonarchie betrachtet, dass er höchst ungerecht den englischen Nationalcharakter nach der Handlungsweise einiger Minister und Gouverneurs beurtheilt, dass er endlich Nationalgeist und Patriotismus, durch den sich die englische Nation vor vielen anderen so rühmlich auszeichnet, mit Antinationalität verwechselt. Zum Beweise, dass sich in der englischen Staatsverfassung ein sehr achtungswerther Nationalcharakter ausdrücke, führt unser Vf. dagegen an, dass in den englischen Gesetzen und Sitten das Individuum mehr als anderswo als Selbstzweck behandelt werde. Daher das Gefühl bürgerlicher Gleichheit unter allen Ständen, dass diese Richtung der Individualität sich aufs Schönste mit der Allgemeinheit gepaart finde; daher in England die hohe Ehrerbietung für das Gesetz, der Gemeingeist und die Publicität, dass man mit Unrecht die Engländer beschuldige, als kennten sie kein anderes Interesse, als das des Handels und die Begierde nach Reichthum, da doch keine andere Nation so sehr, als die englische, durch ihre Gesetze und Gewohnheiten die Sorge für die Rechte der geistigen Natur an den Tag gelegt habe — man denke nur hier wieder an die Denk- und Pressfreyheit, und an die hohe Achtung der Engländer für Religion. Aus diesem geistigen und sittlichen Charakter der englischen Nation ist denn auch die Constitution hervorgegangen, unabhängig von dem Anleihesystem. — Rec. kann nicht umhin, den Schluss dieser Untersuchung mit den eigenen Worten des Vfs. hinzuzusetzen: „Möge daher immer, wenn je ein unbeugsames Schicksal es gebieten sollte, Englands Credit sinken, mögen seine Flotten zerstört, seine Besitzungen in anderen Welttheilen ihm genommen, sein Handel geschwächt oder gar zernichtet werden; bleibt nur das schätzbarste Kleinod einer Nation, bleibt die Geistigkeit und Moralität des englischen Volks, die von allem Materiellen unabhängig ist: — so trotzt auch seine Constitution noch fernerhin den wildesten Stürmen der Zeit. Aber sollte durch ein grausames Verhängniss und eigene Schuld des Volks seine Moralität verschlungen werden: dann freylich wird auch diese Nation das Schicksal aller moralisch getödteten Völker theilen — sie selbst wird zusammt ihrer Verfassung zu Grunde gehn."

Rec. ist bis hieher dem Vf. ohne Unterbrechung in seinem Ideengange gefolgt, um dessen System desto deutlicher und ungemischter dem Leser darzustellen; es wird ihm erlaubt seyn, sein Urtheil über das bisher Vorgetragene in einige allgemeine Bemerkungen zusammen zu fassen. Bey der ganzen Untersuchung über die Vorzüge und Nachtheile der verschiedenen Regierungsformen, der beschränkten und unumschränkten Monarchie, scheint unser Vf. in denselben Fehler verfallen zu seyn, welchen seit *Montesquieu* so viele theoretisch-praktische Schriftsteller begangen haben. Das Beyspiel von England schwebte ihnen allen vor Augen; sie sahen hier ein glückliches Volk bey einer Verfassung, welche die Monarchie beschränkte, und dem Volke eine grosse gesetzliche Freyheit verschaffte, zu derselben Zeit, da die meisten übrigen unumschränkt regierten Staaten Europas in einem ungleich weniger blühenden Zustande sich befanden. Sehr verzeihlich war es daher allerdings, dass diese Theoretiker den grossen Wohlstand Englands — ob dessen Lage wirklich so beneidenswerth ist und war, als sie viele darstellten, lassen wir dahin gestellt seyn — aus dessen Verfassung und dessen Regierungsform ableiteten. Sie übersahen es oder schienen es wenigstens zu übersehen, dass Englands particuläre Lage grösstentheils durch ganz andere Umstände, welche mit der Verfassung nichts zu thun hatten, herbeygeführt worden war, z. B. durch dessen geographische Lage, welche, indem sie dasselbe von dem übrigen Europa trennte, die Bildung eines Nationalgeistes und Nationalcharakters sehr erleichterte, welche, durch die Sicherheit und die lange ungestörte Ruhe von äusseren Angriffen, der Nation ein hohes Selbstgefühl beybrachte. Aus dieser Lage des Landes floss der ausgebreitete Handel, der hier, so wie allenthalben, der Bildung eines republicanischen Geistes sehr günstig war. Die Constitution bildete sich als Wirkung, nicht als Ursache des Nationalgeistes. Auch in England bestätigte sich das Phänomen, dass bey einer jeden Verfassung ungleich weniger auf die Form, als auf den Geist ankommt. Indem man nun in der Theorie die englische Staatsverfassung als das Ideal einer Verfassung aufstellte, bemühte man sich, Kriterien einer trefflichen Verfassung anzugeben, welche beynah sämmtlich von der englischen entlehnt waren. Dahin gehört vor allen die Vertheilung der Gewalten, welche bey manchen Theoretikern eine so wichtige Rolle gespielt hat. Mag man sie immerhin Trennung oder Beschränkung nennen, man wird nur grösstentheils über Worte streiten, indess der Sache nach beides beynah auf Eins hinausläuft. Dass der Ausdruck Gewalten sehr unzweckmässig gewählt sey, indem es eigentlich nur die ausübende Macht der Gewalt des Staats ist, die beiden anderen dagegen nur ein rechtskräftiges Urtheil erfodern, ist schon von Anderen bemerkt worden.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 AUGUST, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Anti-Leviathan* oder *über das Verhältniss der Moral zum äussern Rechte und zur Politik* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Rec. glaubt, dass diese ganze Untersuchung über die Vertheilung der Gewalten von sehr geringem praktischem Interesse sey, indem, so streng man auch die verschiedenen Zweige der obersten Gewalt vielleicht in der Theorie trennen mag, dennoch in der Praxis die höchste Gewalt bey demjenigen seyn wird, der die executive in Händen hat; nur von seinem Willen, der freylich durch die Furcht vor der öffentlichen Meinung häufig im Zaum gehalten werden kann, wird es doch immer bey Collisionsfällen abhängen, in wie weit er die anderen respectiren will. Es wird daher eine jede solche Vertheilung nur immer eine schwache Schranke gegen Regenten-Willkühr seyn, nur eine Vertheilung auf Treu und Glauben. Glaubt der Regent es wagen zu dürfen, so wird er diese Schranke zerbrechen und seine Gewalt willkührlich ausdehnen. Auch hier ist es daher nur die Furcht, nicht das Recht, welche den Umfang seiner Macht bestimmt. Doch vom Rechte kann dabey überhaupt gar nicht die Rede seyn; jede Verfassung ist rechtlich, sobald der Regent das Rechtsgesetz will, die Regierungsgewalt mag darin vertheilt seyn, wie sie will. Eine jede Beschränkung des Regenten durch Gesetze bleibt überhaupt immer von sehr zweifelhaftem Nutzen. Fürchtet der Regent die öffentliche Meinung, dann ist das beschränkende Gesetz vollkommen unnöthig; — fürchtet er sie nicht, dann ist das Gesetz gleichfalls unnütz, indem der Regent es ohne Bedenken übertritt. Sollte überhaupt, wie Hr. Prof. *Fries* in der oben angeführten Schrift sehr richtig bemerkt, durch die Verfassung der Eigenmacht des Regenten ein Gegengewicht gesetzt werden: so müsste diess durch eine Vertheilung der Gewalt des Staats selbst, durch eine Vertheilung der executiven Macht geschehen. Allein abgesehen von der daraus unvermeidlich entstehenden Schwäche und Verwirrung, wer würde es dennoch hindern, dass zwey sich eigenmächtig vereinigten, oder der stärkere Regent den schwächeren unterdrückte? — Überhaupt ist Rec. überzeugt, dass sich im Allgemeinen ganz und gar nicht bestimmen lasse, welche Form der Regierung — versteht sich, dass hier von der Despotie, der alle Rechtlichkeit fehlt, gar nicht die Rede seyn kann — den Vorzug verdiene. Durch allgemeine Regeln wird man hier, so wie überhaupt in der Politik, nie recht weit kommen. Es wird immer die Beantwortung dieser Frage von den jedesmaligen gegebenen Umständen, von der besondern Lage, von dem Zustande der Cultur eines Volks abhängen, welche Verfassung für dasselbe die zweckmässigste sey. Was würde z. B. die englische Verfassung einem Reiche wie Russland nützen? Eine jede noch so schulgerecht verfasste Constitution wird todter Buchstabe, eine jede Staatsverfassung leblose Maschine bleiben, sobald sie nicht auf den Charakter und den Geist der Nation berechnet ist, der auch ihr erst Geist und Leben mittheilen muss. Jedoch soll damit nicht so viel behauptet werden, als sey die Form der Verfassung vollkommen gleichgültig — diess ist sie gewiss nicht, insofern die eine Form geschickter ist, als die andere, das Wirken und Treiben des Geistes zu nähren und zu befördern. Alle näheren Bestimmungen und Modificationen aber, z. B. in wie weit Publicität einzuführen ist etc., werden immer ganz allein nach der besonderen Lage des Volks und des Landes zu bestimmen seyn.

S. 386 — 396 spricht unser Vf. von der Centrifugal- und Centripetal-Kraft der Regierungsmaschine, und beleuchtet dabey die Frage: ob die Einheit der Regierung im Verhältnisse gegen die Staatsdiener bloss in der unumschränkten Monarchie und durch das Mittel der völligen Souveränetät, oder nicht auch in der beschränkten Monarchie erhalten werden könne. Unser Vf. meint, der bürgerliche Gehorsam müsse selbst noch mehr verstärkt werden in einer beschränkten Verfassung, da hier die Autorität des Monarchen ungleich mehr mit der Herrschaft des Gesetzes identificirt erscheine, als in der unumschränkten. Hieran möchte jedoch Rec. wohl zweifeln, da er die Furcht für das einzige Motiv des Gehorsams der Unterthanen gegen den Regenten hält. Diese wird gewiss da grösser seyn, wo keine constitutionelle Schranke der Ausübung der Regenten-Macht Hindernisse in den Weg stellt. Aber, fährt unser Vf. fort, auch selbst die vollkommenste Souveränetät giebt dem Monarchen noch keine Sicherheit gegen die Störung der Einheit, indem der Gehorsam der Staatsdiener doch auch sehr oft in ihrer Moralität Schranken finden kann. Dem Rec. scheint unser Vf. hier zu weit zu gehen, indem er den Unterschied zwischen Widerspenstigkeit aus bösem Willen und aus Chikane, und der Verweigerung des Gehorsams aus höhern moralischen Beweggründen nicht beachtet. Damit will jedoch Rec. dem Vf. des n. Lev. keineswegs das Wort reden, wenn er die Staatsdiener zu blossen Maschinen herabzuwürdigen strebt, eine Ansicht, welche uns innig verhasst ist. In den Bemerkungen über die von *Montesquieu* aufgestellten Verfassungsprinci-

pe, welche auf die Untersuchung über die Centrifugal- und Centripetal-Kraft der Regierung folgen, bemüht sich unser Vf., die Verwechselungen der Begriffe aufzudecken, deren sich *Montesquieu* schuldig gemacht hat, indem er die Begriffe von moralischer und politischer Tugend nicht sorgfältig genug von einander trennt. Unser Verf. versteht unter politischer Tugend die Übereinstimmung der Individualität mit der Allgemeinheit, und die Unterordnung der ersteren unter die letztere, wenn sich diese Übereinstimmung blos in äusserlichen Handlungen zeigt. Die moralische Tugend entspringt aus reiner Achtung fürs Gesetz und aus der Liebe Gottes, die politische aus blos sinnlichen Triebfedern, aus Hoffnung eines sinnlichen Guts und aus Furcht eines sinnlichen Übels. Diese sinnlichen Triebfedern sind aber nicht einmal hinreichend, um nur das äussere Gute, das der Staat verlangt, zu Stande zu bringen; daher kein Staat ohne reine Moralität bestehen kann. Nach dieser Darstellung schliesst denn unser Vf. sehr richtig, dass Tugend nicht als ausschliessliches Princip irgend einer Regierungsform angenommen werden könne, indem kein Staat ohne die moralische Tugend bestehen könne, eben so wenig, als ohne die politische Tugend, deren Object äussere Legalität ist; solle die Montesquieu'sche Principen-Eintheilung eine feste Unterlage haben, so müsse die Frage darauf gestellt werden, welche von den verschiedenen Regierungsformen der moralischen Tugend am meisten bedürfe, und welche sinnlichen Triebfedern sich in den einzelnen Regierungsformen vorzüglich thätig bezeigen.

Den Beschluss des ganzen Werks machen noch einige allgemeine Bemerkungen über Adel und Geistlichkeit. Der Vf. erklärt sich zwar gegen die ausschliessliche Befugniss des Adels zu gewissen Staatsämtern, will ihm aber dagegen alle diejenigen Vorzüge erhalten wissen, welche eines Eigenthums im juristischen Sinne fähig sind, wohin er vorzüglich das Recht der Reichs- und Land-Standschaft rechnet.

Aus dem ganzen Inhalte des Buches, welchen Rec. so treu und ausführlich als möglich anzugeben bemüht gewesen ist, leuchtet die Denkungsart des Vfs. aufs schönste hervor. Es ist ächt deutscher Sinn, hohe innige Achtung für Recht und Gesetz, welche ihn allenthalben charakterisirt. Hat ihn auch das Bestreben, die rechtliche Form überall wiederzufinden, mitunter zu unhaltbaren Behauptungen verleitet; hat er gleich, seinen Gegenstand nur aus dem philosophischen Gesichtspuncte betrachtend, den historischen unstreitig mehr als billig vernachlässiget: so wird dennoch gewiss ein jeder deutsche Leser mit wahrem Vergnügen in vielen Stellen seine innigsten Gefühle ausgesprochen erblicken, wird mit tiefster Überzeugung in das Endresultat des Vfs. mit einstimmen: dass ohne Religion keine menschliche Tugend, ohne Tugend keine Freyheit, ohne Freyheit keine der hohen Menschennatur würdige Regierungsform Bestand haben könne! Allgemeine Beherzigung verdienen gewiss die Worte, welche der Vf. am Schlusse der Einleitung uns zuruft: „In der Ungeistigkeit und Unsittlichkeit unseres Zeitalters, oder vielmehr mancher unserer Zeitgenossen, liegt die Quelle unseres Elends: daher alles Übel das uns drückt. Rom musste erst so unsittlich werden, als es am Ende der Republik war, ehe es jene Cäsaren, deren Andenken uns Tacitus als Gegengift für unsere Unsittlichkeit aufbewahrt hat, zu Tage fördern konnte. Die Völker werden nur immer das, wozu sie sich durch ihr sittliches Betragen selbst machen. Ändert eure Gesinnungen, steigt von der niederen Region der Erde, die euch so sehr anzieht, zu den höheren Sphären des Geistes hinauf, werdet Bürger des Reichs der Wahrheit, der Sittlichkeit und des Rechts — dann wird euch alles übrige von selbst zufallen!" A. L.

GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

Göttingen, b. Dieterich: *Tabellen, enthaltend eine Methode, das griechische Paradigma einfacher und gründlicher zu lehren,* von *Fried. Thiersch,* drittem Lehrer der alten Sprachen am Gymnasio zu Göttingen. 1808. 7 Bog. in Fol. (8 Gr.)

Gewiss wird jeder Kenner sich des grade in diesem Zweige der Erudition so seltenen wissenschaftlichen Bestrebens freuen, welches den Vf. gegenwärtiger Tabellen über den eingeführten willkührlichen, und nur in schlecht verknüpften Äusserlichkeiten bestehenden Zusammenhang unter allen Theilen der griech. Conjugation hinausgehn, und einer tiefer begründeten, lebendigen Verwandtschaft mit dem unfehlbaren Erfolg nachspüren liess, der keiner in Geist und Wahrheit aufgefassten Idee zu entstehen pflegt. Auch war keinem Theil der griech. Grammatik eine consequente Behandlung mehr zu wünschen, als grade dem Verbum; da die unbegrenzte Willkührlichkeit der *Lennep*schen Analogie von der einen, das Weitschweifige, und blos Mechanische der gebräuchlichern Deductionsmethode von der anderen Seite, als die Ursachen anzusehen sind, dass die Anfänger — besonders in grössern und öffentlichen Lehranstalten — so selten und immer so spät zur Gründlichkeit im griech. Paradigma gelangen. Denn die erstere führt zu bequemer Seichtigkeit, und die andere schreckt durch das Gewirr ihrer Regeln, Ausnahmen, Ausnahmen von Ausnahmen u. Anomalieen schon von fern. Dazu ist bey dem jüngeren Lehrling begreiflicher Weise keine Geisteskraft so ungeübt, als die, so von den bisherigen Methoden ausschliesslich in Anspruch genommen wurde, das Gedächtniss: wer aber schon anderweitig an eine gewisse Consequenz gewöhnt ist, wird einem Verfahren, das ohne Werth in sich und nur ein nothwendiges Übel ist, nimmermehr Liebe abgewinnen.

Der Vf. giebt uns die sichere Überzeugung, dass ihm eine reine und würdige Idee vom Geist des hellenischen Alterthums überhaupt beywohne; indem er das tiefe, überall gleich verbreitete Leben desselben auch in der grammatischen Ausbildung der griechisch. Sprache wahrzunehmen weiss, und aus solchen Gesichtspuncten eine ununterbrochene, organische Entwickelung eines Hauptzweiges versucht. Er führt also das Wort, (von dessen nach und nach entstehenden, sich entwickelnden u. gesetzmässig anschliessenden Theilen nur dann eine deutliche Übersicht gewonnen werden kann, wenn man den ganzen Process des Werdens und Weiterbildens zu verfolgen vermag,) auf den Punct seiner ursprünglichen, reinsten Existenz, *auf den Wortstamm,* zurück, mit dem billig alle geistvolle

Sprachentwickelung beginnt; und nimmt in jedem Verbum einen doppelten, *einen kurzen* und *einen langen* an (z. B. von τύπτω: τυπ u. τυπτ.). Unter die letztern werden auch die Stämme gezählt, deren zweyte Sylbe *auf einen Vocal* ausgeht: desgleichen die einsylbigen ὑ, τι, στα, θε. Was dem ersten Blick in diesen Annahmen willkührlich scheinen könnte, verschwindet da, wo die gemachte Anwendung die Richtigkeit des Satzes erweiset. Überhaupt bedient sich der Vf., seinem Zwecke treu, der Kürze apodiktisches Darstellens, und läfst das Ganze über das Einzelne entscheiden.

Die Schlufsbuchstaben der Stämme bilden nun drey verschiedene Classen für die Conjugation; und darnach werden die Verba, als *pura*, *muta* und *liquida*, unterschieden. Eine durch die ganze Sprache gehende Veränderung erleiden die Stämme *durch das Augmentum*: eine andere, nicht so allgemeine, *durch die Umwandlung der langen in kurze*. Nachdem von beiden das Nähere beygebracht worden: geht der Vf. zum Paradigma selbst über, von dem zuerst die verschiedenen Zeiten vereinfacht und höheren Begriffen untergeordnet werden. Man findet demnach nur *drey Haupttempora* angenommen: *Praesens, Praeteritum, Futurum*, deren jedes Ein der Form nach von sich abhängiges Nebentempus bildet: *Imperfectum, Plusquamperfectum, Aoristus*. Nun kömmt aber ein jedes Haupttempus mit seinem Nebentempus, wie schon bemerkt worden, durchgängig in doppelter Form, Einer langen und Einer kurzen, vor: woraus *zwölf Tempora*, je zwey und zwey, hervorgehn. Jedes Paar von diesen ist ähnlich gebildet, und beide Einzelheiten desselben können also nach Einer Regel vom Stamm hergeleitet werden. Ihr wechselseitiges Verhältnifs giebt folgendes Schema:

I. Praesens.

1. *Kurzer Stamm.*	2. *Langer Stamm.*
a. *Praesens breve* oder *secundum.*	a. *Praesens longum* oder *primum.*
b. *Imperfectum breve* oder *secundum.*	b. *Imperfectum longum* oder *primum.*

II. Praeteritum, oder Perfectum.

1. *Kurzer Stamm.*	2. *Langer Stamm.*
a. *Perfectum breve* od. *sec.*	a. *Perf. long.* od. *prim.*
b. *Plusquamperf. breve* od. *sec.*	b. *Plusquamperf. long.* oder *prim.*

III. Futurum.

1. *Kurzer Stamm.*	2. *Langer Stamm.*
a. *Fut. breve* od. *sec.*	a. *Fut. long.* od. *prim.*
b. *Aorist. brev.* od. *sec.*	b. *Aorist. long.* od. *prim.*

Jedoch giebt es kein einziges Verbum, von dem alle zwölf Tempusformen in Gebrauch wären: am allerseltensten das doppelte Praesens, das in στενάχω, στενάζω vorkommt. Manche haben nur die kurzen; manche wieder die langen Tempora ausschliefslich: die meisten aus beiden Fällen einzelne. Nach den gegebenen Regeln der Verkürzungen lassen sich indefs beide Formen bilden, sobald man den langen Stamm hat. Hieran schliefst sich noch der allgemein gültige Satz, dafs jedes Nebentempus das Augmentum annimmt: woraus sich denn auch die sonst auffallende Verdoppelung desselben in den Plusquamperfecten als natürlich, ja nothwendig, ergiebt.

Auf die allgemeinen Regeln für die Behandlung der Stämme folgen die besonderen für die drey angenommenen Classen der Zeitwörter:

A. *Verba pura.* Diese haben nur dann die kurzen Stämme, wenn der Schlufsvocal lang ist, und verkürzt werden kann, als ακου. ακο. — Eigentlich also finden hier nur die sechs langen Tempora Statt; in denen — mit Ausnahme des Praesens, also auch des Imperfectum — der kurze Endvocal zu dem verwandten langen wird. Die folgende Übersicht, die uns bey den zwey anderen Classen einer ähnlichen Mühe überheben mag, wird zeigen, dafs sich aus diesen einfachen Prämissen alle Zeiten eines *Verbum purum* mit unfehlbarer Richtigkeit leicht ergeben:

Stamm: τιμα.

Praes. long. τιμα.	*Perf. long.* τετιμη.	*Fut. long.* τιμη.
Imperf. long. ετιμα.	*Plusq. long.* ετετιμη.	*Aor. long.* ετιμη.

Fügt man die sechs Endungen, ω für Praes., ον fürs Imperf., κα fürs Perf., κειν fürs Plusq., σω fürs Fut., σα für den Aor. hinzu: so sind alle Tempora für die ganze Classe vollständig gebildet.

B. *Verba muta.* Doppelte Stämme. Die langen werden wie die *verba pura* behandelt: mit wenigen, in musterhafter Kürze und Klarheit entwickelten Ausnahmen. Vereinfachung der ganzen griechischen Conjugation durch Reduction der beiden Praesentia auf Eins; da die langen sowie die kurzen, nebst ihrem Imperfectum, auf Einerley Weise gebildet werden. Da die Lehre vom Augmentum überall gilt, dürfen auch hier nur die Endungen der Tempora angeschlossen werden, um die Tempora selbst, wie beym *Verbum purum*, zu gestalten.

C. *Verba liquida.* Alle Tempora von kurzen Stämmen, Praesens und Imperfectum ausgenommen. Formation, wie die beym *verbum mutum* beschriebene. Anomalisch sind einige Aoristi auf α, mit Verdoppelung des kurzen Stammvocals, als φαίνω, φάνω ἔφηνα, und einige Perfecta auf κα, als πέφαγκα. — Die Bestimmung der Modi und der Personen endlich hängt wieder von ganz allgemeinen Regeln ab. Sowie *der Stamm* das Tempus kund macht, so bezeichnet der ihm angehängte *Charaktervocal* den Modus, und die zum Charaktervocal gefügte *Endung* die Person, womit das Verbum vollständig ausgebildet ist.

Als Charaktervocal zeigt sich im Indicat. act. und pass. — mit Ausnahme einiger Tempora, in der ganzen Conjugation — *in prima pers. sing. dual.* und *plur.* und in *tert. plur.* ο —, in den übrigen aber ε — wozu dann die Endungen des Tempus treten. Hier das Paradigma Indicat. praes. act. nach τύπτω.

Sing.	1. τυπτ—ο—σ	2. τυπτ—ε—ις.	3. τυπτ—ε—ι.
Dual.	1. τυπτ—ο—μεν.	2. τυπτ—ε—τον.	3. τυπτ—ε—τον.
Plur.	1. τυπτ—ο—μεν.	2. τυπτ—ε—τε.	3. τυπτ—ο—ντι.

wovon sich die tert. plur. nach dem Voraufgeschickten über ντς und über οντς, bey Vereinigung des Charaktervocals und der Endung, sogleich in ουσι auflöst.

Wir würden nicht ermüden, den Vf. auf dem ganzen Wege seiner Deduction zu begleiten, wenn uns nicht der Raum Fesseln anlegte. Sonst verdiente besonders die vortrefflichgelungene Synthesis des Passivum, das so mit Wahrheit, wegen der Übereinstimmung seiner Theile und wegen der Regelmäfsigkeit derselben, wegen des Wohllauts und der Rundung seiner Formen, das gröfste, unerreichbare Meisterstück der Sprachbildung genannt werden kann, näherer Beleuchtung: aber bey dem ununterbrochenen, auch nirgends durch hypothetische Sprünge gestörten Gang, den der Vf. geht, würden der Schritte bis dahin für unsere Anzeige zu viele werden. Auch glauben wir

von der Einfachheit seines Verfahrens, sowie von dessen Fasslichkeit, selbst für den noch wenig geübten Verstand, hinlängliche Proben gegeben, und auf die Anwendbarkeit dieser Tabellen beym Schulgebrauch genügend aufmerksam gemacht zu haben. Doch wäre dieser Werth allein immer noch ein sehr bedingter, ja zweydeutiger. Indess gilt auch von des Vfs. Entwickelungssystem, was von allem auf wissenschaftlichem Wege Erworbenen gilt, dass es für jedes äusserliche Verhältniss gleiche Gültigkeit und Wahrheit hat. Den gewiss nicht geringen Gewinn des erleichterten Lernens lassen wir also, und bemerken nur, wie so manche Dunkelheiten in der griechischen Conjugation vor dieser allgemeinen Übersicht verschwinden. Dahin rechnen wir besonders das Kreuz älterer Grammatiker, den so lange nachgespürten Unterschied der beiden Futura und der beiden Aoristi unter einander, von dem nun keine Rede mehr seyn kann, da der Ursprung der doppelten Formen dargethan ist. Eben so wird auch die Entwickelung der Bedeutungen mancher Tempora durch die Ableitung der schwereren Nebentempora von den leichteren Haupttemporibus befördert. Der grösste Gewinn aber bleibt immer der, organisches Leben gebracht zu haben in eine uns zuvor todte Masse, und die kunstvolle und reiche Absichtlichkeit eines Sprachsystems erwiesen zu haben, das lange für das unbeseelte Werk der Willkühr oder des Zufalls gegolten hat.

Es bleibt uns nur noch übrig, einige Kleinigkeiten anzumerken, die wir bey einer baldmöglichen wiederholten Auflage in den beiden ersten Tabellen, die vorbereitende allgemeine Regeln enthalten, geändert wünschten. Denn das System selbst lassen wir durchaus unangetastet, da ein solches — seinem allgemeinen Begriffe nach — nur anerkannt oder vernichtet, nicht modificirt und rectificirt werden kann.

Gleich im Abschnitt von den Diphthongen scheint es, als halte der Vf. αι und ᾳ für gleichbedeutend, was sich schon dadurch als unrichtig zeigt, dass die Veränderung ganz grundlos wäre. Das Alpha mit unterschriebenem Jota ist aber allemal Triphthong, oder; das Jota kann nur unter ein schon durch Contraction langes Alpha geschrieben werden: so wie das Alpha kurz seyn muss, um den Diphthong αι zu bilden. Den Beweis dafür enthält theils die Analogie des ῃ und des ῳ, theils die Contraction der *secunda* und *tert. pers. sing. praes. act.* der *verba pura* auf αω, in denen wir die Entstehung des ᾷ am besten wahrnehmen können, und denen wir das ἀείδω, u — —, ᾄδω, beyfügen. Die Form αἴδω bey *Schneider* ist also ganz ungriechisch. Beweisend ist ferner das Verbum ἀΐσσειν, das die Antepenultima immer lang hat. *Odyss.* 10, 99. *Pind. Nem.* 8, 69. (nach *Hermanns* nothwendiger Verbesserung in seiner *Commentatio de metr. Pind.* T. 3, p. 331. *Heyne.*) *Soph. Trach.* 843. Br., und daher, wo es zweysylbig seyn soll, ᾄσσω, niemals αἴσσω hat. Wir zweifeln nicht, dass sich noch mehrere ähnliche Beweise finden lassen.

Die *literae tenues* werden §. 3 *die gelindesten in der Aussprache* genannt, welches unrichtig ist. Denn die gerade heissen *tenues*, die die härteste Aussprache haben, wonach auch des Obersachsen ungelenkes Organ die ihnen in unserer Sprache entsprechenden Laute unterscheidet. Ψιλά, dünne, werden sie im Gegentheil benannt, weil sie am härtesten herausgestossen werden, und dadurch einen schneller ausklingenden, kürzeren, dünneren Laut hervorbringen, als die merklich breiteren *mediae* und die lange vortönenden *aspiratae*.

§. 5, 1, a. ist die Behauptung, es sey ein Vocal verschwunden, wenn eine Sylbe mit zwey Consonanten schliesse, zu weit ausgedehnt, wenn nur die Ausnahmen ἅλς und γ mit ξ im Worte zusammentreffend gestattet werden; da doch die Classe der Substantive, die auf γξ ausgehen, (ἴυγξ, λύγξ, φάλαγξ,) nicht klein ist, und sich auch noch Spuren von solchen auf αυς, ευς und ους finden. — Eben so wird die Regel, dass zu dem Anfangsvocal sich noch eine *muta* oder *liquida* gesellen könne, keinesweges nur in einzelnen Fällen, wie σκληρὸς: sondern häufig genug in den drey Anfängen auf σκλ, σκληρὸς. σπλ, σπλὴν. σφρ, σφριγάω, überschritten, wozu vielleicht auch noch στλ u. στρ zu zählen ist.

Die Regel §. 8, 2, Anm., dass die Stämme auf σσ oder ττ durch die Verkürzung auf einen κ Laut zurückgeführt werden müssen, hat gar keine Verwandtschaft mit §. 6, 3, a. (wohin verwiesen wird), dass nämlich ζ, als σδ, ferner ει vor einer *muta* und ευ sich durch Wegwerfung des ersten von Doppelbuchstaben verkürzen. Uns scheinen die Stämme auf σσ anomalisch, und die langen den κ Laut ausgeworfen zu haben, des ersten Futurums wegen; da sich in diesem, wie im zweyten, der κ Laut wieder zeigt. (Langer Stamm πραγσ. d. i. πραξ. wird πρασσ. wegen *Fut. prim.* πραγσ — σ. nach Verlust des mittleren Consonanten πραγσ also auch πραξ. — Kurzer Stamm von πραγσ: πραγ. u. s. w.) Auch stimmen wir nicht damit überein, dass ζ immer σδ sey. In dem ersten Futurum der Verba auf ζω mindestens ist es offenbar δσ. Vgl. *Wilh. Schlegel* im Athen. T. 1, p. 14.

Was endlich den Abschnitt über das Augmentum betrifft, so ist bey der Veränderung der Vocale durch dasselbe die Veränderung von ευ in ηυ übergangen. Besonders aber genügt es nicht, dass ε mit dem *Augmentum syllabicum* nur bey darauf folgendem χ oder einmaligem ρ das gewöhnliche η mit ει vertauscht. Denn das letztere ist auch der Fall vor λ, als εἷλον vom untergegangenen ἕλω. So auch εἷλκον *Apollon. Rhod.* 4, 888. und öfter bey demselben; εἴρυσσαν. *Apollon. Rhod.* 4, 890. εἵλισσεν. *Callim. fragm.* 242. T. 1. p. 528. Ern. εἰλῆθι hat *Hesych.* Und überdiess giebt es viele Verba, die das Augment überhaupt verschmähen, und ihr ε behalten.

Auch hoffen wir bey einer zweyten Auflage das Wort *Consonans*, wenn es seine lateinische Endung behält, nicht mehr mit dem männlichen Artikel zu finden: denn es liegt etwas Unschickliches darin, von einem Consonans liquida zu reden.

Hr. *Thiersch* versichert in der kurzen Vorrede, schon durch eigene Erfahrung von der Anwendbarkeit seiner Methode überzeugt zu seyn, und Rec. kann ihm darin nach dreymonatlichem Gebrauch der Tabellen bereits beystimmen. Die Verlagshandlung begünstiget die schnellere Verbreitung durch den geringen Preis und das gefällige Aeussere. Von Druckfehlern sind uns nur zwey aufgestossen: Tab. 4. §. 12. lin. 5. τιπτ anstatt τυπτ, und Tab. 6. §. 29. Überschr. *Conjunction* anstatt *Conjugation*. OW.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 17 AUGUST, 1808.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

1) MAGDEBURG, b. Keil: *Literaturgeschichte und Mythologie der Griechen und Römer.* Von *Joh. Chr. Ludw. Schaaff*, Lehrer am Pädagogium zu Lieben Frauen in Magdeburg. 1806. XVI u. 363 S. gr. 8.

2) MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Antiquitäten und Archäologie der Griechen und Römer.* Von *Joh. Chr. Ludw. Schaaff*. 1808. XVIII u. 354 S. gr. 8.

Beide Schriften auch unter dem gemeinschaftlichen Titel: *Encyklopädie der classischen Alterthumskunde.* Ein Lehrbuch für die oberen Classen gelehrter Schulen. Erster und zweyter Theil. (zusammen 2 Thlr. 8 Gr.)

An ein Werk, das sich als Encyklopädie der Alterthumswissenschaft ankündiget, sind wir um so grössere Foderungen zu thun berechtiget, je vortrefflicher die meisten einzelnen, hier unter einem gemeinsamen Gesichtspunct zu vereinigenden Disciplinen in den neueren Zeiten bearbeitet sind. Wir erwarten von einer solchen Arbeit nicht nur eine vollständige Kritik alles einzeln Vorhandenen, und eine zusammenhängende Darstellung desselben: sondern verlangen ganz besonders eine Anwendung alles Speciellen auf eine höhere Idee, deren harmonische Verbreitung durch die Theile dem, was ohne sie todtes Wissen seyn würde, inneres organisches Leben und wissenschaftliche Würde giebt. Doch ist es billig, ein solches Buch aus einem anderen Gesichtspunct zu betrachten, sobald es sich selbst einen bestimmten Wirkungskreis erwählt; also nicht mehr zur höheren Vollendung des Gegenstandes vorwärts strebt, sondern sich gleichsam erdwärts kehrt, und sich mit historischer Relation alles dessen begnügt, was in dem zu bezeichnenden Gebiet gewonnen ist. Von dem also, welcher sich dem letzteren Geschäft unterzieht, verlangen wir keinesweges die rastlose und tiefsinnige Selbstthätigkeit des Systeme bildenden schöpferischen Geistes, noch auch den ausharrenden und dabey kritischen Fleiss dessen, der zur Anordnung des noch ganz Verworrenen aus Dunkel und Nacht vergangener Zeiten und verjährter Traditionen Materialien erst zu dem noch unmöglichen Bau hervorzuwühlen gezwungen ist. Doch soll auch sein Bemühn nicht, als dienend allein oder als mechanisch, verunglimpft werden. Denn er gehört in die Classe der Geschichtschreiber, und, bey gleichen Verpflichtungen mit diesen, ist ihm auch gleiche Würde gewiss: wenn gleich auch hier rein wissenschaftliche und bloss didaktische Tendenzen unterschieden werden müssen. Von demjenigen, der die letztere verfolgt, glauben wir keine durchaus originellen Ansichten und Ideen fodern zu dürfen: wir erwarten nur ein früheres, seine Empfehlung in sich selbst enthaltendes System recht klar aufgefasst, recht zweckmäsig und fleissig angewendet zu finden. Die grösste Schwierigkeit für diesen beruht eigentlich in dem zu wählenden Verhältniss von Ausführlichkeit und Kürze: denn da die Bedürfnisse so unendlich verschieden sind, so wird es kaum möglich seyn, Einem einzigen in allen Stücken Genüge zu thun. Der Beurtheiler indess kann darauf keine Rücksicht nehmen; sondern hat nur darauf zu sehen, ob der Vf. die vorhandenen Hauptquellen gekannt, ob er sie mit Einsicht und Gewissenhaftigkeit benutzt hat; sodann, ob der Ausdruck dem beabsichtigten Wirkungskreise angemessen, und ob das Detail in den verschiedenen Gegenständen mit sich selbst im Gleichgewicht ist.

Alles diess glauben wir Hn. *Schaaff's* Arbeit in einem nicht gemeinen Grade zuschreiben zu können. Wenn er auch — aus äusserlichen Gründen, scheint es! — in der vierfachen Hauptabtheilung dem *Eschenburg*'schen, nicht ganz bequemen Plan gefolgt ist: so hat er ihn doch in der Ausführung wesentlich umgeändert, und wir glauben in ihm einen Schüler von *Wolf* zu erkennen.

Dass der Vf. seinen Cursus mit der griechischen Literaturgeschichte eröffnet, könnte ihm verdacht werden, weil dieser Gang nicht eben der naturgemässe ist, und Manches vorausgehn musste, um das Schreiten der wissenschaftlichen Bildung in Hellas wirklich zu begreifen. Da aber eigentlich jeder der vier auf dem Titel angegebenen Hauptheile als für sich bestehend, ausgearbeitet ist, (was aus anderen Hinsichten wieder Missbilligung verdienen möchte): so hängt es von jedem ab, wo er anfangen will, und der Vf. ist gewissermasen entschuldigt, dass er das uns am nächsten liegende auch zuerst ergriff. — Nach den unzähligen, und zum Theil vortrefflichen Bearbeitungen, die diesem Zweig der Alterthumswissenschaft gewidmet sind, scheint es uns schwerer, in ihm etwas Schlechtes, als etwas Brauchbares zu leisten, und nur leerer Wortschwall, wie im *Fuhrmann*'schen Handbuch, würde hier scharfen Tadel verdienen. Davon hat sich aber Hr. *Schaaff* durchaus rein erhalten, so dass man ihn vielleicht eher des Gegentheils zeihen könnte, wenn ihn davor nicht die gewählte Form

schützte. Denn er begnügt sich, überall nur die Hauptpuncte mit wenig Worten anzugeben, und das Detail dem Lehrer anheim zu stellen. Eigenthümlichen Werth erhält diese Abtheilung dadurch, dass er einer jeden Epoche in der Literatur die wichtigsten politischen Begebenheiten in einer kurzen Übersicht vorangehn lässt, insofern sie von Einfluss auf Wissenschaft und Poësie waren. Diese fruchtbare und anziehende Parallele wird durch angehängte chronologische Tabellen befördert und erleichtert. Was nun die Eintheilung der griechisch. Literaturgeschichte in sechs Hauptperioden betrifft: so würden wir eine in zwey Zeitalter vorschlagen, deren Grenze des makedonischen Alexanders Regierung macht. Denn mit der Verpflanzung der hellenischen Bildung nach Ägypten beginnt wirklich eine ganz neue Ordnung der Dinge für sie, und hebt ihr Scheinleben an. Die übrigen Abtheilungen dürften als Unterabtheilungen bleiben. Doch würden wir den Homeros und Hesiodos, selbst die Gnomiker, nicht von den ältesten, fabelhaften Sängerschulen trennen. Einen wichtigeren Einschnitt giebt die Entstehung der lyrischen Kunst, von Errichtung der lakedämonischen Freyheit an, bis auf Pindaros und die Perserkriege. Mit Marathon und Salamis beginnt die dritte Epoche, die attische, und endet mit Chaeronea. Die drey anderen Perioden werden richtig nach Alexandria, Rom und Byzanz genannt. (In der römischen Literatur ist die Willkühr unbeschränkt, weil dort alles Willkühr war.) Mit Vergnügen sehn wir den Vf. an dem Allgemeinern mit Liebe verweilen, wogegen das Speciellere mit angemessener Kürze bemerkt wird. Desshalb ist der biographische und bibliographische Theil des Lehrbuchs kaum umfassender als bey *Eschenburg* und *Rienäcker;* und alles eigene Urtheil über Ausg. oder Übers. suspendirt, da es an einem Orte wie dieser zugleich anmassend und seicht zu werden pflegt. Nur selten vermissen wir Hauptausgaben, als *Marklands* Ausgaben euripideischer Tragödien, *Bosch's anthol. Graec.*, *Coray's* Aelianos, *Wesselings* Diodoros, *Bruncks* Plautus, *Wakefield's* Lucretius, *Garatoni's* Cicero, *Schwabe's* neuen Phaedrus u. s. w. Die Scholiasten zu den griechischen Autoren fanden wir fast nie erwähnt. Gegen wirkliche Unrichtigkeiten bemerken wir S. 17, dass der nur aus unsicherem Zeugnisse bekannte *Margites* nicht mehr wie die Εἰρεσιώνη unter den Epigrammen ist, die dem Homer zugeschrieben werden, dass er auch wahrscheinlich ein grösseres Gedicht war. S. 31 der *Brunck*sche Sophokles in 4 Octavbänden erschien, wie die Quartausgabe, 1786, nicht 1789. Die im letztgenannten Jahr gedruckte, sogenannte Cabinetsausgabe, ist sehr selten und in 3 Octavbänden. S. 55. *Friedrich Schlegel* hat zwar in *Tiecks* poet. Journal, Stück 2 a. E., und in der *Europa* St. 1. S. 54, eine Übers. und Kritik des Platon versprochen; aber der, nach Hn. *S.* in Jena 1801 erschienene erste Band hat leider nie existirt. S. 62. *Becks* Apollonios von Rhodos enthält den Scholiasten nicht, der Herausg. verspricht ihn aber seit 10 Jahren in den Mess-Katalogen. 104. S. *Tychsens* Quintus Smyrnaeus ist nicht 1805 in 2 Bänden, sondern erst 1807 in Einem Band erschienen. S. 184. *Wunderlichs* Valerius Flaccus ist nicht aus dem Mess-Katalogus von 1805 gekommen. Das Verzeichniss liesse sich vermehren: aber so kleine Irrthümer sind sehr verzeiblich. Dagegen missbilligen wir es, dass die Gedichte, die wir unter dem Namen des *Orpheus* und des *Musaeos* besitzen, vor den homerischen genannt, und nicht in die Zeitalter verwiesen sind, die *Hermann* und *Heinrich* ihnen anzuweisen gesucht haben.

Ungleich grösseren Schwierigkeiten war die zusammenhängende Darstellung der Mythologie unterworfen, die der Vf. dadurch, dass er die griechische und römische zusammenfasst, sich erschwert und seinem Leser verwirrt hat. Nach einer zweckdienlichen Einleitung über das Wesen und die Bedeutung des Mythos bey den ältesten Griechen, geht er, als zum ersten Hauptstück, zur mythischen Kosmologie über, die vorzüglich gerathen ist, da der Vf. überall den Ideen von *Voss* und *Bredow* gefolgt ist, und dieselben klar und deutlich erweitert, wo sie Skizzen geblieben waren. Der andere und der dritte Theil, die Götterlehre und die Heldensage, sind freylich nicht in dem schönen inneren Zusammenhang dargestellt: aber der Grund davon kann nicht verkannt werden. Die wirklichen mythologischen Systeme sind bekanntlich fast alle von so schiefen Ansichten ausgegangen, dass die vollständigsten und gelehrtesten auch die geist- und sinnlosesten sind. Der Vf. war also gezwungen, aus allen einzelnen zusammen zu tragen, was ihm brauchbar schien, und musste darum seinen Gesichtskreis so sehr erweitern, dass ihm manches Gute entging, und dem Unbedeutendern wich: dazu die innere Verschiedenheit der Ansichten, die sich nicht zu Einem Körper vereinigen wollten. Lobenswerth sind aber auch hier die häufigen Nachweisungen aus dem Alterthum selbst, indem sie es dem einigermassen selbstdenkenden Lehrer ungemein erleichtern, da, wo die älteren Resultate nicht genügen, das Vorhandene wieder zu prüfen, und entweder auf neue Ideen zu kommen, oder auch die Unmöglichkeit helleren Lichtes wahrzunehmen.

Auch im zweyten Theil beurkundet des wackern Vfs. Fleiss sich überall. Über die ausschliesslich sogen. Antiquitäten konnte wenig neues gesagt werden, weil sie sich schon mehrere Jahrhunderte lang der vortrefflichsten Bearbeitungen zu erfreuen gehabt haben. Dadurch aber, dass die in der neueren Statistik übliche Anordnung zum Grunde gelegt worden, ist besonders das Eigenthümliche in den antiken Staatsverfassungen, diesen ersten Bedingungen der antiken Sinnesart, in ein helleres Licht gestellt. Man erkennt überhaupt in diesem Abschnitt am deutlichsten, dass der Vf. aus Erfahrung wusste, was ein Lehrer für diese Zweige des Alterthums bedarf. Nach einer kurzen chorographischen Übersicht, in der wir nur häufigere Bemerkung der heutigen Namen von den vorkommenden Provinzen, Städten, Flüssen u. s. w.

gewünscht hätten, folgt die Schilderung der griechischen Staaten, und sodann des römischen nach den verschiedenen Zeitaltern: doch finden wir nur zum heroischen Zeitalter die so lehrreichen und interessanten Zurückweisungen auf die Urquellen selbst: sowie wir auch hier die Literatur über einzelne Gegenstände vermissen, als *Seume's* Tractat über die Bewaffnung der Alten, *Wolfs* und *Matthiä's* ergründende Abhandlungen über die athenischen Gerichtshöfe, *Wichelhausen* über die Bäder, *Fr. Schlegel* über den Zustand der Frauen in Griechenland, und so manche andere treffliche Arbeit. Nachweisungen der Art sind gewiss kein leerer Prunk mit todter Belesenheit: sondern für Lehrer und Schüler von grosser Wichtigkeit, weil gerade dieser Zweig der Literatur der zu unserer Zeit am wenigsten gekannte zu seyn scheint. Dass aber Hn. *Schaaff* wenig oder nichts hieher gehöriges entgangen ist, beweiset die durchgängige Ausführlichkeit und Genauigkeit, die, mit der grössten Präcision im Ausdruck verbunden, diese Arbeit über die meisten ähnlichen erhebt.

Der letzte Abschnitt, die Archäologie der Griechen und Römer, dürfte leicht der dürftigste seyn. Denn in seinem sehr geringen Umfang finden wir vereinigt: archäologische Kunstlehre, Geschichte der antiken Kunst, Einleitung in die Baukunst des Alterthums, und historische Notizen über erhaltene Kunstwerke. Derjenige Lehrer, der einen umfassenden Inbegriff von allem diesem auf einer Schule geben wollte, würde sich ohnstreitig besser bey *Böttigers* archäologischen Andeutungen befinden. Wir gestehen aber, dass wir — ganz allgemeine Ansichten vom plastischen Geist der Griechen ausgenommen, die nicht einmal trennbar sind von der griechischen Literaturgeschichte — alles Specielle über bildende Kunst für unnütz, ja nachtheilig halten, so lange der Jüngling nicht im Stande ist, das Erlernte lebendig anzuwenden auf unmittelbare Anschauung.

Da der zweyte Band mit einem sehr brauchbaren dreyfachen Index, über Namen, erklärte Wörter und Sachen, über das ganze Werk schliesst: so sehen wir dieses als damit geendigt an, da sonst eine Entwickelung der Grammatik, Hermeneutik, Kritik und Stylistik nichts überflüssiges oder unpassendes gewesen seyn würde. — Wir zweifeln keineswegs, dass Hn. *Schaaffs* Encyklopädie günstige Aufnahme finden wird, und gönnen ihr dieselbe vor allen ihren Mitbewerberinnen.

P.

Nürnberg, b. Frauenholz u. Comp.: *Dactyliotheca Stoschiana.* Zweyter Band. 2te Lieferung mit 12 Kupfertafeln. N. 13—24. Text. 61—122 S. in 4.

Es ist dieses die Fortsetzung der schon in unserer A. L. Z. 1805. No. 175 angezeigten Übersetzung von Winkelmanns *Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch*, mit Zusätzen von dem im Fache der Numismatik rühmlich bekannten Hn. *Schlichtegroll*, nunmehrigem Secretär der königl. Akademie der Wissenschaften zu München. Wegen gedachter Zusätze und wegen der auf den Kupfertafeln beygebrachten Abbildungen der sämmtlichen stoschischen Gemmen muss man dieser Übersetzung mehrere Brauchbarkeit zugestehen, als dem von Winkelmann in französischer Sprache geschriebenen Originale selbst, wo einige Exemplare nur mit wenigen Abbildungen, die übrigen mit gar keinen versehen sind.

Wir haben uns die Mühe genommen, mehrere Stellen der Übersetzung mit dem Original zu vergleichen, und solche überall treu und richtig befunden. Von den Kupfertafeln enthalten die No. 13. 14. 15. 16. 17. 18 Gegenstände, welche sich auf den ägyptischen Götzendienst beziehen, No. 19 persische geschnittene Steine. Alles dieses nach einem mehr oder weniger vergrösserten Massstabe gezeichnet; hingegen haben die Abbildungen auf den folgenden Platten gerade die wahre Grösse der Gemmen. No. 20 zeigt Bilder des Saturnus, der Cybele, verschiedener Provinzen und Städte. No. 21 und 22 Bilder des Jupiter, nebst einigen Darstellungen, welche auf den Streit der Götter mit den Titanen Bezug haben. No. 23 Bilder der Juno, Semele, Leda, des Castor und Pollux, der Europa, Io, Danae und des Ganymedes. No. 24 Bilder des Ganymedes, der Hebe und der Minerva.

Da mit der angezeigten zweyten Lieferung das Original der *Description des pierres gravées* (im Ganzen über 500 S. stark) noch nicht weiter als bis zur 65sten Seite übersetzt ist: so sind also noch verschiedene Lieferungen zu erwarten, deren baldiger Erscheinung wir mit Vergnügen entgegensehen.

—y.— H.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, in d. Realschulbuchh.: *Die Baukunst nach den Grundsätzen der Alten.* Von *A. Hirt*, königl. preuss. Hofrathe etc. Prospect. 1808. 22 S. Fol. (8 Gr.) Wenn wir die mannichfaltigen Untersuchungen über die Baukunst der Alten in Erwägung ziehen: so finden wir, dass, bey allen Bemühungen der Gelehrten und Künstler, diesen wichtigen Theil der Alterthumswissenschaft aufzuklären, dennoch manche Gegenstände sich zeigen, die nicht so deutlich sind, als wir es wünschen. Es ist daher um so erfreulicher, einen Mann mit einem Werke über die Baukunst der Alten auftreten zu sehen, von dem sich nicht wenig erwarten lässt, und von dem man hoffen kann, dass es auch über viele der Dinge Licht verbreitet, die bisher noch dunkel waren, da der Vf., bey seinem langen Aufenthalte in Italien, so viele Denkmäler alter Baukunst zu sehen, zu studiren und zu untersuchen Gelegenheit gehabt hat; ein Glück, das nur Wenigen zu Theil wird. Hr. Hofrath *Hirt* giebt von diesem wichtigen Werke hier nur den Prospect, zugleich aber die gegründete Hoffnung zur baldigen Erscheinung desselben. Seit dem Wiederaufleben der Kunst in der Mitte des 15ten Jahrhunderts, sagt er, haben alle neueren Völker der griechisch-römischen Architektur gehuldiget. Die Monumente waren ihr Vorbild, und die Schriften Vitruv's ihr Lehrer. Aber noch stehen wir nirgends an einer festen Begrenzung, die Willkühr schaltet noch unumschränkt in dem Gebiete der Kunst, und es fehlt der ordnende Geist, der das Ganze, und zwar in allen grösseren und kleineren Theilen, nach Regeln und Grundsätzen ordnen, und so dem Gebäude der Baukunst, welches die alten aufführten, aber durch die Zeit wieder in ein Chaos verfallen ist, unter uns wieder eine feste Begründung und Basis gebe. Der Vf. unternimmt es daher, durch die Hülfsmittel und auf den Basen, die dem Kritiker unserer Tage zu Gebote

zu suchen, ein System der Baukunst darzustellen. Vor allem ist dabey die Geschichte um Rath zu fragen, um durch das Studium derselben und der übrig gebliebenen Denkmäler die Natur und das Wesen der Baukunst kennen zu lernen. Er will aber die Baukunst, „nach den Grundsätzen der Alten", nicht bloss historisch darlegen, sondern es wird ihm das Geschichtliche nur als Grundlage und Erkenntnissquelle dienen, um daraus die architektonischen Grundsätze zu entwickeln. Seine Hauptabsicht ist, ein kritisch - erläutertes System der Baukunst nach den Grundsätzen, wie theils die Schriften, theils die Denkmäler der Alten dieselben uns errathen lassen, aufzustellen. Er will nicht nur dem Bedürfnisse des ausübenden Architekten entgegen kommen, sondern auch dem angehenden Baumeister und dem Zöglinge der Architektur sein Studium zu erleichtern suchen, dass er ohne weite und schwankende Umwege in den ächten Geist dieser Kunst eingeweiht werde. Auch für den Zimmermann, Maurer, Steinmetzen, die ihre Baue ohne Beyhülfe eines Architekten führen, und ihr Geschäft mit mehr als dem gemeinen und gewöhnlichen Handwerkssinn betreiben wollen, soll dieses Werk ein Handbuch seyn. Endlich hofft der Vf., den Freunden der Kunst und des Alterthums ein nicht unwillkommenes Werk in die Hand zu liefern, den ersteren, insofern sie sich eine richtige Ansicht und Beurtheilung architektonischer Entwürfe und Werke aneignen wollen, den anderen, in so fern ihnen alles wichtig seyn muss, was einen so interessanten Gegenstand, wie die Architektur ist, nach ästhetischen und archäologischen Principien behandelt.

Die Wichtigkeit dieses Werkes bedarf keiner Auseinandersetzung, da sie jedem Kenner und Freunde der Kunst sich von selbst darstellt. Wir dürfen nur auf das aufmerksam machen, was es enthält. Es besteht aus 22 Abschnitten. Der 1. handelt vom Begriff der Baukunst, von dem Begriff der Fertigkeiten und Hülfswissenschaften des Baumeisters und von dem Endzweck der Baukunst; der 2 von den allgemeinen Erfodernissen zum Festbauen; der 3 von den allgemeinen Erfodernissen, um brauchbar, oder bequem zu bauen; der 4 von den allgemeinen Erfodernissen der Schönheit; der 5 von dem Hauptgrundsatze oder dem Prüfungssatze in der Architektur; der 6 von der Entstehung der Baukunst und von dem Verhältniss der Zimmerkunst zu dem Steinbau im Allgemeinen; der 7 von den Säulen; der 8 von den Basen; der 9 von den Capitälern; der 10 vom Gebälke; der 11 von den Halbsäulen, Pfeilern und Pilastern; der 12 von dem Grund - und Unter - Baue; der 13 von architektonischen Gliedern und Gesimsarten; der 14 von den Wänden und Mauern; der 15 von Bogen und Wölbungen; der 16 von Thoren, Thüren, Fenstern und Nischen; der 17 von den Stockwerken; der 18 von den Treppen; der 19 von den Dachungen; der 20 von den Fussböden; der 21 von dem Ausbaue und der Verzierung der Wände; der 22 von dem Ausbaue und der Verzierung der wagerechten und gewölbten Decken.

Dieser Plan ist weit umfassend; er enthält alles, was zur Baukunst gehört, nicht nur das, was die Construction aller Theile anbetrifft, es ist auch, wie billig, auf ihre Verzierung und den Schmuck Rücksicht genommen. Wir vermissen jedoch die Anlage der verschiedenen Gebäude der Alten. Denn wenn auch der Vf. Gelegenheit hat, hin und wieder davon beyläufig zu reden, so fehlt doch eine ausführliche Behandlung derselben: was unstreitig absichtlich geschieht, worüber man aber keine Auskunft findet. Überdiess ist auch ein fortlaufender Commentar des Vitruv, wovon, bey der genauen Kenntniss des Vfs. mit Vitruv's Büchern und mit den Denkmälern der alten Baukunst, sich viel Gutes erwarten lässt, wobey er unstreitig auch die neue Ausgabe des Vitruv von *Schneider* nicht unbenutzt lassen wird, die bey der kritischen Behandlung des Textes und dem gehaltreichen Commentar, vielen bisher dunkeln Stellen Deutlichkeit giebt, wodurch der Vf. manche seiner Meinungen bestätiget, andere vielleicht zu berichtigen nöthig finden wird.

Wir haben das Ganze dargestellt, und wollen nun noch einige Bemerkungen hinzufügen, die bey der Durchsicht des Prospects sich darboten.

Bey der Angabe des Endzwecks der Baukunst, 1 Abschnitt §. 6, können wir dem Vf. nicht beystimmen. Er sagt: der Endzweck der Baukunst ist dreyfach: Festigkeit, Brauchbarkeit, Schönheit. Allein der Endzweck der Baukunst ist, richtiger gesagt, Anweisung zur Errichtung der Gebäude, und Festigkeit, Brauchbarkeit, Schönheit sind die drey wesentlichen Eigenschaften und Erfodernisse eines Gebäudes, ohne welches kein Werk der Baukunst vollkommen genannt werden kann. Oder, der Endzweck der Baukunst ist, solche Gebäude zu errichten, die fest, brauchbar oder zweckmässig und schön sind. Wir würden überdiess den Ausdruck *Zweckmässigkeit* für *Brauchbarkeit* vorziehen, denn der Begriff Brauchbarkeit schliesst auch den der Festigkeit in sich, weil ohne Festigkeit kein Gebäude brauchbar seyn würde. Zweckmässigkeit aber ist für sich bestehend, denn man kann sich wohl ein Gebäude denken, das, ohne fest zu seyn, sehr zweckmässig, das ist, seinem Charakter entsprechend und seiner Bestimmung angemessen und bequem eingerichtet wäre.

Im 5 Abschnitte will der Vf. den Hauptgrundsatz oder Prüfungssatz in der Architektur aufstellen, der, nach ihm, in der Charakteristik oder eigenthümlichen Bedeutsamkeit besteht. Wenn er aber dabey sagt, dass für die Baukunst kein solcher Versuch, einen Hauptgrundsatz aufzustellen, bis jetzt gemacht worden wäre: so müssen wir bemerken, dass bereits ein französischer Schriftsteller, *Le Brun, Théorie de l'Architecture grecque et romain, deduite de l'analyse des monument antiques* (ein Buch, das wir aber nicht selbst gesehen haben, sondern nur aus einer ausführlichen Recension kennen), dieses gethan hat, der als Princip der alten Architektur Festigkeit, Stabilität annimmt, und Träger und Lasten als die beiden Grundmassen festsetzt, auf die sich alle Erzeugnisse des Genies zurückführen lassen.

Sollten die drey letzten §§. des 5 Abschnitts, §. 8 der Kenner und Liebhaber der Architektur, §. 9, der Empiriker in der Baukunst und die Bauhandwerker, §. 10, Ideal des Baumeisters, nicht besser in den ersten Abschnitt passen, wo vom Begriff des Baumeisters gesprochen wird?

Auch das Äussere dieses Buches dürfen wir nicht aus der Acht lassen. Das ganze Werk soll aus 70 bis 80 Bogen Text und 50 Kupferplatten in gross Folio bestehen, und im Druck und Format dem Prospect gleichen. Die Kupfer werden einen besonderen Band ausmachen. Dass die Kupfer die Form in Folio erhalten, ist sehr zweckmässig; allein für den Text möchte die in Quart oder Octav passender seyn, als bequemer zum Lesen und Studiren. Der Preis des Ganzen soll bey der Pranumeration 3½ Friedrichsd'or oder 12½ Laubthaler seyn, der nachherige Ladenpreis aber um ein Viertheil erhöhet werden. Es ist sehr zu wünschen, dass der Verfasser und Verleger hinlängliche Unterstützung erhalten, und dieser nicht geringe Preis kein Hinderniss der Erscheinung des Werkes verursache. Denn wenn er gleich mit dem, was man dafür erhält, im Verhältniss steht: so möchte er doch für manche Gelehrte und Freunde der Kunst, vorzüglich aber für angehende Architekten und Handwerker, für die dieses Buch ebenfalls bestimmt ist, zu hoch seyn. Vielleicht liesse sich der Preis verringern, und für Manchen die Anschaffung erleichtern, wenn der Text ein anderes Format, als Folio, erhielt, oder wenn neben der Ausgabe in Folio eine andere wohlfeilere in Octav abgedruckt würde.

—gl—

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Gräff: *Nützliche, auf alle fast erdenkliche Fälle, auch den Erfodernissen des gegenwärtigen Zeitalters eingerichtete Briefe*, nebst einer Anweisung zum Briefschreiben und den dabey zu beobachtenden Wohlstands- und Klugheits-Regeln, einem kleinen Verzeichniss sowohl der durch die Zeitereignisse veränderten, als der noch üblichen Titulaturen, und den dazu gehörigen Aufschriften der Briefe; ingleichen einer ausführlichen Anleitung zu verschiedenen anderen schriftlichen Aufsätzen, als: Bekanntmachungen für die öffentlichen Blätter, Wechselbriefe, Assignationen, Obligationen, Quittungen, Contracten, Vollmachten, Zeugnissen, nebst den dazu nöthigen Vorschriften. Ein Handbuch zum Selbstunterricht für die mittleren und niederen Stände. Eilfte neubearbeitete Auflage von *G. C. Claudius*. 1808. LXIV u. 680 S. 8. (18 Gr.)

Auch noch unter dem besonderen Titel:

G. C. Claudius allgemeiner Briefsteller, nebst einer kurzen Anweisung zu den nöthigsten schriftlichen Aufsätzen für das gemeine bürgerliche Geschäftsleben.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 AUGUST, 1808.

GESCHICHTE.

Braunschweig, b. Vieweg: *Handbuch der vaterländischen Geschichte für alle Stände braunschweig-lüneburgischer Landesbewohner*, von Dr. *Karl Venturini*. *Erster Theil*, 1805. VIII und 555 S. *Zweyter Theil*, 1805. VI u. 616 S. *Dritter Theil*, 1806. VI u. 566 S. 8. (5 Thlr. 8 Gr.)

Die Absicht des Vfs. ist wohl bereits aus dem Buche selbst vielen bekannt; auch aus dem Titel läfst sich dieselbe leicht abnehmen. Nachdem für die braunschweig-lüneburgische Geschichte lange genug gelehrte Unterfuchungen angestellt, und seit Leibnitz gesammelt worden sind: so war es einmal Zeit, diese für jedermann nützlich zu machen, oder besser, die vaterländische Geschichte in ihre eigentliche Sphäre einzusetzen. „Bisher, sagt der Vf., fehlte es der vaterländischen Geschichte an einer solchen Tendenz, durch die sie *Nationalwerth* erhielt, da doch Vorarbeiten dazu in Menge vorhanden sind. — Ob der hier gelieferte Versuch dem mir vorschwebenden Ideale einigermaßen entspreche, stelle ich der Beurtheilung einsichtsvoller Kunstrichter anheim."

Worin diese den eigentlichen Werth der vorliegenden Geschichte zu suchen haben, ist von dem Vf. ebenfalls angedeutet. Es ist nicht das Auffinden neuer Thatsachen, oder das Sammeln und Sichten der Materialien, ungeachtet der Vf., wie sichs gebührt, mit den meisten Quellen genaue Bekanntschaft gemacht, und auch manches noch Unbenutzte zu Rathe gezogen hat: sondern es ist hauptsächlich die *Form*, die *Darstellung*, was den Vf. als sein Verdienst anspricht. „Wahrheit, die erste Foderung an die Geschichte", bemerkt er sehr gut, „ist nicht etwa blofs bey solchen Geschichtschreibern zu suchen, die uns den Buchstaben der Geschichte auftischen, sondern vielmehr bey denen, die den ächten Geist der historischen Kunst in die Darstellung des Geschehenen so zu verweben wissen, dafs der Leser von lebhaftem Interesse an den vorgeführten Ereignissen u. s. w. sich ergriffen fühlt."

Nach dieser Rücksicht ist das Unternehmen des Vfs. sehr rühmlich und nützlich, um so mehr, wenn wir die Verhältnisse betrachten, unter welchen gerade jetzt sein Vaterland sich befindet. Er sagt selbst: „das Ziel meines Strebens war kein geringeres, als: durch vaterländische Geschichte das edle Gefühl der Nationalwürde zu wecken, dem Patriotismus seine Grundfeste zu sichern, und der Fürstenliebe ihre reinsten Quellen zu öffnen." Rec. hat sich aus dem Buche selbst überzeugt, dafs es dem Vf. hiezu auch an den nöthigen Eigenschaften, Wahrheitsliebe, lichtvoller Auffassung des Stoffs, Gewandtheit der Sprache, nicht mangelt, und dafs er auf seine Arbeit vielen Fleifs verwendet hat. Da jedoch Hr. *V.* selbst an mehreren Stellen (I, 23. II, 245) mit vieler Bescheidenheit äufsert, dafs er sich noch in manchen Stücken hinter seinem hohen Ideal erblicke, (wiewohl es immer besser sey, seinen Standpunct so hoch als möglich zu nehmen): so nimmt Rec. um so eher Anlafs, eben an dieser Geschichte näher zu zeigen, was auch er zu einem Ideal der vaterl. Geschichte fodern möchte, ungeachtet er zugleich voraus zugesteht, dafs es unendlich leichter sey, an anderen zu fodern, als selbst zu leisten.

Der angeführte Zweck des Vfs. giebt hiezu den nächsten Anlafs. *Für alle Stände*, sagt der Vf., soll es eine Geschichte seyn, nicht dafs Jeder ein Stück nach *seinem* Geschmack darin finde, sondern dadurch, „dafs darin von Sachen die Rede ist, die uns *alle* angehen, die für alle fafslich und anziehend sind. Denn, setzt er hinzu, die Geschichte hat mit der Moral gerade *den* Charakter gemein, welcher diese zu einer Wissenschaft für alle Stände macht. Auch die Geschichte weckt das Interesse des gemeinen (doch gesunden) Verstandes, und befriediget die höchsten Foderungen der Vernunft, sobald nur der Geschichtschreiber, mit *zweckmäfsiger Auswahl des Stoffs*, die *herzergreifende Art der Darstellung* trifft, wodurch jedermann sogleich von der Wichtigkeit des Gegenstandes überzeugt wird." (Vorr. zum I Theil.) Allerdings sind diefs die zwey Puncte, auf die es bey der Erreichung des vorschwebenden Ideals ankommt. In Rücksicht auf die erste Foderung, bemerkt der Vf., liege der Hauptgrund des geringen Interesse vaterländischer Geschichte in dem einseitigen und schwankenden Gesichtspuncte, von welchem man bisher bey der Geschichtschreibung ausging. Er sucht also zu allererst eine *feste Regel* aufzustellen, die in der vaterländischen Geschichte nachgewiesen werden könne; und hiezu ist freylich die Idee der *Freyheit* die oberste, ja eigentlich die einzig wahre. Denn „sollen wir etwa die Sclaverey zur Regel nehmen, und die Freyheit als Abweichung zeichnen?" fragt *Möser* ganz treffend. Um aber dieses Princip auf die vorliegende Geschichte in Anwendung zu bringen, werden zugleich nähere Grundlinien erfodert, nach welchen die, zum Theil sehr verschiedenartigen, Theile dieser Geschichte auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunct zurückgeführt, und in einem natürlichen Zusammenhange fortgeführt werden können. Der Vf. hat nun zwar auch solche in der Einleitung gegeben, wir können aber die Ausführung davon erst weiter unten würdigen. In Beziehung auf die zweyte Foderung (gemeinfafsliche und anziehende Darstellung), ist dem Vf. der Ausspruch *Mösers* ebenfalls nicht unbekannt: „dafs in der Geschichte, so wie auf einem Gemälde, blofs die Thaten reden; Eindruck, Betrachtung und

Urtheil aber jedem Zuschauer eigen bleiben müssen." Nur setzt er noch hinzu: der Geschichtschreiber müsse es verstehen, die Handlung so zu stellen, dass sie des Zuschauers Gemüth ergreife, — die Urtheilskraft in das richtige Gleis lenke. Nun ist zwar dieses eigentlich schon der Sinn *Mösers*; der Vf. hingegen hat sich durch seine Deutung nur zu oft verleiten lassen, hierin viel zu viel zu thun, und das gerade in einer Manier, die um so weniger „für alle Stände" taugt. Nach des Rec. Ansicht ist *Simplicität* die Hauptfoderung für eine nach dem Zweck des Vfs. darzustellende Geschichte. Das, wodurch Herodots unsterbliches Werk, bey den olympischen Spielen vorgelesen, alles Volk ergriff; auch das, was manche unserer guten alten Chroniken an sich haben, müsste als Muster vorschweben. Hievon ist aber bey dem Vf. eher das Gegentheil. Nicht als ob er unbekannt wäre mit dieser Foderung (I, S. 6), und mit den vorzüglichsten Mustern; er kann es aber demungeachtet nicht lassen, alle Kunst unserer modernen Sprache zu seinem Zweck aufzubieten; er ist durchaus sehr wortreich und gesprächig, er holt oft sehr weit aus, und mit manchen gesuchten Wendungen, bis er den Leser auf seinen Standpunct einleitet; fällt dabey auch gern ins Rednerische, hie und da beynahe ins Poëtische. Im Ganzen ist seine Darstellung mehr Reflexion und Belehrung, als eigentliche Geschichte.

Aus diesen Ursachen ist vorliegendes Werk, bey allen sonstigen Vorzügen, unter der Erwartung des Rec. geblieben; denn gerade das, was für andere Zwecke wirklicher Vorzug der Darstellung wäre, ist hier keiner. Der Vf. setzt es auch an *Spittler* aus, dass seine „räsonnirende und behutsame" Geschichte von Hannover reinere Darstellung der Facten zu wünschen übrig lasse. Allein dasselbe kann ihm selbst gewissermassen zurückgegeben werden, da in seiner ganzen Darstellung der Leser selten genau unterscheiden kann, was eigentliche Thatsache, was subjective Ansicht des Vfs. ist.

Mit einem Wort: es ist mit den Hand- und Lese-Büchern für alle Stände eine eigene Sache. Zwar ist kein Gegenstand wohl mehr dazu geeignet, als Geschichte; das beweisen Herodot, die Bibel, unsere Chroniken. Aber nichts erfodert auch mehr wahre Kunst, als die hohe Einfalt dieser Muster zu treffen, wenn sie so nachgeahmt werden sollen, dass man keine Kunst daran sieht. Auch ist es unendlich leichter, die Vorwelt in unsere Sprache und Ansichten zu übersetzen, als uns selbst in sie. Hier ist Grundes genug, warum die allgemein gelesenen National-Geschichtbücher bey uns noch leicht gezählt werden können; andere Ursachen, die hieher nicht gehören, abgerechnet.

Was das Nähere von dem *Plan* der vorliegenden Geschichte betrifft, so gesteht Rec. gerne zu, (wiewohl der Vf. es nicht so schwer zu nehmen scheint,) dass die braunschweig-lüneburgische Geschichte, wie die der meisten deutschen Provinzen, in dieser Rücksicht ihre besonderen Schwierigkeiten habe, Schwierigkeiten, die nicht so leicht zu lösen sind, wenn anders das Ganze die Einheit der Epopöe erhalten solle (III, S. 5), und wenn man nicht [...]hrlich dabey verfahren will. Rec. erlaubt sich, in Beziehung auf das oben Gesagte, einiges über die Ausführung des Vfs. hier auszuzeichnen. Hauptfragen sind: *Was* macht die Einwohner der braunschweig-lüneburgischen Lande zu einem *Volk*? *wann* und *wie* wurden sie dieses? worin besteht ihr *Vaterland*, der Gegenstand ihrer Ergebenheit und Anhänglichkeit? Was sind die wesentlichen Veränderungen, die sich damit zugetragen haben, als Hauptepochen ihrer Geschichte?

In dem langen Zeitraume bis auf Karl den Grossen, antwortet die Geschichte, machen sie einen *Theil* jener Völkerschaften aus, welche sich nur vereinigten, wenn drohende Übermacht eines Eroberers (der Römer, der Franken, oder auch oberdeutschen Stämme,) es gebot. Erst im Zeitalter Karls des Grossen werden aus diesem Lande einige Dynastenhäuser bekannt, die darum ausgezeichnet werden müssen, weil ihre Stammgüter Grundlage für die Territorien der nachfolgenden Fürsten wurden. — Der Vf. hat aber einen etwas weiteren Plan. Er handelt, nach der Beschreibung des Landes, von den freyen Sassen in Nord-Deutschland, von ihren Kriegen mit den Römern, und mit den Sueven, bis zu den Zeiten des völligen Übergewichts der fränkischen Macht unter Clodwig, und von der Entwickelung der Verfassung; von der Vereinigung mit dem fränkischen Kaiserthum, und der weiteren Geschichte *der sächsischen Nation* unter den karolingischen und sächsischen Kaisern. Dieses ganze Stück würde aber eben desswegen, bis auf einige Capitel, so gut oder noch besser, zu einer Einleitung in die Geschichte des ganzen westphälischen Königreichs, als für die Specialgeschichte von Braunschweig-Lüneburg taugen. *Spittler* und *Möser* wussten auf ganz andere Weise das Besondere im Allgemeinen aus diesem Zeitraume zu finden. — Nach den temporären Verbindungen der niedersächsischen Völkerschaften gewährt die Geschichte des Grossherzogthums Sachsen zuerst eine fortwährende bestimmte Einheit; allein auch von diesem machen die braunschweig-lüneburgischen Lande nach ihrer damaligen Verfassung nur sehr verschiedenartige Theile aus, die erst dadurch historisches Interesse gewinnen, dass die mächtigsten Dynastieen unter Lothar von Supplingenburg und Heinrich dem Grossmüthigen, aus dem Stamme der Welfen, vereiniget werden, und dass diesem, ausser den Erbgütern Lothars, auch das Herzogthum Sachsen zu Theil wird. Dagegen beschreibt unser Vf. vorher den *ganzen* Freyheitskampf der *sächsischen* Nation gegen Karl den Grossen, und dann gegen Heinrich IV, wo die Familiengeschichte der sächsischen Dynasten blos eingeflochten ist. Wir sagen dieses nicht, als ob wir nicht wüssten, wie wichtig diese Begebenheiten für die Geschichte der Verfassung waren, sondern nur in Beziehung auf das, was bey dem Vf. den Hauptfaden ausmachen sollte. Auch in der grossen Fehde um die Herzogthümer Sachsen und Bayern (welche das hohenstaufische Haus den Welfen zu entreissen suchte) ist die Hauptsache für die gegenwärtige Geschichte eigentlich das Resultat daraus, dass Heinrich der Löwe bey seinem Sturze nichts, als die vorgemeldeten Alodien übrig behält (I, S. 536). — (War es nicht wie vorbedeutend für sein Geschlecht, dass er Zuflucht zu seinem Schw[...]

her, dem Könige von England, in der Normandie nimmt, wo ihm Wilhelm, der Stammvater der Herzoge von Braunschweig - Lüneburg, geboren wurde?) Zur Entschuldigung des Vfs. müssen wir aber auch zugleich anmerken, dass gerade diese Periode am wenigsten solche Vorarbeiten hat, auf die er sich in der Kürze hätte beziehen dürfen.

Im II Theile wäre, nach der von dem Vf. selbst aufgestellten Regel, der Kampf der Stände um die Reichsfreyheit und das Aufstreben anderer zur Landstandschaft ein Faden, welchem wohl auch die, oft weniger interessante, Geschichte der landesherrlichen Häuser gegenüber stehen konnte. Allein eben diese mit ihren Verwickelungen hat dem Vf. in diesem und dem folgenden Theile so viel zu schaffen gemacht, dass er, ungeachtet seine Arbeit eben hierin von *Koch's* Versuch einer pragmatischen Geschichte des Hauses Braunschweig und Lüneburg sich unterscheiden sollte, doch die meisten Capitel bloss der Geschichte des Regentenhauses und seiner verschiedenen Linien widmen musste, um daraus erst das allgemein Interessante herauszuheben. Unter das letztere gehört hauptsächlich, dass mit der Erhebung der braunschweig-lüneburgischen Lande zu einem Reichsfürstenthum eine neue Periode beginnt, eigentlich diejenige, welche der Geschichte dieses Landes, im Verhältniss zu den übrigen Theilen des alten Grossherzogthums Sachsen, noch eine bestimmtere Einheit giebt. Die innere Geschichte enthält aber auch im Folgenden fast nichts als Theilung unter Regentenlinien, unter denen kaum der lüneb. Successionsstreit die vereinzelten Fäden der Geschichte wieder vereiniget. Das Wichtigste von jenen Theilungen ist, dass endlich die bis in die neuesten Zeiten dauernde Eintheilung der braunschweig-lüneburgischen Lande dadurch bestimmt wurde. Alles Übrige, was zu der vorhin bemerkten Aufgabe gehört, hat der Vf. jedesmal in allgemeine Schlusscapitel zusammengefasst, die aber neben Anderem, was ein solcher Vortrag der Geschichte gegen sich hat, auch die Unbequemlichkeit mit sich führen, dass häufige Wiederholungen und Zurückweisungen veranlasst werden.

Für den III Theil, äussert der Vf., müsse die Reformation den pragmatischen Hauptfaden an die Hand geben, und schickt desswegen auch, wie in den ersteren Theilen, ein Einleitungscapitel voraus, in welchem Entstehung, Einfluss und Folgen der Reformation auseinandergesetzt werden. So gut und gründlich dieses ist, da es die Resultate der neuesten und besten Schriften hierüber zusammenstellt — (Rec. hat es daher auch mit besonderem Vergnügen gelesen) — so ist es doch für ein Handbuch dieser Art eine zu grosse Episode, und es steht auch im Verfolg der Geschichte selbst noch lange an, bis der Vf. Gelegenheit hat, das Allgemeine dieser Einleitung an die besonderen Reformationsbegebenheiten im Braunschweigischen anzuknüpfen. Von S. 103—126 ist vereinzelte Geschichte der Linien bis zur hildesheimischen Stiftsfehde. — S. 170 folgen die schwachen Anfänge der Reformation im Wolfenbüttelschen und Calenbergischen. Die lüneburg. Geschichte muss im IV Cap. S. 245 erst wieder von 1486 an aufgefasst werden, und hier ist die Zerstückelung noch viel grösser als im Lüneburgischen. Der Leser kann daher leicht ermüden. Dass übrigens die Fürsten anfänglich grösstentheils sich passiv gegen die Reformation verhalten haben, und dass diese eigentlich vom Volk ausgeht, war für den Plan des Vfs. besonders günstig.

Einen neuen Schwung nimmt die wolfenb. und calenberg. Geschichte unter H. Friedrich Ulrich; dann hauptsächlich durch die Begebenheiten und den Einfluss des 30jährigen Kriegs, wiewohl auch diese nur zum Theil hier, zum Theil erst in den folgenden Capiteln bey der lüneb. Geschichte erzählt werden, da es doch nicht unmöglich gewesen wäre, das gegenseitige Verhalten der verschiedenen Linien in fortlaufendem Zusammenhang zu schildern. Auch in der nachfolgenden Trennung der Linien, unter welchen gerade die, von der man es am wenigsten voraussah, zur Kur-Würde und zu noch grösseren Aussichten sich erhebt, hätte eben jene Eifersucht zum Mittelpunct der Erzählung dienen können. Die Ausbildung der ständischen Rechte unter diesen Begebenheiten, und die darauf gefolgte Wiedereinschränkung derselben durch die Landeshoheit, hat der Vf. in den allgemeinen Resultaten ausgeführt. Mit diesen Bemerkungen wird aber noch gar nicht gesagt, dass der Vf. den Vorwurf hätte auf sich laden sollen, die Geschichte des Regenten-Hauses zur Nebensache gemacht zu haben (II, S. 246). Das meiste von dem bisher Bemerkten geht überhaupt nicht sowohl gegen den Vf., als vielmehr dahin, die Schwierigkeiten des Plans bemerklich zu machen.

Nun noch ein Nachtrag zu dem, was wir oben von der Darstellung des Vfs. gesagt haben. Dass Reichthum und Freygebigkeit im Ausdruck nicht immer historische Bestimmtheit mit sich führe, ist leicht zu erwarten; nur lässt sich dieses eher beym Durchlesen selbst fühlen, als durch abgerissene Stellen bezeichnen. Hier nur einige Beyspiele: I. S. 347 heissen die Wahlfürsten *Repräsentanten* der Völkerschaften Deutschlands, wodurch manche Leser leicht auf die Meinung gebracht werden könnten, die deutsche Reichsstandschaft sey ursprünglich Repräsentation gewesen. — II. S. 80 heisst Philipps von Schwaben Mörder „der tiefgekränkte Wittelsbacher," als ob er ein gewisses Recht zur Rache gehabt hätte; es wird auch nicht bemerkt, dass er sehr wahrscheinlich nur Werkzeug einer Conspiration war. — S. 86 scheint es, Otto IV sey bloss durch den Aufstand der Einwohner von Breisach nach Sachsen zurückgejagt worden, da es doch K. Friedrich II war, der dieses that. Von K. Friedrich I braucht der Vf. häufig die Prädicate: schwarz, finster, heimtückisch u. s. w. in seinem Betragen gegen Heinrich den Löwen, ungeachtet er selbst (I, S. 536) einen Beweis von des Kaisers menschlich-fühlendem Herzen giebt; es ist auch dem Rec. nicht bekannt, dass der Charakter dieses Kaisers von dieser Seite angegriffen worden wäre. — Die Geschichte der Belagerung von Weinsberg wird mit dem Ausdruck „Wundergeschichte, — und: es ging wirklich hart her," abgefertigt (I, S. 494). Auch ist die eigentliche Quelle hiezu nicht der *Annal. Saxo*, sondern das *Chron. S. Pantaleon. ad a.* 1140. 1159. — Der Vf. hat die Sprache des Mittelalters sich mit Leichtigkeit zu eigen gemacht

aber er vermischt nicht selten alte und moderne Ausdrücke, so wie es gewöhnlich in Ritter-Romanen geschieht. Hie und da ist in dem Ausdruck auch ein Anachronismus. Die *Hermannie* heisst *Landsturm*, oder er spricht von *Waffenjungen*, *Knappen*, noch lange vor der Periode der Ritterschaft, wo von *Leuten*, *Getreuen* etc. die Rede ist. „Den *Heerschild* aufstellen," (für *Panner*, als Zeichen zum Krieg,) scheint dem Rec. auch kein gewöhnlicher Ausdruck zu seyn. (I. S. 171.) — „Das *Geleit* eines Fürsten," richtiger sein *Gefolge*. (S. 225.)

Folgende Beyspiele zeigen, dass der sonst reine und gute Vortrag des Vfs. hie und da etwas ins Populäre fällt. „In den *Schafstall* der christl. Kirche treiben etc. (I, S. 332). — „Die hungrigen *Herren*, welche eine für die Prinzessinnen gedeckte Tafel abräumten," heissen gleich darauf: „*ungeschlachte Bengel*." (S. 359). — Die städtischen Kaufleute wurden von dem Ritterstande betrachtet als *vertraktes* Krämervolk; (II, S. 162). — Der Bischof v. Hildesheim setzte sich in Besitz „des *erschacherten* Guts" „der listige Pfaff." (S. 210). — „Wir kennen braunschweigische Prinzen, die gewaltig in der Theologie *fuschten*" — sie mussten Latein lernen, als sollten sie dereinst *Schulmeister* werden. (III, S. 277—278). — „Die Abtretung des Regiments *war* ihm schon gereuet." (S. 248.)

Der Vf. zeichnet sich allerdings durch billige Beurtheilung der Verfassung und Sitten des Mittelalters vor vielen anderen aus, und bemerkt, dass man bey reiflicher Betrachtung des Mittelalters sich gewöhnen müsse, die gegenwärtige Lage der Dinge, wo möglich, ganz zu vergessen, weil dann manches natürlich und gesetzmässig erscheint, wo man sonst lauter Schwäche und Aberglauben auf der einen, lauter stolze und unverschämte Anmasungen auf der anderen Seite, sah: — es werden alsdann auch unsere Vorfahren uns nicht mehr so unbegreiflich dumm und blind vorkommen u. s. w. (Rec. erinnert sich, eine ähnliche Stelle bey *Joh. Müller* gelesen zu haben.) Dessenungeachtet ist es dem Vf. noch hie und da begegnet, nach den Ansichten unserer Zeit zu messen. II Th. S. 17 schildert er „das *eisern bepanzerte Ungeheuer*, Feudalsystem genannt; mit *verschlingendem Rachen* und *raubgierigen Krallen*, in der vollen Kraft des reifen, männlichen Alters u. s. w." — III. S. 661 heisst es: „mit den fremden Rechten war auch *der ganze Wust des Lehnwesens* geblieben, und in den hiesigen Landen gab es fortdauernd nicht nur ritterliche, sondern auch Kirchen-, Hof-, Bauern- und *wer weiss was alle für Lehen!*" — Aus K. Friedrichs II. Landfriedensatzung: "wenn ein Sohn mit seinem Vater kriegt u. s. w." folgert der Vf. (II. S. 192), wie auch *Schmidt* in der Geschichte der Deutschen gethan: „wie roh, wie abgestumpft mussten die heiligsten Gefühle der Menschheit in diesem Zeitalter seyn!" Es ist aber dem Vf. selbst nicht unbekannt (nach S. 126), dass, nach dem Lehnrecht, den Söhnen gemeinschaftlicher Güterbesitz mit dem Vater zukam, und dass dieser nichts ohne Einwilligung der Söhne verfügen durfte, woraus eben die öfteren Fehden zwischen Vater und Söhnen zu erklären sind. — II. S. 171 heisst die Leibeigenschaft *eine den Bauern zum Vieh herabwürdigende Verfassung*, und doch wird S. 178 ein Beyspiel angeführt, dass einige dieselbe nicht einmal mit Geld sich abkaufen lassen wollten. Eben so ist II. S. 192 das Gemälde von der Rohheit des *zum Vieh herabgewürdigten* Bauern gewiss übertrieben, da der deutsche Bauer zuverlässig nie so tief stand, als die niedrigen Volksclassen der *Letten*, *Polen*, *Russen*.

Da historische Untersuchungen nicht zum Zweck des Vfs. gehören, indem er nur die Resultate benutzen wollte: so können wir auch über jene nicht rechten; doch müssen wir hier andeuten, wo er nach unserer Einsicht zu weit geführt würde. Diess ist hauptsächlich der Fall bey Ableitung des Namens und der Herkunft der *Sassen* (Sachsen), indem *Mösers* Hypothese, (die er wohl selbst nicht für etwas anderes geben wollte, s. osnabr. Gesch. Einleitung) als erwiesene historische Thatsache zum Grund gelegt wird. Bekanntlich ist sie zum Theil schon in der Einleitung von *Spittlers* hannov. Geschichte widerlegt. Wenn die Etymologie richtig wäre, so müssten die *Elsässer* so gut *Sachsen* seyn, als die Hohlsassen (I. S. 167) (Hollsteiner), denn *Alsatia* ist wie *Holsatia*. Die *Alsatii* haben aber ihren Namen von der Niederlassung am Flüsschen Ell, *Alsa*; und der Name der *Sachsen* (*Saxones*, nicht *Sassi*,) ist schon bekannt zu der Zeit, als das Volk noch Seeräuberey trieb, also gewiss nicht *sesshaft* war. — Hengist fodert seine Gesellen so zum Kampfe auf: „*nimet eure Saxes etc.*" und man weiss, dass manche alte Völker den Namen von ihren Waffen hatten. (*cf. Ekardt Franc. Orient. I. p.* 892. *Gregor. Turon. L. IV. C.* 51 „*duo pueri cum cultris validis, quos vulgo Scram-Saxos vocant.*") — *Mösers* System von der *Verfassung der Sachsen* bleibt wahr, auch wenn die Bedeutung nicht gerade im *Namen* liegt. Rec. kann es daher auch nicht billigen, dass der Vf. durchaus: *Sassen* statt *Sachsen* schreibt. — Was auch die Meinungen der Gelehrten von der „*Irmensul*" seyn mögen, so scheint uns auf jeden Fall der Ausdruck des Vfs., „der berühmte Götze Irmensul" (I. S. 126) unpassend. — Der Herz. Welf griff nicht *erst nach* dem Kreuzzug wieder zu den Waffen gegen K. Kunrad, sondern noch während dieser auf dem Kreuzzug abwesend war. I. S. 498. s. *Anon. Weing. ap. Hess p.* 37. — Dass die Befehdungen in ein ordentliches System gebracht wurden, war nicht wohlthätige Folge des *Ritterwesens*, (II. S. 22) sondern der *Landfriedensgesetze*. — Der Satz, die Städte seyen wahre Fürstenschulen geworden, aus welchen die Landeshoheit endlich hervorging (II. S. 38), ist zum allerwenigsten nicht chronologisch richtig. — Ob die Sachsen das Lehensystem erst von den Franken lernten (I. S. 290), wäre erst noch näher zu untersuchen. —

Über die Frage von Nachweisung der Quellen scheint der Vf. nicht gleich anfänglich mit sich einig gewesen zu seyn. Im Ganzen wollte er keine Citate unter dem Text haben; er war aber doch hin und wieder genöthigt, solche zu geben. An anderen Stellen wären sie nicht weniger nöthig gewesen. Im 1 Theile sind gelehrte Anmerkungen und Nachweisungen am Schlusse jedes Buchs zusammengestellt. Im zweyten sind sie nicht. Im 3 Theil hingegen folgt nach jedem Abschnitt ein genaues Verzeichniss sämmtlicher, von dem Vf. gelesener Quellen. Letzteres hat unseren ganzen Beyfall. Noch verspricht der Vf. in der Vorrede zum 3 Theil, den eigentlichen Freunden der Geschichte eine *Kritik* der *Quellen* in einem etwa 6 Bogen starken Tractat; als Nachlese zu den trefflichen Vorarbeiten eines *Scheid* u. s. w. nachzuliefern. Diese soll uns sehr willkommen seyn. Auch *wie* und *warum* der Vf. in Ansehung der Form und Darstellung von seinen Vorgängern abgewichen sey, soll darin erläutert werden.

Da dem Vf. mehrere handschriftliche Documente zu Theil wurden, (wiewohl nicht alle seine Wünsche erfüllt worden sind,) so hätten wir gewünscht, dass er den reinen Ertrag davon näher bezeichnet hätte; denn aus dem übrigen Stoffe, mit dem er verwebt ist, möchte er schwer auszuscheiden seyn.

Alles bisherige, was Rec. sich zu tadeln erlaubt hat, geschah übrigens bloss aus Liebe für die Sache; soll, wie wir schon bemerkt haben, nicht zum Nachtheil des Vfs. oder seines Buchs gesagt seyn. Wir könnten auch sein Motto hier anwenden, das er beym 3 Theil freylich in anderer Beziehung gebraucht hat: „*Pessimum inimicorum genus — laudantes, Tac.*" — Er hat nach mehreren Rücksichten unsere aufrichtige Hochachtung, und wir wünschen dem Buche recht viele theilnehmende Leser. Das viele Gute, das darin ist, sollen sie selbst finden; es hier näher auszuzeichnen, würde unsern Zweck und den Raum überschreiten. Doch unterlassen wir nicht, aufmerksam zu machen: auf die Schilderung von Karls des Grossen Einrichtungen in Deutschland (I. 222. ff.); auf die sinnreiche Erklärung der gothischen Bauart unserer Kirchen (II. S. 11); dann vorzüglich auf die schon bemerkte Einleitung über die Reformation, so wie überhaupt der 3 Theil jeden mehr anziehen wird. Ferner auf mehrere Originalzüge aus dem Privatleben der Fürsten; auf die Stiftung von Helmstädt (III. 199); Österreichs Dank für die Aufopferungen der Fürsten in den ehemaligen französischen Kriegen. III. S. 404. 480. 518. Die Art, wie seit Ludwig XIV die Souveränetätsideen Eingang fanden. III. S. 492. 620. 669.

Rec. kann nicht umhin, bey Veranlassung der gegenwärtigen Geschichte zu bemerken, dass er schon einmal den Gedanken geäussert hat, eine freye Bearbeitung der Geschichte der Welfen würde eine interessante Aufgabe seyn. So alt dieses Haus ist, hat es immer, wiewohl mit sehr abwechselndem Glück, gegen die Entstehung einer Universalmonarchie gekämpft.

Möchte der Vf. Aufmunterung genug finden, den versprochenen 4 Theil, der so viel Wichtiges aus den neueren und neuesten Zeiten in sich fassen wird, mit seiner gewohnten Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit bald zu geben! Druck und Papier sind schön, das Ganze für ein Handbuch, zu gegenwärtiger Zeit, freylich nicht wohlfeil. Die Correctur könnte etwas genauer seyn. — C. —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 AUGUST, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Code de Commerce.

Paris, b. d. Gebr. Clament: *Code de commerce*, collationné sur les registres du conseil d'état, par M. *Raynal*, chef du bureau des procès-verbaux. Edition des archives du droit français. 1807. 183 S. Text und 146 S. Register. gr. 8.

[Vor diesem, mit einer Abbildung des kaiserlichen Wappens versehenen, Haupttitel geht ein Schmutztitel voraus, auf dessen Kehrseite folgende Anmerkung steht: „Chaque exemplaire de cette édition doit être revêtu „de la signature de MM. Clament frères, directeurs „des Archives du droit français. Clament fr."]

Bald nachdem der Codex Napoleon anfing für Deutschland mehr als ein bloss literarisches Interesse zu gewinnen, liessen wir es uns angelegen seyn, die Literatur dieser neuen Gesetzgebung mit einer kurzen Einleitung in das Studium derselben zu beginnen. (S. Jen. A. L. Z. 1807. No. 3-9.) Eben so wollen wir auch mit dem seit der Zeit hinzugekommenen *Code de commerce* verfahren.

Geschichte des Code de commerce.

Schon seit einer Reihe von Jahrhunderten hat sich in Frankreich das Civilrecht in Handelssachen von dem allgemeinen Civilrechte abgesondert. Schon lange beherzigte man daselbst *Montesquieu's* Worte: „*Les affaires de commerce sont des actions de chaque jour, que d'autres de même nature doivent suivre chaque jour, il faut donc qu'elles puissent être jugées chaque jour.*" König Karl der IX stiftete durch ein Edict vom Nov. 1563 ein Handels-Tribunal für Paris, unter dem Namen einer *Justice consulaire*, nachdem mehrere seiner Vorgänger eigene Kammern (*Chambres*) zur Schlichtung der Handelsstreitigkeiten, errichtet hatten. Jene Behörde für Paris bestand, zufolge des Edicts, aus einem Richter und vier Consulen, welche sämmtlich von einer gewissen Anzahl der vorzüglichsten Handel treibenden Bürger der Stadt, in einer zu dem Ende alljährlich zu veranstaltenden Versammlung, gewählt, und von dem Parlamente, wie die gewöhnlichen Richter, beeidiget wurden. Der Hauptzweck des Edicts war: „*Pour la décision des procès et différends entre marchands qui doivent négocier ensemble de bonne foi, sans être astreints aux subtilités des ordonnances.*" Nach diesem Beyspiele wurden auch gar bald in anderen Handelsstädten Frankreichs ähnliche Anstalten durch verschiedene Edicte gegründet; im J. 1710 nicht weniger als zwanzig. Beym Anfange der Revolution war die Zahl der Consulate bereits auf 77 angewachsen. Übrigens wurden die *Juges-consuls* nicht als königliche Richter betrachtet, sondern erhielten ihre Anstellung, ohne Zuthun des Königs, bloss durch freye Wahl der Kaufleute.

Colbert, der Schöpfer des Handels und der Manufacturen Frankreichs, ward auch der Schöpfer neuer Handelsgesetze. In der Ordonnanz vom J. 1667, wodurch er dem Gerichts- und Process-Wesen Frankreichs eine neue Gestalt gab, bestimmte er zuerst Tit. 16 die Formen des Handelsprocesses genauer. Hierauf erfolgte im J. 1673 die *Ordonnance du commerce*, und dann im J. 1681 die *Ordonnance de la marine*. Diese drey Ordonnanzen, die einen universellen Einfluss auf die Gesetzgebung von ganz Europa gehabt haben, und die von neuem die Grundlage des Napoleonischen *Code de commerce*, so wie der dazu gehörigen Lehre von dem Verfahren vor den Handelsgerichten (welche ihren Platz im *Code de procédure civile* gefunden hat) geworden ist, geben ein Beyspiel, wie die Gesetze früherer Zeiten neben den Einsichten neuerer Geschlechter benuzt werden können; ein Beyspiel, welches wir im *Code de commerce* wiederholt sehen. Die Rechtsgeschichte wird die Genealogie dieses neuen Codex rückwärts, durch das Mittelalter und dessen Rechtsmonumente hindurch, an die frühesten Zeiten des Alterthums, wo durch Handel Handelsrecht entstand, anzuknüpfen haben. — Was seit jenen Ordonnanzen bis zur Revolution für die Handelsgesetzgebung geschah, ist unbedeutend.

Durch die Declaration vom 15 Dec. 1722 erhielten die *Juges-consuls* das Recht, auch blosse Kaufleute, die nicht Richter waren, zuzuziehen, um auf diese Weise der Gefahr einer schiefen Beurtheilung der Handelssachen aus Mangel an Sachkenntniss noch sicherer zu entgehen. Und auf dieses Recht erkannte noch der Cassationshof in den Arrets vom 22 Frim. IX, und 13 Vend. X.

Im J. 1790 erfuhr das Gerichtswesen in allen seinen Theilen, durch das wichtige Revolutionsgesetz v. 24 August, eine gänzliche Veränderung. Den unter den Namen der *Cours*, *Présidiaux*, *Bailliages*, *Sénéchaussées* und unter mancherley anderen Benennungen hergebrachten Justiz-Behörden ward die Eigenschaft von Tribunalen beygelegt, und ihre Attributionen wurden von neuem gesetzlich fixirt. Diese Veränderung erstreckte sich auch mit auf die consularischen Justizstellen (*Justices consulaires*), aus

welchen man gleichfalls Handelsgerichte (*Tribunaux de commerce*) machte, mit dem Vorbehalte: „*à faire un réglement particulier pour déterminer d'une manière précise l'étendue et les limites de la compétence des juges de commerce.*" Ferner verordnete dieses Gesetz, dass das Civilgericht, wenn es in einem Arrondissement an einem Commerz-Tribunal fehle, die Handelssachen, mit Beobachtung der dafür vorgeschriebenen Formen bearbeiten, — dass es mit der Wahl der Richter-Consulen ferner, wie bisher, gehalten, — dass ein Commerz-Tribunal in den Städten, wo es die Departements-Administration nöthig finde, errichtet, — und endlich dass von den Handelsgerichten bis auf die Summe von 1000 Franken in letzter Instanz gesprochen werden solle. Die Zahl der Richter ward für jedes Handelstribunal auf fünf gesetzt, zu welchen, nach einer später gegebenen Erlaubniss, noch vier Suppleanten hinzukamen. Aber sowohl die Richter als die Suppleanten, hiess es, sollen aus der Zahl der Kaufleute, Banker, Manufacturisten, Schiffsrheder und Schiffscapitäne gewählt werden. Auch kündigte bereits dieses Gesetz einen *Code de commerce* an, der aber, wie der gleichfalls schon in der Constitution vom J. 1791 angekündigte Civil-Codex, durch die ganze Revolution hindurch ein Ziel fruchtloser Bestrebungen blieb. „*La raison d'un grand nombre essaya sans succès ce que la volonté d'un seul a fait depuis sans effort.*"

Kaum aber hatte *Napoleon* die Zügel der Regierung ergriffen, als durch ein Arrete der Consulen vom 13 Germ. IX (1801) eine Commission zur Entwerfung eines Commerz-Codex ernannt wurde. Bereits am 13. Frim. X, also ehe noch ein Jahr verlaufen war, (diesen Tag gaben die Redner des Staatsraths in der gesetzgebenden Versammlung an. *Legras* hingegen, einer der Redactoren und Revisoren des *C. d. C.*, in der Vorrede zu seinem *Commentaire sur la forme de procéder devant les tribunaux de commerce* — Paris 1807. 8. — nennt den 14 Frim.) überreichten die Mitglieder dieser Commission, *Gorneau*, *Vignon*, *Boursier*, *Legras*, *Vital-Roux*, *Coulomb* und *Mourgues*, der Regierung den von ihnen redigirten Entwurf, welche ihn drucken, und an die Handelstribunale und Handelskammern, (*Conseils et Chambres de commerce*), wie auch an die Appellations-Tribunale und an den Cassationshof, damit sie sämmtlich ihre Bemerkungen darüber liefern möchten, versenden liess. Ja selbst einzelne aufgeklärte und erfahrene Kaufleute und Rechtsgelehrte wurden zur Mittheilung ihrer Bemerkungen veranlasst. Wir führen hier nur die *Observations critiques sur le Projet de Code de commerce par M. Estrivier, ancien jurisconsulte d'Aix* zum Beyspiele an.

Diese Versendung an genannte Behörden geschah vorzüglich für einen gedoppelten Zweck. Erstlich, dass die Rechtsätze des Entwurfs an den in der Praxis der Gerichtshöfe vorgekommenen einzelnen Fällen geprüft, und danach, hier in der Sache selbst, dort wenigstens in der Fassung, berichtiget würden; ohne dass es jedoch die Absicht war, diejenigen Rechtssätze, welche sich bey der Entwickelung und Anwendung jener Rechtsätze auf Einzelnheiten ergeben hatten, mit in das Gesetz aufzunehmen. Für diesen Zweck sind eine Menge Bemerkungen von den Tribunalen eingekommen. Der andere Zweck war, dass die provinciellen und localen Rechte zur Notiz der Legislatur kämen, und zwar sogleich mit einer sachverständigen Würdigung derselben im Verhältniss zu dem allgemeinen Rechte des Entwurfs. Denn nach dem Plane des *C. d. C.* war es durchaus nothwendig, das Allgemeine zum Theil aus dem Provinciellen auszuwählen, und dagegen das nicht Ausgewählte unter der Vorherrschaft des Allgemeinen zu Grunde gehen zu lassen. Man hat sich aber vor der Meinung zu hüten, als seyen alle Vorschläge der Tribunale, die man Bedenken getragen hat, in den *C. d. C.* aufzunehmen, hiemit für irrig und falsch erklärt worden. Die Tribunale haben häufig nur weitere Entwickelungen und Folgerungen aus den Rechtsprincipen vorgeschlagen, die man, nach dem blos auf das Allgemeine gerichteten Plan des *C. d. C.*, nicht aufnehmen konnte, während man ihnen nicht gerade ihre Richtigkeit streitig machen wollte.

Je reichlicher aber die gewünschten Bemerkungen von allen Seiten einliefen, desto beschwerlicher ward ihre Benutzung. Denn so viele Kammern und Tribunale es gab, von welchen Bemerkungen eingekommen waren, eben so viele abgesonderte Arbeiten bildeten sich über den Entwurf. Die Minister der Justiz und des Inneren veranstalteten daher eine Sammlung dieser einzelnen Arbeiten, welche im J. XI unter dem Titel: *Observations des tribunaux de cassation et d'appel, des tribunaux et conseils de commerce — — sur le Projet de Code du commerce*, aus der damaligen Druckerey der Republik, in zwey Quartbänden, von welchen der letztere wieder in zwey Theile, nebst einem Anhang und Register, zerfällt, hervorging.

Sollte jedoch, zur weiteren Vervollkommnung des von der Commission gelieferten Entwurfs, der gehörige Nutzen aus dieser unermesslichen Sammlung gezogen werden: so bedurfte es ferner einer vorgängigen Analyse derselben; wobey es vorzüglich auf zweyerley ankam: erstlich, die ganze Masse nach der Artikelfolge des Codex zu ordnen, und sodann alles das, was von der Masse auf jeden einzelnen Artikel des Codex bey jener Anordnung gekommen war, in eine leichte und bequeme Übersicht zu bringen. Mit Hülfe einer solchen Analyse war man dann im Stande, den redigirten Entwurf zu dem Ende nochmals zu *revidiren*, um darin die Veränderungen und Verbesserungen vorzunehmen, wozu die so lehrreichen und so reichlich eingegangenen Bemerkungen der Commerz-Kammern und Tribunale Veranlassung geben konnten.

Wer sollte sich aber dieser Arbeit unterziehen, da die im J. IX ernannte Commission mit Lieferung des redigirten Entwurfs erloschen zu seyn glaubte? — Unter solchen Umständen unternahmen drey der schon genannten Redactoren, *Gorneau*, *Legras*

und *Vital-Roux*, eben so einsichtsvolle Rechtsgelehrte als Kaufleute, aus eigenem Antriebe und aus Eifer für die gute Sache, das verdienstliche, aber mühselige Geschäft. Sie suchten bey den kaiserlichen Ministern um die Erlaubniss nach, die Revision des Entwurfs auf eigene Kosten zu besorgen; wozu sie auch von diesen nicht bloss autorisirt, sondern noch besonders aufgemuntert wurden. Bey der hierauf mit vollem Eifer angefangenen Arbeit zogen sie gleichwohl die Hnn. *Vignon* und *Boursier* mit zu Rathe, benutzten dabey auch alles, was sowohl französische Schriftsteller, als auch die Legislationen anderer Völker Europas, Nützliches für ihren Gegenstand darboten. So setzten sie die Regierung in den Stand, bereits im J. XI den Druck des revidirten Handelscodex zu verordnen, der hernach den Meditationen des Ministers des Inneren bey der Discussion des Codex im Staatsrathe zur Grundlage diente. (*Regnaud de St. Jean d'Angély* legte, als Redner der Regierung in der gesetzgebenden Versammlung, die Revision des *C. d. C.* den *sämmtlichen* Redactoren des Entwurfs bey. Es ist das aber offenbar ein Irrthum. Die von diesem Redner mitgetheilte Redactionsgeschichte ist sowohl in diesem, als auch in einigen anderen Puncten von einem später aufgetretenen Redner, dem Staatsrath *Maret*, bey Motivirung des 11, 12, 13 und 14 Titels des 2 Buches, berichtiget worden.)

Dieser revidirte Entwurf, in Begleitung theils der Analyse, als des Schlüssels zur Revision, theils des ersten Entwurfs, als des eigentlichen Gegenstandes der Revision, erschien im Druck unter dem Titel: *Revision du Projet de Code de Commerce précédée de l'analyse raisonnée des observations du tribunal de cassation, des tribunaux d'appel et des tribunaux et conseils de commerce, par les sieurs Gorneau, Legras et Vital-Roux, membres de la commission du Code de Commerce.* (Paris, aus der Druckerey der Republik. 1803. 4.)

"Nach vollendeter Revision trat in der Entstehungsgeschichte des *C. d. C.* noch ein interessanter Zeitpunct zur weiteren Vervollkommnung des Werks, und insonderheit des darin enthaltenen vierten Buches, dadurch ein, dass die bis dahin zu dem *C. d. C.* gezogene Lehre von dem Verfahren vor den Handelsgerichten in das zum *Code de procédure civile* gehörige Gesetz vom 14 Apr. 1806 hinüber genommen wurde. Denn als der *C. d. P. c.* vom 1 Jan. 1807, und mit ihm folglich auch das Gesetz vom 14 Apr. 1806, in Kraft getreten war: so zeigten sich bey der Anwendung dieses Gesetzes manche Gelegenheiten zu Bemerkungen, welche sich bey dem noch in der Discussion befindlichen *C. d. C.* benutzen liessen. In dieser Zwischenzeit schrieb *Legras* seinen Commentar über den Titel des *C. d. P. c.* von den Verfahren vor den Handelsgerichten, und er machte darin hin und wieder Bemerkungen, von welchen es wohl nicht zu leugnen ist, dass sie auch nach bereits vollendeter Revision des *C. d. C.* von Einfluss auf dessen viertes Buch gewesen sind."

Die wichtigsten Schicksale standen aber dem Entwurfe nun noch in den mancherley Discussionen bevor, denen er sich, wie vor ihm der *C. N.* und der *C. d. P. c.*, theils bey dem Staatsrathe, theils bey den beiden, mit der gesetzgebenden Gewalt bekleideten Versammlungen, dem legislativen Corps und dem Tribunate, noch zu unterwerfen hatte.

Zuerst kam der Entwurf, auf Befehl des Kaisers, zur geheimen Discussion (*Discussion particulière*) im Staatsrath. Da der Kaiser während dieser Discussion gerade im tiefen Norden abwesend, und daher nicht selbst, wie bey dem *C. N.*, dabey den Vorsitz im Staatsrathe zu führen im Stande war: so stand der Minister des Inneren an der Spitze dieser Angelegenheit; jedoch, der ungeheuren Entfernung ungeachtet, unter der unmittelbaren oberen Leitung des Kaisers. „*La sagesse dirigeait, des bords de la Vistule, le travail d'une loi nouvelle, destinée à donner le Code commercial à l'Europe*", sagte der Staatsrath *Regnaud de St. Jean d'Angély*, als Redner der Regierung in der gesetzgebenden Versammlung. In der That schien es auch für den Kaiser eine kaum abgebrochene und seinem Geiste noch frisch gegenwärtige Arbeit zu seyn, welche er bloss fortsetze, als er, gleich den ersten Tag nach seiner Zurückkunft in Paris, den Entwurf des Codex einer neuen Discussion und einer Art von allgemeiner Revision in seiner Gegenwart unterwerfen liess.

Bis jetzt sind zwar die Protocolle dieser Discussion des Staatsraths noch nicht im Druck erschienen, und es geht folglich noch das vorzüglichste Hülfsmittel zur Erläuterung des *C. d. C.* ab. Man erfährt aber aus dem pariser *Moniteur* (1808. No. 28), dass das Publicum diese Protocolle von Hn. *Locré*, also von dem, der sie selbst führte, und auch zuerst die *Discussion du C. N.* herausgab, unverzüglich zu erwarten habe.

Auf die geheime Discussion des Staatsraths folgte sodann die öffentliche oder feyerliche, in den Vorträgen der Redner des Staatsraths und des Tribunats vor der gesetzgebenden Versammlung, während mehrerer hinter einander gehaltener Sitzungen. Von den Vorträgen der Redner des Staatsraths erschien eine Ausgabe, als Zubehör der officiellen Ausgabe des Codex selbst, unter dem Titel: *Exposé des motifs du Code de Commerce, presenté au corps législatif par MM. les orateurs du gouvernement, dans les séances des 1, 2, 3, 4, et 8 Sept. 1807, pour faire suite et servir de commentaire à l'édition officielle du Code de commerce. A Paris, chez Galland.* 1807 in 4. Die Vorträge der Redner des Tribunats sind gleichfalls gedruckt worden.

Der *C. d. C.* ward jedoch der gesetzgebenden Versammlung nicht in der Form eines Codex, sondern, wie der *C. N.*, in einer Reihe einzelner Gesetzvorschläge vorgelegt, die sodann auch zu verschiedener Zeit, jeder für sich, als einzelne Gesetze decretirt, und hierauf, ohne dass der Senat auch nur ein einziges Mal Ursache gehabt hätte, von dem ihm durch das organische Senatusconsult vom 28 Flor. XII. Art. 71 sqq. verliehenen Rechte der Einsprache

gegen die von der legislativen Versammlung decretirten Gesetzentwürfe Gebrauch zu machen, promulgirt wurden. Dagegen verfuhr man bey dem *C. d. C.* in dem Stücke anders, als bey dem *C. N.*, dass man die Dispositionen des *C. d. C.* nicht sogleich einzeln und successiv, in der Ordnung, worin sie decretirt und promulgirt wurden, sondern sämmtlich mit Einem Male, in Ausführung treten liess. Das Gesetz vom 15 Sept. 1807 verordnete Art. 1: „*Les dispositions du Code de commerce ne seront exécutées qu'à compter du 1er Janvier* 1808."

Die *Form* eines Codex verdankt der *C. d. C.* nicht der gesetzgebenden Versammlung, sondern der Regierung. Er ist, wie der *C. N.*, aus dieser Versammlung in einer Reihe einzelner, für sich decretirter und promulgirter Gesetze hervorgegangen, und es ist dem Rec. auch kein Gesetz bekannt, welches *nachher* (wie dieses in Ansehung des *C. N.* durch das Gesetz vom 30 Vent. XII geschehen ist,) über die Verbindung dieser einzelnen Gesetze zu einem Ganzen in der Form eines Codex etwas verfügt hätte. Denn das schon angeführte Gesetz vom 15 Sept. 1807 bestimmt nur den Vollziehungstermin des Codex, und das Verhältniss desselben zu den älteren Handels-Gesetzen.

Dass übrigens dieses Verhältniss zu den älteren Rechten und Gesetzen bey dem *C. d. C.*, gerade wie bey dem *C. N.*, durch ein besonderes, *ausser* dem eigentlichen Codex liegendes Gesetz regulirt worden ist, verdient bey beiden Codicibus, insonderheit auf den Fall ihrer Reception in Deutschland, als wichtig und folgereich bemerkt zu werden. Bey dem *C. d. P. c.* ist die Bestimmung des Verhältnisses zu den älteren Gesetzen *in dem Codex selbst* mit enthalten.

Ist nun die Bemerkung richtig, dass die gesetzgebende Versammlung weder den *C. N.*, noch den *C. d. C.*, *in der Form eines Codex* decretirt hat, indem von der legislativen Gewalt die Dispositionen des ersteren nur erst nach geschehener Decretirung, des letzteren aber gar nicht, sondern nur allein von der Regierung, als Codex sanctionirt worden sind: so folgt, dass es von dem Inhalte beider Codicum gedoppelte handschriftliche Originale geben muss: eins, in welchem der Inhalt in der Form der einzeln decretirten Gesetze, das andere, in welchem er in der Form eines Codex zu finden ist. Genau genommen kann aber das letztere nur für eine von der Regierung zum Behufe der Vereinigung der einzelnen Gesetze zu einem Codex besorgten Copey gelten, welche von den einzelnen Gesetzen, so wie sie in der gesetzgebenden Versammlung decretirt wurden, genommen werden musste, so dass folglich von dem Inhalte beider Werke, *in der Form von Codicibus*, überall gar kein eigentliches Original existirt.

Man fragt daher mit Recht, nach welcher Handschrift ist der Inhalt der Codicum abgedruckt worden? Die unmittelbar nach der Decretirung der einzelnen Gesetze heftweise erschienenen Abdrücke sind unfehlbar nach den in der Form der einzelnen Gesetze vorhandenen eigentlichen Originale besorgt worden, welche in dem Archive des Senats, wohin die von der gesetzgebenden Versammlung decretirten Gesetzentwürfe, nach Vorschrift des organischen Senatusconsults vom 28 Flor. XII, Art. 69, zu bringen sind, gesucht werden müssen. Dahingegen sind die Ausgaben, in welchen die Codices, *als solche*, erschienen sind, unstreitig nach der Handschrift des förmlichen Codex, die nur der Form, nicht aber dem Inhalte nach für ein Original gelten kann, und die in den Archiven der Regierung gesucht werden muss, abgedruckt worden. Daher hat auch wohl der Titel der Ausgabe des *C. d. C.* den ausdrücklichen Zusatz: „*collationné sur les registres du conseil d'état.*" Dass es aber mit den Ausgaben des *C. N.*, worin der Inhalt desselben als Codex sich zeigt, eine gleiche Bewandtniss habe, wird man sogleich gewahr, wenn man das, was wegen Ausfertigung und Besiegelung der von der gesetzgebenden Versammlung decretirten Gesetze durch das organische Senatusconsult vom 28 Flor. XII Art. 137 sqq. vorgeschrieben wird, mit der Unterschrift und Besiegelung, so wie selbige sich unter der officiellen Ausgabe des *C. N.* findet, vergleichen will.

Aber auch abgesehen von dem Unterschiede zwischen der gedoppelten Form, worin der Inhalt des *C. N.* existirt, zeigt sich ferner noch eine kleine Verschiedenheit des Textes darin, dass die Artikel desselben nicht auf einerley Weise gezählt werden. In den zuerst in das Publicum gebrachten Ausgaben fingen die Artikel eines jeden der vier Bücher mit einer frischen Zahlenreihe an. Diese Einrichtung aber, auch von den Rednern des Staatsraths und des Tribunats bey Motivirung der einzelnen Gesetzvorschläge zum Grunde gelegt, ward hernach dadurch zurück genommen, dass man eine officielle Ausgabe mit einer durch das Ganze fortlaufenden Zahlenreihe der Artikel erscheinen liess.

Obige kurze Darstellung der Geschichte des *C. d. C.* läfst schon erwarten, dass das Werk, gegen seinen ersten Entwurf gehalten, noch sehr bedeutend verbessert worden ist. Diese Erwartung findet sich auch bey genauerer Vergleichung vollkommen bestätiget. So z. B. sieht man die Wirkungen der Revision und Discussion bey dem *C. d. C.*, gerade wie bey dem *C. N.*, sowohl beym Anfange als bey dem Schlusse des Codex: bey dem Anfange, weil man die allgemeinen Dispositionen, womit der Entwurf begann, theils anderwärts einschob, theils gänzlich strich; bey dem Schlusse, weil man das dritte und vierte Buch, die anfangs Eins ausmachten, von einander trennte. — Die Redactoren hatten zu den beiden Societäts-Arten, die in der Ordonnanz vom J. 1673 vorkommen, nämlich der *Société générale* und der *Société en commandite*, noch zwey andere, die *Société des actions* und die *Société en participation*, hinzugefügt. Man liess aber bloss die drey ersten Arten der Societät stehen, und strich die letzteren, *parce que la société en participation n'est qu'un acte passager, qu'une convention qui s'applique à un objet unique, et ne repose pas sur les mêmes bases, ne peut avoir les mêmes résultats que les trois autres genres d'association.*" —

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 AUGUST, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Fortsetzung der Recension

des

Code de Commerce.

Im Artikel 298 ist der zweyte Paragraph hinzugekommen. — Die Redactoren hatten alle Vindicationen aus der Concursmasse verworfen. Man schlug hernach aber Art. 576 u. ff. einen Mittelweg ein. — Am bedeutendsten war die Veränderung, dass man die Materie von dem Verfahren bey den Handelsgerichten, die sowohl im Entwurfe des *C. d. C.*, als auch noch in dessen Revision stand, zum *C. d. P. c.* hinüber nahm. — Im Ganzen ist es vorzüglich das dritte Buch, welches seit seinem Entwurfe den Handelskammern und Handelstribunalen, so wie insonderheit der Discussion des Staatsraths, viel zu verdanken hat. Bey den meisten hier angebrachten Veränderungen hatte man den Zweck, die bereits im Entwurfe gewählten Mittel, „*pour arrêter le scandal public de ces banqueroutes audacieuses et répétées, qui laissaient tant de coupables sans honte et tant de victimes sans ressources et sans vengeance,*" noch mehr zu schärfen.

Ziemlich zu gleicher Zeit mit dem *C. N.* in seiner Idee aus der Revolution entsprossen, weniger, als der *C. N.*, durch die Legislation der Revolutionsperiode vorbereitet, dagegen aber von seinem ersten Entwurfe an noch vielfältiger, als der *C. N.*, erwogen und geprüft, auch gegen die drey zur Zeit hervorgetretenen Codices, da er unter ihnen der letzte war, in mancher Hinsicht in Vortheil gesetzt, hat endlich der *C. d. C.* in Frankreich seit dem 1 Jan. 1808 zu gelten angefangen.

Plan und Umfang des Code de commerce.

Was sich über den Plan des *C. N.* überhaupt sagen lässt, das gilt im Ganzen auch von dem *C. d. C.* Alle die Vorzüge, die man dem *C. N.* als Folgen seines Plans beylegt, kann man mit gleichem Rechte von dem Handelscodex behaupten. Auch dieser Codex schliesst sich an den Geist unserer Zeit an, ohne sich jedoch unnöthiger Weise von dem Alten zu entfernen; auch er setzt so Manches in rechtliche Gewissheit, was bisher ein Spiel der Controversen und eines schwankenden Gerichtsgebrauches war; auch er verschafft zu seinem Theile in civilrechtlicher Hinsicht die erfoderliche Einheit, und ist mit Hülfsmitteln umgeben zur Sicherung derselben auf die Dauer; auch er trägt das Seinige dazu bey, der Rechtsverwaltung einen rationellen, und dabey eben so festen als richtigen Gang zu geben, dadurch, dass er sie nicht von einzeln entschiedenen Fällen, sondern von Principien abhängig macht, und zwar von solchen, deren Zwecke und Motive eines Theils durch den Mund der Regierung selbst bekannt gemacht, und die anderen Theils auf den gegenwärtigen Zustand der Dinge mit Weisheit berechnet worden sind; auch er hat im Ganzen mehr die Tendenz einer formalen Verbesserung, als einer materialen Neuerung; auch er weist dem Civilrechte zu seinem Theile den richtigen Platz gegen den Staat an. — Es liegt uns aber hier ob, den Plan des *C. d. C.* im Einzelnen zu zergliedern.

I. Der Plan des *C. d. C.* geht nicht auf das Handelsrecht überhaupt, sondern nur auf den civilrechtlichen Theil desselben. Hierin unterscheidet er sich von der *Ordonnance du commerce* vom J. 1673, und insonderheit auch von der *Ordonnance de la marine* vom J. 1681. In der letzteren finden sich Dispositionen, hier im Fache der öffentlichen Administration, z. B. über den Unterricht und die Prüfung der Schiffer; dort im Fache der militärischen Organisation der Marine, z. B. über die Attributionen des Grosadmirals; — hier im Fache der Policey, z. B. über die Stellung und Anlegung der Schiffe in den Häfen und auf den Rheden; dort im Fache der höheren Politik, z. B. über das Recht, in die Häfen einzulaufen, daselbst zu verbleiben und Waaren einzuführen. Nach dem Beyspiele dieser Ordonnanzen hielt der Entwurf des *C. d. C.* gleichfalls nicht streng die Schranken des Civilrechts; in der Discussion ward er aber darauf mehr zurück gebracht. Nur im vierten Buche finden sich mehrere Dispositionen, welche nicht civilistischer Art sind; so dass beym *C. d. C.* eben so das Ende, wie bey dem *C. N.* der Anfang, wegen des Präliminar-Titels von den Gesetzen, nicht rein civilistisch genannt werden kann.

Dagegen lässt sich nicht behaupten, dass der *C. d. C.* den civilistischen Theil des Handelsrechts seinem ganzen Umfange nach begreife. Denn es fehlt darin die wichtige Lehre von dem Verfahren vor den Handelsgerichten, welche zwar im Entwurfe des *C. d. C.*, sowohl in seiner ersten als revidirten Gestalt, ihren gehörigen Platz mit bekommen hatte, aber hernach, wie schon oben bemerkt worden, unerach-

tet der von mehreren Appellations-Tribunalen, namentlich von denen zu Aix und Rennes, dagegen gerichteten Bemerkungen, daraus verdrängt, und in den *C. d. P. c.* gezogen ward, woselbst sie sich Art. 414 bis 442 noch gegenwärtig befindet.

Von der anderen Seite erstreckt sich der Plan des *C. d. C.* nicht weiter in das Civilrecht hinein, als da, wo eine Anwendung des letzteren auf Handelssachen in Frage ist. Der *C. d. C.* schweift namentlich nicht in das *allgemeine* Civilrecht ab, wodurch er ungebührlicher Weise Eingriffe in das Gebiet des *C. N.* thun würde. Auch hierin hat es der *C. d. C.* genauer genommen, als die *Ordonnance de la marine* vom Jahre 1631. Letztere befasst sich z. B. auch mit der Lehre von den zur See errichteten Testamenten, deren sich der *C. d. C.* nicht angemasst, sondern die er dem *C. N.* überlassen hat.

Für den nicht civilistischen Theil des Handels- und See-Rechts, und namentlich für das Völkerseerecht, soll erst noch in der Folge in Frankreich, und von Frankreich aus, für andere Staaten gesorgt werden. Die Fingerzeige dazu giebt der Staatsrath *Regnaud de St. Jean d'Angély*, als Redner der Regierung zur Motivirung des *C. d. C.*, in der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung am 1 Sept. 1807: „*Dans un autre tems*, sagt er, *bientôt peut-être, les autres dispositions de l'ordonnance de la marine, pourront être soumises à leur tour à une utile révision. Bientôt le génie vengeur du droit des gens sur le continent vengera aussi le droit des gens sur les mers; et le monde, l'empire français du moins, lui devra le bienfait d'un acte de navigation, que des ministres sans pudeur ne feront plus déchirer par un peuple de pirates.*" Mittlerweile bleibt es in diesen Regionen des Handelsrechts beym Alten, d. h. bey der Ordonnanz v. J. 1681, und bey einigen neueren, über einzelne Gegenstände besonders gegebenen Gesetzen.

So ist es denn also wohl nur bis auf einen gewissen Grad richtig, was von dem eben gedachten Redner des Staatsraths zur Empfehlung des *C. d. C.* besonders mit bemerkt worden ist, dass nämlich der Kaufmann in dem *C. d. C.* die Gesetze vollständig beysammen habe, unter welchen er bey Treibung seines Geschäfts stehe. Allerdings ist durch Zusammenschmelzung mehrerer Gesetze, und vorzüglich der beiden Ordonnanzen vom J. 1673 und 1681, in ein wohl geordnetes Ganzes, in dieser Hinsicht ein Bedeutendes geschehen. Allein für eine vollständigere Erreichung dieses Zwecks vermisst man vorzüglich in dem *C. d. C.* den in den *C. d. P. c.* gezogenen Titel von dem Verfahren vor den Handelsgerichten. Für eben diesen Zweck hätte man auch wünschen mögen, dass die Publication des *C. d. C.* bis zur neuen Regulirung des Völkerseerechts noch hätte ausgesetzt bleiben können.

Es ist aber hier der Fall vorhanden, dass man besser thut, den Werth jenes Zwecks nicht anzuerkennen, als das unvollständige Gelingen in der Erreichung desselben zu bedauern. Denn eines Theils hat der Kaufmann an dem blossen *C. d. C.*, und wenn er auch noch so vollständig wäre, dennoch nicht genug, weil dieser Codex in unzertrennlicher Verbindung der Grundsätze mit dem *C. N.* und dem *C. d. P. c.* steht. Anderen Theils hat es bereits in Frankreich nicht an Rechtsgelehrten gefehlt, welche für den Handelsstand eigene Ausgaben des *C. d. C.* geliefert, und darin den Codex von allen Seiten für das besondere Bedürfniss dieses Standes in Noten und Zusätzen zu completiren gesucht haben. Wir möchten vielmehr ein grösseres Gewicht darauf legen, dass die Handelsgesetze dem Kaufmanne in dem *C. d. C. unvermischt*, als obschon ihm darin nicht ganz vollständig gegeben worden sind.

II. In einem anderen Betrachte ist der Plan des *C. d. C.* auf das Handelsrecht nur in so weit gerichtet, als dasselbe für ganz Frankreich gelten soll, als es folglich den Charakter der geographisch-politischen Allgemeinheit hat. Das Provincielle und Locale ist davon ausgeschlossen. Auch diese Eigenschaft hat der *C. d. C.* mit dem *C. N.* und dem *C. d. P. c.* gemein. (Eine besondere Ausnahme macht hier jedoch der *C. d. C.* im Art. 11 des vierten Buchs, wo etwas, was nur allein die Stadt Paris angeht, verfügt wird.) Der Staatsrath *Regnaud de St. Jean d'Angély* bemerkte bey Motivirung des *C. d. C.* in der gesetzgebenden Versammlung: *Il est d'une haute importance de fondre dans un système commun, les usages et la jurisprudence de la métropole et des pays réunis, de faire disparaître l'influence de ces arrêts de réglements émanés des parlements, et qui formaient une seconde législation au sein de la législation primitive; d'effacer la trace des règles établies par les coutumes locales, par les lois municipales, premier bienfait et dernier inconvénient de notre ancienne législation civile.*"

Zu dem Ende gab es dreyerley Maasregeln, welche bey Verfertigung des *C. d. C.* eingeschlagen werden konnten. Entweder man schöpfte den Inhalt des Codex aus solchen Gesetzen und Rechtsquellen, die schon allgemein gültig waren; oder man erhob locale und provincielle Rechte, dadurch, dass man sie in den *C. d. C.* aufnahm, zu dem Ansehen von allgemeinen; oder endlich man entwarf für den *C. d. C.* ganz neue Dispositionen, die in Frankreich bisher weder als allgemeines, noch als provincielles oder locales Recht gegolten hatten. Der erste Fall findet sich z. B. bey dem, was aus den beiden Ordonnanzen von 1673 und 1681 in den *C. d. C.* geflossen ist; der zweyte, bey mehreren statutarischen Rechten der Stadt Paris, welche vorzugsweise beym Codex berücksichtiget worden sind; der dritte, bey den meisten Dispositionen in den Materien von den Fallimenten und Concursen.

Mit dieser Allgemeinheit hatte es bey dem *C. d. C.* weit weniger Schwierigkeit, als bey dem *C. N.*, weil Frankreich schon vorher im Ganzen an den beiden Ordonnanzen ein allgemeines Handelsrecht hatte, und sich in diesen Ordonnanzen bereits ein reichhaltiges Material zur Benutzung für den *C. d. C.* dar-

bot: da hingegen sich Frankreich in Ansehung des Legislationsgebiets des *C. N.* in zwey Theile, in die Provinzen des römischen und des vaterländischen oder gewohnheitsmäfsigen Rechts, absonderte, es auch mit Ordonnanzen und anderen allgemeinen Gesetzen weniger versehen war, welche beym *C. N.* hätten zum Grunde gelegt werden können; so dass folglich die volle Unmöglichkeit vorhanden war, in und mit dem *C. N.* ein allgemeines Recht für ganz Frankreich zu gründen, ohne den einen Theil der Nation dem anderen in Hinsicht seiner Rechte und Gesetze, wiewohl zum Besten des Ganzen, aufzuopfern. Bloss die zu Frankreich neu hinzugeschlagenen Provinzen bekamen in dem *C. d. C.*, auch in dem Theile, welcher aus jenen beiden Ordonnanzen geschöpft war, ein neues Recht.

Folge der beabsichtigten Allgemeinheit für ganz Frankreich war es bey dem *C. d. C.*, wie bey dem *C. N.*, dass alles das daraus wegbleiben musste, was sich nur nach Localitäten zweckmäfsig bestimmen läfst. Daher z. B. die Zahl der Richter und der Handelstribunale im *C. d. C.* nicht festgesetzt worden; sondern es dem Kaiser überlassen geblieben ist, dieserhalb jeden Orts das Nöthige zu verfügen (Art. 615 — 617). Eben daher rührt es ferner, dass der *C. d. C.* über so manche Dinge auf künftige, besonders zu machende Regulative verweiset, statt darüber selbst zu verfügen. So werden z. B. über den Handel mit Staatspapieren (Art. 90), über die Loskaufung der Gefangenen (Art. 269), über die Gebühren der Agenten des Creditwesens (Art. 484) u. s. w. noch eigene Reglements erscheinen.

Für die *Erhaltung* des *C. d. C.* in seiner Allgemeinheit wird dadurch vorzüglich mit gesorgt, dass man den Cassationshof sich auch über die Handelssachen erstrecken läfst; wodurch das Entstehen neuer Spaltungen und Ungleichheiten in der Praxis des Handelsrechts, auf die bekannte Weise, und nach dem bekannten Zwecke dieses obersten Justizhofes, möglichst verhindert wird. Zwar sagt weder der *C. d. C.*, noch der von dem Verfahren vor den Handelsgerichten handelnde Titel des *C. d. P. c.* (Art. 414 — 442), nur ein Wörtchen davon, dass der Cassationshof auch für die Handelssachen mit existire. Dieses Stillschweigen darf aber nicht auffallen und darf nicht zur Widerlegung jener Behauptung gebraucht werden, da die Rechtsmaterie vom Cassationshofe überall außer den Grenzen, sowohl des *C. d. P. c.* als auch des *C. d. C.* und des *C. N.*, liegt. Diese Materie ist vielmehr aus *eigenen* darüber vorhandenen Gesetzen zu schöpfen, welche wegen der Richtigkeit jener Behauptung keinen Zweifel lassen. Auch wird letztere ausdrücklich bestätiget durch den *Traité succint, du pourvoi en cassation, en réglement de juges etc.*, welcher dem ersten Bande der *Jurisprudence de la cour de cassation* von *Sirey* vorgedruckt ist, wo es S. V heifst: „*le pourvoi en cassation est recevable, en général, contre les arrêts ou jugemens définitifs et de dernier ressort, rendus par les cours d'appel et par les tribunaux d'arrondissement ou de commerce.*"

Übrigens hat man sich zu hüten, die Allgemeinheit des *C. d. C.* so zu deuten, als sollten neben diesem Codex durchaus keine provinciellen oder localen Rechte und Gesetze weiter mehr Statt finden. Vielmehr giebt es einen gedoppelten Fall, in welchem letztere mit der Allgemeinheit des Codex vereinbar sind. Erstlich, wenn sie solche Materien betreffen, welche kein Gegenstand des *C. d. C.* sind. Über solche Materien dauern die älteren Gesetze überhaupt, folglich auch die provinciellen und localen, eben so gut fort, als neue darüber gegeben werden können. Zweytens, wenn es darauf ankommt, die Dispositionen des *C. d. C.* in den Materien, denen er gewidmet ist, nach Localitäten nur näher zu bestimmen, oder wegen der Anwendung und Ausführung etwas durch besondere Gesetze zu reguliren. Der zweyte Fall erläutert sich aus dem *C. d. C.* selbst, indem darin gar oft auf Usancen, so wie sie jeglichen Orts bereits gelten, oder auf künftige, nach den besonderen Bedürfnissen der verschiedenen Gegenden oder Städte einzurichtende Anordnungen verweisen. Der erstere Fall findet sich bestätiget durch jene Materien der beiden Ordonnanzen von den J. 1673 und 1681, welche, in Betracht des noch fortdauernden Seekrieges, überall nicht mit in den Plan des *C. d. C.* gezogen worden, und folglich den bisher darüber vorhandenen statutarischen und localen Rechten eben so wohl, als den beiden gedachten Ordonnanzen, überlassen geblieben sind. Noch bedeutungsvoller aber, und zwar in Hinsicht beider Fälle, ist das Beyspiel des besonderen Handelscodex, welcher der Stadt Lyon vom Kaiser gegeben worden, nebst der dabey geschehenen Äufserung, dass auch anderen Handelsstädten unbenommen sey, sich eigene Handelscodices zu erbitten. Dergleichen absonderliche Codices können nun zwar nicht gegen den *C. d. C.* und im Widerspruch mit demselben, wohl aber neben ihm, nämlich, da wo er Spielraum gelassen hat, bestehen, und sie können sowohl Materien, die vom *C. d. C.* ausgeschlossen sind, als auch weitere Ausbildungen und Ausführungen der darin begriffenen Materien, nach dem Bedürfnisse und der Lage des jedesmal in Frage seyenden Orts, enthalten.

III. Neben der geographisch-politischen Allgemeinheit ist es bey dem *C. d. C.* auch abgesehen auf eine objective Allgemeinheit. Der *C. d. C.* bildet zwar selbst schon, im Verhältnisse zum *C. N.*, ein besonderes Recht, indem jener die Grundsätze des Civilrechts in seiner näheren Anwendung und Entwickelung auf eine besondere Gattung von Gegenständen enthält. Da er sich aber nicht auf die verschiedenen Zweige und Gegenstände des Handels einläfst, sondern in der Regel bloss bey dem stehen bleibt, was auf alle diese Zweige und Gegenstände Anwendung leidet, da er also so zu sagen im zweyten Grade das Besondere ausschliefst, so behauptet es selbst wieder die Eigenschaft der objectiven Allgemeinheit, und enthält in dieser Hinsicht das allgemeine Handelsrecht im Gegensatze des besonderen. Diese Allgemeinheit ist es, welche der Staatsrath *Regnaud de*

St.-Jean d'Angély vorzüglich im Sinne hatte, als er der gesetzgebenden Versammlung zur Motivirung des Codex bemerklich machte: „*Il est d'une haute importance que les lois commerciales de France conviennent également au commerce de consommation des vastes cités, au commerce spéculateur des grands entrepôts, au commerce industriel des grandes fabriques, à la navigation immense des grands ports, au cabotage actif des plus petites rades, aux marchands de toile de Courtrai, de Gand, de Bretagne, de Maine et Loire, et aux fabricants des soieries de Gênes, de Lyon, de Tours; à ceux qui font tisser la laine à Elboeuf, à Sedan, à Louviers, à Verviers, et à ceux qui font tisser le coton à Tarare, à Rouen, à Alençon, à Paris, à Troies.*"

Diese Eigenschaft des *C. d. C.* soll und kann das Mittel seyn, ihn eines Theils vor der Gefahr des Veraltens möglichst, und wenigstens auf eine lange Reihe von Jahren, zu sichern, also vor der gefährlichsten Klippe aller positiven Gesetze, welche am Ende keinen anderen Ausweg übrig läfst, als die Gesetze oftmals abzuändern, oder sie im Widerspruche mit dem Geiste der Zeit fortdauern zu lassen, oder endlich wohl gar den Versuch zu machen, ob sich vielleicht der Geist der Zeit in seinem Laufe an der Steifheit und Unbehülflichkeit der Legislation breche; anderen Theils aber ihm den Weg zu anderen Nationen, und zu dem ihm von Paris aus angewiesenen Ziele, der Handelscodex für ganz Europa zu werden, mit Erfolg zu bahnen.

Aus diesem objectiv allgemeinen Handelsrechte des *C. d. C.* soll sich das besondere, allmählich und nach jedesmaliger Verschiedenheit der Gegenstände und Fälle, von selbst entwickeln. Die Hülfsmittel dabey sollen seyn, theils die öffentlich bekannt gemachten und noch bekannt zu machenden Actenstücke, welche über den Geist des *C. d. C.*, über dessen Zwecke und Motive, sowohl im Ganzen, als in seinen einzelnen Dispositionen, Aufschluss geben, vorzüglich also das über die Discussion im Staatsrathe geführte Protocoll, nebst den motivirenden Vorträgen der Redner des Staatsraths und des Tribunats, theils die *Jurisprudence*, dieses von den französischen Juristen selbst so genannte *Complement* der neuen französischen Legislation, nebst der ihr zur Seite stehenden *Législation interprétative.* Auf diese Weise soll sich mit der Zeit ein *Système d'application* auch über den *C. d. C.*, wie über den *C. N.*, bilden, welches zwischen der Allgemeinheit des Gesetzes und der Individualität des wirklichen Lebens in der Mitte stehen, und zwischen beiden den Vermittler machen wird.

Übrigens war es sicherlich keine leichte Aufgabe, die Grenzen, auf der einen Seite, zwischen dem *C. N.* und dem *C. d. C.*, so dafs der Commerz-Codex in der Sphäre der eigentlichen Handelssachen blieb, und sich von dem allgemeinen Civilrechte gehörig entfernt hielt, auf der anderen Seite, zwischen dem *C. d. C.* und den (objectiv) besonderen Handelsrechten, so dafs der Commerz-Codex innerhalb seiner Sphäre sich nicht zu sehr in das Einzelne ausbreitete, fest und streng zu halten. Ja man möchte fragen, ob es auch nur einmal immer möglich gewesen sey, diese Scheidungen, insonderheit die erstere, allenthalben vollständig zu vollführen. Es giebt z. B. Materien, die zwischen dem *C. N.* und dem *C. d. C.* in der Mitte liegen, wohin wir die Lehre von dem *Billet à ordre* rechnen würden, indem dessen Gebrauch sich nicht gerade lediglich und ausschliesslich auf das Commerz und auf Handelsleute beschränken soll. Gleichwohl ist von dieser Lehre nur im *C. d. C.*, nicht aber auch im *C. N.*, die Rede.

IV. Ferner beruht der Plan des *C. d. C.* wesentlich mit darauf, dafs es bey diesem Codex, wie bey dem *C. N.*, Grundsatz war, auf der Basis des Alten blofs fortzubauen, zugleich aber, während man auf der einen Seite, so viel möglich, bey dem stehen zu bleiben suchte, was die Proben der Zeit und Erfahrung bereits ausgehalten hatte, auf der anderen auch den Nutzen und die gereiften Resultate der Revolution für das Handelsrecht nicht wieder verloren gehen zu lassen. Wie man das, was man in der Revolution für das Handelsrecht gewonnen zu haben glaubte, beyzubehalten gesucht habe, davon giebt die Organisation der Handelstribunale ein Beyspiel, welche, bis auf wenige Abweichungen, dieselbe geblieben ist, so wie sie im J. 1790 veranstaltet ward. Mit welcher Vorliebe man aber dagegen dem Alten gehuldiget habe, wird sich da näher ausweisen, wo von den Quellen des *C. d. C.* die Rede seyn wird. Überhaupt leidet das, was in *Seidensticker's Einleitung in den C. N.* S. 248 — 252 über die bey dem *C. N.* erwiesene Abneigung gegen alle unnöthigen Neuerungen bemerkt worden ist, auch auf den *C. d. C.* volle Anwendung. So sind z. B. die Ordonnanzen von 1673 und 1681, diese Hauptquellen des *C. d. C.*, dadurch ausgezeichnet worden, dafs die Redner des Staatsraths es nicht einmal nöthig fanden, den *Code de Commerce* in den Puncten, in welchen er mit diesen beiden Gesetzen harmonirt, vor der gesetzgebenden Versammlung zu motiviren. Ihre Motivirung beschränkte sich in der Regel blofs auf die neuen oder abweichenden Dispositionen des Codex. — Sogar in dem Puncte, dafs man, mit Abänderung des Projects sowohl als der Revision des *C. d. C.*, das Verfahren vor den Handelsgerichten in den *C. d. P. c.* hinüber nahm, befolgte man die alte herkömmliche Weise der Ordonnanz vom J. 1667, ob es gleich nicht zu leugnen ist, dafs die damaligen Gründe dieses Verfahrens nichts weniger als noch dieselben waren. Denn als die Ordonnanz des Handelsrechts vom J. 1673 entworfen ward, hatte man nicht mehr freye Hand, den Handelsprocess darin mit aufzunehmen, weil diese Materie bereits im J. 1667 in der damals über die Civilprocedur überhaupt publicirten Ordonnanz ihren Platz angewiesen erhalten hatte. Die Entwerfung des *C. d. P. c.* und des *C. d. C.* hingegen fiel in einen und ebendenselben Zeitpunct.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 22 AUGUST, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Fortsetzung der Recension des Code de Commerce.

Ein anderes Beyspiel liefert der 11 Artikel im vierten Buche des *C. d. C.*, wo die *Gardes du Commerce*, zur Vollstreckung der auf Personalarrest gehenden Erkenntnisse in Handelssachen, aus früheren Zeiten für Paris wieder hergestellt worden sind. — Man höre endlich auch, wie einige Handelskammern und Handelstribunale den Redactoren des *C. d. C.*, welche sich gegen alle Vindication aus der Concursmasse ohne Unterschied erklärt hatten, vorzüglich aus dem Grunde widersprachen, „*qu'il ne fallait pas changer sans nécessité un usage anciennement établi en France, et suivi dans quelques autres pays.*" Dieser Widerspruch ist bekanntlich auch nicht ohne Erfolg geblieben.

Dass aber eine Legislatur von solcher Umsicht, wie die neue französische, die Gelegenheit, die älteren Gesetze für den *C. d. C.* zu revidiren, dazu mit werde benutzt haben, um den Controversen, welche in ziemlicher Anzahl an dergleichen älteren Gesetzen zu hängen pflegen, ein Ende zu machen, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. So z. B. ist im zweyten Buche Art. 159 die von der Ordonnanz unberücksichtiget gebliebene Streitfrage bejahend entschieden worden: ob der Assecuranzvertrag auch in dem Falle nichtig sey, wenn der dem Versicherer verschwiegene oder ihm unrichtig vorgestellte Umstand auf die Beschädigung oder auf den Verlust des versicherten Gegenstandes keinen Einfluss gehabt hat. — Im dritten Titel des dritten Buchs sind nunmehr bestimmte Dispositionen über das Recht der Vindication aus der Concursmasse vorhanden, worüber zuvor disharmonische Gesetze und Gebräuche existirten. — In den beiden Abschnitten von den Commissionären für die Güterversendung zu Wasser und zu Lande, und von den Fuhrleuten (Art. 96 u. ff. des ersten Buchs) hat man jetzt bestimmte und allgemeine Normen, statt dass bisher in diesen Materien eine zweifelhafte und ungleiche Praxis herrschte. — Der siebente Titel des ersten Buches hebt alle bisherige Ungewissheit über die Gültigkeit eines isolirten Zeugnisses, welches von einem zur Vermittlung gebrauchten Handelsagenten, von einem Wechselagenten oder Mäkler erstattet worden ist. Er überläst dem Gerichte die Freyheit, die Wahrheit aus dem Briefwechsel und den Büchern, ja auch durch Zulassung des Zeugenbeweises auszumitteln. — Der Art. 145 verfügt: wer einen Wechselbrief zur Verfallzeit und ohne eingetretenen Widerspruch bezahlt, sey, der rechtlichen Vermuthung nach, von aller weiteren Verbindlichkeit dadurch befreyet worden. Hierin liegt die Beantwortung einer der wichtigsten Fragen des Wechselrechts, welche gleichwohl in der Ordonnanz vom Jahr 1673 unberührt geblieben war, und worüber daher eine grosse Verschiedenheit der Meinungen bey den Gerichten bisher Statt gefunden hatte. — Auch der im Art. 298 dem Projecte des *C. d. C.* gegebene Zusatz entscheidet über eine von der Ordonnanz übergangene, und bisher sehr controvers gewesene Frage: ob und wie fern dem Capitän das Frachtlohn, auf den Fall, wenn das Schiff verloren gegangen ist, auch von denjenigen Waaren gebühre, welche er zu verkaufen genöthiget war, um die Kosten für Lebensmittel, Ausbesserung und andere dringende Bedürfnisse des Schiffes zu bestreiten.

V. Auch darin stimmt der *C. d. C.* in seinem Plane mit dem *C. N.* überein, dass er zwar die Grundlage zu einer Rechts*wissenschaft* abgeben, aber nicht selbst ein rechtswissenschaftliches Werk seyn soll. Die Verbindung zwischen der neuen französischen Civil-*Legislation* und der *Doctrin* des neuen Civilrechts, so wie sie in *Seidensticker's Einleitung in den C. N.* S. 242—247 und S. 401—442 umständlich erörtert worden, findet gleichfalls bey dem *C. d. C.* Statt. Es ist eine Verbindung, in die man sich in Deutschland nicht sogleich wird finden können. Der deutsche Civilcodex, immer nur noch im *Corpus juris romani* gegeben, liefert des Einzelnen und der Folgerungen viel, und überläst es der Doctrin, durch Induction und Abstraction aufwärts die Grundsätze, wenn sie können, aufzusuchen. Der französische Civilcodex macht es umgekehrt; er liefert fast allenthalben nur Grundsätze, und verlangt von der Doctrin deren Bearbeitung und Entwickelung. In Deutschland denkt man bey der Doctrin gewöhnlich nur an das Dociren, Bücherschreiben und Bücherlesen, zur Belehrung seiner selbst oder anderer; in Frankreich denkt man bey der Doctrin weniger an diese Dinde, als vielmehr an die Darstellung und Erklärung der Gesetze *in der Sphäre der Praxis*, setzt folglich daselbst an die Spitze aller doctrinellen Monumente, auf der einen Seite, die Actenstücke über die Entstehung, Discussion und Motivirung der Gesetze, auf

der anderen, die auf dem Grunde der Gesetze, vorzüglich bey dem Cassationshofe, ergangenen richterlichen Entscheidungen, in der Eigenschaft von Actenstücken über die Erfolge der Gesetze. Aus diesen Actenstücken bildet sich, aus denen der ersten Art, eine Doctrin der Ursachen, aus denen der anderen Art eine Doctrin der Wirkungen der Gesetze. Um sich aber eine richtige Idee von der letzteren zu machen, darf man nicht übersehen, dass eine jede richterliche Sentenz ein gedoppeltes Interesse hat: eins für die Legislation, in so fern nämlich in dem Urtheile das Gesetz zur Ausführung kommt; ein anderes für die Justizverwaltung, in so fern durch das Urtheil ein Rechtsfall unter den streitenden Theilen entschieden wird. In jener Hinsicht gehört die Sentenz in die Lehre von den Gesetzen und ihrer Erklärung, in dieser hingegen gehört sie in das Civilrecht. Betrachtet man nun die Sentenzen als Hülfsmittel zur Erklärung der Gesetze, oder nennt man in Frankreich einen Inbegriff solcher Sentenzen über ein Gesetz vorzugsweise die *Jurisprudence* desselben: so wird nicht die letztere, sondern die erstere Rücksicht genommen.

Aber erst während der Discussion des *C. N.* und des *C. d. C.* ist die Grenze zwischen der Legislation und der Doctrin schärfer gezogen und fester gegründet worden. Im Entwurfe des *C. N.* ging noch das von *Portalis* als doctrinelle Einleitung in den Codex ausgearbeitete Präliminarbuch dem ganzen Werke voran; allein es ward, seiner doctrinellen Beschaffenheit wegen, als außer dem Kreise der Legislation liegend, bis auf sechs Artikel gestrichen. Auf gleiche Weise sind in dem Entwurfe des *C. d. C.* die *Dispositions générales*, welche die Redactoren dem ersten Buche voran geschickt hatten, ganz gestrichen, oder anderwärts, wo sie eine bestimmtere Beziehung erhielten, eingeschoben worden.

Übrigens war es von diesem Verhältnisse zwischen dem Gesetze und der Doctrin eine unmittelbare und nothwendige Folge, dass dem Richter, sowohl für seine Einsicht, als für sein Gewissen, ein grösserer Spielraum gegönnet werden musste. Wollte man das Gesetz freyer stehen lassen, so musste man auch den Richter freyer machen. Denn wer nach seinem Zwecke und nach seiner Absicht, folglich höher, als nach seinen Worten, verstanden seyn will, und hienach seine Willenserklärung einrichtet, kann nicht wollen, dass sklavisch bey seinen Worten stehen geblieben werde. Daher musste der Richter in Frankreich etwas ganz anderes werden, als was er in Deutschland ist, und was er auch um des Himmels willen nicht eher in Deutschland werden darf, als bis man daselbst im Stande ist, eine höhere Gewalt des Richteramts unter solche oder ähnliche Bedingungen, wie sie für dasselbe in Frankreich Statt finden, zu bringen. Es ist nicht genug, dem Richter mehr Gewalt zu geben, sondern es sind auch zugleich ausreichende Veranstaltungen zu treffen, dass das Publicum nicht Ursache habe, sich vor dem Missbrauch der vergrösserten Gewalt, es sey wegen eines Mangels an gutem Willen oder an Einsicht, zu fürchten. Dergleichen Bedingungen sind nun in Frankreich zum Beyspiele: dass es das Publicum der Bürger, unter gewisser Modification, selbst ist, welches sich seine Richter giebt, und zwar die Friedensrichter unmittelbar, die übrigen Richter aber mittelbar, vermöge der Überbleibsel des Repräsentativ-Systems, von den Listen der Wahlfähigen aus; so dass es folglich die eigene Schuld der Bürger ist, wenn dadurch Unheil entsteht, dass die Richter nicht zu der Beschaffenheit der Gesetze passen; — dass es in der Macht des Publicums steht, einen Richter, sobald er aufhört Vertrauen zu verdienen, nicht länger im Amte bleiben zu lassen, weil ein Richter verfassungsmässig nicht länger darin bleiben kann, als er sich auf den Listen der Wahlfähigen hält, auf welchen er jede drey Jahre durch die Bürger gestrichen werden kann; — dass dem Rechte der streitenden Theile, die ihnen verdächtig scheinenden Richter zu perhorresciren, weitere Grenzen gegeben worden sind; — dass die Justiz öffentlich, auch, über den Friedensrichter hinaus, nie von einzelnen Personen, sondern nur von reichlich besetzten Collegien verwaltet wird; — dass der Staat selbst die Hülfsmittel und Gelegenheiten verschafft hat, woran es nicht fehlen darf, wenn die Richter zu einer rationelleren Behandlung und Anwendung der Gesetze angezogen und gebildet werden, auch hierauf, nach erhaltener Bildung, im Stande seyn sollen, bey wirklicher Ausübung ihres Amtes, nicht den Buchstaben, sondern den Geist der Gesetze zu handhaben; unter welchen Hülfsmitteln und Gelegenheiten hier nur die in der Discussion gegebenen officiellen Commentare, die eröffneten Rechtsschulen und die Anstalt des auch bey den Appellationshöfen eingeführten Auditorats genannt seyn mögen; — dass die Regierung sich die Pflicht auferlegt hat, das Richteramt, namentlich mit Hülfe der kaiserlichen Procuratoren, des Cassationshofes und des Grossrichters, in strenger und steter Aufsicht zu erhalten; desgleichen den Gang der Praxis, in ihrem Verhältnisse zum Geiste der Gesetze, fortwährend zu beobachten, und bey einer etwanigen Auslenkung aus dem richtigen Geleise, noch zur rechten Zeit nachhelfend einzutreten. Diese Bedingungen finden sämmtlich, bis auf einige unbedeutende Ausnahmen, auch bey dem französischen Handelsrechte Anwendung. Ja es hat vielmehr dieser Rechtstheil in solcher Hinsicht Manches noch voraus. Dahin kann z. B. gerechnet werden, dass zur Wahl der Handelsrichter nur Kaufleute, und zwar ohne Unterschied, ob sie bloss das civilistische oder auch zugleich das politische Bürgerrecht haben, concurriren; — dass zu Handelsrichtern nur Kaufleute, vorzugsweise von älteren und ausgezeichneten Häusern, genommen, und die Personen, welche in dieser Hinsicht wahlfähig sind, von den Präfecten auf eine, dem Minister des Inneren zur Bestätigung vorzulegende sogenannte *Liste de notabilité* gebracht werden sollen.

VI. Ferner wollen wir darauf aufmerksam machen, wie sehr man bemüht gewesen, und wie glücklich es auch gelungen ist, den Plan des *C. d. C.* mit

weiser Berücksichtigung der grossen und wichtigen Veränderungen, welche seit den drey oft erwähnten Ordonnanzen in der factischen Lage der Dinge eingetreten waren, zu entwerfen und auszuführen. Wie sah es in physischer, politischer und moralischer Hinsicht bey Verfertigung des *C. d. C.* nicht ganz anders in Frankreich aus, als zu Colberts Zeiten! Frankreich hatte seitdem in seinem Gebiete sich sehr bedeutend erweitert; hatte vortheilhaftere Grenzen für Handel und Schiffahrt erhalten; hatte jetzt theils ganz andere, theils weit reichhaltigere Ausbeuten der Production und Fabrication; hatte sich einen überwiegenden politischen Einfluss auf den ganzen Continent verschafft, und hatte sich bis zu einem hohen Grade der Kunst, die doppelten, sich gegenseitig unterstützenden Waffen, die Waffen der Gewalt und der Gründe, mit Erfolg zu führen, empor geschwungen. Viele Vorschritte hatte also die Legislation zu machen, um sich mit den Ereignissen auszugleichen, und sich mit ihnen auf eine Linie zu bringen. Allein auf der anderen Seite dauerten die Wirkungen der Revolution noch fort, und lagen ihre schrecklichen Überbleibsel, vorzüglich in der Entartung der Sitten und Gebräuche, allenthalben nur zu offen vor Augen. Daher hatte die Legislation in diesem Betrachte wieder eben so viele Vorsicht und Anstrengung anzuwenden, um sich von den Ereignissen nicht fortreissen zu lassen, sondern im Gegentheile den Versuch zu machen, ob nicht das Zeitalter durch gute Gesetze auf den vormaligen besseren Weg zurück gebracht werden könne. Dort musste es das Ziel der Gesetzgebung seyn, zu folgen, um das Gute und Nützliche zu erhalten; hier aber, entgegen zu kämpfen, um das Schlechte und Missbräuchliche abzustellen. Dort hatte die Legislation einen bloss aus- und nachhelfenden, hier einen bessernden und disciplinarischen Charakter zu entwickeln. Vorzüglich verbreiten sich die Redner der Regierung, welche in der gesetzgebenden Versammlung auftraten, über die letzte Tendenz des *C. d. C.*, um die Strenge neuer Vorschriften und die Häufung von Strafverboten, womit man dem Übel zu begegnen gesucht hat, zu rechtfertigen. Ihre Reden, namentlich in den Sitzungen vom 1 und 3 Sept. 1807, sind voll davon; wie die kaufmännische Moral durch die Revolution ganz in Verfall gerathen, und in der Sphäre des Handels und der Gewerbe, unter dem Einfluss auflösender Maximen, ein wilder und regelloser Zustand eingetreten sey; wie die Mode unter den Kaufleuten überhand genommen habe, durch Blendwerke und betrügliche Speculationen, durch Schwindeleyen, durch Haltung falscher Bücher, durch Collusionen der Eheleute zur Täuschung der Gläubiger, sein Glück zu machen; wie endlich das Übel, nachdem es sich in der Revolution gebildet und sich daraus genährt habe, nunmehro auch nach beendigter Revolution leider nur allzumächtig noch fortherrsche. Die Stellen, worin die Redner des Staatsraths sich über diese Gegenstände verbreiten, gehören unstreitig zu den lebendigsten und kräftigsten ihrer vortrefflichen Vorträge.

Da es der neuen Legislation moralisch unmöglich war, sich dem Unwesen zu fügen und *für* dasselbe wirksam zu werden; da es ihr auch nicht anstand, dasselbe zu ignoriren und mit Stillschweigen zu übergehen: so blieb nur die dritte Massregel übrig, das Übel durch die Kraft der Gesetze zu bestreiten, und sich zur Organisirung einer Art von civilistischer Policey zu bequemen. Man wollte sich also des *C. d. C.* mit als eines Hülfsmittels bedienen, das kaufmännische Publicum zum alten Ruhme der *Loyauté* zurück zu führen. „*L'empereur a fait renaître la justice dans nos lois* (sagte der Staatsrath *Segur* in der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung vom 3 Sept. 1807), *l'ordre dans notre administration; il veut plus encore, il veut ressusciter la morale publique, parce qu'il sait que, sans elle, les nations qui jettent le plus d'éclat n'ont point de grandeur réelle, de puissance solide, de prospérité durable: nous avons assez de gloire, il nous faut des moeurs.*"

Dieses System der Strenge, als Mittel gegen jene Übel, zeigt sich im Allgemeinen darin, „*qu'on a imposé des obligations étroites, établi des règles sévères, prononcé des peines rigoureuses, restreint des droits accordés par le Code Napoléon.*" Insonderheit aber hat es sich bey folgenden Materien näher entwickelt. *Erstlich*, bey dem Titel von den Handelsbüchern. Die Ordonnanz vom J. 1673 Tit. 3 hat sich über diesen Gegenstand sehr kurz gefasst, und ist dabey zum Theil von ganz anderen Zwecken, als der *C. d. C.*, ausgegangen. Einige der Hauptmaximen des *C. d. C.* sind: dass der rechtliche Kaufmann für die Unbequemlichkeiten und Beschränkungen, die er künftig um der Bösen willen beym Halten seiner Bücher mit erleidet, reichlich entschädiget werde durch den Zuwachs an Credit seines ganzen Standes; dass die Gelegenheit benommen werden müsse, unter dem Vorwande von Handelsgeheimnissen die Beweismittel nicht entstehen zu lassen, oder sie wieder zu vertilgen, womit es dem Richter in der Folge gelingen könnte, den Betrug zu enthüllen; dass der Kaufmann nicht befugt sey, das Recht des Handelsgeheimnisses gegen den Richter geltend zu machen, und sich dadurch der nöthigen Aufsicht über die Lage und den Gang seiner Geschäfte zu entziehen; dass man in den Handelsbüchern ein Mittel suchen müsse, welches eines Theils den Kaufmann selbst in den Stand setze, ja sogar ihn halb und halb nöthige, sich über sein Thun und Lassen und über seine ganze Lage in der Stille das Gewissen zu schärfen, und sich in beständiger Aufmerksamkeit auf sich selbst zu erhalten; daneben aber anderen Theils dem Richter einen sicheren Blick, sowohl in die Gewissens-, als Klugheits- und Vorsichtigkeits-Geschichte des Fallisen, gewähre. Und wer wird in Frankreich nicht sehnlich wünschen, dass der Zustand, wie ihn der *C. d. C.* vorfand, nicht länger mehr fortdauere. „*On a vu des commerçants* (sagt der Redner des Staatsraths) *sans livres, des livres sans exactitude et sans suite; et trop souvent des livres où l'exactitude apparente d'une année n'était que la fraude effective d'une semaine, des*

écritures arrangées pour masquer la mauvaise foi aux créanciers, ou dérober l'improbité à la justice." — Eine *zweyte* Materie, woraus jenes Corrections-System herausscheint, betrifft die Separation des Vermögens unter den Eheleuten. Dabey geht das Ziel der Legislation dahin, dass bey den Ehefrauen der Kaufleute nur dann keine Gütergemeinschaft angenommen werden solle, wenn der Ausnahme eines abgesonderten Verhältnisses unter den Ehegatten die gehörige Publicität gegeben worden sey. Und damit die Wirkung des deshalb genommenen Massregel vollständig sey, so hat man ihr auch die Ehen, die älter sind als der *C. d. C.*, unterworfen, dergestalt, dass die Bekanntmachung des Dotalverhältnisses, wenn es bey diesen Ehen bestehen soll, binnen Jahresfrist nachzuholen ist. „*C'est ainsi* (sagt der Redner des Staatsraths) *que la fraude des séparations concertées disparaîtra; c'est ainsi que cessera pour les femmes cet isolément d'intérêt, ce sentiment d'égoisme, qui les rend presqu'étrangères dans la maison de leur mari, qui les laisse indifférentes sur la prospérité de leurs affaires, qui va quelque fois plus loin, et en fait, au sein d'un établissement florissant, un vampire destructeur; lequel, pour satisfaire une cupidité honteuse, ou fournir à un luxe ruineux, aspire peu à peu les capitaux destinés à vivifier un commerce, qui s'anéantit faute d'aliment, tombe avec honte, ou s'écroule avec scandale.*" — Auch ist *drittens* jenes System der Strenge auf die Lehre von den Handelsgesellschaften von grossem Einfluss gewesen, vorzüglich bey der *Société en commandite*, und bey der *Société anonyme*, die auch *Société par actions* heisst. Bey jener kam es darauf an, die betrüglichen Speculationen zu verhindern, die damit anfingen, dass man, unter einem unbekannten Namen, die abenteuerlichsten und gewagtesten Handels- oder Wechsel-Operationen auf gut Glück unternahm, und, im Fall eines ungünstigen Ausganges, mit einem im voraus calculirten Bankerut, ohne dass der Name des Schwindlers und Betrügers zum Vorschein kam, schimpflich endigte. Zu dem Ende verordnet das Gesetz, dass die Verbindlichkeit solidarisch seyn, und dass der Gesellschaftsvertrag bekannt gemacht und angeschlagen werden solle, damit die vom Commanditär hergegebene oder zugesagte Summe nicht unbekannt bleibe. Was aber die Actiengesellschaften betrifft, so hatte man in Frankreich, insonderheit auch noch während der Revolution, böse Erfahrungen gemacht. Man hatte gesehen, dass dergleichen Gesellschaften, wenn sie durch die Fehler ihres Plans, oder durch eine schlechte Verwaltung zu Grunde gingen, im Stande waren, nicht bloss den Vermögenszustand der Actionäre und der Verwalter zu untergraben, sondern auch den öffentlichen Credit auf einen Augenblick zu erschüttern, ja sogar die öffentliche Ruhe in Gefahr zu setzen. Daher verlangt das Gesetz, dass keine Gesellschaft dieser Art anders, als nach vorher erlangter öffentlicher Concession, bestehen könne, und dass es der Dazwischenkunft der Regierung bedürfe, damit diese im voraus darüber Gewissheit gebe, auf welchem Grunde die Operationen der Societät ruhen, und welche Folgen sie im Stande seyn sollen zu haben. — Am meisten aber musste *viertens* die Lehre von den Fallissementen und Bankeruten durch jenes System getroffen werden. „*Une loi répressive sur les faillites et les banqueroutes est devenue un besoin public; l'indignation générale l'appelle, le voeu universel l'attend, tout ce que la France renferme de négociants honnêtes la réclament.*" Mit diesen Worten fing der Redner des Staatsraths (Hr. *Ségur*) an, das Gesetz über diesen Gegenstand zu motiviren. Man ging bey diesem Gesetze von folgenden Ansichten und Grundsätzen aus: ein Fallit sey weder als ein Schuldiger noch als ein Unschuldiger, sondern als ein Schuldner zu betrachten, dessen Betragen von der Art sey, dass man ihn deshalb einer strengen Prüfung unterwerfen, und hinlängliche Sicherheitsmassregeln gegen ihn nehmen müsse; mit jedem Bankerut sey eine Verletzung der eingegangenen Verbindlichkeiten und des Eigenthums, folglich auch ein Delict, verbunden; je nachdem nun der Fallit durch Unglück, oder durch unvorsichtiges Benehmen, oder Gefährde und Betrug in seine Lage gekommen sey, verdiene er, entweder unterstützt, oder mit einem Besserungsmittel angesehen, oder aber der ganzen Strenge der peinlichen Justiz überliefert zu werden; im ersten Falle liege dem Falliten der Beweis ob, im zweyten den Gläubigern, oder wer sonst gegen den Falliten aufgetreten ist, im dritten aber sey Amts halber Untersuchung zu verhängen; übrigens sey der Fallit in keinem von allen drey Fällen bey der Verwaltung seines Vermögens zu lassen; sein Vermögen sey vielmehr das Pfand und das Eigenthum der Gläubiger; ja selbst auf die Freyheit seiner Person könne er nicht eher Anspruch machen, als bis sich aus der Untersuchung seines Betragens eine Vermuthung ergeben habe, dass er nicht straffällig sey. Dieses sind die Grundsätze eines Gesetzes, welches unstreitig das vollkommenste in seiner Art ist, und welches eben so allgemein in Europa angenommen oder wenigstens benutzt zu werden verdient, als es das grosse Übel ist, dem dadurch gesteuert werden soll. Die Zwecke des Gesetzes sind vorzüglich folgende. *Theils* soll es den Gläubigern hinlängliche Sicherheit, thätigen und wachsamen Schutz, und die Gewissheit gewähren, dass sie entweder zu einem billigen Accorde oder zu einer baldigen Vollendung der Liquidation ihrer Foderungen, gelangen werden. *Theils* soll es der schändlichen Verschwendung und den unbesonnenen Unternehmungen Schranken setzen, und das zwar durch die Furcht vor dem entehrenden Namen des boshaften Bankerutirers, so wie durch die auf leichtsinnigen Bankerut gesetzten Policeystrafen. *Theils* soll es von dem Betruge, durch die darauf gesetzten bestimmten Strafen, abschrecken. *Theils* endlich soll es dem redlichen, aber unglücklichen Kaufmanne die Mittel an die Hand geben, sich aus der ungewissen und bedauernswürdigen Lage, in welcher ihn die bisherigen Gesetze liessen, herausreissen, damit er beym Verluste seines Vermögens, doch wenigstens seinen guten Namen erhalte.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 AUGUST, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Fortsetzung der Recension

des

Code de Commerce.

VII. Dass ferner der Plan des *C. d. C.* auch abhängig gemacht worden sey von dem Zwecke, dieser Gesetzsammlung so viel möglich einen Wirkungskreis über Frankreichs Grenzen hinaus zu verschaffen, darüber wird es interessant seyn, den Staatsrath *Maret*, als Redner der Regierung in der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung vom 8 Sept. 1807 selbst zu hören. „*L'action du Code* (sprach er) *ne sera pas renfermée dans les limites de la France; il peut même devenir une loi commune aux peuples que leur intérêt place dans notre système de fédération et d'alliance. Notre auguste empereur l'avait ainsi prévu, quand il a demandé, que les dispositions du C. d. C. fussent, le plus possible, en harmonie avec les autres législations commerciales de l'Europe; quand il a demandé qu'on interrogeât tous les intérêts; quand, après avoir confié une première rédaction du Code à des hommes habiles, il l'a fait discuter dans les cours de cassation et d'appel, dans les tribunaux, dans les chambres et dans les conseils de commerce.*" Ein anderer Redner des Staatsraths nannte den *C. d. C.* in einer früheren Versammlung: „*une loi nouvelle, destinée à donner le Code commercial à l'Europe; — un Code, qu'elle* (la France) *pourra, comme le Code Napoléon, montrer avec orgueil, donner comme un bienfait à ses voisins, à ses alliés.*" In den Vorträgen der Redner des Tribunats kommen ähnliche Stellen vor.

Diesem Zwecke bietet der *C. d. C.* die Hand, wenn er Lücken ausfüllt, die in den Legislationen fast aller europäischen Staaten angetroffen werden; wenn er dabey sich nicht ohne Noth von dem Alten entfernt; wenn er sich möglichst zu dem hinneigt, was als universeller Gebrauch in Europa gilt; wenn er Stellen aufweist, welche davon zeugen, dass bey der Revision des *C. d. C.* die vorzüglicheren Handels-Legislationen anderer Völker (wie es die Redner des Staatsraths behaupten) benutzt worden sind; wenn er die Schranken der objectiven Allgemeinheit hält, und sich auf das nicht einläst, was nur nach besonderen Verhältnissen und Localitäten näher bestimmt und zweckmäsig regulirt werden kann; wenn er insonderheit über das Verfahren vor den Handelsgerichten schweigt, worüber leicht jeder Staat seine eigenen Formen hat; wenn er nichts Provincielles oder Statutarisches enthält.

Bey der Verbindung, worin der *C. N.* mit dem *C. d. C.* steht, scheint sich in der That auch die Annehmung des letzteren als Folge da von selbst zu ergeben, wo man den ersteren recipirt hat. Ein Schritt zieht hier den anderen nach sich. Beide Codices bilden gemeinschaftlich ein Ganzes, und einer ist mit Rücksicht auf den anderen entworfen worden. Will daher ein Staat sich mit dem einen, ohne den anderen, begnügen, vielleicht aus einer übel verstandenen Vorliebe zur Mittelstrasse, so bringt er Inconsequenz und Widerspruch in seinen Rechtszustand. Wird es ferner, zur innigeren Verbindung der Völker Europas, für nützlich oder nöthig gehalten, dem Systeme der allgemeinen europäischen Conföderation auch durch möglichste Einheit und Gleichförmigkeit der Rechte und Gesetze zu Hülfe zu kommen, so läfst sich das Handelsrecht von dieser Masregel unfehlbar am allerwenigsten ausschliessen, da es, weil gerade die wichtigsten Handelsgeschäfte von Unterthanen verschiedener Nationen gemacht werden, fast mehr unter den Völkern, als im Staate, zu Hause ist. Sollen die Völker Europa's enger, und dabey auf die Dauer, unter sich verbunden werden, so ist es nicht genug, dass sie im Ganzen und äusserlich einander näher kommen, es sey durch Familienverhältnisse ihrer Regenten, oder durch den Föderalismus, oder durch Mediation und Protection. Im Einzelnen und Inneren muss zugleich das Band der Vereinigung geknüpft werden, durch Gleichförmigkeit der gesellschaftlichen Anstalten und Einrichtungen, durch Übereinstimmung der Gesetze, durch Stiftung eines gemeinschaftlichen Interesses, bey Gleichheit der Cultur, der Ansicht des Lebens, des Masstabes, den Werth der Dinge zu schätzen. Insonderheit ist es bisher das gemeinschaftliche Interesse des Handels gewesen, wodurch sich das Band der Nationen enger geknüpft hat. Ist aber beym Handel Gemeinschaft, so muss sie, weil sich die Mittel nach dem Zwecke zu richten haben, auch beym Handelsrechte seyn. Dazu kommt, dass man ausserhalb Frankreich gar wohl fühlt, wie sehr man auf der einen Seite mit der Handelsgesetzgebung gegen die Zeit zurück geblieben, und wie wenig man auf der anderen bisher ernstlich darauf bedacht gewesen sey, ähnliche Übel der verfallenen kaufmännischen Moral, wie sie in Frankreich durch die Revolution hervorgebracht worden sind, durch Anwendung ei-

ner strengeren Gesetzgebung abzustellen. Dieses sind allerdings lauter wichtige Gründe, aus welchen sich, unter den gegenwärtigen Umständen, mit Recht voraussehen und erwarten läfst, „der *C. d. C.* werde dem *C. N.* auf dessen Reise durch Europa folgen.“

Freylich ist bisher der *C. N.* noch immer, ohne seinen Gefährten im Gefolge zu haben, fortgeschritten. Allein davon ist der Grund kein anderer, als weil man in Frankreich selbst mit der Commerzlegislation noch nicht vollständig zu Ende gekommen ist. Eine Hauptpartie, die noch in der Folge zum *C. d. C.* hinzukommen wird, ist bis zum Seefrieden billig ausgesetzt worden. Und gerade diese Partie ist es, deren allgemeine Adoptirung vorzugsweise zu wünschen seyn würde. Bedeutend sind daher die Worte des Staatsraths *Corvetto* in der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung vom 8 Sept. 1807: „*Le tems n'est par loin sans doute, où la victoire, où la paix rouvriront les mers aux nations et ses routes ordinaires au commerce. Le Code que vous aurez adopté deviendra alors le droit commun de l'Europe.*“ Mittlerweile bleibt man dabey stehen, die Einführung des *C. N.* als wegbahnend für den *C. d. C.* zu betrachten, die guten Eigenschaften des *C. d. C.* allgemeiner bekannt zu machen, und sie mehr und mehr anerkennen zu lassen, auch da, wo sich Gelegenheit zeigt, diesem Codex für die Zukunft eine Stelle offen zu erhalten. Im Entwurfe des constitutionellen Statuts für Spanien heifst es Art. 100, für das ganze Königreich Spanien solle nur Ein Commerzcodex Statt haben.

VIII. Endlich ist die Legislation in Ansehung der Justizverwaltung noch von folgenden drey besonderen Principien ausgegangen. *Erstlich*, der Rechtsgang müsse kurz und schnell seyn, und zu dem Ende, sowohl in der ersten als in der Appellations-Instanz, so einfach als möglich. *Zweytens*, der Richter müsse sich vorzüglich durch Billigkeit und guten Glauben leiten lassen. „*L'équité, la bonne foi, sont la base de tous les jugemens,*“ hiefs es bey Motivirung der Materie von dem Verfahren vor den Handelsgerichten. *Drittens*, die Justiz müsse so lange als immer thunlich nur vermittelnd, und nur erst im Nothfalle entscheidend zu Werke gehen. *Viertens*, die Regierung habe sich von der Rechtspflege in Handelssachen in möglichster Entfernung zu halten. In diesem Geiste ist vorzüglich das vierte Buch des *C. d. C.*, nebst der Materie von dem Verfahren vor den Handelsgerichten, (im *C. d. P. c.*) redigirt worden. Folgen des ersten Princips zeigen sich auf eine hervorstechende Weise im Art. 33 des vierten Buchs. Das zweyte Princip hat sich unter anderen darin geltend gemacht, dafs bey dem Verfahren in Handelssachen keine *Avoués*, sondern nur *Agrées* zugelassen werden, damit der Richter Gelegenheit habe, die Parteyen zu beobachten, und in ihrem Benehmen die Wahrheit zu lesen. „*Le fait doit être rapporté avec une sorte de naïveté, et autant que possible par les parties elles-mêmes, afin que le juge soit plus à portée d'apprécier leur bonne foi,*“ bemerkte der Staatsrath *Maret*. Und in so fern hat *Legras*, einer der Redactoren und Revisoren des *C. d. C.*, nicht Unrecht, wenn er in seinem oben angeführten Commentar sagt: „*Les tribunaux de commerce ne sont, à proprement parler, que des jurys qui descendent dans la conscience des plaideurs, et jugent ex aequo et bono.*“ Zu Folge des dritten Princips haben z. B. über die Streitigkeiten aus einer Handelsgesellschaft nicht die Tribunale zu erkennen, sondern der *C. d. C.* hat dafür Schiedsrichter angeordnet, und diesen eine eigene Art des Verfahrens vorgeschrieben, welches sich an den Zweck einer schnellen Beendigung der Sachen und einer gründlichen Hebung aller Zwistigkeiten noch näher anschliefst, als das gewöhnliche schiedsrichterliche Verfahren, so wie es im *C. d. P. c.* festgesetzt worden ist. Auf der anderen Seite sind aber die Handelssachen von dem vorläufigen Versuche der Güte dispensirt worden, um sie dadurch nicht aufzuhalten. Endlich das vierte Princip wird darin besonders sichtbar, dafs es bey den Handelsgerichten keine kaiserlichen Procuratoren giebt. Die Redactoren des Entwurfs des *C. d. C.* schlugen zwar vor, es möchte wenigstens zu dem Ende ein Regierungs-Commissär bey den Handelsgerichten zu bestellen seyn, damit der Güterpfleger der Fallitmasse unter dessen unmittelbare Aufsicht gesetzt werden könne, und die Mehrheit der Kammern billigte diese Masregel; allein die Regierung selbst erklärte sich bey der Discussion des Codex dagegen, und machte bemerklich, wie sehr dem Wesen der Handelstribunale der Einfluss zuwider laufe, den ein solcher Regierungs-Beamter unfehlbar auf sie erlangen würde.

Quellen des Code de commerce.

Da die Codices der neuen französischen Legislation grofsentheils aus älteren Gesetzen und Rechten geschöpft sind, und es daher zur Erklärung und Beurtheilung derselben sehr wichtig ist, zu wissen, woher sie abgeleitet sind, es sey ihren Grundsätzen oder ihren einzelnen Dispositionen nach; so hat die literarische Thätigkeit allerdings ihren guten Grund, womit man in Frankreich bemüht zu seyn angefangen hat, die Quellen der neuen Legislation wo möglich von Stelle zu Stelle nachzuweisen. Diese Thätigkeit aber, welche bisher bey *Dard*, dem Hauptquellensucher, und Anderen, sich nur zu oft theils in ein blofses Haschen nach Ähnlichkeiten verloren, theils sich mehr in der Genealogie einzelner Stellen, als der Dogmen und Grundsätze, hervorgethan hat, ist bis jetzt vorzüglich nur erst dem *C. N.*, dem *C. d. C.* aber unseres Wissens noch gar nicht, zu Gute gekommen.

I. Im allgemeinen kann man die ganze Vorzeit, mit allen ihren Monumenten des Handelsrechts, den ältesten wie den neuesten, als Quelle des *C. d. C.* betrachten. Rechte und Gesetze erben sich von Geschlecht zu Geschlecht, von Legislation zu Legislation, fort; und was der *C. d. C.* nicht unmittelbar geerbt hat, das ist wenigstens mittelbar auf ihn gekommen. So wie der Staatsrath und General-Procurator *Merlin* die römischen, hierarchischen und

französischen Codices aller Perioden als Quellen des *C. N.* aufführt, und als solche das *Jus Papirianum*, den *Codex Gregorianus*, *Hermogenianus*, *Theodosianus*, *Alaricianus*, *Justinianeus*, ferner den Codex der griechischen und der römischen Kirche, den *Codex canonum* der gallicanischen Kirche, das *Corpus canonum Dionysii parvi*, den canonischen Codex Gratians u. s. w. besonders namhaft macht; eben so ging der Staatsrath *Bégouen*, in der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung vom 8 Sptbr. 1807, alle früheren Seerechte durch, von den Phöniciern an bis zur Ordonnanz vom J. 1681, und schloss mit der Bemerkung, dass der *C. d. C.* sein Seerecht zum Theil mit aus dieser Reihe von Quellen, und zwar aus den älteren Quellen durch das Vehikel der eben angeführten Ordonnanz, geschöpft habe.

II. Eine speciellere Übersicht der Quellen des *C. d. C.* erhält man, wenn man sie abtheilt in französische und fremde; in mittelbare und unmittelbare; in allgemeine und besondere.

Wenn wir von fremden Rechten sprechen, welche bey dem *C. d. C.* mit benutzt und berücksichtiget worden sind, so meinen wir nicht etwa das *Consolato del mare*, die amsterdammer Wechselordnung und andere älteren Rechte des Auslandes, woraus bereits die Ordonnanzen geschöpft haben; denn von dergleichen älteren Rechten findet sich im *C. d. C.* wohl nur in so fern etwas wieder, als es bereits durch die Ordonnanzen für Frankreich naturalisirt worden war. Vielmehr zielen wir darauf, dass die geltenden neuen Gesetze und Gebräuche anderer Völker nicht ohne Einfluss auf den *C. d. C.* geblieben sind; wovon vorzüglich die Veranlassung war, dass man es möglichst vermied, von den bey anderen Nationen allgemein angenommenen Rechten und Gebräuchen abzugehen, und sich in einer so gemeinschaftlichen Sache, als Handelsangelegenheiten ihrer Natur nach sind, zu isoliren. Wir wollen darüber den Staatsrath *Regnaud de St. Jean d'Angély* selbst hören. „*Il est d'une haute importance* (sagte er als Redner der Regierung, in der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung vom 1 Sept. 1807) *que le C. d. C. soit rédigé dans des principes qui lui préparent une influence universelle, dans des principes qui soient adoptés par toutes les nation commerçantes, dans des principes qui soient en harmonie avec ces grandes habitudes commerciales qui embrassent et soumettent les deux mondes.*" Der Staatsrath *Maret* rechnet es mit unter die Verdienste der Revisoren des *C. d. C.*, dass sie bey ihrer Revision auch noch die Legislation der übrigen Völker Europas mit zugezogen haben. Welches aber die fremden Gesetze, die man benutzt hat, namentlich seyn mögen, und in welcher Art man sich ihrer bedient habe, darüber ist, unseres Wissens, noch zur Zeit keine Auskunft von Frankreich aus gegeben worden. Ohne Zweifel gehört das *Allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten* unter die benutzten Werke, von welchem bekanntlich eine officielle französische Übersetzung, vorzüglich zur Benutzung bey dem *C. N.*, erschienen, und dessen auch in der Discussion des *C. N.* im Staatsrath verschiedentlich gedacht worden ist. Auch waren die Redactoren des *C. d. C.* grösstentheils Männer, die Gelegenheit gehabt hatten, fremde Handelsrechte aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Dagegen lässt sich mit Grunde daran zweifeln, ob man bey dem *C. d. C.* von so manchen schätzbaren Untersuchungen, die das Handelsrecht den deutschen und anderen fremden *Rechtsgelehrten* verdankt, den verdienten Gebrauch gemacht habe. Und doch hat bisher die Doctrin gewöhnlich, wenigstens in Deutschland, leicht etwas Besseres aufzuweisen, als die Legislation.

Unter den mittelbaren Quellen sind insonderheit diejenigen zu verstehen, aus welchen etwas in die Ordonnanzen, und aus diesen erst wieder in den *C. d. C.* übergegangen ist.

Das meiste Interesse hat die Eintheilung der Quellen, je nachdem sie allgemeine oder besondere sind, d. h. je nachdem sie sich auf ganz Frankreich, oder nur auf einen Theil davon, erstrecken. Letztere erhielten durch Aufnahme in den *C. d. C.* eine erweiterte Kraft; erstere aber nicht. Bey letzteren traten also auch noch mehrere und andere Rücksichten der Auswahl ein, als bey ersteren. Unter den allgemeinen sind es namentlich der *C. d. P. c.*, die Gesetze der Revolutionsperiode, einige Gesetze aus der Zeit seit der Revolution bis zur Redaction der neuen *Codes* unter Napoleon, endlich und vorzüglich die Ordonnanzen, woraus der *C. d. C.* geschöpft hat. Aus dem *C. d. P. c.* ist der zweyte Titel des dritten Buchs genommen. Aus den Revolutionsgesetze vom 24 Aug. 1790 enthält das vierte Buch Mehreres. Aus dem in der gedachten Zwischenperiode gegebenen Gesetze vom 27 Vent. VIII ist gleichfalls im vierten Buche manches beybehalten worden. Auch mehrere Entscheidungen des Cassationshofes über Handelssachen, aus dem ganzen Zeitraume vom Anfange der Revolution bis zur Redaction des *C. d. C.*, finden sich bald hie bald da mit benutzt; so dass das Werk von *Sirey*, über die *Jurisprudence* des Cassationshofes, auch in dieser Hinsicht sehr brauchbar ist. Unter allen allgemeinen Quellen des *C. d. C.* sind aber die drey Ordonnanzen von den J. 1667, 1673 und 1681, nebst ihren commentarischen Hülfsmitteln, bey weitem die ergiebigsten gewesen. Bey dem ersten und dritten Buche des *C. d. C.* liegt die zweyte, bey dem zweyten Buche die dritte, und bey dem vierten Buche, nebst der in den *C. d. P. c.* übertragenen Lehre von dem Verfahren vor den Handelsgerichten, die erste von jenen drey Ordonnanzen zum Grunde. Unter allen drey Ordonnanzen erscheint die dritte ohne Zweifel am stärksten im *C. d. C.* wieder. Je mehr man daher dieses Gesetz bey der neuen Legislation brauchbar fand, desto mehr musste man es bedauern, dass sich die Präliminär-Acten dazu nicht erhalten haben. „*C'est sans doute un grand malheur que les procès-verbaux de cette belle loi n'aient point été conservés, nous y aurions puisé des renseignements lumineux,*" äusserte der Staatsrath *Bégouen*, als Redner der Regierung.

Aus den besonderen Quellen ist dagegen nur wenig in den *C. d. C.* übergegangen, theils weil schon

die allgemeinen in der Regel ergiebig genug waren; so dafs man sich folglich in dieser Hinsicht bey dem *C. d. C.* in einer weit anderen und besseren Lage befand, als bey der Redaction des *C. N.*; theils weil man unmöglich ohne Noth geneigt seyn konnte, das Recht einer einzelnen Gegend oder Stadt zum allgemeinen Rechte des ganzen Reichs zu erheben. Nur dann, wenn die Legislation in den bisherigen allgemeinen Quellen keine Hülfe fand, und sie also ohnehin genöthiget war, etwas Neues zu verfügen, nur dann mufste es ihr willkommen seyn, in den provinciellen oder statutarischen Rechten etwas zu finden, woran sie sich anschliessen konnte. Zu dem Ende mufsten ihr vorzüglich die von den Handelskammern und Handelstribunalen über den Entwurf des *C. d. C.* eingegangenen Bemerkungen sehr willkommen seyn, weil sie dadurch Gelegenheit erhielt, das Provincielle und Statutarische näher kennen und würdigen zu lernen. Aus diesen Bemerkungen konnte sie sich namentlich über die bey einzelnen Gerichten angenommenen Usancen unterrichten, von welchen sich da, wo die allgemeinen, geschriebenen Quellen nicht ausreichten, oder wo sie wenigstens in einem neuen Geiste zu bearbeiten waren, ein vortheilhafter Gebrauch machen liefs. Selbst im dritten Buche des *C. d. C.*, welches sich mit am meisten durch Neuheit auszeichnet, ist das fünfte Capitel zum gröfsten Theile aus solchen Gesetzen und Gebräuchen, deren Allgemeinheit sich schwerlich wird nachweisen lassen, geschöpft worden. Eine solche Bewandnifs hat es namentlich mit dem Handelsgebrauche, dafs jeder an Ordre lautende Bodmereybrief indossirt und verkauft werden könne, welcher sich im Art. 313 des *C. d. C.* sanctionirt findet.

III. Bey einer näheren Vergleichung des *C. d. C.* mit seinen Hauptquellen, den drey Ordonnanzen, läfst sich Folgendes wahrnehmen. *Hier* ist der *C. d. C.* nichts weiter, als eine treue, bisweilen sogar buchstäbliche Wiederholung. So z. B. liegt bey Tit. 11—14 des zweyten Buchs die Ordonnanz von 1681 gewöhnlich wörtlich zum Grunde. Von diesen Titeln bemerkt der motivirende Staatsrath: „*C'est donc, en quelque sorte, plutôt une nouvelle rédaction de l'ordonnance de* 1681, *qu'une loi nouvelle.*" Sie geben die Materie aber in einer besseren Ordnung, als die Ordonnanz. *Dort* sanctionirt der *C. d. C.* dasjenige nur ausdrücklich, was schon in den Ordonnanzen dem Geiste nach liegt. Das ist z. B. der Fall bey Art. 159 des zweyten Buchs. *Hier* läfst der *C. d. C.* manches, als nicht in seinen Plan gehörig, weg, wovon die Ordonnanzen voll sind; z. B. alles, was nicht civilistisch ist. *Dort* hingegen läfst er sich angelegen seyn, den Inhalt der Ordonnanzen zu erweitern, weiter zu entwickeln, oder genauer zu bestimmen. Oft aber ändert er die Ordonnanzen auch wirklich ab.

Als Erweiterungen, Entwickelungen oder nähere Bestimmungen haben wir uns folgende Beyspiele ausgezeichnet. Uber das *Billet à ordre* hat sich der *C. d. C.* weiter verbreitet, als die Ord. vom J. 1673, nachdem seit jener Zeit sich auch der Gebrauch dieses Handelspapiers bedeutend erweitert hatte. — Durch die neun ersten Paragraphen des Art. 4 des zweyten Buchs hat die Ord. beträchtliche Zusätze bekommen, die den Zweck haben, die Ordnung der privilegirten Gläubiger vollständiger zu begründen, und wegen Constatirung der Existenz und Gesetzlichkeit der privilegirten Foderungen die erfoderlichen Mafsregeln zu nehmen. — Im Art. 211—216 des zweyten Buchs sind die Grenzen zwischen der gemeinen und besonderen Haverey genauer gezogen worden. — In eben diesem Buche erweitert Art. 123 die Formalitäten des Grossavantur-Contracts, setzt Art. 124 zur Ord. hinzu, dafs die Bodmereybriefe indossirt und verkauft werden können, wenn sie auf Ordre lauten, und enthält Art. 143 eine neue Disposition wegen Angabe des Tags und der Tageszeit, wann der Assecuranzvertrag unterschrieben worden sey. — Die Ordonnanz von 1673 hat es nicht wörtlich zum Wesen des Wechsels gerechnet, dafs er nicht an dem Orte seiner Entstehung zahlbar seyn darf. Der *C. d. C.* setzt dieses Erfodernifs ausdrücklich hinzu. Was ferner noch das erste Buch betrifft, so bestimmt hier der *C. d. C.*, verglichen mit der Ord. von 1673, den Begriff einer Handelssache genauer. Auch beschäftiget er sich hier mehr mit den Rechten der Weiber und Minderjährigen, und giebt den Vorschriften wegen Haltung der Bücher mehr Schärfe und zugleich mehr Umfang. — Er setzt eine dritte Art von Societäts-Contract hinzu, während die Ordonnanz nur zwey Arten annimmt. — Im fünften Titel fügt er viel Neues über die Handelsbörsen, Wechselagenten und Mäkler bey, und im sechsten handelt er die Materie von den Commissionären ab, worüber vorher noch überall gar kein Gesetz existirte. — Im achten Titel sticht Art. 145 ein wichtiges, aber von der Ord. streitig gelassenes Princip hervor. Am meisten zeichnet sich das dritte Buch des *C. d. C.* durch eine Menge von Zusätzen der einen oder der anderen Art aus; so dafs es uns zu weit führen würde, wenn wir die Parallele weiter verfolgen wollten.

Unter den erfolgten Abänderungen der Ordonnanzen zeichnen wir hier folgende aus. Art. 117 und 168 des *C. d. C.* derogiren der Ord. von 1673. Tit. 5. Art. 16. — Die in der Ord. zugelassenen Respittage sind gänzlich abgeschafft, und das *Billet à ordre* ist, was die kürzere Verjährungszeit von 5 Jahren betrifft, dem Wechsel gleichgesetzt worden, statt dafs die Ord. es in Ansehung des ersteren bey der dreyfsigjährigen Präscription hat bewenden lassen. — Nicht blofs civilistisch widerrechtlich, sondern auch gemein schädlich fand man das, was die Ord. zum Besten des Gläubigers, der eine Schiffsportion in dem Augenblick in Beschlag nimmt, da das Schiff in See gehen will. Daher Art. 26 des zweyten Buchs eine Änderung trifft. — Die Pflichten des Capitäns sind geschärft, und die Lage der Matrosen ist verbessert worden. — Auch Art. 117. 118. 119 und 127 desselben Buchs enthalten Veränderungen. — Art. 130 dehnt das Verbot aus, den Seeleuten auf ihre Heuer Geld nach Bodmereyrecht zu leihen. — Art 142 begünstiget den Versicherer gegen den Bodmereygeber, während es die Ord. gerade umgekehrt hält. — Art. 145 sind die Dinge, die Gegenstand der Assecuranz seyn können, in einigen Stücken anders bestimmt worden.

Wer aber das Resultat dieser Vergleichung dahin ziehen wollte, es sey der *C. d. C.* nichts weiter, als eine neue Bearbeitung der Ordonnanzen, der würde sich sehr irren. Während der *C. d. C.* in vielen Stellen auf dem Nachlasse der Vorfahren ruht, tritt er auf der anderen hervor durch Neuheit des Geistes und der Zwecke, der Fassung und der Methode, des Inhalts und der Form; insonderheit, als ein Ganzes betrachtet, ist er ein Werk von nicht da gewesener Art. Der Plan dieses *von den Quellen* handelnden Abschnitts konnte jedoch nur seyn, die Spuren des Alten, nicht aber das Verdienst des Neuen, im *C. d. C.* aufzusuchen. Slr.

(*Die Fortsetzung folgt nächstens.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 AUGUST, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Wilmanns: *Die Resultate der Sittengeschichte. I. Die Fürsten.* 1808. 249 S. 8. (1 Thlr. 4gr.)

Wenn der Vf. dieser Schrift, welcher sich unter der Zueignung an *seine fünf Söhne und die deutsche Jugend* H. C. C. F. v. G. schreibt, auch in *dem Eingang* nicht einige Nachricht von seinem Leben gegeben hatte: so würde man aus dem Buche selbst vermuthen, dass er nicht auf der Studierstube allein das geworden sey, was er ist, sondern dass er im praktischen Leben durch eine reichere Erfahrung nur diesen weiten Blick über das Leben der Menschen und ihre Verhältnisse erlangt haben könne. Er spannt durch die Nachricht über sich des Lesers Erwartung: aber er lässt diese Erwartung nicht unbefriedigt. Sein Buch ist gut; werth in den Händen derer zu seyn, denen es gewidmet ist. Es enthält nicht unerhörte Dinge, nicht neue Offenbarungen; aber es enthält, was uns nöthig ist, was vor Allem unsere Jünglinge bedürfen. Durch das beständige Hinschauen nach dem Unendlichen, welches sie erfassen wollten und nicht zu erfassen vermochten, haben sie den Sinn verloren für das, welches uns am nächsten lag, und welches zu bewahren, zu vertheidigen, zu retten, ihre und unser Aller erste Pflicht gewesen wäre. Über dem Schwärmen für Griechenlands Götter, Kunst und Poesie, oder für die verschwundene deutsche Vorzeit, gedachten sie nicht an uns, an sich, an die Nachwelt. Die Vergangenheit ist dahin; den verlornen Moment bringt Keiner zurück; die Klage ist unnütz, und der Jammer über frühere Unthätigkeit ist thöricht und verächtlich. So weit scheinen wir zu seyn, dass das Gefühl der Erbärmlichkeit allgemein ist. Was kann also der Verständige Weiseres thun, als versuchen, die erschlafften Sehnen anzuspannen; Stahl zu giessen in die weichgewordenen Knochen; den Sinn zu erwecken für den schönsten Ruhm, für Freyheit und Vaterland; den Geist wieder auf die Bahn zu lenken, die zu Ehre und Würde führt, und zu trösten die niedergeschlagene Seele? Und wodurch könnte diess besser geschehen, als durch einfache Darstellung der ewigen Wahrheiten, denen noch kein Wohlgesinnter je widerstanden hat? Dessen, was grosse Männer, die das Leben der Menschen und ihre Verhältnisse, und die Quelle kannten, aus welcher das Glück der Staaten floss, wie die, welche Unglück über die Völker schüttete? Das ist der Zweck und Sinn dieses Buchs. Es ist ein Echo der Stimme vieler Staatsmänner und Geschichtschreiber; es sind verständige Folgerungen aus den Historien der Vergangenheit, und durch Erfahrung erprüfte Bemerkungen zu den Geschichten; alles sinnvoll und in einer guten, zuweilen ganz vortrefflichen Darstellung. Dass die eigenen Worte der Alten angeführt sind, tadeln wir nicht; wir loben es vielmehr: denn eine gewichtige Stimme giebt bey Vielen der Wahrheit Nachdruck. Die Jünglinge sollen sich nicht mit diesen Einzelnheiten begnügen; aber sie können dienen, die Lust zu erwecken nach dem Ganzen; sie mögen zeigen, wie man zu lesen hat, und was daraus zu lernen ist. Die Resultate sollen nicht die Geschichte entbehrlich machen; aber es ist der Jugend gut, anschaulich zu sehen, dass die Geschichte zu Resultaten führt. Zwey oder drey werden nicht mit der Schrift zufrieden seyn, weil es ihr an derjenigen philosophischen Tiefe fehlt, die unserem Zeitalter Bedürfniss ist: die Übrigen aber, welchen ein gesunder Verstand, ein sinniges Gemüth, Gelehrtheit und Erfahrung etwas werth ist, werden sie loben. Zwey oder drey mögen die Einheit vermissen, die jede Schrift haben sollte, damit sie ein Buch werde: die Übrigen aber, welche Tacitus lieben und Montesquieu lesen, werden sich freuen, auf diese Art an sie und so viele der anderen Herrlichen erinnert zu werden. Und wenn sie auch nicht überall mit dem Verfasser einig sind: werden sie das befremdend finden? Und wenn sie auch überzeugt sind, dass er zu weit gehe; wenn sie auch nicht mit ihm sagen: „den gesellschaftlichen Bund klug zu schliessen, klug zu bessern und muthig aufrecht zu erhalten, ist der grosse Gegenstand unserer Vernunft, unserer Tugend und unsers ganzen Trachtens; das ist des Lebens fester Stamm; das Übrige sind nur die Zweige:" so werden sie doch zugeben, dass da, wo wir jetzo sind, ein etwas starker Zug nach dieser Seite nicht schaden könne. Unser Wissen ist ja in demselben Verhältnisse von Stückwerk zum Ganzen geworden, wie unser Leben zum Stückwerk herabgesplittert ist; die Ökonomie kennen wir ja hinlänglich, und lernen sie desto besser, je ärmer wir werden: das, was geschehen muss und Heil bringen kann, ist, dass der Sinn für die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft lebendig angesprochen und aufgeregt werde im tiefsten Wesen.

Wie die Gewalt der Fürsten entsteht, sich erweitert und mehrt, Bedürfniss ist, wohlthätig, nachtheilig wirkt, erblich wird, entartet, sich verhasst

macht, ſich auflöſet, und die Völker zu Revolutionen reizt — das wird hier nach Erfahrungen alter und neuer Zeit unterſucht, nicht immer mit dem ſtrengſten Fortgang: auch in einzelnen Urtheilen dürfte geirrt ſeyn: aber ſo, daſs man durch weg mit Intereſſe folgt. — Die Menſchen haben einen Hang, Einen über ſich zu erheben, um ſich dem Erhobenen wieder zu nähern; ſie bedürfen eines lebendigen Centrapuncts ihrer Plane und Hoffnungen: aber leider! hat der Ball, den ſie in die Höhe werfen, um ihn wieder aufzufangen, ſie oft im Fallen zerſchmettert!. Nur wenn das vereinigende Band eine ſchwere Kette wurde, entſtanden Republiken; die erſte und älteſte Staatsform war monarchiſch: Familienhäupter, des Alters Anſehen, Anführer in der Schlacht. Die Oberhäupter übertraten leicht die Grenze ihrer Macht; und wurden ſie dazu nicht aufgefodert? Zeigt uns nicht die Geſchichte überall Völker, die dazu ermunterten, wenn es geſchah? Nordamerika in der Kindheit: nur Übung der oberſten Gewalt durch Einen vermochte zu gründen, was geworden iſt. Der Gedanke an das Hülfreiche der väterlichen Gewalt hat dem Königthum überall am meiſten genutzt; dadurch gewannen die Könige die Herzen, und darum ſuchen ſie auch ſtets dieſen Gedanken lebendig zu erhalten: jeder König will Vater ſeines Volks ſeyn. Es war in dieſem Gedanken, daſs dem König auf der Scheidelinie zwiſchen Familie und Staat ſo viele Gewalt gegeben wurde: was war von dem Vater zu fürchten? Der Krieg giebt dem Anführer Macht; er erhält Anſehen in der Verſammlung, weil er am weiteſten ſieht, Ruhm erworben hat: wer ſollte gebieten, wenn nicht er? Selbſt die Verlegenheit mehrt ſeine Gewalt. So wächſet der Principat und gewinnt mehr und mehr Stärke. Dann wird der Zweck oft ſchlecht erfüllt; die Völker werden getäuſcht. Dennoch entſteht Erblichkeit: der Fürſt ſorgt natürlich für die Seinigen; um ihm zu gefallen, begünſtigt man den Sohn; Alles iſt für ihn: Sinn, Gewohnheit, Kenntniſs, das, daſs Keiner ſich ihm gleich achtet, während jeder Andere einen Gleichen haben mag, endlich das, daſs die Wahl ſo ſchwer iſt. In der That: wer ſoll entſcheiden? wer vermag den Würdigſten zu finden? Soll etwa das Loos ihn beſtimmen? Aber iſt der Wurf der Geburt nicht auch ein Loos? Damit unter mehreren Söhnen des Fürſten kein Streit entſtehe, iſt eine feſte Ordnung der Nachfolge nöthig. Dann aber lernen die Prinzen leicht vergeſſen, was ſie ſind und ſeyn ſollen; und es kommt Miſstrauen zwiſchen Fürſten und Volk, und Widerſetzlichkeit; das ſchöne Bild von Vater und Familie iſt verſchwunden; ein anderes ſteht da mit einem Herrn und Knechten. Nun Befeindung des Königthums, Vertilgung der Tyrannen, Königsmord; dagegen ſträubt ſich alles Gefühl. Die Ausſchweifung des Einen kann wohl in Schranken gehalten werden: aber wie die Menge? Beſſer iſt, Könige zu dulden, aber Könige mit Geſetz und Recht. Nur dieſe! denn auf welche Abſcheulichkeiten ſind nicht gekrönte Unmenſchen gefallen? Europa hat ſeit dem 16 Jahrhundert wenig Tyrannenwuth auf dem Thron geſehen: aber wie furchtbar war jene Zeit, als Chriſtiern II mit Büttel und Galgen das Land durchzog und die edelſten Schweden mordete; als der groſse Schlächter in Süden, Philipp II, wüthete, und Heinrich VIII in England launenhaft und ungezähmt befahl! Wir ſahen Maximilian Robespierre, Unordnung und Planloſigkeit; aber nur kurze Zeit, dann kam „das Schifflein vom Nil." — Über Tacitus, über Montesquieu. — Klagen gegen die Fürſten: über Kriege klagen mehr die Philoſophen als die Völker, denn dieſe fühlen, daſs es beſſer iſt, des Krieges Drangſale zu leiden, als das Vaterland beleidigen zu laſſen. Die Völker murren eher, wenn ſie Geld, als wenn ſie Blut hergeben ſollen. Über Beſteuerung, wie ſie anders und anders iſt auf den verſchiedenen Stufen der Cultur; wie ſie erſt erbeten, dann befohlen wird, dann erpreſst. Die Strenge iſt nothwendig, aber eben darum aus ihr Erbitterung, gegen die Einwohner zuerſt, dann gegen die Staatsbeamten, endlich gegen den Fürſten. Nun wird gefragt, wozu das Geld verwandt werde? Aufwand wird Verſchwendung, Pracht — Üppigkeit genannt. Dann ſollen (unbillig?) die Oberhäupter, mitten unter allgemeiner Sittenverderbniſs, Muſter der Tugend bleiben. Sie ſollen nur die Kunſt zu herrſchen verſtehen: und was iſt ſchwerer! *Das rechte Penſum*, das iſt das monarchiſche Problem. Aller Wohlfahrt zu befördern, ſind auch die beſten Fürſten nicht fähig: Erleichterung eines Standes aber drückt den anderen; jener jauchzt nicht und dieſer murrt. Miſsvergnügen nun, Widerſtand, Empörung, die nicht immer harte Fürſten getroffen; auch Gute ſind gefallen: Güte allein reicht nicht aus, und deſto weniger, je gröſser der Staat, je eingewurzelter die Herrſchaft, je verdorbener das Volk. „Wie aber die Kronen bewahrt werden ſollen, das iſt im Lehrbuch der Weltgeſchichte zerſtreut geſchrieben!" (Hört es Fürſten und Räthe! Da und nur da, werdet Ihr es finden! *Non ignavia magna imperia contineri.*) Macchiavelli. Mühſelig iſt die oberſte Stelle; Einige haben Überdruſs gefühlt — jedoch ſelten auf lange Zeit, im Ernſt — Keiner ohne Reue. Erſatz iſt das Bewuſstſeyn, der Dank der Völker, ihre Treue und Liebe.

Das ungefähr iſt der Gang dieſer Schrift. Wer die Sätze weitläuftiger auseinander gelegt und aus der Geſchichte bewieſen ſehen will, der leſe ſie. Im Übrigen freuen wir uns, daſs wir noch eine Reihe von Bänden zu erwarten haben. Das Thema des ganzen Werks ſind „die Puncte, um welche ſich unabänderlich die Axe unſeres Glücks und unſeres Daſeyns dreht." Und dieſe Puncte ſind, als *Inhalt* des Werks angegeben. I. Die Fürſten. II. Die Fürnehmen oder Ariſtokratie. III. Die Gemeinen. IV. Die Staatsverfaſſungen. V. Das Eigenthum. VI. Die Arbeit. VII. Der Aufenthalt. VIII. Das Vaterland und der Abriſs der vaterländiſchen Geſchichte. IX. Die Tapferkeit. X. Die Tugend. XI. Die Freundſchaft. XII. Die Liebe und die Frauen. XIII. Die

Wissenschaft und die Künste. XIV. Die Religion. XV. Die Weisheit. — Die Elemente dieser Dinge will der Vf. aufsuchen (wie hier mit den Fürsten geschehen ist), und sie von dem ersten Keimen bis zum anderen Ende führen. Dann will er sagen, auf welcher Stufe er die Menschheit, bey seinem kurzen Übergange auf der Erde, angetroffen hat. Wer ist nicht begierig? — Wir schliessen mit den Worten des Vfs. — „Treue ist der Deutschen alter Charakterzug. — Mitten unter den zahlreichen Vorwürfen, die wir von den Zeitgenossen hören, die die Nachwelt nicht sparen wird, sichert uns nichts so sehr, wie die Treue, vor der Verwerflichkeit. — Wir aber verlangen bescheiden von unseren Fürsten zurück: Gerechtigkeit, Festigkeit und Eintracht."

T.

MÜNSTER, b. Waldeck: *Schriften von G. A. von Halem. Vierter Band.* Prosaische Aufsätze. 1808. 299 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel: *Prosaische Aufsätze von G. A. von Halem. Vierter Band.*

Wir brauchen den schriftstellerischen Charakter des Vfs. hier nicht zu schildern; er ist bekannt genug, um, wenn auch nichts Glänzendes, doch immer etwas Interessantes und Lesenswürdiges erwarten zu lassen. Von den in diesem Bande befindlichen Aufsätzen haben wir einige, wo nicht die meisten, in der Zeitschrift *Irene* gelesen, die, dem lange erharrten Frieden zu Ehren, ihren Namen erhielt, und nicht bis zu seiner Erfolgung hindauerte. Sie sind historischen, politischen und itinerarischen Inhalts. 1) *Pausanias; Wallenstein und Dümouriez.* Eine nicht sehr glückliche Zusammenstellung. Die Geschichte des Lacedämoniers wird erzählt, seine Gegenbilder aber kurz abgefertigt mit den Worten: „Noch die neuesten Jahrhunderte hatten ihre Pausanias. Wallenstein büsste, wie er, durch gewaltsamen Tod sein Verbrechen. Der Sieger von Jemappe — lebt. O, hätte das Schlachtfeld des belgischen Platäa sein Blut getrunken, in welcher Hochgestalt erschiene dann sein Name in der Geschichte des Jahrhunderts!" Eine durchgeführte Vergleichung zwischen P. und D. würde gewaltig hinken. 2) *Schicksal der Brancovane und Kantakuzene.* Betrifft die Verirrungen und das tragische Ende zweyer wallachischen Fürsten und ihrer Familien. Sie wurden ihrem Oberherrn, dem türkischen Sultan, untreu, indem sie heimlich mit Österreich und Russland unterhandelten. Chronikenhaft erzählt. 3) *Eudoxia Lapuchin; Gemahlin Peters I.* Kurz, aber gut erzählt. Eudoxia heirathete Petern im J. 1689, in ihrem neunzehnten Jahre, auf Betrieb seiner Mutter Natalia. Sie gebahr ihm zwey Söhne, Alexei und Alexander; aber er verliebte sich doch in die Tochter eines Weinschenken, worüber sie ihm Vorwürfe machte. Nach dem Tode seiner Mutter hob er alle Verbindung mit Eudoxien auf. Eine Zeitlang hielt sie zwar noch Hof in Moskau; musste aber im J. 1698, da man sie einer Theilnahme an der Verschwörung der Strelitzen beschuldigt hatte, zu Susdal den Schleyer nehmen, und unter dem Namen Helene ihr Gelübde ablegen. Ungeachtet des lauten und dumpfen Eifers der Geistlichkeit gegen Peters Verfahren, vermählte er sich im J. 1707 erst still, und 1712 mit grossem Gepränge mit Katharina I, einer liefländischen Waisen. Ihr Sohn Alexei war jetzt Eudoxiens einzige Hoffnung. Sie baute auf sein Glück, und hielt seines Vaters Absetzung für gewiss. Ein Generalmajor Glebow bestärkte sie in ihrem Zutrauen; sie legte wieder weltliche Kleider an, nannte sich wieder die Zarin Eudoxia. Der geflüchtete Alexei war unglücklich, und ward 1718 gefangen nach Russland gebracht. „Bey der Untersuchung bekannte sie im Anblick der drohenden Folter, dass sie acht oder neun Jahre früher sich mit Glebow in Liebeshändel eingelassen, und Ringe und Liebesbriefe mit ihm gewechselt habe. Aber Glebow beharrte unter den grausamsten Martern bey der Versicherung, Eudoxia sey unschuldig." Sie ward zur Kloster-Züchtigung verurtheilt, und in Neu-Ladoga in eine dunkele Zelle auf Gemüse, Brod und Wasser eingesperrt. Ihr Sohn ward hingerichtet. Nach Peters Tode 1725 bestieg Katharina I den Thron, und Eudoxia kam in noch engere Gewahrsam nach Schlüsselburg. Endlich erhielt sie ihre Freyheit durch den Tod ihrer Nebenbuhlerin, als Peter II, ihr Enkel, Alexei's Sohn, 1727 zur Regierung kam. Auch diesen tödteten die Blattern schon im J. 1730. Sie schlug den Thron aus, den man ihr heimlich antrug. Die Kaiserin Anna schmälerte ihr weder Rang noch Gehalt. Die Nonnenkleider legte sie nicht wieder ab. Sie starb 1731. S. 42 wird gesagt, Katharine sey im Jahr 1793 zur griechischen Religion übergegangen. Das muss den unhistorischen Leser irre machen. 4) *Gebhard Truchses und Agnes von Mansfeld.* Ein Erzbischof und Kurfürst zu Kölln, der sich mit einer schönen Stiftsdame verheirathet, sich in seinen geistlichen Würden behaupten will, weichen muss, ein Protestant, und endlich Decan des Capitels in Strasburg wird. 5) *Kunstwerke und Reliquien, die Preise des Sieges.* Ein König von Leon aus dem elften Jahrhundert, der, um den Leichnam der heil. Justa aus Sevilla zu erhalten, den Mauren, die diese Stadt behaupten, Krieg ankündigt, und am Ende den Körper des heil. Isidorus erhält. 6) *Brief an den König Alphonsus von einem spanischen Plinius.* Nicht viel. 7) *Geschichte des Umtausches des Gottorpischen Antheils am Herzogthum Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, und deren Abtretung an die jüngere Holstein-Gottorpische Linie.* Mit einer *Stammtafel.* Dem Diplomatiker nicht unwichtig, treu, und genau. Der König von Dänemark, Friedrich I, war Stifter der königlich-dänischen und der gottorpischen Linie; von seinem Ururenkel, Christian Albert, Bischof von Lübeck, stammen die beiden neueren gottorpischen Linien ab: und so findet man hier zugleich das kaiserlich-russische und das königlich-schwedische Haus auf der Stammtafel. 8) *Über Publicität deutscher Specialgeschichte.* Besonders gegen *Woltmann* und dessen Recension der wiardaischen

Geschichte Ostfrieslands in der alten Lit. Zeit. v. J. 1793. No. 101. Wir können uns auf die Streitfrage hier nicht einlassen; zumal da, bey den veränderten Verfassungen, die Specialgeschichte der deutschen Länder einen neuen Schwung erhalten muss, und die Regierungen wahrscheinlich liberalere Grundsätze befolgen werden. „Heilige Publicität, ruft Hr. v. H. aus, sey du unser Schutz in diesen gefahrvollen Zeiten! Knebelt man auch dich, so mögen die Steine schreyen!" Freylich wohl. Aber man würde sie schreyen lassen. 9) *Ein Gelehrtenstreit aus dem sechzehnten Jahrhunderte über Westphalen.* Zu diesem Streite gab ein sehr launigter Brief, von Justus Lipsius an seinen Freund van der Does (*Janus Dousa*) aus Oldenburg im J. 1586 geschrieben, Anlass. Er zeichnet Westphalen als einen Schweinekoben, und die Einwohner, die er Pultiphagos nennt, als ihres Aufenthalts würdig. Dagegen empörten sich ein oldenburgischer Superintendent, Hamelmann, und ein osnabrückischer Syndicus, Domann. Sie schrieben gegen ihn, und erwiederten seinen witzigen Spott durch derbe Zurechtweisungen. Lipsius musste am Ende bekennen, dass er — gescherzt hätte. 10) *Der unsterbliche Jakob.* Dieser Jakob ist ein alter preussischer Feldwebel, der einem Berge an der Porta Westphalica durch seinen hier genommenen Aufenthalt den Namen Jakobsberg gegeben hat. Der Vf. sprach ihn in seiner Hütte, und nimmt dabey Gelegenheit, Betrachtungen über die Neigung der Menschen zur Verewigung ihres Namens anzustellen. 11) *Bruchstücke aus einer Reise durch die Pforte Westphalens und weiter.* 12) *Gleim im Osenberge.* Einige Scenen aus kleinen Reisen des Vfs., die ihm in der Erinnerung leicht mehr Freude machten, als seinen Lesern ihre Beschreibung. 13) *Ein Blick auf Holland,* im Jahr 1782. Auf wenigen Seiten ziemlich viele kleine Gemälde aus einem Lande, „wo man mehr zu bemerken, als zu verlangen findet, wo man lieber zu reisen, als zu leben Lust hat." 14) *Bruchstücke aus einer Reise von* 1783. Über Ratzebu g und was dem anhängt. Dass Radegast eine Kriegsgottheit gewesen, bezweifelt Rec. 15) *Etwas über die möglichen Vortheile der deutschen Kreisverfassung.* Geschrieben 1797. So gut, als wenn es ein Säculum alt wäre. Was der patriotische Vf. von einer stehenden Reichsarmee, von einer Verbesserung der Reichsjustizverfassung sagt, sein Rath, seine Warnungen, alles ist schon zur Fabel geworden. Jene verhinderte Österreich, diese die mächtigen Reichsfürsten mit ihrem Vorrechte *de non appellando.* Zur Erhellung der Wehr- und Rechts-Systeme der Zukunft wagt noch Niemand, die Fackel anzuzünden. 16) *Zwey Bruchstücke politischer Predigten.* 1794. Vergebliche Warnungen. 17) *Hat der Deutsche Ursache, auf seine Nation stolz zu seyn?* 1790. Sie hat vortreffliche Eigenschaften, die weniger glänzen als wärmen. An Fleiss und Biedersinn weicht sie keiner. — Der Corrector hat dem Leser sein Vergnügen manchmal getrübt. So trinkt z. B. der Vf. einmal Kaffee; hier: *Mecca*-Trank. Er wird doch wohl Mocca geschrieben haben.

Cht.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Magdeburg,* b. Keil: *Kleiner Briefsteller für Mädchenschulen.* Von *J. C. F. Baumgarten,* Lehrer an der Erwerbschule zu Magdeburg. 1807. 116 S. 8. (6 Gr.) Da man, sagt der Vf., den Plan, nach welchem er sowohl seinen kleinen Briefsteller für Landschulen, als auch seine Anweisung zum Briefschreiben für Bürgerschulen bearbeitet, in öffentlichen Blättern gebilliget: so habe er sich für verpflichtet gehalten, auch diesen Briefsteller auf eine ähnliche Art zu bearbeiten. Rec. kennt jene beiden Schriften des Vfs. nicht: wenn man aber von dem Plane der gegenwärtigen und ihrer Einrichtung auf Plan und Einrichtung der vorigen zurückschliessen darf, so haben die öffentlichen Blätter wohl zu viel gethan, indem sie beides billigten. Der gegenwärtige kleine Briefsteller wenigstens umfasst für seinen Zweck von der einen Seite zu viel und von der anderen zu wenig, ist in der Hauptsache zu arm und in Nebensachen zu reich. Über das Wesentliche eines Briefes ist beynahe gar nichts gesagt, und aus den beygefügten Briefmustern geht hervor, dass der Vf. dieses Wesentliche selbst noch nicht deutlich aufgefasst habe. Wie hätte er sonst den Aufsatz S. 48 unter die Briefe bringen können? Dass vorn Lieber Vater und hinten Dankbare Tochter steht, das thut es nicht allein. Und wozu soll eine Anweisung, dergleichen Briefe zu stellen? — Des Wenigen, was über den Unterricht der Mädchen im Briefschreiben beygebracht ist, ist in der That zu wenig, und die wichtigsten Regeln der Rechtschreibung stehen hier ganz am unrechten Orte. „Die Erklärung solcher fremden Wörter, die in *Gesprächen,* Briefen und *Büchern* vorkommen", so wie die Abbreviaturen, sind eine Zugabe, die man von einem Briefsteller nicht erwartet. Zudem sind die Erklärungen beider zu kurz, um zweckmässig zu seyn; manche sogar falsch. Z. B. *accepi,* ich habe etwas empfangen; *marquiren,* merken; *piquant,* nachdrücklich; *P. P.* mit gebührendem, obgleich fehlendem Titel; *Salva venia* ist unerklärt geblieben. Auch sind viele Wörter hier aufgenommen, die einem Mädchen wohl nicht leicht vorkommen werden; z. B. *authentice* u. a. Dieser Ausstellungen ohngeachtet verdient das Buch doch als eine brauchbare Sammlung von Materialien zum Briefschreiben und anderen nützlichen Aufsätzen Empfehlung.

H.

Salzburg, b. Mayer: *Der Kalender, oder fassliche Erklärung der in demselben vorkommenden merkwürdigsten Begebenheiten am Himmel, der verschiedenen Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft in Hinsicht auf Zeitrechnung, und der kirchlichen Verordnungen der Sonn- und Festtage u. s. w.* Zunächst der reifern deutschen Schuljugend gewidmet von *Aloys Maier,* Lehrer an der deutschen Hauptschule zu Salzburg. 1807. 117 S. 8. Wer wollte dem Vf. Unrecht geben, wenn er die Kenntniss des Kalenders zu den wichtigsten Unterrichtsgegenständen in Volksschulen zählt? Und wer wollte ihm nicht danken, dass er durch gegenwärtiges Büchlein die Erwerbung dieser Kenntniss zu erleichtern gesucht hat? Er ist zwar nicht der Erste, der darauf hingearbeitet; aber er hat kurz und fasslich die wichtigsten, in das Kalenderwesen einschlagenden, Gegenstände erklärt, den Ungrund manches Aberglaubens dargestellt, viele irrige Volksbegriffe berichtigt, und überall den bessern Menschen in Anspruch genommen. Besonders herrscht auch in den Belehrungen über die katholischen Festtage viel gesunder Sinn und menschenfreundliche Aufklärung. Einige Zeichnungen, um die Erklärungen mehr zu versinnlichen, würden keinen bedeutenden Aufwand gemacht, aber das Buch würde dadurch an Brauchbarkeit gewonnen haben.

Mi.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 AUGUST, 1808.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Thurneisen S.: *Voyages aux Indes Orientales*, par le P. *Paulin de S. Barthélemy*, Missionnaire; traduit de l'italien par M***, avec les observations de MM. *Anquetil du Perron*, *J. R. Forster*, et *Silvstere de Sacy*, et une Dissertation de M. *Anquetil* sur la propriété individuelle et foncière dans l'Inde et en Egypte. Tome I. XIX u. 496 S. (Nebst dem Portrait des P. Paulins). T. II. 558 S. (Nebst einer Karte). T. III. IV. 508 und XLVIII S. 1808. 8.

Atlas pour servir au Voyage aux Indes Orientales par le P. Paulin de St. Barthélemy, Missionnaire, 12 Kupfertafeln in 4. (Zusammen 6 Thlr.)

Die Reisebeschreibungen des gelehrten Carmeliters, welche unter dem angezeigten Titel jetzt französisch erschienen ist, verdient unter der grossen Menge ähnlicher Werke über Ost-Indien ohnstreitig eine rühmliche Auszeichnung. Der Verfasser, von Geburt ein Österreicher, dessen eigentlicher Name *Johann Philipp Vesdin* war, befand sich in den Jahren 1776 bis 1789 als Missionarius auf der Küste von Malabar. Ein beynahe dreyzehenjähriger Aufenthalt, seine Berufs-Verhältnisse, und seine Kenntniss nicht nur der gemeinen indischen Mundarten, sondern auch der gelehrten Sprache, der Samskrda, setzten ihn in den Stand, das Land, seine Bewohner und Verfassung genauer kennen zu lernen, als viele andere Reisende, die oft nicht einmal wissenschaftliche Bildung und die nöthigen Vorkenntnisse hatten. Die Reisebeschreibung des Pater Paulins erschien in italiänischer Sprache zu Rom im Jahr 1796; und eine deutsche Übersetzung derselben mit Anmerkungen von *J. R. Forster* zu Berlin im J. 1798. Die *Forster*schen Anmerkungen sind allerdings schätzbar; aber der Werth und die Brauchbarkeit der Übersetzung selbst wird durch die vielen willkührlichen Auslassungen, die sich der Übersetzer erlaubt hat, sehr vermindert. In jedem Capitel sind beträchtliche Stellen, die dem Übersetzer überflüssig schienen, anderen aber, denen das Lesen von Reisebeschreibungen etwas mehr als ein blosser Zeitvertreib ist, es nicht scheinen durften, unterdrückt worden; im ersten Buche ist sogar das ganze *siebente* Capitel, über die Schifffahrt und den Handel der alten Ägypter, Griechen und Römer nach der malabarischen Küste, ohne dass nur ein Wink davon gegeben wäre, weggelassen. Ob dieses Verfahren bey der Erscheinung der deutschen Übersetzung in irgend einem kritischen Blatte gerügt worden sey, ist uns unbekannt; aber gewiss ist es, dass es die schärfste Rüge verdient. Die Herausgeber der französischen Übersetzung haben sich eine solche Unredlichkeit nicht zu Schulden kommen lassen, sondern das Original unverstümmelt wiedergegeben. Vor dem letzteren hat diese Übersetzung auch noch einen Vorzug durch die schätzenswerthe Zugabe von Anmerkungen erhalten, welche der ganze *dritte* Band in sich fasst. Nur von diesen Anmerkungen, und zwar bloss von denjenigen, womit *Anquetil du Perron* und *Sylvestre de Sacy* das Werk bereichert haben, brauchen wir hier Rechenschaft zu geben; denn die Bekanntschaft mit der Reisebeschreibung selbst und mit den *Forster*'schen Anmerkungen dürfen wir wohl bey jedem unserer Leser voraussetzen. — Die Verlagshandlung hatte das Manuscript einer französischen Übersetzung der Reisebeschreibung des P. Paulins an sich gekauft, und übergab es *Anquetil* zur Revision. Der noch im hohen Alter thätige Greis unterzog sich dem unangenehmen Geschäft, die häufigen Fehler der sehr nachlässig verfertigten Übersetzung zu verbessern, und sie fast ganz umzuschmelzen. Die Bemerkungen und Berichtigungen, wozu ihm der Reisebeschreiber selbst Veranlassung gegeben hatte, bestimmte er für einen besonderen Band, der den dritten Theil des ganzen Werks ausmachen sollte. Der ganze erste Band, und die ersten acht Bogen des zweyten waren abgedruckt, als Anquetil starb (am 18 Jenner 1805). Hr. *Sylvestre de Sacy*, sein College und Freund, dem er die Vollziehung seines letzten Willens aufgetragen, und seinen handschriftlichen Nachlass vermacht hatte, fand unter seinen Papieren auch jene Anmerkungen. Er besorgte nicht allein den Abdruck der sehr unleserlich geschriebenen Handschrift, sondern fügte auch die bey der deutschen Übersetzung befindlichen *Forster*'schen Anmerkungen hinzu, die er noch mit seinen eigenen vermehrte. Die letzteren sind jedoch nicht zahlreich, und berichtigen meistens nur Fehler der französischen Übersetzung, wenn solche von Anquetil übersehen worden waren. Nur selten hatte er Gelegenheit, Berichtigungen des Originals selbst nachzuholen (wie z. B. S. 59—62 über das, was der Vf. von der Herrschaft der Mogolen in Indien sagt); diese fanden sich da, wo es nöthig war, schon in den Anquetilschen Anmerkungen. Wenn irgend ein Gelehrter zu einer Kritik dieser Reisebeschreibung Beruf hatte; so hatte ihn gewiss der in dem Studium der Sprachen, Verfassungen und Religionen des Ori-

ents ergrauete Anquetil, der selbst einige der besten Jahre seines Lebens in denselben Ländern, mit welchen sich dieses Werk beschäftigt, verlebt hatte. An Sach- und Sprach-Kenntnissen, und an Bedächtigkeit des Urtheils war *Anquetil* dem P. *Paulin* ohnstreitig überlegen. Wer nur eine oder die andere der Schriften dieses Mannes gelesen hat, wird selbst bemerkt haben, dass er oft sehr kühn und voreilig über Dinge abspricht, die er nicht von allen Seiten kennt, und dass er die verdientesten Gelehrten, wenn ihre Ansichten und Meinungen nicht gerade die seinigen sind, auf die inhumanste Weise zu behandeln pflegt. Unter diesen befindet sich auch *Anquetil*, der jedoch, weit entfernt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sich am Schlusse seiner Vorrede sehr gemässigt äussert: *Je souhaite que mes observations, quelquefois critiques, même sévères, ne déplaisent pas à l'habile Voyageur: chacun voit, réfléchit, écrit à sa manière: j'ai oublié, il y a long-temps, celle dont il me traite dans ses ouvrages. Quand on n'a que la vérité pour but, on la goûte, on l'aime par-tout où elle se trouve.* Diese Wahrheitsliebe, ein Hauptzug in *Anquetils* Charakter, zeigt sich auch in diesen Anmerkungen. Sie, und zugleich den Text, zu dem sie gehören, charakterisirt er selbst vollkommen richtig in den wenigen Worten: *Je tâche autant qu'il m'est possible, d'y rendre justice à l'auteur, sans cependant pallier ses erreurs. Malheureusement il a vu bien peu de pays; et cependant il veut presque juger de l'Inde entière.* Des P. *Paulins* Kenntniss des Samskrit wird von *A.* verdächtig gemacht; sie sey, meint er, wohl nur aus den in der Propaganda vorhandenen handschriftlichen, Sprachlehren und Wörterbüchern, besonders aus des Pater Hanxleden handschriftlichem Nachlass, geschöpft. *Il est bon d'avertir*, heisst es unter anderen S. 342, *que, comme toute l'érudition samscrétane du Missionnaire est pris des PP. Hanxleden et Biscoping, dont l'autorité n'est point établie, en ne doit pas prendre pour samscrétans tous les mots qu'il produit, ni leur signification pour absolument certaine.* Ähnliche Bemerkungen lieset man S. 30, 91, 144, 305, 354, 404 u. a. a. O. Häufig bestreitet *A.* des P. *Paulins* Ansicht des indischen Religions-Systems, nach welcher die Mythen desselben nichts anders als symbolische Darstellungen der Naturkräfte und der Gestirne, ihrer Bewegung und ihrer Einwirkung auf die Erde seyn sollen. Wenn z. B. der P. *Paulin* da, wo er von der indischen Gottheit *Gonesch* spricht, sich über die Gelehrten lustig macht, welche die indischen Gottheiten für Heroen und Könige der Urwelt halten, so macht *A.* die Anmerkung: *Le style de l'auteur est un peu cavalier. Chez lui, tout est symbole; rien de réel, si on ne lui montre au doigt l'époque de Gonesch, et où ce personnage a régné: C'est le système des nouveaux philosophes, qui ne veulent voir dans les anciens monumens que les symboles de la nature physique, des élémens, des astres, de leur action, sans aucun rapport à une première cause, ou à un premier agent immatériel, pour détruire l'histoire des premiers temps, de la création, l'existence d'un premier être, et tout réduire à la matière et au mouvement.* (T. III. S. 86). Man vergleiche auch S. 302, 327, 347, 355. Hier dürfte jedoch das Recht öfter auf Seiten des Bestrittenen als des Bestreiters seyn. Oft sind auch wohl historische und symbolische Mythen in einander verschmolzen. Als einen eifrigen Patrioten zeigt sich *A.* überall, wo es die Gelegenheit mit sich bringt, gegen die Herrschaft der Engländer in Ost-Indien und von dem Sturze derselben zu reden. Von dem Erfolg einer französischen Expedition zu Lande nach Indien, in Verbindung mit Russland, ist er auf das lebhafteste überzeugt; man sehe z. B. S. 57 u. 70. Zu den Äusserungen des Patriotismus rechnen wir auch, wenn es S. 13 heisst: *Disons ici que l'ambition des Français a toujours fait le bonheur, sans les faiblesses, les calamités inséparables de l'humanité, des pays dont ils se sont emparés.* — Die auf dem Titel der Übersetzung erwähnte, am Ende des dritten Bandes befindliche, Abhandlung über das individuelle Grundeigenthum in Indien und Ägypten, ist eine Vertheidigung der von *A.* in einigen seiner früheren Werke aufgestellten Behauptung, dass in Indien von den frühesten Zeiten an Grund und Boden nicht dem Regenten allein gehört habe, sondern dass auch die Unterthanen wirkliche Grund-Eigenthümer gewesen seyen. Dieses leugnet *Paulin*, nicht allein in zwey Stellen seiner Reisebeschreibung, sondern auch in seiner *India Christiana*, wo er den französischen Gelehrten der grössten Unwissenheit beschuldigt, und ihn unter anderen *circulatorem notissimum* nennt. *Anquetil* rechtfertigt in dieser dem National-Institut vorgelesenen Abhandlung seine Behauptung durch eine Induction von Stellen aus indischen und persischen Gesetzen, aus historischen Werken und Reisebeschreibungen. In dem zweyten Theil der Abhandlung sucht der Vf. darzuthun, dass auch in Ägypten nach den im ottomanischen Reiche geltenden mohammedanischen Gesetzen Privat-Besitz der Ländereyen Statt finde. Veranlasst wurde *A.* zu diesen Bemerkungen durch eine von seinem Collegen, Hn. *de Sacy*, dem Institut vorgelegte Abhandlung, deren Zweck ist, zu zeigen, dass, wenn auch jetzt die Regierung in Ägypten Eigenthümerin des grössten Theils der Ländereyen ist, dieses eine verjährte Usurpation sey, die jedoch nicht bis zur Eroberung dieses Landes durch die Araber hinaufreicht. Darin sind beide Gelehrte einverstanden, dass die Gesetze der mohammedanischen Religion, nach denen sich auch die ottomanische Regierung eigentlich richten sollte, Privat-Besitz der Ländereyen voraussetzen. Nur darüber, wie viel sich der Despotismus nach und nach angemasset, und durch die Verjährung zu einem Recht gemacht habe, sind sie nicht überall einerley Meinung. — Das Werk hat übrigens ein gefälliges Äussere, und die Abbildungen indischer Gottheiten, welche der *Atlas* enthält, sind sehr sauber. Ausserdem befindet sich am zweyten Bande eine Karte der indischen Halb-Insel diesseits des Ganges, nach dem ersten Theil der *d'Anville*'schen Karte von Asien, aber mit einigen Verbesserungen nach neueren Beobachtungen. By.

1) Dresden, b. Arnold: *Ansichten der westlichen Schweiz*, mit flüchtigen Reisebemerkungen über den Oberrhein von Hn. *H. L. W.* 1808. 201 S. 8. (21 Gr.)

2) Elberfeld, b. Büschler: *Darstellungen aus der Schweiz*, vom Vf. der neuen Briefe über Italien, *J. H. Eichholz*. 1808. 227 S. 8. Mit 1 Kpf. (1 Thlr.)

No. 1 fängt damit an, dass der Vf. erzählt, wie er aus dem hessischen Gebirgsland in die Ebene der Wetterau herabkömmt, und von lauen Lüften umweht, und grünenden fruchtbaren Fluren umfangen, in Frankfurt a. M. anlangt. Auf eine kurze Beschreibung dieser Stadt und ihrer Gegend, folgt des Vfs. Fahrt nach Mainz auf dem Marktschiff, und auf dem Postwagen wieder nach Frankfurt zurück. Der 3 Abschnitt enthält seine Reise nach Heidelberg, Karlsruhe, Rastadt und Strasburg. Im 4 Abschnitt wird Strasburg und die Reise nach Basel durchs Elsass im Postwagen, und im 5 Abschnitt Basel beschrieben. Diese ganze Reise von Frankfurt bis Basel enthält nur die gewöhnlichsten Bemerkungen, die jedem Reisenden auf einer flüchtigen Reise auf Strassen, in Wirthshäusern, Kirchen, Postwagen und Marktschiffen aufstossen; der Vf. besingt den Rhein und seinen Empfang in der Schweiz, und diess ist noch das Beste in diesen Blättern. Der 6 Abschnitt hat die Überschrift: *Kiltgang*. Es ist hier von der altgermanischen Sitte der deutschen Schweizer die Rede, welche den mannbaren Mädchen erlaubt, Nachtbesuche von jungen unverheiratheten Männern anzunehmen. Der Vf. beurtheilt diese Sitte, welche sich bey allen deutschen Völkerstämmen, die das Alpengebirge bewohnen, bis jetzt erhalten hat, aus dem wahren Gesichtspunct, und schreyet nicht, wie so viele einseitige Reisende es bisher thaten und noch thun, über Sittenverderben des schweizerischen Landvolks. Der folgende 7 Abschnitt versetzt den Leser sogleich an den Thunersee und auf den Niesen, ohne von Basel weiter gereist zu seyn, durch einen mächtigen Sprung. Der Vf. ersteigt von Müllinen den Niesen, bleibt die Nacht in einer Sennhütte, steigt nach Wimmis herab und kehrt nach Thun zurück. Er erzählt über die Käsemacherey und Alpenansicht so gewöhnliche und allgemein bekannte Dinge, die auf alle Alpen passen, dass man fast meinen möchte, der Vf. sey nicht auf den Niesen gewesen; wenigstens ist es sehr sonderbar, dass von allen merkwürdigen Eigenthümlichkeiten des Niesen in Betreff seiner Beschaffenheit, seiner Lage und seiner Ansichten nach der nahen hohen berner Kalkalpenkette nichts erwähnt wird. Die folgenden Abschnitte enthalten Beschreibungen der Stadt Bern, der Bibliothek, der Bäder zu Libertinage, der öffentlichen Anstalten, der Franzosen, der Ansicht der berner Alpen von dem Münsterplatz, der Künstler, eines Viehmarkts und des dabey versammelten Landvolks und Hornviehs, und Bemerkungen über die Schweizersprache und über Pestalozzi. Alles, was hier mitgetheilt wird, sind bekannte Dinge; und die elende Satyre auf die Bemühungen des ehrwürdigen Pestalozzi zeigt, dass der Vf. auf seiner flüchtigen Reise nicht einmal Zeit gewinnen konnte, einen Spaziergang nach Burgdorf zu machen, um dort mit eigenen Augen die Anstalt und den Schöpfer derselben zu sehen und zu beobachten. In dem nächsten Abschnitt erzählt der Vf. seine Reise nach *Thun*, und besingt seine nächtliche Schiffahrt auf dem Thunersee. Es scheint, dass er sich des Nachts auf diesem See bloss herumfahren liess, ohne irgendwo hinzusteuern: denn wir hören kein Wort von einer weiteren Reise in die nahen am Thunersee gelegenen, so über alles merkwürdigen Gebirgsthäler des berner Oberlandes, und es ist gewiss ein seltener Fall, dass ein Ausländer, den die Ansicht der Alpen, von Bern gesehen, begeistert, endlich auf dem Wege dahin nahe an ihrem Fuss sich des Nachts auf dem Thunersee fahren lässt und wieder zurückkehrt, ohne die Wunder der Alpennatur sehen zu wollen, welche 3—6 Stunden davon in der Lauterbrunner, Grindelwalder und Haslithäler alle Reisenden zu besuchen pflegen. Man möchte auch hieraus schliessen, dass der Vf. den Thunersee gar nicht gesehen habe. Auf die nächtliche Schiffahrt befindet sich der Vf. auf einmal zu Nyon in dem Gasthof zum weissen Kreuz, und berichtet sehr umständlich das Gespräch, das hier an der Gasttafel einige eitle Genfer führten; und sodann folgt eine weitläuftige langweilige Erzählung der Reise nach Genf. Die letzten Abschnitte enthalten kurze Beschreibungen des Inneren der Stadt Genf, seiner Einwohner, des Klima's, der Winterfreuden, der Savoyarden, die in Genf niedrige Gewerbe treiben, der Ansicht des Montblanc vom Antoineplatz, und ein Gedicht auf den Lemanersee beschliesst das Ganze. Das Werkchen trägt im Allgemeinen den Stempel der flüchtigsten Reise, und enthält in Betreff seines inneren Gehalts und der Darstellungsart nichts, wodurch es Anpreisung verdiente; diese Ansichten hätten ungedruckt bleiben können.

Der Vf. von No. 2 betritt in Schafhausen die Schweiz am 28 July 1806, und geht durch Zürich, über den Albis nach Zug und Aart, besteigt den Rigi, von da hinab und über den Vierwaldstädtersee nach Luzern, von hier durch das Entlibucher und Emmenthal nach Bern, dann über Thun ins Lauterbrunnthal und wieder zurück, dann nach Nidau und auf die Petersinsel im Bielersee, zurück über Nidau nach Solothurn und Luzern, dann nach Aart und Constanz, wo der Vf. sich schon den 10 Sept. befindet. Auch diese kurze fünfwöchentliche Reise ist an Gehalt in Betreff der Schweiz ausserordentlich mager, und selbst die grossen Naturscenen sind trocken geschildert, obgleich der Vf. Dichter ist, wovon der Leser in diesen Blättern mehrere Proben findet, die nicht übel sind. Wie wenig Stoff diese Reise dem Hn. *E.* gegeben haben muss, ergiebt sich auch daraus, dass 35 Seiten mit einer Definition des Schönen gefüllt sind, und der Leser auf fast eben so viel Seiten von den persönlichen Verhältnissen einer Frau v.

R. und ihrer Schwester, welche der Vf. in Luzern nach langer Trennung unerwartet wiederfindet, und welche einen Theil der Reise mitmacht, unterrichtet wird. Erst das schreckliche Ende dieser Frau, welche am 2 Sept. auf dem Wege von Aart nach Schwyz bey dem Felsensturz von der Gnypenspitz, der das ganze Goldauerthal mit 500 Menschen verschüttete, von einem Felstrümmer an der Seite des Hn. E. niedergeschlagen und so verletzt wurde, dass sie wenige Stunden darauf starb, erweckt Antheil für sie. □

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Leipzig*, b. Gräff: *Beschreibung der Dardanellen.* Durch einen freundschaftlichen Brief aus Constantinopel mitgetheilt. 1807. 24 S. 8. (8 Gr.) Sehr lehrreich für Leute, die, wie Lessings Raps, die Dardanellen für Brüder und Könige von Gallipoli in Amerika halten. Sie erfahren hier, dass es vier Festen oder Castelle auf dem Hellespont sind, der Meerenge, welche das Meer von Marmora mit dem Archipelagus verbindet, und Asien und Europa von einander scheidet. Aber nicht allein belehrt, sondern auch ergötzt werden diese Leute. Der Vf. scherzt recht lose, und das mit recht gravitätischen Dingen, wodurch er seine Furchtlosigkeit beurkundet. Z. B. „Die ottomanische Pforte kann man mit einem Mädchen vergleichen, das, weil es eben so schön als reich ist, von verschiedenen Hauptbewerbern umlagert wird, und dadurch in Verlegenheit geräth, welchem es seine Hand reichen soll, da ihm an der Gunst eines Jeden viel gelegen seyn muss, und es einem ehrlichen Mädchen nicht anders geziemt, als dass es nur Einem den Vorzug gestatten darf." Auf den vier letzten Seiten ist gar noch zu *Erklärungen* Platz geblieben. Diese betreffen den Reis Effendi, den Divan, den Kapudan-Pascha, den Ausdruck Parlementair, die antike Helle, Abydos und Sestos, nebst Hero und Leander, die Wörter Aga und Firman. Der Vf. weiss wohl vielerley, nur nicht viel von jedem. Die stark illuminirte *perspectivische Einsicht* in den Canal der Dardanellen nimmt sich in einem kleinen Guckkasten gewiss gut aus. Chr.

Geschichte. *Erfurt*, b. Kayser: *Kurze Handlungsgeschichte der Europäischen Nationen.* Nach dem Italiänischen des Hn. *Serofani* (l. *Scrofani*), von *Hagenbruch*, Kreis-Steuer-Revisor. Aus dem freyen literarischen Magazin. 1805. 94 S. 8. (6 Gr.) Dem Rec. war die französische Übersetzung bekannt, und es wird daselbst, so wie hier, erwähnt, dass der Aufsatz auch ins Englische sey übersetzt worden. *Habent sua fata libelli!* Wir können die Geschichte nicht rühmen, wenn wir auch ganz des engen Raums nicht vergessen, der einmal gewählt war. Der deutsche Übersetzer hat einige Noten beygefügt; aber wie viel wäre hier noch zu verbessern gewesen! Wir wollen einige Beyspiele anführen. Vom Aufleben des Handels in den italiänischen Communen, geht es sogleich zum Hanse, von Catalonien, dem südlichen Frankreich nichts. Die Hanse ist im J. 1164 gestiftet worden, im J. 1206 befinden sich bereits zwey und sechzig Städte im Bunde, vom Narva bis zum Rhein. Die Hanseen tauschen mit den Lombarden die nordischen Producte, gegen die aus Asien, Italien und den westlichen Ländern Europa's. — Die Juden erfinden im J. 1181 das Wechselgeschäft. — Der Handel zu Brügge erhält sich noch einige Zeit, um das J. 1400 durch die Erfindung des Einsalzens des Härings. — Wer Ähnliches zu finden begehrt, kann weiter lesen. Die Übersetzung ist frey, z. B. im Französischen heisst es: *encouragés par le maréchal de Coligny* (er war nicht Marschall), *ils (les Français) font, en 1564 des établissemens à Cayenne et à la Floride.* Diess ist also gegeben: liessen sie sich 1564 zu Cayenne in Florida nieder. — Die neue Compagnie *d'Abden* ist zwar hier mit Recht zur Compagnie von Embden gemacht; aber andere Druckfehler finden sich in der Übersetzung, wie schon der Titel zeigt, auch im Buch selbst, wo ein Schriftsteller Hillebrand statt Willebrandt vorkömmt u. s. w. Hie und da sind bekannte, oft gar nicht zuverlässige Schriftsteller unter dem Texte angeführt. Der deutsche Übersetzer hat auch zuweilen Hn. Fischer citirt, und einiges aus ihm in den Noten hinzugesetzt. Ausser der Geschichte hat der Vf. auch noch einen Abriss des Handels der Europäer unter einander und mit den anderen Welttheilen beygefügt, wie er etwa vor der französischen Revolution gewesen. Hier kommen viele Zahlen vor, und es wird angegeben, wie gross das Capital sey, welches die verschiedenen Völker in ihrem Handel anwenden. Kann aber auch nur annäherungsweise eine solche Angabe gelingen? S.

Vermischte Schriften. *Arnstadt*, b. Klüger: *Enthüllung der Hieroglyphen in dem Bienrodischen A, B, C-Buche.* Mit 24 ausgemalten Original-Holzschnitten. Der C. m. m. m. schen Gesellschaft in R. gewidmet. 1807. 40 S. 8. (8 Gr.) So geht es in der Welt! Jahrhunderte lang wird der Sinn eines Buches, und das Verdienst eines Autors verkannt; endlich aber kömmt doch beides in sein wahres Licht zu stehen. Den auffallendsten Beweis hiezu liefert unser anzuzeigendes Büchlein. Die Hülle, die über der Bienrodischen Weltweisheit lag, ist hinweggenommen und aus den scheinbar so schlechten Versen des ehrlichen Conrectors sind *aurea carmina* geworden. Nur muss man sich wundern, wie etwas, das so nahe lag, so lange ungefunden bleiben konnte! — Um sowohl Bienrods Weisheit, als unseres Enthüllers Scharfsinn zu zeigen, wollen wir die Hieroglyphe des Frosches und Flegels mit ihrer Deutung hier aufstellen.

Der Frosch Coax schreit Tag und Nacht.
Der Flegel gar sehr müde macht.

Ein Frosch, mitten in seinem sumpfigen Schilfwalde, in steter Bemühung, der Welt seine Existenz bekannt zu machen, und durch sein *Unisono: Coax!* sich selbst auszusprechen — schildert die unthätige, selbstsüchtige, nur ihrer Pfütze und des elenden Selbstlobs lebende, Menschenclasse auf das treffendste. Er warnet das Kind mehr, als es die tiefsinnigste, philosophische Abhandlung über den Werth und Gebrauch des Lebens und über die Bestimmung des Menschen vermocht hätte. — Erhebe dich über den moralischen Frosch, verlass den Sumpf deiner niederen Begierden und lerne einsehen, dass nur unendliche Mannichfaltigkeit, die vollendetste Thätigkeit und Regsamkeit aller Seelenkräfte, in reiner Harmonie unter sich vereinigt, das Leben des Menschen, seiner wahren Bestimmung gemäss, in ein schönes Kunstwerk verwandeln kann. — Freylich ist es leichter, wie der Frosch, ewig das Maul aufzusperren und sein Coax herauszulassen, als den Dreschflegel der Künste und Wissenschaften und der Betriebsamkeit aller Art den lieben langen Tag unablässig zu schwingen! — aber auch nur für letztere sind, nach den zwey nächsten Hieroglyphen, die gebratenen Gänse und Haasen der Zeit, die durch Fleiss, Betriebsamkeit, Geschicklichkeit und Studium errungenen Lebensgenüsse bestimmt. — — Wir wünschen, dass das Buch viele Leser unter den grossen A B C-Schützen des menschlichen Lebens finden möge! D.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Fleischer: *Adriani Vlacq Tabulae sinuum, tangentium et secantium et logarithmorum sinuum, tangentium et numerorum ab 1 ad 10000.* Quibus additae sunt tabulae numerorum quadratorum et cubicorum ab 1 ad 1000. Editio nova, emendata et aucta a *Joh. Jac. Ebert.* 1808. XXIV S. u. 23 Bogen Tabellen. Fol. (1 Thlr.)

Breslau, b. Korn: *De l'Ortographe du verbe ou Ortographe de Principe;* à l'usage de toutes sortes de personnes et particulièrement des Militaires et des Employés dans les différentes administrations des deux gouvernemens. Par *C. P. D. Michel.* Seconde Edition. 1808. 80 S. 8. u. 1 Bogen Tabelle. Fol. (8 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 AUGUST, 1808.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Frölich: *Ideal einer stehenden Armee im Geiste der Zeit* (,) von *August Wilhelm von Leipziger*. 1808. 256 S. ohne die Zueignung. 8. (1 Rthlr.)

Das Ideal der vollkommensten Einrichtung einer stehenden Armee kann nur in der vollkommensten Organisirung eines militärischen Staates gedacht werden. Es gab keinen solchen in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, alle bestehenden Einrichtungen strebten dem Geiste der Zeit entgegen; es musste alles eingerissen, und mit neuen Materialien ein ganz neues Gebäude aufgeführt werden. Der Zeitpunct, diess grosse Werk zu unternehmen, ist, nach des Vfs. Meinung, jetzt gekommen, nachdem siebzehnjährige Revolutionen „die Fesseln der Sklaverey und der Vorurtheile zerbrochen haben." Er sieht die erwachte, kindliche Menschheit weinend um die Gräber ihrer Geliebten, in den Ruinen ihrer zertrümmerten Glückseligkeit, stehen, wie sie um Frieden und Ruhe, um Glauben an eine bessere Zukunft flehet, und fühlt sich berufen, ihr durch sein Ideal einer Armee, wie sie seyn sollte, zu Hülfe zu kommen.

Um diese zu schaffen, eilt er zuerst seinen Staat einzurichten, und zeigt dann, was zu einer im Geist der Zeiten vortrefflichen Armee gehöre, und wie sie gebildet werden müsse.

Es muss, sagt er, aus der allgemeinen Reibung aller Kräfte etwas Gutes, etwas Grosses hervorgehen, und die entfesselte, vorurtheilsfreye Menschheit wird sich zu einer Vollkommenheit ausbilden, für welche die Weisen des Alterthums keinen Massstab hatten, wenn die Wiederhersteller der Staatsverfassungen den Geist der Zeit aufzufassen, und in ihre Regierung zu übertragen verstehen. — Worin besteht denn aber der Geist der Zeit? Was hat der Vf. sich unter diesem Begriff, der die Basis seines ganzen Gebäudes seyn soll, gedacht? — Er findet nicht nöthig, uns dieses zu sagen, weil er hofft: „der Zeitgeist solle jeden denkenden Leser in dem Werke selbst ansprechen."

Mit der Staatsorganisation wird Hr. v. L. sehr geschwind fertig. Er giebt den Ministern der Finanzen, der Justiz, der Policey und der Religion einige allgemeine Regeln über die Verwaltung ihrer Ämter, lässt sich aber auf die innere Einrichtung gar nicht ein. Den öffentlichen Unterricht will er bloss auf Mathematik, Chemie und lebendige Sprachen eingeschränkt wissen. Jene beiden sind die Basis alles menschlichen Wissens, und diese zur Anwendung der ersten nothwendig. „Alles andere ist Nebensache, selbst die Erlernung todter Sprachen. Wer seine Lebenszeit thatenlos aufopfern will, um nach den erhabenen Mustern der Griechen eine schöne Lüge gereimt oder nicht gereimt darzustellen, der mag es thun u. s. w." Ist diess etwa ein charakteristischer Zug des Zeitgeistes, und werden wir dadurch jene, von den Alten nicht geahndete Vollkommenheit erreichen? Sie hatten freylich das grobe Vorurtheil des *didicisse fideliter artes* etc.

Der Kriegsminister des neuen Staats wird sehr bedauert, weil er nothwendig alles einreissen müsse. Zuletzt äussert der Vf. den frommen Wunsch, dass doch jeder Regent, der nicht selbst die Kraft zu regieren habe, seine Staatsgewalt einem Premier-Minister übertragen möchte, der ihm und der Nation verantwortlich wäre. Kann der Vf. eine Regierungsform aufstellen, in welcher stets der Würdigste und Fähigste mit der höchsten Gewalt bekleidet ist: so hat er freylich das Problem des besten Staats im Geist aller Zeiten gelöst.

Er sucht nun die Nothwendigkeit stehender Armeen aus dem ersten Ursprung des Staatenvereins darzuthun; — das Gebot der gegenwärtigen Umstände beweiset sie allein schon bündig genug. — Um das Verhältniss der bewaffneten Macht zu der Volksmenge zu bestimmen, nimmt er den vierten Theil der ganzen Bevölkerung, folglich die Hälfte des männlichen Geschlechts, als waffenfähige Mannschaft an. Von dieser soll nach dem Conscriptionssystem der siebente Mann zum Militärdienst ausgehoben werden. (S. 27.) Alle jungen Statsbürger dienen vom 18 bis zum 24 Jahre in der stehenden Armee, und vom 24 bis zum 30 Jahre in der Landmiliz (S. 61). Zur Erleichterung seiner Organisirungen denkt er sich ein für allemal einen Staat, dessen Bevölkerung 10 Millionen beträgt, und der eine stehende Armee von 200,000, und eine Landmiliz von 196,000 Mann halten soll. Ohne mit dem Vf. über das Verhältniss der waffenfähigen Mannschaft zu der Volkszahl, noch auch des siebenten Theils, der nach keiner Berechnung herauskömmt (denn 200,000 Mann würden das Verhältniss von 1 zu $12\frac{1}{2}$, und 196,000, von 1 zu $6\frac{1}{3}$ geben), zu rechten, müssen wir doch bemerken, dass ein solches, bloss nach der Volkszahl und nicht nach den Staatskräften angenommenes System viel zu locker ist, um darauf Folgerungen gründen zu können.

Die *Grundsätze, nach welchen dieses Heer im Geist der Zeit gebildet werden muss*, sind: Verpflich-

tung aller Staatsbürger zur Conscription, Aufhebung aller Geburtsrechte, Abschaffung aller Leibesstrafen und eine zweckmäfsige Bekleidung, Bewaffnung und Übung der Krieger. Um an Recruten zu der vollkommenen Armee keinen Mangel zu leiden, muss der Staat nicht nur für den Unterricht, sondern auch für die Erziehung seiner Bürger Sorge tragen. Die Regierung soll in die stillen Kreise des Familienlebens dringen, und (S. 152) dahin sehen, dass die Knaben nicht in Federbetten oder warmen Stuben schlafen, der freyen Luft und jeder Witterung ausgesetzt, an die einfachste Kost gewöhnt, im Laufen, Springen, Klettern geübt werden u. s. w. In jeder Stadt, in jedem Dorfe führt der Vf. *olympische Spiele* (S. 155) ein; in den Bürgerschulen läfst er Mathematik und Chemie lehren, und auf den Universitäten Professoren der Kriegswissenschaften anstellen. Jedes Regiment erhält über dieses noch zwey Regiments-Professoren, und in der Hauptstadt wird eine hohe Militärschule errichtet, deren Zöglinge von den Chefs in ihren Regimentern auszuwählen sind. Die Feldmarschälle, der Kriegsminister und die Chefs des Generalstabes und der Ingenieure sind Directoren dieser Schule.

Diefs sind die Anstalten; Hr. *v. L.* lehrt nun auch untrügliche Mittel, auf solchen Schulen Feldherren, Befehlshaber und Subalternen zu bilden. Es werden öffentliche Prüfungen angestellt. Der Jüngling, der sich in den olympischen Spielen hervorthut, bekömmt Eine Tresse auf den Rock; er erhält die zweyte, wenn er beym Schulexamen sich durch wissenschaftliche Kenntnisse auszeichnet, und die dritte zum Lohn seiner moralischen Führung (Aufführung). Dadurch wird er sofort Sergeant, und rückt dann nach dem Dienstalter bis zum Capitän hinauf.

Aus diesen Officieren werden nun die *militärischen Genies, die militärischen Talente*, und die *mathematischen Köpfe* ausgewählt, und auf die hohe Schule geschickt, „wo sie in höchstens zwey Jahren alles lernen, was sie wissen müssen" (S. 171). — Man sieht, dass bey dieser Eintheilung eine unvollständig aufgefasste und unreif wiedergeborne *Bülowsche* Idee zum Grunde liegt. — Die Directoren bilden eine Commission, und unterscheiden (S. 172): „1) welche von den Studirenden Generale und Feldherrn werden können und sollen, 2) welche Regimentschefs bleiben müssen, und 3) welche bey dem Generalstab, der Artillerie und dem Geniecorps anzustellen sind."

Die ersten müssen nach Vollendung ihrer Studien militärische Specimina einreichen, und eine ihnen aufgegebene Unternehmung ausführen, wobey der Chef des Generalstabs den Feind vorstellt. Nun sind sie Feldherren; sie gehen rasch durch die Grade eines Majors und Adjutanten bey einem Brigade-General, eines Obristlieutenants und Adjutanten bey einem Divisions General, wobey von der Infanterie zur Reuterey, oder umgekehrt, abgewechselt wird, und eines Obristen und Adjutanten bey einem Feldmarschall, um sofort selbst als Generale angestellt zu werden. — Rec. enthält sich aller Bemerkungen bey diesem Recept, um treffliche Feldherrn zu bilden.

Die zweyte Classe fertigt leichtere Specimina, führt eine kleinere Unternehmung aus, und rückt vom Capitän und Adjutanten eines Bataillonschefs auf gleiche Weise bis zum Regimentschef hinauf. Schlimmer kömmt die dritte Classe weg; sie muss ein Jahr länger studiren, dieselben Proben bestehen, und kann es doch nicht weiter, als bis zu einer subalternen Anstellung bringen.

Durch diese Einrichtung glaubt Hr. *v. L.* jeder Möglichkeit der Beförderung Unwürdiger vorgebeugt und ein untrügliches Mittel erfunden zu haben, durchaus tüchtige Anführer, Unterbefehlshaber und Gehülfen zu erziehen. Keine Eifersucht, keine Begünstigung, kein Eigennutz, keine persönlichen Rücksichten können auf den Gang seiner Maschine wirken, nachdem er sie einmal aufgezogen hat. Er ist beredt in ihrem Lobe, leitet aber gröfstentheils die Beweise ihrer Vortrefflichkeit nur von der Unzulänglichkeit der gegenwärtig bestehenden Einrichtungen her, deren Mängel er sehr richtig enthüllt. Eben so scharf rügt er auch die Vorurtheile und die Schwachheiten der meisten, durch das alte System gebildeten Befehlshaber. Woher er aber bey der Untauglichkeit dieser Männer seinen Kriegsminister, seinen Generalstab, seine Feldmarschälle, Regimentschefs, Stabsofficiere u. s. w., die bey der neuen Organisation gleich von Anfang so kräftig mitwirken müssen, verschreiben will, das hat er nicht gesagt.

Über die Nothwendigkeit der *Einheit des Befehls* bey einem Heere wird jedermann mit ihm einverstanden seyn; es kömmt nur auf die Mittel an, wodurch sie bewirkt werden soll. Wo der Staatschef zugleich Feldherr ist, da findet sie sich von selbst; der Vf. will aber das Ideal eines, auch von dieser Bedingung unabhängigen, in sich selbst vollkommenen Kriegsheeres aufstellen. Er fühlt, dass noch mehr, als der Oberbefehl über die Armee dazu gehöre, dass dem den ganzen Krieg dirigirenden Feldherrn zugleich auch alle Kräfte des Staats zu Gebot stehen müssen, wenn er einem Souverän, der seine Heere in Person anführt, gewachsen seyn soll. Um diese Schwierigkeit zu heben, setzt er fest, dass der Kriegsminister, als Untergeordneter des commandirenden Generals, diesen ins Feld begleiten, und, auf die Dauer des Kriegs mit der vollen Gewalt des Regenten bekleidet, über alle Kräfte des Landes unumschränkt gebieten müsse. Das heisst mit anderen Worten: Der Fürst soll von der Regierung suspendirt seyn, so lange der Krieg dauert. — Verantwortlich ist der Minister bloss, wenn er Millionen erspart, und dadurch die Operationen gehindert, wenn er nicht pünctlich dem Feldherrn gehorcht hat. Sollte Hr. *v. L.* auch einen Souverän finden, der Resignation genug hätte, um dieses Opfer zu bringen: so möchte doch das Mittel schwerlich ausreichen. Der Feldherr würde bey widrigen Erfolgen immer die Entschuldigung anführen können, dass seine Regierung erst mit dem Ausbruch des Kriegs angefangen, dass er weder die Mittel noch die übrigen Verhältnisse vorbereitet habe, und sich auch bey der gröfsten temporären Unabhängigkeit doch stets

als verantwortlich, wenn auch nicht in der Realität, doch in der Meinung betrachten müsse.

Nachdem der Vf. die vornehmsten Schwierigkeiten mit so wenig Anstrengung überwunden hat, können ihm die geringeren nicht viel Mühe kosten. Dahin gehören besonders die *Beweglichkeit seiner Heere* und das dazu erfoderliche Requisitionssystem. Das letzte weiss er sogar für die Länder des Kriegsschauplatzes wohlthätig zu machen. Sein Kriegsminister überschlägt nämlich gleich beym Eintritt in eine feindliche Provinz den ganzen Betrag alles dessen, was sie zu leisten haben wird, rechnet ihn zu baarem Gelde an, erhebt die Summe in klingender Münze oder in gültigen Papieren, und bezahlt nun alles nach dem Marktpreise. Da werden dann die Märkte wimmeln von Verkäufern, die froh sind, ihre Waaren so vortheilhaft los zu werden (S. 137), und das Heer wird im Überfluss leben. „Alle Ziegel, Maurer, Becker, Müller werden in Requisition gesetzt (S. 139); sind keine Ziegel vorhanden, so wird das erste beste massive Haus abgebrochen, *bezahlt*, und aus den Steinen werden Backöfen gebauet. Braucht die Armée Schuhe, so werden alle Schuster nebst allem Leder; braucht sie Hemden, die Nätherinnen nebst der Leinwand; Kleider, alle Schneider und alles Tuch; Sättel u. s. w., alles Leder und die Arbeiter, alles Eisen, alle Schmiede u. s. w. in Requisition gesetzt, aber, wie schon bemerkt, *gegen baare Bezahlung*, und wer nicht arbeiten will, wird als Landesverräther behandelt." Um keinen Rechnungsfehler zu begehen, wird der Minister beym ersten Anschlag gleich ein Maximum annehmen müssen, das weiter nichts, als alle beweglichen und unbeweglichen Güter der Provinz und alles, was die Hände ihrer Einwohner in einer unbestimmten Zeit produciren können, umfasst. Dass ähnliche Massregeln „Wunder bewirken", davon hat die Geschichte vielleicht Beyspiele, aber als „einfache, unschädliche Mittel" (S. 141) werden sie hier zum ersten Male angepriesen.

Was sonst noch in dem Buche vorkömmt, sind: Details über die *Organisirung und Zusammensetzung der Truppen* und die *Übung derselben*, worin viel Gutes und Zweckmässiges, aber durchaus nichts Neues enthalten ist; ein höchst unbedeutendes Capitel über die *Vestungen;* eines von gleichem Gehalt über die *Kriegsgesetze;* eins über *Soldaten-Ehen*, *Recrutirung*, *Lazarethe* und ähnliche Gegenstände, die alle sehr flüchtig abgethan werden; eins über die Begriffe von *Taktik*, *Strategie und Stratonik*, worin nichts neu ist, als die Terminologie; dabey häufige Wiederholungen des schon Gesagten, und scharfer Tadel der gegenwärtigen Einrichtungen. Die Rügen des Vfs. sind allerdings nur zu gegründet; aber Nutzen werden sie nicht stiften, so lange er nichts Besseres, als diess Ideal, wie es viele giebt, vorzuschlagen weiss. Man bekämpft die Vorurtheile, man deckt die Blössen auf, und will alles einreissen, um mit unzureichenden und in der Ausübung nicht anwendbaren Mitteln ein neues Gebäude aufzuführen, dem nur eine Kleinigkeit, die Basis, abgeht. Möchten doch die gar zu raschen Reformatoren einmal recht ernsthaft bedenken, dass sie durch das gar zu beredte Anpreissen solcher luftigen Systeme die Alten nur in ihren steifen Vorurtheilen bestärken; sie würden nicht, wie unser Vf. im Epilog, sich mit der Überzeugung begnügen, „etwas Nützliches gewollt zu haben." Er gesteht ebendaselbst, „dass er nicht glaube, etwas Vollkommenes geleistet zu haben;" Rec. ist darüber mit ihm einverstanden, meint aber, man müsse keine Ideale versprechen, so lange man nichts Vollendetes liefern kann.

Das Eigenthumsrecht des Hn. *v. L.*, der seit sechs Jahren über diesen Gegenstand nichts gelesen zu haben versichert, an allen, in seinem Buche enthaltenen, neuen Ideen wollen wir, ungeachtet der vielen Anklänge aus *Bülow's* und *Buchholzen's* Schriften, keinesweges bezweifeln; Schade nur, dass gerade das Neue nicht viel taugt. Alles Übrige ist recht gut, und würde gewiss noch besser, das heisst, reifer durchdacht und mehr geordnet seyn, wenn es dem Vf. gefallen hätte, in diesen sechs Jahren sich nicht ausschliessend mit seinen eigenen Ideen zu beschäftigen, sondern sie auch gegen die Grundsätze und Erfahrungen Anderer zu vergleichen, zu prüfen und zu sichten. Sein Werk würde dann sich nicht bloss für den Cirkel seiner „Freunde und Freundinnen", denen er zugleich sein Portrait zueignet, weil „er voraussetzt, dass es ihnen angenehm seyn werde, bey seinen Ideen auch seine Gesichtszüge wieder zu finden", sondern auch für das grössere Publicum geeignet haben, das keine tröstlichen Folgerungen für den Geist der Zeit daraus ziehen kann, wenn er die Welt durch blosses Wollen, ohne Kraft und Tiefe, anspricht.

Kf.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Münster*, b. Waldeck: *Ideen zu einer Methodik der Medicin.* Von *G. Siebenbergen*, ausübendem Arzte zu Münster. 1806. 89 S. 8. (8 Gr.) Die Durchlesung dieser kleinen Schrift hat Rec. viel Vergnügen gewährt. Der Vf. ist von seinem Gegenstande wahrhaft durchdrungen, hat eine sehr befriedigende Ansicht von der Medicin ergriffen, und mit einer erfreulichen Leidenschaftslosigkeit, Ruhe und Bescheidenheit, die ihn beseelenden höheren Ansichten über den menschlichen Organismus und die äussere Natur, über Wissenschaft, Kunst und Empirie, auf seinen Gegenstand angewendet und übergetragen. Wäre die Diction nicht hin und wieder etwas zu gezwungen, und von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche zu sehr abweichend, die Paragraphen öfters zu gedehnt, und manche Stellen zu phantasiereich ausgesprochen, welches häufig Dunkelheit und Schwerverständlichkeit erzeugt; so könnte diese Schrift Anspruch auf den ungetheilten Beyfall des denkenden ärztlichen Publicums machen, da sie viel Treffendes über die Gründung einer ächten Methodik der Heilkunde enthält, und ausserdem noch manche gehaltreiche Bemerkungen über die wichtigsten Gegenstände unserer Wissenschaft in sich fasset. —

Der Vf. folgt mit grosser Consequenz überall den naturphilosophischen Ansichten, und hat sich das wahre Wesen dieser von so Vielen missverstandenen Lehre so glücklich zu eigen zu machen gewusst, dass er den gewöhnlichen Missgriffen der Pseudonaturphilosophen überall entgangen ist.

Die ersteren Paragraphen enthalten allgemeine Beziehungen über die Medicin als Wissenschaft u. s. w. Der gegenwärtige Standpunct der Medicin, sagt der Vf., sey der kritische, oder er sollte es vielmehr seyn, ein Zusatz, der wirklich sehr nothwendig ist. Denn so sehr der gegenwärtige schwankende Zustand der Heilkunde den ununterbrochenen

strengen Beleuchtung und Kritik auch bedarf: so sehen wir doch nicht ein, in wie weit die Kritik jetzt lebendiger und allgemeiner auf dieselbe wirke, als zu jeder anderen Zeit. Wenn der Vf. gesagt hätte, der Zustand der Heilkunde sey gegenwärtig ein *kritischer*, würde diess nicht eine gründlichere Behauptung gewesen seyn?

Trotz der grossen Bemühungen der Ärzte und Naturforscher in den neuesten Zeiten, fährt der Vf. fort, zur höheren wissenschaftlichen Ausbildung eines medicinischen Systems, müsse man es sich doch gestehen, dass wir nicht einmal im sicheren Besitz der Principien dieser Wissenschaft seyen. — Gegen diese Behauptung, in der Strenge wie sie hier ausgesprochen ist, liesse sich doch manche gegründete Einwendung machen. Dass wir noch kein vollendetes, in sich geschlossenes System der Medicin besitzen, liegt nicht sowohl in den Mangel der höheren, leitenden Principien, welche die philosophische Ansicht der Natur der Heilkunde allerdings verschafft hat, sondern in anderen, hier nicht zu entwickelnden Bestimmungen. — In unseren Tagen, heisst es ferner, wo es so viele medicinische Systeme als Compendien giebt, dringe sich jedem Arzte die Frage auf, was durch alle diese Bemühungen für die Medicin als Wissenschaft und Kunst gewonnen sey. In der Medicin sey es uns nicht bloss um ein Wissen, sondern auch um ein Handeln zu thun, d. h. der höchste Zweck der Medicin sey praktisch. Die Praxis bilde keinen Gegensatz mit der Wissenschaft, sie bezeichne eben die Wissenschaft auf einen bestimmten Zweck bezogen; aus der Wissenschaft fliessen die Regeln für die Anwendung. Der Inbegriff dieser, aus der Wissenschaft hervorgehenden Regeln sey im eigentlichsten Sinne eine Theorie für die Praxis. Diess Einsseyn der Theorie mit der Praxis tritt, nach unseres Vfs. Bestimmung, nur da ein, wo sich die Wissenschaft auf der höchsten Stufe der Cultur, in jenem idealischen Punct geschlossen hat, in welchem ihre Aufgabe gelöst, ihr Endzweck erreicht ist. Auf einer untergeordneten Stufe, also für den jetzigen Standpunct, sey aber diess Verhältniss ein ganz anderes. — Rec. stimmt mit dem Vf. ganz darin überein, wenn er darauf dringt, dass bey dem gegenwärtigen Standpuncte der Wissenschaft die Praxis sich nicht ganz allein der Theorie anvertraue, vielmehr mit grossem Bedacht, nach reiflicher Überlegung und mit einer gewissen Scheu Sätze der höheren Wissenschaft für die medicinische Theorie benutzen dürfe. Denn die Wissenschaft, sagt der Vf., verlässt öfters den unmittelbaren Gegenstand der Medicin — den menschlichen Organismus, und durchgreift die ganze Naturwissenschaft, zieht jede Entdeckung im grossen naturwissenschaftlichen Felde in ihr Gebiet herüber, erhebt sich von grossen Analogieen zu Gesetzen, von Ahnungen, Hypothesen zu festen Grundsätzen u. s. w. Während dieser Erweiterung der Wissenschaft aber bleibt für jeden Augenblick die Praxis ein Bedürfniss der Zeit, und sie muss fortwährend ihre Regeln aus der Wissenschaft nehmen. Im Bezug auf die Heiligkeit des Zwecks der Praxis wäre es daher ein sträfliches Unternehmen, die ausgesammte Wissenschaft, worin in gewissen Regionen Ausschweifungen nicht vermieden werden *können* (?), in die Praxis bestimmt einzuführen. — Es habe von jeher, besonders zur Zeit des herrschenden Formalismus in der Philosophie, Ärzte gegeben, die es unter der Würde der Medicin gehalten, ihre materiellen Principien zum Grunde zu legen, und die dadurch Wissenschaft in ihr einzuführen versucht hätten, dass sie in ihr alle empirische Realität aufhoben, und ein formales Raisonnement, ein logisches Gebäude von Begriffen, an deren Stelle setzten. Dieser Classe der Ärzte gehörten eigentlich die vielen Carricaturen an, welche in der Geschichte der Medicin gezeichnet sind. — Dieser verkehrten Tendenz stehe das, wenn gleich nützlichere, aber für die wissenschaftliche Ausbildung eben so schlecht gewählte Bestreben gegenüber, alles in der Medicin auf die palpablen, in unserer Welt sehr wohl bekannten chemischen Grundstoffe, zu reduciren, und aus den, in der Sphäre unseres Organismus befangenen materiellen Bedingungen des Lebens eine Wissenschaft dieses Lebens selbst zu construiren. Wir hegen mit dem Vf. die gleiche Hoffnung, dass, nachdem die in unserer Zeit mit so vielem Scharfsinne unternommenen Versuche, auf diesem Weg ein chemisches System der Medicin zu erbauen, so sehr misslungen sind, diess für alle Zeiten die letzten seyn werden. —

Um zur Ansicht des eigentlichen Gegenstandes dieser Schrift — der Aufstellung einer Methodik der Heilkunde — zu gelangen, übergehen wir mehrere allgemeine, an sich sehr interessante Betrachtungen über die Cultur der Medicin, über das Wesen der Naturerkenntniss u. s. w. — Das eine, für sich selbst ganze und untheilbare Object der Medicin ist, wie sich unser Vf. S. 77 ausdrückt, eine Mehrheit einzelner Beziehungen, wodurch die Wissenschaft eine Mehrheit einzelner Richtungen erhält, welche man ehemals irrig als Zweige, oder noch irriger als Theile dieser Wissenschaft betrachtete. Es liegt in dem Charakter der Medicin, dass sie, so wie sie bey ihrem ersten Entstehen eine Einheit ausmachte, und sich allmählich in sich selbst vervielfachte — wodurch innerhalb ihres Kreises einzelne Wissenschaften als Individualitäten ihrer selbst entstanden — eben so auch diese Individualitäten sich mit der Zeit verringern werden, und sich in die Einheit wieder auflösen müssen. Da aber bis hierhin diese einzelnen Richtungen der Wissenschaft nicht aufgehoben werden können, so müssen sie doch in steter Beziehung auf die Einheit und Grundidee der Wissenschaft betrachtet werden, um als organische und organisirende Glieder derselben zu erscheinen. Wer sich daher zur Wissenschaft der Medicin erheben will, suche nicht bloss das mannichfaltige Einzelne derselben aufzufassen, und so ein collectives Ganzes zu erhalten, er bestrebe sich vielmehr, den Geist des Ganzen zu ergreifen. — Dieses Gesetz ist ganz im Geist der Naturphilosophie gedacht und ausgesprochen, und so lange die Richtigkeit jener genialen Naturansicht nicht widerlegt werden kann, wird auch dieser, von dem Vf. als höchstes Princip für die Methodik der Medicin angewendete Grundsatz feststehen, und den daraus gezogenen Folgerungen zur sicheren Stütze dienen. — Als Grundsatz für die wissenschaftliche Bearbeitung der Medicin macht daher der Vf. folgendes Gesetz geltend: Dass das Object derselben in seiner höchsten und allgemeinsten Bedeutung aufgefasst und in seiner Universalität angeschaut werde, wie es sich in der Idee eines Universalorganismus als für sich bestehend, und als mit der Aussenwelt in einem lebendigen Verhältnisse begriffen, gegeben ist; dass ferner diese Idee in allen einzelne Richtungen der Medicin, Physiologie, Nosologie, Therapie und *Materia medica* ausgedrückt werde. Selbst die mit der Medicin bis hierhin noch immer unbestimmt zusammenhangenden Materialien, als die Anatomie, die Chemie unseres Organismus, sollten diese Idee in sich hineinbilden, und sie nur nach der bestimmten Leitung derselben ferner cultiviren. Überhaupt sollte die ganze Masse von Empirie, in wie viele einzelne Fächer man dieselbe, der Verschiedenartigkeit ihres Materials wegen, auch rubriciren mag, in die Grundidee der Medicin aufgenommen, und in derselben universalisirt werden. —

Zuletzt wirft der Vf. noch einen Blick auf die technische Seite der Heilkunde. Hier wird dem praktischen Sinne eine bedeutende Stelle eingeräumt, der sich jedoch von dem s. g. praktischen Takt, der in neueren Zeiten so verrufen ist, dadurch wesentlich unterscheidet, dass das Ergreifen des Individuellen in jeder gegebenen Krankheitsform kein blindes, sondern ein durch die Bestimmung der Wissenschaft motivirtes ist. Inzwischen räumt der Vf. doch ein, dass hier etwas Zufälliges, Schwankendes in die Medicin komme, eine Lücke, die nur durch geschickte Anwendung der Beobachtungsfacta auf den bestimmten Fall ergänzt werden könne. — Ganz mit unserer Überzeugung übereinstimmend bemerkt der Vf., dass, je wissenschaftlicher der Arzt, desto enger werde für ihn des Feld, welches er auf empirische Weise durch Beobachtung auszufüllen habe. Es lasse sich erwarten, dass die wissenschaftliche Medicin, bey ihrer immerwährenden Fortbildung, immer mehr das Feld der Empirie beschränken werde; einstweilen aber könne der Empirismus in der Medicin, der Wissenschaft gegenüber, nicht fleissig und sorgfältig genug cultivirt werden — eine Regel, welche Rec. angehenden Ärzten nicht dringend genug ans Herz legen kann. —

Wir schliessen die Anzeige dieser Schrift mit dem Wunsche, dass dieselbe recht viele Leser finden, und die darin enthaltenen glücklichen Ideen einen recht wohlthätigen Einfluss auf die wissenschaftliche Bearbeitung der Heilkunde ausüben mögen. —

SS.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 AUGUST, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts.* Von *E. Brandes*, geheimen Cabinetsrath in Hannover. 1808. 257 S. 8. (1 Thlr.)

Es ist des berühmten Vfs. dieser Betrachtungen Absicht nicht gewesen, ein eigentliches Gemälde des Geistes der Zeit in den angegebenen Jahren zu liefern. Vielmehr hat er nur über einige der vorzüglichsten Erscheinungen, über ihren absoluten Werth und über den Einfluss derselben auf die Nation, dem Publicum seine Gedanken mittheilen wollen. Es lässt sich im voraus erwarten, dass ein Mann, der als feiner Beobachter und scharfsichtiger Beurtheiler hinlänglich bekannt ist, und welcher auf einem Standpuncte steht, von welchem er das Treiben sowohl in der politischen als literarischen Welt besser zu übersehen im Stande ist, als viele andere Schriftsteller, sehr viel Interessantes und Lehrreiches mittheilen werde. So ist es denn auch. Das ganze Buch ist voll trefflicher Bemerkungen, reifer Urtheile, reich an Stoff zum weiteren Nachdenken, und gehört zu den vorzüglichen Producten der neuesten Zeit. Es ist nur Schade, dass ein gewisser, leicht zu erklärender Unwille und Unmuth dem Ganzen und dem Einzelnen einen Anstrich gegeben hat, welcher, so sehr er auch den Gefühlen und Empfindungen vieler ansprechen, und so edel er auch in seinen Ursachen seyn mag, dennoch dem inneren Gehalte des Buchs sowohl, als dem Eindrucke, den es macht, nicht günstig ist. Bey weitem das meiste ist nur von der nachtheiligen Seite, mit gänzlicher Übersehung der besseren Seite, welche doch manchmal sehr nahe lag, dargestellt, und nicht selten ist die nachtheilige Seite mit einer nicht gerade gerechten Kunst hervorgezogen, und über das Mass ins Licht gesetzt worden. Etwas durchaus Löbliches ist so gut wie gar nicht von unserem Volke angeführt worden, und doch hätte ein Beobachter, dem es am Herzen gelegen, dergleichen aufzufinden, in einem Zeitraum von etwa vierzig Jahren wohl etwas finden können, was des reinen Lobes werth gewesen wäre. Überdiess ist der Vortrag nicht sehr anziehend, manchmal nachlässig. Schwerlich wird daher das Buch den Eindruck machen, den es wegen der Reichhaltigkeit und als Spiegel des Geistes und der Sitten zu machen verdiente; und nicht bloss diejenigen, denen es aus guten Gründen nicht gefallen kann, sondern auch Unparteyischere werden manches daran auszusetzen haben. Eine genauere Anzeige wird dieses Urtheil rechtfertigen.

Gleichsam als Einleitung stehen einige Bemerkungen über das zu Grunde gegangene deutsche Reich. Schwach war das Band, welches es hielt, aber doch nicht unwirksam, nicht ohne Einfluss auf den rechtlichen Charakter der Nation. Diese Rechtlichkeit wird die Nachwelt rühmen, nicht so die politische Weisheit. Jeder sah das deutsche Reich als ein morsches Gebäude an, niemand dachte an ernstliche Mittel den Einsturz abzuwenden. Sträflich und unweise war jede Mitwirkung zum Einreissen von deutscher Hand — und doch, wer vermag es zu verhehlen? sind ihm die ersten grossen Risse, mit der gröblichsten Verblendung, von deutscher Hand beygebracht. Freylich wäre das Beste gewesen, jeden heftigen Stoss von aussen und innen zu verhüten. Der Fürstenbund — zu sehr nach dem Geist unserer Tage, wo die kräftige Sprache des Rechts gar nichts mehr gilt, wo niemand sie zu führen sich untersteht, beurtheilt — hatte den Zweck, Explosionen zu verhüten, und schützte das Reich für einen Augenblick. Wahr ists freylich, dass ein Reich, welches sich mit Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolgs nicht selbst vertheidigen kann, stets ein schwaches Reich ist; allein es war dieses doch nicht jederzeit gleich wahr. Auch glaubte das Reich stets unter der Ägide einer der Mächte zu stehen, von welchen es allein für seine Existenz fürchtete. Dass der tödtliche Schlag von der Seite herkommen würde, konnte man vor 18 Jahren und zu der Zeit, als man den Reichskrieg decretirte, nicht voraussehen, und wenn Hannover sich der Kriegserklärung widersetzte, so handelte es doch wohl mehr im Geiste Englands, das damals noch keinen Krieg wollte, als im Geiste eines deutschen Reichsstandes. Für unwirksam und unnütz konnte man einen Reichskrieg halten, aber nicht für verderblich. Wenigstens war kein Grund vorhanden, um im J. 1792 diess mehr zu glauben als im J. 1793, wo Hannover gleich anderen in die Kriegs-Posaune bliess. —

Regensburg und Wetzlar, wo das heilige römische Reich sichtbar erschien — in Wien verlor es sich fast ganz, und war zu sehr mit Österreich vermischt — gewährten keinen grossen Anblick. In Regensburg herrschte Pedanterey vor, und eine, zu legislativen Zwecken gebildete Versammlung, auf welcher jeder nach höchst gemessenen Instructionen

handeln musste, und auf welcher man nach Advocatenart recessirte. konnte wenig Gutes fördern. Ein jeder, besonders von den grösseren Fürsten, that lieber für sich, was ihm Noth schien. Die Unthätigkeit schadete daher weniger. — Doch erhielt und vermehrte sie die unselige Mannichfaltigkeit und das Feindselige, das so oft in den Vorschritten eines Staats gegen den Nachbar lag. — Die Freyheit und Unabhängigkeit, welche man, aus heiliger Ehrfurcht gegen Recht und Besitz, respectirte, trug viel zu den Mängeln bey, und die Stimme der Leidenschaft, durch die schwache Gewalt kleiner Staaten nicht zurückgehalten, stellte die wirklichen Mängel dem Publico höchst vergrössert dar, und „dieses, — besonders einige von gutmüthiger Einfalt oder boshaftem Gifte und alle von kaufmännischem Eigennutze geleitete Herausgeber öffentlicher Blätter, welche unberufen ein Volkstribunal errichteten — nicht achtend der sicheren Erfahrung, dass da, wo noch laut geklagt wird, die Tyranney nicht am ärgsten drückt, dass nur bey den Todten alles still ist, liess nicht selten ein lautes Echo erschallen.“

Wetzlar bietet dem Vf. eben so grosse Mängel dar als Regensburg. Er findet solche jedoch nicht in der fehlerhaften Organisation des Gerichts, und nicht in der Unzweckmässigkeit, mit welcher man dort die Geschäfte behandelte, denn von diesen und anderen an diesem Tribunale gerügten Mängeln, wird nichts gesagt; sondern er findet solche *in der Unabhängigkeit der Richter* — nicht als solcher, sondern als Staatsbeamten und Menschen — *in dem Bestreben der richterlichen Gewalt, zugleich gesetzgebende Gewalt seyn zu wollen*, und darin, *dass man zugleich juristische und zugleich politische Ansichten* zuliess. Wahr und richtig ist zwar sowohl in *abstracto* als in *concreto* das Mehreste, was der Vf. hierüber sagt: allein es hätte doch auch Manches zum Ruhm des Reichs-Kammergerichts gesagt werden können; es hätte Manches, was sowohl dem Reichs-Regimente als den Regierungen einzelner Staaten nicht sehr zur Ehre gereichte, gesagt werden müssen, wodurch dieser Gerichtshof wegen manches Vorwurfs, besonders wegen seiner Eingriffe in die gesetzgebende Macht, entschuldigt und gerechtfertigt erscheinen dürfte. Man sieht sehr deutlich, dass die unangenehmen Verhältnisse, in welchen die hannöverische Regierung, vor der unglücklichen Katastrophe, zum Kammergericht stand, und welche nicht von der Art waren, um zur Verstärkung des Reichsverbandes etwas beyzutragen, auf des Vfs. Bemerkungen über den Geist dieses Gerichtshofs einigen Einfluss gehabt haben.

So wenig wie im Ganzen, eben so wenig sah man im Inneren der einzelnen Staaten tiefe politische Weisheit. — Dieser Einleitung folgt eine nähere Heraushebung und Beurtheilung einiger von dem Vf. für besonders wichtig gehaltener Erscheinungen in der wissenschaftlichen und politischen Welt Deutschlands. Die erste Periode umfasst die Zeiten vom Ende des siebenjährigen Krieges bis zum Jahr 1780. Nach dem siebenjährigen Kriege, in welchem so manche Kraft sich entwickelt hatte, welcher aber auch manche Wunde, die geheilt werden musste, zurückliess, schritt der Wohlstand langsam, aber sicher fort. — Der siebenjährige Krieg ruinirte manchen Privatmann und einige Länder, aber er brachte viel fremdes Geld, Mittel zur Wiederherstellung des Wohlstandes, nach Deutschland. — Der Luxus hielt zum grossen Glücke nicht gleichen Schritt. Es herrschte noch die Idee, dass doch das Geld nicht *alles* gleich mache, dass die Anwendung desselben sich mit nach dem Stande und den Verhältnissen richten müsse, und dass die Anwendung, die dem einen zieme, dem anderen nicht ziemen könne. — Es war allgemeines Streben, etwas vor sich zu bringen, etwas zu sammeln.

Auch die Wissenschaften lebten, besonders im protestantischen Deutschlande, schön auf. Die Literaturbriefe machten eine wohlthätige Revolution. — Von der allgemeinen deutschen Bibliothek, welche in den ersten Zeiten so vortrefflich war, hätte dasselbe gesagt werden können. — Das Theater besserte sich, ohne ein Sammelplatz des grossen geschmacklosen Haufens zu seyn, der nur etwas fürs Auge haben will. Die Kritik hob sich, und zeigte von den Universitäten, besonders von Göttingen aus, ihre trefflichen Wirkungen. Allenthalben eröffneten sich philosophische Ansichten, ohne dass man durch übertriebenes Studium der abstracten Philosophie den wahren Sinn tödtete. — Vernunft und Vorurtheile herrschten gemeinschaftlich. Indem jene aufhellte, thaten diese der Schaamlosigkeit der thierischen Natur Einhalt — braucht man dazu Vorurtheile? möchte man fragen. — Vortrefflich war im Ganzen der Geist und Sinn; aber der Keim zum Unkraut lag doch auch schon da.

Drey Momente macht der Vf. bemerkbar. I. *Die grossen Veränderungen, die in religiösen und pädagogischen Ansichten vorgingen.* Sehr richtig wird über den Werth des Streits, den man mit dem grössten Eifer und der wichtigsten Miene über dogmatische Sätze führte, wie über den Triumph, den man errungen zu haben glaubte, wenn man ein unhaltbares Dogma verdrängt hatte, geurtheilt. Das Übel, das allmählich daraus entstand, dass die besten Köpfe sich gegen die Religion erklärten, und dass die vorzüglichste Ehre immer dem zu Theil wurde, der das Gebäude angriff, war freylich grösser als das Übel, einige unbegreifliche Dogmen mehr zu haben.

Sehr viel Schönes ist auch in dem enthalten, was über Erziehung gesagt wird. Die Thorheiten vieler Reformatoren der Erziehung und der Philanthropen werden zwar jetzt richtig beurtheilt, und man bemüht sich zwar mehr auf dem rechten Wege wahres Wissen und gründliches Studium zu fördern, dennoch enthält dieser Abschnitt vieles der Beherzigung werthes. Besonders ist dasjenige, was über den Werth der häuslichen Erziehung, über den Einfluss, den dunkle Vorstellungen oft haben, und über den Unterricht in der Religion, dieser Sache des Gefühls,

gesagt wird, lehrreich. Doch darf man billig fragen: waren denn diese Bewegungen in der Theologie und Pädagogik zu nichts gut? Können wir jetzt wünschen, dass diese Revolutionen nicht gewesen wären?

II. *Die Idee, dass der Staat eine von der höchsten Gewalt eingerichtete Maschine sey.* Dieser Abschnitt beschäftigt sich fast lediglich mit Preussen, und mit einigen von Friedrichs II Regierungsmaximen. In allem, was hier und an vielen anderen Stellen über diesen Staat und seinen grossen König gesagt wird, zeigt sich der grosse Unwille des Vfs. über alles, was preussisch heisst, zu sehr. Man mag über den preussischen Staat und dessen Verwaltungsmaximen denken, wie man will: so gewährt doch dieser Staat bis zu Friedrichs II Tod ein so interessantes Schauspiel, und dieser König erscheint in so vieler Hinsicht als ein grosser edler Mann, dass es wenigstens nicht erfreulich ist, wenn man allenthalben ein künstliches Streben gewahr wird, jede Einrichtung in diesem Staate und jeden Schritt und jede Äusserung dieses Mannes mit Tadel und Verdammung belegt zu sehen. Wer sich mit Billigkeit in die Zeiten dieses Königs versetzt; wer die deutsche Literatur, wie sie in den zwanziger und dreyssiger Jahren des vorigen Jahrhunderts — Friedrichs II Bildungszeit — war, betrachtet; wer die Regierungsmaximen und Administrationsmethoden deutscher Länder, in jener Zeit, wo Hofprediger, Kanzler und Stände in alles sich mischten, wo man über hundert Dinge, über welche man jetzt, nachdem ganze Bibliotheken darüber geschrieben sind, noch nicht auf dem Reinen ist, noch gar nicht nachgedacht hatte: wer alles dieses und so manches andere, was ein unparteyischer Beurtheiler grosser Männer und ihrer Werke nicht übersehen darf, erwägt, und dabey bedenkt, dass Friedrich sich und seinen Staat keinesweges für allmächtig hielt, und nie von demselben Wunder erwartete, wird gewiss anders, als jetzt so oft geschieht, über diesen König und dessen Einrichtungen, welche ohnediess nicht in dem Charakter und in dem Geist gedacht und ausgeführt wurden, den man ihnen jetzt aufzudringen sucht, urtheilen. Ein grosser Mann muss aus seinem Standpuncte beurtheilt werden; und es ist eben so ungerecht, wenn man den Umsturz der preussischen Monarchie Friedrichs II Einrichtungen beymessen will, als wenn man es Karl dem Grossen zur Last legen wollte, dass sein Reich sobald zu Grunde ging. Wir überlassen dem Leser das weitere Urtheil über diesen Abschnitt, in welchem man Manches finden wird, was schon Mirabeau gesagt hat, den der Vf. überhaupt hauptsächlich zum Führer in seinen Ansichten von Preussen gewählt zu haben scheint. Wir wünschen indessen von Herzen, dass Manches von dem, was der Vf. über Administrations-Massregeln und besonders über den Charakter der Deutschen sagt, von den Schöpfern neuer Staatseinrichtungen erwogen und benutzt werde.

III. *Die Missverhältnisse, die unter den gebildeten Ständen sich äusserten.* Auch hier wird Friedrich II wohl zu viel gethan, wenn es ihm ganz besonders zur Last gelegt wird, dass er die Scheidewand nicht niederriss, welche jetzt immer noch Menschen von gleicher Bildung trennt. Freylich hätte er es besser gekonnt, als jeder andere, und freylich wäre es ein Glück gewesen, wenn die unselige Scheidewand niedergerissen worden wäre, welche Menschen, die einen grossen Theil ihres Weges gemeinschaftlich gehen, in gewissen Fällen strenger und kränkender trennt, als Räudige von Reinen getrennt werden. — Friedrichs Begriffe vom Adel waren, wie wir jetzt einsehen, offenbar falsch, er erwartete von den Mitgliedern dieses Standes mehr als sich von ihnen erwarten läfst; aber es war dieses ein Irrthum seines Zeitalters, durch *Montesquieu*, der in Sachen der Art als ein Orakel galt, laut gepredigt, und auch von dem jüngeren *Möser*, der sonst in den meisten Fällen viel richtiger sah als sein Zeitalter, nicht bestritten. Überdiess war das Missverhältniss noch nicht so grell, noch nicht so empörend für den Bürgerstand, als es nachher geworden ist. Der Bürgerstand im Ganzen war noch lange nicht so gestiegen, und der einzelne Bürgerliche, welcher sich als Geistlicher, Gelehrter oder sonst auszeichnete, war bey weitem mehr geachtet, und lange nicht so sehr zurückgestossen als jetzt. Schon das grössere Ansehn und die allgemeine Achtung, welche das höhere Alter ohne Unterschied bey der Jugend genoss, trug dazu bey. Der Adel von der anderen Seite war lange nicht so verbürgert als jetzt, wenn er gleich mehr verbauert seyn mochte. Überdiess war es Sitte der Zeit, dass es dem einen Stande gar nicht einfiel, das haben zu wollen, was der andere besass. Der Unterschied der Stände, so vieles er unter allen Umständen gegen sich haben mag, wird dann erst ein recht grosses Übel, wenn dieser Unterschied drückend gefühlt wird, und wenn der begünstigte Stand die Vorzüge nicht mehr besitzt, ja nicht mehr besitzen kann, wesshalb er begünstigt worden ist.

Die Rechte des Adels waren meist Realrechte; nach richtigeren Begriffen mehr Rechte adlicher Güter, als des Adels selbst. Verständig und billig sind des Vfs. Ideen über diese Rechte: die Steuerfreyheit müsse für neue Auflagen ganz wegfallen. — Ungerecht ist's wahrlich auch nach den strengsten Rechtsbegriffen, dem Adel, seitdem er dem Staate nicht mehr wie ehedem auf eigene Kosten dient, sondern mehr als jeder andere Stand vom Staate zehrt, sich das, was der Staat aufwendet, aneignet, und oftmals an den Schulden, die der Fürst macht, und der Staat bezahlen muss, grossen Antheil genommen hat, frey von allen Lasten zu lassen. — In Ansehung der alten Auflagen müsse man die Steuerfreyheit allmählich aufheben. Z. B. alle 25 Jahr ein Drittheil. — Diess ist in Ansehung der Grundsteuern billig, weil die Steuerfreyheit einmal ein wohlerworbenes Eigenthum ist, welches man möglichst schonen muss; aber persönliche Freyheiten z. B. von Fleisch-, Bier-, Wein-Steuern, Collateral-, Abzugs-Geldern u. s. w. müssten gleich wegfallen, weil kein vernünftiger Grund für diese Freyheit vor-

mit blindem Zutrauen, oder mit sklavischem Gehorsam folgt. —

3) *Die wiedererweckte grosse Neigung zur abstracten Philosophie.* Nach der Erscheinung von *Kants* Kritik der reinen Vernunft wurde die abstracte Philosophie, zu welcher der Deutsche jederzeit einen grossen Hang gehabt hatte, eine so allgemeine Beschäftigung, als sie es bey dem Deutschen nie gewesen war, und, zufolge der Bestimmung der Natur, für den Menschen nicht seyn sollte. Nur Wenige haben das Vermögen, sich selbstständig in speculative Untersuchungen einzulassen, und Bekanntschaft mit den Meinungen Anderer macht noch keinen Philosophen. Die Missbräuche und Nachtheile zeigten sich hauptsächlich in der Verachtung des Positiven, besonders der Erfahrung und der Geschichte, in dem Einflusse auf die Sittenlehre, welche in Formeln gezwängt, die das Herz nicht ergriffen, ihre Kraft auf das menschliche Gemüth verlor, und endlich bey der Anwendung auf die Dogmatik und Bibelerklärung. Es versteht sich wohl von selbst, dass der Vf., durch seine Bemerkungen über einige sehr richtig aufgefasste Züge aus der Schattenseite der neueren Philosophie, nicht hat behaupten wollen, dass die neuere Philosophie für keinen Zweig des menschlichen Wissens etwas Gutes geleistet habe.

4) *Die Veränderungen in der preussischen Monarchie nach Friedrichs Tode.* Dass Friedrich dem grössten Theile seiner ihn zunächst umgebenden Unterthanen zu lange gelebt habe, möchte Rec. so wenig für erwiesen annehmen, als er zugeben kann, dass die an sich unleugbare Wahrheit: „dass thätige Gutmüthigkeit, das eigentlich Menschliche, weit mehr Liebe erwirbt, als Grösse und Härte", durch Friedrichs Beyspiel eine Bestärkung erhalte. Denn Friedrich war gewiss von dem eigentlich Menschlichen in einem sehr hohen Grade beseelt. Was Mirabeau sahe, sahen, wie Rec. von Zeitgenossen weiss, gewiss nicht alle; überdiess ist der Eindruck, den der Tod eines geliebten Statthalters macht, dessen Nachfolger man nicht kennt, sehr verschieden von dem Eindrucke, den der Tod eines Königes hervorbringt, dessen Nachfolger in voller Macht da steht, und nicht selten auf die Äusserungen des Schmerzes eifersüchtig hinsieht. Mehr als sonst ist daher bey solchen Gelegenheiten der Schmerz stumm und der Jubel laut; auch darf man zur Ehre oder zur Schande der Menschen — wie man es nehmen will — wohl behaupten, dass das Herz nicht immer von dem voll ist, von dem der Mund überfliesst.

Friedrich Wilhelm fehlte es nicht an natürlichem Verstande; allein seine, mit jedem Tage zunehmende Sinnlichkeit verdunkelte und erdrückte zu sehr seinen Blick. Er war nicht stark genug das zu erhalten, was die grossen Vorfahren erbauet hatten; wie es denn überhaupt der Kraft eines Einzelnen weit eher gelingt zu *schaffen* als zu *erhalten* — Sehr wahr, aber bey den Urtheilen über die Grösse der Menschen meist immer vergessen. Es fehlte an einer Mittelmacht, und wenig grosse Männer standen am rechten Platze. Ein Premier-Minister, nach dem Vf., beynahe wesentlich nothwendig, wenn nicht der Regent zu den ausserordentlichen Erscheinungen gehört, war nicht da. Dass der neue König nicht sogleich einen Premier-Minister, durch Friedrichs Lehre und Beyspiel verbannt, annehmen wollte, war natürlich. Doch würde er dem Herzog von Braunschweig alles übergeben haben, wenn dieser — bitter beurtheilte — Fürst stark genug gewesen wäre, das anzunehmen, wonach er sich sehnte. Die Departements-Chefs waren von Friedrichs Fehler, nur das Maschinenmässige, nur die Fertigkeit zu achten, angesteckt, und Departements-Geist herrschte allenthalben vor. Wahr ist das, was über die Cabinets-Secretaire und über das zu häufige Suppliciren — welches jedoch auch seine guten Seiten hat — gesagt wird. Bald bildete sich das unglückseligste aller Regimenter, das Favoriten-Regiment; und welche Menschen waren die Favoriten! Dass alles so schamlos ging, daran soll Friedrichs Gleichgültigkeit gegen manche heilige Grundsätze Schuld gewesen seyn. Denn es sey keine laute Stimme vorhanden gewesen, welche den König hätte wecken und imponiren können. Die Form blieb, der Geist verschwand.

5) *Die Folgen des steigenden Genusses* fingen an in ganz Deutschland sehr merklich zu werden. Ein schöner und lehrreiches Abschnitt. Die Erwerbs-Quellen waren vermehrt und ergiebiger, aber es verlor sich die alte Sparsamkeit. Ein Streben nach stetem sinnlichen Genusse verdrängte die alte deutsche Sitte, selten, aber mit steifem Prunk zu prassen. Vorzüglich zeichnet der Vf. vier Züge aus. *Erstlich*: die mannichfaltigste Ausbildung und der stärkste Genuss hob früh an. Statt die Jugend zu fixiren, und sehr allmählich ihren Gesichtskreis zu erweitern, nährte man durch vielen Unterricht in den mannichfaltigsten Gegenständen, die natürliche Unruhe derselben, und machte tiefe Eindrücke unmöglich. Mannichfaltiger Unterricht ist unter allen Umständen nachtheilig. — Wie wahr! Nicht alles soll durch Unterricht beygebracht werden. Hauptzweck des Unterrichts ist und bleibt: Kraft der Anstrengung zu erwecken. Diese Kraft wird aber durch zu grosse Ausbreitung des Unterrichts gelähmt. — Wie wenige Schullehrer denken wohl daran, dass dieses der Zweck des Unterrichts sey, die sich und ihren Schülern jede Anstrengung zu ersparen suchen! Viel schönes wird über die Erziehung in Philanthropinen, über die Ausbildung körperlicher Kräfte gesagt. Was der Knabe aus eigenem Antriebe, vielleicht heimlich thut, schadet ungleich weniger, hat ungleich mannichfaltigeren Nutzen, als was er lectionsmässig thun muss. — Dort ist er Geist, hier bloss Maschine. — Frühe Erziehung ausser dem Hause der Eltern in den buntesten Umgebungen, vernichtete den Sinn für häusliche Freuden, und schwächte viele heilige Gefühle. Auch im Hause ward die Eitelkeit zu sehr genährt. Eben so früh und eben so mannichfaltig wie die Bildung, waren die sinnlichen Genüsse, die man der Jugend zugestand, die sie sich erlaubte, ungeachtet darauf: *Wann* die Zeit des Genusses anhebt, so vieles ankommt. — In den Jahren

des Wachsthums, der von der Vernunft noch nicht beherrschten Phantasie, dürfen keine physischen Kräfte verschwendet, und viele Saiten des menschlichen Wesens nicht berührt werden. — Eine satte Jugend und abgelebte Männer sind die Folgen dieser Versündigung an den Gesetzen der Natur.

Zweytens war dieses Bestreben nach Genufs verbunden mit der Begierde nach Abwechselung. Diese war theils Folge des vermehrten Wohlstandes, theils der abnehmenden Anhänglichkeit am Herkömmlichen, die sich in allen Ständen äusserte. Die Vorurtheile — sind es blofs Vorurtheile? — über die enge Verbindung des Schicklichen mit dem Hergebrachten, wurden schwächer, und dadurch erhielt alles, was Genufs heisst und befördert, einen grösseren Spielraum. In wiefern die Veränderungen, die im Cultus und im religiösen Unterricht gemacht wurden, auf die Vernichtung der Anhänglichkeit am Hergebrachten wirkten, läfst sich schwer bestimmen. Es ist jedoch nicht zu übersehen, dass die grofsen Veränderungen, welche in den Zeiten der Reformation mit dem Cultus und dem Religionsunterricht vorgingen, diese Folge nicht hatten, und dafs auch die Anhänglichkeit am Hergebrachten und die Begierde nach Abwechselung, ohne Beziehung auf das, was mit dem Religionswesen vorging, hie und da stärker oder schwächer war. Mehr wurde diese Begierde gereizt und genähret durch die Künste derjenigen, die ein Gewerb daraus machten — und dieser wurden immer mehrere — von dem Genusse und von der Abwechselung in demselben Vortheile zu ziehen. Rec. will hier eine Bemerkung einschalten, welche bey mehreren Stellen dieses Abschnittes und des ganzen Buches hätte gemacht werden können. Es ist schwer, bey der Beurtheilung der Sitten der Zeit, und bey einer Vergleichung derselben mit vergangenen Zeiten gerecht zu seyn. Wir sind mit der Gegenwart zu genau bekannt, kennen nicht nur das Detail, das Kleinliche ganz, sondern haben oft darunter gelitten, uns darüber geärgert, vielleicht ohne Erfolg dagegen geeifert. Die Vergangenheit hingegen schwebt nur im Ganzen vor uns, wir sehen das Grofse, nicht das Kleine, wissen hier blofs, was wir dort fühlen, das wirkt ganz anders. Rec. hat sich absichtlich von Leuten, deren Jugend in die Zeiten vor und in den siebenjährigen Krieg fiel, das Detail der Vergnügungen und des geselligen Treibens und Geniefsens beschreiben lassen, und glaubt gefunden zu haben, dafs es damals, wo nicht ärger, doch eben so arg gewesen ist, als nachher; nur die Anzahl der Menschen, welche sich in dem Kreise der Vergnügungen und des Genusses herumtrieben, war geringer. Allerdings ist das wichtig!

Drittens. Die Begierde nach Abwechselung vermehrte die Arten des Genusses. Ostentationsluxus verschwand mehr — vielmehr, breitete sich nicht so aus; — dagegen rifs ein Bequemlichkeitsluxus ein. Wohlfeilheit vieler Gegenstände des Luxus machte Abwechselung möglich, führte jedoch dagegen wiederkehrende Ausgaben herbey. — Unsere Väter richteten sich für ihre ganze Lebenszeit einmal ein. Der silberne Topf, welcher auf der Hochzeit paradirte, feyerte die Jubelhochzeit mit. Wie ist es jetzt so anders! — Sehr richtig ists, dafs das Hauptübel, das hieraus folgt, moralischer Art ist, die kleinliche Begierde nach Abwechselung erfüllt Herz und Kopf mit elenden Gegenständen, und erzeugt ein Haschen nach Veränderungen und nach dem Neuen in weit wichtigeren Dingen. Wie wahr! Von dem weiblichen Geschlechte ging die Begierde aus, aber Männer wurden die Kuppler. Das *Modejournal* war, besonders für kleine Städte, ein Gift. Am ekelhaftesten zeigte sich der Modegeist bey jungen Leuten männlichen Geschlechts, und Rec. setzt hinzu, hier that er am meisten Schaden, er füllte diesen gerade in den Zeiten, die für das ganze Leben die allerwichtigsten sind, den Kopf mit höchst läppischen und alles ernste Studiren und Sinnen tödtenden Kleinigkeiten an.

Besonders schädlich ward *viertens* diese Begierde dadurch, dass es an einem bedeutenden Gegengewichte fehlte. Die Gesellschaft gab kein Gegengewicht ab, vielmehr ward sie eine der Hauptquellen des Verderbens. Nicht ein *Weib*, sondern *Weiber* herrschten darin. Der häufige Genufs der gemischten Gesellschaften tödtet alle Kraft. Auch die Belebung und Aufheiterung, welche gemischte Gesellschaften, sparsam genossen, geben können, fällt beym häufigen Genufs derselben weg. Trefflich sagt der Vf. S. 144: „Unwahr wird der Mensch, der einen grofsen Theil seiner Zeit in einer Gesellschaft zubringt, in welcher er über mehrere Gegenstände sich gar nicht, über manche seiner Denkweise ganz entgegengesetzt nur äussern kann und darf, habituelle Verstellung erschlafft mit der Zeit die wahre Kraft des Geistes und des Charakters. — Man sehe die Hofleute. — Das Ganze ist lesenswerth.

Die Clubs sollten gleichsam zum Zufluchtsort gegen die Langeweile der gemischten Gesellschaften dienen. Aber sie wurden ein Übel mehr. Hier näherten sich Menschen von verschiedenen Ständen. Diefs wurde nachtheilig, weil der Staat zurückblieb. Besondere Folge war die verderbliche Wuth des hohen Spiels; — nicht das *hohe* Spiel allein ist aber ein fürchterliches Übel, sondern auch das *häufige* Spielen, welches durch die Clubs befördert wird, ist ein grosses Übel. Der Unterschied unter den Männern, welche täglich in den Clubs spielen, und denen, die das nicht thun, zeigt dieses sehr deutlich. Nächst diesem wurden diese Clubs der Sitz von Raisonneurs, welche die Maſsregeln und das Personale der Regierungen herunterrissen.

Auch der *Staat* gab kein Gegengewicht. Es fehlte hier an einem Monarchen in voller Blüthe der Jahre, in der Lage und mit der Kraft ausgerüstet, den Zeitgeist, welcher sich viel leichter als man glaubt einem eisernen Joche unterwirft, zu beherrschen, und man kann hinzusetzen, ihn richtig zu beurtheilen. Auch die Gewalthaber des Regenten waren entweder Weltmenschen oder Routiniers, gleich unfähig in schwierigen Fällen zu steuern. Die Weltmenschen, besonders in der diplomatischen Laufbahn, hatten gewisse feine Formen angenommen. Anstand, selbst eine Art von Ehrlichkeit, leistete ihre

Schritte. Das verlor sich allmählich. Friedrich war mit daran Schuld, theils weil er seine Gesandten schlecht bezahlte, theils weil er ihnen oft einen Ton führen hiess, der jener Feinheit schadete. Was das letzte angeht, so that Friedrich nichts mehr als was alle anderen Mächte, wenn es die Umstände erfoderten, längst gethan hatten. — Sodann vermehrten die geheimen Emissarien den Geist der Intrigue. — Viel schönes, auch, wie mehreres in diesem Buche, in den göttingischen gel. Anz. bereits Gesagtes über das diplomatische Unwesen, aber zu wenig über den Einfluss der in den Cabinettern mit jedem Tage seltner werdenden Ehrlichkeit.

Die Routiniers waren noch weniger geschickt aufs Zeitalter zu wirken. Sie sahen, immer in ihrem Gleise fortgehend, nie was neben ihnen vorging. Von den Producten der Schriftstellerey kam nichts an sie, wenn nicht einmal zufälliger oder mittelbarer Weise.

Auch die *Religion*, die immer mehr aufhörte Sache des Gefühls zu seyn, welches uns bey allem, was wir thun, laut und schnell anspricht, legte den Begierden keine Zügel an. Die Bibel ward aus thörichter Afterweisheit aus den Händen der Jugend verbannt und castrirt. — Der *Patriotismus* wirkte gleichfalls nichts. Verschwunden oder doch schwach war der allgemeine deutsche Patriotismus. Auch der Provincial-Patriotismus verlor an seinem Gewicht, Egoismus und der Calcul vernichteten ihn, indem man zu sehr auf die Vortheile sah, welche man anderswo zu finden glaubte. — Diess war von jeher ein Deutschland eigenes Übel. Verdiente Männer wandelten aus einem Dienst in den anderen. In anderen Staaten geht diess, etwa das Militär ausgenommen, schon wegen der Sprache nicht an.

Die Zahl derer, die Dienste suchten, ward grösser. Man glaubte auch dem Gange der Maschine durch Anstellung mehrerer Diener fortzuhelfen. Schlechte Bezahlung und illiberale Behandlung war deren Folge, dieses schadete der Rechtlichkeit. — So sehr das Missverhältniss zwischen der Besoldung und den steigenden Bedürfnissen merkbar zu werden anfing: so glaubt doch Rec., dass auch in diesem Jahrzehend ungleich mehr Dienstehrlichkeit herrschte, als in den vorhergehenden. Das Geschlecht unserer Väter mochte in vielen Stücken besser seyn als das unsrige; an einer gewissen delicaten Redlichkeit übertrifft aber das gegenwärtige Geschlecht gewiss die vergangenen. Wie viele haben in den Zeiten des 7jährigen Kriegs, auch ohne Commissarien und Lieferanten zu seyn, sich bereichert, wie wenige dagegen in unseren Zeiten! und wer arbeitete damals wohl für das gemeine Wesen unentgeltlich? Auch ist die Behandlung der Dienerschaft unstreitig seit 50 Jahren unendlich viel liberaler geworden.

Wissenschaftliche Beschäftigungen wurden zwar allgemeiner, allein sie gewannen mehr an Extension als Intension. Die Bemerkung, dass, so unendlich viel ein gebildeter Charakter in wissenschaftlichen Beschäftigungen finden kann, sie selbst wenig auf den Charakter wirken, und dass einem verdorbenen Gemüth erhöhete Einsichten leichter gefährliche Waffen zur Beschönigung seiner Neigungen, als Mittel der Veredlung werden, wird leider durch zu viele Beyspiele bestätigt, als dass man ihr — so gern man es auch möchte — geradezu widersprechen kann.

Der Geist der Unruhe, bemerkt der Vf. in der Folge, ist nichts weniger als ein löblicher Geist, und Thätigkeit, des Menschen Bestimmung, hat nur dann vollen Werth, wenn sie in dem angewiesenen Berufe Statt findet. Die heiligste ist die, welche ein jeder Einzelner in seinem Inneren ausübt, in dem fortgesetzten Streben zur Ausbildung für das Bessere und Höhere; und ein blosses Wirken nach aussen ist weder nützliche Thätigkeit noch Gemeinnützigkeit. So ists bey einzelnen Menschen, so ists mit dem Staate. Auch dieser darf weder den Todten spielen, noch stets schaffen und in allem die Hände haben wollen, sondern er muss, wie der Privatmann, wenn es gut gehen soll, zu rechter Zeit thätig und passiv zu seyn verstehen. Ein Staat, der immer und allenthalben schaffen will, zerstört nicht selten sein eigenes Werk. Wenn der Staat zu schnell jedes Besserscheinende einführen will, so verliert die Existenz der Einzelnen zu viel von ihrer Sicherheit, und der verständige planmässige Eigennutz der Einzelnen hat nicht Muth genug, um thätig zu seyn. Ein schädlicher Speculationsgeist, der vom Augenblick profitiren will, wird rege; und ist das Besserscheinende immer das Bessere?

Über den Einfluss des Staats auf die Bildung der Menschheit, hat der Vf. S. 172 die gemässigten Vorstellungen, wie sie ein jeder Verständiger, der die Welt im Kleinen und Grossen kennt, haben muss. Der Staat vermag Manches, doch bey weitem nicht Alles, und weit mächtiger ist er im Vorbilden als im Bilden. Die Geschichte bestätigt es, dass der Despotismus in seinen verschiedenen Gestalten für eine Zeitlang grosse, unnatürliche Anstrengungen erzwingen kann; allein diese Anstrengungen dauern nicht lange, und die Erschlaffung, welche darauf folgt, ist desto stärker und furchtbarer. Eben die Geschichte bestätigt es, dass die Regierungen selten die Grenzen einer wahren Passivität kennen, — sie werden sie auch nie kennen und respectiren, wenn nicht einzelne Männer von Einsichten und Charakter an der Spitze stehen, sondern wenn ein Treiben vieler einzelner subalterner Menschen Statt findet, welche hier sich gern wichtig machen und dort einen Nebenbuhler nicht gern aufkommen lassen wollen, und so lange nicht der Grundsatz praktisch feststeht: dass jedes Einmischen, jede Änderung als Ausnahme von der Regel anzusehen ist, welche man nicht ohne die triftigsten Gründe machen darf, dann aber, wenn diese vorhanden sind, ohne alle kleinlichen Rücksichten und selbst mit anscheinender Härte machen muss. Dass diese Periode viel Gährungsstoff in sich trug, ist sichtbar; wohin er führen werde, hing von den Umständen ab, welche sich so wenig voraussehen liessen, als es unrichtig ist, wenn man behaupten will, er habe nothwendig ausbrechen müssen, und keine Kraft sey ihn zu unterdrücken oder zu leiten im Stande gewesen.

(Der Beschluss folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 31 AUGUST, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts.* Von *E. Brandes* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension*).

Die dritte Periode umfasst eins der wichtigsten Decennien, welche die Geschichte kennt; und wenn man erwägt, dass ohne die Begebenheiten jenes Decenniums die des jetzigen nicht wohl möglich gewesen seyn würden, das wichtigste und das folgenreichste. So viel vermag man zu sagen, wenn auch gleich noch jetzt, nachdem so manches sich entwickelt hat, so mancher Vorhang hinweggezogen ist, das *Wie* des endlichen Ausgangs in einem Dunkel liegt, welches keiner der Sterblichen zu durchschauen vermag.

Ein geschwächtes, sinnliches, egoistisches Geschlecht war es, das den Stoss, gegeben von einer grossen Weltbegebenheit, aushalten sollte. Billig steht diese folgenreiche Weltbegebenheit unter den Ursachen, welche in dem vorigen Decennio auf den Zeitgeist in Deutschland wirkten, oben an.

Die erste Wirkung der französischen Revolution war, dass sie einen grossen Enthusiasmus für demokratische Grundsätze hervorbrachte. Dem Vf. scheint diess auffallend, weil bey dem Deutschen eine grosse Anhänglichkeit an der Person des Regenten Statt finde. Rec. findet es höchst natürlich. Eines Theils müssen die demokratischen Grundsätze an sich der Menge, welche über das Wesen der Verfassungen höchst unvollkommene Begriffe hat, und von den republicanischen Aufopferungen, mit welchen es ohnehin so arg nicht ist, nichts weiss, gefallen und schmeicheln. Anderen Theils fühlte man in Deutschland fast allenthalben nur aristokratischen Druck, und die Übel blosser Aristokratieen waren in den monarchischen Staaten Deutschlands weit mehr sichtbar, als das Gute der monarchischen Verfassung. Dieser Enthusiasmus war freylich nicht gerade ein Zeichen der Kraft; allein da er sich grösstentheils nur im Sprechen zeigte, so würde er auch leicht zu erklären seyn, wenn selbst die Nation so erschlafft gewesen wäre, als der Vf. sie sich denkt. Auch waren gleich von Anfang an genug Ideen im Umlauf, die auf das Gemüth der gewöhnlichen Menschen mächtig genug wirken konnten, um die Erscheinung, dass eine Begebenheit einer fremden Nation so grossen Enthusiasmus aufregen konnte, höchst begreiflich zu machen. Der glückliche Ausgang der ersten Unternehmungen und die Erbärmlichkeit des Gouvernements, welches gar nicht als höchste Gewalt und Regierung auftrat, sondern als kraftlose, höchst unentschlossene Gegenparthie erschien, benahm den verwerflichsten Handlungen und den schlechtesten Mitteln, wenigstens dem Anschein nach und in den Augen des kurzsichtigen Haufens, einen grossen Theil ihres sträflichen Charakters.

Die Hauptursache der Theilnahme war, nach dem Vf., das Missverhältniss der Stände. Das Gefühl dieses Missverhältnisses war so rege geworden, dass es bey der ersten grossen Veranlassung nothwendig auf das lebendigste erwachen musste. Hätten die Regenten die Stimmung benutzt, und die geschlossenen Körperschaften, in Rücksicht des Staats und der Gesellschaft, gesprengt: so würde die grosse Weltbegebenheit wahrscheinlich in Deutschland nicht so tief eingreifend gewesen seyn. — Diess ist wirklich höchst wahrscheinlich. Denn noch jetzt, da die Neigungen der Gemüther eine ganz andere Richtung genommen haben, da manches, was sonst Wunsch war, lange nicht mehr Wunsch ist, hat der auf Aufhebung des Unterschieds der Stände gerichtete Wunsch an seiner Allgemeinheit und Lebhaftigkeit nichts verloren, ist vielmehr mit jedem Tage stärker, wenigstens lauter geworden. Die Schritte, welche in einigen Staaten für diesen Wunsch geschehen sind, werden daher von den Bewohnern derselben beynahe durchgehends als ein Gewinn gehalten, indem sie für manche von ihnen gefoderte Opfer einen Ersatz finden. Gleichwohl sind diese Schritte noch sehr unvollkommen. Denn noch ist so gut als nichts geschehen, um den Unterschied der Stände in Rücksicht der Gesellschaft aufzuheben, und auch in Rücksicht des Staats ist es weit mehr eine Herabsetzung des immer noch höher stehenden Adels zu den übrigen Staatsbürgern in denjenigen Stücken, wo diese Herabsetzung für die Staatscassen vortheilhaft ist, als eine Gleichsetzung der übrigen Stände mit dem Adel. — Gleichwohl geschah in jenen Zeiten nichts. Im Gegentheil, der Adel drängte sich immer mehr hervor, masste sich immer mehr Stellen ausschliesslich an, und Fürsten liessen sich das gefallen, ja das preuss. Gesetzbuch sanctionirte es sogar. Im geselligen Leben fand eine seltsame, zu Kränkungen führende Annäherung Statt. Aus manchen Ursachen ging, ja drängte sich der Adel zu dem Bürgerstande. Zur Freude der schwachen Eitelkeit, zum Ärger der Vernünftigen. Jene wurden gekränkt, diese empört, wenn so oft die beleidigendste Scheu, Verlegenheit und ein Nichtkennen der Lohn einer freundlichen Aufnahme war. Hiezu kam ein ärgerliches Halten über Hoffähigkeit, Assemblee-Fähigkeit — welches am grellesten dadurch sich zeigte, dass, während die Herren vom Adel jedem reichen bür-

gerlichen Mädchen nachjagten, diese, die oft thöricht genug waren, sich in ein Zwitterleben zu begeben, gleichwohl für eben so unrein gehalten wurden, als bürgerliche Frauen. — So stark ist der Standesgeist, dass sich Männer lieber an ihrer empfindlichsten Seite kränken lassen, oder den Elenden spielen, als dass sie den Standesgeist aufopfern. Richtig sind die Sünden des Adels geschildert; aber zu flüchtig geht der Vf. über die Sünden hinweg, welche diejenigen, die in der Gesellschaft dem Adel am nächsten standen, sich zu Schulden kommen liessen. Gleichwohl trugen auch diese viel dazu bey, um eine Umwälzung populär zu machen. Die Art, wie sie eigenmächtig ihre Cirkel schlossen, der Nepotismus, den sie ausübten, indem sie jedem, der nicht zu ihrer Familie gehörte, das Eintreten in den Dienst aufs äusserste erschwerten, hingegen die Ihrigen mit grosser Unverschämtheit dem Staate aufdrangen, war in den Augen vernünftiger Menschen um so lächerlicher und ärgerlicher, weil sie durchaus nichts von dem für sich hatten, womit der Adel sein Betragen doch noch zu entschuldigen im Stande ist. —

Der biedere Charakter der Deutschen, Mangel eines grossen Centralpuncts und Vorkehrungen gegen Zusammenrottirungen verhinderten, dass es zu einer Explosion kam. Den Vorkehrungen kann man im Ganzen am wenigsten den guten Erfolg beymessen. Sie waren meistens schief, und arteten nicht selten in Verfolgungen aus, die der Achtung der Regierungen nachtheilig waren, und mehr schadeten als nützten.

Schriftsteller von Ansehen traten nicht als Vertheidiger der herrschenden Grundsätze auf, aber sie bekämpften sie auch nicht genug. Dagegen erschien eine Menge von Brochüren und Scharteken, welche den brutalsten Ideen schmeichelten. Wer dagegen schrieb, hiess Obscurant. — Viele, das darf man nicht vergessen, waren es auch wirklich, und so elend die meisten Schriften waren, welche den unseligen Grundsätzen das Wort redeten, so waren doch die meisten, welche dagegen erschienen, noch viel elender. Man wollte alles halten, was nicht zu halten war, und es leuchtete aus den Schriften gegen die Revolution häufig der grösste Egoismus und Eigennutz hervor, da doch die Schriften der Gegenpartey eine Art von Liberalität an sich hatten, welche den grossen Haufen zu täuschen und zu gewinnen im Stande war. — Dass sich die Ansicht mit dem Sturze jeder Partey änderte, ist ganz in der Natur der Sache. Der Ausgang ist leider der Lehrer, dem man allgemein huldigt.

Durch Grundsätze und Stimmung wurden die gehässigsten Leidenschaften geweckt, genährt. Unglück kam hinzu, die Verdorbenheit zu vermehren. Die Religiosität wurde, durch das, was man in Frankreich mit der Religion vornahm, erschüttert, Gleichgültigkeit gegen den Cultus nahm überhand, und man ward gegen die, welche noch religiös waren, intolerant. Das heiligste Verhältniss, die Ehe, wurde nicht nur verletzt — das geschah immer — sondern die Leichtigkeit der Trennung gab dem ganzen Verhältnisse einen anderen Charakter. Die Anhänglichkeit an die monarchische Verfassung ward vernichtet, weil man überhaupt keine individuelle, über andere hervorragende Grösse anerkennen wollte. Aber freylich es zeichnete sich auch keiner durch Grösse aus, und man zweifelte gänzlich an der Kraft, die ein Einzelner am rechten Ort auszuüben vermochte.

Die Hauptansichten, welche in Deutschland bey Beurtheilung der grossen Weltbegebenheit herrschten, bringt der Vf. unter 2 Gesichtspuncte: unter den politischen u. literarischen. Die politische Ansicht zeugte von hoher Beschränktheit. Man blieb beym Sichtbaren stehen, berechnete nicht das Unsichtbare. Man wollte den Enthusiasmus mit Enthusiasmus besiegen; übersah aber, dass es schwerer ist, Enthusiasmus hervorzubringen, als zu erhalten. Was that man aber auch, um Enthusiasmus zu erwecken? Was that man, was konnte man thun, um die Sache, die man trieb, und so wie man sie trieb, zu einer Sache des Volks zu machen? Man vertraute den alten Künsten und Kräften. Nur oben, nur unter Greisen suchte man Hülfe, man legte denen, von welchen man Heil erwartete, die tödtendsten Fesseln an; man benahm den Heerführern gleichsam die Möglichkeit, den Moment mit einiger Zuversicht benutzen zu dürfen. — Die literarische Ansicht war eben so unrichtig. Was bloss praktisch war, wurde Gegenstand der Speculation. Man betrachtete die Ausbrüche demokratischer Wuth als ein neues System, die schrecklichsten Proceduren als physische Versuche, und das Ganze ward endlich ein blosser Gegenstand der Neugierde.

2. *Die Idee von dem steten Fortschreiten der Menschheit* stellt der Vf. als die zweyte Ursache auf, welche in diesem Zeitraum auf den Geist wirkte. — Diese Idee ist an sich nicht neu, der Gedanke daran drängt sich einem auch sehr leicht auf, wenn man einen genau bestimmten Plan zur Ausbildung — Erziehung — des Menschengeschlechts aufsuchen will. Aber freylich wurde diese Idee — von einigen grossen Männern aufgeregt und hauptsächlich dazu benutzt, um einige Lehren des positiven Glaubens, und um einige Begebenheiten, welche diesem Glauben zur Grundlage dienen, mit ihrem Glauben und System in Übereinstimmung zu bringen — in diesem Decennium zu einer Art von Axiom, welches viele annahmen, und wobey wenige sich etwas dachten. Zugleich ward es zu einem Trostgrunde und Trostspruche benutzt, wodurch geängstete Gemüther sich und andere zu beruhigen suchten, oder zu einer Rüstkammer, aus welcher hie und da ein unwandelbarer Bewunderer der Begebenheiten, so wie sie jeden Tag, Grausen erregend, erfolgten und wechselten, die Waffen hervorholte, um sich gegen die Bedenklichkeiten derer, die die Sache aus einem schwärzeren Lichte ansahen, zu schützen, oder sie gar zum Schweigen zu bringen.

Betrachtet man diese Idee als reelle, nicht bloss schöne poetische Idee, so kann die Geschichte allein darüber Auskunft geben — aber freylich Geschichte, wie sie ist, nicht wie sie von den Anhängern dieser Idee componirt und entstellt wird. Diese, bemerkt der Vf., zeigt uns, so weit wir sie verfolgen können, ein Steigen und Fallen, ein Sinken und Erheben, wenn gleich nicht nach so festen Regeln als in der physischen Welt sondern hier früher, dort später, hier schneller dort

langsamer. — Die Anhänger dieser Idee bestimmten sie selten genau dem Subjecte nach, übersahen ganze Welttheile, erwogen nicht, dass es noch nicht erwiesen ist, dass europäische Cultur allenthalben gedeihen kann — Rec. setzt hinzu, dass es problematisch ist, in wie fern sie ein Gewinn ist. — Auch bestimmte man diese Hypothese dem Objecte nach nicht genau. Ohne ein Fortschreiten in der Sittlichkeit lässt sich kein wahres Fortschreiten denken. Das Zeitalter unterstützt von dieser Seite in keiner Hinsicht die Hypothese. — Es ist wohl ziemlich unmöglich, über die höhere und geringere Sittlichkeit eines Zeitalters vor dem anderen ein sicheres Urtheil zu fällen. Der Gesichtskreis eines jeden Einzelnen ist zu beengt, und der Täuschungen jeglicher Art giebt es gar zu viele. Einzelne Züge können überhaupt wenig entscheiden, sonst würden die Zeiten der Kriege, so ungünstig für wahre Sittlichkeit, leicht den Rang vor anderen ruhigen Zeiten gewinnen, denn sie sind unstreitig reicher an Thaten hohes Edelmuths, als die Zeiten der Ruhe, in welchen es an Gelegenheiten zur Übung mancher Tugend fehlt, die in Kriegen sich in ihrem herrlichsten Lichte zeigt. Mehr giebt die Achtung oder Nichtachtung allgemeiner einflussreicher Maximen und Grundsätze, der Wahrheit, Religion, die Anhänglichkeit an unsere Wohlthäter u. s. w. einen sicheren Masstab ab.

Am meisten fand man das Fortschreiten in der Ausbreitung der Cultur des Geistes. Diese Ausbreitung war, besonders in einem Theile von Deutschland, gegründet. Allein sie beweiset an sich kein Fortschreiten der Menschheit, wenn sie nicht mit Fortschreiten in der Sittlichkeit verbunden ist. Dieses ist aber nicht directe Folge von der Ausbreitung der Cultur des Geistes. — — Die Gründe für diese Behauptung sind zwar nicht gehaltlos; allein es lässt sich doch sehr viel dagegen sagen. Auch scheint der Vf. die Wirkungen der erhöheten Cultur bey einem einzelnen Menschen mit den Wirkungen, welche von der Verbreitung richtigerer Begriffe unter dem Menschengeschlechte erwartet werden, zu verwechseln. Wenn es auch wahr ist, dass bey gleichen natürlichen Anlagen, in Rücksicht des Pflichtverhaltens, am sichersten auf den zu rechnen seyn dürfte, dessen gerades Gemüth nicht durch eine für ihn zu weit ausgebreitete Geistescultur geschwächt ist, wie dieses Rec. gern zugiebt: so ist doch damit noch keinesweges bewiesen, dass derjenige, welcher eine nicht zu ausgebreitete Geistescultur hat, der aber über das Wenige, das sein Geist umfasst, richtige Begriffe hat, dadurch an moralischer Kraft verlieren sollte. Setzt man daher das Fortschreiten der Cultur des Geistes darein, dass unter einer grössern Zahl von Menschen richtige — nicht erweiterte — Ansichten von Dingen, über welche sie nothwendig Vorstellungen und Begriffe haben müssen, verbreitet sind: so lässt sich wenigstens so viel behaupten, dass bey ihnen durch Cultur die moralische Kraft nicht geschwächt seyn könne. Will man diess leugnen, so muss man annehmen, dass Irrthum und Vorurtheil der menschlichen Natur zuträglicher sey, als Wahrheit und richtige Einsicht. Alles ist freylich anders, sobald man oberflächliche Vielwisserey des Einzelnen für Cultur halten will, wie viele von der Fortschreitungs-Hypothese eingenommene Gründer, und Vorsteher von Normal- und Real-Schulen, ihrem thörichten Beginnen nach, allerdings zu thun scheinen. Denn — wenige Ausnahmen zugegeben — schadet die Extension von Kenntnissen der Intension. — Eben so ist es zum Theil wahr, dass der Satz, einmal mitgetheilte Gedanken gehen nicht verloren, die Geschichte gegen sich hat. Denn allerdings sind manche Kunstfertigkeiten der Alten verloren gegangen, und manches hat mehr als einmal erfunden werden müssen. Aber gegen die Geschichte scheint es doch nicht zu seyn, dass eine jede Epoche der Cultur etwas zurücklässt, das für eine nachfolgende Epoche wohlthätig wirkt, ihr zur Stütze dient, und ein schnelleres Fortrücken möglich macht. Die Buchdruckerkunst vermag allerdings ein Zeitalter nicht ganz vor dem tiefen Sinken u. vor der Ausartung zu verwahren. — Sie ist ja nur ein Medium, und es kommt alles darauf an, was dieses Medium in Bewegung setzt. Der Geist der Lüge und des Trugs vermag eben so kräftig durch dasselbe zu wirken, als der Geist der Wahrheit. Auch wird kein Kenner der Geschichte behaupten wollen, dass es keine menschliche Gewalt geben könne, die sich dieses Medii nicht zu jedem beliebigen Zweck zu bedienen im Stande sey. Aber das wird man doch nicht ableugnen können, dass durch die Buchdruckerkunst der gänzliche Untergang der Werke des menschlichen Geistes beynahe unmöglich gemacht worden ist, und dass, wenn man auch eine gänzliche Verfinsterung des menschlichen Geistes und einen Verfall der Cultur zu den Möglichkeiten rechnen will, doch so viel gewiss zu seyn scheint, dass es einem künftigen Geschlechte, unter welchem die Cultur wieder aufleben würde, nicht schwer werden kann, unsere Cultur und die Cultur vergangener Zeitalter sich anzueignen. Aus diesem allem zusammengenommen dürfte, nach Rec. Dafürhalten, die Idee von dem Fortschreiten der Menschheit in Rücksicht der Cultur des Geistes, am ersten sich vertheidigen lassen. Immer bleibt jedoch noch die Bedenklichkeit: was ist denn nützliche, wahre Cultur? eine Bedenklichkeit, welche nur gehoben werden kann, wenn einst die grosse Frage: was ist denn Wahrheit? beantwortet seyn wird.

Weniger Gehalt hat die Idee des Fortschreitens, wenn man darunter ein Fortschreiten des physischen Wohlseyns, aus dem Wohlstande entspringend, versteht. Jede grosse Weltbegebenheit zerstöret und vermindert den Wohlstand bey Millionen. Das nutzbare Eigenthum geht dabey nie von einer Hand ganz in die andere. Auch ist es in keiner Hinsicht gleich viel, ob das, was Millionen verlieren, Hunderten oder Tausenden zu Theil wird, und grösser ist das Unglück dessen, der das Seinige verliert, als das Glück dessen, der es erhält. Physisches Wohlseyn kann überdiess nicht höchster Zweck der Menschheit seyn, sondern nur Mittel zur Bildung der edelsten Eigenschaften des Kopfes und Herzens. Nach Erfahrung und Geschichte war es nie in stetem Fortschreiten. Wüsten sind jetzt da, wo einst Palläste und Gärten waren. — Die Geschichte bestätigt einen fortwährenden Wechsel und Veränderung der Dinge, aber es ist theoretisch falsch, und noch mehr

praktisch schädlich, dieses Anderswerden so geradezu für ein Besserwerden zu halten, denn alles Festhalten am geprüften Guten muss dabey zu Grunde gehen, und die Reaction zur Erhaltung des Bestehenden gegen die Angriffe des schlechteren Neuen wird vernichtet. Diese Fortschreitungshypothese hatte im Wissenschaftlichen, wie im Politischen, höchst nachtheilige Folgen. Sie sollte sogar die schöne Hoffnung der Fortdauer ersetzen. Im Politischen unterstützte sie die demokratischen Gesinnungen. Es schien ja ein Zeichen der zunehmenden Reife, keines Oberhaupts zu bedürfen, sondern seine Angelegenheiten selbst besorgen zu können. Sie führte zum Herunterreissen der individuellen Grösse, der ausgezeichneten Achtung, die Einzelnen gebührt. Keiner sollte *mehr* seyn, und gänzlich übersah man, dass durch Einzelne das meiste gute Grosse, was je geschah, ward. Und in mehrerer Hinsicht ist dieser Fatalismus unendlich schädlicher, als zu grosse Vorstellung vom Werthe des Alten, die jede Neuerung, auch die wohlthätigste erschwert.

Im Wissenschaftlichen vergass man den, freylich auch seine Einschränkung leidenden, Grundsatz: Prüfet alles, und das Gute behaltet, welcher der Neuerung so gut das Wort redet, als er das Alte schätzt; und der Speculationsgeist, nicht zufrieden durch grosse Bücher zu gewinnen, sondern auf eine noch leichtere Charlatanerie, auf mündliche Vorlesungen vor gemischten Auditorien verfallend, verdarb noch mehr. Die meisten Fortschritte wurden in den Erfahrungswissenschaften gemacht, aber es waren nicht Deutsche, die voran gingen.

Die achtbaren Grundzüge des Nationalcharakters — Treue, Rechtlichkeit, Wahrheit — auch im Wissenschaftlichen von der grössten Bedeutung, wurden durch den Zeitgeist vermindert. Im Wissenschaftlichen zeigte sich dieses durch verringerten Wahrheitssinn. Die Deutschen waren inzwischen die kenntnissreichste Nation, die sich alles Fremde aneignete. Was bey anderen Nationen in vielen Zweigen des menschlichen Wissens Eigenthum einzelner grosser Köpfe blieb, ward bey uns herrschende, allgemein verbreitete Ansicht. — Dank unseren vortrefflichen Universitäten! Besonders war dieses mit der Geschichte der Fall. Hier zeigte sich aber, dass, wenn die Hauptgesichtspuncte einmal richtig gefasst sind, jede neue Ansicht einen Rückschritt enthält. — Leider wollte die Menge, welche sich in das grosse Feld der Geschichte wagte, ohne mehr Geschichte zu wissen, als in der kleinen Weltgeschichte steht, sich durch neue Ansichten helfen, und dadurch entstanden die vielen erbärmlichen Producte, die das ganze Studium entstellen. — Am meisten warf man sich auf Metaphysik. Mit jedem Tage wechselten die Systeme. Sie ergriff alle Wissenschaften, äusserte die stolzesten Anmassungen, leistete allenthalben sehr wenig, und schadete hie und da sehr viel, tödtete, leitete irre. Über Kunst ward viel geschrieben, das Vorhandene ward getadelt, aber wenig Grosses geleistet. Eine *gemachte* Schwärmerey kam an die Tagesordnung, weit erbärmlicher als jede andere Schwärmerey, darum, weil sie *gemacht* war. Alle versündigten sich gleichmässig an der Nation durch die fürchterliche Verdrehung u. den Missbrauch der Sprache. Der schnelle Wechsel der Systeme, für einen Beweis der Fortschritte des menschlichen Geistes ausgegeben, beweiset den geringen Werth der meisten Systeme, den Mangel an Kraft. Eben so gemein als die Neigung zu abstracten Speculationen war die Systemsucht geworden. Systematisch, vollständig sollte daher jedes Buch seyn. Diese Vollständigkeit ward oft Gegenständen zu Theil, wo sie zum Trivialen, Platten führen musste. Man schrieb ausführliche Anweisungen über das Gemeinste. Nur Bücher zum Nachschlagen müssen vollständig seyn. Bey anderen Werken, deren Zweck ist, zum Nachdenken zu reizen, schadet sie. Ein Buch, dessen System äusserst mangelhaft ist, kann gleichwohl von sehr hohem Werth seyn. Diese Behandlung ist Schuld, dass wir weniger vorzügliche Bücher, als vorzügliche Köpfe haben, und dass die Kunst, ein Buch zu machen, bey uns, die wir so viele Bücher haben, nicht die Höhe erreichte, als bey den Franzosen und Engländern. Hierin liegt die Ursache, warum unsere Literatur nicht in der Achtung bey Ausländern steht, die ihr gebührt. — In allem diesem ist viel Wahres. Allein es ist auch viel dagegen zu sagen. *Einmal* fodert der vernünftigere Theil nicht allenthalben Vollständigkeit und ein schulgerechtes System, sondern unterscheidet dabey wie sichs gebührt, und wie es der Vf. will. Wenn man es von *vielen* Schriften fodert, so liegt der Grund darin, weil *viele* Schriften von der Art sind, dass man, selbst nach dem Vf., dieses fodern kann. Denn welche Nation hat so viele Compendien, Systeme, Commentarien, Repertorien, und wie man die Producte *der fleissigen Hand* sonst nennt, als die deutsche leider! hat. *Zweytens*, man versteht oder übt in Deutschland zu sehr das *Büchermachen*, das heisst, die Fertigkeit, eine gewisse, möglichst grosse Anzahl von Bogen Papier zu füllen, und versäumt darüber das Meditiren eines Buches. Daher haben wir so viele *gefertigte*, und so wenige *gedachte* Schriften, so manche Männer *von schriftstellerischem Rufe*, so wenige *von schriftstellerischem Werthe*. Diess rührt daher, dass die meisten Bücher mehr oder weniger des Honorars wegen geschrieben werden. So lange als dieses geschieht, und so lange nicht unter den Reichen mehrere sich der Schriftstellerey widmen, wird es uns an Werken, wie sie vorzüglich die englische Literatur aufzuweisen hat, und welche dem menschlichen Geist wahrhafte Ehre machen, und das Gebiet des Denkens erweitern, fehlen. *Ferner* ist es zwar wahr, dass ein Buch ein schlechtes System haben und doch von hohem Werth seyn kann. Allein würde dessen Werth und Brauchbarkeit nicht noch grösser seyn, wenn es nach einem besseren System geschrieben wäre? — Richtig nennt es der Vf. ein Glück, dass sich in Deutschland die Wissenschaften ohne unmittelbare Einwirkung der obersten Macht entwickelten. Eben so gerecht ist auch der Vorwurf, dass die Staatsgewalt, da wo sie es allein konnte und musste [bey dem Unterrichte der Jugend], der Ausbreitung eines falschen Ganges nicht immer weise und milde entgegenwirkte. — So gefährlich es ist, und man darf dreist sagen, so schädlich es ist, wenn die Regierungen einen allgemeinen Studienplan gesetzlich vorschreiben: so nöthig ist eine weise Aufsicht auf den Gang derselben. Rec. kann nicht umhin, hier von dem verehrungswürdigen Vf. und dessen Freunde, dem ehrwürdigen *Heyne*, zu rühmen, dass niemand besser, als sie, welche Göttingen durch die gefährlichste Periode hindurchzuführen hatten, und mit einem Ruhm, der ewig dauern wird, hindurchgeführt haben, diess verstanden haben. Ein *Compte rendu* von dem, was zu diesem Zwecke geschehen ist, wie man hier durch Rath und Aufmunterung, dort durch freundliches Warnen oder Erschwerung, selten durch Gebot und Verbot, es so zu machen wusste, dass jede Disciplin in die rechten Hände kam, darin blieb, und dass keiner, der ihr gefährlich werden konnte, sich ihrer bemächtigte, dass man fortschritt, nicht fortsprang, dass der Sectengeist, die schädliche Schülermacherey, das Brilliren durch neue Systeme, das Verächtlichmachen der alten, möglichst verhütet wurde, würde ein eben so lehrreiches, als für das ehemalige Curatorium dieser berühmten Universität ruhmvolles Werk seyn. Wie trefflich hat sich nicht so mancher Schritt bewährt und belohnt, den die Kurzsichtigkeit und die Leidenschaft aufs bitterste tadelte! — Ob der Wahn, der die Nation beherrschte, mit dem Wohlstande verschwunden, ob die Vorhaltung der Wahrheit zur Erkenntniss und Besserung führen werde, das alles wagt Rec. nicht zu entscheiden.

3. Charakteristisch und nachtheilig wirksam war *die schnelle Verbreitung der Begebenheiten und Ideen des Tages durch Zeitungen, Journale und Flugschriften*. Sie ward Quelle der Seichtigkeit, und Nahrung für die Unruhe.

Das vervielfältigte Zeitungslesen vermehrte die politische Kannengiesserey, diese schadete dem Wahrheitssinne. Man haschte nach Neuigkeiten, ohne auf Wahrscheinlichkeit, ja physisch-geographische Möglichkeit zu achten.

Wie die Zahl stieg, so wurden die Zeitschriften schlechter. Doch wurden sie Hauptlectüre, ja einzige, und zum grossen Nachtheil wahrer Bildung, blieben wahrhaft classische Schriften des Alterthums und der neueren Zeit ungelesen. Es entstand eine Circulation nicht fruchtbringender Art. Oberflächlichkeit und Schalheit, wozu von den neueren Pädagogen der Grund gelegt war, ward noch mehr verbreitet.

Möge das Werk dazu beytragen, dass die nächsten 30 Jahre nach beendigtem, Gott weiss, wie vieljährigem Kriege, zu erfreulicheren Betrachtungen Stoff darbieten!

PN.

Monatsregister

vom

August 1808.

I. Verzeichniſs der im Monat Auguſt in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Anſichten der weſtlichen Schweiz von *W.* 200. 375.
Anthologie für Knaben und Mädchen 189. 287.
Anti-Leviathan oder über das Verhältniſs der Moral zum äuſseren Rechte und zur Politik 190. 289.
Atlas pour servir au Voyage aux Indes Orientales par le P. *Paulin de St. Barthélemy* 200. 369.

B.

Baumgarten kleiner Briefſteller für Mädchenſchulen 199. 367.
Becker Beſchreibung meiner Reiſe in den Departementern vom Donnersberge, vom Rhein und von der Moſel im 6 Jahre der franz. Republik. 2 Auflage 180. 215.
Beſchreibung der Dardanellen 200. 375.
Brandes Betrachtungen über den Zeitgeiſt in Deutſchland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts 202. 388.
Baazen Beyträge zu einer künftigen Phyſiologie. 1 Th. 186. 268.

C.

Campe Robinſon der Jüngere. 8te rechtmäſsige Aufl. 183. 240.
Claudius allgemeiner Briefſteller 195. 320.
— — nützliche, auf alle faſt erdenkliche Fälle, nach den Erfoderniſſen des gegenwärtigen Zeitalters eingerichtete Briefe. 11 Aufl. 195. 319.
Code de commerce, collationné sur les regiſtres du conseil d'état par M. *Raynal* 195. 329.
— — des droits de taxe d'entretien de routes et des octrois municipaux. Nouv. Edit. 180. 209.
— — des droits réunis ou Manuel pratique des Adminiſtrateurs, Directeurs, Inſpecteurs, Controleurs et Employés de la Régie. 1. 2 Livraiſon 180. 209.
Code des Finances, ou Recueil des Lois et arrêtes rélatifs aux Mandats, Assignats, Contributions, Fermages, Loyers et Obligations entre les Citoyens 180. 209.
Consbruch kliniſches Taſchenbuch für praktiſche Aerzte. 1 Band. 5te Aufl. 202. 392.
— — — phyſiologiſches Taſchenbuch für Aerzte und Liebhaber der Anthropologie. 2te Aufl. 185. 256.

D.

Dactyliotheca Stoſchiana. 2 B. 2 Lieferung 195. 318.
Danziger Portefeuille zur Nachſicht bey Fouragegeſchäften. 2te Aufl. 179. 207.
Dintenfaſs, das, oder die untrüglichſte Anleitung, alle Arten von Dinten, Farben und Tuſchen zu bereiten 181. 223.
Dumas Anfangsgründe der Phyſiologie oder Einleitung in eine auf Erfahrung gegründete, philoſophiſche und mediciniſche Kenntniſs des lebenden Menſchen. Aus dem Franz. von *Kraus* und *Pickhard.* 1. 2 B. 181. 217.
— — Principes de Phyſiologie ou Introduction à la science expérimentale, philoſophique et médicale de l'homme vivant. T. 1—4 181. 217.

E.

Eichholz Darſtellungen aus der Schweiz 200. 375.
Encyklopädie, allgemeine, für praktiſche Aerzte und Wundärzte. Bearbeitet und herausgegeben von *Consbruch* und *Ebermaier.* 2r Th. 2te Aufl. 185. 256.
Deſſelben Buchs 7r Th. 1r B. 202. 391.
Enthüllung der Hieroglyphen in dem Bienrodiſchen A B C Buche 200. 376.

G.

Goldbek die Metaphyſik des Menſchen, oder reiner Theil der Naturlehre des Menſchen 180. 215.
Görres Expoſition der Phyſiologie 181. 217.

H.

Hagenbruch kurze Handlungsgeſchichte der europäiſchen Nationen. Nach dem Italiäniſchen des Hn. *Serofani* (Scrofani) 200. 375.
v. Halem proſaiſche Aufſätze. 4 B. 199. 365.
— — Schriften. 4 B. 199. 365.
Hirt die Baukunſt nach den Grundſätzen der Alten. Proſpect 193. 317.

I.

Index botanicus ſiſtens omnes fungorum ſpecies in *Perſonii* ſynopſi methodica fungorum enumeratas a *D. G. H. L.* 180. 216.

K.

Kabalen des Schickſals. 6s Bdchen. 181. 224.
Keſsler Grundzüge zu einem Syſtem der Phyſiologie des Organismus 181. 217.

L.

v. Leipziger Ideal einer ſtehenden Armee im Geiſte der Zeit 201. 377.

M.

Maier der Kalender, oder faſsliche Erklärung der in demſelben vorkommenden merkwürdigſten Begebenheiten am Himmel, der verſchiedenen Einrichtungen der bürgerlichen Geſellſchaft in Hinſicht auf Zeitrechnung, und der kirchlichen Verordnung der Sonn- und Feſt-Tage 199. 368.
Michel de l'Ortographe du verbe ou Ortographe de Principe. Ed. 2 200. 376.

N.

Nemnich Beyträge zur Cigarren-Kunde 186. 263.

R.

Rambach vaterländiſch-hiſtoriſches Taſchenbuch auf alle Tage im Jahre. Wohlfeile Ausgabe. 1—3 B. 190. 295.
Reſultate, die, der Sittengeſchichte. I. Die Fürſten 199. 361.
Roſenmülleri hiſtoria interpretationis librorum ſacrorum in eccleſia chriſtiana. P. I—III 179. 201.

S.

Schaaff Antiquitäten und Archäologie der Griechen und Römer 193. 313.
— — Encyklopädie der claſſiſchen Alterthumskunde. 1. 2 Th. 193. 313.

Schaaff Literaturgeschichte und Mythologie der Griechen und Römer 193. 315.
Schlegel Europa. I B. 1. 2 H. II B. 1. 2 H. 188. 276.
— — über die Sprache und Weisheit der Indier 187. 265.
Siebenbergen Ideen zu einer Methodik d. Medicin 201. 381.

T.

Tauchermaschine, die, des Hn. P. *Kreeft* in Barth. Von einem Augenzeugen 185. 259.
Thiersch Tabellen, enthaltend eine Methode, das griechische Paradigma einfacher und gründlicher zu lehren 192. 308.

V.

Venturini Handbuch der vaterländischen Geschichte für alle Stände braunschweig-lüneburgischer Landesbewohner. 1—3 Th. 194. 321.
Vlacq Tabulae Sinuum, Tangentium et Secantium et Logarithmorum Sinuum, Tangentium et numerorum ab 1 ad 10000. ed. nova a *Ebert* 200. 375.
Voyages aux Indes Orientales, par le P. *Paulin de St. Barthélemy*, Missionnaire; traduit de l'italien par M***. 1—3 T. 200. 369.

W.

Walther Physiologie des Menschen mit durchgängiger Rücksicht auf die comparative Physiologie der Thiere. 1. 2 B. 181. 217.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Arnold in Dresden 200.
Barth in Leipzig 185. 202.
Büschler in Elberfeld 200.
Clement, Gebr., in Paris 195.
Depot des Lois in Paris 180.
Deterville in Paris 181.
Dieterich in Göttingen 180. 181. 192.
Fleischer in Leipzig 200.
Fleischer d. J. in Leipzig 179.
Frauenholz und Comp. in Nürnberg 195.
Frölich in Berlin 201.
Gabler in Jena und Leipzig 181.
Gleditsch in Leipzig 186.
Gräff in Leipzig 185. 195. 200.
Hahn in Hannover 202.
Hanisch in Hildburghausen 179.
Heinrichshofen in Magdeburg 195.
Keil in Magdeburg 193. 199.
Keyser in Erfurt 200.
v. Kleefeld in Leipzig 181.
Klüger in Arnstadt 200.
Korn in Breslau 200.
Krüll in Landshut 181.
Lassaulx in Koblenz 181.
Magazin für Literatur in Stuttgardt 181.
Mayer in Salzburg 199.
Mohr und Zimmer in Heidelberg 187.
Nicolovius in Königsberg 190.
Perthes in Hamburg 180.
Raspe in Nürnberg 189.
Realschulbuchhandlung in Berlin 195.
Rondonneau in Paris 180 (2).
Schöne in Berlin 179. 180.
Schubothe in Kopenhagen und Leipzig 186.
Schulbuchhandlung in Braunschweig 185.
Thurneisen S. in Paris 200.
Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 190.
Vieweg in Braunschweig 194.
Waldeck in Münster 199. 201.
Wilmanns in Frankfurt am Mayn 188. 199.

III. Intelligenzblatt des August.

Literarische Notizen.

Fortsetzung der Uebersicht der neuesten ungarischen Literatur 56. 449.

Ankündigungen.

Akademische Buchhandlung in Frankfurt an der Oder Verl. 59. 488.
Andreäische Buchhandlung in Frankfurt am Mayn Verl. 57. 469.
Braunes'sche Buchhandlung in Berlin Verl. 52. 429. 430. 53. 438.
Brönner in Dillingen Verl. 58. 479.
Crusius in Leipzig Verl. 57. 469.
Dabelow's Archiv für den Code Napoléon. 3s Stück 55. 455.
Feuerbrände, neue. 5r Band 15s Heft 56. 461.
Gräff in Leipzig Verl. 57. 471.
Heinrichshofen in Magdeburg Verl. 56. 462. 463.
Hemmerde und Schwetschke in Halle Verl. 56. 464.
Hennig kurländische Sammlungen 55. 453.
Intelligenzblatt zu den neuen Feuerbränden No. 17—30 57. 467.
Keil in Kölln Verl. 58. 477.
Kümmel in Halle Verl. 52. 430. 431.
Martini in Leipzig Verl. 58. 477.
Nicolovius in Königsberg Verl. 57. 471. 58. 478. 479.
Orell, Füssli und Comp. in Zürich Verl. 59. 486.
Schmidt in Berlin Verl. 52. 431.
Schüppelsche Buchhandlung in Berlin Verl. 52. 432.
Stettinsche Buchhandlung in Ulm Verl. 56. 464.
Stiller in Rostock Verl. 56. 461.
Waisenhausbuchhandlung in Halle Verl. 52. 431. 432.
Waltherfche Hofbuchhandlung in Dresden Verl. 53. 435.
Weidmannische Buchhandlung in Leipzig Verl. 53. 440. 55. 455.
Winkelmanns Werke, neue Ausgabe von *Fernow* 53. 435.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Abegg in Heidelberg 59. 482.
Agoston in Pesth 55. 452.
v. *Allagovich* in Presburg 55. 452.
Andreü in Wittenberg 59. 482.
v. *Bärnkopf* in Pesth 51. 442.
Beck in Leipzig 59. 485.
Bergmann in Göttingen 59. 482.
Boos in Wien 54. 442.
Bory de St. Vincent in Paris 52. 427.
Bougine in Karlsruhe 52. 427.
Bozzini in Frankfurt am Mayn 52. 427.

v. Bretfeld in Prag 54. 441.
Dillis in München 56. 459.
Eichrodt in Karlsruhe 52. 427.
Emmerling in Giessen 59. 484.
Erdmann in Wittenberg 59. 482.
Fest zu Kirchdorf in der Zips 54. 442.
Fischer in Karlsruhe 52. 427.
Fischer in München 56. 459.
Flachsland in Karlsruhe 59. 483.
Gensichen in Kiel 59. 483.
Grandidier in Cassel 59. 483.
Hardegg in Stuttgardt 59. 483.
Hauber in München 56. 459.
Herzberg in Karlsruhe 52. 427.
Hess in München 56. 459.
Hofer in Wien 54. 441.
Huber in Cassel 59. 483.
Jacobi in Stuttgardt 59. 483.
Jekel in Wien 54. 441.
v. Jordanszky in Pressburg 55. 452.
Kellerhofen in München 56. 459.
Kis in Ungarn 55. 452.
Klein in Wien 54. 442.
Kobel in München 56. 459.
Kobel in München 56. 459.
Lamin in München 56. 459.
Langer in München 56. 458.
Langer in München 56. 459.
Langlès in Paris 52. 430. 59. 483.
Leonhard in Hanau 52. 427.
Liczy zu Neusohl in Ungarn 55. 452.
Linde in Warschau 54. 441.
v. Lüerwald in Prag 54. 441.
Luschin in Klagenfurt 54. 443.
Maler in Karlsruhe 52. 427.
v. Mannlich in München 56. 459.
Marx in Krakau 54. 442.
Meier in Kopenhagen 52. 427.
Mezler in Hohenzollern - Sigmaringen 59. 483.
Moreau in Paris 59. 482.
Murhard in Cassel 59. 483.
Niethammer in Kirchhausen 59. 483.
Nowodworsky in Prag 54. 441.
Ortner in Villach 54. 442.
Ottenberger in Prag 54. 441.
Porbeck in Karlsruhe 59. 483.
Purkhardt in Ungarn 55. 452.
Putnick in Ungarn 55. 452.
Richter in Göttingen 59. 483.
Riedler in Wien 54. 442.
Rösslin in Tübingen 59. 483.
Rumi in Iglo 54. 443.
Rumpf in Giessen 59. 484.
Schelling in München 56. 458.
Schlegel in Ilmenau 52. 427.
Schultes in Krakau 54. 442.
Schütz in Halle 59. 483.
Seidel in München 56. 459.
Seiler in Wittenberg 59. 482.
Spendou in Wien 55. 452.
Stoffregen in Riga 52. 428.
Storr in Stuttgardt 59. 483.
Suë in Paris 59. 482.
Szontagh in Eperies 54. 441.
v. Tournon in Bayreuth 52. 427.
v. Türk zu Eisenstratten in Klagenfurt 54. 443.
Turdy in Prag 54. 441.
Weinschenk in Rothweil 59. 483.
Weiske in Lübben 59. 483.
Wielandt in Karlsruhe 52. 427.
Wikosch in Ollmütz 54. 442.
v. Witzleben in Cassel 52. 427.
v. Wolffradt in Cassel 52. 427.
Zadig in Cassel 59. 483.
Zandt in Pforzheim 59. 485.
Zappe in Wien 54. 442.

Nekrolog.

Belleteste in Paris 52. 428.
Debelloy in Paris 52. 428.
Fraidl in St. Pölten 55. 453.
Geyser in Kiel 59. 484.
Hartenkeil in Salzburg 52. 428.
Hupfauer in Landshut 59. 484.
Lodtmann in Osnabrück 52. 428.
Niclas in Lüneburg 59. 484.
Nitsch zu Saros - Patak in Ungarn 55. 453.
Phleps in Hermannstadt 55. 453.
v. Riese in Frankfurt am Mayn 52. 428.
Ritter in Berlin 59. 484.
Rousseau in Gotha 59. 484.
Spangenberg, geb. *Wehrs*, in Göttingen 59. 484.
Wenzel in Maynz 52. 428.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Hohenzollern - Sigmaringen, Preisertheilung der Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens 57. 465.
Isle de France, Nachricht von der Société d'émulation 52. 428.
Kopenhagen, Versammlung der Gesellschaft der Wissenschaften 56. 459.
München, Stiftung einer königl. Akademie der bildenden Künste 56. 457.
Neapel, Errichtung einer königl. Akademie der Wissenschaften, der Philologie und der Künste 57. 465.
Paris, öffentliche Versammlung, Preisertheilung und Preisfrage der Classe für Geschichte und Literatur des Instituts am 1 Jul. 54. 445.
Prag, Preisertheilung der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften am 9 May 54. 445.
Teleki, des Grafen, in Ungarn, Preis für die beste Abhandlung über die Errichtung einer gelehrten Gesellschaft in Ungarn ist zuerkannt worden 54. 444.
Turin, Sitzung der Classe für die physischen und mathematischen Wissenschaften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften am 11 Jun. 56. 459.
Wien, Preisvertheilung in der k. ständischen Akademie der bildenden Künste am 9 Jan. 54. 444.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Amsterdam, Antrittsrede 58. 476.
Antwerpen, Preisvertheilung an der Arzneyschule 53. 434.
Brüges, Preisvertheilung bey der Akademie 53. 435.
Freyburg, gegenwärtiger Zustand der Universität und Lectionsprogramm 53. 433.
Göttingen, Preisfragen für die Studirenden 59. 481.
Jena, Promotionen, Prorectorats - und Decanats-Wechsel 58. 473.
Kopenhagen, Geburtstagsfeyer des Königs und Preisaufgaben für die Studirenden 52. 425.
Leipzig, Promotionen, Fest - und Gedächtniss-Reden 58. 473.
Leyden, Prorectoratswechsel 58. 476.
Lüttich, Einweihung des Lyceums 53. 434.
Meiningen, verbesserte Einrichtung des Lyceums 52. 426.
Paris, mit dem Conservatorium der Musik wird eine Declamationsclasse verbunden 52. 425.
Petersburg, Errichtung einer Schule der Schiffbaukunst 53. 434.

Rinteln, Promotion 58. 476.
Schleswig und Holstein, Schulnachrichten 58. 476.
Soroe, Geburtstagsfeyer des Königs auf der Akademie 52. 425.
Wittenberg, Promotionen, Stiftungsreden und Prorectoratswechsel 58. 474.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Adams in Petersburg ist von seiner Reise nach dem Eismeer zurückgekehrt 53. 435.
Alterthümer, in Ungarn gefunden 55. 454.
Asker-Khan, persischer Gesandter, besucht die kaiserl. Bibliothek zu Wien 59. 484.
Breslau, die Universität will dem Grafen *Hoym* ein Denkmal errichten 52. 430.
Bücherauction in Erlangen 52. 432.
— — — in Neustrelitz 55. 465. 57. 472.
Bücher zum Kauf 58. 479.
Canal von Languedoc, der Plan dazu ist vollendet 56. 460.
Code Napoléon soll in Baden eingeführt werden 59. 484.
Cunoische Buchhandlung in Jena wird zum Verkauf angeboten 55. 456.
Descroizilles in Paris hat sein Kalimètre vervollkommnet 58. 478.
Directorium der J. A. L. Z. Antwort auf die Bemerkungen eines Ungenannten in No. 145 des Allg. Anz. d. Deutsch. über die Rec. von *Canards* Grundsätzen der Staatswirthschaft 54. 445.
Feuerbrände, die Redaction der neuen, und des Intelligenzblattes derselben an die Hn. Redacteurs und Herausgeber politischer Journale und Zeitungen 58. 480.
Gesandschaft, die Gelehrten bey der russischen, nach China haben besondere Reisen gemacht 53. 435.
Hollers zu Würzburg Vermächtniss an das bischöfl. Seminar das. 53. 436.
Kupferstich-Auction in Frankfurt am Mayn 59. 488.
v. *Liechtensterns* in Wien erhält die Redaction der Aufnahmscharten des k. k. Generalquartiermeisterstabes 54. 446.
Murhard in Cassel Antwort auf die Bemerkungen eines Ungenannten in No. 145 des Allg. Anz. der Deutschen über die Rec. von *Canards* Grundsätzen der Staatswirthschaft 54. 446.
Pansner ist nach Petersburg zurückgekehrt 53. 436.
Retowki bereist Kamtschatka 53. 436.
Sammlung etruskischer Vasen, soll zu Paris erscheinen 56. 460.
Stamaty's Cabinet de phelloplastique zu Paris 56. 459.
Steinregen in Mähren am 22 May 54. 446.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1. SEPTEMBER, 1808.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: *Über die extemporane Redekunst oder über die Kunst des freyen Vortrags, vornehmlich für Prediger und solche, die es werden wollen*, bearbeitet von *Adolph Georg Kottmeier*, Prediger zu Hartum bey Minden. 1808. 170 S, 8. (12 Gr.)

Über das Improvisiren in der Redekunst giebt es drey Parteyen: entschiedene Gegner desselben, welche zu jedem Vortrag eine eigene Vorbereitung verlangen, und das unvorbereitete Sprechen für gewissenloses, leichtsinniges Geschwätz und Wagestück erklären; entschiedene Vertheidiger desselben, die darein die Kunst des Metiers setzen, wie Gorgias über jeden vorgelegten Gegenstand unvorbereitet reden zu können, und denen, welche sichs nicht zutrauen, alle Geschicklichkeit im Handwerk absprechen möchten; die letzte Partey geht den Mittelweg, und behauptet, dass man in der Regel seine Vorträge gewissenhaft meditiren und memoriren solle, da man aber dazu, auch bey dem besten Willen, überhäufter Geschäfte wegen oft keine Zeit übrig habe, so müsse man diese Kunst wenigstens verstehen, um im Nothfall einen solchen Gebrauch davon zu machen, dass auch der Gebildetere, der solche Vorträge hört, keinen merklichen Unterschied zwischen ihnen und sorgfältig einstudirten gewahr wird. Zu den letzteren gehört der Vf. vorliegender Schrift. Sie war schon dem 2ten B. seiner *Texte und Materialien* vorgedruckt; „da sie aber das Glück hatte, mit ausgezeichneter Güte aufgenommen zu werden, so liess er sie besonders abdrucken, und in einer durchaus neuen Gestalt erscheinen."

Er nennt die Kunst, ohne Vorbereitung eine Reihe von Vorstellungen im Zusammenhange richtig, deutlich und mit einer dem jedesmaligen Zwecke angemessenen Schönheit in Worten mitzutheilen, die *extemporane Redekunst*. — Es giebt Grade des Extemporirens. Fehlt es an Zeit, die Rede wörtlich niederzuschreiben und zu memoriren; muss man sich begnügen, nur einen kurzen Entwurf davon zu machen, der erst während des Redens ausgeführt wird, oder allenfalls nur im Kopfe zu disponiren: so ist der Vortrag mehr oder weniger extemporan. Findet aber gar keine Vorbereitung Statt, ist auch zum flüchtigen Überdenken und Ordnen dessen, was zu sagen ist, keine Zeit vergönnt: so ist er frey und extemporirt im strengsten Sinn. Den Hauptentschuldigungsgrund des Extemporirens setzt der Vf. in den Mangel an Zeit zur längeren Vorbereitung. „Ist's dem Prediger möglich," fragt der Vf. S. 20, „sich auf seine Vorträge immer gehörig vorzubereiten? Verstatten seine übrigen Amtsgeschäfte ihm stets diese Vorbereitung? wird er nicht oft in Lagen kommen, wo er schlechterdings gezwungen ist, unvorbereitet aufzutreten, ja zuweilen im strengsten Sinne zu extemporiren? Wer mit der Situation so vieler, vornehmlich der Landprediger, bekannt ist, wird unbedenklich diese Fragen bejahen." Rec., als Landprediger mit der Lage derselben nicht unbekannt, kann dem Vf. diese Behauptung nur in den seltensten Fällen einräumen. Die Reden am Krankenbette und bey Privatcommunionen ausgenommen, wo oft die augenblickliche Veranlassung Form und Materie des Vortrags bestimmt, müssen ihm zur Vorbereitung auf seine übrigen Vorträge wenigstens einige Stunden übrig und verstattet seyn, wobey also wenigstens das Extemporiren im strengsten Sinn wegfällt. Die Hinderungen und Nebengeschäfte, die der Vf. aufzählt, sind von der Art, dass sie, wenn sie auch alle in Einen Zeitpunct zusammentreffen, wenigstens zur Hälfte von der Hand gewiesen, und auf eine gelegenere Zeit hinausgeschoben werden können. Man halte es nur nicht für unhöflich und entehrend, einem ungelegenen Besuche, einem Anlaufe von Zudringlichen, die uns über die geringfügigsten Dinge stundenlang aufhalten, weil sie nicht wissen, dass wir etwas Besseres zu thun haben, sich zu entziehen. Man hänge dem Vergnügen, der Gesellschaft und dem ökonomischen Interesse nicht so sehr nach, dass man im Vertrauen auf seine Redefertigkeit die höhere Berufspflicht darüber versäumt, und man wird immer ein kleines Concept mit auf die Kanzel bringen. Rec. hält es für gefährlich, dem Predigerstande eine so vielseitige Geschäftigkeit zuzugeben, dass ihm alle Zeit zum Concipiren seiner Vorträge benommen würde, weil es in ihm so viele Arbeitsscheue giebt, die schon über einigem Andrang von Geschäften die Besinnung verlieren und zu erliegen fürchten, und ohnediess schon zum Improvisiren geneigt, die gedruckte Erlaubniss dazu noch ärger missbrauchen. Hat man ja sogar in der Sacristey unter dem Gesang noch Zeit genug zu verhüten, dass man nicht ohne alle Prämeditation aufzutreten braucht, man müsste denn durchaus seinen Eigensinn darauf setzen, zu sehen, wie viel man bey gänzlicher Stofflosigkeit zu Markte bringen könne. — So viele Grade des Extemporirens

es giebt, so viele Grade des Präparirens giebt es auch. Zieht man nun von beiden Extremen eine gewisse Summe ab, so trifft man auf eine Mittelzahl, wo der Vortrag weder extemporirt noch präparirt, sondern also beschaffen ist, dass dazu jeder Prediger, unseres Erachtens, unter allen Umständen Zeit und Musse genug hat. Dass also die Studirstube des Vfs. an manchen Tagen, wo er nicht eine halbe Stunde sein nennen kann, „sonderlich am Sonnabend und am Morgen des Sonntags," einem Bureau gleicht, in welchem die verschiedenartigsten Geschäfte abgethan werden, beweist nur so viel, dass er seine Leute verwöhnt hat; und man muss ihm billig rathen, diese Gewohnheit abzustellen, da diejenigen unverschämte Diebe sind, die dem Prediger gerade diese Stunden rauben.

Doch der Nothfall macht es dem Prediger nicht allein zur Pflicht, sich der Kunst des Extemporirens zu befleissigen. Man muss es auch thun, um den Gefahren und Nachtheilen des wörtlichen Concipirens und Memorirens zu entgehen. Diesen Grund urgirt und hebt Rec. mehr heraus, als der Vf. Man soll keiner Gewohnheit gefesselter Sklave seyn, und nur zu leicht verlernt man gänzlich die Fertigkeit, das Mindeste aus dem Stegreif zu produciren und vorzutragen, oder man erlernet sie nie, wenn man ausschliessend nur concipirt und memorirt. Zwar bringt man es auch im Letzteren zu immer grösserer Vollkommenheit, so dass man ungleich kürzere Zeit dazu braucht, als ein Anderer, der seine Vorträge selten zu Papier bringt. Aber auch dem Binnenländer ist es gut, schwimmen zu können, und jeder Mensch sollte die linke Hand so geschickt zu brauchen wissen, als die rechte. So gehört es unstreitig zur allseitigen rednerischen Ausbildung, in der Kunst zu extemporiren sich nicht ganz verwahrlost zu haben. Viele haben bekanntlich ein schwaches Gedächtniss, und nichts ermüdet und verzehrt die Körper- und Seelen-Kräfte mehr, als ein ängstliches Memoriren aller Redetheile. Darin sollten Alle einverstanden seyn, dass keine Rede, auch nicht als Ausnahme von der Regel, abgelesen werden darf, und dass eine einigermassen gelungene extemporirte der schönsten abgelesenen vorzuziehen sey. Bedenkt man ferner, was der Vf. nicht einmal in Anschlag bringt, dass mit Concipiren und Memoriren so manche schöne Stunde aufgewandt wird, die man auf andere, auch nicht unwichtige Geschäfte verwenden könnte: so lässt sich nicht leugnen, dass es eine schätzbare Sache wäre um das Extemporiren, wenn man es darin zu einer Fertigkeit bringen könnte, dass der Zuhörer eben so sehr durch die extemporirten, als durch die vorbereiteten Vorträge befriedigt, und unserem Gewissen durch jene eben so sehr Genüge geleistet würde, als durch diese. Das Leben berühmter Redner aus der älteren und neueren Zeit lehrt, dass es viele zu einer staunenswürdigen Fertigkeit gebracht haben, ja, dass sie weit berühmter gewesen sind durch ihre extemporane, als meditirte Beredsamkeit. Eine lockende Einladung für Jeden, ihrem Beyspiele zu folgen, und seine Kräfte auch in diesem Felde zu versuchen. Mancher ist vielleicht von Natur zu dieser Kunst vorzüglich begabt. Es ist also wohl der Mühe werth, dass man ihm mit einer Anweisung, diese Anlage in sich zu cultiviren, zu Hülfe kommt. Der Talentlose, sollte man denken, wird ohnediess zu schüchtern seyn, als dass er einem Wagestück sich anvertrauen sollte, das für ihn peinlicher ist, als tagelange Mühe und Arbeit. Der Talentvolle aber, der mit der Anlage auch die nöthige Beherztheit verbindet, wird, nach erhaltener Anweisung, den Versuch, von dem er sich, wie jene Ente vom Schwimmen, aller von Redekünstlern an ihn ergangenen Warnung ungeachtet, doch nicht abhalten lässt, nur um so glücklicher bestehen. Die gewagten halsbrechenden Künste sind für manche Menschen die anziehendsten. Da man sie nicht ganz verbannen kann, so muss man sie wenigstens gefahrloser und unschädlicher zu machen suchen durch vernünftige Anleitung.

Wir kommen endlich auf einen Grund, den der Vf. gar nicht berührt. Ist nämlich die Erlernung dieser Kunst nichts Unmögliches und der Natur der Dinge Widersprechendes: warum soll sie nicht erlernt werden dürfen? Weil sie zur Trägheit verführt? Es fragt sich noch, ob diejenigen die trägeren sind, die von jedem Versuche, sie zu erlernen, weil ihnen im Voraus davor graut, abstehen, oder diejenigen, die sie zu erlernen Muth und Eifer bezeigen. — Weil der extemporane Vortrag weniger Werth hat als der vorbereitete? Aber wenn nun die Kunst gerade darauf hinarbeitet, und darin besteht, dass jener denselben gleichen Werth als dieser bekommen soll. — Weil schon die Versuche im Erlernen nicht ohne Schaden und Nachtheil für die Gemeinden ablaufen können? Aber wie? wenn die Anweisung dahin ausfällt, dass dieser Schaden glücklich abgewandt wird, und die Versuche meistens ausserhalb der kirchlichen Versammlung angestellt werden. — Ist sie das, wofür sie sich ausgiebt, *Kunst*: dann muss sie auch, nicht gerechnet, dass sie unserem Berufe so nahe liegt, und dem Redner mancherley Vortheil an Zeitersparniss, selbst Ehre bringt, mit allen übrigen Künsten das gemein haben, dass sie, ohne alles Interesse schon um ihrer selbst willen, d. h. um sich seiner durch die Kunst geübten und erhöhten Kraft zu freuen, erlernt und ausgeübt zu werden verdient.

Ob daher gleich Rec. an den unsern Zeiten noch aufbehaltenen schwachen Rest von Redekunst, d. h. an die geistliche, solche Anfoderungen macht, dass es ein wahres Wunder seyn müsste, wenn die extemporirte Rede ihnen eben so sicher entspräche, als die meditirte: so muss er doch den Bemühungen des Vfs., zur Erlernung und Ausbildung jener Kunst nähere Anleitung zu geben, Gerechtigkeit widerfahren lassen, und kann in den ängstlichen Ton derer nicht einstimmen, die einer solchen Unterweisung gleich vorn herein allen Freypass verweigern möchten. Freylich muss ein Lehrer dieser Kunst in unseren Tagen sehr gute Versicherungen von sich stellen, wenn man ihm Vertrauen schenken, und seinen Unterricht mit

Vergnügen anhören soll. Aber der Vf. erwirbt sich dieses Vertrauen, indem er die Gefahren nicht verschweigt, die dem Redner auf diesem schlüpfrigen Boden begegnen, und §. 9—13 ausdrücklich die Mängel aufführt, worin der freye Vortrag dem meditirten nachsteht. Auch er gelangt zu dem Resultat: „dass wir bey jenem nicht den Massstab anlegen dürfen, wie bey diesem; dass ersterer von dem Ideal der Redekunst *in der Regel* weiter entfernt bleiben wird, als eine wörtlich concipirte, sorgfältig memorirte, und mimisch eingeübte Rede"; und wiewohl er §. 14, 15 dem freyen Vortrag auch manche Vorzüge vor dem studirten einräumt, die wir, kurz gesagt, nicht hoch anschlagen können, so gesteht er doch §. 17 gerne: „dass man es schwerlich dahin bringen werde, dass der extemporirte Vortrag die rhetorische Vollkommenheit eines wohlstudirten erreiche." Es wird nur wenigen talentvollen Männern möglich seyn, in einem Athem eine halbe, wohl gar eine ganze Stunde, ohne auch nur eine Minute schweigen, sich besinnen und sammeln zu dürfen —, unvorbereitet so zu reden, dass wider die Correctheit der Sprache und wider die Bestimmtheit der Begriffe gar nicht gefehlt würde. Man muss beym freyen Vortrag gar sehr seine Foderungen herabstimmen; nicht eine solche streng-logische Ineinanderflechtung und Zusammensetzung der Ideen, nicht den Rhythmus und Numerus, nicht immer der Sache so ganz angemessene Wendungen, nicht so ausgesuchte Ausdrücke, Tropen und Figuren — kurz! bey weitem nicht das alles, was von einer wohl ausgearbeiteten Rede gefodert werden kann, darf man hier erwarten."

Die extemporane Redefertigkeit soll nach ihm nicht ein Spielwerk des Leichtsinns, und Polster der Trägheit für Leute seyn, die von der hohen Würde und Absicht der geistlichen Rede keinen Begriff haben; sie ist ihm vielmehr eine *Kunst*, und soll als solche nach Regeln studirt werden. Die vornehmsten, die der Vf. darüber aufstellt, sind folgende: a) Uebung der Redefertigkeit in einer edeln häuslichen Erziehung, wobey besonders die Sprachorgane biegsam, die Zunge geläufig zu machen, eine richtige, reine Aussprache hervorzubringen ist. b) Noch mehr als der häusliche leistet der *öffentliche* Unterricht. Schade, dass die wenigsten Schulanstalten diesen Gegenstand noch ihrer Aufmerksamkeit würdigten. Verstandesübungen, die Materialien sammeln und ordnen lehren, die zur Bestimmtheit im Denken, zum Zergliedern des Zusammengesetzten, und zur Vielseitigkeit in der Ansicht eines und desselben Gegenstandes anleiten — eigene Übungen im Disponiren — die sokratische Methode, wobey nicht bloss auf die Richtigkeit, sondern auch auf die Form der Antwort zu sehen, und die Frage so zu stellen ist, dass sie dem Schüler Gelegenheit giebt, mehrere Sätze und Perioden zu sprechen — Declamirübungen, wobey man den Redenden zuweilen allein treten, und die Übrigen horchend und ernst einen Kreis um ihn schliessen, ihn den Lehrstuhl besteigen, oder in Gegenwart Fremder einige Minuten reden lässt u. s. w. — Den Geübteren wird zuweilen ein Thema gegeben, zu dessen Ausführung die Materialien in der Masse ihrer Kenntnisse vorräthig sind, und lässt sie auf der Stelle darüber reden. Ein Haupterfodernis des unvorbereiteten Redens ist Freymüthigkeit und Gegenwart des Geistes. Schon beym Kinde muss dazu der Grund gelegt werden. Man behandle den Knaben und Jüngling liberal; halte ihn nicht in einer mönchischen Zurückgezogenheit von Menschen; flösse ihm ein bescheidenes Selbstvertrauen ein. c) Auf der Akademie räth der Vf. zunächst α) das Unterrichtgeben an. β) Sprech- und Disputir-Übungen, welche in einem Cirkel guter Freunde wöchentlich etliche Mal auf den Zimmern angestellt und in den Candidaten-Jahren fortgesetzt werden. γ) Öffentliche Disputatoria unter der Direction akademischer Lehrer. d) Als Candidat schon Predigten zu extemporiren, möchte der Vf. auf keinen Fall anrathen. Aber minder gefährlich wäre es, wenn man zuweilen schon als Candidat Versuche zu extemporiren in Betstunden und bey öffentlichen Kinderlehren machte, welche letzteren man zu dem Ende absichtlich mit unvorbereiteten bald kürzeren bald längeren Anreden an die Erwachsenen zu durchflechten hätte, weil es etwas ganz anderes ist, mit Geläufigkeit in einer Gesellschaft oder im Schulzimmer als in einer Kirche zu reden. Der Übergang muss aber doch einmal gemacht werden, und diese Gewöhnung allmählich geschehen. Beym Predigen versuche man sich zuerst im Extemporiren einzelner Parthieen des Vortrags in kleinen Versammlungen, kleinen Kirchen, wo das Locale von dem engeren, traulichen Gesellschafts-Locale sich nicht so weit entfernt, vor Zuhörern aus niederen Ständen, von denen Sprachunrichtigkeiten, Wiederholungen, kleine Verwirrungen, nicht so leicht bemerkt, nicht so anstössig gefunden werden. e) In den ersten Jahren der Amtsführung darf man nur zuweilen extemporiren, bloss um sich zu versuchen. Auf kleineren Pfarrstellen lerne man gut extemporiren, um einst auf grösseren davon Gebrauch zu machen. Übrigens ist genaues schriftliches Concipiren und Memoriren gerade das vorzüglichste Mittel, gut extemporiren zu lernen. Man memorire indessen auch ein wörtliches Concept nicht gar zu ängstlich, erlaube sich absichtlich oft Abweichungen von ihm, wähle für den freyen Vortrag nur einen Gegenstand, dem man durchaus gewachsen ist. — Fortgesetztes gründliches Studium der Muttersprache, wodurch man sich einen disponibeln Wortvorrath in Bereitschaft hält, und mechanische Fertigkeit in der Sprache erwirbt, innerhalb der Schranken einer anständigen Popularität. — Es giebt eine gewisse, zum Extemporiren bequeme Sprache, und diese muss man sich zu eigen zu machen suchen. Man hüte sich vor zu langen Perioden, aber auch vor zu kurzen, weil durch jene der Ideenvorrath verwirrt, durch diese zu schnell abgebrochen und aufgezehrt wird. — Durch eine natürliche Construction und durch bedächtliche Declamation, bey welcher man einigermassen Zeit gewinnt, während des Redens sich zu besinnen, wird

mancher Solöcismus und Barbarismus vermieden. Man hüte sich vor erkünstelter Wärme.

Die gröſste Gefahr, welche dem Stegreifprediger droht, ist die Gefahr zu verstummen. Um dieser zu entgehen, giebt der Vf. ganz treffende Anweisungen, die wir aber, so wie vieles Andere, dem Leser aus dem Grunde vorenthalten, damit er nicht verleitet werde, in der Recension das Buch zu suchen, sondern sich dieses selbst anschaffe und lese.

A + X.

Zerbst, b. Kramer: *Philidor's Kritik des Immanuel*, eines (vorgeblichen) Buches für Christen und Juden. Oder: Der letzte und höchste Triumph der Vernunft über den Glauben an Offenbarung. 1806. X u. 151 S. gr. 8. (16 Gr.)

Rec. kennt das Buch: *Immanuel*, dessen Inhalt hier bestritten wird, bloſs der Relation nach, die in dieser Widerlegung daraus gemacht wird, und weiſs also nicht, wie gut oder schlecht der Vf. desselben die Sache des Offenbarungsglaubens, die er zu vertheidigen übernommen, geführt hat; aber so viel weiſs er, daſs die Waffen, womit die gegenwärtige Schrift den Offenbarungsglauben bestreitet, weder neu noch furchtbar sind. Der Vf. hat die dialogische Form gewählt. „Menon ist auf der Seite des Offenbarungsglaubens; Philidor aber spricht für den höchsten und letzten Triumph der Vernunft, indem er den Offenbarungsglauben in seiner Grundveste erschüttert und durch unwiderlegliche Vernunftwahrheiten die *Unmöglichkeit* einer Offenbarung *auf Seiten unserer* und ihre *Überflüssigkeit* beweist." Vorr. S. IX. X. Hiemit hat Philidor nicht nur seine Absicht, sondern zugleich seine Meinung über das, was er geleistet habe, zu erkennen gegeben. Wir gestehen aufrichtig, daſs wir mit Menon's Antworten nicht immer zufrieden sind, und daſs wir seinen Gegner nicht so friedlich zu dem Resultate hätten gelangen lassen, das er S. 146 so ausgedrückt hat: *„Gott offenbart sich mir nur durch mich selbst; Gottes Wort ist meine Vernunft.* Jede Offenbarung bedarf der Vernunft; die Vernunft aber nicht der Offenbarung." Allein Menon giebt von S. 148 an nicht nur das ganze Resultat, sondern auch jede einzelne Behauptung Philidors zu, und bekennt sich am Ende völlig überwunden.

Unseres Bedünkens hätte Menon gleich anfangs gegen den Standpunct der bloſsen Reflexion und Abstraction, worunter ihn sein dialektischer Gegner gefangen nimmt, protestiren sollen. Er hätte ihm das Räsonnement von psychologischer Unmöglichkeit (S. 28) nicht zugestehen, nicht über das sonderbar genug sogenannte *„Gefühlsding"* (d. h. Gott. S. 41, 42.) so flüchtig hinweggleiten lassen, und nicht das unzeitige Bekenntniſs S. 44 ablegen sollen: „Ich erschrecke nun nicht mehr, wenn ich von Ihnen die Worte höre: *Gott ist eine bloſse Idee.*" Das ist ja eben das πρωτον ψευδος! Rec. wenigstens würde nicht wie S. 63 disputirt haben. *„Menon:* Mithin verwerfen Sie alle *Geheimnisse der Religion? Philidor:* Gerade zu! was der Mensch für wahr halten soll, das muſs er schlechterdings *prüfen* können, und, nach angestellter Prüfung, übereinstimmend mit seinen *allgemein anerkannten Grundsätzen* befunden haben. Dieser Satz ist in Rücksicht der Religion *wahrlich ohne alle Einschränkung;* weil sie gerade der erhabenste Gegenstand des Menschen ist, von welchem nicht allein das Glück seines Hierseyns, sondern gar auch die Seligkeit seines ewigen Fortseyns abhängt. *Aberglaube* ist noch weit schädlicher als *Unglauben* (Unglaube), weil jener niemals, wie dieser, eine Quelle des Glücks für uns werden kann. *Menon:* Warum sollte uns aber Gott nicht etwas geoffenbart haben, das wir in *jenem* Leben erst einsehen können; um in *diesem* nur unseren Glauben zu prüfen?" Wenn Menon so antwortet und fragt: so ist es freylich kein Wunder, wenn Philidor an ihm zum Ritter wird!

S. 48 hat Menon den guten, nur in der letzten Hälfte nicht gut ausgedrückten, Gedanken: „Die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung beweise ich aus ihrer Wirklichkeit; da noch dazu das Geschehenseyn der übersinnlichen Begebenheiten historisch und ihre Unerklärbarkeit aus dem Naturlaufe *philosophisch* bewiesen ist." Aber er läſst sich durch Philidors vages Räsonnement über *Wunder* und *Weissagungen*, welche keine Belehrungsmittel seyn könnten, sogleich davon abbringen. Ja, er sagt sogar S. 146 ganz treuherzig: „die Erfahrungsbeweise für die Möglichkeit der Offenbarung haben Sie neulich (nämlich S. 48) schon verworfen; was wäre mir also nun noch zu ihrer Vertheidigung übrig?" Philidor ist auch nicht unerkenntlich für eine solche Nachgiebigkeit, und er ertheilt seinem gefälligen Gegner das zweydeutige Lob: „Es gereicht Ihnen wirklich zur Ehre, daſs sie diese nicht öfter, als ein einziges Mal, erwähnt haben!" Da Menon einmal so weit gebracht ist, so befremdet es auch weiter nicht, wenn er auf derselben Seite auf die Behauptung: „daſs es für uns Menschen, welche nicht alle Gesetze und Kräfte der Natur kennen, eigentlich ganz und gar keine Wunder geben kann," *ex tacito* antwortet!

Nach dem Angeführten ist der von Philidor über seinen Gegner Menon (wie auch über den Vf. des Immanuel und einen Recensenten in der allgem. deutschen Bibliothek) mit so leichter Mühe davon getragene Triumph von keiner groſsen Wichtigkeit, und wir zweifeln, ob es dem Sieger mit geschlossenem Visir so leicht werden dürfte, bey andern Gegnern mit seiner bloſsen Vernunft den Offenbarungsglauben gänzlich danieder zu schlagen. Übrigens hofft Rec. mit dem Vf. (nur in einem etwas anderen Sinne), daſs es der *„letzte Triumph der Vernunft über den Offenbarungsglauben"* seyn werde! Der Vf. verdient als ein redlicher, eifriger Wahrheitsforscher, wie er in der ganzen Schrift erscheint, alle Achtung; aber sagen muſs man es, daſs der von ihm, wie von so vielen anderen vor ihm, betretene Weg nicht der rechte ist, und daſs durch die von ihm so sehr erhobene bloſse Vernunftreligion der Menschheit nie ein ersprieſslicher Dienst geleistet werden kann.

mcr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 2 SEPTEMBER, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Koblenz, b. Pauli: *Annalen der Gesetzgebung Napoleons*, herausgegeben von *L. Lassaulx*. Ersten Bandes erstes Heft. 1808. 116 S. 8.

Die Geschichte der französischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung bot seit dem Ausbruch der Revolution ein wundervolles und contrastenreiches Schauspiel dar. Im Kampf nach einem schönen Ideal stürzte sich eine grosse und gebildete Nation in eine entsetzliche Wirklichkeit. Indem sie der bürgerlichen Ordnung und Aufklärung huldigte, versank sie in Anarchie und Barbarey. Indem sie ihren um Philosophie und Humanität hochverdienten Schriftstellern die Ehre des Pantheons zuerkannte, übergab sie ihre Schüler der Guillotine. Indem sie eine den Geist finsterer Jahrhunderte athmende Gesetzgebung aufhob, alle von Priesterarroganz, Geburtsaristokratie und Feudalität eingeführten Fesseln der Vernunft, des Talents und der Industrie vernichtete, führte sie einen Zustand der Dinge ein, in welchem kein Talent blühte, die Industrie erstarrte, öffentliches Zutrauen verschwand, und die Sicherheit des Eigenthums erschüttert wurde. So erschien vor etwa 10 Jahren das Resultat der längst vorbereiteten, mit stillem Jubel begrüssten, Revolution. Schon nahete ihr Untergang im Strudel der von ihr selbst hervorgebrachten Desorganisation. Da trat plötzlich ein in ihrem Schoos erzogenes, von ihren früheren und schöneren Idealen begeistertes, mit Riesenkraft des Willens und Verstandes ausgerüstetes Genie an der Hand des Schicksals in die Mitte. Auf seinen Ruf vereinigten sich die kämpfenden Elemente. Er fixirte die Revolution, vertilgte ihre Widersprüche, führte auf ihrer eigenen Grundlage das Gebäude der umgestürzten Verfassung wieder auf, schuf eine Gesetzgebung, welche revolutionäre und vorrevolutionäre Principien harmonisch vereinigte, hob sein Volk zur Herrschaft der Welt, und unter der Aegide seines Namens seine Gesetzgebung zur Gesetzgebung aller gebildeten Völker. — Diese Skizze des Ausgangs der französischen Staatsumwälzung ist nicht neu. Aber sie ist wohl die würdigste Einleitung zur Ankündigung einer der Aufbewahrung der Gesetzgebung Napoleons gewidmeten Zeitschrift. Der thätige und kenntnissvolle Herausgeber hat sich schon durch das nunmehr eingegangene Journal für Frankreichs Gesetzkunde und Rechtsgelehrsamkeit verdient gemacht. Das Interesse des Publicums an allen Erscheinungen im Gebiet der französischen Jurisprudenz ist so gross, dass Rec. bey diesem *ersten* Hefte, um die Aufmerksamkeit des Publicums zu reizen, sich auf eine blosse Inhaltsanzeige glaubt beschränken zu können.

I. *Gesetzgebung.* 1) *Kaiserliche Statuten vom 1 März 1808, in Betreff der Einführung eines neuen Erbadels in Frankreich und der Stiftung von Majoraten.* Dieses höchst merkwürdige Gesetz besteht aus zwey Statuten. Durch das erste wird in Frankreich ein neuer Geburtsadel decretirt, durch das zweyte wird er organisirt. Die Bestimmungen des ersten Statuts sind folgende: 1) die Inhaber der grossen Reichswürden führen den Namen: *Prinz* und *Durchlaucht*. 2) Die Minister, Senatoren, lebenslänglichen Staatsräthe, Präsidenten des gesetzgebenden-Corps und Erzbischöfe führen den Titel: *Graf*. 3) Die Präsidenten der Wahlcollegien der Departemente, der erste Präsident und General-Procurator des Cassationshofes, der Rechnungskammer, der Appellationshöfe, die Bischöfe, die Maire der 37 bey der Krönung erscheinenden Städte führen den Namen: *Baron*. Doch müssen die Präsidenten der Wahlcollegien drey Sessionen hindurch präsidirt, die übrigen Präsidenten und Generalprocuratoren dagegen ihr Amt *zehn Jahre* hindurch zur Zufriedenheit des Souverains bekleidet haben. 4) Die Mitglieder der Ehrenlegion führen den Titel: *Chevalier*. 5) Die Titel der Generäle, Präfecten und anderer wichtiger Civil- und Militär-Beamten oder um den Staat verdienten Bürger, werden vom Kaiser in einzelnen Fällen bestimmt. 6) Ein Mitglied der Wahlcollegien der Departemente, welches drey Sitzungen beygewohnt und seine Function zur Zufriedenheit des Kaisers verwaltet hat, kann sich um die Ertheilung des Titels: *Baron*, melden. 7) Die ältesten, rechtmässigen, natürlichen und adoptirten Söhne der Grossdignitarien führen den Titel: *Herzog des Reichs*, wenn ihr Vater zu ihrem Vortheil ein Majorat von 200,000 Franken jährlicher Einkünfte stiftet. 8) Wer seines Amts wegen die Grafenwürde führt, kann sie auf seinen ältesten Sohn fortpflanzen, wenn er ein Majorat von 30,000 Franken Revenüen stiftet. 9) Der durch sein Amt zum Baron erhobene ist auf gleiche Art zur Fortpflanzung seines Titels autorisirt, wenn er ein Einkommen von 15,000 Franken beweist, und den dritten Theil desselben zur Dotation des Titels bestimmt. 10) Der Personalritter pflanzt die Würde durch eine Dotation von 3000 Franken fort. 11) Wer zur Fortpflanzung der Herzogs- oder Grafen-Würde berechtigt ist, kann auch auf seinen ältesten oder nächstältesten Sohn ein Baronenmajorat fundiren. Rec. kann wegen Mangel des Raums den Inhalt

des zweyten, das neue Adelsinstitut organisirenden Statuts nicht referiren. Die Bestimmungen desselben sind minder wichtig und folgen aus der Natur der Sache. Die dem Majorat gewidmeten Güter werden zwar der Circulation, aber keineswegs den öffentlichen Steuern entzogen. Auch geniefsen die Titulirten keine anderen, als die ihnen im Statut verliehenen Vorzüge. Der Unterschied zwischen diesem neuen französischen und dem alten Adelsinstitut ist sehr grofs, und kann in folgenden Hauptmomenten aufgefafst werden. 1) Aller ursprüngliche Adel ist ein blofser Personal- oder Verdienst-Adel, den der Staat mit der Ertheilung der Würde oder des Ehrenzeichens selbst proclamirt. 2) Aller erbliche Adel geht von dem Personal- oder Verdienst-Adel aus, kann daher nie für Geld erworben werden. 3) Er ist mit dem Genufs des Majorats oder gewisser Güter nothwendig verbunden, einen bettelnden Edelmann, einen *Chevalier d'industrie* läfst das französische Adelsinstitut nicht zu. 4) Er geht nur auf den Ältesten der Familie über, kann folglich nie zahlreich werden. 5) Er giebt der Person vor ihren Mitbürgern, aufser Rang und Titel, keine andere, und den Gütern gar keine Vorzüge. — 2) *Religiöse und bürgerliche Verfassung der Juden in Frankreich.* — Eine treffliche Erläuterung über den Zweck des im Monat October 1805 in Paris versammelten Sanhedrins. Der Zustand der Juden wurde in Frankreich durch drey Decrete vom 17 März 1808 fixirt. Die revolutionäre Gesetzgebung erhielt dadurch gewifs zum Besten der wahren Aufklärung und Industrie eine retrogradirende Richtung. Durch das erste Decret wird die jüdische Kirche in Frankreich und die innere Policey derselben organisirt, und die ifraelitischen Synagogen und Consistorien unter dem Vorsitz von Grofsrabbinen und unter der strengsten Oberaufsicht des Staats gebildet; es wird ihnen zur Pflicht gemacht, die Entscheidungen des Sanhedrins ihren Lehren zum Grunde zu legen, für die Verfertigung der Conscriptionsliste zu sorgen, über die Moralität ihrer Untergebenen zu wachen, und den öffentlichen Gewalten diejenigen, die keine Mittel zur Existenz haben, anzuzeigen. Zu Grofsrabbinen sollen vor allen anderen die Mitglieder des grofsen Sanhedrins gewählt werden. Jeder nicht angestellte Rabbine, welcher seinen Wohnsitz in Frankreich behalten will, mufs durch eine förmlich unterzeichnete Erklärung seine Anhänglichkeit an die Entscheidungen des grofsen Sanhedrins bezeugen. Das zweyte Decret schränkt den Wucher der Juden ein. Der zweyte Titel desselben ist der Wichtigste. Es soll kein Jude, ohne ein besonderes Patent des Präfecten des Departements erhalten zu haben, einen Handel treiben. Dieses Patent soll nicht anders, als nach genauen Erkundigungen und auf das Zeugnifs des Municipalraths und des Consistoriums der Synagoge über das Wohlverhalten des Patentisirten, und darüber, dafs er keinen Wucher und unerlaubten Handel getrieben habe, ertheilt werden. Es ist alle Jahre zu erneuern. Es wird auf den Antrag des kaiserlichen Procurators bey den Gerichten durch eine gerichtliche Specialentscheidung wieder eingezogen. Jedes Handelsgeschäft des nicht patentisirten Juden ist nichtig. Jedes andere Geschäft desselben kann gerichtlich revidirt werden, und ist der Nichtigkeitserklärung, wenn ein 10 von Hundert übersteigender Wucher erwiesen wird, unterworfen. Kein auf einen Juden lautender Schuldschein kann ohne den Beweis eingeklagt werden, dafs der Betrag desselben ganz und ohne Betrug hingegeben worden sey. Kein Jude darf, bey Strafe der Verwirkung seiner ganzen Foderung, auf Pfänder anders leihen, als wenn über das Geschäft eine Notariatsurkunde errichtet wird, in welcher der Notar die Auszahlung des Geldes in seiner und der Zeugen Gegenwart bescheiniget. In den Departementen des Ober- und Nieder-Rheins werden gar keine *fremden*, in anderen Departementern wohnhafte Juden dagegen werden nur dann darin aufgenommen, wenn sie Grundeigenthum erworben haben, und sich dem Ackerbau widmen, ohne sich in irgend einen Handel zu mischen. Der zum Militärdienst conscribirte Jude kann sich durch keinen Stellvertreter ersetzen lassen. Die ganze Verfügung gilt nur auf 10 Jahre. Der Gesetzgeber hofft, dafs nach Ablauf dieses Zeitraums die fortgeschrittene Cultur der jüdischen Nation die Fortdauer der Verordnung unnöthig machen wird; doch behält er sich, sollte er sich in dieser Erwartung getäuscht finden, die Prorogation der Verordnung vor. Die Juden in Bordeaux und in den Departementen der *Gironde* und der *Landes* werden von der Verordnung, weil sie sich keines Wuchers schuldig gemacht haben, ausgenommen; die Juden in Italien dagegen darin, so wie in der vorhergehenden Verordnung eingeschlossen. 3) *Errichtung von Auditoren bey den Appellhöfen.* — Die Absicht dieser am 16ten März 1808 erlassenen Verordnung ist, unter der vermögenden Classe eine Pflanzschule von Geschäftsmännern zur Besetzung wichtiger Justizstellen und zur Administration gehörender Ämter zu bilden. — Bey jedem Appellationshof sollen wenigstens 4, höchstens 6 Auditoren angestellt werden. Es können keine anderen, als Advocaten, welche wenigstens zwey Jahre practicirt haben, und ein jährliches Einkommen von wenigstens 3000 Franken nachweisen, dazu aspiriren. Sie beziehen ein Viertel des Gehalts der Richter des Appellationshofes, bey welchem sie angestellt sind. Sie nehmen in demselben ihren Platz unmittelbar nach den Richtern ein, und können [vom Präsident] zu allen auf die Instruction sich beziehenden Handlungen gebraucht werden. Sie können sogar die Stelle des Generalprocurators vertreten, wenn sie zwey und zwanzig, und eine Richterstelle, wenn sie dreyfsig Jahre zurückgelegt haben. Nach der Verfügung des Grofsrichters Justizministers werden sie selbst in den Criminalgerichten und in den Gerichtshöfen erster Instanz gebraucht. Es steht diesen Auditoren die Laufbahn der gerichtlichen und Verwaltungsmagistratur offen. Es ist ihnen der dritte Theil aller Stellen bestimmt, welche bey den Appellationshöfen, den Tribunalen erster Instanz, und dem Rath der Präfecturen, welche sich im Bezirk des Appellationshofes, bey welchem sie dienen, befinden, erledigt werden. Es kömmt indessen dabey nicht blofs auf das Dienstalter, sondern auch auf Auszeich-

nung an. Der Kaiser behält sich vor, aus ihrer Mitte Präfecten, Unterpräfecten, Präsidenten und kaiserliche Procuratoren bey den Tribunälen erster Instanz zu wählen. 4) *Gerichtliche Organisation im Königreich Westphalen. Königliches Decret vom 27 Jenner 1808.* — Diese neu organisirte Gerichtsverfassung ist bis auf wenige Züge der französischen nachgebildet. Alle Patrimonial-Gerichtsbarkeit nimmt durch sie ein Ende. Der Wirkungskreis der Officialate und Consistorien wird eingeschränkt. Friedensgerichte, Bezirkstribunäle, ein Appellationshof mit drey Sectionen, ein königlicher Procurator stellen vollkommen das Bild der französischen Gerichtshierarchie dar. Das Cassationsgericht findet sich im Schooss des Staatsraths. Die Rückweisung der Sache nach aufgehobenem Urtheil geschieht an die drey vereinigten Sectionen des Appellationshofes. Der Mechanismus ist vortrefflich. Er ist um so viel wichtiger, da Rec. — ohne ein Divinationsvermögen in Anspruch zu nehmen — klar voraussieht, dass sehr bald die Justiz in allen Staaten des Rheinbundes nach diesem Vorbild wird organisirt seyn. — II) *Einige Bemerkungen über die französische Process-Ordnung, veranlasst durch eine Recension des Code de procédure civile im December-Heft der A. L. Z. von Halle vom Jahr* 1807. — Nicht im December- sondern im November-Heft der Hall. A. L. Z. wardie die gegenwärtige Metakritik veranlassende Recension erschienen. Hr. *L.* beschuldigt sie mit vollem Recht eines *grossen* Mangels an Sachkenntniss und Umblick. So war mit gänzlicher Unkunde der Grundsätze, auf welchen in Frankreich die sogenannte freywillige Gerichtsbarkeit beruht, gesagt worden, dass die Maire daran Antheil nähmen. Vom hohen Zweck des Notariatsinstituts hatte Rec. gar keinen Begriff. Es werden diese und noch manche andere Unrichtigkeiten gerügt. Rec. hat gegen die getadelte Recension noch Mehreres auf dem Herzen. Hr. *L.* hat sie viel zu gelinde beurtheilt. Ihr Vf. hat bewiesen, dass er, wenigstens als er sie abfasste, vom eigentlichen Geist der französischen Civilprocedur auch nicht die leiseste Ahndung hatte. Wird Rec. dazu aufgefodert oder veranlasst, so will er diese Behauptung mit Urkunden belegen. — III) *Merkwürdige Civil- und Criminalprocesse.* 1) *Die angeblich in Ägypten abgeschlossene Ehe einer georgischen Sklavin mit einem französischen General, wird von den Verwandten desselben nach seinem Tode angefochten.* — Der am 9 Nov. 1805 bey Nördlingen gebliebene General *Faultrier* hatte eine *Georgierin*, Namens *Marie David*, nach seiner Rückkunft aus Ägypten seiner Familie in Metz als seine Gattin vorgestellt. Ihre Schwiegerältern hatten sie in dieser Eigenschaft anerkannt. Sie fand sich vor dem ganzen Publicum zu Metz im notorischen von der Familie ihrer Schwiegerältern anerkannten Besitzstand der Rechte einer legitimen Gattin. Nach dem Tode des Generals raffte sein Bruder die Papiere und Effecten des Verstorbenen zusammen. Er schickte sie, ohne Verzeichniss und Inventarium, an seine Mutter. Die Heirathsurkunde der *M. David* fand sich nicht dabey. Dieser Umstand änderte die Stimmung der Familie, welche ihr den Besitz der Güter des Generals verweigerte. Die angebliche Wittwe wurde dadurch zur Klage genöthigt. Sie behauptete, sie sey in Gizé bey Cahira in Gegenwart des Platz-Commandanten, eines Obristen und eines Artillerie-Capitäns in einer Kapelle durch einen griechischen Priester eingesegnet worden. Über den Abschluss der Ehe habe man eine Urkunde errichtet; der Priester, der General *F.* und die Zeugen hätten sie unterschrieben. Auch habe die Neuvermählte sie mit ihrem Handzeichen versehen. Der General habe sich im Besitz der Urkunde gefunden, und sie in seiner Brieftasche verwahrt. Den Namen der Zeugen könne sie nicht angeben, weil sie damals von der französischen Sprache nicht die mindeste Kenntniss gehabt habe. — Das in erster Instanz erlassene Urtheil des Tribunals zu Metz giebt 1) der Klägerin auf, binnen Jahresfrist durch eine Notariatsurkunde darzuthun, dass die Bekenner der griechischen oder armenischen Religion, welche sich zu Gizé bey Cahira verheirathen, nach den Landesgesetzen und Gebräuchen ihre Ehe weder durch den Eintrag derselben auf öffentliche Register, noch auf eine andere für die National-Bewohner vorgeschriebene Art, constatiren können. 2) Der Familie *Faultrier*, der Klägerin bis zum Endurtheil unter dem Titel einer alimentarischen Pension die Summe von 1500 Franken zu zahlen. Gegen dieses Urtheil appellirte jene Familie. Der Appellationshof zu Metz bestätigte es unbedingt, obgleich Appellantin vier Zeugnisse mehrerer Militärpersonen, welche den verst. General *F.* gekannt hatten, beybrachte, und welche aussagten, dass sie denselben weder in Ägypten noch seit seiner Rückkehr von einer Heirath mit der Klägerin hätten reden hören. — 2) *Der Vater erwürgt den Verführer seiner Tochter, den er in ihrem Bette findet.* — Mit *Cäcilien*, der jüngsten Tochter des in der Gegend von Bergerac begüterterten *Ponterie*, unterhält der junge *Dehap* gegen den Willen ihrer Ältern ein Liebesverständniss. Es wird, ungeachtet des ernstlich erklärten Willens des Vaters, dass er nie eine Heirath zugeben werde, unterstützt von *Dehaps* Verwandten selbst, fortgesetzt. Der Vater findet den jungen *Dehap* im Bette der Tochter. Er fasst *Dehap* bey der Gurgel und wirft ihn zu Boden. Letzterer fällt in convulsivische Bewegungen. *Ponterie* hält ihn für todt. (Hier ist die Geschichte dunkel. Man sieht nicht, wie *Dehap* in den besinnungslosen Zustand gerathen ist.) Er lässt ihn in ein Bett bringen, dort mit einer Bettdecke festbinden, und übergiebt ihn sodann der Aufsicht eines alten Bedienten. Es wird für die Herbeyholung eines Friedensrichters und eines Wundarztes gesorgt. Alle Hülfe ist umsonst. *Dehap* stirbt nach einigen Stunden, ohne nur ein Wort vorgebracht zu haben. Nach Aussage von vier Wundärzten war Unterbrechung des Athems, die Folge eines starken und anhaltenden Drucks am Halse, die Ursache seines Todes. *Ponterie* wurde eines Mords mit Vorbedacht und eines Eingriffs in die individuelle Freyheit angeklagt. Die Jury sprach ihn von dieser doppelten Anklage frey. Dagegen wurde er für schuldig erklärt, dass er sich ausser dem Fall einer rechtmässigen Nothwehr Excesse und Gewaltthätigkeiten gegen den jungen De-

hap erlaubt habe, und deswegen zu einer einjährigen Gefängnisstrafe, einer Geldbusse von 1000 Franken, einer Entschädigung von 25000 Franken, welche dem Hospital zu Bergerac überlassen ward, und in die Kosten des Processes verurtheilt. — IV) *Entscheidungen streitiger Fragen über die Gesetzgebung Napoleons.* A) *Codex Napoleon.* 1) *Ist die Appellation von einem Urtheil zulässig, welches über den Civilstand einer Person erkannt hat, wenn der Succumbent sich dem Urtheil freywillig unterworfen hat?* — Diese Entscheidung ist sehr merkwürdig. Sie klärt eine Ansicht der französischen Jurisprudenz, welche auch in der deutschen Gesetzgebung tief gegründet ist, obgleich noch kürzlich ein berühmter und sehr geachteter Schriftsteller das Gegentheil behauptet hat, auf. — Nach der Emigration eines gewissen *Ligerret* lässt sich seine Frau, in Gemäsheit eines Gesetzes vom 20 September 1792 von ihm scheiden. Im folgenden Jahr heirathet sie einen gewissen *Adam*. *Ligerret* kehrt, kraft der Amnestie, nach Frankreich zurück. Er greift das von seiner Gattin erwirkte Scheidungsurtheil an, und erwirkt vom Tribunal zu *Versoul* am 27sten Germinal Jahr 12, ein Contumacialurtheil [*jugement par défaut*], welches die Scheidung für null und nichtig erklärt. Die Eheleute *Adam* legen gegen dieses Urtheil keine Opposition ein. Am 2 Prairial, Jahr 12, kömmt es sogar zwischen ihnen und *Ligerret* zu einem Vergleich, durch welchen sie sich den Verfügungen des Contumacialurtheils unterwerfen, und auf jede Appellation Verzicht leisten. Am 4 Fructidor erklärt die Ehegattin *Adam* vor einem Notar, dass sie den Vergleich als Wirkung des Zwangs und der Furcht widerrufe, und auf ihrer Ehe mit *Adam* bestehe; unmittelbar darauf legt sie gegen das Urtheil vom 27 Germinal, Jahr 12, Appellation ein. Der Appellationshof zu *Besançon* erkennt am 21 Floreal, Jahr 13, die Appellation für unzulässig, weil zwar Privatpersonen über eine Ehe und Ehescheidung, als eine die öffentliche Ordnung betreffende Angelegenheit, sich *vergleichen* können, es ihnen dagegen unbenommen bleibt, sich einem über den nämlichen Gegenstand entscheidenden Urtheil zu *unterwerfen*; es wurde ferner in den Urtheilsgründen gesagt, dass die *jura status* der Appellantin nicht erst durch den Vergleich vom Prairial Jahr 12 wären regulirt worden, sondern dass sie schon das frühere Urtheil regulirt habe. — Gestützt auf den 6 Artikel des *C. N.*, legte Ehegattin *Adam* ein Cassationsgesuch gegen das Urtheil des Appellationshofes ein. Die Civilsection hob es am 18 August 1807 auf: „In Erwägung, dass die Klägerin sich zur Zeit des Vergleichs vom Prairial 12, noch in den Appellationsfristen befand, woraus folgt, dass das Contumacialurtheil vom 27 Germinal noch nicht in Rechtskraft erwachsen, und folglich die Klägerin nicht schuldig war, demselben Genüge zu leisten; dass jede freywillige Unterwerfung [*acquiescement*] nothwendig eine Verbindlichkeit von Seiten des Unterwerfenden zu Gunsten seines Gegners, und folglich eine Übereinkunft unterstellt; dass es ein Grundsatz des Staatsrechts ist, dass Privatpersonen über den Civilstand u. die denselben betreffenden Fragen keine Übereinkunft eingehen können; dass folglich der Appellhof von Besançon diesen Grundsatz verkannt hat.“ — Um das Cassationsurtheil zu verstehen, darf man nicht übersehen, dass nach der französischen Gerichtsordnung der Ablauf der Oppositionsfrist gegen ein Contumacialurtheil keine Rechtskraft erzeugt, sondern der mit der Opposition nunmehr ausgeschlossenen Partey bloss die Instanz raubt, ihr dagegen den Weg zum höheren Gericht keinesweges verschliesst. Bekanntlich hatte Hr. Hofrath *Gönner* (Handbuch des gemeinen Processes B. III. 42. §. 14) die Rechtskraft aus einer Verzichtleistung auf ein verletztes Recht abgeleitet, und hieraus gefolgert, dass ein sachwidriges Urtheil über *jura status* nie rechtskräftig würde. Der Raum erlaubt es nicht, die aus höheren Principien abgeleiteten Gründe auszuführen, welche *von Almendingen* (Metaphysik des Civilprocesses 1. 341) dieser Ansicht entgegengesetzt hat. Hr. *G.* hat sich bis jetzt über die Almendingensche Nullitätentheorie nicht erklärt. Merkwürdig ist es indessen, dass das französische Cassationsgericht beynah aus den nämlichen Gründen der Ansicht des Hn. *Gönner* ebenfalls den Stab bricht. Es nimmt nämlich an, dass ein *sachwidriges* Urtheil über *jura status, so lange noch die Appellationsfrist im Lauf ist*, nicht als ein die *jura status* gültig festsetzendes Urtheil könne betrachtet werden. Hiedurch wird stillschweigend die normative Gültigkeit des nämlichen Urtheils *nach* Ablauf der Appellationsfrist festgesetzt. Der *vor* diesem Ablauf geschlossene Vergleich schliesst die Appellation nicht aus, weil der Vergleich *Verzichtleistung auf unveräusserliche jura status*, nicht eigentlich *auf Vertheidigung gegen ein noch nicht purificirtes Staatsurtheil* ausdrückt. Der Ablauf der Appellationsfristen selbst schliesst sie, ungeachtet der angeblichen Sachwidrigkeit, aus, weil nun eine förmliche und purificirte Erklärung des Staats über *jura status* vorliegt. — Diese Ausführung mag beweisen, dass auch der französische Civilprocess eine Untersuchung seiner höheren Principien zulässt, und dass sehr oft diese Untersuchung auf Resultate führen wird, welche der deutschen Justizgesetzgebung keineswegs fremd sind. — 2) *Kann ein Zeugenverhör, welches in einem Scheidungsprocesse vorgenommen worden, von neuem vorgenommen werden, wenn der Fehler, wegen dessen dasselbe nichtig erklärt worden, nicht durch die Schuld des Richters statt gehabt hat?* Ist vom Cassationshof bejahend entschieden worden. — 3) *Darf ein Gerichtshof sich es erlauben, unter dem Vorwand des grösseren Vortheils der Minderjährigen, die für die Veräusserung und die Theilung ihrer Güter vorgeschriebenen Formalitäten bey Seite zu setzen?* 4) *Ist das öffentliche Ministerium (der Justizfiscal oder procureur general) befugt, von einem Urtheile, welches die Berathschlagung eines Familienraths bestätigt hat, Appellation einzulegen?* Beide Fragen werden verneint. 5) *Findet eine possessorische Klage statt, um im Besitz solcher Servituten gehandhabt zu werden, welche nur durch einen Titel, nicht aber durch Verjährung begründet werden können?* Wird vom Cassationshof sehr consequent verneint, — denn wo Verjährung kein Recht begründet, kann auch der Besitz nicht provisorisch als mögliches Recht geschützt werden. B. *Criminalgesetzgebung.* 1) *Kann die Trunkenheit in irgend einem Falle zur Entschuldigung eines Verbrechens gereichen?* Wird verneint. 2) *Ist das öffentliche Ministerium zulässig, gegen die Ordonnanz des Präsidenten eines peinlichen Gerichtshofs Cassation nachzusuchen, wodurch dieser der Erklärung der Urtheilsjury zufolge den Angeklagten von der Anklage freygegeben hat?* Die Frage würde wohl deutlicher so gefasst werden: ist der kaiserliche Procurator mit einem Cassationsgesuch gegen die Verfügung des Präsidenten des Criminalgerichts zuzulassen, durch welche er, in Gemäsheit einer Erklärung der Urtheilsjury, den Angeklagten von der Instanz freyspricht? — Wurde ebenfalls verneint. — Die Entscheidungen des Cassationshofes, wenn sie schon keine Urtheile *enthalten*, sind dennoch sehr wichtig. Sie fixiren den Sinn des Gesetzes für ganz Frankreich. Jedes cassatorische Erkenntniss wird allen Tribunälen zugesendet. Es bezeichnet eine für die Zukunft zu vermeidende Klippe. Der Cassationshof erhält in ganz Frankreich die Einförmigkeit der Anwendungsart des positiven Rechts. Er wirkt gerade im umgekehrten Sinn, wie die, provincielle Rechtsverschiedenheiten erzeugenden *dispositions reglementaires* der vormaligen Parlamente. Für die Staaten des Rheinbundes dürften einst die Entscheidungen des französischen Cassationshofes der Centralpunct werden, um welchen sich die Praxis deutscher Tribunäle herumbewegt. Eben deswegen glaubt sich Rec. verpflichtet, auf diesen Theil des gegenwärtigen Journals das Publicum vorzüglich aufmerksam zu machen.

M. d. C.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 SEPTEMBER, 1808.

MEDICIN.

Heilbronn u. Rothenburg ob d. Tauber, b. Class: *Grundsätze der Heilkunde* von D. *Friedrich Wilhelm von Hoven*, königl. bayrischem Medicinalrathe und Director der sämmtlichen Krankenanstalt in Nürnberg. 1807. XIV u. 204 S. kl. 8. (1 Thlr.)

Zwey Jahre nach der Herausgabe seines *Handbuchs der praktischen Heilkunde* tritt Hr. *v. H.* mit diesem, eine allgemeine Therapie in sich fassenden, Werke auf. Es scheint zwar etwas sonderbar, das Specielle dem Allgemeinen vorauszuschicken; doch wollen wir dem Vf. darüber keinen Vorwurf machen, da diese allgemeine Therapie nicht anzusehen ist als ein blosser Nachtrag jener früher erschienenen, vielmehr als das Vorwort einer neuen, nach veränderten Ansichten bald zu erscheinenden speciellen Therapie.

Während dieses zweyjährigen Zwischenraums ist eine so totale Metamorphose mit unserem Vf. vorgegangen, dass er ganz verändert und umgewandelt erscheint. Hr. *v. H.*, noch vor wenigen Jahren der wärmste Verehrer und Verfechter einer Lehre, die er sogar für die einzig rechtmässige Theorie der Heilkunde angesehen haben wollte, ist eben dieser Lehre plötzlich auf die eclatanteste Weise untreu worden. — Er hat nicht mehr Lust, Anhänger irgend einer Secte zu heissen; er selbst hat eine neue Lehre aufgestellt, welche natürlich die einzig wahre Theorie der Medicin ist, und alle Parteyen sollen sich in Zukunft unter seiner Fahne versammeln.

Hierüber, wie über so viele andere, den Geist und die Tendenz dieser Schrift offenbarende Puncte, finden sich manche interessante Aussprüche in der Vorrede. Mit vieler Bescheidenheit bemerkt hier der Vf. S. X: „Die gegenwärtige Schrift enthalte zwar nicht viele neue Ideen, inzwischen handle sie von Gegenständen, die für jeden Arzt von dem grössten Interesse seyen." Beides wollen wir einräumen; ob aber, wie der Vf. zu besorgen scheint, ein grosser Theil der Zeitgenossen ein Ärgerniss an mehreren dieser Behauptungen nehmen werde, bezweifeln wir um so mehr, da diese Schrift keine solchen paradoxen Sätze, welche irgend Jemanden ein Anstoss seyn könnten, wohl aber viele alte, von neuem aufgewärmte Behauptungen enthält, welche Niemands Galle rege machen werden. S. XI heisst es: „Nicht minder ausführlich bin ich in meinem Vortrage gewesen, wenn es darauf ankam, auf die einseitigen Ansichten des Brownianismus und der Erregungstheorie aufmerksam zu machen, und die Nachtheile zu zeigen, die ein streng consequentes Verfahren nach den Grundsätzen derselben am Krankenbette hervorbringt." Wie es sich mit dieser Kritik der sonst von ihm so sehr gepriesenen Brown'schen Lehre verhalte, und in wie weit es ihm gelungen sey, auf die Nachtheile eines streng consequenten Verfahrens nach jenen Grundsätzen aufmerksam zu machen, werden wir im ferneren Verlauf dieser Anzeige darzuthun suchen. — „Ich war selbst, heisst es ferner, noch vor ein paar Jahren ein Brownianer, und habe sogar den Brownianismus in Schriften öffentlich in *Schutz!?* genommen; allein so wie ich mich überhaupt am Krankenbette nie auf eine Theorie verlassen habe, so handelte ich auch nie an demselben als roher Brownianer." So sehr sich Hr. *v. H.* auch immer das Ansehen gab, ein Brownianer zu seyn: so wollten ihn die wahren Anhänger der Erregungstheorie doch nie dafür gelten lassen, indem sie behaupteten, es fehle ihm ganz und gar an Sinn zur Auffassung irgend einer Theorie, er sey durch seine Natur dazu bestimmt, nur im Reich der gemeinen Empirie zu wandeln. Die Sache von dieser Seite angesehen, wäre es freylich sehr begreiflich, warum sich unser Vf. nie auf eine Theorie, als etwas für ihn gar nicht existirendes, verliess. Was den anderen Punct betrifft, dass Hr. *v. H.* nie als roher Brownianer am Krankenbette gehandelt habe, so sind die Recensenten seines *Handbuchs der praktischen Heilkunde* entgegengesetzter Meinung, indem sie ihn fast sämmtlich der rohesten Ausübung jener Theorie beschuldigen, so dass man wirklich kein grosses Zutrauen in den *guten Genius* setzen kann, der dem Vf., wie er S. XII versichert, *immer treu zur Seite gestanden haben soll.* S. XII fährt er also fort: „Meine Rückkehr von dem Brownianismus ist nicht anzusehen als die Ablegung einer Sache, die jetzt nicht mehr Mode ist, sie ist die Frucht einer besseren Überzeugung u. s. w." Es wäre unhöflich, an der Wahrheit und Aufrichtigkeit dieser Gesinnungen zweifeln zu wollen, ein Zweifel, wozu die Betrachtung seiner, in einer bestimmten Succession erschienenen literärischen Producte, die den Stempel der Zeit an sich tragen, und allerdings für Modesucht und Sectirerey sprechen, leicht führen könnten. „Ich schätze jede Theorie, fährt er fort, und werde auch gewiss nie das Gute verkennen, was die Brownsche hat; ich habe ihr manche schätzbare Berichtigung meiner Begriffe zu danken." — — Dass unser Vf. der Brownschen Theorie wirklich nicht

allein *manche* schätzbare Berichtigungen seiner Begriffe, sondern den grössten Theil seines s. g. Wissens zu danken habe, davon liegen die unleugbaren Beweise in den vorliegenden Grundsätzen. S. XIII. „Ich glaube in dieser Schrift *die wahre Theorie der Medicin* vorgetragen zu haben, nämlich eine Theorie, die sich nicht auf Speculation, sondern auf das einzig sichere Fundament einer medicinischen Theorie, auf Erfahrung gründet." — Diess ist eigentlich der Centralpunct der ganzen Vorrede, um dessentwillen alles andere vorausgeschickt wurde. Ihr Ärzte Deutschlands, hört es, das grosse erfreuliche Wort! Endlich, nach so oft getäuschten Erwartungen, nach so vielen missglückten Versuchen, so mannichfaltigen medicinischen Revolutionen, ist jenes höchste, schätzenswertheste Gut — die wahre, ächte, einzig rechtmässige Theorie der Heilkunde gefunden, endlich das Räthsel unserer Wissenschaft gelöst, endlich der lang erwartete Messias der Medicin auferstanden! — Wer könnte an seiner Ächtheit zweifeln? „Jahre lang befolgt er bereits diese Grundsätze; im grossen wirzburger Hospital, wo er täglich eine grosse Menge von Kranken zu besorgen hatte, handelte er bereits dieser Ansicht gemäss. — Er war immer ein glücklicher Arzt," und wem ist es unbekannt, dass der glückliche Erfolg des Verfahrens einen untrüglichen Beweis für die Ächtheit der Grundsätze abgiebt? Nur in dieser Überzeugung machte Hr. *v. H.* diese Grundsätze in vorliegender Schrift bekannt. Es wäre grausam gewesen, diess zu unterlassen, und der Vf. verdient wirklich eine ernste Rüge, uns dieselben so lange vorenthalten zu haben, da er doch schon Jahre lang am Krankenbette darnach handelte.

Eine, allen Ärzten besonders erfreuliche Nachricht wird es aber seyn, dass unser Vf. bereits angefangen hat, sein vortreffliches *Handbuch der praktischen Heilkunde* nach dieser neuen Ansicht umzuarbeiten. — Bis jener Commentar in seiner veränderten, verbesserten Gestalt erscheint, möge man die hohen Wahrheiten, welche in den vorliegenden *Grundsätzen* gelehrt werden, beherzigen, eingedenk des goldenen Spruches unseres Vfs.: „Der Geist der Medicin in unserem jetzigen Zeitalter ist ein unsauberer Geist, der nicht früh genug ausgetrieben werden kann, um einem reineren, wohlthätigeren Geiste Platz zu machen." Vor Allem lasst uns aber untersuchen, was denn das für ein Geist sey, der in diesen *Grundsätzen* sich verkündigt, ob es jener reinere, wohlthätigere, nicht bald genug einzuführende, oder ob es nicht vielleicht jener unsaubere Geist sey, den man nicht frühe genug austreiben kann. Hiedurch werden wir zugleich erfahren, ob die Behauptung des Vfs. die einzig wahre Theorie der Heilkunde in dieser Schrift vorgetragen zu haben, rechtmässig, oder nur eine gewöhnliche Charlatanerie ist, das leichtgläubige Publicum, besonders seine ehemaligen Schüler in Wirzburg, denen eigentlich diese ganze Vorrede gewidmet ist, dadurch zu täuschen. —

Das erste Capitel handelt von der Krankheit überhaupt, ihren wesentlichen und zufälligen Verschiedenheiten. §. 1 enthält folgende Definition der Gesundheit: „Der Mensch ist gesund, wenn die sämmtlichen Verrichtungen seines Körpers ihrem gemeinschaftlichen Zwecke, der steten Erhaltung des Ganzen gemäss, zusammenstimmen; er ist krank, wenn das Gegentheil Statt findet." Es ist einleuchtend, dass diess keine Definition der Gesundheit ist, da der beschriebene Zustand nur das Wohlbefinden bezeichnet, die eigentliche Idee des Wesens der Gesundheit aber, nämlich jene innere, höhere Bedingung, worauf sie sich stützt, gänzlich unerörtert lässt. Derselbe Vorwurf trifft die Definition der Krankheit; der Vf. definirt nicht diese, sondern das Übelbefinden. Der vierte § stützt sich auf eine offenbare *petitio principii*. Anstatt nämlich zu beweisen, dass die Aussendinge mit dem Organismus in einem bestimmten Verhältniss stehn, ihn zur Thätigkeit determiniren, und den Grad und die Art dieser Thätigkeitsäusserung bestimmen, setzt er die Richtigkeit dieser Behauptung schon voraus, und baut auf diesen gänzlich unerwiesenen Satz seine ganze Argumentation über die Relation des Organismus zur Aussenwelt. — Die §. 5 angegebene Definition der Krankheit bietet grosse Blössen dar. Es heisst: „der Zustand des Organismus, in welchem das zweckmässige Zusammenstimmen seiner Verrichtungen gestört ist, heisst Krankheit." — Ist hiermit das Wesen der Krankheit, der innere Grund, worauf dieselbe beruht, bezeichnet? Die Störung der Verrichtungen ist ja nur Folge, Product der Krankheit, und insofern ist hier nicht das Wesen der Krankheit, sondern nur jenes des Uebelbefindens bezeichnet. — Was soll man sich unter *der unangemessenen Einwirkung der Aussendinge*, wodurch in einem Fall die Krankheitsentstehung bedingt seyn soll, vorstellen, da nirgends von ihrer normalen Wirkungsart die Rede ist? Beruht dieselbe auf einem Quantitätsverhältniss, einer vielleicht zu starken oder zu schwachen Einwirkung der Aussendinge? Aber worauf wirken diese zu stark oder zu schwach? die Erregbarkeit kann nicht gemeint seyn, da der Vf. überhaupt nur von dem Organismus spricht. — Ähnliche Blössen bietet der sechste § dar. „Diese Störung der Verrichtungen, heisst es, sie beruhe nun auf verletzter Organisation, oder sie beruhe auf abnormer Einwirkung der Aussendinge auf den Organismus, kann überhaupt nur von zweyerley Art seyn: entweder ist sie eine quantitative, die Thätigkeit gewisser Organe ist im Verhältniss zu der Thätigkeit anderer zu stark oder zu schwach; oder sie ist eine qualitative, die Thätigkeit gewisser Organe ist der Art nach (*in modo*) verändert, die Verrichtungen dieser Organe sind alienirt, und stimmen als solche nicht zusammen mit den Verrichtungen anderer, welche nicht alienirt sind." Wie willkührlich, von aller philosophischen Methode entfernt ist nun die Entwickelung dieser Ideen! Diese Störung der Verrichtungen, sagt der Vf., kann nur zweyerley Art seyn; ohne irgend einen Beweis ist dieser Satz, woraus die wichtigsten Folgerungen gezogen

werden, ganz dictatorisch dahin gestellt, gleichsam als spräche Hr. *v. H.* von dem höchsten Principe der Philosophie, welches nicht demonstrirt, sondern nur ausgesprochen werden darf, um als wahr zu gelten. — Ferner spricht der Vf. immer von der *organischen Thätigkeit*, ohne sich über ihr Wesen auch nur auf die entfernteste Art zu erklären. Was soll man sich darunter denken? Alle bisherigen Nosologen geben doch dem Principe, aus welchem sie ihre Hypothesen über den Organismus zu deriviren suchen, einen bestimmten Namen, als Lebenskraft, Erregbarkeit, Wirkungsvermögen, Dimension des Organismus u. s. w.; wie aber unser Vf. von der organischen Thätigkeit spricht, erscheint sie völlig als das unbekannte X, unter dem man sich Alles und Nichts denken kann. Nur ein gläubiger Schüler, der alle diese Vordersätze annimmt, könnte den hieraus entwickelten Folgerungen beypflichten. — Bey einer etwas strengeren Beleuchtung der §. 6 gegebenen Definition, ist es leicht erweislich, dass es eigentlich nur Eine Krankheitsclasse, die qualitativen oder Alienationskrankheiten, nach Hn. *v. H.* geben könne. — Besteht nämlich das Wesen der qualitativen Krankheiten darin, dass die Thätigkeit gewisser Organe der *Art nach* verändert ist, und in sofern nicht mehr mit anderen, nicht veränderten Verrichtungen zusammenstimmt; so verdienen ja auch die sogenannten quantitativen oder Erregungskrankheiten diesen Namen, da auch bey ihnen die Lebensthätigkeit verändert ist. Denn wenn die Thätigkeit gewisser Organe im Verhältniss mit anderen zu stark oder zu schwach wird: so hat sie doch ohne Zweifel eine Veränderung erlitten, und in sofern giebt es schlechthin keinen essentiellen Unterschied zwischen jenen qualitativen und diesen quantitativen Krankheiten. Hiemit fällt das nosologische Gebäude unseres Vfs. zusammen, da er auf diese scheinbare Differenz der Krankheiten sein System gebaut hat, wenn anders einem, aus Hufelandschen und Brownschen Sätzen zusammengeflickten Wesen, jemals dieser Name zugetheilt werden könnte. Ist der Leser schon überrascht durch diese unbegreifliche Verwirrung des Vfs. in der Zeichnung der ersten Grundzüge seines nosologischen Systems: so wird seine Verwunderung noch höher steigen, wenn er §. 8 vernimmt, dass die quantitativen Krankheiten nur in zwey Gattungen zerfallen, nämlich a) in solche, bey welchen die Störung der Verrichtungen von übermässig erhöheter Thätigkeit gewisser Organe ausgeht, und b) in solche, wo sie durch übermässig verminderte Thätigkeit gewisser Organe begründet wird, deren erste Gattung *sthenische*, die andere *asthenische* Krankheiten genannt werden. — Wie kommt unser Vf., der sich in der Vorrede so bestimmt gegen das Brownsche System erklärte, dazu, sich den wesentlichsten Theil desselben anzueignen? Es ist wenigstens sehr auffallend, wie man auf der einen Seite einer Theorie so vornehm und beynahe verächtlich begegnen kann, die man doch zu einem Haupttheil seines Systems zu erheben, kein Bedenken trägt! Um jedoch den Leser glauben zu machen, als stehe er viel höher, als die Brownianer, sucht Hr. *v. H.*, in einer Anmerkung darzuthun, dass das Brownsche System die Coexistenz der Sthenie und Asthenie im Organismus mit Unrecht leugne. Den Beweis dieser Behauptung ist Hr. *v. H.* jedoch schuldig geblieben; es ist nämlich eine offenbare *petitio principii*, zu behaupten, die Thätigkeitserhöhung der Organe gehe nur bis zu einem gewissen Grad; sey diess Mass überschritten, so trete ein ganz anderes Verhältniss ein; nun möchten wir aber wissen, worauf sich dieser Grad, dieses Mass stützt, und warum diess rein quantitative Verhältniss nur bis zu einem gewissen Ziel, und nicht weiter gehen könne.

Der Alienationskrankheiten soll es, §. 10 zufolge, so viele geben, als man Alienationen der organischen Thätigkeit zähle. Auch hier hat sich der Vf. die Arbeit sehr leicht gemacht; er geht über die Construction dieser Alienationen der organischen Thätigkeit gänzlich hinweg, an den Glauben der gläubigen Schüler appellirend; so arm er sich hier aber auch an Beweisen zeigt, um desto freygebiger ist er mit Aufzählung der verschiedenen Species dieser Krankheitsclasse, indem er nicht weniger als zwölf Arten derselben namhaft macht, nämlich: die *hydrophobische, die dem Keichhusten zum Grunde liegende, die putride, chlorotische, scorbutische, gichtische, skrophulöse, rachitische, cancröse, exanthematische, impetiginöse* und *venerische*. —

Das 2 Capitel handelt *von den Ursachen der Krankheit*. Die Hauptbegriffe und Definitionen hat Hr. *v. H.* grösstentheils aus Gaub entlehnt. — Über die sogenannte *nächste Ursache der Krankheit* erklärt er sich auf eine sehr merkwürdige Weise. Ihm ist sie nämlich nichts weiter als eine nosologische Spitzfindigkeit, entblösst von allem therapeutischen Interesse. *Da wir*, heisst es S. 12, *zur Erkenntniss der nächsten Ursachen nur durch die Vergleichung der Erscheinungen der Krankheit mit unseren physiologischen Begriffen von den Verrichtungen der Theile gelangen können, diese letzteren aber, der Natur der Sache nach, sich nur auf Vermuthungen und unerwiesene Hypothesen gründen: so erhellt, dass für den praktischen Arzt die Kenntniss der nächsten Ursachen von ungleich geringerem Werth ist, als die Kenntniss der vorbereitenden und Gelegenheits-Ursachen* u. s. w. Wer hat aber wohl je behauptet, dass wir auf einem solchen gemein-empirischen Weg zur Erkenntniss der höheren Ideen, über das eigentliche Wesen der Krankheit zu gelangen vermögen, und wodurch will der Vf. die Beweis führen, dass sich unsere physiologischen Begriffe von den Verrichtungen der Theile nur auf Vermuthungen und unerwiesene Hypothesen gründen? Ist etwa die Kenntniss des Kreislaufes, der Secretionen und Excretionen, der Digestion und Assimilation, der Respiration u. s. w. eine blosse Vermuthung, eine unerwiesene Hypothese? Die in diesem §. ausgesprochenen Grundsätze verdienen eine um so schärfere Rüge, da sich die Tendenz in ihnen offenbart, die Medicin wiederum in die Sphäre der gemeinen Em-

pirie herabzuziehen, alle tieferen Untersuchungen über den inneren Grund der Krankheiten auszuschliessen, und dadurch die Begründung einer auf höhere Ideen sich stützenden medicinischen Theorie zu vereiteln. — So grosses Gewicht unser Vf. auch auf die §. 23 ff. entwickelte *Lehre von der epidemischen Constitution* legt: so müssen wir doch unverholen bekennen, über diesen so wichtigen Gegenstand lange Zeit nichts Seichteres gelesen zu haben. Im Ganzen erhebt sich Hr. *v. H.* nicht über die gemeine Brownsche Ansicht, sich nur dadurch von ihr unterscheidend, dass er noch verschiedene, dieser Lehre fremdartige Behauptungen eingemischt hat, wodurch ein buntes, zusammengeflicktes Ganzes entstanden ist. Aus der hier vorgetragenen, einseitigen, quantitativen Ansicht sind mehrere, diese Lehre sehr entstellende Irrthümer hervorgegangen. So ist es falsch, dass, wie §. 24 behauptet wird, *die Constitution des Jahrgangs das Wesen, die Constitution der Jahreszeiten die Form der Krankheiten bestimme*, da die Constitution des Jahrgangs nur die Anlage, Disposition zur Krankheit giebt, die epidemischen Krankheiten selbst, mit dem Gegebenseyn der bestimmten Jahreszeiten, dem Wesen und der Form nach ausgebildet hervortreten. Es ist demnach eine höchst irrige und gefährliche Behauptung, dass *die Constitution der Jahrszeiten unter der Herrschaft der Constitution des Jahrgangs* stehe, so dass, wenn letztere sthenisch oder asthenisch sey, sich die in den verschiedenen Jahrszeiten sich ausbildenden Krankheiten danach in ihrem Charakter richteten; z. B. die dem Winter eigenthümlich entzündlichen Krankheiten sollen den asthenischen Charakter annehmen, wenn die Constitution des Jahrgangs asthenisch ist u. s. w. Diese Behauptung steht in geradem Widerspruche mit der Erfahrung aller Zeiten, welche lehrt, dass die Krankheiten der Jahrszeiten, unbekümmert um die Constitution des Jahrgangs, stets in ihrem bestimmten Charakter auftreten und sich erhalten, wenn nur die Bedingung der Jahreszeit, jenes Temperaturverhältniss, welches ihr diesen Charakter aufdrückt, rein gegeben ist. Mag die Beschaffenheit der Constitution des Jahrgangs seyn, welche sie wolle: so werden die Peripneumonieen im Winter den gleich rein entzündlichen Charakter besitzen, wenn nur der atmosphärische Zustand der bestimmten Jahrszeit adaequat ist. Eben diess gilt von den sporadischen Krankheiten, die nicht, wie Hr. *v. H.* will, unter der Herrschaft der Jahrgangsconstitution stehen, sondern sich nach dem Charakter der Constitution der Jahreszeiten zu richten pflegen, wie diess von jeher von allen guten Beobachtern bemerkt worden ist. Unser Vf. räumt diess Verhältniss der sporadischen Krankheiten zu der Constitution der Jahrszeiten nur da ein, wo keine Constitution des Jahrgangs herrschend ist. *Hier verhalte es sich*, sagt er S. 18, *gerade so wie mit dem Kartenspiel; das Spiel richtet sich nach dem, was Trumpf ist; bey Krankheiten ist der Trumpf die epidemische Constitution.* Welch ein sinniges, geistreiches Beyspiel!

Einen neuen Beleg für seine Geschicklichkeit im Abschreiben hat unser Vf. im 3. Capitel: *von der Entstehung der Krankheiten und der Bildung ihrer Formen*, geliefert. Wir sind hier auf drey Seiten gestossen, welche Hr. *v. H.* mit geringen Veränderungen, fast wörtlich aus *Hufelands* Pathologie, Band I. S. 78 entlehnt hat. Zum Beweis dieser Behauptung wollen wir nur einen der vorgetragenen Sätze, zum beliebigen Vergleich mit dem gleichen Hufelandischen, hier anführen. S. 28 zählt unser Vf. die sogenannten *atria morborum* auf; da heisst es denn: „1) der Magen und Darmkanal. Um den Magen und den Darmkanal zum Atrium einer grossen Menge von Krankheiten zu machen, vereinigen sich drey Hauptumstände: a) beständige unmittelbare Berührung von den mannichfaltigsten Aussendingen, b) grosse Empfindlichkeit, wegen ihres Reichthums an Nerven, c) ausnehmend starke Resorption, wegen der Menge ihrer einsaugenden Gefässe. Daher die grosse Menge der gastrischen Krankheiten, daher das unabsehbare Heer consensueller Krankheiten aus den ersten Wegen." — Bey *Hufeland* lautet dieser Satz S. 79 seiner Pathologie folgendermassen: 1) Der ganze Darmkanal, vom Schlund an bis zum After. Hier vereinigt sich grosse Irritabilität und Reizempfänglichkeit, ein ausserordentlicher Nervenconsensus mit allen Theilen des übrigen Körpers, eine ausnehmend starke Resorption, und beständige unmittelbare Berührung äusserer Einflüsse, um diess Organ zu einer der wichtigsten Krankheitsquellen zu machen u. s. w. Heisst das nicht sich mit fremden Federn schmücken?

Wie wir aus der Vorrede sehen, so thut sich Hr. *v. H.* auf das vierte Capitel: *von dem Verlauf der Krankheiten und ihrer Entscheidung*, am meisten zu gut. Im Anfang desselben hat er wieder fünf Seiten *wörtlich* abgeschrieben, aber diessmal keinen fremden, sondern sich selbst, und in sofern indirecte doch wieder Andere. Diese 5 Seiten sind nämlich ganz gleichlautend mit dem, was er in der Einleitung zu seiner *speciellen Therapie*, S. 4—8. vorträgt. —

(*Der Beschluss folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Giessen* u. *Darmstadt*, b. Heyer: *Sittenlehre in Beyspielen. Ein Lesebuch für Mädchenschulen.* Ganz umgearbeitet von *Johann Ferdinand Schlez.* 1807. 479 S. 8. (12 Gr.) Der eigentliche Vf. und Sammler dieser Sittenlehre in Beyspielen war *Johann Adam Weyland*, Freyprediger und Mädchenlehrer in Darmstadt. In der Vorrede sind einige Nachrichten von ihm gegeben. Die Verdienste des neuen Herausgebers bestehen theils in einer geschickteren Anordnung der Lesestücke nach der Verwandtschaft ihres Inhalts, theils in einer zweckmässigeren Auswahl derselben. Auch hat er mehreres von sich selbst hinzugethan. Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass das Buch in dieser Umarbeitung gar viel gewonnen habe. Die Lesestücke bestehen in Erzählungen und Liedern. Unter den ersteren zeichnen sich die des neuen Herausg. besonders zu ihrem Vortheil aus. So einfältig sie sind, so verfehlen sie doch niemals ihres Zwecks. Das Gespräch über die Schutzpocken S. 314 wird seine Absicht weit eher erreichen, als manche Predigt, die über diesen Gegenstand gehalten worden ist. Dem poetischen Anhange hätten wir, um den ästhetischen Sinn der weiblichen Jugend zu wecken, und sie an eine geschmackvolle Declamation zu gewöhnen, mehr Mannichfaltigkeit gewünscht. Druck und Papier, worauf bey solchen Lesebüchern allerdings etwas ankömmt, sind zu loben.

AN.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 SEPTEMBER, 1808.

MEDICIN.

Heidelberg u. Rothenburg ob d. Tauber, b. Clafs: *Grundsätze der Heilkunde* von Dr. *Friedrich Wilhelm von Hoven* u. f. w.

(*Beschlufs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Die Lehre von den Krisen ist unstreitig das gelungenste der ganzen Schrift, da der Vf. dasjenige, was die Heroen unserer Kunst so originell darüber ausgesprochen haben, welches, ohne Bezug auf irgend eine Theorie, ewig wahr und interessant bleiben wird, uns hier ziemlich rein und unverfälscht wiedergegeben hat. Um so weniger genügend und haltbar sind dagegen die Erklärungen über die Krisen; sie beruhen auf einer ganz irrigen Ansicht des Genius jener Krankheitsclasse, welche sich am deutlichsten durch kritische Ausleerungen entscheidet. Sähe Hr. *v. H.* ein, dass der wesentliche Charakter dieser Krankheitsclasse darin besteht, dass, um uns auf seine Weise auszudrücken, die Thätigkeitserhöhung im arteriellen System innormal gesteigert, die + Contraction in ihm herrschend ist: so würde er sich auch die Bildungsart der Krisen richtiger deuten, welche in der That nichts weiter sind, als der Sieg der Expansion über die, im arteriellen System feindselig erhöhte, Contraction. — Das 5 Capitel, *von der Heilung der Krankheit überhaupt*, ist fast gröfstentheils aus des Vfs. Einleitung zu seiner speciellen Therapie entlehnt, und ganze Sätze mit denselben Worten hier wieder abgedruckt, wie sich jeder Leser durch eine Vergleichung leicht überzeugen kann. So ist auch das 6te u. 7te Capitel, *von der Heilung sthenischer und asthenischer Krankheiten*, vollkommen in dem Geist verfasst, welcher sich in der Einleitung seiner speciellen Therapie ausspricht.

Es wäre eine undankbare Arbeit, uns mit dem Vf. über die ihn hier leitenden Ansichten, und über so manche daraus gefolgerte Behauptungen, in Streit einzulassen. Man könnte diefs nur, wenn man überhaupt die Existenz der Sthenie und Asthenie, worauf sich diese ganze Argumentation gründet, zugeben wollte. So sehr sich Hr. *v. H.* auch bemüht hat, durch manche gesuchte Veränderungen die ursprüngliche Brownische Ansicht von der Sthenie und Asthenie unkenntlich, und seine hier vorgetragene Lehre, als eine besondere, originelle Erscheinung, geltend zu machen, so wenig ist es ihm doch gelungen, da er in der Hauptsache den wesentlichsten Grundsätzen jener Lehre treu geblieben ist. Wir erwähnen nur einiger von der Brownischen Ansicht abweichender Behauptungen. Unter den f. g. positiv schwächenden Mitteln werden auch die narkotischen, als Opium, und die antispasmodischen, als Bisam, Bibergeil, mit aufgeführt. Diese Behauptung sucht der Vf. auf eine sehr weitläuftige Weise darzuthun. Der Mohnsaft, heisst es S. 147, sey insofern ein sedatives Mittel, als er das Sensorium direct beruhige, und die Thätigkeit des Gefäfssystems indirect erhöhe. Was vermittelt nun aber die Wirksamkeit dieses Mittels in solchen Fällen, wo weder das sensorielle System einer Beruhigung, noch das Gefäfssystem einer Thätigkeitserhöhung bedarf? Wie ist seine Wirkung in den f. g. Krankheiten des reproductiven Systems, z. B. bey Wechselfiebern, der Dysenterie u. f. w. zu erklären? Der Mohnsaft muss daher wohl noch etwas mehr, als ein blosses Sedativmittel seyn! An diesem Beyspiel läfst sich zugleich nachweisen, dass Hr. *v. H.* mit seiner jetzigen Erklärung über die Wirkungsweise der Arzneymittel gerade da wieder steht, wo die vorbrownischen Ärzte standen, indem er, gleich diesen, aus einzelnen Erscheinungen die Relation eines bestimmten Arzneymittels zu gewissen Organen und Systemen zu deriviren bemüht ist. — Eben so phantastisch ist seine Ansicht von der directen und indirecten Methode, zur Bekämpfung asthenischer Krankheiten. Es gehört gewifs eine grosse Verblendung dazu, um im Ernste einen aus Sthenie und Asthenie zusammengesetzten Zustand, für wirklich im Organismus existirend, anzunehmen, und es für möglich zu halten, mit glücklichem Erfolg zugleich gegen den primär und secundär krankhaften Zustand des Organismus zu Felde ziehen zu können. — Das 8te und letzte Capitel hat es mit der Heilung der f. g. Alienationskrankheiten zu thun. Unter dieser Kategorie sind alle jene Krankheitsformen subsumirt, welche sich aus der quantitativen Ansicht nicht erklären liessen. Da Hr. *v. H.* aus seiner einseitigen Erregungsansicht keine einzige Krankheitsform zu erklären im Stande ist: so wäre es weit zweckmäfsiger gewesen, unter dieser letzten Classe das gesammte Reich der Krankheitsformen zusammen zu fassen; denn entweder giebt es gar keine Alienationskrankheiten, oder es giebt keine anderen, als Alienationskrankheiten. Denn nicht blofs die Alienationskrankheiten fodern, wie §. 123 bemerkt wird, ihre eigene Behandlung und Arzneymittel, sondern jede Krankheitsform will auf eine eigenthümliche, specifische Weise, durch ganz bestimmte Gegensätze behandelt seyn. So lange sich die Ärzte von der Rich-

tigkeit dieser Behauptung nicht überzeugen, werden sie nicht aufhören zu irren, und nie zu einer wahren Heilmethode gelangen.

Wir hoffen durch das Bisherige auf den Inhalt, den Geist, und die Tendenz dieser Schrift hinlänglich aufmerksam gemacht zu haben. — So wenig die Brownische Theorie die einzig brauchbare und rechtmässige Theorie der Heilkunde genannt werden kann, wofür sie Hr. *v. H.* vor zwey Jahren angesehn haben wollte: eben so wenig, ja noch viel weniger kann das seichte, einseitige, mit allen Gesetzen der Wissenschaft, und den Aussprüchen der Erfahrung im Widerspruch stehende Räsonnement unseres Vfs. für die wahre Theorie der Heilkunde gelten, wofür sie in der Vorrede so voreilig erklärt wurde.

Unter diesen Umständen wäre es sehr zu wünschen, dass uns Hr. *v. H.*, vor der Hand wenigstens, mit der versprochenen, nach dieser sublimen Theorie verfassten speciellen Therapie verschonen möchte. SS.

Ulm, b. Stettin: *Magazin für die technische Heilkunde, öffentliche Arzneywissenschaft und medicinische Gesetzgebung.* Herausgegeben von *Gottl. von Ehrhart* d. j., der Arz. und Wundarz. Dr., ord. Stadtphysic. und Geburtsarzt zu Memmingen. 1805. 452 S. in gr. 8. Mit Kupf. (1 Thlr. 8 Gr.)

Der Vf. wünscht zwar, dass man das Ganze nicht nach diesem Anfange beurtheilen möge, *weil die Materialien bereits vorräthig waren.* Es scheint daher, dass er selbst von dem geringen wissenschaftlichen Gehalt dieses Buchs überzeugt war; aber warum gab er es dennoch heraus? Soll man das Buch aus seinem inneren Werth nicht würdigen, was bleibt dann der Kritik übrig, und woraus soll sie ihre Urtheile belegen?

Hat der Vf. nicht interessante Gegenstände genug gehabt, so sind wenigstens die Grenzen, in welchen er sich herumtreibt, nicht Schuld. Sein Buch zerfällt in *technische Medicin, öffentliche Arzneykunst* und *medicinische Gesetzgebung.* Unter der ersten Rubrik sind chirurgische und geburtshülfliche Gegenstände verhandelt, und mit den zwey letzteren, die füglich unter jener der Staatsarzneykunde hätten aufgeführt werden können, wären also die gesammten praktischen Zweige der Kunst als Gegenstand dieses Magazins dargestellt.

I. *Kritische Betrachtungen über einige Heilmethoden und die dahin gehörigen Arzneymittel, welche sich auf die Entwickelungskrankheiten der Zähne anwenden lassen,* vom *Herausgeber.* „Diese allgemeinen Bemerkungen (sagt der Vf.) sind das Resultat der Äusserungen verschiedener Schriftsteller, die ich *absichtlich mit ihren eigenen Worten* reden liess, weil ich sie hier blos in ein Ganzes stellen wollte." In der Sprache des Rec. sagt diess eben so viel, als: ich habe *Hufeland, Wigand, Sternberg, Brandis,* die von allen Ärzten schon gekannt und gelesen sind, wörtlich abgeschrieben und hier zusammengestellt. So wenig man dem Vf. für diese unnütze Mühe danken wird, indem er gar nichts aus eigenen Kräften leistete: eben so gerne wird man ihm das gemachte Versprechen erlassen, mit dem er uns bedroht, „*in der Folge diess alles genauer zu detailliren.*" War etwa der Aufsatz über diesen Gegenstand von 163 Seiten im 2ten Heft seiner Sammlungen u. s. w, noch nicht lang genug? II. *Beobachtung einer Krankheit der oberen rechten Kinnbackenhöhle,* vom Hn. Dr. *Merk,* Stadtphys. zu Ravensburg. Sie entstand von einem angefressenen Zahn, welchen der Vf. ausziehen liess. Der Fall ist gar nicht selten; die Öffnung schliesst gewöhnlich nach längerer Zeit sich selbst, wenn man sie nur nicht durch überflüssige Sorge schwierig macht. III. *Beobachtung einer Hydrocele tunicae vaginalis testiculi,* von *Ebendemselben.* Die Kennzeichen, Grade, Unterscheidungsmerkmale und Heilung der Krankheit werden überhaupt nach Schmucker, Richter, Bell blos berührt, und dann die unternommene Radicalkur erzählt. Der Bruch enthielt ein Mass Wasser. Der Vf. öffnete den Verband erst am 6ten Tag, und „nach einer Woche war die Wunde schon geheilt." IV. *Beobachtung einer Paronychie.* Der Vf. fängt auch hier schulgerecht den Aufsatz mit den Ursachen, Diagnose und Heilanzeigen an, erzählt dann mit sehr wenig Worten (wie billig bey einer so unbedeutenden Alltagsgeschichte) den Fall, und endet mit einer Tirade über die Nothwendigkeit der Verbindung der operativen Chirurgie mit der Medicin. (Der Vf. hätte wahrlich die Sache bey keinem schicklicheren und überzeugenderen Anlass zur Sprache bringen können!) V) *Beobachtung eines Beinfrasses des unteren Kinnbackens,* von *Ebendemselben.* Das Übel entstand von dem eigentlichen Scharbock, worüber der Vf. die interessanten ursächlichen Momente und die Diagnose nicht berührt, sondern die *Säftemasse und das Blut als schlecht, verdorben und aufgelöst* angiebt, dieselbe aber dennoch mit stinkendem Asand heilte. VI. *Beobachtung einer Verwachsung der Mutterscheide,* von *Ebendems.* Die Person soll vor 10 Jahren geboren, und nun 8 Jahre in der Ehe seyn. Seit einem Jahr bekam sie Harnbeschwerden (ob sie indessen wieder geboren habe, oder was zu dieser Atresie Anlass gab, wird nicht gesagt. Die Vermuthung fällt zwar auf die erste Geburt, aber sollte denn durch die 8jährige Ehe nicht hievon eher etwas entdeckt worden seyn?) Die monatliche Reinigung soll erst seit einem Jahr etwas weniger, aber immer ordentlich, und, nach Beobachtung der Frau, aus der Harnröhre geflossen seyn (wie stimmt diess zusammen?) Der Vf. vergleicht die Verwachsung mit einigen zusammengeleimten Papierbogen, und sagt gleichwohl, dass er ein paar Zoll tief geschnitten hätte, und ungefähr 3 Schoppen eines schwarzen, dünnen, geruchlosen Blutes ausgeleert habe. VII. *Beobachtungen aus der praktischen Heilkunde über die Wirksamkeit gewisser Arzneymittel,* von Hn. Dr. *Gruber* zu Babenhausen. 1) *Von der Wirksamkeit des reichischen Fiebermittels.* Der Vf. war ungewiss, ob er eine entzündliche Pneumonie oder ein Nervenfieber vor sich habe. Eine *venaesectio probatoria* (!?)

bestätigte ihm Letzteres. Am 15ten Tage hatte die Kranke hippokratisches Ansehen, der Vf. hielt sie in einer Stunde für verloren. 10 Tropfen concentrirte Vitriolsäure in hinlänglichem Wasser verdünnt wurden gegeben. Auffallend und zum Erstaunen erholte sich die Kranke, starb aber am 16ten Nachmittags, weil ihr Mann sie nicht mehr durch Arzneyen quälen lassen wollte (!?). Am Ende dann nichts destoweniger eine Lobeserhebung dieses Mittels und seines Erfinders, über welche die Zeit schon abgeurtheilt hat. VIII. *Ideen aus dem Gebiete der Heilkunde*, von *Ebendemselben.* Nichts Neues und nichts, was man nicht überall besser und bestimmter entwickelt antrifft! Auch stehen diese Ideen mit dem vorigen praktischen Falle oft im Widerspruch. IX. *Beobachtungen von Wurmfiebern*, von Hn. Dr. *Stör* in Leutkirch. Der Vf. erzählt 2 Fälle, die er mit ellenlangen Recepten behandelte; aber über die bisher schwankende und noch unbestätigte Lehre dieser Fieber nichts Näheres, Bey diesen Bauchanomalien ist das Fieber nicht immer der hervorstechende Charakter der Krankheit. Alle Thiergattungen haben bekanntlich ihre Würmer; Jalape mit versüsstem Quecksilber, welches der Vf. in diesen Fällen nie gereicht hat, und bald darauf stärkende Mittel zeichnen sich hier vorzüglich aus, indem die Würmer bloss dort sich anhäufen, wo ausgezeichnete Schwäche der Verdauungsorgane und zäher Schleim besteht. Das Fieber kann Folge derselben seyn, aber es kann auch anderswoher entstehen, diess muss der Arzt erörtern, und seine Heilanzeigen darnach entwerfen. X. *Über die Karl'sche Geburtszange*, von dem *Herausgeber*. Die Bekanntmachung und Zeichnung dieser Zange verdient allen Dank, indem der Erfinder dieselbe schon so lange besitzt und gebraucht, ohne dass er dem Publicum eine Nachricht davon zu geben sich bestimmen konnte. Der Herausgeber enthält sich (billig) alles Urtheils über den Werth derselben, weil er sich derselben nie bediente. Sie unterscheidet sich von allen anderen wesentlich durch das Schloss, welches nicht an den Zangenblättern, sondern an einem eigenen, geraden Führer befindlich ist, der zwischen die Blätter hinaufgeschoben, in der Form eines П in dieselben eingreift und sie befestigt. Rec. kennt die Zange, aber aus Mangel praktischer Anwendung nicht ihre Vorzüge, und ersucht daher die praktischen Geburtshelfer, sich derselben zu bedienen, um ihre Nützlichkeit und ihren Werth gehörig zu bestimmen. Der Erfinder ist Hn. *Veit Karl*, Prof. zu Freyburg im Breisgau. XI) *Bemerkung* (über die Folgen) *eines Natterbisses, und vortreffliche Wirkung des Opiums in dieser Krankheit*, von Hn. D. *Gasner*, Stadtphysikus zu Günzburg. Das Thier war vermuthlich nicht Coluber, sondern *natrix vulgaris*, die von den Vipern sich sehr unterscheidet, auch gewiss nicht giftig, wie diese ist. Dass ihr Biss gefährliche Zufälle machen könne, ist bekannt, so wie der Biss der Eidechse und anderer Thiergattungen dieselben unter gewissen Umständen erzeugt haben. Der innerliche und äusserliche Gebrauch des Olivenöls wirkt hier eben so vortheilhaft als der Mohnsaft. Ob das Erweitern der Wunde hier erfoderlich war? diess glaubt Rec. mit Nein beantworten zu müssen. XII) *Bemerkung einer Hirnwassersucht und Section des Leichnams.* Von *Ebendemselben.* Eine *amaurosis* von einem seit 18 Jahren geduldeten halbseitigen Kopfschmerz, der verschiedene Desorganisationen im Gehirn veranlasste, wovon endlich die Wasseranhäufung nur die Folge war, und freylich in den letzten 3 Tagen weder mit *digitalis* noch mit Quecksilbereinreibungen geheilt werden konnte!. XIII) *Geschichte kranker Phantasie, eingesandt von einem praktischen Arzt.* Bey einem Schuster sind dergleichen Geistesverirrungen nichts seltenes. Rec. sah einen solchen, der in einer ähnlichen Anwandlung dem Kind seiner Schwester den Hals abschnitt. XIV) *Beobachtung einer geheilten Pulsadergeschwulst an der rechten Subclavia.* Von Hn. Stadtphys. *Merk* in Ravensburg. Wenn Rec. auch nicht, wie neuerlich *Scarpa*, behaupten will, dass es gar keine Pulsadergeschwulst von Ausdehnung der Häute giebt: so zweifelt er doch hier an der Diagnose. XV) *Krankheitsgeschichte der* (Geschichte einer) *Gehirnwassersucht*, vom Kreisphys. D. *Gasner* in Günzburg. Der Vf. sagt, dass man die meisten Aufklärungen über diese schwierige Krankheit den Engländern verdanke. Indessen ist *Odier* kein Britte, und Rec. kennt auch einen Deutschen, dessen Ansichten und Darstellungen der ursächlichen Verhältnisse so lichtvoll sind, dass sie die rohe Empirie der Britten weit aufwägen. Diess ist Hr. *Hopfengärtner.* Was der Vf. hier liefert, ist die Symptomatologie des gesehenen Falles, nur für angehende Arzte, für die der Vf. hier schreibt. Denn über die ursächlichen Momente, über die vielen diagnostischen Complicationen, und eben so verschiedenen Heilungsarten wird hier nichts gesagt. Bey der Section des in No. XVI erzählten Falles sollen 5 Unzen Wasser aus der vorderen rechten Hirnhöle ausgeflossen, übrigens *in dem Bau des Gehirns keine widernatürliche Beschaffenheit, keine fehlerhafte Organisation vorgefunden worden seyn.* Die Hnn. *Wenzel* werden bey dieser Angabe lächeln, und Rec. findet die Ursache derselben von dem Vf. selbst bestimmt; denn er sagt S. 140: „die Unvollkommenheit unserer Kunst von dem Bau des Gehirns verursacht, dass wir in Ansehung der Gehirnkrankheiten in einer grossen Unwissenheit und Ungewissheit uns befinden."

Öffentliche Arzneywissenschaft. Nach Rec. Meinung ist diess der wissenschaftliche Theil der Staatsarzneykunde, der die Entwürfe und Vorschläge über die Sanitätsanstalten sowohl, als über die Organisation des Medicinalwesens und der gerichtlichen Arzneykunde enthält. Die Anwendung derselben ist immer in den Händen der Gesetzgebung. I) *Unmassgebliche Vorschläge zur Verbesserung des Medicinalwesens in Bayern u. s. w.* vom Hn. Prof. *Nolde.* Einen Auszug dieser überall bekannten Schrift begleitet hier der Vf. mit seinen *Bemerkungen*, und fügt II) auch noch die *Skizze eines Entwurfs einer Medicinalverfassung* als *eine Rhapsodie* bey, die den Namen mit Recht

trägt, indem am Ende der Vf. selbst sagt, dass diesen hingeworfenen Ideen das Gepräge einer Vollendung gänzlich mangle. Übrigens sind in den vorigen Bemerkungen manche interessante Medicinalgesetze zusammengestellt, wo auch der *grosse! Röschlaub* nicht vergessen ist. III) *Über Institute für die Bildung der Hebammen*, vom *Herausgeber*, enthält gar nichts Neues. Statt alles hier Gesagten wären einige Vorschläge über die Art, nach welcher den Gemeinden dieser Unterricht am wenigsten kostspielig wird, wünschenswerth gewesen; denn hierin bestehen die grössten Schwierigkeiten. IV) *Auszüge aus Schriften*, vom *Herausgeber*, und zwar aus *Röschlaubs* und *Oeggls* Hygiea. Nichts in der Welt ist überflüssiger, als von Zeitschriften Auszüge zu geben, die, ob sie wenig oder viel gelesen werden, dieser Mühe nie werth sind. Die Guten sind in Jedermanns Händen, und die schlechten sind der Arbeit nicht werth. *Kurzer Unterricht über die Schutzpockenimpfung*, von Hn. D. *Zumtobel* in Boehau 1803. Warum den Ärzten hier der Auszug eines kleinen für Layen berechneten Schriftchens, das nichts mehr als alle seine damaligen Schwestern enthält, nochmals auftischen? V) *Einige Cautelen für den Impfarzt*, von D. *Merk* in Ravensburg. Eigennutz und Mangel an Aufklärung von Seiten des Volks sowohl, als des ärztlichen Personales, sind nach Rec. Meinung die vorzüglichsten Hindernisse der Impfung. VI) *Ideen über Kuhpockenimpfung in policeylicher Ansicht*. Von Dr. *Feuchtmayr* in Weissenhorn. Rec. hofft weit mehr von einer thätigen Policey, als von allem Eifer der Ärzte und Geistlichen. VII) *Neue Methode Kuhpocken einzuimpfen*, von D. *Wiest* in Weingarten, mit einem Schröpfstock. Elende Spielerey für Ärzte und Chirurgen, die das Messer mehr fürchten als ihre Kranken. VIII) *Miscellen. Königlich bayersche Verordnungen die Verbreitung der Schutzpocken betreffend* — aus den Zeitungen sowohl, als durch den Geschäftsgang den Ärzten längst bekannt. IX) *Seltener und sehr merkwürdiger Erfund bey der Legalinspection und Section eines unreifen und todtgeborenen Kindes*. Von Hn. D. *Bührlen*, Stadt- und Hospitalarzt in Ulm. Die übrigens gut erhobene und eben so gut hier vorgetragene Legalinspection ist nicht so selten vorgekommen, als der Vf. glaubt; Rec. hat mehrere Kinder ähnlicher Art, sogar ganz ausgetragene und reife gesehen. Merkwürdig wäre dieser Fall geworden, wenn es dem Vf. oder dem Herausgeber gefallen hätte, irgend einige Momente auszuheben, die uns eine belehrende Ansicht über diesen Bildungsfehler und dessen Ursachen gegeben hätten. *Gutachten über eine Kindesmörderin*, von D. *Breiting*, prakt. Arzt zu Augsburg. Der Vf. holt etwas weit aus, um einen Mord *ex taedio vitae*, wie die Criminalisten sagen, zu beweisen. Rec. hat so eben diesen Fall vor sich, und hat denselben schon mehrmals gehabt. Ganz sicher findet er die Bemerkung, dass eine niedrige Stufe der Geistescultur, der Mangel öffentlicher Schulen u. s. w. im Volke diess Übel vorzüglich erzeugen. Auch ist *Galls* Lehre hierin wirklich zu beherzigen. Die Ausartung der Gehirnorgane, und die Verdickung der Schädelknochen liegen meistens zum Grund. Rec. sah diese Anlage von einem erfolgten Sturz auf den Kopf entstehen, dessen sichtbare Folgen zwar geheilt wurden; doch blieben epileptische Anfälle, die die sehr niedrige Stufe der Geistescultur dieses Menschen noch tiefer herabbrachten, und bey unausbleiblichem, dadurch erzeugtem, lange geduldetem physischem Elend, diesen habituellen Stumpfsinn, und diess *taedium vitae* zur Folge hatten. Er mordete das zweyjährige Kind seines Wohlthäters, und rief denselben augenblicklich nach der That zum erschlagenen Liebling. Eben so zerhackte vor einigen Jahren der Vater seine zwey eigenen Kinder mit dem Beil.

Medicinische Gesetzgebung. Verordnungen, die Schutzpocken betreffend. Bayersche Medicinalverordnung wegen Bestimmung und Besoldung der Landgerichtsärzte. Generalinstruction derselben im Bayerschen und Bambergschen. Auch sogar die neue Organisirung (1803) der Universität zu Wirzburg, die indessen schon so oft desorganisirt u. wieder reorganisirt wurde. Errichtung einer Medicinalsection bey der Landesdirection in Schwaben. Verordnung wegen wüthiger Hunde. Über den jährlichen Gehalt der Hebammen im Bambergschen. Errichtung des Veterinärinstituts zu Wirzburg. Die blosse Anführung aller Verordnungen *in Extenso* ist eine um so entbehrlichere Sache, als dieselben im Geschäftsgang den Ärzten schon officiell bekannt, und auch dem Publicum in den vielgelesenen Regierungsblättern zur Nachachtung vorgelegt worden sind. Hätte der Vf. ja dieselben mit Nutzen vortragen wollen, so hätte er den Geist derselben in der Kürze auffassen, dieselben mit kritischem Scharfblick gehörig motiviren, und das Gute, wie das Unstatthafte derselben, so vortragen sollen, dass sich aus seiner Arbeit irgend etwas Nützliches ergeben hätte.

— —

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Breslau*, b. Meyer: *Gemälde und Zeichnungen aus der wirklichen Welt*, von *Julius Strula*. 1804. 194 S. 8. (16 Gr.) Das wirkliche Leben sieht man diesen Gemälden und Zeichnungen wohl an, aber nicht so wohl die Hand des Künstlers. Diess gilt hauptsächlich von der zweyten Erzählung: *Geschichte meiner gelehrten Laufbahn*. Diese treibt sich auf eine so gemeine Art fort, und hat es so sehr mit dem gemeinen Leben zu thun, dass man Mühe hat, sie bis zu Ende zu lesen. Manches darin ist auch ein wenig zu derb gegeben, und gar zu unmanierlich. Die übrigen vier Erzählungen: die Ritter am Fusse des Riesengebirges; Vanini und der Jesuit Guignard; der Mann, der durch Gespenster sein Glück macht; und Verzweiflung, sind etwas besser, aber noch immer nicht gut genug, um auf eine Auszeichnung unter ihres Gleichen rechnen zu können.

ey.

Amathunt, auf Kosten des Vfs.: *Erholungen für Kinder der Freude*. Herausgegeben von *Hilarius Bonvivant*. In zwanglosen Heften. Erstes Heft. 1808. 112 S. 8. (8 Gr.) Rec. würde sich an seiner Zeit und an dem Papiere versündigen, wenn er von diesen Erholungen mehr sagen wollte, als dass sie in jeder Hinsicht schlecht und erbärmlich sind.

eo.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 SEPTEMBER, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hamburg, b. Bran: *Über den neuen französischen Erbadel*, von dem *Freyherrn von Eggers*, Oberprocureur der Herzogthümer Schleswig und Holstein. 1808. 28 S. 8. (5 Gr.)

Die Gründung eines neuen Erbadels in Frankreich, ehe noch 20 Jahre seit jener denkwürdigen Nacht verflossen sind, welche einen ganz neuen gesellschaftlichen Zustand zu verkünden schien, und während noch selbst der Mann, welcher das begeisternde Feuer hervorbrachte, welches die Mitglieder der Versammlung damals ergriff, sich eines höchst bedeutenden Einflusses zu erfreuen hat, gehört an sich zu den sehr merkwürdigen Erscheinungen. Sie wird aber noch um so merkwürdiger, weil sie weder durch die eiserne Nothwendigkeit geboten, noch, so viel man wenigstens weiss, durch den lautgewordenen Wunsch der Nation veranlasst worden ist, sondern ganz und gar das freye Werk der gesetzgebenden Weisheit zu seyn scheint. Für den Deutschen wird aber dieses Ereigniss noch um so auffallender, weil ein grosser Theil derjenigen, welche unter uns das Wort führen, dem Erbadel alles mögliche Unheil und namentlich alles Unglück zuschreibt, das den preussischen Staat betroffen, und weil man unter uns — nicht ohne manchen scheinbaren Grund — die Grossthaten der französischen Armee und den trefflichen Geist, der in derselben herrscht, hauptsächlich der Aufhebung aller Standes-Ungleichheit zuzuschreiben gewohnt ist. Eine freymüthige, prüfende Untersuchung des neuen wichtigen Instituts — so weit solche von einem Privat-Schriftsteller, dem immer so manche Gründe und Rücksichten, welche den Staats-Chef leiten, verborgen bleiben, geschehen kann — eine Entwickelung der Gründe, welche den grossen Mann dabey leiteten, der Mittel, die er angewandt, um das Gute, welches sich von diesem Institute erwarten läst, hervorzubringen, und das Schädliche, das Gefährliche, welches so leicht aus demselben hervorgehen kann, zu vermeiden, der Künste, welche er in Bewegung gesetzt, um das Institut, in seinem Entstehen gross und gut, vor dem Verdorbenwerden zu bewahren, und so manches andere, was sich dem Nachdenkenden darbietet, würde nicht nur ein sehr interessantes, sondern auch für unsere vaterländischen Gesetzgebungen sehr lehrreiches Werk seyn. Der Vf. der vorliegenden Bogen hat dieses alles gefühlt; aber er hat die Wünsche des Lesers in keinem Stücke befriedigt. Ausser einigen nicht tief eingreifenden Bemerkungen über die Gründe, giebt er uns nur einige gute Wünsche, frohe Hoffnungen, grosse Erwartungen, welche ihn, den leicht in Begeisterung gerathenden, beleben, und nebenbey einige leere Declamationen.

Der Staat, der Regent, davon geht der Vf. aus, bedarf oft grösserer Anstrengungen und Aufopferungen, als die gemeinen Triebfedern in den Menschen hervorzubringen im Stande sind. Unter allen wirkt am kräftigsten *die Ehre*, der Wunsch, dass unser Andenken fortdaure, dass unsere Wirksamkeit sich über das Grab hinaus erstrecke, dieser schöne menschliche Wunsch. Diess spornt den edlen Mann an zu allem, was gross ist, was Bewunderung verdient, und nichts entwickelt in dem glücklich organisirten Jüngling so leicht die Begierde zu grossen Thaten, als das Andenken an das Verdienst des Stammvaters, dessen Name auf ihn vererbt ist. Um diese Ideen zu versinnlichen, gab man den Namen der Geschlechter ein Unterscheidungszeichen. Dieses ist der wahre Geist des *Erb-Adels*.

Wer vermag es zu leugnen, dass Ehrbegierde und der schöne Gedanke an den Nachruhm den Menschen zu den grössten Thaten, zu übermenschlichen Anstrengungen anzutreiben im Stande ist? Alles was daher zur Anerkennung des Verdienstes, zur Auszeichnung alles dessen, was gross, edel und schön ist, dient, ist vortrefflich. Hoch rage jeder grosse Mann und dessen Name über alle anderen hervor, für die Ewigkeit werde sein Ruhm erhalten, das ist weise, das ist schön. Aber eine andere Frage ists, ob es gut sey, ob es nothwendig sey, ob es selbst sehr wirksam sey, wenn man den Nachkommen, dem Geschlecht eines grossen Mannes ein gleiches Recht einräumt. Der Begierde nach Ruhm, nach Nachruhm liegt so viel Reelles zum Grunde, sie ist mit so vielen anderen Wünschen der Menschen, z. B. dem Streben nach Macht, nach Herrschaft, nach freyer Wirksamkeit so eng verbunden; die Mittel, welche zum Ruhm führen, führen nicht selten auch zu einer Verbesserung unseres Zustandes, sie hängt überdiess selbst mit der Hoffnung nach Fortdauer so unzertrennlich zusammen, und es giebt endlich der Mittel und Wege, den Namen und das Andenken grosser Thaten und Männer den Nachkommen zu erhalten, so viele, dass es nicht nöthig zu seyn scheint, diese Begierde, welche man ohnehin gleichsam als eine Grundbegierde, die ohne alle Nebenrücksichten, durch sich selbst und für sich selbst besteht, be-

trachten darf, durch die Aussicht auf einen bestimmten Erfolg, auf die Begründung eines ausgezeichneten Geschlechts zu erhöhen, eine Aussicht, welche überdiess nur sehr wenige haben können, und für alle Nachkommen eines Mannes, der für sein Geschlecht einmal die adliche Auszeichnung erworben hat, verloren geht.

Von einer anderen Seite ist es nicht so ausgemacht, ob der Gedanke an grosse Vorfahren auf das Gemüth des Menschen einen mächtigen bloss wohlthätig wirkenden Einfluss habe. Die Erfahrung begünstiget diese Idee nicht sehr. Grosse Männer haben selten grosse Nachkommen, und die meisten grossen Geschlechter, so lehrt es die ganze Geschichte, sind ausgeartet. Auch mag man über die Begebenheiten unserer Zeiten und deren Ursachen denken, wie man will, so zeigen sie uns doch die ganz unwidersprechliche Wahrheit: der Gedanke und die Erinnerung an grosse Vorfahren, wie sie durch Führung einer adlichen Auszeichnung erweckt wird, ist so wenig im Stande gewesen, diejenigen, die sich solcher zu erfreuen hatten, zu grossen Thaten, zu ausserordentlichen Anstrengungen zu vermögen, als die Helden und grossen Männer, welche wir vor uns sehen, der Erinnerung an ihre Voreltern, und der Aussicht auf die Begründung eines ausgezeichneten Geschlechts bedurft haben, um sich aufs schönste zu entwickeln, und um sich zu den grössten Thaten, zu den unglaublichsten Anstrengungen geneigt und fähig zu fühlen. Dagegen ist nichts ausgemachter, als dass gewöhnliche Menschen — die Mehrzahl — durch den von ihren Voreltern ererbten grossen Namen, zu Anmassungen, falschen Vorstellungen und Begriffen verleitet, und also von Fehlern ergriffen werden, die einer besseren Ausbildung und der Erwerbung des eigenen Verdienstes gar sehr im Wege stehen. Aus allem diesem folgt wenigstens so viel, dass die Einwirkung der Gefühle, wie sie durch den Erbadel geweckt und genährt werden, nicht gerade unentbehrlich ist, und dass der Erbadel überhaupt nicht bloss wohlthätige Einwirkungen auf die Gemüther der Menschen, sondern auch leicht höchst nachtheilige hervorzubringen und zu nähren im Stande sey. Wo aber dieses ist, lassen sich Zweifel über diess Institut rechtfertigen, und es erscheint ein jedes Verdammungsurtheil über die Zweifelnden ungerecht.

Der neue Adel, lehrt der Vf., passe ganz in die neue Ordnung der Dinge, gehöre ihr allein an, beziehe sich ganz auf sie; er lässt aber das *wie* und *warum* ganz unerörtert. Damit der alte nicht wieder aufiebe, sey der neue Adel gestiftet, und da er sich auf ausgezeichnetes Verdienst gründe, entspreche er den Foderungen der Vernunft, der Moral, des natürlichen Rechts! Ist diese Declamation folgerecht? Wie mancher hat die Belohnung, die er erhält, verdient, und doch ist die Art der Belohnung ungerecht und unweise!

Das angemessene Einkommen ist allerdings etwas sehr weises, verhindert einigermassen, dass nicht Anmassung und Armuth, Stolz und Hülflosigkeit mit einander gepaart, ein ekelhaftes Bild darbieten. Aber die Nothwendigkeit, seinen Nachkommen ein angemessenes Einkommen aussetzen zu müssen, wenn man den persönlichen Adel auf sie fortpflanzen will, macht es doch auch dem Verdienste allein nicht möglich, den erworbenen Adel fortdauern zu lassen, sondern macht die Fortdauer von einem zufälligen Umstande abhängig. Und hat nicht schon mancher, auf das ererbte Vermögen rechnend, die Mittel versäumt, die sich ihm darboten sich auszubilden? Die Geringfügigkeit der Summen mildert beides einigermassen; allein sie schafft dagegen nicht die Unabhängigkeit, von welcher der Vf. S. 14 mit Recht so manches erwartet. — Bürgerliches Gewerbe soll der Adel nicht treiben, er soll dem Staate dienen, den Wissenschaften leben, oder seine Güter bewirthschaften. Also setzt bürgerliches Gewerbe herab? Der nicht dürftige Mann wird, wenn er nicht selbst sordide ist, nicht leicht ein sordides Gewerbe ergreifen, daher braucht der Staat ihn davon nicht abzuhalten; aber ein an sich nützliches, unentbehrliches Gewerbe sollte niemanden herabsetzen, und durch keine Auszeichnung gebrandmarkt werden. Schwerlich dürfte es auch geschehen. Warum sollte aber auch ein Banquier, dem der Kaiser den Orden der Ehrenlegion ertheilt, seinem Geschäfte ferner vorstehen dürfen, nicht aber dessen Sohn, dem er den Adel erworben hat? wie der Vf. S. 16 will.

Die Bestimmung der Rechte, welche dem Erb-Adel zustehen werden, wird noch erwartet. Der Vf. glaubt, dass es schwerlich andere seyn werden, als die sich auf den Zutritt zu der Person des Regenten und auf das Ceremoniel bey Feyerlichkeiten beziehen. Ist dieses, erhält jeder Adliche, ohne Ausnahme, und bloss weil er adlich ist, das Recht des Zutritts beym Regenten, und erhält keiner, der nicht von Adel ist, dieses Recht, oder nach unserer Sprache, ist jeder Adlicher und nur der Adliche hoffähig: so ist das ein sehr grosses Vorrecht. Ein Vorrecht, nicht nur in sich von vielem Werth, sondern noch unendlich mehr als Mittel zu so mannichfaltigen Zwecken von der grössten Wichtigkeit. Besonders kann dieses Vorrecht in der Folge der Zeit und bey schwachen Regenten — können aber dem Starken nicht auch Schwache folgen? — gar leicht zu Missbräuchen, zu unglücklichen Anmassungen Einzelner und zu schädlichen Erweiterungen der Rechte des ganzen Standes führen. Überdiess hat dieses Vorrecht sehr sonderbare Auftritte und ärgerliche Inconvenienzen zur Folge. Denn junge Adliche ohne eigenes Verdienst erhalten dadurch Vorzüge vor den älteren höchst verdienten Nichtadlichen, Untergebene vor ihren Vorgesetzten, im Dienst Nachstehende vor denen, die vor ihnen stehen, kurz, es hat dieses Vorrecht gar mannichfaltige, zu höchst kränkenden Auftritten führende Folgen, und könnte leicht für ein Übel gehalten werden, dessen Folgen weit grösser sind, als man nach der Sache selbst glauben sollte. Rec. ist daher auf die Entscheidung dieser Frage um so neugie-

riger, weil die ganze Sache dadurch noch verwickelter geworden ist, dass der Adel sich nicht auf sämtliche männliche Nachkommen, und auf die weiblichen Nachkommen gar nicht erstreckt. Denn dadurch ist alles, was auf eine Auszeichnung in der Gesellschaft sich bezieht, noch weit delicater, und bey einem so reizbaren Volke, als die Franzosen, noch misslicher. Übrigens lässt sich doch auch nicht übersehen, dass in einer so grossen Monarchie, wie die französische, und in einer so grossen Hauptstadt, als die des französischen Reichs, aus hundert Gründen vieles ganz anders ist und erscheint, als in unseren kleinen Staaten, und noch kleineren Residenzen.

Eine Erziehungsanstalt für die erstgebornen Söhne des Adels, d. i. für den Adel, in welcher sie auf Kosten des Staats, also vorzüglich auf Kosten der Nichtadlichen erzogen werden, dürfte wohl nicht zu wünschen seyn. Diess wäre ungerecht gegen die übrigen Stände, würde zur Verstärkung eines *Esprit de corps* beytragen, der nichts taugt, und den Napoleon schwerlich befördern wird. Wer die adlichen Erziehungsanstalten kennt, wird ohnehin dergleichen nicht wünschen.

Andere Vorzüge, z. B. in Ansehung des Gerichtsstandes, und in Ansehung der Abgaben, werden dem Adel zuverlässig nicht eingeräumt werden, sind ihm vielmehr schon ausdrücklich versagt worden. Der Vf. urtheilt sehr richtig über diese in Deutschland vielfältig noch bestehende Ungerechtigkeit.

Auch zu Ämtern soll der Adel keinen Vorzug geben; und was der Vf. hierüber sagt, zeigt von Gerechtigkeit und richtiger Schätzung der Dinge. Aber, kann man fragen, wird der Adel nicht bald bey der Besetzung der Ämter Begünstigungen erhalten, wenn er ausschliesslich den Umgang des Regenten geniesst? Werden nicht gewisse Ämter bey Hofe den Adel voraussetzen? Werden z. B. nicht bloss Adeliche zu Pagen erwählt werden? Und werden diese bey künftigen Beförderungen nicht einen Vorzug geniessen? Ist aber erst ein Schritt geschehn, dann folgen andere von selbst, so ists wenigstens immer gewesen. Denn wo stehts bey uns geschrieben, dass der Adel bey Besetzung der Ämter Vorzug haben solle? Wo steht so manches andere, was der Adel prätendirt, geschrieben?

Gegen die Unveräusserlichkeit der Majoratsgüter erklärt sich der Vf. aus den bekannten staatswirthschaftlichen Gründen gegen die Unveräusserlichkeit der Güter überhaupt. Er glaubt jedoch ein Auskunftsmittel gefunden zu haben; und bezieht sich auf ein noch ungedrucktes Memoire. Rec. kann darüber so wenig urtheilen, als er die staatswirthschaftlichen Gründe gegen die Unveräusserlichkeit verkennt. Doch glaubt er, dass es hier einen höheren Gesichtspunct gebe, als den ökonomischen. Denn wenn es einmal in einem Staate *Familien* in einem eminentern Sinne geben soll: so haben mässige Familien-Güter, die in liegenden Gründen bestehen, gewiss sehr viel, was für sie spricht. Der Sitz unserer Vorfahren, unserer Wohlthäter, der Ort, wo vielleicht ihre Asche ruhet, wo sie und wo wir die schönsten Jahre unseres Lebens durchlebten, wo uns jeder Nachbar kennt, wo uns jeder Baum, jeder Fleck bekannt und theuer ist, wo wir selbst nach einem thätigen Leben auszuruhen, und den grossen Schlaf zu schlafen gedenken, ist ein Heiligthum, macht für uns den Staat, worin er liegt, zu einem Heiligthum, und erzeugt tausend der seligsten heiligsten Empfindungen, die dem Staat nicht gleichgültig seyn können.

Über die Erlöschung des Adels einige höchst flüchtige Ideen. Nur durch Hochverrath soll er ganz untergehen. Mit dem Tode des letzten Majoratsherrn soll das Gut an den Kaiser fallen, und dieser soll es mit dem Titel einem anderen übertragen, damit kein würdiger Name ausgehe.

Durch einige Zeugnisse will der Vf. seine Ideen von der Wohlthätigkeit des Adels, dessen Wiederherstellung in Frankreich er, laut des Eingangs, bereits im Jahr 1795 als einen Sieg der Vernunft vorhersagte, unterstützen. Auch *Friedrich* der Grosse wird genennt. Wie verschieden doch die Ansichten sind. Hier beweiset man eine Behauptung durch Nennung dieses Namens, und dort sucht man den Namen herabzusetzen, zu verkleinern, weil er jenes behauptete! —

Der Erfolg wird zeigen, welche Hoffnungen, Erwartungen und Prophezeyhungen des enthusiastischen Vfs. eintreffen. Vielleicht wird er es aber auch nicht zeigen, und diese Erscheinung wird sich, wie so manche andere, unter den Begebenheiten verlieren, ohne dass die Spur, welche sie hinter sich lässt, bemerkbar wird, und einen neuen Beweis abgeben, wie trügerisch oftmals die Erwartungen und Befürchtungen von einzelnen Ereignissen sind.

PN.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Leipzig*, b. Gräff: *Über den mit Unrecht verfolgten Erbadel.* Von einem Patrioten. 1808. 46 S. 8. (4 Gr.) Auch wenn man mit der Art und Weise, wie in unseren Tagen gegen und über den Erbadel geschrieben und geschimpft worden ist, nicht zufrieden ist: so wird man doch eine Vertheidigung, wie die unseres Patrioten, für höchst unzweckmässig halten müssen. Die Gründe, mit welchen unser Vf. den Geburtsadel und das ganze Gebäude, von welchem er einen Theil ausmacht, schützen und aufrecht erhalten will, sind dazu nicht geeignet, und es dürften leicht viele, die den Adel gern vertheidigt sahen, mit dem Vf. unzufriedener seyn, als die Gegner. Wenn sich für das Institut sonst nichts sagen lässt, als was der Vf. dafür zu sagen weiss: so verdient es wahrlich nicht gegen den Wunsch vieler Staatsbürger in Ansehn erhalten zu werden. Solche Vertheidiger schaden der Sache, der sie sich annehmen, mehr als sie ihr nützen.

Der Vf., welcher es vorzüglich mit den heillosen Feuerbränden zu thun hat, findet die Ursache, warum gegen den Adel so viel gesprochen wird, bloss in dem Egoismus der Zeit, in der Sucht zu glänzen, und aus einem niederen Stand in einen höheren überzugehen, und glaubt, man wolle nicht sowohl keinen Erbadel, als Umschaffung und Errichtung eines neuen.

Die Observanz, dass nur Adliche im preussischen Militär zugelassen wurden, glaubt er dadurch bestreiten zu können, dass doch in dem Genie-Corps, in der Artillerie, und in den Jäger- und Husaren-Regimentern den Bürgerlichen eine Laufbahn offen

gestanden, anderntheils dadurch, weil die Zahl derer vom Bürgerstande, welche überhaupt zu den Militär-Stellen qualificirt seyen, nicht sehr groſs wäre, indem doch nur Bürgerliche von Erziehung tauglich dazu seyn könnten; ohne in Ansehung des ersten die Herabwürdigung zu fühlen, welche in diesem Unterschiede sowohl für die Bürgerlichen, als für den Adel und die verschiedenen Corps der Armee liegt, und ohne in Ansehung des zweyten zu ahnden, daſs man gar keine, von der Geburt und dem Stande der Voreltern hergenommenen Vorzüge zugeben, sondern einem jeden eine jede Carriere offen erhalten will. Es ist dann eines jeden, er sey der Sohn eines Gutsbesitzers oder Tagelöhners, Sache, ob und wie er sich qualificiren, und zu höheren Stellen in der Armee oder in dem Civile geschickt machen will.

Hiernächst bemüht er sich zu zeigen, daſs es weder gerecht noch politisch sey, den Erbadel aufzuheben. — Jedes Regenten Pflicht sey es, die Unterthanen bey ihren rechtmäſsig erworbenen Rechten zu schützen. Nun wären die Rechte des Adels auf die rechtmäſsigste Weise erworben, also müſsten sie geschützt und nicht, weil es einige Scribenten so wollten, vernichtet werden. Man müsse nicht, weil Einzelne vielleicht ihre Pflicht nicht gethan, einen ganzen Stand bestrafen wollen; hätten doch manche bürgerliche Officiere und viele Soldaten auch wohl ihre Pflicht nicht gethan, und hätten doch manche von Adel durch Geist und Muth sich ausgezeichnet. Auch Rec. ist der Meinung, daſs der Adel, nicht, weil es einige Scribenten wollen, und weil einige Officiere vom Adel — wenn die Zahl dieser auch noch so groſs wäre — ihre Pflicht nicht gethan haben, seiner Rechte beraubt werden soll, und er ist auch der Meinung, daſs wohlerworbene Rechte nicht ohne Noth jemanden entzogen werden dürfen. Aber es drängen sich viele Fragen auf. Sind alle Rechte des Adels wohlerworbene Rechte? Sind namentlich auch die, welche eine adliche Curie und ein adlicher Minister oder eine adliche Dienerschaft demselben zu verschaffen gewuſst hat, *wohlerworbene* Rechte? Sind alle Rechte des Adels ihm unbedingt ertheilt, oder nicht vielmehr, wie der Jurist sagt, *sub causa?* Ist alles, was Besitz heiſst, auch Recht? Giebt ein jedes Landesgesetz, das — wie dieses bey vielen der Fall ist — die eine oder die andere Classe von Menschen begünstigt, dieser Classe ein *jus quaesitum* auf ewige Fortdauer desselben? Ist der Staat nicht befugt, wenn die Umstände und der Wechsel der Dinge Veränderungen der Dinge herbeygeführt und unvermeidlich gemacht haben, dem nachzugeben, und durch Mitwirkung ein neues haltbares Gebäude aus den Trümmern aufzuführen? Ist endlich die Stimme — nicht einzelner Scribenten — sondern des thätigsten, des zahlreichsten und sehr aufgeklärten Theils der Nation, welcher sich über Unrecht beklagt, welcher sich auf die ewige Gerechtigkeit beruft, welcher keine Vorzüge, nur Gleichheit will, gar nichts werth! Diese und mehrere andere Fragen müssen erschöpfend beantwortet werden, wenn der Erbadel von Seiten des Rechts — allerdings die haltbarste Seite — vertheidigt werden soll.

Die zweyte Hauptfrage, ob es politisch sey, den Erbadel aufzuheben, wird eben so erbärmlich beantwortet. Wenn gleich Rittertugenden nicht mehr Statt finden könnten, so habe doch das hohe Ehrgefühl in den Nachkommen jenes Adels oder der Ritterschaft, sagt der Vf. S. 22, nie verlöschen können, und jene Wappen und pergamentenen Adels-Diplome — der Gegenstand des Neides der Bürgerlichen — trügen heute noch das Gepräge der Verdienste der Vorfahren, könnten also nur im Stande seyn, die Nachkommen zu ähnlichen Thaten anzufeuern u. s. w. Der Adel habe, seitdem sich der Bürgerliche gehoben, an wahrem Ehrgefühl (?) gewonnen, und es sey gar nicht zu leugnen, er sey die wahre Stütze des Throns. Der Bürgerliche erfülle seine Pflichten bloſs aus Ehrgeiz oder in Absicht einer zu erhaltenden Belohnung, der Adliche sey aber, laut seiner Geburt und der zu erhaltenden Ehre seines Geschlechts wegen, dazu verbunden. Auch müsse eine Subordination Statt finden, und daher auch verschiedene Stände. Dieſs führt denn den Vf. zur Vertheidigung des ganzen Lehnwesens und der Unterthänigkeit. Es wäre verlorene Mühe gegen einen Schriftsteller, der so veradelt ist, seinen Stand und den Geist des Bürgerstandes so ächt standesmäſsig ansieht und beurtheilt, etwas zu sagen. Doch muſs Rec. fragen, wie kam es denn, daſs so viele adliche Chefs, Commandanten u. s. w. ihre Pflicht nicht erfüllten, sondern so ächt bürgerlich dachten, in ihren schändlichen Capitulationen die Ehre ihres Geschlechts vergaſsen, ihrer Habseligkeiten und ihres Soldes hingegen aufs beste eingedenk wären? War diesen Herren die Pflicht alles, die Belohnung nichts? — Doch jeder Adlicher wird sich schämen so etwas zu lesen. Am Ende sagt der Vf. einige gute Worte über den verderblichen Güterschacher, und macht eine von grober Unwissenheit und Stolz zeigende Bemerkung über die Popularität des englischen Adels. PN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Angabe des Verlagsorts: *Schriftproben* von *Peter Hammer.* 1808. 24 S. 4. (8 Gr.)

Peter Hammers buchführerische Verdienste sind anerkannt; wir können ihren Ruhm nicht vermehren, der wohl so lange grünen wird, als die Familie Hammer bey ihrem Namen und ihrer kosmopolitischen Beschäftigung bleibt. Daſs indessen aus ihrer Officin jemals typographische Meisterstücke hervorgegangen wären, ist, so viel wir wissen, noch nicht behauptet worden. Aber so geht es. Berühmten Leuten genügen ihre Ehrenkränze nicht, so lange sie sie mit den Augen zählen können; es fällt ihnen ein, Sammlungen davon anzulegen. Da raffen sie denn zusammen, was sich ergreifen laſst, ohne zu bedenken, daſs fetter Ruhm ranzig wird. Der hier gelieferten Schriftproben sind zweyerley: das erste Buch enthält *französische*, das andere *deutsche*. Im ersten werden zur Schau gestellt: *Nompareille Romain, Nompareille Italique, petit Texte Romain, petit Texte Italique, petit Romain Romain, petit Romain Italique, Cicero Romain, Cicero Italique, Cicero Romain* auf Mittel-Kegel, *St. Augustin Romain (petit oeil), St. Augustin Italique, gros Texte Romain et Italique* und *gros Parangon Romain.* Im zweyten: *Mittel, Text, Tertia, grobe Cicero, kleine Cicero auf Mittel-Kegel, kleine Cicero, Garmond, Garmond auf Cicero-Kegel, Borgis auf Garmond-Kegel, Petit, Nompareille* und *Petit auf Garmond-Kegel.* Schöne deutliche Charaktere, sauber und stark abgedruckt, mit gefälligen Intervallen. Wo bestellt man sich nun dergleichen? Das ist schwierig. Denn *Peter Hammer* wohnte zwar sonst in Kölln; man weiſs aber nicht, ob er nicht weggezogen ist: auch liegt sein Haus in einer so abgelegenen Gasse, daſs man, nach langem Fragen und Suchen, es äuſserst selten findet. Dieſs wohl erwogen, möchten wir schier auf die Stimme eines tückischen Dämons hören, der uns ins Ohr bläſt, diese Schriftproben seyen weniger der Schriften als des Textes wegen abgedruckt, und das Ganze eine Art Mausfalle, wie Hamlet das Stück nennt, das er vor seinem Oheim aufführen läſst, um dessen Gewissen in die Klemme zu nehmen. „Es ist ein spitzbübischer Handel. Aber was thuts? Ew. Maj. und uns, die wir ein freyes Gewissen haben, trifft es nicht. Der Aussätzige mag sich jucken, unsere Haut ist gesund.“ Doch würde Rec. kahl bestehen, wenn man ihn auffoderte, bestimmt anzugeben, wen er für den getroffenen Aussätzigen halte. Um einen Scharfsinnigeren in Übung zu bringen, mögen folgende, hie und da ausgehobene Zeilen dienen, die noch nicht die wunderlichsten in dem kleinen Buche sind: „Ich will sie taufen lassen in der Wasser- und Feuer-Taufe, ich will ihnen die Schwänze abhacken, barbieren will ich sie lassen und schminken und pudern, Wämschen sollen sie anziehen, grüne, gelbe, blaue, rothe, die Zähne will ich ihnen befeilen, und die Hörnerchen werden sie wohl von selbst sich ablaufen . . . Sollte der Sturm die Mühlen auch treiben, der den Welttheil zerriſs; ihr müſst selbst in die Mühle, die Blume wird für die Herren verbacken, von den Kleien werden die Schweine gemästet . . . Bruchpatienten traten mit geübten Athleten zum Ringen in die Palästra. Sie sprachen zu einander, geruhig die Pfeifen ausklopfend: Laſst uns nur gehen, früh genug werden wir uns zeigen, ernst kann's ihnen nicht werden, uns zuerst zu miſshandeln, das wäre unsittlich von ihnen . . . Haben sich jüngst zwey Adler gebissen, der Eine ist nit katzgrau gewesen, und hat den anderen zu Schanden gebissen, der war aber auch kein rechter Adler nicht, nur so eine Weihe, der ist herunter gefallen; ist aber doch davon kommen und jetzt in der Mause, werft ihm einen Nagel ins Saufen, das soll gut dafür seyn . . . O du wunderliche Welt, wärst du doch aus Lebkuchen gemacht und nicht aus Stein, ich möchte wissen, worauf sie am Ende doch stehen wollten, wenn sie dich ganz aufgefressen hätten.“ — Wir schlieſsen diesen Bericht mit den Worten des Weltklugen Polonius: Ist dieſs schon Tollheit, hat es doch Methode. Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 SEPTEMBER, 1808.

GESCHICHTE.

Zürich b. Gessner: *Histoire des républiques Italiennes du moyen âge; par J. C. L. Simonde Sismondi*, M. C. de l'université Impériale de Wilna, et de quelques académies, etc. Tom. II. 1807. 496 S. in 8.

Der erste Band ist von anderer, der schonenden, alles Gute pflegenden Hand des Meisters in unseren Blättern [J. 1807. No. 72] angezeigt, und von der Art der Behandlung, von dem, was etwa wünschenswerth scheinen möchte, gebührend gesprochen worden. Wir übergehen desshalb jedes über das Ganze zu fällende Urtheil, und begnügen uns, die Hauptpuncte des zweyten Theils dieser Geschichte herauszuheben, die minder bekannt sind, die sich auf die Schicksale der italiänischen Communen ausschliessend beziehen, mit Übergehung dessen, was die allgemeine Geschichte der Halbinsel betrifft, auch sonst in bekannten und verbreiteten historischen Werken bereits oft erwähnt ist.

Im siebenten Capitel, womit der zweyte Theil anhebt, wird der Fehde der oberitaliänischen Städte, während der ersten Hälfte des XII Jahrhunderts, gedacht; Mailands und Pavias Eifersucht, während die übrigen sich zu der einen oder anderen Partey schlugen. Mailand überwältigt einige Städte, und unterwirft sie sich. Die grossen Unruhen in Kirche und Reich unter Lothar II und Conrad schieben die grossen Ausbrüche des wechselseitigen Hasses der Städte gegen einander in etwas auf. Wirkung der Lehren Arnolds von Brescia zu Rom und auf die Römer; Ernennung eines Senats daselbst, und dessen Einsetzung auf dem Capitol im J. 1143. Rom war in dreyzehn Quartiere oder Rioni getheilt; die Bürger eines jeden wählten jährlich zehn Wahlherren, welche zusammen denn die sechs und funfzig Senatoren ernannten; den Vorsitz im Senat hatte der Patricius von Rom, welcher vom Volke, an des abgeschafften Präfecten Stelle, den der Pabst ernannte, gesetzt ward; doch dauerte diess nicht lange. Achtes Capitel: Friedrichs I erster Zug gegen die freyen Städte Italiens in d. J. 1154 und 1155. Neuntes Capitel: Zweyter Zug Friedrichs gegen die lombardischen Städte, im J. 1158, Unterwerfung Mailands, Reichstag zu Roncaglia, Zerstörung Mailands im J. 1162, und Gehorsam der übrigen Communen unter des Kaisers Willen. Lombardischer Städtebund im J. 1167; der Kaiser verlässt Italien, die Städte bauen zur Ehre des Haupts der Kirche, und zum Andenken eigenes Ruhms, Alexandrien. Eilftes Capitel: Der Kaiser bey Lignano geschlagen. Stillstand von Venedig. Friede zu Constanz. — In dem allen findet sich nichts Neues, nichts Ausgezeichnetes. Wahr ist die Bemerkung, dass die Verbindung der lombardischen Städte höchst unvollkommen, dass sie nur für den Moment der Gefahr berechnet war. Hätten sie ihrer kleinlichen Eifersucht unter sich entsagen, zu der Idee eines föderativen Staats sich erheben können, Oberitalien wäre frey geworden und gewiss auf längere Zeiten hin geblieben. Ähnliche Bemerkungen ergeben sich, wenn man die Verbindungen, das Thun und Treiben der Hanse-Städte beachtet: allein wenn diese, zwar gleichfalls nicht über ihr Zeitalter erhaben, eine Idee fassen konnten, die sie dauernder zu retten im Stande war, wie viel vollkommener war doch die Verbindung dieser deutschen Städte, wie unendlich viel mehr Eintracht war doch unter ihnen, wie viel länger haben sie ein Ganzes behauptet, während die italiänischen Städte mit rasender Wuth sich unter einander zerfleischen! Zwölftes Capitel: Kaum war die grosse Gefahr überstanden, so brachen innerhalb der Städte die Streitigkeiten zwischen den edleren Geschlechtern und den Bürgern aus. Mehrere, so gut als alle, änderten ihre Verfassung. So zu Mailand, wo der Podesta, wie nach und nach überall, eingeführt ward, welcher der strafende, peinliche Richter, und mehr noch der Anführer im Krieg war. Drey Gewalten waren fortan in der Stadt: der Erzbischof, als alter Graf der Stadt; in seinem Namen, obschon ganz ohne seinen Antheil, wurden die Urtheile gesprochen, er schlug die Münze, und an den Thoren ward ihm zum Besten ein Zoll erhoben; dann der Podesta, welcher die angeführten Zweige der obersten Gewalt inne hatte; endlich die Consules, welche die übrigen übten. Der letzteren waren zwölf zu Mailand, und ihre Vereinigung bildete *il consiglio di credenza*. Der Adel wollte, dass dieser Rath für das folgende Jahr jedesmal die Consules wählen sollte. Das Volk widerstrebte und setzte es durch, dass diese Wahl hundert Wahlherren übertragen ward, welche von der allgemeinen Rathsversammlung aus den Gewerken oder Gilden der Stadt ernannt wurden; doch sollten die Wahlherren stets aus Edelleuten jene Stellen besetzen. Indess ward oft von dieser Vorschrift abgewichen, so dass die regierenden Consules eigenmächtig ihre Nachfolger erwählten. — Zu Bologna lautete die Verfassung, ob-

wohl man nicht bestimmt sagen kann, wann sie also gebildet ward, und auf welche Zeit sie sich bezog, wie folgt. Die höchste Gewalt war bey drey Räthen, den Consuln und dem Podesta. Die Stadt war in vier Zünfte getheilt, jede wählte durchs Loos zehn Wahlherren, und diese ernannten jährlich die Consules. Alle, welche das achtzehnte Jahr erreicht hatten, waren Glieder des allgemeinen Raths, nur die geringen Handwerker, und die ein für niedrig gehaltenes Geschäft trieben, waren ausgeschlossen. Sechshundert Bürger bildeten den besonderen Rath; weit weniger zahlreich war das *consiglio di credenza*, doch sassen darin von Rechts wegen alle Rechtsgelehrte der Stadt. Alle bedeutenden Beschlüsse mussten von diesen Räthen bestätigt werden; aber die Consules und der Podesta hatten die Initiative, oder ein ihr ähnliches Recht. Am häufigsten wurden die Vorschläge der Consuln durch vier dazu bestimmte Redner discutirt, die Versammlung stimmte durch schwarze und weisse Kugeln. Der Podesta ward im September also gewählt, dass durchs Loos vierzig Bürger aus dem allgemeinen und besonderen Rathe ausgeschlossen wurden, welche alsdann eingesperrt, binnen vier und zwanzig Stunden, durch eine Mehrheit von sieben und zwanzig Stimmen die Wahl vollendet haben mussten. Gewöhnlich hatten die Räthe den Wählern die Personen vorgeschlagen, unter welchen sie wählen sollten. Der Podesta durfte keinen liegenden Grund in der Republik besitzen, sieben und dreyssig Jahre musste er alt seyn. — Ähnlich war die Verfassung der übrigen Communen. Die grossen Revolutionen des Reichs hinderten eine Zeitlang den Ausbruch der Gährung der aristokratischen und demokratischen Partey in ihnen, sie brachen aber um so gewaltiger aus, als späterhin Kaiser und Päpste die Unterstützung der einen oder der anderen Partey in den Städten suchten. — Die Geschichte der Unruhen im Reiche folgt. — Auf Papsts Gregor VIII Ermahnen lassen die Städte einige Zeit von ihren Privat-Fehden unter einander, und wenden ihre Kräfte an, um dem sinkenden Glück der Lateiner im Orient wieder aufzuhelfen. — Die Händel zwischen Brescia und Cremona im J. 1191 veranlassen aber fast allgemeinen Streit zwischen den lombardischen Städten; andere Fehden folgten. — In der trevisischen Mark, durch die bergige Lage begünstigt, war der Adel in ganz anderen Verhältnissen zu den Städten, als in den meisten übrigen Theilen. Als er Stadtrecht nahm, ward er nicht dazu gezwungen, vielmehr bemüht, eben dadurch seine Macht zu erhöhen. Die Edelleute bauten sich in den Städten ihre Citadellen; ihr Familienhass gegen einander riss die übrigen Bürger mit fort; hier waren die Ecceline, eine Familie berühmt durch Verbrechen. Die Edelleute waren in diesem Theile, wie überall, die Podestas, die Stadt wählte zu der Stelle einen auswärtigen Edelmann, dieser brauchte die Kräfte der Gemeine zu seinen Privat-Zwecken, zu seinem Privat-Hass. Hier war an keine Freyheit mehr zu denken, die Städte waren das elende Werkzeug der Factionen des Adels geworden. Anders war es bey den Communen diesseits des Po's, während des Endes des zwölften Jahrhunderts; diese zwangen und unterwarfen noch mehrere benachbarte Edelleute, aber auch diese, obschon nicht so mächtig, als in der trevisischen Mark, geriethen in unvermeidliche Händel mit den Bürgern. — Innocenz III erhebt die päpstliche Macht, und erneut gleichsam die weltlichen Besitzungen des heil. Stuhls. Unterdrückung der gibellinischen Partey v. d. J. 1197—1216. Das Bekannte zu übergehen, kommt wenig weiter von den Städten vor. Bemühungen des Papstes und der deutschen Könige, die Städte zu gewinnen. Einführung eines Podestas unter dem Namen Senator in der Stadt Rom, und Unterwerfung mehrerer kleinerer Städte in der Nähe, schon vor Innocenz. Dieser wusste sich mehr Einfluss auf den Senator zu verschaffen; er vertrieb im Kirchenstaate die Potestas und Richter der kleineren Städte, welche sich das Volk gewählt hatte. Die Communen in dem ehemaligen und nachmaligen Patrimonio Petri konnten nicht gedeihen. Die toscanischen Städte verbinden sich grossentheils mit dem Papste, sie, die sonst ganz den Kaisern ergeben waren. Doch waren die Communen in dieser Gegend früher in einiger gemeinschaftlicher Verbindung, um unter sich den Frieden zu erhalten. Pisa, die mächtigste, trat der Verbindung mit dem Papste nicht bey, denn Heinrich VI hatte schon ihre Freyheit anerkannt, sie hoch begnadigt und mit den Inseln Corsica, Elba, Capraia und Pianosa belehnt, im J. 1192. — Geschichte der Factionen in der trevisischen Mark, wo die Städte in der Gewalt der Edelleute sich fortdauernd befanden. Der Stadt Florenz wird, im J. 1215, wegen eines Kampfs zweyer angesehenen Familien gedacht. Die Lage der Stadt, ihre natürlichen Hülfsquellen werden, wie immer, trefflich angegeben. Ihr Ursprung ist ungewiss; zerstört, und unter Karl dem Grossen wieder aufgebaut, zwang sie in späterer Zeit, wie die übrigen Städte auch gethan, die benachbarten Edelleute, in Stadtrecht sich zu begeben. Bis zum J. 1207 ward die Gemeine durch Consules regiert, die aus den besseren Bürgern gewählt wurden, und durch einen Senat von hundert Personen. Im Jahr 1207 folgte sie dem gefährlichen Beyspiele der übrigen Communen, und wählte einen fremden Edelmann zu ihrem Podesta. Diess traurige Mittel war das einzige, welches gewöhnlich blieb, um bey dem Parteyengewühle im Inneren sich zu retten, das aber gar unvollkommen den Zweck erreichen half, und später fast immerhin in weit grösseres Verderben stürzte. So war auch hier der Streit zwischen den angesehenen Familien für und gegen die Buondelmonti; drey und dreyssig Jahre dauerte der Kampf in der Stadt, die Häuser der Edelleute in derselben wurden zu Festungen, und als solche angelegt. — Vierzehntes Capitel: Geschichte des Kreuzzugs zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts durch die Franzosen und Venetianer. Die Sache ist ganz bekannt, nur etwa das Resultat für Venedig, als italiänische Stadt, gehört hieher. Diess ist nun ganz gut am Ende angegeben und bemerkt, wie wenig

die Beute an Land und Leuten, die den Venetianern zufiel, ihnen wahrhaft nützlich ward. Jedoch ist nicht zu vergessen, dass die Inseln, die sie, nach dem Verlust ihres Beuteantheils am festen Lande, für sich behielten, ihnen als handelndem und seefahrendem Volk immerhin von Nutzen bleiben mussten. Das funfzehnte und letzte Capitel enthält einen Abriss des Zustandes der italiänischen Republiken zu Anfang der Regierung Friedrichs II., die bürgerlichen Kriege, die Erneuerung des lombardischen Bundes, von dem J. 1216 — 1234. Die Fehden unter den Städten dauerten fort, einige werden erwähnt, die aristokratischen und demokratischen Parteyen im Inneren nahmen gleichfalls kein Ende. Gewöhnlich, seit Einführung der Podesta's, wählte man nun in allen Städten einen fremden zu dieser Stelle, und allgemeiner Grundsatz war es, nie einen anderen, als einen Edelmann (*militem*) dazu zu ernennen; dieser nun begünstigte seine Classe, doch wollten die Bürger nicht allem Antheile an der Verwaltung, an der Besetzung der Räthe u. s. w. entsagen. Seit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts kam es in mehreren Städten zwischen beiden Parteyen zum Kampf, und verschieden war der Sieg. Bewundernswerth ist, und nach unserem Dafürhalten nicht genügend erklärt, wie bey solchem, alles zerrüttenden Zustande, die Wohlhabenheit der Städte dennoch immer zunahm. Alle Chronisten reden gleichwohl von der Nothwendigkeit, worin sich die Städte befanden, ihre Mauern zu erweitern, von den vielen öffentlichen Gebäuden, die hier aufgeführt wurden, von den vielen Schlössern, die sie befestigten. Um diese Zeit verliehen die Städte, namentlich Asti, Geld gegen Zinsen nach Frankreich und an andere Orte diesseits der Alpen. Im Jahr 1256 wurden in Frankreich alle im Lande sich aufhaltenden Banquiers der Stadt Asti aufgehoben, und ihre Gelder confiscirt; und wenn auch die Summe gewiss übertrieben berechnet ist, die hier angegeben wird: so beweisen doch diese Geschäfte, die den nördlich italiänischen Städten gemein waren, das Übermass eines Geldreichthums unbezweifelt. — Bologna's Universität nach Tiraboschi. Die Städte der Romagna waren eben so in zwey Parteyen und in Fehde gegen einander getheilt, als die lombardischen. Die letzteren verbanden sich, aus Furcht vor Friedrich II, abermals im J. 1226, erneuerten den alten Bund und endigten mit einer Ketzerverfolgung. Die im Inneren zerrissenen Städte in ewigen Fehden mit einander bedurften Ruhe; ein Dominikaner, Johann von Vicenza, predigte ihnen Versöhnung, wie ein anderer Clausner Flüe, mit hohem Beyfall, mit erstaunenswerthem Erfolge. So viel vermochte damals Ein Mann auf einige Zeit zu bewirken! Er stellte die Ruhe her; die Städte liessen sich gehorsam durch ihn ihre Verfassung zum Theil ändern, und auf den 28 Aug. d. J. 1233 beschied er die Völker der Lombardey auf die Ebene von Paquara an der Etsch, drey Meilen von Verona. Hier erschienen viele Städte mit ihrem Carroccio, viele Bischöfe und Edelleute, und bewundernswerth war die Wirkung der Rede auf den zerknirschten Haufen. Doch hiemit endigte auch der Bote des Himmels und des Friedens seine ehrenvolle Laufbahn, denn fortan suchte er in Vicenza Herr, Graf und Herzog der Stadt zu werden, und in dem Streite, in den er nun gerieth, verlor er Ruhm und Ehre, die Gewalt seiner Rede, sein Ansehen, seine weltliche Macht. Diess giebt Gelegenheit, von der Beredsamkeit, der Poesie der Zeit, der Bildung der italiänischen Sprache einiges hinzuzufügen. — Der Druck des Werks ist nicht correct; wir haben in den Zahlen mehrere Druckfehler bemerkt. S..

Karlsruhe, b. Macklot: *Lettres sur la Westphalie.* Par *Louis de Graimberg*, Professeur au Lycée de Carlsrouh. 1807. X u. 179 S. 8. (16 Gr.)

Briefe über Westphalen? Darunter kann man das neue Königreich, oder auch den vormaligen westphälischen Kreis verstehen. Die Namen der deutschen Völkerschaften haben ganz eigene Schicksale gehabt; ihre jetzigen Besitzer sind zum Theil nichts weniger als Nachkommen der alten Stämme, deren Benennung sie führen. Da, wo sie noch dafür gelten können, sind wenigstens die Wohnplätze ihrer Ahnen umgetauscht. Wer die ersten Sueven im heutigen Schwaben (auch nur noch ein Gedächtnisswort der Jetztlebenden), oder das kräftige Sachsenvolk vor tausend Jahren in dem heutigen Königreich Sachsen zu suchen meint, der geht vergebliche Wege. An einem Namen wäre freylich nicht viel gelegen; wenn nur nicht Sitte, Sprache, Verfassung, Religion, Liebe und Hass, kurz, die ganze Nationalität daran hinge! Mit den Namen gehen auch die Beziehungen verloren, woran jene erinnerten. Diese steten Umgestaltungen haben von jeher, mehr als manche andere Ursachen, zur Schwächung und Auslöschung des Volkscharakters beygetragen. Die ärgsten Nationalfeinde der Deutschen waren sie selbst unter einander, durch ihre ewigen Bündnisse und Gegenbündnisse daheim und mit Fremden. So dreht sich die Geschichte der Deutschen im Wirbel; jeden Augenblick wird der Standpunct verstellt und verdunkelt, aus welchem man das Ganze zu übersehen hoffte. Wenn unsere Altvordern von Westphalen sprachen: so dachten sie sich Ostphalen, als Neben- oder Gegenstück dazu. Die letztere Bezeichnung ist längst vergessen, und wir waren gewohnt, unter Westphalen bloss ein gewisses westliches Land im Norden von Deutschland zu denken (*s. Mösers* osnab. Gesch. Th. I, Abschn. 3. §. 6), dessen Bewohner eine gewisse Einheit der Sitten und Lebensart haben. Nach der neuesten Einrichtung aber ist der Name Westphalen einem deutschen Königreiche mitgetheilt, dessen westliche Lage nur einigen Anwohnern des rechten Elbufers, in der Mark Brandenburg, einleuchtet, und die dadurch zu Ostphalen werden müssen, wenn die Sylbe West eine Bedeutung behalten soll. Aus diesem Doppelsinne wird noch manche Irrung, manches Missverständniss hervorgehen, bis unsere Kinder gelernt haben, das neue Königreich nicht mehr mit dem alten Kreise zu verwechseln.

Der Vf. brachte 10 Jahre in Westphalen zu, liess sich nachher im Badischen nieder, und nahm im vorigen Jahre von dort aus Gelegenheit, sein vormaliges Wohnland im Durchfluge zu besuchen. In aller Geschwindigkeit fuhr er von Karlsruhe nach Cassel, wandte sich nach Westen, sah sich in einigen unbedeutenden Städten ein wenig um, kam über Paderborn nach Cassel zurück, und zog gerades Weges wieder in seine neue Heimath. Von dem eigentlichen Königreiche Westphalen, worauf er doch in der Vorrede hinwinkt, nicht ein Wort weiter. Von dem westphälischen Kreise hat er auch nur ein kleines Stück gesehen; und was er darüber zu sagen weiss, sind nicht Nachrichten eines Mannes, der 10 Jahre Beobachtungen als täglicher Zuschauer angestellt hat, sondern eines Blödsichtigen, der bey einer schnellen Durchfahrt hie und da etwas blinken sieht. Mit Hülfe einiger geographischer Compendien ist man im Stande, eine fast eben so gute Zeichnung von Westphalen zu machen. Ist man in Reisebeschreibungen belesen, oder hat man Gelegenheit gehabt, mit Leuten aus der Gegend oder mit Durchreisenden sich manchmal über die Beschaffenheit des Landes und seiner Einwohner zu unterreden: so müsste man leicht weit bessere Briefe über W. schreiben können. Die Nachrichten des Hn. *de G.* laufen auf lauter allgemeine Dinge oder Kleinigkeiten hinaus, die man längst kennt. Um ein Beyspiel von der Behandlungsart seiner Gegenstände zu liefern, wollen wir nur erwähnen, was er über Braunschweig sagt, wo er, nach seiner Angabe, häufig gewesen ist, und viel Umgang gehabt hat. Diese Stadt, meint er, sey nicht so reich als Münster, aber es kommen mehr Fremde hin. Die Nähe mehrerer Universitäten habe in B. den herrschenden Geschmack an den Wissenschaften verbreitet. Es seyen viele Gelehrte und Künstler darin. Die jungen Leute musiciren und zeichnen gern, und verstehen fremde Sprachen. Das ist alles, was der Vf. von B. im Texte zu melden hat; um aber recht vollständig zu seyn, giebt er noch folgende Anmerkung S. 110: *Br. a deux foires célèbres: il s'y fait beaucoup d'affaires; l'expédition des marchandises est d'un grand rapport: quelques fabriques y sont de la réputation. La fabrique de porcelaine mérite toute sa réputation. On y voit aussi quelques maisons de commerce. Br. est le chef-lieu de la fabrication de cette chicorée brulée; connue sous le nom de Café Allemand; drogue adoptée par l'économie, rejettée par le bon goût, mais qui n'en est pas moins en possession depuis quinze ans de gâter le café et de servir à la fraude de cafetiers.*" Und doch wollen wir noch lieber diese mageren Nachrichten lesen, als wenn sich der Vf. mit grosser Redseligkeit über moralische und politische Sätze verbreitet. Er ist unerschöpflich in zwecklosen Untersuchungen, wovon man den Zusammenhang nicht einsieht. Seicht, schielend und einseitig sind seine Urtheile über die Sitten der Bewohner; doch belustigend ist seine Selbstbehaglichkeit dabey. Die Männer, schreibt er, gehen gern Abends ins Weinhaus, spielen l'Hombre, und lärmen vor Vergnügen. Um 8 Uhr aber kehrt jeder zu seiner Frau zurück, und zwar aus Furcht vor *le Gardiner-predigte*. Von diesem Vorbauungsmittel gegen die Ausschweifungen der Männer heisst es in der Anm. S. 149: *La Gardiner-predigte est le palladium de la souveraineté des femmes en Allemagne: elles en usent discrètement, mais toujours à temps. La traduction du mot Gardiner-predigte, seroit: Mercuriale sous le rideau; d'où l'on conclurra* (richtiger: *conclura*) *que les ménages Allemands ont des lits jumeaux.*" Der Vf. will auch, zur Ehre der Norddeutschen, gefunden haben, dass die Convenienz-Heirathen bey ihnen seltner, als anderswo, sind. Dürfte man seinem flüchtigen Beobachtungsgeiste nur trauen!

Längst hat Voltaire mit unwiderleglichen Gründen erwiesen, dass das deutsche W dem französischen V in der Aussprache vollkommen gleich sey; einige wenige seiner Landsleute aber sind ihm in der Rechtschreibung deutscher Namen gefolgt, die andern bleiben aus Unwissenheit oder Starrsinn dabey, das deutsche W mit dem der franz. Sprache gar nicht eigenen W auszudrücken. Man sollte nie anders als *Vestphalie* schreiben. Wollte man ganz consequent seyn, so müsste man es in *Ouestphalie* verwandeln: da man für *West* im Französischen *Ouest* hat. Der Vf. stellt gar (S. 88) eine *Cour Vehmique* auf, um das *Fehmgericht* anzudeuten, verleitet durch die Heterographie solcher, die *Vehmgericht* zu schreiben pflegen, weil ihnen die Abstammung von *Fohmen*, schöpfen, nicht klar ist.

Dvl.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Halle*, in d. Ruffisch. Verlagsh.: *Angenehme Unterhaltungen einer Mutter mit ihren Kindern in moralischen Erzählungen. Erstes Bändchen.* 1805. VI u. 173 S. 8. (18 Gr.) Die Vfn. wurde oft von ihren Kindern *gequält*, ihnen etwas zu erzählen. Sie setzte also, nachdem der in den angeschafften Lesebüchern vorhandene Vorrath aufhörte, aus ihrer eigenen Erfahrung Geschichten zusammen, und liefert hier diejenigen, welche am liebsten gehört wurden. Es sind 14 an der Zahl. Alle haben sie eine moralische Tendenz. Diejenigen Helden und Heldinnen der Geschichte, welche sich gut und brav aufführen, werden meistentheils durch eine glückliche Heirath belohnt; diejenigen aber, welche nicht zur Ablegung ihrer Fehler zu bringen sind, müssen am Ende Noth leiden; manche kommen dadurch zum Besinnen; andere aber sinken von einer Stufe des Verderbens in die andere. Der Vortrag ist übrigens leicht, fliessend und gefällig.

Z—d.

PÄDAGOGIK. *Meissen*, b. Klinkicht: *Einige Gedanken über die Verbesserung unserer Dorfschulen.* Sr. Hochehrwürden Hn. M. Karl Wilhelm Goldammer, bey seinem Antritte der Superintendentur Grossenhayn den 3 März 1805 achtungsvoll gewidmet von M. *Christian Anton August Fiedler*, Pfarrern zu Spansberg und Tiefenau. 56 S. 8. Nachdem der Vf. einiges über die Verbesserung der Dorfschulen im Königreich Sachsen geschichtlich beygebracht, führt er folgende 5 Sätze aus: die Verbesserung unserer Dorfschulen ist 1) höchst nothwendig (S. 11—19), 2) möglich (S. 19—31), 3) überaus schwierig (S. 31—40), 4) bey der Verbesserung unserer Dorfschulen muss man behutsam verfahren (S. 40—51), 5) die Verbesserung unserer Dorfschulen muss beharrlich ausgeführt werden (S. 51—56). Der Vf. beweiset überall eine gute Bekanntschaft mit seinem Gegenstande, und auch mit dem, was darüber geschrieben ist; aber er sagt nichts Neues. Am besten gelungen ist ihm der dritte und vierte Abschnitt. Was daselbst über Vorurtheile der Gemeinen vorgebracht ist, kennt Rec. aus Erfahrung.

B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 SEPTEMBER, 1808.

JURISPRUDENZ.

Stuttgardt, b. Metzler: *Geschichte und neue Theorie der Suität* von D. *Ludwig Friedrich Griesinger*, Consulenten in Stuttgardt. 1807. XII u. 300 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Eine besonders in unseren Zeiten erfreuliche Erscheinung für den Freund des gründlichen civilistischen Studiums ist vorliegendes Werk. Den Vf., einen Praktiker, belebt ein so reiner Eifer für die römische Rechtswissenschaft; er zeigt allenthalben so gute Kenntnisse derselben, so viele Belesenheit in den besten älteren u. neueren Schriftstellern, als man jetzt selten, sogar auf akademischen Lehrstühlen, antrifft. Durch geschichtliche und philologische Bearbeitungen der Rechtswissenschaft förderten bekanntlich die französischen Rechtsgelehrten des XVI Jahrhunderts diese Wissenschaft in kurzer Zeit ausserordentlich. Mit Recht setzt sich der Vf. diese zum Muster. Eine wichtige, auch durch spätere Schriftsteller nicht ausgefüllete Lücke, welche sie uns gelassen, besteht in dem fast gänzlichen Mangel an vorzüglichen speciellen Rechtsgeschichten einzelner Materien. Hätten wir dergleichen von jeder wichtigen Lehre, erst dann, sagt Hr. G. mit Recht, wäre eine gründliche, möglichst vollständige Kenntniss des römischen Rechtssystems denkbar. Er verdient daher Dank, die an sich wichtige, und in so manche andere Rechtstheile eingreifende Lehre von der Suität einer geschichtlichen Bearbeitung unterworfen zu haben.

Das Werk handelt nicht von der gesamten Theorie der Suität, wie man nach dem Titel vermuthen sollte, sondern nur von der Frage: wer *suus heres* sey. Interessanter und fruchtbarer würde die Darstellung ausgefallen seyn, wenn von der ganzen Theorie der Suität, also auch von den dem *suus* als solchem zustehenden Rechten in Beziehung auf Enterbung, Übergehung, Erbschaftserwerbung, Collation u. dgl. ein zusammenhängendes historisches Gemälde geliefert wäre. Die vom Vf. allein behandelte Frage ist gar zu sehr aus einem zusammenhängenden Ganzen herausgerissen, gar zu einzeln behandelt worden: denn in den verschiedenen Zeiten des römischen Staats haben nur wenige Veränderungen in Rücksicht auf dieselbe Statt gefunden; da hingegen bey jenem ausgedehnteren Plane die verschiedenen Theile einander wechselseitig Licht gegeben hätten, und fast in jeder Periode das Entstehen wichtiger neuer Rechtssätze zu bemerken und historisch zu erläutern gewesen wäre. Die Behandlungsart ist reinhistorisch, und die neue Theorie, deren der Titel erwähnt, mit in das Geschichtliche verflochten. In 5 Capiteln werden 5 Perioden durchgegangen, die doch eigentlich nur 4 sind: 1) bis zu den 12 Tafeln, 2) Gesetzgebung der 12 Tafeln selbst (diese beiden bilden *eine* Periode, da ein Moment keine Periode ist), 3) von da bis auf die ersten Kaiser, 4) bis Alexander Sever, 5) bis Justinian. Von der Zeit vor den 12 Tafeln wird mit einer an Gewissheit grenzenden Wahrscheinlichkeit, besonders aus dem Lakonismus jenes Gesetzes über die Suität, hergeleitet, dass es sich mit ihr damals schon völlig eben so verhalten habe, als nachmals, diesem Gesetze zufolge, Rechtens war. Bey der Entwickelung des 12 Tafel-Rechts hat sich der Vf. am längsten von S. 14—215 verweilt, und hier gerade seine wichtigsten neuen Ansichten niedergelegt, die, wie er uns S. 24 versichert, aus einer durch eine einzelne Schwierigkeit veranlassten Aufsuchung und chronologischen Zusammenstellung aller Stellen in den Gesetzen und alten Schriftstellern über den *suus* hervorgegangen sind. Der *suus heres* soll nur der *filiusfamilias* im strengsten Sinne des Wortes seyn, d. h. der in der väterlichen Gewalt des Erblassers befindliche natürliche Sohn desselben — mit Ausschluss der entfernteren Descendenten, Töchter, Ehefrauen, Adoptiv- und nachgebornen Kinder, welche erst durch spätere Interpretation hinzugekommen seyen. (S. 25 vgl. 227 ff.) Der Vf. sucht den Beweis für das Angegebene zu führen durch Worterklärung des Ausdrucks *suus heres*, u. durch genaue Betrachtung einer Menge Stellen, die für u. wider die einzelnen Behauptungen, in welche seine Theorie zerfällt, gebraucht werden können, und unterstützt das Beygebrachte durch allgemeine Betrachtungen über den Geist der daraus sich ergebenden Intestaterbschafts-Ordnung. Die Gründe sind in diesen Ausführungen sehr gehäuft, und nicht immer in der besten Ordnung aufgeführt. Sogar kommt unter den 18 Numern des §. 10 ganz derselbe Grund zweymal, Num. 7 und 14 b vor. Durch planmässigere Stellung und Zusammendrängen zusammengehöriger Gründe würde die Darstellung sehr gewonnen haben. — Im Reste des Buches hat der Vf. die Veränderungen der von ihm bearbeiteten Lehre mit grosser Vollständigkeit bis auf Justinian aufgezählt. Rec. vermisst indessen in diesem Theile des Werks das Pragmatische, die allgemeinen Blicke, wodurch jede Geschichte erst wahres Interesse erhält. Nicht

einmal die ſich gleich aufdrängende Bemerkung hat Rec. aufgeſtellt gefunden, daſs, ſelbſt nach des Vfs. Anſichten, die ganze ſpätere Geſchichte hindurch das Princip der Suität, nach welchem, wer ſich unmittelbar in des Erblaſſers väterlicher Gewalt befand, deſſen *ſuus heres* war, durchaus ungeändert blieb. Es fehlt nicht an richtigen und intereſſanten allgemeinen Anſichten des geſamten Rechtszuſtandes der verſchiedenen Zeiten: aber dieſe, ſo vielen Nutzen ſie auch gewähren, hätte man doch eher entbehren können, als die ſich auf die Sache unmittelbar beziehenden allgemeinen Blicke. Selbſt der chronologiſche Überblick iſt hin und wieder geſtört. So werden Sätze erſt unter Ulpian, Diocletian und Maximin aufgeführt, welche, wie der Vf. ſelbſt in den Noten bemerkt, ſchon zu Papinians, Marcellus, Julians Zeiten gegolten hatten. S. 270, 274. Noch öfter iſt es der Fall, daſs durch hiſtoriſche Conjecturen, welche beſonders in das Detail der Rechtsgeſchichte, wo beſtimmte Zeugniſſe ſo oft fehlen, gar nicht gehören, ſpäter angeführte Sätze in weit frühere Zeiten hätten hinaufgerückt werden können. Dahin gehören z. B. die erſt bey Ulpian angeführten, auf Gefangene gehenden Sätze, welche doch wahrſcheinlich gleich nach der *fictio l. Corneliae*, alſo *ſpäteſtens* zu Sulla's Zeiten entſtanden.

Wir wenden uns jetzt zu Beurtheilung der wichtigſten einzelnen Sätze des Vfs. Unter dieſen iſt die Behauptung, daſs die entferntern Deſcendenten urſprünglich nicht mit zu den *ſuis* gehört haben, ſo viel dem Rec. bekannt, von ihm zuerſt ausführlich vertheidigt. Denn Cujacius, wahrſcheinlich der Einzige, welcher ſie ſchon früher aufſtellte, hat dieſes nur ganz beyläufig, und ohne irgend Gründe dafür anzuführen, gethan. S. 86. Schwerlich möchte dieſe Lehre indeſſen eben ſo wahr ſeyn, als ſie neu iſt. Rec. wenigſtens kann ſich, nach genauer unparteyiſcher Prüfung aller vom Vf. vorgetragenen Gründe, nur davon überzeugen, daſs die entfernteren Deſcendenten urſprünglich, auch wenn keine lebende Mittelsperſon zwiſchen ihnen und dem Erblaſſer ſich befand, den Kindern nachſtanden; keinesweges aber, daſs ſie überall nicht zu den *ſuis* gehörten. Schon jenes Erſte iſt nicht die gemeine Meinung, indem man gewöhnlich glaubt, daſs von den früheſten Zeiten an die entfernteren Deſcendenten zugleich mit den näheren, und zwar Stammweiſe geerbt haben. Die S. 76 ff. angeführten und erläuterten Stellen, von welchen eine aus *Cajus* in der *Collat. ll. Moſ et Rom. tit.* 16 §. 2 bey Schulting S. 793 die wichtigſte iſt, beweiſen aber hinlänglich, daſs erſt ſpätere *interpretatio* Enkel und Urenkel mit ihren Onkeln und Groſsonkeln zur Erbfolge berufen hat. Dieſer Beweis wird durch die Analogie der agnatiſchen Erbfolge, bey welcher der nächſte jeden entfernteren ausſchlieſst, dadurch, daſs derſelbe Satz auch im Mittelalter ſich zeigt, und daſs er mit der bey der Inteſtaterbfolge der Römer auch genommenen Rückſicht auf Erhaltung des Familienglanzes eben ſowohl als Primogeniturordnungen übereinſtimmt (vgl. S. 198 ff.), unterſtützt. Es ſcheint zwar das Zeugniſs der Kaiſer Diocletian und Maximin entgegenzuſtehen, welche in der l. 3. *C. d. ſuis et legitimis* (6, 55) eine Anfrage eben in Beziehung auf dieſen Punct mit einem *evidenter lege 12 tabb. cavetur* ganz dem ſpäteren Rechte gemäſs beantworten: allein der Vf. führt dagegen S. 161 ff. befriedigend aus, daſs oft einem Geſetze zugeſchrieben wird, was nur aus Interpretation deſſelben abzuleiten iſt. Rec. bemerkt noch, was dem Vf. entgangen zu ſeyn ſcheint, daſs dieſen Theil ſeiner Behauptung auch Coſta zum §. 6. *T. d. hereditat. quae ab inteſt.* (3, 1) ſchon aufgeſtellt und, wiewohl kurz, doch mit Anführung der wichtigſten Gründe, bewieſen hat. — Die eben erwähnten Gründe und eine lange Reihe anderer hat aber der Vf. aufgeſtellt, um darzuthun, daſs die entfernteren Deſcendenten überall nicht zu den *ſuis* gehört, ſondern nur, inſofern ſie die nächſten geweſen, als Agnaten haben erben können: und in dieſer Rückſicht finden wir den Beweis unzureichend. Ganz richtig wird zwar in der S. 29 ff. angeſtellten vorläufigen Unterſuchung die Meinung verworfen, daſs *ſuus heres* ſich auf den Erben als Subject beziehe, und ſo viel als deſſen eigener Erbe ſey, ein *ſuus heres* alſo ſich ſelbſt beerbe; und dagegen überzeugend ausgeführt, daſs man das Wort auf den Erblaſſer bezogen, und einen ſolchen Erben darunter verſtanden habe, der es ſchon von Natur und ohne alles Geſetz ſey, einen natürlichen angebornen Erben. Dieſes *angeboren* nimmt indeſſen der Vf. in ſtrenger Bedeutung, für einen ſolchen, der gleich von ſeiner Geburt an in dieſem Verhältniſſe ſtehe, und darin kann Rec. ihm nicht beyſtimmen. Die Worte *qui, cum naſcerentur, ſui heredes futuri eſſent*, in l. 29 §. 12 *D. d. liberis et poſthum.* (28, 2) und ὁ υἱος ἐχει παρ᾽ ἑαυτῷ το σουον im Theophil. *lib.* 2, *tit.* 19, §. 2, beweiſen dieſes keinesweges. Vielmehr ergiebt ſich ganz beſtimmt aus dem, was in beiden Stellen folgt, daſs die Vff. dieſer Stellen eine Art der *ſuorum* von den übrigen unterſcheiden, nicht eine Erklärung von den *ſuis* überhaupt geben wollten. Der Begriff, angeborne Erben, iſt nur inſofern der Bedeutung des Wortes *ſuus* und den Geſetzesſtellen angemeſſen, inſofern er gleichbedeutend mit natürlichen Erben iſt, d. h. ſolchen, denen man ohne alles Geſetz ein Erbrecht zuzuſchreiben ſich bewogen findet. — Hieraus ergiebt ſich nun, daſs der aus jener ſtrengen Bedeutung von gebornen Erben gegen die urſprüngliche Suität der entfernteren Deſcendenten hergeleitete erſte Grund des Vfs. keine Beweiskraft hat: denn jene Bedeutung gehört dem lateiniſchen *ſuus heres* nicht an. Eben ſo unerheblich ſind des Vfs. übrige aus Worten und Stellungen von Worten hergeleiteten gewiſſermaſsen philologiſchen Gründe. Mehrere derſelben (Num. 2. 3. 4. 5. 8. 10) beziehen ſich darauf, daſs in den Geſetzen die Söhne immer hauptſächlich, die entfernteren Deſcendenten hingegen nur hinterher genannt ſind, als ſolche, die das Suitäts-Recht nicht in ſich haben; die zu den *ſuis berufen* werden, die *ad filii conditionem rediguntur*, an die Stelle der Söhne treten, daſs

dieses letzte sogar geschieht, wenn bloss entferntere Descendenten vorhanden sind. Der ganze Anschein nämlich, welcher aus dergleichen Ausdrücken von einem erst später durch Interpretation der Rechtsgelehrten erfolgten Einrangiren der entfernteren Descendenten unter die *suos* hergeleitet werden könnte, verschwindet, wenn man auf folgende Gegenbemerkungen achtet. 1) Der Fall, wo Kinder erben, ist der bey weitem gewöhnlichere. Natürlich werden sie also, auch wenn die entfernteren Descendenten mit ihnen erben, bey weitem häufiger und hauptsächlicher als jene genannt. 2) Da die entfernteren Descendenten erst, nachdem die Mittelspersonen weggefallen sind, und Stammweise, erben: so sind alle von einem Eintreten redenden Ausdrücke völlig erklärt, ohne dass man irgend ein späteres Entstehen der die entfernten Descendenten begünstigenden Rechtssätze anzunehmen braucht. Endlich 3) ist es gefährlich besonders bey Schriftstellern, welche so wenig als Justinians Concipienten die Feinheiten der Sprache beobachten, aus den Nuançen der Wortbedeutungen zu schliessen. Wie sehr dieses der Fall sey, lerne der Vf. an dem, was ihm selbst begegnet ist. Aus Justinians Worten im §. 15 *T. d. hereditat. quae ab intest.* (3, 1): *vetustas nepotes* — — — — *ad suorum vocabat successionem* schliesst er, dass sie nicht ursprünglich *sui* gewesen seyen, in welchem Falle vielmehr ohngefähr so hätte gesprochen werden müssen: *vetustas ad nepotes tanquam suos heredes hereditatem pertinere voluit*: und gerade *dieser* Worte würde ein genauschreibender Römer sich nur dann bedient haben, wenn die Enkel nicht wahre *sui* gewesen wären. Denn des Wortes *tanquam* bedient man sich eigentlich bey Vergleichungen an sich verschiedener nur in einem gewissen Puncte übereinstimmender Dinge. Hingegen hat das *vocabat*, wobey man eben so gut *ut suos*, als *quasi*, *tanquam suos* suppliren kann, auch bey Genauschreibenden gar nicht den ihm beygelegten Sinn. — Ein paar andere philologische Gründe num. 6, 13 gehen darauf, dass an mehreren Stellen auch auf alten Inschriften *suus heres* durch *filiusfamilias* erklärt, oder diesem gleichbedeutend gebraucht werde, nirgend aber der Ausdruck *neposfamilias* vorkomme. — Die Inschriften sind völlig nichtssagend. Es kommt nämlich auf denselben das Wort *suis* vor, ohne dass aus irgend etwas erhelle, dass damit bloss Söhne gemeint seyen. Eben so unerheblich sind ein paar Gesetzstellen, worin, wie der ganze Zusammenhang ergiebt, das Wort *filiusfamilias* nicht als den Begriff des *suus heres* erschöpfend, sondern nur als einen Theil desselben darstellend gebraucht ist. Die einzige *l.* 11 *D. de liberis et posthumis* (28, 2) hat einigen Schein, indem hierin die vorzüglichen Rechte des *suus heres* daraus erklärt werden, weil er *filiusfamilias* sey. Allein auch dieser Schein verschwindet, wenn man bedenkt, dass dieses eine Erklärung *a potiori* seyn kann, indem die meisten *sui heredes*, *filiifamilias* sind, wie auch dass man unter dem Worte *filius* auch entferntere Descendenten zu verstehen pflegt, l. 84. 201. 220. §. 1. *D. d. Verb. Sign.* (50, 16). Eben daher, und weil von Hauskindern häufiger als von Hausenkeln die Rede ist, lässt sichs auch erklären, dass der Ausdruck *neposfamil.* nicht vorkommt. — Noch beruft sich der Vf. darauf (num 9), dass Paulus in der *l. fin.* §. 3. *D. d. gradib. et affinib.* (38, 10) die *suos*, *proximiores ex agnatis* nennt. Er erklärt hier nämlich das Wort Agnaten nach dem Sinne für *agnatos in linea descendentium*, nach welcher Erklärung diese Stelle unmittelbar sagen würde, dass nur die Kinder mit Ausschluss der Enkel *sui* seyen. Rec. findet indessen auch diesen Grund nicht überzeugend. Denn da Paulus von den Verwandtschaften ganz im Allgemeinen handelt: so kann, dem Zusammenhange nach, *agnati* unmöglich für *agnati in linea descendentium* genommen werden. Dieses zwingt aber auch das Wort *proximiores* nicht für die nächsten dem Grade, sondern der Anhänglichkeit und Liebe, allenfalls auch der Erbfolge nach, zu nehmen. Denn sonst würde hier gegen allen Sprachgebrauch wenigstens auch der Vater zu den *suis* gezählt seyn. Jene andere Bedeutung ist nun auch dem Worte *proximior* keinesweges unangemessen. Denn, es wird, wie das deutsche *näher*, in den mannichfaltigsten Beziehungen, z. B. auch von einem durch ein Testament nähern Erben, dem eingesetzten im Gegensatze des substituirten Erben *l.* 17 *D. quod metus causa* (4, 2) gebraucht. — Eine andere Classe von Gründen sind die geschichtlichen, welche auch den Beweis nicht herstellen, z. B. Num. 17, dass man nach der Philosophie der Alten eine besondere genaue Verbindung zwischen Vater und Sohn angenommen, dass die römischen Rechtsgelehrten von einer unter diesen Statt findenden Einheit reden; dieses Alles aber nicht bey dem Verhältnisse vom Grossvater zum Enkel der Fall sey. Wiewohl nämlich in allen in dieser Rücksicht vom Vf. angeführten Stellen nur des Sohnes erwähnt wird: so ist doch der Grosssohn keinesweges ausgeschlossen, welcher bekanntlich unter der Benennung *Sohn* sehr gewöhnlich mit begriffen wird. — Ein anderer Grund, S. 76, dass bey den Athenern nur die Kinder, nicht auch die Enkel für *sui heredes* gehalten seyen, würde bedeutender seyn, da die Zehnmänner zum Theil von ihnen die Zwölftafelgesetze geholt haben. Allein die Behauptung selbst ist wohl schwerlich richtig: denn weder bey dem angeführten *Petitus*, noch bey *Köpken* über Gesetzgebung und Gerichtsverfassung der Griechen, findet Rec. die geringste Spur davon. — Von ganz vorzüglicher Wichtigkeit würde es seyn, wenn, wie der Vf. behauptet, die väterliche Gewalt in den frühesten Zeiten sich nicht auf die Enkel erstreckt hätte. Allein auch hierüber fehlt es bey *Merillius in Obs.* 2, 4, auf welchen sich der Vf. beruft, an einem zureichenden Beweise, und die Gründe, welche der Vf. noch hinzuthut, ergänzen ihn keinesweges. Merillius selbst bezieht sich nur auf ein königliches Gesetz, aus dessen späterer Interpretation die Enkel unter des Grossvaters Gewalt gekommen seyen. Es

stimmt also sogar mit seiner Annahme wohl überein, dass *zur Zeit der* 12 *Tafeln* auch die grossväterliche Gewalt Statt gefunden habe. Aber selbst seine Gründe fallen ziemlich weg, wenn man sich erinnert, dass unter dem Ausdrucke Sohn auch entferntere Descendenten enthalten sind; dass das laxere Verhältniss zwischen Grossvater und Enkel schon an sich gewisse Unterschiede hervorbringen musste, ohne dass man zur Erklärung derselben auf das Nichtdaseyn grossväterlicher Gewalt zu schliessen braucht; dass man sehr oft von alten Zeiten nicht weiss, ob etwas *lege* oder *moribus* entstanden sey, von den letzten aber *interpretatio* sehr verschieden ist; dass endlich die Annahme, als seyen die Grosskinder unter Niemands, oder, wie der Vf. glaubt, unter ihres Vaters väterlichen Gewalt gewesen, auch wenn dieser selbst nicht sein eigener Herr wäre, gleich unnatürlich und inconsequent ist. Des Vfs. besonderer Grund, welcher sich auf das in *l.* 20, 21 *D. ad l. Julian. d. adulter.* (48, 5) vorkommende *videtur* stützt, ist ganz unerheblich, indem dieser Ausdruck schon von Cicero an sehr häufig richtiger mit *offenbar seyn*, als mit *scheinen* übersetzt wird. — In Num. 11 deducirt der Vf. aus einer wegen der Enkel noch an die Kaiser Diocletian und Maximin erlassenen Anfrage, welche diese in der *l.* 3 *C. de suis et legitimis* (6, 55) ohne Ertheilung eines derben Verweises beantworten, dass nicht schon nach den so hoch verehrten 12 Tafeln die Sache, wie im späteren Rechte, unterschieden sey. — Auch dieser Grund ist schon deswegen nicht durchgreifend, weil die Anfrage sich nur auf das Erben der Enkel *mit* Kindern bezieht, nicht darauf, ob sie überall *sui* seyen. Ohnediess aber ist es bekannt, wie manche Anfragen *de jure certissimo* geschahen, und von den Kaisern ganz höflich beantwortet wurden. Den Celsus hatten sie sich in Beziehung auf die *quaestiones Domitianas* nicht gerade zum Muster genommen. — Nur scheinbar ist der aus Theophilus *lib.* 3 *tit.* 2 *pr. sub fin.* hergeleitete Grund. Denn hier heisst es nicht, dass die Enkel überhaupt — welches ja auch im Widerspruche mit allen übrigen historischen Nachrichten stehen würde — sondern dass die *vorhin genannten* Enkel durch kaiserliche Constitutionen mit den *suis* zur Erbschaft gerufen werden. Diese vorhin genannten sind nun, wie schon Fabrot richtig nachgewiesen hat, die Enkel von der Tochter. S. *Theophil. lib.* 3, *tit.* 1, §. 15. In Num. 12, 15 wird der Streit und die mannichfaltigen einzelnen Bestimmungen urgirt, welche über die Enkel-Succession in den Pandekten vorkommen. Hieraus soll sich nämlich deutlich ergeben, dass die 12 Tafeln darüber schweigen, und wieder soll sich ein solches gänzliches Stillschweigen nicht wohl anders erklären lassen, als dass zur Zeit der 12 Tafeln die Enkel noch nie zu den *suis* gehört hätten. Auch dieses ohne Beweiskraft. Denn mag auch in den 12 Tafeln nichts von der bekanntlich nur selten vorkommenden Enkelsuccession ausdrücklich enthalten gewesen seyn: so beweist das keinesweges, dass sie damals nicht zu den *suis* gehört haben. Denn, wie der Vf. selbst sehr richtig bemerkt, die ganze Erbfolge der *suorum* ist in den 12 Tafeln nur mit einer Hinweisung bestätiget, nicht neu angeordnet. Nach Num. 16 sollen die in der *l.* 7 *D. si tabulae testamenti nullae* (38, 6) und einigen andern Gesetzen entschiedenen Fälle aus der Enkelsuccession beweisen, dass die Enkel in dem 12 Tafelrechte nicht zu den *suis* gehört haben — gleich als ob nicht auch damals nur diejenigen Enkel zu den *suis* gezählt seyn können, welche unmittelbar in des Grossvaters väterlicher Gewalt sich befanden. Einzig auf Missverstand beruhet es hiebey, wenn der Vf. annimmt, dass Papinian in demselben Gesetze bey einem Enkel, welchen er zur Erbschaft zulässt, eine Ausnahme von der Regel mache, dass nur der *suus* als *suus* erbe. — Num. 15 enthält unter den Buchstaben *a* — *h* ein belehrendes Gemälde von den mancherley Verschiedenheiten, die unter dem Verhältnisse vom Vater zum Sohne und vom Grossvater zum Enkel, besonders in Beziehung auf die Erbfolge, nach römischem Rechte Statt finden. Der Vf. schliesst hieraus, dass die Enkel Anfangs gar nicht *sui heredes* gewesen, indem sich sonst nicht erklären lasse, wie diese Unterschiede entstanden seyen. Auch dieser Schluss ist indessen, wiewohl er einigen Anschein gewährt, nicht beweisend. So viel ist richtig, aus der Annahme, dass die Enkel erst durch ausdehnende Interpretation zu den *suis* gezählt seyen, liessen sich manche der aufgestellten Unterschiede erklären: aber sie lassen sich auch durch andere an sich wahrscheinlichere Annahmen begreiflich machen. Es liegt nämlich schon in der Natur der Sache, dass man sich die Verbindung zwischen Vater und Sohn als enger und genauer, die zwischen Grossvater und Enkel als etwas weiter und entfernter denkt; und aus dieser Ansicht sind alle vom Vf. angegebenen Unterschiede ebenso wohl zu erklären, als aus seiner Hypothese, welche daher auch weiter nichts als *Hypothese* ist. — Etwas beweisend ist Num. 18, wo der Vf. aus mehreren Gründen nachzuweisen sucht, dass die Enkel erst durch Interpretation unter die *suos* gekommen: aber eine genaue Ansicht der Stellen beweiset, dass diese Interpretation sich nur auf Aufhebung des vermuthlich vormals auch bey den *suis* Statt gefundenen Grundsatzes bezieht, nach welchem der nächste stets den entfernteren ausschliesst. Wenn nun ausgeführtermassen durch alle diese Gründe nichts erwiesen ist: so verdient die an sich plausible gewöhnliche Meinung, welche auch durch specielle Zeugnisse, z. B. l. 220. *D. d. verb. signif.* (50, 16), §. 15. *T. d. hered. quae ab intestato* (3, 1) unterstützt wird, offenbar den Vorzug.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

Zusatz zu No. 93.

In der Anzeige der *Mitau'schen wöchentlichen Unterhaltungen* in No. 93 unserer A. L. Z. von diesem Jahre ist aus Versehn der Name des Redacteurs weggeblieben. Es ist der Hofrath von *Recke* zu Mitau.

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 SEPTEMBER, 1808.

JURISPRUDENZ.

STUTTGARDT, b. Metzler: *Geschichte und neue Theorie der Suität* von D. *Ludwig Friedrich Griesinger* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Eine zweyte vom Vf. untersuchte Hauptfrage über Erbrecht der Töchter, ist schon vor ihm, besonders von *Hugo*, welcher jedoch später seine Meinung geändert hat, mit ihm übereinstimmend beantwortet worden. Hr. G. hat die Gründe seines Vorgängers bedeutend vermehrt, ohne ihnen jedoch, nach Rec. Überzeugung, ein Übergewicht über die Gegengründe verschafft zu haben. Von den 7 hier aufgeführten Gründen sind mehrere schon bey der vorigen Frage beurtheilt, andere auch von *Hugo* gebraucht. Bloss von einigen dem Vf. und dieser Untersuchung eigenthümlichen braucht hier die Rede zu seyn. Num. 10 schliesst der Vf. folgendermassen. „Nach älterem Rechte habe der nächste Erbe ohne Rücksicht auf Geschicklichkeit zu dem Amte (z. B. auch der Pupill *Ulpian.* tit. 11. §. 20. 22), nie aber ein Frauenzimmer die gesetzliche Vormundschaft überkommen; zum Beweise, dass Frauenspersonen nach älterem Rechte nie Erben gewesen seyen." — Dieser Schluss würde einige Wahrscheinlichkeit hervorbringen, wenn wirklich zu erweisen wäre, dass Frauenzimmer nach älterem Rechte nie *tutrices legitimae* geworden seyen. Ohne dieses aber beweist er nichts. — Num. 12 wird ausgeführt, dass das *suus heres* in den 12 Tafeln nicht mit auf das weibliche Geschlecht gehen könne, wegen der von diesem Gesetze allgemein gerühmten Genauigkeit des Ausdrucks; weil man selbst in späteren Formeln und Gesetzen stets die beiden Geschlechter besonders bezeichnet habe, und auch diejenigen Rechtsgelehrten, welchen man die meiste Anhänglichkeit an das Alte zuschreibe, Servius Sulpitius und Labeo das weibliche Geschlecht nicht unter der Bezeichnung des männlichen begreifen wollten; u. dgl. m. Auch kein beweisender Grund! Denn die 12 Tafeln waren eine Gesetzessammlung, in welcher schon die Menge der darin zusammenzudrängenden Materien Kürze des Ausdrucks erfoderte, und sich nicht mit einer solchen Weitschweifigkeit vertrug, als wir in den späteren einzelnen Gesetzen und manchen Formeln antreffen. In einer jeden kurzen Schreibart bezeichnet man aber, vielleicht in jeder Sprache, unbeschadet der Genauigkeit, die beiden Geschlechter mit der eigentlich nur einem derselben, gewöhnlich dem männlichen, zukommenden Benennung, sobald nur kein besonderes Wort für beide zusammen vorhanden ist. Man kann in solchen Fällen sogar sagen, dass das das männliche Geschlecht bezeichnende Wort noch eine zweyte Bedeutung hat, in der es beide Geschlechter bezeichnet. So ist es nun auch namentlich in den 12 Tafeln, aus welchen sich eine ganze Menge Beyspiele zusammenstellen lassen, wo das Masculinum offenbar auch für das Femininum gebraucht ist. Gehäuft finden sie sich in der 7 Tafel, wo es z. B. nicht *si qui quaeve*, sondern *si qui injuriam faxit;* nicht *si qui quaeve*, sondern *si qui pipulo occentassit* u. s. w. heisst. — In Num. 13 — 16 sucht Hr. G. aus mehreren Thatsachen glaublich zu machen, dass die Frauenzimmer bey den Römern in den älteren Zeiten gewöhnlich kein Vermögen gehabt haben, welches doch hätte der Fall seyn müssen, wenn sie als *suae heredes* gleich in der ersten Classe ihre Väter beerbt hätten. Wir erinnern hiegegen 1) im Allgemeinen, dass, wenn auch die Töchter und Frauen ihre Väter und Männer als *suae heredes* beerbten, dennoch nur wenige von ihnen eigenes Vermögen haben konnten, indem offenbar der bey weitem grösste Theil der Frauenzimmer entweder unter väterlicher oder ehemännlicher Gewalt sich befand. Gehen wir nun aber 2) ins Einzelne, so lässt sich Num. 14, dass die Weiber nicht testiren konnten, falls es auch ganz seine Richtigkeit damit haben sollte, aus anderen Gründen herleiten, z. B. dass die älteste Form der Testamentserrichtung, *in comitiis calatis*, sich für Weiber nicht schickte, dass man ihnen nicht hinlängliche Überlegung zutrauete u. dgl. Num. 15, dass die 12 Tafeln die Intestatsuccession für Erblasserinnen gar nicht bestimmen, ist unrichtig: denn unter dem Falle *cui suus heres nec escit* sind gerade alle Frauenzimmer begriffen, da keins derselben *suos heredes* haben kann. Eben so möchten wir nicht behaupten (Num. 16), dass das älteste römische Eherecht darauf hindeute, dass die Frauenzimmer kein Vermögen gehabt hätten. Im Gegentheile findet sich in dem Gebrauche der *Coemtio*, zufolge dessen, nach der richtigern Meinung, auch die Frau den Mann kaufte, (so berichtet *Isidorus* 4 *Orig.* 24. *num.* 30. *Boethius ad Cic. Top. cap.* 2) ein Beweis, dass die Weiber gleich von früh an, wo dieser Gebrauch nicht bloss eine Förmlichkeit gewesen seyn kann, Vermögen hatten. Bloss Num. 13, dass die natürlichsten Erben der Mutter, ihre Kinder, sie eine geraume Zeit lang nicht beerbten, spricht einigermassen für die vom Vf. aufgestellte Vermuthung. Ihr steht aber wieder entgegen, dass Servius Tullius nach Livius 1,

43 den *viduis* eine Abgabe auflegte, welches doch wohl voraussetzt, dass sie schon damals nicht ganz selten Vermögen gehabt haben. Die vierte Bemerkung des Vfs., dass der Ausdruck *filia familias* äusserst selten sey, gewöhnlich bloss *filia* geschrieben werde, unterstützt allerdings einigermassen die übrigen aus der bey rohen Völkern gewöhnlichen Hintansetzung des weiblichen Geschlechts, der Ausschliessung der Cognaten u. s. w. hergenommenen, schon von *Hugo* vorgetragenen, keineswegs unbedeutenden Gründe. Aber die vielfachen Zeugnisse der Alten für das Gegentheil enthalten Gegengründe, welche auch durch Hn. *G's.* Bemühungen nicht hinreichend widerlegt sind. Gleich bey der Abhandlung der ersten Periode, und dann wieder bey Beurtheilung dieser Einwürfe, macht er im Allgemeinen gegründete Bemerkungen über die wenige Glaubwürdigkeit historischer Nachrichten von den uralten Zeiten. Aber damit allein reicht man nicht weiter, als zu beweisen, dass keine völlige Gewissheit über Begebenheiten jener frühen Zeiten zu erhalten ist, dass man sich mit einer manchmal sehr geringen Wahrscheinlichkeit muss begnügen lassen. Solche Zeugnisse eigentlich zu *widerlegen*, dazu gehört besonders, dass man aus zuverlässigern Quellen entgegengesetzte Nachrichten aufstellen könne, welches dem Vf. nicht gelungen ist. Ausserdem hat er vergessen zu bedenken, dass jene alten Schriftsteller, wiewohl sie 5 und mehrere Jahrhunderte nach der Zeit leben, von welcher sie uns berichten, doch aus älteren und längst verlorenen Quellen schöpften, und dadurch wieder an Glaubwürdigkeit gewinnen. Besonders stellt er ein viel zu grelles Gemälde von der wenigen Glaubwürdigkeit auf, welche Nachrichten über die 12 Tafeln haben sollen. Wie kann man z. B. sagen (S. 147), dass zu den Zeiten derjenigen Rechtsgelehrten, deren Fragmente in den Pandekten vorhanden sind, das 12 Tafelgesetz nur noch dem Namen nach bekannt war, da Cajus, einer der am fleissigsten excerpirten, noch darüber commentirte? Schwerlich möchte auch eine Verfälschung der 12 Tafeln aus dem *griechischen* Rechte (S. 147) nachgewiesen werden können. Auch das von alten Schriftstellern bezeugte Nichtverstehen einzelner Worte aus den 12 Tafeln will nicht sehr viel sagen; da dieses nur solche Worte sind, welche sich auf Policeywesen und ähnliche Einrichtungen, die am ersten antiquirt werden, beziehen. Der privatrechtliche Inhalt der 12 Tafeln, welcher bis in späte Zeiten als Grundlage des ganzen römischen Privatrechts fleissig studirt wurde, wird nicht so aus der Kunde gekommen seyn. — Es existiren nun der Meinung des Vfs. widersprechende Zeugnisse, theils von Kunstverständigen, Rechtsgelehrten, theils von Geschichtschreibern und Grammatikern. Jene sind besonders bestimmt, und unter allen am bestimmtesten Justinians Concipienten, welche an 3 verschiedenen Stellen §. 5 *J. de exheredat. liberor.* (2, 13), §. 3 *J. de legitima agnator. success.* (3, 2) und *l.* 14 *C. de legitim. heredib.* (6, 58) das Recht der 12 Tafeln in diesem Puncte mit der mittleren Jurisprudenz, wo bekanntlich die Frauenzimmer zurückgesetzt wurden, in Gegensatz stellen. Diese Stellen sollen nach dem Vf. hauptsächlich dadurch mit seiner Meinung in Übereinstimmung gebracht werden, dass durch die 12 Tafeln die Interpretation derselben gemeint sey. Allein, wiewohl er erwiesen hat, dass ein solcher Sprachgebrauch vorkommt, so ist es doch immer ein uneigentlicher, welcher da auf keine Weise angenommen werden kann, wo der Gegensatz (mit der mittleren Jurisprudenz) einen bestimmten Ausdruck erfoderte. — Unter den Zeugnissen nicht juristischer Schriftsteller ist besonders das des Dionysius L. 2. C. 25 wichtig. Dieser führt ein auf das Verhältniss der Eheleute gehendes Gesetz des Romulus an, und erzählt dann weiter von ihren gegenseitigen Rechten, unter anderen auch mit diesen Worten: die Frau beerbe ihren Mann, wie die Tochter ihren Vater, zu Kindestheil. Dieses so bestimmte Zeugniss für das Erbrecht der Ehefrau sowohl als der Tochter sucht der Vf. zum Theile dadurch aus dem Wege zu räumen, dass er den Dionysius selbst an dieser Stelle historischer Fehler beschuldigt, jedoch ohne hinlänglichen Grund. Dass nämlich die Confarreation hier schon in Romulus Zeiten versetzt wird, da sie nach Anderen erst durch Numa eingeführt seyn soll, thut nichts, indem eben so gut diese Anderen, als Dionysius, geirrt haben können; eben so unerheblich ist, dass er der Confarreation zuschreibt, was sonst der Coemtion beygelegt wird, die Hervorbringung ehelicher Gewalt über die Frau, indem jene höchst wahrscheinlich nie ohne diese geschah; noch weniger widerspricht er dadurch sich selbst, dass er die Ehefrau Haustochter, und auch wieder Hausherrin nennt. Denn jenes war sie in Beziehung auf den Mann; dieses, insofern der Mann ihr freyen Spielraum liess, in Beziehung auf die übrigen Hausgenossen. Eben so ungegründet ist ein anderer Einwand, dass Dionysius nur bey Erzählung des romulischen Gesetzes als *Geschichtschreiber* Glauben verdiene, das Übrige bloss Räsonnement aus dem Gesetze, und zwar ein darin nicht gehörig begründetes Raisonnement sey: denn auch dieses Übrige will Dionysius offenbar als historisches Factum aus der romulischen Zeit *erzählen*. — Nun geht der Vf. gar so weit zu behaupten, dass, wenn auch die Nachricht in Beziehung auf die Ehefrau, richtig wäre, es sich doch mit der Tochter anders verhalten haben könne: eine durchaus gegen die Natur der Sache und die beständigen Vergleichungen der Frau mit der Tochter anstossende Annahme, welche durch die in Vorschlag gebrachte gezwungene Wortdeutung, und die Berufung auf den mit den Sabinern bey Gelegenheit des Weiberraubs geschlossenen Vertrag keineswegs glaublich wird. Eben so wenig lässt sich mit der Behauptung durchkommen, dass auf allen Fall aus Dionysius Erzählung nichts für die Zeit der 12 Tafeln erhelle. Denn Veränderungen sind bekanntlich nicht zu vermuthen, besonders in so frühen Zeiten, wo die Gesetzgebung nur langsam fortschreitet. — Mit die-

sem Zeugnisse des Dionysius stimmt die bey Macrobius und bey Plutarch zweymal vorkommende Erzählung von der Larentia zusammen, welche unter Ancus Martius Regierung ihren Mann beerbte. Hr. Gr. meint zwar, es könne dieses eine testamentarische Erbfolge gewesen seyn. Allein aus Plutarch *Romul. cap.* 5 (wo freylich die hier ungenaue *Kaltwasser*'sche Übersetzung gerade das Gegentheil sagt), und Macrobius *Saturnalia* 1, 10 wird das Gegentheil wahrscheinlich. Denn in der einen Stelle scheint ἀπέλιπε κληρονόμον und κατὰ διαθήκης ἔδωκε; in der anderen *facta compos* und *nuncupavit heredem* einander recht eigentlich entgegengesetzt zu seyn. Auch ein paar Stellen aus dem Servius und Gellius, gegen welche eben so wenig als gegen den Dionysius erhebliche Einwendungen gemacht sind, unterstützen die gewöhnliche Meinung.

Im §. 20 schliesst der Vf. noch andere Personen im Sinne der 12 Tafeln von den *suis* aus, läfst sich aber speciell nur auf die Frau, Schwieger-Tochter, Schwieger-Enkelin u. s. w. ein. Es bedarf hierüber keiner besonderen Bemerkung, da ihr Recht mit dem der Töchter steht u. fällt. Erst bey der folgenden Periode, §. 38. 39, ist von Adoptiv- und nachgebornen Kindern die Rede. Von ihnen wird angenommen, dass sie zwar bald nach den 12 Tafeln, aber doch erst *nach* denselben durch Interpretation mit zu den *suis* gezählt seyen. Auch hier sind alle etwa anzuführenden Gründe sehr fleisig zusammengestellt, jedoch ohne dass man dadurch von der Richtigkeit der Meinung des Vfs. überzeugt wird. Der Raum verbietet, uns auch bey diesen Fragen auf genaue Prüfung der aufgestellten Gründe einzulassen. Wir bemerken nur 1) wegen der Adoptivkinder, dass der Hauptzweck jeder Adoption auf Verschaffung der Sohnes-, mithin auch der Erb-Rechte sich bezieht. Was wäre also die Adoption bey den Römern bis zu jener Erweiterung des 12 Tafeln-Rechts gewesen, wenn sie das Sohnes-Recht nicht gewährt hätte? 2) Die nachgebornen Kinder (*posthumi*) müssen, anderer Gründe zu geschweigen, schon um desswillen zur Zeit der 12 Tafeln zu den *suis* gehört haben, weil sonst die Bestimmung derselben über die Zeit der legitimen Geburt, welche man gewöhnlich in der 4ten Tafel aufführt, keinen Zweck hätte. Damit kann indessen sehr wohl bestehen, dass in den 12 Tafeln ausdrücklich weder von den Adoptiv- noch den nachgebornen Kindern etwas angeführt war, weil ja die ganze Lehre von den *suis* darin nur erwähnt und bestätiget wurde. —

Noch machen wir aus der letzten Periode auf ein paar sehr richtige Ausführungen des Vfs. aufmerksam. Die Geschichte der *legitimatio per oblationem curiae*, welche gewöhnlich mangelhaft und unrichtig dargestellt wird, ist im §. 64 vervollständiget und berichtiget. Im §. 65 wird mit Grund gegen die meisten Neueren ausgeführt, dass bey der *emancipatio Anastasiana* nie die *jura suitatis*, sondern nur die *jura agnationis sensu stricto* (die Rechte in Beziehung auf die *Geschwister*, wie der Vf. S. 282 not. n sagt, ist etwas zu enge) beybehalten werden können. Zu den angeführten Gründen läfst sich noch hinzufügen, dass nach den letzten Worten der l. 11. *C. d. legitimis hered.* (6, 58) die so Emancipirten, wenn sie ihren Vater beerben, conferiren müssen, welches, zufolge der richtigen, wiewohl nicht gewöhnlichen, Theorie von der Collation, einen neuen Beweis abgiebt, dass sie ihren Vater nur *ex edicto Praetoris* beerben können.

So viel über den wesentlichen Inhalt. Ausserdem findet man beyläufig in den Noten und sonst manche interessante literärische und andere Bemerkungen. Z. B. über Cujacius S. 88. not. k, sein und mehrerer anderer berühmter Rechtsgelehrten Bildnifs, welche der Vf. auf einer Reise durch Frankreich sah, S. 89. not. m, Pabst Pius VI Liebhaberey für Jurisprudenz, S. 26. not. n, den Rechtsgelehrten Fea in Rom, den übermäfsigen Einfluss, welchen der *Präsident Bynkershoek* über andere Schriftsteller sich erworben hatte, S. 30. not. o; oft sehr vollständige Zusammenstellungen der wichtigsten Schriftsteller über viele auch nur beyläufig erwähnte Rechtsfragen; bemerkenswerthe rechtsgeschichtliche Vermuthungen, z. B. dass *Confarreatio* vielleicht so viel als *Confareatio* (Zusammensprechung) seyn möchte, wodurch der anscheinende Widerspruch wegfiele, dass schon Romulus die *Confarreatio* und erst Numa das *far* eingeführt habe, S. 177. not. m; dass die Prätoren erst von der Zeit an, da sie auch aus den Plebejern genommen werden konnten, am Rechte zu ändern anfingen, indem die Patricier mehr das Alte zu behaupten suchten; beyläufige Berichtigungen anderer Schriftsteller, als *Fabrot's* in den Basiliken S. 197. not. g, *Hommels* in der Palingenesie S. 269. not. d. — Es versteht sich übrigens, dass auch diese Bemerkungen nicht ohne Prüfung anzunehmen sind. So hat der Vf. S. 2 ff., wo er Widersprüche und Unrichtigkeiten alter Schriftsteller nachweiset, in der Behauptung offenbar Unrecht, dass Livius beym J. 309 angebe, wie damals noch die Plebejer um die Bürgerrechte nachgesucht haben. Er meint ohne Zweifel *lib.* 4. *cap.* 4. *in fin.*, wo aber die im oratorischen Schwunge von einem Tribunen gesprochenen Worte offenbar ganz anders erklärt werden müssen. — Selten läfst sich Hr. G. literärische Unvollständigkeiten oder Ungenauigkeiten zu Schulden kommen, als S. 115. not. i, wo ihm *Hugo's* Ausgabe des angeführten Gesetzes im *civilist. Magazin* 3 Bd. 3 Heft entgangen ist. Zu den Ungenauigkeiten rechnen wir das öfter, z. B. S. 1. 45. 96, vorkommende Citiren nach den Seitenzahlen von Büchern, wovon es viele Ausgaben giebt, *Theophilus Paraphrase*, *Codex Theodosianus*, *Montesquieu esprit d. lois* u. s. w. Auch das ihm, wie einigen anderen eben in der Literatur der Jurisprudenz besonders bewanderten Rechtsgelehrten, gewöhnliche Citiren nach denjenigen Namen, welche die Schriftsteller im gemeinen Leben führten, anstatt deren, welche sie in ihren Schriften sich selbst beylegten, wünschten wir gegen die gewöhnliche Ci-

tirart vertauscht. Denn der Schriftsteller, nicht der Bürger, ist es, welcher uns im Literärischen interessirt. Den Cujacius, Balduinus, Alteserra, Gothofredus kennt man weit allgemeiner als Cujas, Baudouin, Hauteserre, Godefroi. Die Citirart ist aber gerade die beste, wodurch am schnellesten deutliche Begriffe hervorgerufen werden. Auch fodert selbst die Bescheidenheit, dass wir einen Schriftsteller mit dem Namen nennen, mit welchem ihm selbst als solcher aufzutreten beliebte. — Die Sprache des Vfs. ist im Ganzen fliessend und angenehm; nur wünschten wir, dass er gegen einige Provincialismen (als S. VI vernachläsigen f. vernachlässigen; sich an etwas, für: über etwas schämen; S. 82 an jemanden erben, für: jemanden beerben) mehr auf seiner Hut gewesen wäre. Der Druck ist nicht durch viele Fehler entstellt. Rec. bemerkt indessen einen bösen suorum für sui S. 33, welchen man für einen grammatischen Schnitzer halten könnte.

Shd.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Nürnberg*, b. Bieling: *Neue-*
stes Lehrbuch für Volks- besonders für Land-Schulen, nebst
einer praktischen Anweisung über die vorzüglichsten Theile
der Landwirthschaft von *Philipp Jacob Karrer*, Pfarrer zu Bu-
rach und Hart bey Memmingen. 1804. 223 S. 8. (12 Gr.) Wo-
zu das Beywort *Neuestes?* Erhält vielleicht ein Buch schon
dadurch einen Werth, weil es das neueste ist? Wäre diess
der Fall, so hätte das gegenwärtige viel von seinem Werthe
verloren, weil es jetzt keinen Anspruch weiter auf das be-
liebte Beywort machen kann. — Die Abschnitte von der Land-
wirthschaft sind indessen in diesem Buche für Landschulen ganz
zweckmässig und wir wollen ihm daher nicht allen Werth ab-
sprechen, wenn wir gleich in Rücksicht der übrigen Materia-
lien mancherley zu erinnern haben. Das Lehrbuch soll nach
der eigenen Erklärung des Vfs. für Lehrer und Kinder in
den Landschulen bestimmt seyn, und man findet auch Ab-
schnitte, die bloss für den Lehrer gehören, z. B. die Anwei-
sung, wie der erste Unterricht im Lesen und Schreiben einge-
richtet seyn müsse; andere hingegen können als Leitfaden beym
Unterrichte selbst gebraucht werden. Hieraus entsteht nun die
Inconvenienz, dass die Schüler etwas erhalten, was nur für
den Lehrer gehört. Auf der anderen Seite sind mehrere Cap.
zu oberflächlich und kurz. So werden z. B. alle 5 Species
der Rechenkunst nebst der Regel de Tri auf 8 Seiten abge-
handelt. Der Abschnitt von der Bibel hat 12 Zeilen, und der
neunte Abschnitt über die Landesverfassung nur 3 Seiten. An-
dere Materialien, die in ein Elementarbuch für Volksschulen
gehören, z. B. die Anführung der wichtigsten Landesgesetze,
sind ganz übergangen worden.

O. m. r.

Carlsruhe, b. Macklot: *Anekdoten und Charakterzüge aus*
dem menschlichen Leben. 1807. 213 S. 8. (16 Gr.) Nur dann
kann eine Anekdotensammlung Interesse erregen, wenn sie ent-
weder neue auffallende Züge aus dem Inneren des menschli-
chen Charakters hervorhebt, oder wenigstens das Alte und Be-
kannte in einem gefälligen Gewande und nach einem wohlge-
ordneten Plane so zusammenstellt, dass die Aufmerksamkeit
des Lesers auf einen bestimmten Zweck hingerichtet wird.
Beides lässt sich von der vorliegenden Sammlung nicht rüh-
men. Sie enthält 284 ältere und neuere, grössere und klei-
nere Anekdoten und Erzählungen, deren Charakter durch das
vorgesetzte Motto: *Was ist der Mensch? halb Thier, halb*
Engel u. s. w. sich deutlich genug ankündigt. Es sind Rec.
kaum 20 Erzählungen entgegengekommen, die er nicht in Zei-
tungen, und in anderen Sammlungen, besonders in französi-
schen und lateinischen Sprachlehren, grösstentheils mehrmals,
schon abgedruckt gefunden hätte. Zu welchem Zweck die
Sammlung veranstaltet worden sey, wird nirgends angegeben,
und aus der Zusammenstellung selbst hat es Rec. nicht her-
ausfinden können. Der Sammler versetzt uns bald nach Grie-
chenland und Rom, bald nach Frankreich, Russland und
Preussen, bald in die alten, bald in die neueren und neuesten
Zeiten. Kriegs-Scenen, ernsthafte und launige Auftritte,
scherzhafte Einfälle und moralische Charakterzüge öffentlicher
und Privatpersonen wechseln absichtslos mit einander ab, und
aus dem Lager der Athenienser führt er uns unmittelbar in
eine Dorfschenke ein. Juden, Barbierer und Dorfschulmeister
spielen ihre Rolle neben Friedrich II und Peter I.; Kyau, Sau-
teuil u. a. stehen als freundliche Nachbarn neben Diogenes
und Alcibiades. Sogar Eulenspiegel tritt hier als Moralist wie-
der auf. Dass mit schalem und plattem Scherze manche sinn-
reiche und witzige Einfälle sich paaren, dass neben gemeinen
und alltäglichen Bemerkungen oft feine und treffende Cha-
rakterzüge stehen, lässt sich bey der Verschiedenheit einer sol-
chen Sammlung von selbst erwarten. — Der Vortrag ist eben
so verschiedenartig, als die Quellen, woraus die Erzählungen
geschöpft sind.

Gal.

Kinderschriften. *Magdeburg*, b. Heinrichshofen:
Funfzig kleine, durchaus verständliche Erzählungen für Kin-
der, welche so eben erst lesen gelernt haben. Von einer Mut-
ter in der Kinderstube geschrieben. 1808. VIII u. 54 S. kl. 8.
(5 Gr.) Nach der Vorrede des ungenannten Herausgebers
hatte die Vffin., eine denkende und sorgsame Mutter, den
Zweck, „den Anfängern im Lesen für die Stunden, wo sie
sich allein in dieser Kunst üben sollen und wollen, eine eben
so nützliche und lehrreiche, als leichte und angenehme Unter-
haltung zu gewähren." Diesen Zweck hat sie glücklich er-
reicht, und Rec. empfiehlt diese wirklich in der Kinderstube
geschriebenen Erzählungen allen Müttern, die ihre Kinder in
müssigen Stunden auf eine nützliche Weise beschäftigen wol-
len. Wie im wechselnden Spiel des kindlichen Lebens, lau-
fen moralische Erzählungen mit solchen, die nur auf Verstan-
desbildung hinzielen, bunt durch einander; alle Scenen sind
aus der Kinderwelt selbst gewählt, wodurch die Erzählungen
nicht bloss mehr Anwendbarkeit, sondern auch mehr Interesse
für die Kinder gewinnen. Künstliche Perioden, undeutliche
Wörter, Kunstausdrücke, so wie Ideen und Redensarten, die
dem Alter von 5—8 Jahren noch nicht erklärt werden kön-
nen, sind sorgfältig vermieden. Durch räthselähnliche Schilde-
rungen und beygesetzte Fragen wird das Nachdenken, durch
Aufstellung guter und schlechter Beyspiele das moralische Ge-
fühl der Kinder geweckt. Doch sind einige der ersteren zu
wenig befriedigend; in den letzteren aber die üblen Folgen
der Unarten oft zu stark und schrecklich geschildert. Dass 6
Kinder in 6 verschiedenen Erzählungen das Opfer der Un-
achtsamkeit oder des Eigensinns werden, ist zu erschütternd
für das kindliche Gemüth, welches überhaupt in seiner Un-
schuld mehr durch lebhafte Darstellung nachahmungswerther
Beyspiele zur Sittlichkeit aufgemuntert, als durch zu grelle
Schilderung der üblen Folgen von den Unarten, die es oft
nicht einmal kennt, abgeschreckt seyn will.

Xt.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Maurer: *Die Jubelfeier der Hölle, oder Faust der Jüngere.* Ein Drama zum Anfang des 19 Jahrh. von *Carl Friedrich Benkowitz.* Zweyte Aufl. mit Verbesserungen des Vfs. 1808. VIII u. 179 S. 8. (16 Gr.)

Neustadt an der Orla, b. Wagner: *Predigten über die Lebensgeschichte Jesu*, von *M. Gottfr. Heinr. Schaller*, Pfarrer in Neuhofen bey Neustadt an der Orla. Zweyte Aufl. 1808. X u. 310 S. 8. (1 Thlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 SEPTEMBER, 1808.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. Quien: *Historische Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten*, von *Ludwig Ideler*, Astronomen d. kön. preuss. Akad. der Wissenschaften. 1806. 407 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Die Schrift enthält zwar nicht ganz das, was man dem Titel nach in derselben erwartet, nämlich *historische Untersuchungen über die Art, wie die Alten ihre Beobachtungen überhaupt anstellten*; sie liefert aber doch einen wichtigen Beytrag zur Beurtheilung der alten Beobachtungen, nämlich eine *Untersuchung über die verschiedene Art der Zeitrechnung*. Wer die Unbestimmtheit der alten Beobachtungen kennt, muss unstreitig die Arbeit des Vfs. für verdienstlich erklären. Seine Untersuchungen selbst betreffen ferner nur hauptsächlich *Ptolemäus*, weil in dessen Almagest die ersten wirklichen Beobachtungen, wie sie der Astronom braucht, vorkommen. Die älteren Observationen waren zu roh, zu unbrauchbar und zu einzeln. Hin und wieder führen den Vf. seine Untersuchungen auf Bemerkungen über das Alter der Astronomie, auf Vermuthungen und Hypothesen, welche Rec. nicht immer unterschreiben möchte, sobald sie nicht durch historische Gründe unterstützt werden. Der erste Abschnitt enthält eine Prüfung der *ägyptischen Zeitrechnung*. Hr. *I.* berechnet aufs neue die Epoche derselben aus den ältesten Beobachtungen im Almagest, erklärt die Beschaffenheit ihrer Jahre, den Anfang des ägyptischen Jahres. Zugleich giebt er Vorschriften, jedes gegebene Nabonassar'sche Jahr auf die Julianische Periode zu bringen, und den Anfang desselben zu bestimmen, welche gewiss jedem Astronomen, der sich mit den alten Beobachtungen beschäftiget, willkommen seyn müssen. Aus astronomischen Gründen konnte *Ptolemäus* seine Epochen von Mittage an zählen, so wie Hipparch aus ähnlichen Veranlassungen von Mitternacht anfing. Die übrigen Nachrichten, welche Hr. *I.* S. 23 aus *Plinius* beybringt, sind bloss bürgerliche Bestimmungen, die mit der Astronomie weiter nicht in Verbindung stehen. Dieses zeigt auch die S. 24 angeführte Stelle aus *Theon*. Wenn die Nachrichten von *Plinius*, *Isidor*, und anderen verschieden sind: so ist dieses nichts anderes, als ein Beweis, dass man zu verschiedenen Zeiten verschieden dachte. Jeder Schriftsteller musste wohl wissen, was zu seiner Zeit für Einrichtungen galten, er durfte also nicht wagen, vor seinen Zeitgenossen, für welche er doch zunächst schrieb, eine andere aufzustellen, als die gewöhnliche. „Da es nicht wahrscheinlich ist", fährt Hr. *I.* S. 24 weiter fort, „dass man den Tag das ganze Jahr hindurch um 6 Uhr Morgens angefangen hat: so ist hier vermuthlich von *bürgerlichen* Tagesstunden die Rede. Es kommen nämlich in den Schriften der griechischen Astronomen zweyerley Stunden unter den Benennungen καιρικαι und ισημεριναι vor." Hier scheint Rec. eine Behauptung die andere aufzuheben. Aus den angeführten Gründen folgt ja, dass gewöhnlich die bürgerliche Eintheilung des natürlichen Tages nach Jahreszeit und Polhöhe verschieden war, und dass nur die Astronomen nach ihren Bedürfnissen die Eintheilung in καιρικαι und ισημεριναι machten. Überhaupt muss dabey auf die kleine Verschiedenheit zwischen unseren und den damaligen Begriffen des Wortes *Stunde* Rücksicht genommen werden. Die letzte Benennung (ισημεριναι) würde Rec. lieber von der gleichförmigen Bewegung des Äquators, worauf am Ende alles zurückgeführt wurde und werden musste, als davon ableiten, „weil sie um die Zeit der Nachtgleiche (ισημερια) den bürgerlichen Tages- und Nachts-Stunden gleich sind (S. 25)." „Da (S. 26) sie ihre Entstehung der Astronomie, ich meine dem gewiss sehr früh von den Astronomen gefühlten Bedürfniss einer gleichförmigen Zeiteintheilung, verdanken, und erst nach und nach vermittelst der Sonnenuhren und mechanischen Zeitmesser ins bürgerliche Leben übergegangen sind: so können sie füglich *astronomische* heissen." Rec. hätte gewünscht, hier zu erfahren, welches besonders die mechanischen Zeitmesser gewesen wären, deren man sich damals bediente, und wie es zu verstehen sey, dass die ισημεριναι nach und nach durch die Sonnenuhren ins bürgerliche Leben übergegangen sind. Soll dieses heissen, die Sonnenuhren waren bloss zum bürgerlichen Gebrauche; und wie sie erfunden wurden, gingen diese Stunden ins bürgerliche Leben über: so wird dabey stillschweigend vorausgesetzt, dass auch die Astronomen schon vorher zu ihrem Gebrauche Sonnenuhren hatten. Denn auf welchem anderen Wege hätte man wohl solche Zeitabtheilungen machen können? Wahr ist es, dass diese Stunden ihre Entstehung der Astronomie zu verdanken hatten, ob aber „*sehr früh*," ist noch die Frage. Die wenigen Nachrichten, welche wir noch haben, führen uns auf andere Resultate. Sie zeigen überall, dass man anfänglich allgemein bloss die bürgerlichen Stunden brauchte, und, wie uns dünkt, ganz natürlich; ja Hn. *I's.* gleich folgende Bemerkung: „beide Arten von Stunden werden häufig im Almagest erwähnt, die bürgerlichen indessen *nur bey Gelegenheit der älteren*, vor Ptolemäus angestellten Beobachtungen", bestätiget dieses sogar. Der Mangel an Nachrichten von den astronomischen Kenntnissen der ältesten Völker ist allerdings gross und

fühlbar: aber vielleicht nicht so groſs, als man gewöhnlich glaubt. Von Kenntnissen, die nicht waren, lieſsen sich keine Nachrichten geben. Eben die Schwierigkeiten in der Zeitbestimmung veranlaſsten nun die Alten, also auch *Ptolemäus*, bey nächtlichen Beobachtungen ein doppeltes Datum anzugeben (S. 27), aber nicht, „*um die Griechen und Römer vermuthlich auf die abweichende Gewohnheit der Ägypter aufmerksam zu erhalten*," was unserer Einsicht nach nicht nöthig war. Wie sollte er nämlich die Theile der Nacht anders angeben? Die vorhandenen Nachrichten zeigen, *wie* und daſs es anders geschah, als durch mechanische Zeitmesser, nirgends aber findet sich ein Grund zu der eben angeführten Behauptung. — Gründlich sind ferner die Untersuchungen über den Regentenkanon, S. 36 ff., worin wir Hn. *I.* gern beystimmen, daſs *Ptolemäus* ein Stück davon verfertiget habe. Daſs er denselben in seinem Almagest vor Augen hatte, ist offenbar, wenn er ihn auch nicht ausdrücklich nennt, und daſs er in den verschiedenen Handschriften weiter fortgeführt wurde, lehrt der Augenschein. Der Astronom bedarf einer genauen Chronologie zu seinen Berechnungen. Natürlich also muſste *Ptolemäus* sorgfältig die Data dazu von allen Staaten sammeln; und da die meisten Beobachtungen von Alexandrien ausgingen: so war es natürlich, daſs dieselben auch an die dort herrschende Zeitrechnung gekettet wurden. Aus eben dem Grunde nahm späterhin *Ptolemäus* auch andere Data auf, ohne dieselben immer auf die Nabonassarsche Aere zu beziehen. Wenn den Priestern irgend ein Verdienst um die Astronomie zuzuschreiben ist: so ist es das, daſs sie auſser den sorgfältigen Verzeichnissen von Finsternissen noch für Data zu einer genauen Chronologie sorgten. So könnten also wohl die ersten Nachrichten des Kanons von ihnen herkommen, welche alsdann *Ptolemäus*, so wie die alexandrinischen Gelehrten überhaupt, zu ihren Beobachtungen und Rechnungen benutzten. Auch Rec. ist überzeugt, daſs die Ägypter durch die Erscheinung des Sirius am Morgenhorizonte ihr Jahr bestimmten (S. 70), und Hn. *I's.* Untersuchungen verlieren nichts von ihrer Gründlichkeit, wenn auch die Hypothese und die Vermuthungen über die Hundsgestalt des Sternbildes bey den Ägyptern und die Erklärung des Wortes *Sothis* wegfallen sollten. Mögen immerhin *Thoth*, *Seth* und *Sothis* einerley bedeuten, und das letztere der Name des Sirius seyn, und zugleich dem ersten Monate den Namen gegeben haben: so haben die Ägypter kaum an die Hundsgestalt des Bildes gedacht, wie sie nach diesem sinnlichen Zeichen, nach dem Aufgange des Sterns allein ihr Jahr bestimmten. Hr. *I.* zweifelt ja selbst mit *Jablonski* an *Bochart's* Behauptung, daſs *Sothis* einen Hund bedeutet habe. S. 76 ff. fernere Untersuchung über die Hundssternperiode, welche Hr. *I.* mit Recht nur für einen Cyklus hält, wie die Julianische Periode. Über die Zeit, wann dieselbe bestimmt worden sey, sind wir zwar anderer Meinung, wir würden aber zu weitläuftig werden, wenn wir hier die Gründe weiter aus einander setzen wollten. Hr. *I.* erklärt, daſs alles auf Zweifeln und Vermuthung beruhe, und sucht die verschiedenen Angaben (S. 85 ff.) der Alten dadurch mit einander zu vereinigen, daſs er eine Stelle des Plinius vom kosmischen Aufgange erklärt. Wir glauben aber, daſs man nicht nöthig hat, seine Zuflucht dazu zu nehmen, wenn man sich nur genau in die Lage jener Menschen setzt, welche eine solche Periode für ihre Bedürfnisse erfanden, und ihre Hülfsmittel genau vor Augen hat. Warum sollen bey Bestimmungen, die ihrer Natur nach sehr schwankend waren, nicht auch sehr verschiedene Angaben Statt finden? S. 89 kömmt der Vf. zu der Frage, ob die Ägypter das Vorrücken der Nachtgleichen gekannt hätten? und setzt hinzu, er wage nicht zu entscheiden. Rec. glaubt, man brauche nach dem, was man von Hipparchs Bemühungen und Bestimmungen weiſs, gar nicht weiter in Zweifel darüber zu seyn, daſs sie nichts davon wuſsten. Es ist wahr, Sirius muſste nach und nach in verschiedenen Puncten des Horizonts den Beobachtern erscheinen; aber nach Hn. *I's.* eigenem Geständnisse war es ja nicht leicht, die Änderungen wahrzunehmen, und wo sollten „*die sehr entfernten und genau angestellten Beobachtungen*" hergenommen worden seyn, die man mit einander vergleichen muſste? So viel auch von alten Observationen verloren ist: so wäre es doch sehr sonderbar, wenn sich nicht manche erhalten hätten, besonders da *Hipparch* und *Ptolemaeus* gewiſs alles benutzt haben würden. Rec. ist überzeugt, daſs wir bey den Bemühungen dieser Männer bestimmtere Nachricht erhalten haben würden, wenn mehreres bey den älteren Völkern vorhanden gewesen wäre, als alle Vermuthungen aus Hieroglyphen, Mythen und Allegorieen uns geben können. Was ferner über die Hundssternperiode gegen *Gatterers* Behauptung, daſs die Ägypter schon in den ältesten Zeiten ein Sonnenjahr von $365\frac{1}{4}$ Tagen gehabt hätten, gesagt wird (S. 100), ist gröſstentheils richtig; und man sieht hier aufs neue, wie sehr man in Zweifeln und Dunkelheiten umher irrt, wenn man nicht auf die Autorität der Schriftsteller achtet. Doch würde eine genaue Auseinandersetzung der Gründe für eine Recension zu weitläuftig seyn. Rec. will nur auf die verschiedenen Perioden der Indier, Chinesen, Chaldäer, Ägypter aufmerksam machen, welche nie zu Einem bestimmten Resultate über das Alter der Astronomie führen. Besonders wollen wir daran erinnern, welche Schriftsteller es sind, welche von den *genauen* Kenntnissen der alten Ägypter so unterrichtet waren, und in welchem Zeitalter sie gelebt haben, um Hn. *I's.* Zweifel noch zu verstärken. *Horapollo's* Autorität, auf welche sich *Gatterer* beruft, muſs geradezu verworfen werden; sind aber wohl für die ältesten Zeiten *Syncellus*, selbst *Diodor* und *Strabo* gültige Zeugen? Wir wissen ja, welche falschen Ansichten der letztere hin und wieder von *Homers* Kenntnissen hatte, warum sollte dieses nicht auch bey anderen Begriffen des Alterthums der Fall seyn, welche ihm noch fremder waren? Doch wir müssen hier abbrechen, um auch noch von den übrigen Untersuchungen einen kurzen Bericht abzustatten. S. 145 fügt Hr. *I.* noch einiges über die Chronologie der Chaldäer hinzu. Zuerst sucht er die Frage zu entscheiden, ob die chaldäische und ägyptische Zeitrechnung einerley sey? Nachdem er die gewöhnlichen Gründe der Chronologen untersucht hat, glaubt er annehmen zu können, daſs sie im gemeinen Leben zwar ein Mondenjahr gehabt hätten, bey astronomischen Beobachtungen aber der ägyptischen Chronologie folgten. Da

aber die vielen Beobachtungen der Chaldäer, welche Kallisthenes gefunden haben sollte, schon in älteren Zeiten, wo man noch weniger sorgfältig beym Gebrauche der Nachrichten war, namentlich auch von *Goguet* in seinem *origine des loix*, wenn wir nicht sehr irren, in Anspruch genommen wurden: so bedurfte es auch wohl dieser Hypothese nicht. 3) *Griechische Zeitrechnung* S. 175 u. f. Verschiedene Arten der Einschaltungen. Ganz richtig behauptet Hr. *I.*, dass alles sehr unvollkommen war. Es folgt daraus, dass die Monate nicht genug fixirt werden konnten, um ein Datum sicher daran anzureihen. Man sieht dabey aufs neue deutlich, dass man sich an lauter sinnliche Wahrnehmungen, an die scheinbaren Auf- und Untergänge der Sterne halten musste, wie auch die noch vorhandenen Nachrichten, unter anderen *Geminus*, auch von Hn. *I.* in den Anm. S. 312 angeführtes Zeugniss, beweisen. Warum aber Hr. *I.* in dieser Anmerkung hinzusetzt: „*Dasselbe gilt auch von den Werken der Dichter*, *daher auch eigentlich nur diese* (die scheinbaren) *Auf- und Untergänge poetische heissen sollten*" — begreifen wir nicht. Nach Rec. Urtheil sollte das Beywort *poetisch* ganz wegfallen. Alle Auf- und Untergänge, von denen in den alten Kalendern die Rede ist, waren bloss scheinbar; die wahren wurden von späteren Astronomen (vielleicht von Geminus Zeiten an) der Distinction wegen hinzugesetzt. Wollten nun Dichter, wie *Hesiod*, *Virgil*, *Ovid*, in ihren Schriften die Regeln der Landwirthe benutzen: so mussten sie auch die Vorschriften des Kalenders anwenden, wie sie vom Volke allgemein anerkannt und gebraucht wurden. Die Regeln also von den Auf- und Untergängen der Sterne sind weder von den Dichtern erfunden, noch dichterische Darstellungen der Natur, führen also auch den Namen *poetisch* mit Unrecht. Dass man übrigens auch bey der Epoche der metonischen Periode auf lauter schwankende Resultate stosse, bemerkt hier der Vf. 4) *Macedonische Zeitrechnung*, wobey Hr. *I.* mit Recht gegen *Usher* behauptet, dass das macedonische Jahr nicht bis auf Alexandern hinauf gehe. S. 227 u. f. 5) *Seleucidische Zeitrechnung*. S. 249. 6) *Dionysische* S. 265. *Dionysius* ordnete, wie *Eudoxus*, die Monate nach den Zeichen der Ekliptik, aber nicht, wie Rec. glaubt, weil es der Sprache an eigenen Namen für die Monate fehlte, die waren ja schon zu Hesiods Zeiten, gesetzt auch, dass sie sich anfänglich bloss auf den Mond bezogen haben sollten, sondern aus den eben angeführten Gründen, weil das Jahr und die Theile desselben nicht sicher genug bestimmt werden konnten. Der ganzen Abhandlung sind endlich noch Erläuterungen und Zusätze angehängt, wo manche Untersuchungen weiter ausgeführt werden. Das Ganze beschliesst endlich eine interessante Abhandlung des Hn. Prof. *Buttmann* über die Stellung der griechischen Monate *Pyanepsion* und *Mämakterion*, worin auf das Zeugniss von Henr. *Stephan*, eines alten Codex des *Ptolemäus* bey *Prideaux ad Marm. Oxon.* S. 239 und *Harpokration* jener für den vierten, dieser für den fünften im attischen Kalender erklärt wird. Die ganze Schrift enthält so viele Beweise von schätzbaren Sach- und Sprach-Kenntnissen, dass Rec. kein Wunsch übrig bleibt, als der, Hr. *I.* möge den Glauben an die hohe Weisheit der Ägypter und Babylonier in der Astronomie, der so viele ältere Gelehrte zu ungerechten Urtheilen gegen die Griechen verleitete, und den er selbst so oft tadelt, ganz aufgegeben haben, um sich zu überzeugen, dass wir uns nur an die im Almagest angegebenen Beobachtungen halten müssen, und dass alle anderen Angaben, aus welchen man gewöhnlich so viel für das Alter der Astronomie folgert, nichts als die ersten unvollkommenen Versuche griechischer Beobachter sind, aus welchen sich für das Alter der Wissenschaft gar nichts folgern lässt. A. M.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Handbuch der Elementar-Arithmetik in Verbindung mit der Elementar-Algebra.* Zum Gebrauche für Anfänger herausgegeben von *Andreas Metz*, der Philos. und Theol. Doctor, und der Philos. an der Universität in Würzburg öffentlich. ordentlich. Lehrer. 1804. XXXVII u. 348 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

In der Vorrede versichert der Vf., dass, wofern ihm durch die Herausgabe dieser Anfangsgründe einiges Wohlwollen des Publicums, vorzüglich seines vaterländischen, zu Theil werden sollte, er bloss aus dem Grunde einigen Anspruch darauf machen wolle, weil er viele aus den Schriften eines *Kästner*, *Schulz*, *Lorenz*, *Vega*, *Clemm*, *de la Caille*, *Burja*, *Euler*, *Wucherer* und *Huberti*, mit strenger Prüfung gesammelte Wahrheiten deutlich in einen, der Lage seiner Schüler gemässen Zusammenhang gebracht, und so dem Bedürfnisse eines vollständigern Lehrbuchs, als das *Trentel*sche war, worüber seither die Elementarmathesis zu Würzburg vorgetragen worden, abgeholfen habe. Auf eine verbesserte und erweiterte Auflage jenes *Trentel*'schen Lehrbuchs wollte sich der Verleger nicht einlassen: und so hatte der Vf. freylich Veranlassung genug, ein ganz neues Lehrbuch zu schreiben. Dieses hat er in 6 Capitel eingetheilt, und darin 1) von den Stamm- oder einfachen Rechnungsarten, und von der Abmessung ganzer Zahlen, 2) von den Brüchen, 3) von den Potenzen, Ausziehungen der Wurzeln und dem Calcul mit Wurzelgrössen, 4) von den Verhältnissen und Proportionen, 5) von den Progressionen, 6) von den Logarithmen, und endlich in einem Anhange von den Permutationen und Combinationen, gehandelt. Alle aus den genannten Schriften gesammelten, hieher gehörigen Wahrheiten sind schicklich zusammengestellt, und mit gut gewählten, zu der im gemeinen Calcul sowohl, als in der Algebra durch Übung zu erlangenden Fertigkeit, zweckdienlichen Exempeln erläutert. Nur hätte der Vf. auch in Ansehung des Vortrags, und der besonderen Ansichten der Dinge, sich lieber an die genannten Muster halten, als die ihm eigenen, oft irrigen Ansichten geltend zu machen, seinen oft nachlässigen Vortrag dafür zu substituiren, viel weniger aber diejenigen Mathematiker, die, wie er meint, nicht philosophisch genug distinguiren, zu widerlegen suchen sollen. Hier einige Beyspiele; zuerst von den besondern Ansichten, unter welchen dem Vf. viele Dinge anders, als andern Mathematikern, erscheinen. S. 11 u. 13 heisst es: „Gleichartige oder ähnliche Zahlen sind jene, deren Einheiten einerley Qualität haben. Z. B. 8 Gulden und 5 Gulden., Im Gegentheile sind sie verschiedenartig, *numeri heterogenii.* Z. B. 8 Gulden, 3 Batzen, 9 Kreuzer — Drey Gulden sind ähnlich 5 Gulden. Sechs Gulden sind gleich und ähnlich 6 Gulden, d. i. *congruunt.*" Dieser letzte Ausdruck gilt

aber sonst in der Mathesis nur von ausgedehnten stetigen Grössen, nicht von discreten. Auch sind wohl nicht alle Gulden einander ähnlich. S. 37 heisst es: „Sonach sind die Einheiten des Quotus immer von der nämlichen Qualität, von welcher jene des Dividends sind. Zugleich erhellet, dass der Divisor, seiner Bestimmung gemäss, immer nur eine unbenannte Zahl seyn könne, und seyn müsse." Also kann man den Vf. nicht fragen, wieviel mal 12 Kreuzer im Gulden stecken? Kann man es aber dennoch, so muss er wohl antworten: 5 Kreuzermal, oder 60 zwölftel Gulden mal? Rec. hat aber immer dafür gehalten, dass entweder der Divisor oder der Quotient nothwendig eine unbenannte Zahl seyn könne, und seyn müsse, wenn sich die Division bloss auf discrete Grössen beziehet. S. 115 sagt der Vf.: „Eine unmögliche Wurzel, *radix surda*, ist jene, welche sich nicht angeben lässt. Z. B. die Quadratwurzel von 7." Er verwechselt also Irrationalgrössen mit unmöglichen. S. 117: „Die gerade Wurzel ist entweder positiv, oder negativ." Der Vf. meint aber bloss die Wurzel einer Potenz von einem geraden Exponenten damit. Hier hatte er überdiess die beste Veranlassung, der eigentlichen unmöglichen Wurzeln, nämlich der Wurzeln gerader Potenzen aus verneinenden Grössen zu gedenken: er gedenkt ihrer aber nirgends. S. 144 stehet: „*Lehrsatz.* Von einer unvollkommenen Potenz, als einer ganzen Zahl, ist keine genaue Wurzel möglich." Aus dem Beweise erhellet jedoch, dass der Vf. unter genauen Wurzeln bloss Rationalgrössen verstehet. Er muss aber doch wohl wissen, dass die ganz genaue Verdoppelung des Quadrats und Würfels, folglich die ganz genaue Seite des Quadrats und Würfels von doppeltem Inhalte, sehr gut möglich ist, wie auch, dass in seinem Buche der Literalcalcul sich nicht bloss auf arithmetische, sondern auch auf geometrische Grössen beziehet, besonders da er dieses letztere sehr oft selbst bemerkbar macht. S. 212 sagt er: „Die umgekehrte Proportion wird in eine directe verwandelt, wenn man entweder die Glieder des einen Verhältnisses versetzt, oder diese Glieder zu Nennern von Brüchen macht, deren Zähler = 1. Z. B. Aus $\frac{a}{m} : \frac{a}{n} = m : n$, machet $\frac{a}{m} : \frac{a}{n} = n : m$ oder $\frac{a}{m} : \frac{a}{n} = \frac{1}{m} : \frac{1}{n}$ u. s. w. Allein jene erste Zusammenstellung der Grössen ist nicht nur keine directe, sondern überhaupt gar keine Proportion; und Rec. sind wohl directe und umgekehrte Verhältnisse, aber keine directen und umgekehrten Proportionen bekannt, ungeachtet er wohl weiss, dass die nicht mathematischen Rechenmeister eine von ihnen sogenannte verkehrte Regeldetri haben. S. 264 heisst es ferner: „Da jede Grösse grösser werden kann, als jede angebliche: so folgt, dass man eigentlich nicht sagen könne, eine Grösse sey unendlich gross, *infinite magna, vel simpliciter infinita, i. e. major omni dabili.* Denn jede Grösse, die ist, lässt sich angeben." Wenn also eine Grösse, die grösser werden kann, als jede angebliche, wirklich grösser, als jede angebliche wird: so wird sie dennoch nicht unendlich gross? Auch ist sonach die Anzahl der verschiedenen Lagen, die ein Radius nach und nach nimmt, indem er den Kreis beschreibt, entweder gar keine Grösse, oder sie lässt sich angeben? S. 310: „In den logarithmischen Tabellen wird der Logarithmus von 0 = *infinito negativo* = $-\infty$ gesetzt. Der Grund liegt darin, weil die Vff. dieser Tabellen, z. B. *Vega*, das $0 = \frac{1}{\infty} = 10^{-\infty} = \frac{1}{10^{\infty}} =$ [illegible] setzen. Dass aber dieses Verfahren der Schärfe nicht Genüge leiste, liegt am Tage." Wohl an dem Tage, wo man eigentlich nicht sagen kann, eine Grösse sey unendlich gross, und wo sich die Tangente des rechten Winkels angeben lässt? — Folgende unrichtige Stellen haben ihren Grund wohl nur in gewissen Nachlässigkeiten des Ausdrucks. S. 81: „Der Nenner, *denominator*, zeigt, in *was für* Theile [statt in wie viel Theile] das Ganze, von dem die Rede ist, getheilt sey." Ebendaselbst: „der Bruch ist ein Vielfaches von einem Theile des Ganzen oder der Einheit. Daher heisst er auch eine gebrochene Zahl, als welche ein Vielfaches von der Einheit selbst ist." Also wäre 0,01 ein Vielfaches von einem Hunderttheilchen des Ganzen? S. 94: „Soll ein Bruch von einem Bruche, *fractio de fractione, sive fractio fractionis*, genommen [statt gemacht] werden, z. B. $\frac{a}{b}$ von $\frac{c}{d}$: so werden beide multiplicirt." Doch wohl in einander? S. 102: „Jeder Decimalbruch wird in einen gemeinen Bruch verwandelt, wenn man ihm die Einheit mit so vielen Nullen untersetzt, als Decimalziffern sind. Z. B. 4,32 $= \frac{432}{100}$." Dieses widerspricht aber der, S. 99, aus den Mustern genommenen Erklärung, dass Decimalbrüche Brüche wären, deren Nenner Potenzen der 10 sind, indem hier der Nenner ebenfalls eine Potenz der 10 ist. In der Lehre von den Decimalbrüchen pflegt der Vf. im übrigen die Nullen fast immer Decimalnullen zu nennen. Warum er dieses thue, sieht man auch nicht wohl ein, zumal da von der ohnehin ganz entbehrlichen Dodekatik oder dergleichen in diesem Buche nichts vorkömmt. S. 225: „Ein Beyspiel des dritten Falles [des Falles nämlich, wenn sich ein paar Grössen nicht völlig so, wie ein paar andere, sondern etwa wie die Quadratwurzeln derselben u. s. w. verhalten] liefert die Frage: wenn aus einem Fasse in einer Secunde 6 Mass ausfliesen, wie viel Masse fliesen in 4 Secunden aus? Eben so die Frage: wenn 2 Pferde in einer Stunde 5 Stunden [2,5 Meilen] zurücklegen, wie viele Stunden [Meilen] machen sie innerhalb 2 Stunden?" Diese beiden Fragen lassen sich doch wohl nicht nach einerley Regel beantworten? Oder schwinden etwa die Kräfte der Pferde in einem gewissen Verhältnisse der Dauer ihrer Anstrengung, und ersetzt, wenigstens von Futter zu Futter, der Sporn oder die Peitsche nichts? Von zu weit ausgesponnenen Rechnungsregeln zeigt unter anderen S. 187 die Auflösung der Gleichungen I. $x^3 = \frac{x}{y}$ und II. $x^2 y^3 = \frac{y}{n^2}$, welche beynah diese ganze Seite füllt, indem der Vf. aus beiden erst eine unreine quadratische Gleichung macht, und sodann diese auflöst, da doch aus I unmittelbar $x^2 = \frac{1}{y}$, folglich aus I und II sogleich $\frac{1}{y} y^3 = y^2 = \frac{y}{n^2}$, u. hieraus $y = \frac{1}{n^2}$ folgt. Auf die zu weitläufigen Definitionen und überflüssigen Beweise, wovon beynah das ganze Buch wimmelt, und welche man sonst, wenn sie ja nöthig seyn sollten, dem mündlichen Vortrage vorbehält, will Rec. den Vf. nur durch ein paar Beyspiele aufmerksam machen, welche sich S. 25, 44, 49 befinden.

V. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 12 SEPTEMBER, 1808.

PÄDAGOGIK.

Arnstadt u. Rudolstadt, b. Langbein u. Klüger: *Unterricht in der Moral nach den neuen philosophischen Grundsätzen und in einer sokratischen Manier vorgetragen.* Vorzüglich zum Gebrauche beym häuslichen Unterrichte der Kinder bestimmt von *J. A. Eisenmann.* 1805. 142 S. 8. (4 Gr.)

Ein moralischer Katechismus für Kinder gehört unter die wichtigsten und schwersten Probleme, welche *Kant* den Pädagogen vorgelegt hat. Die Menge von Versuchen dieser Art scheint zu beweisen, dass man sich die Sache in der Ausführung gar nicht schwer gedacht hat; ihre Beschaffenheit aber zeigt genugsam, dass es den bisherigen Unternehmern selbst an richtiger Auffassung der Idee und an bestimmter Vorstellung von dem Zweck eines solchen Buches gefehlt habe. Für den unmittelbar praktischen Zweck sind ihre Lehrbücher zu wissenschaftlich und unbelebt; für den wissenschaftlichen viel zu flach und ungründlich. Indessen verdient jedes derselben einiges Lob, wegen der, obwohl beschränkten, Brauchbarkeit, die es in den Händen eines geschickten mündlichen Lehrers haben mag. Von dem gegenwärtigen gilt im Ganzen dasselbe.

Der Vf. unterscheidet in der Vorrede drey Hauptmethoden des Jugendunterrichts in der Moral. Die *eine* besteht darin, dass man einige, nur wenige Pflichten, welche die Jugend vorzüglich angehen, ohne Zusammenhang und System vorträgt, und durch mehrere Beyspiele, die meistens erdichtet sind, zu veranschaulichen sucht; eine *andere*, dass man beynahe alle Pflichten, die in der Moral vorkommen, aufzählt, und in einer ganz wissenschaftlichen, durchaus systematischen Form vorträgt; eine *dritte*, dass man alle die Pflichten, welche die kleinere Jugend näher oder entfernter betreffen, zwar in einem systematischen Zusammenhange, aber doch auf eine leicht fassliche Weise, entwickelt. Den Gebrauch der ersten, rhapsodischen Lehrart will der Vf. auf den Zweck der vorläufigen Erweckung und Schärfung des moralischen *Gefühls* einschränken. Der eigentliche *Unterricht* in der Moral soll *wissenschaftlich* seyn, und die Jugend zum systematischen Denken gewöhnen; aber auch *sokratisch*, so dass der Schüler unter Anleitung des Lehrers die Erkenntniss seiner Pflichten sich selbst erwerbe.

Was die *sokratische* Entwickelungsmethode betrifft: so ist diese bey allen Vernunfterkenntnissen und vorzüglich bey den praktischen ohne Widerrede für den *ersten* Unterricht die beste; aber mit der Idee dieser Methode ist der *systematische* Gang von Principien zu den Principiaten unvereinbar, welcher gleichwohl zur Vollständigkeit einer Wissenschaft, also für den *späteren* Unterricht, unumgänglich nothwendig ist. Die sokratische Methode verfährt nothwendig analytisch, sie geht daher von zweckmässig gewählten einzelnen Fällen aus, ruft hierüber das einzelne sittliche Urtheil zum Bewusstseyn, und leitet so allmählich zu allgemeineren Erkenntnissen hin; in der Moral also zu einem Pflichtprincip. Der Vf. dieses Unterrichts verfehlt also das Sokratische des moralischen Unterrichts, indem er von einem Princip ausgeht, welches er den Zögling nicht selbst finden lehrt, welches auch schwerlich irgend ein Kind selbst bey der besten sokratischen Leitung wird finden *können*, weil es viel zu fein und allgemein abgezogen ist; er verfehlt das Wissenschaftliche, indem er die einzelnen Pflichten zwar *nach* dem Princip aufstellt, aber fast nirgends *aus* demselben herleitet. Für den populären Unterricht würde ohnehin der christliche Grundsatz: *Liebe Gott über alles und deinen Nächsten als dich selbst*, wegen seiner Fasslichkeit, Herzlichkeit und Fruchtbarkeit den Vorzug vor jeder rein philosophischen Formel verdienen. Wir setzen dabey voraus, dass der Zögling zum Bewusstseyn des sittlichen Unterschiedes der Handlungen und Gesinnungen und sodann zu der Idee eines moralischen Urhebers und Herrn der ganzen Natur, eines gerechten Richters und liebreichen weisen Vaters der menschlichen Gesellschaft (ohne Demonstration, durch blosses Lehren) hingeleitet worden sey, wodurch sodann rückwärts die moralische Vorstellungsart selbst die nöthige Festigkeit und Haltung bekommt, welche sie durch die rein philosophische Ansicht als bloss eigene, innere Gesetzgebung nimmermehr erhalten würde. Das Desiderat eines moralischen Katechismus ist also auch nach diesem Versuche noch immer unerfüllt geblieben. Gleichwohl wird ein geschickter Jugendlehrer manche Idee und Wendung aus dem dialogischen Vortrage des Vfs. gut benutzen können, wenn er den Gebrauch desselben einem höheren Plane seines moralischen Unterrichts unterordnet. d.

1) Leipzig, b. Böhme: *Gedächtnissübungen, sowohl für den Privatunterricht der Kinder von sechs bis zwölf Jahren, als auch für die unteren Classen*

der Bürger- und Land-Schulen; nebst einer kurzen Anleitung, wie man frühzeitig das Gedächtniss der Kinder üben und schärfen soll, herausgegeben von *George Karl Claudius.* 1806. XX und 288 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Gedächtnissübungen, sowohl für den Privatunterricht der Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, als auch für die oberen Classen der Bürger- und Land-Schulen.* Herausgegeben von *George Karl Claudius,* 1806. VI und 102 S. 8. (Beide 1 Thlr.)

Diese Sammlungen von Denksprüchen, Liedern, Fabeln, Erzählungen, Räthseln, Romanzen und prosaischen Aufsätzen zeichnen sich vor vielen anderen dergleichen Sammlungen für Gedächtnissübung und Declamation besonders dadurch vortheilhaft aus, dass die Denksprüche, Lieder und Fabeln nach religiösen und moralischen Gesichtspuncten geordnet sind, und eine Inhaltsanzeige angiebt, wo z. B. ein Denkspruch für die Bewahrung vor Eigendünkel und Rechthaberey, oder ein Lied von der Mässigkeit und Selbstbeherrschung zu finden ist. Mit diesem Vorzuge ist freylich der Nachtheil verbunden, dass die nöthige Stufenfolge vom Leichten zum Schweren nicht beobachtet werden konnte: sondern dass der Lehrer in dieser Rücksicht die Auswahl selbst zu treffen hat. Und wenn man die Regel befolgen will, welche Hr. *C.* in seiner Anleitung, wie man frühzeitig das Gedächtniss der Kinder üben und schärfen soll, gegeben hat: „Man lasse die Kinder nichts auswendig lernen, was sie nicht *vollkommen* verstehen": so sind überhaupt nicht alle Denksprüche und Lieder in dieser Sammlung zur Gedächtnissübung für Kinder geeignet. Die Quellen, aus welchen der Herausgeber geschöpft hat, sind ziemlich rein. *Gellert, Weisse, Gleim, Pfeffel, Lichtwehr, Haller, Schiller, Bürger, Göcking, Uz,* und andere gute Dichter haben ihre Beyträge geben müssen. Auch hat Hr. *C.* viele von seinen eigenen Liedern und Denksprüchen mit aufgenommen. Am Reim und Sylbenmasse ist freylich Manches zu verbessern, und die Entschuldigung des Herausgebers: „Zweckmässigkeit [welche?] war hier nothwendiger als Schönheit der Dichtkunst", kann keine Nachlässigkeit in dieser Rücksicht entschuldigen; denn der wahre Dichter versteht *jeden* Gedanken in eine gefällige und richtige Dichtersprache einzukleiden. Über die Anleitung, wie man frühzeitig das Gedächtniss der Kinder üben und schärfen soll, hat Hr. *C.* selbst folgendes richtige Urtheil gefällt. S. IV: „Diese Bemerkungen enthalten keinesweges eine neue Methode, sondern stellen eine Reihe bekannter Erfahrungen zusammen, um die Lehrer auf Dinge aufmerksam zu machen, die, so nahe sie ihnen liegen, doch gewöhnlich gar sehr ausser [aus der] Acht gelassen werden." In No. 2. sind von S. 180 bis zu Ende Anmerkungen beygefügt, die den Text erläutern.

Oe. m. r.

1) Leipzig, b. Feind: *Anweisung für Mütter, welche ihre Kinder selbst unterrichten wollen.* Zum Elementar-Unterricht für Mädchen, von einer Lehrerin. Mit 2 Kpf. 1806. 102 S. 8. (8 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Elementar-Unterricht für Mädchen.* Erstes Lehr- und Lesebuch mit Kupfern, von einer Lehrerin. 1806. 179 S. 8. (16 Gr.)

No. 1. Die angebliche Verfasserin von No. 1. behauptet zwar in der Vorrede, dass sie ein Elementarwerk zum Unterricht für Mädchen nach ihren *eignen* Grundsätzen geben wolle, weil alle bisher bekannten Elementar- und Lehr-Bücher ihre Foderung nicht befriedigten, legt aber dabey S. 71 folgendes aufrichtige Geständniss ab. „Ich muss erklären, dass ich die dargestellten Lese-, Schreib-, und Rechnungs-Methoden keinesweges als von mir erfunden, erkläre." Originalität wollen wir der Verfasserin auch gern erlassen, wenn sie nur die Gabe hätte, etwas Fremdes gut und deutlich vorzutragen; aber davon findet sich in ihrer Anweisung für Mütter fast keine Spur. Ihrem Vortrage fehlt es an der nöthigen Präcision, an Kraft und Deutlichkeit, und zuweilen kömmt man in Versuchung zu glauben, die Verfasserin habe von dem, was sie schreibt, selbst keine deutliche Vorstellung gehabt. Zum Beleg für dieses Urtheil mag von mehrern Stellen nur eine hier Platz finden. S. 34. „Ein sehr schwer lernendes Kind war zugegen, als ich den Begriff des Winkels an zwey zusammenstossenden Linien entwickelte, ich hoffte kaum, dass es mich verstehe, und sahe mehrere Tage nachher, ohngeachtet gar nicht wieder die Rede vom Winkel gewesen war, wie gut es sich ihn abstrahirt hatte. Ich stand bey ihm — das ist ein Winkel, sagte es schnell — und wirklich bildete sein und mein Körper einen Winkel." Hier ist ein Kupfer nöthig, wenn man begreifen soll, wie ein Winkel aus den bey einander stehenden Körpern der Lehrerin und des Kindes für das Kind sichtbar werden konnte. Das Werkchen selbst zerfällt in mehrere Abschnitte. Zuerst wird gezeigt, woher eine Mutter Stoff zur lehrreichen Unterhaltung mit ihrem Kinde nehmen müsse. Und dieser Abschnitt ist noch am besten gerathen. Der Abschnitt, welcher vom Lesen handelt, ist sehr mager und unzweckmässig. Der Abschnitt, welcher die Schreibmethode entwickelt, und zu welchen 2 Kupfertafeln gehören, ist grösstentheils von *Pöhlmann* entlehnt, aber auch unvollständig. So ist z. B. nicht mit einer Sylbe von dem richtigen Halten der Feder die Rede, von welchem doch das Produciren der sogenannten Grundstriche und der Haarstriche ganz allein abhängt. Bey der Rechnungsmethode, welche der folgende Abschnitt beschreibt, sagt die Verfasserin statt 10 mal 10 lieber 10zig. „Wenn ein mal 10zig Einhundert ist, so ist zweymal 10zig Zweyhundert, und dreymal 10zig Dreyhundert." Die beiden letzten Abschnitte, über die Übung der Sinne, und über die Vereinigung der Bildung des Herzens, mit der des Verstandes, enthalten manches Nützliche und Brauchbare. Nur ist alles zu kurz und oberflächlich vorgetragen. Auch darf man nicht, wie der Titel des letzten Abschnittes zu versprechen scheint, Vorschriften erwarten, wie man durch die

wissenschaftliche Bildung zugleich die sittliche befördern könne, sondern nur einige Bemerkungen über die Beförderung der Moralität überhaupt.

No. 2. Diesen Elementar-Unterricht für Mädchen kann man auf keine Weise den *Splittegarbischen*, *Weissischen*, *Neuendorfischen* und anderen guten Elementar-Büchern zur Seite stellen. Die Erzählungen, die er als Leseübungen enthält, sind grösstentheils langweilig und trocken, und die 7 Kupfertafeln fast ohne Zweck. Auf jeder der sechs ersten macht ein Affe die Hauptfigur. Der Zusatz: Für Mädchen, rechtfertiget sich dadurch, dass die Lehrerin ihre Unterredungen mit Hanchen, Malchen und Nantchen gehalten hat! Oe. m. r.

Breslau, b. Meyer: *Jahrbuch für Schullehrer in kleinen Städten und auf dem Lande*, von einer Gesellschaft von Schullehrern. Herausgegeben von *Joh. Andr. Anton.* 1804. VIII u. 215 S. (14 Gr.)

Dieses Jahrbuch, wahrscheinlich das erste (eine Vorrede hätte uns billig über die Entstehung und den Umfang des Wirkungskreises desselben näher belehren sollen), enthält in verschiedenen Abtheilungen mehrere lesenswürdige Aufsätze, welche entweder die Pädagogik selbst, oder eine geschichtliche Seite derselben betreffen. Die Hauptabtheilungen der in diesem Jahrbuche vorkommenden Aufsätze sind: I. *Abhandlungen über den Schulunterricht*. II. *Unterredungen über gemeinnützliche Gegenstände und Katechisationen*. III. *Auszüge aus Schul- und anderen gemeinnützigen Schriften. Miscellaneen.* Die Vff. haben sich nicht genannt. Die erste Abhandlung, welche *auf Erfahrung gegründete Vorschläge* enthält, *Kindern auf eine zweckmässige Art die Kenntnisse der Buchstaben und das Buchstabiren beyzubringen, und sie nebenbey möglichst angenehm und nützlich zu beschäftigen*, lehrt zwar nichts Neues: manches indessen, was darin gesagt ist, kann in vielen Unterrichtsanstalten noch neu, folglich sehr empfehlenswürdig seyn. Von den S. 20 gegebenen zwey Vorschlägen, die Kinder, während des Unterrichts der Grösseren, zu beschäftigen, nämlich: sie entweder etwas mit Messern und Scheeren ausschneiden, oder mit dem Griffel auf der Schiefertafel zeichnen zu lassen, ist sicher der erstere gefährlich, der letztere empfehlenswürdig. Die zweyte Abhandlung und die ganze zweyte Hauptabtheilung betrifft das Katechisiren. Die hier mitgetheilten Katechisationen und Unterredungen haben noch mehrere Fehler an sich. Erstlich wird nicht angegeben, wie alt die Kinder sind, mit welchen diese Unterredungen gehalten werden. Die Unterredung von S. 29—31 setzt schon geübte Kinder voraus, die sich an Jahren, wenigstens an Kenntnissen, nahe kommen müssen, wenn sie solche, und wenn sie insgesammt solche Antworten, wie darin gegeben sind, ertheilen sollen. Die Katechisation über den Fleiss in der Jugend hingegen zeigt deutlich, dass ihn Vf. bey den Kindern, mit welchen der Lehrer sich unterredet, kein bestimmtes Alter angenommen hat. Bald sind es Fragen für Kinder von 4—5 Jahren, z. B. „Wie kommt der Vogel von der Erde auf Pflanzen, auf Bäume, und von da in die Luft?" Antw. „Durch seine Flügel." „Muss er diese haben?" Antw. „Ja, sonst könnte er nicht umher fliegen, und müsste verhungern." Bald sind sie wieder nur für ziemlich gebildete Kinder, z. B. „Ist es schon genug, dass wir zur rechten Zeit (besser: zu rechter Zeit) arbeiten?" Antw. „Nein, die Arbeit muss ganz und ohne Tadel geschehen." Doch ist dieser Fehler noch damit zu entschuldigen, dass der Lehrer die kindischen Fragen den kleinsten Kindern, und die schwereren den erwachseneren vorlegen, und so den einen mit dem anderen bilden kann. Ein zweyter Fehler aber ist, so zu fragen, dass mehr als eine Antwort darauf ertheilt werden könne: z. B. „Wie kommt es oft, dass jemand mit seiner Arbeit nicht fertig wird?" Antw. „Wenn er sie nicht versteht." „Aber gesetzt, er verstünde sie?" Antw. „Dann hat er nicht zur rechten Zeit (besser: zu rechter Zeit) damit angefangen." Der dritte Fehler ist, dass es den Anschein hat, als ob die Antworten vorher gelernt, und nicht die Frucht des augenblicklichen Nachdenkens wären: z. B. „Was ist die Fremde?" Antw. „Wir reisen dann als Gesellen von einer Stadt zur anderen." Diese Antwort hat auch noch den grossen Fehler, dass sie nicht geradezu beantwortet. Das Gespräch eines Lehrers mit seinen Schulkindern ist das fasslichste und natürlichste von allen: Es hat nur hie und da einen oder den anderen Fehler mit den vorigen Unterredungen gemein.

Wozu dienen denn nun aber dergleichen Unterredungen? Warum werden sie öffentlich bekannt gemacht? Etwa, dass Kinder sie auswendig lernen, oder dass Schullehrer das Fragen daran üben sollen? Dieses Letztere sollte doch wohl der eigentliche Zweck seyn. Dann aber müssten sie auch mit mehr Kenntniss der Kinder ausgearbeitet werden, als folgende Frage: „Was muss der Mensch, der zur rechten Zeit, (besser: zu rechter Zeit) und gut arbeiten will, bey seiner Arbeit anwenden?" Antw. „Seine Kräfte." Wir verweisen hiebey auf *Niemeyers Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts*. I Th. S. 325—330.

Zu den *Auszügen aus Schul- und anderen gemeinnützigen Schriften*, und aus *GutsMuths Bibliothek der pädagogischen Literatur* hat der Herausg. Anmerkungen gemacht, die gut und zweckmässig sind. S. 76 indessen glaubt er, dass *Lesen* und *Schreiben* die Hauptgegenstände des Unterrichts in den Landschulen seyn müssen, wenn man Menschen und Christen bilden will. Wir hingegen sind der Meinung, dass Verstandesübungen eben so wichtig, wenn nicht wichtiger sind, als Lesen und Schreiben. Von jenen Übungen hängt alles, selbst seine Moralität, ab. Noch findet sich S. 78 folgendes in einer Anmerk. des Herausg.: „Wollen wir gut katechisiren: so müssen wir natürlich, simpel und leicht, dem Fassungsvermögen der Kinder angemessen, und kurz katechisiren, aber *nicht sokratisch; denn wir haben es mit Kindern zu thun*." Ist denn nicht die Sokratik eigentlich für Kinder? Welche Methode kann die Aufmerksamkeit der Kinder bis zu der Zeit, da sie die Bücher gebrauchen können, mehr fesseln und ihren Verstand besser aufklären? Freylich mögen hiezu nicht allzuviele Erzieher die Geschicklichkeit besitzen. Aber in dieser Methode ist auch der Erzieher erst Meister. S. 80 sieht man auch, worin die Schwierigkeit, mit Kindern zu sokratisiren, liegen soll. Der Herausg. sagt daselbst:

„Gelehrten und Kennern ist gut über bekannte Sachen predigen" (aber sokratisiren ist nicht predigen, und wenn *Sokrates* auch mit Männern sokratisirte: so finden *wir* dazu doch keine Gelegenheit), „aber unendlich schwerer, Kindern das System der christlichen Glaubens- und Lebens-Lehren beyzubringen." Das Positive der christlichen Religion kann auf keine Weise sokratisch aus den Kindern entwickelt werden; wohl aber die Moral derselben. Unter den folgenden Aufsätzen sind vorzüglich lesenswerth: *Vergleichung der alten und neuen Zeit*, S. 94. *Einige freymüthige Gedanken*, S. 102. *Über das Schweinehacken* (der Theil der Schweinefüsse, woran das geschlachtete Schwein am Haken hängt), als einen Theil mancher Besoldung der Schullehrer, S. 121. *Kurze Beschreib. d. Dorfschulhauses zu S-f.* im Jahre 1797, S. 149. *Meine Methode des Kopfrechnens*, S. 177. Ein paar Nachlässigkeiten in der Sprache können wir nicht unbemerkt lassen. S. 2: *Alle mit fortzuhelfen*, besser, *allen mit fortzuhelfen*; S. 32: *würdet ihr das wohl thun können*, besser, *mögen*; S. 38: *wenn eher*, besser, *wenn oder wann*; S. 193: *meines Bedünkens nach*, besser, *meinem Bedünken nach*. e.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Oldenburg*, b. Schulze: *Vorlesung bey Eröffnung des neu eingerichteten oldenburgischen Schulmeister-Seminarii*, in Gegenwart des durchlauchtigsten Stifters gehalten von *C. Kruse*, herzogl. holstein-oldenburgischem Consistorialrath. 1807. 32 S. gr. 8. (4 Gr.) Der regierende Herzog von Oldenburg, *Peter Friedrich Ludwig*, gehört in Deutschland zu den grofsmüthigen, edlen Beschützern der Elementarschulen und ihrer Lehrer. Er hat, während seiner Regierung, nicht nur im J. 1792 einen neuen Fonds zur Unterstützung für junge Leute, die sich zu Landschullehrern bilden wollen, angewiesen, sondern auch im J. 1806 die Kosten zur Aufführung eines neuen Gebäudes anweisen lassen, in welchem die Seminaristen jede ihnen nöthige Unterstützung, und durch Vereinigung der oldenburgischen Garnison- und Armen-Schule mit der Anstalt, zugleich Gelegenheit zur Unterweisung der Jugend erhalten sollten. Der Bau dieses Gebäudes ist, unter den furchtbaren Stürmen der Zeit, während der Besitznahme des Landes durch königl. holländische Truppen nicht nur fortgesetzt, sondern auch, im J. 1807, glücklich beendigt worden. Ein solches Ereigniss verdient in den Jahrbüchern des deutschen Elementar-Schulwesens ruhmvoll bemerkt zu werden, denn nur wenige Fürsten sind auf Verbesserung desselben und auf zweckmäfsige Anstalten zur Bildung der Landschullehrer bedacht, so sehr es auch, in so vielen Gegenden Deutschlands, noch daran gebricht. Der 24 Julius 1807 war zur feyerlichen Einweihung des Gebäudes bestimmt, und der Herzog erhöhete, durch seine persönliche Gegenwart, die Feyer des Tages, welches dem edlen Fürsten nicht weniger zum Ruhme gereicht. Hr. *K.* hielt in Gegenwart des Herzogs und mehrerer angesehenen Männer die angezeigte Vorlesung, die eine Ermunterung an die Zöglinge der Anstalt enthält, den Verstand der ihnen *anzuvertrauenden* Jugend auszubilden, und ihr Herz für das Gute zu gewinnen. Ohne mit dem Vf. dieser Vorlesung zu rechten, ob von ihm, bey dieser feyerlichen Veranlassung, nicht irgend ein anderes, dem Zwecke des Tages angemessneres Thema hätte gewählt werden sollen, wollen wir nur noch kurz bemerken, dafs diese Vorlesung sich weder durch Fülle des Inhalts, noch durch eine gefällige Sprache merklich auszeichnet. Ayr.

Berlin, b. Hayn: *Tableaux pour la Conversation françoise, ou la manière la plus aisée d'apprendre en peu de tems à parler françois.* A l'usage des écoles. Par *Salomon Ponge*, maître de langue à la maison des orphelins de Schindler. Première livraison, avec une Planche, qui représente un moulin à vent et ses environs. 1808. 24 S. 4. (16 Gr.)

Ebendaselbst: *Gemälde zur französischen Unterhaltung, oder die leichteste Art, in kurzer Zeit französisch sprechen zu lernen.* Zum Unterricht in Schulen. Von *Salomon Ponge*, Sprachlehrer im Schindlerschen Waisenhause. Erste Lieferung, mit einem Kupfer, auf welchem eine Windmühle und ihre umliegende Gegend dargestellt ist. 1808. 24 S. 4. (16 Gr.)

Der Vf. hält den Gebrauch von Gemälden oder Kupfertafeln zur Veranschaulichung der Gegenstände, die als Grundlage beym Unterrichte der Kinder dienen, für eine schon zu bekannte und mit vorzüglichem Nutzen geübte Lehrmethode, als dafs sie seiner Empfehlung bedürfe. Allein es entsteht die Frage, von welchem Alter er die Kinder annimmt. Denn es ist gewifs, dafs der Gebrauch der Bilder in den ersten sechs Jahren ganz entbehrlich (weil das Kind wenig darauf achtet, und den abenteuerlichsten nürnberger Tand, das gemeinste Spielwerk, ungleich mehr schätzt, als die gelungenste Arbeit des Malers oder Kupferstechers) und höchst schädlich ist (weil er die Aufmerksamkeit und den Beobachtungsgeist erschlafft, oft den Geschmack verdirbt, unrichtige Vorstellungen erweckt, einen falschen Maßstab giebt, und weil sich der Sinn des Gesichts weit unsicherer übt an den kleinen Bildergestalten, als an den grofsen Naturgestalten). Überhaupt schwächen Kunstwerke den Sinn für die Natur, welchen zu stärken in unseren Zeiten wohl nöthiger als je seyn möchte. Einen wirklichen Gegenstand kann das Kind drehen und wenden, wie es will; es kann ihn von allen Seiten betasten, und durch mehrere Sinne, als das Gesicht allein, kennen lernen. Wenn jedoch die erste Bildungsepoche vorüber ist, so mag man nicht leugnen, dafs die Unterhaltung über Bilder für das Erlernen der Sprache grofsen Nutzen gewährt. Was einige neuere Pädagogen dagegen einwendeten, beruhte lediglich auf einem Missverständniss oder einem Missbrauch. Kinder fassen fremde Wörter ungleich leichter, und vergessen sie schwerer, wenn deren Objecte vor ihren Augen schweben. Diese Idee beseelte den oft gepriesenen und noch öfter getadelten *Amos Comenius* bey seinem *Orbis sensualium pictus* (Nürnb. 1658. 8.); ihm folgten der *Schauplatz der Natur und der Künste in vier Sprachen* (10 Jahrgänge, Wien, 1774—1784. gr. 4.), der *neue Orbis pictus für Kinder in fünf Sprachen* (12 Hefte, Leipzig, ohne Jahrzahl. 4.): *von Baumeister* mit *der Welt in Bildern* (4 Bände, Wien, 1788—1791. gr. 4.) und andere nach. — Hr. *Ponge*, der sich bereits in seinen *Contes moraux, pour former le coeur et l'esprit de la jeunesse* (2 Cah. à Berlin 1801—1802. 8.) und mehreren Schriften als einen gebildeten und kenntnissreichen Jugendfreund bewährte, liefert hier ein einziges Gemälde, welches er, was Rec. sehr billiget, den Kindern *zeigt*, nicht *hingiebt*. Es ist auf zwey Folio-Seiten dargestellt, und die Hauptgegenstände sind so grofs, dafs sie in einer Entfernung von zehen Fufs erkannt werden können. Er geht in dem, mit gespaltenen Columnen gedruckten Texte die auf dem Gemälde befindlichen Gegenstände durch, läfst sie alle erst einzeln nennen, dann in dem dargestellten Zusammenhange verbinden; er wiederholt diefs so oft unter abwechselnden Verbindungen mit den leichtesten und auffallendsten Bemerkungen, bis sich nicht allein die Gegenstände, sondern auch die dabey gemachten Bemerkungen und gebrauchten Redensarten dem Gedächtnisse der Kinder völlig eingeprägt haben. Die Unterredungen betreffen eine Windmühle, ein Haus, einen Garten, Thiere, einen Wagen (S. 7—24), wobey zugleich alles gesagt wird, was man jungen Leuten, die nicht ausdrücklich zur Thierarzneykunde bestimmt sind, von den Pferden nur sagen kann: die Sprache darin ist so leicht als möglich. Der beygefügte Kupferstich kann zwar keinen Anspruch auf Schönheit und Feinheit machen, aber desto mehr auf Treue und Wahrheit: er stellt alles richtig dar, und hat das Mafsverhältnifs so wenig als möglich verletzt. Es wird halbjährig ein Heft mit einer Kupfertafel, nebst französischem und deutschem Texte, erscheinen, und gewifs in Schulen bey dem französischen Elementarunterrichte mit grofsem Nutzen gebraucht werden. Eine logische Succession der Bilder wäre hier unnöthig, und ein ganz zweckloses Durcheinanderwerfen der Gegenstände läfst sich von Hn. *P.* nicht befürchten. In Hinsicht der deutschen Orthographie würde Rec. rathen, jede Abweichung von der gewöhnlichen zu vermeiden, wie bey der französischen geschehen ist, und also nicht S. 9 *das pelotes*, *Kissen*, sondern *Nadelküssen* zu schreiben. Ad.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 SEPTEMBER, 1808.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. la Garde: *Grundriss einer allgemeinen Logik nach kantischen Grundsätzen zum Gebrauch für Vorlesungen, begleitet mit einer weiteren Auseinandersetzung für diejenigen, die keine Vorlesungen darüber hören können.* Erster Theil, welcher die reine allgemeine Logik enthält. Von *J. G. C. C. Kiesewetter*, Dr. und Prof. der Philos. Dritte, rechtmässige, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe. 1802. 520 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Zweyter Theil, welcher die angewandte allgemeine Logik enthält. Zweyte, an mehreren Stellen verbesserte Ausgabe. 1806. 302 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Die Kantische Kritik bekennt sich mit ausdrücklichen Worten zu dem alten und gemeinen Glauben an die wesentliche Unverbesserlichkeit der aristotelischen Logik, und beurkundet dieses Bekenntniss durch ihr ganzes Verfahren; indem sie die Vernunft nur in den metaphysischen, und als solchen streitigen, Erkenntnissen kritisirt, und dabey die herkömmlichen und gemeinüblichen, durch die besagte Logik aufgesammelten, Denkformen voraussetzt. Es würde daher nicht abzusehen seyn, was durch eine Logik nach Kantischen Grundsätzen gemeint seyn könne; wenn nicht etwa damit auf die, durch Kant zuerst ausdrücklich aufgestellte, Lehre hingedeutet würde: „dass die Logik von dem Unterschiede der Gegenstände des Denkens wegzusehen habe, um die wahre Wissenschaft des Denkens zu seyn." Diese neue Entdeckung hat zwar allerdings den Sinn und Geist der alten Logik durchaus umgeschaffen, und von den allgemein geltenden Denkgesetzen nichts als den Buchstaben übrig gelassen. Allein sie hat schon eine geraume Zeit her aufgehört die nur der Kantischen Schule eigenthümliche Ansicht des Wesens der Logik zu seyn. Wer auch heut zu Tag, als Philosoph, entweder noch nicht bis zur Kantischen Philosophie vorgedrungen ist, oder sich bereits über dieselbe emporgeschwungen hat, pflichtet doch wenigstens als Logiker jener Kantischen Lehre bey, welche den modernen Sachwaltern und Wortführern der Logik besonders dadurch einleuchtet, dass sie vermittelst derselben die Unabhängigkeit ihrer Wissenschaft von den Streitigkeiten der Speculation so augenscheinlich begründet und ausgesprochen finden. Wirklich stehen jetzt die, von der Logik selber für gehaltlos erklärten, und durch ihre Gehaltlosigkeit reinen und allgemeingeltenden, Denkformen auf einer allen Zweifeln und Bedenklichkeiten unerreichbaren Höhe; und empfangen die einhellige Huldigung nicht von dem gemeinen und gesunden räsonnirenden, discurrirenden, meditirenden Verstande, sondern auch von der philosophirenden Vernunft, diese mag nun nach der vorkantischen Weise demonstriren, oder mit *Kant* kritisiren, oder mit *Schulz* skeptisiren, oder mit *Fichte* deduciren, oder mit *Schelling* construiren.

Der Umstand: dass das gegenwärtige Lehrbuch in seinem *ersten*, die *reine allgemeine* Logik enthaltenden Theile wirklich in der Hauptsache die für jetzt allgemeingeltende Denklehre vorträgt, vermindert aber nicht nur nicht, sondern erhöht ohne Zweifel den, durch wiederholte rechtmässige und unrechtmässige Auflagen sattsam bewährten, Werth desselben; und da die anerkannte Brauchbarkeit dieses Grundrisses für die logischen Zeitbedürfnisse keiner weiteren Entwicklung und Empfehlung bedarf: so glaubt Rec. denselben um so mehr als einen würdigen Repräsentanten der *modernen* Logik betrachten, und diese verspätete Anzeige dazu benutzen zu müssen, um den Sinn und Geist *dieser* Logik in Beziehung sowohl auf die ältere, vorkantische, als auch auf eine nicht unmögliche neuere, zukünftige zu charakterisiren, und die höchst merkwürdige Eigenthümlichkeit dieses Sinnes und Geistes, unter den Logikern selber, wo möglich, endlich einmal zur Sprache zu bringen. Er wendet sich dabey lediglich an die Bearbeiter, Lehrer, Kenner und Freunde der Logik, sie mögen zu was immer für einer Schule der Speculation, oder zu gar keiner gehören; ersucht sie, bey der Prüfung des Folgenden der von ihnen anerkannten Unabhängigkeit der Logik von aller Speculation eingedenk und getreu zu bleiben, und verspricht seinerseits dabey nichts anderes als ausgemacht vorauszusetzen, als das Interesse, welches jeder zum Nachdenken über das Denken erwachte und reife Mensch an der *Erkenntniss* des Denkens nehmen muss.

Bekanntlich unterschied zwar auch schon die vorkantische Logik die Wahrheit *im Denken*, und die Wahrheit *im Seyn*. Aber sie hielt diesen *Unterschied* für keine *Verschiedenheit*. „Ebendieselben Regeln der Vernunft" (heisst es von dem Satze der Einstimmung und des Widerspruchs in *H. S. Reimarus* Vernunftlehre, fünfte Auflage, Hamburg und Kiel 1790) „sind der Grund *aller Wahrheit*. Denn die Wahrheit im Denken, *veritas logica*, besteht in der Übereinstimmung unserer Gedanken mit den Dingen, woran wir geden-

ken. Demnach bezieht sich die Wahrheit im Denken auf die *wesentliche* Wahrheit in den Dingen selbst, *veritatem metaphysicam*, vermöge welcher sie ein Etwas, nicht aber ein Unding, Nichts oder Schimäre sind." Bis zur Epoche der Kritik der Vernunft wusste die Wissenschaft des Denkens (welche bis dahin mit der Vernunftlehre nur Eine und ebendieselbe Wissenschaft war) es nicht anders, als dass nur allein dasjenige Vorstellen im Menschen ein Denken in eigentlicher und logischer Bedeutung seyn und heissen könne, welches sich unwandelbar auf das unwandelbare Seyn bezieht; dass hingegen dasjenige Vorstellen, welches selber wandelbar ist, und sich nur auf das wandelbare Seyn, oder auf die Erscheinung, bezieht, kein denkendes, sondern nur das *sinnliche* Vorstellen seyn und heissen könne, — und dass sonach in dem denkenden Vorstellen nur die unwandelbare Übereinstimmung mit dem unwandelbaren Seyn, die *Form des Denkens*, und die *logische Wahrheit*, ausmachen müsse. Ein Denken *ohne* diese Beziehung, ein gegen seinen Inhalt gleichgültiges, oder gehaltloses Denken war für jene Vernunftlehre nicht weniger sich selbst widersprechend, nicht weniger undenkbar, als das Seyn, welches dem Denken widerspricht. Denken ohne Seyn, und Seyn ohne Denken war für sie auf gleiche Weise täuschender Schein, Unding, absolutes Nichts. Das *Wegsehen* von dem Unterschiede des Unwandelbaren mit dem Wandelbaren, des Seyns mit der Erscheinung, des Objectiven mit dem Subjectiven, war für sie schon darum unmöglich, weil sie nur dem *Hinsehen* auf *diesen* Unterschied ihre ganze Kenntniss des Denkens verdankte, und weil ihr das Denken nur durch diesen Unterschied denkbar war. Sie hätte ihren eigenthümlichen Grund und Boden aufgeben, sich selber als die Denklehre verleugnen müssen, wenn sie diesen Unterschied als Etwas ihr Fremdes und Problematisches, nur der Metaphysik Einheimisches, und durch die Fehde zwischen den Dogmatikern und Skeptikern erst Auszumachendes, hätte *ansehen* können oder wollen.

Die moderne Logik der Deutschen hat *diese* Ansicht wirklich angenommen, dadurch den Sinn und Geist der alten Logik wirklich aufgegeben und nur die herkömmlichen und gemeinüblichen Formeln insofern beybehalten, inwiefern diese von allem Inhalt leer sind. Für diese Logik ist die Form des Denkens nicht mehr die unwandelbare Beziehung auf das unwandelbare Seyn; — nicht mehr derjenige Charakter, welcher sowohl im Vorstellen, inwiefern dasselbe ein *Denken*, und zwar *kein* eingebildetes Denken, *kein* Schein, — als auch im Seyn, inwiefern dieses ebenfalls *kein* eingebildetes Seyn, *kein* Schein ist, nur *Einer und Ebenderselbe* seyn kann; — nicht mehr das Eigenthümliche der Wahrheit als der Wahrheit, welchem auch der Wandel des Wandelbaren, inwiefern auch er *nicht* eingebildet, sondern unwandelbar durch das an sich Unwandelbare bestimmt ist, seine Wahrheit verdankt. Die moderne Denkform ist weder dem Unwandelbaren noch dem Wandelbaren eigenthümlich, sondern beiden gemeinschaftlich, und daher nur unwandelbar in der Wandelbarkeit, und wandelbar in der Unwandelbarkeit. Sie entspricht weder dem Seyn an sich, noch dem Seyn an der Erscheinung, noch auch der Erscheinung als solcher; sie entspricht aber dem Nichtunterschiede, der Verwirrung, Vermengung, Verwechslung aller dieser Charaktere. Sie besteht nur durch das Nichtunterscheiden und in demselben; sie ist die *Indifferenz* gegen das Übersinnliche, Sinnliche und Sinnlose; und ist leer u. geschmeidig und weit genug, um sich durch jedes der verschiedensten Lehrgebäude der Speculation, so wie durch jedes der gemeinsten Vorurtheile, ausfüllen zu lassen, ohne darum aufzuhören ein wirkliches Denken zu seyn und logische Wahrheit zu haben.

Das in der beschriebenen leeren Formalität oder in der Form, welche die Gehaltlosigkeit selber ist, bestehende, vieldeutige Wesen und die wesentliche Vieldeutigkeit der modernen Denkform lässt sich am kürzesten und bestimmtesten an dem herrschenden *Grundbegriffe des Denkens* nachweisen, welcher in dem vor uns liegenden Lehrbuche §. 12 aufgestellt, und im Wesentlichen in allen Lehrbüchern der modernen Logik derselbe ist. „Denken heisst diejenige Handlung des Gemüths, durch welche Einheit des Bewusstseyns in die Verknüpfung des Mannichfaltigen gebracht wird" — und §. 13. „Der Verstand vereinigt gegebene Vorstellungen, Mannichfaltiges, in Eine Vorstellung, die nun die Einheit des Bewusstseyns liefert." — „Der Gedanke ist die Einheit verbundener Vorstellungen." Wer etwa von unseren Lesern mit dem *Kiesewetter*schen Ausdruck unzufrieden seyn möchte, stimmt doch dem Wesentlichen des Grundbegriffes dadurch bey, dass auch er sich unter der Grundform des Denkens die *Vereinigung des Mannichfaltigen vorstellt*. Nach der modernen Weise findet man bekanntlich, oder *erfindet* vielmehr, die Denkform dadurch, dass man beym Denken vom Unterschiede der Gegenstände des Denkens wegsieht, und auf das, was dabey übrig blieb, hinsieht, welches dann als die Vereinigung eines zu Vereinigenden, eines Mannichfaltigen, zum Bewusstseyn gelangt. Aber was man bey diesem Geschäfte noch nicht bemerkt hat, und endlich doch wohl bemerken könnte und sollte, ist: dass bey dem *absichtlichen Wegsehen* von dem Unterschiede der *Gegenstände* des Denkens ein *unabsichtliches Nichtsehen* eines Unterschiedes mitunter läuft, welcher dem *Denken*, als solchen, *wesentlich* ist, und der demjenigen, der das Denken als solches kennen lernen will, nur so lange gleichgültig seyn kann, als er denselben *nicht sieht*. Es ist dieses der, durch die ältere Logik nicht ausdrücklich genug zur Sprache gekommene, durch die moderne aber gänzlich aus dem Auge verlorene und unkenntlich gewordene, *Unterschied der Einheit* (Identität) *mit dem Zusammenhang* (Nexus), und *der Verschiedenheit* (Diversität) *mit dem Unterschiede* (Differenz).

In Kraft des *Nichtsehens dieses* Unterschiedes bedeutet in unserer allgemeingeltenden Logik die *Vereinigung* (ohne Unterschied) sowohl die Einheit als

sich dem Zusammenhang, folglich die Verwirrung von beiden; und bedeutet die *Mannichfaltigkeit* sowohl die Verschiedenheit als auch den Unterschied, folglich die Verwirrung von beiden. Die unvermeidlichen und unausbleiblichen Folgen dieser Verworrenheit sind: die Vermengung und Verwechslung des Unterschiedes und des Zusammenhangs, welcher der Einheit in *ihrem* Verhältnisse zur Verschiedenheit eigen ist, mit demjenigen Unterschiede und Zusammenhang, welcher allein der Verschiedenheit in *ihrem* Verhältnisse *unter* der *über* ihr stehenden Einheit zukömmt, — die Vermengung und Verwechslung des *nicht-trennenden* Unterschiedes und des *nicht-mischenden* Zusammenhangs der Einheit mit dem *trennenden* Unterschiede und dem *mischenden* Zusammenhang der Verschiedenheit, — (wodurch alles Unterscheiden und Vereinigen im Bewusstseyn zugleich trennend und nicht-trennend, mischend und nicht-mischend, folglich mit Doppelsinn und Widerspruch behaftet ist,), — die Vermengung und Verwechslung des der Einheit eigenthümlichen Unterschieds und Zusammenhangs *in sich und durch sich*, mit dem der Verschiedenheit eigenthümlichen Unterschiede und Zusammenhang des *Einander*, nämlich des *Aussereinander*, *Nebeneinander*, *Nacheinander*, *Ineinander* und *Durcheinander*, — die Vermengung und Verwechslung des *unwandelbaren*, und als solchen *logischen* Verhältnisses der Einheit, als des Charakters der *Unwandelbarkeit*, mit dem *wandelbaren*, und ganz *unlogischen* Verhältnisse der Verschiedenheit, als des Charakters der *Wandelbarkeit*. In diesem logischen Chaos wird aus der Einheit, durch die Unsichtbarkeit des ihr eigenthümlichen Unterschieds, blosse *Nichtmannichfaltigkeit*, welche *Nichtverschiedenheit* und *Nichtunterschied* zugleich ist; und wird aus der *Verschiedenheit*, durch die Unsichtbarkeit des ihr eigenthümlichen Unterschieds, blosse *Nichteinheit*, welche Unterschied und Verschiedenheit zugleich ist. Die besagte Nichtmannichfaltigkeit und die besagte Nichteinheit stehen in dem absurden Verhältnisse der sogenannten *Wechselwirkung*, und setzen *einander* in demjenigen *Cirkel* voraus, durch welchen der oberherrliche Charakter der Einheit als des Unwandelbaren und Bestimmenden zugleich mit dem unterwürfigen Charakter der Verschiedenheit als des Wandelbaren und Bestimmbaren, verläugnet, und das mit dem Widerspruche versteckenspielende *gleichsetzende Entgegensetzen* und *entgegensetzende Gleichsetzen* herbeygeführt wird, durch welches man überhaupt zu *denken*, und insbesondere das Objective mit dem Subjectiven, das Seyn mit der Erscheinung, und das Unwandelbare mit dem Wandelbaren in Übereinstimmung zu bringen wähnt. Sonach ist das *Nichtsehen*, oder Ignoriren, des Unterschiedes der Einheit mit dem Zusammenhang, und der Verschiedenheit mit dem Unterschiede, nichts Geringeres, als das Verwirren und Verkennen des *Wesens des Denkens* in seinen wesentlichen Elementen, nichts Geringeres als ein logischer *grauer Staar*, der im Geiste unseres Zeitalters endlich zur vollkommenen Reife gelangt ist, und diese Reife auffallend genug dadurch ankündiget, dass das Denken, *als solches*, durch die von der modernen Denklehre anerkannte Gehaltlosigkeit seiner Form, sich selber für ein *Nichtssehendes* erklärt, während die Speculation, um sich endlich einmal zum Sehen zu gelangen, das Denken aufgiebt, und zum Nichtdenken *im Anschauen* seine Zuflucht nimmt.

„Der *Grundsatz* des Denkbaren ist (in dem *Kiesewetter*schen Grundriss §. 14): Einstimmiges Mannichfaltiges lässt sich in eine Einheit des Bewusstseyns vereinigen, ist denkbar. Mannichfaltiges, was sich widerspricht, lässt sich nicht in eine Einheit des Bewusstseyns vereinigen, ist nicht denkbar. Dieser Grundsatz heisst der Satz der Einstimmung und des Widerspruches, *Principium identitatis et contradictionis*. Welchen von beiden Sätzen man auch zum Grunde legen mag, so lässt sich der andere ableiten." Freylich! denn der Eine sagt nicht mehr und nicht weniger, als: was sich nicht vereinigen lässt, *das* lässt sich nicht vereinigen, und der Andere: was sich vereinigen lässt, *das* lässt sich vereinigen. Wir schlagen daher dem berühmten Verfasser die eben aufgestellte Formel für die künftige vierte Auflage vor. Es geziemt sich, dass die an der Spitze aller übrigen Denkformen stehende Formel die wesentliche Gehaltlosigkeit von allen durch das Auffallende ihrer eigenen Gehaltlosigkeit nicht weniger ankündige als begründe. Wirklich sind jene handgreiflichen Tautologieen (die freylich in anderen Lehrbüchern sich hinter den vieldeutigen Worten anderer Formeln verbergen) *Alles*, was die moderne Logik von der logischen Einstimmung und von dem Widerspruche weiss und wissen kann; da sie nichts von dem Unterschiede der Einheit und des Zusammenhangs, und der Verschiedenheit und des Unterschiedes weiss, da sie im Grunde vom Denken nichts weiss, als: dass es *ein Vereinigen ist*. Es fällt ihr daher nicht auf, dass auch *Einstimmung (consensus)* und *Einheit (identitas)* unmöglich *dasselbe* seyn können, dass *ihr* Satz der Identität durchaus keine Einstimmung, sondern die leere Wiederholung der blossen Einheit setzt, und dass die *logische Einstimmung* nur im Unterschiede und Zusammenhang der Einheit als solcher — die *unlogische* hingegen im Unterschiede und Zusammenhang der Verschiedenheit, *unter* der *über* ihr stehenden Einheit, bestehen müsse. Diese logische Verblendung wird durch den Glauben, dass das Denken seinem Wesen nach, nichts als Selbstthätigkeit des Ichs sey, kräftig unterstützt. *Was* das *Vereinigen* im *Bewusstseyn* sey? *was* sich denn vereinigen lasse, einstimmig sey? *und* was sich nicht vereinigen lasse, widersprechend sey? weiss Jedermann unmittelbar durch sich selbst; weil ja das Vereinigen *sein* eigenes Thun ist. Er *sieht*, was er thut; und *thut*, was er sieht. Dass aber dieses thätige Vereinigen und diese vereinigende Thätigkeit ein Verwirren der Einheit, des Zusammenhangs, der Verschiedenheit und des Unterschiedes ist, das *sieht* er *nicht*, obwohl es wirklich sein Thun ist; und er *thut* es auch nur, *weil* er nicht sieht, was er thut. Der mit dem Nichtsehen des besagten Unterschiedes Behaftete, an dieses Nichtsehen

Gewöhnte, wird, auch wenn er auf den von ihm bisher nichtgesehenen Unterschied aufmerksam gemacht wird, nicht wenig Mühe haben müssen, denselben wirklich zu sehen. Mit diesem Unterschiede geht im Bewusstseyn ein Licht auf, das *Anfangs* nicht weniger blenden muss, als die, im Mangel dieses Unterschiedes bestehende, *Verworrenheit* bisher geblendet hat; und nachdem man es auch wirklich schon zum Unterscheiden der bisher verworrenen Elemente des Denkens gebracht hat, muss das, durch dieses Unterscheiden herbeygeführte, und dasselbe voraussetzende und nicht wieder verleugnende, wirklich *denkende Vereinigen* um so mehr Zeit und Arbeit kosten, je mehr und je länger man bis dahin gewohnt war, in dem was man für Denken hielt, das Vereinigen dem Unterscheiden *vorangehen* zu lassen.

Rec. ist lange genug mit dem hier von ihm gerügten Nichtsehen behaftet gewesen, und kennt die Folgen desselben nur zu sehr durch seine eigene innere Erfahrung, als dass er nicht das Schicksal vorhersehen müsste, das seinem gegenwärtigen Versuche bevorsteht. Der von ihm aufgewiesene *Unterschied* und die aus demselben sich ergebenden *logischen Unterscheidungen* werden von unseren Logikern, die etwa davon Kenntniss nehmen, nicht weniger als von unseren speculirenden und populären Philosophen, mit grosser Mehrheit der Stimmen für unverständliche und unverständige Einfälle, leere Grübeleyen, unnütze Spitzfindigkeiten, zeitverderbende Gedankenspiele und erbärmliche Verstandesquälereyen erklärt werden. Einverstanden durch das herkömmliche und gemeinübliche nichtsehende Wegsehen wird man den erwähnten Unterschied für *unsichtbar* an sich selbst, und das *Sehen* desselben für eine *Vision* halten, der man noch zu viel Ehre erweisen würde, wenn man dieselbe mit der modernen *Anschauung* der Identität der Einheit und des Gegensatzes in Eine Classe setzte. Aber Rec. weiss auch, dass *Gewohnheit*, wenn sie auch noch so tief eingewurzelt und noch so weit verbreitet ist, kein schlechthin unveränderliches Princip ist, — dass dieselbe nicht über alle Gemüther ohne Unterschied herrsche, und dass ihre Macht, im Bösen, wie im Guten, in unseren Tagen mehr als je erschüttert ist. Er weiss, dass der endlich aufgezeigte *logische Unterschied*, den man nur *unabsichtlich* und *bewusstlos* nicht zu sehen vermag, unmöglich mit Absicht und Bewusstseyn nicht gesehen werden kann. Er weiss endlich, dass demjenigen Leser, dem von dem bisher Gesagten auch nur so viel einleuchtet: „dass weder die Verschiedenheit mit dem Unterschiede, noch die Einheit mit dem Zusammenhange, Ebendasselbe sey, und dass das Nichtunterscheiden derselben kein Denken, sondern ein eigentliches Verwirren seyn müsse", — die jetzt allgemeingeltende Ansicht des Denkens (sie mag sich nun durch Hn. *Kiesewetter* als „Vereinigen des Mannichfaltigen", — oder durch Hn. *Schulze* (Grundsätze der allgemeinen Logik, Helmstädt 1802) als: „sich etwas durch Begriffe vorstellen", oder durch Hn. *Maass* (Grundriss der Logik, Halle 1793) als: „sich etwas durch *gemeinsame* Merkmale vorstellen" — u. s. w. aussprechen) — aufs wenigste *verdächtig*, und einer *neuen Prüfung* fähig und bedürftig werden muss.

Das nichtsehende Wegsehen, welches jener Ansicht des Denkens zum Grunde liegt, wird sich der ernstlichen Prüfung wahrheitliebender Forscher um so weniger länger entziehen können: da *dasselbe Wegsehen* erweislich jener auffallenden und höchst merkwürdigen Verwandtschaft zum Grunde liegt, welche zwischen dem *formalen Denken* und dem *absoluten Anschauen* Statt findet. Beides besteht nur durch das Nichtunterscheiden der *Einheit*, des Zusammenhangs, der Verschiedenheit und des Unterschiedes. Beides ist im Grunde nur Eine und Ebendieselbe Verwirrung; und das absolute Anschauen der absoluten Einheit zeichnet sich von dem formalen Denken, oder dem angeblich logischen Vereinigen, nur dadurch aus, dass das letztere die in der Verwirrung des Zusammenhangs des Unterschieds und der Verschiedenheit bestehende *Indifferenz* nur auf das *Vorstellen* einschränkt, während *dieselbe* Indifferenz von dem Schwärmer des Absoluten *ohne* diese Einschränkung geltend gemacht wird. Auch dürfte die *populäre Indifferenz*, welche im *Nichtachten* des Unterschiedes von dem Unwandelbaren mit dem Wandelbaren besteht, bey jener Prüfung nicht übergangen werden, und die Frage veranlassen: ob und in wie fern die drey gegenwärtig tonangebenden *Indifferenzen*, die *Logische*, die *Speculative* und die *Populäre*, aus einem und ebendemselben nichtsehenden Wegsehen hervorgehen? — Endlich dürften wahrheitliebende Forscher auf diesem Wege zu einem ganz unerwarteten Aufschluss *darüber* gelangen: dass und warum unser jetzt allgemeingeltendes Denken durchaus nichts außer dem menschlichen Vorstellen, und zwar nichts außer dem gemeinüblichen Vereinigen des Mannichfaltigen, oder Vorstellen durch Begriffe, sey und seyn könne; dass *dieses* Denken durchaus nur eine von uns selbstgemachte Form, nichts denn ein Thun der Ichheit, subjective Thätigkeit seyn müsse, — und dass man eben darum, und so lange nur *Dieses* für Denken gilt, *Gott* ungleich mehr Ehre erweiset, wenn man ihn mit der Natur oder dem Weltall *indifferenzirt*, als wenn man Denselben als ein, im Sinne und Geiste der modernen Logik, *denkendes Urwesen über* der Natur oder dem Weltall *unter* ihm walten liesse.

(*Der Beschluss folgt.*)

NEUE AUFLAGEN.

Erlangen, b. Palm: *Kurzer Unterricht in der gründlichsten und leichtesten Methode, Kindern das Lesen zu lehren*, von D. *Heinr. Stephani*, Consistorialrathe und Hofpred. zu Castell. Dritte durchaus umgearbeitete Aufl. 1808. 56 S. 8. (2 Gr.) S. Rec. der 2 Auflage. 1806. No. 12.

Salzburg, b. Mayr: *Andachtsübungen für gute katholische Christen*, besonders bey der heil. Messe auf. alle Zeiten und Feste unseres Herrn, seiner gebenedeyten Mutter, und der lieben Heiligen, sammt Morgen-, Abend-, Beicht-, Communion- und vielen anderen Gebeten und Litaneyen, und einer kurzgefassten christlichen Sittenlehre. Von *M. Reiter*, Pf. zu A. Vierte verbesserte und vermehrte Aufl. Mit einem Anhange für Jünglinge, Jungfrauen, Dienstbothen. 1808. 282 S. 8.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 SEPTEMBER, 1808.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. La Garde: *Grundriss einer allgemeinen Logik nach kantischen Grundsätzen zum Gebrauch für Vorlesungen, begleitet mit einer weiteren Auseinandersetzung für diejenigen, die keine Vorlesungen darüber hören können.* Von *J. G. C. C. Kiesewetter* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension*).

Indem sich Rec. die weitere Ausführung seiner hier mitgetheilten Bemerkungen für eine andere Veranlassung vorbehält, kehrt er zu dem *kiesew.* Lehrbuche zurück. „Dass der *zweyte* Theil erst 1806 eine zweyte Auflage erhielt, da doch der erste schon 1802 zum drittenmal aufgelegt wurde, kömmt, nach der Versicherung der Vorrede, daher, dass der Vf. erst nach der zweyten Auflage des ersten Theils sich entschloss, die angewandte allgemeine Logik als zweyten Theil hinzuzufügen. Die zweyte Auflage unterscheidet sich von der vorhergehenden durch Verbesserung einiger Stellen, und durch mehrere hinzugefügte Zusätze.“ Rec. darf nicht verschweigen, dass in diesem Theile der zu verbessernden Stellen, und zwar solcher, die von nicht geringer Nachlässigkeit und Übereilung zeugen, nicht wenige übrig geblieben sind. Dahin gehört doch wohl der folgende ganze §. 24 des Grundrisses: „Der *Weitläufigkeit* der Erkenntniss steht die *Armseligkeit* entgegen. Der *Inbegriff aller* historischen Erkenntnisse heisst die *Polyhistorie*, der Inbegriff *aller* Vernunfterkenntnisse die *Polymathie*, und der Inbegriff *aller* historischen und *aller* Vernunfterkenntnisse heisst *Pansophie*. Gelehrsamkeit bezieht sich auf historische Kenntnisse.“ Die Auskunft über die obengenannte *Weitläufigkeit* und *Armseligkeit* wird erst in der *weiteren Auseinandersetzung*, und zwar folgendermassen gegeben. S. 120: „Weitläufig nennen wir eine Erkenntniss, die sich auf *viele Gegenstände* erstreckt, so wie wir diejenige, die sich nur auf *wenige* erstreckt, armselig nennen. So sprechen wir von der weitläufigen Erkenntniss z. B. des Voltaire, Bayle u. s. w. Da nun *Viel* oder *Wenig* relative Begriffe sind: so kann die Erkenntniss eines Menschen in Rücksicht auf die eines Anderen weitläufig, und in Beziehung auf die eines Dritten armselig genannt werden. Der Pfarrer eines Dorfes hat in Vergleichung mit seinen Bauern eine weitläufige und vielleicht in Beziehung mit seinem Inspector eine armselige Erkenntniss. Vergleichen wir das, was wir wissen, mit dem, was uns noch *zu lernen* übrig ist: so haben *wir* eine armselige Erkenntniss.“ Der Vf. kennt also diejenige Weitläufigkeit und Armseligkeit nicht, welche mehr von der Beschaffenheit der Erkenntniss, als von der Menge der Gegenstände abhängt, wobey die Armseligkeit der Weitläufigkeit *nicht* entgegensteht, sondern vielmehr diese in jener und jene in dieser besteht, und wovon diese angewandte Logik so manche Beyspiele liefert? Über die Bedeutungen der Worte *Polyhistorie*, *Polymathie* und *Pansophie* hat Hr. *Kiesewetter* seinen grossen Lehrer *Kant* erweislich nur mit halbem Ohre gehört. „Das historische Wissen,“ sagt Kant, „*ohne bestimmte* Grenzen, ist Polyhistorie; diese bläht auf. Polymathie geht auf das Vernunfterkenntniss. Beides, das ohne bestimmte Grenzen ausgebreitete historische und philosophische Wissen kann Pansophie heissen.“ Dieselbe Flüchtigkeit des Zuhörers äussert sich unter anderen auch §. 30, wo „derjenige, der selbst *Erkenntnisse* hervorbringt, in dieser Rücksicht ein *Kopf*, derjenige aber, der niemals etwas mehr als lernen und nachahmen kann, — ein *Pinsel*“ heissen soll. Man sieht, wie sehr die Zahl sowohl der Köpfe als der Pinsel durch diese Erklärung ohne Noth und über die Gebühr vervielfältiget würde. Kant nimmt es auch hier viel genauer. Ihm ist nur „derjenige, welcher selbst Urheber eines Geistes- oder Kunst-Productes seyn kann, ein Kopf; und wer nur zum Nachahmen geschickt ist, ein Pinsel.“ §. 36 lehrt: „Das Meditiren muss, wenn es nicht ein blosses Herumschweifen in Gedanken seyn soll, einen bestimmten Zweck haben, der sich in der Form einer Frage oder Aufgabe, darlegen lässt. Es wird also *eine grosse Erleichterung* für das Meditiren seyn, *wenn* man sich diese Frage oder Aufgabe zuförderst deutlich und bestimmt denkt, und sodann die Beantwortung oder Auflösung vornimmt.“ Wer wird nicht bedauren, dass Hr. *Kiesewetter* das besagte, bestimmte und deutliche Denken nicht lieber für *durchaus nothwendig* gehalten, oder wenigstens jene *grosse Erleichterung* bey seinem Meditiren in der angewandten Logik nicht so oft verschmäht haben möge!

Es muss hier ausdrücklich bemerkt werden, dass diese angewandte Logik, keineswegs wie die reine, in der Hauptsache die allgemeingeltende, sondern wirklich nur eine Anwendung der kantischen Grundsätze über das Transcendentale und Empirische im Erkennen ist. Zwar sind die sogenannten *subjectiven Bedingungen*, auf welche Hr. *Kiesewetter* die Denkformen der reinen Logik angewendet zu

haben glaubt, gröfstentheils aus der empirischen Psychologie entlehnt. Aber sie sind durchaus nur nach der eigenthümlichen Ansicht der kantischen Unterscheidung des *a priori* von dem *a posteriori* aufgefafst; und viele Lehrstücke in diese angewandte Logik unmittelbar aus der Kantischen Kritik eingeschaltet. Es contrastirt daher auch nicht wenig mit der Versicherung des Vfs.: seine angewandte Logik sey nicht weniger allgemein als die reine, und sie komme mit der reinen darin überein, dass beide von der *Materie* des Denkens *ganz* abstrahiren;" wenn man in dem ganzen Buche fast keinen einzigen Lehrsatz findet, der irgend eine (selbst im Sinne des Vfs.) *allgemeine* Form, irgend ein Denken *ohne* Unterschied der Gegenstände, und nicht entweder ein so genanntes transcendentales, oder ein empirisches Denken, oder gar ein blosses sinnliches Wahrnehmen, beträfe.

Dr.

ÖKONOMIE.

GIESSEN und DARMSTADT, b. Heyer: *C. L. Müllers geprüfte Anweisung zu der Kunst, mit weit weniger Aufwand als bisher ein weit vorzüglicheres Bier zu brauen.* Nach Anleitung chemischer Grundsätze. Mit einer einleitenden Vorrede begleitet vom Hn. Prof. *Walther* in Giessen. 1807. VI u. 258 S. 8. Mit 4 Kupfertafeln. (1 Thlr. 8 Gr.)

Schon seit mehreren Jahren hat man, aus Noth gedrungen, an Holzersparen zu denken angefangen, und jeder verständige Hausvater hat selbst einen beträchtlichen Aufwand auf Veränderung seiner Öfen, Röhren und Heerde nicht gescheuet, um der immer mehr mangelnden Brennmaterialien weniger zu bedürfen; nur im Grofsen aber findet Verschwendung noch Statt, vorzüglich in Brauereyen bey der Malzdörre, Braupfanne, dem Feuerheerd, Schürloch u. s. w. und bey dem ganzen Brauprocess; wie viel könnte hier zum allgemeinen Besten noch gespart werden, wenn man allenthalben darauf bedacht seyn wollte! Hr. *Müller* bietet hiezu die Hand in der vorliegenden Schrift, mit welcher er seine schriftstellerische Laufbahn auf eine sehr ehrenvolle Weise eröffnet. Mit den Grundsätzen der neuen Chemie vertraut und mit praktischen Kenntnissen ausgerüstet, auch mit Rumfords und Westrumbs Winken nicht unbekannt, legt er hier die Früchte seines Nachdenkens und einer 18jährigen Erfahrung vor, und sucht die Bierbraukunst zu verbessern, und auf feste, aus der Chemie abgeleitete Grundsätze zu reduciren. Eins der gewöhnlichsten Nahrungsmittel zum Gipfel der Vollkommenheit hinaufzuführen, durch ein wohlschmeckendes, kräftiges und gesundes Bier das Brantweintrinken zu verdrängen — nicht auch den kostspielig werdenden Kaffe entbehrlich zu machen? — und auf diese Art seinen Mitmenschen nützlich zu werden: darum ist es dem Vf. vorzüglich zu thun; und zwar soll nach seiner Anleitung, welche freylich von dem herkömmlichen Verfahren sehr abweicht, und in vieler Hinsicht als neu gelten kann, nicht wenig an Zeit, Mühe und Kosten erspart werden. So deutlich er sich nun auch über diesen Gegenstand zu machen weifs, so würde man seines Zwecks doch verfehlen, wenn man nach diesem Buche von einem gewöhnlichen Brauer, der nun einmal Meister in seiner Kunst bleiben will, ein Bier brauen lassen wollte; er räth daher in der Vorrede, die ersten Versuche unter der Autorität eines einsichtsvollen, vorurtheilfreyen, von der Behörde dazu beauftragten Subjects anzustellen, wo dann der Erfolg überall derselbe seyn werde; und damit nun alle Landesbewohner beständig ein Getränk von gleichem Gehalt und gleicher Güte erhalten mögen, ohne Prellereyen ausgesetzt zu seyn, so sollen, nach seinem Vorschlage, (wie es im Coburgischen eingeführt ist) entweder auf den herrschaftlichen Domainen, oder hie und da in den Dörfern Brauereyen auf herrschaftliche Kosten errichtet werden und unter der Aufsicht der Policey stehen, von wo aus alle umliegenden Ortschaften das benöthigte Getränk beziehen können. Heil dem Landesfürsten, der auch auf diese Weise für das Wohl seiner Unterthanen sorgt!

So wenig es nun der Bierbrauer giebt, welche Künstler in ihrem Fache zu nennen sind, so ist doch das Bierbrauen eine Kunst; denn es setzt Kenntniss der verschiedenen Bestandtheile oder der Grundstoffe voraus, aus welchen die Körper bestehen, Kenntniss der Art, wie sie sich mit einander verbinden, des Verhältnisses, in welchem sie zu einander stehen, und der Mittel, wodurch sie sich von einander trennen lassen; die Bierbraukunst erfodert also physikalische und chemische Kenntnisse, welche Hr. *M.* in seiner Anweisung hinlänglich documentirt. Sehr ehrenvoll ist auch das Zeugnifs, das ihm Hr. *W.* in Giessen in der einleitenden Vorrede giebt: „Diese Schrift enthält so viel Neues und Eigenes, dafs sie vorzügliche Aufmerksamkeit und Nachahmung der Manipulationen, die ihr Vf. vorgeschlagen hat, verdient. Was den selbstdenkenden Schriftsteller verräth, bedarf keiner Anpreisung eines anderen." Doch, wir wollen jetzt zur Inhaltsanzeige selbst schreiten, und auf eins und das andere, das der Auszeichnung vorzüglich werth ist, aufmerksam machen, um das günstige Urtheil, das wir über diese Schrift fällen müssen, zu bestätigen. Das Ganze ist in §§. abgetheilt, in welchen er von der Erfindung des Biers, von den Materialien desselben, von den Pflanzenfrüchten, welche zum Bierbrauen angewendet werden, von dem, worauf man beym Einkauf der zum Bierbrauen nöthigen Früchte zu sehen hat, wie man das Malz zum Brauen des Bieres zubereitet, wie man das Malz trocknet oder dörrt, von der besten und zugleich vortheilhaftesten Malzdarre, vom Malzschroten, von der Einrichtung der Braustätte, von der Ersparung der Feuermaterialien in Ansehung der Braukessel und Pfannen, von der Beschaffenheit der Maisch- und Brau-Butten, von dem eigentlichen Brauprocesse, von den Mitteln zur Prüfung und Erforschung des Gehalts der Biere, von dem Einkaufe

des Hopfens, der Aufbewahrung und Behandlung desselben beym Brauen, von der Gährung, von den Fässern oder Tonnen, von der Vermehrung und Aufbewahrung der Hefen, von den Krankheiten des Bieres, und den Mitteln, ihnen zuvorzukommen, oder sie zu heben, vom Klären oder Schönen, vom Aufbrennen oder Schwefeln der Fässer, redet. Schon diese Inhaltsanzeige beweiset die Reichhaltigkeit dieser Schrift, und verräth den selbstdenkenden Vf., der den Bierbrauer in keinem Falle unberathen lässt. Im 5 §. fodert er die grösste Aufmerksamkeit auf das Keimbeet, mit Recht; denn in 10 Fällen ist die Vernachlässigung desselben die Ursache der schlechten Biere. Nach dem Einweichen des Malzes in sorgfältig gereinigten Gefässen soll — sehr vernünftig! — das Wasser im Sommer alle 4, im Winter aber alle 6 Stunden, bis die Frucht gehörig gequollen ist, nachdem die ganze Masse noch einmal umgerührt worden ist, abgelassen und frisches Wasser aufgegossen werden, damit es nicht schleimig, oder die saure Gährung schon in der Quellbutte vorbereitet werde. Vor dem Dörren soll das Malz, besonders in den ersten Tagen, durch fleissiges Umwenden an der Luft getrocknet, und zu einem beynahe völlig zubereiteten Luftmalz gemacht werden. Für das Brauhaus §. 9 empfiehlt er ein Quadrat als die beste Form, und lesenswerth ist auch hier, was er von der ganzen Einrichtung desselben sagt. In §. 10 giebt er den kleineren Braukesseln und Pfannen den Vorzug, so dass die Masse auf 2 mal zum Sieden gebracht werden müsse, weil dadurch viel an Brennmaterialien erspart werde. Dasselbe ist auch der Fall bey mehr flachen, als tiefen, und zugleich ganz dünne geschlagenen Pfannen. Vorzüglich aber bedürfen die holzfressenden gewöhnlichen Brauöfen einer grossen Reform, deren bessere Einrichtung hier deutlich beschrieben wird. Im 12 §. wird eine ganz neue, sehr bewährte Braumethode mitgetheilt, auf welche der Vf., nach 10jährigen Versuchen, endlich durch ein zufälliges Ohngefähr kam, und bey welcher der vierte Theil der Zeit, so wie des Brennstoffs erspart wird. Man muss jedoch den ganzen Brauprocess hier selbst nachlesen, so wie auch die Beschreibung der stehenden, cylinderartigen Tonnen §. 16, welche den gewöhnlichen Lagertonnen vorgezogen werden. Mit Recht fodert der Vf. endlich auch für jede Braustätte einen Areometer (Flüssigkeitswage), so wie einen Thermometer. Angehängt ist noch in §. 21 eine Ertragsberechnung, desgleichen eine Erklärung der beygefügten 4 Kupfertafeln.

Je mehr Rec. diese Schrift allen denen, welche der Gegenstand desselben interessirt, wegen ihrer Deutlichkeit, Gründlichkeit, Vollständigkeit und Neuheit des Inhalts empfehlen muss: desto auffallender ist es S. 232 zu erfahren, dass der so geschickte und verdiente Vf. ohne bestimmte Thätigkeit ist, und sich genöthiget sieht, einem Gutsbesitzer seine Dienste als Verwalter oder Inspector anzubieten. Wie? ein solcher Mann sollte nicht gesucht werden? Hoffentlich hat er einen, seinen Wünschen entsprechenden Wirkungskreis schon gefunden; dennoch aber behalte er doch ja seine hier angekündigte Abhandlung über die vortheilhafteste Art, den Feldbau zu betreiben, so dass die Ländereyen weit über das *duplum* erhöhet werden, nicht zurück, da er, bloss durch zweckmässige Cultur des Bodens und Anwendung eines mineralischen Düngers, auf verwildertem Acker das 15te Korn Winterweizen, im Sommerfelde das 21ste Korn Gerste und in der Brache das 25 Korn Erbsen geerntet zu haben versichert! Gewiss wird diese Schrift dem ökonomischen Publicum willkommen seyn, besonders wenn auch der Verleger, bey eben so gutem Papiere und Drucke, einen weniger hohen Preis setzen will.

— sch —

Eisenberg, b. Schöne: *Jahrbuch der thüringischen Landwirthschaft und der damit verbundenen Wissenschaften.* Herausgegeben von D. K. *Ch. G. Sturm.* Ersten Bandes 1stes Heft. Mit einem K. 1808. 155 S. 8. (16 Gr.)

Der Zweck dieser neuen Zeitschrift, von welcher vierteljährig ein Heft von 8—10 Bogen stark erscheinen wird, ist, zur Verbesserung und Vervollkommnung der Landwirthschaft überhaupt, und der thüringischen insbesondere, beyzutragen, und gemeinnützige Kenntnisse zu verbreiten. Wird der schon durch mehrere Schriften rühmlich bekannte Herausgeber durch Beyträge von denkenden Ökonomen unterstützt, was wir recht sehr wünschen: so ist nicht daran zu zweifeln, dass sein Institut sehr wohlthätig auf die Verbesserung und Vervollkommnung der thüringischen Landwirthschaft wirken werde; wenigstens berechtiget schon das vorliegende erste Heft, wegen seines reichhaltigen Inhaltes, zu den schönsten Erwartungen. Es enthält mehrere Abhandlungen von der Hand des Hn. *Sturm*, z. B. über ökonomische Versuche, in welcher die Frage — freylich nicht nach dem Wunsche der empirischen Ökonomen, deren Zahl Legion ist, aber sehr richtig — beantwortet wird: wie müssen landwirthschaftliche Versuche angestellt werden, und wie müssen sie beschaffen seyn, wenn sie zur Begründung einer Erfahrung dienen sollen? So theilt der Herausgeber auch einige Beobachtungen über die Wirkungen des Gypses mit; hier wundert sich aber Rec., dass er dem *gebrannten* Gypse das Wort redet; und ist begierig, die verheissenen Gründe dafür künftig zu hören. Ferner macht er auf einige Verbesserungen des Technischen beym Brantweinbrennen aufmerksam. Aber vorzüglich interessant sind seine gesammelten Nachrichten und Erfahrungen über die veredelte Schafzucht im Herzogthum Weimar, welche künftig fortgesetzt werden. Hier ist es sehr erfreulich, zu vernehmen, wie verdient sich der Herzog von seinen Gütern, die er zum Theil selbst verwalten lässt, besonders von dem Kammergute Oberweimar aus, um seine Unterthanen macht, und wie viel er aufwendet, den Rind- und Schaf-Viehstand zu veredeln, und durch sein Beyspiel auch auf sein-

Land zu wirken. Schon ist im Weimarischen der Landwollenpreis hier und da um die Hälfte, oder um ⅓ oder ¼ hinaufgebracht worden; selbst bey Privatleuten findet man spanische Böcke; ja ein patriotischer Pachter, Namens Tischner in Cöttendorf, dessen gesamter Viehstand in der That sehenswerth ist, hat aus Lansdorf in Nord-Österreich selbst Lammböcke, das Stück für hundert Ducaten, an sich gekauft, ohne es zu bereuen. Und so verbreitet sich die veredelte Schafzucht im Weimarischen immer weiter. — Auch über den Brand im Getreide spricht Hr. *St.* sehr gründlich, so wie auch seine Bemerkungen über den Anbau einiger ausländischer Getreidearten und anderer ökonomischen Pflanzen nicht zu verachten sind. Ausserdem findet man hier noch Erfahrungen über den Hirsenbau, so wie über den Anisbau; desgleichen einen Aufsatz über die Brachäcker und ihre richtige Benutzung zur Sömmerung bey der Dreyfelderwirthschaft u. d. m. In den angehängten Notizen und kurzen vermischten Aufsätzen macht ein *J. B. Müller* noch mit einem sehr bewährten Mittel wider den Krebs, und andere Schäden an den Obstbäumen bekannt, nämlich dem Terpentin, an dessen Statt Rec. sich schon längst des Theers, oder der Wagenschmiere mit Nutzen bedient hat. — Möge der Herausgeber, seiner öffentlichen Bitte gemäss, von denkenden Landwirthen durch recht viele gründliche Beyträge unterstützt werden! Der Verleger aber, der für gutes Papier und schönen Druck gesorgt hat, sehe auch künftig auf etwas mehr Correctheit!

— sch —

KLEINE SCHRIFTEN.

Ökonomie. *München*, bey Lindauer: *Aufruf an meine Landsleute in Bayern zum häufigeren Anbau des Hopfens, sammt einem Katechismus vom Hopfenbaue, welcher eine leichtfassliche Anweisung zur zweckmässigen und einträglichen Anpflanzung des Hopfens enthält, nebst einem kurzen Anhange für Bierbrauer von besserer Benutzung des Hopfens.* 1808. VI 104 S. 8. (8 Gr.) Dieses etwas zu wortreich geschriebene und nach der Vorrede mit S. J. R. z. B. unterzeichnete Buch, kann, ob es gleich nur Compilation des Wichtigsten und Brauchbarsten über diesen Gegenstand aus anderen Schriften ist, allerdings dazu dienen, den Hopfenbau zu befördern. Der Vf. hat vorzüglich sein Vaterland Bayern im Auge, und an seine Landsleute ist daher auch der Aufruf zum häufigeren Anbaue des Hopfens gerichtet. Möge das, was er hier mit wenigem auf 16 Seiten sagt, beherziget, und der theuere böhmische Hopfen in Baiern, wo der Wein nicht gedeihet, und das Bier Nationalgetränk ist, nach und nach verdrängt werden! Wer wird noch daran zweifeln, dass der inländische Hopfen, gehörig cultivirt, dieselbe Güte habe? und wie viel baares Geld wird dem Lande erhalten werden, das jetzt noch dem Auslande zufliesst? Nicht zu gedenken, dass nicht selten auch inländischer Hopfen für ausländischen verkauft wird. Freylich muss in Ansehung der Cultur, der Einsammlung und Aufbewahrung des Hopfens Fleiss und Sorgfalt angewendet werden, aber sicher werden diese dann auch reichlich belohnt. Die ganze Behandlung desselben soll durch den Katechismus, der in der vorliegenden Schrift zugleich enthalten ist, erleichtert werden. Rec. findet ihn leicht fasslich, und die Anweisung vollständig und zweckmässig. Alles, was in dieser Hinsicht zu wissen nöthig ist, lehrt er in 9 Hauptstücken. Auch der Ladenpreis ist billig, so dass auch der Unbemittelte das Buch sich leicht anschaffen kann.

— sch —

Glückstadt, b. Schneider: *Kleines ökonomisches Hand- und Kunst-Buch.* Nach den neuesten Entdeckungen zum Gebrauch für praktische Haus- und Land-Wirthe entworfen. 1808. 160 S. 8. (12 Gr.) Wiederum ein ökonomisches Hand- und Kunst-Buch, dessen Verfertigung nicht viel Mühe macht, weil alles, was darin vorkömmt, aus mehreren Zeitschriften zusammengetragen ist! Es soll unbemittelte Haus- und Land-Wirthe mit den neuesten wichtigsten Erfindungen und Vorschlägen bekannt machen. Der ungenannte Vf. thut wohl, dass er seiner Arbeit selbst nur einen geringen Werth beylegt und auf Schriftstellerruhm Verzicht leistet. Auch handelt er ehrlich, dass er meistens die Quellen anzeigt, aus welchen er geschöpft hat. Übrigens kann das Büchlein dem lesenden Haus- und Land-Wirthe manchen Nutzen bringen, da die darin enthaltenen Vorschläge grösstentheils leicht ausführbar sind.

— sch —

Kinderschriften. *Berlin*, in der Realschulbuchhandl.: *Schulbüchlein zur ersten Übung im Lesen und Denken.* Erste Abtheil. 1803. 32 S. und ½ Bog. Tabelle. Zweyte Abtheil. 72 S. 8. (in der Verlagsh. 1 Gr. 6 Pf., im Buchhandel 1 Gr. 9 Pf.) Dieses Schulbuch empfiehlt sich durch seine zweckmässige Einrichtung, seinen mannichfaltigen Inhalt, durch die Nützlichkeit und Fasslichkeit der Materien, und durch den geringen Preis. Es ist unbegreiflich, wie die gewöhnliche Fibel, worauf der Hahn, aber wohl vergebens, zum Fleisse weckt, weil ihr Inhalt zwar gut gemeint, aber zuverlässig über das Fassungsvermögen der Kinder hinausgeht, noch in so vielen Schulen geduldet wird. Die Einrichtung dieses kleinen Buches ist folgende. Auf der Tabelle, welche in zwey Hälften zerlegt und auf Pappe gezogen werden muss, kommen die kleinen deutschen Buchstaben, Sylben und eine Sammlung einsylbiger und zweysylbiger Wörter, nach den Organen, womit sie gebildet worden, geordnet, vor. Ähnlichen Inhalts ist auch das Buch selbst von S. 1—7, nur dass hier noch die grossen Buchstaben hinzukommen. Von S. 7—13 schwerere Übungen mit Doppel-Consonanten; S. 13 eine Abtheilung nützlicher, einfacher, und eine andere, zusammengesetzter Sätze, ganz für Kinder. Auf eben dieser Seite fängt auch ein Alphabet von übereinlautenden verschiedenen Wörtern an, und geht bis zu S. 17. Mit dieser Seite nimmt eine Reihe Abschnitte von mannichfaltiger Unterhaltung, aus der Naturgeschichte, Sittenlehre u. dgl. entlehnt, ihren Anfang, woran sich eine kurze Belehrung über Abtheilungszeichen, Tonsetzung, über die Zahlen und einige Abkürzungen schliesst. Die zweyte Abtheilung enthält, in mehreren Abtheilungen, etwas ausführlichere Unterhaltungen aus der Naturgeschichte und aus verschiedenen menschlichen Beschäftigungen, Gebete, Sittensprüche und Sprichwörter, und überdiess eine artige Erzählung für Kinder in 23 Abtheilungen. Es folgt hierauf das kleine und grosse lateinische Alphabet und anderthalb Seiten Leseübungen in diesen Charakteren. Das Einmaleins beschliesst dieses nützliche kleine Buch. Noch verdient angeführt zu werden, dass neben Ae, Oe, Ue, schon Ä, Ö und Ü stehen, und dass die Selbstlauter nicht immer auf einerley Weise folgen, wodurch verhütet wird, dass die Kinder einen solchen Leseabschnitt auswendig lernen, und statt vom Papiere aus dem Gedächtnisse lesen. Druckfehler sind selten.

...t.

FORTSETZUNGEN.

Hannover, b. Hahn: *Vermischte landwirthschaftliche Schriften aus den Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft,* drey ersten Jahrgängen, ausgewählt und auszugsweise, in Ansehung der eigenen Arbeiten verbessert, herausgegeben von *Albrecht Thaer.* 3ter Bd. 2te Abth. 1806. 404 S. 8. (16 Gr.) Auch noch unter dem besonderen Titel: *Landwirthschaftliche Jahresgeschichte Niedersachsens.* 8. Recens. des 1sten Bdes. 1806. No. 195.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 15 SEPTEMBER, 1808.

GESCHICHTE.

Unter dem erdichteten Druckort: AMSTERDAM und CÖLLN, b. Hammer: *Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.* III Band, mit Kupfern und Planen, X u. 342 S. IV B. XII u. 292 S. — V B. mit Beylagen. VIII, 128 u. 206 S. 1808. 8. (5 Rthlr. 8 gr.) Auch unter dem Titel: *Beytrag zur Geschichte des Krieges in Preussen, Schlesien und Pohlen in den Jahren* 1806 u. 1807. Von dem Verfasser der Schrift: *Vertraute Briefe etc.* II Band, mit Kupf. u. Planen, III B. u. IV B. mit Beylagen.

In der Vorrede zum dritten Bande erklärt der Vf.: „er habe anfänglich die Absicht gehabt, das preussische Finanzwesen planmäsig darzustellen; weil aber die Zeitgeschichte ihm so vielen Stoff liefere, diese Briefe in der ersten Manier fortzusetzen, und weil ihm so manche Berichtigung der Kriegsbegebenheiten nöthig scheine: so habe er im 3ten Bande das Finanzwesen im Allgemeinen und dessen Geschichte, im 4ten aber das Specielle desselben dargestellt. Er werde es mit seinen Fehlern schildern, weil unter der Verwaltung des Ministers *von Stein* eine gänzliche Reform darin zu erwarten sey. Zugleich habe er die Schlachtfelder an der Saale und an der Passarge bereiset, und über die Begebenheiten des Feldzugs sichere Data gesammelt, welche er als Materialien, die sonst wahrscheinlich nicht ans Tageslicht gekommen seyn würden, in diesem dritten und vierten Theile (zu welchen nun noch der fünfte hinzugekommen ist,) bekannt machen wolle."

Da der Vf. neben diesem Werke auch noch die *N. Feuerbrände* und das *Intelligenzblatt* zu denselben fortsetzt, einzelne Gegenstände in kleinern Schriften abhandelt, und eine vollständige Geschichte der Kriegsbegebenheiten unter dem Titel: *Der Feldzug der Franzosen und alliirten nordischen Völker u. s. w.*, herausgiebt: so läst sich nicht recht einsehen, was er bey der Fortsetzung der *Vertr. Br.* nach dem angezeigten Plan für eine Absicht haben konnte. Die Manier ist grade dieselbe, die er in den *N. Fbrn.* beobachtet, ein unaufhörliches Abspringen von einem Gegenstande zum anderen, ein blosses Sammeln von Materialien ohne Ordnung, ohne Kritik und ohne Rücksicht auf ihren inneren Gehalt. Zwey Werke, das *Int. Bl.* nicht gerechnet, sind auf diese Weise zu Einem Zweck bestimmt; nothwendig müssen sie daher, entweder jedes für sich unvollständig bleiben, oder zusammengenommen eine Menge müssiger Wiederholungen enthalten.

Weit besser würden die *Vertr. Br.* mit den zwey ersten Bänden geschlossen worden seyn. Diese erschienen mitten im Sturm der Zeiten; sie rissen durch das Gewicht ihres Inhalts und durch die Kühnheit des Vortrags die Leser hin. Wenn der Vf. vielleicht mit zu leidenschaftlicher Heftigkeit den Vorhang wegzog, der die Blösen der alten Verfassungen nur noch unvollkommen deckte; wenn er die geheimen Schäden schonungslos ans Licht brachte, und ohne Mitleid das Messer des Wundarztes ansetzte: so diente die patriotische Absicht und die eigene tiefe Trauer des Vaterlandsfreundes ihm zur Entschuldigung; übereilte, nachher unrichtig befundene Angaben verzieh man ihm, so lange der rasche Gang der Begebenheiten Irrthümer unvermeidlich zu machen schien; selbst vorschnelle Urtheile hielt man dem Schmerz über die noch immer Schlag auf Schlag erfolgenden Unfälle zu gut, und das Buch konnte mit allen seinen Fehlern auf die Achtung des Publicums Anspruch machen. Ganz anders verhält es sich mit der Fortsetzung desselben. Ein Jahr ist seit jenen ersten, betäubenden Ereignissen verstrichen; und wenn es gleich für den preussischen Staat keine erfreulichen Resultate darbietet, wenn diese nur zu deutlich gezeigt haben, dass das Verlorne unwiederbringlich dahin, und der neue Aufbau mit den grössten Schwierigkeiten verknüpft ist: so sollte doch bey denen, die sich berufen fühlen, die Wiederhersteller des Vaterlandes zu erleuchten, die Überlegung allmählich wieder erwacht seyn. Mit Recht fodert man daher besonnenere Rathschläge von ihnen, und es ist endlich einmal Zeit, dass der Schmerz des Patrioten sich männlicher, als durch Geschrey und Verwünschungen, ausspreche.

Wollte der Vf. sich blos auf das traurige Amt einschränken, der Auffspäher aller Fehler im Finanz- und Militär-System Preussens zu werden, um dadurch bey einer neuen Organisation gegen ähnliche Missgriffe zu warnen: so verdiente diese, nicht neidenswerthe Unternehmung immer noch Dank; aber sie hätte dann anders ausgeführt werden müssen. Nicht durch rhapsodisches Durcheinanderwerfen der Materien, das, anstatt Licht über die Gegenstände zu verbreiten, ihre Ansicht nur noch mehr verwirrt, nicht durch Aufhäufen von Berichten, die, ohne Bürgschaft und ohne Untersuchung angenommen, und oft mit dem inneren Charakter der Einseitigkeit bezeichnet, die daraus gezogenen Resultate unmöglich begrün-

den können, und am allerwenigsten durch Verunglimpfungen, Persönlichkeiten und kecke Behauptungen war dieser Zweck zu erreichen. Sicherer würde den Vf. seine erste Idee einer *planmäßsigen Darstellung* des preussischen Finanzsystems dahin geführt haben, und *die Geschichte* des Kriegs wäre dann ein für sich bestehendes Ganzes geblieben. Aber was würde dann aus den vielen *Geschichten* geworden seyn, die er gesammelt hatte, und die er nicht blofs als Material für sein historisches Werk, sondern auch als Waare benutzen wollte? Er weifs sie in diesen Vertrauten Briefen *brutto* los zu werden, und nun läfst sich eher der Zeitpunct, wo die Geduld der Käufer, als der, wo ein so reicher Vorrath erschöpft werden könnte, voraussehen.

Der *dritte Band* beginnt mit drey Briefen, voll durchaus leerer politischer Räsonnements bey Gelegenheit des tilsitter Friedensschlusses. *Bf.* 4 erzählt der Vf. abermals, dafs er nun „zum Besten künftiger Geschichtschreiber und der Acquirenten der abgerissenen Provinzen" zu einer Darstellung des preussischen Finanzwesens schreiten, dieser aber, „damit sein Correspondent nicht vor langer Weile sterbe," interessante Neuigkeiten einschalten wolle. — Die Briefform hat ihre Bequemlichkeiten, wo es blofs darauf ankömmt, Bogen zu füllen. Man schreibt dann auch Briefe, die gar nichts enthalten, und das Publicum bezahlt sie. —

Um die Geschichte der preussischen Finanzen zu erzählen, holt der Vf. (S. 18) vom ersten Zustande des geselligen Vereins, und (S. 25) wieder von der ersten Bildung des brandenburgischen Staats aus. Die in den Noten angeführten Hülfsquellen sind: Reitemeyer, Pauli, und vorzüglich Beguelin und Mylius. Kurfürst Friedrich Wilhelms Anordnungen, und der Zustand unter König Friedrich I, wo die Staatseinkünfte noch hauptsächlich aus den Krongütern geschöpft wurden, nehmen den 7 und 8 Brief ein; umständlicher werden die Domänen-Verwaltung, die Einrichtung der Kammern, die Oberrechnungs-Kammer, und das General-Directorium unter Friedrich Wilhelm I beschrieben, und am ausführlichsten von der Organisation aller Finanzzweige unter Friedrich II und den Nachfolgern desselben gehandelt. Hier finden wir in acht Briefen (Bf. 10 — 17) die Rubriken: Forstwesen älterer Zeit, heutiges Domänenwesen, Contribution, Accise, General-Staatseinkommen, Bank, Seehandlung und Staatsschuldenwesen. Der Vf. untersucht jeden dieser Gegenstände mit Gründlichkeit und Sachkenntnifs, beschreibt das Entstehen, die Fortschritte und den letzten Zustand der Einrichtung, thut Vorschläge zu ihrer Verbesserung, und hängt zuletzt Tableau's des Ertrags, der Erhebungskosten und des Überschusses an.

Die im *vierten Bande* versprochene Fortsetzung ist erst im fünften erschienen; sie macht hier unter dem Titel: *Nothwendige Beylagen*, auf dreyzehn Bogen eine eigene, besonders paginirte Abtheilung aus, und handelt mit gröfserem Detail vom Domänen- u. Contributions-Wesen in den verschiedenen alt-preussischen und neu erworbenen polnischen Provinzen. Der Vf. geht hier ganz ins Einzelne der Bewirthschaftung und Veranschlagung der Grundstücke ein, und liefert Tabellen von dem Ertrag der Ämter in den meisten Provinzen, vom Jahr 1800. Noch umständlicher beleuchtet er das Fach der sämtlichen Abgaben in Ost- und West-Preussen, dem jetzigen Herzogthum Warschau, Schlesien, Pommern, Minden, Magdeburg und der Kurmark. Er kömmt bey dieser Gelegenheit auf das landschaftliche Creditwesen, die durch den Krieg veranlafsten neuesten Operationen der Landschaft in Schlesien, auf den Schatz und die Tresorscheine zurück, und hat eine Menge nützlicher, und für den Statistiker interessanter Notizen zusammengetragen, denen, ob sie gleich nichts Neues darbieten, doch nur Vollständigkeit und eine mehr systematische Anordnung fehlen, um ein für sich bestehendes, sehr schätzbares Ganzes zu bilden.

Die auf 12 Seiten angehängten Vorschläge zur neuen Organisation einer Armee von 80,000 Mann für Preussen, enthalten weiter nichts, als ein Tableau des Bestandes dieser Armee und ihrer Eintheilung in Divisionen, wie es Jedermann in müfsigen Stunden leicht entwerfen kann. Nicht darauf, dafs ein Bataillon aus 4 oder aus 5 Compagnien bestehe, dafs die Compagnie 2 oder 3 Subaltern-Officiere habe, auch nicht allein auf die jedem Staatsbürger eröffnete Beförderung zu Officierstellen, sondern auf den Geist, den man dem Heere einzuflöfsen suchen mufs, auf die Auswahl der Truppen, ihre Unterhaltung und Übung, und auf eine Beförderungsmethode, die diesen Geist erwecken und fortpflanzen können, kömmt es bey einer solchen neuen Schöpfung an, und davon steht hier kein Wort.

Die *gröfsere Hälfte des dritten Bandes* (Bf. 18 — 44), der *ganze vierte* und die *erste Abtheilung des fünften* sind der Erzählung kriegerischer Begebenheiten gewidmet. Der Vf. bereiset „in Gesellschaft eines Landschaftsmalers" zuerst die Gegenden an der Saale, und datirt seine Briefe von *Leipzig*, *Zeiz*, *Gera*, *Auma*, *Schlaiz*, *Saalburg*, *Saalfeld*, *Jena*, *Auerstädt* u. s. w. So sehr er dadurch seinen Erzählungen Gewicht zu geben glaubt, so wird doch der prüfende Leser hier weiter nichts finden, als den Beweis, dafs man einen in der Weltgeschichte merkwürdig gewordenen Boden bereisen, Gastwirthe und Postbedienten ausfragen, und doch eine sehr geringe Ausbeute mit nach Hause bringen kann. Bey unserem Vf. beschränkt sie sich auf einige unbedeutende, bereits in den Feuerbränden des breiteren berichtete, und daselbst durch Kupferstiche verewigte Anekdoten; die Geschichte selbst ist aus dem *Bericht des Augenzeugen* abgeschrieben, und nur noch mit Declamationen, die man längst zum Überdrufs hat wiederholen hören, mit Berichtigungen, die eine gänzliche Unbekanntschaft mit dem wahren Gang der Dinge verrathen, und mit kernhaften Machtsprüchen aufgestutzt. — Bey dem Gefecht von Schlaiz erhebt er die Mafsregeln des preussischen Generals mit verschwenderischem Lobe (S.

165), und zeigt gleich darauf, wie sie sämmtlich zweckmäsiger und besser zu nehmen gewesen wären. — Bey Saalfeld „würde der Rückzug der Preussen gedeckt gewesen seyn, wenn sie mehr als *drey* Escadrons Cavalerie gehabt hätten (S. 174);" sie hatten gleichwohl deren zehn. — Von dem Schlachtfelde bey Jena weiss er bestimmt (S. 175), dass es unmöglich war, da geschlagen zu werden. Er bricht in Verwünschungen aus, um seiner Galle gegen einen Einzelnen Luft zu machen, und setzt den Trumpf darauf: „das will ich beweisen, und wer mir nicht glaubt, der bereise das Schlachtfeld, so wie ich!" Die Fehler, welche am 14 October, und weit mehr noch in den vorhergehenden Tagen, begangen wurden, wird kein Unparteyischer leugnen: aber der Vf. hat sie nicht durchschauet, und er hilft sich nun, da er nichts Befriedigendes darüber zu sagen weiss, durch Schmähungen und persönliche Anfälle. — Der Vorschlag, noch in der Nacht den Feind im Mühlthale anzugreifen, könnte allerdings der Sache eine andere Wendung gegeben haben, die Ausführung hätte den Rückzug des Hohenlohischen Corps begünstigt, wahrscheinlich gesichert; aber Vernichtung der französischen Armee, wie der Vf. meint, wäre desshalb nicht die Folge, Napoleon desshalb noch gar nicht „verloren, ohne Rettung verloren" (S. 183) gewesen, und alle die grosen Resultate, die der Vf. (S. 182—186) im Geiste sieht, „wenn Er die Preussen commandirt hätte", würden, ungeachtet der von ihm selbst gerühmten Genialität seiner Dispositionen (S. 183), immer noch sehr problematisch geblieben seyn. Er vergisst hier im Eifer die Stärke des französischen Heeres und das Vordringen des Bernadottischen Corps gegen Apolda, das er doch nachher (S. 190) selbst erwähnt.

Über die Schlacht von Auerstädt declamirt er viel, weiss aber nichts Bestimmtes darüber zu sagen, als eine Unrichtigkeit (S. 191), dass nämlich beide Armeen gleich stark gewesen wären. Hier war die Übermacht der Anzahl eben so entschieden auf der Seite der Preussen, als bey Jena auf der ihrer Gegner.

Von der Saale versetzt sich der Vf. nach *Breslau*, um hier zum zweyten und dritten Male zu wiederholen, was er schon oft über die mögliche Vertheidigung Schlesiens und das Betragen der Machthaber in dieser Provinz gesagt hat; dann nach *Glatz*, um einen Brief aus dieser Vestung zu datiren, eine Mühe, die er sich hätte ersparen können, denn der Brief, den er selbst in einer Note berichtiget, war ihm zugesandt worden (S. 211).

Wir finden darauf den Vf. in *Berlin* wieder, im Gespräch mit einem französischen Major, der ihm seine Ansichten von den preussischen und russischen Armeen, von dem Frieden mit England und von den zu erwartenden politischen Ereignissen mittheilt, dadurch aber seine Divinationsgabe eben nicht bewährt. Von da geht die Reise über *Colberg*, *Danzig*, *Königsberg*, *preussisch Eylau* und *Friedland* nach *Memel*. Aus jedem dieser Orte werden ein oder mehrere Briefe geschrieben, die wir aber grösstentheils schon in den *Feuerbränden* (H. X. XI. XII. *Briefe eines Reisenden von Berlin nach Königsberg in Preussen, im September* 1807, und *Ausflug nach Eylau und Friedland*) stückweise gelesen haben. Das Räsonnement über die militärische Wichtigkeit Danzigs und die unbegreifliche Vernachlässigung dieses Hauptortes nach der Schlacht von Eylau, ist sehr gegründet, würde aber in der versprochenen Geschichte des Feldzuges besser, als in dieser Materialiensammlung, seine Stelle gefunden haben; doch wahrscheinlich wird es dort noch einmal abgedruckt werden. — Die Klage über die musterhaft schlechten Einrichtungen der Posten in Preussen unterschreibt Rec. aus eigener Erfahrung, dehnt sie aber auch auf die benachbarten Staaten im nördlichen Deutschland aus.

Zu dem Besseren in diesem Buche gehört die Beschreibung der Schlacht von *Eylau* (S. 254 ff.). Der Vf. scheint hier aus guten Quellen geschöpft zu haben. Dennoch findet er selbst nöthig (S. 277 ff.), noch eine Relation von den Gefechten des Lestoqschen Corps anzuhängen, „damit der Leser daraus manches in jener Erzählung berichtigen könne." Es ist ein Hauptmangel bey den Berichten in diesem Buche, dass man nie erfährt, ob der Vf. sie verbürgt oder nicht. Bieten sie ihm Gelegenheit dar, eine seiner Lieblingsbehauptungen darauf zu gründen: so werden sie einstweilen als authentisch behandelt, und die Widerlegung oder Berichtigung kömmt in einer nachfolgenden Erzählung hinterher. Bey dieser Gelegenheit sind jedoch seine Bemerkungen richtig, wenn er sagt: die Schlacht war für die Russen verloren, weil die Franzosen alle die Gegend beherrschenden Puncte am Abend des 8ten genommen und behauptet hatten. Wollte Bennigsen das Gefecht erneuern: so musste er erst diese Puncte wieder erobern, und dazu fehlte es ihm an frischen Truppen. Aber es war keine Niederlage, wie bey Jena; die Russen zogen sich mit Ordnung zurück, und die Schlacht ist nur in so fern entscheidend zu nennen, als die nachfolgende Unthätigkeit der Verbündeten eine nothwendige Folge derselben war.

Die Berichte S. 254—66 und S. 277—94 widerlegen übrigens geradezu das Urtheil, welches früher (S. 14) über Bennigsen gefällt wurde, und doch steht dieses dort als Resultat der eigenen Schlüsse des Vfs. So wenig ist er um hinreichende Gründe bey seinen Machtsprüchen bekümmert, so wenig bedenkt er, dass der Eindruck der letzten bey nicht streng prüfenden Lesern bleibt, wenn sie auch nachher über die Entscheidungsgründe besser belehrt werden, und es ist Pflicht der Kritik, solche Übereilungen zu rügen, die den Urtheilen des Vfs., wenn sie auch noch so bestimmt ausgesprochen sind, allen Credit benehmen müssen. Sind sie aber auch dennoch als blosse Übereilungssünden zu betrachten, wenn sie, unter dem Vorwande, Einzelnen die verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, einen ganzen Stand unredlich verwunden? Wer kann Stellen, wie (S. 264): „Hier war es, wo Lestoq, die preussische

Nationalehre rettete, und wenn es noch preussische Officiere geben *kann*, die Ehrgefühl haben, so ist es dieser Affaire wegen möglich:" ohne tiefen Unwillen lesen! Was für unumstössliche Gründe sind hier angeführt, um einen solchen hämischen Seitenhieb zu rechtfertigen? — Man sucht sie vergebens.

Zu dem Bericht von der Schlacht bey *Friedland* gehören die auf dem Titelblatte des III Bandes versprochenen Kupfer und Plane, welche die Käufer bereits bezahlt, nach einer, dem V Bande beygefügten Nachricht aber erst beym Schlusse des Werkes zu erwarten haben. Das kann noch lange dauern, wenn der Vf. fortfährt, alle gehaltlosen Nachrichten, die er auftreiben kann, dem Publicum in vertrauten Briefen vorzutragen. Ohne diese Plane ist aber jene ohnehin magere Beschreibung, die unaufhörlich bald auf einen Punct *A*, bald auf eine Stellung *sub B* verweiset, ganz unverständlich. — In *Königsberg* bewährt der Vf. seinen Patriotismus durch das Gefühl, welches ihn bestimmt, das königliche Ehepaar in *Memel* zu sehen, und durch seinen Grimm gegen alle Machthaber im Militär- und Civil-Stande, die er „vor Wuth schäumend und mit den Zähnen knirschend, als Landesverräther zerreissen will." — Zuletzt führt er die Leser über *Graudenz* und *Küstrin* nach *Berlin* zurück. Am ersten Orte steckt er über die Friedensunterhandlungen im November 1806, und über die Belagerung dieser Vestung, ein Licht auf; man weiss aber am Ende des Briefes weiter nichts, als dass der Vf. die Kunst besitzt, mit weitschweifigen Räsonnements sich im Cirkel zu drehen, und mit vielen Worten wenig oder nichts zu sagen. — Sein Correspondent, „*Freund H.*", schildert noch einmal den Ton und die Stimmung der Königsberger; „*Freund B.*", der sich am Ende des Briefes X — y unterschreibt, macht viel Worte über Küstrin; der Vf. fühlt in *Potsdam* einen empfindsamen Drang, am Grabe Friedrichs des Einzigen zu weinen, und bittet in der *Nachschrift* die Ostpreussen wegen der Äusserung, dass es ihm in ihrem Lande nicht gefallen habe, um Verzeihung.

Der *IV Band* enthält nur 6 Briefe. Der *erste* setzt die Nachrichten aus Königsberg fort. Er liefert eine Art von Journal, das vom 10 März bis zum 19 Oct. 1807 geht, und theils wirkliche Begebenheiten, Anekdoten, auch blosse Gerüchte erzählt, theils den Gang der Dinge im Allgemeinen schildern soll. Der *zweyte* enthält das Tagebuch eines Hausvaters in Jena während des verhängnissvollen Zeitraums vom 9 bis 20 Oct. 1806. Man würde es in irgend einem Journale nicht ohne Interesse lesen, für die Geschichte können aber weder die Leiden noch die Ansichten eines stillen Familiencirkels eine Ausbeute gewähren. Im *dritten* giebt der Vf. die in der Vorrede (Th. III) angekündigte Charakteristik des Königs von Schweden. Die politischen Verhältnisse dieses Reiches mit Frankreich von Gustav Wasa bis auf den jetzt regierenden König werden auf einer Octavseite abgehandelt, von dem Monarchen selbst erfahren wir weiter nichts, als dass er den Franzosen abgeneigt ist. Dann aber folgen weitläuftige Listen und Marschrelationen des schwedischen Truppencorps in Deutschland, eine flüchtige Erwähnung des Vorgangs bey Grosszecher, eine darüber ausgefertigte Note des Grafen Fersen, Tadel des Königs, dass er nicht Frieden machen wollte, und noch eine Namenliste der sämmtlichen schwedischen Regimenter. — Der *vierte* beginnt mit der Bemerkung des *Freundes B.*, dass die Nachrichten des Vfs. von der Belagerung Breslaus nicht befriedigend gewesen wären, und das Publicum soll nun besser unterrichtet werden. Diess geschieht durch einen ausführlichen Bericht alles dessen, was der Briefsteller während der Belagerung gesehen hat, in einem philosophisch empfindsamen Tone breit vorgetragen. Wir erfahren umständlich, wie oft Hr. *B.* auf einen Thurm stieg, wie oft die Pferde in der Stadt ausgeritten wurden, wie die Kugeln grausend durch die Luft pfiffen, und der Brand der Vorstädte schauerlich anzusehen war; über den eigentlichen Gang der Belagerung jedoch immer nichts vollständiges. An unerwiesenen Aussprüchen fehlt es dabey nicht, besonders in den Ausfällen gegen den Gouverneur, Hn. v. Thiele, dem oft blosse „Sagen, mit denen man sich trug," (S. 129) selbst Gedanken, die er gehabt haben könnte, zur Last gelegt werden. Zwar kommen auch die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, in Erwähnung, besonders die Unsicherheit der Truppen, die bey versuchten kleinen Ausfällen davon liefen; doch wird er getadelt, dass er die Unternehmung des Fürsten von Anhalt Pless nicht durch einen Angriff aus der Stadt unterstützte. Diess ist gerade einer von den Vorgängen, über welche das Publicum noch keinen befriedigenden Aufschluss erhalten hat, und er bleibt auch hier unerörtert. Die bestimmte Übereinkunft des Fürsten mit dem Gouverneur ist von dem letzten geleugnet worden, der von dem verabredeten Signal durch Anzünden eines Dorfes durchaus nichts wissen will. Das gänzliche Schweigen aller Berichte von dem plessischen Corps scheint diese Angabe zu bestätigen; sie kann daher durch Sagen, deren Gewährsmänner unbekannt sind, eben so wenig entkräftet, als die Versicherung, dass der Fürst von Pless den Entsatz noch einmal versucht haben würde, wenn der Gouverneur sich nicht mit der Capitulation übereilt hätte, bloss auf das Wort des gegenwärtigen Briefstellers angenommen werden.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Erlangen, b. Palm: *Versuch einer praktischen Anweisung für Schullehrer, Hofmeister und Ältern, welche die Verstandeskräfte ihrer Zöglinge und Kinder auf eine zweckmässige Weise üben und schärfen wollen.* Von Dr. *Joh. Paul. Pöhlmann.* 1tes Bdchen. 2te verm. Aufl. 1808. XII u. 472 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.) Auch noch unter dem besonderen Titel: *Praktische Anweisung, Kindern die ersten Anfangsgründe der Rechenkunst auf eine anschauliche, den Verstand in Thätigkeit setzende und leichte Weise beyzubringen.* S. Recens. der 1sten Auflage. 1807. No. 91.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 16 SEPTEMBER, 1808.

GESCHICHTE.

Unter dem erdichteten Druckort: Amsterdam u. Cölln, b. Hammer: *Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.* Von dem Vf. der Schrift: *Vertraute Briefe* u. s. w. III — V. Bd.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ganz unbedeutend sind (Bf. 5) die Nachrichten von den Belagerungen von Cosel und Neisse; befriedigender hingegen werden im *sechsten* die Unternehmungen des Grafen von Götzen in Glaz erzählt. Der reifer durchdachte Plan und der festere Gang der Ausführung sind gehörig ins Licht gestellt, und man begreift, was der neue Befehlshaber würde haben leisten können, wenn er früher an seinem Posten, und die Anfangs vorhanden gewesenen Mittel ihm noch zu Gebot gestanden hätten. Die misslungene Unternehmung auf Breslau und das Gefecht bey Kant werden richtig und unparteyisch beurtheilt. Der Berichterstatter verschweigt die Fehler des französischen Generals nicht; aber er macht zugleich aufmerksam auf die rasche, besonnene Thätigkeit, mit welcher sie verbessert wurden, und die von dem wahren Feldherrengenie vielleicht noch redender zeugt, als wenn gar kein Fehler vorhergegangen wäre.

Im *V Bande* liefert der Vf. noch drey lange Briefe über die Kriegsbegebenheiten, sie gehören aber zu den gehaltlosesten im ganzen Werke. Der *erste* versetzt die Leser wieder nach Stralsund; ein französischer Officier trägt seine Meinung über „Schwedens König und seine Truppen" vor, und wiederholt, oft nur weiter ausgesponnen, was wir bereits im 3 Briefe des vorigen Bandes gelesen haben. Der Ton der gewöhnlichen französischen Relationen ist so ziemlich getroffen; die Ansichten aber sind genau so, wie man sie von dem Vf. der *Vertrauten Briefe* gewohnt ist. — Er theilt (Bf. 2) das sehr ausführliche Tagebuch eines Mannes mit, der sich während und nach der Belagerung von Graudenz in dieser Vestung aufhielt. Es geht vom 13 Nov. 1806 bis zum 1 Nov. 1807, beschäftigt sich aber auch mehr mit den individuellen Erfahrungen und Empfindungen des Briefstellers, als mit den öffentlichen Begebenheiten. Muss denn dem Publicum alles erzählt werden, was einem geängsteten Hausvater für den Augenblick wichtig war? Was kümmert es die Fremden, dass bald die Gattin, bald ein Kind des unbekannten Erzählers krank wurde, dass eine abreisende Dame ihm Zucker und Kaffe überliess, oder welchen Eindruck jedes fliegende, nachher falsch befundene Gerücht auf ihn machte? Diese umständlich erzählten Gerüchte hätten doch leicht ausgestrichen werden können; aber freylich, wenn alles Unbedeutende und ganz Gleichgültige wegbleiben sollte, dann würde dieser Brief 5—6, nicht 72 Seiten angefüllt haben, und wäre dasselbe mit den übrigen geschehen, so hätten die Leser nicht drey Bände, sondern nur Einen erhalten.

Im *dritten Briefe* hat *Freund C.* in Magdeburg, der sich am Schluss aus Vergessenheit: W. v. O. unterzeichnet, es hauptsächlich mit einem Aufsatz in den *Löscheimern* zu thun, wo der Ingenieur der Vestung hart angegriffen wird. Dieser glückliche Umstand erwirbt dem Beklagten hier einen warmen Vertheidiger, denn die Verbesserer der preussischen Verfassung fodern jeder für sich das ausschliessende Recht, Personen zu verunglimpfen, und es ist bey dem allen noch tröstlich, dass doch ein ehrlicher Mann nicht ganz zu Grunde gehen kann, so lange die Herren unter sich uneinig sind.

In einer Nachschrift versichert der Vf., dass er noch „mehrere der neuesten und interessantesten Thatsachen und Bemerkungen unserer Zeit" zurückbehalten habe, sie aber in dem nächsten Bande der vertrauten Briefe mittheilen werde. Rec. wünscht von Herzen, dass die Thatsachen wichtiger, und die *Bemerkungen unserer Zeit* gediegner ausfallen mögen, als die, welche hier durch drey starke Bände ausgesponnen worden sind, und dass der Vf. besonders sich angelegen seyn lasse, durch eine sorgfältigere Wahl und Prüfung seiner Angaben und durch überlegtere Urtheile die Achtung des Publicums wieder zu gewinnen. So lange es ihm bloss darauf ankömmt, viel Bogen zu verkaufen; so lange ihm zu diesem Zweck alles, auch das Unbedeutendste, gut genug ist, und so lange er dabey durch Machtsprüche, schiefe, oft boshafte Urtheile und grundlose Folgerungen dem zusammengestoppelten Mischmasch Würze zu geben vermeint: kann ihm sein Platz nur in der Classe der erwerbenden Vielschreiber angewiesen werden, und diese augenscheinliche Tendenz wirft selbst ihren Schatten rückwärts auch auf die zwey ersten Bände, und erregt billige Zweifel, nicht nur gegen die Glaubwürdigkeit der darin enthaltenen Berichte, sondern auch vorzüglich gegen die Lauterkeit des dort so hoch tönenden patriotischen Zwecks.

N . . . d.

SCHÖNE KÜNSTE.

JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Die Republik der Gelehrten*, von *Don Deigo Saavedra Fajardo*. 1807. 292 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Dieses interessante Werk ist nicht, wie der Titel vermuthen läfst, eine eigentliche Übersetzung von der *Republica literaria* des *Fajardo*, sondern eine freye Bearbeitung derselben mit vielen Einschaltungen und Zusätzen, meist aus der neueren deutschen Literaturgeschichte entlehnt: so begegnen wir z. B. *Herdern*, *Gottscheden und Gellerten*. Im Ganzen folgt zwar der Bearbeiter dem Gange des Traums getreu, und erlaubt sich nur selten und nur da Auslassungen, wo der sonst so wortkarge Spanier der Worte zu viel macht; den eigenthümlichen Styl aber, der sich durch gedrängte Kürze, Präcision und Eleganz auszeichnet, bildet er nicht nach, sondern mehr an den Sinn als an den Ausdruck sich haltend, giebt er gröfstentheils eine umschreibende und erklärende Übersetzung, so dass gleichsam ein neues Werk hervorgeht, in welches die eigenen Einschiebsel und Zusätze, der Form des Vortrages nach, ohne Zwang sich fügen. Ob aber auch der individuelle Ton des Bearbeiters, in welchem seine Einschaltungen verfasst sind, mit *Fajardo's* Art und Weise gehörig übereinstimmen — diese Frage möchten wir nicht unbedingt bejahen; wir sind vielmehr der Meynung, dass, abgesehen von dem Stoffe, man leicht gewahr wird, was einem von beiden besonders angehört; vornehmlich scheint sich der Bearbeiter durch eine gewisse Derbheit und durch einen in bitterer Ironie sich gefallenden Muthwillen zu verrathen, die dem Spanier ganz fremd sind. Wenn es hienach dem Ganzen an der gehörigen Harmonie seiner Theile fehlen und man wünschen möchte, entweder eine getreue Übersetzung oder ein völlig umgearbeitetes Werk erhalten zu haben: so ist jedoch nicht zu leugnen, dass die Schrift, wie sie nun einmal ist, doch immer eine sehr geistreiche Unterhaltung gewährt. — Hin und wieder ist der Sinn der Urschrift nicht bestimmt genug wiedergegeben. Wenn es z. B. von *Luis de Gongora* heifst: *gran artefice de la lengua Castellana, y quien mejor supo jugar con ella y discubrir lor donaires de sus equivocos, con incomparable agudeza*, so lesen wir dafür in der Bearbeitung: Er war ein grofser Meister in der castilianischen Sprache, in deren Charakter er ganz eingedrungen war. Mit ungemeinem Scharfsinn errieth er den Nachdruck und die Eigenthümlichkeit der Wörter. — Von einigen Stellen ist der Sinn nicht getroffen. S. 62 heifst es: die Stoiker, welche zu denen gehören, die der Pinsel des Polygnotus unter mannichfaltigen Gestalten so charakteristisch dargestellt hat. Im Original steht: *En otros*, (nämlich *portales*) *que con variedad de figuras habia becho apacibles el pincel de Polygnoto;* d. h. in anderen Säulengängen, welche der Pinsel des Polygnotus durch mancherley Gebilde verschönert hatte, vertheidigten die Stoiker u. s. w. So muss es auch S. 109 für: Ein Anderer spottete der Sorgfalt der Natur, in der Zeugung der Dinge — heifsen: Ein anderer spottete der natürlichen Schamhaftigkeit beym Zeugungsgeschäft, *quien desconocia el recato natural en las acciones de la generacion.*

Noch müssen wir des Anhanges erwähnen: *Der Rechtsfall vom Ey und dem Küchlein.* Die Satyre, völlig in juristischer Form durchgeführt, ist ziemlich belustigend, und würde es noch mehr seyn, wenn die Rechtsform nicht gar zu getreu, ganz in ihrer langweiligen Breite und Umständlichkeit beybehalten wäre.

Ha. Ha.

LEIPZIG, b. Schiegg: *Der letzte Mensch.* Eine romantische Dichtung. 1807. 344 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

In dem Vorberichte wird erklärt: „Das nachstehende Werk ist eine Übertragung aus dem Französischen des Hn. von *Grainville.* Die Neuheit und Gröfse des Gegenstandes, die lebendige und geistliche Darstellung desselben, der Reichthum und die glückliche Mischung der Farben, die Fülle der Empfindungen, der tief treffende Blick ins menschliche Herz, die ergreifende Schilderung mannichfaltiger Situationen, — dieses und anderes hat mich angezogen, und bestimmt, die angenehme ausländische Frucht auf heimischen Boden zu verpflanzen, und ihren Genuss mit dem deutschen Leser zu theilen, der es nicht verschmähen wird, aus der abstofsenden Wirklichkeit sich auf einige Augenblicke in die friedliche (?) Welt der Phantasie zu retten, die der Zauber des Genius vor ihm aufschliesst." — Mit der vollesten Überzeugung unterschreibt Rec. dieses Urtheil des Übersetzers; und so wenig er sonst von einem Franzosen, besonders in dieser Gattung, befriedigt worden zu seyn gesteht, so neu und angenehm war ihm dieser Genuss.

Das Ganze ist ein grofses Naturgedicht über die letzten Zeiten und das Ende der Erde, mit kühner Phantasie entworfen, mit Kraft und Leichtigkeit des Ausdrucks, in festen Charakteren durchgeführt, und nur die Musik des Rhythmus fehlt zu einem kräftigen Epos. Unpassend ist der Titel „*romantische Dichtung.*" Das Harte wie das Erhabene, das Angenehme wie das Furchtbare und Grausenerregende, hat der Vf. aus der tiefsten Menschenbrust hervorgehoben, und in das flüchtige Wort gebaut. Wahrhaft originelle Bildungen sind: die Beschreibung von dem allmählichen Hinwelken der Erde, das Gesicht von der Auferstehung, das Gespräch des Erdgeistes mit dem Tode, der gewaltige Kampf beider, nach welchem die Morgenröthe der Ewigkeit anbricht, die auch dem Dichter zu enthüllen versagt ist. — Der hohen Achtung, die dem Geiste von seltner Tiefe, vor den meisten seiner Landsleute gebührt, glauben wir es schuldig zu seyn, folgende wenige Bemerkungen über das noch Mangelnde beyzufügen.

Zuerst scheint uns die Einheit und Ruhe der Darstellung dadurch gestört, dass Omegar, der letzte Mensch, seine Schicksale und die Geschichte der letzten Zeiten der Erde bis zu Adams Sendung, dem

Vater der Menschen selbst erzählt, wodurch dieser die etwas gezwungene Rolle des Zuhörers und Interlocutors der Vergangenheit erhält, Syderie aber, Omegars Gattin, während der langen Erzählung ganz zur stummen Person wird. Es konnte dieses alles eben so wohl vor dem Auge des Dichters vorübergehen, als das Folgende; auch würde der Ton der Erzählung selbst dem Dichter angemessener gewesen seyn. Ferner finden wir die Ausführung des Plans, besonders in der Mitte (von Ormus Tode an) etwas gedehnt; die Erzählung von Syderiens Liebe zu Omegar und der Versagung des heissesten Wunsches ihres Geliebten, zu welcher sie durch Eid gebunden war, so wie schon vorher die allzusehr gehäuften Hindernisse und Schwierigkeiten bey Syderiens Verbindung mit Omegar, dehnen die Darstellung etwas zu weit aus, und benehmen ihr eben dadurch die Kraft. Selbst die Episode von Tibes, deren Ausgang ohnehin unerklärt bleibt, möchte zuletzt den Leser ermüden. Ferner finden wir auch in dem *Tone der Erzählung selbst*, nicht *durchgängig* den Kern der kräftigen Rede, den wir in dem Wesen dieser schönen Dichtung begründet sehen, und das Feuer orientalischer Erhabenheit, mit welcher wir den Dichter in den herrlichsten Parthieen des Werks, die wir unten anführen wollen, über den dumpfen Kreis gemeiner Wirklichkeit im kühnen Fluge sich schwingen sehen. Vielmehr bemerken wir oft eine erklärende Weitschweifigkeit, wodurch die Rede ein didaktisches Ansehen erhält, z. B. die ganze Apostrophe S. 281 bis 283; selbst S. 35 die Rede des Ewigen: Siehst du die Welten u. s. w.; in Rücksicht der Ausmalung aber und Erfindung der Motive erblickten wir zuweilen ungern eine moderne Flüchtigkeit und *Reminiscenzen des Conversationstons*, mit welchen der Vf. auf der Oberfläche der Gesellschaftswelt hinzugleiten scheint. Dazu trägt auch noch bey die Einmischung fremder, auch in der deutschen Sprache recipirter Wörter; (der matte Ausdruck *Hymens Bande* S. 37 ist ganz störend). — Wir möchten zwar glauben, dass das Werk, je mehr es dem deutschen Geiste verwandt und dem französischen fremd ist, auch durch die Kraft der deutschen Sprache gewonnen habe (das Original hat Rec. nicht zu Gesicht bekommen können); dennoch scheint, besonders in dem letzteren Stücke, der Übersetzer hie und da gefehlt zu haben. (Störend ist *es* für den deutschen Leser, dass er S. 30 den französischen Ausdruck *l'homme enfant* in den Text aufgenommen hat.) So klingt es auch sonderbar S. 60: „Er war ihm so nah gerückt, dass seine *Gesten* und *Bewegungen* ihn trafen." — Der Übersetzer schreibt immer im zweyten Beugungsfalle Idamasens. — Was den Vf. selbst anlangt: so müssen wir hier noch einige, der Dichtung fremde und sonderbare Züge erwähnen, die zum Theil dem Nationalen des Vfs. anzugehören scheinen. Dass er den Hauptschauplatz der letzten Begebenheiten in das französische Reich versetzt, kann ihm nicht weiter verdacht werden, wenn man gleich darin eine gewisse Eitelkeit nicht verkennen wird, indem er damit gleichsam stillschweigend prophezeiht, dort werde das *non plus ultra* des Erfindungsgeistes sich zeigen; aber es hat ihn dieses zu manchen Nebenzügen verleitet, welche störend oder wenigstens überflüssig sind, z. B. zu der Umschreibung S. 391 „Du kennst die Stadt, wo der Engländer die Heldin, welche Frankreich rettete, der Flamme übergab u. s. w. Dem Geiste dieser Dichtung, so wie der Person und Situation Omegars, fremd ist die aufhaltende pretiöse Schilderung der Reize Syderiens S. 142 und 143. — Ein sonderbarer und komischer Zug, durch die obenerwähnte Anordnung der Scene herbeygeführt, ist es, dass der Menschenvater Adam bey Erwähnung der Eva in eine Ohnmacht fällt, die sich endlich durch Thränen hebt (S. 131). Der Rath Forestins, Vaters der Syderie, und dessen Ausführung ist ein empörender Missgriff des Dichters, und sticht von dem Charakter Syderiens auf eine zu grelle Weise ab. —

Doch wir wenden uns zu den glänzenden Parthieen. Dahin gehören: die Sendung und Rede des Engels Ituriel S. 14, Beschreibung der entarteten Erde und der Trauer der Menschen über ihre Armuth, die Schilderung des grossen Luftschiffes, das die Reise um die Welt gemacht hat, bey welcher Kunsterfindung Adam treffend ausruft: O warum konnte die Tugend der Menschen nicht ihrem Verstande gleichen! — des Schiffes Schweben über den Ruinen ehemaliger Herrlichkeit, — besonders aber die herrlichen Charakterschilderungen des *geschichtforschenden* und *menschenliebenden Idamas*, der mit festem Muth und heiligem Vertrauen Omegars Schiff durch die Luft nach Brasilien leitet, um die neue Mutter der Menschen, Omegars Gattin, zu suchen, folgend der Prophezeiung des trügenden Erdgeistes: dass durch diese Verbindung das Menschengeschlecht und die Erde in ihre vorige Kraft zurückkehren sollen, — des grossen Dieners der Altäre, Ormus, der den ungeheuren Plan fasste, die alten Betten der Flüsse frey und urbar zu machen, dann selbst den Ocean aus seinem Bette zu vertreiben, und der den wahren Orakeln folgt mit Festigkeit bis zu seinem heiligen Tode am Altare, — die Erzählung von dem grossen Philosophen *Philantes*, „der den Schleyer der Natur gelüftet, und das Geheimniss, den Menschen wieder zu verjüngen erfand, dann auf den Inseln der Jugend einen prächtigen Tempel bauete, in welchem er die goldnen Urne aufstellte, die jenes geheimnissvolle köstliche Feuer fasste, das als Belohnung des Genius nach den Stimmen der Völker dem Würdigsten zuerkannt werden sollte. Zu seinem *Kummer* erhielt er sie zuerst (S. 72—82). — Schauerlich ist die Beschreibung von dem Brande und dem Versinken des Mondes, wonach die Erde ihrem Verfalle unaufhaltsam entgegeneilt; neu die Schilderung des verfallenen Amerika's und der prächtigen Sonnenstadt in Brasilien, so wie der glänzenden Erwartung spannenden Versammlung der Amerikanerinnen, unter welcher sich die von dem Erdgeiste verheissene Menschenmutter finden sollte. Gross sind die

letzteren Momente der Dichtung, bey deren Beschreibung der Vf. mit neuer Kraft und Kühnheit sich erhebt; besonders die grausenerregende Auswerfung der menschlichen Körper aus der Erde, die Zeichen zur Auferstehung der Menschen am letzten Tage der Erde S. 257—260, Beschreibung des menschenleeren Paris S. 261, das rührende Schwinden der Sonne S. 266, und die Rede der Nacht, — das Leiden der verlassenen Syderie, ihr Tod, — die Vision des letzten Gerichts S. 304—311, und die schon oben angeführten Parthieen, — die allein schon die Aufmerksamkeit des Lesers verdienen. A . . . . s.

Züllichau, b. Darnmann: *Kleine Romane und Erzählungen von Friedrich Rochlitz.* In drey Bänden. Dritter Band. 1807. 338 S. 8.

Nicht weniger interessant, als die beiden ersten, in diesen Blättern schon angezeigten Bände, ist dieser dritte, mit welchem die kleine Sammlung geschlossen ist. Den unterhaltenden Erzählungen ist hier ein bedeutendes historisches Gemälde, die Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer, beygemischt, welches unter der Überschrift: *Camilla Caffarelli* die historische Begebenheit mit den sanfteren Gefühlen eines liebenden Herzens auf unterhaltende und belehrende Art verbindet. Ob die bewährteren Zeugnisse der Geschichte diese Verbindung rechtfertigen, entscheidet über den Werth solcher Darstellungen wenig, denn der historische Roman so wenig, als das historische Schauspiel, erkennt die diplomatische Wahrheit als sein Grundgesetz. Wie die ächte Charade die Sylben des Wortes aus ihrer wirklichen Bedeutung heraushebt, und zu einer neuen symbolischen vereinigt: so nimmt der Dramatiker oder Erzähler die historischen Data aus ihrer Überlieferung, und bildet aus diesen Elementen ein poetisches Ganzes, bey dessen Bildung ihm die Wahrscheinlichkeit allein, nicht die erweisliche Wirklichkeit, das Gesetz giebt. Der kurzen, aber gehaltreichen Einleitung zu dieser Darstellung wünschten wir einen kräftigern, weder durch Einschiebungen zerstückten, noch durch Rücksichten auf das Unbedeutende entstellten Styl.

Der *Traum* ist eine unterhaltende, in der besten Bedeutung des Worts, *moralische* Erzählung voll feiner und treffender Bemerkungen, ohne in das Moralisirende überzugehen. Der Zeitgeschmack, welcher gleich einem oscillirenden Pendel, so gern in die Extreme beider Seiten springt, und die Mitte vorübereilt, würde durch mehr dergleichen Erzählungen vielleicht einmal zur Erkenntniss ihres wahren Werths gebracht werden, und weder die Gabe des Schriftstellers bloss ihres moralischen Gehaltes wegen rühmen, noch sie verwerfen, weil sie bey ihrer Form zugleich einen moralischen Gehalt hat.

Alkuz und Taher, oder *das Schicksal und die weichgeschaffenen Seelen*, eine morgenländische Erzählung, zum Theil nach einem alten Fabelbuche, ist angenehm, fliessend und leicht erzählt. Eine ungesuchte, witzig persiflirende Ironie giebt dem Vortrag in dieser Erzählung noch einen besonderen Reiz.

Rosa — eine sehr anziehende Wundergeschichte, schön erfunden, wenn auch in der Ausführung vielleicht nicht ganz gelungen. Wäre die Erscheinung des Mönchs nicht zu wortreich, und hie und da etwas zu pretiös, z. B. der Mensch *soll* nicht klagen — soll nicht triumphiren; und der Doppelsinn, auf welchem die Katastrophe beruht, zu erkünstelt: so dürfte diese Erzählung leicht eine der vorzüglichsten genannt werden.

Der unruhige Abend, eine Plauderey — beweist des Vfs. Talent zur launigen Intriguenerzählung, ist lebendig darstellend und bunt abwechselnd. Die *Schildwache*, aus einem Almanach in diese Sammlung aufgenommen, ist leicht und anspruchlos erzählt.

Den Schluss des Buchs macht ein *Anhang* von *Fabeln* und *Parabeln*, welche, so klein sie sind, und so bescheiden sie sich dem Werke selbst nur als eine Zugabe anschmiegen, doch als eine willkommene Zierde der Sammlung angesehn zu werden verdienen. Möge der würdige Vf., welcher diese Sammlung zur Freude der Leser sobald beendigt hat, das Publicum auch mit dem zu seiner *Glycine* noch mangelnden dritten Theil recht bald beschenken! D. c. A.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Braunschweig*, b. Schröder: *Die Amerikanerin, oder die drey Bruder.* Ein komischer Roman in zwey Theilen. 1804. 204 u. 204 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.) Rec. hat diesen Roman zwar eben nicht mit Widerwillen gelesen, aber doch mit der Überzeugung, dass er etwas Besseres hätte thun können. Das Buch unterhält auf eine leichte Weise, lockt den Leser von einem Capitelchen zum anderen fort, spannt seine Erwartung, ohne ihn desshalb stark anzugreifen, und lässt ihn zuletzt über die Schicksale der ihm Vorgestellten ruhig schlafen. Was kann man mehr verlangen? Sobald es bloss auf Unterhaltung, auf Zeitvertreib abgesehen ist, freylich nicht; wer aber — doch der greift auch schon nicht nach einem solchen Romane, wenn er nicht muss. Auf Sprache und Darstellung ist übrigens nicht immer der gehörige Fleiss gewendet, und man muss dem Vf. oft in Gedanken nachhelfen. Z. B. Th. II. S. 176: „Mit Entzücken schilderte er mir nun die himmlischen Reize seiner Claire, das Glück, welches er bereits in ihrem Umgange genossen habe, und noch ferner zu geniessen (gedenke oder hoffe), bis er endlich mit dem Antrage schloss u. s. w." Oder Th. II. S. 81: „Man überliess ihr daher Alles, und wirklich fand sie auch Mittel, das Kind unentdeckt taufen zu lassen."

XII. S.

Heilbronn, b. Rausche: *Die Familie Reizenberg.* 1808. 190 S. kl. 8. (20 Gr.) Eigentlich sind es zwey Erzählungen, die unter diesem Titel gegeben werden, und auch durch einen Schmuztitel von einander abgesondert stehen. Wer grosse Verwickelungen, tiefangelegte Plane, eine prächtige, hochherfahrende Sprache und ein buntes Gewirre durcheinander arbeitender Menschen liebt, der lege das Büchlein ungelesen bey Seite, er findet seine Befriedigung nicht, und kann sie nicht finden, da der einfältige schlichte Gang der Begebenheiten eben so einfach und schlicht dargestellt ist. Sie sind nur darauf berechnet, unschuldige, unverdorbene Menschenherzen ermunternd und warnend anzusprechen. Jenes geschieht in der einen Erzählung: die Familie Reizenberg; dieses in der anderen: Julie Schmidt. Dort werden wir zur frohen Theilnahme, hier zum Mitleid aufgefodert; dort sehen wir den Lohn der Tugend, hier die Folgen menschlicher Vergehungen auf die natürlichste Weise anschaulich gemacht. Es herrscht durchweg eine rechtliche brave Denkungsart und ein unbestechlicher Sinn für das Gute und Edle. Wir wünschen dem Büchlein, dass es diesen Sinn bey Vielen erwecken und stärken möge.

KV.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 SEPTEMBER, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Journal für die Chemie und Physik.* Herausgegeben von *Gehlen.* II B. 1806. 1—4 H. 740 S. 3 Kpfr. III B. 1807. 1—4 H. 734 S. 7 Kpfr. IV B. 1807. 668 S. 5 Kpfr. 8. (7 Thlr.)

Dieses vortreffliche Journal (vgl. J. A. L. Z. 1807. No. 215) führt fort ein Repertorium des Neuesten und Wichtigsten zu seyn, was in neueren Zeiten für die Chemie vorzüglich geschehen ist. Die Übersetzungen sind mit Sorgfalt gemacht, oft sind zweckmäſsige Anmerkungen hinzugefügt, und was besonders nützlich ist, oft hat der Herausg. die Verhandlungen über einen Gegenstand zusammengestellt. Nur die wichtigsten Original-Abhandlungen bedürfen einer besonderen Anzeige, der übrigen wollen wir nur kurz erwähnen.

Zweyter Band. Analyse des gelblichweiſsen dichten Kalksteins (Mehlbatz) vom Ettersberge bey Weimar, von C. F. Bucholz. Es ist sehr merkwürdig, daſs der Vf. in diesem Kalkstein der jüngeren Formation Talkerde und zwar 9,43 in hundert fand, auch 10,25 Kieselerde. Er bemerkte zugleich, daſs Kalk in Verbindung mit Talkerde durch kleesaures Kali nicht ganz gefällt wird. *Untersuchung eines unter dem Namen Trippel in den Apotheken vorkommenden Fossils von demselben.* Haberle nennt ihn Trippelkalkstein. Er zeichnet sich vom Trippel sehr aus, und gehört zum Kalkstein, hält aber in hundert 13 Theile Kieselerde. Da selten der Kalkstein ohne alle Kieselerde ist, so verdient er nach Rec. Meinung nicht von dem gemeinen dichten Kalkstein getrennt zu werden. *Untersuchung des dichten Bitterkalks von demselben.* Er ist unter dem Namen: verhärtete reine Talkerde bey den Mineralienhändlern bekannt, und soll aus Mähren kommen. Er enthält auſser kohlensaurer Kalkerde noch 20 Theile Talkerde in Hundert. *Analyse des Polirschiefers, von demselben. Werner* unterscheidet den Polirschiefer vom Kritschelberge bey Kutschlau in Böhmen vom Klebschiefer von Menilmontant bey Paris. In 3 Abhandlungen hat *Bucholz* beide Arten, so wie auch *Haberle's* Saugschiefer aus Böhmen untersucht. Der Polirschiefer enthält in hundert 79 Theile Kieselerde, 1 Kalk, 1 Thonerde, 4 Eisenoxyd und 14 Wasser; der verhärtete Saugschiefer 83,5 Kieselerde, 4 Thonerde, 1,5 Eisenoxyd, 0,5 Kalk und 9 Wasser; der mürbe Saugschiefer 87 Kieselerde, 0,5 Thonerde, 1,5 Eisenoxyd, 0,5 Kalk und 10 Wasser; der Klebschiefer 58 Kieselerde, 5 Thonerde, 9 Eisen und Manganesoxyd, 1,5 Kalk, 6,5 Talkerde und 19 Wasser. Diese Analysen beweisen aber deutlich, daſs man auf keine Weise den Saugschiefer von dem Polirschiefer trennen dürfe, und daſs vielleicht auch der Klebschiefer damit zu vereinigen sey. Die Abweichungen im Gehalt der Bestandtheile, welche nicht über 10 in hundert betragen, verdienen überhaupt eine geringere Aufmerksamkeit, als daſs man sie zur Unterscheidung der Arten gebrauchen könnte. *Analyse des Kannelsteins, von Lampadius. Werner* hat ihn zuerst als eine besondere Zirkonart aufgestellt. L. fand in hundert Theilen 42,8 Kieselerde, 28,8 Zirkonerde, 8,6 Thonerde, 6 Kali, 3,8 Kalk, 3 Eisenoxyd. Die Schmelzbarkeit vor dem Löthrohre bestimmt ihn als eine von dem Zirkon sehr verschiedene Steinart. *Schmurrer's Beobachtungen über das Keimen der Samen* aus der Inaugural-Dissertation desselben übersetzt, sind merkwürdig und beweisen, daſs die oxydirte Salzsäure ohne Licht und Wärme das Keimen nicht befördere. Rec. hat nie glückliche Erfolge von dieser Säure gesehen, noch weniger hat er die in gleicher Rücksicht empfohlene Schwefelsäure nützlich gefunden. *Analyse zweyer menschlicher Blasensteine, von Wurzer.* Merkwürdig ist es, daſs der eine 30 Theile phosphorsauren Kalk in 50, und nur 8 Theile Harnsäure enthielt; in dem anderen fand der Vf. 226 Theile Harnsäure und 52 Theile phosphorsauren Kalk in 300. *Flashoff* hat die Flüſsigkeit untersucht, die aus einer abgesetzten Brust gesammelt worden. Er fand darin die gewöhnlichen thierischen Stoffe. Die Versuche, welche die Gegenwart des Schwefels zeigen sollen, sind nicht hinreichend. *Versuche über das quantitative Verhältniſs des Sauerstoffs zum Phosphor in der Phosphorsäure, von Rose.* Es verbinden sich 100 Theile Phosphor mit 114,75 Sauerstoff dem Gewicht nach, und bilden 214,75 Phosphorsäure. Er fand dieses Resultat durch Verbrennen des Phosphors in kleinen Mengen, und Bereitung der Phosphorsäure durch Salpetersäure. *Gehlen* erinnert, daſs etwas Säure sich bey der Bereitung mit Salpetersäure verflüchtigen möge. Eine Verflüchtigung beym Abdampfen der Säure bemerkte der Vf. selbst. Er bediente sich, um die Menge der entstandenen Säure zu erfahren, des phosphorsauren Bleyes, aber auch dieses ist Rec. wegen seiner Flüchtigkeit verdächtig. *Analyse der Erde von Miſslye, von Winterl.* Zuerst untersucht er die Erde auf die gewöhnliche Weise und scheidet daraus Alaunerde, Talkerde, Eisen und Kieselerde. Nun sucht er manche andere Bestimmun-

gen seiner Theorie gemäfs. Es würde zu weitläuftig seyn, diese ganz zu prüfen; Rec. will nur eine Bemerkung machen. Wie gewöhnlich behandelte er die Erde, welche Salzsäure nicht aufgelöst hatte, mit Pottaschenlauge, übersättigte die Auflösung mit Salzsäure, und schlug sie durch Ammonium nieder. Diese Erde, welche er für Alaunerde hält, suchte er nun durch eine Ursache, welche eine saure Begeistung darbieten und das Eisen entziehen soll, in Kieselerde zu verwandeln. Vitriolgeist that dieses und verwandelte die Erde in Quarz. Aber es ist eine bekannte Thatsache, dafs die aus Alkalien frisch gefällte Kieselerde sich in Säuren auflösen und durch Ammonium niederschlagen läfst. Man würde hier viel einfacher vermuthet haben, die Kieselerde sey nur in der Salzsäure aufgelöst und niedergeschlagen worden. Ähnliche Bemerkungen liessen sich mehr machen. *Chemische Untersuchung des Anthophyllits*, von D. *John*. Er enthält in hundert 62,66 Theile Kieselerde, 13,33 Alaunerde, 12 Eisenoxyd, 4 Talkerde, 3,33 Kalk, 3,25 Manganesoxyd. *Über das empfindlichste Reagens für Salzsäure und Kohlensäure*, von *Pfaff*. Salzsäure wird in den kleinsten Mengen durch mildes salpetersaures Quecksilber angezeigt, Kohlensäure durch essigsaures Bley. *Die Reihe der Säuren und Basen*, von *Oersted*. Enthält manche gute Bemerkungen, die keinen Auszug erlauben. *Über das zweckmäfsigste Verfahren, um bey Vergiftungen mit Arsenik letzteren aufzufinden*, von *Rose*. Er räth den Magen mit allem, was er enthält, zu zerschneiden, und mit Zusatz von 2—4 Drachmen kaustischem Kali gehörig auszukochen. Zu dem Absud giefst man, nachdem man ihn bis zum Kochen erhitzt hat, nach und nach Salpetersäure, um alles Fett zu scheiden, filtrirt ihn dann, sättigt ihn mit kohlensaurem Kali, und kocht ihn einige Minuten, um alle Kohlensäure zu entfernen. Zu der klaren Flüssigkeit setzt man so lange kochendes Kalkwasser, als ein Niederschlag entsteht, sammelt diesen, süfst ihn aus, trocknet ihn, und sublimirt ihn in einer kleinen Retorte. Der Arsenik zeigt sich als ein grauer Anflug, welcher glänzt, oder wenigstens mit Papier abgewischt und mit einem glatten, harten Körper gerieben, glänzend wird, auch verbrannt den Arsenikgeruch zeigt. Noch besser ist es, den Niederschlag mit Boraxsäure zusammen zu reiben und dann zu sublimiren. Unstreitig unter den bekannten Verfahrungsarten die beste. Aufser den chemischen Analysen von Mineralien, hat der Herausg. noch zusammengestellt die Verhandlungen über die Erzeugung von Natron und Salzsäure durch Galvanismus im Wasser, über die Flufssäure in fossilen und frischen Knochen, über das Keimen und die Gährung, auch hat er die neueren Beyträge zur Geschichte der Meteormassen geliefert. Unter den Abhandlungen der Ausländer zeichnet Rec. noch aus: *Proust* über den Zucker, *Fourcroy* und *Vauquelin* über eine detonirende Substanz aus Indig, *Berzelius* über die Fettsäure (welche zur Benzoesäure gebracht wird), *Biot* und *Arriaga* über die Affinität der Körper gegen das Licht sehr gut bearbeitet von *Mollweide*, und *Thenard* über die Säure in Schweifs, Harn und Milch.

Dritter Band. Über die Krystallisation des Arsenikkieses von *Bernhardi*. Enthält die Berichtigung eines Irrthums, worein *Hauy* bey der Bestimmung der Krystallisation dieses Körpers verfiel. Es ist erfreulich, dafs verschiedene Mineralogen in Deutschland anfangen, sich mit diesen Untersuchungen zu beschäftigen. *Nachricht über ein neues Mineral, Jenit genannt, aus einem Schreiben von Daubuisson an den Herausgeber*. Der Jenit ist schwarz, derb und dann strahlig oder krystallisirt in rechtwinklichten oder schiefwinklichten vierseitigen Prismen, blättrig von dreyfachem Durchgange, undurchsichtig, halbhart, schmilzt vor dem Löthrohre leicht zu einer schwarzen Schlacke, welche der Magnet anzieht. Sp. Gew. = 3,82 — 4,06. Er enthält in Hundert 28 Kieselerde, 0,6 Alaunerde, 12 Kalk, 55 Eisenoxyd, 3 Manganesoxyd. Hieraus erhellet offenbar, dafs dieses Mineral keine Abänderung des Strahlsteins oder der Hornblende sey, wie hier gemeint wird; Bestandtheile, sp. Gewicht, Verhalten vor dem Löthrohre, widersprechen diesem. Er heifst Jenit, der mineralogischen Gesellschaft zu Jena zum Andenken, nicht aus politischer Rücksicht, wie einige Blätter sagten. *Über den Siderit und Lazulit* von *Leonhard*. Beide sind verschieden; *Trommsdorff* hat nicht den Siderit, sondern den Lazulit zerlegt, und *Bernhardi's* Beschreibung pafst nicht auf ersteres, sondern auf letzteres Mineral. Der Siderit ist muschlig im Bruch, der Lazulit körnig, jener hart, dieser halbhart in geringem Grade. *Analyse des Eisenglimmers, des rothen Eisenrahms und des Magneteisensteins* von *C. Fr. Bucholz*. Alle drey Mineralien waren von Suhl: die beiden ersten unterscheiden sich nicht in der chemischen Analyse, das letzte scheint ein Gemenge von Oxyd und Oxydul mit Quarzkörnern zu seyn. *Analyse zweyer Spatheisensteine* von *Klaproth*. Diese Abhandlung ist bereits im 4ten Theile der Beyträge des Vfs. erschienen. *Analyse zweyer Spatheisensteine* von *C. F. Bucholz*. In dem Spatheisensteine von Neuendorf bey Harzgerode fand er in Hundert 55 Eisenoxydul, 10 Manganesoxydul, 35 Kohlensäure; in dem Spatheisensteine von Schmalkalden 73,75 Eisenoxyd, 10,50 Manganesoxyd, 2,75 kohlensauren Kalk, 13 Wasser. Diese Analysen kommen mit *Klaproth's* Untersuchungen sehr überein, welcher nur wenig Kalk und Talkerde darin fand. *Über die Mineralien, welche eine Verbindung der Flufsspathsäure mit Kieselerde und Thonerde darstellen*, von *Bernhardi*. Man hat in vier hieher gehörigen Arten die Flufsspathsäure gefunden, im Topas, im Pycnite (Stangenstein) im Pyrophysalit und Wavellit. Der Vf. zeigt aus der Krystallenbildung, dafs der Pycnit zum Topas gehöre, auch dasjenige Mineral, was er unter dem Namen Wavellit besafs; vom Pyrophysalit hat es *Hauy* gezeigt. Er hält daher alle vier Mineralien für Arten der Topasgattung. *Neuere Versuche, Andronie darzustellen*, von *J. J. Winterl*. Ohne die Versuche zu wiederholen läfst sich nicht davon ur-

theilen. Der Vf. sagt nur, dass er Andronie auf diesem oder jenem Wege erhalten habe, aber eine Verbindung der Andronie mit den verschiedenen Körpern und eine Darstellung der Stoffe, welche daraus bestehen sollen, ist noch nirgends geleistet. *Einige Bemerkungen über den Mineralkermes und den Spiessglanzschwefel*, von *J. C. C. Schrader*. Noch immer bleibt die genauere Kenntniss dieser Stoffe ungewiss. *Theorie der elektrischen Säule*, von *Berzelius*. Sehr sinnreich führt der Vf. die Meinung aus, welche schon mehrere äusserten, dass die Elektricität in der mittleren Flüssigkeit durch die Oxydation erregt werde, dass eine solche Flüssigkeit zwischen zwey Metallplatten wie der Harzkuchen im Elektrophor zwischen Form und Deckel anzusehen sey. Durch die Oxydation wird — E entwickelt, in der anliegenden Platte tritt also + E hervor; auf der gegenüberstehenden Seite entwickelt sich + E, und folglich in der anliegenden Seite des weniger oxydirbaren Metalles — E. Die Verbindung mehrerer Paare vermehrt durch die Vertheilung in den zusammenliegenden Metallplatten dieses Hervortreten der Elektricitäten, und die Stärke derselben nimmt also mit der Menge der Paare zu. *Beobachtungen über die Geschichte der Chemie*, von *Oersted*. Sehr richtig sagt der Vf., dass wir in der Geschichte der Wissenschaften da Ruhe finden, wo wir vorher Zweifel und Unruhe fanden. Er sollte aber daraus gelernt haben, dass es nicht darauf ankomme, die Systeme wie Kleider zu ändern, dass es nicht darauf ankomme, ob man bloss erklären könne, denn das atomistische System erklärt alles sehr gut, und dass man nicht, wie er, aus zwey Grundkräften, so pedantisch als möglich, alles ableiten müsse. Alle Systeme der Art bedeckt eine Nacht. Vortrefflich wendet man die Theorie der Elektricität jetzt auf die Chemie an. Aber mit einer ächt gelehrten Einseitigkeit will man nun alles daraus ableiten. *Über Berthollets Theorie der chemischen Verwandtschaft*, von *Link*. Ganz gegen B's. Theorie gerichtet. Unter verschiedenen Gründen dagegen, deren Beurtheilung wir anderen überlassen, scheint uns folgender entscheidend. Es geschehen viele Zersetzungen durch das Zusammenreiben ganz trockner Stoffe, welche nach *Berthollet* bloss durch die Wirkung des Auflösungsmittels geschehen könnten. Das ganze, genau genommen, nichtserklärende System von *Berthollet* möchte wohl wiederum bald in Nichts zurück fallen. *Über Winterl's neueste Versuche, Andronie darzustellen*, von *C. F. Bucholz*. Andronie fand B. nicht, wohl aber Kalk in einem Zustande, worin er sonst nicht vermuthet wurde, aufgelöst in Berührung mit kohlensaurem Kali ohne Überschuss von Kohlensäure. Man wird bey den Versuchen zur Prüfung des *Winterl*'schen Systems gewiss nicht das finden, was man sucht, wohl aber andere merkwürdige Gegenstände. *Beyträge zur chemischen Kenntniss des Mangans (Manganes)*, von *John*. Enthält sehr schätzbare Bemerkungen über die chemischen Eigenschaften dieses Metalls, besonders über die Reduction desselben und die Reinigung des Oxydes von beygemischten Stoffen. *Chemische Untersuchung des Andreasberger Pharmakolits*, von Dr. *John*. Er war unter dem Namen Arsenikblüten von Andreasberg bekannt. Die Analyse zeigt, dass hundert Theile enthalten 45,68 Arseniksäure, 27,28 Kalkerde, 23,86 Wasser. *Über die Krystallisation des kohlensauren Natrums*, von *Bernhardi*. Nach den Beobachtungen des Vfs. ist die primitive Form ein Octaeder, dessen Pyramiden auf einem Rhomboid ruhen. *Über die brenzliche Weinsteinsäure*, von *Rose*. Es krystallisirt sich aus der übergegangenen Flüssigkeit eine besondere Säure, welche nicht Essigsäure ist. — *Fourcroy* und *Vauquelin* haben in einer neuen Abhandlung in den *Annal. d. Museum* bereits angefangen zu erkennen, dass sie diese brenzlichten Säuren zu rasch reducirt haben. *Über die Eisenoxyde und einige ihrer Verbindungen*, von *Bucholz*. Das Resultat dieser trefflichen Untersuchungen ist, dass es nur zwey Zustände der Oxydation giebt, dass alle anderen angenommenen Zustände dieser Art nicht in der Wirklichkeit gegründet, sondern Gemenge jener beiden Zustände, oder Verbindungen mit Säuren sind. Zusammengestellt hat der Herausgeber: Analysen der Mineralkörper, Beyträge zur Geschichte des Eisens und seiner Erze, Beyträge zur Geschichte der Säuren und zur Kenntniss der Oxydationszustände des Eisens. Zu den vorzüglichsten Abhandlungen der Ausländer gehören: Analyse der Knochen, von *Berzelius*, Untersuchungen über die Gesetze der Verwandtschaft, von *Berthollet*, Thatsachen zur Geschichte der Steinkohlen, des Kobalts, des Nickels und der blausauren Verbindungen, von *Proust*.

Vierter Band. Nachrichten von den neuen durch Fr. Campetti wieder rege gewordenen Versuchen über Pendel, Baguette etc. Es wird den Lesern dieses Journals sehr angenehm seyn, hier Nachrichten von *Ritters* Versuchen mit *Campetti*, der Wünschelruthe, dem Balancier u. s. w. zu finden. Die Sache verdient unstreitig Aufmerksamkeit, und Rec. findet es noch zu früh, ehe mehr Versuche von unbefangenen Forschern angestellt sind, darüber zu urtheilen. Gewiss werden die Männer, welche jene Versuche machten, nicht wollen, dass man ihnen in allen Stücken glauben soll. Was entdeckte der enthusiastische *Winkler* nicht einst über die Elektricität! In der literarischen Republik ist die Opposition nöthig und nützlich. Einige Versuche, welche Rec. anstellte, haben durchaus keine bestimmten Resultate geliefert. *Chemische Untersuchung des Bronzits*, von *Klaproth*. Er kömmt derb in Serpentin zu Kraubat in Obersteyermark vor, auch in anderen Gegenden in Serpentin eingesprengt. Er hält in Hundert 60 Theile Kieselerde, 27,50 Talkerde, 10,50 Eisenoxyd, 0,50 Wasser. Dem Schillersteine kommt er sehr nahe, und Rec. hält ihn davon nicht verschieden, denn auf die bisherigen Analysen des Schillersteins kann man sich gar nicht verlassen. *Annalyse des seltenen, würflich krystallisirten, dichten Rotheisensteins von Töschnitz im Thüringerwalde*, von *C. F. Bucholz*. Er stellt ein reines, in regelmäsigen Wür-

feln kryftallifirtes, vollkommenes Eifenoxyd dar, hält alfo 29,5 Sauerftoff in Hundert. *Unterfuchung des Wernerits* v. *Karften* u. *John*. Der weifse, kryallifirte enthielt in Hundert 51,50 Kiefelerde, 33 Thonerde, 10,45 Kalkerde, 3,50 Eifenoxyd; der grünliche kryftallifirte hält 40 Kiefelerde, 34 Alaunerde, 16,5 Kalkerde, 8 Eifenoxyd, 1,5 Manganoxyd. Unter dem Namen Wernerit kommen verfchiedene Steinarten vor. Die hier befchriebenen fcheinen von *Schumachers* Wernerit verfchieden, und mehr zu deffen Skapolit zu gehören, befonders der weifse kryftallifirte. *Betrachtungen über die doppelte Strahlenbrechung einiger Körper*, von *Bernhardi*. Enthält fehr intereffante Beobachtungen. Die doppelte Strahlenbrechung zeigt fich nur bey den unregelmäfsig kryftallifirten Körpern, und richtet fich bey allen, nach demfelben Gefetze. In jedem Körper, der die Strahlen doppelt bricht, find zwey Puncte vorhanden, die in ihren mathematifchen Verhältniffen einander vollkommen gleich und einzig in ihrer Art find, und diefe Puncte verurfachen wahrfcheinlich, dafs das Licht in zwey Beftandtheile, die man mit + L und — L bezeichnen kann, zerlegt wird, wovon der eine den gewöhnlichen Gefetzen der Brechung folgt, der andere näher von diefen Puncten angezogen wird. In allen dergleichen Körpern bemerkt man die Verdoppelung der Bilder fowohl, wenn man durch zwey parallellaufende, als wenn man durch zwey geneigte Flächen fieht. Nur dann ift das Bild einfach, wenn die beiden parallelen Flächen mit der Lichtaxe parallel, oder auf fie fenkrecht find. *Über die Schmelzbarkeit des ätzenden Baryts*, von *Bucholz* und *Gehlen*. Sie bemerkten, dafs der ätzende, kryftallifirte Baryt zuerft in feinem Kryftallifationswaffer zerfliefst, dann erftarrt, und endlich fchmilzt, hingegen der ätzende Baryt, welcher von der Zerfetzung des falpeterfauren Baryt zurückbleibt, fchmilzt nicht. *Beantwortung von Bucholz's Prüfung feines Syftems* von *Winterl*. Gegen die oben erwähnte Abhandlung gerichtet. Dafs Winterl auch andere Chemiker zur Prüfung auffodert, ift recht, und wir müffen erwarten, ob diefe, wie *Bucholz*, vergeblich arbeiten werden. Aber wenn diefe auch etwas Neues finden: fo find damit noch nicht alle Behauptungen *Winterls* gefunden, und das neu zu findende Band mit der formlofen Materie in *W's*. Syftem ift und bleibt ein phantaftifches Wefen. *Beyträge zur Kenntnifs der Schwefelmetalle*, von *Bucholz* und *Gehlen*. Im Ganzen eine Beftätigung von *Prouft's* Verfuchen, zugleich aber manche wichtige Nebenbemerkungen. *Chemifche Unterfuchung der Metallmaffe antiker eherner Waffen und Geräthe*, von *Klaproth*. In allen fand er Zinn und Kupfer in verfchiedenen Verhältniffen gemifcht. *Unverbrennliche Luftbälle, zur Erinnerung an die Asbeft-Leinwand der Alten*, von *Pr. Schweigger*. Allerley Vorfchläge. Man folle die Luftbälle aus Asbeft-Leinwand machen, damit man das Gas durch Wärme ausdehnen könne. Aber diefe Leinwand ift äufserft locker, und bedürfte eines Firniffes, um Gas zu halten. Wie wäre dann Erwärmung möglich? *Chemifche Unterfuchung des Kaneelfteins*, von *Klaproth*. Diefe Unterfuchung weicht aufserordentlich von der oben aus dem zweyten Bande diefes Journals angeführten Analyfe von Hn. *Lampadius* ab. *Kl.* fand in Hundert 38,8 Kiefelerde, 31,25 Kalkerde, 21,2 Alaunerde, 6,5 Eifenoxyd. Sehr richtig wird erinnert, dafs er dem Vefuvian nahe komme, und Rec. hält ihn für eine blofse Art deffelben. *Chemifche Unterfuch. des Zirkons aus den nördlichen Circars*, von *Klaproth*. Die Analyfe hat ihn als Zirkon beftätigt, doch nähert er fich mehr dem nordifchen als dem zeylanifchen. *Chemifche Unterfuchung des rothen Granats aus Grönland*, von *Demfelben*. Er fand in Hundert 43 Kiefelerde, 15,5 Alaunerde, 8,5 Talkerde, 1,75 Kalkerde, 29,5 Eifenoxyd, 0,5 Manganesoxyd. *Traubenerz, eine eigenthümliche Gattung von Bleyerz*, von *Karften* und *Klaproth*. Es bricht zu Rofiers in Auvergne, in eifenfchüffigem Quarz, ift piftaciengrün, traubig, ftrahlig, undurchfichtig und weich, und hält in Hundert 76 Bleyoxyd, 13 Phosphorfäure, 7 Arfenikfäure, Waffer 0,5. Sollte nicht jedes Grünbleyerz ähnliche Beftandtheile haben? *Über die Breccia verde d'Egitto*, von *Karften*. Es werden die verfchiedenen Mineralien angegeben, welche in diefer Breccia vorkommen. *Befchreibung einiger analytifchen Arbeiten mit nordifchen Foffilien*, von *Simon*. Diefe Foffilien find Colophonit, Augit und Scapolit. Es erhellt aus diefer Analyfe, dafs der Colophonit nur als eine Art des Coccolits kann angefehen werden. Was der Vf. unter Scapolit befchreibt, fcheint wiederum von dem Scapolit der anderen Schriftfteller abzuweichen. *Bemerkungen bey Verfuchen über den Schwefelalkohol*, von *Tourte*. Deftillation des Schwefels mit fichtenen Sägefpänen und Gewinnung eines befonderen Schwefelwafferftoffgafes. Wirkung des Kohlenwafferftoffgafes auf den Schwefel. Dr. *John* fetzt feine *Verfuche über das Mangan* (Manganes) fort. Zufammengeftellt find die Beyträge zur Gefchichte der Mineralkörper, zur Kenntnifs der Schwefelmetalle, die Verhandlungen über die Schwefelfäure und ihre Verbindung mit Bafen und die Abhandlungen über Gegenftände der thierifchen Chemie, worunter fich *Thenards* Abhandlungen über die Galle, und *Biots* Unterfuchungen über die Luft in den Schwimmblafen der Fifche befonders auszeichnen.

L. R.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Fleifcher: *Wie kann man das verlorne oder verminderte männliche Vermögen wieder erhalten und ftärken?* Ein Noth- und Hülfsbuch für Alle, welche in der Liebe oder durch Selbftbefriedigung ausgefchweift haben. 3 Th. welcher die Regeln zur Milchkur enthält, um die Milch als Reftaurationsmittel zu gebrauchen, nebft einer kurzen Anleitung, wie Frauenzimmer, die auf diefe Art fich krank gemacht, durch diefes Büchlein gefund werden. [illegible] 1808. VIII u. 208 S. 8. (16 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 SEPTEMBER, 1808.

NATURGESCHICHTE.

Genua, b. Gravier, auf Kosten des Vfs.: *Insectorum Liguriae species novae aut rariores*, quas in agro Ligustico nuper detexit, descripsit et iconibus illustravit *Maximilianus Spinola*, adjecto catalogo specierum auctoribus jam enumeratarum, quae in eadem regione passim occurrunt. Tom. II. Fascic. 2, 3 et 4 sistit. 1808. 262 S. kl. Fol. mit 5 Kupfertaf. (Beide Theile zusamm. 18 Franken).

Alle guten Erwartungen, wozu wir uns durch den ersten Theil [s. J. A. L. Z. 1808. No. 19] berechtigt glaubten, sind in diesem zweyten ihrer Erfüllung näher gebracht, und der sorgsam auf Wahrheit der Beobachtung und Anschauung gerichtete Blick des Vfs. wird allenthalben in Ergänzung und Berichtigung des früher Vorgetragenen, so wie in grösserer Klarheit und Bestimmtheit des Neuen, das uns hier aus einem reichen Vorrathe zuliesst, offenbar. Wir wünschen diesem Werk auch in unserem Vaterlande viele Leser, und sind gewiss, dass, wenn irgend ein deutscher Buchhändler sich das Verdienst zu erwerben trachten sollte, dasselbe unter seinen Landsleuten zu verbreiten, die Uneigennützigkeit des Vfs., der, als Selbstverleger, mehr das Interesse der entomologischen Wissenschaft, als sein eigenes, vor Augen hat, ihm durch sehr billige Bedingungen zu einer vortheilhaften Erreichung seines guten Zwecks den Weg bahnen werde.

Von den in diesem 2ten Theile begriffenen 3 Fascikeln enthält der *Erste* (*Fasc. II*) in 3 Abschnitten: a) weitere Begründungen und vergleichende Auseinandersetzungen der in dem 1ten Theile aufgeführten Gattungen *Rynchium*, *Polochrum* und *Stilbum* — dann zwey neue Gattungen: *Aporus*, an die Gattung *Pompilus* im Habitus gränzend, aber durch dreyzähnige Mandibeln, mit ungleich starken Zähnen, — fast zweyspaltige, hornartige, auf ihrer oberen Fläche mit einer Querfurche versehene Maxillen, 4 Binnenfeldchen, und endlich auch dadurch verschieden, dass das dritte Antennenglied das vorhergehende an Länge viermal übertrifft. Die hieher gehörigen Arten sind beide von dem Vf. neu entdeckt, und in der zweyten Abtheilung dieses Fascikels ausführlicher beschrieben. Wir setzen die Diagnosen hieher: *Aporus unicolor: ater, alis obscuris.* Nur das eine Geschlecht (das männliche) ist bis jetzt entdeckt. Die Länge beträgt 3 Linien, die Breite 1 Linie. — *Aporus bicolor: ater, abdominis segmentis anterioribus saturate rubris.* Der Vf. kennt nur Weibchen, und vermuthet daher mit gutem Grunde, dass vielleicht beide, als Arten beschriebene Formen die Geschlechtsverschiedenheiten *einer* Art bezeichnen dürften. Die zweyte, hier neu aufgestellte Gattung begreift, unter dem Namen *Heriades*, die walzenförmigen Kunstbienen (vrgl. *Ill.* Mag. 5 Band** c. 2. γ.), die der Vf. wegen ihrer 2-gliedrigen Maxillarpalpen von den übrigen *Latreille*'schen Megachilen trennt, zugleich aber auch, wiewohl nur frageweise, die *Panzer*'sche Gattung *Stelis* damit in Verbindung bringen zu können glaubt, worin ihm genaue Beobachter wohl nicht ganz beypflichten werden. — Die bey dieser Veranlassung gegebene Eintheilung der ganzen Familie der Kunstbienen stimmt nahe mit der *Illiger*'schen überein, obgleich der Vf. weder *Kyrbis* Werk, noch *Illigers* schätzbaren Auszug desselben bey seiner Arbeit benutzen konnte. — b) Als neue Arten werden hierauf, im *zweyten Abschnitte*, beschrieben, *Hylotoma thoracica; Teuthredo erythrogona, similis*, (vielleicht nur Spielart der *T. blanda F.*) *dorsalis*, (auch in Deutschland einheimisch,) *pallipes; Nematus haemorrhoidalis; Figites ruficollis*; (bey dieser Gelegenheit interessante Beobachtungen über das Zusammenleben mancher Insecten auf dem gemeinschaftlichen Boden der *Galla tinctoria*. *Anthribus scabrosus*. Curculionen verschiedener Art, *Formica barbara*, *Figites abbreviator* und dieser *ruficornis*, bevölkern von Aussen, im wechselseitigen Zwiste einander verdrängend, die Wohnstätte des Gallinsects und ersticken dieses oft unter fremdartigen Ansätzen;) *Chrysis analis*, (ebenfalls in des Rec. Gegend einheimisch, und sehr nahe mit *Chrys. ignita* verwandt,) *pulchella, coronata; Tachus dimidiatus*; die beiden *Apori*; *Pompilus tripunctatus, fasciatellus*, (vielleicht eine Spielart des Weibchens des *exaltati*, die sich auch in Deutschland findet,) *cinctellus, gutta; Nysson 10-maculatus, 4-guttatus, nigripes; Aulacus compressus; Cerceris major*: (*nigra, abdominis segmentis flavo fasciatis, alis flavis apice fuscis.* 14 Linien lang. Das Weibchen des *Crabro vespoides Rossi.*) *Pompilus corniculus; Panurgus unicolor; Anthophora, laevigata; Heriades pusilla*, (die *Megachile punctatissima Ins. lig.* 1, *pag.* 133, hier, als neu, nochmals ausführlicher beschrieben.) *sinuata; Osmia andrenoides, melanogaster*, (*Megachile notata Ins. lig.* 1, 146. 14) *melanippa* (*notata Fabr.?*) *Gallarum*; (das Männchen wurde im ersten Theile mit dem Männchen der *Megach caerulescens Sp.*, wahrscheinlich *Apis lesaiana Kirb.*, verwechselt. Jetzt

sind dem Vf. beide Geschlechter bekannt, und hinlänglich von ihm charakterisirt.) *Rophites 5-spinosa*. Der Anhang enthält Berichtigungen und Zusätze zu dem ersten Theil, von denen wir mehrere schon in unsere frühere Recension, aus handschriftlichen Mittheilungen, aufgenommen hatten. Wir bemerken daher nur, dass die hier S. 79 beschriebene *Megachile caerulescens fem.* wegen der hochrothen Wolle des Unterleibs von der Kirbyschen, wahrscheinlich auch Fabriciusschen, verschieden, und vermuthlich als neue Art näher zu charakterisiren sey. — *Fasc. III.* 1 Abtheilung. *Ichneumonidum Liguriae Monographia. A. Bracones et Microgastri.* Der Vf. beginnt hier den verwickeltsten und schwersten Theil der Piezatengeschichte mit seltnem Fleisse zu bearbeiten, und wenn er gleich, wie billig, mit dem Leichteren anfängt, und die zahllose Schaar derjenigen Arten, die Fabricius unter die Gattungen *Ichneumon*, *Cryptus*, *Bassus*, *Pimpla* und *Ophion* gleichsam ausgesäet hat, der längeren und reiflicheren Bearbeitung vorbehält: so erweckt doch schon diese erste Probe, durch Vielseitigkeit der Betrachtung, durch Vollständigkeit der Beschreibung der aufgezählten Arten, und durch eine grosse Anzahl neuer Entdeckungen, die schönsten Hoffnungen. Zu bedauern ist aber, dass nicht alle Arten in Hinsicht der, im Eingange ausführlich erläuterten, Gattungsmerkmale hinlänglich genau untersucht, und daher manche habituell sich annähernde Formen mit zugezogen worden sind, die eigentlich in besondere Gattungen hätten abgesondert werden sollen. So gehört z. B. *Bracon deflagrator* No. 3, (*desertor Rossi*), den Hr. *Sp.* von dem Fabriciusschen dieses Namens mit Recht verschieden glaubt, wegen seiner vorgestreckten Mundtheile, 4gliedrigen Labialpalpen u. s. w. zur Gattung *Agathis Latr.* — Unter der 2 Abtheilung: *Bracones abdomine sessili, segmentis 3. anterioribus abdominis majoribus*, mögen wohl einige Panzersche *Bassi* enthalten seyn. Die dritte Abtheilung: *Bracones abdomine petiolato*, enthält Arten, die sich durch ihren Habitus zu sehr auszeichnen, als dass sie nicht noch eine nähere Beobachtung der Mundtheile verdienen sollten. Von den Fabriciusschen, in Ligurien einheimischen Arten beschreibt der Vf. hierfolgende: *B. desertor*, *B. nominator*, *B. castrator*, *B. denigrator*, *B. flavator*, (*denigrator Lin.*) *B. minutator* (und *guttator Panz.*); ferner bringt er, als von anderen bereits beschriebene, hieher den *Ichneumon rubidus Rossi*, den *Bracon gasterator Jur.* und den obengenannten *B. deflagrator*, als *Ichn. desertor Lin.* und *Rossi*. Die grössere Zahl der übrigen (der Vf. beschreibt im Ganzen 26 Arten) ist neu, und wenigen dürften die Rechte der Art, wenn gleich mancher Art die der Gattung, streitig gemacht werden können. Als solche, die wir darunter für deutsche Bürger erkannt haben, zeichnen wir aus *Bracon rubricator: luteus, alis fuscescentibus, stigmate flavo;* — *B. delusor: niger, mandibulis, abdomine pedibusque flavis, alis nigris, lineola transversa hyalina* — (vielleicht doch nur Spielart des *B. flavator*, obgleich die viel kürzere Legestachel für die Rechte eigener Art zu sprechen scheint, 2 Lin. lang); *B. variegator: nigro flavoque varius, alis basi fuscis, apice hyalinis;* etwas kleiner als *minutator;* — *B. testaceus: testaceus, lobo scutellari nigro* ($1\frac{1}{2}$ Lin. lang, aus der 2 Abtheilung) — *B. chlorophthalmus: testaceus, oculis viridibus, abdomine petiolato, alis hyalinis;* $3\frac{1}{2}$ Lin. lang. — Die Gattung *Microgaster* begreift die Fabriziusschen Arten: *Ichneumon auriculatus*, *deprimator*, *Cryptus*, *globatus*, *glomeratus*, *alvearius*, *aphidum*, *Ceropales sessilis*, und eine neue Art, vielleicht nur Spielart, des *Microgaster glomeratus*, die der Vf. *dorsalis* nennt, und durch den rothen Bauch von *glomeratus* unterscheidet. — 2 *Abtheilung*. Ein reicher Nachtrag zu dem im ersten Theile enthaltenen Verzeichnisse der ligurischen Piezaten, der des Vfs. Aufmerksamkeit und seinen unermüdeten Fleiss in der Bearbeitung dieses Zweigs der vaterländischen Naturgeschichte, trefflich beurkundet. Die Zahl der im 1 Theile aufgeführten Arten wird hier mit hundert neu hinzugefundenen vermehrt, unter welchen nur wenige der bisher als neu von dem Vf. beschriebenen mit begriffen sind. Einen besonderen Fleiss hat Hr. *Sp.* in diesem Abschnitte auf die Auseinandersetzung mehrerer verwickelter Arten aus der Gattung *Odynerus Latr.* z. B. *parietum Latr.* (*Vespa parietina Lin.*), und *Geoffroyanus*, (*parietum Fabr.*), ferner 3 — *fasciatus*, *bifasciatus*, *Dantici Rossi*, *auctus*, *biglumis etc.* verwandt, wofür er, wenn er auch hin und wieder in seinen Citaten irren sollte, wahren Dank verdient.

Der *vierte* Fascikel ist der Bearbeitung der Gattung *Diplolepis* gewidmet, die der Vf. nach Jurinschen Principien auffasst, und die habituellen Verschiedenheiten, die sich innerhalb dieser Sphäre ergeben, durch Unterabtheilungen zu sondern und zu gruppiren bemüht war. Eine beygefügte Tabelle giebt eine genügende Übersicht der von dem Vf. zu diesem Ende gemachten Unterabtheilungen, welche grösstentheils in der Natur selbst begründet und gewissermassen als eben so viele, oder doch fast eben so viele, habituelle Gattungen zu betrachten sind, welche von einer künftigen sorgsameren Erforschung dieser formenreichen, mikroskopischen Glanzwelt ihre schärfere Begränzung und tiefere Begründung erwarten dürfen. Rec. hofft in der Folge hiezu das Seinige beytragen zu können, und erkennt inzwischen mit um so lebhafterer Dankbarkeit des Vfs. fleissige Vorarbeit. In der Abhandlung dieser Gattung führt Hr. *Sp.* die von anderen schon beschriebenen Arten unter ihren Familien nur Beyspielsweise nach ihren Namen an, diejenigen Arten aber, die er selbst entdeckt und neu in das Verzeichniss eingetragen hat, werden ausführlich beschrieben. Ihre Zahl beläuft sich auf 13, von denen mehrere dem Rec., unter vielleicht doppelt so vielen anderen, die dem Vf. unbekannt geblieben sind, auch in Deutschland vorkommen. Wie mag diese Familie erst dann anwachsen, wenn einmal mehrere Augen, als bisher, auf sie gerichtet seyn werden! — Auf eine weitere Beurtheilung dieser Monographie dürfen wir uns hier

nicht einlassen, und eben so wenig können wir die neu beschriebenen Arten näher charakterisiren. Dieser Fascikel verdient von deutschen Entomologen in seinem ganzen Umfange berücksichtigt und benutzt zu werden. — Als Zugabe zu der Monographie der *Diplolepiden* enthält er noch die vollständige Beschreibung von 14 neuen Pteromenarten, mit welchen die Zahl der von dem Vf. in beiden Theilen bekannt gemachten Entdeckungen auf 96 Arten anwächst, eine Zahl, die, wenn auch die Kritik sie noch hie und da schmälern sollte, immer beträchtlich genug bleibt, um Hn. *Sp.* den Namen eines scharfsehenden Entdeckers und fleissigen Beobachters für immer zu sichern. Unter den in diesem 4 Fascikel beschriebenen neuen Arten müssen wir besonders auf nachstehende aufmerksam machen: *Psilus sericeicornis, totus niger, antennis concoloribus, sericeo pilosis.* Ein schöner Zuwachs dieser Gattung; zu *Diapria Latr.* gehörig. Die 4 aus Hn. Jurines Sammlung, bey dieser Gelegenheit, unter *Psilus* beschriebenen kleinen Insecten, gehören zur Gattung *Spalangia Latr.* — *Leucopsis intermedia, maculis duabus, flavis humeralibus, coxis posticis flavo late fasciatis;* — *Alyson ater totus niger, alis hyalinis.* — (Bildet nach *Latreille* und *Jurine* nun eine neue Gattung, *Pison* des letzteren, und der Vf. ändert am Schlusse dieses 4 Fascikels den Artnamen in *Pison Jurini* ab. Die Charaktere der neuen Gattung sind hier sehr ausführlich, mit *Jurines* eigenen Worten, auseinander gesetzt).

Von den 5 diesem Theile beygegebenen Kupfertafeln sind die 3 letzten mit Farben abgedruckt, und stehen auch in Hinsicht der Treue der darauf vorgestellten Gegenstände, besonders was den Verlauf der Flügelrippen und die Bildung der Extremitäten anlangt, den übrigen Kupfertafeln dieses Werks voran; doch lassen sie noch manches zu wünschen übrig. Taf. 1 dieses Theils aber ist ganz verunglückt. In dem Namenverzeichnisse der auf den Tafeln vorgestellten Insecten sind von Fig. 14 an die Zahlen unrichtig. Übrigens ist Druck und Papier dieses Theils eben so schön, als bey dem ersten, und man bemerkt zugleich mit Vergnügen die grössere Sorgfalt, mit welcher dieses mal die Correctur betrieben worden ist.

* * s.

Glogau, in der Günterschen Buchhandlung: *Die Gartenfreundin*, ein Handbuch der Blumengärtnerey, von *Amalie* ***, Verfasserin (?) des Küchen-Almanachs. 1807. X u. 300 S. kl. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Diese Schrift ist zunächst für diejenigen Damen bestimmt, welche Geschmack an dem Gartenbaue finden und an Florens lieblichen Kindern sich ergötzen. Die meisten Abhandlungen verbreiten sich sehr weitläufig über den Gartenbau im Allgemeinen: über Anlagen der Lustgärten, der Wintergärten, der hängenden und schwimmenden Gärten, und über die Cultur der gewöhnlichen Zierblumen. Sodann erhalten die Gartenfreundinnen eine Menge Recepte, die schädlichen Thiere und Insecten aus ihren Gärten zu vertreiben, Rosen und andere Zierblumen im Sande zu trocknen oder in verschlossenen Gefässen bis im Winter aufzuheben. Aus der Anordnung der abgehandelten Gegenstände, aus der Schreibart, und endlich aus der Menge vorgeschlagener, mehr oder weniger anwendbarer Mittel, die Pflanzen vor schädlichen Insecten zu bewahren, geht sichtbar hervor, dass dieses Buch von keiner gebildeten Dame abgefasst ist, sondern höchst wahrscheinlich von *Dichsini* oder Consorten gefertiget wurde, und dass der Name Amalie nur zur Empfehlung desselben dienen soll. — Die Methode, Aurikeln aufzutrocknen, ist aus Lüders Schriften, und das Mittel, die sogenannten Erdflöhe oder Gartenhüpfer (*Chrysomela oleracea Linn.*) an Bretern und Stäben zu fangen, aus dem allg. Anzeiger der Deutschen und anderen Gartenbüchern entlehnt. S. 225 werden noch mehrere Mittel zur Vertreibung der Erdflöhe angeführt: man soll nämlich Hühnerkoth, Häringslacke, faules Eingeweide von Fischen u. s. w. in Wasser einweichen und die Pflanzen damit begiessen. Schwerlich wird eine Dame von dergleichen übelriechenden Sachen Gebrauch machen; sie wird lieber ihre zarten Pflänzchen so lange beschatten, bis dieselben zu der Grösse und Stärke herangewachsen sind, wo ihnen diese Insecten nicht mehr schaden können. Sehr auffallend ist es, wenn in einem Gartenbuche, das allein den Damen gewidmet ist, heftigwirkende Gifte angezeigt, und zur Vertreibung der Insecten empfohlen werden. So heisst es S. 271, wo von dem Aufkleistern der Pflanzen die Rede ist: „Um die Insecten, welche einer solchen Pflanzensammlung nachstellen, abzuhalten, nimmt man 1 Skrupel *Mercurius corrosivus albus* unter den Kleister" (!!) Ein Decokt von *Quassia amara Linn.*, oder von der Coloquintenfrucht (*Cucumis colocynthis Linn.*) thut dieselben Dienste, und ist den Personen, welche den Kleister bereiten, und die Pflanzentheile aufkleben, nicht nachtheilig. Inzwischen ist es keinesweges unsere Absicht, durch diese Bemerkungen den Werth des Buches herabzusetzen, oder den Plan und die Ausarbeitung desselben zu tadeln, sondern wir empfehlen es den angehenden Gartenfreundinnen, die mit dem Blumenbaue sich beschäftigen, und ihre Lieblinge selbst erziehen wollen; nur müssen die darinn vorkommenden Lehrmethoden mit Auswahl benutzt, und die Vorschriftsregeln, in Betreff der Anlagen und Bearbeitung der Blumengärten, gehörig angewandt werden. Die Culturmethoden der Aurikeln, Nelken, Hyacinthen u. s. w. finden wir zwar schon in vielen Gartenschriften, aber sie sind hier meist in einem gefälligen und leichtfasslichen Tone geschrieben, und daher zur Belehrung der Damen geeignet. Auch die Garten- und Blumen-Belustigungen, besonders die Blumen-Chiffer, sind recht artig, und bieten vielfältige Unterhaltungen dar.

DD — h.

BERLIN, b. d. Gebr. Gädike: *Der Wintergärtner, oder Anweisung, die beliebtesten Modeblumen oder Zierpflanzen ohne Treibhäuser und Mistbeete in Zimmern, Kellern und anderen Behältern zu überwintern, oder für den offenen Garten vorzubereiten.* Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet von *F. G. Dietrich.* Dritte umgearbeitete und verbesserte Auflage. 1808. VI und 248 S. 8. (20 Gr.)

In diesem Werkchen, das schon bekannt ist, theilt der thätige Hr. Dr. *Dietrich* den Blumenliebhabern, welche keine Gärten besitzen, die Resultate seiner mehrjährigen Versuche mit, wie man, auch ohne Gewächshäuser, die *vorzüglichsten*, für unser Klima zu zärtlichen, Zierpflanzen überwintern könne, indem er einige dazu nöthige Behälter näher beschreibt, und sich über die Bestandtheile und Zubereitung der zum Pflanzenbaue nutzbaren Erdarten; über das Begiessen, Versetzen und die übrige Behandlung der Gewächse in der Einleitung verbreitet. Hierauf redet er in zwey Abschnitten von den Gewächsen, welche der Zierde wegen in den Gärten gezogen, und im Winter in einem Zimmer zur Blüthe gebracht werden können, so wie von den schönblühenden Gewächsen, welche in unseren Gegenden nicht im freyen Lande aushalten, sondern in einem Zimmer, Gewölbe, oder in einem anderen Behälter überwintert werden müssen, mit Übergehung der Behandlung und Durchwinterung mancher bekannten krautartigen Pflanzen. Diese neue Auflage unterscheidet sich von der vorhergehenden dadurch, dass in einem Anhange von S. 137—164 mehrere noch nicht abgehandelte Pflanzen mit aufgenommen sind, dagegen die Beschreibung und Abbildung des Treibhauses, so wie die dort abgehandelte ökonomische Pflanzkunst aus dem Grunde weggeblieben ist, weil der Vf. künftig noch eine Schrift für die Frühlings- und Sommer-Gärtnerey auszuarbeiten gedenkt, in welcher der ökonomische Theil vollständiger geliefert werden soll. Die Besitzer des ersten Theils der ersten und zweyten Auflage können auch noch einen dazu gehörigen zweyten Theil einzeln erhalten. In dieser dritten Auflage sind beide Theile mit einander vereinigt, und in einem Nachtrage von S. 164 bis 176 noch mehrere Zusätze beygefügt. Das Ganze ist mit einem doppelten Register, einem lateinischen und deutschen, versehen, und zugleich noch ein Auszug aus dem reichen Pflanzen-Catalog des Kunst- und Handels-Gärtners *Breiter* in Leipzig, bey welchem die meisten Treibhauspflanzen für den angegebenen Preis sehr schön zu haben sind, beygefügt. Der bittern Ausfälle gegen Hn. *Medicus* hätte sich Hr. *D.* hier enthalten sollen.

— sch —

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Zwickau u. Leipzig*, b. Schumann: *Der ökonomische Künstler, welcher Branntwein aus Getreide, aus Weinhefen, ingleichen Malz, Liqueurs, Aquavite u. s. w. vortheilhaft zubereiten lehrt.* Von einem praktischen Ökonomen. 1805. 72 S. 8. (6 Gr.) Wem das Geschäft des Brantweinbrennens ganz unbekannt ist, und wer darüber ohne viel Kostenaufwand einige Auskunft zu haben wünscht, dem wird es nicht gereuen, diese Bogen gelesen zu haben. Übrigens ist darin nichts enthalten, was nicht schon auf ähnliche Art in Umlauf gekommen wäre. Sollten sich also die Käufer bloss durch das Aushängeschild reizen lassen, und darin unbekannte Kunststücke suchen: so werden sie gewiss getäuscht werden.

x + y.

Königsberg, b. Nicolovius: *Über künstliche Erzeugung und Läuterung des Salpeters, und die zweckmässigste Art Schiesspulver zu verfertigen*, von *J. A. Chaptal.* Aus dem Französischen von *Friedrich Wolff*, der WW. Dr. und Prof. am joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin. 1805. 88 S. 8. (8 Gr.) Über die Entstehung und erste Bearbeitung des Salpeters hat man in dieser Schrift wenig Vortheile zu erwarten. Die Hauptsache bestehet in einigen vortheilhaften Handgriffen, bey der Reinigung des Salpeters und dem Verfahren in kürzerer Zeit eine grössere Menge Schiesspulver zu bereiten. Die Reinigung des Salpeters geschieht durchs Auswaschen desselben mit kaltem Wasser, ist aber auch nicht neu, sondern schon von *Beaumé* dazu empfohlen worden. Ist die Reinigung des Salpeters auf diese Art durch wiederholtes Auswaschen geschehen: so wird durch Rühren der im Krystallisiren begriffenen Flüssigkeit, die Krystallisation unterbrochen oder gestört, damit die Krystallen ganz klein gebildet werden, und sich gleichsam in Pulvergestalt zeigen. Hiedurch wird nicht nur das Austrocknen, sondern auch das Zerkleinern des Salpeters erleichtert. Die Zermalmung der zum Schiesspulver nöthigen Ingredienzen des Salpeters, Kohle und Schwefel, geschiehet vermittelst zweyer vertikaler Mahlblöcke aus Glockengut, deren jeder 4—5000 Pfund wiegt, und in einem Behälter von demselben Metall herumgetrieben werden; zugleich sind auch Staubbeutel angebracht, um die Materialien dadurch zu beuteln. Die übrige Zerkleinerung und Vermengung derselben geschieht in inwendig mit Leisten versehenen Fässern, die durch ein Mühlwerk um ihre Axe getrieben werden, und worin sich zugleich 70—80 Pfund Kugeln aus Glockenmetall befinden, die mit herumgetrieben werden; die in den Fässern angebrachten Leisten bewirken, dass sich die Kugeln gehörig vertheilen und nicht an einer Stelle in den Fässern liegen bleiben. Das Körnen des Schiesspulvers wird auf eine ähnliche Art bewirkt, aber in aus Häuten bereiteten und durchlöcherten Beutelsäcken, in welchen ebenfalls einige Kugeln aus diesem Metall herumgetrieben werden. In Zeit von wenig Monaten sind durch dieses Verfahren 2 Millionen Pfund sehr gutes Schiesspulver zu verfertigen. Nach des Vfs. Meinung sind 77 Theile Salpeter, 14 Theile Kohle und 9 Theile Schwefel das beste Verhältniss zum Schiesspulver.

x † y.

FORTSETZUNGEN.

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Der technologische Jugendfreund*, oder *unterhaltende Wanderungen in die Werkstätte der Künstler und Handwerker, zur nöthigen Kenntniss derselben*, von *Bernh. Heinr. Blasche.* 4ter Th., oder erster historischer Theil. M. 6 K. 1808. VIII u. 272 S. 8. (1 Thlr. 18 Gr.)

Auch unter dem besonderen Titel:

Des technologischen Jugendfreundes erster historischer Theil, oder Rückblicke in die Vorzeit, in Unterhaltungen über den Ursprung der bisher dargestellten Künste und Handwerke. S. Recens. des 2ten Th. 1807. No. 15.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 SEPTEMBER, 1808.

CHEMIE.

Jena, b. Seidler: Dr. *J. F. A. Göttlings*, ord. öffentl. Lehrers auf der Universität zu Jena, *Elementarbuch der chemischen Experimentirkunst.* I Th., welcher ausser den Geräthen, die über Licht, Wärme, Kälte, galv. Elektricität und Gase anzustellenden Experimente enthält. 1808. XXXII u. 366 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Der als theoretischer und praktischer Chemist rühmlichst bekannte Vf. fühlte bey seinen mehrjährigen Vorträgen den Mangel eines Handbuchs, worin, zur Erleichterung der Experimentirübung, die wichtigsten chemischen Versuche, mit Berührung aller Handgriffe, *rein*, d. h. ohne alle Erklärung und mit Vermeidung alles Hinweisens auf irgend eine Naturerscheinung, dargestellt sind; er suchte daher durch das vorliegende Elementarbuch, welches zunächst für seine Zuhörer, ausserdem aber auch für alle beginnenden Liebhaber der Chemie, und unter diesen besonders für junge Pharmaceuten bestimmt ist, diesem Bedürfnisse abzuhelfen. Dadurch, dass nur reine (?) Beobachtungen und Versuche in einer Anordnung zusammengestellt sind, nach der die gewissermasen sich gegenseitig auf einander beziehenden, oder in Hinsicht des Verfahrens ähnlichen, an einander gereiht wurden, hofft Hr. G. die Auswahl und Folge der von dem Experimentator zu wiederholenden Versuche zu erleichtern, und ihm zugleich Gelegenheit zu geben, dem Experimente durch Selbstnachdenken eigene Erklärungen unterzulegen, dieselben mit denen des Lehrers (oder des Vfs. des zu benutzenden Compendiums) zu vergleichen, und so einseitige Vorstellungsarten zu meiden: eine Beyhülfe, die für angehende sowohl, als wie für viele jetzt lebende, hochgepriesene und angestaunte Physiker und Chemiker gar sehr zur rechten Zeit käme. Übrigens zweifelt Rec. daran, dass durch Vermeidung aller Erklärungen (ohnerachtet diese ihrer Natur nach in dem Elementarbuche nicht Platz finden durften) jene Einseitigkeit beschränkt werden möchte, sondern hält vielmehr dafür, dass diese Absicht eher durch kritische Zusammenstellung aller vorhandenen Erklärungsweisen erreicht wird. Eben so wenig kann Rec. dem Vf. darin beystimmen, dass dem experimentirenden Chemiker jede Erklärung gleichgültig sey, und er sich blos der *reinen* Thatsachen freue. Denn einmal sieht es mit der Reinheit vieler sogenannter Thatsachen, beym Lichte besehn, noch sehr übel aus; sodann giebt es wohl keine nur einigermassen tüchtige Erklärung, die dem scharfsinnigen Experimentator nicht Winke zu neuen Versuchen und Beobachtungswegen geben sollte, und endlich entspringt die Freude über reine Erweiterungen im Gebiete der Naturkunde, hauptsächlich mit aus einer, jedem denkenden Experimentator eigenthümlichen Anschauungsweise der thätigen Natur, die ihm selbst in verschiedenen Abstufungen klar ist, die er durch jene Thatsache erhellt und berichtigt, und die durch seinen Verstand ihm selbst, in der bestimmten Denk- und Schluss-Form, die wir Erklärung nennen, vorgeführt wird. Auch steht es von jedem ächten Naturforscher zu erwarten, dass er jenes Vermögen nicht in Erklärungssucht ausarten lassen werde, (woran ihn schon die durch Naturuntersuchung gewordene Bescheidenheit hindert,) und dass er, selbst den allgemein-gültigen realen Weg der vergleichenden Beobachtung und der Experimentaluntersuchung verfolgend, jeden Seitenweg zu vermeiden sucht, der, die Erforschung der Natur in ein gehaltloses vages Spiel des Witzes wandelnd, ihn von der Natur ableiten würde. — Der vorliegende erste Theil des Elementarbuchs zerfällt in 4 Cap. Im ersten werden die chemischen Geräthe abgehandelt, welche Hr. G. in Feuer- Gas- Destillir- Abdampfungs- Auflösungs- Niederschlagungs- Filtrir- Schmelz- elektrische und galvanische und in Geräthe abtheilt, die beym Experimentiren überhaupt nöthig sind; diese letzteren werden nebst Wage und Gewicht zum Schlusse des Cap. erwähnt. Die Anführung des Magnets und seines Gebrauchs, der nach *Ritter's* Versuchen vielleicht bald zu etwas mehr, als zur Prüfung der Polarität einiger Metalle in den Laboratorien der Chemiker benutzt werden dürfte, wäre hier wohl nicht überflüssig gewesen. Die Apparate, die hier beschrieben werden, sind meistentheils zu Versuchen im Zimmer bestimmt, so wie überhaupt auch die in den folgenden Cap. mitgetheilten Experimente auf eine Weise geschildert sind, dass die grössere Menge derselben füglich in der Stube mit geringem Zeitaufwande angestellt werden können. Statt des vor mehreren Jahren von Hn. G. bekanntgemachten Lampenofens, theilt er hier unter anderen eine durch grössere Einfachheit, Bequemlichkeit und Eleganz den Vorzug verdienende ähnliche Vorrichtung mit; zugleich giebt er einige Verbesserungen der Weingeistlampe und der dazu gehörigen Stative an, beschreibt ein bequemes Digestorium, empfiehlt zum Gebrauche des Löthrohrs dicke mit starken Dochten

versehene Wachskerzen, giebt eine verbesserte Einrichtung des *Humboldtischen* Eudiometers, nebst einer anderen Vereinfachung derselben Vorrichtung an, und ertheilt von seinem (bereits bekannten) Gasometer, sowie von einer zweckmässig scheinenden Abänderung der Wage, neue, dem Praktiker interessante Nachrichten. S. 94 beschreibt er sein Verfahren, Eisenbleche zu verzinken, um sie statt des Zinks in der galv. Säule zu benutzen, zu welcher Absicht er auch statt des Kupfers das Bley neuerdings in Vorschlag bringt, und in einem weitläuftigen, der Vorrede einverleibten Commentar, die Einrichtung einer wohlfeilen, grossen und sehr wirksamen galvanischen Säule zur Wiederholung der *Davyschen* Versuche (die Metallisirbarkeit der Alkalien und Erden betreffend) mittheilt. Rec. fügt diesem Cap. einige Bemerkungen bey, die nebst denen zu den übrigen Cap. Hn. G. den Beweis stellen mögen, dass Rec. dessen Schrift mit Fleiss und Sorgfalt las. — Der bequemste unter allen, sowohl im Zimmer als im Laboratorio, sowohl bey Lampen als wie bey Kohlfeuer brauchbare Ofen, ist wohl unstreitig derjenige (aus Thon vom Töpfer verfertigt), den *Bouillon Lagrange* S. 160 des ersten Theils seines „*Manuel d'un cours de Chimie. Seconde Edition*" beschrieben hat, und den viele französische Pharmaceuten und Chemisten bereits seit mehreren Jahren erprobt haben. Statt der Schiebstative bedient sich Rec. seit mehreren Jahren eines einfachen eisernen, aus einem vierseitigen auf eichenem Fussgestell eingeschrobenen Stabe bestehend, der öfters von unten nach oben so durchbohrt ist, dass verschiedene gestielte Ringe zu allen Seiten eingeschraubt werden können. Als pneumatische Wanne benutzt Rec. bey kleinen Mengen, auch bey der Sperrung mit Wasser, steingutne Schalen; eine sehr zweckmässig eingerichtete pneumatische Wanne sah er beym Hn. Prof. *Bourguet* in Berlin; sie besteht aus einem viereckigen, kupfernen, äusserlich überfirnissten, unten mit einem Hahne versehenen Kasten, der an zwey gegenüberstehenden äusseren Wandseiten mit Schieblöchern versehen ist, worin die beiden Enden eines rechtwinklig gebogenen Zoll breiten Kupferbleches, der Gestalt nach Massgabe der Umstände mehr oder weniger tief eingesenkt werden können, dass durch den oberen horizontal laufenden Theil dieses Bleches Flaschen oder Cylinder, die auf der Brücke zum Gasauffangen umgestürzt wurden, fest gehalten werden. Zu Leitungsröhren lassen sich beym kohlensauren und beym Wasserstoff-Gase auch sehr bequem lederne, mit elastischem Harzfirniss überzogene Schläuche anwenden, deren eine Mündung von Messing oder Silber, und die andere von einem durchbohrten, genau anschliessenden Korkstöpsel gebildet ist. — Beym Messen der Gase (S. 41) verdient noch bemerkt zu werden, dass man den jedesmaligen Barometer- und Thermometer-Stand beobachten und zu Rathe ziehen müsse. — S. 47 wird unter anderen Schwefelkalilösung als eudiometrisches Mittel angegeben, und S. 267 als Prüfungsmittel für die Reinheit des Sauerstoffgases empfohlen. Sollte es Hn. G. entgangen seyn, dass auch selbst die wässerige Lösung des Schwefelkali (eigentlich des sogenannten hydrothionsauren Kali) stets mehr oder weniger Stickgas mit absorbirt? Vielleicht qualificirte sich das weiterhin vom Vf. zu eben erwähnter Prüfung vorgeschlagene Bleyamalgam am besten zur eudiometrischen Masse. — Zur Winterzeit lassen sich auch die Stubenöfen sehr leicht zu Digestionen und Destillationen (aus dem Sandbade), bey kleinen Quantitäten von Wasser, Weingeist u. s. w. benutzen, wenn man sie oberhalb mit einem emporragenden Rande von Eisenblech versieht. — Zu Destillationen sehr flüchtiger Stoffe und zu Abdampfungen bediente sich der verewigte *Pott* häufig einer, mit Unrecht in Vergessenheit gerathenen Vorrichtung, welche durch Sonnenwärme erhitzt wurde, und aus einer kleinen Schale mit der zu verdampfenden Flüssigkeit bestand, die in einer grösseren stehend, von einer weiten Glasglocke bedeckt wurde. Rec. bedient sich derselben mit Vortheil für die Genauigkeit gewisser Arbeiten nach einer kleinen Abänderung, indem er nämlich dort, wo er bloss der Sonnenwärme bedarf, die äussere Wand der Glockenkuppel schwärzt. — S. 78 vermissen wir die Angabe des Gebrauchs und der Einrichtung des Hebers beym Decantiren und Aussüssen. — Noch genauer, als wie das *Gren*'sche Verfahren, die Mengen der Niederschläge zu sammeln, ist die *Black*'sche Methode, die in *v. Crells* Annalen und *Trommsdorffs* Journ. der Pharm. B. IV. St. I. S. 277 beschrieben ist. — Zur Unterlage der Schmelztiegel wendet man sicherer und zweckmässiger eigens dazu verfertigte Thonklötze oder Tafeln (Scherben) an. Ausser den namentlich aufgeführten Schmelztiegelarten, braucht man bekanntlich auch Tiegel von Kohle, Speckstein, Porcellan und die Ypsertiegel. Rec. bedient sich auch zu verschiedenen schwaches Schmelzfeuer erfodernden Arbeiten Tiegel von gutem *Reaumur*'schem Glase. — Bey dem elektrischen und galvanischen Apparate hätte wohl der, zur reinlichen Arbeit und allseitigen Beobachtung des Vorgangs in der Säule sich vorzüglich empfehlende *Hauf*'sche Apparat angeführt werden können, so wie wir auch hier eine kurze Anweisung des Gebrauchs der Elektrometer und des Condensators, nebst Angabe der *Haüy*'schen und *Karsten*'schen Methoden die Elektricität der Fossilien, und des *Ritter*'schen Verfahrens, die Stufe eines Körpers (vorzüglich eines Metalles) in der elektrischen Spannungsreihe auszumitteln, erwartet hätten. Rec. fand im II B. von *Kastners* phys. chem. miner. pharmac. Abhandl., in der dort von K. in einer Note mitgetheilten Übersetzung seiner 1805 zu Jena erschienenen Dissertation, die Beschreibung eines Apparats, mit dessen Hülfe das mittelst der galvanischen Säule entwickelte Wasserstoff-Sauerstoffgas-Gemisch durch den Funken *derselben* Säule wieder zu Wasser verbrannt werden kann, der ihm nähere Aufmerksamkeit zu verdienen scheint. — Sowohl hier, als wie auch weiterhin, S. 193—220, suchten wir vergeblich eine Notiz über die wichtige Entde-

ckung *Gautherot's*, die galvanische Beschaffenheit ausgehobener Dräthe betreffend, und über die aus dieser Beobachtung entsprungene Erfindung der *Ritter*'schen Ladungssäule. — Das zweyte Capitel handelt die über Licht, Wärme und Kälte anzustellenden Experimente ab, wo denn die vorzüglichsten Verbrennungs- und Reductions-Processe, die merkwürdigsten Phänomene der Mischung und Entmischung, der Krystallisation und der eintretenden Fluidität, und beyläufig die Darstellung einiger Gase vorkommen. — Im dritten Capitel werden die mit der galvanischen Säule anzustellenden Versuche, (die mit der Elektrisirmaschine sind übergangen, weil sie bey der Säule sämtlich wiederkehren,) und im vierten die Experimente über die Darstellung und Zersetzung der Gase beschrieben. Wir legen hierüber folgende Bemerkungen nieder. — S. 112 berührt der Vf. den zu beachtenden Einfluss des Lichtes auf die Krystallisation einiger Salze und anderer Stoffe. Wir hätten hier gegenüber die nicht minder wichtigen Beobachtungen über den Einfluss der Finsterniss aufgestellt gewünscht; gelegentlich bemerken wir hiebey, dass das Licht die Salze vorzüglich zur Efflorescenz (d. i. beginnender Vegetation?) bringt, *und dass die Chemiker bisher bey ihren Untersuchungen die Wirkung der Erdschwere — Schwerkraft — überhaupt, besonders aber in ihrer Verschiedenheit an den Polen und in der Äquatornähe, ausser Acht gelassen haben*, deren *verschiedener* Einfluss gewiss bey den meisten Mischungs- und Entmischungs-Processen von grösserer und tieferer Bedeutung ist, als Mancher ahnden mag. Fast noch mehr gilt dieses von den elektrischen und galvanischen Versuchen, die, von dieser Seite betrachtet, ein ganz neues Feld der Untersuchung, wo die verschiedene Pendellänge den Weg weist, darbieten! — Das Röthen des Phosphors an der Lichtseite (S. 114) sah Rec. auch unter Wasser vor sich gehen, und besitzt noch zur Zeit ohngefähr ein halbes Pfund so veränderten Phosphor. Das Merkwürdigste dabey ist wohl, dass die ganze Veränderung vom Inneren des Phosphors aus beginnt. Das interessante, genau beschriebene Phänomen des Leuchtens fauler Kartoffeln (welches bekanntlich auch bey Tormentilwurzeln gesehen wurde), vorzüglich die hellglänzenden Puncte, verdiente eine genaue (gewiss lohnende) Prüfung. Erwartet hätten wir hier noch *Spallanzani's* u. a. Beobachtungen und Versuche über das Leuchten der Johanniswürmer und ähnlicher Insecten. Zu S. 143 §. 144 bemerken wir, dass nach *Homberg* der mit Phosphor digerirte Weingeist, in Wasser gesprützt, gleich dem Phosphoräther leuchte. — Zu S. 147: *Kastner* (a. a. O.) sah einen *weissen* Pyrophor, der wahrscheinlich metallisirtes Kali, vielleicht auch selbst metallische Thonerde enthielt. Rec. ist dessen Darstellung zu wiederholten Malen gelungen. — Bey den *Ritter*'schen Hornsilberversuchen vermissen wir ungern eine der vorzüglichsten Beobachtungen desselben Physikers, die, in Rücksicht auf die Natur des Lichtes und des Wassers, vielleicht unter allen neueren hieher gehörenden Erfahrungen die wichtigste ist; nämlich dass unter und hinter dem violetten Strahl neben starker Reduction zugleich geringe Oxydation, und unter und neben dem Roth des Spectrums zugleich neben starker Oxydation geringe Reduction = Hydrogenation eintritt, wohin auch *Bucholzens* Bemerkung gehört, dass sich Hornsilber (wie Silberoxyd) nie vollkommen durchs Licht reduciren lasse, sondern stets neues unterliegendes Oxyd erzeugt werde. — Rec. bringt zur Winterszeit (bey seinen physikalischen Vorlesungen) das Quecksilber ohne Schwierigkeit, durch öfteres Eintauchen in rectificirten Schwefel-Naphta, zum Gefrieren, selbst im Frühherbst 1806 gelang es ihm. — Die schönsten und vollständigsten galvanischen Reductionen des (fast durchsichtig gewordenen) Bleyes, Silbers, Goldes u. s. w., sah und beschrieb, so viel Rec. sich erinnert, zuerst *Ritter*. — Das S. 207 berührte blaue Eisenoxyd ist vielleicht ein Hydrat? Unter den galvanischen Experimenten hätten wohl *Jägers* Versuche, *Ritters* Russdendriten, dessen Beobachtung der Periodicität der Säule nebst *Ermann's* Gegenbemerkungen, und dessen neuere Versuche über die Beschaffenheit der Leiter, mit *Ritter's* Einwürfen, so wie *v. Arnims* Versuch über die Kieselfeuchtigkeit eine kurze Erwähnung verdient. — Rec. erhielt, nach *Scheele's* Methode (vgl. S. 273) über der Weingeistlampe, aus 6 Unzen ilmenauer Braunstein und Vitriolöl 10—12 Mass recht gutes Sauerstoffgas, und bemerkte dabey gleichzeitig das gegen das Ende der Operation eintretende Entwickeln eines grauen Rauchs, der vielleicht etwas verflüchtigtes Eisöl war. S. 269. §. 277 vermissen wir *Lampadius* Versuch über die Oxydation des Bleyes im Sauerstoffgase. Das Salpetergas (S. 303) kann man auch ziemlich rein aus dem geglühten Salpeter, durch Vermischung mit Säuren, in reichlicher Menge entbinden. S. 313, oder statt dessen 314, fehlt die Nachweisung der unmittelbaren Erzeugung der Kohlensäure durch Verbrennen der Kohle im Sauerstoffgase, oder durch Verbrennung vegetabilischer Stoffe, z. B. des Weingeistes unter einer mit Kalkwasser gesperrten Glocke. — Das schwere kohlige Wasserstoffgas ist nach neueren Beobachtungen eine Auflösung des empyrischen Öls in Hydrogen; das sogenannte gasförmige Kohlenoxyd (S. 338) hingegen das wahre Kohlenwasserstoffgas. Das Phosphorwasserstoffgas ist im nicht gesättigten Zustande nur durch fremde Flamme entzündlich, verbreitet übrigens einen Faulfischgeruch, der dem gesättigten Gase an Stärke wenig nachsteht. — S. 350 vermissen wir die hinreichend bestätigte Erfahrung, dass entflammte Körper im salzsauren Gase mit grüner Farbe verlöschen, und dass der Campher (wie das Eis) in diesem Gase schmilzt, jedoch ohne weitere Veränderungen zu erfahren. Um das hyperoxydirtsalzsaure Kali darzustellen, (vgl. S. 359), vermischt Rec. die wässrige gesättigte Lauge mit gelöstem salpetersaurem Silber, so lange als sich noch ein Niederschlag von Hornsilber erzeugt, der, durch Filtriren

geschieden, eine klare Lauge zurückläfst, die durch Erkaltung und vorhergehendes gelindes Erwärmen leicht krystallisirt. — Wenn der Vf. in der Vorrede bemerkt, dafs er bey den Experimenten jedesmal die Beobachter genannt habe, und dafs, wo kein Name angeführt, die Versuche ihm zugehörten: so müssen wir hinzufügen, dafs dieses hin und wieder vergessen wurde, z. B. S. 100—103 u. S. 218. §. 228. Druck und Papier sind gut, die Druckfehler meistentheils angeführt, nur einige sind dem sorgfältigen Corrector entgangen; z. B. in der Vorrede S. VIII. Z. 4 v. u. statt Westrums l. *Westrumb*; S. 171 Z. 11 v. u. statt Menge l. *Mennig*. Wir wünschen dem Werke die verdiente Aufmerksamkeit, und dem würdigen Vf. die nöthige Musse zur baldigen Beendigung desselben. K. H.

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Repertorium der chemischen Litteratur von 494 vor Christi Geburt bis 1806 in chronologischer Ordnung aufgestellt* von den Verfassern der systematischen Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder in und ausser Europa. I Bd. 1 Abth., welche die Lit. v. 494 v. Chr. G. bis 1750 enthält. 1806. VIII u. 302 S. 2 Abth., welche die Lit. v. 1751—1782 enth. 1808. VI u. 562 S. Nebst einem vollständigen Nominal- und Sach-Regifter. 8. (3 Thlr.)

Schon im Jahr 1787 suchte Hr. Prof. *Fuchs* in Jena dem dringenden Bedürfnisse eines Repertoriums der chemischen Literatur durch seinen *Versuch einer Übersicht der chemischen Literatur*. Altenburg. 8. abzuhelfen; in vorliegendem Repertorium bestrebt er sich, durch gröfsere Vollständigkeit den Foderungen des Publicums an den Vf. eines solches Werkes mehr zu entsprechen: ein Verlangen, welches zwar in Vergleich mit der früheren Arbeit sichtbar ausgesprochen ist, dennoch aber viel zu wünschen übrig läfst. So lange als man glaubt, alles gethan zu haben, um die Erwartungen des Chemikers zu befriedigen, wenn man einen chronologisch geordneten Büchercatalog entwirft, der auch durch eingestreute biographische Notizen nicht aufhört, *trocken* und höchst dürftig zu seyn; so lange man nicht, im Besitz tüchtiger Excerpte, auch diejenigen Beobachtungen, Erfahrungen und Folgerungen eines Buches oder einer einzelnen Abhandlung aufführt, die zufällig der Titel nicht nennt, und so lange man die Mühe scheut, dem Repertorium selbst eine wissenschaftliche Form zu geben: so lange kann und wird nichts Vollendetes der Art hervorgehen. Aber auch selbst in der sehr beschränkten Abfassungsweise, welche die (oder vielmehr *der*) Vff. wählten, hätte sich etwas Tüchtigeres leisten lassen, wenn man, ausser den in der Vorrede angeführten Quellen, *Gmelin's* Geschichte der Chemie, *Reuss's Repertor. Commentationum*, *A. N. Scherer's* Grundzüge und Nachträge, *Schröder's* Neue alchem. Bibliothek. 1774, *Weidenfeld de secret. Adept.* und *Maquer's* chym. Worterb. Ausg. von *Leonhardi*, ordentlich benutzt hätte. Nur einige wenige Bemerkungen mögen dazu dienen, diese Klage zu rechtfertigen. — *Demokrit* wurde zuerst durch *Ostanes* (den Meder, der nicht mit dem zu Alexanders Zeiten lebenden Philosophen *Ostanes*, auch nicht mit dem Ägyptier gleiches Namens, der 430 Jahre n. Ch. G. lebte, zu verwechseln ist) unterrichtet. — *Synesius* war zu Cyrene, der Hauptstadt in der Provinz Cyrene in Libyen, geboren, studirte zu Alexandrien und wurde Bischof zu Ptolomais im J. 410. — *Geber* war, nach anderen, zu Tasso in Chorasan, einer persischen Provinz, oder, einer anderen Tradition zufolge, zu Haran in Mesopotamien geb. und lebte 830 n. Ch. G. — Hier hätte auch wohl noch *Rhasis* oder *Rases*, ein berühmter arabischer Arzt, der 920 n. Ch. G. lebte, erwähnt werden können. — *Aristoteles* der Araber lebte um das Jahr 1050 n. Ch. G. — *Marienus* wahrscheinlich 1100; er ward zu Alexandrien gebildet, und einer seiner Schüler war *Kalid*. — Mit *Rog. Baco* gleichzeitig lebte *Vincent. de Beauvais*, ein Dominikaner, der die erste Geschichte der Alchemie schrieb. — *Isaak Holland* ist zwar älter als *Basil. Valent.*, lebte aber doch wahrscheinlich ums Jahr 1408. — Bey *Arnold v. Villa nova* vermissen wir den Zeitgenossen desselben: *P. Toletan*, der ein Destillirgefäfs eigener Art erfand; so wie auch 1607 *P. Amelung*, einen lebhaften Vertheidiger der Chemie, und 1641 *Benj. Mussaphia*, der über die Goldtinctur geschrieben hat. — *Cyr. Philalethe* ist sehr wahrscheinlich der angenommene Name des *Thom. v. Vagan*. — *Jac. Harprecht* soll nicht ein Schwede gewesen, sondern in Tübingen geboren seyn; er ging zuerst nach Kopenhagen, dann nach Schweden und Holland, wo er sein Werk: *Lucerna salis* drucken liefs. — Eines der besseren Werke des Philalethe gab *J. H. Faust*, ein Arzt zu Frankfurt, 1704 heraus. — 1671 fehlt *D. Attremont*. Bey *P. Shaw* (S. 336) ist hinzuzufügen: *Chymical lect. etc.* 1734. 8. und *New method of chymistry*. Lond. 1727 8. *Wilson's Compleat course of chymistry* ist nochmals 1746. 8. aufgelegt. *Sanac's Nouveau cours de chymie etc.* erschien 1723 u. 1736. 12.

K. H.

KURZE ANZEIGEN.

Technologie. *Quedlinburg*, b. Ernst: *J. G. Kögels gründliche Anweisung zum Seifensieden. Mit einem Anhang über die Verfertigung der Talglichter und die Reinigung des Rüböls.* Zweyte, gröfstentheils umgearbeitete und verm. Aufl. 1806. 142 S. 8. (12 Gr.) Der Vf. behandelt diesen Gegenstand mehr chemisch, was auch allerdings sehr zweckmäfsig ist, nachdem man sich von der Wahrheit hinlänglich überzeugt hat, dafs vorzüglich diefs Geschäft mancherley Vortheile aus der Chemie zu erwarten habe. Obgleich, was die Anordnung der im Eingange aufgeführten Substanzen betrifft, wo wir die Säuren und Kalien noch unter den Salzen finden, verschiedenes zu erinnern wäre: so kann diefs doch denjenigen nicht stören, der über das Seifensiedergeschäft eine kurze aber gründliche Auskunft zu haben wünscht. Die Reinigung des Rüböls zum Brennen ist die *Thenardsche*, mit Schwefelsäure, wovon der Rec. aus mehrmaliger eigener Erfahrung weifs, dafs der Unterschied in Ansehung des nicht gereinigten Öls nicht grofs ist; auch hellt sich das Öl nicht leicht ab und das Licht verlöscht leicht. Diefs ist dem Rec. beym Gebrauch eines solchen Öls zum Nachtlicht oft geschehen. x. † y.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 SEPTEMBER, 1808.

KIRCHENGESCHICHTE.

Hannover, b. Hahn: *Universalgeschichte der christlichen Kirche*, von Dr. *Karl Friedrich Stäudlin*, Consistorialrath und Prof. der Theologie zu Göttingen. 1806. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. bestimmte diess Buch zunächst zum Gebrauche für seine Vorlesungen, deren Zwecke gemäss er es einrichtete. Seiner eigenen Erklärung nach enthält es mehr den Text zu einer Universal-Kirchengeschichte nach seiner Idee, als die Ausführung, und wenn es nicht ein Lehrbuch hätte seyn sollen, so würde er weniger aufgenommen haben, als er gethan hat. Der Vf. scheint hienach selbst den Fehler seiner Arbeit zu fühlen. Nämlich so viel wir sehen, ist die Arbeit des Vfs. keine eigentliche Universalgeschichte. In einer solchen muss Alles in grosse Massen zusammengestellt seyn, was sonst zerstreut und unterbrochen ist, und diese Massen müssen sich dem Blicke in reinen und sichern Umrissen darbieten. Zwar wollen wir dem Vf. nicht ganz das Verdienst absprechen, so etwas geleistet zu haben; manche Parthieen sind wirklich nach diesen Foderungen gearbeitet und nicht misslungen: aber im Ganzen hat dem Vf. das Bestreben, recht viele Materialien zusammen zu häufen, Schaden gethan; andere Parthieen vereinigen zuviel Detail in sich, als dass sie sich leicht als ein Ganzes überschauen lassen könnten. Nimmt man nur freylich auf die Bestimmung des Buches, als akademisches Lehrbuchs, Rücksicht, so muss man diesen Reichthum an Materialien billigen. Aber auch von dieser Seite findet man sich nicht ganz befriedigt. Indem die Materialien durch die universalhistorische Tendenz zu sehr zusammengedrängt sind, verlieren sie an Präcision, und machen keinen reinen Eindruck auf das Gedächtniss. Uns scheint eben die doppelte Bestimmung des Buches unverträglich, und darin finden wir den Grundfehler desselben. Universalhistorische Darstellung verträgt sich nicht mit Anhäufung von Materialien, und die Bestimmung eines Lehrbuchs fodert die letztere, und will die erstere nicht. Unserer Meinung nach muss ein historisches Lehrbuch hauptsächlich zu Gunsten des Gedächtnisses abgefasst seyn; es muss viel Materialien mit Chronologie und Citaten in sich fassen; diese Materialien müssen allerdings geordnet seyn, aber ja nicht in einander verschmolzen und zusammengearbeitet. Die Verbindung zu einem Ganzen und Continuum muss den Vorlesungen überlassen bleiben. Wer ein geschichtliches Lehrbuch schreibt, in welchem es bloss auf Überblicke, Ansichten, Ideen u. s. w. angelegt ist, der zeigt, dass er gar keinen historischen Sinn und keine akademische Methode hat, und thut ganz auf den Nutzen eines Compendiums Verzicht; denn die Zuhörer sind dann in Ansehung der Materialien, bloss und allein an den Mund des Lehrers gewiesen, und werden Vieles falsch und verkehrt auffassen. Unser Vf. irrte weniger, da er beides bezweckte, Reichthum und Einheit, allein er irrte doch! Seine Zuhörer werden nun Manches in anderer Verbindung erblicken in seinen Vorlesungen, als im Lehrbuch, und sollte es nur so seyn, dass Zwischenglieder ergänzt, Lücken ausgefüllt, und Ausführungen im Einzelnen gegeben werden müssen. — Möchte man doch in der Geschichte immer mehr auf das Geschichtliche zurückkommen, und einsehen, dass das eigentliche historische Wissen nur in der Kenntniss der einzelnen Facten, und was so oft so sehr zu unterscheiden ist, der Relationen davon besteht, und dass das andere, die Verbindung und Benutzung derselben, immer schwankend und subjectiv ist, und jedem guten Kopfe selbst überlassen bleiben muss!

Wenn alle die Kräfte, die sich in wiederholenden Bearbeitungen und Zusammenstellungen der schon bekannten Dinge abnutzen, auf kritisch und pragmatisch gearbeitete Quellenauszüge verwendet würden: so hörte die Geschichte auf, ein leidiges Spielwerk der Willkühr zu seyn, und erhielt den wahren objectiven Charakter, der ihr geziemt. Wem es nicht mit neueren Historikern gelingt, vom Weltgeist ergriffen, sich in die wahre objective Anschauung der Geschichte *a priori* zu versetzen, der wird immer, sobald er auf etwas Objectives und Allgemeingültiges geht, sich an die Facten und Relationen halten müssen. Ein geschichtliches Werk nach einer solchen Quellen-Mosaik gearbeitet, wäre ewig, wie die Geschichte selbst, und ein würdiges Erbstück für die Nachwelt. Eine solche Arbeit wird nun wohl so lange ein frommer Wunsch bleiben, bis Akademieen und dergleichen Anstalten ihre gewöhnlich verplitterten Kräfte auf solche Unternehmungen richten; einzelnen Gelehrten lassen jetzt Zeit und Verhältnisse nicht die nöthige Musse und Hülfsmittel. Aber im Kleinen sollte man doch längst etwas Ähnliches geleistet haben. Die historischen Compendien sollten nichts als ein Aggregat von einzelnen Facten, Citaten und Originalstellen seyn, gleichsam das Gerippe, welchem Fleisch und Blut zu geben, allenfalls

Sache des mündlichen Vortrags seyn möchte, das aber eigentlich allein für uns aufbehalten ist... Den lebendigen athmenden Körper der Geschichte kennt kein Mensch, wir suchen ihn nur durch allerley künstliche, aber grösstentheils missliche Operationen wieder herzustellen; jeder auf seine Weise! — — Bisweilen hat der Vf. unseren Foderungen sich einigermaßen angenähert. Die Häretiker der ersten Periode sind classificirt, so dass sie sich dem Gedächtniss gut einprägen, und also wenigstens von dieser Seite die Bestimmung eines Compendiums erfüllt ist. Die Geschichte Gregors VII und der folgenden Päpste, ist in reicher Kürze und rascher Fortschreitung erzählt, nur möchte hier mehr für die universalhistorische Bestimmung geschehen seyn.

Die Abtheilung in sechs Perioden 1) von Christus bis Constantin, 2) von Constantin bis Gregor d. Gr., 3) von Gregor d. Gr. bis Karl d. Gr., 4) v. Karl d. Gr. bis Gregor VII, 5) von Gregor VII bis Luther, 6) von Luther bis auf unsere Zeiten, (welche letztere wieder in Unterabtheilungen zerfällt,) möchte wohl nicht ganz zu billigen seyn. Zuvörderst stehet die letzte Periode allen vorhergehenden gegenüber, als ein zweyter Theil der Kirchengeschichte, als die Auflösung oder Wiedergeburt der Kirche; welch ein Verhältniss ist zwischen diesem, ein ganz neues Leben in sich fassenden Zeitraum, und dem zwischen Gregor d. Gr. und Karl d. Gr., oder einem anderen! Eher entspricht der Reformationsperiode die von Christus bis Constantin, allein auch hier ist wieder ein Missverhältniss. Am besten, man theilt die ganze Kirchen-Geschichte in zwey grosse Hälften, und theilt diese dann wieder in Unterperioden. Die der letzten Hälfte würden kleiner an Umfang seyn, aber nicht an Gehalt; denn in der neuern Zeit scheint alles reissender fortzuschreiten. Die Periode von Gregor VII bis Luther schliesst in der That zwey in sich, wie auch schon andere Historiker getheilt haben. Das päpstliche Schisma, die Concilien, die sich über die Päpste erheben, die Wiederherstellung der Wissenschaften, die Regung eines freyeren Denkens u. s. w. bezeichnen eine sehr charakteristische Periode, die Vorbereitung der grossen kirchlichen Revolution, in der wir noch begriffen sind. Wird diese Periode nicht herausgehoben: so erscheint die Reformation nicht im gehörigen Verhältniss.

Der Vf. beobachtet die Methode, dass er jeder Periode eine Charakteristik oder ein Summarium vorausschickt. Ob wir es nun gleich sehr billigen, dass er uns mit Ansichten und Constructionen verschont: so hätten wir doch diesen Charakteristiken mehr Einheit gewünscht. Jede Periode, wenn sie wirklich eine ist, muss Einen Charakter tragen. Ja, diese Charakteristik unterlässt der Vf. sogar zuweilen, z. B. bey der dritten Periode. Überhaupt ist dem Vf. die Kirchengeschichte nicht genug als ein Ganzes erschienen. Man braucht sich nicht in leere Formeln und Abstractionen zu verlieren, und kann doch Einheit und Übersicht geben. Diess leitet uns auf einen Hauptvorwurf, den wir dem Vf. machen müssen. Er hat schlechterdings nichts aufgenommen von dem Zustand der Welt vor Jesu Auftritt, und nichts von Jesu Lehre, oder doch sehr Unzulängliches. Wie konnte freylich die Kirchengeschichte dem Vf. als ein Ganzes erscheinen, da er den Anfang wegliess. Nehmt von der schönsten Gestalt den Kopf, und ihr habt doch nur eine Verstümmelung. Es kann den Vf. nicht entschuldigen, was er anführt, dass in kirchenhistorischen Vorlesungen zu dergleichen Erörterungen kein Platz sey, und dass sie durch exegetische und andere Vorlesungen ersetzt würden. So hätte er doch für seine Leser das thun müssen, was für seine Zuhörer unnöthig war. Allein auch für diese war es nöthig. Jene anderen Vorlesungen müssen allerdings die Materialien in die Hände liefern, aber die Resultate müssen in der Kirchengeschichte gegeben werden, und können nirgends schicklicher gegeben werden, da man eigentlich das N. T. garnicht ohne die Kirchengeschichte verstehet, so wenig als diese ohne jenes. Und schwer ist es gar nicht, die Resultate des N. T. aufzufassen in kirchenhistorischer Verbindung, wenn man nur die Aufrichtigkeit und Geistesfreyheit hat, zu bekennen, dass das Urchristenthum sich eben so sehr von unserem heutigen unterscheidet, als es sich wahrscheinlich von Jesu Religion unterschied. Hätte so der Vf. die Kirchengeschichte in Beziehung auf das N. T. angesehen: so würde er auch die Geschichte des Chiliasmus, besonders dessen Verdrängung und Verfeinerung, nicht so gänzlich mit Stillschweigen übergangen haben. Er würde dann auch das hierarchische Princip im Christenthum erkannt, und die kirchliche Hierarchie in ihrer wahren Bedeutung, als eine nothwendige Entwickelung aus diesem Princip, dargestellt haben. Eben so tadelnswerth ist die Weglassung der Schilderung der vorchristlichen Welt. Kann man das Christenthum wohl irgend verstehen, ohne den Gegensatz des Juden- und Heidenthums? Und ein anstaunenswürdiges, unerklärliches Räthsel bleibt die reissende Ausbreitung der christlichen Religion, wenn man nicht die damalige Lage und Stimmung der Welt kennt. Das Christenthum in seinem Verhältniss zur Welt darzustellen, gehört doch gewiss in die Universalgeschichte desselben. Wenn die Kirchengeschichte nicht den Zweck haben soll, das Christenthum in historischer Entstehung und Entwickelung zu zeigen, und so den Blick über dasselbe zu erheben, welchen hat sie denn? Die Reformation ist vielleicht nicht mehr mit der vorhergehenden Zeit verknüpft, und im Gegensatz zu derselben zu betrachten, als das Christenthum.

Was den Standpunct des Vfs. betrifft, so muss man es rühmen, dass er, ohne schwärmerisch verliebt zu seyn in Altes, was in der Kirchengeschichte vorkommt, als in eben so viele Evolutionen des Heiligen, sehr viel Sinn zeigt für die mancherley Formen, in welchen sich die Religion darstellt, und dass er den polemischen Standpunct, den die meisten anderen Kirchenhistoriker haben, verlassen hat. Das Mönchsleben ist ihm z. B. „eine von den reli-

giöſen Lebensformen, welche ſich in der Geſchichte des Chriſtenthums nothwendig entwickeln muſsten, und welche zuweilen ganz an ihrer Stelle waren" (S. 97). Sehr gerecht ſpricht er von dem Katholicismus des Mittelalters, „wie ſchätzbar es ſey, daſs damals die Religion als eine groſse öffentliche Angelegenheit behandelt wurde, und überall Einfluſs hatte, und daſs eine öffentliche Sittenzucht vorhanden war (S. 224); eben ſo vom Myſticismus. Mit Bedauern redet er von der Auflöſung der Religion in neueren Zeiten. Und ſo hoffen wir, daſs auch bey anderen forſchenden vernünftigen Theologen eine allgemeine Achtung alles Religiöſen und eine objective Anſicht des Chriſtenthums Eingang finden möge, ſo wie ſchon eine Überſchätzung aller Auswüchſe der Religion in ſchwärmeriſchen verſchrobenen Köpfen zum Vorſchein gekommen iſt. Erſt von jenem Standpuncte aus iſt eine Darſtellung der Kirchengeſchichte in ihrer wahren welthiſtoriſchen und menſchlichen Beziehung möglich.

Dieſes Lehrbuch iſt übrigens mit ausgewählter Literatur reichlich ausgeſtattet. Nur wundern wir uns und müſſen es rügen, daſs die Ausgaben der Kirchenſchriftſteller und die Specification ihrer Schriften vergeſſen ſind. Nach unſerem Begriffe gehört dieſs nothwendig in ein kirchenhiſtoriſches Compendium. Denn ſoll denn der Lehrer Büchertitel dictiren? Wir halten dafür, daſs eben, um dergleichen Zeitverderb zu vermeiden, man den Lehrlingen Compendien in die Hände giebt. Die angehängten chronologiſchen Tafeln ſind ſehr reich und gut geordnet.

Und ſo hoffen wir, daſs dieſes Lehrbuch ſehr viel Nutzen ſtiften wird, und wünſchen, daſs der Vf. uns noch mehr dergleichen kirchenhiſtoriſche Arbeiten ſchenken möge. Unſere Zeit bedarf Männer für dieſes Fach, die mit philoſophiſchem Sinn und hiſtoriſcher Kenntniſs gleich ausgerüſtet ſind, eben ſo wenig in den Schwall der Materialien bewuſstlos verſunken, als in leeres Formelweſen verſtrickt und von idealiſtiſchem Dunſt umnebelt. s—e.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Freyburg im Breisgau*, b. Roſſet: *Grundlinien zur Geſchichte der Albertiniſchen hohen Schule zu Freyburg im Breisgau, womit der Prorector (Ecker) und das akademiſche Conſiſtorium die von Sr. kurfürſtl. Durchlaucht zu Baden, Karl Friedrich, unſerem gnädigſten Herrn, auf den 15 April 1806 angeordnete feyerliche Übernahme des Breisgaues und der Ortenau den hier ſtudirenden Akademikern ankündiget.* (Von Dr. *Ecker*, Prof. der Medicin.) 1806. 18 S. 4. Seitdem die Univerſität unter der badiſchen Regierung und unter der Leitung eines thätigen Curators ſich befindet, fängt es an, auf ihr laut zu werden. Die Lehrer ſcheinen unter ſich, und die Univerſität mit den anderen in Wetteifer getreten zu ſeyn, woraus ſich bey den groſsen Hülfsmitteln, die ſie ſchon beſitzt, und die ihr täglich durch die Gewogenheit ihres Fürſten und deſſen Regierung zuflieſsen, und bey der glücklichen Wahl von Lehrern, die ſich auch ſchon in der vorigen Periode rühmlich ausgezeichnet haben, vieles für die Cultur der Wiſſenſchaften erwarten läſst. Um das Publicum in den Stand zu ſetzen, dieſe Hoffnungen ſelbſt zu erkennen, führen wir die ſeitdem auf dieſer Univerſität erſchienenen Gelegenheitsſchriften an, wodurch es zuerſt mit der ganzen, durch viele Zufälle merkwürdigen Geſchichte dieſer hohen Schule bekannt wird.

Albrecht VI, Erzherzog von Öſterreich, Herr vom Sundgau, Elſaſs, Breisgau, dem Schwarzwald und von Schwäbiſch-Öſterreich, faſste im Jahr 1454 den Entſchluſs, hier eine Univerſität zu ſtiften. Am 24 Aug. 1456 wurde die Stiftungsurkunde ausgefertiget, worin *Albrecht* der Univerſität die Patronatsrechte über mehrere reiche Pfarreyen und Pfründen, oder ſogenannte Kirchenlehen im Elſaſs, in der Schweiz, im Breisgau, und vorzüglich in Schwäbiſch-Öſterreich, übertrug. Es wurden zwey Curatoren ernannt, und dem einen 70 rh. Gulden, als erſtem Rector, von einem verliehenen Zehnten aus der Stadt *Villingen* ausgeworfen. 1460, nach Erbauung der Stadt durch die Herzoge von *Zähringen* 332 Jahr, wurden, nach einem feyerlichen Gottesdienſte, im Geleite aller Stellen der Stadt und des Landes, die neuen Profeſſoren in einem feyerlichen Zuge durch die Stadt geführt, und die Vorleſungen von dem Pedell angekündiget. Die erſten Lehrer kamen von *Heidelberg*, *Wien* und *Erfurt*, waren zu jener Zeit berühmte Namen, und ſtiegen zu den höchſten Würden empor, wurden Biſchöfe, Ritter, Kanzler. Unter den erſten Schülern befanden ſich: der berühmte freymüthige Domprediger *Gailer v. Kaiſersberg*, *Johannes a Lapide*, der 1463 in P. promovirte, einige Jahre darauf in der *Sorbonne* die erſte Buchdruckerey in ganz Frankreich errichten half, und in der Folge Beförderer der Univerſität Tübingen wurde; zwey Fürſten aus königlichem Geblüte und Pfalzgrafen ein Graf von *Hohenzollern*, *Marggraf Karl*, *Marggr. Chriſtoph* von Baden, und eine Menge Domherren mehrerer Hochſtifter, zahlreiche Grafen und Edle aus Deutſchland, Burgund, der Schweiz, Frankreich, Polen, die zum Theil ſelbſt Rectoren wurden. — Das 16te Jahrhundert war das glänzendſte der hohen Schule. Der Stiftungsfond, die Capitalien und Stipendien mehrten ſich, und die berühmteſten Reſtauratoren der Wiſſenſchaften lehrten daſelbſt. Der groſse deutſche Rechtslehrer *Zaſius*, von Conſtanz gebürtig, die Italiäner *Beſutio* und *de Citudinis*, *Mynſinger*, dem in der Folge, als Kanzler des Herzogs von Braunſchweig, die Univerſität *Helmſtädt* ihr Daſeyn verdankte, *Derrer*, *Streit*, *Friedrich Martini*, *Georgius Amelius* lehrten unter den damaligen Juriſten; *Eckius*, *Fabri*, *Lorrichius*, *Benner*, Kanzler der Univerſität *Löwen* (dieſe und die pariſer Univerſität ſind Schweſtern der Freyburger), *Caſcan*, *Neubeck*, nachher Fürſtbiſchof zu Wien, *Hänlin*, *Wimpheling*, *Erasmus von Rotterdam* waren Mitglieder der theologiſchen Facultät; *Schenkius*, *Moccius*, *G. Pictorius*, *Bernhard Schiller* zeichneten ſich in der Medicin aus; unter den Artiſten ſind bekannt: *Glareanus*, *Hartungus*, *Freigius*, *Beurer*, *Konrad von Heresbach*, *Locher*, als *Philomuſus ſuevus*, *G. Reiſchius*, *Oraculum Germaniae* genannt. Mehrere Profeſſoren wurden Fürſtbiſchöfe, viele Weihbiſchöfe, andere Kanzler, andere kamen ans Kammergericht nach Speyer u. ſ. w., und eine Menge Fürſten werden aufgezählt, die da ſtudirt haben; unter ihnen auch der berühmte deutſche Held *Sebaſtian Schertlin von Burtenbach*. Die Univerſität wurde auf das Concilium zu *Piſa* und *Trient* eingeladen, ſie hatte auf den Provincial-Synoden den Rang unmittelbar nach den Malteſer- und Deutſch-Ordens-Rittern; wegen der Peſt muſste ſie 4mal nach Städten in Schwaben, nach Villingen, Mengen und Radolfszell, auswandern; die Reformation brach herein, es gab Parteyen, *Hartungus* und *Schreckenfuchſius* ſtarben im Kirchenbann; Luther berief ſich auf das Urtheil der Univerſität. Eine Menge Stipendien für arme Studirende wurden in dieſer Zeit gegründet; und obſchon die Schweden von dieſen Fonds ein Drittheil einzogen, obſchon in den folgenden Jahrhunderten der feindlichen Erpreſſungen kein Ende war: ſo beträgt dieſer Fonds doch noch immer beynahe 300000 fl., und hat auſserdem an den ſo berüchtigten Diviſionsſchulden nur an Capitalien 137000 fl. zu fodern.

So lange beſtand der Ruhm der Albertina; aber 1620 wurden die Jeſuiten mit Gewalt in die Akademie eingeführt, und damit war es um die Univerſität geſchehen. Wenige zeichneten ſich noch aus, z. B. *Scheiner*, der Entdecker der Sonnenflecken. Endlich verheerte der 30jährige Krieg alle ihre Beſitzungen; ihre Fruchtkaſten, Pfarr- und Meier-Höfe im Breisgau und in Schwaben wurden geplündert und niedergebrannt, und im Nimwe-

ger Frieden wurde Freyburg gar an Frankreich abgetreten. Die Jesuiten benutzten den bewilligten freyen Abzug der Universität nicht, sondern suchten sogar sie in eine französische zu verwandeln, aber es wurde hintertrieben, und sie nach Konstanz am Bodensee verlegt. Freyburg sank dadurch von 1200 Bürgern auf die Hälfte herunter. (Die Franzosen blieben gegen 14 Jahre im Besitze der Stadt, und erhoben sie zur Festung.) 1698 kehrte die Universität zurück, aber im spanischen Successionskriege wurde die zurückgegebene Stadt 1713 wieder von den Franzosen erobert, wobey die Universität wieder auf zwey Jahre nach Konstanz flüchten musste. Nach dem rastadter Frieden suchten die Landstände der gesunkenen Universität wieder aufzuhelfen, und erhoben für sie ein Sechstheil Wein-Ohmgeld mehr, wodurch mehrere neue Professoren angestellt wurden. 1744 wurde die Festung von den Franzosen geschleift.

Im Jahr 1773 wurden die Jesuiten vertrieben, und von da begann wieder eine neue Epoche für die Universität. Die Bibliothek wurde vermehrt, sie bereicherte sich auch durch die unter Joseph aufgehobenen Klöster; die Akademie erhielt die weitläuftigen Jesuitengebäude, richtete ein chemisches Laboratorium ein, legte den vortrefflichen am Flusse gelegenen grossen botanischen Garten an, erbauete zwey Gartenhäuser, das neue anatomische Theater, und verschaffte ihm, besonders durch die Thätigkeit des Prof. *Gebhard*, der nun jubilirt als würdiger Veteran in Wien lebt, eine beträchtliche Sammlung von Präparaten, und gründete in dem auf 24 Betten fundirten Hospital ein medicinisch-chirurgisches Klinikum. Wem ist es unbekannt, dass in dieser Zeit die liberalste Aufklärung des katholischen Deutschlands von Freyburg ausgegangen ist, ja dass sie die einzige Universität damals unter den katholischen gewesen, welche Aufsehen gemacht hat? *Jacobi*, obgleich Protestant, ist schon mehrere mal Rector gewesen. Aber Joseph ist gestorben, und 1792 brach der Revolutionskrieg aus, 25000 fl. jährl. Einnahme im Elsass von zwey zuvor den Jesuiten gehörigen Probsteyen, deren Einkünfte Ludwig XV der Universität, durch die Verwendung Marien Theresiens, mittelst in ganz Frankreich angeschlagener Patente, auf ewig zusicherte, vorzüglich weil die Universität sie selbst verwaltete, und sie daher als ein Privateigenthum angesehen und geachtet werden mussten, und die Pfarrey Ensisheim gingen verloren. Diese Lücke wurde jedoch einigermassen ersetzt durch die Gefälle des Dominikanerklosters zu Freyburg, das der Kaiser *Franz* der Universität schenkte, und durch wiederholte Schenkungen von 12000 fl. durch die schwäbisch-österreichischen Landstände, durch eine Erbschaft von einem Professor, Namens *De Benedictis*. Auch sprachen die Franzosen die Universität von Requisitionen in den Jahren 1796 bis 1799 frey.

In der neuesten Zeit hat sie sich durch Freymüthigkeit gegen die geistliche Despotie in *Wiehrls* philosophischer Streitsache und in dem geschmähten Responsum über die geschwornen Priester Frankreichs, nach dessen Grundsätzen doch in der Folge der Papst das Concordat mit Frankreich abgeschlossen, und durch viele berühmte Lehrer und Zöglinge ausgezeichnet. Es werden nur die Abgegangenen und Gestorbenen genannt. *Riegger*, *Petzeck*, *Jellenz*, *Fölsch*, *von Guarin*, *von Mederer*, der oberste Feldarzt aller kaiserlichen Armeen, *Dannenmayr* und der letzte Fürst von *St. Blasien*, *Gebhard*, *Staravasnig* waren Freyburger Professoren. Der kais. Gesandte zu Regensburg Freyherr von *Fahnenberg*, der k. k. geh. Rath von *Fechtig*, die k. k. Hofr. von *Neininger* und von *Steinherr*, der geh. Rath, Leibarzt und Protomedicus *Rehmann* zu Donaueschingen, der Hofr. Leibarzt und Präsident der vaterländischen Gesellschaft der Ärzte und Naturforscher Schwabens *Metzler* u. m. a. berühmte Männer sind Schüler der Albertina. — Ein treffliches Gedicht von *Jacobi* ist noch bey der Übernahme erschienen.

Es ist nun neuerlich wieder von demselben, für das Wohl der Univers. so äusserst thätigen Lehrer und zeitigen Prorector, ein Programm *Freyburg*, b. Rosset: *Albertinae Magni Ducatus Zahringo-Badensis Universitatis Literar. Friburgensis h. t. Prorector D. J. Alex. Ecker, Prof. publ. ord., a consiliis aulicis, de rebus medicis Referens et plurium societ. lit. sodalis initia lectionum publ. ad 2 Nov. 1807 indicit. Praemittitur brevis enarratio eorum quae anno elapso Academiae laeta et felicia acciderunt.* 10 S. 4. erschienen, welches die Fortsetzung der Geschichte der Universität ist. Ihre neuesten, anfangs bedenklichen, dann aber glücklich gewendeten Fata werden erzählt. Die Universität war 350 Jahre unter der milden Regierung des Hauses Österreich, welches sich ihrer väterlich annahm, und sie bey den vielfältigen Unglücksfällen unterstützte; im lüneviller Frieden verlor sie das Haus Österreich; lange gehörte sie niemanden an, endlich wurde sie unter den Herzog von Modena und dessen Präsidenten Hn. v. Greiffenegg gezwungen, die bekanntlich so wenig um die Univers., als jener um das Land sich bekümmerten; im pressburger Frieden traf sie wieder ein glückliches Loos, sie kam unter den nachmaligen Grossherzog von Baden, dessen Vorfahren, den Herzogen von Zähringen, das Land einst gehörte, und dieser wurde nun ihr grösster Beschützer und Beförderer. Anfangs sollte sie zwar der älteren und so eben ganz neu organisirten Universität Heidelberg weichen, und aufgehoben werden; allein Verwendungen von Seiten des Fürsten Primas und des französischen Gouverneurs Clark für sie, Androhungen von Seiten Würtembergs, die in diesem Lande befindlichen Gefälle einzuziehen, wofern die Universität aufgehoben würde, gaben ihr einige Hoffnung. Endlich bestimmte die gute Idee, welche bey der badischen Regierung für die Universität entstand, als sie dieselbe, besonders durch den Freyherrn von *Drais*, bad. Präsid. des Breisgaus, näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und die *gute Ordnung* und *Ruhe* unter den Mitgliedern der Universität den liberalen Beförderer der Wissenschaften, den Grossherzog von Baden *Karl Friedrich*, die Universität nicht nur zu erhalten, sondern sie auch, wie es aus den grossen Dotationen, die er ihr überlässt, hervorgeht, auf den höchsten Flor zu bringen.

Das Rectorat, welches seit 1796 der deutsche Held Karl begleitete, nahm der Grossherzog an, der Kanzler des Malthheser-Ordens, *J. v. Ittner*, jetzt Gesandter in der Schweiz, ein gelehrter, thätiger, besonders für die Alten und für die Naturwissenschaften enthusiasmirter Mann wurde Curator, dem akademischen Senate wurde die Verwaltung der Einkünfte der Güter und Fundationen aus einer weisen Politik gelassen, die katholisch theologische Facultät wurde sammt ihren Fonds von Heidelberg nach Freyburg übersetzt, 7000 fl., welche die breisgauischen Klöster jährlich in die Kasse *ad pios usus* schossen, wurden der Universität vermacht, und ihr erlaubt, so viele Klostergüter ohne Bezahlung zu erwerben, als zu dieser jährlichen Einnahme erfoderlich sind, und obendrein noch für 80000 fl. gegen Bezahlung anzukaufen (bereits sind für 140000 fl. gekauft, wofür nicht viel mehr als 33000 fl. bezahlt werden durften). Die Bibliotheken aller breisgauischen Klöster, und durch die Bemühungen des Curators auch die Buchdruckerey und das Naturaliencabinet des reichen Klosters St. Blasien auf dem Schwarzwalde wurden der Universität geschenkt, so dass sich diese Bibliothek mit den meisten der anderen Universitäten messen kann, und sie würde vielleicht noch um die Hälfte reicher seyn, wenn nicht die nutzlose Eitelkeit, alle Ausgaben eines Werks, sollten sie auch ein Dutzend seyn, zu besitzen, worein mit Recht nicht einmal Göttingen einen Stolz setzt, noch daselbst bestände u. das Anschaffen der wahrhaft nöthigen Bücher verhinderte. Die physikalische und astronomische Instrumentensammlung des Klosters Salemsweiler am Bodensee, die über 6000 fl. werth ist, wurde den badischen Prinzen für ungefähr 2000 abgekauft, die anatomische Sammlung besonders durch die Thätigkeit des jetzigen Lehrers zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, und schon vorher das Locale erweitert; neue Lehrstühle wurden errichtet und mit neuen Lehrern besetzt, und die Thätigkeit der Lehrer durch Beförderungen und Ehrenstellen angefeuert. Gegenwärtig hat die Universität 22 ordentliche, 4 ausserordentliche Professoren, 6 Theologen, 6 Juristen, 6 Mediciner und 2 Assistenten, als Lehrer der Hebammen und als Hospitalarzt, 8 Philosophen. Es werden 85 Collegien gelesen, die Bibliothek wird täglich, 2mal aber in der Woche das Lesezimmer für Studirende geöffnet. Die Universität besitzt ausser den genannten Anstalten und den zoologischen und mineralogischen Kabinetten noch einen chirurgischen und geburtshülflichen Apparat, und der Prof. *Schmiederer* eine beträchtliche Sammlung von Eingeweid-Würmern und — Steinen. Nach diesen Auspicien lässt sich mit Zuversicht hoffen, dass eine bisher wenig bekannte Universität bald in den Rang der übrigen trete, wofern alle ihre Glieder die Thätigkeit behalten, welche sie jetzt beseelt, und wenn sie dem Beyspiel derer, die schon so rühmlich vorangegangen Gelegenheit hatten, in der Mittheilung ihrer Kenntnisse mit gleichem Eifer folgen, und dadurch die dem Fürsten und dem Publicum schuldige Rechnung von ihrer Thätigkeit ablegen. Das bis jetzt erschienene dritte Programm, enthaltend *Hannonis Periplus* von D. *Hug*, *Prof. P. ord. lingg. Or. St. literar. et antiquitatum*, werden wir in der Folge dem Publicum anzeigen. O.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 SEPTEMBER, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Göttingen, b. Dankwerts: *Die letzten Briefe des Jacopo Ortis.* Nach dem Italiänischen herausgegeben von *Heinrich Luden.* 1807. 350 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

2) Ebendaselbst: *Kleine Aufsätze, meist historischen Inhalts*, von *Heinrich Luden*, Professor in Jena. 1808. XVI u. 296 S. 8.

[Von zwey Recensenten.]

Vermöge der Übereinstimmung in der Idee des Ganzen wie in einzelnen Zügen, ist man anzunehmen berechtigt, dass Werthers Leiden dem Vf. von No. 1 zum Vorbilde dienten; dabey ist aber die Verschiedenheit charakteristisch genug, um in der Nachbildung mehr als blosse Nachahmung zu entdecken. Das Unterscheidende liegt theils in der Richtung der Kräfte, theils in den äusseren Umständen, theils, und zwar vornehmlich, in der Art, wie der an sich gleiche Geist sich kund giebt und darstellt. Eigenthümlich ist im *Ortis* zunächst die enthusiastische Theilnahme am Schicksale seines unglücklichen Vaterlandes, des Freystaates von Venedig; er ist selbst ein Opfer der schmachvollen Revolutionirung geworden, empfindet aber mehr als sein eigenes Unglück den Untergang der Republik. — Sein Verhältniss zu Theresen ist gleich vom Anfang an so verzweifelnd, wie es erst späterhin zwischen Werther und Lotte wird: Therese bekennt ihm unverholen, sie sey unglücklich, sie könne ihren Bräutigam nicht lieben; dieser wird als ein kalter, liebloser Alltagsmensch geschildert; die Mutter, die sich der Verbindung widersetzte, lebt von der Familie getrennt, und den Vater beunruhigt der Gedanke, dass seine Tochter sich seinem Willen mit schmerzlicher Ergebung aufopfert. Die Art und Weise nun, wie Ortis in diesen beiden Hauptmomenten seines Lebens sich selbst darstellt, möchte man mehr mittelbar als unmittelbar poetisch nennen. Selten sind seine Worte der nächste reinste Ausdruck der Bewegungen seines Inneren; zumeist giebt er diese reflectirt wieder, sey es in Betrachtungen, in rhetorischen Ergüssen, oder in umständlichen Schilderungen. Vieles mit Wenigem anzudeuten, das Unaussprechliche anzuregen, uns mit einem einzigen Worte mitten in die verborgensten Gefühle seines Inneren zu versetzen, dass wir wie einheimisch darin wohnen, und sein Leben gleichsam mit ihm leben — dieses vermag er nie, oder selten; und daher kommt es unstreitig, dass unsere Theilnahme an seinem Schicksale nur mässig ist. Die Darstellung geht in die Breite, und zwar nicht so, dass die Phantasie, ihrem Gange ununterbrochen folgend, gern und willig verweilte (wie es etwa in der Fiametta des Boccaccio der Fall ist); sie wird vielmehr nur theilweise beschäftigt, und das Werk erscheint ihr nicht als ein vollständiges, durch sich selbst redendes Bild, sondern die Überlegung muss ihr zu Hülfe kommen, und das Einzelne streng verknüpfend, den Gesammteindruck erst zusammenfassen. Kurz, das Werk scheint mehr interessant als schön, mehr geistreich als poetisch zu seyn. In dem Tone des Ganzen herrscht eine gewisse Schärfe und Strengigkeit, und man vermisst jene Anmuth, die das Harte und Schroffe des Stoffes mildern sollte. — Das Schätzenswertheste sind wohl die politischen Briefe, die auch historischen Werth haben mögen. — Mit der Urschrift nicht bekannt, können wir nur versichern, dass die Nachbildung derselben, wie sich von ihrem Verfasser nicht anders erwarten lässt, voll Geist und Leben ist.

Ha. Ha.

Historisch im eigentlichen Sinne des Worts, ist in No. 2 nur der erste Aufsatz, welcher die Überschrift hat: *Venedig. Entstehung, Blüthe, Verfall.* „Unter den Handschriften", sagt Hr. *Luden* in der Vorrede S. VII f., „die mir in den schauervollen Tagen Jena's zerstört wurden, befand sich eine, dem Umfange nach, fast vollendete Geschichte der Revolution und des Untergangs der Republik Venedig, die Ostern 1807 erscheinen sollte. Zu dieser hatte ich eine Einleitung geschrieben, um den Leser an die Entstehung und Verfassung der Republik zu erinnern, und ihm diese so weit zu vergegenwärtigen, als zum Verständniss der Geschichte nothwendig schien. Diese Einleitung hatte sich so ziemlich erhalten; das Fehlende konnte wenigstens einigermassen aus dem Gedächtnisse ersetzt werden, so dass keine bedeutende Lücke übrig blieb. Da die Geschichte schwerlich von mir jemals wieder bearbeitet werden wird, so habe ich die Einleitung diesen Aufsätzen vorausgeschickt." Schade nur, dass dieser Aufsatz nicht mehr historische Fülle enthält, und der Vf. zu frühe von der fast gar zu kurzen Geschichte zur Schilderung der späteren Verfassung der Republik Venedig übergegangen ist! Freylich für den ursprünglichen Zweck war genug gesagt, aber was an sich bloss Einleitung war, konnte wohl von dem kenntnissreichen Vf.

sehr leicht zu einem selbstständigen Ganzen, zu einem wahrhaft interessanten Umrisse der Geschichte Venedigs umgebildet werden. Italiens und Spaniens Geschichten — wie sind sie nicht gegenwärtig vernachlässiget unter uns Deutschen! Welche Lorbeeren liessen sich hier nicht brechen von einigen jungen Männern unter uns, in denen Historiker von Geschmack und philosophischem Geiste aufblühen! Möchte Hr. L. den einmal betretenen Weg in das schöne italische Land auch fernerhin fortsetzen! — Für Spaniens Geschichte dürfen wir vielleicht den grössten Trost hoffen von der Eitelkeit, welche ja selbst auch in dem Zeitalter der Mediceer unter den Gelehrten Wunder gethan hat. Die Gluth für den glühenden Süden, für welche jetzt viele unserer Jünglinge auf eine so wundersame Weise erglühen, wird vielleicht einen derselben, der die gefährliche Feuerprobe glücklich bestanden, zu Spaniens Geschichte hinleiten, deren gelungene Darstellung hohen Ruhm gewähren, aber auch grosse Opfer verlangen würde. Grosse Opfer, sagen wir! denn mit der Gluth des Südens müsste die Eisenkraft des Nordens, das ist, deutscher Fleiss und deutsche Gründlichkeit vermählt seyn. — Die 4 nächstfolgenden Aufsätze enthalten Betrachtungen, wozu der Vf. hauptsächlich durch die Übersetzung der „*ultime lettere di Jacopo Ortis*" veranlasst wurde. „Sie sind, sagt er in der Vorrede S. VI, Kinder des Augenblicks, nicht der Ansicht nach, die in ihnen herrscht, aber doch in Rücksicht der Form; sie machen keine Ansprüche; und es würde mich freuen, wenn sie von einigen verständigen Männern nicht ungern gelesen würden." Der *erste* derselben enthält eine *Vergleichung Werthers mit Ortis.* Der *zweyte* mit der Aufschrift: *Freyheitssinn*, ist voll Klarheit, Kraft und Wärme. Auch ist in diesem, so wie in allen übrigen philosophischen Aufsätzen des Vfs., der Styl weit fliessender, natürlicher, lebendiger, als in dem oben erwähnten historischen, wahrscheinlich desshalb, weil derselbe im Bezug auf diesen sich zu ängstlich, wiewohl nicht so sklavisch, wie einige andere, an ein an sich herrliches Vorbild zu halten pflegt. — Wenn es übrigens in diesem Aufsatze S. 155 heisst: „Ein vollkommen rechtlicher Zustand innerhalb eines Staats wird nicht dadurch bewirkt, wie man zu behaupten pflegt, dass ein jeder seine Freyheit beschränkt, damit auch die anderen die ihrige beschränken sollen; das hiesse sich auf die Negative setzen, und in das Leben den Tod bringen; sondern dadurch, dass ein jeder in dem Versuche, wozu ihn seine Natur treibt, Allen seine Kraft fühlbar zu machen, und über sie zu herrschen, gehemmt, und von Allen und Jedem gezwungen wird, sich zu beschränken —: so scheint Hr. L. in jene Negative mehr zu legen, als ihre Urheber ursprünglich darein gelegt haben. — Was der Vf. im dritten dieser Aufsätze, „*Ruhm und Geschichte*", zum Lobe der Historie, im Auge haltend, wie es scheint, einen der noch Lebenden, sagt, hat Rec. aufs Neue zu gleicher Bewunderung dieses Seltenen hingerissen, mit welchem, dem viel Erfahrenen, er auch die Überzeugung theilt, dass, in Beziehung auf historische Kunst, das Thun dem Gerede davon weit vorzuziehen sey. Nach S. 196 scheint der Vf. sich gar zu sehr vor dem Gedanken zu entsetzen, dass eine Zeit der Gottheit näher sey, als die andere, und dass die früheren Geschlechter den späteren vorarbeiten. — Aber warum, hat ja schon *Lessing* gefragt, könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen seyn? Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? — Der zunächst folgende Aufsatz: *über historisches Richten*, ist ein Fragment. „Er war, sagt der Vf. S. VI f., noch einmal so gross; durch eine äussere Veranlassung aber wurde ich bewogen, als der Druck schon angefangen war, vieles herauszuschneiden. Man wird verzeihen, dass ich mich genöthiget sah, diese einzelnen Bemerkungen also mitzutheilen." — Rec bedauert recht sehr, dass der Aufsatz nicht in seiner ganzen Ausdehnung gegeben werden konnte; denn so wie er vor uns liegt, ist er, wie es scheint, nichts anderes, als eine Ausführung jenes bekannten, aber nur halbwahren Grundsatzes: *Alles was ist, ist gut.* — Wohl muss man, um die Frucht zu erkennen, die Pflanze betrachten, aus der sie entsprossen, und den Boden, auf dem die Pflanze gewurzelt, und die Umgebungen, unter deren Einfluss sie gestanden hat. Aber ist es nicht *eine* Lebenskraft, *ein* göttlicher Geist, welcher alle diese Pflanzen durchströmt, mit anderen Worten, ein und ebendasselbe sittliche Gefühl, welches sich in jeder Menschenkraft regt? In dieser Hinsicht finden wir es grundfalsch, wenn man behauptet, dass sich die Alten, besonders die Griechen, nicht über die Bürgerlichkeit zur wahren Sittlichkeit erhoben haben. Und dann, was im Leben erlaubt ist, warum sollte es nicht in der Geschichte, diesem Abbilde des Menschenlebens, erlaubt seyn? Das Zutrauen des Menschen zum Menschen, beruht es nicht in unzähligen Fällen auf dem Eindruck, welchen die Art und Weise, wie ein Mensch seine Gesinnungen durch Handlungen erprobt, auf menschliche Gemüther macht? Und war nicht jenes Zutrauen, welches der gefeyerte Alexander seinem Arzte schenkte, eine herrliche Urkunde seines eigenen hohen Werthes? Und jenes Göttliche, welches nach unserem Vf. in Cäsar'n war, ist es denn je auf Erden *erblickt* worden? — Die Historie selbst richtet gar nicht, aber die Thaten, welche sie erzählt, üben strenges Gericht. — Endlich der *sechste und letzte* Aufsatz handelt *von dem Vortrage der Universalgeschichte.* Es war derselbe ursprünglich ein, keinesweges für den Buchhandel bestimmtes, Einladungsblatt an die Zuhörer des Vfs., welches hier bloss desshalb mitgetheilt werde, weil ein Dritter einzelne, unzusammenhängende Sätze desselben entstellt, und aus ihrem Kreise gezogen habe. — Es sollte dieses Blatt den Studirenden kund thun, in welchem Geiste der Vf. ihnen die Geschichte vortragen wolle. Diesem Zwecke entsprach es.

vollkommen. Eben deshalb aber enthielt es auch bloss Andeutungen, von denen Hr. *L.* selbst sagt, dass er sie hier nur schwach, unbestimmt und vieldeutig habe aussprechen können. Nur die Ausführung selbst konnte daher ihm und anderen das, was er, laut diesem Zeugnisse, mit philosophischem Sinne anstrebte, ganz klar und deutlich malen. α. φ.

BERLIN, b. Frölich: *Kleine Schriften von Christian Schreiber.* Erster Band. 1808. 247 S. 8. (20 Gr.)

Eine Sammlung interessanter, grösstentheils angenehm und leicht unterrichtender Aufsätze, über Musik, Dichtkunst, Mythologie, untermischt mit Gedichten und Erzählungen. In den *rhapsodischen Gedanken über ältere und neuere Musik* findet der Vf. den Unterschied beider Gattungen hauptsächlich darin, dass die alte Musik bloss Begleitung des Gedichtes, und mithin, wie dieses, fröhlich, und heiter gewesen, dahingegen in der neueren Zeit die Musik sich, losgerissen von der Poesie, als eine für sich bestehende Kunst zeige, welche mehr aus den inneren Tiefen des Gemüths hervorgehe, als die äussere Natur ergreife und darstelle. Die Antithese des Antiken und Modernen, als eines Realen und Idealen, welche der Behauptung des Vfs. zum Grunde liegt, hat allerdings viel Blendendes, und giebt oft mit blitzschneller Erleuchtung Aufklärungen über manche dunkle Stelle des Alterthums: allein die scharfe Sonderung des antiken und modernen Charakters, zu welcher sich die Kritiker im Allgemeinen berechtigt glauben, verwirrt nur zu oft die Vorstellungen über das Wesen des Alterthums, seiner Kunst und seines Charakters, und bringt zugleich die seltsamsten Meinungen über Ideal, Objectivität und ähnliche Dinge hervor, welche mit sich selbst noch mehr in Widerspruch stehen, als mit den Meinungen, gegen welche sie streiten, und mit den Kunstwerken, welche sie verwerfen. Wer die alten griechischen Dichter aus ihren Überbleibseln, aus ihrem Wiederhall und Nachklang in der römischen Lyrik, aus den Systemen der alten Philosophen, — welche die Dichter — und nicht allein Euripides — gern aus ihren Gedichten sprechen liessen, kennt, dem kann auch ihre Mystik und ihre Sentimentalität nicht unbekannt seyn. Beides findet sich in ihnen, nur nicht so vorlaut und am unrechten Ort sich eindrängend, wie bey den Modernen, wo der Dichter, wie ein übersorglicher Pädagog, lieber zu viel als zu wenig zu thun sich bemüht. So wenig Bestimmtes wir auch von der Beschaffenheit der alten Musik wissen, so lassen doch eben die Beschreibungen von dem gewaltigen Eindruck, den sie auf das Gemüth der Zuhörer gemacht haben soll, gerade jenes Ergreifen der *inneren* Natur von ihr vermuthen, welches der Vf. ihr abspricht. Umgekehrt dürfte vielleicht die neuere Musik diese ursprüngliche Subjectivität verlassen haben, und in ihren Darstellungen objectiv geworden seyn, nicht allein im Missbrauch durch Malerey äusserer Gegenstände, sondern durch Bildung für sich stehender, harmonisch-rhythmischer Kunstwerke, deren Basis die Erfindung des doppelten Contrapunctes war. Wo aber die Musik — abgesehen vom Gesang — in ihrer subjectiven Natur erscheint, da ist sie Abbild der inneren Welt in der Zeit, wie die Malerey Abbild der äusseren Welt im Raume ist. Sie ist ein Tongemälde der Empfindung, aber nur der reinen Empfindung, nicht dessen, was in ihr dem Begriff oder der Reflexion angehört, sie malt die Trauer, nicht ihre Veranlassung, das Glück und die Qual der Liebe, nicht die Liebe selbst. In so fern hat der sicher blickende Richter vollkommen Recht, dass Instrumentalmusik nichts Unmoralisches darstellen könne, und des Vfs. Einwendungen dagegen verschwinden. Denn giebt es eine mehr vollendete Läuterung der Leidenschaften, als sie bloss in ihrer reinen Form darzustellen; wie es eben die Musik thut? Daher kommt auch die, von Hn. *S.* ebenfalls erwähnte, Unbestimmtheit in der Wirkung der Musik, weil nämlich — wo sie es auf Empfindung anlegt — die Form der Leidenschaft allein gegeben wird, zu welcher die aufgeregte Phantasie den Inhalt selbst schafft.

Die Abhandlung: *Über den Dithyrambus*, enthält zwar nichts Neues, und erschöpft ihren Gegenstand bey weitem nicht; indessen erfüllt sie ihren Zweck, den sie wahrscheinlich bey ihrem ersten Erscheinen in einer Zeitschrift hatte, ohne Aufwand von Gelehrsamkeit den noch nicht unterrichteten Leser mit einigen archäologischen und historischen Gegenständen auf eine leichte Art bekannt zu machen. An diese Abhandlung schliessen sich die: *Gedanken über den griechischen Chor, und über die Einführung desselben auf unsere Bühne,* besonders veranlasst durch *Schillers Braut von Messina* und die Vorrede zu diesem Meisterwerk moderner tragischer Dichtkunst. Nach einigen allgemeinen Erinnerungen über den griech. Chor, und einer kurzen Wiederholung der *Schiller'schen* Gründe für dessen Wiederherstellung, fragt Hr. *S.*: *ist der alte griechische Chor in seiner bekannten Form und Darstellung für unsere Bühnen anwendbar?* Er antwortet hierauf: Nein, denn der Chor habe seine erste und eigentlichste, die poetisch-religiöse Bedeutung verloren, der Stoff unserer Tragödieen vertrage sich nicht mehr mit dem schönen, alten, poetischen Götterleben, unsere Religion, selbst unser poetischer Glaube, alles sey anders. — Es ist keine befremdende Erscheinung in unserer Kritik, dass sie nicht allein kurz nach einander die widersprechendsten Sätze als Normen ihrer Urtheile aufstellt, sondern auch zu gleicher Zeit das in den Himmel erhebt, was sie, unter veränderter Zufälligkeit der Erscheinung, verkennt und verwirft. Nicht lange ist es, als man vom Gefühl des Wesentlichen in der Kunst durchdrungen, die Unabhängigkeit eines Kunstwerks von den Zufälligkeiten der Zeit in dem vornehmer klingenden Satz ausdrückte, ein Kunstwerk sey ausser der Zeit; dass man die Selbstständigkeit oder Unabhängigkeit desselben von der Eigenthümlichkeit eines Vfs., unter dem Namen Objectivität, mit unerbittlicher Strenge foderte, und seine mögliche Beziehung auf irgend ein räumliches

oder zeitliches Verhältniss des Autors als Absichtlichkeit, Subjectivität und unreines Interesse laut tadelte: jetzt soll das Kunstwerk nicht von einem in jeder Zeit und unter jedem Volk einheimischen Geiste empfangen, und der Natur seines Empfängnisses gemäss dargestellt, es soll vielmehr in den Geist der gegenwärtigen Zeit und in das Bedürfniss eines Volks hineingedacht werden; ja man fängt an den Dichter zu rühmen, der seine Helden in fremde Länder setzt, unbekümmert ob es am Ismenos oder Ganges anders zugehe, als an der Saale oder Pleisse. So verwirft unsere Kritik auf der einen Seite Darstellungen aus der griechischen Götterwelt, weil sie diese Götter nicht mehr glaubt; sie erhebt aber Mährchen aus der kindischen Christkindleinswelt, doch wohl nicht, weil sie diese glaubt? Der Vorwurf einer solchen Inconsequenz trifft auch Hn. *S.* in Ansehung seiner Gründe gegen den alten Chor. In dem Beschauen eines Kunstwerkes muss die Allgemeinheit der Empfänglichkeit vorausgesetzt werden, wie bey dem Vf. die Allgemeinheit der Darstellungsfähigkeit, er muss, wie dieser, die Zufälligkeiten seiner äusseren Verhältnisse vergessen, und in der Welt leben können, welche die Dichtkunst ihm eröffnet, sonst würde das beste Gedicht aufhören es zu seyn, sobald der Kreis der Zuhörer wechselte. Ist also der alte Chor nur für sich gerechtfertigt: so wird er sich vor dem kunstfähigen Publicum erhalten, es mag dieses aus alten Heiden oder aus neuen Christen, Türken oder Juden bestehen. *Schiller* liess sich ohne Zweifel von der anerkannten Trefflichkeit und Würde des Chors verleiten, ihn der Tragödie wesentlich und unentbehrlich zu nennen. Er ist es auch allerdings, aber nicht der Tragödie überhaupt, sondern einer gewissen Gattung der Tragödie, welche wir die antike nennen, weil in ihrer Gestalt die tragische Muse zuerst erschien. Sie zur einzigen zulässigen Gattung machen zu wollen, wäre dieselbe Pedanterey, als sie durch den Vorwurf einer bloss gelehrten Arbeit von ihrem Platze, welchen sie mit Ehren erfüllt, zu vertreiben. Dieser Gattung der Tragödie ist die Stetigkeit des Chors auf dem Theater, so wie die strenge Einheit des Ortes und der Zeit — welche eben durch den Chor erhalten wird — wesentlich. Damit wird aber nicht verneinet, dass in der modernen Tragödie, in welcher der alte Chor gleichsam bis zur Unsichtbarkeit in der allgemeinen Harmonie herausgearbeitet ist, ein neuer Chor als Person auftreten könne (wie es eigentlich der Fall bey dem Schillerischen Chor in der Braut von Messina ist); dieser aber ist nicht der alte Chor, gehört der alten Tragödie nicht an, und bindet sich folglich auch nicht an die Gesetze desselben. Auf einen solchen modernen tragischen Chor lassen sich die Sätze, nach welchen Hr. *S.* den Chor auf der modernen Bühne eingeführt wünscht, zum Theil recht gut anwenden, zum Theil lassen sie sich durch diesen Begriff des modernen Chors berichtigen. Selbst das Zusammensprechen des Chors, welches Hr. *S.* nicht thunlich findet, hat nicht so viel absolute Schwierigkeit, als er darin findet. Wo der Chor bloss Zwischenredner ist, spricht nur der Chorführer, die lyrischen Stellen werden vollkommen vernehmbar, wenn ein Theil der Chorsprecher bloss vocalisirt, während nur einige volltönende Stimmen deutlich articuliren. Dass Ernst und Eifer den Chor beseelen, ist freylich unerlässliche Bedingung des Gelingens.

Interessant ist der Aufsatz über *den poetischen Krieg auf Wartburg*, desgleichen die *Erzählung: die Reise nach dem Liebenstein, oder das Erzählungsspiel.* Weniger bedeutend sind die *mythologischen Aufsätze*, deren mehrere aus ägyptischer, griechischer und nordischer Mythologie sich hier finden. Den Schluss des Buches machen zwey musikalische Dramalets: *Zevs und Semele*, und *Komala*, frey nach Ossian bearbeitet. Beide haben nicht allein das Verdienst einer leichten und schönen Versification, welche den Gedichten des Hn. *S.* bekanntlich eigen ist, in hohem Grade; sie zeichnen sich auch durch Würde und Anmuth vor den mehresten für die Musik bestimmten Poesieen sehr vortheilhaft aus. Auch die einzelnen kleineren Aufsätze in diesem Bändchen, z. B. *Phantasie und Wirklichkeit; über die Oper; Aphorismen; über die Unterhaltung in gebildeten Cirkeln*, enthalten manche wahre und feine Bemerkung, und geben der Sammlung eine Mannichfaltigkeit, welche sie jeder Classe von Lesern auf das vortheilhafteste empfehlen wird.

D. c. A.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Paris*, b. Debray, Capelle u. Renaud: *Les Soirées d'Hiver*, ouvrage amusant et instructif, dédié à la jeunesse. Par *G. B. Depping*. 1807. Tome premier. 180 S. Tome second. 178 S. kl. 8. (21 Gr.) Nach einer in der Vorrede geäusserten Beobachtung des Vfs. lesen die Kinder lieber historische als allegorische Schriften, lieber Reisebeschreibungen als Feenmährchen. Allgemein geltend ist diese Bemerkung nicht. Alles hängt dabey von dem Grade der Bildung der Subjecte, und noch mehr vom Stoffe und Vortrage ab. Neugierigen und achtsamen Kindern ist alles geniessbar, was ihnen ihrer Fähigkeit angemessene Ideen zuführt, wobey sie die schon erworbenen Begriffe anwenden können. Mathematische Köpfe finden die symbolischen Einkleidungen zu spielend; poetische Geister ergötzen sich nicht an der trockenen Herrechnung einer Reihe gemeiner Thatsachen. Jedem das Seine. Im Soliden dulde man keine Täuschung; aber der fröhlichen Phantasie lasse man auch ihre leichten Vorschwebungen. Der Vf. erzählt und dialogirt nicht übel. Er führt einen Herrn von Valmont ein, der, nachdem er in früheren Jahren einen grossen Theil von Europa besucht und die Sitten und Gebräuche verschiedener Nationen beobachtet hat, sich in Paris niederlässt, fünf Kinder zeugt, und mit diesen im Winter Abendgespräche hält. Er unterredet sich mit ihnen über das Schrittschuhlaufen und Schlittenfahren in Holland, Pommern und Russland, über die Begebenheiten Peters des Grossen, über das Boxen der Engländer, das Wettrennen derselben, über die Fussreisen, den Fang der Eidervögel, die Gemsenjagd, den Bärenfang, über eine Menge verschiedener Sitten und Gebräuche, besonders aussereuropäischer Nationen, und was sonst die Verwandtschaft des Gesprächstoffes herbey führt. Die Kinder werden angenehm unterhalten, und ihnen nur wahres, oder was für wahr gilt, gesagt. Dass, bey Gelegenheit der Sachen, zugleich viele wissenswürdige Worte und Redensarten vorkommen, versteht sich von selbst; und in so fern wäre das Buch jungen Leuten, die das Französische studiren, mit Recht zu empfehlen, da es ihnen sowohl eine lehrreiche, als ergötzende Unterhaltung gewähren muss.

Dvl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 SEPTEMBER, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Göttingen, b. Roewer: *De Platonici systematis fundamento Commentatio*, Professoris philosophiae extraordinarii in Academia Georgia Augusta muneris rite adeundi gratia conscripta auctore *Jo. Frid Herbart*. 1805. 63 S. gr. 8. (8 Gr.)

2) Berlin, b. Unger: *Ad Frid. Ludov. Heindorfium*, Virum Celeberrimum, *Epistola critica*. In qua disputatur de locis quibusdam Timaei Platonici, quos vel explanabat vel emendabat *Aug. Ferd. Lindau*. 1803. 44 S. 8.

3) Erlangen, b. Gredy u. Breuning: *Plato de Philosophia, vel (seu) Dialogus, qui inscribitur* Ἐρασταὶ *sive Amatores*. In usum praelectionum ac scholarum graece et latine cum animadversionibus criticis et exegeticis, atque Commentatione de ingenio philosophiae Platonicae, edidit D. *Joann. Jos. Stutzmann*. 1806. II u. 85 S. 8. (10 Gr.)

4) Leipzig, b. Vogel: *Platonis Apologia Socratis*. In usum scholarum. 1805. 48 S. 8. (5 Gr.)

5) Würzburg, b. Stahel: Πλατωνος Φαιδων ἢ περὶ ψυχῆς. *Plato's Phädon oder von der Unsterblichkeit der Seele*. Zum Gebrauche für Schulen. 1807. 165 S. 8. (10 Gr.)

Unter diesen, ihres geringen Umfanges wegen verbundenen, sonst ungleichen Schriften macht No. 1 durch den Namen des Vfs. die Leser, und durch die Anmaſsung, womit sie auftritt, die Kritik aufmerksam. Der Titel verheiſst viel: eine solche Schrift muſs nicht dem geringen Umfange nach, sondern nach der Fülle und Wichtigkeit des Inhalts beurtheilt werden; dieses mag die sonst unverhältniſsmäſsige Länge unserer Darstellung entschuldigen. Diese war uns um so nothwendiger, je eher wir sonst des Vfs. Ideen entstellt zu haben glauben muſsten. Denn auch so noch fürchten wir, daſs Miſsverständnisse sich möchten eingeschlichen haben; so wenig können wir Manches reimen mit der Achtung, welche wir sonst für den Vf. haben. Gleich der Anfang (S. 3), es gäbe zweyerley philosophische Systeme, „*alterum eorum, quae proficiscuntur ab ipsa, quae nobis videtur, rerum natura, alterum ex illis oriundum, quum philosophi, perspectis sententiarum jam prolatarum difficultatibus, ut angustiis exire liceat, nova excogitant,*" ist uns darum unklar, weil wir geglaubt haben, auch die letzteren, obgleich auf kritischem Wege entstanden, gingen denn doch aus *ab ipsa, quae nobis* (nämlich dem Gründer des Systems) *videtur, rerum natura*. Daſs indeſs zu dieser letzteren Gattung Platon gehöre, dieses, sagt er, „*commentariolo isto elaboraturum me profiterer*" — nämlich unter anderen Umständen. Wir wuſsten Anfangs nicht, was unter dem so verächtlich benannten *commentariolo isto* zu verstehen sey, und das *elaboraturum* brachte uns darauf, es sey eine noch auszuarbeitende Schrift des Hn. *H.*; endlich merkten wir, daſs es auf gegenwärtige gehe. Wie überflüſsig uns nun auch diese Auseinandersetzung, welche versprochen wird, nebst dem *darüber* Gesagten erscheint, daſs man die modernen Begriffe, die Wissenschaftslehre oder den Schelling nicht auf die platonische Philosophie anwenden müſse (S. 4—6): um so interessanter war uns S. 7 die Bemerkung, daſs es Hn. *H's.* Freude und fast Trost sey, im Platon einen zu finden, von welchem er sich „*in maximis minime alienum*" nennen dürfe; das Gröſste nämlich seyen die ethischen Grundsätze; im theoretischen hingegen, besonders in der Ideenlehre, gehe er so weit vom Platon ab, daſs sie gar nicht zu vergleichen seyen („*ut omnis tollatur comparatio*" S. 8): indeſs glaubte er doch des Mannes wahre Meinung gefunden zu haben, wenn er nicht die allgemeine menschliche Schwachheit besorgte. Diese wahre Meinung lese S. 8, wer das Auge an der geschmackvollen Abwechselung von Uncialbuchstaben, Cursivschrift und gewöhnlichen Lettern ergötzen will. Nachdem er nun der platonischen *ratio*, wie er diese Philosophie zu nennen beliebt, ihren Platz unter den übrigen Lehrsätzen der Alten („*reliqua veterum placita*") angewiesen, soll deliberirt werden, „*quanam ratione uti velimus relictis nobis a Platone tot voluminibus*" (S. 9); eine Deliberation, welche ungefähr denselben Gegenstand mit der *schleiermacher*'schen Einleitung hat, auf welche sie auch hinzublicken scheint; auf dem *herbart*'schen Wege kommt man aber viel leichter zum Ziel; man braucht nur zu beobachten, was einem gar nicht entgehen kann, wenn man zwey oder auch nur ein gesundes Auge hat, nämlich die Personen, „*quas colloqui facit,*" die Anläſse zu den Gesprächen, und den einzelnen („*singulare propositum*"; oder soll es so viel seyn als *primarium?*) Zweck des Gespräches; und zu dem Allen bedarf es nur mäſsiger Achtsamkeit (S. 10), so daſs hier alle diejenigen, welche zu unachtsam für *Schleiermacher's* vielfach verschlungene Pfade sind, eine breite Bahn finden, worauf sie sich herumtummeln können. Wie leicht ihnen Hr. *H.* die Arbeit mache, zeigt er S. 10—14

an dem *Timäos*; hier werde ja selbst von seinem Hauptgegenstande, der γένεσις, gesagt, man könne von ihm nichts Gewisses, nur Annehmbares aussagen; was also hievon, also auch von der Seele, von der Materie u. s. w., vorkomme, gebe Platon, wie auch Parmenides gethan, für nichts als Meinung aus. Hr. *H.* erlaube uns die Frage, ob Platon auch Meinungen gehabt habe, welche mit seinem Wissen in offenbarem Widerspruche gestanden, oder ob jene wenigstens mit diesem übereinstimmen mussten. Kommen im Timäos Widersprüche mit dem platonischen Wissen vor: so können sie wohl nicht auf die platonische Meinung, sondern müssen auf die symbolisch-mythische Darstellungsweise, welche in diesem Gespräche herrscht, geschoben werden. Auch das von der Seele gelehrte, wenn es der symbolischen Hülle entkleidet wird, sollte noch Meinung seyn? Doch hören wir S. 16: „*Anima (qua talis) ad* οὐσίαν, *transitus autem animarum ad* γένεσιν *spectat: de qua* κατ' ἄνθρωπον *multa*, κατ' ἀλήθειαν NIHIL *disserere potuit Plato.*" Wir bitten, die Lettern recht ins Auge zu fassen; sie enthalten den Hauptaccent; davon abgesehen jedoch, möchten wir wegen der kleinen Parenthese noch eine kleine Frage thun, was nämlich die Seele *qua talis* sey, und ob es nach platonischem Systeme, nämlich wie es Hr. *H.* sieht (*qualem videt* S. 4), auch eine Seele ohne γένεσις gebe. Wenn wir nicht missverstehen, so muss entweder der Satz: die Seele *qua talis* sey eine οὐσία, schwinden, oder die ganze Psychogonie im Timäos, welcher die Seele *qua talis* entstehen lässt (S. 34 C. ff.), müsste auch wiederum nur eine Meinung seyn; ist aber dieses eine Meinung, so ist ja eben dadurch auch die Seele *qua talis* in das Gebiet der Meinung gesetzt, und wir müssen wieder eingestehen, sie sey keine οὐσία, während wir eben dem Geständniss entgehen wollten. Hier ist also entweder bey Hn. *H.*, oder bey uns, ein offenbares Missverständniss, welches uns jedoch von weiterer Nachforschung in der Schrift nicht abhalten soll. Denn wichtig ist doch, was wir S. 14 erfahren, mit dem *Phädon* sey es auch nichts: ob denn wohl der an der Pforte des Todes stehende Sokrates den trauernden Freunden das Allerheiligste der Philosophie werde aufgethan haben? Allerdings ein sehr gründliches Argument. Denn dass Platon, gleich einigen modernen Schwärmern, *deswegen* einen Sterbenden, wie diese wohl sonst weissagen sollen, so hier über die unsinnliche Welt Aufschluss geben lassen sollte, weil er den Tod für einen Übergang zum wahren Erkennen und Anschauen des Seyenden und die Philosophie selbst für eine Vorbereitung und ein Studium des Todes halte, das wird wohl erstlich niemand glauben, und wollte es einer aus platonischen Stellen beweisen, so würde Hr. *H.* leichtlich zeigen können, auch dieses gehöre unter die Meinungen des Platon, inwiefern nämlich der Tod und alles auf ihn Bezügliche als eine Folge der γένεσις gar kein Gegenstand des Wissens seyn könne. Vorzüglich schön aber spricht Hr. *H.* S. 17 über den *Phädros*; man bewundere doch die Tiefe des Räsonnements, womit er die wahre Einheit dieses Gesprächs in dem Tadel des Lysias und seiner „*scriptiuncula*" scharfsinnig aufgefunden hat, und das so einfach, dass jeder glaubt, er könne es nachmachen, während der spitzfindige deutsche Übersetzer sich mit jener „*conjectura difficili atque lubrica*" (S. 10) abgiebt, es sey in diesem Gespräche gar weiter nichts zu suchen: „*totus ad sales jocosque convertitur*"; seine philosophisch-poetische μανία sey blosser Spass, und das Resultat? nun? Lappereyen, die jeder Professor jetzo viel besser weiss: „*Logica quaedam praecepta, de definiendo et partiendo!*" Und was *Parmenides*? Ey von diesem sage er ja selbst, er sey nur ein Exercitium, nur „ΓΥΜΝΑΣΙΑΣ 'ΕΝΕΚΑ" geschrieben (S. 20): so muss man den Platon beym Worte halten. Einige Philologen würden vielleicht dergleichen Ausdrücke für attische Kunst und Urbanität halten, welche so gerne Ernst hinter Scherz versteckt; vor diesen Leuten wollen wir uns feyerlich verwahren, dass sie uns nicht, wie sie Alles gerne umdeuteln, auch gar die *herbart*'sche Schrift, oder gar unsere Kritik so verdrehen. Doch, fährt der Vf. fort, um der Kürze willen wolle er nur eine Generalregel aufstellen: „*Plane abstineant necesse est ab excerptis congerendis!*" (S. 21.) Nachdem dieser wichtige Gedanke mit Cursivschrift wohl gehoben worden, lehrt Hr. *H.*, dass in der *Republik* und den *Gesetzen* der eigentliche Kern der platonischen Lehre zu suchen sey; aus dem *Theätetos*, *Sophistes*, *Philebos* sey jene zu ergänzen. Doch jetzo zur Sache: nunmehr soll mit Platon selbst philosophirt werden. (S. 24.) Nach der schwer überstandenen Versuchung, dem Leser etliche zierlich gedruckte Stellen, an welchen der Setzer sein Möglichstes gethan hat, mitzutheilen, bemerken wir nur dieses. Hr. *H.* lehret nun, woran Niemand zweifeln wird, Alles komme beym Platon darauf an, γένεσις und οὐσία zu unterscheiden; der Anfang des Philosophirens mit diesem Manne müsse also damit gemacht werden, „*ut aliud* q u i d d a m (*quoddam*) *systema rejiciatur:*" diess *quiddam* nennt er mit überfeiner, fast unklarer Ironie „*Heracliti scilicet illud*" (S. 26); und zur vollständigen Beweisführung nimmt er S. 27 eine Stelle sogar aus dem *Minos* zu Hülfe: welches uns misstrauisch gegen Hn. *H's.* kritischen Sinn und Bekanntschaft mit dem platonischen Geiste machen würde, sähen wir nicht aus der ganzen Schrift, dass ihm an der Kritik hier überhaupt nichts gelegen gewesen. Wie würde er uns sonst die Emendation oder Erklärung corrupter (S. 11), ja fast desperater Stellen vorenthalten haben, z. B. des parmenideischen Verses S. 43, oder der Stelle des Sophisten S. 44, vergleiche *Schleiermachers* Übers. Th. II. Bd. 2. S. 495, auf deren Erklärung in deutscher Sprache S. 58, wir uns schon freuten, als wir sie leider übergangen sahen, „weil sie ohne weitläuftige Erläuterung nichts helfen würde." Dass er doch nicht so kargte mit seiner Weisheit: dann würden wir sehen, wie man auch aus dem Unverständlichsten glückliche Beweise

führen könne, und Rec. würde sich der Reue ganz überlassen, die er über das unglückliche Bestreben einer kritischen Lectüre jener dunklen Gespräche mit seinen im Platon bewanderten Freunden lebhaft fühlt. Jeder wird auch ferner zugeben, dass die Ideen von γένεσις und οὐσία oder ἕν und πολλὰ in Verbindung zu setzen mit der *opinio* und *scientia* (S. 29): woraus dann gefolgert wird, dass Platon „*ea quae fiunt quaeque nascuntur, adeoque omnem naturam*" ganz aus dem Kreise des wahren Erkennens herausnehme. *Adeoque omnem naturam?* Dieser Schluss dünkt uns vorschnell: die ganze γένεσις wohl, aber darum auch die ganze φύσις? Was hat denn die ethische Welt, in welcher ja auch ein Werden ist, voraus vor der physischen, in welcher ja auch Ideen sind? Oder gehört jenes, dass der platonische Weltschöpfer im Timäos die ganze Natur nach Ideen abbildet, auch unter die Meinungen? Oder sind die in der Natur abgebildeten Ideen etwa nicht erkennbar? Nein, wird man sagen, als Abbilder nicht. Richtig. Aber die Urbilder der natürlichen Dinge, ohne γένεσις genommen, was wären denn diese, wenn nicht erkennbar durch νόησις? Darauf schweigt Hr. H. Ein Beyspiel statt aller! Im Timäos heisst die ganze sinnliche Welt ein alle sinnlichen Thiere umfassendes Thier; dieses ist die Natur, in wie fern sie durch Empfindung und Meinung erkennbar ist; aber eben dieses sinnliche Thier heisst ja ein Abbild eines unsinnlichen Urbildes, nämlich des alle unsinnlichen Thiere umfassenden unsinnlichen Thieres. Was ist nun dieses? Doch nichts anderes, als die durch Ideen erkennbare wahre Natur der Dinge. Vielleicht meint es Hr. *H.* auch so; aber seine mehr eigenthümliche, als antike und platonische Darstellung könnte leicht den Verdacht erregen, er habe den Platon zu einem halben Fichtianer machen wollen, da ohnehin die Tendenz, mit dieser Deduction die Naturphilosophie auf den Mund zu schlagen, ganz offenbar ist. Aber nach beseitigter Natur, „*quid est istud* (*illud*) *Ens, Unum a multis segregatum, cujus scientia esse potest?*" (S. 32.) Der allgemeine Begriff: „*adeoque nos hic sumus in media Logica nostra*" (S. 33); denn vom Theilen und Definiren spreche Platon „*quasi de maximis rebus;*" nur sey zu bedenken, dass die Logik damals noch nicht erfunden gewesen, und die *auditores* (wen meint er denn?) seyen geneigt, immer die *Species* und *Individua* statt des Geschlechtes aufzuzählen. Dieses also sind die ὄντως ὄντα, „*quarumcunque rerum notiones generales*" (S. 35); dieses ist das εἶδος, das ὄν, der Erkenntniss wahres Object. Also logische Wesen sind uns die Ideen; ihre metaphysische Bedeutung aber tritt nach der *herbart*ischen Darstellung gewaltig in den Schatten; die Schrift selbst aber hat in diesem zweyten und wichtigeren Theile (S. 51) so viele Schatten und dunkle Parthieen, indem nach der antiken Art des Herakleitos ausser den abstrusen Ideen noch die intricate Schreibart dazu benutzt ist, dass wir hier nothwendig einiges Licht hineintragen müssen. Nachdem nämlich dieses bewiesen, ruft der Vf. S. 36, oder lässt vielmehr seinen Gegner rufen: „*Adeoque vetus illa atque incredibilis fama verax tandem fuisse ostenditur, Platonis ideas esse SUBSTANTIAS!*" Von dem Pathos ergriffen, stehen wir *attoniti*, ganz perplex; bis uns das erschallende „*Minime!*" den zusehends wachsenden Muth wieder giebt, indem wir einsehen, wie leicht sich Hr. *H.* nach so gestellter Wendung, den Sieg gemacht hat. Gründlich ist diese Untersuchung, aber nicht neu; und Unwahrheit ist es, dass durch diesen Irrthum „*semper tota summi philosophi ratio miserrime est distorta,*" sondern *Tennemann Syst. d. Plat. Philos.* B. II, S. 78—153, in jener, einige Mängel abgerechnet, trefflichen Abhandlung, auf welche sich auch *Schleiermacher* Th. I, Bd. 2, S. 405, nur beruft, hat dieses längst so aufs Reine gebracht, dass ihn zu ignoriren oder nicht gelesen zu haben, zumal im Angesichte des kräftigsten Anklägers, der gesamten göttingischen Bibliothek, wirklich eine Rüge zu verdienen scheint; um so mehr, wenn sich Hr. *H.* S. 38 Anmerk. herausnimmt, den Mann nach Sätzen in dessen *Geschichte der Philosophie* zu beurtheilen: welche Schrift er zweymal so citirt, als bestünde sie nur aus Einem Bande, so dass er bey Anderen, wir sind nicht der Meinung, leicht in den Verdacht kommen könnte, dieselbe nicht recht gekannt zu haben; wie denn das *System der platonischen Philosophie* nie berücksichtigt wird, wo nicht das *praeceptum de excerptis non congerendis* darauf sticheln soll. Und doch sind jene 7 Bedeutungen des Wortes ὄν, als so viel Beziehungen des freylich nur einzigen Begriffes, wirklich im Platon, und wenn Hr. *H.* sich beklagt über die Annahme solcher Unbestimmtheit „*in iis ipsis notionibus, quibus distinguendis atque definiendis summa dedicanda est philosophi cura!*" so finden wir diess selber klagenswerth, dass er hier eine Bestimmtheit in der Definition des Dinges fodert, von welchem er eben im Texte sagt: „*Definiri nec potest nec debet.*" Wir haben also zwey gegen einander nicht consequente Verfasser. Der Notenmachende fährt S. 39 in der Note fort, zu demonstriren, wahrscheinlich habe *Tennemann* „*das reine Seyn, quod revera competit Platonicis ideis*" nicht unterschieden „*ab illa minime adhibenda substantiae et accidentiae notione;*" aber hätte er ihn am rechten Orte nachgelesen, so wäre ihm der Schein leicht verschwunden; indem *Tennemann* freylich nicht, wie Hr. *H.*, den Begriff der Substanz als einer Trägerin der Accidentien, und im Gegensatze damit modern gedacht hat, sondern sich näher an den Sinn des Streites über die Substantialität der Ideen hält, ob sie nämlich ein Daseyn ausser dem Verstande hätten oder nicht. Hr. *H.* lehret hier also vorwitzig, möchte Mancher denken: die alten Sachen seyen ihm noch neu, und daher käme auch der Enthusiasmus S. 39: „*Non sunt ideae in alio quodam! Stant per se: quod ut possint, primum, ut SINT, iis concedendum!*" Zum Stehen bedarf es freylich, so gut als zum Denken, zuerst des Seyns. Daher auch nach so langer Zeit noch S. 41 *Garve* in Parenthesi ausgelacht wird, „*qui quaerit, quo in loco sint!*. *Quasi locus ideis in*

SPATIO mundi sensibilis, locus Veritati in somniorum regione assignandus esset!" Wir können es nicht über uns gewinnen, Leser und Vf. mögen auch denken, was sie wollen, zu wiederholten Malen den redlichen Fleiss des Setzers im Heben des Nachdrucks anzurühmen.

Hören wir nun S. 40: „*NEC QUIDQUAM EST PRAETER ILLAS.*" Man bringe hier nicht die Materie (Vgl. S. 13, 14): „δόξαις" *enim* „ἐπιστήμη *non turbanda.*" Aber die Materie als seyend zu setzen, widerspricht ja der ἐπιστήμη; letztere muss doch aber wissen und beurtheilen können, nicht nur was sie ist, sondern auch was sie nicht ist; der Widerspruch fällt also in ihr Urtheil, und so kann Platon eine δόξαν, welche die Materie als *seyend* setzte, unmöglich zugelassen haben; und dass dieses der Fall sey, meint doch Hr. *H.*, oder haben wir die unbestimmte Sprache missverstanden? Wie kann denn aber, nach Hn. *H's*. eigenem Räsonnement die δόξα irgend ein *Seyn* von Etwas prädiciren, da es eben dadurch schon als *nichtseyend* gesetzt wird? Hätte er sich so gewendet, so könnte er wenigstens noch sagen, Platon setze die Materie als ein οὐκ ὄν; wiewohl wir auch dieses nicht glauben, indem consequenter Weise die δόξα, welche allein auf das Werdende geht, von der ὕλη als einem vor dem Werden Gesetzten gar nichts aussagen kann: so dass die Annahme der Materie überhaupt nur eine mythische Fiction seyn kann. „*Nihilo melius ii,*" fährt er fort, „*qui ideas divinae naturae junctas putant.*" Unbestimmt zwar ist der Satz, aber wichtig und neu. Und der Beweis? Es frage sich, was Platon Gott nenne; der Name sey aus dem Munde der Menge; die Definition gebe der Philosoph. Aber ehe er eine sehr merkwürdige Stelle anführe, wolle er eine *quaestiunculam* vorausschicken. Diese wird Keiner ohne grosses Nachdenken verstehen, wir sagen es ihm voraus: so uns nicht Alles trügt, will Hr. *H.* in dem etwas unbehülflichen Latein sagen: „Ist in der Stelle Republ. VI, das ἀγαθὸν Gott, oder nicht? Ist jenes, so muss unter Gott auch in den anderen Schriften das ἀγαθὸν gemeint seyn; was ist nun wahrscheinlicher, dass letzteres der Fall sey, oder dass auch *Rep. VI* das ἀγαθὸν nicht Gott ist?" Allein wir haben bemerkt und viele vor uns, dass Platon sich des göttlichen Namens gar mannichfaltig bediene; oft in dem populären Sinne, oft in einem mehr wissenschaftlichen, und ausser dem höchsten Gott hat er auch niedere. Die Fragen sind also auch so schwerlich richtig; vollends aber nach dem strengen Sinne des Lateins verhalten sie sich zu einander wie die zwey Seiten eines umgewandten Rockes. Hierauf folgt die Stelle, woraus wir sehen, dass die ἰδεὰ τοῦ ἀγαθοῦ die Ursache sey der ἐπιστήμη und οὐσία: hieraus liesse sich nun beantworten, ob die Ideen in Gott sind oder nicht, wenn nur erst die *quaestiuncula* beantwortet wäre. Der Leser, vergeblich harrend, bis es verneint werde, dass das ἀγαθὸν Gott sey, wird offenbar genarrt, und seine Verwirrung wird noch gesteigert durch zwey Cardinalfragen aus jener Stelle: „*Quomodo aliquid possit* ἐπέκεινα τῆς οὐσίας ὑπερέχειν πρεσβείᾳ καὶ δυνάμει? *Cur* τοῦ ἀγαθοῦ *ista (ea) sit vis? Haec explicare summum puto in exponenda Platonis doctrina. Mihi ad fundamentum redeundum.*" Hr. *H.* hat unsere Geduld auf die höchste Probe gesetzt: wer könnte aus so zusammengewürfelten Stellen und Fragen, einem wahren hermeneutischen Probleme, den Sinn beider Männer mit exegetischer Sicherheit enträthseln? Jenes *summum* gehört also nicht zum *fundamento*, um viele andere Lehren, von der Erinnerung, von der Präexistenz der Seele u. s. w., die Hr. *H.* wohl für Meinungen halten wird, nicht zu nennen? Wie unterscheidet sich denn jenes *summum* vom *fundamento?* Etwa wie der Gipfel des Hauses vom Rost? Vielleicht liegt der Fehler hier nur an dem *Excerpiren.* Wenigstens lesen wir die ganze Stelle Rep. VI. S. 508 ff. Steph.; so sehen wir wohl ein, wie das ἀγαθὸν, als Idee der Ideen, als das unsinnliche Allthier des Timäos, als die höchste durch keinen Gegensatz getrübte Einheit, über der οὐσία, als dem für den einzelnen (μερικὸς, μεθεκτικὸς) νοῦς gesetzten Object der einzelnen Erkenntniss oder Wissenschaft stehen könne: denn dass es anders nicht gemeint ist, könnte eine genaue Auseinandersetzung lehren. Das ἀγαθὸν aber, wie sein Abkömmling, die Sonne, selbst ein himmlischer Gott ist, nämlich ein geborner und sinnlicher, ist auch selber Gott, nämlich der ungeborene und unsinnliche, folglich höchste, ewige, und wird im Timäos Gott doch noch unterschieden von dem νοητῷ ζώῳ, so geschieht diess nur durch eine mythische Trennung der *causa exemplaris* und *instrumentalis.* Nämlich das ἀγαθὸν ist auch das αἴτιον nach dem Philebos; das αἴτιον, der δημιουργὸς des Timäos, ist aber Gott; folglich ist das ἀγαθὸν Gott. Dem αἰτίῳ aber ist der νοῦς verwandt *Phileb. p.* 30. *D. p.* 31. *A.* und nach p. 65. A ist das ἀγαθὸν aus κάλλος, συμμετρία und ἀλήθεια (oder νοῦς); folglich ist auch der νοῦς im höchsten Sinne ein Charakter des ἀγαθοῦ, also auch Gottes, und nun sollten die Ideen nicht mit der göttlichen Natur verbunden seyn? Vgl. auch *Tennemann* Syst. Bd. III. S. 126. 134. 144. *Brucker Hist. crit. philos.* T. I. S. 692 ff. So sind wir leider auch hierin mit Hn. *H.* anderer Meinung, ohne die unsrige jedoch des Raumes wegen jetzt weiter ausführen zu können; vielleicht, dass es uns dann besser, als jetzo, ihn zu widerlegen glückte.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. *Braunschweig*, b. Reichardt: *Kriton, ein Dialog des Platon, mit einer Einleitung und griechisch-deutschem Vocabularium, zum Behuf der Anfänger im Griechischen.* 1804. XII u. 52 S. 8. (6 Gr.) Die Einleitung enthält eine kurze historische Erörterung dessen, was zu dem Gespräche die Veranlassung gegeben; der griechische Text ist nach den gewöhnlichen Ausgaben correct abgedruckt: das Vocabularium setzt die ersten Anfänger voraus, welche kein griechisches Lexikon haben, das ihnen sonst dieselben; ja wegen der frühzeitig anzustellenden Übung im eigenen Aufsuchen der passenden Bedeutungen, noch bessere Dienste geleistet haben würde. Übrigens ist zu bedauern, dass man die liebe Jugend noch immer durch die am wenigsten ausgebildeten (oder wohl gar durch unächte) Gespräche Platons in die Lectüre des herrlichen Philosophen einführt!

M. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 SEPTEMBER, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Göttingen, b. Röwer: *De Platonici systematis fundamento Commentatio.* Auctore *Jo. Fr. Herbart* etc.

2) Berlin, b. Unger: *Ad. Frid. Ludov. Heindorfium, Epistola critica.* Scripsit *A. Ferd. Lindau* etc.

3) Erlangen, b. Gredy und Breuning: *Platonis Dialogus, qui inscribitur Ἐρασταὶ sive Amatores.* Edidit D. *Jo. Jos. Stutzmann* etc.

4) Leipzig, b. Vogel: *Platonis Apologia Socratis* etc.

5) Würzburg, b. Stahel: *Plato's Phädon oder von der Unsterblichkeit der Seele* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension*).

Seite 42—47 zeigt Hr. *H.*, wie Parmenides von Platon sich unterscheide: wobey der erstere als der consequenteste Lehrer des Absoluten dargestellt wird; seine Bedeutung kennen zu lernen (*ut agnoscant*), werden schliesslich an dessen Fragmente die Herren *Bruno*, *Spinoza* und *Schelling* verwiesen. Warum nicht auch Platon? Hatte der keines, was ist dann sein ἀγαθόν? Und hatte er eines, musste er dann nicht von Parmenides lernen, wie man nicht aus der Einheit herausgehen dürfe? S. 47, bey dem Zweifel, ob Platon diesen Philosophen auch recht verstanden, kommt so wenig heraus, dass es hätte fehlen können; doch auch dieses nehmen wir gerne an. Das Interessanteste ist aber das Ende, wiewohl wir es nicht verstehen. Hier demonstrirt nämlich Hr. *H.*, wie er sagt, *a priori*, wie die drey Systeme, des *Parmenides*, *Platon* und *Herakleitos* zusammenhängen: das Resultat ist höchst überraschend. An der veränderlichen Erscheinung muss etwas beharren, während die daran haftenden Qualitäten stets wechseln; da nun nicht beide als real und seyend gedacht werden können, so kann man nur das Eine dafür nehmen, entweder das Seyn selbst oder die Qualitäten: jenes ist des Parmenides, dieses des Platon Lehre. Dass Hr. *H.* das alles richtig gemeint hat, glauben wir wohl; aber die Ausdrücke lassen sich auf mannichfache Art chicaniren; z. B. da Parmenides das *Esse rerum mutabilium* als das wahre Seyn setzt, so müsste er dergleichen Seyn in der Wahrheit gedacht haben, da es viele *res mutabiles* giebt; denn Hr. *H.* spricht davon nicht, dass er auch die *res mutabiles* aufhob, sondern nur, dass die Qualitäten: welches wieder eine neue Chicane zu der vorigen ist; oder Parmenides und Platon seyen ganz einig, beide hielten das Seyende für eine Qualität, d. h. in dem auf Platon angewandten Sinne, für ein Ideelles, einen Begriff für die νόησις, und sie gingen nur in der Zahl dieses Seyenden aus einander; oder auch Platon nehme eine höchste Einheit, eine Idee aller Ideen an, welche doch, als in der alle Gegensätze aufgehoben seyen, mit der parmenideischen Einheit zusammenfalle. Doch das mögen vielleicht nur Worte seyn. Im herakleitischen Systeme aber, heisst es weiter, welches das Seyende eben in das Werden der Qualitäten setzt, hätten sich die Elemente beider vorigen Systeme durchdrungen: die οὐσία des Parmenides also multiplicirt mit den Ideen des Platon gäben die γένεσις des Herakleitos. Dieses ist uns zu bunt; die Geschichte ginge hier den Krebsgang, indem Platon, bey welchem man sonst eine Durchdringung aller früheren Systeme sucht, das frühere vielseitigere nur wieder einseitig gemacht hätte; und nicht Platon also, sondern Herakleitos hätte jene Mischung von Systemen gemacht, welche etliche Alte dem Platon zuschreiben. Das soll wohl nur eine Paradoxie seyn; denn hier sind wir vom geraden Gegentheil vollkommen überzeugt: die Ideen des Platon sind eine Multiplication der parmenideischen οὐσία und der herakleitischen γένεσις, indem durch diese jener die Vielheit und das Werden, durch jene dieser die Einheit und das Seyn vermittelt, und so der Gegensatz beider, zu dem lebendigen Wesen der Ideen, als einer völligen Durchdringung dieser, aufgehoben wird. Sollte man diese nicht neue Idee erst wieder beweisen müssen? Wahrlich schmerzhaft ist es, nach so vieler Mühe das Resultat des Ganzen auf den Kopf stellen zu müssen; denn dieses ist Hn. *H.* Resultat: „DIVIDE HERACLITI ΓΕΝΕΣΙΝ ΟΥΣΙΑ PARMENIDIS: HABEBIS IDEAS PLATONIS;" unseres aber das Widerspiel: „*Ducatur Heracliti γένεσις in οὐσίαν Parmenidis: habebis ideas Platonis.*"

Die *Beylage* S. 51—63 ist, was uns missfallen hat, deutsch geschrieben; was soll so ein angeflickter Lappen? Sonst ist sie interessant: wir erfahren, dass die Abhandlung vorzüglich für Hn. *H's.* Zuhörer ist, und „den Hauptnerven derjenigen Vorträge trifft, die er unter dem Namen: *allgemeine Einleitung in die Philosophie*, halbjährlich zu halten pflegt;" sonst ist sie erklärend, diese Beylage, besonders für die griechischen Stellen; auch ermahnt sie zum Nachdenken über die Abhandlung. Von seinem eigenen System, von der Armseligkeit der neuesten Philosophie, von der Jünglinge Studium der Philosophie, worüber er herrlich spricht, haben wir Vergnügliches gelesen: besonders Kerngedanken, welche auf

dem Gipfel der Schönheit auch durch die Schrift ausgezeichnet sind, und dann auch von ihr fallen gelassen werden, wie S. 62: „die *Natur selbst* ist es, welche *mit ungestümer Gewalt ins Denken hineinwirft*, und durch ihre Schwierigkeiten und Räthsel u. s. w." Die Latinität ist meist lobenswerth: Ausdrücke, wie *humani ingenii gressum* S 8, *omnibus aliis* (*ceteris*) *scriptis* S. 41, *contra experientiae fautores* S. 43, und dergleichen, oder den sonderbaren Titel, der bald so aussieht, als hätte Hr. *H.* die Abhandlung für einen anderen zum Antritt der Professur geschrieben, und sich durch die Genitivconstruction vorzüglich auszeichnet, wird man einem Philosophen nicht übel nehmen. — Rec. läfst sich die Mühe nicht gereuen, die Schrift nach Verdienst gelobt zu haben, und empfiehlt dem Publicum diese gehaltvollen Bogen, wenn er gleich wegen einiger bestrittener Puncte „*die kritische Schadenfreude*" (S. 63) ungern verbergen würde.

Der Vf. von No. 2 erzählt im Eingange mancherley, was sich von selbst versteht, z. B. dass, wer so wenig emendirt hat, wie Hr. *L.*, nicht auch den Text noch abdrucken lassen wird: dann etliche Zeilen *de Timaeo Locro*, wodurch er zeigt, dass er nichts Besseres gewusst hat. Drey Stellen desselben werden verbessert; die erste ist ähnlich schon in der lateinischen Übersetzung gefasst: „*sic enim ex vario terrae aspectu eos circumscribimus atque definimus;* in der zweyten ist zu setzen ὑπάτων; bey der dritten kommt nichts heraus. Jetzt zum göttlichen Philosophen selbst. Gleich die erste Vermuthung, ᾗ müsse in ᾖ verwandelt werden, ist so offenbar falsch, dass wir weiter keine Worte damit verlieren wollen; die Stelle *Tim.* S. 20. *E. Steph.*, Solon rede selber hie und da in seinen Gedichten von der Freundschaft mit Dropides, wird schief erläutert durch eine Erwähnung des Kritias in den solonischen Gedichten: wenigstens hätte doch die Erwähnung des Vaters (πατρὸς ἀκούειν) herausgehoben werden sollen. Die drey nächsten Emendationen hat Stephanus schon; S. 28 A. ist κατὰ δύναμιν statt καὶ δ. sehr richtig; wie auch S. 33. C. ὡς δεόμενον ἀναπνοῆς. S. 12—17 wird die Psychogonie so erläutert, wie man sie nicht erläutern muss: welche lächerlichen Vermuthungen seines Freundes, welche Unkunde verrathenden Behauptungen bringt er hier bey; wie lächerlich macht er sich über die wahren *commenta* der Platoniker, die er nicht verstand, nach der Weise vornehm thuender Ignoranten lustig: weshalb er auch schon gezüchtigt worden ist (s. Studien von *Daub* und *Creuzer* Bd. III. Heft 1. S. 46). Die Vermuthung S. 37 B. κύκλος ὀρθῶς ἰὼν für ὀρθὸς, läfst sich leicht widerlegen durch Menon S. 93. D. ἐπὶ τῶν ἵππων ὀρθὸς ἑστηκώς, wie auch im *Dial. de Virtute* steht. S. 19 widerlegt Hr. *L.* eine Conjectur des schon erwähnten gelehrten Freundchens, mit der Bemerkung, er würde „*amici futile commentum*" übergangen haben, wenn nicht das Wort τροφῇ, welches der Freund herauswerfen wollte, so mit ὑπεροχῇ vertauscht werden müste *Legg. III. p.* 145. *Bip.*, welche Verbesserung nicht nur unnöthig, sondern auch an sich schlecht ist: τροφῇ ist aber indess auch für jene Stelle gerechtfertigt worden. S. 43. C. ist die Vermuthung παθόντι nicht übel; aber gleich darauf λυταὶ für αὗται hat schon Stephanus; αἰνικτέον aber S. 23 „*verbis adumbrandum est*," ist ein *monstrum lectionis*, sehr flach aber die Bemerkung von der seltenen Verwechselung des δὲ und τε. S. 24, 25 werden einige im Timäos vorkommende Dreyecke, jedoch nicht eben durch musterhafte, nur im Geringsten Fleifs verrathende Demonstration erläutert. Tim. S. 74. E. ist κωφότερα eine schöne, auch, was selten ist, durch eine Stelle erwiesene Emendation. Mit Glossemen wirft der Vf. zu sehr um sich; dass διάφραγμα ein solches sey (S. 32), ist probabel; aber ἐμποδὼν S. 33 mag seine Stelle ruhig behaupten. Doch da es mancherley Richtiges und Falsches hier giebt, welches wir nicht mittheilen können, und da der Charakter des Ganzen auch so schon anschaulich ist: wollen wir nur eine Verbesserung des Timäos noch herausheben. S. 77. C. heisst es von der Pflanze: Διὸ δὴ ζῇ μὲν, ἔστι δὲ οὐχ ἕτερον ζώου, μόνιμον τὲ κατεῤῥιζωμένον πέπηγε, διὰ τὸ τῆς ὑφ' ἑαυτοῦ κινήσεως ἐστερῆσθαι; wo man nur schreiben muss: διὸ δὴ ζῇ μὲν (ἔστι δὲ οὐχ ἕτερον ζώου), μόνιμον δὲ κ. τ. λ., um die Stelle geheilt zu haben; denn δὲ ist das oft bey Parenthesen so statt γὰρ gebrauchte: Hr. *L.* hingegen macht zuerst eine selbst von ihm verworfene Änderung des δὲ in τε, „*quamvis rarior haec menda*," sodann aber die spafshafte Conjectur ἔστι δὲ οὐχ ἑρπετον (so schreibt er immer statt ἑρπετὸν) ζῶον, und dazu die, wir wissen nicht, ob mehr alberne oder anmafsende Bemerkung: *Notanda est Timaei Lexicographi incuria, qui hanc vocem non receperit, nisi forte ante eum hoc mendum jam insederat* (S. 35)." Von Unkenntnifs alter Philosopheme zeigt doch auch die Verwunderung: „*Quod vitam dedit plantis praeter opinionem vulgo receptam, mire convenit ei cum philosophis recentioribus, qui etiam lapides induxerunt in societatem animalium.*" Nicht zum Timäos gehörige Verbesserungen finden sich nur etliche, wovon eine schon angezeigt worden ist; S. 36 schreibt er zu Anfang des Minos ἄλλο μοι οὖν ἐφάνη, was auch *Schleiermacher* vermuthete; aber weder dieses, noch das in diesen Blättern 1807. No. 217 geäusserte ἀνόμοιον, sondern vielmehr das schon von Stephanus gefundene ἄλλο μοι νῦν ἐφ., welches auch die Leidner Handschrift hat, ist das wahre. Aus diesen Beyspielen erhellet schon, dass wenig Tiefes hier niedergelegt, sondern das Meiste nur oben abgeschöpft ist, und dass der Vf. überhaupt nicht mit der Gelehrsamkeit ausgerüstet war, welche zu einer Bearbeitung dieses schwierigen Gespräches erfoderlich ist, dass er also gar das unermessliche Feld nicht kannte, welches einem würdigen Erklärer oder Wiederhersteller desselben sich eröffnen muss. Er hat einen Tropfen aus dem Ocean geschöpft, und so bliebe vorzüglich der gute Wille zu loben übrig, wenn er nur mit mehr Selbstkenntnifs verbunden wäre, welches aber, ungeachtet des bescheidenen Endes („*ardorem animi saepe esse spectandum magis quam epularum apparatum*"), der Fall nicht zu seyn

fcheint. Der Druck des Griechifchen ift fehr fehlerhaft; die Sprache ift zwar nicht unlateinifch, aber fehr geziert und gefucht, z. B. S. 33: „*Iftud ψιλῆν confodiam, oppido videlicet otiofum*“ und dergleichen viel. Übrigens bedauern wir das ganz vortreffliche Velin, auf welches unfer Exemplar gedruckt ift.

Die Vorrede der *Stutzmann'fchen* Schrift No. 3 fagt wenig mehr als der Titel, nämlich dafs das Buch für Lernende fey, wonach er auch die ganze Einrichtung gemacht, den Text in Capitel getheilt, und in den Erläuterungen auch Leichteres zu bemerken nicht verfchmäht habe; damit aber das Verhältnifs diefes Gefpräches zur ganzen Platonifchen Philofophie klar werde: habe er die vorftehende Abhandlung vorausgefchickt, woraus diefes nun ganz einleuchte. Warum hat er denn aber nicht nachgewiefen, welches diefes Verhältnifs fey, fondern verläfst fich nur auf den Lefer, der aus Vergleichung der Abhandlung mit der platonifchen Schrift das Refultat felbft ziehen werde? Doch jene Nachweifung und diefe Vergleichung würden auf jeden Fall trügen, da das hier neu herausgegebene Gefpräch ficherlich unächt ift, worauf fchon ein Zweifel der Alten (Diog. L. IX, 37) führt, wefshalb es auch am wenigften dazu darf angewandt werden, dem Schüler daraus die erfte Idee vom Platon beyzubringen: es ift aber ein eigenes Schickfal diefes Philofophen, dafs gerade aus den untergefchobenen Schriften die Jugend lange ihn kennen lernen follte, und dafs gerade diefe, wie der *zweyte Alkibiades*, am häufigften herausgegeben find. Aber wie in aller Welt gehet es zu, dafs Hr. *St.*, ungeachtet der Gelehrfamkeit, welche aus der vorgefetzten Diatribe hervorglänzt, doch keine Kunde haben konnte von jener bey einem gemeinen Schriftfteller erhaltenen Notiz alter Zweifel an der Ächtheit der Schriften, wodurch er (ein Glück, dafs es nicht gefchehen,) ohne Zweifel vielmehr auf die Idee gekommen feyn würde, die Verfchiedenheit des Werkchens von platonifcher Manier und Anficht darzulegen? Rec. ift fo glücklich gewefen, auf dem Wege der hiftorifchen Forfchung hinter die einzig richtige Löfung diefes pfychologifchen Räthfels zu kommen, und macht auf diefe Löfung befonders die Buchhandlungen aufmerkfam, damit fie in Zukunft wiffen mögen, wie fie fich gegen Hn. *St.* zu benehmen haben. Wir kennen den Hn. *Stutzmann* fchon als einen fchamlofen Plagiarius nicht nur aus feiner „*Philofophie des Univerfums*“, wofür er in diefer Zeitung 1807. No. 112 gezüchtiget worden ift, fondern auch aus der Abhandlung: „*de natura et indole rerum publicarum graeciae*“, welches geftohlene Gut *Göfs Erziehungswiffenfch. nach den Grundf. der Gr. u. Röm.* S. 42 dem rechtmäfsigen Herrn wieder zugeftellt hat; da beide Schriften zugleich mit diefer hier erfchienen find, fo war auch gleiche Schamlofigkeit hier zu vermuthen. Wir erinnerten uns fogleich, einen guten Theil der *Stutzmann*'fchen Gelehrfamkeit in *Fabricii Bibliotheca Graeca* gelefen zu haben; wie S. 7, 8 die ganze Stelle: „*Primus dialogos et analyticam methodum — cum Laërtio nemo dubitat*“, nebft den gelehrten Anmerkungen wörtlich ausgefchrieben ift aus der B. [illegible] Vol. III, p. 69. *Harles.* und fo fanden fich noch eine Menge Stellen, wie S. 3 vergl. *Fabric.* p. 63, S. 5, 6 vergl. *Fabric.* p. 81. Da diefes in dem erften Theile der Abhandlung die Hauptfachen find: fo glaubten wir das Plagiat erfchöpft zu haben; als wir aber in dem zweyten Theile bisweilen *Platonis Opera* T. II, T. III und dergleichen (nach Stephanus), bald wieder die Zweybrücker Ausgabe, S. 10 aber gar den *Alcinous* ἐν εἰσαγωγῇ τῶν δογμάτων Πλάτωνος (εἰς τὰ τοῦ Πλάτωνος δόγματα εἰσαγωγή) Lib. III, p. 63, citirt fanden, da doch die ganze Schrift nur I Buch von 34 Capp. hat: fo fand fich bey weiterem Nachfpüren die Hauptquelle, aus welcher auch das Meifte genommen ift, was aus *Fabricius* zu feyn fchien, bey *Brucker Hift. crit. philof.* T. I, p. 654. 599. *Brucker* hatte jene Parthieen felbft aus *Fabricius* genommen; nur die angeführte Stelle S. 7, 8 ift wohl unmittelbar aus diefem. Die 6 erfteren Seiten find alfo wörtlich mit wenigen Veränderungen aus *Brucker* a. a. O.; weniges ift zufammengezogen; wenige Worte hat Hr. *St. de fuo* zugethan. S. 10 ff. geht es von Neuem los aus p. 670 fqq., und man fehe der Beluftigung halber nach, wie Alcinous durch das Abirren des Auges hier zu 3 Büchern gekommen ift. So bis S. 14. S. 16 aber ift er einfältig genug, eine Stelle aus *Brucker*, um diefen eines Irrthums zu zeihen, anzuführen; fonft wird er nirgends genannt. Hier find alfo wenige eigene Worte, und fchlecht genug, vorgetragen; S. 18 aber kommt er wieder ins Abfchreiben aus p. 689 fqq. und verharrt dabey bis zu Ende, nur Einiges hinzufetzend. Und wer weifs, woher das ift? Nur diefes können wir als fein Eigenthum verbürgen, womit er S. 21 fchliefst: „*Atque haec fere eft fumma totius philofophiae Platonicae*“, und wer wird ihm das Eigenthumsrecht diefes albernen Gedankens ftreitig machen wollen? Eigenthümlich ift ihm auch die vortreffliche Ausführung S. 8, 9, warum die dialogifche Form die vollkommenfte der philofophifchen Darftellung fey, nämlich als eine Nachahmung der himmlifchen Formen und Gefetze, welchen die Subftanzen aller Dinge im Univerfum folgten: eben fo, wie die Planeten und alles in der Welt nach dem Mittelpunct ftrebte, fuchten fich auch die Disputirenden ihrem Mittelpuncte, dem Lehrer, zu nähern; wie ferner die Planeten, wie Töchter der Sonne (man fieht aus dem Latein, dafs Hr. *St.* fchreibt; wäre es aus *Brucker*, fo würden fie *Söhne* feyn), „*in fe fibique vivendi amorem ac ftudium*“ nicht verlaffen könnten, alfo in Streit geriethen, und zuletzt von der Sonne mit Aufhebung ihres eigenen Lebens verfchlungen würden; eben fo — doch wer kann die Anwendung nicht machen, welche fo nahe liegt? Ausziehen mufsten wir auf jeden Fall diefen genialifchen Einfall. Die *Anmerkungen* zeichnen fich aus durch die unferes Erachtens fehr glückliche und eben fo fcharffinnige Erfindung, die Gleichheit der Bedeutungen der Wörter durch das Zeichen der mathematifchen Gleichheit recht deutlich zu machen; der einzige Weg, auf welchem nicht nur die derfel-

von so nothwendige mathematische Schärfe, sondern auch eine ganz neue Methode, die Begriffsidentität im Raume anzuschauen, in die Philologie gebracht werden kann. Wenn die Idee von einem erfahrenen Schulmanne ausgeführt würde, könnte sie für die Pädagogik von Wichtigkeit werden. Übrigens wäre es uns leicht, zu zeigen, dass das Wesentliche dieser unnützen Anmerkungen aus dem Scapula oder verwandten Wörterbüchern heillos zusammengeschrieben; man sehe nur nach S. 30 φλυαρέω, S. 32 τραχηλίζω, S. 46 διαμάχεσθαι: womit wir dieses elende Machwerk der rächenden Vergessenheit übergeben wollen.

No. 4 ist ein reinlicher und ziemlich correcter Abdruck des gewöhnlichen Textes, so viel wir wissen, von einem Schulmanne in Pforta besorgt. Der Text ist nach den *Fischer*'schen Capiteln abgetheilt: immerhin hätte man auch die *Fischer*'sche Recension der alten vorziehen können. Wäre die *Heindorf*'sche Schulausgabe (*Gorgias*, *Apologie*, *Lysis*, *Charmides*, Berlin 1805) schon damals erschienen gewesen: so würde wohl diese unterblieben seyn. C. 9 ist *Wolf's* bekannte Verbesserung (vermischte Schriften No. XVI) unter dem Texte bemerkt.

No. 5 ist ein Abdruck des Phädon, bey welchem der *Fischer*'sche Text zum Grunde gelegt ist; doch ist bisweilen aus eigener Gelehrsamkeit etwas geändert, wie S. 3, ἤγγελλε aus den älteren Ausgaben, und S. 4. Z. 12, ἀρχῇ δ' ἐστὶ statt ἐστι. Man sieht, dass der Corrector besser gethan hätte, Alles beym Alten zu lassen. Hätte er doch lieber dafür gesorgt, die vielen Fehler, besonders in der Accentuation, zu verbessern; denn so stehet die Ausgabe auf gleicher Stufe der Correctheit mit der bekannten *Harles*'schen der demosthenischen Rede *de corona*. Zum Beweise stehen hier die auf S. 4 vorkommenden Fehler. Z. 2 steht ποτε nach Θησεύς. Z. 3 ist ἐκείνος, ἐσοσ. Z. 6 ἤν. Z. 9 δημοσια Z. 12 ἰευρεύς. Z. 16 μεταξυ und δικης. Z. 17 θανατον. Z. 18 τι st. τί, und τινος st. τινες. Z. 21 fehlt nach οὐδαμῶς das Colon. Z. 22 steht σαφεστατα. Übrigens ist in der Mitte der Zeilen (man sieht es kaum) die *Fischer*'sche Capitelabtheilung bemerkt. Hätte man erst die Druckfehler in den Buchstaben verbessert: so wäre das Büchlein auf Schulen gut zu gebrauchen; denn die grosse Menge der Verstösse gegen die richtige Accentuation könnte dem Lehrer gerade Gelegenheit geben, dieselbe seinen Schülern um so mehr einzuüben; ein Verdienst, woran freylich dem Corrector und Verleger der Ausgabe kein Theil zuzumessen ist.

Bh.

KLEINE SCHRIFTEN.

ORIENTALISCHE LITERATUR. *Göttingen*, b. Dieterich: كتاب قصة العشر وزرا وما جرا لهم مع ابن الملك ازاد بخت. *Historia decem Vezirorum et filii Regis Azad Bacht*, insertis undecim aliis narrationibus. In usum tironum ad codicem manu scriptum Cahirensem edidit *Gustavus Knös*. 1807. VIII u. 114 S. 8. Ein König, Azad Bacht, der in alter Zeit von den Grenzen Sedolschestans bis an das Meer herrschte, trifft auf der Jagd die schöne Tochter seines Vezirs Asfahend, und führt sie, ohne die Einwilligung ihres Vaters, in sein Harem. Dieser, darüber entrüstet, bringt in Verbindung mit den Grossen des Reichs eine Empörung zu Stande. Der König flieht mit seiner geraubten Gemahlin. Auf der Flucht gebiert sie einen Sohn, den die Ältern, von den Feinden verfolgt, in der Wüste zurücklassen müssen. Der Anführer einer Räuberbande findet den Säugling, nimmt ihn mit sich, und erzieht ihn. Der vertriebene König erobert mit Hülfe des Königs von Persien sein Reich wieder, und sucht nun vergeblich den verlornen Prinzen. Dieser, der seinen Pflegvater, den Räuberhauptmann, auf seinen Zügen begleitet, wird einst unerkannt im Gefecht mit einer Caravane gefangen und dem Könige geschenkt, der ihn sehr lieb gewinnt und zum Schatzmeister erhebt. Das unbeschränkte Vertrauen, das der König in ihn setzt, erregt den Neid der zehen Veziere, die lange vergebens den Günstling zu stürzen suchen. Endlich führt der Zufall ihnen doch eine Gelegenheit, ihren Plan auszuführen, herbey. Im Rausche verirrt sich der Schatzmeister einst in die Zimmer der Königin, wo er einschläft, und in diesem Zustand vom Könige gefunden wird. Trotz aller Betheurungen, nicht in irgend einer strafbaren Absicht an diesen Ort gekommen zu seyn, wird er doch, auf das falsche Zeugniss der Königin, die die zehn Veziere für sich zu gewinnen gewusst hatten, zum Tod verurtheilt. Er erzählt nun die Geschichte eines Kaufmanns, den unverschuldet ein sonderbar widriges Geschick bis an seines Lebens Ende verfolgte, wodurch der König bewogen wird, die Hinrichtung noch um einen Tag zu verschieben. An jedem der folgenden zehn Tage ist einer der Veziere geschäftig, die Hinrichtung zu befördern, und an jedem erzählt der Verurtheilte eine Geschichte, die darauf angelegt ist, die nachtheiligen Folgen der Übereilung zu schildern. Endlich erscheint am letzten Tage, gerade als die Hinrichtung wirklich vollzogen werden soll, der Räuberhauptmann, welcher den Jüngling erkennt, und durch seine Erzählung den König überzeugt, dass es sein eigener Sohn sey. Nun wird der Prinz losgesprochen, der Räuberhauptmann belohnt, und die zehn Veziere müssen selbst erleiden, was sie dem Schatzmeister zugedacht hatten.

Diese Erzählung im Geschmack der *Tausend und Eine Nacht* wurde Hn. *K.*, jetzt als Lector der orientalischen Sprachen auf der Universität zu Upsala angestellt, während seines Aufenthalts zu Paris von seinem Lehrer im Arabischen, *Mardochai* aus Tunis, aus einem zu Kahira geschriebenen Codex mitgetheilt. Da das Werkchen in einer planen und fliessenden Schreibart abgefasst, und zugleich unterhaltend ist: so hielt es der Herausgeber für geschickt, als ein Lesebuch für Anfänger gebraucht zu werden. Dazu finden auch wir es allerdings recht passend. Nur darf der Lehrer nicht versäumen, seine Schüler auf die hie und da vorkommenden Verstösse gegen die grammatische Richtigkeit des Ausdrucks, der sich oft der Sprache des gemeinen Lebens nähert, aufmerksam zu machen. So steht z. B. immer ابنت statt بنت; das den Accusativ anzeigende ا nach كان wird öfters weggelassen; ابوها steht S. 2 für اباها, und oft ist, wo ابو stehen sollte, dafür ابي gesetzt. S. 114 steht sogar nach في der Accusativ فرحا.

Eine französische, möglichst treue Übersetzung, und eine mehr wörtlich lateinische, mit grammatikalischen Anmerkungen versehen, verspricht Hr. *K.* künftig zu liefern.

By.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 26 SEPTEMBER, 1808.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Altona, b. Hammerich: *Des M. T. Cicero auserlesene Reden*, übersetzt und erläutert von *Carl Friedrich Wolff*. B. I, welcher die Reden für den Sextus Roscius aus Ameria, für die manilische Bill, gegen Lucius Sergius Catilina, und für den Dichter Aulus Licinius Archias enthält. 1805. 535 S. B. II, welcher die Reden für den Aulus Cluentius, T. A. Milo, den Quintus Ligarius und für den König Dejotarus enthält. 1807. 548 S. 8. (3 Thlr. 8 gr.)

2) Oldenburg, b. Schulze: *M. Tullii Ciceronis in L. Catilinam Oratio secunda.* Des M. Tullius Cicero zweyte Rede wider L. Catilina übersetzt nebst beygedrucktem lateinischem Text, kritischen Anmerkungen und erläuterndem Commentar von Dr. *Johann Tobias Gottlieb Holzapfel*, kurfürstl. hessisch. Professor der Theologie und Beredsamkeit zu Rinteln. 1807. 164 S. 8. (12 Gr.)

Hn. *Wolff's* No. 1 aufgeführtes Werk gehört zu den fleissigen Arbeiten in seiner Art; doch was die Übersetzung betrifft, so können wir diese nicht für sehr vorzüglich erklären, wenn wir an den Übersetzer nicht blofs die Foderung machen, dass er im Allgemeinen den Sinn der Stelle richtig auffasse, sondern auch jedes Wort und jede Redensart mit den eigenthümlichsten Ausdrücken in seiner Sprache vertausche, jede Wendung, so viel möglich, mit der energievollen Kürze der Kraft und dem Wohllaute des Originals in die Übersetzung herüberziehe, während er in der Wortstellung und dem Periodenbau mit der Leichtigkeit sich bewegt, wie es seine Sprache erlaubt. Wir wollen unser Urtheil, indem wir die ersten Perioden des 1 Cap. der *Rede pro Milone* durchgehen, bestätigen, und alsdann einige Bemerkungen über den beygefügten Commentar hinzusetzen.

In dem ganzen ersten Satze herrscht, wie beynahe durchgehends, ein breiter Vortrag, indem theils einzelne Worte und Redensarten nicht kurz genug ausgedrückt sind, theils das, was nach dem deutschen Sprachgebrauch besser verbunden würde, durch Zwischensätze aus einander gerückt wird, oft mehr als es im Lateinischen geschieht, dem die periodische Diction doch eigenthümlich ist. Hr. *W.* übersetzt nämlich die Worte: *Etsi vereor, judices, ne turpe sit, pro fortissimo viro dicere incipientem timere*, also: *Zwar besorge ich, ihr Richter, dass es mir nicht ehrenhaft sey, indem ich für den tapfersten Mann zu reden anfange, Furcht zu empfinden.* Das Wort *ehrenhaft* ist ungewöhnlich. Warum nicht lieber das *turpe* durch *schimpflich* geben, und die ganze Stelle kürzer: „Wiewohl ich, Richter, befürchte, dass es schimpflich sey, die Vertheidigung eines braven Mannes mit Schüchternheit zu beginnen." Wenn es dann im Original weiter heisst: *Minimeque deceat, quum T. A. Milo ipse magis de reipublicae saluti, quam de sua perturbetur, me ad ejus caussam parem animi magnitudinem adferre non posse:* so schreitet der Übers. mit einem *dass, da* weiter, und macht durch Trennung zusammengehöriger Worte die deutsche Übersetzung gedehnt. Er übersetzt nämlich so: *Und dass, da Milo selbst über seine eigene weniger, als des Staates Erhaltung beunruhiget ist, es mir mit nichten anstehe, mich der Vertheidigung desselben nicht mit gleicher Seelengrösse unterziehen zu können.* Man lasse doch lieber das *minimeque deceat*, auch im Deutschen an demselben Orte, und fahre, in Verbindung mit der obigen Übersetzung etwa so fort: „und nichts weniger denn ziemlich, bey Vertheidigung eines Milo, dem des Staates Wohlfahrt mehr Unruhe macht, als seine eigene, nicht eine gleiche Seelengrösse zu zeigen." Nun der Nachsatz: *tamen haec novi judicii nova forma terret oculos, qui quocunque inciderint, consuetudinem fori et pristinum morem judiciorum requirunt.* Hier übersetzt Hr. *W.: aber dieses ungewöhnlichen Gerichtes ungewöhnliche Gestalt erfüllt mit Schreckbildern die Augen, die, wohin sie sich senken, die alte Gewohnheit des Marktes, und die ehemalige Sitte der Gerichte umsonst aufsuchen.* Indem der Übers. von dem einfachen *terret oculos* abweicht, sagt er mehr und mithin nicht das, was der Redner sagt, wie die gleich folgenden Worte beweisen. Dann warum *inciderint* durch *sich senken*, und nicht das natürlichere und richtigere, *wohin der Blick oder das Auge fällt? Die alte Gewohnheit des Marktes* scheint wieder zu wörtlich und mithin undeutsch zu seyn, und das Wort *Markt*, womit überall *forum* übersetzt wird, veranlasst nichts weniger als römische Ideen. Richtiger etwa so: „Doch des neuen Gerichtes neue Form schreckt mein Auge, das wohin es auch fällt, des Forums alte Gebräuche, und die vorige Art Gericht zu halten vermisst." In dem folgenden Satze wollen wir blofs die Übersetzung der Worte erwähnen: *ut in foro et judicio, quanquam salutaribus et necessariis praesidiis septi sumus, tamen ne non timere quidem sine aliquo timore possimus.* Hr. *W.* giebt sie: *So dass wir auf dem Markte und vor Gerichte, obwohl von heilsamen und nothwendigen Wachen umringt, nicht einmal*

furchtlos ohne einige Furcht seyn können. Was das heissen solle, *wir können nicht einmal furchtlos ohne einige Furcht seyn,* versteht Niemand, der nicht das Original zur Hand nimmt. Wir würden sagen: „Dass wir uns nicht sicher fühlen, ohne doch noch einige Furcht zu verspüren, oder wie Schelle: *können wir uns doch nicht darüber beruhigen, ohne noch immer einige Furcht zu verspüren.*" Die folgende Stelle: *quae si opposita Miloni putarem, cederem tempori judices,* u. s. w. übersetzt Hr. *W.* so: *Wenn ich diese Wachen gegen Milo ausgestellt glaubte, würde ich der Zeit nachgeben.* Erstlich aber ist *der Zeit nachgeben* ein ungewöhnlicher und unverständlicher Ausdruck; dann möchte auch wohl der erste Satz auf folgende Art geschmeidiger ausgedrückt seyn: „Müsste ich glauben, dass diese Wachen gegen Milo gerichtet wären, da würde ich mich, von den Umständen genöthigt, zurückziehen," oder wie Schelle: *so würde ich mich der traurigen Nothwendigkeit ergeben, und nicht wähnen, als wenn da* u. s. w. Im folgenden Satze: *sed me recreat Cn. Pompeji, viri sapientissimi, consilium,* ist *consilium* von Hn. *W.* durch *Besonnenheit* gegeben, da es doch *Vorsicht* heissen muss, weil es auf die Sicherheitsmassregeln geht, die Pompejus traf. — Doch wir würden die Grenzen unserer Recension zu weit ausdehnen, wenn wir weiter fortführen; auch wird es des Beleges genug seyn für das, was wir im Allgemeinen über die Übersetzung oben sagten. Wir kommen zum Commentar. Die beygefügten Anmerkungen erläutern, mit Übergehung alles dessen, was zunächst die Sprache angeht, und mit Weglassung aller Citate, hauptsächlich das Historische, und das aus den Antiquitäten zu wissen Nöthige, doch auch dieses oft zu weitläuftig, wie z. B. S. 391, wo Hr. *W.* über die Gerichte der Römer spricht, u. a. a. O. Über schwierige Stellen, besonders wo kritische Schwierigkeiten zu beseitigen sind, unterlässt der Herausg. nie, sich weitläuftiger zu verbreiten; doch eben hier können wir nicht immer seinem Urtheile beytreten. Z. B. Cap. 13., wo Cicero den Helfershelfer des Clodius, den Sextius Clodius, das Archiv des ersteren zu öffnen auffodert, um die Welt zu überzeugen von den Plänen, die man zum Untergange des römischen Staats gemacht habe; wo er ihm spöttisch die Ruchlosigkeit Schuld giebt, dass er seinen Verwandten unbeerdigt habe auf dem Foro liegen lassen, und dann hinzusetzt: *quam rem etsi nefarie fecisti, tamen, quoniam in meo inimico expromsisti crudelitatem tuam, laudare non possum, irasci certe non debeo.* Hier verwirft zwar der Herausg. alle Verbesserungen und Erklärungen der Ausleger, und namentlich die so annehmliche Schellische: *si non laudare possum;* aber er giebt eine andere Lesart, die völlig unlateinisch ist. Irriger Weise nämlich bezieht er das *quoniam* auf *laudare non possum* und liest: *quam rem etsi nefarie fecisti, tamen, quoniam, quam in meo inimico crudelitatem expromsisti, tuam laudare non possum.* Wie ist es möglich, dass in diesem Zusammenhange *tuam* nach *quam* folgen könne? Die Stelle gehört zu denen, wo man eine blosse Nachlässigkeit im Ausdrucke bemerken muss. Eigentlich sollte Cicero sagen: *tamen, quoniam in meo inimico expr. crudelitatem tuam, irasci non debeo.* Die Worte *laudare non possum* muss man daher als zur Seite gesprochen, in Parenthesi sich denken; weil er aber einmal gesagt hat *laudare non possum*, so setzt er hinzu *irasci certe non debeo*, da eigentlich *certe* nicht stehen sollte. Cap. 19, wo Cicero den Grund der schnellen Abreise des Clodius nach Rom, um nämlich zum Testamente des sterbenden Cyrus noch zu erscheinen, als verdächtig aufstellt, sagt er: *quae caussa cur Romam properaret? cur in noctem se conjiceret? quid adferebat caussam festinationis? quod heres erat?* Hier können wir uns nicht von der Vollwichtigkeit des Grundes überzeugen, aus welchem der Herausg. sich bewogen fühlt, die Schellische Meinung, zu lesen: *quid adferebat festinationis, quod heres erat,* mit Weglassung des Fragezeichens vor *quod* und des Wortes *caussam* als Glosse zu verwerfen. Hr. *W.* fragt nämlich sonderbarer Weise: *was konnte denn der Umstand, dass er Erbe war, bringen?* Es steht ja da *quid festinationis*, als das, was veranlasst seyn sollte, während *quod heres erat* der veranlassende Umstand ist. Allein Hr. *W.* hat sich einmal überredet, dass man bey *quid adferebat* schlechterdings *emolumenti* suppliren müsse; daher er denn auch mit vielen Auslegern lesen will: *quid adferebat festinatio.* Doch warum sollte *adferre* nicht gebraucht werden können, ohne dass man *emolumenti* supplirte? Construirt man denn nicht dieses Verbum mit *damnum* wie mit *laetitiam*, mit *dolorem* u. s. w.? Warum sollte man also nicht eben so gut auch sagen können *quid festinationis adferebat, quod etc.?* Wie passt auch dann nach Hn. *W.* Lesart die Frage, *quod heres erat*, in die Rede? — Wenn in der Stelle, wo Cicero den Pompejus anredet; *erit, erit illud profecto tempus, et illucescet dies, quum tu salutaribus, ut spero, rebus tuis, sed fortasse motu aliquo communium temporum immutatis — fortissimi viri animi magnitudinem desideres,* der Herausg. statt *salutaribus*, *salvis* lesen will, (in wiefern *salutaris* nie so viel als *salvus* bedeute), weil es ein Verstoss sey gegen Pompejus, wenn Cicero sage: *deinen, wie ich hoffe, heilsamen Plänen:* so ist diese Bedenklichkeit offenbar zu weit getrieben, und wenn Cic. dem Pomp. auch noch mehr geschmeichelt hätte, so konnte er dennoch in diesem Zusammenhange sagen: *salutaribus, ut spero, rebus tuis.* Was aber die Hauptsache ist: wie können des Pompejus *res salvae* und zugleich *temporum motu immutatae* seyn? Die Stelle Cap. 31: *est, est profecto illa vis, neque in nostris corporibus et in nostra imbecillitate, inest quiddam quod vigeat et sentiat, et non inest in tam praeclaro motu naturae,* übersetzt Hr. *W.* so: *ja es ist eine obwaltende Kraft, denn ist schon in unseren hinfälligen Körpern eine wirkende und empfindende Kraft, wie sollte sie nicht in der grossen Natur seyn;* aber ganz gegen die Worte des Textes, über deren Sinn der Herausg. in dem Commentar sich gar nicht erklärt hat, was doch sehr nöthig war. *Schelle* glaubte zwar nicht, hier den Text ändern zu müssen; allein in sei-

ner Erklärung: *es läßt sich nicht ohne Ungereimtheit denken, dass in unseren Körpern etwas existire u. s. w. und doch gleichwohl nichts der Art im Universum*, wie auch Ernesti die Worte verstand, befriedigt er keineswegs. Wer hier *neque* und *et non* als Verbindungspartikeln in einem Satze ansieht, fühlt immer noch Dunkelheit und Sonderbarkeit der Diction und kommt nicht aufs Reine. Man theile den Satz in zwey, und mache den letzten zum Fragsatz: *Est, est profecto illa vis, neque in nostris corp. et n. imbecillitate! Inest quiddam quod vigeat et sentiat, et non inest in tam praeclaro motu naturae?* so bekommt die Stelle ihr gehöriges Licht.

Wir übergehen die Rede *pro Ligario*, um noch Raum zu behalten zu einer Bemerkung über eine schwere Stelle *pro Dejot.* C. 5. die den Herausg. ebenfalls zu einem sonderbaren Irrthum verleitet hat. Cicero sagt hier vom Dejotarus: *quonam ille modo, cum regno, cum domo, cum conjuge, cum carissimo filio distractus esset, tanto scelere non modo perfecto, sed etiam cogitato?* Diese Worte werden so übersetzt: *wie hätte er mit seinem Hause, seiner Gattin, mit seinem geliebten Sohne der Zerreissung sich erwehren können, wenn er ein so grosses Verbrechen, ich sage nicht vollendet, sondern nur gedacht hätte?* Ohne zu erwähnen, dass es wohl ein etwas unbeholfner Ausdruck ist: *der Zerreissung sich erwehren*, so verband doch wohl Hr. *W.* mit diesen Worten keinen anderen Sinn als den der Trennung des Königs von seinem Reiche u. s. w.; denn in dem Sinne es zu nehmen, wie Patricius, dass es *discerpi* bedeute, kam ihm wahrscheinlich nicht in die Gedanken. Aber wie kann *cum aliquo distrahi* so viel bedeuten als *ab aliquo?* In dem Commentare wird die Stelle mit Stillschweigen übergangen. *Ernesti* sagt bey den Worten *quonam illa modo*, mit vollem Rechte: *sententia non est plena*. Man muss hier nach den Worten *quonam ille modo*, eine Ellipse oder Aposiopese annehmen, diese Worte von den folgenden durch einen Gedankenstrich trennen, und hinzudenken *ille talia facere poterat*. Vorher hiess es: *ut enim omittam, cujus tanti sceleris fuerit, hospitem necare; cujus tantae importunitatis, omnium gentium lumen exstinguere, cujus etc.*, und nun den Nachsatz: *quonam ille modo? — distractus esset etc.* — Wir enthalten uns anderer Bemerkungen über Cap. 7, wo die Worte *quum in castellum Luccejum ventum esset*, fälschlich für ein Glossem gehalten werden, so wie über Cap. 7, wo *quid tum?* nach dem Herausg. in *quid tu* verwandelt werden sollen, und gehen zu No. 2 über.

Diese Übersetzung zeichnet sich nicht bloss durch genaue Wahl der passendsten Ausdrücke und Redensarten vor jener aus, sondern sie charakterisirt sich überhaupt durch Kunstsinn in glücklicher Nachahmung der Kürze, der Kraft, der Ironie, des Wohllauts, mit einem Worte der Eigenthümlichkeiten ihres Originals sehr vortheilhaft. Wir setzen zur Probe hier den Anfang des 1 Cap. her.

„Endlich einmal, Quiriten, haben wir den L. Catilina, der vor Verwegenheit raste, nach Hochverrath schnaubte, Untergang dem Vaterlande ruchlos bereitete, euch und diese Stadt mit Feuer und Schwerdt bedrohte, aus Rom — wie soll ich sagen? — gestossen, oder hinausgelassen oder bey seinem freywilligen Abzug mit einem Lebewohl begleitet: Fortgegangen, entwichen, entronnen, hinausgestürzt ist er! Kein Unheil wird nun dieses Scheusal und Ungeheuer unserer Stadt in ihren Mauern mehr bereiten! Diesen Einen Anführer des innerlichen Kriegs haben wir nun unstreitig besiegt. Nicht mehr wird nun sein Dolch unserer Brust zu nahe kommen. Nicht auf dem Marsfeld, nicht auf dem Forum, nicht in der Curie, nicht mehr in unserer eigenen Wohnung ist er furchtbar. Aus der Stadt verdrängt ist er aus seiner furchtbaren Stellung. Öffentlich können wir nun mit unserm Feinde ohne Hinderniss einen förmlichen Krieg führen."

Indess will Rec. nicht leugnen, dass es hin und wieder einer Nachhülfe und Abänderung bedürfe, um dieser Übersetzung einen noch höheren Grad von Vollkommenheit zu geben. Der *Anmerkungen* sind freylich, wie der Herausg. selbst in der Vorrede gesteht, viel, und man findet viel Bekanntes neben Unbekanntem. Allein Hr. *H.* glaubte, dass er die Leser auch nicht übersehen dürfe, die in dem Bekannten manches für sie Interessante fänden; sowie auch seine Absicht nicht zu verkennen ist, alle wichtigen Erklärungen und Kritiken seiner Vorgänger im Commentare zu umfassen, und sie mit seinen Ansichten, Beurtheilungen und Zusätzen in ein Ganzes zu verweben. Bey schwierigen Stellen namentlich ist das Streben des Hn. *H.* unverkennbar, das Wahrscheinlichste auf eine genaue und möglichst gründliche Art auszumitteln, und jeder wird ihm zugestehen, dass sein Commentar eine Probe von philologischer Gründlichkeit und richtiger Beurtheilung ist. Um dem Vf. einen Beweis unserer Aufmerksamkeit zu geben, setzen wir einige Stellen her, wo wir von seinem Urtheile abweichen. Cap. 3, wo sich Cicero über den zusammengelesenen Haufen des Catilina verächtlich ausdrückt: *Itaque ego illum exercitum et Gallicanis legionibus et hoc delectu, quem in agro Piceno et Gallico Metellus habuit, — magnopere contemno.* Hier sucht der Herausg. in einer langen Anmerkung zu beweisen, dass man *pro Gallic. leg.* (was Lambinus in einer alten Handschrift fand, aber in *prae* verwandelte) lesen müsse. Er sucht solches durch eine Stelle aus *Nep. Eum. pro dignitate et pro amicitia amplo funere eum efferri curavit*, wo man diess *pro* nicht anders als *in Rücksicht* übersetzen könne, zu beweisen, und meint überhaupt, dass man statt des unlat. *ratione* überall *pro* setzen müsse. Von dieser Meinung des Herausg. würde man sich schwer überzeugen können. Im Gegentheil behaupten wir, dass *pro* niemals so viel als der unbestimmte Ausdruck im Deutschen *in Rücksicht* bedeute, sondern, es stehe wo es wolle, z. B. *pro viribus aliquid agere, pro dignitate laudare, pro tempore, pro suo sensu quisque loquitur, pro eo ac debuit*, überall so viel sage, als *nach Massgabe dessen, so weit diess oder jenes es nöthig macht oder erlaubt*. Ja, in jener Stelle des Nepos können wir nicht einmal mit dem unbestimmten *in Rücksicht* dieses *pro* verwechseln, in wiefern man eher sagt, *vermöge seines Ansehens*, oder *weil er ein angesehener Mann war, liess er ihn feyerlich begraben.* Die andere Stelle aus d. Epam. *omnes terrarum divi-*

tias accipere; nolo pro patriae caritate, wo der Vf. wünscht, die Meinung des Herausg., dessen Anmerkung er citirt, häufig werde, wie in dieser Stelle, *pro* so gebraucht, dass es so viel heisse als *im Vergleich*, bewiesen zu sehen, gehört sammt jener Anmerkung, eigentlich nicht hieher. Denn *pro* hat allerdings, und überall diese Bedeutung, wo es nämlich offenbar für *an Statt* steht, aber auch nur da. — Nachdem Cicero die Armee des Cat. beschrieben, und die in Rom zurückgebliebenen Genossen, so sagt er Cap. 3: *Qui si hic permanent, mementote, non tam exercitum illum esse nobis, quam hos, qui exercitum deseruerunt, pertimescendos.* Die Worte, *qui exercitum deseruerunt*, werden im Commentar wörtlich genommen, als hätten sie wirklich die Armee verlassen, und wären nach Rom zurückgekehrt; allein es ist wohl nicht nöthig anzunehmen, dass sie bey der Armee gewesen waren, worauf die Stelle *pro Mur.* 37 führt: *Non tam timendus est exercitus Catil. quam isti, qui illum deseruisse dicuntur. Non enim deseruerunt; sed ab illo in speculis atque insidiis relicti, in capite ac cervicibus nostris restiterunt.* Überdiess erwähnt Cicero so eben, dass Cat. in der vergangenen Nacht mit ihnen den Plan zur Anzündung der Stadt, und zur Ermordung der Patrioten entworfen. Wir glauben daher, dass Cicero diese Worte mehr spottweise, und gleichsam des Gegensatzes wegen, hinzusetzte; weil er vorher gesagt hatte: *Non tam exercitum nobis pertimescendum.* In dem 9ten Cap. haben alle Ausleger geglaubt, dass in den Worten: *Hi sunt ex iis coloniis, quas Faesulis Sulla constituit, Faesulis* ein Glossem sey, welches aus der folgenden Rede, wo es heisst, *quos Sulla Faesulas deduxit*, in diese genommen; allein wenn man die Stelle *pro Mur.* 24 vergleicht, wo er die Begleiter des Catilina schildert, und hinzufügt, *circumfluente colonorum Faesulanorum exercitu*: so muss man mit Grund vermuthen, dass es hauptsächlich die Faesulaner waren, die von den sullanischen Colonisten sich durch Verschwendung Schulden zuzogen, und um sich aus ihrer verzweifelnden Lage zu reissen, zum Catilina geschlagen hatten. Daher denn Cicero eben so nöthig fand, in der zweyten Rede das *Faesulas* hinzuzusetzen, wie in der anderen. Im 11ten Cap. vergleicht er Catilinas Kräfte mit denen des Volks, um zu zeigen, welch ein ungleicher Kampf es sey: *Primum gladiatori confecto et saucio consules imperatoresque vestros opponite; deinde contra illum naufragorum ejectam et debilitatam manum florem totius Italiae adducite. — Jam vero*, fährt er fort, *urbes coloniarum et municipiorum respondebunt Catilinae tumulis sylvestribus.* Wenn man hier berücksichtigt hätte, dass er die Personen, welche streiten, bereits in den vorhergehenden Worten verglichen hat, und dass in dieser Stelle von denselben nicht mehr die Rede seyn könne: so würde man weder die Stelle zu verändern gesucht, noch eine gezwungene Erklärung versucht haben. Der Herausg. will unter *urbes coloniarum* die Einwohner der Städte, unter *tumuli sylvestres* aber die Bauern verstehen, die Catilina in den Gebirgen zusammengezogen hatte. Weit natürlicher ist es anzunehmen, dass Cicero hier die Lage des Catilina, als eines Vertriebenen, der keinen Ort hat, wo er sich halten und vertheidigen kann, schildert. Von unserer Seite denken wir uns die Städte der Colonieen und Municipien, von der anderen Catilinas Waldhügel, will Cicero sagen, denn das ist der einzige Ort, wo er sich vertheidigen und hinretten kann. — Übrigens wiederholen wir das Urtheil, das wir bereits theilweise ausgedrückt haben, dass die ganze Arbeit ein rühmlicher Beweis von Übersetzertalent, interpretatorischer Genauigkeit und Sprachkenntnissen ist. W.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Danzig*, b. Goldstamm: *Cäcilie von Hohenberg.* Ein romantisches Gemälde. 1804. Zwey Theile. 238 u. 99 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) Dieses romantische (?) Gemälde stellt recht anständige, honette, mit unter auch einige fromme Situationen aus dem menschlichen Leben dar; nicht minder Naturscenen, Personen allerley Standes, und was dem anhängt: nur scheint noch die ungeübte, versuchende Hand überall zu sehr durch, und der ganzen Composition gebricht die nothwendige Einheit. Die grosse Last aber, die auf dem Ganzen drückt, ist das Gemeine und Alltägliche, das fast jeder Schilderung anklebt. Statt zu sagen z. B. es war Abend, heisst es hier: „Schon hatte die hehre Königin des Tages ihr Geschäft auf der diesseitigen Halbkugel vollendet, und eilte, ihren Glanz der entgegengesetzten zuzuwenden; nur noch ein schwacher, rosenfarbener Schimmer, der Wiederschein ihres untergehenden Lichtes, umfloss den Horizont. Der Schwüle eines heissen Sommertages folgte eine sanfte, erfrischende Kühle. Die von der Glut des Tages niedergesenkten Häupter der Blumen erhoben sich, und strömten ihre Wohlgerüche in die Atmosphäre aus; Schaaren von Krähen und Dohlen eilten mit lautem Gekrächz den Kirchthürmen und Dächern zu." Und so geht es noch eine halbe Seite fort. Statt zu sagen, *als das Frühjahr kam, heiratheten sie sich*, gebraucht der Vf. folgenden Plunder von Worten: „Die Tage des Winters vergingen allmählich, und machten dem belebenden Frühlinge Platz. Eis und Schnee zerronnen, neues Grün *spriesste* aus der Erde, den Bäumen *entsprossten* Knospen, Veilchen und Schneeblumen blüheten auf. Auf den Bergen ertönten wieder der Heerden frohes Geblöck und der Hirten muntere Gesänge. Lerchen und Nachtigallen liessen sich hören. Alles athmete neue Luft. Da *verband* feyerlicher Segen des Priesters *die Hände* der Liebenden, und weihete das heilige Bündniss ein." Ein Hundert Seiten weniger, und das Buch würde sich — vielleicht ohne ein romantisches Gemälde zu seyn — recht gut lesen lassen. Sp.

Bayreuth, b. Lübecks Erben: *Schauspiele von Heinrich Zschokke.* Erster Band. 1) *Marschall von Sachsen*; 2) *Die eiserne Larve.* 1804. 236 u. 290 S. 8. (1 Thlr. 18 Gr.) Es giebt gewisse Schriften und Kunstwerke, die man nicht tadeln mag, aber sich doch auch nicht getrauet, sie zu loben. Zu dieser Classe gehören diese Schauspiele des Hn. *Zsch.* Sie zeigen von der einen Seite von so mancher guten Anlage, von Lebhaftigkeit des Gefühls, glücklichem Auffassen interessanter Seiten, leichter, angenehmer Darstellung einzelner Scenen, und einer guten Bekanntschaft mit dem, was Zuschauer gewöhnlich zu verlangen pflegen; aber sie haben auch von der anderen Seite wieder viel Flüchtiges, aus der Romanenwelt Entlehntes, und sind dabey, als Totalitäten genommen, so lose gefügt, dass man mit seiner Aufmerksamkeit immer nur bey dem Einzelnen gehalten wird. Indessen hat doch *die eiserne Larve* in dieser Hinsicht mehr Vollkommenheit. Die Sprache ist ziemlich correct und besonnen, und man stösst nur selten auf solche schief gerichtete Stellen, wie etwa folgende: „Armuth ist eine allmächtige *Fürsprecherin. Sie führt* die Tugend zum Kirchenraub, den Furchtsamen in die Schlacht, den Genügsamen in die fernsten Indien. N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 27 SEPTEMBER, 1808.

LITERATURGESCHICHTE.

Altdorf, b. Herausgeber, und in Commission b. Lechner in Nürnberg: *Georg Andreas Will's*, weil. kaiserl. Hofpfalzgrafens und ältesten Professors zu Altdorf, *Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon*, oder Beschreibung aller nürnbergischen Gelehrten beiderley Geschlechts, nach ihrem Leben, Verdiensten und Schriften, zur Erweiterung der gelehrten Geschichtskunde und Verbesserung vieler darinnen vorgefallene Fehler aus den besten Quellen in alphetischer Ordnung fortgesetzt von *Christian Conrad Nopitsch*, Pfarrer (n) zu Altenthann. *Fünfter Theil*, oder *erster Supplementband* von A—G. 1802. 448 S. *Sechster Theil*, oder *zweyter Supplementband* von H—M. 1805. 484 S. *Siebenter Theil*, oder *dritter Supplementband* von N—R. 1806. 340 S. *Achter Theil*, oder *vierter Supplementband* von S—Z. 1808. 512 S. 4. (6 Thlr. 5 gr.)

So hat denn Hr. *Nopitsch* dieses nicht nur für die specielle nürnbergische, sondern auch für die allgemeine Literaturgeschichte Deutschlands höchst nützliche Werk mit dem rühmlichsten Eifer, mit der grössten Uneigennützigkeit und Aufopferung seiner Kräfte und seines Vermögens, glücklich beendiget, wozu der geringe Absatz des ersten Bandes, und die kleine Anzahl von 79 Subscribenten, wenig Hoffnung zu machen schienen, und dadurch den Ruhm Nürnbergs, als einer treuen und eifrigen Pflegerin der Wissenschaften, besonders der Literaturgeschichte, den schon vor ihm *Riederer*, *Köhler*, *Hummel*, *Roth*, vorzüglich aber *Panzer* gegründet hatten, aufs Neue bewährt. Möchte nun auch das literarische Publicum die Mühe des Hn. *N.*, welche es, wenn es gerecht seyn will, nicht verkennen kann, belohnen, und durch häufigern Ankauf dieses Werkes ihm den grossen Kostenaufwand zu ersetzen suchen! Möchten auch bald andere Zeiten zurückkehren, welche solche literarische Unternehmungen mehr begünstigen, als sie die unsrigen bey allen ihrem Treiben und Thun zu begünstigen vermögend sind!

So viel auch *Will* gethan hatte, und wer wird nicht dankbar eingestehen, dass er sich um die nürnbergische Gelehrtengeschichte höchst verdient gemacht hat: so hatte er doch noch Vieles zu thun übrig gelassen, und nicht nur Einheimische, sondern auch Auswärtige fühlten oft, wenn sie sich Raths bey ihm erholen wollten, dass sie an vielen Orten von ihm nicht gehörig belehrt wurden. Ausserdem hatte sich die Zahl der Gelehrten, die theils in der ehemaligen Republik Nürnberg geboren und gebildet worden waren, und entweder in derselben, oder auch ausser derselben gelebt und gewirkt hatten, theils auch aus anderen Gegenden Deutschlands von derselben mütterlich aufgenommen waren, *seit* 1758, in welchem Jahre *Will* sein Werk beendiget hatte, so vermehrt, und viele vorher noch unbekannte Notizen und Nachrichten waren durch mehrere Literaturfreunde in unsern Tagen so berichtigt und erweitert worden, dass jenes Werk, wenn es noch brauchbar bleiben sollte, entweder ganz umgearbeitet, oder verbessert und ergänzt werden musste. Zu dem letzteren entschloss sich Hr. *N.* sowohl aus Liebe zu seinem Vaterlande, als vorzüglich zur Literaturgeschichte, welche *Will* der ältere, dessen täglicher Gesellschafter und Hausbibliothekar er sechs Jahre lang war, wie auch die bekannten Geschichtforscher *Will* der jüngere, und *Siebenkees* durch Lehre und That in ihm aufgeregt und unterhalten hatten. Er übernahm also nicht unvorbereitet diese Arbeit, und, wer sie zu würdigen vermag, wird überall bemerken, dass er dieselbe mit Kraft, Einsicht und Liebe begonnen und vollendet habe. *Will* hatte zwar schon im Jahre 1783 angefangen mit den beiden Buchstaben A und B den fünften Theil dieses Lexikons abdrucken zu lassen, um das, was er seit 30 Jahren aufgesammelt hatte, wie auch die jüngeren nürnberg. Gelehrten, welche während dieses Zeitraums aufgetreten waren, nachzutragen, welche aber Hr. *N.* wegen der mancherley Veränderungen, die sie wieder von 1783 bis 1800 erlitten hatten, und, um seine Supplemente durchaus gleichförmig zu machen, und einige neue Artikel einzuschalten, nicht unverändert aufgenommen, sondern umgearbeitet, und mit dem, was sein eigener Fleiss zusammengetragen, verschmolzen hat. Ob er auch mehrere Vorarbeiten seines Vorgängers bey den übrigen Artikeln benutzt habe, lässt sein Stillschweigen nicht vermuthen. Von dem Plane des ersten Herausgebers, die Gelehrten in alphabetischer Ordnung aufzuführen, obgleich, um den Gang der wissenschaftlichen Bildung in Nürnberg und in Deutschland überhaupt zu verfolgen, die chronologische hätte vorgezogen, und die alphabetische durch ein Register ersetzt werden können, ist er nicht abgegangen, und konnte auch der Gleichförmigkeit und Einheit beider Werke wegen nicht abgehen, ausser dass er in den biographischen Nachrichten von dem Buchstaben C an, der Raumerspa-

rung wegen, die Verheyrathungen nebst den Namen der Frauen und Kinder wegzulassen sich vorgenommen hatte. Möchte er doch diesem Vorsatze immer treu geblieben seyn, und sich durch keine öffentlichen und Privat-Wünsche haben irre machen lassen! Wie viel Raum würde er dem Werke, und wie viele kleinliche Höflichkeits- und Ehren-Bezeugungen, die er verdienten Männern vielleicht schuldig zu seyn glaubte, sich erspart haben! Aber uneingedenk seines Versprechens fällt er in den letzten Bänden wieder in diesen Fehler seines Vorgängers zurück. Zu entschuldigen würden solche Familien-Nachrichten seyn, wenn sie etwa einen Einfluss auf das literarische Leben des Mannes gehabt hätten, oder wenn von dem Vater wieder gelehrte Söhne für die Welt gebildet worden wären: doch würde man immer wünschen, dass sie in einem der Geschichtserzählung angemessneren Tone vorgetragen, und dass sie der Einheit wegen nicht nur bey neueren und bekannten Gelehrten, sondern auch bey älteren, wo sie aufgefunden werden konnten, gegeben worden wären. Sonst ist der Vortrag deutlich und kurz, ungeschminkt und ungesucht, und entfernt sich von dem *Will*'schen ungebildeteren eben so weit, als ihn die Jahre von diesem Gelehrten getrennt haben. Dieses Lexikon schränkt sich übrigens nicht bloss auf Gelehrte und Künstler ein, die in der Stadt oder in dem Gebiete Nürnbergs geboren sind, und gelebt haben, zu welchem Irrthum etwa der Titel verleiten könnte, sondern es geht über die Grenzen dieser Stadt weit hinaus, und giebt auch von anderen, welche, obgleich daselbst geboren und gebildet, im Auslande gewirkt haben, und von vielen anderen, welche aus fremden Gegenden Europa's, besonders Deutschlands, von Nürnberg aufgenommen und versorgt worden sind, so vollständige, und oft auch noch ganz unbekannte Notizen, als sie nicht leicht ein anderes Literaturwerk gegeben hat. Schon die Artikel *Joach. Camerarius*, *Cochläus*, *Eobanus Hessus*, *Hans Sachs*, *Pirkheimer*, *Panzer*, zeigen diess zur Gnüge. Der Wirkungskreis solcher Männer erstreckte sich auch nicht bloss auf Deutschland, in Ansbach, Bayern, Bayreuth, Brandenburg, Braunschweig, Lüneburg, Österreich und Sachsen, sondern auch auf andere Länder in Europa, als: Dänemark, Polen, Portugall, Preussen, Schweden und Spanien. Von ausländischen Gelehrten und Künstlern, die Nürnberg aufgenommen hat, und welche fast die Hälfte dieses Lexikons einnehmen, führt dasselbe auf viele ansbacher, anhaltische, bayerische, bayreuthische, bambergische, böhmische, brandenburgische, breisgauische, dänische, elsassische, fränkische, fuldaische, hennebergische, hohenlohische, holsteinische, italiänische, jülichsche, lauenburgische, lausitzische, lüneburgische, mecklenburgische, meissnische, neuburgische, österreichische, öttingische, pommersche, preussische, sächsische, schaumburgische, schlesische, schwarzburgische, schwedische, sulzbachische, thüringische, trierische, ungarische und würzburgische Landeskinder, die theils in nürnbergische Dienste getreten, und in denselben bis an ihren Tod geblieben, theils aber auch wieder in Dienste anderer Staaten übergegangen waren. Aus diesem Verzeichnisse kann jeder schliessen, wie reichhaltig dieses Werk für Bibliotheken, wie unentbehrlich es für die allgemeine Literaturgeschichte sey. Noch einen Vorzug hätte vielleicht der Vf. seinem Werke vor dem *Will*'schen geben können, wenn er am Ende desselben in dem mit so vieler Genauigkeit ausgearbeiteten Namenregister die Innländer von den Ausländern durch ein Sternchen bezeichnet, oder, um die allgemeine Übersicht noch mehr zu befördern, die Innländer und Ausländer durch zwey Register geschieden hätte. Den biographischen Nachrichten, welche bey wichtigen Männern ausführlich, bey weniger wichtigen aber kürzer sind, folgen die Schriften derselben in chronologischer Ordnung, welche aber doch von Hn. *N.* nicht überall so genau, als von dem ersteren Herausgeber, beobachtet worden zu seyn scheint. Mehr als 600 neue Gelehrte, Schriftsteller und Künstler verschiedener Art und verschiedenes Geschlechts, hat Hr. *N.* in seinen 4 Suppl. Bänden aus älteren und neueren Zeiten nachgetragen, welche *Will* entweder übergangen hatte, oder welche erst nach ihm und der Herausgabe seines Werkes gelebt hatten. Natürlich aber sind es nicht lauter *Dii majorum*, sondern auch *minorum*, ja sogar *minimarum gentium*, welche das auswärtige Publicum in dieser Gallerie nicht vermissen würde. Denn wer wünscht mit jedem in literarische Bekanntschaft zu kommen, welcher ein Epithalamium, eine Grabschrift, einige erbauliche Betrachtungen, eine Leichenpredigt, oder eine akademische Dissertation, von welcher es sehr oft ungewiss ist, ob er sie selbst verfasst, hat abdrucken lassen? Was thut aber nicht Liebe zum Vaterlande! Die älteren Artikel, um sie von den neueren zu unterscheiden, sind mit Sternchen bezeichnet, welche aber bisweilen die Typographen, wie bey: *Baldermann*, *Christoph Leibnitz*, *Symnacher* u. a. vorzusetzen vergessen haben. Der älteren Gelehrten, welche schon vor *Will* gelebt hatten, und die von Hn. *N.* sind nachgetragen worden, nicht zu gedenken, wiewohl auch einige, als: *Stromer von Reichenbach*, *Oliverius Bock*, *Ebermayer*, *Eisen von Eisenbühl*, *Georg Frölich*, *Leonh. Haller*, *Joh. Mantel* u. a. ausgezeichnet zu werden verdienen, so wird sich doch jeder Literator freuen, dass er in den Suppl. Bänden ausführliche Nachrichten von neueren Schriftstellern und ihren Werken findet, als von: *Ackermann*, *Gabler*, *Döderlein*, *Serz*, *Sattler*, *Siebenkees*, *Strobel*, *Vogel*, *Veillodter*, *Waldau*, *Wittwer*, *Bauer*, *Gatterer*, *Jäger*, *Herel*, *Hummel*, *Junge*, *Mannert*, *Joh. Tob. Mayer*, *Münch*, *Roth*, *Penzenkuffer*, *Feuerlein* und vielen anderen. Noch weit mehr leuchtet der eifrige Sammlerfleiss und die strenge Genauigkeit des Vfs. in den älteren berichtigten und ergänzten Artikeln, als in den neueren hervor. *Will* hatte ihm so viel nachzutragen übrig gelassen, dass die vier Ergänzungs-Bände bey noch

angeren Drucke fast eben so viele Seiten zählen, als die ersteren *Will'schen*. Einige Artikel sind ganz umgearbeitet, und die biographischen Nachrichten mit dem Schriftenverzeichnisse so vermehrt und vervollständigt, dass sie weit mehr geben, als selbst *Will* gegeben hatte, und also das *Will'sche* Werk erst recht brauchbar machen. Man vergleiche nur die Artikel: *Joach. Camerarius*, *Eob. Hessus*, *Hans Sachs*, *Behaim*, *Böschenstein*, *Celtes*, *Cochläus*, *Veit Dietrich*, *Joh. Mich. Dilherr*, *Albr. Dürer*, *Joh. Förster*, *Felz*, *Seb. Frank*, *Freigius*, *Joh. Funccius*, *Gatterer*, *Gentilis*, *Gifanius*, *Lorenz Heister*, *El. Hutter*, *Joh. Dan. Köhler*, *König von Königsthal*, *Mart. Frobenius*, *Ledermüller*, *Ludwell*, *Marperger*, *Tob. Mayer*, *v. Murr*, *Nagel*, *Obsopäus*, *Omeis*, *Andr.* und *Lucas Osiander*, *Panzer*, *Paumgärtner*, *Melch. Pfinging*, *Piccart*, *Willib. Pirkheimer*, *Joh. Prätorius*, *Regiomontanus*, *Riederer*, *Rittershausen*, *Rivius*, *Rosenblüt*, *Esrom Rüdiger*, *Joach. v. Sandrart*, *Schalling*, *Schatzgeyer*, *Hartm. Schedel*, *Chr. Speurl*, *Joh. Schöner*, *Joh. Heinr. Schulze*, *Chr. Gottlieb Schwarz*, *Nicol. Schwebel*, *Selneccer*, *Semler*, *Lazar. Spengler*, *Chr. Jac. Treu*, *Georg Andr. Will* und *Hieron. Wolf*. Vor Wiederholungen dessen, was schon *Will* gesagt hatte, scheint sich Hr. N. bey der Umarbeitung einiger grösserer Artikel nicht allemal ganz verwahrt zu haben, z. B. bey *Esr. Rüdiger*. Ausserdem wird selten ein alter Artikel gefunden werden, der nicht die berichtigende und ergänzende Hand erfahren hätte. Verirrungen, nicht nur des ersten Herausgebers, sondern auch anderer Literatoren, besonders *Jöchers*, auch selbst des sonst so sorgfältigen *Christ. Saxe*, sind überall verbessert, und die Verbesserungen mit glaubwürdigen Zeugnissen bestätiget worden: die Bücher-Titel, welche *Will* und vor ihm auch andere verstümmelt eingetragen hatten, sind von dem neuesten Bearbeiter, der die Bücher fast alle selbst verglichen zu haben scheint, genauer, nur nicht immer diplomatisch richtig, aufgezeichnet worden: die Literatur ist bey jedem Schriftsteller von ihm vermehrt worden, ob ihm gleich bisweilen nur sehr schwache Quellen flossen, die er mehr hätte ab- als hinzuleiten sollen: manches harte Urtheil, das die Zeiten *Will's* vielleicht noch entschuldigen konnten, ist von ihm gemildert worden, z. B. über die Indifferentisten und Philippisten Th. 2. S. 55 bey *Heling*: wo das Format, der Druckort und das Druckjahr eines Buches von dem ersten Herausgeber vergessen war, ist alles von dem neuen so viel als möglich berichtiget und ergänzt, ja oft auch der Mäcen, dem es dedicirt war, hinzugefügt worden: wo in den Biographieen die Jahre der Geburt, der Beförderung und des Todes nicht angegeben waren, sind dieselben nachgetragen, und falsch angegebene Namen und Vornamen verbessert, und bey den Zusätzen zu den Schriftenverzeichnisse eines jeden Gelehrten sind auch oft unbekannte Ausgaben derselben bekannt gemacht worden. Um die alphabetische Ordnung nicht zu stören, welche *Will* gewählt hatte, die aber bey den vielen Homonymieen nicht immer die genaueste ist, wie denn z. B. bey *Baier*, erst *Justus*, dann *Joh. Wilhelm*, hierauf *Joh. Jacob*, und dann wieder *Joh. David*, und zuletzt *Ferdinand Jacob* gesetzt ist, eben so auch bey *Beer*, so sah sich der neue Herausgeber genöthigt, dieselbe beyzubehalten. Bisweilen scheint, wie bey *Baier*, die Genealogie dem Vf. diese alphabetwidrige Ordnung aufgedrungen zu haben. Am Ende des 4 Theils sind zu den Supplementen noch einige Zusätze und Verbesserungen mit der Zusicherung hinzugefügt worden, dass, sobald sich wieder Materialien aufgesammelt haben würden, ein neuer Supplement-Band nachfolgen, und also dieses Lexikon von Zeit zu Zeit fortgesetzt werden soll. Das Ganze beschliesst ein Namenregister, und ein Gesellschafts-Namen- und Pseudonymen-Register über alle 8 Theile.

Bey dem so genauen und unermüdeten Sammlerfleiss des Vfs. lässt sich leicht vermuthen, dass anderen Literatoren sehr wenig nachzutragen, zu berichtigen und zu ergänzen übrig geblieben sey. Das Wenige, das etwa Rec. vermisst hat, oder, das er nachgeholt oder abgeändert zu sehen wünscht, will er dem Vf. zu seinen künftigen Supplementen hier mittheilen. Th. I. S. 26: *Althammer Diallage* ist 1597 in Wittenberg herausgekommen, und dessen *Commentarii Germaniae etc.* finden sich auch in: *Hist. opus in quatuor Tomos divisum, quorum Tom. 1. Germaniae antiquae illustrationem continet*, *Basil.* 1574. *fol.* Zu den literarischen Hülfsmitteln bey diesem Schriftsteller sollte vorzüglich *Saxii Onomast. Lit.* T. III. p. 116 hinzugefügt seyn, welches Werk der Vf. überhaupt selten, und nicht sorgfältig genug benutzt hat, da es doch vor vielen anderen Hülfsmitteln das sicherste und bewährteste ist. S. 48: *Joh. Jac. Baier's Problemata medica* kamen 1717. 4. in Nürnberg, aber nicht in Altdorf 1716 heraus. S. 141: *Joach. Camerarius, Hippocomicus* — ist die Aufschrift so abzuändern: *In hoc libello haec insunt: De tractandis equis, s.* ἱπποκομικός. *Conversio libelli Xenophontis de re equestri in latinum. Historiola rei numariae s. de nomismatis Graecorum et Latinorum, autore Joach. Camerario, Tubing.* 1539. S. 142: *Synodica.* — In der Leipz. Ausg. von der *Hist. Synodi Nicenae* 1572. 4. ist zugleich mit abgedruckt: *Libellus de Chronicis s. certorum temporum judiciis: De sancto Spiritu ex disputatione, quae adscribitur Basilio, Caesareae Episcopo. De Synodis Oecumenicis et harum temporibus expositis autore Nicephoro.* Zu berichtigen war *Will*: *De Graecis Latinisque et Indis numerorum notis*, denn der Titel heisst: *De Graecis Latinisque num. notis, et praeterea Sarracenis s. Indicis cum indicio elementorum ejus, quam Logisticen Graeci nominant, et vocabulorum artis interpretatione, et aliis quibusdam ad hanc pertinentibus — studio Joach. Camerarii sine l. et a.* mit zwey Vorreden, die erstere 1556 an *D. Joh. Ulrich Zasius*, die zweyte 1569, Leipz. an *Sebast. Theodoricus Vinshimus, Mathemat. Profess. in Acad. Vuittenb.* Die *Narratio de Eob. Hesso* ist auch Leipz. 1696. 8. und *de Phil. Melanchth. ortu* nicht 1592, sondern 1591 in Leipzig herausgekommen. Die Ausgabe von: *Commentatiuncula, non esse ex eventis de consiliis actionibusque hominum pronuntiandum, Joach.*

Camerarii. Lipf. 1579. die auch in *Gronovii Thesaur. T. VIII* zu finden ist, war ohne Zweifel die zweyte Auflage, welche nicht der Vater *Joach. Cam.*, sondern der Sohn *Ludovicus* zuerst herausgegeben, und *Joh. v. Cracau*, damals kurf. fächf. Rathe, mit welchem er auf der Landfchule in Meissen unter *Georg. Fabricius* ftudirt hatte, 1571 d. 22 Dec. dedicirt hat. Der Vater war damals, wie der Sohn erzählt, fchon kränklich, und überliefs die Ausgabe dem Sohne zum Beften Ernfts Vögelin in Leipzig, welcher fie, um eigen Verfuch mit neuen Lettern zu machen, abdruckte. Nachgetragen zu werden verdient noch zu den Schriften *Joach. Camerarii: Joach. Cam. Decuriae XXI* συμμικτων προβλημάτων *seu variarum et diverfarum quaeftionum de natura, moribus, fermone, op. Commelin.* 1594. 8. S. 147: *Philip. Camerar. Symbola et emblemata* find auch *Francof.* 1661. 4. herausgekommen. S. 158: *Celtes. De urb. Norib. origine* ift auch *Hagenoae fol.* 1518 mit der Auffchrift: *Norimbergae defcriptio* wieder aufgelegt worden, und die Ausgabe von *Tacit. de fitu et mor. Germ.* ftehet auch in *Urftifii Germaniae illuftr. Hiftoricis. Bafil.* 1574. *f.* Die Ode *ad Phoebum* — fteht am Ende der *Ars verfificandi*, 4. welche dem Kurfürften von Sachfen Friedrich zugeeignet ift, und enthält 6 fapphifche Strophen. Der Titel ift aber fo abzuändern: *Ode ad Apollinem, repertorem poetices, ut ab Italis cum lyra ad Germanos veniat.* Die S. 159 aufgeführte *L. Ann. Senecae Biga tragoediarum cura Conr. Celtis* kennt Rec. nicht, aber felbft befitzt er: *Lucii Senei Senece cordubenfis Hercules furens tragedia prima incipit, Lipf.* MCCCCLXXXVII. 4., welches Jahr am Ende der Dedication an den Fürften von Anhalt zu lefen ift. Zu dem Schriften-Verzeichniffe *Cochlaeus* kann noch folgende nachgetragen werden: *Antwort auff Luthers Sendtbrieff gefchriebenn gen Aufpurg an den Cardinal Erzbifchoffen zu Mentz Churfürften etc. P. A. C. MDXXX. f. l.* Diefen Brief dedicirte Cochläus von Augfpurg aus am 6 Sept. 1530 dem Abt zu Cayersfhaym Conrad. Das *Summarium der kayferl. Antwort* S. 178 hat Cochläus dem Abt zu Chemnitz Hilario von Dresden aus den 26 April 1531 zugeeignet. Die Auffchrift von *Vita Theodorici* S. 181 ift fo umzuändern: *Vita Theodorici Regis Oftrogoth. et Ital. auctore Jo. Cochlaeo cum addit. et annotatt. quae Sueo - Goth. ex Scand. expeditt. et comment. illuftr. op. Joh. Peringskiöld, c. f.* Stockholm 1699. 4. Ob *Cochläus* mit *Eck* und *Faber* die *Confutatio confeff. Tetrapolitanae* gefchrieben habe, wie mit *Sleidan* und *Ehingern* vor Kurzem im Neuen Liter. Anzeiger 1808. No. 10. S. 156 behauptet wurde, ift noch zu bezweifeln: f. *Prolegg. ad Formulam confutationis Confeffionis Aug. lat. e Cod. Mfcr. edit. a Chr. Gottfr. Müller. Lipf.* 1808. *p. LXXIX*, wo auch die noch bis jetzt unbekannte *Confutatio Confeff. Tetrapolitanae* abgedruckt zu finden ift. In der Stifts-Bibliothek zu Zeiz ift Rec. auch noch einige Originalbriefe von *Cochlaeus* an den Bifchof Julius Pflug aufbewahrt gefehen. S. 194: *Mart. Crufius.* Die Schrift, welche *Will* unter dem Titel: *Salem. Schweigkero fcripta gratulatio — Argent.* 1582 aufführt, heisst eigentlich: *Hodoëporicon f. Itinerarium D. Sal. Schweigkeri, Sultzenfis — confcriptum a Mart. Crufio, Prof. Tubing. Lipf.* 1586. 8. Von den *Annal. Suevicis* wurde *Dodecas I* und *Dodecas II.* 1595 und *Dodecas III.* 1596 zu Frankf. abgedruckt. *Veit Dietrich* S. 215. *Chriftliche Auslegung der fchönften Sprüche Johannis* ift zu Leipz. 1571. 8. wieder aufgelegt worden. Den Schriften von *Mich. Dilherr* S. 220, find noch beyzufügen: *Disputatio de libero arbitrio. Jen.* 1642. 8. *Differt. de confcientia. Jenae* 1642. 8. Τὸ γνωςὸν τοῦ Θεοῦ *i. e. Notitia Dei modo non uno cum gentilibus communicata. Jen.* 1641. 8. *Donellus* S. 243, *de pignoribus et hypothecis* ift auch *Lugduni* 1575. Fol. erfchienen. *Albr. Dürer* S. 255: Sein eigenhändiger Brief an Albrecht, Erzbifchof von Mainz und Kurfürft von Brandenburg, vom Jahre 1523, befindet fich nicht in der Schul- fondern Stifts-Bibliothek zu Zeiz, und ift in dem Allgem. Lit. Anz. auch abgedruckt worden. In eben derfelben Bibl. wird auch von *Lorenz Dürnhofer* S. 261 ein Bändchen lat. und griechifche Gedichte im Mfpt. aufbewahrt, die er von Oelsnitz aus im Jahre 1554 an Julius Pflug überfchickt hat. *Valent. Erythraeus* S. 295, *orat. de honoribus Academicis* ift auch *Argent.* 1574, und *de Elocutione Libb. tres, Argent.* 1567. 12. wieder aufgelegt worden. *Joh. Th. Freigius* S. 361, *Quaeftiones Juftinianeae Bafil.* 1578. 8. Der Titel ift fo zu berichtigen: *Quaeft. Juft. in Inftitutiones juris civilis cum analyfi Logica et Politica aliquot confiliorum Zafii*, und von der Schrift: ἐπιλοιμία — heisst er vollftändig: ἐπιλοιμία *f. Liber Triftium temporis peftis fumma et moeftitia et labore fcriptus.* Bey *Joh. Funccius* S. 379 ift noch einzutragen: *Warhaftiger und gründlicher Bericht, wie und was geftalt die Ergerliche Spaltung von der Gerechtigkeit des Glaubens fich anfenglich im Lande Preuffen erhoben, und was eigentlich von der Gerechtigkeit Chriftlich nach brauch der heiligen Schrift und der rechtfchaffnen Lehrer alter und unfrer Zeit gehalten werden möge* — durch *Joh. Funk. Königfperg in Preuffen*, 1553. 4. Bey *Nic. Hieron. Gundling* S. 444: *Discurs über den Utrecht-Badifchen Frieden* foll es wohl nach der Ausgabe Ffth. u. Leipz. 1740, 4. Utrecht-Raftadtifchen Frieden heissen. Die *Hiftorie der Gelehrheit* ift nicht, wie *Will* fagt, 1737, fondern fchon 1734 in 4 Bänden 4. erfchienen. Zu den Erläuterungsfchriften können noch hinzugefügt werden: *Gundlings Leben und Schriften*, Fft. u. Leipz. 1736, 4. *Saxii Onomaft. lit.* T. VI. p. 25. und *Schröckh's Abbildung* 2 Th. n. 38. S. 225—240.

(*Der Befchlufs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Salzburg*, b. Mayr: *Biographifche Skizze von Joh. Jac. Hartenkeil*, Doctor der Arzneywiffenfch. u. Wundarzney, k. k. Regierungsrathe u. Protomedikus in Salzburg u. f. w. Entworfen vom Prof. *Aloys Weiffenbach.* 1808. 39 S. 8. Diefe biographifche Skizze ift aus der medicinifch-chirurgifchen Zeitung befonders abgedruckt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 28 SEPTEMBER, 1808.

LITERATURGESCHICHTE.

ALTDORF, b. Herausgeber: *Georg Andreas Will's etc. Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon*, oder Beschreibung aller nürnbergischen Gelehrten beiderley Geschlechts, nach ihrem Leben, Verdiensten und Schriften fortgesetzt von *Christian Conrad Nopitsch*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Th. II. S. 35: *Hauffe, geb. z. Mittelweida*, etwa zu Mittweyda oder Mittelsayda, denn im Königreich Sachsen giebt es kein *Mittelweida*. S. 55: *Moriz Heling*. Die Rede *de legum dignit.* (nicht *auctoritate et utilitate*) steht nicht in der *Introduct. novae scholae Altdorf.*, sondern in dem Buche, welches in eben diesem Jahre in Nürnberg herauskam, und überschrieben ist: *Leges ac instituta scholae Altdorfinae Norimbergensium*, und hat seinen besonderen Titel; aber *Erythraei, Rectoris scholae novae in oppido Altdorf. oratio* findet sich in *Introduct.* S. 109. *Casp. Hofmann*, bey *Variar. Lectt.* Lib. VI stehen auch: *diatribe de ichoribus* und *de usu cerebri*. *El. Hutter*, S. 143, *Künstlich A B C-Buch* ist nicht, wie *Will* sagt, in Hamburg, sondern Nürnberg 1593, 4. herausgekommen. Von der Schrift: *Paul Joseph's*, S. 179: *Gründlicher Beweis* 1612 (8), welche *Will* eingetragen hat, heisst der Titel also: *Gründlicher Bew. auss dem alten Testamente, und zum Theil aus dem jüdischen Talmud; wie dass Christus Jesus, der Jungfrau Marie Sohn, sey der wahre verheissene Messias und Heyland der Welt, und die andere Person in der heiligen Dreyfaltigkeit.* MDCXII. 8. *Georg. Major* S. 348. Hier fehlen noch folgende Schriften: *Oratio de dicto: Sermo habitet in vobis, recitatâ a Georg. Majore in promotione nobilis et clarissimi viri, Georgii Veneti, theologiae Doctoris. Witteb.* MDL. 8. *Enarratio ep. Pauli scriptae ad Philipp. auctore G. Majore, Witteb.* 1554, 8. *Auslegung der Epistel Pauli an die Galater in 20 Predigten*, Wittenb. 1558, 8. *Von der Nothwendigkeit des Neuen Gehorsams*, Wittenb. 1562, 4. Falsch nennt *Will* S. 542: *Confessio fidei suae*, denn es heisst: *Confessio de justificatione et bonis operibus, Viteb.* 1558, 4. Die deutsche Übersetzung: *Bekenntniss D. Georg Major's von dem Artikel der Justification*, ist nicht 1559, sondern 1558, 4. erschienen. *Mauser* oder *Musurus* S. 382: Der *Tract. de nuptiis* ist nicht nur in Jena 1682, sondern auch in Leipz. 1597 abgedruckt worden, wo es heisst: *antea editus per Joach. Beust — nunc ab ipso authore recognitus et multis locis auctus.* Th. III. *Andr. Osiander*, S. 78: Die beiden Predigten, welche *Will* S. 101 über Röm. 6, 3. und Röm. 6, 7. aufführt, sind ohne Zweifel nur Eine Predigt, deren vollständiger Titel heisst: *Eine Tröstliche predigt des Ehrwirdigen und Achtbaren Herrn Andr. Osiandri — seligen über die Worte Pauli zun Römern am 6 (3, 4, 5.) — den 29 Decembris* 1551, *und ist ihm mit Fleis nachgeschrieben worden — Königsperg in Preussen.* 1553. 4. Bey *Luc. Osiander*, S. 79, kann noch bemerkt werden: *Scultetus Atheus*, *Tubing.* 1620, 4., eine Disputation, die er mit seinem Sohne, *Luc. Osiander*, gegen *Scultetus* gehalten hat. Nachzutragen ist auch: *Ottinger*, dessen weder das *Will*'sche Lexikon, noch *Nop.* Supplemente gedenken, mit seinem Buche: *De ebrietate et luxuria dialogus. Autore Joanne Ottingero, Noribergensi. Marci* 13. *cavete, vigilate, orate. Wittebergae excudebat Joan. Dörffer, anno MDXCVI*, 4. Zu den Erläuterungsschriften bey dem Art. *Melchior Pfinzing* S. 147 können wegen des Theuerdanks *Aretin's Beyträge z. Gesch. u. Literat.* 1805. 7 St. S. 67 ff. hinzugesetzt werden. *Mich. Piccart* S. 155 ist bemerkt, dass *Observationum Hist. Polit. Decades sex* zu Amberg 1613, aber nicht, dass die *Decades sex posteriores Ambergae* 1616, 8. herausgekommen sind. *Conr. Rittershausen*, S. 273: *Pansae orat. in funere Rittershusii* ist auch allein in Nürnberg 1614, 4. abgedruckt erschienen. *Chr. Adam Rupertus* S. 338: Das Mspt. von *Dodecas gemina gentium familiarumque Romanarum* —, welches *Will* aus *Chr. Arnolds Memoria Fureriana* lobt, hatte *Rupert.* dem *Th. Reinesius*, mit dem er verwandt war, in seinem Testamente vermacht, s. *Reinesii Epp. ad Hofman.* p. 663, und es wird noch bis jetzt unter den *Reinesischen* Handschriften in der Zeizer Stifts-Bibliothek aufbewahrt. Dass die im *Reinesischen* Handexemplar des *Corp. Inscript. Gruter.* befindlichen handschriftlichen Anmerkungen nicht, wie *Gude* wähnte, von *Rupert.*, sondern von *Bernhard Bertram* herrühren, zeigt *Mülleri Progr. de Bernhardo Bertramo, summo seculi decimi septimi Philologo, Lips.* 1795. 8. — Th. IV. *Schreck*, S. 128: In Zeiz starb 1651 im 68 Jahre *Lucas Schreck* oder *Schröck*, Canonicus und Senior des Collegiat-Stiftes, Patricius Noribergensis, ohne Zweifel ein Bruder *Joh. Friedr. Schreck*, welcher seinem Bruder in diesem Lexikon beygesellt werden kann.

H. L. k.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

PARIS, b. Duprat-Duverger: *Dictionnaire pour servir à l'intelligence des auteurs classiques grecs et latins;* comprenant la Géographie, la Fable, l'Histoire, et les Antiquités, avec une Table chronologique et un Tableau des poids, mesures et monnoies des anciens, comparés avec les nôtres; par *Math. Christophe.* 1805. Tom. I. A—L. XXI u. 552 S. Tom. II. M—Z. 535 S. gr. 8. (6 Rthlr.)

Das gegenwärtige Wörterbuch nahm Rec., der die Flüchtigkeit der Transrhenaner bey solchen Arbeiten aus mehreren Beyspielen kennt, mit einem nicht günstigen Vorurtheile in die Hand; fand sich aber bey genauerer Durchsicht, wider Erwarten, getäuscht. Hr. *Ch.* bestimmt es (nach Vorr. S. VI) zunächst für Studirende, denen es eine Menge Elementarbücher über die einzelnen, hier abgehandelten Materien ersetzen könne. (In wie fern? Sollten diese Lehrbücher wirklich durchs Lexikon unnöthig gemacht werden?) Er erklärt es selbst (S. III) für einen Auszug aus dem *Dictionnaire des auteurs classiques* von *Sabathier*, welches das einzige Werk in Frankreich sey, das alle diese Gegenstände zusammen umfasse. Da dieses theils noch unvollendet, theils durch seine zahlreichen Bände für das Publicum so gut als verloren sey, und, im Staube der Bibliotheken begraben, von den Gelehrten geplündert zu werden pflege, ohne dass sie die Quelle angäben, woraus sie schöpften [ein Vorwurf, der bey dem gegenwärtigen Zeitgeiste die Franzosen nicht allein treffen möchte!]: so glaubt Hr. *Ch.*, sich durch diesen gedrängten Auszug um die Wissenschaften [?] ein wahres Verdienst zu erwerben. Was früher *Lamprière*, Prof. zu Oxford, dessen *classische Bibliothek* als ein getreuer Auszug aus *Sabathier's Dictionnaire* betrachtet werden könne, mit glücklichem Erfolge für England versuchte, das will Hr. *Ch.* für Frankreich thun. Er begnügte sich aber nicht damit, einen blossen Auszug zu liefern; vielmehr versichert er, dabey die besten bekannten Schriftsteller benutzt, und wo diese ihm fehlten, aus den *Mémoires de l'academie des inscriptions et des belles lettres*, als einer reichhaltigen Fundgrube, geschöpft, und seine Arbeit vor der Herausgabe einem bedeutenden Gelehrten, der ihm zugleich herrliche Beyträge mittheilte, zur Durchsicht vorgelegt zu haben. Alles dieses erregt bey einem Werke, wo es nicht sowohl darauf ankam, die Wissenschaft selbst durch neue Ansichten und Entdeckungen zu bereichern, als vielmehr das von Anderen Gefundene zu sammeln, das Wahre vom Falschen zu sondern, und die Resultate kurz und getreu darzustellen, eine günstige Erwartung, und Rec. gesteht, dass er sie bey genauerer Durchsicht, wenn nicht überall, doch in den meisten Fällen, bewährt gefunden hat. Der Vf. hat seinem Werke nicht nur die möglichste Vollständigkeit zu geben gesucht, sondern zeigt auch durchgängig ein rühmliches Streben nach Gründlichkeit, wie man sie von seinen Landsleuten sonst wenig gewohnt ist, und selbst bey deutschen Wörterbüchern der Art häufig vermisst. Sein Vortrag ist deutlich und lichtvoll, ohne in Weitschweifigkeit auszuarten, und fast überall ist er mit einer nachahmungswürdigen Genauigkeit zu Werke gegangen. Aber trotz aller dieser Vorzüge kann Hn. *Chs.* Lexikon noch keinesweges auf Vollkommenheit Anspruch machen; vielmehr bleibt bey einer künftigen Ausgabe noch Manches nachzutragen, manches Falsche zu berichtigen, manches Schiefe und Schwankende genauer zu bestimmen übrig. Folgende Bemerkungen mögen diess allgemeine Urtheil bestätigen.

Das Werk umfasst, wie der Titel sagt, *alte Geographie*, *Geschichte*, *Mythologie* und *Antiquitäten*. Vorausgeschickt ist eine *chronologische Tafel*, worin die Zeitrechnung [richtiger] nach Jahren vor und nach Christi Geburt bestimmt wird; eine genaue Tabelle über *Gewichte*, *Masse* und *Münzen* der Alten, mit den neuen französischen verglichen, macht den Beschluss. Ausserdem hat er unter dem Worte *Consul* ein vollständiges und genaues Verzeichniss aller Consuln bis auf August eingeschaltet [warum nicht unter *Olympiade* eine ähnliche Zeittafel? zumal da er bisweilen, z. B. bey dem Historiker *Archilochus*, die Zeitrechnung darnach bestimmt]. Unter *Athen* findet man die Könige von Cecrops bis Codrus, unter *Archonten* die sämmtlichen Archonten zu Athen, unter *Lacedämon* die Nachkommen des Procles und Eurysthenes, und so bey allen merkwürdigen Ländern, wie *Macedonien*, *Ägypten* u. s. w. die Könige der Reihe nach namentlich aufgeführt. Bey wichtigen Städten giebt er ihre verschiedenen Namen, ihre Lage im Verhältniss zur alten und neuen Geographie, ihren Stifter, ihre Merkwürdigkeiten, die denkwürdigsten Ereignisse, die in und bey denselben vorfielen, die Zeit ihrer Zerstörung und Wiederherstellung genau an. Eben so bey den Ländern, wo er zugleich auch ihre Producte, die vorzüglichsten Städte, Flüsse, Gebirge u. s. w. erwähnt; er geht auf den Ursprung der Einwohner zurück, folgt ihren Excursionen, und giebt eine getreue Schilderung ihrer Sitten und ihres Charakters. Eben die Vollständigkeit und Gründlichkeit zeigt sich im Ganzen auch in dem historischen und mythologischen Theile. Von Personen, welche irgend eine Celebrität erlangt haben, bestimmt er die Zeit ihres Lebens, entweder im Allgemeinen, oder mit Angabe des Geburts- und Todes-Jahres. Häufig fehlt jedoch diese Angabe, und wird durch die chronologische Tafel nicht immer ersetzt. Er schildert ihre Erziehung, ihre merkwürdigsten Thaten, ihre Tugenden, Fehler und Laster, und zeigt dabey ein ziemlich unparteyisches Urtheil. Sind es Schriftsteller: so werden auch ihre Schriften, die wichtigsten Ausgaben, bisweilen auch Übersetzungen derselben angeführt. Allein hier findet sich ein wesentlicher Mangel. Alle angeführten Ausgaben steigen nicht über 1783 herauf, und die in Deutschland herausgekommenen sind zwar nicht ganz übergangen, aber doch bey weitem zu karg angegeben. Bey vielen Artikeln

ferner fehlen die Ausgaben und Übersetzungen ganz, z. B. *Euclides*, *Eunapius*, *Euripides*, *Achilles Tatius* (bey *Longus*, *Xenophon* und *Eustathius* sind sie bemerkt), *Eutropius*, *Frontinus*, *Dictys Cretensis* (dessen Geschichte mit Recht für unächt erklärt wird), *Lucan*, *Aristophanes*, *Aristoteles*, *Arrianus*, *Artemidorus*, *Statius*. Von einigen ist bloss eine Übersetzung angegeben, z. B. *Longin*, *Herodian*, bey welchem *Politian's* lateinische, und *Mongaut's* französische Übersetzung ohne Jahrzahl angeführt sind. Bey sehr vielen Schriftstellern endlich, von denen wir bloss Fragmente übrig haben, fehlt die Nachweisung, wo diese zu finden sind. — Mehr Tadel verdient es, dass viele Männer bloss durch den Beysatz: *orateur*, *médecin*, *poëte* oder *poëte célèbre* u. s. f. charakterisirt sind, ohne dass nur angedeutet wird, ob sie den Griechen oder Römern zugehören, z. B. *Esope (orateur)*, *Eubulus*, *Eudoxus*, *Euthydemus*, *Diphilus* (wo *poëte tragique* statt *comique* steht) u. a. Diese flüchtige Kürze kann durch die geringere Celebrität einiger dieser Männer durchaus nicht gerechtfertiget werden, am wenigsten bey einem Wörterbuche für Studirende, wo alles vermieden werden sollte, was zum Halbwissen und zur Oberflächlichkeit führt. Überdiess pflegt bey solchen weniger bekannten Namen das Lexikon am ersten zu Rathe gezogen zu werden.

Mehrere Artikel, welche nicht fehlen sollten, hat Rec. ganz vermisst, z. B. *Maraboduus*, *Maria*, die Gemahlin des Honorius, an welche Claudian sein Gedicht richtete, *Phanias* aus Eresos, *Macedo* den Philosophen und Freund des Gellius (Gell. XIII, 8), so wie einen Wucherer dieses Namens, der zu dem *Senatus consultum Macedonianum* Anlass gab. *Serenus Sammonicus*, der Arzt, ist angeführt, nicht aber dessen Sohn, der Lehrer des jüngeren Gordianus. Ausserdem fehlt *Psychopompos*, *Asciburgum*, die *Sentii*, *Serbi*, die Städte *Saepinum*, *Sera* u. a., die Insel *Sepiussa*. Am wenigsten befriedigend ist derjenige Theil, welcher die Antiquitäten betrifft. Hier fehlen *Chor*, *Strophe*, *Antistrophe*, *Epodos*, *Komödie*, *Tragödie*, und überhaupt die Gegenstände des Theaterwesens. Von *Architektur*, von dorischen und ionischen Säulen u. s. w. findet sich nichts. Ferner vermisst man die Artikel *Epheben*, *Tirocinium*, *Bürgerrecht*, *Ritter*, *Magistratur*, *Propyläen*. Die fünf Arten der *Kampfübungen* sind unter dem Worte *Gymnase* im Allgemeinen erwähnt; einzeln angeführt sind bloss *Lutte*, *Pugillat*, *Javelot*; *Course* und *Saut* fehlen. Eine Beschreibung der *Lyra*, *Cither*, *Syrinx* u. s. w. sucht man vergebens; auch *Jahr*, *Monat*, *Zeitrechnung* und die verschiedenen Bestimmungen derselben zu verschiedenen Zeiten sind nirgends anzutreffen. — Von den Hebräern sind mit Recht bloss diejenigen Männer aufgeführt, die in den Profanschriftstellern vorkommen. Aber eben aus dieser Rücksicht hätte auch aus ihrem Leben und Charakter vorzüglich das ausgehoben werden sollen, was die Profanschriftsteller von ihnen sagen, welches hier (vgl. *Moses*) nicht geschehen ist. — Die Gründlichkeit des Vfs. documentirt sich vorzüglich dadurch, dass er fast überall auf die Quellen, d. h. auf die alten Autoren selbst verweist, und zwar nicht (nach der sonstigen Gewohnheit der Franzosen) im Allgemeinen, sondern nach Buch, Capitel und Vers, wiewohl nicht wenig allgemeine Angaben mit unter laufen. Die Citata selbst hat Rec. meist richtig befunden; jedoch sind bey der so grossen Menge von Zahlen einzelne Fehler fast unvermeidbar. So steht unter *Demodocus Ov.* 8, 44 statt *Od.* 8. 44; unter *Glaucus Virg. Georg.* 3, 307 statt 3. 267; unter *Parrhasius Hor.* 40 v. 8, statt *Hor. Od.* 4, 8, 6; unter *Polyphème Odyss.* 19. statt *Odyss.* 1 und 9, oder bestimmter 1, 69 und 9, 182 ff.; unter *Macedoine Quint. Curt.* 34 (?); unter *Pompeji Sen. Q. Nat.* 4 statt 6, 1. Bey mehreren Artikeln fehlen gerade die Hauptstellen, z. B. bey *Herculanum* und *Pompeji Plin. ep.* III, 5; bey *Moses*, wo bloss *Longin* und *Diodor* ohne genauere Bestimmung angegeben sind, fehlt *Justin.* 36, 2; bey *Syrinx* die classische Stelle des *Achilles Tatius* VIII, 6; bey *Telemus Odyss.* 8, 509 ff. u. s. w. Häufig fehlen die Citate ganz, seltener bey Personen, z. B. *Psyche*, und bey den meisten Kaisern, aber fast immer bey Sachen, z. B. *faisceaux (fasces)*, *fastes*, *flamines*, *étendards*, *funerailles*, *gladiateurs*, *jeux etc.*. — Übrigens hätte für diejenigen, welche sich über diese oder jene Materie genauer unterrichten wollen, ausser den alten Classikern, füglich auch auf neuere Werke und Abhandlungen verwiesen werden können, ohne dass dadurch das Werk zu sehr ausgedehnt worden wäre.

Bey der Erklärung selbst vernachlässiget der Vf. oft die verschiedenen Zeiten, in welchen dieser oder jener Name eine andere Bedeutung, dieser oder jener Ritus eine andere Gestalt hatte; und spricht überhaupt mehr von den Sitten der Römer, als der Griechen, welche letzteren bey weitem zu stiefmütterlich behandelt werden. So giebt er unter *Grèce* die verschiedenen Namen der Griechen an, ohne zu erwähnen, welches die älteren oder neueren sind, auch der Ursprung der Namen wird weder hier, noch durchgängig bey den einzelnen Artikeln, z. B. *Grecs*, *Graji*, *Hellènes*, angeführt. Unter *mariage* geht er auf die Hebräer und Assyrier, deren er sonst nur selten gedenkt, zurück, und beschreibt die Art und Weise, wie sie die Ehen schlössen, weitläuftiger als die Sitte der Griechen. Genauer schildert er den Ritus der Römer, ohne jedoch die Art der Bewerbung oder die Fomalitäten der Ehescheidung zu erwähnen. Unter *Esclaves* giebt er die dreyerley Arten der Sclaven, ihre Menge, die Art ihrer Freylassung an, beweist aus ein paar (nicht genau nachgewiesenen) Stellen des Nonius und Plautus, dass sie von den Römern auf verschiedenen Theilen des Körpers [durchgängig?] bezeichnet wurden; aber die verschiedenen Arten ihrer Beschäftigungen, ihrer Bestrafung, die Folterung, wenn sie zeugen

sollten, und überhaupt ihr Verhältnifs zu den freyen Bürgern ist übergangen, so wie auch immer nur von den Sclaven der Alten, oder der Römer, nie aber von den Sklaven der Griechen besonders die Rede ist. Eben diess gilt von *dieux*, *étendards*, *funerailles* u. m. a. Einzelne Unvollkommenheiten und Unrichtigkeiten liessen sich mehrere anführen, wenn hier der Ort dazu wäre. So sind unter *monnoie* die *nummi ferrati*, welche bey Tacitus Schwierigkeit machen, nicht erwähnt. Wenn der Vf. den *Tod* (*Mort*) eine Tochter der Nacht nennt, von den Lacedämoniern vorzüglich verehrt: so dachte der Vf. nicht an den griechischen *Thanatos*, und die Bemerkung, dass ihn die Neueren als ein Gerippe mit Schwerdt und Sense vorstellen, möchte den studirenden Jünglingen die schöne Vorstellung der Alten vom Tode, die nicht einmal angegeben ist, wohl schwerlich in Erinnerung bringen. — Dass er übrigens die neuesten Untersuchungen, vorzüglich deutscher Gelehrten, nicht berücksichtigt hat, ist ein wesentlicher Mangel. Die Iliade und Odyssee sind ihm noch immer das Werk *d'un homme qui a beaucoup voyagé* u. s. w.

Um den Raum zu ersparen, steht immer der Hauptname mit ausgezeichneter Schrift voran, und Alles, was diesen Namen führt, folgt ohne Absatz, bloss durch einen kleinen Querstrich geschieden. Aber abgerechnet, dass hier oft Götter und Menschen, Männer und Frauen, Berge, Städte und Flüsse unter einerley Namen stehen, ist auch die Ordnung, in welcher sie nach einander aufgeführt sind, ohne allen festen Charakter. Der Vf. befolgt weder die alphabetische, noch die Zeit-Ordnung, noch stellt er immer den wichtigeren voran. Ja oft wechseln Personen, Länder und Flüsse mit und unter einander, z. B. *Parthenius*, *fleuve de Paphlagonie etc.* — *Montagne d'Arcadie etc.* — *Favori de l'empereur Domitien etc.* — *Fleuve de la Sarmatie.* — *Compagnon d'Enée.* — *Auteur grec.* Warum so bunt unter einander? Warum nicht Personen und Flüsse jedes beysammen?

So sehr sich endlich der Vf. Genauigkeit in Namen und Zahlen zur Pflicht gemacht hat: so finden sich doch auch dagegen hin und wieder Verstösse. So liest man hier *Gotthis* st. *Gothi*; *Marobodi* st. *Marobodui*; unter *Meleagre*, wo Anthologie etymologisch erklärt wird, *antos* st. *anthos*; *Sterfichore* st. *Stefichore*; unter *Homer Barnés* st. *Barnesius*; unter Amphitheater *Podrium* st. *Podium*. *Seneca*, der Rhetor, hiess nicht *Lucius Annaeus*, wie der Philosoph, sondern *Marcus Annaeus*. Bey *Albinovanus Pedo* fehlt der Name *Pedo*, und diess veranlasst noch überdiess Doppelsinn, da der Haupttitel *Albinovanus-Celsus* heisst. *Celsus* steht zweymal, unter *Cornelia* und unter *Celse*. Sind *Hermanduri* und *Hermunduri* zwey verschiedene Völker? *Psychagogos* sollte etymologisch erklärt seyn. Tadel verdient es, dass griechische Wörter immer mit lateinischen Lettern gedruckt sind.

Χρμ.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Schnepfenthal*, in der Erziehungs-Anstalt: *Anweisung zur gehörigen Berichtigung der Uhren nach einer Sonnenuhr oder Mittagslinie, und zum leichten Auffinden der letzteren.* Zunächst für alle Aufseher der Thurmuhren bestimmt, die mit der Zeitgleichung noch nicht bekannt sind; Von *J. W. Ausfeld*, Lehrer der Mathematik zu Schnepfenthal. 1804. 30 S. 8. (3 Gr.) Allerdings ist zu wünschen, dass die den Geschäften der Menschen oft sehr nachtheiligen Folgen, die der bekannte ungleichförmige Gang der mechanischen öffentlichen Uhren veranlasst, von den Policeybehörden mehr beherziget werden möchten, als leider an den meisten Orten zu geschehen pflegt. Wenn in Städten von der ersten und mittleren Grösse die öffentlichen Uhren, wie oft geschiehet, wohl um ganze Viertelstunden differiren: so müssen alle Arbeiten, die mit jeder Stunde wechseln, zum grossen Nachtheile des Einen und Anderen, daselbst in Unordnung kommen; und reitende Posten können keinesweges vorschriftsmässige Zeit halten, wenn die Uhren Stationenweis merklich von einander abweichen. Hr. *Ausfeld* giebt nun zwar den Auffehern der Thurmuhren eine kurze und gründliche Anweisung, diese Uhren, mit Hülfe einer Mittagslinie, die er jeden Küster auf eine leichte Art, und zu diesem Behuf genau genug, zu ziehen lehrt, wie auch mit Hülfe einer beygefügten Zeitgleichungstafel, nach der *mittleren* Zeit zu stellen, und solchergestalt alle öffentlichen Uhren eines Landes in ziemlich gleichem Gange zu erhalten. Allein nach mittlerer Zeit zu rechnen und zu zählen, ist nur den Astronomen vergönnt; andere Staatsbürger hingegen sind gehalten, Stunden und Tage nach dem scheinbaren Laufe der Sonne abzumessen, das ist, sich nach der wahren Zeit zu richten. Daher ist eine Zeitgleichungstafel den Auffehern über die Thurmuhren ganz überflüssig, und viele von ihnen werden sich auch gewiss nicht in den vorgeschriebenen Gebrauch derselben zu finden wissen. Wenn daher nur bey jeder öffentlichen Uhr eine Mittagslinie angebracht wird, und der Auffeher sie bey jedem um die Mittagszeit fallenden Sonnenschein so stellt, dass sie mit der Sonne zugleich Mittag macht: so wird kein Mensch mehr über den verschiedenen Gang der öffentlichen Uhren sich zu beklagen Ursache finden. Bey lange anhaltender trüber Witterung werden dann schlechte Uhren sich freylich immer noch ziemlich weit von der wahren und mittleren Zeit verirren: aber in solchen Fällen darf die Correction beym ersten Sonnenschein nicht auf einen Tag, viel weniger auf eine Stunde, beschränkt werden, sondern man muss den gefundenen Fehler auf etliche Tage vertheilen. Auch sollte man billig in allen beträchtlichen Städten, wo ohnehin auf jedem Thurme ein Thürmer als Wächter wohnt, oder doch wohnen soll, nur eine einzige öffentliche Uhr halten. Sobald nämlich diese geschlagen hätte, müsste der Reihe nach jeder Thürmer seine Glocke eben so oft schlagen, als die wirkliche Uhr angezeigt hat. Auf eine andere Weise werden in grossen Städten die Uhren stets entweder auf einmal schlagen, so, dass man nach keiner zählen kann, oder sie werden immer bald mehr, bald weniger, von einander differiren. Leipzig ist hierin längst anderen grösseren Städten als Muster guter Policeyanstalten vorangegangen.

V — H.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Lemgo*, b. Meyer: *Westphälischer Volks-Calender auf das Schaltjahr* 1808. Herausgegeben von *M. C. Pothmann*, Prediger zu St. Johann in und vor Lemgo. 1808. 190 S. 8. (9 Gr.) — Die Tendenz dieser Volksschrift, Aufklärung und Moralität zu befördern, ist eben so lobenswerth, als gelungen der Plan zu derselben ist. Beyspiele von guten und verdienstvollen Menschen, von Menschenrettung und Krankenpflege u. s. w. gehen den Beyspielen von bösen Menschen, von Betrügereyen und Quacksalbereyen u. s. w. voran. Nachrichten von einzelnen guten und bösen, klugen und thörichten Gesinnungen und Handlungen, nebst einigen nützlichen Haus- und Lebens-Regeln machen den Beschluss. Kluge Auswahl und vorsichtige Darstellung leuchten allenthalben durch.

R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 SEPTEMBER, 1808.

JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Vofs: *Familiengeschichten für Kinder.* Von *C. W. Spieker. Erster und zweyter Band.*

Auch unter dem Titel:

Louise Thalheim. Eine Bildungsgeschichte für gute Töchter. *Erster Theil,* mit 11 Kupfern. *Zweyter Theil,* mit 10 Kupf. 1808. XIV und VIII mit fortlaufend. Seitenz. 224 S. 12. (2 Rthlr. 16 gr.)

Hr. Feldprediger *Spieker* in Deffau, welcher fich dem Publicum fchon durch mehrere Auffätze in dem *deutfchen Merkur* und in der *Jugendzeitung* als einen kenntnifsreichen und im Vortrage gewandten Mann bekannt gemacht hat, liefert hier eine Jugendfchrift, deren beide, vor uns liegende erfte Theile zunächft für junge Frauenzimmer beftimmt find. Sehr wahr fagt er in der Vorrede zum erften Theil S. VIII: „Leider bilden fich unfere jungen Frauenzimmer nicht mehr, wie in der guten alten Zeit, unter den Augen ihrer Mütter, durch die Praxis zu guten Hausfrauen, fondern ihr Beftreben ift nur dahin gerichtet, wie fie die Freuden des Lebens geniefsen, und fich Talente zum Glänzen in der grofsen Welt erwerben." Der Vf. wünfcht daher, durch diefe Schrift den Sinn für die ftillen häuslichen Tugenden, für eine wohlgeordnete geräufchlofe Thätigkeit, für die fchönen Tugenden reiner Weiblichkeit, und befonders für die Freuden der Wirthfchaftlichkeit zu wecken. Das Ganze ift auf 6 Bändchen berechnet. Die folgenden beiden Bände follen für junge Leute beiderley Gefchlechts, und die zwey letzten, als Gegenftück der *Louife Thalheim*, ausfchliefsend für Söhne beftimmt feyn. Auf eine wirklich fehr anziehende Weife führt Hr. *Sp.* feine jungen Leferinnen in die kleinen Details des häuslichen Lebens ein, und kettet an den Faden einer zwar einfachen, aber darum doch nicht uninterefsanten Familiengefchichte die nöthigen Belehrungen über die, zur glücklichen Führung des Hauswefens unerläfslichen, weiblichen Kenntniffe und Kunftfertigkeiten an. Zur Erhöhung des Interefse find in diefe belehrenden Darftellungen wohlgelungene Befchreibungen verfchiedener Familienfefte, mit eingeftreuten, gutgewählten Gedichten, fehr glücklich verwebt. Wo der Vf. bey einer Preisangabe eines Hausbedarfs den Anfchlag vielleicht etwas zu hoch machte, wie diefs, nach Verficherung einiger erfahrener Hausfrauen, bey der Preisangabe der Betten (S. 116) der Fall feyn foll: da wird eine wirthliche Hausmutter diefs fehr leicht berichtigen können. Überhaupt läfst fich für dergleichen Angaben keine allgemeine Regel feftfetzen, da die Preife in verfchiedenen Gegenden fehr verfchieden find. Der Vf. wollte auch nur Winke geben; und diefer Zweck ift erreicht. Bey einer neuen Auflage, welche von diefer lehrreichen Bildungsfchrift gewifs nöthig werden wird, wünfcht Rec. die letzten Capitel, welche einige, zwar lehrreiche, aber doch nicht zur Hauptfache wefentlich gehörige Erzählungen von den Negern etc. enthalten, weg, weil der freundliche Eindruck, den die Familiengefchichte in den Gemüthern der jungen Leferinnen zurücklaffen follte, dadurch etwas geftört wird. Diefe Bemerkung wurde dem Rec. felbft von jungen Frauenzimmern mitgetheilt, die fonft diefe Schrift mit grofsem Intereffe gelefen hatten. Auch Rec. für feine Perfon dankt dem Vf. für den Genufs, den ihm die Lectüre diefer wohlgerathenen Schrift durch ein angenehmes Hervorrufen freundlicher Bilder aus den glücklichen Jahren der Kindheit verfchaffte. Er mufs aufrichtig geftehen, dafs er lange Zeit keine Jugendfchrift, deren er Amts wegen fo viele lefen mufs, mit fo vieler Befriedigung aus den Händen legte, als diefe. In der Überzeugung, dafs das Lefen derfelben bey mehreren Lefern ähnliche Gefühle erwecken werde, glaubt er daher den Vf. zur baldigen Fortfetzung aufmuntern zu dürfen. Auch der Verleger hat für ein gefälliges Äufsere möglichfte Sorge getragen. Zu wünfchen wäre freylich, dafs die Illumination mancher Blätter der fonft niedlich gezeichneten Kupfer etwas beffer ausgefallen feyn möchte. Z—d.

St. Gallen, b. Zollikofer: *Einfältige und deutliche Erklärung des fogenannten zürcherifchen Fragftückleins,* vom feel. Hn. Decan *Jacob Zähner*, Pfarrer in Trogen. Umgearbeitet und diefem der gröfsere Z. Katechismus beygefügt von *Johann Jacob Zuberbuhler*, Pfarrer im Speicher. II u. 188 S. 8. (gebunden 28 Kr.)

Eine Erklärung des uralten, von *Leo Judä* verfertigten, zürcherifchen Fragftückleins, das in einem grofsen Theile der öftlichen Schweiz, nebft dem grofsen zürcher Katechismus, in Kirchen und Schulen fanctionirt ift, und dem Religionsunterricht zum Grunde gelegt wird, ift ein wahres Bedürfnifs. Beide entfprechen zwar durchaus nicht den Fortfchritten des Zeitalters in Hinficht auf Reinheit, Beftimmtheit und Vollftändigkeit fittlicher Begriffe. Aber aufser einer, für jenes Zeitalter aufserordentlichen,

Freyheit von polemischen Rücksichten, ist darin die Glaubens- und Lebens-Lehre des Christenthums, nach einer grofsen und festen Form ins Auge gefafst, und eben so kurz als bewundernswürdig einfach ausgedrückt. Die Idee des Reichs Gottes und seiner Verhältnisse, von der, religiös betrachtet, das Gesetz ausgeht, Christus der Mittelpunct, Gemeinschaft der Gläubigen in Wahrheit und Liebe die Folge ist, ist darin, zwar nicht den Worten, aber der Sache nach, historisch, wie es auch seyn muss, wie durch einen glücklichen Instinct dargestellt, und in herrlicher Consequenz durchgeführt. In den neueren Katechismen, die Rec. kennt, ist weder diese Einfachheit, noch diese religiöse Consequenz anzutreffen. Die religiösen Ideen sind in diesen zu sehr durch sittliche Begriffe unterbrochen, und jene diesen untergeordnet; es scheint bey vielen nicht, dafs sie von Gläubigen für Gläubige und Unwissende, sondern vielmehr von Philosophen für räsonnirende Zweifler, welche Reihenfolgen von Beweisgründen überschauen können, geschrieben seyen. Darum geben sie sich mit Beweisen ab, statt die Religion selbst der Anschauung des Gemüths und dem Glauben hinzustellen. Sie erscheint in ihnen nicht als die Idee, der das Leben untergeordnet ist, und die es heiligen soll, sondern als eine Dienstmagd zu häuslichem und bürgerlichem Gebrauche. Diefs ist auch wahrscheinlich die Ursache, ohne gerade im deutlichen Bewufstseyn aller zu liegen, warum man sich in neueren Zeiten in der Schweiz, und besonders in Zürich, weniger über die Mängel der genannten Katechismen, und den laut sich äussernden Wunsch ihrer Abschaffung, als über das, was an ihre Stelle gesetzt werden könnte, vereinigte. Rec. ist kein Gegner von Verbesserungen, und erkennt mit Recht gerügte Mängel an. Er ist lebhaft überzeugt, dafs neben diesem religiösen noch ein sittlicher Unterricht nothwendig in Schulen eingeführt werden müsse, und diefs gerade darum, weil die Idee der Religion aus dem Geiste der Zeit und des Volks, als praktisch und im Leben erscheinend, fast verschwunden ist, und bis durch neue religiöse Beseelung die Herrlichkeit der alten Formen wiederum erscheint, oder vielmehr noch vollendetere an ihre Stelle treten, diese Formen nicht nur bey vielen ohne Wirkung für den Geist und das Leben, sondern selbst ein Stein des Anstofses und der Ärgernifs sind. Allein er glaubt ebenfalls, dafs die Vermischung der bürgerlichen und sittlichen mit den religiösen Bedürfnissen nichts bessert, und dafs in der Anhänglichkeit des Volks an die alten Religionsbücher eine tiefe Wahrheit liegt, nämlich die: dafs Positives, womit das Volk Geist und Gemüth nährt, nur durch eben so Positives in denselben liegendes verdrängt werden darf und soll. Nicht Aufklärung, sondern Religion, Nahrung des Glaubenstriebes und Bedürfnisses bedarf das Volk und die Jugend in den religiösen Unterrichtsbüchern. Diese Bemerkungen mufste Rec. nothwendig der Beurtheilung vorliegender, in Fragen und Antworten abgefafster Erklärung voraus schicken, um weder gegen den Vf. ungerecht zu seyn, noch eine falsche Vorstellung von dem Werthe seiner Schrift beym Publicum zu erregen. Sein Buch ist eine erweiterte Ausführung des Katechismus fürs Volk, so wie er ist, ohne ihn nach neueren Vorstellungen und Begriffen zu berichtigen, und die Lücken, welche er in Hinsicht auf die speciellen Bedürfnisse des Zeitalters hat, auszufüllen. Sieht man darin auf das, was die Aufklärung in der Religion in mancherley Rücksichten mit Recht fodert, auf geläuterte Begriffe, logische Ordnung, gebildeten Ausdruck: so ist es nicht nur ein einfältiges, sondern auch ein unnützes Buch. Die Beweise sind an vielen Orten ohne Beweiskraft, weil sie selbst auf der Wahrheit dessen beruhen, was sie beweisen sollen. Die biblischen Citationen sind ohne Auswahl und Kritik zusammengetragen; die Methode ist ganz scholastisch. So wird, um nur ein Beyspiel anzuführen, das dem Rec. gerade in die Augen fällt, von Christus gehandelt: nach seiner Person, seinen Naturen, seinen Würden, seinen Ämtern und seinen Verdiensten und Wohlthaten. Von sokratischer Entwickelung ist nicht die Rede. Die Geheimnisse der Religion, z. B. das der Dreyeinigkeit u. s. w. werden ausführlich und ganz dogmatisch behandelt. — Überall erscheint mehr das System als die Bibel, die Sprache ist incorrect, verwirrt und unbestimmt, und es fehlt weit, dafs der Vf. für seine Zeit leiste, was die erklärten Katechismen für die ihrige. Betrachtet man es aber als ein Buch für Gläubige, die sich auf eine positive Weise mit dem positiven Inhalt des Kirchenglaubens bekannt machen wollen: so kann man ihm seinen Werth nicht absprechen. Es hat sogar Vorzüge und viele treffliche Stellen in dieser Hinsicht. Die religiöse und sittliche Betrachtungsweise sind in inniger Vereinigung dargestellt, so wie die Religion darin das Leben (zwar formlos und nicht überall, nicht vollständig, nicht anschaulich und lebendig genug) durchdringt. Selbst als Beweis, dafs sich noch hie und da ein richtiger, wenn gleich ungebildeter, religiöser Instinkt unter den Erziehungs- und Volks-Schriftstellern regt, war Rec. die Erscheinung dieses Buches erfreulich. Hierunter zählt er besonders die oft misverstandene typische und symbolische Ansicht historisch religiöser Begegnisse, von der der Vf. häufigen, wenn gleich nicht immer verständigen, Gebrauch macht. Nicht Religionslehrern, nicht für Schulen, aber zum Gebrauch in den Haushaltungen frommer Landleute empfiehlt daher Rec. dasselbe herzlich und aus Überzeugung. Allein ein Handbuch für Religions- und Schul-Lehrer, über die genannten Katechismen, ist dadurch keineswegs überflüssig gemacht worden. Inhaltsanzeige und Register hätten zu bequemem Gebrauch beygefügt werden sollen. Auch wäre eine historische Nachricht von der früheren, so viel Rec. aus alter Erinnerung weifs, nicht uninteressanten *Zähnerischen* Bearbeitung, die er nicht bey der Hand hat, am Platz gewesen. Möchte, bis die, wie Rec. hofft, nahe, für die Religion glückliche Zeit kommt, in der religiöse Formen auf-

gestellt werden, in welchem das Übersinnliche mit dem Leben wiederum in voller Harmonie erscheint, ein Leo Judä unserer Zeit einen sittlichen Volkskatechismus, eben so einfach und glücklich für die Schulen seiner Gegend entwerfen. L. M. N.

QUEDLINBURG, b. Ernst: *Erster Unterricht für die Jugend über Gegenstände der Natur und Kunst.* 1803. 316 S. 8. (18 Gr.)

Diese Schrift enthält eine kurze Naturlehre und Naturgeschichte, in der grösten Faſslichkeit vorgetragen. Der Vf. hat sich aller künstlichen Hypothesen, und aller Entwickelung der feineren Systeme der Meister der Kunst enthalten. Er hat mit Beurtheilung compilirt, und aus den grosſen, theuren Werken von *Büffon*, *Bonnet*, *Linné*, *Borowski*, *Bloch*, *Esper*, *Götze*, *Gehler*, *Herbst*, *Rösel*, *Schreber*, und vielen anderen nur das Gemeinnützigste gewählt. Doch hätte er auf die Richtigkeit der Sprache mehr achten, und nicht, wie S. 161. schreiben sollen: „Einen ganz eigenen und sonderbaren Genuſs und (*ein ganz eigenes*) Vergnügen giebt vielen Menschen u. s. f." — Sollte das brauchbare Büchelchen eine zweyte Auflage erleben, so würde bey Erwähnung der Erdtheile S. 9. auch *der fünfte Welttheil* angeführt werden müssen. Unrichtig ist die Behauptung S. 31: „daſs die Steine zu derjenigen Erdart gerechnet werden, wovon sie das Mehreste enthalten." Der Granit enthält ungefähr ein Drittel Kieselerde, und gehört dennoch zum Kieselgeschlechte. Noch häufiger tritt dieser Fall bey den Thongattungen ein, in denen sich oft kaum ein Viertel Thonerde findet. Das Geschlecht der Steine wird vielmehr durch das Verhalten gegen die Säuren, und durch andere Eigenschaften bestimmt. — Warum schreibt der Vf. *vest* anstatt *fest*? Weil jene veraltete Schreibart in den Canzelleyen noch üblich ist? — Die Nachläſsigkeit des Correctors muſs Rec. rügen, denn auf diesen noch nicht vollen zwanzig Bogen giebt es beynahe hundert Druckfehler. Ad.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ST. GALLEN, b. Zollikofer: *Der schweizerische Briefsteller*, ein Volksbuch, aus welchem Knaben und Töchter, Schullehrer, Landleute, Landstädter und ungelehrte Bürger Briefe und Aufsätze aller Art schreiben, vernünftig denken, und viel Nützliches in der Landwirthschaft lernen können. Von *Hans Heinrich Meili von Hittnau*, Verfasser der Fragen eines zürcherischen Landmanns, der Zeit Präceptor in Lichtensteig, im Canton St. Gallen. 1805. XVI u. 380 S. 8. (1 fl.)

Es war ein glücklicher Gedanke des Vfs., eines emporstrebenden Schulmanns von Belesenheit und denkendem Geiste, einem in seinem Vaterlande besonders fühlbaren Volksbedürfnisse, dem Mangel an Sprachkraft und Fertigkeit in der schriftlichen Darstellung, durch vorliegende Schrift abzuhelfen. Er faſste daher die Idee eines Briefstellers in ihrem weitesten Umfange. Nicht nur als Vehikel wollte er sie benutzen, um für Volksschulen und zum Privatgebrauche, Musterformen für alle Arten von Briefen und Aufsätzen, die im Kreise des gemeinen Lebens vorkommen, aufzustellen; sondern auch den Inhalt derselben so lehrreich als möglich machen, durch eine organische Behandlung die Bemerkungs-, Denk- und Beschreibungs-Kraft selbst entwickeln und üben, Gesinnungen wecken und bilden, und zugleich mannichfaltige, dem Landmann nützliche und nothwendige Kenntnisse verbreiten. Den Umfang des Geleisteten, und damit einen vorläufigen Maſsstab zur Beurtheilung fürs Publicum, mag das Inhaltsverzeichniss geben: Briefe für junge Leute, theils gewöhnlichen Inhalts, theils über das Briefschreiben — die Pocken — Nutzen und Schönheit der Berge — schweizerische Naturschönheiten — ländliche Verrichtungen — Donner kein Zeichen des Zornes Gottes — Empfindungen beym Sterben eines Freundes, beym Anblick des ersten Todten — Fehler der Landleute — Waisenhäuser auf dem Lande nöthig und möglich. — Ein braver Bauer — Ideal eines Landwirths — Regeln zur Höflichkeit — braver Herr und brave Frau — Nothwendigkeit der Städte — Fehler städtischer Erziehung — Vorzüge des Landlebens — Logik — Billets. — Nun folgen Aufsätze in verschiedener Form, deren Inhalt ist: kleine Chronik — Fabeln — Beschreibung des menschlichen Körpers — eines Hauses — einiger Bäume — Handwerker was sie brauchen und verfertigen — Handel — Geschichten und Auszüge — Wiederum in Briefen: Über die vorzüglichsten Theile der Landwirthschaft — dann ein vollständiger Briefsteller, dem auch Aufsätze für öffentliche Blätter, Conti, Muster und Anweisung zu Haushaltungsbüchern, Anleitung und Muster zur einfachen Buchhaltung, beygefügt sind, die das Ganze schlieſsen. Die reiche Mannichfaltigkeit, das Praktische und Zweckmäſsige in der Wahl dieser Gegenstände, ist einleuchtend. Die Sprache im Allgemeinen ist einfach und richtig, gebildet, oft edel. Alles athmet eine männliche und feste Richtung aufs Wichtige und Ernste in den Erscheinungen des Lebens; verräth Erfahrungskenntniſs specieller Gesinnungen und Bedürfnisse des schweizerischen Landmannes; ist in den Haushaltungen und in den Händen vernünftiger Schullehrer gewiſs brauchbar, und verdient darum allgemeine Verbreitung. Der zu Gedanken und Ausdruck Rath suchende Landmann findet ihn fast über alle Fälle, etwa Geburt, Hochzeiten, und was damit in Verbindung steht, ausgenommen. Beide waren aus vielen Rücksichten wünschenswerth. In die Zergliederung der einzelnen Aufsätze kann Rec. nicht eingehen. Einige Bemerkungen will er nicht unterdrücken. Die Schonung, mit welcher der Vf. Fehler und irrige Meinungen behandelt, verdient besonderen Beyfall; das Volk glaubt weit besser und unschuldiger an die Wahrheit, wenn es nicht zu sehr erinnert wird, daſs andere irren, und man sie ihm, statt Vorurtheile zu bekämpfen, geradezu — giebt. Es verursach dar-

um auch ein gewisses Missbehagen, dass der Knabe aus der Stadt die Fehler des Landvolks, und der von dem Lande die Fehler der städtischen Erziehung beschreibt; Jeder hätte vielmehr darstellen sollen, wie er vom anderen das Gute lernt, das ihm mangelt, und wie die Verhältnisse eines Ortes die Lücken des anderen ausfüllen. Kraftvolle und weise Darstellung, Kenntniss und Benutzung seiner Verhältnisse ist weit besser, als das noch so richtige Urtheil über fremde Gebrechen. Besonders hätte Rec. Beschreibung dessen gewünscht, was jedes Kind in seines Vaters Hause lernen und werden kann. Eben so die Gefahren einer in der Schweiz sehr häufigen Gewohnheit, sie aus dem väterlichen Hause in fremde Pensionsanstalten und ihrer künftigen Berufs- und Lebens-Weise fremde Aufenthaltsörter zu senden, in denen sie zu Schwächlingen heranwachsen, und durch das Bischen Eitelkeit, französisch zu lernen, sich zu Grunde richten. Ähnliche Gegenstände hätten den Platz, den die *logischen* Sätze jetzt einnehmen, besser ausgefüllt, weil diese das im Denken ungeübte Volk nur — verwirren. Seine Unterscheidungskraft ist zu wenig entwickelt, um sie auf die Fälle, für die sie gehören, anzuwenden, und es missbraucht sie nur zu Spitzfindigkeiten, wenn es überhaupt Gebrauch von ihnen macht. Gesunder praktischer Sinn, anschauende Erkenntniss des Guten und Bösen, Mutterwitz mit einem Wort, der sich auf Thatkraft und Übung im Leben gründet, ist eine unendlich bessere Logik, als alle Regeln, die nur todte Abstractionen sind, und deren Gebrauch einen logischen Kopf schon voraussetzt. Rec. ist über diese Gegenstände etwas ausführlicher; weil sie an pädagogische Wahrheiten erinnern, die, nach seiner Überzeugung, noch nicht genug anerkannt und befolgt sind.

Noch bleibt Rec. die Beurtheilung des Ganzen, nach den oben angegebenen drey Hauptgesichtspuncten übrig, in so fern jeder derselben mehr oder minder erreicht ist. Er fasst es unter einige Gesichtspuncte zusammen. Die Schwierigkeit, so mannichfaltige Absichten auf einmal zu erreichen, fällt auf. Sie ist nicht möglich, aber eben darum hätte sie der Vf. gänzlich trennen, und einzeln ins Auge fassen sollen. Rec. würde das Ganze in 4 kleine Bändchen vertheilt haben, wovon das erste die reinen Sprachübungen und Beschreibungen verschiedener Gegenstände, aus denen die logischen Verhältnisse des Denkens anschaulich hervorgehen und zuletzt dargestellt werden; das zweyte einen aus den Verhältnissen von Schülern hervorgehenden, die Gegenstände ihrer Entwickelung und Bildung beschreibenden Briefwechsel; das 3te die dem Schulunterrichte nöthigen positiven Kenntnisse des Ackerbaues und anderer Volksbedürfnisse; das 4te endlich die Form der Briefe und Auffätze für den bürgerlichen Geschäftskreis, nebst den dazu nöthigen Kenntnissen und Fertigkeiten hätte enthalten können. Alles dieses aber nationell, schweizerisch, nach den Bedürfnissen z. B. eines dazu speciell ins Auge gefassten Dorfes, woran sich das Allgemeine leicht knüpfen lässt. Nicht nur jeder einzelne Zweck wäre dadurch vollständiger erreicht, sondern der Vf. auch gemeinnütziger geworden, indem jeder wohlfeilere Befriedigung seines besonderen Bedürfnisses gefunden hätte. Sein Buch wäre nicht so zerstückelt geworden, besonders aber hätte er den nicht unbedeutenden Vorwurf vermieden, dass die Briefschreibenden Knaben nicht treu ihrer Welt und ihren Umgebungen bleiben. Was sie sagen, ist gut, aber nicht immer natürlich in ihrem Munde. Auch moralisches Räsonniren verwüstet den zarten Sinn der Jugend, das Gemüth ihrer heiligen Unschuld und Einfalt. Individuell hingegen aufgefasst und durchgeführt, wie sich die innere und äussere Welt vor dem Knaben gestaltet und entfaltet, wie sein Sinn, seine regsame Kraft sich ausdehnt von der häuslichen Existenz aufs Dorf, auf die Natur, auf die Stadt, auf das Vaterland, das ihm seine Welt werden muss, müsste, wie den Jüngling ins Leben, so den Erwachsenen ins Interesse des Buchs hineinziehen. Denn es ist gewiss, nicht was einzeln lehrt und ergötzt, sondern was die Seele füllt, und ihr den Spiegel ihrer selbst, wie ein ewiges Gemälde, vorhält, nährt und bildet den Geist. Sollte endlich der Briefsteller ein wahrhaft schweizerischer musterhafter Briefsteller werden: so müsste er statt fingirter, vom Moment selbst veranlasste und eingehauchte Originalbriefe vorzüglicher Schweizer enthalten, denen schweizerische Situationen, Verhältnisse, Sitten, Gesinnungen, Gefühle, Bestrebungen und Hindernisse, in welchen der Volksgeist lebt und sich spiegelt, aufgeprägt wären. Es ist nie genug zu beklagen, dass durch den Mangel an Schulgebrauch ähnlicher Sammlungen die Nation sich selbst nicht kennt, der Einfluss der besten Köpfe auf die Nachkommenschaft ihr entzogen wird, ihre Bedürfnisse, ihre auserlesenen Geister ihr verborgen bleiben, und die Gemeinschaft des öffentlichen Lebens, von der Engherzigkeit des selbstsüchtigen isolirten Privatinteresse (weil der Geist zu nichts Höherem gelangt) verschlungen, zu Grabe geht. Haben doch die Schweizer die unschätzbaren Jugendbriefe ihres *Joh. v. Müller!* Sollte aus diesen, aus den Überresten ihrer Iselin, ihrer Lavater, ihrer Gessner, oder noch besser ihrer Kleinjagg, des armen Mannes in Toggenburg u. s. w. sich nichts Vortreffliches für die Schulen in dieser Hinsicht sammeln lassen? Sie werden dann eine wahre Grundlage zur Volksbildung haben, wenn das Eigenthümliche, schweizerisch Individuelle und Grosse, das innere Leben dieser Männer in Jugendschriften dem Volke angehört, und sich der Geist der bürgerlichen Gemeinheit und Theilnehmung in dem Geiste der Männer der Nation eben so anschaulich und lebendig, als in den mannichfaltigsten Schattirungen, vor den Augen der Kinder des Vaterlandes entfaltet.

L. M. N.

Jena, gedruckt bey Johann Christian Gottlob Etzdorf, 1808.

Monatsregister

vom

September 1808.

I. Verzeichniſs der im Monat September in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Amerikanerin, die, oder die drey Brüder. 2 Theile 218. 519.
Anekdoten und Charakterzüge aus dem menſchlichen Leben 212. 471.
Anton Jahrbuch für Schullehrer in kleinen Städten und auf dem Lande 224. 485.
Anweiſung für Mütter, welche ihre Kinder ſelbſt unterrichten wollen 214. 483.
Aufruf an meine Landsleute in Bayern zum häufigeren Anbau des Hopfens, ſammt einem Katechismus vom Hopfenbau 216. 503.
Ausfeld Anweiſung zur gehörigen Berichtigung der Uhren nach einer Sonnenuhr oder Mittagslinie, und zum leichten Auffinden der letzteren 228. 599.

B.

Benkowitz die Jubelfeyer der Hölle, oder Fauſt der Jüngere. 2te Aufl. 212. 471.
Beytrag zur Geſchichte des Kriegs in Preuſſen, Schleſien und Polen in den J. 1806 und 1807. 2. 3 B. 217. 505.
Blaſche der technologiſche Jugendfreund. 4 Th. 220. 535.
— — des technologiſchen Jugendfreundes erſter hiſtoriſcher Theil 220. 535.
Bonvivant Erholungen für Kinder der Freude. 1 Heft 208. 440.
Briefe, vertraute, über die inneren Verhältniſſe am preuſſiſchen Hofe ſeit dem Tode *Friedrichs II.* 3 — 5 B. 217. 505.

C.

Cäcilie von Hohenberg. 2 Theile 226. 583.
Chaptal über künſtliche Erzeugung und Läuterung des Salpeters und die zweckmäſsigſte Art Schieſspulver zu verfertigen. Aus dem Franz. von *Wolff* 220. 535.
Christophe Dictionnaire pour servir à l'intelligence des auteurs classiques grecs et latins. T. I. II. 228. 595.
Ciceronis in L. Catilinam oratio II. Ueberſ. von *Holzapfel* 226. 577.
Cicero's auserleſene Reden, überſ. von *Wolff*. 2 Bände 226. 577.
Claudius Gedächtniſsübungen, ſowohl für den Privatunterricht der Kinder von 6 bis 12 Jahren, als auch für die unteren Claſſen der Bürger- und Land-Schulen 214. 482.
— — Gedächtniſsübungen, ſowohl für den Privatunterricht der Kinder von 12 — 14 Jahren, als auch für die oberen Claſſen der Bürger- und Land-Schulen 214. 483.

D.

Depping les Soirées d'Hiver. T. I, II. 223. 569.
Dietrich der Wintergärtner. 3te Aufl. 220. 535.

E.

v. *Eggers* über den neuen franzöſiſchen Erbadel 209. 441.
Ehrhart Magazin für die techniſche Heilkunde, öffentl. Arzneywiſſenſchaft und mediciniſche Geſetzgebung 208. 435.
Eiſenmann Unterricht in der Moral nach den neuen philoſophiſchen Grundſätzen und in einer ſokratiſchen Manier vorgetragen 214. 481.
Elementar-Unterricht für Mädchen 214. 484.
Erzählungen, funfzig kleine durchaus verſtändliche, für Kinder, welche ſo eben erſt leſen gelernt haben 212. 472.

F.

Fajardo die Republik der Gelehrten 218. 515.
Familie Reizenberg, die 218. 520.
Fiedler einige Gedanken über die Verbeſſerung unſerer Dorfſchulen 210. 455.

G.

Gartenfreundin, die, von *Amalie* *** 220. 533.
Gehlen Journal für die Chemie und Phyſik. 2 — 4 Band 219. 521.
Göttlings Elementarbuch der chemiſchen Experimentirkunſt. 1 Th. 221. 537.
de Graimberg lettres sur la Westphalie 210. 464.
Grieſinger Geſchichte und neue Theorie der Suitat 211. 457.
Grundlinien zur Geſchichte der Albertiniſchen hohen Schule zu Freyburg im Breisgau 222. 549.

H.

Hand- und Kunſt-Buch, kleines ökonomiſches 216. 503.
Herbart de Platonici ſyſtematis fundamento Commentatio. 224. 561.
v. *Herders* Anſichten des claſſiſchen Alterthums, von *Danz*. 2 Th. 225. 559.
Hiſtoria decem Vezirorum et filii regis Azad Bacht, ed. *Knös* 226. 576.
v. *Hoven* Grundſätze der Heilkunde 207. 425.

I.

Ideler hiſtoriſche Unterſuchungen über die aſtronomiſchen Beobachtungen der Alten 213. 473.

K.

Karrer neueſtes Lehrbuch für Volks- beſonders für Land-Schulen 212. 471.
Kieſewetter Grundriſs einer allgemeinen Logik nach kantiſchen Grundſätzen. 1 Th. 3te Aufl. 2 Th. 2te Aufl. 215. 489.
Kögels gründliche Anweiſung zum Seifenſieden. 2te Aufl. 221. 543.
Kottmeier über die extemporane Redekunſt 205. 409.
Kruſe Vorleſung bey Eröffnung des neu eingerichteten oldenburgiſchen Schulmeiſter-Seminarii 214. 487.
Künſtler, der ökonomiſche, welcher Branntwein aus Getreide, aus Weinhefen, ingl. Malz, Liqueurs, Aquavite u. ſ. w. vortheilhaft zu bereiten lehrt 220. 535.

L.

Laſſaulx Annalen der Geſetzgebung Napoleons. 1 B. 1 Heft 206. 417.
Lindau ad Heindorfium epiſtola critica 224. 561.
Luden die letzten Briefe des Jacopo Ortis. Nach dem Italiäniſchen 223. 553.
— — kleine Aufſätze, meiſt hiſtoriſchen Inhalts 223. 565.

M.

Meili v. Hittnau der schweizerische Briefsteller 229. 608.
Mensch, der letzte 228. 516.
Metz Handbuch der Elementar-Arithmetik in Verbindung mit der Elementar-Algebra 215. 478.
Müllers geprüfte Anweisung zu der Kunst, mit weit weniger Aufwand als bisher ein weit vorzüglicheres Bier zu brauen 216. 499.

P.

Philidors Kritik des Immanuel, eines Buches für Christen und Juden 205. 415.
Plato de Philosophia, vel Dialogus, qui inscribitur ἐρασταὶ seu Amatores, ed. *Stutzmann* 224. 561.
Platon, Kriton, ein Dialog, mit einer Einleitung und griechisch-deutschen Vocabularium 224. 567.
Platonis Apologia Socratis. In usum scholarum 224. 561.
Πλατωνος Φαίδων ἢ περὶ ψυχῆς. Plato's Phädon oder von der Unsterblichkeit der Seele 224. 561.
Pöhlmann praktische Anweisung, Kindern die ersten Anfangsgründe der Rechenkunst auf eine anschauliche, den Verstand in Thätigkeit setzende und leichte Weise beyzubringen. 2te Aufl. 217. 512.
— — Versuch einer praktischen Anweisung für Schullehrer, Hofmeister und Aeltern, welche die Verstandeskräfte ihrer Zöglinge und Kinder auf eine zweckmässige Art üben und schärfen wollen. 7s Bändchen. 2te Aufl. 217. 512.
Ponge Gemälde zur französischen Unterhaltung, oder die leichteste Art, in kurzer Zeit französisch sprechen zu lernen. 1 Lieferung 214. 487.
— — Tableaux pour la Conversation françoise ou la manière la plus aisée d'apprendre en peu de tems à parler françois. 1 Livr. 214. 487.
Pothmann westphälischer Volkscalender auf das Schaltjahr 1808 228. 600.

R.

Reiter Andachtsübungen für gute katholische Christen. 4te Aufl. 216. 496.
Repertorium der chemischen Literatur von 494 v. C. G. bis 1806 in chronologischer Ordnung aufgestellt 221. 545.
Rochlitz kleine Romane und Erzählungen. 5 B. 218. 519.

S.

Schatter Predigten über die Leidensgeschichte Jesu. 2te Aufl. 212. 472.
Schlez Sittenlehre in Beyspielen. Ein Lesebuch für Mädchenschulen 207. 431.
Schreiber kleine Schriften. 1 Band 223. 557.
Schriftproben von *Peter Hammer* 209. 448.
Schulbüchlein zur ersten Uebung im Lesen und Denken. 1. 2 Abtheilung 216. 504.
Simonde Sismondi histoire des républiques Italiennes du moyen âge. T. II 210. 449.
Spieker Familiengeschichten für Kinder. 1r. 2r Band 229. 601.
— — Luise Thalheim. 2 Theile 229. 601.
Spinola Insectorum Liguriae species novae aut rariores. T. II. Fasc. 2—4 220. 529.
Stäudlin Universalgeschichte der christlichen Kirche 222. 546.
Stephani kurzer Unterricht in der gründlichsten und leichtesten Methode, Kindern das Lesen zu lehren. 3te Aufl. 215. 496.
Strnla Gemälde und Zeichnungen aus der wirklichen Welt 208. 439.
Sturm Jahrbuch der thüringischen Landwirthschaft. 1 B. 1 Heft 216. 502.

T.

Thaer vermischte landwirthschaftliche Schriften. 5 B. 2 Abth. Auch unter dem Titel: Landwirthschaftliche Jahresgeschichte Niedersachsens 216. 503.

U.

Ueber den mit Unrecht verfolgten Erbadel 209. 446.
Unterhaltungen, angenehme, einer Mutter mit ihren Kindern in moralischen Erzählungen. 1 Bdchen. 210. 455.
Unterricht, erster, für die Jugend über Gegenstände der Natur und Kunst 229. 603.

W.

Weissenbach biographische Skizze von *Joh. Jac. Hartenkeil* 227. 591.
Wie kann man das verlorne oder verminderte männliche Vermögen wieder erhalten oder stärken? 3 Theil. 3te Ausg. 219. 527.
Wills nürnbergisches Gelehrten-Lexicon, fortgesetzt von *Nopitsch*. 5—8 Theil, oder 1—4 Supplementband 227. 585.

Z.

Zähner's Erklärung des sogenannten zürcherischen Fragstückleins. Umgearbeitet v. *Zuberbühler* 229. 602.
Zschokke Schauspiele. 1r Band 226. 584.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Anonyme Verleger 208. 209.
Barth in Leipzig 205.
Bieling in Nürnberg 212.
Böhme in Leipzig 214 (2).
Bran in Hamburg 209.
Class in Heilbronn und Rothenburg ob der Tauber 207.
Dankwerts in Göttingen 223 (2).
Darnmann in Züllichau 218.
Devray, Capelle und Renaud in Paris 223.
Dieterich in Göttingen 225.
Duprat-Duverger in Paris 228.
Ernst in Quedlinburg 221. 229.
Erziehungsanstalt in Schnepfenthal 228.
Feind in Leipzig 214 (2).
Fleischer in Leipzig 219.
Frölich in Berlin 225.
Gabler in Jena und Leipzig 218. 221.
Gädicke, Gebr., in Berlin 220.
Gessner in Zürich 210.
Göbhardt in Bamberg und Würzburg 213.
Goldstamm in Danzig 226.
Gräff in Leipzig 209.
Gravier in Genua 220.
Gredy und Breuning in Erlangen 224.
Güntersche Buchh. in Glogau 220.
Hahn in Hannover 216. 222.
Hammer in Amsterdam u. Kölln 217.
Hammerich in Altona 226.
Hartknoch in Leipzig 225.
Hayn in Berlin 214 (2).
Heinrichshofen in Magdeburg 212.
Heyer in Giessen u. Darmstadt 207. 216.
Klinkicht in Meissen 210.
Kramer in Zerbst 205.
La Garde in Berlin 215.
Langbein u. Klüger in Rudolstadt 214.
Lechner in Nürnberg 227.
Lindauer in München 216.
Lübecks Erben in Beyreuth 226.
Macklot in Karlsruhe 210. 212.
Maurer in Berlin 212.
Mayr in Salzburg 216. 227.
Metzler in Stuttgardt 212.
Meyer in Breslau 208. 214.
Meyer in Lemgo 228.
Nicolovius in Königsberg 220.
Palm in Erlangen 216. 217.
Pauli in Koblenz 206.
Quien in Berlin 215.
Rausche in Heilbronn 218.

Realschulbuchh. in Berlin 216. 219.
Reichardt in Braunschweig 224.
Rosset in Freyburg im Breisgau 222.
Röwer in Göttingen 224.
Russische Buchhandlung in Halle 210.
Schiegg in Leipzig 218.
Schneider in Glückstadt 216.
Schöne in Eisenberg 216.
Schröder in Braunschweig 218.
Schulze in Oldenburg 214. 226.
Schumann in Zwickau und Leipzig 218. 220.
Seidler in Jena 221.
Stahel in Würzburg 224.
Stettin in Ulm 208.
Unger in Berlin 224.
Vogel in Leipzig 224.
Voss in Leipzig 229.
Wagner in Neustadt an der Orla 212.
Wilmans in Frankfurt am Mayn 220.
Zollikofer in St. Gallen 229 (2).

III. Intelligenzblatt des September.

Ankündigungen.

Beyer und Maring in Erfurt Verl. 65. 519.
Comoedia divina. Mit 3 Vorreden von *P. Hammer, Jean Paul* und dem Herausgeber 66. 551.
Crusius in Leipzig Verl. 65. 543.
Dieterich in Göttingen Verl. 65. 544. 66. 551.
Fleckeisen in Helmstädt Verl. 60. 496.
Fleischer in Leipzig Verl. 66. 544.
Fleischer d. J. in Leipzig Verl. 61. 501. 502.
Frommann in Jena Verl. 66. 550. 68. 565.
Gerber in Sondershausen Pränumerationsanzeige 63. 519.
Gräff in Leipzig Verl. 60. 496. 63. 517. 518. 64. 528. 68. 567.
Heinrichshofen in Magdeburg Verl. 60. 496.
Helwingsche Buchh. in Hannover und Pyrmont Verl. 64. 527.
Hemmerde und Schwetschke in Halle Verl. 63. 518. 64. 526.
Herzliebs Predigten über epistolische Texte und Passionsbetrachtungen. 3te Ausgabe 68. 565.
Hofmann praktische Rossheilkunde. 2 Bände 68. 566.
Höltershof vollständiges praktisches Handbuch der Kunstfärberey. 1 Band 68. 565.
Jacobäer in Leipzig Verl. 64. 525.
Intelligenzblatt zu den neuen Feuerbränden. II Bd. No. 31—40 60. 493.
— — — — II Bd. No. 41—46. III Bd. No. 1—3 68. 563.
Klügersche Buchh. in Arnstadt Verl. 60. 493. 61. 503.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg Verl. 66. 547. 68. 567.
Pauli und Comp. in Coblenz Verl. 60. 494.
Perthes in Hamburg Verl. 63. 519. 64. 527. 528.
Saalfeld recueil historique des loix fondamentales etc. 64. 528.
Steinacker in Leipzig Verl. 66. 552.
Steudel in Gotha Verl. 65. 541. 542.
Waisenhausbuchhandlung in Halle Verl. 61. 504.
Waldeck in Münster Verl. 68. 565.
Wilmans in Frankfurt am Mayn Verl. 64. 527.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Arzberger in Coburg 64. 524.
Baersch in Königsberg 63. 513.
Bagge in Coburg 64. 523.
Bandtke in Warschau 60. 490.
Bardeleben in Königsberg 63. 513.
Baumgärtner in Leipzig 64. 524.
Bennet in Leyden 68. 561.
Boetselaar in Amsterdam 68. 561.
van der Borch van Verwolde in Holland 68. 561.
Bretschneider in Schneeberg 64. 524.
Briegleb in Coburg 64. 524.
v. Buch in Berlin 63. 514.
Bussingh in Gouda 68. 561.
Buttmann in Berlin 63. 514.
Daru in Bayreuth 63. 514.
Delbrück in Königsberg 63. 513.
Demeunier in Toulouse 61. 500.
Dillis in München 62. 512.
Driessen in Gröningen 68. 561.
van Driest in Amsterdam 68. 561.
van den Ende in Haarlem 68. 561.
Erman in Berlin 63. 514.
Ersch in Halle 64. 525.
van Eys in Amsterdam 68. 561.
Eytelwein in Berlin 63. 514.
Falck in Amsterdam 68. 561.
Fischer in Berlin 63. 514.
Glavimans in Holland 68. 561.
Grüter in Schwäbischhall 64. 524.
Gruner in Coburg 64. 524.
Güldemann in Rochlitz 64. 525.
van Hall in Amsterdam 68. 562.
van Hall in Amsterdam 68. 561.
Hermbstädt in Berlin 63. 514.
Hesselink in Amsterdam 68. 561.
van Heusde in Utrecht 68. 561.
Hinlopen in Utrecht 68. 561.
Hodges in Holland 68. 562.
Hoffmann in Königsberg 64. 523.
Hohnbaum in Coburg 64. 524.
Hooft in Amsterdam 68. 561.
Hufeland in Königsberg 63. 513.
v. Humbold in Rom 63. 514.
Jacobi in München 63. 514.
Kantelaar in Utrecht 68. 561.
Karsten in Berlin 63. 514.
Koops in Amsterdam 68. 561.
van Kooten in Franeker 68. 561.
Krug in Königsberg 63. 513. 64. 523.
Kühn in Leipzig 64. 525.
Laplace in Paris 63. 514.
Larrive in Paris 62. 512.
de Lelie in Amsterdam 68. 561.
Loder in Moskau 64. 523.
Moritz in Holland 68. 561.
Muntinghe in Gröningen 68. 561.
Naman in Holland 68. 562.
Nicolovius in Königsberg 64. 523.
Niebuhr in Kopenhagen 62. 512.
Portman in Holland 68. 562.
Reinwardt in Harderwyk 68. 561.
v. Röpert in Coburg 64. 524.
Rossyn in Utrecht 68. 561.
Roy in Amsterdam 68. 561.
Sack in Königsberg 64. 523.
Schütz d. ä. in Halle 64. 525.
Schütz in Königsberg 64. 523.
Senff in Halle 64. 525.
Serrurier in Zwolle 68. 561.
Spalding in Berlin 63. 514.
v. Stein in Königsberg 63. 513.
Stratenus im Haag 68. 561
Sturm in Jena 64. 522.
Süvern in Königsberg 64. 523.
Szaniawski in Warschau 60. 490.
Tydeman in Leyden 68. 561.
Uhden in Berlin 63. 514.
Vater in Halle 64. 523.
Versteeg in Dortrecht 68. 561.
Versteegh in Holland 68. 562.
Vinkeles in Holland 68. 562.

Voss in Halle 64. 523.
de Vries in Amsterdam 68. 561.
Wahl in Halle 64. 525.
Walch in Jena 64. 522.
Wassenberg in Franeker 68. 561.
Wedekind in Darmstadt 64. 522.
Weiller in München 62. 512.
Werner in Freyberg 65. 514.
van Westenhout in Holland 68. 562.
Weyh in Königsberg 63. 513.
Willess in Holland 68. 562.
Wrede in Königsberg 63. 513.
Ziesenis in Holland 68. 562.
Zinserling in Cassel 62. 512.

Nekrolog.

Bas in Waiblingen 64. 524.
Häberlin in Helmstädt 64. 525.
Hofmann in Erlangen 64. 524.
Kesler in Magdeburg 64. 524.
Klemm in Neuhausen 64. 525.
v. Klinkowström in Greifswald 64. 524.
Medicus in Mannheim 64. 525.
Rumbach in Frankfurt am Mayn 64. 524.
Schröckh in Wittenberg 65. 541.
v. Seeger in Stuttgardt 64. 524.
Speidel in Oehringen 64. 524.
Thom in Darmstadt 64. 524.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Amsterdam, Ernennung neuer Mitglieder des königl. Instituts für die Wissenschaften u. Künste 68. 561.
Berlin, Versammlung und Preisfragen der königl. Akademie der Wissenschaften am 4 Aug. 63. 515.
— —, Personale dieser Akademie 63. 515.
Göttingen, Versammlung und Preisertheilung der königl. Societät der Wissenschaften am 23 Jul. 68. 562.
Königsberg, Versammlung der königl. deutschen Gesellschaft am 3 Aug. 63. 513.
Leipzig, Preisfragen der jablonowskischen Gesellschaft der Wissenschaften 61. 498.
Lüneburg, Ertheilung der von einer Gesellschaft von Gelehrten ausgesetzten drey Preise 68. 563.
Lys-Departement, jährliche Sitzung der Ackerbaugesellschaft am 3 Jul. 61. 500.
Petersburg, die Akademie der Wissenschaften vindicirt einem ihrer Mitglieder *Burkhardts* Verbesserung des Teleskops 61. 497.
Paris, Ankündigung der grossen Preisaustheilung am 9 Nov. 1809 63. 515.
— — Auszug eines Berichts an die physikalisch-mathematische Classe des Instituts über *Gall* 62. 505.
— — Auszug des Berichts über die Arbeiten der Classe für Geschichte und alte Literatur des Instituts am 1 Jul. 65. 579.
— — Sitzung der philotechnischen Gesellschaft am 3 Jul. 61. 500.
Toulouse, Sitzung der Academie des jeux floraux, und Translation der Gebeine *Godolins* 61. 500.
Warschau, Sitzung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 14 May 61. 499.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Bern, Zustand der Universität 64. 522.
Gera, Jubiläumsfeyer am Gymnasium 66. 545.
Göttingen, Geschenk an astronomischen Instrumenten 64. 521.
— — — königl. Decret vom 4 Juny, und Promotionen 64. 521.
Hamburg, Redeübungen im Johanneum 66. 547.
Lüneburg, Redeactus im Johanneum 66. 548.
Moskau, Errichtung einer Armenschule 60. 490.
Sorau, *Petri's* Vermächtniss an die Schule und Antrittsrede 60. 489.
Warschau, Eröffnung einer juristischen Schule 60. 490.
Zürich, Einführung der pestalozzischen Lehrart in der Schweiz 60. 490.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Aschaffenburg, Reform der Gesetzgebung ist zu erwarten 60. 491.
Barlows Vision des Columbus, prächtige Ausgabe zu Philadelphia 60. 492.
v. Bosch, die neue griechische Autorensuite unter seinen Auspicien hat glücklichen Fortgang 68. 564.
Bücherauction in Dresden 65. 544. 66. 552. 68. 568.
Bücher zum Kauf werden gesucht 60. 496. 65. 544.
Bücher zum Verkauf bey *Vulpius* in Weimar 67. 558.
— — — — — in der akadem. Buchh. zu Frankfurt an der Oder 66. 552.
Christen in Mayland hat eine Büste des K. *Napoleon* und eine Venus gearbeitet, er restaurirt und copirt *Gesners* Monument 64. 526.
Cleminius zu Frankfurt am Mayn übernimmt die Bearbeitung der mercantilischen Artikel des Universal-Handlungs-Lexicon 66. 552.
Code Napoleon soll in den Staaten des Fürsten Primas eingeführt werden 60. 491.
Cours historique et élémentaire de peinture, davon sind 62 Lieferungen erschienen. 60. 491.
Emmet und *M'nevin* geben merkwürdige Documente über Irland heraus 60. 491.
Emmrich in Meiningen Antikritik 64. 528.
Görwitz Druckfehleranzeigen 68. 568.
Göttling in Jena kündigt einen chemischen Apparat an 63. 520.
Guidotti's in Parma Untersuchungen über die Aerolythen 60. 491.
Hobson und *Silvestre* in England bearbeiten den Zink in Platten und Fäden 61. 502.
Livius, c. notis var. ed. Drackenborch, wird neu herausgegeben 68. 564.
v. Miller, der Ertrag f. epist. imperatt. ist zur Besoldung der Officianten beym ungarischen Museum bestimmt 60. 493.
— — unternimmt die Herausgabe der Staatscorrespondenz des Cardinal *Pazmani* 60. 494.
Mineralienverkauf bey *Hausmann* in Braunschweig 68. 568.
M'nevin f. *Emmet*.
Paris, Versuche mit der grossen voltaischen Säule, welche die école polytechnique vom Kaiser erhalten hat 63. 516.
— — Vollendung der neuen Fontaine in der Sevresstrase 60. 490.
Petersburg, die philarmonische Gesellschaft errichtet einen Pensionsfonds für Künstler-Wittwen 60. 492.
— — — dieselbe Gesellschaft lässt auf *Haydn* eine Medaille schlagen 60. 492.
Russland, in, sollen Telegraphen errichtet werden 60. 492.
Scheffauer in Stuttgardt verfertigt für die Königin von Westphalen zwey Basreliefs 64. 526.
Schwabe in Wormstedt Druckfehleranzeigen 63. 520.
Silvestre in England f. *Hobson*.
Széchenyi hat dem ungarischen Museum zu Pesth kein baares Geld geschenkt 60. 493.
Welker in Giessen ist aus Rom zurück gekommen 60. 494.
Würzburg, die protestantische Gemeinde daselbst erhält die Karthäuserkirche und einen evangelischen Pfarrer 60. 491.
Wyttenbach in Leyden beschäftigt sich mit Plutarch und Platon 68. 564.

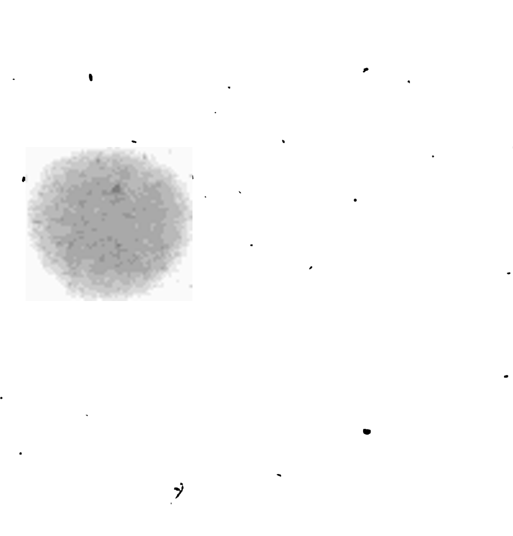
JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG VOM JAHRE 1808.

FÜNFTER JAHRGANG.

VIERTER BAND.

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1808.



JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 OCTOBER, 1808.

THEOLOGIE.

1) Kopenhagen, b. Brummer: *Haandbog i den aeldste christelige Kirkes Dogme historie.* Ved Dr. *Frederik Münter*, ordentlig Professor i Theologien ved Kiöbenhavns Universitet. Förste Deel. 1801. 534 S. IIde Deel. 1804. 564 S. 8.

2) Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: Dr. *Friedrich Münter's Handbuch der ältesten christlichen Dogmen-Geschichte.* Mit Zusätzen des Verfassers vermehrt, und deutsch herausgegeben von *Johann Philipp Gustav Ewers.* I Band. 1802. XII und 547 S. II Band. 1 Hälfte. 1804. VIII u. 392 S. II Band. 2 Hälfte. 1806. VI und 318 S. 8. (3 Rthlr. 20 gr.)

Das Urtheil über den Werth dieser Schrift fällt bey dem Originale etwas anders aus, als bey der Übersetzung. Für Dänemark war dieses Handbuch ohne Zweifel eine sehr erfreuliche Erscheinung. Der als Philolog und Geschichtforscher schon längst rühmlich bekannte Vf. wollte zunächst seine Zuhörer mit diesem Zweige der historischen Theologie, worüber er schon seit einer Reihe von Jahren Vorlesungen gehalten hatte, sodann aber auch das grössere theologische Publicum, welches Interesse für solche Untersuchungen hat, näher bekannt machen. Er hatte mit *Rösler* (Lehrbegriff der ältesten christl. Kirche) und *Münscher* (Handbuch der christl. Dogmengeschichte 1 u. 2 Theil) einerley Zweck, und benutzte die Schriften beider Gelehrten so, dass sein Werk, in Betreff der Ausführlichkeit, zwischen beiden die Mitte halten sollte. Die Grundlage dieses Werkes ist also eigentlich eine deutsche, und es kann sogar in einzelnen Theilen als eine freye Übertragung aus dem Deutschen in's Dänische betrachtet werden. Unter diesen Umständen könnte eine Rücküberfetzung in's Deutsche eine sehr überflüssige Arbeit scheinen. Rec. stellte sich, als er die erste Anzeige davon las, vor, der Übersetzer würde besser daran gethan haben, wenn er blos die neuen Ansichten, Zusätze und Berichtigungen des Hn. Dr. *Münter* übersetzt hätte, so wie es Hr. Prof. *Rosenmüller* mit *Marsh* machte; allein bey näherer Ansicht des Werkes selbst überzeugte er sich von der Unausführbarkeit dieses Gedankens. Die Abhängigkeit des *Münter*'schen Werks von den genannten deutschen Schriften ist nämlich keinesweges so gross, dass es als eine Übersetzung (dergleichen *Marsh* von *Michaelis* Einleitung lieferte) zu betrachten wäre. Es ist nur eine freye Benutzung, wobey die Form dem Vf. ganz eigenthümlich ist. Auch hat er die ihm eigenthümlichen Bemerkungen und Berichtigungen so in seine Darstellung eingewebt, dass es nicht wohl möglich war, sie davon zu trennen, und als ein für sich bestehendes Ganzes erscheinen zu lassen. Das Bedürfniss dieses Werks ist für das deutsche Publicum freylich bey weitem nicht so gross, als für das dänische; aber deshalb möchten wir die Übersetzung desselben doch gar nicht für überflüssig erklären. Schon dadurch, dass der sachkundige und einsichtsvolle Vf. die abgehandelten Gegenstände in einer anderen Ordnung und Form dargestellt hat, und in Gesichtspuncten und Resultaten von seinen Vorgängern nicht selten abgewichen ist, wird seine Schrift auch für deutsche Leser lehrreich. Überdiess hat auch noch die Übersetzung durch den Vf. selbst mehrere schätzbare Zusätze erhalten, so dass wir diese also zwar nicht für eine Bereicherung der Wissenschaft im Ganzen, aber doch für eine recht brauchbare und in einzelnen Theilen vorzügliche Arbeit erklären müssen.

Die Idee der Dogmen-Geschichte, von welcher der Vf. ausgeht, ist von der gewöhnlichen Ansicht nicht verschieden. Sie ist ihm die historische Darstellung der Meinungen, wodurch der theologische Lehrbegriff allmählich ausgebildet wurde; sie soll dazu dienen, um die Materie und Form der verschiedenen dogmatischen Systeme in der christlichen Kirche zu erklären. Wer eine solche Geschichte zu schreiben unternimmt, soll die Vertheidigung seines kirchlichen Systems dabey aufgeben, und seiner eigenen Überzeugung Stillschweigen auflegen. „Ich habe mich bemüht, sagt Hr. *M.* I B. S. 6, die Dogmengeschichte der ältesten Kirche so zu behandeln, und wünsche, dass der Leser mit eben dieser Unparteylichkeit und, wo möglich, Hintansetzung der eigenen religiösen Überzeugung meinen Untersuchungen folgen möge."

Der Vf. will eine kurze Übersicht der Entwickelung und Bildung des christlichen Lehrbegriffs in den drey ersten Jahrhunderten geben. Er hat sich zwar in Hinsicht der Zeit das *Nicänische Concilium* im Allgemeinen zur Grenze gesetzt, ohne sich jedoch ängstlich daran zu binden. Bey manchen Lehren ist er bis ins 4te Jahrhundert und darüber hinausgegangen. „Meinungen lassen sich nicht durch Jahrzahlen bestimmen, und keine Macht auf Erden ist im Stande, plötzlich neue Überzeugungen statt der alten einzuführen. Sie verschwinden eben so langsam, als sie gebildet wurden, und es ist des Geschichtschreibers Pflicht, mit historischer Treue ihren Untergang zu erzählen, so wie er ihr Entstehen erzählt hat. Noch weniger hielt ich mich an die Grenzen gebunden, die man unter dem vorgezeichnet hat, was als Orthodoxie und Heterodoxie gelten sollte. Keine Bestimmung war in jenen Zeiten zufälliger, als diese" (S. 7 u. 8).

Hr. *M.* hat Idee und Plan gut ausgeführt. Er giebt die wichtigsten Puncte der Untersuchung an, ohne auf der einen Seite den Vorwurf einer unbefriedigenden Kürze zu verdienen, noch auf der anderen in den Fehler einer zu grofsen Weitschweifigkeit zu verfallen. Er weiss sehr gut die Haupt-Puncte von den Neben-Puncten zu unterscheiden, und letztere mehr anzudeuten, als, auf Unkosten der Hauptsache, ausführlicher zu erörtern. Wir halten diess für eine vorzüglich gute Eigenschaft dieser Schrift. Eine lobenswerthe Sorgfalt zeigt sich auch bey der Auswahl der Beweisstellen aus den Kirchenvätern, wovon die wichtigsten *in extenso* theils im Texte selbst, theils in den Noten; bald im Original, bald in der Übersetzung mitgetheilt sind. Die minder wichtigen werden in den Noten mit der Genauigkeit, wie es dem gründlichen Historiker geziemt, nachgewiesen. In Anführung der literarischen Hülfsmittel ist der Vf. sparsamer gewesen. Doch ist auch hier das Nöthigste beygebracht.

Die Dogmen werden nach der Ordnung des dogmatischen Systems unserer Kirche abgehandelt — eine Methode, die bey mehreren Vorzügen unleugbare Mängel hat, die hier um so fühlbarer werden, da hier kein allgemeiner Überblick und keine Geschichte der Dogmatik, wie bey *Münscher*, vorausgeschickt wird. Denn das in der Einleitung I, 3 ff. Gesagte kann keine Genüge leisten. Jetzt sind die Dogmen durch kein gemeinschaftliches Band umschlungen, und es giebt eben so viel isolirte Parthieen, als Hauptrubriken sind. Dadurch ist der Pragmatismus der Geschichte verloren gegangen.

Unter folgenden X Titeln hat Hr. *M.* die ganze Dogmengeschichte abgehandelt. I. Von der Wahrheit der christlichen Religion. II. Von den Erkenntnissquellen der christlichen Religion. III. Von Gott dem Vater, Sohne und h. Geiste. IV. Von den Engeln und Dämonen. V. Von der Schöpfung und Regierung der Welt. VI. Von dem Zustande des Menschen vor und nach dem Sündenfalle. VII. Von der Person und dem Geschäfte des Erlösers. VIII. Von der Ordnung des Heils. IX. Von der Kirche und den Sacramenten. X. Vom Zustande nach dem Tode. Wollte man dem Vf. den Vorwurf machen, dass er viele wichtige Lehren, z. B. Gnade, Rechtfertigung, Prädestination u. s. w. mit Stillschweigen übergangen habe: so würde er sich darauf berufen können, dass diese Lehren in der von ihm geschilderten Periode nicht controvers geworden wären. Diess wäre indess doch bey mehreren zu bestreiten, zumal da der Vf. in anderen Fällen die Grenze des nic. Concils zu überschreiten kein Bedenken getragen hat; und der Vorwurf einer gewissen Unvollständigkeit ist daher nicht ganz abzuwenden.

Die *Trinitäts-Lehre* ist I, 295—547 ausführlich und mit löblichem Fleisse dargestellt. Ungewöhnlich und nicht ganz zweckmäfsig wird hier zuerst die ganze Lehre von Gottes Daseyn, Einheit, Namen und Eigenschaften abgehandelt — und zwar so, als ob diess alles nur von der ersten Person der Gottheit, deren Specialgeschichte hier erwartet wird, gälte. Dass die Geschichte jeder einzelnen Hypostase des göttlichen Wesens besonders abgehandelt, und dann der Beschluss mit einer Abhandlung über das gegenseitige Verhältniss der drey Personen in der Gottheit gemacht wird, verdient allen Beyfall, weil durch eine solche Absonderung eine leichtere Übersicht des Ganzen befördert wird.

Die *Lehre von der Kirche* (II B. 2. Abth. S. 4 ff.) ist eben so beyfallswürdig vorgetragen; nur gefällt es uns nicht, dass die Abhandlung durch Einschaltung der Lehre von den Sacramenten unterbrochen und gleichsam zerrissen ist. Zuerst wird der Begriff der Kirche erörtert (S. 3—7); dann folgt: Einweihung in die Kirche durch die Taufe (S. 8—78); hierauf: Vom heiligen Abendmahle (S. 79-124); und nun erst wird die Abhandlung von Bildung der Kirche, ihren Charakteren und Vorstehern fortgesetzt.

Wir begnügen uns mit dieser allgemeinen Anzeige, ohne in eine nähere Discussion der einzelnen Puncte einzugehen, worin Hr. *M.* von anderen Bearbeitern der Dogmengeschichte, namentlich von *Münscher*, abweicht. Oft sind es nur Nebenpuncte: aber auch diese sind der Aufmerksamkeit eines gründlichen Forschers nicht unwerth, und man muss dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er auch da, wo man ihm nicht beystimmen kann, seine Meinung mit tauglichen Gründen zu unterstützen gewusst hat.

Die Übersetzung lässt sich im Ganzen wie ein Original lesen, und ist in einem edlen Styl abgefasst. Undeutsche Ausdrücke, wie *Discipel* (II B. 2 Abth. S. 19), hätten vermieden werden sollen. —St—

Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Hoseas*, von *Ernst Gottfried Adolph Böckel.* 1807. 108 S. 8. (6 Gr.)

Die Weissagungen des Hoseas haben in neueren Zeiten so viele Übersetzer und Erklärer erhalten, dass man zweifeln könnte, ob eine neue Dollmetschung dieses Buchs eben ein verdienstliches Unternehmen sey. Wen jedoch eine nähere Bekanntschaft mit jenen Auslegern gelehrt hat, wie wenig die grosse Anzahl derselben doch noch im Grunde für die richtige Erklärung eines der schwersten prophetischen Bücher des A. T. geleistet habe, ja, dass Manchem sein Bestreben, Licht in den Propheten zu bringen, so wenig gelungen sey, dass er vielmehr da dunkel machte, wo es vorher helle war: der wird eine neue Bearbeitung dieses Buchs keineswegs für überflüssig halten, in der Voraussetzung, dass, wer dem Publicum eine solche vorlege, etwas Besseres als seine Vorgänger zu geben, wenigstens den Vorsatz habe. Dem Vf. dieser neuen, mit philologischen und kritischen Anmerkungen begleiteten Übersetzung des Hoseas gebricht es weder an Willen, noch auch an Kraft, etwas Tüchtiges zu leisten. Er schlägt häufig da, wo ihm die vorhandenen Erklärungen kein Genüge thaten, seinen eigenen Weg ein, und in seinen Versuchen, Schwierigkeiten entweder durch Änderungen des hebräischen Textes, oder durch neue Erklärungen zu heben, kann man Scharfsinn und eine nicht gemeine Sprachkenntniss keineswegs verkennen. Ein fortgesetztes ernstliches Sprachstudium, eine vertrautere Bekanntschaft mit dem prophetischen Styl, und ein bedächtigeres Urtheil werden jedoch in der Folge den Vf. selbst weniger geneigt zu Änderungen des Textes nach blossen Conjecturen, und behutsamer in Verwer-

fung mancher älterer Erklärungen machen. Wir geben zuerst einige Proben von des Vfs. *Conjectural-Kritik.* Gleich im zweyten Verse des ersten Cap. gebe, meint der Vf., יַלְדֵי זְנוּנִים keinen schicklichen Sinn. Denn entweder würden durch diesen Ausdruck Kinder angezeigt, welche Gomer während ihres unkeuschen Lebens geboren habe, und da werde לָקַח in einer zwiefachen Bedeutung, einmal für *heirathen*, das anderemal für *adoptiren* gebraucht, welche letztere Bedeutung aber unerweislich sey. Oder es seyen Kinder zu verstehen, welche Gomer nachher in der Ehe geboren habe, und in diesem Falle müsse לָקַח *zeugen* bedeuten, was es nirgends anders heisse. Der Vf. lieset daher וִילָדֵי זְנוּנִים, und übersetzt nun diese Worte mit den zunächst vorhergehenden also: *Nimm ein treuloses Weib dir. Auch meine Söhne sind mir untreu.* Das Unzusammenhängende in diesen beiden Sätzen fühlt wohl jeder. Freylich bedeutet לָקַח weder *adoptiren* noch *zeugen*. Aber es ist bekannt, dass öfters im A. T. mehrere Nomina ein einziges Verbum gemeinschaftlich haben, dessen Bedeutung bloss einem einzigen Nomen zukommt, wo dann die übrigen Verba aus dem Zusammenhang zu ergänzen sind. Beyspiele findet man in *Storr's Observatt.* S. 427. fg. Ganz richtig bemerkt also *Livelejus* zu den Worten des Hoseas: *Pluribus tribuitur, quod unius proprium erat; accipique liberi dicuntur, qui scortantem matrem acceptam, cui proprie id verbum* (לָקַח) *quadrat, postea sequuti sunt, ex ea geniti.* Übereinstimmig sind wir aber mit dem Vf., dass יַלְדֵי זְנוּנִים nicht *Kinder einer Hure*, sondern *Unkeusche*, d. i. Abgöttische, bedeute. — IV, 4 ändert Hr. B. die Worte וְעַמְּךָ כִּמְרִיבֵי כֹהֵן sehr kühn und gewaltsam in וְעַמִּי כִּכְמָרָיו um, welches er übersetzt: *mein Volk gleicht seinen Priestern.* Denselben Sinn hatten jedoch schon frühere Ausleger, ohne etwas zu ändern, in den hebräischen Worten gefunden, indem sie übersetzten: *et populus tuus ut contendentes sacerdotis*, d. i. *ut contendentes ordinis sacerdotalis*, wobey sie bemerkten, *Caph* sey hier nicht sowohl das *Caph similitudinis*, als *exaequationis*, u. der Sinn: *populus tam malus est, quam sacerdotes.* Ungezwungener ist im 18 Verse desselben Cap. die Änderung des מְגִנֶּיהָ in וּמְבֻנָּה, was der Vf. aus Vergleichung des aramäischen בנא *Schande, Entehrung*, erklärt, und als Synonym von dem vorhergehenden קָלוֹן betrachtet. Für nothwendig können wir indess auch diese Änderung nicht halten, da מְגִנֶּיהָ *die Fürsten des Landes*, wie Ps. XLVII, 10 מָגִנֵּי אֶרֶץ, einen schicklichen Sinn giebt. V, 2 lieset der Vf. für וְשַׁחֲטָה שֵׂטִים vermittelst einer Versetzung der Buchstaben, וּשְׁטָחָ הַשֵּׂטִים, und übersetzt: *sie breiteten es aus* (das Netz, V. 1) — *die Frevler.* Für diese Conjectur kann wenigstens mit einigem Schein die Autorität der LXX und des Syrers angeführt werden, welches auch von dem Vf. geschehen ist, der seine Vermuthung mit Gewandtheit und Scharfsinn vertheidigt. VII, 7 möchte Hr. B. anstatt וְאָכְלוּ entweder כְּאָכְלוּ lesen, oder וְאֻכְּלוּ punctiren, um es, wie er sagt, in bessere Harmonie mit dem in der Bedeutung passiven נָפָלוּ (im anderen Hemistich) zu bringen. Dann müsste aber auch das folgende אֶת vor שֹׁפְטֵיהֶם wegfallen. Weder Handschriften, noch die alten Übersetzungen begünstigen diese Conjectur. X, 1 will der Vf. statt כְּרֹב לְפִרְיוֹ, vermittelst einer anderen Abtheilung der Wörter, כְּרַבַּל פִּרְיוֹ lesen, von רבל, arab. ربل *fruchtbar seyn*, wonach er übersetzt: *So vieler Früchte bringt, so viel Altäre bauen sie.* Allein dass רבל im Hebräischen je gebräuchlich gewesen sey, ist zum wenigsten höchst ungewiss, und dann ist ja כְּרֹב לְפִרְיוֹ genau dieselbe Construction, wie das gleich darauf folgende כְּטוֹב לְאַרְצוֹ. Auf dieselbe Weise, wie der Vf., haben schon die meisten früheren Ausleger die hebräischen Worte erklärt, ohne nöthig gefunden zu haben, etwas an denselben zu ändern. XI, 4 ändert Hr. B. die Worte וְאַט אֵלָיו אוֹכִיל in וְאֵם אֵלַי וְאוֹכִיל לוֹ um: אם ist ihm, wie das arabische اطّ, das *Stöhnen des zu schwer beladenen oder ermüdeten Cameels*; von אֵלָיו trennt er das ו und giebt es dem folgenden אוֹכִיל, welches er mit dem arabischen وكل vergleicht, das in der fünften Form (von welcher der Vf. unrichtig sagt, sie stimme mit dem hebräischen Hiphil überein) *Hoffnung geben, erquicken* bedeutet; לֹא, was den folgenden Vers anfängt, zieht er zu dem vierten Vers und verwandelt es in לוֹ. Hieraus geht nun die Übers. hervor: *Er stöhnte auf zu mir, ich gab ihm wieder Hoffnung.* Auch hier werden Worte und Bedeutungen angenommen, die dem hebr. Sprachgebrauch fremd sind. — Noch wollen wir einige von den Erklärungen des Vfs. auszeichnen, bey welchen er sich des kritischen Messers nicht bedient. IV, 18 werden die Worte סָר סָבְאָם übersetzt: *Ihr Wein berauscht*, indem סר mit dem arab. سار verglichen wird, welches in der ersten und fünften Form, vom Wein gebraucht, *in den Kopf steigen, berauschen*, bedeutet. Vielleicht würde der Vf. nicht nöthig gefunden haben, die Bedeutung, welche das Verbum סר in allen anderen Stellen des A. T. hat, zu verlassen, wenn er die Bemerkung von Drusius erwogen hätte: *Vinum recedere dicitur, cum in vappam resolvitur, et acescit, ut apud Ciceronem vinum ejusmodi fugiens appellatur, et Graece ἐξεστηκώς.* Verdorbener Wein ist auch Jesaias I, 22 Bild des Sittenverderbnisses. VIII, 12 übersetzt Hr. B.: *Ich schrieb ihm viel Gesetze vor, wie eine Lüge werden sie geschätzt*, nach Vergleichung des hebr. זר mit dem arab. زُور *Erdichtung, Lüge.* Sollte diese Erklärung vor der gewöhnlichen, nach welcher זר, *fremd*, für *etwas das uns nicht angeht*, genommen wird, wirklich den Vorzug verdienen? IX, 8 glaubt der Vf. מַשְׂטֵמָה in einer anderen Bedeutung nehmen zu müssen, als in welcher dasselbe Wort im zunächst vorhergehenden Verse vorkommt. Er vergleicht das äthiopische מסטם *Versenkung*, und übersetzt: *eine Grube* (ist der Seher) *in dem Hause ihres Gottes.* XI, 10 ist die zweyte Hälfte des Verses von Hn. B. so ausgedrückt: *Vor seinem Brüllen werden die verstummen, die an dem Meere wohnen*; er vergleicht nämlich חרד mit dem arabischen حرد, *aus Schaam und Furcht verstummen.* XIII, 3 lautet in Hn. B's. Übersetzung: *Drum werden sie der Morgenwolke, dem Frühthau gleich, der schnell entflieht, wie Spreu.* Die, unserem Gefühle nach, nicht passende Vergleichung des Thaues mit der Spreu, gründet sich auf die von dem Übers. vorgenommene Trennung der beiden Participia מַשְׁכִּים, הֹלֵךְ, welche man gewöhnlich *matutinans abiens*, d. i. *matutino evanescens* erklärt, was, unseres Bedünkens, für das von dem Propheten gewählte Bild des Thaues recht schicklich ist; daher denn der Athnach, welchen Hr. B. freylich nur für eine rabbinische Grille erklärt,

hier doch wohl am rechten Ort stehen dürfte. — Die Übersetzung empfiehlt sich im Ganzen durch Rhythmus und Wohllaut, und drückt auch gröfstentheils den Sinn des Originals getreu und richtig aus. Dafs aber die in derselben angenommene Abtheilung dieses prophetischen Buchs in *Rhapsodieen* Beyfall finden werde, ist zu bezweifeln. By.

WIEN, b. Schmidt: *Jesus von Nazareth als wahrer und einziger Religionslehrer in einem ganz neuen theologischen Gewande allen Denkern zur Betrachtung aufgestellt.* Von *Kajetan Geist*, Präfecten an dem gräfl. löwenburgischen Convicte zu Wien. 1803. 142 S. 8. (12 Gr.)

Mit einer lächerlichen Anmafsung wird hier allen Denkern, deren Verehrer zu seyn der Vf. die Ehre hat, ein klägliches Product überreicht, dessen kümmerliches Daseyn blofs mit einigen Zeilen zu bemerken wäre, wenn es nicht vom Vf. als Grundrifs eines gröfseren Werkes aufgestellt würde, das mit einigen Bänden das Publicum bedroht, und, versteht man den Vf., und er sich selbst, nichts Geringeres, als eine theologische Encyklopädie, eine neue Kritik aller Offenbarung, eine Einleitung in das A. u. N. Testament, und ein vollständiges System der Religionsphilosophie, der Dogmatik und Moral, und wer weifs, was sonst noch alles, enthalten soll. Psychologisch interessant ist immerhin dieses Schriftlein: man kann die gutmüthige Geistesgenügsamkeit seines Vfs. nicht genug bewundern; man lächelt über die fröhliche Leichtigkeit, mit welcher er die schwersten Probleme löst, und glaubt, nur aus dieser totalen Beschränktheit es sich erklären zu können, wie ein Mann, der auf dem Felde, das er so rüstig bearbeiten will, so ganz Fremdling ist, dafs er das Uralte für neu hält, der ferner auch keine entfernte Ahndung von dem hat, was hier geleistet werden soll, der nicht begreift, worauf es bey so wichtigen Untersuchungen ankommt, dessen Kopf voll der verworrensten Begriffe ist, der nicht einmal deutsch zu schreiben versteht, den Gedanken zu einem solchen Unternehmen fassen kann. Der Inhalt dieser Schrift läfst sich schwer in eine allgemeine Übersicht bringen: sie ist ein philosophisch-theologischer Guckkasten, vor dem der Vf. ausruft: „*Nun erscheint* die biblische Gnadenlehre!" S. 102. Diejenigen, welche einst den Vf. zum Führer wählen wollen, mögen durch einige Proben nach seiner Leitung lüstern gemacht werden. Die Lehre von Jesus, der im neuen theologischen Gewand hier aufgeführt werden soll, beginnt mit der neuen Wahrheit: der Mensch hat Vernunft! Im 6ten §. sind wir schon über die Lehren vom Wesen der theoretischen und praktischen Vernunft, vom Daseyn Gottes und von der Freyheit bis zum Beweis der Unsterblichkeit gelangt, und dieser ist, wie alle anderen, leicht gefunden. „Der Mensch mufs zu seinem gröfsten Verdrusse zusehen, wie er von innen und aufsen in der vollständigen Kenntnifs und Ausübung seiner Pflichten gehindert wird; — — — er sieht sich also um eine für ihn schicklichere Existenz um, die ihm das Knochenwerk wegnimmt; ihm vollständige Kenntnifs der Gottheit selbst als Triebfeder (?) und uneumschränkte Erfüllung der Moralität (!) gewährt; und diese wäre nun jenseits des Grabes, sie wäre *Unsterblichkeit* etc.", „Auch der *empirische* Endzweck der Gottheit bey der Bestimmung des Menschen, dringt auf dessen Unsterblichkeit." „Die Vernunft spricht: handle so, dafs Niemand, selbst die Gottheit nicht, etwas an deiner Handlungsweise mit Grunde ausstellen könne." Mit §. 23 beginnt die Kritik der Offenbarung, welche dreyzehn sehr systematische Fragen aufwirft. „Es ist aber Offenbarung, nach S. 44, nichts anders, als eine Aufklärung über gewisse, dem Menschen zu seiner vollständigen Beglückung zu wissen höchst nothwendige Wahrheiten, welche nur Gott demselben *aufser seiner Vernunft* (also *empirisch*) *beybringt*: was demnach geoffenbarte Wahrheit sey, wird sich von selbsten *herauswerfen*." „S. 52. Es fragt sich vordersamst, ob bey den ältern Juden sich eine wahre Offenbarung auffinden lasse? Der ganze *Handel* aber entscheidet sich wirklich zu Gunsten der Juden, wenn man ihre Bücher, die unter dem Namen der Schrift, des alten Bundes u. s. w. herumgehen, als authentisch annimmt;" was, *si Diis placet*, im gröfseren Werke bewiesen werden soll. Wie hell die Bücher des A. T. den Messias beschrieben haben, sieht man aus §. 36, wo die Rubriken bis zu gg gehen. Was von Jesus, von dem die ganze Schrift den Namen hat, gesagt wird, enthalten neun Seiten. Wer kann es auch dem Vf. verargen, dafs er seinem Lieblingsgegenstand entgegeneilt, der *Kirche* als *νουμενον* und *φαινομενον*, welche letztere natürlich eine *monarchisch-aristokratische* Form haben mufs. „S. 75. Untersuchet man nun, ganz von *allen* Vorurtheilen frey, mit Behufe der Christianism-Geschichte aller Jahrhunderte bis auf gegenwärtige Zeit und mit der schärfsten Kritik die sogenannte *katholische* Kirche, wie auch alle übrigen, so sich *Christus* - oder *christliche Kirchen* nennen, in ihren Grundsätzen aber jener offenbar widersprechen: so mags sich herauswerfen, dafs nur jener *alleinig*, mit Ausschlufs einer jeden anderen, das Prädicat *Christuskirche* zukomme" und, wie sich aus einem anderen Beweise herauswirft, dafs jede andere Kirche, wenn sie nicht *katholisch* ist, auch nicht *christlich* sey. Diese *alleinige* christ-katholische Kirche mufs nun, nach S. 82, ein *Gegenstand der Erfahrung* seyn, in ihrem ganzen Systeme *Unwandelbarkeit*, bis zum Weltende hin ein *Daseyn*, und zu ihren religiösen Entscheidungen *Unfehlbarkeitsgabe* haben. Nun fragts sich natürlich, welches denn ihre Lehren seyen? und diese sind es nun, die unter den Namen Glaubenslehre, biblische Ökonomie, biblische Gnadenlehre und geoffenbarte Sittenlehre im crassesten Gewande als der Jesus von Nazareth aufgestellt werden. Die Pflichten gegen sich, den Nächsten und Gott werden eingetheilt in *Liebes-* (bejahende) und *Gerechtigkeits-* (verneinende) *Pflichten*. Der Vf. kennt also auch §. 71 Gerechtigkeitspflichten gegen Gott, zu denen unter anderen gerechnet wird, dafs man auch nicht mit Ungläubigen (das sind aber, nach obigen Voraussetzungen, auch alle *Nichtkatholischen*), wenn anders eine Verführung zu besorgen wäre, Umgang pflege. S. 139. „Die Aussprüche des römischen Papstes, der Lehrer und der Vernunft selbsten (wirklich?), *wenn sie anders auf gesunde* [*n*] *und haltbare* [*n*] *Grundsätzen beruhen* (*sic*), verdienen auch bey religiösen Untersuchungen und Entscheidungen wahren Beyfall." Doch genug! Der Himmel bewahre jede christliche, katholische und akatholische Kirche vor einem solchen Bearbeiter ihres Systems!! V. Pf.

Num. 231.

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 OCTOBER, 1808.

JURISPRUDENZ.

1) Landshut, b. Krüll: *Versuch einer neuen Theorie über das Juramentum in Litem oder den Würderungseid*, von *Franz Ludw. Wirschinger*, d. R. D. Mit einem Programm des Hn. Prof. *Gönner* über die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform in Bearbeitung des in Deutschland geltenden Privatrechts. 1806. 188 S. 8. (16 Gr.)

2) Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Theorie des Würderungseides*. Eine gekrönte Preisschrift. Von *F. K. L. Drummer*, der Philos. u. R. Dr. 1806. 86 S. 8. (9 Gr.)

3) Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Versuch über den Schätzungseid*. Von *Joh. Bernh. Müller*, Landrichter zu Ronneburg. 1806. 79 S. 8. (9 Gr.)

Obgleich die, eine neue kritische Bearbeitung bedürfende, *Lehre vom Schätzungseide* hier in *drey* beynahe gleichzeitig erschienenen Schriften, deren zwey (Num. 1 zufolge der Vorrede des *Gönner*'schen Programms) sogar *gekrönte Preisschriften* sind, abgehandelt worden ist: so kann man demungeachtet nicht sagen, dass dieselbe dadurch zur Vollendung gediehen sey; vielmehr würde dieses Ziel erst durch eine vierte, die sich mit einer gründlich vergleichenden Beurtheilung der drey Abhandlungen und klaren Darstellung der hiedurch gewonnenen Resultate, ausführlicher, als hier der Ort dazu ist, beschäftigte, vollständig erreicht werden.

Der zuerst genannten jener Schriften giebt ihre Ausführlichkeit und systematische Anordnung ein Recht auf diese Stelle, wenn gleich in beiderley Rücksicht beynahe *zu viel* geschehen, und die Gründlichkeit oft bis zur Ermüdung weit getrieben ist. — Dem Vf. von No. 2, der in seinem gedrängteren Vortrage der strengen Regel des Systems minder sklavisch folgt, darüber jedoch auch manche Lücke bemerken lässt, gebührt vorzugsweise das Lob des eigenen, von aller vorgefassten Meinung unabhängigen, Nachdenkens, ob wohl das sichtbare Bestreben, sich durchgehends vor seinen Vorgängern auszuzeichnen, ihn oft zu Abweichungen veranlasst, da, wo er bey weitem richtiger jenen gefolgt seyn würde. — No. 3 endlich enthält eine klare und wohlgeordnete Darstellung der Theorie des Schätzungseides nach den Lehrsätzen der gewöhnlichen Compendien und der gemeinen Meinung ohne Rücksicht, fast ohne Anspruch, auf neue Ansichten und tieferes Forschen; daher zwar für den Praktiker brauchbar, doch beynahe werthlos für die Cultur der Wissenschaft.

Diess als allgemeines Urtheil über jene Schriften. Sie alle im Einzelnen zu prüfen, würde zu weit führen; Rec. beschränkt sich daher auf die Mittheilung mehrerer speciellerBeobachtungen, und wird dabey hauptsächlich auf die *Drummer*'sche, als die zu diesem Zwecke interessanteste, Abhandlung Rücksicht nehmen. Schon die in dieser enthaltene Definition des Würderungseides weicht von der bisherigen Ansicht in zwey Puncten wesentlich ab, nämlich 1) darin, dass nur doloser *Ungehorsam* in der *Herausgabe* des streitigen Objects das Würderungsrecht begründe. Schon etwas allgemeiner fasst diess Hr. *W.*, indem er überhaupt nur *dolus* in der Restitution als Grund des Würderungsrechtes angiebt; und mit ihm stimmt im Wesentlichen auch Hr. *M.* überein. *Thibauts* Lehrsatz hingegen, dass jede mit Arglist verbundene unerlaubte Handlung den Verletzten zur Ablage des Schätzungseides berechtigte, will Hr. *D.* durchaus nicht gelten lassen. Und dennoch scheint gerade diess, sofern man mit *Weber* (über Beweisführung S. 346) die Arglist als Ursache der Unanwendbarkeit ordentlicher Beweismittel denkt, dem Rec. in zwiefachem Betracht die richtigste Ansicht. Dass nämlich vorerst *jede Arglist*, und nicht bloss Ungehorsam, der freylich die *hauptsächlichste* Voraussetzung der Gesetze ausmacht, das Würderungsrecht begründe, zeigen, ausser der *l. 2. de in lit. jur. (aut)*, ganz klar die *l. 15. §. 7 et 9. quod vi aut clam*, wo von dem Ersatz des durch ein *opus vi aut clam factum* zugefügten Schadens die Rede ist, und *l. 7. pr. de ad. min. tutor.*, wo bloss darum, weil der Vormund kein Inventarium gemacht hat, dem *juram. in litem* Statt gegeben wird; wie denn auch das *dolo desiit possidere*, in den meisten hieher gehörigen Stellen, nur sehr gezwungen als Äusserung des Ungehorsams dargestellt werden kann. Zudem ist, wie Hr. *D.* glaubt, die *l. 18 pr. de dolo* der *Thibaut*'schen Meinung keinesweges zuwider, indem das *ut possit per contumaciam etc.* sich auf die Eingangsworte des Gesetzes keinesweges disjunctiv, sondern bloss declarativ bezieht. — Auf gleiche Art ist aber auch das Merkmal der *Herausgabe*, wenn man gleich die Exhibition darunter mit begreift, dennoch zu eingeschränkt, indem sich dasselbe so wenig auf den durch eine heimliche oder gewaltthätige Handlung gestörten Besitzstand (*l. 15 cit.*), als auf die Unterlassung der Inventarienerrichtung (*l. 7 cit.*), möchte

beziehen lassen, eine solche Beziehung auch dadurch nicht gerechtfertiget wird, dass Hr. *D.* seinen Sprachgebrauch eine erleichternde Huldigung der gesetzlichen Terminologie nennt. — Die andere Abweichung besteht 2) darin, dass das *juram. in litem* danach als Gattung des *Calumnieneides* dargestellt wird. Diese Angabe ist, so viel Rec. weiss, völlig neu, inzwischen doch von dem Vf. recht gut motivirt, obwohl es gewiss richtiger gewesen wäre, bey einer *bloss analogen* Anwendung stehen zu bleiben, da doch immer noch manche sehr wesentliche Verschiedenheiten des Calumnien- und Schätzungs-Eides, namentlich die, dass des ersteren Leistung zu den Verbindlichkeiten, die des letzteren zu den Rechten einer Partey gehört, übrig bleiben.

Ausserdem enthält die *Drummer*'sche Schrift eine Menge Controversen, die hier nicht alle berührt werden können. — Die bedeutenste derselben betrifft die *Distinction des Würderungseides in den der Wahrheit und der Affection*; eine Distinction, die man beynahe in allen Lehrbüchern des römischen Rechts, selbst den neuesten und besten findet, die aber *Drummer* gänzlich verwirft, auch *Wirschinger* nicht anerkennt, und *Müller* in einem willkührlichen Urtheile unserer Rechtsgelehrten gegründet hält. Letzterer begeht jedoch dabey eine sehr auffallende Inconsequenz, welche hier um so nothwendiger bemerklich gemacht werden muss, da oben Hn. *M's.* Darstellung wohlgeordnet und für den Praktiker brauchbar genannt wurde, jene Inconsequenz aber ihre Folgen über die ganze Abhandlung verbreitet. Eine genaue Vergleichung der beiden ersten mit dem 3ten §. des I Hauptstücks reicht hin, um dieselbe ausser Zweifel zu setzen. Die beiden anderen Schriftsteller dagegen verfahren hiebey um so strenger, da sie nicht bloss die Richtigkeit jener Distinction im Allgemeinen leugnen, sondern sogar *beide* Glieder derselben verwerfen, indem sie behaupten, dass es nur *Ein juram. in litem* gebe, dieses aber weder den Beysatz: *veritatis* vertrage, weil es die Ausmittelung des gemeinen Werthes einer Sache nie unmittelbar bezwecke (wovon jedoch Hr. D. S. 38 eine, wiewohl *unnöthige* Ausnahme statuiren zu müssen glaubt), noch den Beysatz: *affectionis*, in so fern man hierunter einen durch bloss individuelle Neigung begründeten und ausserhalb der Sphäre des gesetzlichen Begriffs von Interesse liegenden Werth versteht.

Diese von der bisherigen Meinung, selbst unserer besten juristischen Schriftsteller, abweichende Behauptung verdient, um ihrer Neuheit und Wichtigkeit willen, eine etwas ausführlichere Beleuchtung. In Ansehung des *ersteren* Punctes, dass es nämlich kein *juramentum in litem veritatis* für den Fall *blosser culpa* gebe, wie auch noch *Thibaut* behaupte, ist Rec. mit den Vff. jener beiden Abhandlungen durchaus einverstanden, indem man nur die von letzterem allegirten Gesetze einzusehen braucht, um sogleich überzeugt zu werden, dass in solchen Fällen nicht der Eid eines der streitenden Theile, sondern lediglich die Bestimmung des Richters entscheiden solle, wie diess die *l.* 4. D. und *l.* 2. *C. de in lit. jur.* buchstäblich verordnen, und auch die *l.* 2. §. 1. *l.* 5. §. 3 D. *eod.* festsetzen; der 4te §. dieses letzteren Gesetzes aber redet von der *mora*, und die weiter allegirte *l.* 1, §. 40 *depositi* ohne allen Zweifel vom *dolus*, der ja bey der *act. depositi* allein in Betracht kommt. — Selbst bey dem *interd. quod vi aut clam*, wo in der Regel nur auf das Factum der Besitzstörung gesehen, und bloss dessen Daseyn, ohne Rücksicht auf *dolus* oder *culpa*, beachtet wird, hält es der römische Jurist für nöthig, das sonst zulässige *juram. in litem* für den Fall der Schätzung einer bloss *culposen* Beschädigung ausdrücklich zu versagen: *l.* 15. §. 11 *quod vi aut clam.* — Um so weniger aber kann Rec. die angeführte Meinung auch darin billigen, dass das *juram. in litem* sich den Zusatz *affectionis* nicht vertragen soll. Der Gründe, die hier der gemeinen, auch von *Weber*, *Thibaut* und *Schöman* (letzterer nimmt sogar die weitere Distinction in *juram. in lit. affectionis et singularis interesse* an,) neuerlich noch vertheidigten Meinung das Wort reden, sind so viele, und dieselben beynahe alle von solcher Wichtigkeit, dass dagegen bloss der, in verschiedenen der hieher gehörigen Gesetze vorkommende Ausdruck: *id quod interest*, um so weniger etwas zu entscheiden vermag, als dieser Ausdruck an und für sich eine bloss relative Bedeutung hat, und in jenen Fällen erst durch den Schätzungseid ein bestimmtes Object erhält, wie die *l.* 7. *pr. de adm. tut.* in den Worten: *ut teneatur in id, quod pupilli interest, quod ex jurejurando in litem aestimatur*, vollkommen klar ausspricht. Des Rec. Ansicht hievon ist kürzlich folgende: Es giebt Gesetze, die einen höheren Massstab als den des gewöhnlichen Interesse zulassen, und dabey namentlich auch *affectus* berücksichtigen (*l.* 54. *pr. mandati*, *l.* 36. *de bon. libert.* *l.* 16 *pr. de manum. vindict.*), selbst wenn es darauf ankommt, ein an sich gültig abgeschlossenes Rechtsgeschäft durch Restitution zu entkräften (*l.* 35 *de minoribus*). — Ist aber diess, so muss ein solcher höherer Massstab gewiss da eintreten, wo die Gesetze eine zu leistende Entschädigung so regulirt wissen wollen, *ut in omni causa eadem sit conditio actoris, quae futura esset, si damnum datum non esset* (*l.* 15. §. 7. *quod vi aut clam*), wo sie daher eine Schätzung *in infinitum* ausdrücklich zugestehen (*l.* 68. *de rei vindic.* *l.* 4. §. 2. *de in lit. jur.*) und nur das höchste Übermass dadurch zu verhüten streben, dass sie den Richter zur Bestimmung eines Maximums berechtigen (*l.* 4. §. 2. *cit.* *l.* 18. *pr. de dolo*). — Hätten die römischen Juristen hiebey nur an das gewöhnliche Interesse, an die den äusseren Werth einer Sache für jedes Individuum erhöhenden Utilitäten, (*Wirschinger* S. 108) oder den nach den individuellen Bedürfnissen einer gewissen Sache bestimmten Werth, wie *Drummer* S. 27 solches noch beschränkter ausdrückt, gedacht: so wäre es der sonderbarste Zufall, dass nur bey dem *juram. in litem*, und nirgends, wo sonst von der Leistung des Interesse die Rede ist, das Ob-

ject der zu bestimmenden Entschädigung in Ausdrücken bezeichnet wird, welche theils durch die ihnen an und für sich eigene Bedeutung, theils durch den Gegensatz, in welchen sie gesetzt sind, nothwendig auf etwas ganz Besonderes, von dem gewöhnlichen Entschädigungsprincip Abweichendes, schliessen lassen. Das *jurare in infinitum* in den schon erwähnten Gesetzen gehört vor Allem hieher; ausserdem aber sagt einer Seits für den Fall des Schätzungseides die *l.* 8, *de in lit. jur.*, es sey der Werth einer Sache *arbitrio domini* zu bestimmen: so wie anderer Seits, für den Fall der Ausschliessung des Schätzungseides, die *l.* 2, *C. eod.: judex de veritate cognoscet*, welche letztere Bestimmung durch die *l.* 8. *l.* 60 *D. de evict. l.* 4 *C. arbitr. tut.*, vorzüglich aber, wegen der darin enthaltenen Entgegenstellung beider Fälle, die *l.* 68 *D. de rei vind.* ihre richtige Deutung erhält. Soviel als positiven Beweis gegen die gemeinschaftliche Behauptung jener beiden Schriftsteller. Verschiedene Gegengründe auf welche Hr. *D.* viel Gewicht legt, lassen sich hienach ohne Zwang gerade umgekehrt anwenden, ohne dass Rec. sich länger dabey aufzuhalten braucht.

Nach dieser ausführlicheren Prüfung des hauptsächlichsten Streitpunctes, worauf es bey der Lehre vom Schätzungseide ankommt, darf Rec. nur kürzlich noch einige Bemerkungen beyfügen. So ist es ihm aufgefallen, dass Hr. *D.* S. 51, dem Richter die Befugniss abspricht, dem Kläger den Würderungseid zu versagen, da die *l.* 4, §. 2, *l.* 5, §. 1, *de in lit. jur.* so bestimmt erklären: *in arbitrio esse judicis, deferre jusjurandum, nec ne; — — licuit enim, et a primo nec deferre.* — Sodann dürfte es auf Wortstreit hinauslaufen, dass nach S. 57, der Würderungseid kein Beweismittel seyn soll; das Würderungsrecht wird freylich dadurch nicht bewiesen, wohl aber der Werth der zu schätzenden Sache, denn hierüber wird doch dem Richter die zur Subsumtion des Factums unter das Rechtsprincip nöthige Überzeugung verschafft; auch läfst ja die *l* 4, §. 3 *eod.*, sogar Gegenbeweis zu. — Endlich befriedigen auch die vom S. 83, 86 bemerkten Verschiedenheiten des zenonianischen und Schätzungs-Eides den Rec. um so weniger, als gerade die einzige wahre Differenz gänzlich übersehen ist. Diese besteht nämlich, nach *v. Savigny's* (R. d. B. 2te Ausg. S. 448) richtiger Angabe, darin, dass ersterer sowohl über den *Verlust selbst*, als über dessen Werth, letzterer hingegen blofs über den Werth der gefoderten Sache entscheidet. Hr. *W.* glaubt dagegen, dass der zenonianische Eid gar nicht als besondere Eidesart bestehe, sondern mit dem *juram. in lit.* eins, überdiess aber als antiquarische Modification zu betrachten sey. Hr. *M.* behandelt denselben zwar ebenfalls als Gattung des Schätzungseides, doch bemerkt er, wiewohl nur beyläufig, dass darin eigentlich *zwey* Eide verborgen seyen; gerade diese Bemerkung aber, die in den Worten des *cap.* 7. *C. de his, quae vi metusve.* „*Postquam de violentia per testes et de amissis rebus per ipsius constiterit sacramentum, potuit judex vos in aestimatione rerum amissarum, juramento adversarii declarata, condemnare,*" so deutlich ausgedrückt wird, klärt das wahre Verhältniss der Sache auf, und rechtfertiget das zenon. Jurament, als *eigene Eidesart* zur Ausmittelung des Verlusts, womit dann der gewöhnliche Schätzungseid zur Ausmittelung des Werthes in einem Act verbunden wird. — Endlich muss Rec. noch einiger Nachlässigkeiten des Abdrucks erwähnen, die Hr. *D.* billig selbst hätte bemerklich machen sollen. — So steht S. 47, Z. 2: *willkührlichen* st. *nothwendigen*, und S. 76 ist die Note (*l.* 3, *de in lit. jur.*), so wie S. 78 das Wörtchen: *non*, worauf es gerade hier am entscheidendsten ankommt, ausgelassen.

Hn. *Wirschinger* kommt, wie er S. 49 selbst versichert, der Vorwurf nicht unerwartet, dass die Wahrheit durch seinen Vortrag in einem etwas bizarren Gewande erschein-. Und gewiss hätte sich z. B. der Satz, dass „*die individuelle Subjectivität eines Individuums, abgesehen vom Objecte objectivisirt werden müsse,*" der Wahrheit unbeschadet, natürlicher und klarer ausdrücken lassen, wo dann auch die vielen, zur Erläuterung beygefügten mathematischen Formeln hätten entbehrt werden können. Aber fast sollte man glauben, es ständen manche der neuern Schriftsteller in der Besorgniss, es möchte ihren Producten die Aufmerksamkeit des Publicums entgehen, wenn sie ihnen dieselbe nicht durch eine singuläre und auffallende Einkleidung zu verschaffen suchten. Ausserdem trifft Hn. *W.* hin und wieder der Vorwurf der Undeutlichkeit, wie diess vorzüglich S. 153, bey Erklärung der *l.* 48, *locati* der Fall ist. Was die hier vorkommende Frage eigentlich soll, begreift Rec. nicht. Der Grund, der von vielen gegen die Anwendbarkeit des *juram. in litem* bey *Immobilien* angeführt wird, weil nämlich dieselben jederzeit restituirt werden könnten, ist freylich wohl falsch, zumal eine *bona fide* geschehene Veräusserung die Naturalrestitution allerdings verhindern kann; auch bedarf die Leseart der *l.* 48, *cit.* keiner Änderung (nach *Thibaut* sind die Worte *non immobilem* unächt, *Müller* nennt sogar die ganze Stelle ein nicht anerkanntes Gesetz!), und doch ist die Deutung nicht schwer. Nach der *l.* 3, *de in lit. jur.* machen Gegenstände, deren *pretium certum* ist, wie z. B. das Geld, kein Object des *juram. in litem* aus; diess gilt auch von Immobilien, weil bey ihnen *jederzeit eine gerichtliche Taxation vorgenommen werden kann.* (Ob vielleicht Hr. *D.* S. 78 in den Worten: weil die „atur sie durch ihre Befestigung stets den Händen der executiven Gewalt der Justiz darbietet, das Nämliche sagen wollte, und nur jene Ausdrücke für zu gemein hielt, läfst Rec. an seinen Ort gestellt seyn.) Übrigens bedarf es keiner Erinnerung, dass auch bey Immobilien, so wie nach dem allegirten Gesetze bey dem Gelde, in Ansehung der *Nebenemolumente*, jener Eid dennoch Statt finde.

Auch zu der *Müller*schen Schrift liesse sich noch eine Reihe Berichtigungen liefern, die jedoch mehrentheils, wie z. B. der *unbedingt* zugestandene Gebrauch des Schätzungseides gegen Gastwirthe und

Fuhrleute (S. 26. 27), in der oben bereits angezeigten Verwechselung dieses Eides mit dem gewöhnlichen Ergänzungseide ihren Grund haben. Warum indessen nach S. 24 überhaupt gegen einen *Dritten*, auch wenn derselbe arglistig gehandelt hätte, jener Eid *nicht* eintreten soll, erklärt sich selbst daraus nicht. — Endlich kann so wenig die äusserste Unrichtigkeit im Citiren der Gesetze, als die unzweckmässige Allegationsmethode in Ansehung der Autoren, unbemerkt bleiben.

Die in dem hinter No. 1 befindlichen Programm des Hn. Hofr. *Gönner* zu Landshut abgehandelte Frage enthält „1) die Behauptung, das Privatrecht im Ganzen habe in Deutschland gegenwärtig noch keine wissenschaftliche Existenz, und 2) führt sie zu den Bedingungen, unter welchen das Privatrecht zur Wissenschaft erhoben werden kann.“ — Nach einer lesenswerthen Ausführung in der bekannten *Gönner*'schen Manier schliesst dieser Aufsatz mit folgender Äusserung: „Das Resultat meiner Untersuchung bestehet in dem, dass nach der bisherigen *Trennungsmethode* [des römischen und deutschen Rechts] eine ächtwissenschaftliche Darstellung des gesammten Privatrechts in Deutschland nicht möglich sey. Soll ein besserer Zustand herbeygeführt, soll die Behandlung dem ächten Geiste des römisch-deutschen Privatrechts entsprechend, soll der Schatz einzelner Bemerkungen aus dem römischen Rechte der Zukunft, selbst für den Fall einer unbedingt nothwendigen und vielleicht nahen gänzlichen Reform der Civilgesetzgebung, gerettet werden: *so muss man die bisherige Sonderung aufgeben*, alle Gegenstände des Privatrechts *in ein Ganzes* vereinigen, nach einem ächt wissenschaftlichen Systeme ordnen, und nicht nur im Ganzen, sondern auch in allen Theilen, vom Rationellen ausgehen, welchem dann das Gesetzliche, als Übereinstimmung, Ergänzung oder Abweichung unterstellt werden muss.“ — Rec., der im Ganzen hiemit übereinstimmt, und nur hin und wieder Stoff zu abweichenden Bemerkungen fand, beschränkt sich *hier* auf die einzige, dass, so viel die Aufnahme auch das *Lehnrecht* in eine Darstellung des gemeinen Privatrechts angeht, er vielmehr demjenigen beypflichtet, was *Runde* in der Vorrede zur 4ten Auflage seines *deutschen Privatrechts* in gerechtem Eifer hierüber sagte.

P — r.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Pirna*, b. Friese: *Reflexionen und Memorabilien für die Criminal-Justiz in Beziehung auf die Ätiologie der Verirrungen und Verbrechen überhaupt, so wie auf das Sinken der Cultur und Moralität unter den Menschen im Staate, in der Gesellschaft und im häuslichen Leben insbesondere; nach physischen Principien und Erfahrungen freymüthig beleuchtet.* Nebst Winken zur Verhütung der Delicte als das Ziel edler Regenten und ihrer Minister; von D. *Wilh. Julius Augustin Vogel*, Vf. der Glückseligkeitslehre der Heilkunde u. s. w. 1804. 79 S. 8. (8 Gr.) Rec. kennt weder Hn. *Vogel*, noch seine *Glückseligkeitslehre der Heilkunde*; allein schon die paar Bogen der vorliegenden Schrift dringen ihm den Wunsch ab, dass der Vf. derselben bald in eine Lage versetzt werden möchte, wo er Gelegenheit fände, das Chaos in seinem Kopfe vorher zu ordnen, ehe er wieder als Schriftsteller vor das Publicum tritt. Die öffentliche Äusserung dieses Wunsches scheint dem Rec. um so nöthiger, weil der Vf. am Schlusse dieser Schrift ein neues grösseres Werk als zweyten Band seiner Glückseligkeitslehre ankündigt, „*welcher den Geist der Humanität und Misanthropie im Tempel der Themis darstellen soll.* Dass übrigens dieser Wunsch eben so sehr in Hinsicht des Publicums als des Vfs. wohlmeinend ist, diess zu beweisen, würde schon folgende Stelle S. 5 aus dem Prolog zu den hier vorläufig mitgetheilten sieben Reflexionen hinreichen: „Mögen blöde und milzsüchtige Menschen, die, weil sie vorzüglich vom Egoismus beherrscht werden, und nur für sich leben, mithin keinen Sinn und kein Gefühl für Menschenwohl, Menschenwürde und für heilige Menschenrechte haben — mögen diese sowohl, wie auch blutdürstige Despoten, welche nur barbarische Gesetze der Vorwelt kennen, und unmenschliche peinliche Sentenzen, auch wohl gar Todesurtheile confirmiren, wohlverstanden! nach Form und Norm der famösen Caroline; mögen, sage ich, dergleichen *schauerliche Geister — von aussen mit dem Glanze der Hoheit illuminirt, doch aber mit sterblichen Hüllen umgeben — mit Sternen und Crucifixen verbrämt auf ihren Gewändern, aber keins von allen im Herzen* (?) — mögen sie die hier mitgetheilten Ideen und Winke zum Heil der ganzen Menschheit, als *pia desideria* verschreien, — wird mich nicht kümmern u. s. w.“ Allein damit der Vf. in seiner demnächst „zu erscheinenden“ Gerechtigkeitslehre nicht über Ungerechtigkeit schreye, hält es Rec. für nöthig, noch einige Pröbchen aus den Reflexionen selbst mitzutheilen: „Alle Verrichtungen des Körpers, heisst es S. 9, worunter man die *Lebens-, Erhaltungs-, Seelen- und Geschlechts-Actionen oder Functionen* versteht, können *ziemlich unordentlich* werden, und das Leben *des Menschen* zerstören, ohne dass das Leben des *menschlichen Körpers* zerrüttet wäre, wie diess der Fall bey *Wahnsinnigen* von verschiedener Gattung ist, indem dergleichen Unglückliche in Beziehung auf ihre festen und flüssigen Körpertheile zwar natürlich schön organisirt seyn können, mithin (?) nur thierisch vegetiren, aber nicht als vernünftige Geschöpfe existiren, sobald jene Functionen, welche in den edlen Theilen des Körpers, als in den Eingeweiden, des Hirns, der Brust und des Unterleibes vor sich gehen, und welche *per consensum* genau mit einander verbunden sind — corrumpirt worden, welches auf verschiedene Art und Weise und unter mancherley schrecklichen Umständen in den Verhältnissen des Lebens leider zu geschehen pflegt. Die Unordnungen des Geistes sind demnach (?) immer (?) Folgen der Unordnungen des Körpers. Wenn alles bey unserer Maschine im gehörigen Gleichgewichte ist, wenn alle Gefässe gehörig wirken, und die nöthigen Flüssigkeiten regelmässig abgesondert werden, mit einem Worte, wenn jeder Theil unseres Körpers das leistet, was ihm die Natur zu leisten anwies, *dann ist auch die Seele gesund, dann wählt und thut der Mensch das Gute, ist weise und tugendhaft, mithin glücklich und froh* u. s. w.“ In diesem Tone gehts ununterbrochen fort, ja der folgende Unsinn wird eher noch ärger als der vorhergehende, so dass man bey der dritten Reflexion, die das Motto führt: *fiat justitia, pereat mundus*, schon nicht mehr zweifelhaft bleibt, an welcher Krankheit der Vf., welcher der kranken Menschheit seine Hülfe beut, nach seiner eigenen, so grob gesponnenen materialistischen Theorie selbst leide: „Bey einem grossen Theile der Menschen ist ein *verdorbener Magen* die Quelle ihrer Krankheiten, unter welchen der Wahnsinn (*vesania*) und dessen Gattungen: der Tiefsinn oder die Schwermuth (*melancholia*), die Tollheit, Raserey (*mania*), sodann die Besessenheit (*daemonia sive amentia*) die Hauptrollen spielen; daher der Magen, diess Centrum der natürlichen Existenz, diess Triebwerk des Strebens und Wirkens, auch *alle Laster, alle üblen Gewohnheiten und bösen Handlungen* hervorbringt. Warum helfen die Bemühungen der Moralisten so wenig? *Darum, weil diese Herrn die Menschen für gesund halten* und mit ihnen als mit Gesunden sprechen, da sie doch *krank*, folglich den Ärzten anzuvertrauen sind u. s. w. *Alle Verbrecher* (S. 25) sollte man, anstatt sie zu strafen, *ins Lazareth bringen, und so lange heilen lassen, bis sie gute Menschen und nützliche Bürger würden!*“ *Ohe jam satis est!*

L. C.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 OCTOBER, 1808.

JURISPRUDENZ.

Französisch - Westphälisches Recht.

1) Hannover, b. Hahn: *Handbuch für Friedensrichter und andere bey diesem Gerichte angestellte Personen.* Vom Dr. *Vezin.* 1808. 148 S. 8. (9 Gr.)

2) Cassel, in der königl. Buchdruckerey: *Handbuch für die Friedensrichter des Königreichs Westphalen,* in zwanglosen Heften, von *Ehrhart Leth,* ehemaligem Friedensrichter im Canton Stromberg, Bezirk von Simmern, Departement von Rhein und Mosel etc. I Heft. 1808. 191 S. gr. 8. (16 Gr.)

3) Halle, b. Kümmel: *Das Notariat in Frankreich.* Zur vorläufigen Belehrung für Westphälische Notarien. 1808. 80 S. 8. (4 Gr.)

Da die Friedensgerichte, welche ursprünglich ein englisches Institut sind, durch achtzehnjährige Erfahrung, als eine der weisesten und glückbringendsten Einrichtungen in Frankreich, wodurch nach einer mäfsigen Berechnung zwey Drittel der sonst entstehenden Processe verhindert werden, mit Recht anerkannt sind: so war die Einführung derselben in dem Königreich Westphalen, welches ganz, wo nicht auf französischen, doch auf italiänischen Fuss organisirt worden ist, leicht vorauszusehen. Es war ebenfalls vorauszusehen, dass sich mehrere Schriftsteller bemühen würden, diejenigen mit dieser neuen Einrichtung bekannt zu machen, welche das Loos, dieses Amt zu bekleiden, treffen würde; und lediglich aus diesem Gesichtspuncte sind die No. 1 u. 2 angezeigten Schriften zu betrachten.

No. 1 enthält einen gediegenen Auszug aus *Levasseur's Manuel des justices de paix,* und ist um desto mehr zu empfehlen, als ausser dem noch ein vortreffliches Werk *de la Compétence des Justices de paix* 1805, und die auf diese Materie sich beziehenden Gesetze überall gewissenhaft verglichen sind, weshalb auch der Vf., ob gleich sein Werk kaum halb so gross, als jenes *Manuel* ist, mit Recht behaupten kann, dass es vollständiger sey. Rec. hat es mit dem grössten Vergnügen durchgelesen, und mannichfaltige Belehrung daraus geschöpft; er glaubt es um so eher den neuen westphälischen Friedensrichtern empfehlen zu können, als diese Einrichtung, welche doch auf die Rechtsverwaltung den entschiedensten, und wohlthätigsten Einfluss hat, in der alten Verfassung der Länder, woraus das neue Königreich zusammengesetzt ist, nichts findet, das ihr gleichgestellt werden könnte. Da der Vf. das Werkchen früher vollendete, als das 15 Gesetzbulletin Westphalens, welches die gerichtliche Organisation enthält, erschien: so war es nothwendige Folge, dass manche Abweichungen der westphälischen Constitution der Friedensgerichte nicht sogleich in den Text, sondern nur hinten als Anhang aufgenommen werden konnten, in welchen man auch die neueste Taxordnung für die Friedensgerichte, gegeben im Lager vor preussisch Eylau am 16 Februar 1807, findet, welche jedoch nur der Vollständigkeit wegen aufgenommen seyn kann, da sie für Westphalen durchaus unpassend ist. Das Werk selbst zerfällt in zwey Haupttheile. Der erste beschäftigt sich mit *den Befugnissen des Friedensrichters in bürgerlichen Sachen;* und zerfällt in drey Hauptstücke: 1) von der streitigen Gerichtsbarkeit des Friedensrichters; 2) von den Vergleichsversuchen; 3) von den übrigen Obliegenheiten desselben, nachdem voran einige Bemerkungen über die Ernennung des Friedensrichters, die Ausübung und Dauer der Amtsverrichtungen, die Besoldungen des zum Friedensgericht gehörigen Personale, und über die Unvereinbarkeit dieser Stellen mit anderen öffentlichen Ämtern, vorausgeschickt sind. Der zweyte handelt *von den Amtsverrichtungen des Friedensrichters in Criminal- und Policey-Sachen,* und theilt sich in zwey Hauptstücke, von denen das erste sich mit den Amtsverrichtungen des Friedensrichters in Ansehung der richterlichen Policey, und das zweyte mit der Verfassung des Policey-Gerichtshofs beschäftigt. Der Styl des Vfs. ist rein, und zeugt von einem lobenswerthen Bestreben nach Kürze; die einzelnen Sätze sind klar und lichtvoll aufgestellt: doch möge es dem Rec. erlaubt seyn, auf einige Behauptungen des Vfs. aufmerksam zu machen, (von denen er freylich nicht weiss, ob sie ihm selbst, oder *Levasseur,* den Rec. nicht gleich vergleichen kann, zu Schulden kommen,) weshalb er mit ihm rechten möchte. So findet er z. B. §. 20 den Satz aufgestellt, *dass der Richter nicht gerade im Hauptort des Cantons zu wohnen brauche, da es genug sey, wenn er nur seine Wohnung im Canton habe,* was doch nur *per abusum* Statt finden könnte, da er einmal dazu ausdrücklich verpflichtet ist, und dann der Cantons-Hauptort deshalb gewählt ist, damit der Weg den Cantonspflichtigen gleich bequem sey, auch der Maire des Hauptorts die Bulletins und Adjuncta erhält, die er dem Friedensrichter zustellen soll, und sich überdiess die bewaffnete Policeymacht hier befindet, die dem Friedensrichter jeden Augenblick unentbehrlich seyn kann. Eben so irrig ist die Behauptung im §. 23, dass die Greffiers alle drey Monate die Sammlung der während der Zeit erschienenen Gesetze erhal-

ten, da doch dieses dem Art. 1 des *Code Napoléon* und dem *Arrêté du Gouvernement* v. 25. Thermid. XII völlig zuwider ist, auch jedes Gesetzbulletin schon am Tage seiner Ankunft in das dazu bestimmte Register vom Greffier eingetragen werden muss. So würde auch Rec. im §. 5 den Irrthum *Levasseurs* wenigstens mit einem Worte bemerkt haben, da der *Suppléant* des Friedensrichters auf eben die Art, wie der Friedensrichter selbst, beeidiget werden muss, um gültige richterliche Handlungen vornehmen zu können.

No. 2 ist dagegen in einem äusserst weitschweifigen Style voll Declamationen (S. 96) und unnützer Digressionen (z. B. S. 160 über *Luthers* zu errichtendes Denkmal), der bisweilen in das Platte fällt, abgefasst, obgleich die darin vorgetragenen Sachen, weil sich der Vf. so sehr ins Detail einläfst, äusserst belehrend und besonders für die neuen Friedensrichter zweckmäfsig bearbeitet sind. Doch läfst sich nicht leugnen, dass auch dieses Werk noch etwas zu früh erschienen ist, um die Befugnisse der Friedensrichter in Westphalen gehörig darstellen zu können, da weder die westphälische Procesordnung, noch das peinliche Gesetzbuch, worin ein groser Theil derselben bestimmt werden muss, bis jetzt erschienen sind. Aus diesem Grunde versichert auch der Vf. bewogen zu seyn, das Handbuch in zwanglose Hefte abgetheilt zu haben, von denen in jedem Jahre 12 erscheinen sollen, welche gewiss zu einer stattlichen Bibliothek anschwellen können, wenn der Vf. in seiner beliebten Manier fortfährt. Die Vorrede enthält eigentlich einen Tadel des No. 1 angezeigten Werkchens, wobey es Rec. besonders auffiel, Hn. *Vezin* deshalb, weil er die Taxordnung vom 16 Februar 1807 mitgeliefert, getadelt zu finden, da doch der Vf. sie S. 170 ebenfalls mittheilt. Dann folgt die allgemeine Rubrik dieses Hefts: *Allgemeine theoretische und praktische Bemerkungen über die Organisation der Friedensgerichte, über ihre Verrichtungen, über ihre Emolumente und über die erfoderlichen Eigenschaften eines Friedensrichters.* I Abschnitt. *Von der Organisation der F. G.* Dieser enthält die Zahl und die Namen der Departements, Bezirke, Cantone und der Friedensrichter selbst aus dem westphälischen Moniteur, wobey nur das zu wünschen wäre, dass der Vf. die häufig corrumpirten Namen verbessert haben möchte. II Abschn. *Von den Verrichtungen der Friedensgerichte.* III Abschn. *Von den Emolumenten der Friedensgerichte*, woraus man mit Entsetzen die erniedrigende Aufführung einiger französischer Friedensrichter kennen lernt, welche mit ihren Greffiers, und selbst mit ihren Huissiers geheime Verträge abschlossen, vermöge welcher diese ihnen einen bestimmten Antheil an ihren Gebühren überlassen mussten. IV Abschnitt. *Über die erfoderlichen Eigenschaften eines Friedensrichters.* Incompatibel mit seinem Amte sind: das Amt eines Departements- oder Districts-Raths, eines Maire's, Adjunct oder Municipalraths (doch kann in Frankreich ein Maire einer Gemeinde unter 5000 Seelen Suppléant des Friedensgerichts seyn), eines Präfects oder Unterpräfects, eines Notarius, Generaleinnehmers, Forst-, Post- und Zollbeamten, eines Tribunal- und Hof-Richters (nämlich der *Cours criminelles* und *Cours d'appel*), endlich das Amt eines vom Staate besoldeten Volkslehrers. Immer soll er ein Mann von gesetztem Alter, denn das dreyssigste Jahr ist nicht absolut nothwendig, seyn, und dabey die nöthigen Kenntnisse der lateinischen, französischen und deutschen Sprache besitzen. — Hierauf folgt eine neue Rubrik: *Von den Verrichtungen der Friedensrichter als Richter in Civilstreitigkeiten.* I Abschnitt. *Von der Competenz der Friedensrichter.* Der Friedensrichter erkennt, ohne dass von seinem Urtheile appellirt werden kann, über alle persönlichen und beweglichen Foderungen, deren Werth 20 Thlr. nicht übersteigt; mit der Appellation bis zum Werth von 40 Thlr. Er erkennt ebenfalls ohne Appellation bis zum Werth von 20 Thlr., und mit Appellation, die Foderung belaufe sich so hoch wie sie wolle, über *damnum injuria datum*, die Spoliensachen und possessorischen Klagen, über Reparaturen, welche die Miether und Pächter tragen müssen, über unbestrittene Entschädigung, die der Pächter und Miethsmann wegen entbehrten Genusses fodert, über den Arbeitslohn und Liedlohn, und überhaupt über die Erfüllung der wechselseitigen Verpflichtungen der Herren und ihrer Dienstboten; endlich über Verbal- und Real-Injurien. II Abschn. *Von den Verrichtungen der Friedensrichter als Richter in Civilstreitigkeiten, von der Vorladung an bis zu Endurtheilen.* Hierin handelt der Vf. von den Vorladungen, wobey wir aber eine Angabe des wichtigen Unterschiedes von *citation par exploit* und *citation par cédule* vermissen, von den Gerichtssitzungen und den Verwerfungsgründen eines Friedensrichters. Der hierauf folgende *Anhang* enthält Formulare zu den beschriebenen Gerichtshandlungen, und nach einem *Nachtrage*, welcher eine Abänderung der Cantonsverfassung enthält, macht den Beschluss *ein angenehmes Dessert, das* der Vf. *den Herren Friedensrichtern Westphalens zum Schluss des ersten Hefts auftischen kann.* Dieses enthält das königl. Decret vom 2 Jun. 1808, welches die drey Classen der Friedensrichterbesoldungen von 1200, 1000 und 800 Franken bestimmt, und die Sporteltaxe vom 16 Febr. 1807, zur Vergleichung mitgetheilt.

No. 3 enthält nichts weiter, als eine bisweilen nachlässige Übersetzung des Gesetzes vom 25 Ventose XI, die Einrichtung des Notarienwesens betreffend; und vom 2 Nivose XII von den Notarienkammern, die den westphälischen Notarien bis jetzt nicht zur Richtschnur dienen kann, da sie, bis auf die bevorstehende Organisation des Notarienwesens im Königreich, in ihren vorigen Geschäften provisorisch bestätiget sind, und bis dahin die alte übliche Form des Instrumentirens beybehalten müssen.

1) Helmstädt, b. Fleckeisen: *Verordnungen des Napoleonischen Gesetzbuches über die Führung der Geburts-, Heiraths- und Sterbe-Register*, für Prediger und Geistliche im Königreich Westphalen, von *D. C. Venturini.* 1808. 47 S. 8. (4 Gr.)

2) Braunschweig, b. Vieweg: *Von der Führung der Register des Civilstandes und von dem rechten Verhalten bey Trauungen nach den Verordnungen des Gesetzbuches Napoleon (Napoleons)*, von *J. C. F. Witting*, Pastor an der St. Magnikirche zu Braunschweig. 1808. 84 S. 8. (6 Gr.)

3) Helmstädt, b. Fleckeisen: *Tabellarische Darstellung alles dessen, was die Beamten des Civilstandes im*

Königreiche Westphalen in Ansehung der Acte des Civilstandes zu beobachten haben, von *Theodor Wilhelm Heinrich Bank*, Prediger und Civilstandsbeamter zu Wolsdorf und Runstedt im Okerdepartement. 1808. 5 Bog. in Fol. (8 Gr.)

4) Cassel, in der Waisenhausbuchdruckerey: *Anweisung für Prediger zur Führung der Register des Civilstandes.* Mit den dazu gehörigen Verordnungen, Gesetzstellen und Formularen. Zweyte Auflage. 1808. 56 S. 8. (6 Gr.)

5) Ebendaselbst: *Vollständige Unterweisung der Beamten des Civilstandes in ihren sämmtlichen Verrichtungen.* 1808. 112 S. 8. (8 Gr.)

Um diejenigen Perioden des menschlichen Lebens, welche auf die privatrechtlichen Verhältnisse der Staatsbürger einen unmittelbaren und wesentlichen Bezug haben, auf eine glaubwürdigere und sicherere Art, als durch die ehemals üblichen Kirchenbücher, zu beurkunden, hat man in Frankreich vorlängst schon die Einrichtung getroffen, dass bey allen solchen Vorgängen gewisse besonders dazu beauftragte öffentliche Beamte (*officiers de l'état civil*) zugezogen werden müssen, denen das Gesetz sehr genaue und bündige Vorschriften ihres Verhaltens bey jeder sich darbietenden Veranlassung ertheilt hat. Auch im Königreiche Westphalen gilt nunmehr diese Einrichtung, nachdem nicht nur das Gesetzbuch Napoleons durch den 45 Artikel der Constitution als bürgerliches Gesetzbuch für dieses Königreich aufgenommen, sondern auch durch verschiedene königl. Verordnungen noch nähere Bestimmungen darüber gegeben sind. Das königl. Decret vom 22 Januar 1808 (Gesetzbulletin No. 12) überträgt den Predigern des Königreichs Westphalen die Verrichtung der Beamten des Civilstandes in Rücksicht sämmtlicher Unterthanen katholischer, reformirter und lutherischer Religion, und das Decret vom 31 März (Gesetzbulletin No. 28) beauftragt damit in Rücksicht der Juden die Maire's und deren Adjuncten. Für eine sehr grosse Classe der Staatsdiener war es daher von der äussersten Wichtigkeit, genau davon unterrichtet zu seyn, worin die Obliegenheiten eines Beamten des Civilstandes bestehen, und wie ein solcher sich zu verhalten habe, um seiner ihm so streng und unter Androhung bedeutender Strafen (*Code Napoléon art.* 50. 53. 54) gebotenen Pflicht ein vollständiges Genüge zu leisten. Diesem Zweck durchaus entsprechend ist nun zwar die vortreffliche *Instruction* des Justizministers *Siméon*, *pour la redaction des Actes, et pour la tenue des registres de l'Etat civil;* aber einmal war vor deren Erscheinung eine Unterweisung für die jetzigen Civilstandsbeamten nothwendig; und dann ist gerade der Instruction erste Vorschrift, dass die Prediger (an welche sie zunächst gerichtet ist) damit anfangen sollen, sich mit den Verfügungen, welche das Gesetzbuch Napoleons in Beziehung auf ihr neues Amt enthält, ganz vertraut zu machen, wobey man aber nicht voraussetzen kann, dass jeder solcher Beamte sich das Gesetzbuch selbst anschaffen werde, da sogar die officielle Übersetzung desselben noch nicht einmal zu haben ist. Eine solche Unterweisung beabsichtigen nun die oben zusammengestellten Schriften, zu deren Beurtheilung jetzt Rec. schreiten will.

No. 1 ist noch vor der obengedachten Instruction erschienen, und enthält einen sorgfältigen mit Anmerkungen und Formularen bereicherten Auszug aus den hieher einschlagenden Titeln des Gesetzbuchs Napoleons. In die Formulare haben sich jedoch einige Unbestimmtheiten eingeschlichen, deren Berichtigung sehr zu wünschen wäre. So sieht man aus dem S. 16 Entworfenen nicht, ob die Effecten, welche bey dem Fündling gefunden, dem Civilbeamten vorgezeigt worden, und ob das Protocoll auch dem Finder, was doch unumgänglich nöthig ist, vorgelesen worden ist. So erwähnt auch das S. 31 mitgetheilte Trauungsformular gar nichts von der erfolgten Vorlesung.

No. 2 war fast beendiget, als die Instruction erschien, wesshalb der Vf. in einer Nachschrift Nachträge aus derselben liefert. Rec. vermisste jedoch in derselben die Bestimmung der Instruction, dass nicht vier, sondern nur *ein* Register, ausser dem für die Aufgebote, zu halten ist, und dass, wenn die Geburt erst nach drey Tagen angezeigt wurde, der Beamte des Civilstandes sich zunächst an den königl. Procurator zu wenden hat. Die Anordnung des Werks ist höchst unbequem, wie aus folgender Darstellung erhellen wird. Den Anfang machen allgemeine Fragen bey diesen Urkunden, welche sich in vorläufige und in Fragen bey der Urkunde selbst theilen, und den Beschluss macht ein Formular. Aber dieses möchte noch hingehen, wenn nicht das Ganze theils unvollständig, denn es ist von Adoptions- und Ehescheidungs-Urkunden gar nichts gesagt, theils unrichtig wäre. So z. B. S. 19, dass der Bevollmächtigte 21 Jahr alt seyn müsse, und dass die Documente *unterschrieben* werden sollen, da doch nur ein blosser Handzug vorgeschrieben ist; S. 32, dass die Ehe durch das Ministerium (*ministère public*) angefochten werden könne, da doch *ministère public* nur das *officium* der königlichen Procuratoren andeutet; S. 34, dass das Aufgebot an dem Wohnorte der Vormünder und Curatoren geschehen müsse; dass nach S. 51 auch Töchter vom 25—30 Jahr das ehrerbietige Gesuch dreymal wiederholen sollen; dass nach S. 54 die Gütergemeinschaft nur durch einen Ehevertrag eingeführt werden könne; dass nach S. 58, 59, 67 bey ehelichen Kindern die Einwilligung der Vormünder, und bey unehelichen die des Familienraths erfodert werde; dass nach S. 63 der Einsprechende erklären müsse, an dem Orte der Abschliessung der Ehe wohnen zu wollen, da er doch nur hier ein *forum* auserwählen soll, wo ihm alle auf die Opposition sich beziehenden Zustellungen geschehen können; S. 69, dass die christliche Einseegnung der Ehe zu erwähnen sey; dass nach S. 84 die eidliche Versicherung der 4 Zeugen als hinreichend angenommen wird, da doch auch die der Ehegatten hinzukommen muss, wie dem Vf. auch schon sonst vorgeworfen ist. So irrt der Vf. auch sehr, wenn er S. 35 meint, es müssten vor der Verheirathung 6 Monate nach dem gesetzlichen Alter verflossen seyn, sonst könnt die Ehe unter gewissen Umständen angegriffen werden; denn der Art. 185 des *Code Napoléon* sagt ganz etwas anderes.

No. 3 ist eine der verdienstlichsten Arbeiten über diesen Gegenstand, welche sich durch treffende Kürze, logische Anordnung der Materien in Tabellenform,

und durch eine außerordentliche Deutlichkeit auszeichnet, und bey dieſen anerkannten Verdienſten die Genugthuung erhalten hat, den Beamten des Civilſtandes vom Juſtizminiſter eigends empfohlen zu ſeyn. Dieſe Schrift erſchien nach erfolgter Inſtruction, ſo daſs auf dieſelbe überall Rückſicht genommen werden konnte; Formulare ſind ihr nicht beygefügt, weil der Vf. mit Recht glaubte, durch die genaue und deutliche Angabe deſſen, was die Urkunden enthalten müſſen, ſie überflüſſig gemacht zu haben. Die erſte Tafel enthält *allgemeine Regeln für den Geburtsact* (*die Geburtsacte*, denn das *masc.* giebt hier einen anderen Sinn), *Vorſchriften für beſondere Fälle*, und einen *Anhang* über die Anerkennungsurkunde für ein natürliches Kind. II Tafel: *Eheverkündigungen* oder *Aufgebote*. Mit Neugier hat Rec. dieſe Tafel durchgeſehen, um die Meinung des Vfs. über die ſchwierigen Art. 166 und 167 des *Code Napoléon* kennen zu lernen, aber leider gefunden, daſs ſie nicht die richtige iſt. Alle Schwierigkeit entſpringt hiebey aus dem Wort *domicile*. Einmal bedeutet dieſes Wort den Ort, wo jemand ſeine Hauptniederlaſſung (*établissement*) hat, und dann, jedoch nur in Hinſicht auf die Ehe, den Ort, wo jemand zuletzt ſich 6 Monate aufgehalten hat. (Art. 74. *Ce domicile, quant au mariage, s'établira par six mois d'habitation continue* [im Art. 167 *de résidence*] *dans la même commune*). Jetzt ſagt Art. 166 und 167, das Aufgebot ſolle an dem Ort geſchehen, wo jeder der beiden Contrahenten ſein *domicile* (nämlich *établissement*, Hauptniederlaſſung) habe. Iſt jedoch dieſes *domicile* nur durch 6 Monate *résidence* begründet: ſo ſoll das Aufgebot auſserdem bey der Municipalität des letzten *domicile* (es mag nun durch *résidence*, oder durch *établissement* begründet ſeyn) geſchehen. Der wirkliche Abſchluſs der Ehe hingegen kann ausſchlieſslich in dem *domicile de résidence* geſchehen. Hiemit ſtimmt auch der vortreffliche, leider zu früh verſtorbene *Portalis* in dem *Exposé des motifs* (*Code civil, chez Garnery T. I. p.* 101) überein, wenn er ſagt: *Un domicile de six mois suffit pour autoriser la célébration du mariage dans le lieu où l'un des contractans a acquis ce domicile. Mais il faut alors que les publications soient faites, non-seulement dans le lieu du domicile abrégé des six mois, mais encore à la municipalité du dernier domicile.* — Aus dieſer kurzen Darſtellung wird ſich ergeben, in wiefern die Worte des Vfs.: A) an welchen Örtern aufzubieten. 1) *Überhaupt* an den Örtern, *wo jeder* der Verlobten zuletzt 6 Monate *gewohnt* hat. 2) Hat jemand 6 Monate oder darüber ſich an einem Orte bloſs *aufgehalten*, dann auch an ſeinem letzten Wohnorte, d. h. an dem, wo er ſeine Hauptniederlaſſung hat" — berichtigt werden müſſen. Auch hätte Rec. gewünſcht, daſs der Vf. hiebey in einer Anmerkung die Frage, in wiefern Eheverlöbniſſe noch gelten, (ſie gelten nur in Betreff deſſen, was Art. 1142 und 1152 verordnet hat) berührt haben möchte, weil er aus Erfahrung weiſs, daſs ſich die Prediger hierin noch gar nicht finden können. III Tafel. *Heirathen*. IV Taf.: A) *Sterbefälle*. B) *Vorſchriften und Bemerkungen, welche die Acte des Civilſtandes überhaupt betreffen.*

No. 4 und 5, deren Vf. Hr. D. *Pfeiffer*, Subſtitut des Generalprocureurs bey dem Appellationsgerichtshof in Caſſel, dem wir ſchon mehrere gelehrte Werke verdanken, ſeyn ſoll, ſind gewiſſermaſsen identiſch. Gleich nach der Erſcheinung des königl. Decrets vom 22 Jan. 1808 trat die erſte Ausgabe, und bald darauf die zweyte No. 4 erwähnte an das Licht. *Delius* in Halberſtadt druckte überdieſs die erſte noch einmal nach, als die zweyte, in vielen Stücken verbeſſerte, längſt erſchienen war. Da durch die obengedachte königl. Verordnung den Predigern nur die Führung der Regiſter des Civilſtandes, ohne beſondere Erwähnung der übrigen Geſchäfte eines Beamten des Civilſtandes, übertragen waren: ſo beſchränkte ſich No. 4 auch nur hierauf. Durch die nachherige officielle Inſtruction ward aber jener Auftrag auf den ganzen Geſchäftskreis eines Beamten des Civilſtandes ausgedehnt, und hiedurch ein neuer vollſtändiger Unterricht, der alle Verrichtungen deſſelben umfaſste, nothwendig. In Frankreich erſchien zu dieſem Zwecke ein Werkchen von *Charvillac*, unter dem Titel: *Guide de l'officier de l'état civil*. Paris, 1806. 12, welches alle Obliegenheiten der Beamten des Civilſtandes genau aufzählt und erläutert. Dieſs durch Überſetzung auch für das Königreich Weſtphalen brauchbar zu machen, war Anfangs die Abſicht des Vfs.: doch bald überzeugte er ſich, daſs eine ſolche Überſetzung wieder ſo vieler Erläuterungen und Zuſätze bedürfen werde, daſs er ſtatt deſſen eine eigene Unterweiſung ſchreiben könne. Dieſe nun enthält die gegenwärtige Schrift, welche No. 5 angezeigt iſt, deren einzelne Sätze mit den Quellen, woraus ſie geſchöpft wurden, belegt ſind, und wobey der Vf. die Abſicht hatte, nicht daſs der Leſer ſie vergleiche, ſondern daſs keine der von ihm aufgeſtellten Regeln als einſeitige und willkührliche Anſicht des Vfs. erſcheine. Dieſes letzte Werkchen iſt nun unſtreitig das beſte und brauchbarſte, was je über dieſe Materie geſchrieben iſt; jede Seite deſſelben zeugt von einer gründlichen Kenntniſs des franzöſiſchen Rechts, von einer ſorgfältigen Zuſammenſtellung aller hieher einſchlagenden Geſetzſtellen, und von einer genauen Benutzung der vorzüglichſten Schriftſteller, deren Bücher jedoch häufig nur zu abgekürzt (z. B. *Jurisprudence*, wo ein Unkundiger nicht leicht errathen wird, ob hier *Bavoux Jurisprudence du Code Napoléon*, welche hier citirt wird, oder *Sirey Jurisprudence de la cour de cassation* angeführt wird) angezeigt ſind. Der Beſitz deſſelben macht alle übrigen über dieſe Materie abgefaſsten Bücher überflüſſig. Die Anordnung des Werks iſt folgende: I Cap. *Von den Verrichtungen des Beamten des Civilſtandes bey der Abſchlieſsung und Trennung der Ehen.* II Cap. *Von der Führung der Regiſter des Civilſtandes.* Anhang. Dieſer enthält die königl. Verordnung vom 22 Jan. 1808, einen Auszug aus dem Circularſchreiben des Juſtizminiſters an die Präſidenten der Tribunale vom 25 Jan. 1808 (weſtphäl. Moniteur No. 17), einen Auszug aus dem königl. Decret vom 31 März, wodurch die Maires zu Beamten des Civilſtandes in Rückſicht der Juden beſtellt werden, die Überſetzung des zweyten Titels des erſten Buchs des Geſetzbuchs Napoleons, ferner des ſechſten Capitels des fünften Titels deſſelben Buchs, ferner eine Überſetzung einzelner Beweisſtellen aus anderen Theilen dieſes Geſetzbuchs, und endlich die nöthigen Formulare.

Hap. Op.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DEN 5 OCTOBER, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

1) PARIS, in der kaiserlichen Druckerey: *Esprit du Code Napoléon tiré de la Discussion, ou Conférence historique, analytique et raisonnée du Projet de Code civil, des Observations des Tribunaux, des Procès-verbaux du Conseil d'état, des Observations du Tribunat, des Exposés de motifs, des Rapports et Discours* etc. etc. par *J. G. Locré*, Secrétaire général du Conseil d'état, Membre de la Légion d'honneur. Tom. I. 1805. XVI u. 471 S. Tom. II. 1806. 536 S. Tom. III. 1807. 580 S. Tom. IV. 1807. 549 S. Tom. V. 1807. 652 S. 8. (Tom. I. 1805. XVI u. 720 S. Tom. II. 1805. 410 S. Tom. III. 1806. 400 S. Tom. IV. 1806. 478 S. 4.)

2) GIESSEN, b. Tasché u. Müller: *Geist des Gesetzbuches Napoleons aus der Verhandlung geschöpft* von *J. G. Locré*, Generalsecretär des Staatsrathes, Mitgliede der Ehrenlegion. Mit Rückſicht auf die neueren gesetzlichen Verfügungen verdeutscht vom Hofr. *Ernst Müller* und D. *Franz Stickel*. (Auch unter dem Titel: *Geist der Civilgesetzgebung Frankreichs, ein ganz aus den Quellen geschöpfter erklärender Commentar* von *J. G. Locré*. Erster Band.) Erstes Heft. Verdeutscht von Dr. *Franz Stickel*. 1808. XII u. 215 S. 8. (1 Thlr.)

Nicht bey jeder Gesetzgebung ist das Studium gleich schwierig und das Bedürfniss commentirender Erläuterungen gleich gross. Fassung und Sprache der Gesetzbücher abgerechnet, hängt dieses ganz besonders von ihrem mehr oder weniger vollständigen Inhalte geschriebener Entscheidungen in allgemeinen Grundsätzen und im Detail ab. Das allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten z. B. bietet für die Exegese und praktische Anwendung keine sehr grossen Schwierigkeiten dar; seine Fassung ist ausführlich, es ist auf sich selbst beschränkt, und ist selbst in das Detail der Rechtslehren überall so tief eingegangen, dass Fälle, worauf sich keine Entscheidung eines darin gegebenen Textes anwenden liesse, ziemlich selten sind. Aber einen ganz anderen Geist athmet der in concisem Styl abgefasste *Code Napoléon*. Die Vff. desselben haben der Ansicht gehuldiget, es lasse sich das Wirken der Zeit nicht einketten, dem Laufe der Ereignisse nicht entgegenarbeiten, nicht im Voraus betrachten und berechnen, was die Erfahrung allein enthüllen könne; die ununterbrochene Thätigkeit der Menschen führe in ihren nach den Umständen verschiedenartigen Wirkungen jeden Augenblick neue Verkettungen der Dinge, neue Thatsachen, neue Resultate herbey. Sie haben an den Gesetzbüchern der gebildeteren Völker eine häklichte Vorsicht, welche die einzelnen Fälle vervielfältige, und aus der Vernunft eine Kunst zu machen scheine, energisch gerügt. Sie haben es für eine unausweichliche Nothwendigkeit geachtet, tausenderley Dinge und unerwartete Rechtsfragen dem richterlichen Ermessen und der Untersuchung sachkundiger Männer nach den Aussprüchen der Vernunft und der natürlichen Billigkeit anheimgestellt zu lassen. Und eben in so fern hat auch das Gesetz vom 30 Ventose J. XII, nach der Erklärung der besten Gewährsmänner, *Bigot-Préameneu, Maleville, Treilhard, Locré*, der Vff. der *Pandectes françaises* und aller anderen, die Richterbehörden an das römische Recht als eine reichhaltige Quelle verwiesen; sie sollen es, die auf Eigenthümlichkeiten der Verfassung, der Sitten und des Geistes der römischen Nation beruhenden Sanctionen abgerechnet, als geschriebene Vernunft *prüfen* und ehren, überall, wo das neue Civilgesetzbuch geschwiegen hat. Hienach ist nun zu einem gründlichen Studium der französischen Civilgesetzgebung insonders auch das der römischen, und zwar nach mannichfaltigeren Gesichtspuncten, als bisher, unentbehrlich, und zur Erläuterung jener sowohl als dieser bedarf derjenige, welcher das französische Civilrecht erlernen will, eigener Lehrbücher und Commentare.

Hn. *Locré's* Plan ist auf die Entwickelung des Geistes des französischen Civilgesetzbuches für sich betrachtet, ohne, wie es scheint, sonderlich genaue Notiz von dem römischen Rechte zu nehmen, gerichtet; und man ersieht aus dem Eingange seines Werkes, dass er sich zu dieser Bearbeitung vor den meisten anderen französischen Schriftstellern berufen glaubt. Es fehlt zwar keinem, welcher den Geist des französischen Civilrechts studiren oder darüber commentiren will, an reichhaltigen Quellen: da der Entwurf, die Bemerkungen der Tribunäle, die Protocolle des Staatsraths, die Untersuchungen des Tribunats und die von den Rednern der Regierung in den Sitzungen des gesetzgebenden Körpers vorgetragenen Beweggründe der Gesetze, sämmtlich durch den Druck bekannt gemacht worden sind. Aber eine eigenthümliche Schwierigkeit liebey liegt, nach Hn. *L's.* umständlicher Ausführung, darin, *alle* diese Theile der Verhandlung in eine systematische Verbindung zu bringen, und aus denselben, insonderheit aus den voluminösen und ihrer Natur nach ordnungslosen Protocollen des Staatsraths, welche unstreitig und nach der erklärten Meinung des

Staatsraths selbst die allerwichtigsten Schätze enthalten, die wahren Folgerungen der Gesetze nach den Zwecken ihrer Vff., von den falschen Behauptungen abgesondert und gereinigt, vollständig auszuheben. Und gerade in Ansehung dieser Aufgabe verspricht uns der Vf., dass er sie mit eigenem Glücke lösen werde, indem er einst von Amtswegen verbunden gewesen, die Verhandlung im Staatsrathe zu fassen und zu ordnen, indem er durch seine Erinnerungen, durch handschriftliche Materialien und andere Beyträge unterstützt, vorzügliche Aufklärung geben könne, überhaupt endlich weit weniger in der Eigenschaft eines Schriftstellers, als in der Eigenschaft eines Zeugen schreibe, der Alles gesehen, Alles gehört, Alles beobachtet habe. Es war demnach zu erwarten, dass dieses Werk besonderes Aufsehen in Deutschland erregen würde. Es befindet sich bereits in den Bibliotheken aller, welche sich dem Studium des französischen Civilrechts gewidmet haben, oder diess zu thun gesonnen sind. Die grösste Auszeichnung aber ist ihm neuerlich dadurch zu Theil geworden, dass der Fürst Primas in ihm einen Commentar gefunden zu haben erklärt, welcher den reinen Geist der französischen Civilgesetze am vollkommensten entwickele, und darum in seinen Staaten mit den französischen Civilgesetzen zugleich recipirt werden solle. Ein solches Interpretationsbuch verdient eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit der kritischen Blätter, um daraus den Geist der französischen Rechtsphilosophie, positiven Gesetzgebung und Doctrin in ihrer Ächtheit und Vollständigkeit allgemein zu verbreiten, und zu prüfen, in wie ferne es unserer Seits zu wünschen sey, dass wir unsere bisherigen Gesetze mit den französischen vertauschen. Noch haben wir keine solche Beurtheilung dieses Werkes in deutschen Blättern erhalten.

Vorerst giebt der Vf. eine *Einleitung in das Werk selbst.* Diese enthält, nebst einer Deduction über die aus allbekannten Gründen einleuchtenden Vortheile guter Commentare, eine Darstellung des Werthes der vorhandenen Quellen für das französische Civilrecht, der Schwierigkeit ihrer Bearbeitung, und die Bearbeitungsmethode des Vfs., auf welche letztere Rec. weiter unten zurückkommen wird. — Hierauf folgt eine *Einleitung in den Code Napoléon.* Hierin handelt der Vf. I) von der Natur der Gesetze, welche das Civilrecht bilden, ihrem Gegenstande oder Zwecke, und ihrem Inhalte; II) von der Geschichte der Verfassung des Civilgesetzbuches, und III) von dem Geiste, worin das Civilgesetzbuch verfasst worden ist, seinem Plane und seinen Wirkungen.

Der Ite Theil zerfällt in XIX Capitel. Die Capitel V, VI, VII, VIII u. IX werden unseren deutschen Juristen jetzt etwas auffallend vorkommen. Der Vf. will darin beweisen, dass die Römer nur einen unvollkommenen und unrichtigen Begriff vom natürlichen Rechte des Menschen aufgestellt, und die wahren Eigenthümlichkeiten des Völkerrechts so wenig als das Unterscheidungsmerkmal des Civilrechts aufgefasst hätten. Man begreift aber leicht, wie der Vf. hiezu gekommen ist. Er hat nämlich die Begriffe der Römer von *jus naturae* und *gentium* so erklärt, wie man sie noch vor 30 Jahren fast in allen deutschen Lehrbüchern erklärt fand. Unter uns ist man nun schon längst über eine bessere Exegese, und über die Tadellosigkeit jener Vorstellungen der Römer im Reinen. In den Cap. XI, XII u. XIII deducirt der Vf. die Nothwendigkeit, den positiven und den natürlichen Gesetzen neben einander verbindende, jedoch nicht gleiche, Kraft einzuräumen, jenen nämlich eine vorzügliche, und diesen, so ferne sie nicht durch die Sanction des politischen Gesetzgebers ebenfalls in positives Recht übergegangen seyen, nur eine subsidiäre. Aus dieser zwar uralten Vorstellung lässt sich, nach Rec. Einsicht, das wahre Verhältniss der positiven Legislation in ihrem Wesen und Umfange keinesweges construiren. Dem Rechtsphilosophen wird dieses unmöglich bleiben, so lange er sich von der schlimmen Vorstellung nicht losreissen kann, die sich der Vf. von einem *Natur-Rechte* macht, „welches *als ein sehr einfaches Recht* desto *unzulänglicher geworden sey*, jemehr sich das menschliche Geschlecht nach und nach vervielfältigt habe, und durch die Entdeckung der Künste, durch die Fortschritte der Bildung die Wechselwirkungen und Vortheile unter den Menschen mannichfaltiger und verwickelter geworden seyen." Eine ganz andere, sehr einfache Ansicht dieser Sache findet sich in *Montesquieu's esprit des lois, liv. 1, chap.* 2. 3. Diese hält Rec. für die allein wahre; sie beseitigt alle hiebey denkbaren Schwierigkeiten, und befriedigt Jeden, welcher die kurze Darstellung des grossen Genies zu fassen und zu durchdenken fähig ist.

Der II Theil enthält in den Capiteln XX bis XXXII die Geschichte der Verfassung des Civilgesetzbuches. Er ist für das politisch-juristische Studium der Gesetzgebungen wichtig, und die darin gegebenen Nachrichten von dem verschiedenartigen Werthe des römischen Rechtes, wie auch der allgemeinen und particulären Gewohnheiten in Frankreich, bis zur Epoche der neuen Civilgesetzgebung, führen ziemlich leicht auf den wahren Sinn des 7 Artikels des Gesetzes vom 30 Ventose, Jahr XII, über welchen man noch immer nicht recht einig ist.

Der III Theil enthält die Capitel XXXIII, XXXIV und XXXV. Er ist gleichfalls keines Auszuges fähig. Eben in dem letzteren Capitel wird von den Wirkungen des Civilgesetzbuches auf die früheren Gesetze gehandelt, worüber sich die Recension dereinst beym Schlusse des Ganzen verbreiten wird.

Hiernächst schreitet der Vf. zur Darstellung des Geistes des Civilgesetzbuches selbst. Seine Bearbeitungsmethode ist, dass er zuerst den allgemeinen Geist des Gesetzes, sodann die einzelnen Verfügungen erklärt; die Grundansichten eines jeden Titels, einer jeden Titelabtheilung und eines jeden Artikels niederlegt; jeden Artikel in seiner ursprünglichen Fassung darstellt, und die dagegen gemachten Einwendungen, vorgeschlagenen Verbesserungen und die Beweggründe, wonach die einen verworfen, die anderen angenommen worden, vorträgt. Die Texte der Verhandlung behält er theils in ihrer ursprünglichen Form bey, theils nicht; und leitet im letzteren Falle aus dem Geiste und dem Wesentlichen der Texte allgemeine Grundsätze und einzelne Verfügungen ab. Übrigens

befolgt er die gesetzliche Eintheilung der Rechtslehren durchaus, jedoch mit Zusätzen eigener wissenschaftlicher Unterabtheilungen.

Hiebey kann die Kritik zweyerley Fehler, deren sich der Vf. bisher schuldig gemacht hat, nicht ungerügt lassen: 1) Dass er zu viele, gänzlich unbedeutende, sich von selbst verstehende Sachen eingewebt, und wohl gar wichtigere darüber vergessen hat. — Von vielen äusserst auffallenden Beyspielen nur eins: Nach angegebenem Zwecke des Art. 5 fügt er hinzu: „*Um dem natürlichen Ideengange zu folgen, wonach man erst dem Richter zeigen muss, was er thun soll, bevor man ihn lehrt, was er nicht thun darf, wurde dieser Artikel, welcher in dem Entwurfe der Gesetzgebungssection der vierte war, in der Folge nach dem vorhergehenden Artikel gesetzt;*" wichtiger wäre es doch gewesen, bey der aus den Vorträgen von *Portalis* und *Faure* genommenen Erläuterung dieses Artikels, die ohnehin von letzterem Redner bemerkte *occasio legis* aus den ehemaligen anmasslichen *arrêts de reglemens* vieler französischer Gerichtshöfe an- und auszuführen. Dann 2) ist es ein Fehler, dass der Vf. alle Berichte, Gutachten, Vorschläge, Erklärungen, gar zu weitläuftig auszieht, und nicht selten ganze Blätter mit Excerpten füllt, welche er füglich in zehn oder funfzehn Zeilen hätte zusammenziehen können. Alles diess macht einen widrigen Effect, und verträgt sich mit einer wissenschaftlichen Darstellung nicht.

Indessen sind die Verdienste, welche sich der Vf. durch dieses Werk erworben hat, unverkennbar. Ist es freylich bis jetzt nicht mehr als Compilation: so fehlt es doch darin im Allgemeinen weder an Vollständigkeit noch an logischer Ordnung. Überhaupt aber kann man erst im Verfolge des Werkes *bey dem Sachen- und insonders Obligationen-Rechte* vom Vf. erwarten und fodern, dass er die etwanigen Lücken der Debatten durch Selbsträsonnement ausfülle, und der Doctrin diejenigen Erläuterungen nicht versage, welche sie nicht nur in den Darstellungen der Beweggründe, sondern auch in den reichhaltigen Protocollen des Staatsrathes vergebens sucht. Rec. will hier nur auf einen Artikel aufmerksam machen, welcher aus einer sehr grossen Menge anderer Beyspiele als ein besonders wichtiges ausgehoben zu werden verdient. Nichtigkeit des Contractes wird nach Art. 1110 durch Irrthum nur dann bewirkt, wenn derselbe die Substanz der Sache betrifft... *Was* ist nun Substanz, und *wann* betrifft ein Irrthum die Substanz der Sache? Beide Fragen sind von unberechenbarem Einflusse auf die Lehre von Contracten; aber diese Schwierigkeiten sind in den *Exposés de motifs*, *rapports*, *discours* u. s. w. kaum berührt, und die Protocolle des Staatsraths geben hierüber eben so wenig Auskunft. *Maleville* findet sich dabey in nicht geringer Verlegenheit; mit Bedauern, dass das Gesetz nur gar zu allgemeine Entscheidungen gebe, verweist er hier, wie gewöhnlich, auf *Pothier*, der ihm jedoch, seinem eigenen Geständnisse nach, keinesweges Genüge leistet, und noch so weit zurück war, dass er nicht einmal die *l. 45 D. de contrah. emt.* befriedigend zu erklären wusste. Mit dem Art. 1683 hat es eine eben so merkwürdige Bewandniss. Und an hundert anderen Beyspielen der Art fehlt es nicht. Dabey wird der Vf. Gelegenheit haben und genöthiget seyn, durch seine eigenthümlichen Ansichten allen Zweifeln ein Ende zu machen, und sich schriftstellerische Lorbeeren zu sammeln. Dennoch erwartete Rec., schon in den vom Vf. gelieferten oben angezeigten Theilen über manche interessante Puncte belehrt zu werden, worüber er in anderen Werken vergebens nachgesucht hatte. Die Ansicht des Art. 1 überzeugt uns, dass das „*la loi est exécutoire en vertu de la promulgation*" von dem „*la loi sera exécutée du moment où la promulgation en pourra être connue*" verschieden ist. Worin aber liegt die Verschiedenheit? Diess erklärt der Vf. bey seiner Darstellung der neuen Art, die Gesetze bekannt zu machen, sehr richtig dahin, dass der erstere Ausdruck die *Befugniss*, sich nach einem verkündigten Gesetze zu richten, ohne Schuldigkeit hiezu, der letztere hingegen diese *Schuldigkeit*, oder, was eben so viel ist, die *Vollzugsfähigkeit des Gesetzes* bezeichnet. Die neue Art der Bekanntmachung eines Gesetzes ist eine eigenthümliche treffliche Erfindung der neuen französischen Legislation, und verdient in jedem Staate nachgeahmt zu werden.... Ob sich der Art. 4 rechtfertigen lasse? ist eine für jede Gesetzgebung äusserst wichtige Frage. Die von den französischen Gesetzgebern dafür angegebenen Gründe hat *Locré* ausgezogen. „Die Gewalt, auch wo das Gesetz schweigt, zu sprechen, gehöre zum Wesen des Richteramts. Ohne diese Gewalt des Richteramts würde ja der Rechtsgang jeden Augenblick unterbrochen, indem, bey der nothwendigen Einfachheit einer Gesetzgebung und der Unmöglichkeit, alle Streitfragen im Voraus gesetzlich zu entscheiden, nur wenige Fälle eine Entscheidung nach einem bestimmten Texte zuliessen. Wenn der Gesetzgeber auf einen Bericht des Richters über einen gesetzlich unentschiedenen Streitfall entschiede: so wäre seine Verfügung im Grunde ein Urtheil, welches denn eine offenbare Vermischung der gesetzgebenden Gewalt mit der richterlichen seyn, und eine Erneuerung der unglücklichen Rescriptengesetzgebung zur Folge haben würde. Die Anwendung der allgemeinen Billigkeit und der nach den Umständen sich ändernden Gerechtigkeit könne nie dem Gesetzgeber, sondern nur dem Richter zustehen. In peinlichen Fällen freylich sey es anders, weil diese auf gewisse Handlungen beschränkt seyen, und folglich der Gegenstand einer Vorausbestimmung werden könnten, deren die bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten nicht fähig wären." — Rec. ist überzeugt, dass die Sanction des Art. 4 vollkommen gerecht ist, und von jeder künftigen Gesetzgebung aufgenommen werden muss. Aber ihre philosophische Begründung kann aus *Locré's* Auszügen keineswegs hervorgehen. *Justinian* befahl es den Richtern nachdrücklich, in den Fällen des Art. 4 nicht selbst zu sprechen, sondern an den Kaiser zu berichten, und das *preussische Landrecht* folgte der Meinung *Justinians* ehemals auch, neuerer Zeit aber nicht mehr. An einer gründlichen Untersuchung über diese allgemeine heilsame oder verderbliche Rechtsmaxime fehlt es noch; und durch das *Locré*'sche Räsonnement darüber werden Zweifel und Streitigkeiten über ihre Gerechtigkeit nicht beendigt, sondern geradezu endlos gemacht. Der wahre Grund des

Rechtes und der *Pflicht* des Richters, eine unvollständige Gesetzgebung im Sinne des Art. 4 zu suppliren, kann nicht in dem Charakter der Gesetzgebung, *nur über die Zukunft* zu verfügen, und eben so wenig in dem Charakter des Richteramts, *über die Vergangenheit ausschliesslich* entscheiden zu müssen, gesucht werden. Hievon kann eine philosophische Untersuchung ohne *petitio principii* nicht ausgehen, weil *diese Trennung selbst durchaus nichts anders als eine factische willkührliche Einrichtung ist.* Übrigens zweifelt Rec. sehr, ob die deutsche Criminaljurisprudenz in dieser Hinsicht wirklich einen Unterschied zwischen der peinlichen und bürgerlichen Gesetzgebung in den Graden der Schwierigkeit vollkommen passender und gerechter Vorausbestimmungen nach *Locré's* Auszuge annehmen möchte. Man prüfe dagegen folgende Ansicht. Mit dem Daseyn der Staatsgesellschaft sind ihre zeitigen Zustände, Bedürfnisse und Zwecke gegeben und vorhanden; es ist mithin auch das gegeben und vorhanden, was denselben entspricht, das heisst, das *Zweckmässige*, das *Rechte*, welchem sich der Bürger durch seine Theilnahme an der Staatsgesellschaft nothwendig unterwirft. Und dieses *Zweckmässige* ist es, was der Gesetzgeber und der Richter in Betreff der Privatstreitigkeiten, jeder nach seiner eigenthümlichen Art, auszusprechen haben. Es ist das Gesetz und ist früher vorhanden als jeder Streitfall. Dass der Gesetzgeber ausdrückliche Normen aufstelle, ist zum *Daseyn des Rechtes an sich* durchaus nicht nöthig, sondern nur in sofern räthlich, oder auch, wenn man will, nothwendig, als zu befürchten ist, dass der gemeine Richtergeist die so sehr vielen Grade jenes Zweckmässigen nicht genau genug kenne und zu würdigen wisse. Hiernach *kann* nun jeder Richter, auch, wo der *Gesetzgeber* geschwiegen hat, dem Genius der *Gesetzgebung* gemäss, sprechen, und er *muss* denn sofort auch sprechen, überall, wo eine *kluge* Einrichtung, um die Geschäfte nicht unnöthigerweise zu vervielfältigen, die Ausübung dieses *Vermögens* dem Richter, der ohnehin die Thatumstände zwischen den streitenden Theilen untersucht, nicht genommen und auf eine andere Person, die wieder von Neuem mit der Cognition schon cog oscirter Thatsachen belästigt werden müsste, übertragen hat. Auf diese Weise erscheint der Recurs des Richters an den mit anderen Verhältnissen beschäftigten Gesetzgeber als etwas Unnöthiges und als ein Widerspruch mit der Niedersetzung und Organisation des Richteramtes und des davon getrennten Gesetzgeberamtes. Es ist freylich möglicherweise, ja häufig der Fall, dass der Richter aus individueller Unkunde oder Verstandesschwäche in seinen Entscheidungen gesetzlich unentschiedener Fälle irret; aber diese individuelle Unvollkommenheit, vor welcher es leider selbst in gesetzlich entschiedenen Fällen keine Sicherheit giebt, macht die Thesis, dass das Richteramt unter den obenangeführten Umständen sprechen *kann* und *muss*, nicht zweifelhaft; sie legt nur dem Staate die Pflicht auf, seiner Seits, soviel möglich, dieses zu befürchtende Übel *in concreto* zu verhüten oder unschädlich zu machen. Und dieses sucht und erreicht der Staat durch die Anordnung mehrerer Instanzen. Was gegen eine mit den unterrichterlichen Urtheilen unzufriedene Partey von dem höchsten, aus den erleuchtetsten Rechtskundigen im Staate bestehenden, Gerichtshofe als jenes Zweckmässige anerkannt und ausgesprochen worden ist, diess ist nothwendigerweise als das wahre Recht *präsumtiv*, und, weil wir unvollkommene Menschen nicht über diese Präsumtion hinaus können, *peremtorisch* anzunehmen. Den Grund, *warum* die Criminaljustiz *keine eigentliche Strafe* dictiren kann, wo sie das positive Gesetz nicht voraus angedroht hatte, übergeht Rec. mit Stillschweigen, in der Überzeugung, dass eine Deduction hierüber für das deutsche juristische Publicum, welches *Feuerbachs*, *v. Almendingens* u. A. Schriften studirt hat, überflüssig ist, für Hn. *Locré* aber, der die Strafe im Cap. XVIII seiner Einleitung als *vindicte publique* charakterisirt, viel zu weitläuftig werden müsste. — Besonders begierig war Rec., die Gründe des Art. 14 von *Locré* zu erfahren. Wirklich findet sich auch hiebey eine eigene Ausführung desselben ohne irgend ein Allegat. Der Vf. sucht diesen Artikel damit zu rechtfertigen, weil 1) Erkenntnisse ausländischer Richter in Frankreich nicht vollzugsfähig wären, so wie 2) auch Erkenntnisse französischer Richterbehörden im Auslande nicht vollzogen würden, mithin 3) die Verfügung nur gegen einen *in Frankreich begüterten* fremden Schuldner Wirkung hätte; endlich 4) der Fremde sich gar nicht über diese Verfügung beklagen dürfte, da er im Voraus davon benachrichtigt wäre, und ihm freystünde, gar nicht mit einem Franzosen zu contrahiren. Diese vier Gründe sind aber von der Art, dass man unmöglich glauben kann, die französischen Gesetzgeber seyen durch dieselben zur Adoption des Art. 14 wirklich bewogen worden... Der Art. 11 kann oder muss vielmehr, wie er wörtlich niedergelegt ist, dahin verstanden werden, dass der Fremde, wenn er als solcher in Frankreich Civilrechte geniessen will, vorerst Fälle beweisen müsse, in welchen seine Nation bereits jene Civilrechte Franzosen *verliehen hätte*. An einen solchen Beweis hat man vor der neuen französischen Gesetzgebung nicht gedacht; man begnügte sich vielmehr damit, wenn nur nicht die andere Nation Mitgliedern der unsrigen dergleichen Rechte erweislich *versagt hatte*. Ob nun die neue französische Civilgesetzgebung wirklich jene Härte habe sanctioniren wollen oder nicht, davon sagt Hr. *Locré* keine Sylbe; ungeachtet diese Frage dem Franzosen so leicht als dem Deutschen einfallen musste — doch unsere deutschen Recensenten haben ja auch bisher nicht hieran gedacht!

Diess sind die Bemerkungen, welche Rec. dem fleissigen Vf. über die von demselben bis jetzt gelieferten Theile des Werkes machen zu müssen glaubte. Es bleibt nun noch die Frage übrig: ob es wohl räthlich wäre, das französische Personenrecht überhaupt auf deutschen Boden zu verpflanzen? Die Antwort ist leicht. Da das französische Personenrecht wirklich bedeutende Vorzüge vor unserem Gemische aus römischen und deutschen Gesetzen und Gebräuchen hat: so könnte es in einer neuen Gesetzgebung für die Staaten des Rheinbundes allerdings unseren Verhältnissen angepasst werden; wobey sich jedoch von selbst versteht, dass *vor allen Dingen* die verschiedenen Religionssysteme in Beziehung auf Staat und Gesetzgebung gehörig modificirt, und mit der Zusammensetzung und Organisation der öffentlichen Gewalten die nothwendigen Abänderungen getroffen würden. Sonst würden traurige Widersprüche entstehen.

Die unter No. 2 aufgeführte Übersetzung des Hn. D. *Stickel* (jetzt Justizraths und Professors an der von dem Fürsten Primas errichteten Rechtsschule zu Wetzlar) erstreckt sich dermalen nur bis zum Ende des Einleitungstitels. Hr. *St.* hat mit genauer Sach- und Sprach-Kenntniss seine Urschrift übertragen. Die Übersetzung ist getreu, fliessend und rein, ohne die gewöhnlichen Fehler der Puristen. Sie sticht sehr zu ihrem Vortheil gegen alle jene durch französische Rechtsbücher veranlassten Übersetzungen ab, welche wir vom linken Rheinufer erhalten haben. Übrigens lässt die in der Vorrede befindliche Protestation des Vfs. dagegen, dass man etwa alle Behauptungen *Locré's*, besonders in diesem ersten Hefte, für die seinigen halte, in ihm einen mit der deutschen Literatur vertrauten Rechtsgelehrten vermuthen, und verräth mehr Talent und Kenntnisse, als es zur Übersetzung dieses, für Viele wohl nicht leichten Werkes von *Locré* bedarf. PRSN.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 6 OCTOBER, 1808.

MEDICIN.

Berlin, b. Quien: *Versuch eines systematischen Entwurfs der gesammten Medicin.* Vom Hofrath C. *Schöne*, Dr. der Medicin und Chirurgie. Erster Theil. Generelle Therapie. 1806. XXII u. 285 S. 8. (1 Thlr.)

Ein nicht unbeträchtlicher Theil der medicinischen Literatur des 19 Jahrhunderts hatte keinen anderen Zweck, als den, das Publicum die Erregungstheorie ruminiren zu lassen. Wir sind nicht unbillig gegen diese Bemühungen; wir erkennen es, dass diese Theorie zu reellen Fortschritten der Heilkunst Veranlassung gegeben hat, und dass Mancher, der jetzt mit Verachtung auf sie herabblickt, nicht auf seinen gegenwärtigen Standpunct gelangt seyn würde, wenn nicht die Erregungstheorie auch auf ihn erregend eingewirkt hätte; wir sprechen also jenem Wetteifer, die neue Lehre durch vervielfältigte Darstellungen zu verbreiten, keineswegs alles Verdienst ab. Allein wir halten auch dafür, dass die Periode der unbedingten Rumination nun beendigt seyn muss, und dass da, wo diese, wie in der vor uns liegenden Schrift geschieht, von Neuem beginnen soll, ohne zu einer höheren Stufe der Assimilation gesteigert zu werden, nur Crudität, Ekel u. s. w. entsteht: doppelt beschwerlich ist es vollends, zu beobachten, wie nun gar diese Rumination ein Symptom schon vorhandener Crudität und Asthenie der reproductiven Thätigkeit ist, und diess ist in dem angezeigten Entwurfe der gesammten Medicin in hohem Grade der Fall. Es fehlt dem Vf. so gänzlich an Klarheit der Begriffe, dass er mit schriftstellerischen Arbeiten sich durchaus nicht hätte befassen sollen; und so wie er darin unseren ganzen Beyfall erhält, dass er es „*nicht gewagt hat, so kühn zu seyn, das Wesen der Erregbarkeit zu erklären:*" so würde er noch mehr Ansprüche auf unsere Dankbarkeit haben machen können, wenn er das Wagstück, einen systematischen Entwurf der Medicin zu liefern, unterlassen hätte. Er erklärt in der Vorrede, er habe bey *Übersicht* der naturphilosophischen Systeme der Medicin es für *nothwendig* gehalten, ein Handbuch der Medicin nach Grundsätzen der Erregungstheorie zu entwerfen, und „die einzelnen bearbeiteten und zerstreuten Zweige der Erregungstheorie zu sammeln und zu ordnen," da, so weit er die deutsche Literatur kenne, noch Niemand die Mühe über sich genommen habe, auf diese Weise das darzustellen, „was Erfahrung und Vernunft mit Mühe für die Heilkunst schaffen." Also hält der Vf. wirklich die Erregungstheorie für eine solche Quintessenz der medicinischen Erfahrung? und Vernunft?? Und also kennt er nicht die Reihe von Schriften, die vor der seinigen die medicinischen Disciplinen im Zusammenhange nach den Grundsätzen der Erregungstheorie vorgetragen haben? Solche Voraussetzungen lassen freylich schon den Geist des Ganzen ahnden. — Der Vf. erklärt, dass er keine Hypothesen aufstelle, auch nicht dergleichen „mit *frecher* Stirn vertheidige." Jedoch fehlt es ihm keinesweges an Freymüthigkeit, „ohne allen Egoismus zu sagen, dass nichts, was uns bisher auf dem Felde der Erfahrung geblüht habe, und zugleich von einer vorurtheilsfreyen Vernunft gebilligt worden, in seinem Handbuche vergessen sey." Kaum ist es begreiflich, wie ein verständiger Mensch von einer dürftigen Skizze der Erregungstheorie nach dem ganz gewöhnlichen Schlage diess behaupten könne. Doch bald darauf versöhnt uns der Vf. wieder durch ein offenherziges Geständniss: er bekennt nämlich, dass nach seiner Ansicht „*das Wort, Erregbarkeit*, zwar keinesweges mehr erklärt, als Lebenskraft, dass er aber jenes besser dazu geeignet findet, ein System darauf zu bauen." Also ein System, auf ein Wort gebaut, ist unseres Vfs. Sache. So wenig dringt er in den Sinn der Erregungstheorie ein, dass er die Idee gar nicht ahndet, die ihr zum Grunde liegt! Und diess bewährt er denn auch in der Schrift selbst hinlänglich.

Dass der Titel dieses ersten Theils eine generelle Therapie ankündigt, dass aber dieser Theil in den vier ersten Abschnitten eine allgemeine Physiologie, Pathologie, Materia medica und Makrobiotik, und erst im fünften Abschnitte die allgemeine Therapie enthält, gehört zu den Kleinigkeiten, die unser Systematiker nicht beachtet.

Wir heben einige originelle Ansichten aus diesem Werke aus, welche das Ganze charakterisiren, und zwar zuvörderst Einiges aus der Physiologie. — Die flüssigen Theile besitzen, nach S. 9, deshalb keine Erregbarkeit, weil sie von den festen Theilen aus den Nahrungsstoffen bereitet werden. — Die äusseren Sinne werden (S. 14) definirt als eine besondere Reizfähigkeit verschiedener Organe gegen äussere, einwirkende Reize. — Nach S. 16 machen Ohren, Gehörgang und Gehörnerve die Gehörorgane aus, und diese werden durch jede schwingende Bewegung der Luft, *welche durch einen Schall erzeugt ist*, afficirt.

Auch in der Psychologie zieht die Originalität des Vfs. unsere Bewunderung auf sich. Nach ihm giebt es (S. 17) zwey Fähigkeiten der Seele: 1) Erkenntnisvermögen = Verstand; 2) inneren Willen = Vernunft. — Die Leidenschaft wird (S. 19) de-

finirt als ein heftiger Trieb der Natur, den die Seele oft nicht unterdrücken kann. Der höchste Grad der Leidenschaft wird Affect genannt. — Der Stolz ist (nach S. 20) zweyfacher Art: 1) wenn sich der Stolze unter Niederen befindet: so wirkt er reizerhöhend; 2) befindet er sich aber in Gesellschaft von Personen, die über ihm stehen, und ihn nicht achten: so wirkt der Stolz reizvermindernd.

Wir haben schon fast zu lange bey diesem Producte uns aufgehalten; indessen wollen wir doch, zur Gemüthsergötzlichkeit unserer Leser, die hier aufgestellte Ansicht von dem Einflusse des pathologischen Studiums auf die Heilkunst mittheilen. Es besteht aber der Nutzen, den die pathologischen Kenntnisse bringen, nach S. 32, in Folgendem: 1) der Arzt kann viele Krankheiten vor ihrer Entstehung verhüten; 2) er kann die Dauer und den Verlauf der Krankheit bestimmen; 3) *er ist vor Verlegenheit am Krankenbette gesichert;* 4) die pathologischen Kenntnisse unterscheiden den rationellen Arzt von dem gewöhnlichen Empiriker; und endlich 5) müssen wir die Pathologie als Grundlage der ganzen praktischen Medicin betrachten. — Auch das Studium der Symptome ist wichtig, — weil diese nicht allein den besonderen Krankheitszustand genau charakterisiren, *sondern auch* den wahren von dem scheinbaren Zustande genau unterscheiden, und *weil auch* der Name der Krankheit darnach gegeben wird (S. 48). Hb.

Marburg, in der neuen akadem. Buchhandlung: *Über den Einfluss der äusseren Wärme und Kälte auf den lebenden menschlichen Körper.* Eine den 4 Jun. 1802 von der medicin. Fac. zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Von *Wilh. Friedr. Baur,* der Ges. der phys. Wiss. u. s. w. Mitgliede. 1804. VI u. 173 S. 8. (14 Gr.)

Diese Preisschrift besteht aus drey Abschnitten. In dem ersten wird der Einfluss der Wärme auf den lebendigen Körper, sowohl im Allgemeinen, als insbesondere in Rücksicht auf die einzelnen Systeme von Theilen und auf die einzelnen Verrichtungen des Körpers *historisch* auseinandergesetzt; der zweyte Abschnitt ist physiologisch, und *erklärt* den Einfluss der Wärme auf den lebenden Körper, je nachdem sie entweder vermittelst der atmosphärischen Luft oder mittelst anderer Materien, vorzüglich des Wassers in Bädern, auf denselben einwirkt; der dritte Abschnitt endlich zieht aus dem Vorhergegangenen Resultate für Pathogenie und Therapie, indem die Einwirkung der Wärme auf Erzeugung und auf Heilung der Krankheiten kurz erläutert wird. Der 1ste Abschnitt, worin der Vf. den Einfluss der Wärme auf die Sensibilität, Irritabilität, Saftbewegung, Respiration, Temperatur des Körpers, Verdauung, Secretionen, Generation entwickelt, sollte die Thatsachen enthalten, woraus der Vf. in der Folge die in der Preisfrage aufgegebenen physiologischen und pathologischen Fragen zu beantworten in den Stand gesetzt würde; und man muss ihm das Zeugniss geben, dass er den grössten Fleiss auf die Sammlung einer grossen Menge von Thatsachen aus den Schriftstellern aller Zeitalter und selbst der alten Griechen (was jetzt immer seltener wird) und auf die Ordnung derselben nach seinem Zwecke verwendet hat. Freylich mischt sich bereits in diesen historischen Theil Erklärung ein, und die Stellung der Gegenstände ist schon so genommen, dass sie des Vfs. theoretische Ansicht verräth. Allein es ist nicht wohl möglich, diesen scheinbaren Fehler zu vermeiden, ohne in den anderen zu verfallen, das Chaos von Thatsachen ohne Ordnung aufzustellen. Die beiden letzten Abschnitte sind daher verhältnissmässig weit kürzer ausgefallen, und mehr als eine gedrängte Zusammenstellung der Meinungen des Vfs. über die Wirkung der Wärme auf den lebendigen Körper anzusehen.

Was den Standpunct anlangt, den der Vf. sich wählte, um seinen Gegenstand zu beleuchten: so ist diess der chemische und vitale in Verbindung mit einander. Rec. muss gestehen, dass ihm diese Ansicht der Dinge zu einer praktisch nützlichen Bearbeitung der Wirksamkeit aller äusseren Einflüsse auf den lebenden Körper der sicherste zu seyn scheint, da die neueren naturphilosophischen Ansichten mehr geeignet sind, die neue Vorstellungsart, als die Natur zu erläutern. Freylich stossen wir bey jener Ansicht auf Klippen, die uns die Unvollkommenheit unserer gegenwärtigen Kenntnisse deutlich zeigen, aber indem wir diese kennen, lernen wir zugleich, wo wir noch weiter zu arbeiten haben, indess eine Ansicht, die man für unumstösslich gewiss führend hält, uns so leicht durch Glaukome täuscht. So sehr wir auch in dieser Schrift auf dergleichen Klippen gestossen sind: so müssen wir doch bekennen, dass der Vf. mit vorzüglichem Scharfsinn gewisse Thatsachen zur Erklärung gewisser Wirkungen der Wärme und Kälte auf den Organismus benutzt hat, welche Aufmerksamkeit verdienen, und Winke zu weiteren Untersuchungen enthalten. Am dürftigsten ist der dritte Abschnitt ausgefallen, wo der Vf. den, nach der hippokratischen Schule, in den verschiedenen Jahrszeiten herrschenden Krankheitscharakter schildert, und in Beziehung auf die in jeder Statt findende Temperatur der Atmosphäre kurz erklärt, so wie die Wirkungen der anderen, mit Wärme und Kälte der Luft verbundenen Eigenschaften derselben, als ihrer Feuchtigkeit und Trockenheit, Elasticität u. s. w. kürzlich angiebt.

Die Hauptgrundsätze, worauf der Vf. seine Erklärungen der Wirksamkeit der Wärme und Kälte auf den lebenden Körper bauet, sind vorzüglich folgende: die Wärme wirkt erregend und chemisch auf denselben; diese doppelte Wirksamkeit findet immer in Verbindung Statt. Die reizende äussert sich am stärksten in dem Bildungsgeschäft: aber noch wichtiger sey ihr Einfluss auf die empfindende Kraft, und vielleicht stammen die meisten anderen Wirkungen der Wärme von diesem letzteren Einflusse her. Die freundliche Wirkung der Wärme auf die Nerven scheint anzuzeigen, dass sie, wie Licht und Elektricität, etwas Homogenes mit der Lebenskraft habe. Die chemische Wirksamkeit der Wärme sey verschieden, je nachdem man die der inneren, inwohnenden, oder die der äusseren Wärme der Luft betrachte. Die erstere erhalte die festen und flüssigen Theile in Ausdeh-

nung, ertheile einigen Bestandtheilen derselben die Dampfform, sie vermittle die Verbindungen und Trennungen der Materien mit- und durch einander und unterstütze, wahrscheinlich unterstützt durch andere Kräfte, das Spiel der Verwandtschaften, auf eine bestimmte, den Zwecken (des Organismus) angemessene Weise; sie sey daher Bedingung des Lebens. — Die äussere Wärme wirke chemisch und direct auf die Oberfläche, also auf Athemholen und Perspiration; Wärme dehne 1) die äussere Luft aus, und zwar 2) dehne sie die beiden Bestandtheile der Luft in verschiedenen Verhältnissen aus, weniger das Sauerstoffgas; 3) sie nehme mehr fremdartige Bestandtheile in der Luft auf. In warmer Luft gehe daher die Combustion der brennbaren Stoffe auf der Oberfläche des Körpers und in den Lungen langsamer und schwächer vor sich, es bleibe mehr Excrement zurück; das Blut nehme weniger Sauerstoff auf; daher Verminderung der inneren Wärmeerzeugung und der Oxydation; Anhäufung des Hydrogen: kalte Luft bewirke das Gegentheil. Die Folgen davon bestehen darin, 1) dass das Fleisch in der Kälte derber werde; 2) dass das Wachsthum in der Wärme sich vermehre, weil dazu combustible Stoffe gehören, welche durch die Kälte weggeführt und zu Wasser verbrannt werden; 3) dass in der Kälte die Begierde nach combustibler Nahrung, Fleisch, grösser ist; 4) dass sich Schleim und Fett in der Kälte vermehrt, in der Wärme aber die Ausdünstung, die Galle u. s. w. Da warme Luft übrigens auch fremdartige Bestandtheile auflöst: so werden auch in derselben gewisse Stoffe in Gasform aus dem Körper in sie übertreten.

Sehr vieles Gewicht legt der Vf. auf die Entdeckung von *Lavoisier* und *Seguin*, dass der Mensch beym Athmen in kalter Luft weit mehr Sauerstoff verschluckt als in der Wärme, nämlich bey 26 Gr. R. in einer Stunde 1210 Kubikzoll und bey 12 Gr. R. 1344. Er schliesst daraus, dass in der Hitze der Umtausch des Sauer- und Brenn-Stoffs geringer sey, und die innere Reizkraft des Blutes so vermindert werde; in der Kälte hingegen das Fleisch durch den Sauerstoff fester, derber, und die innere Wärmeerzeugung vermehrt werde.

Über einige Erscheinungen hat der Vf. neue und eigene Ansichten aufgestellt, z. B. über das Wechselverhältniss des Athemholens und der Circulation: er meint, die Schnelligkeit des Pulses zeige dasselbe unrichtig an; nach den Versuchen der Engländer, Blayden u. s. w. ward das Athemholen in einer grossen Hitze nicht gleichmässig mit dem Pulsschlage beschleunigt, sondern es trat erst bey 260 Gr. Wärme Angst und Beklemmung ein; in der Kälte hingegen respiriren wir tiefer, freyer und seltener; diess rühre daher, weil in der grossen Hitze der phlogistische Process gehindert werde, sehr heisse Luft also erstickend wirke; Kälte hingegen die Contractilität der Lungen vermehre. — Die Erscheinung, dass bey einer sehr hohen Temperatur der Luft, wie in Blaydens Versuche, die innere Wärme kaum oder nicht viel vermehrt werde, erklärt er so: die innere Wärme nehme in der That etwas zu; aber dass diess nicht in einem höheren Grade geschehe, komme daher, dass 1) der Körper ein schlechter Wärmeleiter sey; 2) dass diess auch mit den Kleidern der Fall sey, daher sich zwischen der Haut und den Kleidern immer eine kühlere Luftschicht befinde; 3) weil der Schweiss viele Wärme binde, daher auch Schweiss die Hitze erleichtert; und 4) erhalte vielleicht das Blut selbst, wenn viel Säfte durch Schweiss abgehen, eine grössere Fähigkeit, Wärme zu binden. — Den Scheintod durch Wärme und Kälte erklärt er so: der Sauerstoff diene dem Nervensysteme dazu, der Nervenkraft einen Gegensatz zu geben, um durch ihre Reaction gegen den Widerstand sich zu äussern; dieser werde zu gross bey heftiger Kälte, so dass die Nervenkraft erliege; Scheintod von zu grosser Hitze aber erfolge durch zu grosse Entziehung dieses Widerstandes.

In manchen Erklärungen scheint freylich ein Widerspruch zu liegen; z. B. der Vf. gesteht zu, dass die innere Wärme bey grosser Hitze etwas steige, und hat gleichwohl vorher behauptet, dass die Wärme durch Störung des phlogistischen Processes die innere Wärmeerzeugung vermindere. Ferner leitet er erst S. 48 die Wirkung der Kälte auf den Tonus von ihrer Wirksamkeit auf die Elasticität der Theile her, und schreibt dem Zellgewebe blosse Elasticität zu; gleichwohl bezieht er sich in der Folge auf die reizende Wirkung der Kälte, um das Stocken des Monatsflusses durch Erkältung der Füsse, oder die Stillung der Blutflüsse durch kalte Umschläge zu erklären; hier wäre eine eindringendere Untersuchung zu wünschen gewesen, da diese Thatsachen noch nach keiner Ansicht befriedigend erklärt worden sind. Eben so wenig hat der Vf. bey der Wärme die reizende und chemische Wirksamkeit derselben, die nach ihm immer verbunden Statt finden sollen, und eben so wenig ihre erschlaffende Wirksamkeit gehörig beachtet und erläutert. Doch es wird noch mancher unbefangener Untersuchung bedürfen, ehe wir die Wirkungen der Wärme und Kälte auf den Organismus vollständig einsehen lernen. Dem Vf. gebührt wenigstens für den Fleiss, den er auf seine Arbeit wendete, unser Dank.

N. W.

Erfurt, b. Keyser: *Sieg über die Hypochondrie, oder gemeinfassliche Anweisung das Übel der Hypochondrie zu erkennen und gründlich zu heilen.* Nebst vorausgeschickter Erläuterung der Begriffe Leben — Gesundheit — Krankheit — Tod. Von *K. Wezel*. Mit einer Vorr. herausgegeben von D. *Lud. Vogel*. 1805. X u. 216 S. 8. (12 Gr.)

Obgleich der Vf. für ein nichtärztliches Publicum schreibt, so hoffen wir doch, dass auch Ärzte von dem Lesen seines Buchs nicht unbefriedigt — manche auch wohl belehrt — zurückkehren werden. Freylich wird manchem der Styl des Vfs. zu blühend scheinen; mancher wird auf irgend eine, scheinbare oder wirkliche Paradoxie treffen, oder an manchem zu harten, obgleich öfters sehr zu seiner Zeit gebrauchten, Ausdrucke (dergleichen, ausser den von uns anzuzeigenden, S. 22, 27, 34, 63, 71, 81, 89, 117, 125 u. f. 164, 198, 201, 202 u. f. 208. u. ff. vorkommen) Anstoss nehmen: aber das Ganze verdient gewiss Lob.

I. Theil. 1 Abschnitt: Über Leben — Tod — Gesund-

heit und Krankheit im Allgemeinen. Eine, von dem Herausg. in seiner *Gesundheitszeitung* bereits als Probe des Ganzen mitgetheilte, dichterische Darstellung unseres inneren Gefühls vom Leben. Sehr nachdrücklich über das Unstatthafte des Princips, dass das Leben nur ein erzwungener, und hingegen der Tod der natürliche Zustand sey (weiter unten kömmt der Vf. nochmals darauf zurück). Allgemeines Leben der ganzen Natur, und dessen wohlthätiger Einfluss auf unser Herz. Wie unser Geist unter allen Äusserungen immer derselbe bleibt, und alle verschiedenartigen Erscheinungen desselben die ewige Einheit seines Wesens nicht zu trüben noch zu unterbrechen vermögen: also auch mit der Natur, die ja nichts ist, als der Wiederschein und das Echo unseres eigenen Geistes (S. 37). Magnetismus, Elektricität, Licht, sind gleichsam verschiedene Seiten der Einen und untheilbaren Naturkraft, die nie anfing und nie enden wird (S. 38), und ihre Quellen sind die Weltkörper (S. 43). Die Sonne, der Quell des Lebens unseres Universums: der Metalle (S. 48 wieder ein — fast möchten wir sagen etwas manierirtes — Detail der Eindrücke, die dem sich aufdrängen, welcher zum erstenmale einen Schacht befährt — die Äusserung S. 50, dass, und warum die edleren Metalle und die Edelsteine vorzüglich den Regionen um und unter dem Äquator eigen seyn, mögen die Mineralogen würdigen); der Pflanzen; der verschiedenen Thierclassen von den Polypen an bis zu den Säugethieren (die Ähnlichkeit der Schmetterlinge vorzüglich mit den Schmetterlingsblumen S. 55 u. f. möchten die Botaniker so, wie sie der Vf. vorträgt, nicht zugestehen. Die Stelle S. 61: „die Säugethiere sind, wie es scheint, desshalb so ausgezeichnet unvernünftig" u. s. w. gesteht Rec. nicht begreifen zu können — wenn es nicht etwa gar Ironie seyn soll!); endlich des Menschen! Vereinigung der beiden Formen der organischen Natur in demselben, der Pflanze und des Thiers, des Nerven- und Muskel-Systems, vermittelst des uneigentlich sogenannten Systems der Reproduction des Bluts. Gesundheit, vollkommene Harmonie aller Kräfte und Organe; und folglich Krankheit — gereizte Wirksamkeit des Muskelsystems zum Schaden des Nervensystems, oder erhöhte Thätigkeit des letzteren zum Nachtheil des ersteren; oder mit anderen Worten, Muskel- (sthenische) u. Nerven- (asthenische) Krankheiten. Tod, als Process der Verjüngung u. Wiedergeburt in der ganzen Natur.

2 *Abschn. Theorie der Hypochondrie.* Nothwendigkeit, nicht bey den äusseren Erscheinungen derselben stehen zu bleiben, sondern die inneren Ursachen davon aufzuspüren. Dahin gehören: Gesundheitszustand der Ältern; Einfluss der Gestirne auf das eben ans Licht tretende Kind (S. 102 eine derbe Zurechtweisung derer, die in dieser Behauptung Mysticismus und paracelsischen Unsinn wittern; so weissagt auch S. 124 der Vf., die Physiologie werde, wenn sie dereinst ihrer Vollendung näher seyn wird, unumstösslich darzuthun vermögen, welchem Thiere oder welcher Pflanze der äusseren Natur dieses oder jenes Organ des menschlichen Leibes entspreche!) Schaden von Vernachlässigung der Kinder, sowohl bey Krankheiten, als bey ihrer Pflege überhaupt; zu frühzeitige Erweckung des Geschlechtstriebes, auch durch unvorsichtige Warnung vor verborgenen Sünden, (wobey auch der neueren Pädagogen nicht geschont wird, S. 105); in dumpfen Rausch versetzende Getränke, mehr Bier oder schlechter Brantwein, als Wein; Übermass von, zumal schwer verdaulichen, Speisen; sitzende Lebensart; erzwungenes Studiren (sehr launig beschrieben!). Ihr Auszeichnendes sind die Beschwerden des Unterleibes, mit Zeichen des gestörten oder geschwächten Verdauungsgeschäfts verbunden. Hier S. 114 eine — fast hyperpoetische — Beschreibung des Kreislaufes des Bluts; dann von den Fehlern der Absonderung der Galle, und beyläufig von der Ursache der Absonderungen überhaupt, der specifischen Reizbarkeit der verschiedenen Absonderungsorgane, wodurch (S. 124) das Blut „eine wahrhafte Verwandlung und Transsubstantiation erleidet, was auch der gemeine Verstand dawider einwenden mag, dem auch überhaupt bey Gegenständen der Art keine Stimme gebührt." — Ursachen des gestörten Umlaufs des Bluts im Unterleibe: Mangel desselben an seinen flüchtigsten Theilen, und Enge und Verflechtung der Unterleibsgefässe u. s. w.

II Theil. Behandlung der Hypochondrie. Zuerst über die Wirkungsart der Arzneymittel, nach welcher einige die Thätigkeit des Muskel-, andere das Wirkungsvermögen des Nervensystems erhöhen (sehr ernsthaft über den irrigen Begriff eines Reizmittels nach *Brown*, besonders des Opiums, und die daraus entspringenden nachtheiligen Folgen). Da die Nervenkrankheiten sich in südliche (aus zu schwüler [schneller?] oder überflüssiger körperlicher Erhitzung) und nördliche (aus Mangel innerlicher Wärme) theilen: so erhellet, dass die Hypochondrie unter die Nervenkrankheiten gehöre, welche dem Nordpole mehr oder weniger sich nähern. Daher die Anwendung stickstoffhaltiger Mittel, die dann, zumal in Fällen, wo mit der Energie des Muskelsystems auch die Kraft der Nerven in höheren Graden des Übels gelitten hat, mit wasserstoffhaltigen Arzneykörpern verbunden werden müssen, bis man, wenn die Harmonie beider Systeme einigermassen wiederhergestellt ist, zu anhaltenderen Reizen übergehen kann, womit durchaus der Schluss gemacht werden muss. Unzweckmässigkeit der sauerstoffhaltigen Mittel; der Klystiere gegen die sogenannten und geträumten Infarctus (hier wieder eine fast allzulebhafte Digression auf die Kämpfsche Methode S. 161 u. ff., die aber gewiss eine ernsthafte Beherzigung verdient); der sogenannten auflösenden und gelind abführenden Salze und ähnlicher die Energie des Darmkanals immer mehr und mehr herabstimmender Mittel. Dann die Empfehlung bekannter ärztlicher oder diätetischer Mittel.

Hr. *Vogel* macht in der Vorrede noch besonders auf die Schwächung der männlichen Kraft als Quelle der Hypochondrie aufmerksam, und empfiehlt kräftige Biere, wie das englische, als das oft einzige Rettungsmittel, aber nur in ganz kleinen Dosen; so wenig als möglich mit Kochsalz versetzte, aber desto kräftiger, besonders mit frischer Butter, geschmelzte Speisen, auch Warmbier, und bey vieler Geistesarbeit dann u. wann ein wenig stärkende Speise, sey es auch nur ein Bissen *gutes* Brod mit einem Schlückchen Bier, Wein, ächtem Arrak, oder Schweizer-Kirschgeist. Ks.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 OCTOBER, 1808.

MEDICIN.

Hamburg, b. Schmidt: *Hamburgisches Magazin für die Geburtshülfe.* Herausgegeben von Dr. *J. J. Gumprecht* und Dr. *J. H. Wigand.* Erstes Stück. 1807. 192 S. 8. (20 Gr.)

Da das *Starkische Archiv* jetzt fast eingegangen ist, so war der Gedanke, ein ähnliches Unternehmen zu beginnen, nicht übel. Auch passt die nördlichere Lage Hamburgs sehr gut zum Vereinigungspuncte der Geburtshelfer Niedersachsens und seiner Umgebungen, wovon Manche unstreitig schätzbare Beyträge werden liefern können. Wir zweifeln daher keineswegs an der Nützlichkeit und dem guten Fortgange des Unternehmens, obgleich wir frey gestehen müssen, dass das vorliegende Stück unseren Erwartungen nicht ganz entsprochen hat. Es scheinen hier, um das Heft zu füllen, manche zu triviale Dinge Eingang gefunden zu haben. Sogar von der Vorrede gilt diess, und es ist eine schneidende Behauptung, dass es am Ende des 18 Jahrhunderts noch so ganz schlimm mit der Geburtshülfe soll gestanden haben, wie es unter den Rubriken *Erfindungssucht, Entbindungssucht, Orthodoxie* und *Nichtgehörgebung der Natur* zu allgemein behauptet wird. Was No. 1 über die Eigenschaften eines guten Compendiums für die Geburtshülfe gesagt wird, ist eben so trivial. Die Regeln für die Recensenten gehören gar nicht hieher, und sind aus einer anderen Schrift bekannt. Die von *Wigand* angegebenen Zeichen der Schwangerschaft in den ersten zwey bis drey Monaten sind theils schon bekannt, theils möchten sie schwer oder gar nicht aufzufinden seyn, z. B. die erhöhete Temperatur der Schaamlippen und des Mutterhalses; wie verschieden ist diese nicht erstlich bey Subjecten von verschiedenem Temperament, wie leicht trügt den Untersuchenden selbst das immer sehr relative Gefühl von Wärme und Kälte! Es möchte in der That bey weitem nicht immer an dem untersuchenden Finger liegen (wie Hr. *W.* meint), wenn der Schwangerschaftszustand in den ersten Monaten unausgemacht bleibt. Die Cautelen für den Geburtshelfer als Prognostiker von *Gumprecht* sind höchstens einem Anfänger fremd, und gehören unserer Meinung nach nicht in ein Magazin dieser Art. Wichtig und einer unbefangenen Beherzigung werth ist *Wigands* Aufsatz über Verbesserung der Fruchtlagen durch äusserliche Behandlung. Rec. hat mehrmals durch ähnliche Handgriffe, als die hier angerathenen, grossen Vortheil erhalten, und wünscht, der Vf. möge zur Ausführung seines ersten Vorsatzes, weitläuftiger über diesen Gegenstand sich zu verbreiten, Musse genug finden. Auch eine neue Geburtszange beschreibt Hr. *Wigand*, welche wohl hätte mögen unbeschrieben bleiben. Einen rühmlichen Beweis von des Vfs. Streben nach Vollkommenheit giebt der Wunsch zur Beantwortung mancher von ihm selbst aufgeworfener Fragen in Hinsicht seiner bekannten und geschätzten Abhandlung über die Nachgeburtszögerungen. No. 8 giebt *Gumprecht* Nachricht von zwey Geburten einer und derselben Frau zur Warnung für voreilige Prognostiker. Rec. gesteht, dass ihm darin manches zweifelhaft vorkommt, so z. B. die zuversichtliche Behauptung, dass bey der Frau nach einem Falle vom Tische in früher Kindheit beide Schenkelköpfe ihre Pfannen zur Hälfte verlassen, und sich seitwärts nach hinten eine neue Höhle gebildet habe. Wie ist diess mit so untrüglicher Gewissheit an einer lebenden Person zu erforschen?? Ferner der Queerdurchmesser des Beckeneinganges habe ungefähr 3½", alle übrigen nicht eine Linie mehr als 3" gehabt. Der Vf. brachte mit der Zange ein lebendes Kind, *nicht von der Grösse und Schwere eines gewöhnlichen neugeborenen*, zur Welt. Hier hätten doch nothwendig Gewicht und Mass genauer angegeben werden sollen! Nach zwey Jahren gebar dieselbe Frau ausserordentlich leicht lebende Zwillinge, keiner derselben wog 7 Pfund (wie viel denn? und wie gross waren die Köpfe? das wäre doch sehr wünschenswerth zu erfahren!) Übrigens ist es gar nichts seltenes, dass eine bey der ersten Geburt mit der Zange gemarterte Frau das nächste Mal über alle Erwartung leicht gebiert. *Noldes* Bemerkungen über das Kindbettfieber sind der einzige fremde Beytrag in diesem Stücke des Magazins. Die zwey Krankengeschichten sind weitläuftig genug erzählt, mit vielen Recepten gespickt. Die Behandlung ist aber nicht gehörig motivirt, und Rec. behauptet dreist, dass die Kunst dadurch *nichts* gewonnen habe. Die Geschichte einer glücklichen Verwechselung von Heilmitteln bey einem zarten Kinde von *Gumprecht*, gleicht einem Wunder. Ein Kind, welches von der blatterkranken Mutter sehr schwächlich geboren, bald auch von Blattern befallen, u. wegen einer späterhin entstandenen Kolik am ganzen Unterleibe ringsum aus Versehen mit einem Blasenpflaster bedeckt wurde, genass dennoch sehr bald, obgleich der Vf. die ganze rohe Haut mit Bleysalbe bedeckte; ein Verfahren, welches Rec. nie nachzuahmen rathen würde. Interessant sind noch die Bruchstücke von *Wigand* über Behandlung der Neugeborenen und einige ihnen eigenthümliche Krankheiten. Rec. schliesst mit dem Wunsche, dass die Herausgeber möglichst dafür sorgen mögen, dass nur Aufsätze von ächt scientifischem oder praktischem Gehalte in Zukunft aufgenommen werden.

a.

enthält, vorzüglich der Bekanntmachung werth gefunden. A. H.

Rostock, b. Stiller: *Über die Schwangerschaft ausserhalb der Gebärmutter, und über eine höchst merkwürdige Harnblasenschwangerschaft insbesondere.* Von D. *W. Josephi*, Prof. der Anatomie u. s. w. 1803. 233 S. 8. (20 Gr.)

Zu den seltenen Abnormitäten, welche von Zeit zu Zeit im Schwangerschafts-Zustande bemerkt worden sind, gehören unstreitig diejenigen Fälle, in welchen die Frucht nicht von der Gebärmutter aufgenommen, und durch dieselbe entwickelt worden war, sondern wo ein anderes Organ, oder die Höhle des Unterleibes, die Stelle des Fruchtbehälters vertreten, und ein abnormer Ernährungs-Process die Frucht bis zu einem gewissen Alter ausgebildet hatte. Die Sprache der Schule nennt solche Schwangerschaften widernatürliche, sonst falsche Schwangerschaften, ein Ausdruck, der, wie S. 27 richtig bemerkt wird, die Sache nicht deutlich und unterscheidend bezeichnet. Man kann die widernatürliche Schwangerschaft in die ursprüngliche, — wenn die Frucht entweder am Eyerstocke, oder in der Muttertrompete, sitzen bleibt, oder sogleich vom Eyerstocke in die Bauchhöhle fällt; — und in die zufällige — wenn die Frucht wirklich schon entweder in der Gebärmutter, oder einer Muttertrompete, oder an einem Eyerstocke ihren Sitz gehabt, aber in der Folge diesen ursprünglichen Aufenthalt verlassen hat, und dann von einer Cavität aufgenommen worden ist, eintheilen. Im letzteren Falle wird alsdann die Frucht entweder von der Bauchhöhle, oder von der Mutterscheide, oder von der Harnblase aufgenommen. Der vom Vf. hier durch den Druck bekannt gemachte, allerdings sehr merkwürdige Fall war eine Harnblasenschwangerschaft. Eine widernatürliche Schwangerschaft anderer Art hatte derselbe bereits vor 19 Jahren in Göttingen an einer Hündin beobachtet, und in einer eigenen Abhandlung: *de conceptione abdominali*, beschrieben. In den zwey ersten Abschnitten der vor uns liegenden Schrift hat der Vf. eine kurze Skizze der Begattung, Empfängniss und Schwangerschaft, und eine weitläuftige Beschreibung der verschiedenen Arten der Schwangerschaft ausserhalb der Gebärmutter, nebst den diagnostischen Kennzeichen derselben gegeben, welche sich durch Fleiss, Belesenheit und praktische Erfahrungen rühmlichst auszeichnen. Der dritte Abschnitt enthält die Geschichte, Beurtheilung und Operation einer funfzehnjährigen Schwangerschaft, bey welcher das Kind in der Harnblase lag. Die Kranke, eine damals gesunde und starke Person, war im Febr. 1788 zum zweyten Male schwanger geworden, hatte aber ihre Reinigung bis zur 17ten Schwangerschaftswoche regelmäsig gehabt, dann bis zur 64sten Woche verloren, (in welcher Zeit sich einige Male wehenartige Empfindungen, auch deutliche Bewegungen des Kindes, doch nur in der rechten Seite, geäussert hatten;) und von dieser Zeit an, wenn auch unregelmäsig, doch lebenslang gehabt. Neun Jahre befand sich die Kranke erträglich, und bemerkte, ausser öfteren Kolikschmerzen, der Empfindung eines Druckes auf die Harnblase, und einer fühlbaren, harten und lästigen Geschwulst, besonders in der rechten Seite, weiter keine Zufälle. Im Jahre 1797 fingen die Leiden in der Harnröhre an, nachdem sich Frost und starke Kolikschmerzen, die sich nachher in Kreuzschmerzen und Weben verwandelten, eingestellt hatten. Mit diesen Zufällen waren auch die ersten Äusserungen der Harnstrenge verbunden gewesen, welche der Kranken, unter den fürchterlichsten Krämpfen im Unterleibe, kaum 5 Minuten Ruhe liessen, und sie zwangen, beynahe alle Augenblicke, unter den heftigsten Schmerzen kleine Portionen eines eiterigen, mit dicker Gallerte vermischten, Urins zu lassen. Drey Jahre darauf gingen der Kranken die ersten Steine, dann, und besonders auf die medicinische und chirurgische Behandlung des Dr. *Niemann*, ein Theil der Röhrknochen, ein beträchtlicher Theil des Hirnschädels, und des Unterkiefers durch die Urinblase ab, wobey jedoch die Leiden der Kranken, trotz des Abganges dieser fremden Körper, von Tage zu Tage zunahmen. Daher wurde sie am 11 März 1802 zu dem Vf. nach Rostock gebracht, und von demselben, nach genauer Prüfung des vorhergegangenen und des gegenwärtigen Zustandes, am 9 April, in Gegenwart mehrerer Ärzte und Wundärzte, durch die *sectio alta* operirt. Vermittelst dieser Operation brachte der Vf. allmählich 112 Stücke von allen weichen Theilen entblösste Knochen; ferner einige Knorpel, desgleichen einen Theil des Hirnschädels und der Gesichtsknochen, die noch durch ihre weichen Theile unter einander verbunden waren, endlich auch die ganz schwarzblauen Gedärme heraus. Ausserdem lagen noch drey grosse Steine in der Harnblase; und bey einer genauen Untersuchung der inneren Oberfläche derselben fand der Vf. dieselbe rauh, dick, uneben, schwammicht, und an der rechten und oberen Seite derselben, da, wo der Kopf gesteckt hatte, eine Öffnung, durch welche die Gedärme gefühlt werden konnten. Nach völlig gereinigter Harnblase wurde ein zweckmäsiger Verband angelegt. Am 11 April Morgens um 8 Uhr starb die Operirte; welche nach den vorgefundenen gewaltsamen Destructionen, Verwachsungen und Trennungen in den organischen Theilen des Eyerstocks, der Muttertrompete und der Harnblase durchaus rettungslos verloren war, obwohl die vom Vf. angewandten Mittel — *Glaubersalz*, *Cremor Tartari*, *Mandel-Öl*, *Ricinus-Öl* u. s. w. — nicht geeignet waren, den, durch das vorhergegangene Leiden, und durch die langwierige und schmerzhafte Operation entstandenen, und vorhandenen, hohen Schwächegrad zu entfernen. Die, auch bey dieser, wie fast bey allen Operationen an und in den Organen des Unterleibes, eingetretene Leibesverstopfung scheint dem Vf., wie so vielen Operateurs, ein vorzüglich gefährlicher, und daher bald zu beseitigender Zufall gewesen zu seyn, da sich die ganze Heilmethode mit Klystieren und Abführungsmitteln beschäftigt hat. Rec. hält diese Leibesverstopfung für ein Symptom der Schwäche, welches nicht durch Salze und Abführungen, wohl aber durch solche Mittel gehoben werden kann und muss, welche auf die Vermehrung der Erregung des Gesammt-Organismus wirken, womit zugleich die äussere Anwendung zweckdienlicher Reizmittel verbunden wird. Übrigens zeugt die Operation von den grossen Kenntnissen und der besonderen Geschicklichkeit des Vfs.; so wie die Leichenöffnung und Epicrisis schöne Beweise eines ächten, praktischen Scharfsinnes enthält.

A. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 OCTOBER, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Berlin, b. Unger: *Teutschland und Preussen oder das Interesse Teutschlands am preussischen Staate.* Von einem Nicht-Preussen. 1806. VI und 114 S. 8.

2) Germanien: *So endete Preussen.* 1807. 87 S. 8. (8 Gr.)

3) Berlin, b. Öhmigke d. j.: *An Seine königliche Majestät Friedrich Wilhelm III nach dem Frieden zu Tilsit.* 1807. 48 S. 8.

4) Ohne Druckort: *Der preussische Staat von seiner ersten Entstehung bis auf jetzige Zeiten in Fragmenten.* Herausgegeben von einem Freunde der Wahrheit. 1807. 310 S. 8.

5) Regensburg, b. Zeitmayr: *Preussens Monarchie vor dem Ausbruche des Kriegs und nach dem Schlusse des Friedens.* Ein historisch-statistischer Umriss. Erstes Bändchen. Preussen vor dem Ausbruche des Kriegs. Mit einer Karte der preussischen Monarchie bis an die Weichsel. 1807. VIII und 118 S. 8.

6) Ohne Druckort: *Preussens Steigen und Sinken und Verlust dieser Monarchie an die Königreiche Sachsen, Westphalen und Holland, an das Herzogthum Warschau und an Russland, in historisch-statistischer Hinsicht.* 1807. VI u. 96 S. 8.

7) Berlin: *Historisch-statistische Darstellung der preussischen Monarchie vor und nach dem am 9ten Julius 1807 zu Tilsit abgeschlossenen Frieden.* Mit einer Karte. 1807. 42 S. 8. (12 Gr.)

8) Berlin, b. Braunes: *Mein Vaterland Preussen nach seinem Entstehen und Aufblühen oder Entwickelungsgeschichte der preussischen Monarchie;* mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Ereignisse der Zeit. Mit einer Karte. 1807. IV und 88 S. 8. Nebst einer Tabelle. (18 Gr.)

9) Ebendaselbst: Zweyte gänzlich umgearbeitete Auflage von No. 8; auch unter dem Titel: *Die hohenzollerischen Regenten auf dem preussischen Thron.* Ein historisches Handbuch für Freunde des Vaterlandes. 1808. IV und 198 S. 8. Nebst einer Karte. (1 Rthlr.)

10) Leipzig, b. Herzog: *Statistische Übersicht der preussischen Monarchie vor dem Kriege mit Frankreich 1806 und nach dem Friedensschlusse zu Tilsit den 9ten Juli* 1807. Nach den vorzüglichsten Hülfsmitteln bearbeitet von *Carl Dilling.* Mit 2 Karten. 12 S. Queer-Folio. Ohne Jahrzahl.

11) Ohne Druckort: *Preussens Länderverlust und Länderbestand nach dem Frieden zu Tilsit vom 9ten Julius* 1807. 56 S. 8. Nebst einer Tabelle.

12) Norddeutschland: *Umständliche Erörterung der Fragen: Was wird Preussen, nach der Natur des Bedürfnisses von Europa zu urtheilen, in Zukunft seyn? und wie kann Deutschland überhaupt wieder unabhängig, mächtig und blühender werden, als es je war?* 1808. 80 S. 8. (10 Gr.)

Der Fall der preussischen Monarchie, auf welche Viele die Rettung der Freyheit Europens berechnet und vorher gesagt hatten, gab zu einer Menge Flugschriften Anlass, verschiedenes Inhalts. In einigen wird bloss der Verlust berechnet, welchen die Monarchie durch den tilsiter Frieden erlitt; Andere dringen in die Ursachen ein, welche diesen Verlust herbeygeführt haben sollen, und wühlen dabey, oft mit weniger Schonung, in den Wunden, theils um sie zu heilen, theils — was nicht zu loben — um den Schmerz desto fühlbarer zu machen; noch Andere beschäftigen sich damit, Blicke in Preussens Zukunft zu wagen, und vorzuschlagen, wie sich die Regierung benehmen müsse, dass die Wunden vernarben. Ehe wir von dem Inhalte dieser Schriften Rechenschaft geben, ist nothwendig, der Schrift unter No. 1 besonders zu gedenken. Diese erschien bald nach Errichtung des rheinischen Bundes, und scheint nicht ohne höhere Veranlassung geschrieben zu seyn. Sie drückt so ganz die hohe Idee und die gewisse Hoffnung aus, die man damals von der Stärke der preussischen Monarchie hatte. Die Tendenz dieser Schrift war offenbar keine andere, als alle jene Staaten, die nicht zur rheinischen Conföderation gehörten, unter Preussens Fahnen zu sammeln, oder vielmehr alle disponiblen Staatskräfte des nördlichen Deutschlands dem preussischen Staate einzuverleiben. Zuvörderst wirft der Vf. einige Blicke auf den grossen Unterschied, welcher in Hinsicht der Sitten, Geistes-Cultur u. s. w. zwischen dem nördlichen und südlichen katholischen Deutschland Statt finde. Im südlichen Deutschland prädominire offenbar der *Körper* über den *Geist*, im nördlichen protestantischen der *Geist* über den *Körper.* Dort reize die Güte des Landes, der Reichthum an Producten, der Überfluss an Lebensmitteln aller Art zum Luxus und zur Schwelgerey; hier zwinge ein strenges Clima, ein weniger ergiebiger Boden

zu Fleifs, Mäfsigkeit und Nüchternheit. Dort verzehre ein Einwohner mehr als zwey in Norddeutschland, und Wien allein consumire vielleicht mehr Fleisch und Geflügel als die ganze Mark Brandenburg mit ihrer Königsstadt. Dort herrsche Finsternifs, Aberglaube, Unempfindlichkeit für das Gute, Unbehülflichkeit des Geiftes; hier Licht, eine vernünftige und praktische Religion, Sinn für das Beffere, und hohe Fertigkeit und Bildung des Geiftes. Dort schwingen noch die Priester ihren Scepter, nähren noch den Zunftgeist, dessen Mittelpunct der Vatican sey, wachen über jeden neuen Gedanken, verderben durch einen ganz verkehrten Schulunterricht die künftige Generation im Keime, und können sich noch immer nicht von der Wahrheit überzeugen, dafs Cultur der Bürger die sicherste Stütze der Regierung sey. Hier seyen Priester ein sehr achtungswerther Stand, seyen, was sie sollen, Lehrer der Religion und Tugenden, voll von Interesse für ihren Staat, der das Gute schätze, hier seyen Schulen, wenn auch noch nicht vollkommen, doch unausgesetzt im Fortschreiten zum Beffern begriffen, hier herrsche keine geheime Policey, und stelle sich zwischen Regenten und Unterthanen, hier unterdrücke man nicht die Geister, um über die Körper zu herrschen, sondern sey überzeugt, dafs eine gute Regierung nichts von gebildeten Unterthanen zu befürchten habe. Dort lebe man fast immer in der vielleicht ganz vergeblichen Besorgnifs einer Empörung, und klage die Staatsdiener öfters des Verraths an; hier scheine sogar der Gedanke an eine Empörung unmöglich, und Verrath sey bey dem Patriotismus der Norddeutschen nicht denkbar. Dort spreche und schreibe man die Muttersprache so elend, dafs man glauben follte, sie sey nicht die Muttersprache jener Völker. Hier habe man sich längst bemüht, der Muttersprache die Vollendung zu geben, der sie fähig sey. Dichter, Philosophen und eine grofse Zahl Grammatiker haben sich die gröfsten Verdienste um Reinheit und Eleganz derselben erworben, und gewifs der gemeine Soldat zu Breslau, Berlin und Dresden spreche beffer, als viele österreichische Generäle. Dieses alles will jedoch der Vf. nicht vom protestantischen Schwaben und von Franken, sondern vorzüglich von Bayern, dem katholischen Schwaben und den österreichischen Ländern gesagt haben. Rec. mufs auf diesen harten Ausfall erwiedern, dafs man in deutschen katholischen Landen so ziemlich hierüber, besonders über die Gewalt des Vaticans, gelächelt und gemeint hat, der Vf. kenne diese Länder etwa nur aus *Nicolai's* berühmter Reisebeschreibung. Diese Katholiken bitten ihn, selbst zu ihnen zu kommen und zu sehen, ob das Gemälde dem Original gleiche. Wir aber können den Wunsch nicht bergen, dafs man, besonders in unseren verhängnisvollen Tagen, doch nicht die Gemüther noch mehr erbittern, sondern dahin arbeiten möchte, sie zu nähern, sie zu erinnern, dafs sie alle germanischen Ursprungs seyen. Nie that das wohl mehr Noth, als gerade jetzt. Wir gehen in die Geschichte zurück, und finden, dafs gerade diese geflissentlich unterhaltene Sonderung alle die Schmach über Deutschland gebracht hat, welche wir erdulden. Übrigens mufsten wir ungern jene ganze Stelle ausheben. Sie ist die Basis der ganzen Schrift. Aus diesem so ganz durch Katholicismus verdorbenen stolzen Süden, der den protestantischen Norden nur als einen geduldeten Ketzer, nicht als eingebornen Bruder betrachtet, ist, nach des Vfs. Sage, der treffliche Stamm der Germanen ganz untergegangen. Nur an den Ufern der Elbe, Oder und Weser blühe er noch in ungeschwächter Kraft, in Einheit der Sprache, der Sitten, des Charakters, der Cultur und Aufklärung, in Einheit der politischen Bande und deutschen Sinnes; und auch die Völker an den Ufern des Mayns, des Neckars und der Lahn seyen seinem Geiste verwandt. Die Hauptverbindung dieser Germanen bestehe im Protestantismus, denn *nur* der Protestant sehe auf den Nutzen seines Staats und die Bewachung der Religionsfreyheit, der Katholik hingegen habe *nur* die Ausbreitung seines Glaubens, die Vertilgung der Ketzer, die Aufrechthaltung des heiligen Stuhls im Auge. Da nun der Protestantismus von diesem stolzen Süden, besonders durch den wieder aufgelebten Jesuiten-Orden, bedroht sey: so müsse er einen starken Stützpunct haben, an den er sich fest und sicher anlehnen könne. Dieser Punct sey Preussen, ein rein deutscher Staat. Bis jetzt habe im Norden Deutschlands noch ein fremdes Interesse die politische Einheit gestört: aber durch die glückliche Besitznahme von Hannover sey nun auch dieses verbannt, und der deutsche Norden stehe nun als *ein* geründetes und befestigtes Ganzes in Sprache, Charakter, Cultur und politischer Tendenz da. Bey Preussen finde sich alles beysammen, was einen Staat zum Beschützer von Deutschland und Protestantismus qualificire. Preussen sey der geborne Beschützer des nordischen Deutschlands, und habe Kraft genug, die etwaigen Angriffe von Rufsland und Frankreich zu vereiteln. Aber alle norddeutschen Staaten müssen sich an dasselbe anschliessen. Preussisches Interesse müsse das Interesse aller dieser Staaten, auch von Sachsen und Hessen seyn. Und diese Staaten haben überall nicht zu fürchten, dafs sie unterjocht oder der Monarchie einverleibt würden. Mit Hannover sey das freylich der Fall gewesen, aber natürlich und nothwendig. Das Wohl der Hannoveraner selbst habe diese Einverleibung gefodert, und brittisches Interesse sey mit norddeutschem nicht vereinbarlich. Dann werde aber auch die deutsche Nation in voller Kraft und Einheit im Norden da stehen, und keine Macht vermögen, diesen starken Staat umzuwerfen. Deutschland werde seine Einheit und den Protestantismus im Norden erhalten. Warum sagte der Vf. nicht offenherziger, Preussen müsse der Souverän des Nordens seyn, um Deutschlands Selbstständigkeit zu sichern! Der Erfolg ist bekannt. Die grofsen Hoffnungen wurden in Einem Tage vernichtet. Und nun erschien ein Heer inländischer Schriftsteller, die mit unbarmherziger Härte alle wirklichen oder vermeint-

lichen Gebrechen des Staats, alle wirklichen oder geglaubten Fehltritte des Cabinets und Ministeriums, die ganze Nichtigkeit dieser für unüberwindlich gehaltenen Armee dem Publicum in vielen Bänden vorlegten. Welch' ein Contrast! Als Deutschlands Verfassung gesprengt wurde, da erschien kaum hie und da eine vernehmliche Stimme, die schonend von den Ursachen dieses Falles sprach. Bey dem grosen Unglück, das die österreichische Monarchie traf, gaben inländische Schriftsteller den Hof, die Grosen und die Regierung der Verachtung nicht Preis. Man war gerührt vom Unglück, und schloss sich nun um so inniger an die Regierung. Wie ganz anders im preussischen Staate! Hier hatte man bisher nichts als Vollkommenheit gesehen, jetzt fand man nichts als Mängel; man griff Regierung und Militär, alle Stände und viele einzelne Personen an. Die Nachkommen werden Mühe haben zu glauben, dass hier von demselben alten preussischen Staate die Rede sey, der vielen als Muster gegeben wurde und war. Da jetzt so viele unter dem Namen preussischer Patrioten nichts als Mängel sahen: so werden unsere Enkel in Versuchung gerathen, zu zweifeln am alten Patriotismus, der bey aller Pressfreyheit so lange schwieg, oder aber zu glauben, dass diese Pressfreyheit nicht für das Innere galt. Und was ewig merkwürdig, alle diese Schriften wurden im Preussischen verschlungen; und wenn es nicht zu wilden Ausbrüchen kam, so ist diess mehr der französischen Policey, als dem guten Willen, zuzuschreiben. Jetzt hätte man denken sollen, der so oft verachtete und so tief herabgesetzte Süden werde sich für alle erlittene Schmach rächen und Theil nehmen an diesen Lästerungen. Aber es freut, sagen zu können, dass der preussische Staat niemals — die Zeiten von 1786—1795 ausgenommen — mehr Theilnahme im südlichen Deutschland fand, als jetzt. Keine einzige Stimme liess sich zu Verunglimpfungen gegen einen Staat herab, dessen Politik man den Umsturz der deutschen Verfassung zuschrieb. Mit Unwillen wurden jene Pamphlets weggeworfen. Man trauerte über das Unglück, wie über eigenes, und wenn diese Stimmen nicht lauter wurden, so lag es in der Zeit, die Schweigen gebot.

No. 2 ist ein elendes aus Zeitungen zusammen gestoppeltes Gewäsch. Aus diesen werden kurz, aber nicht belehrend, die Begebenheiten von der Expedition nach Holland bis zum tilsiter Friedensschlusse erzählt. Das grose Unglück der Monarchie wird dem schwankenden Charakter des Königs, der Mishelligkeit des Cabinets, der persönlichen Freundschaft Alexanders, dem Einmischen der Königin in die öffentlichen Angelegenheiten, hauptsächlich aber dem Minister von Hardenberg, der Tonnen Goldes von England erhalten haben soll, u. s. w. zugeschrieben. Am Ende werden die Artikel des tilsiter Friedens angehängt, und Flächeninhalt und Volksmenge der verlorenen Provinzen meist nach *Krug* beygefügt. Am Schlusse meint der Vf.: „noch kann Preussen wieder gedeihen, wenn es gleich nicht gröser werden kann, denn dazu hat Napoleon eine zu starke Umgürtung gemacht; aber der König kann sein Land wieder friedlich und glücklich beherrschen, den besseren Neigungen seines Herzens folgen, und die Königin kann wieder in den ruhigen glücklichen Kreis ihrer Häuslichkeit eintreten."

Der Vf. von No. 3 hat die Absicht, den König auf die unzähligen, ungekannten und ungenützt schlummernden Kräfte in den noch übrigen Provinzen aufmerksam zu machen, die, durch des Königs Stimme nunmehr ins Daseyn gerufen, an innerer Stärke ersetzen würden, was an Glanz und Macht von aussen gebreche. Dahin rechnet der Vf. die Aufhebung der Gutspflichtigkeit, der Erbunterthänigkeit und des drückenden Frohnsystems, ferner die Vertheilung der Domänen- Ritter- und anderer groser Landgüter unter mehrere Besitzer. Der Erbadel, oder vielmehr die Vorrechte des Adels, seine Patrimonial- und lehnsherrlichen Gerechtsame, seine ausschliessenden Ansprüche auf Rittergüter, auf die höchsten Staatsämter, auf die ersten Hof- Militär- und Civil-Stellen, seine Freyheit von Abgaben sollen aufgehoben werden. Der Eitelkeit, dem Stolze und der Kurzsichtigkeit des Adels sey allein, meint der Vf., das Unglück des Staats zuzuschreiben. Das verwickelte preussische Steuersystem sey drückend gewesen durch die vielen Erheber, Controleurs u. s. w., so wie durch die Besteurung der ersten Lebensbedürfnisse. Nur Steuern von liegenden Gründen und Gewerben, allenfalls auch von Gegenständen des Luxus, müssten künftig erhoben werden. Diese mit den Domanial- und Regalien-Gefällen, würden genügen, das Erfoderliche leicht aufzubringen und selbst einen Schatz für Nothfälle zu sammeln. Der König müsse die übergrose Menge von Civildienern abschaffen, und die vorzüglichsten Köpfe wählen, die sich gerade nur im Mittelstande befänden. Die Kenntnisse eines Einzigen reichen nicht hin, die zahllosen Leiden, die neuen Wunden und die alten Gebrechen zu heilen. Der König solle daher in allen Provinzen Commissionen aus allen Ständen niedersetzen, aus allen verschiedenartigen Völkern müsse *eine* Nation — Preussen gemacht werden. Man bedürfe nur einer kleinen Armee für Ruhe und Ordnung im Innern; zur Vertheidigung gegen äussere Feinde müsse das ganze Volk fechten. Kein Fremder soll in der Armee aufgenommen werden. Wir zweifeln, dass durch die Erfüllung dieser Vorschläge alle Wunden des Staats geheilt werden. Sie sind zu tief, ihre Heilung hängt nicht bloss vom inneren guten Willen ab. Aber das Zeugniss müssen wir dem Vf. geben, dass er es gut mit dem Lande meint, und seine Schrift von jenen Invectiven frey ist, deren wir oben gedachten.

In No. 4 wird nach einer kurzen sehr oberflächlichen Darstellung des Wachsthums der preussischen Monarchie, worin durchaus nichts Neues gesagt, viel Wahres und hieher Gehöriges aber übergangen ist, der Verfall mehr der Verschlechterung des Militärs, als sonstigen inneren Fehlern zugeschrieben. Die

erste Abhandlung hat die Überschrift Kriegszucht. Hier wird die allmähliche Bildung des preussischen Heeres richtig beschrieben, und gezeigt, wie sehr dasselbe unter den beiden jüngsten Königen von der Höhe herabgesunken sey, welche es unter Friedrich II hatte. Die Hauptschuld giebt der Vf. dem Befördeven der Günstlinge oder der Begünstigten von Günstlingen zu höheren Chargen und der Vernachlässigung verdienter Veteranen, vorzüglich aber dem klügerseynwollen, der oberflächlichen Vielwisserey jüngerer Officiere, und der eingerissenen gänzlichen Insubordination. Der Vf. ist ein grosser Freund des Anciennetè-Systems, und schreibt der Vernachlässigung oder Verletzung desselben das Unglück der Verschlechterung der Armee zu. Die jungen Officiere sollten alles lernen, sollten insgesammt zu grossen Generalen gebildet werden, aber die Unterrichts-Anstalten waren schlecht. Man hörte und lernte viel, aber alles nur oberflächlich. „Über dem System, ein ganzes Heer grosser Generale bilden zu wollen, verlor die Armee beynah ihren ganzen kraftvollen Charakter." In der zweyten und dritten Abhandlung handelt der Vf. von der preussischen Politik seit dem dreyssigjährigen Kriege, und theilt Bemerkungen über den Verfall der preuss. Monarchie unter Friedrich Wilhelm II und III mit. Es wäre wohl ein sehr lehrreiches Werk, mit philosophischem Geiste die Politik des preussischen Hofes sowohl gegen Deutschland als auswärtige Staaten zu verfolgen, und den Antheil zu zeigen, welchen dessen politische Grundsätze an der Entstehung, Vergrösserung und dem Falle der preussischen Monarchie gehabt haben. Hiezu gehört aber ein tiefer Kenner der Geschichte Deutschlands sowohl, als auch der geheimen Geschichte des preussischen Kabinets. Der Vf. gehört nicht zu dieser Classe. Er zeigt bloss, welche Parthie Preussen in verschiedenen Zeiten ergriff — um sich zu vergrössern. Nur von der Politik seit der ersten Coalition bis auf die neuesten Zeiten ist derselbe etwas ausführlicher. Er tadelt, dass Preussen jemals Parthie gegen Frankreich genommen hat, wünscht, dass es gleich nach den Tagen von Ulm sich mit Frankreich gegen Österreich verbunden, und dadurch mit Böhmen, Mähren u. s. w. bereichert haben möchte. Er eifert gegen den Krieg im J. 1806. Er erblickt noch immer in Österreich den alten natürlichen und beständigen Feind Preussens, und meint, dass selbst gänzliche Dependenz von Frankreich besser gewesen wäre, als sich mit Österreich zu verstehen. Aber das Unglück Preussens kam nicht bloss von diesen letzten Tagen, und die Lage zwischen Österreich und Preussen hat sich ganz verändert. Der Grund des Falles liegt tiefer, er war schon lang bereitet. Wenn Preussen nicht früher durch seine Politik alles Vertrauen der Mindermächtigen verloren hätte: so würde es wahrscheinlich noch stehen an der Spitze derjenigen, die bis zur zweyten Theilung Polens und bis zum basler Frieden in ihm den Protector der Unabhängigkeit der europäischen Republik verehrten. Seine schwankende und zweydeutige Politik, die zuletzt allen Nachbarn und Freunden gefährlich wurde oder doch schien, vollendete, was die eigennützige Politik angefangen hatte. Auf diesen Abschnitt folgen Bemerkungen über den Krieg von 1806, über die Schlacht bey Jena, über den Rückzug der Armee und den Feldzug in Schlesien. Der Vf. beschreibt hier die kriegerischen Vorfälle bis gegen das Ende von 1806, rügt zwar die Fehler preussischer Feldherrn, und die Übergabe so mancher Festung mit gerechtem Unwillen, ohne jedoch mit jener unbarmherzigen Strenge über sie herzufallen, welche die meisten Schriften der Art charakterisirt. Den Beschluss machen Bemerkungen über den Feldzug in Polen und den nicht ratificirten Waffenstillstand.

Im ersten Abschnitt von No. 5 giebt der Vf. eine kurze Geschichte des Anwachses der preussischen Monarchie und ihrer vorzüglichsten politischen Beziehungen zu den übrigen europäischen Staaten, das erstere ganz nach *Krug* und *Hassel*, oft mit ihren eigenen Worten, das letztere sehr oberflächlich. Im zweyten Abschnitt wird von den inneren Kräften der Monarchie beym Anfange des Kriegs in 8 Capiteln gehandelt. Man findet hier freylich nichts Neues; doch ist alles nach *Krug* und anderen preussischen Statistikern gut geordnet und gut geschrieben, und für diejenigen, welche noch keine Kenntniss vom preussischen Staat haben, ist das Werkchen sehr brauchbar. Am Schlusse werden noch einige Bemerkungen hinzugefügt, nämlich, dass Preussen unklug handelte, sich in einen Krieg mit Frankreich einzulassen. Ob und wie es ihn nach der rheinischen Conföderation, nach dem potsdamer und wiener Tractat früh oder spat hätte vermeiden können, darüber sagt der Vf. kein Wort. Das zweyte Bändchen ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen. Die kleine Karte ist ganz unbrauchbar.

In No. 6 wird erzählt, wie der preussische Staat nach und nach zu der Grösse gekommen, die er bey dem Ausbruche des Kriegs hatte, alles mit wenigen Abweichungen nach *Hassel*. Nur der Flächeninhalt, nicht die Volksmenge, wird hier angegeben. Der Verlust (ohne Hannover, Anspach, Cleve und Neufchatel) wird auf 2565 □ Meilen, der jetzige Bestand auf 2719 □ M, (nach allen Nachrichten viel zu gering) angegeben. Im zweyten Abschnitt beschreibt der Vf. kurz die abgetretenen Länder (grösstentheils nach *Krug*) in der Ordnung der Zeit, wenn sie an Preussen gekommen. Im 3 Abschn. wird gezeigt, wem die verlorenen Provinzen zu Theil wurden. Da zur Zeit, als der Vf. dieses schrieb, noch nicht bekannt war, aus welchen Ländern das Königreich Westphalen bestehen werde: so ist verzeihlich, dass er Münster und Erfurt als Bestandtheile anführt.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

Druckfehler. In No. 144. S. 540. Z. 10. v. o. st. *flüchtet* ihm nicht bey l. *pflichtet* u. s. w. — S. 544. Z. 23. v. u. st. *heroischer* l. *herrischer*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 OCTOBER, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Beschluss der Recension

der

neuesten Schriften über Preussen.

In No. 7 wird unter I eine historische Ansicht des Steigens der Monarchie von 1688 bis 1804 nach Grösse und Bevölkerung gegeben. Der Vf. nimmt für 1688, 2034 □ Meilen und 1½ Mill. Civil-Einwohner, für 1804 aber 5563 □ M. und 9,752000 Civil-Einwohner an, weicht also von *Hassel* in Rücksicht des Flächeninhalts ab, wo er *Krug* am nächsten kömmt, in Ansehung der Volksmenge aber nähert er sich mehr *Hassel'n*. Mit dem Militär werden *wenigstens* 10 Millionen Menschen (ohne Hannover gewiss zu viel) angenommen. In II wird eine Total-Übersicht des Staats im J. 1804 gegeben. Hier wird der Flächeninhalt im Allgemeinen nur auf 5466 □ M. angegeben, ohne einen Grund dieser Abweichung anzuführen. Fehlen Cleve, Anspach und Neufchatel: so hätten dagegen die kurbraunschweigischen Staaten in Anschlag gebracht werden sollen. Hierauf werden in tabellarischer Form Wohnungen, Volksmenge, Viehstand, Cultur des Bodens und Natur-Producte, Kunst-Producte, Handel, Einkünfte und Militär grösstentheils nach *Krug* oder auch nach *Hassel* aufgezählt; aber es ist nichts vollständiges, besonders da die 1802 erworbenen Provinzen meistentheils fehlen. Unter III findet man eine Hauptübersicht der Volksmenge in den verlorenen und behaltenen Provinzen. Die Volksmenge der Monarchie, worunter auch noch das später abgetretene Neu-Schlesien steht, wird auf 4,993377 vom Civil und 172000 vom Militär angegeben. Der Verlust beträgt 4,420685 Seelen vom Civil und 87938 vom Militär, jedoch ohne Anspach, Cleve, Neufchatel und Hannover. In IV und V wird dieses alles genauer auseinander gesetzt, und man findet in der Kürze mehrere zum Theil neue Angaben, besonders in Rücksicht der Staats-Einkünfte. Schade, dass die Quellen nicht genannt sind. Die kleine Karte enthält nur einen allgemeinen Umriss.

Bey No. 8 liegt die am Ende beygefügte Acquisitions-Tabelle der preussischen Monarchie in *Hassel's* Manier zum Grunde, von welchem der Vf. nur wenig abweicht. Mit Einschluss Hannovers wird der Flächeninhalt der Monarchie auf 6047 □ M. berechnet. Der Verlust (ohne Hannover u. s. w.) wird nur auf 2561 □ M. mit 4,334305 Seelen, der jetzige Bestand auf 2907 □ M. mit 5,043564 Seelen angegeben. Im Werkchen selbst werden die Angaben besonders erläutert, und der Vf. hat von den Erwerbungen in 1802 alles zusammen getragen, was man bis hieher von diesen Landen wusste. Schade, dass die Quellen nicht bemerkt sind.

In der zweyten Auflage No. 9 ist die Geschichte des letzten Kriegs sehr weitläuftig, jedoch bloss nach Zeitungen, oft selbst ohne Benutzung der französischen Bülletins auseinander gesetzt. Beym Verluste ist nun auch die Abtretung von Neu-Schlesien richtig angegeben. Philosophische Räsonnements findet man fast gar nicht. Die Karte enthält nur einen allgemeinen Umriss.

No. 10 ist ein oft wörtlicher Abdruck von *Hassel's* bekanntem statistischem Abrisse. Alle statistischen Angaben sind bloss nach ihm, wie auch der Vf. selbst gesteht; nur sind die Varianten weggelassen. Der ganze Verlust ohne Hannover kömmt so auf 2600 □ M. und 4,207950 Seelen mit 18,541000 Thalern Einkünfte. Dem Könige bleiben, mit Neu-Schlesien, das bekanntlich auch noch abgetreten wurde, 2947 □ M., 5,286050 Einwohner und 18,904000 Thaler Einkünfte. Die beiden letzten Summen sind offenbar zu hoch, und wie viel muss hievon noch in der jetzigen Lage Preussens abgezogen werden! Am Schlusse findet man eine allgemeine kurze Übersicht. Der Verlust der Provinzen zwischen der Elbe und dem Rhein, sagt der Vf., sey am wichtigsten u. schmerzlichsten, die polnischen Provinzen könne Preussen leicht vergessen, es habe noch niemals den geringsten Nutzen davon gezogen. In den gebliebenen Provinzen finde man fast alle Erzeugnisse der verlorenen Provinzen theils weniger, theils mehr vor. Übrigens sey in mehreren Provinzen noch Raum genug für thätige Menschen, welche an sich zu ziehen Preussens erster Grundsatz seyn müsse. Ein leidiger Trost! Die beygefügten Karten vom preussischen Staate im J. 1806 und 1807 sind bloss allgemeine Umrisse.

Nach der Einleitung zu No. 11 sollte man hier eine Vorschrift erwarten, wie der Staat zu retten sey, was mit vielem Pomp angekündigt wird; aber der Leser findet unter I den tilsiter Frieden, unter II die bekannte Convention wegen Räumung der preussischen Staaten vom 12 Julius, unter III eine Tabelle von Preussens Länder-Verlust und unter IV vom nunmehrigen Bestande, wo Grösse, Bevölkerung, Zahl der Städte, Flecken, Dörfer und Summen der Einkünfte angegeben werden. Der Verlust wird nur auf 2483 Quadrat Meilen, 4,091380 Men-

fchen und 17,170000 Thlr. Einkünfte, der nunmehrige Beftand hingegen auf 3007 □M., 5,319927 Seelen und 19,100000 Thlr. Einkünfte gefetzt. Unter V werden diefe Angaben bey den einzelnen Provinzen näher auseinandergefetzt, und mehrere ftatiftifche Nachrichten mitgetheilt. Dafs die letzten Angaben viel zu hoch feyen, bedarf keiner Erinnerung. Zum Schluffe eine Recapitulation, wo es denn am Ende heifst: „Man kann behaupten, dafs Preuffen im Befitze einer *üppigen* Productenfülle aus allen Reichen der Natur, im Befitze feiner *cultivirteften* Provinzen geblieben ift, dafs Umfang und Gehalt der *thätigen* und *denkenden* Kräfte in diefen am vorzüglichften ift, dafs wir von der forgfältigen Pflege, von dem nützlichen Gebrauche derfelben das Erwachen *eines neuen fchönen Morgens* mit *Gewifsheit* erwarten dürfen." Wer fo über das grofse Unglück, das die preuffifche Monarchie traf, tröften kann, hat keinen Beruf, über diefe öffentliche Angelegenheit zu fprechen. Der Vf. droht mit einer Fortfetzung, die uns aber noch nicht zu Geficht gekommen ift.

Was man vom Vf. von No. 12 zu erwarten berechtiget fey, lehrt der Titel; aber nach der Einleitung will derfelbe unterfuchen, ob die berühmte preuffifche Macht fich ihre Übel felbft zugezogen, oder ob fie felbige anderen Mächten, Privaten und Begebenheiten zuzufchreiben habe. Der Vf. meint, fo viel Rec. aus dem Gefchwätz entziffern kann, in der Lage, wo Preuffen vom Feinde befetzt fey, müffe der Regierung daran gelegen feyn, bey dem Volke die Überzeugung zu gewinnen, dafs das Cabinet durchaus niemals gefehlt habe. Diefs fey auch um fo nothwendiger, als ein brittifcher Parlements-Redner gefagt habe: „Preuffen hat Fehler begangen." Solche Reden, von einem Britten im Parlement gefagt, würden vom Volke geglaubt. Daher will nun der Vf. Preuffens Benehmen rechtfertigen. Aber das preuffifche Cabinet hätte in der That keinen erbärmlicheren Vertheidiger finden können, als diefen in den gemeinften Dingen fo unwiffenden Scribler. Alles ift fo durch einander geworfen, dafs man nicht weifs, was der Vf. haben will. Nach den Überfichten hatte Preuffen vollkommen Recht, den basler Frieden zu fchliefsen, die Demarcationslinie zu errichten, die Franzofen nach Hannover zu laffen, ohngeachtet im bekannten preuffifchen Manifefte felbft gefagt wird, dafs es hierin Unrecht hatte; es hatte Recht, fich nicht an die Coalition von 1805 anzufchliefsen, Hannover zu nehmen, kurz alles das zu thun, was es wirklich gethan hat. Es hat auch feine volle Richtigkeit, dafs ein gefchickter Diplomatiker für alle diefe Facta viele Gründe finden kann. Allein diefe fuche man hier nicht. Das ganze Gefchwätz läuft darauf hinaus: das weife preuffifche Minifterium hat alle die Unfälle, die Europa feit Ende 1794 trafen, vorausgefehen, und hienach klug alle feine Schritte berechnet. Es hat überall und laut zum Frieden mit Frankreich gerathen, aber man hat feine Stimme nicht gehört. Nun mögen fich alfo auch alle europäifchen Mächte ihr Unglück felbft zufchreiben, warum haben fie die Weisheit blofs angeftaunt, nicht ihre Rathfchläge befolgt? Auch dafs Preuffen im J. 1806 den Krieg ankündigte, dazu hatte es volles Recht. Und nun es unglücklich geworden ift, mufs allen Mächten, England, Frankreich, Rufsland, Öfterreich, der Pforte, Deutfchland und allen übrigen daran gelegen feyn, dafs Preuffen nicht nur zu feiner vorigen Gröfse wieder gelange, fondern auch noch viel mächtiger werde. Sollten ihm nicht alle verlorenen Provinzen zurückgegeben werden können: fo mufs man anderswo (natürlich auf Koften der Nachbarn) Äquivalente fuchen. Und warum denn das alles? Etwa damit in Verbindung mit Öfterreich eine Mittelmacht zwifchen dem Süden und Norden beftehe, und mächtig die Berührung hindere? Ach nein! Und warum denn? — Damit wir wohlfeile Colonial - Waaren kaufen. Wer das nun faffen kann, der mufs ein grofser Politiker feyn. Dafs der Vf. fich durchaus nicht über Deutfchlands künftige Unabhängigkeit herausgelaffen hat, darüber freut fich Rec., weil er, nach dem Übrigen zu urtheilen, nichts als baaren Unfinn würde haben lefen müffen. Wir haben übrigens für nöthig erachtet, von diefer letzten Schrift etwas umftändlicher zu fprechen, damit niemand fich durch den vielverfprechenden Titel verleiten laffe, eine fo elende Piece zu kaufen.

S. i.

STATISTIK.

FRANKFURT u. HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Darftellung der preuffifchen Monarchie in ihrem Entftehen, Wachsthum und Verlufte, nach Gröfse und Volksmenge,* nebft einigen Bemerkungen über die Urfachen ihres Falles und Überfichten der Gröfse und Volksmenge der Königreiche Sachfen und Weftphalen. — Entworfen von K. D. in G. und weiter ausgeführt und herausgegeben von *P. A. Winkopp.* 1807. 103 S. 8.

Hr. *K. D.* hatte für die Zeitfchrift: *Der rheinifche Bund,* einen Auffatz über den allmählichen Zuwachs an Ländern eingefandt, welche das Haus Preuffen feit dem 12 Jahrhundert bis auf unfere Tage gemacht hat. Jede neue Erwerbung wird nach ihrer Gröfse, durch Quadrat-Meilen bezeichnet, der Hauptfumme beygefügt; und fo ergiebt fich dann das Facit, dafs der Staat von 108 Quadrat-Meilen, welche das Burggrafthum Nürnberg enthält, unter dem jetzigen Könige zu 6181 Quadrat-Meilen fich ausgedehnt habe, um mit einem Schlage unter die Hälfte zurück zu finken. Die Überficht ift nirgends mit ähnlicher Genauigkeit im Detail aufgeftellt, und hat fchon hiedurch viel Empfehlendes; diefs fühlte Hr. *Winkopp,* zugleich aber auch, dafs der Auffatz für feine Zeitfchrift nicht geeignet fey. Er giebt ihn daher als eigenes Buch heraus, mit beygefügter Entwickelung der Haupturfachen, welche den fchnellen Fall der Monarchie bewirkten. Diefe findet er hauptfächlich in der Abweichung von Friedrichs II Syfteme, nicht als eigene Macht erfter Gröfse glänzen zu wollen,

sondern bloss an der Spitze aller mindermächtigen Staaten als Beschützer vorzüglich der Verfassung von Deutschland seine wichtige Rolle zu spielen. So wie man von diesem Plane abwich, in den Rang der ersten Mächte eintrat, selbst verschlingen half, was man hätte vertheidigen sollen, war der Grundstein zu Preussens nahem Verderben gelegt. Mit Sachkenntniss und gedrängtem richtigem Räsonnement führt der Vf. das aufgenommene Thema durch, und findet nothwendig Beyfall, selbst bey Männern, welche von einem abweichenden Gesichtspuncte ausgehen, da so sehr viel Wahres in den Sätzen seiner Darstellung liegt, und er ihnen bey aller Kürze Leben und Kraft zu geben weiss. Aber nach des Rec. Überzeugung irrt Hr. *W.* in dem Hauptsatze. Auch Friedrich strebte nach einer der höchsten Stufen unter den Staaten Europens, und beynahe darf man sagen, alle Mittel waren ihm gleich, wenn sie nur zu dem Anfangs dunkel, in der Folge aber immer lebhafter vor seinen Augen schwebenden Zwecke führten. Den Zweifler kann die einzige Thatsache zur Erkenntniss bringen, dass er seinem Nachfolger eine Armee von 200,000 Mann mit dem reichen Schatze zum Erbe hinterliess. Ein Staat zweyter Grösse stellt nie so zahlreiche Truppen bleibend auf die Beine; am wenigsten ein im Ganzen nicht wohlhabender Staat, bey welchem ein hoher Grad der Kunst die Stelle der natürlichen Kraft ersetzen muss. Friedrich hatte in dem ersten schlesischen Kriege das Experiment gemacht, dass man durch Truppen Länder gewinnt: die vermehrte Armee sollte also, ausser der Achtung unter den Völkern Europens, seinen Nachfolgern hinreichende Erwerbungen bringen, um dem Staate durch innere Gediegenheit die Rolle für spätere Jahrhunderte zu sichern, welche sein erhabenes Genie ihm während seiner Regierungszeit zu verschaffen gewusst hatte. Um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, und sich auf demselben zu erhalten, waren Überspannungen unumgänglich nothwendig. Man musste geborner Preusse seyn, um die Last des damals in anderen Ländern weit milderen Aushebens der Truppen, die für den Bürger lästige Art der Erhaltung, und mehr als alles übrige das in die Freyheit des Menschen so tief eingreifende Mauth- und Accise-System nicht unerträglich zu finden; und niemand wird es dem Vf. zugestehen, wenn er S. 23 nach preussischen Schriftstellern von dem lebhaften Handel spricht: dieser war in seiner Fülle bey dem angenommenen Systeme wahre Unmöglichkeit. Ganz anders würden wir Friedrich kennen gelernt haben, wäre er der Regent eines natürlich grossen Staats, z. B. von Österreich, gewesen. Seine Geisteskraft hätte dann Spielraum gehabt, weniger auf Vergrösserungen, als auf die Erhöhung der inneren Kraft, auf den Wohlstand der Unterthanen sich zu verbreiten, das Glück derselben durch unerzwungene Beförderung ihrer Nahrungszweige zu erhöhen. Wir würden wahrscheinlich den guten und weisen Regenten noch mehr verehren, als wir jetzt in ihm den grossen Regenten erkennen. Aber in seiner Lage musste für den unternehmenden Geist der erste Gedanke immer Vergrösserung seyn. Von welcher Seite und wie sie herbeygeführt wurde, diess galt so ziemlich gleich. Er bekennt sich in seinen historischen Werken laut zu dem Grundsatze der alltäglichen Politik: „wenn Fürsten zu einem Bruche kommen wollen, so lassen sie sich durch den noch fehlenden Stoff zum Manifeste nicht abhalten. Sie fassen ihren Entschluss, beginnen den Krieg, und überlassen einem arbeitsamen Gelehrten die Sorge, sie zu rechtfertigen." Nach diesem Grundsatze handelte er, griff 1740 Österreich an, nicht um seine Ansprüche auf einige Fürstenthümer geltend zu machen, wie der Vf. S. 14 glaubt, sondern nach seinem eigenen Geständnisse, um die schöne Gelegenheit zur Eroberung wenigstens von Niederschlesien nicht aus den Händen zu lassen; für diesen Preis bot er der Maria Theresia seine Allianz an. Er machte den Vertheidiger deutscher Fürsten gegen den Unternehmungsgeist K. Josephs II, und diess ist es vorzüglich, was unser Vf. als Meisterstück wahrer Politik und gemässigter Denkungsart hervorhebt: aber Friedrich handelte auch hier nur für sich; er fühlte zu lebhaft den Vortheil, jeder Vergrösserungsabsicht des Hauses Österreich zu widerstreben, und zugleich als Schützer der Verfassung an der Spitze einer mächtigen Partey zu stehen, um nicht mit Aufopferungen seine Rolle zu übernehmen. Kam er hingegen selbst in Collisionen mit den Fürsten des Reichs, dann wurde bald ein anderer Ton angestimmt. Sachsens Besitznahme während des 7jährigen Kriegs hatte die Convenienz, gewiss aber nicht die Gründe des Rechts auf seiner Seite. Friedrich kann sich sogar nicht enthalten, von anderen Fürsten in einem sehr wegwerfenden Tone zu sprechen, wenn sie es nur von weitem versuchten, seinem Übergewichte in den Weg treten zu wollen. Mecklenburg wollte einst das Recrutiren in seinem Lande und das Ausheben in einem Bezirke desselben nicht gestatten. Dass das Recht auf Seiten des Herzogs war, wird jeder fühlen, welcher die Verhältnisse näher kennt. Aber man lese in des Königs hist. Schriften Th. III, Cap. 2 Friedrichs Äusserungen: „Sogar der Herzog von Mecklenburg nahm es sich heraus, dem Könige Kränkungen zuzufügen — Er verschaffte sich selbst Gerechtigkeit; einige mecklenburgische Soldaten wurden aufgehoben, und einige Beamte, die sich der Werbung widersetzt hatten, in Verhaft genommen u. s. w." Wenn aber Hr. *W.* versichert, dass Friedrich II sich klug, ungleich klüger als seine Nachfolger, benahm, und den letzteren Satz eingreifend durchführt: so wird er wohl so ziemlich das ganze Publicum auf seiner Seite haben. Man fühlt zu innig, wie wehe sich Preussen selbst that, als es durch seinen Frieden 1795 in der That die bisherige Verbindung des deutschen Reichs praktisch aufhob, ein Vorwurf, den selbst Frankreich gemacht hat; dass es durch denselben das südliche Deutschland der Übermacht Preis gab, ohne zu bedenken, dass bald die Reihe auch an das nördliche und an Preussen selbst kommen müsse.

te. Im ersten Taumel fühlten wir Nordländer nur die Seegnungen des Friedens hinter der Neutralitäts-Linie; der grösere Haufe priess den Friedensgeber laut, und der bedenklichere Mann durfte mit seinen Zweifeln kaum hervortreten. Aber bald fand man schon das Macherlohn bey den Kosten des Cordons zu hoch, und Missmuth verbreitete sich, als es immer deutlicher und deutlicher wurde, dass Preussen bey eigener Entschädigung jeden seiner Mitgenossen aufzuopfern, sich habe bereitwillig finden lassen. Man erblickte das blinde Haschen nach jedem noch so kleinen Gewinn, und alles Zutrauen war verloren, ehe man sich die Möglichkeit des so nahen und plötzlichen Sturzes dachte. Preussen beschloss seine Vergrösserungs-Carriere durch einen kleinen, aber in der That das ganze übrige Benehmen in Miniatur darstellenden Zug. Anspach hatte es verloren; das bayreuther Unterland war von dem Oberlande durch ein Stück von Bamberg, und ein paar nürnbergische Ämter getrennt. Um den Zusammenhang herzustellen, besetzt es ohne weiters die Ämter. Diess wäre so arg noch nicht; Deutschland ist an kleine, von der Convenienz erzeugte Gewaltthätigkeiten gewöhnt. Aber man wollte einen Rechtsgrund zur Besetzung vorweisen, und holte diesen von einem *Deserteur* her, der von Nürnberg nach Bayreuth, in der Folge aber in den alten Dienst zurück gegangen war. Diese Frevelthat musste an der ganzen Stadt durch Wegnahme ihrer Besitzungen gerächt werden; genau nach dem französischen Verpflegungsfusse der Truppen in Deutschland, hatte man an das Militär die vorgeschriebene Quantität und Qualität von Wein u. s. w. täglich zu liefern. Der Magistrat hielt den ganzen Vorgang für einen Missverstand, und wendete sich klagend an den König, welcher statt der Antwort seinem Generale den Adlerorden zur Belohnung schickte. So viel Rec. weiss, dauerte das Unwesen, bis das Vordringen der Franzosen ihm ein Ende machte. Die ganze Verhandlung über diesen gehässigen Gegenstand erschien in den öffentlichen Zeitungen, hat aber wegen des holperichen Kanzleystyls den Eindruck nicht auf das Publicum gemacht, welchen sie der Natur der Sache nach erregen musste. Auch Hr. *W.* übergeht diesen Zug, mit welchem Preussen Abschied von Deutschlands Angelegenheiten nahm, legt aber desto kräftiger das Schädliche des Benehmens bey den wichtigern Ereignissen unseres Vaterlandes, und bey Polens Theilung, an das Herz, ohne in den spottenden oder schimpfenden Ton einzustimmen, welcher sich, unschicklich genug, jetzt von vielen Seiten gegen das unglückliche Preussen erhebt. Eine sehr schätzbare Zugabe hat der Vf. durch die angehängten Tabellen dem kleinen Buche beygefügt, aus welchen nicht bloss Preussens ehemalige und jetzige Grösse, sondern auch die Vertheilung der abgerissenen Stücke genau angegeben wird. Überdiess stehen die Königreiche Preussen und Sachsen nach den gegenwärtigen Verhältnissen neben einander; und von dem Königreich Westphalen sind alle einzelnen Bestandtheile mit Beyfügung ihrer Grösse und Volksmenge angegeben. Für das Letztere bringt er 683 Q. Meil. und 1,901,150 Seelen heraus, eine Summe, welche mit der wirklichen Zählung im J. 1807 sehr nahe zutrifft, denn diese giebt 1,912,308 Seelen. Dessenungeachtet liegen in der Berechnung der einzelnen Theile manche Fehler; es ist ausgelassen Corvey, Schmalkalden, Ravensberg; Hildesheim, Halberstadt, Paderborn sind zu niedrig angesetzt, andere dagegen zu hoch. Wiederholt man die Zählung mit mehrerer Musse: so finden sich wohl gewiss 2 Millionen Seelen. Wenn Preussen in seiner höchsten Grösse hier 6181 Q. M. mit 10,500,000 Menschen zugetheilt werden, und der Leser diese Summe nach allen anderweitigen Berechnungen übertrieben finden sollte: so vergesse er nicht, dass das Kurfürstenthum Hannover als preussischer Bestandtheil mit eingerechnet ist.

Vd. Hg.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Bamberg*, b. Reindl: *Vorschriften von M. H. Dorn*, Schreibmeister beym königl. Lycäum (Lyceum) in Bamberg. 1807. 3 Bogen. gr. 4. (14 Gr.) An den Gründen zu einer regelmäsigen Currentschrift, welche die erste Vorschrift darbieten, ist durchaus nichts auszusetzen, man müsste denn etwa die Lage einiger Buchstaben zu schief finden. Alle unterwärts gezogenen Buchstaben sind desto schwieriger mit einander zu verbinden, je schiefer sie liegen. Auch die Muster einiger Geschäftshandschriften, die auf dem dritten Blatte gegeben werden, sind, bis auf einige Kleinigkeiten, zur Nachbildung zu empfehlen. Zu diesen Kleinigkeiten gehört, dass Hr. *D.* abgerundete *g*, *k*, *y* zu Anfange der Sylben gebraucht, die bloss ihren Platz am Ende derselben haben dürfen, und dass er einige der grossen Buchstaben, z. B. M und W, aus mehr als einem Zuge entstehen lässt. Das in dem Worte *Regel* gebrauchte R kann zu leicht mit dem T verwechselt werden, als dass es die Geschäftsschrift, die in allen ihren Zügen zunächst unzweydeutig seyn muss, aufnehmen dürfte. — Die liegende Kanzleyschrift hat etwas dem Charakter der Kanzleyschrift Widersprechendes, und hat Rec. am wenigsten gefallen. Dass Hr. *D.* die Fracturschrift nicht vernachlässigt hat, ist zu loben. Die lateinische, französische und englische Schrift zeichnet sich vor vielen ähnlichen Musterschriften gar sehr zu ihrem Vortheil aus. Der Stich, von Hn. *Vogel* in Nürnberg besorgt, ist sehr accurat und nett.

Lz.

Eisenach, b. Wittekind: *Beschreibung der vorzüglichen Gärten in und bey Eisenach und ihrer schönen Gegend, nebst einem Verzeichniss schönblühender perennirender Gewächse oder Zierpflanzen im herzogl. Carthausgarten zu Eisenach*, von F. G. Dietrich. Zweyte verm. u. verb. Auflage. 1808. 143 S. 8. (8 Gr.) Beschreibungen solcher schönen Gegenden, wie die Umgebungen von Eisenach, wo mit der lieblichen Natur Fleiss und Kunst sich paaren, müssen jedem Freunde der Natur willkommen seyn. Hr. *D.* theilt in dieser kleinen Schrift, deren erste Ausgabe bekanntlich ihre Entstehung einer Abhandlung desselben über die Gärten in Eisenach im 6 Bande seines ökonomischen botanischen Garten-Journals verdankt, und besonders abgedruckt ward, eine kurze Übersicht der vorzüglichsten Gartenanlagen und Merkwürdigkeiten in dem Bezirke von Eisenach mit, für welche ihm jeder Eisenacher, aber auch jeder Fremde, der diese Schweizergegend besucht, und dem sie zum Wegweiser dienen kann, danken wird. Jedoch beschränkt sich der Vf. in dieser zweyten ganz umgearbeiteten Auflage nicht bloss auf die Beschreibung der Gärten in Eisenach und ihrer schönen Gegend, sondern er liefert auch noch ein Verzeichniss vorzüglicher Zierpflanzen in den dortigen herz. Gärten, die seiner Aufsicht anvertraut sind, und giebt zugleich Winke, die weniger bekannten Arten derselben zweckmässig zu erziehen und zu vermehren, so dass diese Schrift, welche mit einer Titelvignette, nämlich der Ruine von Metilstein geziert und mit einem Register versehen ist, jetzt zwey Abtheilungen enthält.

— sch —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 11 OCTOBER, 1808.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Königsberg, in der Hartungschen Hof- und akademischen Buchdruckerey: *Kriegsartikel für die Unter-Officiere und gemeinen Soldaten* (der königl. preussischen Armee.) Den 3ten August 1808. 38 S. 4.

2) Ebendaselbst: *Verordnung wegen der Militär-Strafen.* 16 S. 4.

3) Ebendaselbst: *Verordnung wegen Bestrafung der Officiere.* 15 S. 4.

4) Ebendaselbst: *Reglement über die Besetzung der Stellen der Port-epée-Fähndriche und über die Wahl zum Officier bey der Infanterie, Cavallerie und Artillerie.* 1 Bogen 4.

Bey der Wiederherstellung der preussischen Armee ist das Gesetz allgemeiner Verpflichtung zur Vertheidigung des Staats, worauf sich eigentlich schon die bisherige preussische Canton-Verfassung stützte, von allen einschränkenden Bedingungen befreyt worden, welche bis zur französischen Revolution so sehr im Geiste der Zeit waren, dass, trotz derselben, der preussische Staat derjenige war, welcher in ganz Europa die Verpflichtung zum Soldatenstande am weitesten ausdehnte. Die jetzige Aufhebung aller ehemaligen Einschränkungen, *aus eignem freyem Willen der Regierung*, und in der Überzeugung, dass es so dem Geiste und den Bedürfnissen des Volkes angemessen sey, beweist, dass nicht alle Früchte der französischen Revolution verloren gegangen sind, und dass wir mitten unter Niederlagen und Umsturz doch wirklich fortschreiten.

Dem Gesetz der allgemeinen Verbindlichkeit zum Kriegsdienst stehen zwey andere, für die innere Verfassung einer Armee sehr wesentliche Gesetze zur Seite, die als die nothwendigen Stützen desselben zu betrachten sind: *solcher Strafmittel sich zu bedienen, die mit der Cultur und den Sitten des ganzen Volks im gehörigen Verhältniss stehen*, und dann, *vollkommene Gleichheit der Ansprüche auf Beförderungen.* Diese beiden Gesetze, die von Seiten der preussischen Regierung dem bis jetzt bloss angekündigten Gesetz der allgemeinen Verbindlichkeit zum Kriegsdienst mit Recht vorausgeschickt werden, sind es, die wir hier in No. 2 und 4 vor uns haben, und welchen entsprechend die Kriegsartikel (No. 1) ausgearbeitet sind. Daher wird es für alle, die mit dem preussischen Staate in der Folge in mittelbarer oder unmittelbarer Verbindung stehen werden, vielleicht für alle Deutschen interessant seyn, diese Verordnungen ihrem Geiste nach kennen zu lernen.

Durch die Verordnung No. 2 sind alle körperlichen Strafen abgeschafft, und Arrest, als allgemeines Strafmittel, an ihre Stelle gesetzt. Wenn man bisher ziemlich allgemein geglaubt hat, dass die militärische Zucht bey deutschen Armeen nicht anders, als durch widrige und erniedrigende körperliche Züchtigungen, erhalten werden könne: so ist das ein Vorurtheil, dessen wir uns, als Deutsche, schämen sollten. Rec. ist zwar überzeugt, dass der Franzos durch Formen mehr zu leiten ist, als der selbstständigere Deutsche, der mehr auf die Sache geht und im gemeinen Leben durch Misstrauen und Tadelsucht dasselbe Princip zu erkennen giebt, das ihn anderswo in die tiefsten Untersuchungen der Philosophie führt; aber so lange man den Deutschen moralisch nicht absolut unter den Franzosen stellen kann: so lange muss es auch für ihn edlere Strafmittel geben, als die des blossen sinnlichen Schmerzes. *Einsamkeit, Mangel an Tageslicht*, sind Entbehrungen, die die Seele mehr treffen, als den Körper, und selbst *der Mangel anderer Nahrung als Wasser und Brod, der Mangel einer Ruhestätte*, sind dem moralischen Menschen noch näher verwandt, als die Züchtigung mit Ruthenstreichen. Dieser vier Mittel aber hat sich der preussische Gesetzgeber bedient, um daraus drey verschiedene Grade des Arrestes zu bilden. Einsamkeit — Einsamkeit bey Wasser und Brod — und endlich auch noch ohne Tageslicht und Ruhestätte.

Wahrscheinlich in Beziehung auf den gegenwärtigen Zustand der Armee, der ihm keine zu schnelle Wechsel zu erlauben schien, hat der Gesetzgeber eine der körperlichen Strafen fähige Classe von Soldaten zugestanden; indessen kann Niemand ohne gerichtlichen Urtheilsspruch darein versetzt werden, und auch für diese Classe ist das widrige Gassenlaufen abgeschafft. Rec. glaubt, diese Einschränkung der Reform schade dem wohlthätigen Geiste des Ganzen, ohne zu seyn, wofür man sie zu halten scheint, — ein zweckmässiger Zusatz von Strenge für die ganz rohen Gemüther; denn da die strengeren Strafmittel *beiden Classen gemein sind*, so bleibt kein Grund, warum sie sich in den gelindern unterscheiden sollen. Doch ist mit Gewissheit zu erwarten, dass diese Classe bald von selbst aufhören werde, weswegen auch die Möglichkeit gelassen ist, durch Besserung wieder aus derselben herauszutreten.

Die Festungsstrafe ist in zwey Grade getheilt.

Beym ersten Grade machen die dazu Verurtheilten eine besondere Abtheilung der Regiments-Garnison-Compagnie aus, und müssen unter ihrer Aufsicht arbeiten. Nach vollendeter Strafzeit treten sie in ihre Corps zurück. Der zweyte Grad ist die gewöhnliche Festungsstrafe, ohne Rücktritt in die Armee. Als Todesstrafen sind für Dienstverbrechen: das Todtschiessen und der Strang, für die übrigen die im Preussischen üblichen beybehalten. Ein sehr humaner Geist zeigt sich in Bestimmung der Straferkenntnisse. Der Commandeur des Regiments oder Bataillons kann nur auf drey Tage mit schwerem Arrest, ein anderer Officier nur mit Anzeige an den Commandeur auf drey Tage mit mittlerem, und ohne diese Anzeige auf drey Tage mit gelindem Arrest bestrafen. Dagegen ist, *um den unbedingten militärischen Gehorsam*, für Fälle, wo er entscheidend ist, *fest zu erhalten*, dem Officier, dessen Macht zu bestrafen so beschränkt ist in allen gewöhnlichen Fällen, für ausserordentliche die Macht gegeben, *den auf der Stelle zu tödten, der den Gehorsam versagt*. Bey der Untersuchung, welche einem so ausserordentlichen Falle natürlich folgt, wird ausgemacht, ob militärische Gründe sein Verfahren nothwendig gemacht haben oder nicht, und im letzten Falle folgt eine sehr strenge Bestrafung des Officiers. Nicht bloss hier, sondern überhaupt in den Kriegsartikeln, zeigt sich das Bestreben durch eine vermehrte Strenge bey ausserordentlichen Verbrechen sich die Freyheit zu verschaffen, bey kleineren Vergehen gelinder zu seyn; ein Verfahren, bey dem sich die französische Armee von jeher gut befunden hat. Daher heisst es Art. 16: *Ein Soldat, der vor dem Feinde zuerst die Flucht ergreift, kann ohne Umstände todt geschossen werden, und gleiche Strafe trifft ihn, wenn solches nicht gleich auf frischer That geschehen seyn sollte.* — Die Desertion ist beym ersten Male im Frieden mit 1jähriger, im Kriege mit 6jähriger Festungsstrafe belegt; der Stifter eines Desertions-Complottes von 3 und mehreren Menschen ist im Frieden mit 10jähriger Festungs-, im Kriege mit Todes-Strafe belegt. Um den oberen Behörden ein Mittel zu geben, den Geist der Disciplin in den Regimentern immer unter den Augen zu behalten, sollen jährlich von den Regimentern genaue Strafregister eingesendet werden.

„Einen Anspruch auf Officierstellen" — heisst es in No. 4 — „sollen von nun an in Friedenszeiten nur Kenntnisse und Bildung gewähren, in Kriegszeiten ausgezeichnete Tapferkeit und Überblick. Aus der ganzen Nation können daher alle Individuen, die diese Eigenschaften besitzen, auf die höchsten Ehrenstellen im Militär Anspruch machen. Aller Vorzug des Standes, der bisher Statt gefunden, hört beym Militär ganz auf, und Jeder, ohne Rücksicht auf seine Herkunft, hat gleiche Pflichten und gleiche Rechte."

Um diesem Grundsatze, der eben so sehr den wahren Bedürfnissen einer Armee, als den natürlichen Rechten jedes ihrer Glieder gemäss ist, vollkommen zu entsprechen, ist die militärische Beförderung auf folgende Ordnung festgestellt, die dem Rec. mit vorzüglicher Einsicht getroffen zu seyn scheint. Wer im Frieden Officier werden will, muss in einer doppelten Prüfung vor einer in der Hauptstadt des Armee-Corps niedergesetzten Commission bestehen. Der ersten Prüfung muss er sich unterwerfen um Portepée-Fähndrich zu werden, deren ein jedes Regiment so viele hat, als es Compagnien zählt, und aus denen im Frieden die Officiere gewählt werden. Die Gegenstände dieser ersten Prüfung übersteigen nicht den Wirkungskreis einer ganz gewöhnlichen städtischen (sogenannten lateinischen) Schule. Sie sind: *Rechnen, Schreiben, Anfangsgründe der Geometrie, Elementar-Geographie, allgemeine Weltgeschichte, vaterländische Geschichte und ein wenig Planzeichnung.* Die Letztere kann jeder junge Mensch von selbst in kurzer Zeit ohne Schwierigkeit erlernen, wie Rec. aus Erfahrung weiss. — Die übrigen Bedingungen sind ein Alter von 17 Jahren, eine Dienstzeit als Gemeiner von 3 Monaten und eine tadellose Aufführung. Wird eine Officierstelle eröffnet, so wählen die Lieutenants 3 aus den Portepée-Fähndrichen, die über folgende Gegenstände geprüft werden: *Fertigkeit in schriftlichen Aufsätzen; Übersetzung des Französischen ins Deutsche; reine Mathematik bis zu den Gleichungen vom zweyten Grade; ebene Geometrie und Trigonometrie; Anfangsgründe der Feld- und Permanenten-Befestigung; richtiges Zeichnen der Situations-Karten und Pläne, ohne grosse Schönheit; Ausstecken einer Verschanzung, Anstellung und Berechnung der Arbeiter und Arbeiten von Verschanzungen; Aufnahme eines kleinen Bezirks; erweiterte Geographie und Statistik; Welt- und vaterländische Geschichte.* Wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, dass Jemand diese Kenntnisse gerade so von der Schule mitbrächte: so ist doch nicht zu leugnen, dass, wer nur durch eine ganz gewöhnliche Schulbildung den Grund dazu gelegt hat, in einem Jahre oder zweyen das hier vorgeschriebene Ziel grösstentheils ohne Lehrer wird erreichen können. Haben die 3 gewählten bestanden: so wählen die Hauptleute aus ihnen einen, der dann vom Commandeur und den Staabs-Officieren, nöthigenfalls mit einem verneinenden Gutachten, dem Könige vorgeschlagen wird. Im Kriege kann jeder Gemeine wegen einer ausgezeichneten That unmittelbar zum Officier gewählt werden. — Die in No. 3 enthaltenen Bestimmungen sind weniger wichtig, und bezwecken bloss ein gegenseitiges gutes Betragen zwischen niederen und höheren Officieren und eine wechselseitige Aufsicht der niederen auf einander.

Rec. wünscht, dass der edle und männliche Geist, welcher in allen diesen Verordnungen herrscht, durch eine verständige Ausführung ungeschwächt auf die Armee selbst übergehe, und sich schnell mit dem Enthusiasmus verbinden möge, der, aus der neuen Entstehungsart der Armee wie ein neugebornes zartes Kind hervorgehen wird, einer sorgsamen Pflege bedürfend.

S — ft.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin u. Leipzig: *Über Preussens Verwaltung seiner ehemaligen polnischen Provinzen.* Ein Versuch zur Darstellung der Gründe, die ihren Abfall vom Mutterlande veranlassten. 1808. 76 S. 8. (12 Gr.)

Die Insurrection, welche in den ehemaligen polnischen Provinzen des Königreichs Preussen sogleich nach den ersten Unfällen der preussischen Armee ausbrach, und welche, so viel man aus den sehr unvollständigen Nachrichten, die wir bis jetzt über dieselbe erhalten haben, sehen kann, sehr ausgebreitet gewesen seyn muss, giebt einen sehr lehrreichen Beweis ab, dass es äusserst schwer ist, ein Volk durch vernünftige, höchst wohlthätige Einrichtungen zu gewinnen, wenn es Gründe zu haben glaubt oder wirklich hat, um gegen diejenigen eingenommen zu seyn, von denen diese Einrichtungen herrühren. — Denn kein Unbefangener kann es verkennen, und auch unser Vf. so wenig, als ein großer Theil der Bewohner des jetzigen Herzogthums Warschau, leugnet es, dass diese Provinzen unter der preussischen Regierung ganz unendlich gewonnen haben, dass von der Regierung mit grossem Aufwande und wahrer väterlicher Fürsorge, sehr vortreffliche und für den Wohlstand und die Cultur des Landes höchst folgenreiche Einrichtungen getroffen worden sind. Und doch waren die Einwohner fast durchgehends der Regierung abhold, und so viel man weiss, dieser Regierung ungleich mehr abhold, als die Bewohner der an Russland und Österreich gekommenen Provinzen ihren neuen Herren, ungeachtet man doch gewiss hier nicht mit so vieler Fürsorge gegen die Neuerworbenen zu Werke ging. Die mehrere Schonung nationaler Eigenthümlichkeiten und die grössere Gleichheit, welche zwischen dem Verfahren des neuen Personales und zwischen diesem Personale selbst mit dem alten Statt fand, hat unstreitig dazu viel beygetragen. Doch scheint die Geschichte unserer Tage und das Beyspiel vieler anderer Provinzen, mit welchen in unseren Tagen Veränderungen aller Art vorgenommen sind, zu zeigen, dass diese Schonung wenigstens nicht allenthalben nothwendig ist, und dass das Fügen oder Nichtfügen unter ein neues Regiment von manchen anderen Ursachen abhängt, deren Auseinandersetzung hieher nicht gehört. Auffallend ist es jedoch, dass die Aufhebung der Vorrechte, welche einzelne Stände und Classen von Bürgern geniessen, und welche für die übrigen Unterthanen höchst drückend sind, deren Aufhebung mithin der grossen Mehrzahl höchst willkommen seyn müsste, beynahe immer die meiste Unzufriedenheit erregt, und gewöhnlich die vorzüglichste Ursache ist, wenn die Unzufriedenheit zur Explosion kommt. So stark ist die Macht der Gewohnheit!

Der Vf. findet den Grund der Insurrection der Polen theils in der Vertilgung ihrer Nationalität, welche die theilenden Mächte bewirken wollten, theils in dem Benehmen des preussischen Gouvernements. Das erste will er nicht auseinandersetzen, glaubt auch, dass dieses nicht bloss auf Polen, sondern auf jedes Volk passe, das einen fremden Herrscher bekomme, und dem dieser nicht entweder eine nicht gehabte Nationalität ertheile, oder diejenige zu erhalten suche, die es besass. — Zum Theil wahr, doch haben darin grosse Verschiedenheiten und Abstufungen Statt.

Unter den speciellen Veranlassungen, die Preussen gab, führt der Vf. zuerst das zweydeutige Benehmen Preussens vor der Theilung von 1793 an. — Die Religion gab eine zweyte Veranlassung. Doch nur in so fern, als die Priester dieses benutzten; das Volk selbst würde darauf eben nicht gesehen haben. Mehr wirkte die Verschiedenheit in den Sitten und in der Sprache. Die erste wurde besonders sichtbar darin, dass man das ernste, ordnungsmässige Betragen der neuen Beamten, und die regelmässige Behandlung der Geschäfte, welche von der leichtfertigen, willkührlichen Behandlung in den vorigen Zeiten sehr abstach, gar nicht zu schätzen wusste. Doppelt empfindlich ward aber dieses durch die Entfernung aller Eingebornen aus den öffentlichen Ämtern, ohne Unterschied, ob sie solche lange bekleidet hatten, oder nicht, und ob sie bloss der Ehre und des Ansehens halber, oder der Besoldungen wegen dienten. Mit vollestem Recht nennt der Vf. eine Massregel dieser Art zu grausam und zu unrechtlich, als dass sie nicht überall von nachtheiligen Folgen seyn sollte. Es liegt darin eine Härte, die, man mag den Buchstaben noch so sehr Gewalt anthun, nie weginterpretirt werden kann. Diese Härte traf in Polen das Civile und Militär. Die Geistlichen blieben; aber mit ihren Gütern ging eine grosse Veränderung vor. Sie wurden unter öffentliche Verwaltung gezogen, und die Geistlichen erhielten eine Competenz. Das Ganze sahe einer Plusmacherey zu ähnlich, als dass man sich eine andere Absicht dabey hätte denken können. Auch den Starosten nahm man ihre sogenannten weltlichen *Beneficia*, welche in ansehnlichen Gütern und Einkünften bestanden. Diese Massregel wurde um so ärgerlicher, weil diese Güter nicht zur Verminderung der Abgaben eingezogen, sondern einzelnen Personen — würdigen und unwürdigen — zu Geschenken gegeben wurden. Sehr einsichtsvoll urtheilt der Vf. über dergleichen Schenkungen, die selten etwas taugen. — Diese mannichfaltigen Schritte wurden aber noch verderblicher durch unzeitige Humanität auf einer anderen Seite. Auch hierüber urtheilt der Vf. sehr richtig. Das Resultat ist: dass eine Regierung vorsichtig und schonend seyn müsse bey Entwerfung von Gesetzen und bey Ergreifung von Massregeln, aber durchaus fest und streng bey Handhabung derselben. Gerügt wird in dieser Hinsicht das Benehmen gegen die Insurgenten von 1794, besonders dass man ihnen grosse Geldstrafen auflegte. Denn wahr ist es, dass es Verbrechen giebt, die entweder verziehen oder mit Blut bestraft werden müssen. Zu allem diesem musste freylich der den Polen ei-

gene Geist, ihr Streben nach Veränderung, die Selbstsucht und der Parteygeist in der Nation hinzukommen, um das Feuer zu entzünden. Man kann noch hinzusetzen, dass die unruhige Lage Europa's seit bald 20 Jahren, die Unsicherheit, in welcher die Existenz aller Staaten sich befand, und die Eingebungen der ausgewanderten Grossen, welche im Auslande dienten, und die, wer weiss was für Versprechungen und Aufmunterungen erhielten, die Hoffnung und den Hass der Unterdrückten vor dem Erschlaffen bewahrten. Der Erfolg ist glücklich gewesen; man ist jedoch öffentlich über den ganzen Zustand und über die eigentlichen Wünsche der Nation zu wenig unterrichtet, und die Nation ist auch noch nicht genug sich selbst überlassen, um mit Gewissheit beurtheilen zu können, in wie fern sie es einsieht, dass die Verhältnisse, in welche sie getreten, musterhaft sind.

Eben so gerecht ist der Vf. gegen Preussens Verdienste um diese Provinzen. Das erste ist eine in jeder Hinsicht verbesserte Justizpflege. Bessere Gesetze, die alten waren höchst ungewiss, ein besserer Process- und Geschäfts-Gang, ein besseres, rechtlicheres Personale. Ruhmvoll ist es für die Justizbedienten, dass, wie der Vf. sagt, in den Zeiten, wo das etablirte polnische Gouvernement alles anwandte, um das Volk gegen die alte und für die neue Sache zu entflammen, und wo Parallelen zwischen der preussischen und polnischen Justizpflege gezogen wurden, dennoch kein Zweifel gegen die Integrität der preussischen Richter geäussert ist. Eine zweyte Wohlthat war die Berichtigung des Hypothekenwesens. Sehr gut ist dieses Verdienst, welches dem preussischen Staat eigen ist, auseinandergesetzt. Dass der Wucher dennoch auch hier Gelegenheit gefunden hat übermässig zu erndten, ist ein Übel, gegen welches wohl jede Gesetzgebung zu schwach seyn dürfte. — Verdienstlich ist ferner die Sorge für die Erhaltung des Vermögens der Minderjährigen, welches vorher dem Raube preis gegeben war. Manches geschah für den öffentlichen Unterricht, und zu noch mehrerem ward der Grund gelegt. Gross und vielfältig waren die Verbesserungen des Bodens. Sümpfe und Brüche wurden ausgetrocknet, Flüsse schiffbar gemacht, Kolonieen angelegt, Städte verbessert, und doppelt vortheilhaft war alles dieses, weil dadurch grosse Summen baares Geldes in Umlauf kamen. Vorher dachte niemand an so etwas, konnte auch nicht daran denken, weil es an einem öffentlichen Fonds fehlte. Kein Pole konnte alles dieses verkennen; allein man leugnete das Verdienstliche, weil man behauptete, alles geschehe nur um die Einkünfte zu vermehren. Richtig wird diese gemeine Ansicht, durch Vorurtheil und Parteygeist erzeugt, gewürdigt. — Die Kolonisten wirkten durch Lehre und Beyspiel wohlthätig auf den Ackerbau der Polen, besonders dadurch, dass sie Ackerbau und Viehzucht, vorher zwey ganz getrennte Beschäftigungen, in Verbindung brachten. Die Viehzucht, vorher nicht sehr bedeutend, weil man Vieh im Überfluss aus den russischen Provinzen bekam, glaubt der Vf., habe sich in den Zeiten des preussischen Besitzes um das Sechsfache, der Getreidegewinn um das Doppelte vermehrt. — Die Sitten wurden verfeinert, vorzüglich mehr Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit verbreitet, wofür man vorher gar kein Gefühl hatte. Die Leibeigenschaft, sonst in Polen in ihrer vollen Härte zu Hause, ward sehr gemildert. Man ging dabey jedoch sehr bedächtlich zu Werke, schien mehr durch Lehre und Beyspiel als durch Gesetze wirken zu wollen. Eine Mässigung, welche so lobenswerth sie in ihren Ursachen war, vielleicht hier mehr geschadet als genutzt hat. Auf den Domänen entfernte man die Juden, die schädlichen Beförderer der Völlerey der Bauern, aus den Krügen. Auch dieses missfiel vielen Edelleuten — obwohl die Besseren dem Beyspiel folgten — weil sie die Völlerey der Unterthanen als eine der Hauptquellen ihrer Einnahmen betrachteten. Nicht in besondere Rechnung bringt der Vf. die Verdienste, welche Preussen hat, durch Anlegung und Verbesserung von Posten, Wegen, Feuer-Societäten, Leihhäuser und viele andere Stücke der Landes-Policey, wovon man in Polen nichts wusste, und aus allem diesem zieht er das Resultat: dass bey der Occupation und bey der Administration der ehemaligen preussisch-polnischen Provinzen das Interesse einzelner Individuen auf eine gewiss sehr schmerzliche Art gefährdet, dass aber das Beste des Ganzen auffallend dadurch befördert worden, und dass der Grund der Insurrection nicht in einem allgemeinen Widerwillen der ganzen Nation gegen das preussische Gouvernement, sondern in der gereizten Empfindlichkeit Einzelner und in dem Einfluss zu suchen sey, den sie auf den grossen Haufen gehabt. Möge fortdauernde Ruhe dem unglücklichen Lande, das so lange ein Schauplatz der erbärmlichsten Factionen gewesen ist, zu Theil werden, damit der gute Saame, welcher ausgestreuet worden ist, unter einer festen und weisen Regierung gedeihen könne!

PN.

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Hartknoch: *Joh. Gottfried v. Herders Ansichten des classischen Alterthums.* Nach dessen Ideen geordnete Auszüge aus seinen Schriften, mit Zusätzen aus dessen Munde, Erläuterungen, Anmerkungen und einem Register von Dr. *J. T. L. Danz.* Zweyte Abtheilung. 1806. 476 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) S. Recens. der ersten Abtheilung. 1806. No. 67. Nachdem die dritte Abtheilung erschienen seyn wird, kann der Rec. der ersten Abtheilung die jetzt noch nicht zu bestimmenden Verdienste des Herausg. um dieses Werk würdigen.

Berlin, b. Gädicke: *Nachträge zu meinem Buche über das Alter und untrügliche Mittel alt zu werden;* von Joh. Sam. Schröter, Superint. u. Oberpfarrer zu Buttstädt u. s. w. 1ste Lief. 1807. IV u. 123 S. 8. (16 Gr.) S. Rec. des Buches selbst 1805. No. 36.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller.* Ausgearbeitet von *J. G. Meusel.* 8ter Bd. 1808. 584 S. 8. (3 Thlr.) S. Rec. der 4 ersten Bde. 1804. No. 234.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 OCTOBER, 1808.

GESCHICHTE.

Frankfurt u. Leipzig, b. Nicolai: *Matériaux pour servir à l'histoire des années* 1805, 1806, 1807. Dedié aux Prussiens par un ancien compatriote. Nouvelle édition. 1808. 315 S. 8.

Unsere Anzeige dieser Schrift kommt, wenn Anzeigen dieser Art nur das bezwecken sollen, die Kenntniss von dem Daseyn eines Buches zu verbreiten, und die Aufmerksamkeit des Publicums rege zu machen, zu spät; denn es ist gewiss bereits in den Händen aller, die für neuere Geschichte und Politik sich irgend interessiren. Kein Werk ist erschienen, welches über Preussens Fall so viel Aufschluss gäbe. Wenn man es nicht längst wüsste: so würde man das Buch gleichwohl nicht lesen können, ohne sogleich zu fühlen, dass es von einem Manne herrühre, der in dem geheimsten Rathe selbst Sitz und Stimme und das von lange her hatte. Immerhin wird es daher für spätere Geschichtschreiber seinen Werth behalten, wenn die elenden Brochuren, womit wir überschwemmt worden, welche für die Tabagien verdorbener Handwerker und Bauern, für die politischen Saufgelage in Dörfern und Städten, und zur Tödtung der lästigen Langeweile des vornehmen Pöbels geschrieben sind, längst vergessen seyn werden. Ein Werth würde diesem Werke immer bleiben, selbst dann, wenn es noch parteyischer wäre, als es ist, wenn es noch bestimmter die Richtung hätte, die zu vertheidigen, welche in dem geheimsten Rathe des Königs sassen, und wenn noch mehr das Ganze darauf ausginge zu beweisen, dass alles so habe kommen müssen, wie es gekommen. Alle Quellen, woraus wir für den Gang der öffentlichen Begebenheiten schöpfen, in so fern sie von Personen herrühren, welche die Hand selbst im Spiel hatten — von Urkunden ist nicht die Rede — sind nie ganz ungetrübt. Jeder, der seine Memoiren schreibt, oder die Memoiren derer, mit denen er lebte und die Geschäfte betrieb, oder die Ursachen und Folgen der Begebenheiten, an denen er Theil nahm, entwickelt, ist und muss immer parteyisch seyn, und er muss es um so mehr seyn, je mehr er in den Geschäften nicht ein Ball des Zufalls war, sondern wusste, was und warum er es wollte. Es ist die Sache späterer Zeit, späterer Geschichtforscher und Geschichtschreiber, diese verschiedenen Aussagen und Ansichten solcher mit den Geschäften vertrauter Männer mit den Urkunden und den Thatsachen zu vergleichen und abzuwägen, und so bildet sich ein motivirtes Urtheil, es bildet sich das, was man das Urtheil der Nachwelt nennt. Als einen Beytrag, um zu diesem Zweck zu gelangen, müssen diese Memoiren angesehen werden, wenn man auch gar nicht von der einseitigen Ansicht sich hinreissen lässt, und zugleich gar wohl fühlt, warum der Vf. keinesweges alles gab, was er wusste, warum er über manches mit leichtem Fuss hinweggleitete. Es ist nur die Stimme einer Partey, aber diese hat einen nicht ungeschickten Sachwalter gefunden; der Entwurf, die Composition, die Ausführung des Werks sind mit vielem Verstande, mit nicht geringer Kunst gemacht. Über manches werden bessere Nachrichten verbreitet, in einigen wird der Vf. die Unbefangenen und Unterrichteten gewinnen, *ganz* zu seiner Ansicht herüberziehen wird er schwerlich Jemanden. Wir wünschten, dass andere, die an den Geschäften Theil hatten, auch ihre Darstellung geben möchten; uns Übrigen bleibt das Vergleichen und Prüfen überlassen. Der Fall des preussischen Staats ist ein so grosses Phänomen, das auf alle durch deutsche Sitte und Sprache Verbundenen einen so unberechenbaren Einfluss hat, dass man denen, die über den Gang der Begebenheiten reden, und die im Stande waren, beide zu kennen, mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit zuhört.

Bis S. 63 spricht der Vf. vom inneren Zustande der preussischen Monarchie. Dieser Abriss ist ganz kurz; weitläuftig darüber zu seyn gehörte nicht zum Zweck. Das Rühmliche ist bemerkt, über Mängel wird leicht hinweggeschritten; doch enthält auch dieser Abschnitt einiges, was weniger bekannt war. Friedrich der Grosse hinterliess einen Schatz von 72,000000 preuss., sein Nachfolger dagegen 28,000000 Schulden; Friedrich Wilhelm III aber hatte beym Ausbruche des Kriegs einiges bereits zur Bestreitung der ersten Rüstungen erspart, einen bedeutenden jährlichen Überschuss, und die Schulden waren fast ganz getilgt. Die erste Zahl stimmt nicht mit dem, was man sonst annahm; doch muss man glauben, dass der Vf. besser unterrichtet war. Am interessantesten in diesem Abschnitte hat uns das geschienen, was über die Composition des Kabinets und dessen Geschäftsgang vorkommt. Das Verhältniss desselben zu dem General-Directorio oder den Ministern war bekannt genug, und der scandalöse Streit, der zwischen diesen beiden Behörden öfters, und in den späteren Zeit fast immer erbitterter geführt

ward, war dem grösseren Publico selbst nicht unbekannt geblieben. Es war zu Aller Kunde gekommen, wie das Amt der Schreiber im Kabinet Friedrichs des Gr. unter den folgenden Regenten zum höchsten Ministerium umgewandelt ward, und wie nunmehr die geheimen Kabinets-Räthe über die Minister herrschten, und die letzteren immer mehr nur Bureau-Chefs wurden. Aber der Einfluss des königlichen Freundes, des Hn. v. K....., oder wenigstens die Instruction, die ihm der König am Tage seiner Thronbesteigung gegeben, und die Manipulation der Geschäfte in diesem höchsten, geheimen Rathe war weniger bekannt. Bey dem hohen Pflichtgefühle des Königs, bey seiner Achtung für Recht, der Strenge gegen sich selbst, möchte auch in ruhigen Zeiten die alte Form, welche von hochverehrter Hand herstammte, minder nachtheilig geworden seyn. Andere Zeiten aber führen andere Menschen herbey: und diese bedürfen unter anderen auch anderer Formen. Doch es ist so schwer das Alte zu ändern. Das Genie, das jene Formen geschaffen hatte, hatte sie zu seinem Gebrauch gebildet; dass sie unter anderen Händen ganz etwas anderes werden mussten, war begreiflich; es war aber auch vielleicht ein nicht viel geringeres Talent, auf jeden Fall ein grosser Charakter dazu erforderlich, die Formen zu zerbrechen, und andere und bessere zu schaffen. Es war, so viel man vernommen, zuweilen die Rede von der Creation eines Kabinets- oder Principal-Ministers, aber um diess durchzusetzen, hätten die nächsten Umgebungen des Hauptes gewonnen, und der höchste Wille selbst damit einstimmen müssen; man weiss, was sich dagegen setzte. Unser Vf. sucht die Kabinets-Einrichtung zu rechtfertigen, indem er sagt: die Glieder desselben seyen ja wirkliche Minister gewesen, nur hätten sie den Namen nicht gehabt, das Ganze sey ein blosser Wortstreit. Die Sache ist wahr, ja mehr als diess, die Kabinets-Räthe waren allein die Minister, und die Minister waren es nicht. Dass aber den Gliedern des Kabinets der Titel fehlte, war schon ein Übel, doch würde auch mit dem Titel der Sache nicht haben abgeholfen werden können. Die beiden Kabinets-Räthe, welche die wichtigsten, die inneren und auswärtigen Geschäfte leiteten, waren bürgerlicher Abkunft, die Minister waren von Adel, aus den angesehensten Familien des Landes, sie sollten repräsentiren und imponiren, aber jeder wusste, wie diese jenen dem Wesen nach untergeordnet waren. Konnte dabey Ordnung bestehen? An Streit zwischen beiden Theilen fehlte es nicht, und dieser Streit musste höchst verderblich werden. Es klingt seltsam, wenn man immer hört, der Adel habe Preussen zu Grunde gerichtet, da die beiden ersten Stellen in unadelichen Händen waren, und da eben damals und mit dadurch eine Reibung zwischen Adel und Nichtadel erwuchs, die bereits lange vor der schrecklichen Katastrophe bestand. Es haben preussische Schriftsteller zu seiner Zeit so ziemlich als Blinde von der Farbe von der hannöverischen Secretarien-Regierung geschrieben: aber in Hannover referirten die Secretäre den Ministern, und diess war in der Regel; in Preussen referirten gleichsam die Minister den Secretären, und diess war es nicht. Auch haben wir gelesen, dass mit den preussischen Kabinetsräthen die Staats-Secretäre in den neuen im westlichen Europa gegründeten Reichen sind verglichen worden. Allein wie kann man diess, wenn man einigermassen nur mit dem Gange der Geschäfte und den Formen dieser Reiche vertraut ist? Hier ist nur Ein Staatssecretär; und dieser hat den Rang der Minister, oder er ist es wirklich, doch ist diess noch das wenigste. Der Regent hat einen Staatsrath, darin haben alle Minister Sitz und Stimme, der Regent präsidirt, vernimmt in wichtigen Angelegenheiten seine Minister und Staatsräthe, ganz unabhängig von seinem Staatssecretär. In Preussen war diess, der hergebrachten Form nach, nie der Fall. Es ist aber ganz etwas anderes, wenn der Regent den Rath seiner Minister und Räthe in der Versammlung vernimmt, und wenn ein einzelner Minister beym Könige um eine Audienz bittet, in den Angelegenheiten seines Departements mit ihm spricht; und das Resultat davon abhängt, wie nachmals die Sache im Kabinet, wohin der Minister keinen Zutritt hat, verhandelt wird. So viel uns bewusst, war weiland nur in Österreich eine ähnliche, jedoch wesentlich verschiedene Einrichtung. Zu Wien war auch ein Kabinet, das über die Minister hinausging, und die Einführung des Conferenz-Ministerii, wo der Kaiser präsidirte, welche ein trefflicher Prinz einleitete, gedieh nicht. Aber wesentlich verschieden war doch die Einrichtung von der zu Berlin. Denn in Wien war ein Kabinets-Minister aus gräflichem Geschlecht, er war der Form und der Sache nach immer der Principal-Minister, und wenn es eben nun nicht besser ging, so war nur die Wahl nicht auf den rechten gefallen, aber die Form war offenbar besser.

Wir sind weit entfernt, auf eine Form zu viel geben zu wollen; allein es ist auch nicht gleichgültig, welche zur Betreibung der Geschäfte gewählt werde, und es giebt Formen, die, indem sie gleichsam einen perpetuirlichen inneren Krieg veranlassen, wenn anders nicht Eine allmächtige Hand alle in Schranken hält, nimmer zu rechtfertigen sind. Am allerfühlbarsten mussten die schlimmen Folgen sich in Betreibung der auswärtigen Angelegenheiten zeigen, da der Minister dieser freyen Zutritt zum Könige hatte, das Kabinet aber auch, und alle drey Theile oft gar verschiedener Meinung waren. Lässt sich nicht daraus schon das Schwanken erklären? Bey den fehlerhaftesten Formen vermögen freylich ausserordentliche Menschen Ausserordentliches zu leisten, aber ein solcher Mann ist — ein Geschenk der Götter. Zuweilen hat man sein Auge auf einen Fürsten geworfen, der durch Geburt und Ansehen imponiren konnte; aber seine politische Schüchternheit, sein Alter, machten ihn zum Zweck untüchtig, auch entsprachen Andere, auf die man hoffnungsvoll hinsah, dem Zweck nicht.

Die schwierige Lage entwickelt unser Vf. nachher bis S. 100, und erwähnt die Verhältnisse Preussens bis zur dritten Coalition: „*Deux causes expliquoient la fortune de la Prusse, la supériorité morale de son gouvernement et sa position géographique. Deux causes en devaient être l'écueil, un homme de génie sur quelque trône voisin et dans ses rapports géographiques un bouleversement essentiel.*" Hierüber wird in der Folge commentirt, höchst belehrend oft, höchst unterrichtend, aber wie immer, auch nicht stets überzeugend. Freylich lautet Preussens Lage nach unserem Autor ganz anders, als die, welche Preussens Fähndriche, — Journalisten, und das berliner Theater-Publicum in spätern und noch weit schwierigern Zeiten annahmen. Schrecklich aber ists zu sagen, dass solche Menschen, die einen so engen Gesichtskreis hatten, früh wie spät Einfluss auf die öffentliche Meinung gewannen, und noch schrecklicher, dass man sie nicht zu zügeln vermochte. Wir haben immer dafür gehalten, es müsse der Bildung einer falschen öffentlichen Meinung durch die Regierungen so vorgebaut werden, dass sie die besseren Schriftsteller für sich gewinne. Aber diese besseren, politischen Schriftsteller sind nicht unterstützt worden.

Es ist nicht möglich, dem Vf. in Allem zu folgen, wir müssten ein Buch schreiben, und es ist unnütz, einen Auszug zu geben, da Jedermann dasselbe gelesen hat. Wir beschränken uns desshalb auf Einiges. Ist es wahr, dass Preussen auf der höchsten Stufe des Ansehens und der Ehre stand, als Friedrich der Grosse starb? Der bayersche Successions-Krieg, die Verbindungen der beiden Kaiserhöfe, die Plane, die sie auf Bayern und sonst hatten, sind sie unbekannt? Der Löwe stand auf, er schüttelte seine Mähne, ein Rest hoher persönlicher Achtung, welche die talentvolle Regentin des Nordens, welche der südliche jüngere Nachbar vor so verdientem Alter hatten, leisteten wohl mehr, als der Fürstenbund; die Projecte wurden aufgeschoben, nicht aufgehoben. So kam Friedrich Wilhelm II zur Regierung, die Lage war schwierig, die Regierung ward schlecht, und immer schlechter, und nur eine Hand wie die, welche die Treibhauspflanze künstlich erzogen, konnte sie auch ferner erhalten. Die Fehler dieser Regierung werden dreist geschildert. Ist aber das Urtheil über den Gr. Herzberg auch nur gerecht, hat sich nichts Fremdartiges eingemischt? Des hocheiteln Mannes hocheiteles Benehmen kann Niemand vertheidigen; dass er dadurch geschadet, wer kann es leugnen? Aber ihn als einen Don-Quixotte darzustellen, wie hier geschieht, wer möchte da nicht zum Unwillen gereizt werden? Giebt es keine Nachwelt für die, welche ihm folgten? Als Herzberg das Heft übernahm, war Preussen ohne alle Verbindungen, die Kaiserhöfe dagegen in Allianz. Die Expedition nach Holland führte zur Verbindung mit England; Türken und Schweden und Polen gegen Russland oder Österreich zu unterstützen, war sein Plan, er wollte nicht Polen zerreissen; für Danzig und Thorn, das er begehrte, sollte Polen Galizien haben, Österreich auf Kosten der Türken entschädigt werden. Wer hat die Dreistigkeit, diesen den Plan eines Thoren zu nennen? Es war der einzige, der aus höchstverdriesslicher Lage zu retten vermochte. Waren denn die Kräfte zu ungleich? Herzberg sagt, dass er nicht frey habe handeln können, dass man im Innern ihm die Hand gelähmt habe. Alles scheiterte, Preussen zog gegen Frankreich, Polen ward getheilt, Herzberg gestürzt, das Vertrauen zu Preussen wankte immer mehr, und was man von der Hand Catharinens von Polen erhielt, war, wir müssen es annehmen, dass es das preussische Kabinet selbst fühlte, eine Erniedrigung, kein Glück zu nennen. Im Krieg gegen Frankreich und Polen büsste der militärische Ruhm der Preussen die jungfräuliche Ehre ein. Freylich folgte nun auch der Friede von Basel, dem der Vf. mit Recht Böses nachsagt; doch liess er sich noch entschuldigen, wenn man an die Selbstsucht und die Fehler der Coalition denkt. Niemand von den Alliirten, als allein Spanien, Niemand war von kleinlichen Nebenrücksichten frey. Freylich folgte nun Eins aus dem Anderen; aber das erste Glied der Kette anders eingehakt, wäre auch alles anders gekommen. Konnte aber das, was dem baseler Frieden folgte, die Stände des nördlichen Deutschlands mit dem Vertrauen beseelen, das etwa im siebenjährigen Kriege geherrscht hatte? Wer auch jenen Frieden aus jenen Gründen allenfalls vertheidigen möchte, wer könnte aber das, was bis zum Ausbruch des zweyten Coalitions-Kriegs erfolgte, zu vertheidigen übernehmen?

Die Art, wie Kaiser Paul drohend den Beytritt zur zweyten Coalition foderte, mochte die Ablehnung eines so hochmüthigen Antrags allenfalls auch entschuldigen. Aber gab es später keinen geschickteren Moment, der Coalition beyzutreten, und das Vertrauen der Mächte wieder zu gewinnen? Unser Vf. sagt mit Recht: Frankreich zu vernichten, war Preussens Interesse gar nicht; diess ist wahr, aber davon war man auch weit entfernt. Und wären die Alliirten so vereint geblieben, und so glücklich, was würde dann aus Preussen geworden seyn? — Wer konnte es erwarten, sagt unser Vf. ferner, dass, als die Thorheiten des Directoriums und das Glück der Alliirten Frankreich so sehr gedemüthigt hatten, dass eben damals ein Schifflein glücklich über die Wogen durch die Flotte, der Feinde, Cäsarn und sein Glück unversehrt nach Frejus tragen würde? Freylich wusste diess Niemand, aber bevor Er an die Spitze kam, waren auch schon die Begebenheiten bey Zürich vorgefallen, und die Engländer in Holland eingeschifft. Wenn geholfen werden sollte, musste die Hülfe früher kommen.

Indess, scheint es uns, giebt es noch eine andere Rechtfertigung. Die Finanzen waren erschöpft; wie wenig von einer Coalition zu hoffen sey, war leider aus früheren Beyspielen bekannt, wenn man nicht auf ausgezeichnete Individuen rechnen konnte;

endlich aber fass damals in Rufsland Paul auf dem Thron, der gar wandelbaren Gesinnungen ergeben war. So ward die Schlacht von Marengo denn gewonnen, der Friede von Lüneville und Amiens erfolgte. — Als der Streit nach dem letzten Friedensschluss bald darauf zwischen Frankreich und England wieder ausbrach, wollte das erstere Hannover besetzen. Früher war Preussen der nordischen Coalition gegen England, nicht aber der späteren russischen darauf erfolgten Convention beygetreten. Man fühlte die Gefahr der französischen Nachbarschaft in Hannover; es ward von Preussen nicht ohne Hoffnung, dass Frankreich einstimmen werde, (und diess ist nie so bekannt gewesen) England angetragen, dass preussische Truppen Hannover besetzen, und es so der französischen Occupation entziehen sollten, unter der Bedingung, dass Preussen die volle neutrale Fahrt, etwa nach der Convention vom J. 1780, zugestanden würde. Für Preussen wäre diess unendlich viel, für Frankreich, selbst für England nicht unbedeutend gewesen. Der Vorschlag ward zu London verworfen. Unser Vf. sagt, aus brittischem Stolz, der von seinen prätendirten Seerechten nicht lassen wollte. Dem sey wie ihm wolle, gewiss war diess wenigstens nicht allein der Grund, sondern das gewiss eine Ursache mit, dass der König von Grossbritannien, vollends als Kurfürst von Hannover, kein Vertrauen zum berliner Kabinet mehr hatte: und nach allem, was vorgefallen war, wie konnte er es haben? Sobald die Franzosen Hannover besetzt hatten, waren der Discussionen zwischen Frankreich und Preussen unendliche, doch wurden sie noch nicht mit Bitterkeit geführt, Napoleon wusste, dass und wie der König über ihn urtheile.

Von S. 100 bis zu Ende wird von dem dritten Coalitionskrieg, von dem Betragen Preussens während desselben, von seinem später erfolgten eigenen Krieg und Unglück gesprochen. Zuerst wird bemerkt, wie die verbundenen Mächte diess Mal gar nicht Preussen zum Beytritt gegen Frankreich angingen, dann wie Rufsland, durch ein Corps, Preussen dazu zwingen, und, da das letztere Ernst zeigte, dazu bereden wollte. Doch der König war aus Überzeugung für die Neutralität. Aber Russen sollten in Pommern landen, und Hannover den Franzosen abnehmen, und Preussen hatte diesen früher versprochen zu verhindern, dass kein Feind Frankreichs Hannover besetzen solle; und auf diess Versprechen hin hatte Napoleon die Zahl seiner Truppen daselbst vermindert. Jetzt war man von neuem in der Klemme, und ein Krieg mit Rufsland, oder eine Entehrung zu wählen, als gleichsam recht unverhofft und glücklich Bernadotte durch die preussisch-fränkischen Besitzungen zog. Diess ward nun bekanntlich benutzt und gegen Frankreich declarirt, man sey hiedurch nun zu nichts weiterem verbunden. Höchst interessant ist, wie der König früher erklären wollte, dass er in seinen fränkischen Besitzungen, wie in den früheren Kriegen geschehen, und wie kaum, ohne in grössere Übel zu verfallen, zu vermeiden war, den kriegenden Theilen den Durchzug verstatten wolle, und wie das Kabinet seine entgegengesetzte Meinung durchsetzte, um nicht eine Schwäche zu gestehen, von der man jedoch auf allen Dächern sprach. Der Kaiser von Rufsland kam nach Berlin, und am 3 Nov. 1805 ward, durch den Tractat zu Potsdam, der König den Alliirten zugesellt. Nun endlich, nach langem Zaudern, kommt die entscheidende Stunde. Es wurden billige Bedingungen zum allgemeinen Frieden zwischen Österreich, Rufsland und Preussen verabredet; aber man war überein gekommen, dass der Graf Haugwitz erst diese Bedingungen Napoleon vorlegen sollte, und wenn er sie verwürfe, dass alsdann erst der König zum Krieg verbunden seyn sollte. Gleichwohl war die Niederlage der Österreicher bey Ulm, das Vordringen der Franzosen auf Wien bekannt genug; jetzt schien der Moment zu seyn, sogleich zu handeln. Hier heisst es nun, die preussische Armee habe erst von der Weichsel zurück gemusst; nach dem Urtheil der Kenner habe sie vor dem 15 December nicht gegen Frankreich agiren können. Ist diess aber gewiss? Es ist ohne Zweifel einer der wichtigsten, zu erweisenden Puncte. Die Schlacht von Austerlitz erfolgte den 2 Dec.; nach dieser Schlacht war freylich an nichts weiter zu denken. Aber noch einmal, ist es gewiss, dass die Preussen nicht vor dem 15ten agiren konnten? Was wir damals gesehen, was wir vernommen haben, schien dagegen zu sprechen; aber die officielle Entscheidung müssen wir anderen überlassen. — Haugwitz zu Wien liess den Friedensvorschlag nach jener Schlacht ruhen, und kam mit einem Vertrag zwischen Frankreich und Preussen zurück. Cleve und Neufchatel sollten an Frankreich, Anspach an Bayern abgetreten werden, jedoch sollte das letztere Preussen zum besseren Arrondissement für Bayreuth einen Strich mit 20000 Menschen abtreten, und Frankreich den Preussen Hannover geben. Der Vf. ist ein grosser Verehrer dieses Vertrags; aber war denn die Weser eine so feste Grenze, während das südliche Deutschland französischen Alliirten hingegeben war? Freylich mehr Land und Leute wurden erworben; aber man bedachte denn auch nicht, dass man in einen Krieg mit England kommen und der Handel zur See nebst 400 Schiffen, wie geschah, verloren seyn würden. Zwar meint der Vf., das würde mit jenem Tractate allein noch nicht erfolgt seyn: aber wir bezweifeln es. In Berlin ward der Vertrag nur mit Modificationen angenommen, der Moment war versäumt. Napoleon ward beleidigt, er gebot, und man gehorchte; aber Bayern ward von den abzutretenden 20000 Menschen frey gesprochen, und Preussen sollte die Häfen der Nordsee den Engländern verschliessen. So führte Zaudern zu neuem Übel.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 OCTOBER, 1808.

GESCHICHTE.

FRANKFURT u. LEIPZIG, b. Nicolai: *Matériaux pour servir a l'histoire des années* 1805, 1806, 1807. etc.

(*Beschlufs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Schweden blockirte auch die preussischen Häfen der Ostsee, und Rufsland verbot Rache an ihm in Pommern zu nehmen. So weit war man denn mit allem Zandern und Laviren gekommen! Aber Napoleon schritt fort, als wäre kein Preussen mehr, er verachtete es, der rheinische Bund ward erklärt, Preussen quälte sich vergebens ab, einen nordischen zu Stande zu bringen, und nun kam die Nachricht, dafs Frankreich beym Frieden mit England Hannover auch wohl gar an Georg III wieder abtreten könne; dazu das Geschrey der Officiere und des Volks nach Krieg: so brach er aus, ohne alle weitere vorläufige Verbindung, der schreckliche Kampf. S. 159 u. ff. heisst es unter andern: *Le roi n'avoit pas été patient, pacifique par indifférence. L'honneur chez lui étoit délicat, ombrageux même. Il avoit sacrifié beaucoup au charme de la gloire, si le devoir n'avoit pas été plus à ses yeux. Tout son regne n'avoit été qu'une suite de victoires remportées sur lui-même. Méconnu, pour avoir préferé son peuple à des considérations séduisantes, sa recompense n'étoit plus que dans son coeur. Pour sauver cette dernière consolation, sa propre estime, il falloit qu'au besoin il se retrouvât conséquent, et qu'après avoir repoussé la guerre, pour ne la faire qu'en défenseur de son peuple, il ne la craignît pas quand son peuple étoit menacé. La disproportion des moyens étoit immense, mais en eux-mêmes les siens étoient beaux. Se laisser dépouiller à la tête de deux cent mille hommes, sans essayer du moins ce que pourroit l'heroïsme, il n'étoit pas de calcul qui colorât ce deshonneur.* Späterhin kommen die merkwürdigen Worte vor: *et si, de l'autre côté, l'enthousiasme de la nation, le cri des cours, l'amertume des écrivains, la désolation de l'armée n'étoient devenues pour le roi une tyrannie insupportable. L'opinion étoit enfin une puissance. — Le roi étoit absolu. — Mais on s'effraye de l'idée des choses, qui pouvoient être vrayes un jour, si la nation se croyoit enfin avilie, et qu'au lieu des reproches vagues, balancés, qu'on avoit fait long-tems au gouvernement, un mépris fondé sur des faits et sur des faits graves, devenoit le sentiment général.* —

So war man denn zum Krieg gekommen, zum Krieg gezwungen, zum Krieg ohne alle weitere Hülfe, zu einem Krieg, der allein unternommen, was auch die Energumen sagten, nothwendig zum Verderben ausschlagen muſste, und so hatte denn freylich alles kommen müssen, wenn man zugiebt, dafs alles Vorhergehende so und nicht anders seyn konnte. Diefs ist es aber, wovon wir uns nicht überzeugt halten, und wir zweifeln, dafs irgend jemand, der nicht zum voraus bereits Partey ist, durch diese Schrift davon ganz überzeugt werde. Es ist und bleibt ein entsetzliches Schauspiel, aber mit Necker zu reden: Wer kann für einen Anderen Charakter haben? —

Die letzten Bogen beschäftigen sich damit, die Begebenheiten bis zum Frieden zu Tilsit mit wenig Worten anzuführen, die Ursachen zu entwickeln. Diefs alles geschieht auf eine einleuchtende, befriedigende Weise; jeder wird im Ganzen damit einverstanden seyn. Nach den ersten gewaltigen Schlägen sandte der König Lucchesini und Zastrow an Napoleon, sie fanden eine bessere Aufnahme, als sie erwarteten, der Friede ward entworfen. *Les conditions étoient dures, mais comparées à la paix de Tilsit, elles étoient une fortune.* Von Südpreussen ward darin gar nicht die Rede, und Magdeburg und die Altmark blieben dem Könige, 25 Millionen sollten als Kriegs-Contribution bezahlt werden. Friedrich Wilhelm unterzeichnete mit schwerem Herzen. Aber in der Zeit liefen die Nachrichten ein, wie ganze Corps und die bedeutendsten Festungen auf den Klang einer feindlichen Trompete fielen, jetzt wurde vom Kaiser der bekannte Waffenstillstand zu Charlottenburg, unter dem 16 Nov., in Vorschlag gebracht, von den preussischen Abgeordneten unterzeichnet, aber vom Könige verworfen; denn wie hätte er auch die Neutralität gegen die Russen in Ostpreussen behaupten können? Der preussischen, mit den Russen vereinten Armee wird der wohlverdiente Ruhm gezollt. Friede zu Tilsit. **S.**

MÜNCHEN, auf Kosten der königl. Akad. der Wissenschaften: *Sammlung römischer Denkmäler in Bayern.* Herausgegeben von der *königl. Akademie der Wissenschaften in München.* Erstes Heft. 40 S.. Zweytes Heft. 26 S. 1808. gr. 4. (Zum ersten Hefte gehören 7, und zum zweyten 16 Tafeln in Folio mit lithographischen Abdrücken der vorzüglichsten gemachten Entdeckungen.)

Die erneuerte königl. Akad. der Wissensch. zu München eröffnet ihre Laufbahn auf eine sehr würdige und zweckmäfsige Art durch kräftige Unterstützung der Bemühungen zur näheren und zuverlässigern Kenntnifs des ehemaligen Zustandes von Bayern. Auch die ältere Akademie hatte auf diesen Punct vorzügliche Rücksicht genommen, und es finden sich in ihren Commentarien mehrere hieher gehörige sehr schätzbare Aufsätze. Doch schienen sie gröfs-

rentheils das Einseitige zu haben; dafs man gewisse Sätze von dem Ursprunge der Nation, von der Lage der bey den Römern vorkommenden Städte u. f. w. ohne weitere Unterfuchung als erwiesen voraussetzte, nur über einzelne Gegenstände abweichende Muthmasfungen wagte, und mehr durch Räfonnement als durch forschenden Blick auf die vor Augen liegenden Denkmale die Lage der Orte zu bestimmen suchte. Durch Hn. Prof. *Mannerts Bojoaria* erlitt das ganze Gebäude, folglich auch das angenommene System von der Stelle, wo einst sich römische Städte befanden, eine Erschütterung. Er glaubte aus dem Zusammenhange der Strafsen erweisen zu können, dafs es nie zwey *Campodanum*, fondern nur eins, die Stadt Kempten, gab; dafs man die wichtige Station *Pons Oeni* unmöglich in der Gegend von Alt-Oetting, fondern in der Nähe von Rosenheim suchen dürfe u. f. w. Nothwendig mufsten diese Neuerungen, welche alles seit Generationen als Wahrheit Angenommene zu vernichten droheten, lebhaften Widerspruch von allen denen finden, welche in den ehemaligen Ideen aufgewachsen waren. Er erhob sich schnell von mehreren Seiten, und zum Theile mit einer Heftigkeit, welche fehr natürlich ist, wenn Männer nicht nur für die Vertheidigung ihrer individuellen Überzeugungen kämpfen, fondern auch die Ehre einer Akademie compromittirt glauben. Die Folgen bringen gewöhnlich dem Publicum Vortheil; denn wenn die erste Hitze sich gelegt hat, fängt man an, auf einen Theil feiner Überzeugungen Mifstrauen zu fetzen, und das Neue kaltblütiger zu unterfuchen; reinere Wahrheit tritt dann als Refultat hervor. Jetzt fchon zeigt sich die Wahrheit dieses Satzes. *M's.* Schrift hatte den Stoff zur Unterfuchung der Denkmale und Strafsen an Ort und Stelle gegeben; mit ungewöhnlichem Eifer wird sie fast in allen Gegenden Bayerns betrieben, und die vorliegenden beiden Hefte find die ersten Früchte dieser von der Akademie geleiteten Bemühungen. Sie beweisen, dafs Hr. *M.* zwar im Allgemeinen, aber nicht in ihren einzelnen Wendungen die Richtung der Strafsen getroffen hatte; dafs der *Pons Oeni* in der von ihm bezeichneten Gegend, aber nicht auf dem angegebenen Puncte lag u. f. w.

Diese Aufklärungen verdankt das Publicum vorzüglich den Bemühungen des geheimen Referendärs Hn. *v. Stichaner*. Er vereinigt alle die Eigenschaften in sich, ohne welche ein ähnliches Unternehmen nie gedeihen kann: warmen Eifer für die Sache, unparteyischen Unterfuchungsgeist unterstützt durch vielfache Kenntnisse, entfernt von Hypothefenfucht, und von dem Hange zur Mikrologie, welcher fo gerne Gelehrte in einem Lieblingsfache zu befchleichen weifs, dafs sie fehr merkwürdig finden, was für die übrige Welt unbedeutende Sache ist. Alle diese Vorzüge, felbst ein beträchtlicher Aufwand von Geld, würden unterdeffen bey einem blofs feinen eigenen Kräften überlaffenen Manne nichts als Bruchstücke von Entdeckungen hervorbringen; allgemeines Wirken ist nur einem Staatsmanne möglich, welcher hinlänglichen Einflufs hat, um feinen Bemühungen die Unterstützung vieler anderer durch ganz Bayern zerstreuter fachkundiger Unterfucher beyzufügen, und dadurch eine allgemeine, durch eigene wiederholte Forfchung berichtigte Überficht hervorzubringen. Mit folchen Mitteln ausgerüstet konnte Hr. *v. St.* viel leisten, und in diesen beiden ersten von ihm bearbeiteten Heften den Anfang von den Refultaten feiner Anstrengungen der Akademie vorlegen. Das erste Heft verbreitet sich über den Zustand der bisherigen Kenntnisse von den Denkmalen Bojoariens, über die unvollständigen Unterfuchungen der vielen vorhandenen römischen Denkmale, über die entgegenstehenden Schwierigkeiten und über Hn. *M's.* Behauptungen, von welchen oben gefprochen wurde. Es wird gezeigt, dafs die Strafse von Salzburg nach *Pons Oeni* ihre Richtung nicht füdlich vom Chiemfee, wie *M.* glaubt, fondern auf der Nordfeite hielt, und dafs *Bedaium*, der wichtigste Ort dieser Strafse, feine Lage in der Nähe von Secon beym Dorfe Bidenhart hatte. Wobey jedoch Rec. vermuthet, dafs die gegebenen Zahlen der Entfernungen, den vorhandenen Denkmalen unbefchadet, ein näheres Hinrücken nach dem Chiemfee bey Seebruck erfodern. Von *Pons Oeni* wird hier nur im Allgemeinen, ausführlich aber im zweyten Hefte gefprochen, wo die Lage dieser ehemaligen Stadt und Festung durch die vorhandenen Denkmale fichere Bestimmung erhält, und die interessantesten Theile der Denkmale felbst eine Befchreibung erhalten, welche unsere Theilnahme erregt.

Eine Stunde Wegs nördlich vom Flecken Rofenheim liegt an dem westlichen Ufer des Inns das Dorf *Langen-Pfunzen*, und ihm gegenüber auf der Ostseite das Dorf *Pfunzen;* im Mittelalter hiefs es *Pontena;* es ist die Stelle von dem *Pons Oeni* der Römer. Noch find zwar die Rudera der Gebäude felbst nicht aufgefunden, aber die Meilensteine in den umliegenden Gegenden, die Spuren der hieher leitenden alten Strafsen, und die vielfachen in der Nähe ausgegrabenen Alterthümer erlauben keinen Zweifel gegen die Annahme, dafs die Stadt an der Stelle des heutigen Dorfes, oder wenigstens ganz in der Nähe lag. Die ausgegrabenen Alterthümer bestehen theils aus Urnen, Schaalen, Lampen, Münzen vom *Marc. Aurel*, *Diocletian*, *Constantius*, und aus gefchmolzenen Glasstücken, welchen eiserne Nägel u. f. w. innig einverleibt find: zum Beweife, dafs ein hier stehendes Gebäude durch Feuer vernichtet wurde, welches zwar das Glas, aber nicht die Metalle zum Schmelzen brachte. Vor allem aber zieht das Auge des Beobachters das ungeheure Magazin von Töpferarbeit an sich, welches bey dem nahe gelegenen Westerndorf nur einen Schuh tief unter der Erde entdeckt wurde, bis auf 5 Schuh Tiefe sich erstreckt, und den ganzen Flächenraum eines Morgen oder Tagwerk Landes ausfüllt; es ruht auf einem Boden von viereckigen gebrannten Steinen. Gefäfse von der mannichfaltigsten Art liegen hier fo dicht auf- und fo gedrängt an einander, dafs die meisten unter der drückenden Last längst zerbrochen find, die übrigen aber nur durch äufserste Vorficht unbefchädiget, oder fo, dafs die Trümmer sich wieder in ein Ganzes fügen, hervorgeholt werden können. Man kommt in Verfuchung, die unermefsliche Sammlung nicht für ein Magazin, fondern für die Fabrik zu erklären, wo diese Vasen für das

Bedürfnifs ganzer Länder bereitet wurden; um desto mehr, da man Gefäfse von der nämlichen Structur und Ausfertigung nicht nur an der Nordfeite der Donau, fondern auch bey den neuen Entdeckungen in Frankreich und bey dem Bade zu Woodchester in England einzeln vorgefunden hat, und weil thönerne Röhren mit thönernen Zapfen und Unterfätzen häufig in dem nämlichen Magazine zum Vorscheine kommen, welche vielleicht zur Leitung des Feuers in den Brennöfen angewendet wurden. Der Schlufs fcheint äufserft natürlich, dafs der feine Thon der Gegend befonders brauchbar für diefe Arbeiten gehalten, und zu einer öffentlichen Anftalt benutzt wurde. Doch fteht diefer fehr wahrfcheinlichen Vermuthung eine bedeutende Schwierigkeit entgegen. Die römischen Töpfer hatten den Ehrgeiz, jedem von ihnen verfertigten Gefäfse ihren Namen aufzudrücken; und hier findet fich diefer Namen eine folche Menge, dafs durch die genaue Abzeichnung derselben die ganze 13te u. 14te Foliotafel des zweyten Heftes angefüllt ist, ob man gleich nur einen kleinen Theil der Gefäfse aus dem Boden hervorgeholt hat. Es bleibt alfo keine andere Wahl übrig, als anzunehmen, dafs entweder bey der grofsen Fabrik fehr viele Meifter angeftellt waren, oder dafs man die Vafen aus vielen Gegenden hieher in das allgemeine Magazin lieferte.

Sie find fämmtlich aus feiner Töpfererde verfertigt, fehr hart gebrannt, roth im Anbruche, und gröfstentheils auf der Aufsenfeite mit einem glänzenden, rothen Firniffe überzogen. Überdiefs zeigt diefe Aufsenfeite gefchmackvolle Verzierungen, ungefähr fo, wie wir fie jetzt an den Einfaffungen der Papiertapeten in unfern Zimmern haben; und dann noch die mannichfaltigften Figuren von allen Gottheiten, mythifchen Vorftellungen, Opferceremonieen, Menfchen, Thieren und Vögeln aller Art. Die Figuren wurden einzeln dem Thone eingedruckt; felbst die Matrizen, durch welche der Abdruck gefchah, finden fich in dem Magazine, und beftätigen die Vermuthung, dafs hier die Stelle der Fabrik felbft war. Die Namen der Töpfer etc. erhielten ihr Dafeyn nicht mit einem Abdrucke im Ganzen, fondern durch die Stempel der einzelnen Buchftaben; denn die nämlichen Namen erfcheinen auf den Vafen auf verfchiedene Art abgedruckt, z. B. der Töpfer SECVNDINVS findet fich auch *fo*: SECANDINAZ. Sehr richtig bemerkt Hr. *v. Stichaner*: „diefer geringe Umftand ift nicht unwichtig, wenn man bedenkt, wie nahe die Römer der Kunft waren, welcher wir die wohlthätigften Folgen für das menfchliche Gefchlecht zueignen, und dafs es nur eines Schritts bedurfte, um von der Töpferarbeit zur Buchdruckerey überzugehen."

Unentbehrlich für die Befchreibung find die mit lobenswürdiger Sparfamkeit beygefügten Abdrücke der Figuren. Sie enthalten, aufser den hieher gehörigen Strafsen der *Peutinger*ifchen Tafel, den Feftungen der *Notitia Imperii*, und den aufgefundenen Meilenfteinen, eine fehr fchön und richtig gezeichnete Situationskarte der umliegenden Gegend; ferner die unbefchädigt hervorgeholten Urnen, Vafen, Schaalen, Lampen, und dann eine Menge einzelner Bruchftücke, theils mit fchwarzem Abdrucke, theils in ihrer natürlichen rothen Farbe. Die Auswahl wurde nicht nach blofser Liebhaberey, fondern mit ftrenger Auswahl deffen gemacht, was zum Beweife des Vortrags dienen kann. Folglich erblickt der Lefer die Abbildungen von den verfchiedenen Arten der angebrachten Verzierungen, die Gottheiten, und die übrigen Figuren, getreu der Natur nachgezeichnet, ohne alle Verfchönerungen, welche in den franzöfifchen Prachtwerken, und in dem „*Account of Roman Antiquities discovered at Woodchefter*, Lond. 1797," fo häufig trügen. Aufser der Treue empfehlen fich diefe Zeichnungen auch durch ihre Wohlfeilheit, da fie nicht von Kupferplatten abgedruckt, fondern in der Steinfchrift ausgefertigt find, welche zu München einen bedeutenden Grad von Vollkommenheit erreicht hat. — Neue Ausbeute bringen ohne Zweifel die noch immer an Ort und Stelle fortgefetzten Unterfuchungen. Die nächften Hefte werden fich mit der Hauptftrafse befchäftigen, welche von *Pons Oeni* theils nach Augsburg, theils mit gerader Durchfchneidung des Landes weftlich nach Kempten lief. Häufig zeigt fich nach beiden Endpuncten hin die Richtung der alten Strafse, und römifche Denkmale begleiten fie überall in der langen Strecke. Auch in den übrigen Gegenden Bayerns häufen fich die gemachten Entdeckungen mit jedem Tage, und gewinnen an Zufammenhang: fo dafs wir innerhalb weniger Jahre einem, ohne Hypothefenfucht, ohne leere Stützung auf erzwungene Namensähnlichkeiten, vollendeten Ganzen entgegen fehen dürfen, wie es kaum ein anderes Land aufzuweifen haben wird. Der Dank des Publicums erwartet den reinen, von allem Privatintereffe entfernten, Eifer des Hn. *v. St.*, und die ihr Ehrenmitglied mit voller Theilnahme unterftützende königliche Akademie der Wiffenfchaften. Vd. Hg.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Beleuchtungen phyfiologifcher und pfychologifcher Gegenftände.* Von F. H. d. r. R. fen. Rr. *v. Stransky v. Stranka v. Greiffenfels*, Dr. der Philofophie und Medicin. I Th. 1805. 207 S. 8. (1 Thlr.)

Der Hr. Ritter bewahrt fich in der Vorrede vor allem Leblofen, vor den Gefpenftern der Einbildung, oder des leeren Gedankens, und vor zufammengeleimten Beobachtungen. Er will mit den Leichen nichts zu fchaffen haben, fondern leben und leben laffen; doch auf das Todte aufmerkfam machen, einige Hinderniffe aufräumen, die den alten Weg lebendiger Wiffenfchaft unzugänglich machen, und allenfalls ein oder das andere Material zum Beffern liefern. Dabey hat er in warmem Eifer für das Gute zugleich aufser dem vorliegenden Werke noch zwey andere Schriften: *Principien der gefamten Philofophie*, und *Kritik der neueften Philofophie*, nebft dem zweyten und dritten Theil über *Pflanzen- und Thier-Phyfiologie und Gegenftände der Pfychologie* (wie in einem Athemzug) angekündigt. Wir wollen fehen. — Zuerft vindicirt die Einleitung den Alten den Befitz und Genufs des tiefften Einklangs in der Wiffenfchaft. Diefs ift in der Art, wie der Vf. meint, dafs fich nämlich die Alten um Zeugung wiffenfchaftlicher Principien bekümmert haben, ganz unnöthig; auch möchte fo ein doppelfinniger Begriff von dem Al-

ten, der sich bemüht, den kräftigen Sinn und Verstand derselben mit sogenannten Principien der Wissenschaft auszustatten, sehr neu seyn, wie denn in diesen Tagen viel Unklares und Läppisches über die Alten umherläuft. Dass man gesondert hat, und das Lebendige zerlegt, ist wahr: hier soll's in einander gefügt werden. Daher zuerst die Bemühung vom inneren Grund der Erscheinungen zu zeigen, dass er *auch* ein unsterblicher sey, denn über das Letzte sey gar viel Streit gewesen; durch das Waffenglück des Hn. Ritters soll er aber beseitigt werden, und zwar vermittelst der *Ableitung* des *Niedern* aus dem *Höheren*. Der Kampf beginnt so: Entweder (S. 7) hat d. materielle Welt, als solche, ihren Ursprung aus sich selbst genommen; oder danket sie diesen einem *Anderen*. Da nun der Hr. Ritter, getreu jener einbilderischen Natur so vieler irrender Edelleute aus seiner Zunft, die materielle Welt eben (was man so nennt) als materiell ansieht: so ist er natürlich der Kämpfende für die *andere* Partey, und behauptet standhaft, d. h. das ganze Buch hindurch, das Niedrige stamme aus Höherem, das Zeitliche aus dem Ewigen; das psychische Centrum beherrsche die körperliche Peripherie; — also innerlich lauter Seele, äusserlich lauter Leib. Hier hält dann der Hr. R. seine Waffenwache, und die Seele ist da ganz gleich jenem Kastellan in der Schenke, den der scharfsinnige, edle Don Quixotte von la Mancha gar besonders geehrt und über seine niedrige Zeitlichkeit erhoben hat, so dass er sich mit der äusseren Lumpenwelt nur aus der barmherzigen Regung abgiebt, um ihren natürlichen Gebrechlichkeiten abzuhelfen, und darum allein das Wirthsschild ausgehängt hat. Aus dieser hohen psychischen Burg führt nun der Hr. R., eingeweiht und waffenfähig, alles Niedere verklärt hervor, und schwingt sich in frischer Begeisterung zum Höchsten auf, zum ewigen immanenten und absoluten Centrum aller Peripherie; die Weihe der Ritterschaft hat ihn leicht über das kleine Hinderniss hinweggebracht, dass vom Centrum aus die Peripherie wieder als das Höchste erscheint, und auf keine Weise dulden will, dass das Centrelle etwas Besseres und Höheres sey, denn sie selbst. — Und wird denn die kindische Abgeschmacktheit und Thorheit der Menschen niemals aufhören, den lebendigen Gott in ihre Feder- u. Windmühlen-Gefechte von Gegensätzen und wechselseitigen Einflüssen zu ziehen, ihn zu construiren, und überhaupt so zu thun, als ob gar kein Gott sey, vor dem sie, der unnützen Worte wegen, Rechenschaft zu geben hätten? Der Unbefangene weiss wohl, was von solchen Emanationslehren zu halten sey, versteht also auch leichtlich den Standpunct des Mannes, der hier alten Worten nachbetet, zu würdigen — aber selbst von diesem Standpunct aus ist die historische Betrachtung so herumschweifend, dass man z. B. S. 14 bey Aufzählung der psychischen Physiologen Pythagoras, Platon, Aristoteles, die Neuplatoniker, Paracelsus, Rob. Flud und van Helmont alle unter dieser einen Rubrik findet. Auch wieder etwas Ähnliches mit jenes Ritters Ansicht, welcher die Gegenstände so herzhaft verwechselte. So gründlich philosophisch und kritisch historisch geht es dann weiter in der Einleitung fort.

Der in diesem ersten Theile erglänzenden Beleuchtungen sind drey: 1) *Von den materiellen Uranfängen.* Von der Genesis des Universums habe alle Philosophie begonnen, wobey denn das Chaos unvermeidlich gewesen. Da nun das Niedere aus dem Höheren stammt, so ist allerdings jenes Chaos das Höhere. Wenn nur der Hr. R., der so Viel gesehen, uns Etwas vom tiefen Gefühle des Göttlichen in solchem Chaos, wie diess bey den frühesten Philosophen Statt gefunden, hätte mittheilen wollen oder können. Auch hievon abgesehen — möchte die historische Ansicht, wo es S. 26 heisst: „Das göttlich-weibliche und männlich-zeugende Princip der *Chaldäer* in dem *Bel* und *Molitta* lehrten die *Ägypter* in den heiligen Namen von *Phtas* und *Neitha*, gleiche Weisheit herrschte unter den *Hebräern* in ihren geheimen Schulen, und wurde zu gleicher Zeit von *Indien* aus durch ganz *Arabien* und Ägypten gelehrt", ein für allemal das weitere Reden über ein solches Product abschneiden, wenn wir nicht Hoffnung hätten, doch hie und da einen guten Gedanken zu finden. Wie denn wirklich in den Äusserungen über die einzelnen Elemente einiges nicht Verwerfliche ist. Doch wie dieselben wieder im Zusammenhange betrachtet werden sollen, zeigt sich sogleich die schiefste Beurtheilung des tiefen Wesens der Chemie, welches weder wissenschaftlich, noch historisch richtig aufgefasst ist. Es herrscht vielmehr ein solcher Wirrwarr der Vorstellungen von Feuer, Elektricität, Wärme, Licht, Wasser, Erde, Magnetismus, Metallität, Luft und allem, was leibt und lebt, dass es in der That eine kurze Unterhaltung gewähren kann, die Anstrengungen zu betrachten, womit auf so mannichfaltige Dinge die Beleuchtung geworfen werden soll. — 2) *Von der sogenannten unorganischen Welt.* Wenn die Lehre von den Elementen richtig ist, so giebts dreyerley Welten: Feuer-, Wasser- und Erden-Welten. Die Luft ist gemeinsames Leben, ist die Iris und der Hermes zwischen allen. Diess wird nun aus der Natur des Ternarius weiter durchgeführt, wobey denn der Hr. R. wirklich einigemal richtig in die Sonnen- und Sternen-Welt blickt, aber sehr verblendet wieder heraus. Dabey kommt die Frage: „ob sich unser Planet im Sonnensysteme gebildet hat, oder ob früher oder später als jenes?..." Wir suchten im ganzen Aufsatz umsonst nach der Bedeutung der Aufschrift. Nicht eine Ahndung von dem geheimnissreichen, lebensschwangeren Geist des Unorganischen! obgleich sehr viel und mitunter wacker von der Bildungsgeschichte der Erde gesprochen wird, jedoch auch wieder so unweltkörperliche Vorstellungen von den Weltkörpern, dass sie nothwendig auch gewachsen seyn müssten. — 3) *Einleitende Ideen in die höhere Physik des Organismus.* Hier lernen wir dann, dass sich die Organismen zum Mineralreiche wie die zweyte Dignität zur ersten, wie das Quadrat zur Wurzel verhalten, und das Mineralreich also kraft des Gebots jenes Inneren, Centralen, Höheren u. s. w. mit sich selbst multiplicirt das herrliche organische Leben auf Erden erzeuge. Wir rathen d. Hn. Ritter künftig, da er denn doch einige gute Gedanken hat, dieselben einzeln und fragmentarisch niederzuschreiben, und wenn er allzuheftig davon getrieben wird, sie auch mitzutheilen, doch nicht weiter von Wissenschaft und allem, was aus einem Guss ist, zu reden. Doch unser Rath wird so wenig fruchten, wie die Verbrennung der fatalen Ritterbücher nach dem ersten Auszug des Helden von Mancha.

K. J. W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 OCTOBER, 1808.

MATHEMATIK.

Gotha, b. Becker: *Tabulae ſpeciales aberrationis et nutationis in aſcenſionem rectam et in declinationem, ad ſupputandas ſtellarum fixarum poſitiones ſive apparentes, ſive veras, una cum inſigniorum CCCCXCIV ſtellarum zodiacalium Catalogo novo, in ſpecula aſtronomica Erneſtina, ad initium anni MDCCC conſtructo, cum aliis tabulis eo ſpectantibus.* Auctore *Franciſco Lib. Bar. de Zach.* Vol. I. 1806. 208 S. Einleitung u. CLVI S. Tafeln. Vol. II. 1807. 508 S. gr. 8. (20 Thlr.)

Der zweyte Theil dieſes wichtigen Werkes wurde ſchon vor mehreren Jahren gedruckt, und der erſte, der bald nachfolgen ſollte, durch vielfältige wichtige Geſchäfte des berühmten Vfs. aufgehalten, erſt im Jahre 1806; indeſſen ward der zweyte 1807 noch vervollſtändiget, und auch nicht eher ausgegeben. Beide Theile machen ein vollſtändiges, den Aſtronomen unentbehrliches Ganzes aus, das ſich durch ſeinen Inhalt eben ſo ſehr auszeichnet, als durch die äuſsere Eleganz des Papiers und des Drucks. Der Dedication an den Herzog von Marlborough und den früheren Äuſserungen des Hn. *v. Zach* zufolge ſind dieſe Tafeln auf Koſten dieſes Beſchützers der Aſtronomie gedruckt.

Die Vorrede enthält die Geſchichte ähnlicher früherer Tafeln, worauf eine ſehr lehrreiche Einleitung folgt, die uns den hauptſächlichſten Stoff zu unſerer Anzeige darbieten wird. Unſere Leſer ſind es ſchon gewohnt, von Hn. *v. Z.* nur Werke zu erhalten, die die Gegenſtände, womit ſie ſich beſchäftigen, völlig erſchöpfen; auch hier wird ſo leicht Niemand etwas hiehergehöriges vergebens ſuchen, und ſehr oft wird er mehr finden, als er hoffen konnte. Rec. glaubt auch ſeinerſeits etwas zur Erfüllung der Zwecke, die Hn. *v. Z.* zur Ausarbeitung dieſes vortrefflichen Werks beſtimmten, beytragen zu können, wenn er einer ſummariſchen Anzeige ſeines Inhalts einige Bemerkungen hinzufügt, die ihm beym aufmerkſamen Durchleſen aufſtieſsen.

Der Vf. fängt, wie billig, mit der Präceſſion und Abnahme der Schiefe der Ekliptik an; einer hiſtoriſchen Darſtellung der hiehergehörigen Bemühungen alter und neuer Geometer folgen S. 18 die Reſultate der ſehr eleganten *Euler*ſchen Theorie, und S. 21 die der von *Lagrange* in den *Mém. de l'Acad. de Berlin* 1782 gegebenen, vom Vf. nach der neuen Beſtimmung der Präceſſion modificirt; den weit bequemeren Näherungsformeln, welche *Laplace* in den Pariſer *Mémoires* 1798 gab, hat Hr. *v. Z.* auch die neuere Präceſſion zum Grunde gelegt, und wir erhalten ſie hier in dieſer veränderten Geſtalt. Der Vf. beſtimmte die Conſtante der jährlichen Präceſſion $= 50'',054$, und nahm nach *Laplace* die Verrückung des Äquators auf der Ekliptik $= 0'',18506$, und der Ekliptik auf dem Äquator $0'',20174$; Beſtimmungen, auf die wir nachher zurückkommen werden, und die den S. 26 gegebenen, die Präceſſion u. ſ. w. von 300 Jahr vor bis 2000 Jahr nach Chriſti Geburt, enthaltenden Tafeln zum Grunde liegen. Die Säcularänderung der Breite eines Fixſterns finden wir hiernach *Laplace* $= 52'',6318$ Sin. (Long.* $+ 8^\circ 53' 13''$), die der Länge auſser dem conſtanten Theile $= 52'',6318$ Cos. (Long.* $+ 8^\circ 53' 13''$) tang. lat.* angegeben, und den S. 29—32 befindlichen 4 Tafeln, die zur Erleichterung dieſer Rechnungen dienen, zum Grunde gelegt. Die Conſtruction dieſer Tafeln hat etwas Eigenthümliches, wodurch man ganz ohne Rechnung und ohne einen Logarithmen aufzuſchlagen, zum Reſultate gelangen kann. Um nämlich die Multiplication mit der Tangente der Breite zu vermeiden, ſetzt Hr. *v. Z.* tang. lat.* $= 10$ Cos. α, oder wenn tang. lat.* $> 10. = 100$ Cos. β; dadurch verwandelt ſich der obige Ausdruck nach einer leichten Transformation in

$$263'',159 \text{ Cos. (long.*} + 8^\circ 53' 13'' + \alpha) + 263'',159 \text{ Cos. (long.*} + 8^\circ 53' 13'' - \alpha)$$

oder in

$$2631'',59 \text{ Cos. (long.*} + 8^\circ 53' 13'' + \beta) + 2631'',59 \text{ Cos. (long.*} + 8^\circ 53' 13'' - \beta)$$

Nun enthält die erſte Tafel, deren Argument die Breite iſt, den Winkel α, und die 4te die Producte $263'',159$ in den Coſinus jedes Winkels von 0 bis 360° multiplicirt; man nimmt aus ihr die den Argumenten long.* $+ 8^\circ 53' 13'' \pm \alpha$ correſpondirenden Zahlen, deren Summe $= 52'',6318$ Cos. (long.* $+ 8^\circ 53' 13''$) tang. lat.*, oder der geſuchten Säcularveränderung der Länge gleich iſt. Die zweyte Tafel enthält den Winkel β, die dritte die Werthe von $52'',6318$ Sin. (long.* $+ 8^\circ 53' 13''$). Dieſe Art von Tafeln iſt, ſo viel Rec. weiſs, neu, und hat allerdings das Bequeme, daſs man, ſelbſt ohne Logarithmentafeln bey der Hand zu haben, die Rechnung führen kann; indeſs ſcheint es dem Rec. doch, daſs man in manchen Fällen mittelſt der Logarithmen, die ein jeder Aſtronom doch immer bey ſich liegen hat, vielleicht noch ſchneller rechnet. Unleugbare Vorzüge hat dieſe Einrichtung vor den Tafeln mit doppelten Eingängen, die in ſehr wenigen Fällen eigentlich brauchbar ſind, und ſelten groſse Bequemlichkeit, noch ſeltener aber die gewünſchte Schärfe

gewähren. Von den Veränderungen der Länge und Breite geht der Vf. zu den der AR und Decl. über, und führt die von *Laplace* in der *Mécanique Céleste* II S. 310 hiezu gegebenen Ausdrücke an. Indeſs hat ſich hier ein Irrthum eingeſchlichen, indem bey den Variationen der AR ſowohl als der Decl. das von der Abnahme der Schiefe der Ekliptik abhängende Glied wegbleiben muſs. *Laplace* bezieht das dortige $\delta\Theta$ nur auf die periodiſchen Ungleichheiten, und die Ausdrücke, die er dort giebt, enthalten die Reduction auf den ſcheinbaren, nicht den mittleren Ort eines Sternes. Die Änderung der Schiefe kann auch deſshalb keinen Einfluſs auf die Variationen der geraden Aufſteigung und Abweichung haben, weil dieſe auf den in dieſer Hinſicht unbeweglichen Erdäquator bezogen werden. Rec. erwähnt noch, daſs die in den Formeln S. 36 vorkommende Präceſſion nicht die *ganze*, ſondern die Luniſolar-Praec. ſeyn muſs. Die Veränderungen der Präceſſion in den zukünftigen und verfloſſenen Jahrhunderten giebt die Tafel S. 37 ſehr bequem; wir ſchreiben aus ihr nur die Zahlen für 1800 ab:

Praeceſſio univerſa $= 50'',06568$
— Luniſolaris $= 50'',25075$
— in AR. $= 45'',89315 + 20'',00996$ Sin. AR. tang. Decl.
— Decl. $= 20'',00996$ Cos. AR.

S. 41 erwähnt Hr. *v. Z.* der von der Sonne herrührenden Ungleichheit der Präceſſion, oder der Solarnutation, und giebt S. 42 die *Maskelyne*'ſche Tafel, aus welcher man für jeden Tag des Jahres einen Decimalbruch nimmt, der, in die jährliche Präceſſion multiplicirt, die Reduction mit Einſchluſs der Solarnutation geben ſoll. Rec. kennt zwar die Gründe nicht, nach welchen *Maskelyne* dieſe Tafel conſtruirte, begreift aber wohl, daſs man unter dieſer Form nicht alle Glieder der Ungleichheit darſtellen kann, daſs ſie alſo nur als eine Nährung brauchbar iſt. Dann geht der Vf. zur Herleitung der Präceſſion ſelbſt über, wozu er Vergleichungen ſeiner eigenen Rectaſcenſionen und der *Barry*'ſchen Declinationen mit den Sternverzeichniſſen von *Mayer* und *Bradley* benutzte. Dieſer Gegenſtand iſt vortrefflich abgehandelt, und Rec. iſt überzeugt, daſs ſich bey den jetzt vorhandenen Hülfsmitteln nichts Beſſeres über dieſe wichtige Materie ausarbeiten läſst. Vier verſchiedene Wege führten Hn. *v. Z.* zu äuſserſt wenig verſchiedenen Reſultaten, aus welchen wir oben das Mittel 50",054 ſchon angeführt haben. Die Vergleichung der Declinationen von *Mayer* und *Bradley* gab im Mittel 50",0405, die der Rectaſcenſionen 50",0675, wovon Rec. die letztere Beſtimmung vorziehen würde, wenn ſie einander nicht ſo nahe lägen, daſs man ohne Bedenken das Mittel nehmen kann; *Delambre* fand 50"10, *Piazzi* 50"11. Sonderbar iſt es, daſs in den Differenzen zwiſchen den älteren Katalogen und dem *v. Zach*'ſchen eine gewiſſe Regelmäſsigkeit herrſcht, die darauf hinzudeuten ſcheint, daſs die Präceſſion nicht an allen Theilen des Himmels gleich iſt, oder daſs vielleicht eine eigene Bewegung des Sonnenſyſtems ihren Effect an der einen Stelle zu vermehren, an der anderen zu vermindern ſcheint. Als die im zweyten Theile befindlichen Aberrationstafeln unter der Preſſe waren, hatte Hr. *v. Z.* dieſe Beſtimmung der Präceſſion noch nicht vorgenommen, weſshalb er die jährlichen Variationen nach *Wollaſton* etwas zu groſs annahm, und hier eine Verminderung von $\frac{1}{231}$ verlangt. S. 60 iſt eine nach dieſen Werthen der Präceſſion berechnete Tafel für die jährliche Veränderung der Rectaſcenſion und Declination, der der ſchon oben erwähnte Kunſtgriff zum Grunde liegt, und aus welcher man alſo das Geſuchte ohne trigonometriſche Rechnung nimmt.

Auch bey Erfindung der eigenen Bewegungen der Sterne zieht Hr. *v. Z.* die *Bradley*'ſchen und *Mayer*'ſchen Obſervationen den älteren, freylich eine längere Zwiſchenzeit, aber eine verhältlich noch gröſsere Unſicherheit gebenden, mit Recht vor. Zwey Tafeln S. 64 u. 65 enthalten die eigenen Bewegungen von 36 Sternen, ſowohl in AR. als Decl., nebſt allen zu ihrer Herleitung gebrauchten Elementen, ſo wie ſie aus *Bradley's* und *Maskelyne's* Beobachtungen folgen. Eine dritte S. 66 vergleicht *Mayer's* Declinationen mit *Piazzi's*, und eine 4te ſtellt alle dieſe Reſultate mit den von *Maſkelyne* neuerlich gefundenen zuſammen. Die Bewegungen in Rectaſcenſion ſind unter einander in ſchöner Harmonie; nur hat *Maskelyne* die poſitiven ſämmtlich etwas geringer, die negativen etwas gröſser, welches die natürliche Folge einer etwas verſchieden angenommenen Präceſſion iſt, und gar keinen Einfluſs hat, wenn man nur nicht *v. Z's*. Präceſſion mit *Maskelyne's* eigener Bewegung, oder umgekehrt, zuſammenbringt; beym Sirius hat ſich ein unrichtiges Zeichen durch einen Druckfehler eingeſchlichen. Etwas minder gut iſt die Harmonie der Bewegungen in Declination; allein die Zweifel, die übrig bleiben, ſind, wenn man die vom Hn. *v. Z.* ſelbſt angezeigten Druckfehler verbeſſert, nicht von groſsem Belange. Der häufige Gebrauch des Polarſterns zu aſtronomiſchen und geographiſchen Zwecken veranlaſste Hn. *v. Z.* ſeine eigene Bewegung in Declination ſorgfältig zu unterſuchen, und deſshalb die *Flamſteed*'ſchen Beobachtungen dieſes Sterns mit den neueren zu vergleichen; die lange Zwiſchenzeit von 100 Jahren gab deſto gegründetere Hoffnung eines ſicheren Reſultats, da die Fehler, die man den *Flamſteed*'ſchen Beobachtungen vorwerfen kann, ſich deſshalb faſt aufgehoben haben müſſen, weil der Stern ſehr oft über und unter dem Pole beobachtet wurde. Im Mittel fand ſich für 1690 die Declination 87° 38' 19",03, und da Hr. *v. Z.* aus eigenen Beobachtungen für 1790 88° 11' 10",232 gefunden hatte: ſo ergiebt ſich daraus die jährliche eigene Bewegung $= + 0'',03156$, oder ſo gering, daſs ſich darüber mit Sicherheit nichts feſtſetzen läſst, indem eine 100jährige Veränderung der Declination von 3" ſelbſt durch die *Flamſteed*ſchen Beobachtungen nicht entſchieden werden kann. Die Berechnung der Declination des Polarſterns aus ſeiner Länge und Breite, die hier vor-

kommt, könnte man auch mit den gewöhnlichen Logarithmentafeln von 7 Decimalstellen führen. Macht man nämlich die Tangente eines Hülfswinkels $\mu =$ Cos. l tang. λ, so hat man tang. AR. $=$ Cotang. l $\frac{\text{Sin.}\ (\mu - \varepsilon)}{\text{Sin.}\ \mu}$ und Cotang. p $=$ Sin. AR. Cotang. $(\mu - \varepsilon)$, wobey die Buchstaben die Bedeutung S. 75 haben. Eine Tafel, die die mittlern geraden Aufsteigungen und Abweichungen des Polarsterns für jedes Jahr von 1790 bis 1820 angiebt, ist von vielfältigem Nutzen für die Astronomen. S. 77. *De Aberratione Lucis.* Hr. *v. Zach* begnügt sich nicht damit, die Constante der Aberration ohne weitere Untersuchung anzunehmen; er berechnet sie selbst aus den *Bradley*schen Beobachtungen $= 20'', 282$, sehr nahe mit der von *Delambre* aus den Finsternissen des ersten Jupiterstrabanten gefundenen ($20'', 255$) übereinstimmend; seinen Tafeln legt er indess dieses letztere, auf einem sicheren Wege gefundene Resultat zum Grunde. Die Aberrationstafeln selbst sind durch einen, dem schon mehrerwähnten ähnlichen Kunstgriff so eingerichtet, dass man ohne trigonometrische Rechnung sowohl die Aberration in AR. als in Decl. finden kann. Freylich erhält die Formel für AR. dadurch 4 Glieder, die für Decl. 6, statt dass man nach der gewöhnlichen Methode nur 2 und 4 zu berechnen braucht; indess kann dieses den Tafeln keinesweges zum Vorwurfe gereichen, da die gewöhnlichen auch beygefügt sind, also Jeder das, was ihm am bequemsten scheint, wählen kann; sie sind übrigens zur Bequemlichkeit der Rechnung sämmtlich additiv eingerichtet. S. 103, eine Vorschrift, auf eine sehr leichte Weise die von der elliptischen Bewegung der Erde herrührende Correction der Aberration zu berechnen; sie ist bekanntlich constant, und man findet sie aus den speciellen Tafeln für jeden Stern leicht, wenn man mit der Länge des Sonnenperigeums in sie eingeht, und von der correspondirenden Zahl $\frac{1}{30}$ nimmt. Dann eine Anweisung und eine Tafel, die tägliche Aberration zu berechnen. Am bequemsten ist es unstreitig, die Aberration eines Fixsterns aus einer für ihn speciell berechneten Tafel zu nehmen; indess kann man nicht für alle Fixsterne solche Tafeln haben, wesshalb Hr. *v. Z.* hier Ausdrücke für die, einer Änderung in der Rectascension und Declination zugehörenden Änderungen der Aberration giebt, und die von *Camerer* berechneten Tafeln beybringt. Man kann, wenn keine grosse Genauigkeit erfoderlich ist, die für einen Fixstern berechnete Aberration vermöge dieser Tafeln auf einen anderen in seiner Nähe stehenden reduciren, oder mit ihrer Hülfe beurtheilen, ob man die für den einen berechnete, ohne merklichen Irrthum, für den anderen anwenden kann; es ergiebt sich aus ihnen u. a. die allgemeine Folgerung, dass die speciellen Tafeln für die Zodiacalsterne, ohne Gefahr $\frac{1}{2}''$ zu irren, 60 Jahre vor, oder nach der Epoche, für welche sie berechnet wurden, angewendet werden können. — S. 85. Z. 25, muss — Cos. obl. Eclipt. Sin. AR^2. Cosin. Long. ☉ gelesen, auch Z. 24 das Zeichen des ersten Gliedes in — verwandelt werden.

S. 115—143. *De Nutatione axis terrestris:* Die Axen der Ellipse bestimmte Hr. *v. Z.* nach dem in seinen neuesten Sonnentafeln angenommenen Werthe der Masse des Mondes $= 9'', 648$ und $7'', 1822$. Den Nutationstafeln liegen die oben erwähnten Hülfswinkel zum Grunde; die Formel für AR. besteht also aus 5 Gliedern, die durch Hinzufügung von Constanten sämmtlich additiv gemacht sind. S. 119 ist von der Solarnutation die Rede; und die Formeln für die daraus entspringenden Correctionen der AR. und Declination sind aus den von *Euler* bestimmten Werthen dieser Nutation entwickelt. Indess sind die Endausdrücke durch Druckfehler sehr entstellt, und müssen gelesen werden:

$$d\ AR. = (-0'', 4468\ \text{Sin. 2 Long.}\ \Theta\ \text{Sin. AR.} - 0'', 6022\ \text{Cos. 2 Long.}\ \Theta\ \text{Cos. AR.})\ \text{tang. Declin.} - 1'', 0292\ \text{Sin. 2 Long.}\ \Theta$$

$$d\ D = -0'' 4468\ \text{Sin. 2 Long.}\ \Theta\ \text{Cos. AR.} + 0'', 6022\ \text{Cos. 2 Long.}\ \Theta\ \text{Sin. AR.}$$

Nach *Laplace* (*Méc. Céleste* 5 Buch, 13 Satz) sind die Constanten $0'', 3982$, $0'' 434$ und $0'' 9173$. Man kann von der Solarnutation leicht Rechnung tragen, wenn man aus den für die Lunarnutation entworfenen Tafeln, mit dem Argumente 2 Long. ☉ die entsprechenden Zahlen nimmt, und sie dann durch 16,074 dividirt, oder mit 0,06221 multiplicirt. Eine ähnliche Untersuchung, wie für die Aberration, ist hier über die kleinen Veränderungen in den Sternörtern entsprechenden Variationen der Nutation geführt, und durch zwey Tafeln erläutert, aus welchen folgt, dass man sich der Nutationstafeln für die Zodiacalsterne 60 Jahre lang bedienen kann, ohne Gefahr in AR mehr als $0'', 2$, und in Declin. noch weniger zu irren. Am Ende erklärt sich Hr. *v. Z.* noch gegen die Meinung eines neueren Astronomen, der den wahren Ort des Mondknotens statt des mittlern, bey der Berechnung der Nutation gebrauchte.

S. 144—158. *De stellarum inerrantium positionibus mediis et apparentibus.* Vorzüglich ist zu genauen Beobachtungen eine feste unveränderliche Lage der Instrumente erfoderlich; Hr. *v. Z.* stellt mit Recht die seeberger Sternwarte in dieser Hinsicht als ein Muster auf. Es war immer ein Gegenstand seiner Bemühungen, die geraden Aufsteigungen der Zodiacalsterne, die desshalb häufiger gebraucht werden, weil der Mond sie bedeckt, oder weil die Planeten ihnen oft nahe kommen, mit der grössten Genauigkeit festzusetzen. Die Unterstützung, die seine, hierauf verwandte Sorgfalt durch das vortreffliche *Ramsden*sche Passageninstrument, und durch den ausserordentlich regelmässigen Gang der *Arnold*'schen, mit einem Stosswerke und Zapfenlöchern von Edelsteinen versehenen Uhr erhielt, lassen schon im Voraus den Grad von Genauigkeit beurtheilen, den man von dem *von Zach*'schen Sternverzeichnisse erwarten kann. Die Methoden, das Passageninstrument zu berichtigen und von seinen Fehlern Rechnung zu

tragen, werden hier umständlich auseinander gesetzt, und mit Beyspielen erläutert; gewöhnlich gebrauchte Herr *v. Z.* zu diesem Zwecke die Culminationen sehr hoher und niedriger Sterne, welche er den Durchgängen der Circumpolarsterne über und unter dem Pole, in vielen Fällen mit Recht vorzuziehen scheint. Eine S. 156 angegebene Methode, die sich durch ihre Leichtigkeit empfiehlt, bedarf einer kleinen Verbesserung, indem die Nutation für Sterne von gleicher Rectascension, und gleichen, aber entgegengesetzten Declinationen, *nicht gleich* ist. Man kann also den mittleren Unterschied der AR. eines solchen Sternenpaars nicht für den wahren annehmen, sondern muss noch eine Correction wegen der Nutation hinzufügen. Die Übereinstimmung des Beyspiels S. 157 mit dieser irrigen Voraussetzung liegt in einem Rechnungsfehler, indem die Nutation für α Leonis nicht — 0",459, sondern — 0",295 seyn muss. Nach diesen Vorbereitungen handelt Hr. *von Zach.*

S. 158 — 163. *De fixarum catalogo.* Der *Maskelyne*'sche Katalog der 36 Fundamentalsterne, den dieser berühmte Astronom zuerst 1770 bekannt machte, dann 1790, und endlich 1802 verbesserte, liegt dem *von Zach*schen Verzeichnisse zum Grunde. Bekannt ist den Astronomen, dass diese letzte Verbesserung in der Addition von 3",8 zu der Ascension des *α Aquilae*, von welcher der ganze Katalog abhing, bestand, und dass mehrere Astronomen, durch die Wichtigkeit des Gegenstandes veranlasst, sich bemühten, durch eigene Untersuchungen die darüber entstandenen Zweifel zu heben. Durch diese vereinten Bemühungen wurden die absoluten Ascensionen der Hauptsterne mit einer Sicherheit bekannt, die selbst die unbescheidensten Wünsche befriedigen musste. Zwar liegt dem *v. Zach*schen Verzeichnisse dieser *neueste* Maskelyne-sche Catalog nicht zum Grunde, indem die Beobachtungen und Rechnungen sämmtlich vor 1802 beendigt waren; allein die Beobachtungsmethode, nach welcher immer so viele von den Fundamentalsternen verglichen wurden, als nur irgend möglich war, gab ein leichtes Mittel an die Hand, den Irrthum des älteren Katalogs zu verbessern. Der mittlere Unterschied der Kataloge von 1790 und 1802, ist (wenn man diesem die von *Piazzi* und *Bürg* sehr harmonisch bestimmte Position des *α Aquilae* zum Grunde legt) + 0,2758 in Zeit oder + 4",137 in Bogentheilen, und diese Correction erfoderte daher auch das *v. Zach*sche Verzeichniss. Zur *genauen* Bestimmung der Declinationen der Fixsterne hat die seeberger Sternwarte kein Instrument, weshalb Hr. *v. Zach* sein Verzeichniss auf die Rectascensionen beschränken, und die Declinationen anderen, besser dazu ausgerüsteten Astronomen überlassen musste. Indess hatten auf der mannheimer Sternwarte *Barry* und *Henry* die Declinationen der *Flamsteed*schen Zodiacalsterne, mittelst des dortigen 8 fussigen Birdschen Mauerquadranten und des *Sisson*schen Zenithsectors beobachtet, und Hn. *v. Zach* mitgetheilt, der sie seinen Ascensionen beyfügt. Sehr lobenswerth ist die Anzeige der zur Reduction der beobachteten Zenithdistanzen gebrauchten Elemente; man wird dadurch in den Stand gesetzt, etwanige Fehler in der angenommenen Breite der Sternwarte 49°29'13", und der gebrauchten Bradleyschen Refraction noch in der Folge zu verbessern, zumal da *Barry* selbst vermuthet, dass die Breite wohl 4—5" zu klein angegeben seyn könnte. Von einer S. 163 — 184 vorkommenden Beschreibung und Gebrauchsanweisung verschiedener in diesem Bande enthaltener Tafeln, werden wir bey Gelegenheit der Tafeln selbst etwas erwähnen.

S. 184 — 203. *De luminis aberratione, qua stellarum inerrantium loca afficiuntur. Euler, de la Caille* und *de la Lande* nannten die aus den Tafeln berechneten Örter der Planeten mittlere; Hr. *v. Z.* nennt sie passender wahre, und nachdem die Aberration dabey angebracht ist, scheinbare. Bekannt ist die von *Lambert* zur Berechnung der Aberration der Planeten und Kometen gegebene Tafel, durch deren Hülfe man das Gesuchte durch eine simple Addition von zwey Zahlen erhält; sie ist hier (S. 187) neu berechnet. Die Formel für die Aberration S. 191 hätte Rec. hier bewiesen zu sehen gewünscht; sie scheint ihm, eben so wie die S. 192 folgenden Formeln, durch den Setzer sehr entstellt zu seyn. Die allgemeinen Tafeln S. 195 und 196 sind, wenn man die scheinbare Bewegung eines Planeten, und seine Entfernung nicht kennt, ohne Zweifel die bequemsten Hülfsmittel, seine Aberration zu berechnen; indess bleibt diese Rechnung noch immer mühsam, und sie kann in mehreren Fällen die Näherungsformeln, die Hr. *v. Z.* S. 207 beybringt, sehr willkommen machen. Was S. 203 gegen die von *Maskelyne* und *Dusejour* vorgeschlagene Art, von der Aberration eines Planeten dadurch Rechnung zu tragen, dass man seinen Ort nicht für die Zeit, für welche man ihn zu wissen verlangt, sondern für den Augenblick berechnet, in welchem das Licht, was er uns zuschickt, von ihm ausging, eingewandt ist, hält Rec. nicht für richtig. Der Ort der Sonne wird ja für dasselbe Moment berechnet, wodurch man den, dieser Zeit zugehörigen, wahren Ort des Planeten enthält, der in aller Schärfe dem gesuchten scheinbaren gleich seyn muss. Indess setzt diese Methode die Kenntniss der Entfernung des Planeten von der Erde voraus, die nicht immer ohne mühsame Rechnung zu erhalten ist.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Paderborn, b. Wesener: *Der Kinderfreund.* Ein Lesebuch für Bürger- und Land-Schulen. Von *Friedr. Eberh. v. Rochow.* Nebst einem Anhange über das Gemeinnützige aus der Naturkunde und einer Einleitung in die Religions- und Pflichten-Lehre. Herausgegeben von *Peter Anton Clement.* Vierte verbess. u. mit einer Gesundheitslehre verm. Aufl. 1808. VIII u. 248 S. 8. (8 Gr.)

Berlin, in d. Realschulbuchh.: *Kurzgefasste französische Sprachlehre für Anfänger.* Herausgegeben von *A. J. Hecker,* königl. preuss. Ober-Consistorial- und Ober-Schul-Rath und Director der sämtlichen Anstalten der königl. Realschule zu Berlin. Fünfte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1808. 166 S. 8. (5 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 OCTOBER, 1808.

MATHEMATIK.

GOTHA, b. Becker: *Tabulae speciales aberrationis et nutationis in ascensionem rectam et in declinationem etc.* Auctore *Franc. Lib. Bar. de Zach etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension*).

Seite 203—208. *De Parallaxi et Diametro planetarum.* Die bekannten Vorschriften, die jedoch hier der Vollständigkeit halber nicht fehlen durften. In dem Täfelchen für die Parallaxe der Ceres, Pallas und Juno haben sich einige Irrthümer eingeschlichen, die Rec., jedoch ohne Rücksicht auf die Neigung der Bahnen und die Excentricität der Erdbahn, so verbessern würde:

	Elong. Sign.	in Aphel.	in Dist. med.	in Perihel.
Ceres.	0	2",183	2",309	2",450
	VI	4,385	4,922	5,611
Pallas.	0	1,957	2,309	2,817
	VI	3,556	4,922	7,993
Juno.	0	2,001	2,372	[illegible]
	VI	3,707	6,219	[illegible]

Die Tafeln selbst eröffnet der Maskelynesche Katalog der Rectascension der 36 Fundamentalsterne, mit den beygefügten Differenzen der Kataloge für 1790 und 1770; dann Tafeln für Nutation und Aberration dieser Sterne in Zeit. S. XIII die mittleren Maskelyneschen Declinationen derselben Sterne, mit ihren Differenzen von dem Verzeichnisse für 1770, und von ihren, vom Hn. Prof. *Bürg* nach seinen neuen Refractionstafeln corrigirten Örtern. Rec. hat diese in vielfacher Rücksicht sehr interessante Zusammenstellung, die es beweiset, dass bey den Declinationen noch viel zu wünschen übrig bleibt, sehr gern gesehen; Tafeln für Aberration und Nutation in Decl. machen dieses Verzeichniss vollständig. Sehr angenehm werden den Astronomen die S. XXIII gegebenen, für 1790, 1800, 1810 und 1820 berechneten Tafeln der Aberration und Nutation des Polarsterns seyn. S. XXIV—XXIX ein Auszug aus dem grossen Piazzischen Verzeichnisse, das Sternenpaare enthält, deren AR. fast gleich ist, und deren einer etwa eben so weit nördlich vom Äquator absteht, als der andere südlich; den Zweck dieses Verzeichnisses haben wir schon oben erwähnt. 48 Seiten von XXXII an, nimmt ein sehr wichtiger Theil dieses Werks, der *v. Zachsche Zodiacalkatalog* ein, — die Frucht eines eisernen Fleisses und einer rastlosen, durch vortreffliche Hülfsmittel unterstützten Thätigkeit, die gewiss unsere späten Nachkommen noch oft mit Dank benutzen werden! — Das Verzeichniss hat 1830 Sterne, die sämmtlich mit der grössten Genauigkeit bestimmt, und auf die Epoche 1800 reducirt sind. Eine Columne, die die Vergleichung mit dem Piazzischen Kataloge enthält, zeigt, zu welcher hohen Stufe von Sicherheit man jetzt in diesen Beobachtungen gelangt ist; wenn man zu den Differenzen den Unterschied der von diesen beiden Astronomen gebrauchten Fundamentalkataloge (+4",1) addirt, so finden sie sich gewöhnlich in den Grenzen von 1—2", weit seltener betragen sie 4-5", u. wenn sie diese Grösse übersteigen, so glaubt Rec., dass öfterer die Reductionen als die Beobachtungen selbst Schuld daran sind. So z. B. hat *Piazzi* seine Ascension des Sterns 72 *Piscium*, bey welchem beide Kataloge 21",7 abwichen, selbst corrigirt, wodurch der Unterschied auf 0",2 heruntergebracht wird. Bey einigen Sternen dieses Verzeichnisses ist weder die Polardistanz, noch die jährliche Variation angegeben, auch nicht bemerkt, ob diese Sterne vielleicht Nachbarn der nächstvorhergehenden oder folgenden sind. Dürfte Rec. noch einen Wunsch äussern, so wäre es der, dass Hr. *v. Z.*, wenn sich eine Gelegenheit dazu finden sollte, die Anzahl der Beobachtungen bekannt machen möchte, auf welche sich jede Ascension gründet; dadurch würde man in den Stand gesetzt werden, selbst in der Folge die Sicherheit zu beurtheilen, die man jeder Bestimmung beymessen darf. Von S. LXXXII bis CXIV geht das, aus den Beobachtungen auf der mannheimer Sternwarte hergeleitete Verzeichniss der Declinationen der Zodiacalsterne. Die Differenzen mit dem Piazzischen Kataloge sind dabey grösser und unregelmässiger als bey den *v. Zach*schen Rectascensionen, und es scheint, dass vielen Sternen nur einzelne Beobachtungen zum Grunde liegen. Angehängt ist eine Tafel der jährlichen Präcession in AR., mit doppelten Eingängen, deren Argumente immer um 5° AR. und 3° Decl. wachsen. Die *Laplace*sche Refractionstafel mit den Logarithmen der Correctionsfactoren ist identisch mit der, in den vom pariser *Bureau des longitudes* herausgegebenen Tafeln enthaltenen. S. CXXIII—CXLIV. Tafeln zur Verwandlung der astronomischen Zeiten, zum Theil aus Hn. *v. Zachs* neuesten Sonnentafeln genommen, und so eingerichtet, dass sie die grösste Genauigkeit mit der möglichsten Bequemlichkeit verbinden. Die Tafel für die Zeitgleichung ist nach der *Delambre*schen Formel construirt, allein Hr. *v. Z.* hat einen wesentlichen Rechnungsfehler darin verbessert, in-

dem das zweyte Glied 80,778 statt 79,887 gelesen werden muss. 3 Register über die in diesem Bande vorkommenden Sachen und Tafeln, erleichtern seinen Gebrauch. Der 2 Theil enthält die speciellen Tafeln für die Aberration und Nutation von 494 Zodiacalsternen; eine kostbare Sammlung, die die Astronomen täglich mit Dank gebrauchen! Da diese Tafeln früher berechnet wurden, als der Vf. seine Untersuchungen über die absoluten Quantitäten der Nutation und Aberration beendet hatte: so liegen ihnen noch die älteren Angaben zum Grunde; man kann sie indess leicht auf die neueren reduciren, wenn man zu den Aberrationen $\frac{1}{20}$ und zu den Nutationen $\frac{1}{20}$ addirt. Dem über jeder Seite verzeichneten Orte des Sterns, dem sie gewidmet ist, muss man den im *v. Zach*schen Kataloge (Vol. I) enthaltenen substituiren, indem diese durch die Addition der oben erwähnten 4",1 und durch eine andere Präcession, verbessert sind. S. 501—504 allgemeine Aberrations- und Nutations-Tafeln; diese nach *Laplace's* Constanten berechnet. S. 505—508 Tafeln für die Länge des ☽ Knotens nach *Bürg*.

Rec. kann, ehe er sich von diesem Werke trennt, es nicht unberührt lassen, dass auch hier Hn. *v. Zachs* Bemühungen, sich selbst ungeübten Rechnern und angehenden Astronomen verständlich zu machen, überall hervorleuchten; die deutlichen Vorschriften, die immer eine Folge eben so klarer Ideen sind, sind überall mit zweckmässigen Beyspielen erläutert, und Rec. glaubt, nicht zu viel zu sagen, wenn er dieses Werk Jedem, der nur die ersten Anfangsgründe der Astronomie inne hat, als verständlich empfiehlt. LL. AL.

JUGENDSCHRIFTEN.

ERFURT, b. Keyser: *Der thüringische Kinderfreund bestimmt für solche Kinder, die schon gut lesen können, an eigenem Lesen Vergnügen finden, und gern etwas Nützliches lesen wollen.* Herausgegeben von *Carl Dilthey*. 2ter Theil. 1806. VI und 173 S. 8. (9 Gr.)

Unter den vielen bisher erschienenen Jugendschriften zeichnet sich die vorstehende vorzüglich aus. Herablassender, populärer Ton, um Kindern verständlich zu seyn, wohlgewählte und nicht mit allzulanggedehnter ermüdender Moral durchwebte Auffätze, Mannichfaltigkeit, sind die Eigenschaften derselben. Dieser 2te Band hat 5 Abschnitte. Der 1ste enthält Dialogen; der 2te Erzählungen; der 3te Sitten und Gebräuche fremder Nationen; dieser und der vorhergehende sind zum Theil aus Reisebeschreibungen entlehnt; der 4te Karls und Augusts Briefwechsel über naturhistorische Gegenstände; der 5te Gedichte von *Ehrhart* in Nordhausen, die der Jugend aber unter allen übrigen Auffätzen gerade am wenigsten Interesse geben dürften, da auch Kenner den *Ehrhart*'schen Gedichten keinen Geschmack abgewinnen können. — Wir verbinden mit dieser Schrift, deren Fortsetzung wir sehr wünschen, noch eine andere unseres Vfs., nämlich:

ERFURT, b. Keyser: *Kurze doch hinreichende Naturgeschichte für Bürger- und Land-Schulen.* Isten Bandes zweyte Abtheilung. Mit 11 Abbildungen. Fortgesetzt von *Carl Dilthey*, Lehrer am Gymnasio in Nordhausen. *Säugthiere*.

Auch unter folgendem Titel: *Möglichst vollständige Naturgeschichte für Bürger- und Land-Schulen. Säugthiere.* Isten Bandes 2te Abth. Mit 11 Abbildungen. 1806. 11 Bogen mit fortlaufender Seitenzahl. 8. (Mit schwarzen Kupfern 10 Gr., mit illuminirten 20 Gr.)

Schon im ersten Theile des vorhergehenden *Kinderfreundes* hatte der Vf. die Naturgeschichte einiger merkwürdiger Thiere mitgetheilt. Allein im zweyten Theile vertauschte er diesen Abschnitt mit dem Briefwechsel über naturhistorische Gegenstände, weil ihm vom jetzigen Verleger die Fortsetzung der gegenwärtigen Naturgeschichte übertragen wurde, wovon die 1 Abth. des 1sten Bandes bey dem seitdem verstorbenen Verleger Müller in Erfurt erschienen war. Wenn man ehemals in den besten Stadt- und Land-Schulen den Unterricht in der Naturgeschichte für überflüssig hielt: so hält man sie nun selbst in den geringeren Landschulen für nothwendig. Eine Menge Schriften über Naturgeschichte sind auch seitdem zu diesem Endzweck erschienen. Aber die wenigsten eignen sich für Bürger- und Land-Schulen, weil sie bald zu viel, bald zu wenig enthalten. Soll eine solche Naturgeschichte zweckmässig seyn: so muss sie hauptsächlich anzeigen, worin dieses oder jenes Thier dem Menschen nützt oder schadet, welche Vortheile es uns bringt, welchen Nachtheil u. s. w. Aber zu wissen, ob der Zahn eines gewissen Thieres $1\frac{1}{2}$ Zoll, oder $1\frac{1}{4}$ Zoll lang sey, das gehört für den eigentlichen Naturforscher, nicht für den Bürger und Landmann. Nach diesem Plane, der selbst von seinem Vorgänger, dem Herausgeber der ersten Abtheilung dieser Schrift, nicht befolgt war, arbeitete der jetzige Herausgeber, Hr. *Dilthey*, seine 2te Abtheilung aus. Er behielt die Linneische Ordnung bey, gab den wesentlichen Charakter jeder Ordnung und jeder Gattung kürzlich an, und bey den Arten der Thiere erzählt er in einem angenehmen Styl bloss das Merkwürdigste und Interessanteste ihrer Eigenschaften, Lebensart u. dgl., wobey man manche nicht allgemein bekannte Nachrichten über die Thiere erfährt, die der Vf. aus vielen der besten Reisebeschreibungen nach und nach gesammelt hat. So wird diese Schrift, ausser dem mündlichen Unterricht und den Erläuterungen, die der Lehrer Gelegenheit hat dabey zu ertheilen, zugleich auch ein angenehmes nützliches Lesebuch für die Jugend. Die schwarzen Kupfer, die 11 Arten Thiere vorstellen, sind zwar nur Holzschnitte, aber doch deutlich.

Λλκ.

EISENACH, b. Wittekind: *Die kleinen Freunde der Pflanzenkunde.* Von *Adolf Friedrich Hoffner.* Dritter Theil. 1806. VIII u. 244 S. 8. (12 Gr.)

Die fortdauernde Nachfrage, die den Vf. in den Stand setzte, auch noch diesen dritten Theil zu lie-

fern, hätte für ihn billig ein starker Bewegungsgrund seyn müssen, das Werkchen durch eine zweckmäfsigere Modification des Plans, und durch eine fleissigere Ausarbeitung mehr zu vervollkommnen: aber er hat sich an alle Erinnerungen seiner Recensenten nicht gekehrt, sondern ist bey seiner Manier geblieben. Seine Gesprächsform ist daher noch immer die durch unsere gemeinen Katechismen gebildete; seine Wahl der Sachen ist nicht durch das Bedürfniss der Kinder, sondern von dem Zufalle, der ihm eben diese oder jene Collectaneen in die Hände warf, bestimmt; in der Ausführung hat er weder einen Plan vor Augen gehabt, noch irgend einige Mühe angewandt, nur das für Kinder Interessante, und dieses immer ganz richtig zu sagen.

Der Pflanzen, wovon dieses Mal gehandelt wird, sind sieben und achtzigerley. Die meisten sind einheimische; mehrere darunter aber doch auch ausländische, und Kindern gewiss sehr gleichgültige, als der Keuschbaum, die Gleditschie, der Salamanderbaum, u. dgl. m. Die angegebene Benennung eines jeden ist nur die gemeine deutsche; die botanische ist verschwiegen, ob der Vf. gleich für Kinder der gebildeten Stände geschrieben hat, die die botanische Benennung gewiss eben so oft hören werden, als die gemeine. In der Beschreibung der Pflanzen werden zwar gemeiniglich einige Kennzeichen aus der botanischen Charakteristik aufgeführt; da es aber selten die bestimmt unterscheidenden sind: so würden sie das Kind, wenn es auch davon Gebrauch machen könnte, doch nie sicher leiten. Von den Pflanzen selbst ist bisweilen Etwas über ihren Bau, öfter Etwas über ihren Nutzen gesagt: Unvollständigkeit bezeichnet aber den Vortrag überall.

Zum Beweise unseres Urtheils mag Folgendes dienen. S. 168 — 169, *der Wunderbaum*. Anstatt die Charakteristik davon zu geben, begnügt sich der Vf. damit, zu sagen, dass ihn die Kinder kennen; und nennt dann gleich das Vaterland, und erklärt den Namen desselben — es ist wirklich ein wunderbarer Baum, weil man nicht weiss, ob man ihn zu den Kräutern oder Bäumen rechnen soll. — Nun von einigem Gebrauch des Saamens und des Marks; dann wieder ein paar Worte zur Erklärung des Namens; und damit ist der Vortrag zu Ende. S. 220 fragt der Vater: „Was ist denn ein Zwiebelgewächs?" das Kind antwortet: „Ein solches, welches eine saftige, weiche Wurzel hat." Der Vater lässt es dabey, als ob das Kind es getroffen hätte. Entstehen daraus aber nicht unrichtige Begriffe bey den Kindern? Die Bolle der Zwiebel, die der Vf. hier meint, ist ja die Wurzel nicht; und wenn sie es auch wäre; wie soll das Kind bey so einer Bestimmung die Zwiebel von der Rübe unterscheiden? S. 20 sagt das kind, ohne zurecht gewiesen zu werden, „die Pappelwurzeln geben oft den Stoff zu der Erzeugung der Osteokolle." S. 62: Die Stechpalme hat am Rande mit *einem* Stachel versehene Blätter. S. 237 giebt der Vf. die Benutzung der Lupine an; übergeht aber die vorzüglichste, nämlich die zur grünen Düngung. S. 237 bemerkt er von den Linsen, dass sie den Pferden tödtlich seyn sollen; woran sie doch so unschuldig sind.

ERLANGEN, b. Palm: *Fibel für Kinder von edler Erziehung*, nebst einer genauen Beschreibung meiner Methode für Mütter, welche sich die Freude verschaffen wollen, ihre Kinder selbst in kurzer Zeit lesen zu lehren. Von D. *Heinr. Stephani*, Consistorialrath und Hofprediger zu Castell. Mit drey Kupfern. Die Beschreibung 67, die Fibel 64 S. 8. (Velinpap. 1 Thlr. Druckpap. 16 Gr., ohne Kupfer 6 Gr.)

Im J. 1802 gab Hr. *St.* eine kleine Fibel, oder ein sogenanntes *Elementarwerk zum Lesenlernen* heraus, welches auf einen ganz allgemeinen Gebrauch berechnet war, und, so viel wir wissen, eine 3te Auflage erlebt hat. Diesem Werkchen folgte 1803 ein *kurzer Unterricht, Kindern das Lesen zu lehren*, als eine Anweisung zum Gebrauch jener Fibel, wovon wir ebenfalls eine zweyte Auflage vor uns liegen haben. Im vorigen Jahre erscheint nun *dieselbe* Fibel mit unbedeutenden Abänderungen abermals, und ist jetzt ausschliessend für Kinder *edler* — soll wahrscheinlich heissen adlicher oder vornehmer — Erziehung bestimmt. Rec. gesteht, dass er es nicht einzusehen vermag, wodurch bey einer so höchst unwesentlichen Veränderung in der Form sowohl, als im Inhalte, diese Fibel eine so ansehnliche Standeserhöhung erlangt hat. Denn warum sollten die hinzugekommenen Gedichte, die schon in hundert anderen Fibeln und Lesebüchern für Kinder abgedruckt stehen, nicht auch von Kindern *unedler* (d. h. bürgerlicher) Erziehung gelesen werden können? Unter den, in der avancirten Fibel weggelassenen Stücken befinden sich auch die Gebete für Kinder, etwa weil vornehmer Leute Kinder nicht nöthig haben zu beten? Vielleicht aber glaubte sich der Vf. zu jenem stolzen Titel berechtiget, weil er dieses wiedergeborene Töchterlein mit drey stattlichen Kupfern ausgeschmückt hat, „die ihr eben sowohl zur Zierde, als zur Empfehlung dienen sollen" (S. 63). Durch das eine dieser Kupfer will der Vf. vorzüglich zum Mutterherzen sprechen (S. 66), und die beiden anderen sollen durch ihre schönen Formen den ästhetischen Sinn der Kinder wecken und nähren, und durch die Erklärung der *zartsinnigen* Mutter das moralische Gefühl beleben (S. 63). Aber Rec. war nicht wenig erstaunt, hier die Kunst zu finden, „die das Schöne für sittliche Bildung bearbeitet", da der Vf. in dem vorerwähnten kurzen Unterrichte u. s. w. S. 39 ausdrücklich gesagt hatte: „Kindern durch *vorgezeigte* Bilder den Unterricht ergötzlicher machen wollen, heisst sie an Zerstreuung gewöhnen, und sie von der, in der ersten Jugend so nöthigen Angewöhnung an *anhaltende* und *ununterbrochene* (?) Thätigkeit abhalten. Eben deswegen haben wir uns gehütet, unsere Fibel mit Bildern zu *verunzieren*." — Was also eine Fibel *verunziert*, soll eben derselben Fibel zur *Zierde* gereichen! Zwar meint

der Vf., man solle lieber diese, der Fibel beygebundenen Kupfer wieder herausschneiden, und sie zu einem zweckmäfsigen Schmucke des Lehrzimmers benutzen: aber mufs sie die Mutter nicht wieder von der Wand herabnehmen und den Kindern *vorzeigen*, wenn sie dieselben zu moralischen Erörterungen benutzen will? Welche Inconsequenz!

In der vorgedruckten Beschreibung seiner Lesemethode — die im Wesentlichen mit dem oben erwähnten *kurzen Unterrichte* genau übereinstimmt — sagt der Vf.: er sey aller Prahlerey so von Herzen gram, dass er es bisher sorgfältig vermieden habe, viel Geschrey von seiner Methode zu machen. Und dennoch lesen wir S. 4: „Hier biete ich Ihnen eine Methode an, die so einfach und leicht ist, dass Sie sich solcher nicht nur *in Einer einzigen Stunde* völlig zu eigen machen können, sondern bey der Sie nun auch im Ganzen nicht mehr Zeit aufzuopfern brauchen, als *zwey bis drey Tage* (S. 21 werden doch schon *einige Wochen* daraus), um Ihre Kinder *vollkommen richtig, schön und fertig* lesen zu lehren. Schon ist diess *in allen Gegenden Deutschlands* durch so viele tausend Versuche (?) an Kindern *allzuwahr* gefunden worden, als dass der Erfinder dieser Methode noch befürchten dürfte, jener Versicherung wegen der Prahlerey beargwohnt zu werden.“ Und nun folgt von S. 5—12 eine Apologie seiner Methode, die mit der selbstgerühmten Bescheidenheit des Vfs. in einem sehr interessanten Contraste steht. Allerdings ist die *Stephani*sche Lesemethode einfacher, leichter und natürlicher, als die unseelige Buchstabirmethode, welche in unseren Schulen immer noch herrschend ist; aber dennoch ist sie sehr unvollkommen, steht nicht selten mit sich selbst im Widerspruch, und hat in wissenschaftlicher Hinsicht lange nicht den hohen Werth, den die *Olivier*'sche Methode hat, die, trotz des vielen Geschreibes darüber, lange nicht so gekannt und geschätzt ist, als sie es ihrem inneren Gehalte nach verdient. Dass Hr. *St.* selbst diese Methode nicht kennt, zeigt eine Aeusserung S. 18: „In wie fern der würdige *Olivier* in seiner gleichzeitig mit der Meinigen bekannt gemachten Methode den Buchstaben (sollte wohl heissen Consonantlauten als Namen ihrer Zeichen) ein *scharfes e* nachfolgen, und sie *sche, me, be* u. s. w. *nennen* lässt, verfehlt er die Angabe der wahren Laute, und geräth damit in das Gebiet der *Buchstabirmethode*.“ Durch welche Stelle des *Olivier*schen Elementarbuchs mag doch der Vf. wohl diese grundlose Behauptung belegen wollen? Übrigens ist es auch unrichtig, dass *Olivier* seine Methode zu derselben Zeit bekannt gemacht habe, als Hr. *St.* mit der seinigen hervortrat. Jener trat mit der Bekanntmachung derselben, durch öffentliche Versuche und durch seine erste Schrift schon im Jahre 1800, Hr. *Stephani* hingegen mit seiner Fibel 1802, und mit seinem eigentlichen Unterricht erst 1803 auf.

Es ist sehr löblich und wohl gerathen, dass sich Hr. *St.* wegen des Unterrichts der Kinder im Lesen an die Mütter gewandt hat, denn wer kann ein höheres Interesse für die Geistesentwickelung der Kinder haben, und wer wird den Unterricht mehr mit Liebe und Eifer, also auch mit einem glücklicheren Erfolge betreiben, als die Mütter? Wenn die harte Schulzucht eines strengen Orbil den Frohsinn der Kinder ertödtet: so wird ihn die liebevolle Behandlung der Mutter wecken und beleben. Wenn jener den ihm lästigen Elementarunterricht mit Unlust und Widerwillen betreibt: so wird ihn diese mit Lust und wohlwollendem Herzen betreiben. Möchten nur die Mütter überall recht viel Sinn für die Freuden haben, die mit der Beförderung der geistigen Entwickelung ihrer Kinder verbunden sind! Rec. zweifelt aber doch recht sehr, dass sich die Mütter, auch bey dem besten Willen, werden aus den, von Hn. *St.* beschriebenen Operationen der Sprachorgane vernehmen, und den richtigen Ton der Summser, Stosslaute und Sauselaute treffen können. Wenn sie nicht schon die reinen Elemente der Mitlauter kennen: so werden sie augenblicklich in die alte Methode zurückfallen. — Warum der Vf. auf dem Titel des Buches *edle* Erziehung, und in der Anweisung immer *ädle* Mütter schreibt, kann Rec. nicht begreifen. S. 13. Z. 15 muss *aufs* für *auf*, und S. 21. Z. 19 *lang* für *lange* stehen. Eben so sind in der Anweisung die Numern 6 bis 12 (von S. 49 bis 56) falsch, und passen nicht auf die in der Fibel angegebenen Erläuterungen. Unter den acht einfachen Grundlauten der Fibel, S. 3, muss statt des zweyten *o* und *a*, *oe* und *ae*, und über das, auf 53 befindliche Stück nicht 18, sondern 37 stehen.

L. Th.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Berlin*, b. Dieterici u. *Leipzig*, b. Supprian: *Stoff zur Bildung des Geistes und Herzens.* Für den häuslichen und Schulunterricht bearbeitet von *Karl Hahn*, Rect. d. Garnisonschule zu Berlin. *Erstes Bändchen, zweyte vermehrte Aufl.* 1804. XXXVI u. 248 S. *Zweytes Bändchen* (in Comm. Leipzig, b. Köhler) 1804. VI u. 280 S. 8. Da das erste Bändchen, welches in einigen Schulen als Lesebuch eingeführt ward, nach einem Jahre neu aufgelegt werden musste, so hat der Vf. wenig geändert. Es fängt mit einer wohldurchdachten Abhandlung über Verstandesübungen an. Hr. *H.* bemüht sich, diese so nützlichen Übungen in eine Art von System zu bringen. Wenigstens muss man seine Arbeit als einen guten Beytrag dazu ansehen. In kurzen und meistentheils anziehenden Erzählungen werden Verstandes- und Vernunft-Begriffe erklärt, eine Anzahl meist in Reimen verfasster Räthsel und Charaden und angenehme, vielleicht etwas zu tändelnde, gereimte Aufsätze als Stoff zu Memorirübungen geliefert. Der zweyte Theil ist schon auf Kinder von höherer Bildung berechnet, und enthält Erzählungen, freundlich und scherzhaft — und freundlich und ernsthaft vorgetragen; meistentheils sehr scharfsinnige Worterklärungen sinnverwandter und anderer wichtiger Begriffe, wie: eitel, eingebildet, stolz, aufgeblasen, hochmüthig u. s. w. Zuweilen werden auch den prosaischen Erzählungen einige Reime eingemischt, die zwar nicht immer auf poetischen Werth Anspruch machen, aber sich doch durch die Absicht, das Nachdenken der Kinder zu wecken, als nicht unzweckmässig rechtfertigen. Wir können daher diese Schrift empfehlen.

Z — d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 OCTOBER, 1808.

ERDBESCHREIBUNG.

München, b. Fleischmann: *Die neuesten Briefe aus der Schweiz in das väterliche Haus nach Ludwigsburg;* nebst einem Gemälde des Bergsturzes am Rigi und Lauwerzer-See. 1807. I Bändchen. 218 S. mit 2 Kpfn. II Bändchen. 480 S. mit 1 Kpf. 8. (2 Thlr. 4 Gr.)

Ebel und *Normann* haben zwar in geographisch-statistischer Hinsicht die grösten Verdienste um die Schweiz; allein da sich ihre Nachrichten noch aus den Zeiten vor der Revolution und der neuen Regierungsveränderung herschreiben, und seit 10 Jahren so wesentliche Veränderungen vorgefallen sind: so sind die vorliegenden Briefe, die uns die Verfassung besonders des Kantons Appenzell in den allerneuesten Zeiten darstellen, sehr angenehm, zumal da sie ausser dem reichhaltigen Inhalt auch ein gefälliger Vortrag empfiehlt.

In Lindau, wohin unser Reisender zuerst kam, redete ihn ein Appenzeller an; aber keiner verstand den anderen, weil der geschwinde Accent der appenzeller Mundart etwas so Auffallendes und Eigenes hat, dass er für einen Deutschen, der an den reinen niedersächsischen oder meissnischen Dialekt gewöhnt ist, schlechterdings nichts Verständliches hat. Hier giebt der Vf. für Reisende den sonderbar scheinenden Rath, in der Bibelsprache und langsam zu reden, weil unter den reformirten Appenzellern noch häufig die löbliche Sitte herrscht, an den Sonntagen mit ihren Familien die Bibel zu lesen, und ihnen also diese Ausdrücke bekannt sind. Aus dem Städtchen Rheineck machte der Vf. eine Lustfahrt nach Roschach, einer zum Kanton St. Gallen gehörigen kleinen niedlichen Stadt. Hier ist der grösste Kornhandel des ganzen Landes, da das meiste Getreide, welches aus Deutschland in die Schweiz kommt, hier ausgeladen und verkauft wird; auch die Geschäfte, die hier mit allen Arten von Leinwand gemacht werden, sind von grosser Wichtigkeit. Im Rheinthal, wo das Städtchen Rheineck liegt, wächst ein sehr guter feuriger Wein, der gemeiniglich schon im ersten Jahre in dem Kanton Appenzell und St. Gallen ausgeführt wird, weil man wegen des überall eintretenden Wassers die Keller nicht tief genug graben, und also den Wein nicht gut aufbewahren kann. Ausserdem ist dieses Thal reich an Obst, wovon man sehr vieles dörrt und ins Ausland verkauft, aber noch mehr zu dem hier sehr beliebten Getränke, dem Cyder, benutzt. — Obgleich der Weinbau die Hauptbeschäftigung des thätigen Rheinthalers ist: so sucht man doch auch Manufactur- und Fabrik-Arbeiten, besonders in den Städten Altstädten und Rheineck nicht vergeblich, wo man beträchtliche Geschäfte mit englischem Garne, mit Musselin und Baumwoll-Tüchern macht. — Das ganze Rheinthal, ein kleines, aber von Natur und Kunst begünstigtes Ländchen, das nur 8¼ Stunden lang und 2 Stunden breit ist, zählte im J. 1796 nach den Kirchenlisten 22006 Menschen. Altstädten war die erste Gemeinde des Rheinthals, welche die verbesserte Religionslehre Zwingli's bey der Reformation annahm, und der bekannte Karlstadt war ihr zweyter reformirter Prediger. Die Schicksale dieses Mannes, welche hier zur Ergänzung und Berichtigung einer Stelle aus *Planks Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs*, erzählt werden, sind interessant. —

Das dringende Bedürfniss eines besseren Schulunterrichts fängt man auch in der Schweiz an seit einiger Zeit so dringend zu fühlen, dass man, besonders in den reformirten Kantonen zu Chur, Arau, Zürich, St. Gallen u. ff., mit vielen Kosten eigene Kantonsschulen errichtet und andere Verbesserungen im Schulsache gemacht hat. Vornämlich hat sich *Pestalozzi* durch seine neue Methode so berühmt gemacht, dass selbst Kaiser und Könige Abgeordnete zu ihm nach Yverdün (im Kanton Waadt) sendeten, die seine Methode studiren sollten, um in ihren Ländern ähnliche Institute errichten zu lassen.

Gais hat eine überaus romantische Lage, und ist unstreitig der höchste Ort im appenzeller Lande, aber die Gegend ist etwas kahl. Die Einwohner dieser Stadt sind sehr fleissig, und befinden sich bey ihrem beträchtlichen Musselingewerbe in einem blühenden Wohlstande. Schon ihre grossen geschmackvollen Wohnungen, die angenehm ins Auge fallende Bauart ihrer hölzernen Giebelhäuser, der schöne geräumige Gemeindeplatz an der Kirche, am Pfarr- und Wirths-Hause, wo überall Reinlichkeit und Ordnung sichtbar ist: alles nimmt für diesen Ort ein. Daher kommen auch jährlich viele Fremde hieher, die im reinen Genusse der Bergluft ihre Gesundheit wieder zu erlangen suchen. — Der Kanton Appenzell ist rings umher von dem Kanton St. Gallen eingeschlossen, und über alle umliegenden Landschaften beträchtlich erhaben. Diese Landschaft ist vielleicht eine der bevölkertsten in ganz Europa. Denn ungeachtet sie ungefähr nur 10 — 11 Stunden Länge und 6 Stunden Breite hat: so rechnet man ihre Be-

völkerung doch auf 51,600 Seelen, welches sehr viel ist, wenn man bedenkt, dass dieses Land seiner Lage nach zur Landescultur zu uneben, zu rauh, und an mehreren Orten oft ganz unzugänglich ist. Man darf nur einen Weg von wenigen Stunden zurückzulegen haben, so ist man nicht im Stande, eine Viertelstunde zu durchwandern, ohne nicht fürchterliche Bergspalten oder Tiefen, selbst mit Lebensgefahr, passiren zu müssen. — Schade ist, dass Appenzell fast keinen anderen Nahrungszweig als die Musselin- und allenfalls etwas Leinwand-Weberey kennt, um sich bey einem zu befürchtenden Handelsstillstand vor mancher Gefahr zu sichern, und auf zweckmässige Mittel zu denken, der Armuth und Brodlosigkeit durch andere Beschäftigungszweige vorzubeugen. Ihre vortrefflichen Alpenweiden bieten so erwünschte Gelegenheit dar, auch grosse Schafheerden zu ernähren, und diese würden ihnen Wolle im Überflusse darbieten, und Manufacturen der festesten Art die festeste Basis gewähren. Das rohe Product sollte man zu vervielfältigen und in möglichster Veredlung im Lande selbst zu erzeugen suchen, es auch nicht gleich von der Schur ins Ausland gehen, und höchstens nur als Garn ausführen lassen. — Der reformirte Theil des Kantons Appenzell hat viele angesehene Handelshäuser, und mehrere dasige Kaufleute halten bekanntlich in Frankreich, Italien, Russland u. ff. ihre eigenen Comtoirs, und treiben die ausgebreitetsten Geschäfte; aber in dem kathol. Theile findet man weder ein Handelshaus, noch einen Webermeister; hier lebt man lieber im Schoos der Ruhe, und bringt seine Tage bey einfacher Lebensart unter seinen Geisen und Kühen zu.

Trogen, der Hauptort und Sitz der Regierung von Ausser-Roden, ist zugleich ein wichtiger Handelsplatz mit Leinwand, Baumwoll- und Musselin-Tüchern u. s. w. — Die Namen der beiden Hälften des Kantons *Ausser-Roden* und *Inner-Roden*, kommt her von Rotten, Haufen, *cohortes*, weil in alten Zeiten die Gemeinden sich in gewisse Compagnieen oder Rotten vereinigten und zu Felde zogen. Ausser-Roden bewohnen die Reformirten, Inner-Roden die Katholiken. Bis zu Ende des 16 Jahrh. lebten beide Religionsverwandte unter einander vermischt, aber im J. 1597 fand man es der inneren Ruhe wegen für zuträglicher, sich um der Religion willen zu theilen. — Ehedem hatte dieser und alle anderen Kantons das Recht Kriege anzukündigen, Frieden zu schliessen und Bündnisse mit anderen Mächten einzugehen, aber seit dem J. 1803 kann, vermöge der Vermittelungsacte des damaligen ersten Consuls der französischen Republik, kein einzelner Kanton weder mit einem anderen Kanton, noch mit einer fremden Macht in Verbindung treten, als nach den Bundesvorschriften der helvetischen Republik. Bey mancherley angenehmen Seiten, die eine demokratische Regierungs-Verfassung hat, ist dieses ein grosser Nachtheil, dass hier kein Eifer weder für öffentliche Schulen, noch für Zucht- und Arbeits-Häuser, Hospitäler u. s. w. keimet, und dass auch die Policeyanstalten sehr mangelhaft sind. Aber lobenswerth ist der Eifer, den die Regierung von Ausser-Roden seit mehreren Jahren bey Anlegung neuer und fahrbarer Strassen bewies.

Der Ackerbau wird hier fast gar nicht betrieben. In der Gemeinde Appenzell giebt die Regierung jedem Armen ein Stück Gemeindeboden, das er lebenslang mit seiner Familie zum Anbau von allerhand Sommerfrüchten benutzt. Der Erdäpfelbau nimmt in diesem Kanton immer mehr zu. Die Obstcultur ist in einigen Gemeinden beträchtlich, aber zum Weinbau ist diese gebirgige Gegend zu rauh und kalt. Der wahre Stolz eines appenzeller Landmanns ist eine fette Alpenweide, auf welcher eine Heerde Kühe und Geisen den Sommer hindurch Nahrung und Obdach findet. Inner-Roden ernährt im Sommer gegen 15,000 Stück Vieh aller Art auf seinen Fluren, wovon ungefähr 5—6000 Kühe in den hohen Alpen weiden. Ein weniger beträchtliches aber in den hiesigen Gegenden sehr geschätztes Naturproduct ist der Honig. Schade, dass man diese Liebhaberey noch nicht mit Einsicht zu behandeln versteht.

Die Kinder wachsen hier oft ohne Unterricht und Erziehung auf, und erreichen wohl das 18 und 20 Jahr, und wollen zum ersten Nachtmals-Unterrichte gehen, ohne dass sie nur die Buchstaben kennen gelernt haben. — Auffallend ist es, wenn man hier von den Kanzeln bekannt machen hört, dass eine Anzahl von Kühen, Kälbern u. ff. verauctionirt werden soll, dass Dem und Jenem wegen eines Verbrechens, Wein und Most zu trinken, verboten sey, und dass jeder Wirth im Lande ihm denselben eine bestimmte Zeit lang nicht reichen dürfe. Aber vielleicht ist eben dieses die Ursache, warum der Vf. diese Kirche so volkreich fand. In der Liturgie scheint man noch sehr weit zurück zu seyn, daher gereicht es der gegenwärtigen Regierung und mehreren einsichtsvollen Geistlichen des Landes sehr zur Ehre, dass man sich seit einiger Zeit eifrigst bemüht, Verbesserungen in Kirchen und Schulen vorzunehmen.

Die Klosterbibliothek der ehemaligen Abtey St. Gallen ist sehr interessant wegen ihrer schätzbaren Handschriften, und kann wegen ihrer Seltenheiten in Absicht auf Literatur, Numismatik und das Mineralreich, die erste und vorzüglichste Bibliothek der Schweiz genannt werden. Bey der Flucht des Abts waren die kostbarsten Bücher und Manuscripte, die schönsten Steine und Conchylien, das prächtige Münzkabinet und andere Seltenheiten in 230 grossen Kisten nach Tyrol transportirt worden, kamen aber auf Requisition der Regierung bald wieder hier an.

In Rücksicht des Handels ist die Stadt St. Gallen gleichsam der Stapelplatz für die französischen Kaufleute, die hier viele Geschäfte machen. — Obgleich das Schulwesen in diesem Kanton noch auf keiner hohen Stufe steht: so bemüht man sich doch von Jahr zu Jahr, es immer mehr zu verbessern und zu veredeln. In der Stadt St. Gallen blüht seit einiger Zeit ein akademisches Gymnasium, wo aber nur diejeni-

gen Jünglinge ihre Studien beendigen können, die sich der Theologie gewidmet haben. Um den Landschulen aufzuhelfen, bildete die Regierung einen Erziehungsrath, der den Zustand der niedern Schulen untersucht, und sie zu verbessern bemüht ist. Die Procedur hiebey ist hier sehr gut dataillirt. Freylich hemmt die immer mehr zunehmende Irreligiosität unter den Erwachsenen die guten Fortschritte; indessen wird wirklich ein guter Saame in die Seelen der jetzigen Jugend gelegt, so kann man wenigstens in Zukunft durch diese Bemühungen bessere Menschen erwarten.

Wichtig sind im *zweyten Bändchen* die Bemerkungen über Kirchen- und Schul-Wesen. — Appenzell Ausser-Roden, das, nach den allerneuesten Berichten über diesen Kanton, ungefähr 38538 Seelen zählt, und nur 20 Pfarrstellen von reformirter Seite zu besetzen hat, leidet Mangel an jungen Predigern, und ein Jahr ins andere gerechnet, findet man jährlich nicht über 2 Studirende, die sich dem geistlichen Stande widmen, weil Eltern, die nur einiges Vermögen besitzen, ihre Kinder entweder das Baumwollgewerbe lehren, oder sie zur Handlung bestimmen, wo sie mehr Gewinn vor sich sehen, als bey mehrentheils gering dotirten Pfarrstellen, ob sich gleich der Gehalt der Prediger seit der Revolution um vieles verbessert hat. — Was den Schulunterricht betrifft, so befinden sich in diesem Kanton nicht einmal gute Dorfschulen, vielweniger Lyceen oder Gymnasien, und nur sehr selten schicken Eltern ihre Kinder auf fremde Schulen. Zum Glück giebt es hie und da einige Prediger, die jungen Leuten den nöthigen Unterricht im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen ertheilen, bis sie im Stande sind, die Akademie zu beziehen. Gemeiniglich wählen sie die Universitätsstadt Basel, selten Zürich, und noch seltener eine ausländische deutsche Akademie. In Basel kann man in einem Jahre, oder wenn's seyn muss noch früher, seinen *Cursum theologicum* beendigen, sich examiniren und ordiniren lassen, und schon als *Studiosus Theologiae* die schönsten Aussichten auf eine Pfarrstelle haben; man kann daraus schliessen, wie kenntnissreich die mehresten Prediger dort seyn müssen.

Die Ursache, warum die Landschulen so schlecht sind, liegt ohnstreitig darin, weil die Vorsteher jeder Gemeinde ihren Schulmeister selbst setzen, und zwar ohne vorhergegangene Prüfung, und ohne den Rath ihrer Prediger, oder anderer sachkundiger Männer darüber anzuhören; doch giebt es zum Glücke hier Ausnahmen, und seit der Revolution, da der Kanton Appenzell zu St. Gallen geschlagen, und mit anderen umliegenden Gegenden unter dem Namen Kanton Sautis vereiniget worden ist, wird dieser Sache von Seiten der Regierung mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als vorher. Schon im J. 1800 erschien auf Befehl des Erziehungsraths zu St. Gallen eine gedruckte Anleitung für Landschullehrer des Kantons Sautis, wodurch sie zur nützlichen und zweckmässigen Führung ihres Amtes ermuntert werden, und in welcher in gedrängter Kürze dem Schulmeister der ganze Umfang seiner Pflichten vorgelegt, und die Methode gezeigt wird, wie er es anzufangen habe, wenn er in seinem Wirkungskreise Gutes stiften wolle; zugleich wurde aber auch für seinen Unterhalt und nöthigen Gehalt gesorgt, dass er mit Freuden sein Amt verwalten solle. Zwar kam alles Gute, was man auf diese Art zu bewirken gesucht hatte, wieder in Verfall, als im J. 1803 durch die Vermittelungsacte des damaligen französischen Oberconsuls, der Kanton Appenzell fast gänzlich in seine alte Verfassung eingesetzt wurde; — aber einige einsichtsvolle Männer wendeten sich mit Vorstellungen an die Regierung, und so wurden denn alle von Neuem eingerissene Missbräuche wieder abgeschafft, und das Schulwesen nach und nach möglichst verbessert. Die Armenanstalten sind lobenswerth, so wie denn überhaupt kein Staat in Europa, England ausgenommen, mehr zur Linderung des menschlichen Elends beyträgt, als die schweizerische Eidgenossenschaft. Ein Beyspiel der neuesten Zeiten kann dieses beweisen. Als der Handelsstand von Ulm für die durch den Krieg im J. 1805 verunglückten Einwohner Schwabens eine Collecte veranstaltete: gab die Schweiz, die sich theils von der Revolution noch nicht ganz erholt, theils durch die Handelssperre nach Frankreich und Italien so sehr viel verloren hat, am meisten, und sogar mehr, als das reiche England. Zwar sind hier keine Hospitäler, Waisenhäuser oder ähnliche Asyle für Unglückliche und Arme; aber jede Gemeinde ist verpflichtet, für ihre Armen zu sorgen, und dieses thut man durch einen eigenen Armenpfleger, der das Allmosen vor den Kirchthüren einsammelt und davon Hülfsbedürftige unterstützet, auch für Kleidung und Schulgeld sorgt. Besonders sorgt der reformirte Appenzeller sehr thätig für seine Armen.

Das traurige Gemälde, das uns der Vf. von der verminderten Moralität und Religiosität der Appenzeller macht, brachte den Rec. auf den Gedanken: dass nicht bloss die Revolution daran Schuld sey, sondern dass der Anfang schon vor dieser Zeit, und zwar in den Gebräuchen gesucht werden müsse; dass aber die Revolution die Immoralität schneller entwickelt habe, kann nicht geleugnet werden.

Ausser Gesang und Tanz, welches die beiden Lieblingsvergnügungen dieses Bergvolks sind, beschäftigen sich Jünglinge auch gern mit Steinstossen, und Mancher hat es durch Übung nach und nach so weit gebracht, dass er Steine von 150 bis 180 und mehr Pfund, mit leichter Mühe in die Höhe heben und weit von sich werfen kann. Das Thalerschiessen, ein sehr einfaches Spiel, findet hier auch viel Beyfall, und besteht darin, dass man eine kleine Vertiefung in die Erde macht, und in einer Entfernung von 8 bis 10 Schritten einen Thaler hineinzuwerfen sucht; wer seinen Zweck erreicht, erhält den dazu ausgesetzten Preis. Sitzende Spiele lieben die Appenzeller nicht, und theatralische sind im ganzen Kanton verboten.

Der Vf. schliesst seine interessanten Briefe mit einem Anhange, worin er zwey geschätzte Schriftsteller gleiches Gegenstandes, als der seinige ist, auf eine anständige Weise zurechte weist. Sein längerer Aufenthalt in der Schweiz und seine dasigen Bekanntschaften mögen ihn ohnstreitig in Stand gesetzt haben, von diesem Lande die richtigste Ansicht zu verschaffen, so wie es ihm nicht an Talent fehlt, das Gesammelte und reiflich Erwogene eben so schön als deutlich vorzutragen. Z. Dn.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Magdeburg*, b. Heffenland und in Commission der Leichschen Buchhandlung zu Brandenburg: *Lehr- und Lese-Buch für Volksschulen.* 1803. X u. 206 S. u. Anhang von 32 S., ohne die Inhaltsanzeige. (6 Gr.) Ausser dem Anhange, der das Vornehmste von der deutschen Sprache, Rechtschreibung und dem guten Ausdruck in verschiedenen schriftlichen Aufsätzen enthält, besteht das Buch aus vier Hauptstücken: I. Übungen des Verstandes und Nachdenkens in der Auseinandersetzung verschiedener Geschäfte, Pflichten, einzelner Begriffe und Belehrungen vom Aberglauben, von Zahlen und Massen, von dem Menschen und der Gesundheit, von den Ländern auf der Erde, von der Naturgeschichte und dem Vorzuge des Menschen vor den Thieren. II. Belehrungen von den Seelenkräften, ihrer Anwendung und Ausbildung und von der Sittlichkeit. Das allgemeinste Vermögen der Seele wird S. 65 das Gefühlsvermögen genannt. Bequemer wäre wohl der Ausdruck: Empfindungsvermögen. III. Sittenlehre zum Theil in Erzählungen eingekleidet. IV. Von den Übeln in der Welt, und von den Werken der Schöpfung, in so fern Gottes Weisheit und Güte daraus hervorleuchtet. Alles ist sehr fasslich vorgetragen, und es ist zu wünschen, dass sich viele Schullehrer dieses wohlfeilen Buches bedienen mögen, um daraus zu lernen, wie sie ihren Lehrlingen eine Menge nützlicher Kenntnisse mittheilen sollen. Übrigens schreibt der Vf. *mögte* für *möchte*, weil ihm vermuthlich die Regel unbekannt ist, dass der Bestimmungsgrund der Rechtschreibung, der aus der Ableitung hergeleitet ist, alsdann seine Kraft oder sein Recht verliert, wenn ein Übellaut entsteht, wie durch den Zusammenstoss von zwey harten Buchstaben geschieht. Eben so schreibt er *sammeln* für *sammlen*, *überfliessig* für *überflüssig* u. s. w. Auch scheint er die volle Aussprache des *äu*, die zum Theil im Magdeburgischen herrscht, und mehr wie *ös* lautet, dadurch in Schutz zu nehmen, dass er den Umlaut auf das *u* setzt, und also schreibt: *Baüme*, *Glaübige*, *betaüben*, *Saügthier* u. s. w. Schwerlich möchte diess von Sprachkennern gebilliget werden, wenn es auch hin und wieder Nachahmer finden sollte. Gz.

Frankfurt a. M., im Verl. b. Simon: *Joh. Christoph Pfaum's*, gewes. Lehr. am Gymn. zu Heidelberg, *Vorbereitung zum Unterrichte in der Religion*, nach Anleitung der Fragen an Kinder. *Dritte rechtmässige Auflage.* 1803. 190 S. 8. (8 Gr.) Die Sätze, welche die Antworten zu den bekannten Zürcher Fragen enthalten, sind hier in einen zusammenhangenden Text gebracht, welcher ganz unverändert nach der vorigen Ausgabe, welche 1795 erschien, wieder abgedruckt ist. Ausser mehreren einzelnen Stellen hätte besonders der Abschnitt: Begriff eines guten Menschen S. 110 ff. manche Verbesserung nach geläuterten Moralideen bedurft. Ohne Zweifel würde das Publicum gewonnen haben, wenn, statt dieser unveränderten Auflage, die, wie Rec. erfahren hat, von einem anderen Gelehrten bereits vollendete Umarbeitung dieser Schrift hätte erscheinen können. Z—d.

Berlin, b. Sander: *Kurzer Entwurf der christlichen Religionslehre für die Jugend.* Von *E. F. W. Koser*, Pred. zu Bettscho und Wildenhagen. 1805. 52 S. 8. (3 Gr.) Die ganze Religions- und Sittenlehre auf so wenige Seiten zu bringen, wäre im Fall des glücklichen Gelingens freylich ein noch nicht vorhandenes Kunststück. Indessen kann man, wenn man weglässt, was man will, wohl auch die ganze Weltgeschichte im Nothfall auf einige Seiten bringen. Wenigstens müsste jedes überflüssige Wort vermieden, nur das Wichtigere herausgehoben, und alles in gute Ordnung gestellt seyn. Dass aber Hr. *K.* bey seinem sichtbar guten Willen darauf nicht eben grosse Rücksicht genommen hat, lehrt der Augenschein. Das Ganze besteht ausser einer Einleitung, worin die Geschichte Jesu abgehandelt wird, in kurzen Sätzen, die gar nicht immer in einander eingreifen und nicht, wie Theile eines Hauses, auf einander gebaut sind. 1) Von Gott und seinen Absichten mit uns Menschen, 2) von unserem rechtmässigen Verhalten, unsere Bestimmung zu erreichen, oder von unseren Pflichten. Der letzte Theil zerfällt wie gewöhnlich wieder in die Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst und gegen Andere. Ungern vermisst man überall genaue Begriffserklärungen, worauf es doch bey einem so kurzen Unterrichte vorzüglich ankommt, z. B. „Liebe zu Gott (S. 26) begreift nicht sowohl einzelne Handlungen als vielmehr die ganze Beschaffenheit des Gemüths.“ Weiss nun Jemand, was Gott lieben heisst? Oder: „Ehrfurcht gegen Gott muss sich besonders bey jeder Neigung zum Bösen zeigen.“ Nicht auch bey dem Bestreben Gutes zu thun? Auch ist die Sprache nicht allemal rein genug, z. B. S. 24 vor dem Sterben dürfen wir uns gar nicht fürchten. L. M. H.

Vermischte Schriften. *Giessen*, b. Krieger: *Abhandlung von der vortheilhaften Grabung, der guten Fassung, und dem rechten Gebrauche der süsen (süssen) Brunnen, um reines und gesundes Wasser zu bekommen.* Von *Franz Ludwig von Cancrin*, Ihro kaiserl. russischen Majestät Collegienrathes u. s. w. 2te Aufl. 1804. VI u. 64 S. 8. (4 Gr.) „Ich habe, sagt der Vf., wie ich wenigstens glaube, schon lange wahrgenommen, dass die Brunnen nicht mit der Vorsicht gegraben, gefasst und gebraucht werden, die man anwenden muss, wenn man u. s. w.“ Kann man hieraus etwas anderes schliessen, als dass der Vf. selbst ungewiss sey, ob er diese Bemerkung gemacht habe oder nicht? Sein Werkchen zerfällt in 4 Cap., deren erstes, *von dem Begrif (griffe) und der Beschaffenheit des Wassers* handelt. In diesem Cap. heisst es: *das Wasser ist in seinem natürlichen Zustande unelastisch.* Hätte der Vf., ehe er dieses schrieb, *Zimmermann* über die Elasticität des Wassers, *Bellogradi della Riflessione etc*, *Spalanzani*, *Nollet*, *Muschenbroek* und andere Schriftsteller, oder *Gehlers* und andere physikalische Wörterbücher nachgelesen: so würde er dergleichen nicht behaupten. Die Versuche des Obersalzinspector *Abich* sollten dem Vf. als Bergmann doch wohl bekannt seyn. Ausser dem Angeführten wird in diesem Cap. noch sehr viel Unrichtiges vom Wasser gesagt. Das 2te Cap. handelt *von der Untersuchung des Wassers.* Der Vf. spricht hier sehr umständlich über *Gar Nichts*, denn er spricht von Versuchen mit dem Wasser, die man anstellen müsse, um seinen Gehalt zu erfahren, welche Versuche aber, und wie, will er übergehen, da er sie schon in einem anderen Werke angeführt habe. Das 3 Cap. giebt Anweisung, Quellen in der Erde zu entdecken, Brunnen zu graben, sie zu fassen und zu überbauen, und endlich das 4 Cap. handelt vom rechten Gebrauche der Brunnen. — Rec. kann nicht begreifen, wie von dieser Brochüre eine zweyte Auflage hat nöthig werden können, noch weniger aber, wie der Name *Cancrin* auf den Titel gekommen ist. Denn dass ein so fehlerhaftes, unwichtiges und höchst unbedeutendes Product von dem Vf. so mancher wichtigen und interessanten bergmännischen Schriften herrühre, kann Rec. nicht glauben. Eine Menge der gröbsten Schreibfehler in so wenigen Bogen sind noch überdiess dem Leser sehr lästig. ♂.

Druckfehler. In No. 224. S. 563. Z. 8. v. u. l. *ernstlich* st. *erstlich*; S. 564. Z. 7. v. o. muss nach *abgiebt* ein Semikolon statt des Comma stehen. In No. 225. S. 569. Z. 8. v. u. l. *Mehrheit* st. *Wahrheit*; S. 570. Z. 1. v. o. muss nach *Begriff* ein Comma stehen; S. 574. Z. 16. v. o. l. *sqq. (sequentibus)* st. *sqq.*; S. 576. Z. 12. v. o. l. *fehlt* st. *steht*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 OCTOBER, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Weiss: *Jucunde.* Eine ländliche Dichtung in fünf Eklogen. Von *Ludwig Theoboul Kosegarten.* Neue verbesserte Ausgabe. 1808. 190 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Das Erscheinen dieser neuen Ausgabe von der *Jucunde* zeigt hinlänglich, welche Aufmerksamkeit und welchen Beyfall ein grosser Theil des Publicums diesem poetischen Werke, das sich jetzt in noch verschönerter Gestalt ihm darbietet, gleich vom Anfange an geschenkt hat. Und sehen wir auf die mancherley Vorzüge, die diese idyllische Darstellung schmücken, auf den Geist, der sie belebt, auf das Gemüthvolle, das sie durchwärmt, auf das Einfache, Edle, Unschuldige, Zarte, das daraus hervorherrscht: so ist es wohl begreiflich, wie einige Leser die *Jucunde* sogar mit einer Vorliebe betrachten können. Es wird der Seele wohl, im Drange einer verborgenen Sehnsucht, die nach einem vollkommenern, glücklichern Zustande, nach Vereinigung der höchsten Unschuld mit dem reinsten Lebensgenusse, nach Verbindung von Geist und Natur strebt, sich unter glücklich lebende, zufriedene Menschen zu versetzen, die, gleich weit entfernt von der anfänglichen Rohheit eines thierisch-sinnlichen Zustandes, und von den Fehlern und Schwächen einer höheren Sinnen- und Geistes-Cultur im Angesichte des Himmels und im Schosse der Natur geistig- und sinnlichfroh zugleich gemächliche, heitere Tage verleben, und gleichsam wie beseelte Pflanzen, die nicht von der ersten Quelle des Lebens abgewichen sind, ungestört dem Lichte entgegen blühen. Je schwächer das Bild von dem ewig verborgenen Paradiese in den meisten Gemüthern dämmert: desto vergnügter ergreifen sie auch schon alle entfernteren Schilderungen und Abbildungen eines solchen Zustandes; und je weiter sie vom Urbilde des Lebens mit ihren erkünstelten Bedürfnissen und Verhältnissen sich verirrt und verloren haben: desto leichter lassen sie sich durch idyllische Darstellungen und Dichtungen anlocken und zufrieden stellen. Daraus folgt denn aber auch, dass ihr Beyfall, bey dem geschwächten Gefühle für das Natürliche, keinesweges für die Wahrheit und den Werth eines idyllischen Kunstproducts entscheidend seyn kann, und der Vf. hat, unseres Erachtens, nur halb Recht, wenn er in der Einladung gradezu in Beziehung auf diese *ländliche Dichtung* sagt:

> Euren Gerichtshof nur, holdselige Frauen, erkenn' ich;
> Frauen richten gerecht über die Lieb' und das Lied.

Man kann zugeben, dass alles, was gebildete Leserinnen in einem solchen Gedichte schön finden, der Sache, dem Inhalte, aber desshalb gerade nicht immer der Form und der Darstellung nach schön und zugleich wahr sey. Und auch selbst nach dieser materiellen Ansicht möchte ihnen schwerlich das Missfällige ganz entgehen, das sich hier in der *Jucunde* nur zu sichtbar neben das Gute stellt. Wollen sie solche vollends als ein Ganzes betrachten und geniessen: so müssten sie vieles im Lesen bey Seite stellen und geflissentlich übersehen, wenn das Gute ihnen unverleidet zu Theil werden soll. Ja es möchte ihnen schwer werden, den Grundton immer ungestört zu verfolgen, da bey der Zartheit und Unschuld und herrschenden Gutmüthigkeit sich so Vieles einmischt, was mit diesen Eigenschaften nach dem Gefühle der Einheit nicht bestehen kann. Dahin rechnen wir vorzüglich das Städtische, das Moderne, das Gelehrte, und selbst das Gemeine, das neben zu grosser Feinheit um so schlimmere Wirkung thut. Durch die zarten Mädchenseelen hören wir oft den Pastor sprechen, dem die Mittheilung eines schönen Gedankens oder einer gelehrten Meinung zu sehr am Herzen lag, als dass er sie bis zu einer anderen Zeit hätte versparen können. Durch das Geistreiche, durch das Gebildete, wie es hier ist, geht oft die wahre Naivetät verloren, die sich nachher durch derbe Ausdrücke und gemeine Redensarten nicht wieder einholen lässt. Neben der Würde und der Erhabenheit, zu der sich der Dichter durch den Pfarrer *von Medow* gern aufschwingt, kann die Beschreibung von kleinen und kleinlichen Dingen kein Genüge thun. Und sehen wir auf den Zusammenhang der grössern Parthieen: so vermissen wir auch hier einen reinen, gediegenen, auf das Ganze berechneten Fortgang. In genauer Beziehung stehen nur die erste, zweyte und fünfte Ekloge, wo Jucunde und Thecla sich einander besuchen, von ihren Hoffnungen und Wünschen reden, und zuletzt durch die Ankunft des Bruders und Liebhabers in ihrer Erwartung und Ahnung angenehm überrascht werden. Dazwischen mag die Uferpredigt in der dritten Ekloge wegen ihrer Neuheit noch mit Ehren ihren Platz einnehmen; aber was in der vierten erzählt wird, ist völlig müssig und überflüssig, und vereinzelt sich noch dazu in so vielerley kleine Auftritte, dass es auch an sich für die Phantasie kein zusammenhangendes Bild giebt. Überhaupt hat das Werk im Anfange ein weit reizenderes Ansehen, als es nachher gewinnt, und es würde ganz ins Unbedeu-

tende und ins Kleinliche sich verlieren, wenn es durch den Schluſs nicht wieder etwas gehoben und hergestellt würde. Im Plan der kleinen idyllischen Geschichte ist vorzüglich der Einfall zu loben, daſs Jucunde den Freund ihrer Freundin, den diese zum Bräutigam für sie bestimmt hat, schon früher auf einer einsamen Insel sehen und lieben muſste. Doch streift dieser Auftritt selbst mit dem plötzlichen Verlieben ans Romanhafte, und steht mit den übrigen Motiven und zu der Einfachheit und Ruhe des Ganzen in keinem gehörig abgewogenen Verhältnisse. Mit der *Luise* von *Voſs* hat das Werk, sowohl in Absicht des einfach-edeln Tons, als des vorkommenden Familienkreises, allerdings groſse Ähnlichkeit. Ein Landprediger, seine Tochter und ein Fräulein treten in beiden auf, und statt der sorglichen Hausmutter in der *Luise* sehen wir hier ein kleines munteres Mädchen, das durch kindliche Naivetät und Klugheit nebenbey angenehm unterhält. Auf den ersten Anblick erscheinen die Personen sogar geistreicher, und manchem vielleicht willkommener als dort; aber sie bewähren sich nicht in der Folge, und erhalten keine festen Züge; keine rechte Persönlichkeit und gediegene Einheit. Die Ehrwürdigkeit des Pastors verliert sehr durch die Scherze, die er sich in Unterthänigkeit von dem Fräulein gefallen läſst. Den Liebhaber der Jucunde lernen wir fast gar nicht kennen, und obgleich die Schwester ihm ein groſses Lob von Unschuld, Zartgefühl und Bescheidenheit beylegt, so bleiben wir deſshalb doch noch in Zweifel, weil selbst die Schwester ihn seit zwey Feldzügen, denen er beygewohnt hat, und seit seiner Reise nach Paris, London und Kopenhagen, während welcher Zeit seine idyllische Natur gewiſs groſse Gefahr laufen konnte, nicht zu Gesichte bekam. Er erscheint hier nur wie eine Figur in einem Romane, die bestimmt ist, zuletzt einen Knoten zu schürzen. — Bey dem allen bleibt des Guten in dieser Dichtung noch viel, und die gedachten Vorzüge beweisen auf den Geist des Lesers gewiſs mehr Anreizung und Kraft, als die gerügten Fehler, die ein ungünstiges Licht auf sie werfen. Von beiden nun einige Beyspiele und Proben. Zu dem Reizenden und Anmuthigen rechnen wir besonders die Zusammenkunft der Mädchen Abends spät auf dem Hünenhügel; und seelenvoll und zartgedacht dünkt uns dabey mancher einzelne Zug, wie z. B. dieser von dem eingeschlafenen und aufgeweckten Kinde:

den rosigen Mund ihr
Deckend mit glühendem Kuſs, gelang es mit Noth ihr, dem Schlummer
Sie zu entreiſsen. Es schlug das Kind die trunkenen Augen
Träumend zum Himmel empor, erblickte die glänzenden Sterne,
Schauerte leis', und bog sich zurück zum Busen der Pathin.

Eben so die Stelle vom Erwachen, da am anderen Morgen Jucunde geputzt vor ihr steht:

Leise regte den Mund und die Wimper das Mägdlein. Mit einmal
Schlug sie die Augen auf, die blauenglänzenden. Schimmernd
Sahe sie stehn die Schwester. „Jucunde, liebe Jucunde",
Rief sich ermunternd „du siehst ja so weiſs und so schön wie ein Engel.
Sage, was hast du? was giebt es? doch ich besinne mich; Sonntag
Ist es ja heut, und vielleicht schon Zeit in die Kirche zu gehen."

Eben diese Zartheit bemerken wir auch bey sinnlichen Bezeichnungen und Beschreibungen:

Siehe, da trat wie die Frühe so frisch, wie der röthliche Morgen
Blühend, zur Thüre herein sein erstgeborenes Mägdlein.
Blumen, so eben entblüht, von den Tropfen noch blinkend der Frühe,
Brachte die fromme Tochter dem blumenliebenden Vater.

Ein wohlgefälliges Lächeln gewinnt die Naivetät, wo sie mit einem Anstrich von antikem Ernst und redseliger Treuherzigkeit verbunden ist. Z. B. in der Stelle, wo der Pfarrer seine Tochter am Morgen geputzt erblickt, und er sie noch zu einer kleinen Vermahnung heranwinkt:

„Köstlich bist du geschmückt mit güldenen Ketten und Spangen,
Mit vielfarbiger Seid' und glänzender Locken Geringel.
Nicht verdamm' ich es, Kind, den Leib zu zieren, den Gott schuf.
Aber entsinnst du dich auch, was der heilige Petrus im Ersten
Seiner Brief' uns schreibt, zu Anfang des dritten Capitels?" —
Lächelnd erwiederte drauf die kindlich gesinnete Jungfrau:
Nicht entsinn' ich mich, Vater, was uns der heilige Petrus
Schreibt im Ersten der Brief' zu Anfang des dritten Capitels.
Sey so gut und sag' es, damit auch die Tochter es wisse.

Eben so ländlich-schön und herzlich klingt es, wenn nachher die Leute verwundernd sprechen: *Wo mag Pfarrers Jucund' hingehn allein in der Frühe des Sonntags?* und andere, die sie nicht kennen, fragen: *wer ist doch diese, die schön wie die Engel, und wie die Bräute geschmückt, die staubige Straſse daher kömmt?* worauf der kundige Nachbar antwortet: *Und kennt ihr Pfarrers Jucunden nicht, die so gut und lieb ist, und freundlich gegen die Ärmsten im Volk, und nicht hoffärthig im mindsten!* — Etwas Imponirendes hat die Scene der Uferpredigt, das Gewimmel von Menschen in dem Thal und das nahe Wogen des Meeres. Aber erhebender als die Predigt selbst, die nur Dinge nennt und aufzählt, und in dem Gedanken nicht weiter kommt, dünkt uns der Lobgesang, worin aber statt der Distichen fortgehende Hexameter vielleicht noch bessere Wirkung thun würden, indem sie dem aushallenden Lobe und der langen Anreihung von Wohlthaten mehr entsprechen. Alsdann bliebe es also forttönend:

Lob', o Seele! den Herrn, und du, mein Inn'res, verkünd' Ihn!
Lobe den Herrn und vergiſs nicht, was er dir Gutes gethan hat.

Sinnreich ist am Ende dieser idyllischen Erzählung das allmähliche Annähern der Liebenden in drey Momente gefaſst, und ein gleiches Fortschreiten zum Ziele, während das Fräulein beym Vater die Verbindung einleitet, durch das Umherwandeln um die Burgtrümmer in den Worten wie in der Erscheinung vergegenwärtiget, so daſs das Besprochene gleichsam in Bildern immer hervortritt und sichtbar vorüberschwebt, bis Bild und Gedanke sich zu Einer Wirklichkeit vereinigen, und die Personen in der Schluſsscene zur engeren Verwandtschaft und Freundschaft sich förmlich verbinden. Der gröſste Fehler in dieser Dichtung ist die Fremdartigkeit der Theile, die sich hier überall beygemischt finden. Dahin gehört ohne Zweifel die Vorlesung über die Liebe, womit Thecla ihre Freundin aus dem Plato bey ihrem Besuch unterhält, nicht der Idee nach, welche darin besteht, ein stillliebendes Mädchen ihre Empfindung in einem heidnischen Buche, das sie un-

willig von sich wegwirft, wieder finden zu lassen, wohl aber den Worten und der Ausführung nach, weil die Übersetzung einen zu gelehrten Anstrich hat, und in dieser Gestalt ohnmöglich den Mädchen zu Herzen dringen konnte. Es ist darin beständig von Wahnsinn die Rede, das wohl zehnmal wiederkehrt, und zuletzt dem Ohre ganz unleidlich wird, und Worte wie Manie, Mantik und Oionistik mussten den Mädchen vollends unverständlich seyn. Der Vf. scheint dabey grossen Werth darauf zu legen, die klügere Thecla mit der Kenntniss der griechischen Sprache ausgerüstet zu haben, was aber in dieser ländlichen Dichtung sehr gut zu entbehren, und als ein guter Rath für gebildete Frauenzimmer wohl auf ein andermal passlicher war. Auch manche andere Dinge und Ausdrüche, wie der binsenbewachsene *Bassin*, die geschliffene Linse, des Sturmwindes *Päan*, im Lobliede die Sterne Sirius, Rigel und Yed, Azimech, Antar, Arktur, und Redensarten wie: *unter dem Herzen der Mutter das schlafende Pünctchen*, und *schlürfen den flüssigen Stahl des unendlichen Äthers*, erinnern zu sehr an Kenntniss und Gelehrsamkeit, und sind selbst vom Pfarrer zu Medow zur Unzeit angebracht. — Eine Rücksicht auf städtische Sitten, wie das hier vorkommende Haar, *nicht von des Weizens Blüthe* (!) *bestäubt*, ist völlig unidyllisch, weil die ländliche Einfalt sich darum nicht kümmert, und solche negative Bezeichnungen im reinen Naturgenusse nur ftöhrend werden. Auf der anderen Seite stossen wir dagegen auf manches, das von Bildung überhaupt nur zu weit entfernt liegt, und in seiner Grobsinnlichkeit Unschuld und Naivetät schlecht bezeichnet, z. B. wenn es beym Abendbrode der Schnitter heisst: *Es neidete keiner um die Erquickung des Tranks und der Speise Labung den Andern;* oder wenn von ihnen am Morgen gesagt wird: *Auch wachend dehnten sie noch wollüstig auf hartem Pfühle die Glieder;* oder wenn die kleine Thecla des alten Historienbuchs erwähnt, das *von Thrane getränkt* sey. Eben so kann die ganze Beschreibung von der Fischerstube, wo man an den Balken stösst, und die Wand an den Kleidern abfärbt, mit allen Umständen des dort gehaltenen Mahls keine idyllische Lieblichkeit gewinnen. Es ist eitles Wortgepränge oder Empfindeley, wenn man Dingen Annehmlichkeiten ansinnen will, die sie doch selbst nach der Beschreibung nicht haben; schon genug, wenn man die gute Seite auffasst, die der Gegenstand erlaubt, und lieber des Beengenden gar nicht erwähnt. Wem in der Beschränkung wohl ist, der weiss auch nichts von den eng n Schranken, und erzählt nichts davon. — Eben so laufen auch einige bildliche Redensarten mitunter, die in der Prosa schon ans Gemeine streifen, und selbst in der Idylle keineswegs für naive Sprache gelten können, z. B. wenn das Fräulein von der lästigen Gesellschaft erzählt, die sie bald fortwünschte:

— ∪ ∪ — — — — — ∪ ∪
Sehen sie nach der Uhr mich *schaun* und der sinkenden Sonne
— — — — dann endlich *merkten sie Unrath.*

und wenn Jucunde nachher sagt: was mir die Brust belastet, ist *bey Lichte besehn* — wenig; ferner: *Alles aufs Reine zu bringen* = lag ihr am Herzen. Wenn in der Predigt gesagt wird: schauet nicht auf den *blühenden Klos*, der euch nährt: so trifft diess weder ganz den biblischen Ton, noch die Einfalt einer ländlichen Vorstellungsart. Auch solche Bemerkungen, wie: der melodische Küster, als dem die Sonn' und die *Psalmen ausgetrocknet den Schlund*, liess sich die Labung belieben; und daneben der Pastor auf dem *krachenden* Lehnstuhl, der noch vor Andacht nicht essen kann und wortkarg dasitzt — geben der Phantasie wenig erfreuliche Bilder. Bestrebt sich aber der Vf., geradezu scherzhaft zu seyn, dann misslingt es ihm vollends. Dahin gehört besonders das Betragen des Fräuleins gegen den ehrwürdigen Pfarrer, wenn sie z. B. ihn heirathen will, und ausruft:

Kund und zu wissen demnach sey jedermänniglich hiemit,
Dass ich, Thecla von Thurn, Herrn Fürchtegott Leberecht Flemming,
Medows ehrwürdigen Pfarrer, zum Ehegemahl mir erkiese.
Habt ihr dagegen was einzuwenden, so sprecht, da es Zeit ist.

Was die Sprache und die Verse betrifft, so herrscht zwar im Ganzen viel Anmuth und ansprechende Lieblichkeit darin, und mitunter auch Kraft und Würde; aber überall finden sich Abweichungen vom gewöhnlichen Gebrauch und von den Regeln der besseren Metrik. So lesen wir mit verändertem Artikel: *die Tropfe, das Kühl, lauschendes Still*, Provincialismen, wie: rings von *stickelen* Bergen umstarrt; und in den Hexametern ist nicht nur die gehörige Abwechselung bey den Abschnitten und Einschnitten, sondern neben einer Menge Trochäen, die statt Spondeen dienen, auch die gehörige Würdigung der langen Sylben häufig verabsäumt, so dass man an eine Vergleichung mit Vossischen Versen gar nicht denken kann. Der *ehrwürdige* Pfarrer verliert gewöhnlich in der ersten Sylbe seinen Ernst und sein Gewicht, und muss sich leichtfüssig in den Gang der flüssigen Daktylen fügen; nur einmal widerfährt ihm, mit dem nachgeahmten Du, sein Recht:

Jetzt erschienest auch du, ehrwürdiger Pfarrer von Medow.

Gleich Anfangs im dritten Verse ist ein Sinnwort zur kurzen Sylbe gemacht: Ganz gewiss von Thecla von Thurn! Gieb her denn, *gieb* eilig. Nur mit Zwang bringt man in dem Lobliede den Daktyl mit *alle* heraus: Deinĕ Sündĕ vergiebt er und heilt *ăllĕ* deine Gebrechen. Wogegen man wieder in einem anderen Verse, der mit: *die da ist* anfängt, Mühe hat, einen Nachdruck auf *die* zu legen. Am häufigsten aber muss man, um die Füsse eines Hexameters herauszubringen, kurze Sylben zu langen ausdehnen.

Welcher ist schön, vornēhm, und | *ein Lieb*|haber der Mädchen.
Doch er ermānnte | sich und | sprach die geflügelten Worte.

Zuweilen wird der Übelstand noch dadurch vermehrt, dass gerade neben zu grosser Hemmung das Anhalten leichter Sylben gefodert wird, wie z. B. in diesem Verse:

Nichts Unz*eitigs*; *ŏ* pflegt auch in *das* Scherzes Umhüllung.

Wenig ist auch für die *Gliederung* der Verse und eine geschmeidige Fügung gesorgt. Wie fällt z. B. dieser aus einander!

Hoch von Wuchs | und schön von Gestalt, | und herrlich zu schauen.

In der neuen Ausgabe, wo man überall die nachbessernde Hand des Werkmeisters gewahr wird, finden wir manchem Übelstand abgeholfen, auch manchen Zug in der Erzählung bestimmter angegeben, durch Zusätze verdeutlicht oder mit dem Folgenden in nähere Beziehung gebracht; doch erstrecken sich diese Verbesserungen nur auf das Einzelne, und das Ganze bleibt ungestört in seinem vorigen Gange. Zu den Worten, womit das Gedicht beginnt: *Freundlicher Bote, woher?* ist durch den kleinen Zusatz: *Also das blühende Kind* — deutlicher, als zuvor, die kleine Thecla als die Sprecherin bezeichnet. Wir erblicken jetzt Jucunden bey den Bohnen, und wissen nachher bey der Sorge für die Schnitter ihr Geschäft im Garten, wo sie vorher nur unter Blumen spazieren ging. Die Mädchen werden sichtbar mit Kränzen umwunden, und die Scene der zurückkehrenden Schnitter gewinnt dadurch an Leben. Vorher sprühten Rosen herein zum offenen Fenster, jetzt milder und schöner: *Magische Schimmer verklärten des Vaters Antlitz.* Der Übelklang in der Wiederholung desselben Worts: entluden den Wagen des *Vorraths*. nahmen des köstlichen *Vorraths* — verschwindet jetzt durch den Gebrauch eines anderen Ausdrucks. Und so ist überhaupt manches gefeilt, geebnet und verbessert. Besonders hat der Dichter mehr Fleifs auf Vers und Metrum gewandt, manche Sperrungen in angrenzenden Vocalen verschlungen, manche Trochäen durch Spondeen ersetzt, und andere Sylben mehr nach Gewicht und Nachdruck gewürdigt. Für *pflegte auch* steht jetzt *pflegt' auch;* für: Drauf antwortete *ihr* — *Ihr antwortete drauf;* für *Wangen glühten* — *Wangen erglühten*. Richtiger heifst es jetzt für: Gāb ihr vōrzeitig den Tod — den Tōd vōrzeitig; anstatt Hōltē *frōh*lockend — Hōltē sie emsig; und dergl. mehr. Auch in Abschnitt und Endung ist das Eintönige öfterer vermieden, z. B.: brachten aus Trämſ' und *Rade* | gewaltig bauschende *Kränze;* jetzt: brachten gewaltige Kränz', geflochten aus Trämſ' und Rade, wo freylich der männliche Abschnitt *Kränz'* durch eine unzeitige Abkürzung nur erzwungen ist. Besser gelingt die Fügung des Einschnitts und der Zusammenkettung in der Änderung des Verses: Flimmen zu sehen die *Leuchtung* | schon zu vernehmen des *Donners*, der im folgenden nicht mehr so auseinander fällt: Flimmen die Leuchtung zu sehn, fernher schon zu hören des Donners. Doch sind dergleichen Fehler noch in Menge ungeändert geblieben, und man stöfst auch noch auf viele verletzte Spondeen, wie: *Dünste der Nacht, gleich entkörperten Seelen;* und alle anderen Nachlässigkeiten von der gerügten Art. Beym Genusse eines solchen Gedichts ist einem jeden Leser Gutmüthigkeit und Leichtsinn zur Nachsicht mit dergleichen Fehlern und Schwachheiten, als hier namentlich aufgeführt sind, recht wohl zu gönnen; aber bey der Prüfung eines Werks in Rücksicht auf Kunst und vollendete Schönheit dürfen sie nicht übersehen und verschwiegen, noch die Vorwürfe eines Liebhabers, als ob man damit das Gute nur verdunkele, gefürchtet werden. Das Lob des Gelungenen kann nur dann erst Glauben und Werth erhalten, wenn auch in der Beleuchtung des Misrathenen der Kampf mit den entgegenstrebenden Schwierigkeiten deutlicher und auffallender an das Licht gestellt wird. T. Z.

BERLIN, b. Voss: *Die Inselfahrt oder Aloysius und Agnes.* Eine ländliche Dichtung in sechs Eklogen von *Ludwig Theobul Kosegarten.* 1804. 255 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Jeder wird, gleich dem Rec., sich freuen, auch in diesem Gedichte wieder zu finden, was in *Kosegartens* Werken überall uns anzieht, den kindlich-religiösen Sinn, die vertraute Bekanntschaft mit der Natur und die Freude an ihr, und die fromme Anhänglichkeit an das Vaterland und die Freunde. Aber, was Rec. bey der Lesung der anderen poetischen (und historischen) Schriften von K. klar geworden, davon ist er auch durch diese Inselfahrt aufs Neue überzeugt worden: der talentvolle Mann ist mehr noch Redner als Dichter. Nicht immer klingen die Töne, wie die Poesie es will, unmittelbar aus der Tiefe der anschauenden Seele: oft merkt man ihnen an, dass sie durch das Medium des reflectirenden Verstandes hindurch gegangen sind, was sie aus poetischen zu declamatorischen macht, und dem Ganzen bald durch Gelahrtheit bald durch Preciosität u. s. w. an seiner Objectivität schadet, und ihm zuviel Subjectives und Manierirtes giebt. Nur diese Stellen zum Beyspiel. S. 21:

Aber es lechzt das Gemüth nach den uranfänglichen Wassern,
Deren erschwellende Fluth im Schlaf, im Rausch, im Entzücken
Nur an die Seele kosend tritt, in deren *Abyssus*
Einst zu versinken und gar zu zerrinnen, der Besseren Trost ist.
S. 35. In das Asyl idyllischer Ruh und bukolischer Einfalt.
S. 104. — Ein Emblem elysischer Ruh und edenischer Unschuld.
S. 208. Nacht! Vertraute des Herzens, Auslegerin dunkler Orakel,
Mystagogin, Prophetin, Theurgin, Hierophantin.
S. 231. Zündet die Kugeln an, die rings um das ruhende Centrum
Tanzen dädalischen Tanz u. s. w.

Auch das Metrum hat der Vf. nicht immer so in seiner Gewalt, wie den oratorischen Rhythmus, und es kommen (in der Zueignung) Jamben vor, wie diese:

Schimmernd von Anmuth und Holdseligkeit
Ländlicher Einfalt, sinnvoller Natur,

und in dem Gedicht Hexameter, wie folgende. S. 25:

Abgeprefster sich fühlend diesmal und beklommner. Hörbar
S. 95. Plötzlich das stürmende Meer erstarrt in der Höhe des Orkans.
S. 100. Hier ein Quarz, ein Porphyr dort, und dort ein Granitblock
S. 148. Ein Auszug ist diess aus der alten goldnen Legende u. a. m.

Aus Werken, welche solche Achtung für ihre Urheber einflösen, wünscht man Flecken dieser Art vertilgt, und nur darum hat Rec. derselben erwähnt. Er bemerkt zuletzt noch, mit dem Angenehmen am liebsten schliessend, dass da, wo Rede und Poesie in Eins zusammenfallen, der Vf. gewöhnlich am meisten dichterisch ist, wie z. B. die Rede des Pfarrers (2 Ekl.) beweist; aus welcher hier nur diese Stelle stehen mag:

Freunde! das Leben des Alls ist ein tausendzüngig Gespräch nur.
Was nur lebet, das spricht, die Sprache urkundet das Leben.
Alles spricht mit allem. Das Bienlein spricht mit den Blumen,
Mit dem Geröhricht der säuselnde West, mit der Lerche das Frühroth.
Am vertraulichsten sprechen zum Menschen die Stimmen des Alls.

GL.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 OCTOBER, 1808.

STATISTIK.

Landshut, b. Thomann: *Statistik als Wissenschaft*, bearbeitet von Dr. *Wilhelm Butte*, ord. Prof. der staatswirthschaftlichen Section in Landshut, Erste Lieferung. 1808. XXXII u. 336 S. kl. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Diese erste Lieferung enthält nur die Einleitung nebst einigen vorläufigen Untersuchungen; wird der Vf. die noch übrigen zu behandelnden Gegenstände in derselben weitläuftigen Manier bearbeiten, wie diess zum Theil hier geschehen ist: so möchte wohl kaum die zweyte Lieferung, mit der das Werk geschlossen seyn soll, dazu hinreichen. Überhaupt gesteht Rec., dass seine Erwartungen durch diese erste Lieferung nicht vollkommen befriedigt worden sind. Vorzüglich war es Mangel an Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks, eine mit philosophischen Kunstausdrücken überhäufte Sprache in Materien, welche sich doch eben so gut, wo nicht noch klärer und deutlicher, in der gewöhnlichen allgemein verständlichen Sprache vortragen lassen, und eine häufig ermüdende Weitschweifigkeit, welche bey Rec. nach dem Durchlesen dieser Schrift einen sehr unangenehmen Eindruck zurückliess. Eben so wenig kann Rec. mit den meisten Behauptungen des Vfs, sobald er *Schlözer* verlässt, einverstanden seyn. Rec. gesteht offenherzig, in der 9 Bogen starken *Schlözer*ischen *Theorie der Statistik* ungleich mehr Belehrung und Geistesnahrung gefunden zu haben, als in dieser weitläuftigen Schrift. Unser Vf. holt sehr weit aus. Zuerst von dem All, welches Ganze der Grösse und Ganze der Totalität entfaltet. Dieser letzteren giebt es 3 einzig mögliche Arten, Organismus, System und Gesellschaft. Der letzteren oder der in Zweckgemeinschaft zur Totalität gediehenen Mehrheit von (dadurch zu Mitgliedern erhobenen) Individuen gehört der Staat an. Der generelle Zweck jeder Gesellschaft ist Wohl der Allheit; dabey kann aber eine jede sehr wohl noch specielle Zwecke haben. So kommt endlich S. 36 unser Vf. auf den Staat und den Staatszweck zu reden. Es werden hier die vorzüglichsten Meinungen darüber geprüft. Der Vf. unterscheidet zwey Parteyen, diejenigen, welche den Staat für eine Art von Gesellschaft erklären und ihm einen Zweck beylegen; sie heissen ihm Altgläubige, und die entgegengesetzte Partey der Neugläubigen, welche die gesellschaftliche Natur des Staats und damit auch zugleich die Existenz eines bestimmten Staatszwecks leugnen. Nach einer ziemlich weitläuftig gerathenen Widerlegung der letzteren (S. 38—62) geht der Vf. zur Prüfung der von den Altgläubigen verschieden angegebenen Staatszwecke über. Da ihm keiner von den bishergewöhnlich angenommenen genügt: so erklärt er mit Aristoteles, Autarkie, Selbstständigkeit für den Staatszweck. Er erklärt sie durch Negation alles fremden nicht assimilirbaren Einflusses — negative Seite, Unabhängigkeit — und das Setzen eines Zustandes des Lebendigen und in sich Geschlossenen, in welchem die volle Entwickelung desselben aus sich in freyer Nothwendigkeit (Handeln nach Einsicht und gerechtem Willen) besteht. Ihre beiden Factoren sind Macht und Recht, ihre Copula Cultur. Über die verschiedenen Grade der Selbstständigkeit bey den verschiedenen Staaten wird hier beyläufig, wie Rec. dünkt, viel Heterogenes mit eingemischt. Unser Vf. macht sich endlich S. 101 selbst einen Einwurf, den ihm auch Rec. zu machen geneigt ist. Es sey nämlich freylich unleugbar, dass der Staat Selbstständigkeit haben müsse, und dass er nie aufhören könne, nach ihr zu ringen, doch sey sie nicht sowohl selbst Staatszweck, als vielmehr Vorbereitung des sonst wo zu suchenden wahren Zwecks. Auch Rec. gesteht gern, dass er zu denen gehört, welche zwar Selbstständigkeit des Staats — unser Vf. protestirt zu wiederholten malen dagegen, dass man diesen Begriff nicht mit dem der Unabhängigkeit verwechseln solle — für eine nothwendige Bedingung jeder freyen Wirksamkeit der in die Staatsverbindung getretenen Gesellschaft halten, sich aber unmöglich davon überzeugen können, dass Selbstständigkeit allein den Staatszweck ausmache. Dem Rec. erscheint Selbstständigkeit als ein blofs formaler Zweck, der das Treiben und die Thätigkeit der Regierung vollkommen unbestimmt und schwankend läfst. Was man auch immer als Staatszweck annehmen will — Rec. bekennt sich zu denen, welche allgemeines Wohl als solchen erkennen, überzeugt, dass sich die meisten Meinungen anderer, wenn gleich den Worten nach verschieden, doch hierin endlich werden vereinigen lassen — nie werden wir uns überzeugen können, dass ein so rein formales Princip, als das der Selbstständigkeit, als Staatszweck angenomme werden könne.

Nachdem der Vf. den Staatszweck bestimmt hat, giebt er uns folgende Definition vom Staate: eine ewige Gesellschaft Vollbürtiger, die sich für den Gewinn des Zustandes der möglichsten Selbstständig-

keit öffentlich zu Macht und Recht (in diesen stillschweigend und nothwendig zu deren Copula — Cultur) bekennen. Rec., der in der Bestimmung des Staatszwecks von unserem Vf. abweicht, sieht nicht ein, warum sich derselbe nicht mit der einfachen gewöhnlichen Definition begnügen will: Der Staat ist eine unabhängige Gesellschaft, welche sich unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte zur Erreichung eines gleichfalls gemeinschaftlichen Zwecks vereiniget hat. Eben so wenig genügt dem Rec. der Beweis des Vfs., dass nur allein Vollbürtige als Mitglieder des Staats anzusehen seyen. Sind sie gleich hauptsächliche Glieder des Staats: so sind sie darum doch nicht die einzigen; unmöglich wird man zugeben können, dass alle nicht Vollbürtigen ausser dem Staate leben. So weit gehen die Vorbegriffe über Wissenschaft und Staat überhaupt. S. 123 fängt endlich der Vf. im ersten Abschnitte über das Alter der Statistik an zu sprechen. Er sucht hier zuerst die *Schlözerische* Behauptung über das junge Alter dieser Wissenschaft gegen die entgegengesetzte Meinung der Hn. *Goess* und *Peuchet* zu rechtfertigen. Beide Schriftsteller verwechseln die uralten Materialien der Statistik mit ihrer neuen wissenschaftlichen Form. Rec. stimmt hierin mit dem Vf. vollkommen überein. *Von Seckendorf's* Fürstenstaat wird hier als das erste Werk genannt, in welchem das Streben sichtbar wird, die statistischen Materien in eine mehr wissenschaftliche Form zu ordnen. Nach ihm brachte *Conring* zuerst die Statistik auf das Katheder; *Achenwall* und vorzüglich *Schlözer's* unsterbliches Verdienst erhoben sie zu dem Range einer Wissenschaft, den sie heut zu Tage so ehrenvoll behauptet.

Der 2te Abschnitt von S. 157 an handelt von der Benennung, Rechtschreibung und dem Begriffe der Statistik. Unser Vf. übersetzt Statistik durch Staats - Zustands - Wissenschaft. Das treffliche von *Schlözer* empfohlene Wort *Staatenkunde* verwirft er, weil ihm alle zusammengesetzten Worte, bey denen die Ineinsbildung nicht vollendet ist, missfallen, und weil er in diesem Worte zugleich alle Beziehung auf den Begriff des Zustandes vermisst. Dann folgt von S. 162—187 eine versuchte Beantwortung der von *Schlözer* aufgeworfenen Fragen über den Ursprung, die Bedeutung und die Rechtschreibung des Wortes Staat. Ob diese weitläuftige Untersuchung, die doch am Ende höchstens nur ein wahrscheinliches Resultat giebt, hier eingerückt zu werden verdiente, läst Rec. dahin gestellt seyn. In dem 2 Cap. des 2 Abschnitts sucht der Vf. den Begriff der Statistik zu fixiren und neu zu definiren. Die vorzüglichsten bisher gegebenen Definitionen theilt er mit Angabe ihrer unterscheidenden Charaktere in 4 Classen. Einmal die, zu der sich *Achenwall* und *Schlözer* bekennen, welche als *punctum saliens* Staatsmerkwürdigkeiten, Staatsverfassung und Staatszustand hat. Die zweyte Classe, an deren Spitze *Mannert* und *Peuchet* stehen, wählt dazu Staatskräfte. Die dritte, zu welcher allein *Niemann* von unserem Vf. gezählt wird, nennt nur das Statistik, was Regeln der Staatenkunde sind, also die sogenannte Theorie der Statistik. Die vierte endlich, zu welcher der einzige *Sinclair* gehört, verbindet einen unter uns Deutschen gänzlich neuen Begriff mit Statistik; er versteht darunter Untersuchungen eines Landes zur Erforschung der Summe des unter seinen Einwohnern verbreiteten Lebensgenusses und der Mittel zur künftigen Erhöhung desselben. So wenig Rec. mit den 3 zuletzt angegebenen Definitionen zufrieden ist, welche ihm sämmtlich zu eng erscheinen: eben so wenig kann er jedoch in den Tadel einstimmen, welchen der Vf. auch gegen die erste *achenwallisch - schlözerische* Definition: Statistik ist Inbegriff der ächten Staatsmerkwürdigkeiten, äussert. Er behauptet, diese Definition sey nur Description, d. h. sie gebe zwar das zu Ermessende, nicht aber, wie eine Definition solle, zugleich den Masstab an. *Schlözer* selbst sagt jedoch sehr deutlich, was er unter Staatsmerkwürdigkeiten verstanden wissen will — alles dasjenige, was Einfluss auf das Wohl des Staats, auf den Staatszweck hat. Des Staatszwecks will aber unser Vf. in der Definition nothwendig Erwähnung gethan wissen. Wie derselbe jedoch desshalb die ganze Definition verwerfen mag, sieht Rec. wahrhaftig nicht ein. Man braucht ja nur die von *Schlözer* selbst gegebene Erklärung des Worts Staatsmerkwürdigkeiten mit in die Definition aufzunehmen, und unser Vf. hat alles, was er will — Erwähnung des Staatszwecks. Doch hören wir seine eigene Definition: Wissenschaftliche Darstellung derjenigen Daten, aus welchen das Wirkliche der Realisation des Staatszwecks gegebener Staaten, in einem als Jetztzeit fixirten Momente, gründlich erkannt wird, ist Statistik. Rec. gesteht offenherzig, dass er in dieser Definition nichts anders finden kann, als die *Schlözerische*, nur in etwas unverständliche Worte gekleidet; denn was sind die Data, aus welchen das Wirkliche der Realisation des Staatszwecks gegebener Staaten gründlich erkannt wird anders, als die Schlözerischen Staatsmerkwürdigkeiten, d. h. alles dasjenige, was auf die Erreichung des Staatszwecks, auf das allgemeine Wohl Einfluss hat? Die weitläuftige Rechtfertigung der Behauptung, dass die Statistik es nur mit dem als Jetztzeit fixirten Momente zu thun habe, wird gewiss jeder Sachkundige dem Vf. gern schenken, obgleich derselbe in der strengen Trennung des Geschichtlichen von der Statistik uns zu weit zu gehen scheint. Rec. weiss sehr wohl, dass der geschichtliche Standpunct beym Vortrage der Statistik immer der untergeordnete seyn und bleiben muss; zugleich weiss er aber auch aus eigener Erfahrung, dass der Vortrag der Statistik in vielen Stücken sehr mangelhaft, trocken und unverständlich bleiben muss, wenn man alle und jede geschichtlichen Notizen aus demselben verbannen will. Rec. überzeugt sich immer mehr, dass das zu ängstliche Streben, genau verwandte empirische Wissenschaften trennen zu wollen, nothwendig zu einer den allgemeinen Überblick und die Einsicht in den Zusammenhang derselben sehr erschwerenden Ein-

seitigkeit führen muss. — Zuletzt sucht noch unser Vf. in einer eigenen Deduction, sowohl die innere und äussere Möglichkeit, als auch die innere und äussere Nothwendigkeit der Statistik, als einer eigenen Wissenschaft, zu begründen. Rec. hat diesen ganzen letzten Abschnitt mit Vergnügen gelesen, welcher ihm überhaupt unter die am besten gerathenen Theile des Buchs zu gehören scheint. Was der Vf. gegen die, in den neueren Zeiten so viel Lärm machenden, Nützlichkeitsapostel sagt, hat vorzüglich unseren vollen Beyfall. Eben so unterschreibt Rec. alles dasjenige, was hier über den Nutzen und die Nothwendigkeit des statistischen Studiums bemerkt wird. A. L.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Berlin, b. Maurer: *Blüthen des Lebens* von *Hartwig Hundt*. Erste Sammlung. 1807. 224 S. 8. (18 Gr.)

2) Duisburg und Essen, b. Bädecker u. Comp.: *Poetische Spaziergänge* (auch unter dem Titel: *Wanderungen durch Duisburgs Fluren*) von *J. H. C. Nonne*, Candid. d. Theol. 1808. 124 S. 8. (12 Gr.)

3) Meiningen, b. Hanisch: *Gedichte* von *Georg Carl Friedrich Emmrich*, Hofkaplan in Meiningen. 1807. 167 S. 8. (18 Gr.)

Diese Dichter, die sich alle drey ihrer Nachbarschaft nicht zu schämen haben, so sehr auch ihre Gesangesweisen von einander abweichen, gehören zu denen, welche die Natur mit Talent für Poesie, aber mit keinem vorzüglichen, ausgestattet hat, und die eigentlich mehr Empfänglichkeit dafür, als wahre Schöpfungskraft oder Genie besitzen.

Der *erste*, der sich durch eine gewisse Zartheit, und durch heiteren Leichtsinn den Lesern gefällig und angenehm macht, hat Tändeleyen und Liebesscenen zu seiner gemüthlichen Ergötzung erwählt, und lässt seine Phantasie, zuweilen mit zu dreister Berührung, gern um sinnliche Reize schweben. Hölty und Anakreon sind seine Geistesverwandten, und die Vorbilder seines Strebens. Dem letzteren besonders sucht er unverhehlt nachzusingen, und seine Liederchen sind ohngefähr folgender Art:

Treffen mit Eros.

Mit Eros war ich einmal
In einem schweren Treffen.
Ich siegte schon, doch schalkhaft
Entfloh der holde Kleine
In Mina's vollen Busen,
Das war ihm eine Festung.
Da war es wohl kein Wunder,
Dass er mein Herz besiegte.

Diese Blüten der Poesie findet man um vier kleine Erzählungen gestreut, wovon die erste: *die Perücke*, dem Rec. am meisten gefallen hat. Das unerhebliche Geschichtchen ist ohne Umschweif mit Klarheit in ziemlich sprechenden Scenen und Zügen recht artig vor die Augen gestellt, und, da sich Alles bey guter Laune so leicht fügt, so behält man dabey immer eine heitere Miene. Die beiden folgenden Erzählungen holen zu weit aus, und verlieren sich in Kleinigkeiten oder umständliche Vorbereitungen; die letzte: *der Ring*, lässt in ihrer geringen Verwickelung zu bald das Ende errathen.

Der Vf. von *No.* 2 liefert in leichten Jamben mit männlichem Ausgang, und in einer würdevollen, und zugleich anmuthigen Sprache eine Beschreibung der Gegend um Duisburg, die bey denen, welche die Gegend kennen, angenehme Erinnerungen wecken, und bey andern, welche sie zu sehen wünschen, schöne Erwartungen erregen muss. Ein Unbekannter geniesst an diesen Schilderungen vorzüglich nur die idyllische Friedfertigkeit und den genügsamen, kindlichen Sinn, mit welchem sie vorgetragen sind. Der gefühlvolle Vf. würde seinen Landschaften mehr inneres Leben verliehen, und das unmittelbare Interesse des menschlichen Herzens darüber verbreitet haben, wenn er durch einzelne Vorfälle und Auftritte das Örtliche zugleich in etwas Geschichtliches verwandelt hätte. Wenigstens hätte er den Spaziergang, der sich in Einem fort durch die ganze Gegend erstreckt, nach verschiedenen Tages- und Jahres-Zeiten in mehrere Abschnitte eintheilen, und dadurch dem Ganzen mehr Mannichfaltigkeit, und dem Einzelnen mehr sinnliche Wahrheit geben sollen. So muss man sich oft mit den allgemeinen Bedingungen des Verstandes: *wenn* und *wann* es Winter ist, wenn der Abend kommt — dann ist es hier so — begnügen, und dadurch den Genuss der Gegenwart unterbrechen. In seiner lieblichen Sprache ahmt er *Krummachers* kindliche Anmuth nach.

Der Vf. von *No.* 3 betrachtet das Leben von seiner ernsten und melancholischen Seite, strömt Klagen aus über die Vergänglichkeit und die mancherley Leiden desselben, und bewaffnet den Menschen gegen die Macht des Schicksals mit moralischen Sätzen und religiösen Trostgründen. Schon die Überschriften seiner Gedichte, wie z. B. *an den Glauben; Elegie eines verführten Mädchens; der Blutmensch Collot d'Herbois in der Todesstunde; getäuschter Liebe Schmerz; der Wittwe Sehnsucht nach dem Tode; an Gott; an die Natur* u. s. w., bezeugen die Lieblingsbeschäftigung seines Geistes. Daher auch seine Poesie, voll männlicher Kraft und priesterlicher Hoheit, in das Gebiet der Rednerkunst hinüberschweift, und mehr an den Verstand als an die Phantasie gerichtet ist. Statt einen Gegenstand in unmittelbarer Wechselwirkung mit anderen Dingen erscheinen zu lassen, wodurch sich aus der Fülle des Lebens schon von selbst ein Kreis, ein Bild der Welt, abrundet, liebt er, ein Ding nach seinen einzelnen Eigenschaften (wie in Reden und Abhandlungen) zu beschreiben, wobey das thätige Gegengewicht fehlt. Daraus entspringt, wie immer, eine sich selbst überlassene Weitschweifigkeit, und der fühlbare Mangel an einer inneren Nothwendigkeit und äussern Begrenzung. Wo ist z. B. das Ende, wenn er anfängt, die Prädicate der handelnden Natur herzunennen? — Wenn der Dichter die Ewigkeit nicht *in* dem einzelnen Dinge findet: so wird er sie auch durch keine Ausdehnung und Zahl erfliegen.

Merkwürdig ist es, dass diese drey Dichter alle Etwas von Hölty haben. Der erste erinnert unter anderen in folgenden Versen an ihn:

Bald wehn vielleicht die Abendwinde
Auf unser frühbemoostes Grab
Von jener stillen *Kirchhoflinde*
Die schönsten Blumen uns herab.

Der Zweyte ist seiner in diesen Worten eingedenk:

Begeistert ruf ich dann voll Hochgefühl:
O wunderschön ist unsers Gottes Welt,
Und werth, darauf ein froher Mensch zu seyn.

Und der Dritte sagt ohne Hehl:

Und der Todtengräber gräbt ein Grab.

Das ist aber das Zeichen und das Werk guter Dichter, dass sie, wenn sie schon todt sind, noch empfänglichen Gemüthern eine Sprache leihen. T. Z.

Nürnberg u. Leipzig, b. Campe: *Methodik des Clavier- und Pianoforte-Spiels*, von *Friedrich Guthmann*. 1805. 51 S. gr. 4. (16 Gr.)

„Dass bey der Erlernung jeder Kunst und Wissenschaft sehr viel auf die Methode ankomme, dass diese die Fortschritte hemmen und befördern, erleichtern und erschweren könne — ist eine allgemein anerkannte Wahrheit. Jeder Sprachkenner weiss, dass eine gute Grammatik immer noch einen guten Lehrer nothwendig macht, der sie nach einer guten Methode recht zu nutzen, und ihr Geist und Leben einzuhauchen versteht. Eben so beym Clavier- oder Pianoforte-Spiel, und überhaupt in der ganzen praktischen Musik. Die Anweisungen, Clavier- und Pianoforte-Schulen sind als blosse Grammatiken zu betrachten, welche die Kunst nach ihren Regeln Punct für Punct systematisch abhandeln. Ihr richtiger Gebrauch bleibt den Lehrern und Spielern überlassen. Der Lehrer kann mit seinen Schülern die Gegenstände nicht in der Ordnung und in dem Zusammenhange nehmen, wie sie die Clavierschule vorträgt. Er nimmt bald von diesem bald von jenem Etwas, je nachdem es seinem Schüler nöthig ist; er sucht es den Bedürfnissen und Fähigkeiten desselben anzupassen etc. Die Clavierschule giebt uns die Regeln, die Methode lehrt sie uns anwenden."

Schon aus diesen Wahrheiten, mit deren Vortrage der Vf. die Einleitung seines Werkes beginnt, geht hervor, dass ein Werk über die Lehrart eines so allgemein beliebten Instruments, dessen Erlernung noch überdiess als ein Gegenstand der guten Erziehung und Bildung der Jugend, besonders der Jugend des schönen Geschlechts, betrachtet wird, eine im Fache der musikalischen Literatur sehr willkommene Erscheinung sey, weil die Erfahrung lehrt, dass unter der grossen Menge derjenigen, die sich mit dem Unterrichte auf diesem Instrumente beschäftigen, die grössere Hälfte derselben, einer Unterstützung dieser Art bedarf. Es ist daher bey der unter den praktischen Tonkünstlern so sehr eingerissenen Vernachlässigung aller, den praktischen Kunstfleiss unterstützenden, Lectüre sehr zu wünschen, dass dieses Werk von denjenigen, für die es zunächst bestimmt ist, fleissig gelesen, und von den in denselben enthaltenen Winken Gebrauch gemacht werden möge.

Der Vf. hat seine Methodik in 24 Abschnitten vorgetragen, von welchen der erste die Einleitung enthält. Der zweyte Abschnitt handelt von den allgemeinen Erfodernissen eines guten Clavierspiels; der dritte von dem Stufengange des Unterrichts, und der vierte von den Vorübungen. Im fünften Abschnitte verbreitet sich der Vf. über die Erlernung der Noten; im sechsten, über die Wahl der Übungsstücke, und in dem siebenten, über das Einstudiren der Stücke. Der achte Abschnitt hat die Erlernung des Tactes, der neunte die Applicatur, und der zehnte den Vortrag zum Gegenstande. Das *prima vista* Spielen, die Passagenübung, die Eintheilung der Unterrichtsstunden u. s. w. füllen die übrigen Abschnitte aus.

Weder an der Wahl der in diesem Werke abgehandelten Gegenstände, noch an der Art ihrer Behandlung, verkennt man die Hand eines geschickten praktischen Tonkünstlers, der nicht allein gewohnt ist, über seine Kunst zu denken, sondern der auch in Hinsicht auf den Unterricht in derselben viel Erfahrung gesammelt hat.

— o —

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Weiss: *Die Jungfrau von Nikomedia.* Eine Sage aus der kirchlichen Vorzeit. Von *Ludwig Theobul Kosegarten.* 1808. 61 S. 12. (12 Gr.) Diese Legende, die die standhafte Frömmigkeit einer Jungfrau schildert, ist in Ton und Behandlung durchaus rein gehalten. Der Dichter lässt die Sache selbst ohne gesuchte Verzierung und fremdartige Zuthat in ihrer wunderbaren Gestalt erscheinen und wirken, und wie ein gläubiges Gemüth sie aufzufassen pflegt, so stellt er sie auch dar. Diess ist einem künstlerischen Verfahren, wobey man die Natur eines Dinges den Zweck selbst bestimmen und erzielen lässt, völlig gemäss, und muss mit einer persönlichen Zuneigung für solche in der Poesie fast zur Mode gewordenen Wunderdichtungen und andächtelnde Spielereyen nicht verwechselt werden. Juliane, die Tochter eines Proconsuls von Nikomedien, schon in ihrem achten Jahre durch die Erscheinung eines Engels im Traum vom Heidenthum zum Christenthum bekehrt, und von einer Hirtin getauft, strebt zweyer Kränze, von Lilien und von Rosen, die sie beym Erwachen in ihrem Haar frisch blühend findet, und welche nie verwelken, wovon der eine der unbescholtenen Jungfrauschaft (*Magdheit*) und der andere der blutigen Vermählung (Erlösung durch den Tod) gewidmet ist, dadurch würdig zu werden, dass sie gegen alle Macht der Erde, Ehre und Glanz, und gegen alle Marter und Pein ihrem höheren Geliebten unverbrüchliche Treue beweist, und ihrem Vorsatze und ihrem Schwure gemäss keine irrdische Verbindung, auch nicht mit dem Angesehensten des Reichs, eingeht, bis sie selbst vor dem Angesichte des ganzen Volks als eine Verächterin der vaterländischen Götter zum Tode geführt, und mit dem Schwerde hingerichtet wird. Und der diese Strafe über sie verhängen muss, ist ihr edelgesinnter Freyer, der mit dem Amte eines Oberrichters ihre Hand zu gewinnen hoffte, und nun den bittersten Schmerz sich bereitet hat. Schön und herrlich, wie an Gestalt, so an Sinn und Betragen, zeigt die Jungfrau sich überall, und gewinnt unsere sanfte Theilnahme.

Als der Morgen nun den Ost gelichtet,
Sass schon wieder auf der Richttribune
Heliodorus, der auf Skorpionen,
Nicht auf weichem Flaum die Nacht verwachet.
Julianen hiess er eiligst bringen.
Eiligst hergeführt ward Juliane. —
Majestätisch stand und voll der Hoheit,
Welche leiht die Schönheit sammt der Unschuld,
Juliane vor der Richttribune u. s. w.

Diese Verse zeigen zugleich, wie lieblich und anmuthig der Dichter erzählt, und wie er durch die Wahl fortgehender Trochäen den Ernst und die Trauer so schön gemildert hat. T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 OCTOBER, 1808.

NATURGESCHICHTE.

Paris, b. Sajou: *Mémoires de Zoologie et d'Anatomie comparée*, par *C. Duméril*, Prof. d'Anat. et de Physiol. à l'École de Médecine de Paris etc. 1807 u. 8. 92 S. 8.

Wäre uns der Vf. nicht schon lange als einer der vorzüglichsten denkenden Physiologen in Frankreich bekannt: so müfste man ihn allein an diesen, im Nationalinstitut vorgelesenen, Abhandlungen als solchen erkennen. Er ist nicht ein Thieranatom, wie die meisten deutschen und französischen Gelehrten, die sich vergleichende Anatomen nennen; er weiss, dass das nicht vergleichen heisst, wenn man ein Thier nach dem anderen anatomirt, oder wenn man auch die Organe heraushebt, welche mehreren Familien gemein sind, sondern dass man die Analogieen der Organe, ihren Geist, kurz das, was wir anatomische Bedeutung nennen, angeben müsse, wenn man den Namen eines vergleichenden Anatomen verdienen will.

Ungeachtet wir die *erste* Abhandlung *über den Geruch der Fische* (gel. im Aug. 1807) für mislungen halten, vorzüglich weil den Franzosen das Wesen des Geruchsinns noch nicht aufgeschlossen ist: so finden wir in ihr dennoch überall die scharfsinnigsten Beziehungen, welche der Vf. für seine Meinung, dass die Nase den Fischen nicht zum Riechen sondern zum Schmecken diene, zusammenstellt. Obwohl die Fische das Riechnervenpaar besitzen, und es das erste Paar in ihnen, wie in anderen Thieren ist: so glaubt der Vf. dennoch aus dem Bau der Geschmackswerkzeuge und aus dem Verhältnifs der riech- und schmeckbaren Stoffe zum Wasser, in dem die Fische leben, Gründe zu der Annahme zu finden, dass diese Nerven nicht dem Geruche, sondern dem Geschmacke bestimmt seyen. Die Fische haben zwar alle Zungennerven, ausser dem *Hypoglossus magnus*, welches Hr. D. noch insbesondere bestätigt hat; aber ihre Zunge ist im Grunde nichts als ein unbeholfener Knochen mit einer warzenlosen Haut überzogen, und gewöhnlich mit Zähnen oder anderen knorpelichten Spitzen besetzt, welches eben nicht für die Geschmacksempfindung spricht. Da nun doch der Geschmack den Thieren unentbehrlich sey, so müsse dessen Organ anderswo — in der Nase — gesucht werden. Diese Voraussetzung des Vfs. scheint uns nicht gegründet zu seyn. Denn dass die Fische ihren Frass nicht beschmecken, beweist ihr schnelles Schlucken, ohne die kleineren Fische zu zerreissen, ebenso dass man sie auch mit Papier u. s. w. an der Angel fangen kann. Ein Thier aber, das mit solcher Schnelligkeit ein anderes hascht, und so schnell, ohne es zu zerbeissen, hinunterwürgt, kann unmöglich sich des Geschmacksinns bedienen wollen oder müssen. Auch ist der *Hypoglossus* doch im Ganzen nur ein Bewegungsnerv.

Einen anderen Grund für seine Meinung führt der Vf. aus der Natur der Riechstoffe an, dass ihr Wesen nämlich in der Luftigkeit bestehe, dagegen das der Geschmackstoffe in der Flüssigkeit; so dass man sagen könnte, dieselben Stoffe würden im Wasser geschmeckt, welche in der Luft gerochen würden, da ohnehin die Riechtheile des Köders entweder im Wasser in die Höhe steigen, also verloren gehen, oder sich mit dem Wasser verbinden, also wie Geschmackstoffe wirken müssten. Dafür wird auch noch angeführt, dass die Wallfische gar keine Riechnerven haben, dass die Nashöhle der Fische nur vorne geöffnet sey. Der zweyte Beweis fällt dadurch, dass man erkennt, dass das Riechen nicht von einem mechanischen Anstossen der Riechstoffe auf die Riechhaut entstehe, sondern von ihrer elektrischen Spannung. Sie mögen daher im Wasser verdünsten oder nicht, so wird doch die Elektricität des Wassers dadurch geändert, und *dieses ist es, was die Fische riechen.* Wir sind daher gerade der umgekehrten Meinung, nämlich dass die Fische allerdings Geruch, aber keinen oder nur höchst wenig Geschmack haben.

Die 2 Abhandl. ist *über den Mechanismus des Athemholens bey den Fischen* (gel. im Aug. 1807). Der Vf. zeigt, dass dieser Mechanismus ganz gleich sey dem in einigen Amphibien, und dass eben darum auch der Sitz und die Function des Riechorgans bey den Fischen ganz anders seyn müsse, als bey den anderen Thieren. Über das letzte haben wir uns schon erklärt, und bleiben auch bey unserer Meinung, ungeachtet der Respirationsweg bey den Fischen nicht durch die Nase geht; für das erste aber ist das, was *Broussonet* und *Schneider* darüber zusammengetragen haben, so geistvoll verglichen, und selbst mit so vielen vortrefflichen Beziehungen und Untersuchungen vermehrt, dass wir es werth halten, es durchzugehen, und unsere Beobachtungen und Meinungen damit zu verbinden. Der Vf. führt für die gleiche Respirationsart zuerst an die sich metamorphosirenden Amphibien, welche das Wasser auch in das Maul nehmen, und es durch eine oder mehrere Kiemenöffnungen herausdrücken sollen, daher die Kaulquappen der un-

beſchwanzten Fröſche mit dem *Synbranchus* des *Bloch*, wegen der einen Kiemenöffnung, die der *Molche* aber, der *Proteus*, die *Siren* und die anderen beſchwanzten Fröſche, mehr mit den Haien, beſonders *Schneiders Ciliaris*, deſſen Kieme zum Theil heraushängt, wegen mehrerer Öffnungen übereinkommen. Hiebey haben wir allerley zu bemerken und zu fragen. Nach dem Vf., der 8 Jahre Kaulquappen bey ſich ernährt hat, ſollen die der Fröſche keine äuſseren Kiemen haben; allein wir haben an allen, an vielen Hunderten ſie äuſserlich gefunden, auch bildet ſie *Röſel* ſo ab. Ob wirklich ein Kiemenloch vorhanden, und von dem Vf. ſelbſt beobachtet worden iſt, wünſchten wir zu wiſſen. Wir haben nichts dergleichen geſehen, aber freylich auch nicht abſichtlich geſucht; auch iſt das Loch, welches *Röſel* erſt, nachdem die Kiemen verſchwunden waren, und obendrein nur an der linken Seite, deren Fuſs zuerſt hervorzukommen pflegt, beobachtet hat, und worauf ſich der Vf. wohl ſtützt, ſeiner Function nach ſehr problematiſch. Dagegen fanden wir, daſs die Kaulquappen, auch die kleinſten, ſobald ſie nur von den Eyern frey ſind, alſo während ſie die Kiemen tragen, und lange ehe die Füſse hervorſproſſen, an die Oberfläche des Waſſers kommen, Luft ſchlucken, ſie in der Bauchhöhle einige Zeit aufbewahren, und dann wieder als eine ſehr deutliche Blaſe durch das Maul von ſich geben. Um dieſes zu beobachten, muſs man die Thierchen in ein Glas mit Waſſer bringen, und des Nachts mit dem Lichte das Glas von der Seite deſſelben, an die ſie ſich hängen, betrachten. Ohne Zweifel iſt dieſes ein wahres Athmen, und die Luft kömmt in die Lungen, welche ſich in das Abdomen erſtrecken; das Waſſer könnte auch nur von auſsen die Kiemen benetzen, doch geſtehen wir gerne, hierin Zweifel zu haben. Unſer Wunſch iſt es ferner, daſs die Franzoſen, beſonders *Lacépède* und *Lamarck* in dem Schaffen naturhiſtoriſcher Namen mehr die Linnéiſchen Regeln beobachten, und uns keine ſo hart klingenden und ungrammatikaliſchen Namen aufdringen möchten, wie ſie bisher gethan haben. So kömmt hier der Name *Unibranchaperture Lacép.* vor, der Schauer erregt. Auch iſt nicht einzuſehen, warum man unter *Mya etc.* nicht das Thier ſelbſt verſtehen, und daher *Myarius* ſagen ſoll. Es iſt ja doch die Schale mit das Thier, ſo gut als der Knochen zum Leib gehört. Endlich nehmen die Franzoſen gar keine Rückſicht auf die Namencolliſionen. Warum behalten ſie den Namen *Proteus* bey, da wir ſchon ein *Infuſorium* haben, das ſo heiſst? So iſt es mit *Triton*, *Phalangium*, *Hydrargyrum* (ein Fiſch bey *Lacép.*), *Caiman* und vielen anderen. Wo ſoll es mit der Naturgeſchichte auf dieſem Wege hinkommen!

Der Vf. geht nun zu den vollkommenen Fröſchen über. Da ihnen die Rippen fehlen, ſo muſs ihre Reſpiration natürlich durch andere Mittel unterhalten werden. *Herholdt* und *Rafn* haben zuerſt darauf aufmerkſam gemacht, *Cuvier* und *Duméril* haben es beſtätiget und der letzte berichtiget, daſs ihr Athmen ein wahres Schlucken, vermittelt durch die Muskeln der Kinnladen und durch das elaſtiſche Zungenbein, ſey. Nach Hn. *D.* iſt keine Klappe in den Naſenlöchern, ſondern die hinteren Zungenſpitzen ſchlieſsen ſie beym Luftſchlucken in den Fröſchen; in den Salamandern aber ſind zu dieſem Behufe zwey Höckerchen im Maule. Daſs keine Klappe da iſt, iſt gewiſs, aber es ſcheint uns, daſs die Fröſche die Naſenlöcher durch Verengern ſchlieſsen können; daſs aber die Salamander keine Zunge haben, iſt eine falſche Behauptung des Vf., ſie iſt allerdings da, u. zwar ſogar *hinten* ausgerandet, was ein Grund mehr iſt, die Molche zu den Fröſchen zu rechnen. — Wenn man dieſen Thieren das Maul aufſperrt, ſo ſterben ſie, weil ſie nicht mehr Luft ſchlucken können. Die Schildkröten ſind in demſelben Falle wie die Fröſche, weil ihre Rippen unbeweglich ſind (bekanntlich nennen die Franzoſen dieſe Thiere *Cheloniens*, *Batraciens*, welche Namen *Brogniart* aus den Alten eingeführt hat. Die Deutſchen machen es auch ſchon nach; als wenn unſere Benennungen Schildkröten, Fröſche, Schlangen, Eidechſen weniger deutſch klängen, als Chelonier, Batrachier u. ſ. w.). Dieſe nämliche Reſpirationsart findet ſich bey den Fiſchen, auſser daſs ſie das zu reſpirirende Waſſer durch das Maul einziehen, und wie durch einen Schluckungsact wieder durch die Kiemen heraustreiben. Hr. *D.* beſchreibt dieſes ſehr klar, und geht ſelbſt die Verſchiedenheiten der Fiſche in dieſer Hinſicht durch, was von einer Menge Beobachtungen und von einem groſsen Beobachtungsgeiſte zeugt. Was er aber von dem Einathmen der *Rochen* durch Löcher hinter den Augen (die er durch ein Verſehen *Narines* nennt), weil die Thiere mit dem Maule auf dem Boden liegen, ſagt, glauben wir bezweifeln zu dürfen. *Monro* ſpricht zwar von dieſen Löchern; aber dennoch ſind ſie im Streite, wahrſcheinlichſt nur Schleimlöcher, und wenn ſie auch da wären, ſo könnten ſo kleine Löcher unmöglich die groſsen Kiemen mit zehn ſehr weiten Öffnungen verſorgen. *Monro* will überhaupt viel geſehen haben, was gar nicht exiſtirt, ſogar die äuſseren Ohrlöcher bey den Rochen. Der Hauptfehler an *Monro's* theurem Werke mit den ſchlechten unbeholfenen Kupfern iſt, daſs das Meiſte nicht wahr iſt, und ſein Hauptvorzug iſt, daſs es *Camper* und *Schneider* verbeſſert haben. Rec., der die *Rochen* lebendig in der See unterſucht hat, hält ſich überzeugt, daſs ſie das Waſſer durch das Maul einnehmen, woran ſie gar nicht durch den Meeresboden verhindert werden, denn dieſer iſt nicht ſo unruhig, daſs Sand und Schlamm in das Maul mit dem Waſſer kommen könnte.

Der Mechanismus des Athmens bey der *Lamprete* und dem *Gaſtrobranchus*, welche ſich mit dem Maule anſaugen, und daher durch dieſes das Waſſer nicht einziehen können, ſcheint hier naturgemäſs aus einander geſetzt zu ſeyn; aber dennoch bleibt Zweifel übrig. Das Waſſer gehe nämlich durch das Spritzloch ein, und durch Schluckung in den Kiemenraum. Dieſe Kiemenhöhle iſt ſehr erweitert bey Schlamm-

fischen, um Wasser in Vorrath einnehmen zu können, z. B. bey *Lophius*; *Silurus* u. s. w., auch bey den sich versteckenden *Ammodytes*, *Cottus* u. s. w. Fische, welche einige Zeit im Trocknen leben können, haben noch eine Nebenkieme. *Dum.* nennt 5 dieser Fische, worunter der Aal nicht ist.

Die dritte Abhandlung ist *über die Eintheilung der Batrachier (Frösche) in zwey natürliche Familien* (geles. im 7 Sept. 1807). In seiner *Zoologie analytique*, übersetzt von *Froriep*, und in seinem *Traité élémentaire d'histoire nat.*, übersetzt Erfurt bey Hennings 1806, ist diese Eintheilung schon getroffen; aber hier sind die Unterscheidungszeichen und die Übereinstimmungen im Einzelnen durchgeführt. Die *Salamander* und *Sirenen* sind unter dem Namen geschwänzte Frösche (*Batraciens urodeles*) mit diesen (*Bat. anoures*) in eine Abtheilung, aber in zwey Familien gebracht, wofür zuerst *Brogniart* gesprochen, was aber von *D.* mehr im Einzelnen bewiesen worden ist, und was wir für vollkommen gelungen halten, auch wenn man die gewählten Charaktere als Eintheilungsprincip nicht zugiebt. Hr. *D.* macht den Anfang mit einer Musterung der Linnéischen Charaktere der Amphibien, und zeigt, dass sie nicht zureichen; dann giebt er die Ähnlichkeiten der beiden Familien und ihre Unähnlichkeiten an, und zwar in dem ganzen Habitus, in der Haut, dem Verhältnisse der Gliedmassen, der Gegenwart des Schwanzes, der Zunge, dem Paukenfell, dem After, der Art der Befruchtung, den Eyern und endlich in der Form und Organisation der Kaulquappen, was alles wahr und mit Sachkenntniss zusammengestellt ist. Wir machen nur über einiges unsere Bemerkungen. Mit Recht erhebt Hr. *D.* die neuere Methode in der Naturgeschichte, die das Anatomische wie das Äussere berücksichtiget, über die ältere, und da es doch vorzüglich *Cuvier* ist, welcher den ersten Anstoss nicht nur gegeben, sondern auch am meisten Facta, und zwar sie zuerst als ein Ganzes geliefert hat, so werden wir ihm nie würdig dafür danken können. Möchten nur auch die Deutschen dieses einsehen, und darin die Franzosen, nicht aber in ihren äusseren Formeln nachahmen! Ein armseliges Zusammenklauben, ein Handlangerwesen ohne Plan, ein sinnloses Gerüst ohne abgemessenen Platz zum Gebäude droht die deutsche Naturgeschichte zu werden, wenn der bereits eingerissene Ton fortdauert oder gar allgemein wird. *Blumenbach* ist allgemein von den Naturforschern geachtet, eben weil er das Handlangerwesen hasst, und kein Artenfanger ist; aber dennoch hat er es bey allen seinen Bemühungen nicht dahin bringen können, die Deutschen von ihrem mikrologischen Wühlen weg-, und zur freyen, umfassenden, ideenvollen Naturbehandlung zu wenden.

Wir erkennen auch den Werth der vergleichenden Anatomie und selbst der Physiologie an für die Eintheilung der Thiere, halten uns aber überzeugt, dass die einzelnen Theile nur das leitende, ganze anatomische Systeme aber nur das constitutive Princip der Naturgeschichte werden können, so wie die einzelne chemische Analyse zu keiner Eintheilung ausser der Chemie taugt. Die Anatomie lehrt uns, die Thiere in ihren durchgreifenden, also ganz natürlichen Verwandtschaften zusammen zu stellen; aber wenn der Naturforscher einmal damit in Ordnung ist: so darf er keine einzelnen anatomischen Kennzeichen mehr angeben, sondern es liegt ihm nun ob, die ganzen Systeme und die äusseren Kennzeichen aufzusuchen, auf welche er vorzüglich durch die inneren geleitet wird, und dann wird das Thiersystem ein Vollendetes seyn, wenn die einzelnen anatomischen und physiologischen, und selbst die chemischen, nur Bekräftigungen der Systematik sind; ja es können die anatomischen Theile, wenn sie nicht als ganze Systeme aufgefasst werden, nicht einmal durchgreifende Charaktere werden, da nicht einmal die Eintheilung in gewirbelte und ungewirbelte Thiere, welche in der neuesten Zeit so viel Aufsehen und Beyfall erregt hat, Stich hält, wie es selbst der Vf. in der *Lamprete* und in dem *Gastrobranchus* gefunden, und auch sogar die Leber nicht den Schnecken eigenthümlich ist: wenigstens hat sie Rec. bestimmt in *Lernaea branchialis* sehr entwickelt angetroffen, welche doch niemand zu den Schnecken rechnen wird. Hr. *D.* hat die Amphibien zuerst durch strenge Merkmale abgesondert, nämlich als *gewirbelte Thiere mit Lungen, kaltem Blute, ohne Haare, Federn und Zitzen.* Das Blut könnte wegbleiben. Die Zitzen betreffend, so ist es zwar in der Idee richtig, dass alle Säugthiere Zitzen haben müssen, und der *Ornithorhynchus* wird davon keine Ausnahme machen: aber wirklich lassen sie sich doch bey den männlichen Wallthieren nicht aufzeigen; es könnte daher hier noch einen anderen Charakter leiden, etwa noch „ohne horizontale Schwanzflosse." In der beschwanzten Familie ist die Charakteristik der Zunge „*Lingua ossea, integra, immobili, undique gulae infixa*" unrichtig, auch sind die Eyerschalen unserer Eidechsen allerdings häutig, nicht kalkartig.

Die vierte Abhandlung enthält *Betrachtungen über die Verhältnisse der Structur zwischen den Knochen und Muskeln des Stammes aller Thiere* (gelesen im Febr. 1808), und theilt sich in 3 Momente: 1) Übereinstimmung des Gebrauchs, der Formen und der Bewegung aller Wirbel; 2) von dem Kopfe, betrachtet als ein Wirbelbein, von seinen Muskeln und seinen Bewegungen; 3) von den Rippen und Beckenknochen, als Verlängerungen der Queerfortsätze der Wirbel betrachtet; alle drey sind meisterhaft und ideenvoll behandelt. Der Vf. fängt bey dem ersten Erscheinen eines Rückgrats an in der *Lamprete* und dem *Gastrobranchus*, wo es noch nicht in Wirbel abgetheilt ist, steigt durch die *Rochen* und *Haien*, die übrigen Fische, Salamander, Schlangen, Frösche, Schildkröten, Eidechsen zu den Vögeln und Säugthieren, wobey er das allmähliche Hervortreten der Wirbelfortsätze, die Lage derselben und die übrigen Verhältnisse der Wirbelsäulen zu einander zwar sehr kurz aber bestimmt angiebt. Von dem Kopfe zeigt er, dass das Hinterhauptsloch dem Wirbelka-

mal entspreche, und sein Anfang sey, dass der Keilbeinfortsatz den Körpern der Wirbel, der Hinterhauptshöcker den Stachelfortsätzen, die Zitzenfortsätze den Querfortsätzen, die Gelenkknöpfe den Gelenkflächen der Wirbel entsprechen. Dieses wird nachgewiesen durch die Thierclassen, und endlich besonders durch die correspondirenden Muskeln, welche den Kopf und das Rückgrat bewegen. Durch diese Arbeit ist ein weites und für die Physiologie sehr fruchtbringendes Feld geöffnet. Hr. D. schliesst sich dadurch an *Okens* Bearbeitung an, der zu zeigen gesucht hat, dass der Kopf aus drey Wirbeln und noch aus der Repetition der vier Extremitäten nebst der Brust und des Bauches bestehe. In der Nachweisung der Correspondenz einiger Muskeln hat sich Hr. D. versehen, so wie auch die Beckenknochen nicht blosse Wirbelquerfortsätze bedeuten, sondern andere viel höher entwickelte Knochen, welche Bedeutung wir aber hier nicht angeben können, weil sie ohne Beweis nicht geglaubt wird, und dieser in die Entwickelung des Wesens der Geschlechtstheile und des ganzen Skelets, mithin in das Skelet aller Thierordnungen eingreift. Einen Wink dazu hat schon *Vicq-d'Azyr* gegeben, wo er das *Os ilii* mit der *Scapula* vergleicht, aber er ist dabey stehen geblieben. Merkwürdig bleibt es doch, dass dieser grosse Anatom dennoch die Correspondenz der Muskeln der oberen und unteren Extremitäten grösstentheils nicht getroffen hat. Möge diese Parallelisirung den neueren Physiologen besser gelingen, damit einmal die noch Widerstrebenden klar davon überzeugt oder wenigstens überwiesen werden, dass die Natur aus einem einzigen Organe alle gemacht habe.

On.

KURZE ANZEIGEN.

Naturgeschichte. *Erlangen*, b. Palm: *Bibliothek für Lustgärtner und Blumenfreunde* oder *Deutschlands neuere Literatur der schönen Gartenkunst.* 1806. XII u. 168 S. 8. (14 Gr.) Der Zweck des Vfs. war, bey dem grossen Zuwachs, welchen die botanische und gärtnerische Literatur seither erhalten hat, dem Gartenfreunde hinreichende Data zu verschaffen, mittelst deren er sich über den Inhalt solcher Bücher vorläufig belehren könne. Zu dem Ende hat er die angeführten Bücher nach den Namen ihrer Verfasser alphabetisch geordnet, um zugleich das Aufsuchen derselben zu erleichtern; für diejenigen aber, welche nur einzelne Zweige der Lustgärtnerey interessiren, und sich von der Zahl der hierüber vorhandenen Schriften unterrichten wollen, eine methodische Übersicht geliefert. Das Ausserwesentliche der Büchertitel z. B. die Titulaturen hat er weggelassen; für diejenigen aber, welche die Vff. der angezeigten Bücher genau kennen lernen wollen, ist durch ein (S. 150. ffg.) beygefügtes Namenregister derselben gesorgt. Auf das Bücherverzeichniss folgt ein Anhang einiger die Lust- und Blumen-Gartnerey betreffender Aufsätze, welche in verschiedenen Journalen und Büchern zerstreut und meist von trefflichen Gelehrten gefertiget sind.

Die oben angegebene Absicht des Vfs. ist glücklich erreicht; allein auf Vollständigkeit der Sammlung selbst kann er keinen Anspruch machen. Die Obstpflanzkunst, welche Nutzen und Vergnügen zugleich verschafft, und daher mit Recht zur ästhetischen Pflanzkunst gehört, hätte allerdings mehr berücksichtiget und ausführlich behandelt werden sollen. Die Schriften eines *Christ, Diel, Kraft, Manger, Sickler* u. a. m. sollten durchaus nicht fehlen. Ferner schöne Grasplätze sind eine wahre Zierde der Natur- oder sogenannten engländischen Gärten. Daher sollten in diesem Bücherverzeichniss auch verschiedene Schriften, welche vom Wiesenbaue handeln und die hiezu tauglichen Futterpflanzen kennen lehren, angezeigt seyn, z. B. die Schriften von *Schreber, Riem, Maucke* u. a. m. Hr. Prof. *Weber* hat in Rücksicht auf die Anzeige der in die Gartenkunst einschlagenden Schriften viel mehr geleistet, und sich noch überdiess dadurch verdient gemacht, dass er den Werth und die Brauchbarkeit der Bücher durch beygefügte Zeichen angegeben hat. Wer sich also *Webers Handbuch der ökonomischen Literatur* (Berlin b. Frölich. 1803.) angeschafft hat, der kann diese *Bibliothek* sehr wohl entbehren.

H — ch.

Breslau, b. Hamberger: *Versuch eines Entwurfs zur Beschreibung eines Eisenhütten-Werks.* 1804. S. 4. (16 Gr.) Der Vf. dieses sehr zweckmässigen Werkchens, sagt in der Vorrede: es sey die Einrichtung getroffen, dass die Subalternen und Zöglinge der schlesischen Hüttenämter von Zeit zu Zeit schriftliche Aufsätze und Beschreibungen von den mancherley Gegenständen des Hüttenwesens ausarbeiten und einreichen müssen. Die Unvollständigkeit verschiedener dieser Aufsätze habe ihn zu diesem Entwurfe veranlasst, um angehenden oder solchen Hüttenleuten, welche die Beschreibung eines Hüttenwerkes zu verfertigen genöthigt, aber zu sehr mit anderen Geschäften überhäuft wären, einen Leitfaden zu geben, dem sie bey ihrer Arbeit folgen könnten. — Von einem solchen Leitfaden ist man Gründlichkeit, Genauigkeit und systematische Ordnung der zu beschreibenden Gegenstände zu erwarten berechtigt, und so unbedeutend manchem die Beschreibung eines Hüttenwerkes auch wohl scheinen möchte, so viele Schwierigkeiten führt sie mit sich, da sie eine sehr viel umfassende Kenntniss voraussetzt. — Von gewöhnlichen oberflächlichen Beschreibungen ist hier nicht die Rede, sondern nur von solchen, die plan- und ordnungsmässig bearbeitet sind. Alles, was man nun von dem Schema einer solchen Beschreibung erwarten darf, wird man gewiss in diesem Werkchen finden. Der Vf. geht systematisch von einem Gegenstande zum anderen über, und zeigt sich überall als einen mit Sachkenntniss ausgerüsteten Mann. Rec. empfiehlt daher allen Hüttenleuten, die ihr Fach mehr als mechanisch treiben, diese Schrift angelegentlichst, mit der Versicherung, dass sie dieselbe mit dem besten Nutzen auch als Leitfaden bey Besichtigungen, jährlichen Bereisungen der Werke, Hütten u. s. w. gebrauchen werden.

♂.

Schöne Künste. *Breslau*, b. Korn: *Die Kunst zu zeichnen*, für Lehrer und Lernende, von *C. Bach*, mit Kpfn. Auch unter dem Titel: *Nouvelles Etudes de Dessin* par *Charles Bach.* Ohne Jahrzahl. 7 S. Text und 12 in schwarzer Kreide-Manier sauber gearbeiteten Kupfertafeln, nebst einem auf eben solche Weise gearbeiteten Titelblatt. Querfolio. (3 Thlr. 12 Gr.) Die 12 zu Vorlegeblättern für Anfänger im Zeichnen bestimmten Kupfer enthalten Augen, Ohren, Gesichter und ganze Köpfe, wie auch einige Hände und Füsse, alles in einer leichten malerischen Manier vom Vf. gezeichnet und von *Sander* gestochen. Es fehlt denselben nicht an Gefälligem, Zartem in Gestalt und Ausdruck, wohl aber an strenger Richtigkeit des Umrisses. Im Text behauptet Hr. *Bach*, und zwar mit Recht, dass es nachtheilig sey, die Anfänger nach Vorbildern zeichnen zu lassen, welche Gegenstände nach einem gegen die natürliche Grösse beträchtlich verkleinerten Massstabe darstellen. Er empfiehlt ferner dem Lehrer, die Versuche der Anfänger im Zeichnen nicht sogleich selbst zu corrigiren, sondern er soll ihnen bloss die begangenen Fehler bemerklich machen, damit sie selbst trachten, solche zu verbessern. Diese Unterrichts-Methode ist ohne Zweifel sehr gut, und hat sich überall, wo man sie anwendet, bewährt erwiesen. Weniger dürfte hingegen von Hn. *Bachs* Vorschlag zu erwarten seyn, „dem Anfänger allemal, wenn er eine Zeichnung vollendet hat, das Vorbild sowohl als seine Copie wegzunehmen, und ihn denselben Gegenstand nun noch einmal aus dem Gedächtniss zeichnen zu lassen. Die Geduld junger Leute, die kein vorzügliches Talent zur Kunst besitzen, möchte dadurch auf eine viel zu harte Probe gestellt werden.

Wenn dieses 1 Heft den Beyfall des Publicums erhält, so werden demselben andere nachfolgen.

— y — H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 OCTOBER, 1808.

PÄDAGOGIK.

Berlin, b. Weiss: *Belisar. Über den Unterricht der Blinden.* Von *August Zeune*, Doctor der WW., Director der königl. Blindenanstalt u. s. w. Mit Kupfern. 1808. VIII u. 168 S. 8. (Druckp. 1 Thlr. 4 Gr., Holl. 1 Thlr. 12 gr.)

Hr. *Zeune*, Director der *ersten* öffentlichen Blindenanstalt in Deutschland, liefert in dieser Schrift theils eigene Beobachtungen, (ein würdiges Seitenstück zu *von Baczko's* bekanntem Werke;) theils verschiedene Aufsätze, welche Ausländer über Blinde und den Unterricht derselben geschrieben haben. Er meint S. VI: „Es könne diess Büchlein als eine Sammlung mehrerer Aufsätze über Blinde in mehreren Sprachen (gleichsam wie eine Blinden-Chrestomathie) zum Sprachunterrichte dienen, da die beiden nächsten, neueren, deutsch-römischen Sprachen, Engländisch und Französisch, (jenes näher dem Deutschen, dieses mehr mit dem Lateinischen verwandt,) darin vorkommen." Wir wollen über Worte nicht rechten, sonst würden wir gegen die *Blinden-Chrestomathie* Manches zu erinnern haben. — Den Anfang macht *Lettre sur les aveugles de Diderot.* Hr. Z. hat ihn mit *Anmerkungen* begleitet, und Rec. sieht sich genöthiget, über diese Anmerkungen wieder Anmerkungen zu machen. Mit Emsigkeit suchte er nach, was Hr. Z. über die Frage sage: Wie würde ein Denkender, von Geburt Blinder und Tauber, von der Seele denken? Und wider alles Vermuthen sah er ganz und gar keine Bemerkung darüber. *Diderot* behauptet, er würde sie in seinen Fingerspitzen finden. Uns dünkt, die Seele wird nie ein eigentliches Object des Denkens, ja überhaupt gar nicht Object für den Taubblindgebornen werden. — Wenn *Diderot* schreibt S. 23: „*Comme de toutes les démonstrations extérieures qui réveillent en nous la commisération et les idées de la douleur, les aveugles ne sont affectés que par la plainte je les soupçonne en général d'inhumanité. Quelle différence y a-t-il pour un aveugle entre un homme qui urine, et un homme qui sans se plaindre verse son sang?*" so widerspricht ihm Hr. Z. S. 123 mit Recht: er fand in seinen Erfahrungen das Gegentheil. Sonderbar aber wahr bleibt es, dass das Gehör viel mehr als das Gesicht beyträgt, Theilnahme zu erwecken und zu verstärken. *Rousseau* (*Collection complette des oeuvres de J. J. Rousseau. Tom. XVI. p.* 218 *et* 219—220. *Aux Deux-Ponts, chez Sansons* 1782. 8) ist eben derselben Meinung: „*Les couleurs sont la parure des êtres inanimés; toute matière est colorée; mais les sons annoncent le mouvement, la voix annonce un être sensible; il n'y a que des corps animés qui chantent. — On voit par-là que la Peinture est plus près de la nature, et que la Musique tient plus à l'art humain. On sent aussi que l'une intéresse plus que l'autre, précisément parce qu'elle rapproche plus l'homme de l'homme et nous donne toujours quelque idée de nos semblables. La Peinture est souvent morte et inanimée: elle vous peut transporter au fond d'un désert; mais si-tôt que des signes vocaux frappent votre oreille, ils vous annoncent un être semblable à vous; ils sont, pour ainsi dire, les organes de l'ame; et s'ils vous peignent aussi la solitude, ils vous disent que vous n'y êtes pas seul. Les oiseaux sifflent, l'homme seul chante; et l'on ne peut entendre ni chant, ni symphonie, sans se dire à l'instant: un autre être sensible est ici.*" Der Sinn des Gesichts bringt mehr eine Nüchternheit, der Sinn des Gehörs mehr eine Ahnung in uns; und wenn man bedenkt, dass jedes Dunkel mehr die Einbildungskraft erregt, als die Helle, da selbst Apelles und Raphael nicht so lebhaft malen, als der innere Maler in uns: so müssten die Blinden im Ganzen weit mehr zum Mitleiden geneigt seyn, als die Sehenden. Ein Blindgeborner, sonst ganz roher, Knabe weinte bitterlich, als Hr. *Z.* ihm *Bürgers* Lied *vom braven Manne* vorlas. Ohne Widerspruch ist *Diderot's* Behauptung vollkommen *à la Françoise, c'est à dire en bon françois*, das ist auf gut Deutsch gesagt: Wie der Hahn über die Kohlen! — Der Seufzer eines Thieres, das ausgestossene Geschrey seines leidenden Körpers, zieht alle ihm ähnlichen herbey, welche, wie oft bemerkt ist, traurig um den Winselnden stehen, und ihm gerne helfen möchten. Auch bey den Menschen erregt der nur den Augen dargestellte Schmerz eher Schrecken und Grausen, als zärtliche Mitempfindung: alle, die den von *Juan de Valdes* gemalten halbtodten Menschen ansahen, welchen die Würmer zerfressen, hielten die Nase sich zu, ohne Mitleiden zu zeigen; so bald aber ein Ton des Leidenden unser Ohr trifft, verlieren wir die Fassung, und eilen ihm zu: es überwältigt uns, es geht uns ein Stich durch die Seele. Ist es, weil der Ton das Gemälde zum lebendigen Wesen erhebt, also alle Erinnerungen eigener und fremder Gefühle zurück bringt und auf Einen Punct vereint? Oder giebt es, wie *Herder* (*zerstreute Blätter* I, S. 133 ff.) glaubt, noch eine tiefere organische Ursache? Genug, die Erfahrung ist wahr, und sie zeigt bey dem Menschen den Grund

seines grösern Mitgefühls durch Stimme und Sprache. An dem, was nicht seufzen kann, nehmen wir minder Antheil, weil es ein unvollkommneres Geschöpf ist, uns minder gleich organisirt. — Rec. achtet sich verpflichtet, ein offenherziges, und mit seiner Überzeugung völlig übereinstimmendes Bekenntniss nicht mit Stillschweigen zu übergehen. S. 129-130 schreibt Hr. *Z.*: „*Diderot* erwähnt nicht des so oft angeführten Farbentastens, wovon Hr. *Kiesewetter* und Hr. *Nicolai* selbst Beyspiele gesehen haben wollen. Ich glaube, man kann diese so oft behauptete und bestrittene Sache bejahen und verneinen, wie man will. Einen mechanischen Unterschied der Oberfläche durch Farben kann man nicht ganz leugnen; so fühlt sich schwarz, weil es mehr beym Färben gebrannt wird, härter an. Aber ob der eigentliche optische Unterschied getastet werden könne, bezweifle ich. Man stelle den Versuch so an: man nehme Porcellantäfelchen von allen Farben, vorzüglich von den drey Hauptfarben (Regenbogenfarben), Roth, Gelb, Blau, und lasse nun tasten. *Hauy*, bey seiner grosen Erfahrung, hat noch kein einziges Beyspiel gehabt, wo ein Blinder Farben hätte unterscheiden können, und mir bey meiner kleinen sind schon vier Beyspiele vorgekommen, wo Blinde in dem Ruf standen, Farben unterscheiden zu können, und es nicht konnten; ja selbst von meiner Anstalt ist erzählt worden, die Blinden lernten darin Farben tasten. Wunderglaube der Sehenden und Eitelkeit der Blinden hat zu diesem Gerücht beygetragen." *Leibnitz* erzählt (*Leibnitziana* Th. 6. S. 325): „Der verstorbene *Longueil* sagte mir, er habe in Mastricht einen Blinden gesehen, der die Farben durch das Anrühren erkannt hätte. Ich weiss nicht, ob er es ganz allgemein konnte. Er fand, dass das Weisse und das Schwarze rauher sey, als das Rothe." *Lessing* schreibt (*Collectaneen zur Literatur.* B. 2, S. 356): „Manche haben sich den Mangel des Gesichtes durch andere Sinne zu ersetzen gewusst; wie *Joh. Vermaasen*, der die Farben durchs Gefühl unterscheiden konnte." Auch von unserem berühmten Blinden, *Ludwig von Baczko*, wird es fast allgemein versichert, dass er diese Geschicklichkeit besitze. Dessen ungeachtet muss Rec. es bezweifeln. Vor mehreren Jahren sah er einen sehr bekannten, noch lebenden Blinden, er hatte Porcellantäfelchen von allen Farben, und fühlte die Farben mit einer wunderbaren Fertigkeit, worüber Jeder erstaunte. Als man es genau untersuchte, kannte er die Figuren der Porcellantäfelchen, aber nicht die Farben. Gewöhnlich ist es — Charlatanerie. — Dem *Diderot*ischen Briefe, welcher ungleich mehr verspricht als er leistet, folget *An account by Chesselden* aus den *Philosophical transactions, Vol. XXXV, London.* 1729. *Numb.* 402. *for the months of April, May and Juny,* 1728. Hr. *Z.* hat nur eine kleine geographische Note hinzugefügt, und doch hätte ihm folgende Stelle die schönste Gelegenheit gegeben, zur Kindheit zurück zu steigen, und über die Entwickelung der Seelenkräfte, immer mit besonderer Beziehung auf seinen Gegenstand, viel Vortreffliches zu sagen: „*When he first saw, he was so far from making any jugment about distances, that he thought all objects whatever touched his eyes,* (*as he expressed it*) *as what he felt did his skin; and thought no objects so agreeable as those which were smooth and regular, tho' he could form no judgment of their shape, or guess what it was in any object that was pleasing to him. He knew not the shape of any thing, nor any one thing from another, however different in shape or magnitude; but upon being told what things were, whose form he before knew from freeling, he would carefully observe, that he might know them again; but having to many objects to learn at once, he forgot many of them, and* (*as he said*) *at first he learned to know and again forgot a thousand things in a day. One particular only, tho' it may appear trifling, I will relate: having often forgot which was the cat and which the dog, he was ashamed to ask; but catching the cat, which he knew by feeling, he was observed to look at her stedfastly and then setting her down said: So puss! I shall know you another time.*" (S. 136—137.) — *An account by Grant,* aus *The tatler, Volume II. London,* 1774. *No.* 55. *Tuesday, August* 16, 1709, ist ebenfalls nur mit einer unbedeutenden geographischen Note versehen. — Das Interessanteste sind unstreitig Hn. *Zeune's eigene Beobachtungen* (148—168), worin man einen tiefen Blick und hohen Beobachtungsgeist mit Freuden bemerkt. Es trägt ganz das ernste, methodisch zugeschnittene Gewand der deutschen Philosophie, welche ausländischen Flitterputz nicht achtet, was Hr. *Z.* S. 125 und S. 153—154 gegen das Lesen der Blinden erinnert. Er bemerkt dabey nicht bloss den Zeitverlust, sondern vorzüglich den Raumverlust: „Eine nach *Hauy's* Art gedruckte Bibel würde gewiss ein ziemliches Zimmer ganz und gar ausfüllen; denn die Lettern sind gross, der Zwischenraum der Zeilen breit, und nur Eine Seite kann bedruckt werden, wozu noch kommt, dass diese Blindenbücher nicht vom Buchbinder geschlagen werden können, weil sonst das Erhabene der Buchstaben vernichtet würde. Hiezu kommen die bedeutenden Kosten einer solchen erhabenen Schrift, wofür *Hauy* die Ausgabe auf zwölfhundert Thaler anschlug. Nun würde freylich dieser beträchtliche Aufwand erspart, wenn nach den Gedanken unseres geschickten technischen Scheidekünstlers, des Hn. Professors *Tourte*, die gewöhnlichen Lettern angewendet würden, und nur unter die Druckschwärze etwas Klebriges gemengt würde, so dass man nach dem Drucke eines Bogens feinen Staub aufsträute (aufstreute), wodurch auch eine Erhabenheit entstünde (entstände). Indessen bleibt doch der Weg des mündlichen Vortrags bey Blinden ungleich schneller und eindringender, und es möchte hier wohl das Statt finden, was Platon in seinem Phädros (Vol. X, S. 380 Bip.) von der Schrift überhaupt selbst für Sehende sagt, dass durch die Buchstaben zwar äussere, aber nicht innere Erinnerung geweckt, und statt Weisheit Vielwisserey erzeugt werde." Das Lesen mit den Fingern fällt selbst denen, die am geübtesten darin sind, z. B. dem blind gewordenen *Fournier*, der mit *Hauy* herum reiste, so beschwerlich, und geht so langsam von Stat-

ten, dass ihm selten ein Blinder Geschmack abgewinnen wird. Geschähe es, so wäre er ungemein zu bedauern, da der Bücher für ihn so wenige sind, und seine Bibliothek in hundert Jahren höchstens auf zehn Bände anwachsen könnte. Auch bleibt es keinem Zweifel unterworfen, dass z. B. Hr. *Baczko* der Geschichtkundige nie geworden wäre, welcher er wirklich ist, wenn er auf die Weise die Geschichte studirt hätte. Von den pariser erhabenen Noten urtheilt Hr. *Z.* dasselbe, was er von den erhabenen Buchstaben sagte (S. 163—164): sie fodern Zeit, Raum, Geld. Rec. setzt noch hinzu: sie haben wenig Nutzen. Da die Blinden die Noten mit den Fingern lesen, so geht es natürlich sehr langsam her, ehe sie ein neues Stück lernen, wenn sie sich nicht durch das Gehör helfen. — Bey den Instituten für Blinde scheint man es oft vergessen zu haben, dass sie bloss zum Nutzen dieser unglücklichen Menschen, und *nicht zur Schau* dienen; denn man treibt darin gern zur Belustigung der Zuschauer — unnütze Tändeleyen. Auch hier muss man, wie bey allen übrigen Anstalten, von dem Grundsatze ausgehen, solche nicht zur Schau und Ergötzung neugieriger Gaffer zu stiften, sondern lediglich zu dem reellen Zwecke, dem Staate nützliche tugendhafte Bürger zu erziehen. Man lehre demnach den Blinden, nebst der Moral und Religion, hauptsächlich eine Arbeit, mit der er sich sein Brod, wo nicht ganz, doch zum Theil, erwerben möge. Zeiget er Lust, Talent und Genie zu einigen Nebendingen, die seinen Geist, sein Gemüth oder sein Herz auf eine angenehme Art beschäftigen: so wird es nicht schwer fallen, diesen Hang auf eine zweckmäsige Art zu befriedigen. Am besten geschieht es wohl dadurch, dass man ihn in seinem Gange nicht stört. Nach diesem Plane gründete der menschenfreundliche Einwohner *Liverpool's*, dessen Hr. *Z.* S. 167 erwähnt, die daselbst noch blühende Blindenanstalt. Die Arbeiten, welche sie darin lernen, bestehen in der Verfertigung von Körben, Peitschen, Stricken u. s. f. Einige lernen Musik, doch nur Kirchenmusik, vorzüglich Orgelspielen und Singen. Man will die Blinden zu nützlichen Bürgern bilden; aus der Ursache lässt man sie mit Bedacht keine Instrumente lernen, die sie zum Herumziehen auf der Strasse, in Gasthöfen und Tanzsälen verleiten könnten! Wir geben Hn. *Z.* zu erwägen, ob er diess nicht durch die Flöte (S. 163) veranlasse; billigen es hingegen sehr, dass er die Blinden Fischernetze und Geldbeutel machen lässt. Überhaupt hat Hr. *Z.* die verschiedenen Standpuncte bey dem Zwecke des Blindenunterrichts, sowohl zu allgemeiner als zu nur mechanischer Bildung, mehrentheils richtig aufgefasst; doch das Schwierigste hat er ausser Acht gelassen: ihnen richtige Sprachbegriffe beyzubringen. Die Blinden verstehen unsere Sprache kaum halb, und verknüpfen mit vielen Wörtern eine ganz andere Bedeutung, z. B. mit *Anschauung*, *Einbildung*, *Dar- und Vorstellung*, *Licht und Schatten*, *das Bildliche*, *Untastbare;* und eine Menge davon abstrahirter Wörter gewähren ihnen keinen deutlichen Begriff. Es lohnt sich der Mühe, über alle diese Gegenstände ihnen, so viel als möglich, einen Aufschluss zu geben.

Rec. wünscht dieser reichhaltigen Schrift des Hn. *Z.*, dessen wahre Talente er von ganzem Herzen schätzet, um so mehr recht viele Leser und noch mehrere Käufer, je löblicher die Absicht derselben ist. Der Vf. schreibt nämlich S. VI: „da der für unser ganzes Deutschland so verderbliche Krieg auch die Hülfsmittel meiner durch des edlen Friedrich Wilhelms Grossmuth gegründeten Anstalt versiegen machte, so will ich den Ertrag dieses Werkchens zur Erhaltung dieser Anstalt selbst verwenden, und man wird nun den Titel *Belisar* desto passender finden." Wir rufen jedem, der sehen und lesen kann, zum Besten der armen Mitmenschen, die weder sehen noch lesen können, das unter der Vignette auf dem Titelblatte befindliche Motto zu: *Date obolum Belisario!* Die Vignette ist von Hn. Leopold sauber gestochen, sie stellt den *Belisar* mit einem Knaben in der gewöhnlichen Stellung vor. Die beygefügten Kupferstiche sind Saunderson's Rechenmaschine schraffirt, und eine Erdkarte geätzt, mit roth bezeichneter Topographie zur Erläuterung von des Vfs. S. 159 beschriebenen Blinden-Globus. Der Druck ist correct, und das Äussere macht der neuen Verlagshandlung, welche mit diesem Werke, als einem ihrer ersten debütirt, Ehre. Ad.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Vorlesungen über die wichtigsten weiblichen Pflichten für edle Töchter und Mütter.* Ein Versuch von M. *Christ. Friedr. Benj. Vischer*, Diakonus in Ludwigsburg. 1807. 207 S. kl. 8. (16 Gr.)

Es gehört zu den erfreulichen Erscheinungen unserer Zeit, dass die Angelegenheiten der weiblichen Erziehung und Bildung, mehr als sonst, nach ihrem wichtigen Einflusse in das Wohlergehen des Staats und der Familien gehörig gewürdiget, und in den Schriften des Tages, von Zeit zu Zeit, zur Sprache gebracht werden. *Brandes*, *Hippel*, *Jean Paul*, *Pockels*, eine *Caroline Rudolphi* u. a. haben sich, unter den Deutschen, von dieser Seite bedeutende Verdienste erworben. Besonders sind mehrere deutsche Schriftsteller bemüht gewesen, das weibliche Geschlecht auf seinen ausgezeichneten, eigenthümlichen Beruf aufmerksam zu machen, und dasselbe über Alles, was zu einer verständigen, sittlichen, religiösen und häuslichen Bildung desselben erfoderlich ist, zu belehren. *Campe*, *Ehrenberg*, *Ewald*, *Marezoll*, eine *Sophie la Roche*, *Schwarz*, *Wedag* u. a. haben diess, in mannichfaltiger Form und Einkleidung, mit Glück gethan. Hr. *V.* versucht etwas Ähnliches, und er bestimmt diese Vorlesungen, laut der Vorrede, „für Leserinnen aus den gebildetern, oder wenigstens nicht ganz ungebildeten Classen des Mittelstandes." Den letzteren besonders kann denn auch diese Schrift, die sich über weibliche Bestimmung, über die Pflichten der Tochter, der Gattin, der Hausfrau, der Mutter verbreitet, und eine gesunde Moral in einer nicht ungefälligen Sprache enthält, nützlich seyn.

Kyg.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. 1) *Wien: Versuch über eine allgemein anwendbare Mimik in Beziehung auf die methodischen Geberdezeichen der Taubstummen.* Eine Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung der Taubstummen. Von *J. M. Weinberger.* 49 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Der Taubstumme und dessen Brauchbarmachung zu bürgerlichen Handwerken und anderen Gewerben.* Eine Einladungsschrift — von *J. M. Weinberger.* 28 S. 4.

Eine zweckmäsig eingerichtete Mimik ist bey den Taubstummen zur Vervielfältigung ihrer Realkenntnisse und anschaulichen Vorstellungen höchst nothwendig; aber sie kann sich leider nie über Gegenstände höherer Abstractionen ausdehnen. Hn. *W's.* kleine Schrift (No. 1) enthält viele treffende Bemerkungen, und erweckt ein günstiges Vorurtheil von den Talenten des Vfs. Doch trifft man in ihr auch beträchtliche Irrthümer und grundlose Sätze. Zu diesen rechnet Rec. die Behauptung, dass man in den ältesten und neuesten Schriften bey den vorgeschlagenen und befolgten Lehrmethoden nicht von Beobachtungen über die natürliche Denkart der Taubstummen ausgegangen sey. Hat denn Hr. *W.*, der sonst so viel Belesenheit zeigt, nie etwas von *Arnemann's kleinen Beobachtungen über Taubstumme* (Berl. 1799. gr. 8.), *Arnoldi's praktischer Unterweisung, taubstumme Personen reden und schreiben zu lehren* (Giessen 1777. 8.), *Heinike's Beobachtungen über Stumme und über die menschliche Sprache* (Hamb. 1778. 8), *Sense's Anleitung zum Sprachunterrichte taubstummer Personen* (Leipz. 1793. 8.), und *Thornton's* Preisschrift über Schriftsprache in den *Transact. of the American philosophic. Society,* Vol. III. p. 312. gehört? — Am Ende dieser Schrift spricht der Vf. von der Wichtigkeit und dem Nutzen der Tonsprache bey dem Unterrichte der Taubstummen. Ohne Zweifel ist die Art des Unterrichtes der Taubstummen, da man sie sprechen lehrt, sehr viel vortheilhafter, als die Geberdensprache oder die blosse Schriftsprache. Jene ist zu unvollkommen, um alle Verbindungszeichen der Gedanken auszudrücken, und ein Lehrer derselben wird sich zur Beschleunigung und Ausdehnung seines Unterrichtes immer der Schriftsprache und des Gedankenwechsels durch diese bedienen müssen. Die Zusammenreihung von Buchstaben, ohne Bezug auf einen vorzustellenden Schall oder auf die ihn hervorbringende Bewegung, ist schwer zu fassen, wird leicht vergessen, weil sie unmöglich in blosser Vorstellung wiederholt werden, und folglich der Taubstumme sich nicht beständig in Gedanken darin üben kann. Er soll geschriebene Buchstaben und Wörter mit dem Gedächtnisse fassen, dieselben ihm einprägen, sie aufbewahren, bey sichtbarer Vorstellung der Dinge oder Handlungen einzeln wieder aus dem Gedächtnisse holen, und sie zu Papiere bringen, ohne dass sein Gedächtniss eine zum Grunde liegende Scala dazu erhielt. — Gewiss das muss einem solchen Unglücklichen ungemein beschwerlich seyn. Der Unterricht im Sprechen, im Bilden von Tönen und Worten gehört also höchst wesentlich zur Cultur der Taubstummen, und macht davon den wichtigsten Bestandtheil aus, um ihren Organen eben auf die Weise beyzukommen, bey der es noch einzig möglich ist, ihnen reine Sprachbegriffe beyzubringen, und ihnen dadurch den Weg zu bahnen zu dem, was das Wesen von der eigentlichen Cultur ihrer Humanität ausmacht. *Kant,* an dem man mit Recht den tiefen Blick und die Gabe, bey jeder Sache den richtigsten Gesichtspunct zu wählen, bewundert, trifft auch hier vollkommen den rechten Punct, indem er in der *Anthropologie* S. 55. 2 Aufl. sagt: „Der Sinn des *Sehens* muss bey dem Taubgeborenen aus der Bewegung der Sprachorgane die Laute, die man ihm bey seiner Belehrung abgelockt hat, in ein *Fühlen* der eigenen Bewegung der Sprachmuskeln desselben verwandeln.“ — Zu diesem Unterrichte ist *Le Mecanisme de la Parole, suivi de la description d'une Machine parlante et enrichie de XXVII Planches par Mr. de Kempelen* (Wien, 1791. 8.) und *Kempelen's Mechanismus der menschlichen Sprache nebst der Beschreibung seiner sprechenden Maschine* (Wien, 1791. 8.) ein vortreffliches Werk. Es schränkt sich jedoch nicht bloss auf eine Verbesserung des Unterrichtes der Taubstummen ein, sondern erläutert auch einiges in der Physiologie. Bis zur Evidenz beweiset es, dass *Epee's* Zeichen mit den Händen, von denen er behauptete, dass sie aus der Natur der Dinge geschöpft wären, viel zu willkührlich und bisweilen zu gesucht sind; dass die Luftröhre nicht die Luft, sondern umgekehrt, die Luft die Luftröhre in Vibration bringt u. s. f. Es verdient ganz das Lob, welches Hr. *W.* ihm ertheilt.

Die Notizen, welche Hr. *W.* über die Entstehung der Taubstummen-Institute in No. 2 mittheilt, sind weder neu noch richtig: sie finden sich schon in *Ammann's redendem Tauben,* übersetzt von *Ventzky* (Brenzlau u. Leipz. 1747. 8.) in der Vorrede des Übersetzers S. 15—20, in *Ahlemann's Beschreibung des Taubstummen-Instituts in Berlin,* 2te Aufl. S. 8 und 26—28 (Berlin, 1804. 8.), in *Niemeyer's Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts,* 5te Aufl. S. 455—456. (Halle, 1805. gr. 8.), vorzüglich in der, *Raphel's Kunst, Taube und Stumme reden zu lehren* (Leipz. 1801. 8.) beygefügten *Literatur zu einer Geschichte des Taubstummenunterrichts,* S. 1—34 u. s. f. — Es ist keinem Lehrer der Taubstummen zu verdenken, wenn er keine grosse Belesenheit in den Schriften seines Faches besitzt, denn nur aus sehr wenigen wird er etwas lernen; aus vielen wird er Sachen erfahren, die noch in keines anderen Menschen Kopf gekommen sind, wie z. B. einst der tieferleuchtete *Heinike* zu Leipzig seine Taubstummen mit Vocalen und Consonanten *fütterte,* denn er erklärte öffentlich in 6 Schriften, dass er dem fehlenden Sinne des Gehöres *den Geschmacksinn* substituire, und wie Einer seiner Nachfolger, welcher meinte, dass die Geruch- und Gehör-Nerven zusammenhängen, den hörlosen Zöglingen die Buchstaben *zu riechen* gab. Verzeihbar ist also jedem dieser Mangel; aber dann muss er sich auch nicht stellen, als ob er einen Überfluss an Belesenheit hätte. — Ganz fälschlich schreibt Hr. *W.* die Erfindung der Kunst, die Taubstummen zu unterrichten, den Spaniern zu; der Aufsatz in der *neuen berlinischen Monatsschrift* December-Stück 1800, No. 6: *Erster Lehrer der Taubstummen: ein Märker,* kann ihm seinen Irrthum zeigen. Übrigens scheint es uns weniger darauf anzukommen, wer eine Sache erfand, als wer sie zur Vollkommenheit brachte; denn der erste Keim eines Systems ist doch nicht gleich das System; das erste Element eines Gedankens ist ja nicht gleich der Gedanke. Ob *Joach. Pasch* (geb. 1527, gest. als Inspector zu Wusterhausen an der Dosse 1578) und *Pet. Ponce* (spanischer Benedictiner-Mönch, gest. 1584) den Unterricht der Taubstummen nur gleichsam gewagt, eine Lehr-Methode nur von ferne, nur aus Vermuthungsgründen erkannt, bloss mit Bildern sich begnügt, und ihre Taubstummen erzogen haben, ohne dass es ihnen eingefallen ist, über das Wesen der Erziehung nachzudenken; oder ob die Didaktik von den Neueren, in ihrem Zusammenhange gedacht, in den ersten Begriffen fest gegründet, bis in alle ihre wichtigen Folgen entwickelt worden ist: — das alles ist doch nicht eins wie das andere. Warum wollen wir denn in einem einzelnen Gedanken ein ganzes System sehen, und nur dem alle Ehre weihen, der die erste Idee fasste? Die erste Idee fassen heisst oft nichts; sie auffassen, richtig bestimmen, ausbilden, oft alles. — Dass die Taubstummen in Spanien zu *Geistlichen und Soldaten* gebildet worden sind, wie Hr. *W.* nacherzählt, — *credat Judaeus Apella!* Wie haben sie denn als jene die Ohrenbeichte und als diese das Commando-Wort vernommen? — Es ist eine gewöhnliche Krankheit der Menschen, Wunder zu glauben und zu verkünden, die gar nicht möglich sind; aber ein Schriftsteller unserer Zeit sollte daran nicht laboriren. — Endlich hat Hr. *W.* sehr Unrecht, wenn er behauptet, dass man in den Werken, welche über die Taubstummen im Druck erschienen sind, Eine der wichtigsten Fragen unberührt gelassen habe: *Wie wird der Taubstumme für das bürgerliche Leben brauchbar gemacht? Wie sichert man ihn vor Armuth, und wie bringt man selbst das mittelmäsige Talent des Taubstummen dahin, dass er sich selbst sein Brod verdienen kann?* Auser den in vielen Schriften hierüber ertheilten Winken lieferte Hr. *Cäsar* in der *Monatsschrift für Deutsche* 1800 S. 241—288 eine ganze Abhandlung, welche auch *Raphel's* oben erwähnter Schrift S. V—XXXI vorgedruckt ist.

Ad.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 OCTOBER, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Euripidis Tragoediae* ad fidem MSS. emendatae et brevibus notis emendationum potissimum rationes reddentibus instructae. In usum studiosae juventutis. Edidit *Richardus Porsonus* A. M. graec. literarum apud Cantabrigienses Professor. Tom. I. Hecuba. Orestes. Phoenissae. Medea. *Editio in Germania altera* correctior et auctior indicibusque locupletissimis instructa. 1807. LXVI und 571 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Porson fing bekanntlich im J. 1797 an, die Tragödien des Euripides herauszugeben; zuerst die Hekuba zu London, dann 1798 den Orest, und in den folgenden Jahren die Phönissen, die Medea und die Hekuba zum zweyten Male. Sehr gut berechnet, bey den für uns enormen Preisen englischer Bücher, war die Speculation des Leipziger Buchhändlers, die vier genannten Tragödien nach einem correcten Abdruck in einem Bande um billigen Preis zu liefern; und da die Besorgung der Sache einem gelehrten Philologen übertragen wurde, der das Buch mit Registern bereicherte, wie sich deren nur an wenig Büchern finden: so wurde, wie wir hören, ein grosser Theil der ersten Ausgabe von 1802 noch in England selbst abgesetzt. Vermöge einer Parliamentsacte nämlich kann jedes in England erschienene, und auswärts nachgedruckte Buch wieder eingeführt werden, wenn es über einen Bogen Zusätze erhalten hat. — Daher wurde bald die vor uns liegende *Editio in Germania altera* nothwendig. — Indess hatte sich in England das Gerücht verbreitet, Hr. Prof. *Hermann* habe die Ausgabe in Deutschland besorgt, welcher desshalb in dem *Critical Review* 1805 einen lateinischen Brief drucken liess, worin er sich gegen diesen Verdacht zu verwahren sucht. — So nennt sich denn uns in der zweyten Edition als Herausgeber Hr. Prof. *Schäfer* in Leipzig, und beschenkt die Noten mit kleinen, aber gehaltreichen Zusätzen. Unterzeichnet sind sie zwar nur mit S, aber am Ende des Buchs, S. 569, vor einem Briefe kommt der volle Name zum Vorschein.

So viel zur Literärgeschichte dieses Buches, unstreitig eines der merkwürdigsten, das seit mehreren Jahren im Gebiet der Philologie erschienen ist.

Porsons Arbeiten sind lange genug in den Händen unserer Philologen, dass man endlich ein bestimmtes Urtheil, parteylos, wie es uns geziemt, selbst bey einem Manne, der gegen die Deutschen eingenommen scheint — über ihr Wesen, über den Gewinn, den sie der Wissenschaft versprechen, so wie über die Richtung erwarten darf, die durch ihre Einwirkung das kritische Studium der griechischen Sprache nehmen kann. — Ganz unabhängig davon scheint eine andere Frage: welchen Vortheil Euripides aus dieser Bearbeitung ziehe. — Denn dieser dient zum Theil nur als das Gefäss, worin uns goldene Früchte, durch langen Fleiss und grosse Sorgfalt gezeitiget, dargeboten werden. Diese aber bestehen unabhängig in ihrem eigenthümlichen Werth, wenn es auch am Ende klar werden sollte, dass die Bearbeitung des sehr verdorbenen Tragikers hier weder kritisch, noch exegetisch vollendet sey.

Dass dem englischen Herausgeber ein eigenthümliches Ziel vorschwebe, welches von dem, das Andere verfolgen, verschieden sey, sieht man aus manchen Äusserungen, dann zumal, wenn er versichert, seine Ansichten und Belehrungen seyen nur für Jünglinge, die denn auch häufig angeredet werden, weil er Ältere seinem Unterricht schon entwachsen glaubt. Z. B. *Ad Med. not. p.* 338. In *Porson* hat sich nach diesen Äusserungen ein Ideal seiner Wissenschaft erzeugt, dem ältere Mitarbeiter dieses Faches sich nicht accommodiren, für welches er aber das aufblühende Geschlecht emporbilden möchte. — Sehen wir auf den gegenwärtigen Zustand der Philologie, besonders in England, um die Widersacher zu finden, gegen die er ankämpft: so befindet sich dort, bey der allgemeinen und stets wachsenden Verkörperung der Nation, auch ein Vergehen der philologischen Studien in Seichtigkeit auf der einen Seite, und auf der anderen in — Sachkrämerey. Denn so möchten wir das hauptsächlich in Deutschland entsprungene Bestreben derer nennen, die unbekannt mit dem, was an den Alten eigentlich bilde und zu bewundern sey, voll Staunen und Ärgerniss, wenn Jemand z. B. einen Dialog des Plato für ein Meisterwerk erklärt, und dennoch behauptet, dass er kaum fünf gesunde Ideen enthalte — in ihrer Beschränkung das Alterthum als eine Fundgrube betrachten, aus der man mancherley — *quod utile, quod non* — hervorgraben und aufschichten könne, und die, verdorben für gründliche Erforschung des Organs griechischer Bildung — der Sprache — von dem unglücklichen Eifer, nur Sachen zu erjagen, getrieben werden. — Sollte aber auch P. in England darauf Verzicht thun, die Erwachsenen zu belehren: in Deutschland sind

Begriff von *Modus*, dafs wir nicht begreifen, warum *Porson* nicht nach dem bekannten Kanon ἔχοι schrieb, da zumal in solchen Fällen die Verwechselungen so gar häufig sind. Auch in diesem Buch stiess Rec. auf eine sehr auffallende: Orest. 644 ff. richtig ἀπέδοτο δ' — ὅπως σὺ τὴν σὴν ἀπολάβοις ξυνάορον, wo P., da das Griechische im Texte steht, wahrscheinlich nicht das Gegentheil ἀπολάβῃς aus einigen Handschriften und Ausg. aufnehmen würde. — Es heisst von der Hekabe: V. 53: πέρα γὰρ ἥδ' ὑπὲρ σκηνὴν πόδα Ἀγαμέμνονος. Was soll doch hier ὑπὲρ σκηνὴν Ἀγαμέμνονος *ultra tentorium Ag.*, da sie ja wohl aus dem Zelt des Agamemnon, ihres Herrn, kommen muss, wie der Chor τὰς δεσποσύνους σκηνὰς προλιποῦσ' V. 101, und wie es aus dem Verlauf des Stücks noch mehr erhellt. Die andere Lesart ὑπὸ σκηνῆς ist freylich nichts werth; desto mehr aber die Verbesserung derselben ἀπὸ durch Kingius, dem *Porson* in der ersten Ausgabe folgte. — Oft genug finden sich beide Präpos. verwechselt. Orest. V. 665 καὶ μὴν πέρῶσα τυγχάνει δόμων ὕπερ — Ἠδ' ist ebenfalls in den Codd. zwischen ὕπερ, ὕπο und ἄπο zu wählen. Wer wollte dort mit *Porson* ὑπὲρ aufnehmen! — Der Sinn unserer Stelle ist: *sie bewegt ihren Fuss vom Zelt des Agamemnons* (im Hintergrunde) *hieher* (auf die vordere Bühne, wo der Geist des Sohnes stand und sprach). Die Bedeutung des ὅδε, ἥδε, τόδε, *huc*, ist häufig genug. S. V. 1043. Orest. 342 καὶ μὴν βασιλεὺς ὅδε δὴ στείχει, wo fast alle Handschriften die Glosse des Erklärers ὧδε selbst gegen das Metrum im Texte haben; und sonst häufig. — Es ist, das alles zusammen genommen, wohl auch klar, wie die angeführte Parallelstelle Orest. 665 zu ordnen und zu verstehen sey. —

Hecub. 60. 61. ἄγετ', ὦ παῖδες, τὴν γραῦν πρὸ δόμων,
ἄγετ' ὀρθοῦσαι νῦν ὁμόδουλον,
Τρῳάδες, ὑμῖν, πρόσθε δ' ἄνασσαν.

Da mit dem zweyten ἄγετε ein neuer Satz angeht, so kann nach unserem Erachten der Artikel vor ὁμόδουλον nicht ohne Solöcismus fehlen; zumal da aus den verschiedenen Lesarten durch eine leichte Combination die wahre ἄγετ' ὀρθοῦσαι τὴν ὁμόδουλον gefunden werden kann. —

V. 62. λάβετε φέρετε, πέμπετ'
ἀείρετέ μου δέμας
γεραιᾶς χειρὸς προσλαζύμεναι.

Porson hat mit Unrecht die Meinung angenommen, dass in diesem Chorgesange kein rein anapästisches System sey (bloss die Hexameter schlagen aus): daher sind die wahren Lesarten *varietas lectt.* geblieben, und den genannten Worten fehlt es ganz an Rhythmus. Zuvörderst tilge man δέμας mit *Aug.* 2 und *Mosq.* 4 als ein Glossem zu μου, und vertausche γεραιᾶς mit der kurzen Form γραίας, die auch sonst von γεραιᾶς verdrängt wurde: z. B. V. 278. καὶ τῆσδε γραίας, προσπιτνῶν, παρῇδος, wo Ald. τῆσδε γεραιᾶς zusammt einem Anapäst liefert, und *Aeschyl. Agam.* 805 (*ed. Schütz. prior.*) γραίας ἐρείκης θωμόν, was man freylich nicht mit dem seltsamen Herausgeber durch *Grajae ericae acervum* (*sic!* ein Haufen *griechisches* Reisholz —) übersetzen darf (*Comment. in Aeschyl.* S. 189.) Zwar will man behaupten, γεραιᾶς habe αι kurz und nach *P's.* Meinung *ad Phoeniss.* V. 1302 gesellt sich noch brüderlich δειλαιᾶς dazu; aber die ganze Sache ist so unerhört in dem Gebiet griechischer Prosodie, dass es noch ganz anderer Beweise bedarf, wenn wir sie glauben sollen. — Demnach ordnen sich die Verse nach einer Umsetzung, um die Cäsur zu gewinnen:

φερετε λάβετέ μου, πεμπέτ' ἀειρέτε γραιάς χειρος προσλαζύμεναι

V. 71—77 findet sich auch nach *P's.* Ausgabe folgende Verbindung: ἀποπέμπομαι ἔννυχον ὄψιν — ἂν εἶδον φοβερὰν ὄψιν, wo das zweyte ὄψιν so offenbar als Glossem und die Verbindung so elend erscheint, dass wir uns gar nicht hineinfinden, wie dergleichen von *Porson* ertragen werden konnte. — Nimmt man nach Ausstossung des ὄψιν aus der Aldina γάρ auf, so ist der Verbindung und dem Rhythmus geholfen:

εἶδον, φοβερὰν γὰρ ἔμαθον ἐδάην.

V. 88 Κασάνδραν mit Einem σ wird von *Porson* und anderen geschrieben (auch von *Schäfer Melett. p.* 1); doch ist nach *Eustathius p.* 219. *ed. Bas.* ausdrücklichem Zeugniss Κασσάνδραν, Ἁλικαρνασσός und ähnlich die ältere Form, die auch den Tragikern zukommt. — V. 90. εἶδον — σπασθεῖσαν ἀνάγκα οἰκτρῶς. — Fehlt ἀνάγκα, so ist klar, wie σπασθεῖσαν ἀνοίκτρως beym Concurs der Sylben αν — ἀν verwischt werden, auch wohl, wie sich ἀνάγκῃ einschieben konnte. Der Rhythmus erfodert nothwendig zu lesen, wie auch in der Note angegeben wird.

σφαγομέναν, ἀπ' ἐμῶν γονάτων σπασθεῖσαν ἀνοίκτως.

καὶ τόδε δεῖμά μοι. ἦλθ' ὑπὲρ ἄκρας
τύμβου κορυφᾶς φάντασμ' Ἀχιλέως.

Doch ist so die Interpunction noch nicht berichtiget. Steht nach μοι eine grössere, dass mit ἦλθ' ein neuer Satz angeht: so verlangt die griechische Rede γάρ: ἦλθε γὰρ ὑπὲρ ἄκρας. Zwar mangelt auch anderwärts in ähnlicher Fügung diese Partikel; doch gewöhnlich aus Schuld nachlässiger Bearbeiter, oder gar, weil man die Stelle durch Conjectur verdarb, wie *Porson* Orest. V. 1266. — Man unterscheide daher:

καὶ τόδε δεῖμά μοι ἦλθ' ὑπὲρ ἄκρας
τύμβου κορυφᾶς, φάντασμ' Ἀχιλέως

dass φάντασμ' Ἀχιλέως als Apposs. zu τόδε δεῖμα tritt. — V. 98.

ἀπ' ἐμᾶς οὖν, ἀπ' ἐμᾶς τόδε παιδὸς
πέμψατε δαίμονες, ἱκετεύω.

Der erste Vers hat wegen mangelnder Cäsur in der Mitte einen zerstörten Rhythmus: dass er von P. nicht angefochten wurde, wundert uns nach den obigen Bemerkungen über seine Metrik keineswegs, zumal da von ihm selbst ein ähnlicher ἄμουσος zur Aufnahme vorgeschlagen wird *ad Orest.* 342: Μενέλαος, πολλῇ δ' ἁβροσύνῃ. — Rec. schreibt in der Hekabe mit einer leichten Umsetzung:

ἀπ' ἐμᾶς, ἀπ' ἐμᾶς οὖν τόδε παιδὸς *etc.*

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 OCTOBER, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Euripidis Tragoediae etc.* Edidit *Richardus Porsonus etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Vers 103 schreibt *Porson: In anapaestis neque nunquam neque semper Dorica dialecto utuntur Tragici. Uti igitur in communi forma MSS. consentiunt, communem formam retinui; ubi codex unus aut alter Dorismum habet, Dorismum restitui.* Wie können hier in einer so schwankenden Sache, wo die Handschriften nur der Willkühr folgen, diese von P. als Richtschnur aufgestellt werden, der anderwärts (*ad Orest.* 64) in einem Falle über das ν ἐφελκυστικόν, wo ebenfalls a *priorische* Bestimmung nöthig ist, den Freund der Handschriften mit dem kräftigen Ausspruch nicht unbillig zurückwies: *ineptus esset, quicunque ad Mss. in tali causa provocaret, cum nulla sit eorum autoritas.* — Es gehört nur eine ganz gewöhnliche Besinnung über den Gebrauch des Dorismus in den Chorgesängen hinzu, um zu der Bemerkung getrieben zu werden: wo die Anapästen sich zum Chorgesang erheben, oder in das System desselben als Theile verflochten werden, müssen sie das dorische α annehmen, hingegen ihr η behalten, wenn sie bloss im Verlauf des Dialogs oder ohne lyrische Bedeutsamkeit auftreten. — Nun beginnen von V. 100—220 anapästische Systeme, die sich, ehe das Ganze in ein Fragment zertrümmert wurde, von V. 156 an in Strophen und Gegenstrophen entsprachen, so dass kein Zweifel seyn kann, der Dorismus müsse in dem *ganzen* Gesange hergestellt werden. V. 297. τὸ δ' ἀξίωμα, κἂν κακῶς λέγῃς, τὸ σὸν πείσει. λέγῃς ist nach *Hug. Grotius* Verbesserung statt λέγῃ aufgenommen; doch die dabey aufgestellte Regel: *cum personam circumlocutione significant Graeci, quam citissime ad ipsam personam revertuntur* — passt nicht auf vorliegenden Fall, wo doch τὸ ἀξίωμα τὸ σὸν unmöglich als Umschreibung von σύ angenommen werden kann. — So ist auch die Lesart πείθει der anderen πείσει weit vorzuziehen, womit die des Gellius νικᾷ dem Tempus nach übereinstimmt. — Eben so wenig durfte V. 337 τολμᾶν statt τολμᾷ emendirt werden. Wer wird doch verbinden ὡς κακὸν τολμᾶν ἃ μὴ χρή, was am Ende nichts anderes heisst, als: *wie übel ist es übles zu erdulden.* — Da die Construction etwas leidet, so schlagen wir vor:

αἰ αἰ· τὸ δοῦλον ὡς κακὸν πεφυκέναι,
τολμᾷ δ' ἃ μὴ χρὴ τῇ βίᾳ νικωμένον.

δέ (p. 9) häufig causal so viel als γάρ, so dass der zweyte Vers den Grund des ersten enthält. — Hingegen ist V. 429 ὦ τῆς ἀώρου θύγατερ ἀθλίας τύχης richtig ἀθλία geschrieben; nicht aber, weil *valde invenustum est duplex epitheton,* ἀώρου ἀθλίας (*adde: sine copula eidem substantivo additum*), sondern, was bekannt ist, weil diese Zusammenfügung nur der lyrischen Poesie erlaubt war: So die Hauptstelle bey Äschyl. Pers. 881. ὁ γεραιὸς πανταρκὴς ἀκάκας ἄμαχος βασιλεύς. — 471 lesen wir zu unserem nicht kleinen Erstaunen καλλιδίφροι' Ἀθηναίας, und werden belehrt: *pro* καλλιδίφρου (wo — ου durch den Accent des Verses lang gezogen wird, also tadellos ist) *scripsi ionice* καλλιδίφροιο, *ut hiatum vitarem.* — Fürs erste halten wir es für sehr bedenklich, die *wahren* Ionismen in den Tragikern, wie εἰσοιχνεῦσι *Aeschyl. Prometh.* V. 122, ἀελίοιο *Orest.* 812 und ähnliche durch Conjecturen zu vermehren; zumal da ihrer sehr wenige sind. Denn Endungen der Dativen auf — σι und — σιν, die Optative auf — οιατο, die Formen ἔμεθεν, σέθεν, ἕθεν u. a. gehören dem Attiker so gut wie dem Ionier, und diejenigen haben es zu verantworten, die sie mit fertiger Faust überall aus den Attikern ausgestrichen haben, wo sie von den MSS. geboten wurden. Auch widerstreitet die Änderung einer sehr weitgreifenden Bemerkung von Hn. Hermann zum Orpheus, dass man nicht elidirt, wo man andere Formen hat, nicht ἤλυθ' setzt, da ἤλθεν zu Gebote steht, nicht Πηληϊάδα' Ἀχιλῆος, wie uns neulich fast wäre angemuthet worden, da wir Πηληϊάδεω haben. — V. 763. ποῖ, τῶν τότ' ὄντων χωρίσας τέκνων μόνον. Es ist sonderbar, wie in allen Editionen die Interpunction nach ποῖ bleiben und die natürliche Verbindung ποῖ χωρίσας hemmen durfte. —

V. 767. ΑΓΑΜ. Θνήσκει δὲ πρὸς τοῦ, καὶ τίνος πότμου τυχών;
ΕΚΑΒ. τίνος πρὸς ἄλλου; Θρῆξ νιν ὤλεσε ξένος.

Die gewöhnliche Lesart τίνος γ' ὑπ' ἄλλου würde wohl schwerlich entstanden seyn, wenn τίνος πρὸς ἄλλου, eine Conjectur, die wahre wäre. — Dient die Partikel γε, was keinen Zweifel leidet, überall bloss das Wort, oder die Wendung zu *verstärken,* so gut wie *quidem,* dann ist auch ihre Bedeutsamkeit an dieser Stelle klar: *durch wen starb er?* Hek. Durch *wen wohl* anders u. s. w. Wir finden also *Porsons* Tadel *istud* γε *nihil ad sensum aut elegantiam confert* eben so ungegründet, wie die Änderung in τίνος πρὸς ἄλλου *quod et melius quaestioni respondet* — unnütz. Warum doch überall auf solche *Regelge-*

rechtigkeit dringen? — V. 788, ein Vers, der durch viele Anmerkungen und Conjecturen und selbst durch *Porsons* goldene Note nicht berichtiget ist. Ursprünglich: ξενίας τ' (*Steph.* τῆς) ἀριθμῷ πρῶτα τῶν ἐμῶν φίλων. *P.* las in der ersten Ausgabe πρῶτος ὢν ἐμῶν φ. und hat es auch, ungeachtet aller Anfechtungen, in der zweyten beybehalten. — Rec. sieht weder, was ἀριθμὸς ξενίας, noch was πρῶτος ἀριθμῷ ξενίας seyn soll. Ihm scheint nur nöthig in der alten Lesart das *jota subscr.* in ein ν zu verwandeln, um den Vers

ξενίας τ' ἀριθμῶν πρῶτα τῶν ἐμῶν φίλων

zu emendiren. Πρῶτα ξενίας oder τὰ πρῶτα τῆς ξενίας, *das Vorzüglichste der Gastlichkeit, die vorzüglichsten Gastgeschenke unter meinen Freunden zählend.* Vgl. *Aeschyl. Pers.* 855. *Aristoph. Ranae* 444. *Eurip. Med.* 922. *Hippol.* 995. — V. 789 ohne Sinn und oft versucht. Man lese τυχὼν δ' ὅσων δεῖ καὶ λαβὼν (nämlich den Sohn des Priamus, wie aus den folgenden Versen erhellt) προμηθίᾳ (gewöhnlich προμηθίαν) *aus Vorsicht*, nämlich seiner Eltern. — Gleiche Schwierigkeit hat V. 1175. 6. Vorher geht: Tadle nicht das ganze Geschlecht der Frauen:

πολλαὶ γὰρ ἡμῶν, αἱ μὲν εἴσ' ἐπίφθονοι,
αἱ δ' εἰς ἀριθμὸν τῶν κακῶν πεφύκαμεν.

Dass eine Negation in den Text müsse, ist klar. *Musgrave* will οὐδὲν εἴσ' ἐπ., *Beck* αἱ μὲν οὐκ ἐπ., *Hermann* αἱ δ' οὐκ ἐς ἀριθμὸν, *Porson*, fast den Vers umschmelzend:

πολλαὶ γάρ· αἱ μὲν οὐδὲν εἴσ' ἐπ.

Fast ohne Veränderung, ausser zweyen ε in α, lese man:

πολλαὶ γὰρ ἡμῶν εἰ μὲν εἴσ' ἐπίφθονοι
εἶτ' εἰς ἀριθμὸν τῶν κακῶν πεφύκαμεν.
Denn ob von uns auch manche sey des Hasses werth,
Sind wir darum geboren zu der Übel Zahl,

was allerdings aus Polymnestors Rede γένος γὰρ οὔτε folgte. — V. 1186. War einmal im vorhergehenden Verse δύναιντ' ἂν aufgenommen, so lag die Emendation von diesen,

κακῶς δ' ὄλοιντο· κοὔτις ἐξήλυξέ πω.

nahe genug, und wurde doch übersehen.

II. — *Orest.* V. 34:

ἐντεῦθεν ἀγρία συντακεὶς νόσῳ νοσεῖ
τλήμων Ὀρέστης· ὁ δὲ πεσὼν ἐν δεμνίοις
κεῖται.

Schon lange fühlte man, dass hier der Faden der Rede verzogen oder zerrissen sey. Die Lesarten οὐδὲ, wodurch für *Musgr.* ein feister Anapäst gewonnen wurde, und ὃς, bey *Canterus* und anderwärts übergeschrieben, helfen zu nichts. Auch V. 152:

χρόνια γὰρ πεσὼν ὅδ' εὐνάζεται,

womit *Brunck* und *Porson* die Vulgata vertheidigen, führt zu nichts. Wie kann ein fremder Vers *Zusammenhang* in eine Stelle bringen? Wir schreiben

ἐντεῦθεν ἀγρία ξυντακεὶς νόσῳ νοσεῖ·
τλήμων Ὀρέστης ὅδε, πεσὼν δ' ἐν δεμνίοις
κεῖται.

V. 100. ὀρθῶς ἔλεξας kann hier, wo die Rede an dem wiederkehrenden λέγειν ermattet, sich nicht gegen die elegante Verbesserung von *Reiske* ἐλέγξασ', behaupten, da zumal wirklich ein derber Tadel vorhergeht. Man lese darum, ähnlich dem, was *Porson* will:

ὀρθῶς γ' ἐλέγξασ' οὐ φίλως ἐμοῦ λέγεις.

Im Vorübergehn wird in *Soph. Antig.* 742

ὦ παγκάκιστε διὰ δίκης ἰὼν πατρὶ

vorgeschlagen ὦ παῖ κάκιστε δ. κ. τ. λ. Warum soll sich παγκάκιστος nicht nach der bekannten Analogie halten, zumal da es irgendwo in der Medea wiederkommt? — Doch wahrscheinlich veranlasste der gewünschte Gegensatz zwischen παῖς und πατήρ diese Conjectur. Aber das παῖ ist, so viel wir wissen, nur eine *vox blande compellantium*, und demnach enthielte ὦ παῖ κάκιστε eine eben so seltsame *contradictio in adjecto*, wie bey uns: *Mein Kind, du Bösewicht.* V. 584. ff.

ὁρᾷς; Ἀπόλλων ὃς μεσομφάλους ἕδρας
ναίων βροτοῖσι στόμα νέμει σαφέστατον,
ὦ πειθόμεσθα πάντες.

Hier ist weder Construction noch Verbindung. Verbindung wäre ὁρᾷς; Ἀπόλλων. — στόμα νέμει σαφ. Das ὃς vernichtet sie, und *Porsons* Verweisung auf *urbem quam statuo* und ähnliches belebt sie nicht. — Man lese, nur mit Veränderung der Interpunction und mit einem Apostroph nach Απ.

ὁρᾷς Ἀπόλλων' ὃς μ. ἕδρ.

V. 676: τὸ δ' αὖ δύνασθαι πρὸς θεῶν χρήζω τυχεῖν. Wie konnte *Porson* an dem bekannten πρὸς mit dem Genitiv anstossen, dass er es so fest strich, und παρὰ schrieb? Eine Übereilung ist es nicht; denn noch zu Medea V. 139. S. 402 sagt er: *Ibi* παρὰ *edidi pro* πρὸς, *non male, opinor.* — Dergleichen erinnert auch uns an die *humana incogitantia*, die er sich zuweilen selbst vorwirft. V. 774:

καί τις ἂν γε μ' οἰκτίσειε. ΠΥΛ. μέγα γὰρ ηὑγένειά σου.

Der Artikel ist als *accuratior scriptura* nach *Valck. ad Phoen.* 407 aufgenommen; doch musste bemerkt werden — nicht wie *Valck. neque solet in talibus articulus apud Tragicos omitti;* — sondern dass es in dem Falle nirgends ohne Solöcismus fehlen könne: μέγα εὐγένεια, oder μέγα τι εὐγένεια st. ἡ εὐγεν. nämlich ἐστι heisst — nichts.

Nach einem astrophischen Gesange, worin jedoch deutliche Spuren der ehemaligen Strophen sich zeigen, folgt V. 1002 ein anapästisches System, wo aus dem Schlussvers 1009 πολυπόνοις ἀνάγκαις mit Hülfe der Lesart σὺν πολυστόνοις ἀν. sich leicht der letzte und nothwendige Paroemiakus ξὺν πολυπόνοισιν ἀνάγκαις herausfinden läst. Bald nachher erscheint ein anderer Chorgesang, dessen Behandlung *Porson* so wenig, wie die der meisten anderen, geglückt ist. Dem 1245 Verse:

τὰ πρῶτα κατὰ Πελασγὸν ἕδος Ἀργείων,

wo der schlechte Rhythmus der Aldina beybehalten ist, wenn man die Verbindung dieser Reihe

∪ — ∪ ∪, ∪ ∪ — ∪, ∪ ∪ — —

noch überhaupt rhythmisch nennen kann — diesem soll in der Gegenstrophe, V. 1262

κόραισι, δίδορτε διὰ βοστρύχων πάντη

entsprechen, (*sic!* — *dactylus anapaesto* —). Beide

Krüppel machen in der That einen wunderſamen Tanz, da ſie zumal nach verſchiedenen Seiten ausſchlagen. — Sodann, was ſoll doch nun

ἑλίσσετε νῦν βλέφαρα
κόραισι, δίδοτε διὰ βοστρύχων πάντῃ —

was ſoll das heiſsen? „Dreht nun die Augenlieder den Pupillen, gebet überall durch die Locken —?" Wie konnte P. den Scholiaſten unbemerkt laſſen, der κόραισι δίδοτε in Verbindung und πάντα aufführt? — Die beiden correſpondirenden Reihen aber, die nun hervorgehen

τὰ πρῶτα κατὰ Πελασγὸν —
κόραισι δίδοτε πάντα —

kündigen zwey Trimeter an, in denen wegen ihrer Verflechtung in den lyriſchen Geſang, die Auflöſungen und dazu gehörigen Reihen gleich ſind, und

Strophiſches Syſtem.

ΗΛ. Μυκηνίδες ὦ φίλαι.
τὰ πρῶτα κατὰ Πελασγὸν Ἀργείων ἕδος
ΧΟ. Τίνα θροεῖς βοάν; πότνια παραμένει
γὰρ ἔτι σοὶ τόδ' ἐν Δαναΐδων πόλει.

ΗΛ. Στῆθ' αἱ μὲν ὑμῶν τήνδ' ἁμαξήρη τρίβον
αἱ δ' ἐνθάδ' ἄλλον οἶμον, ἐς φρουρὰν δόμων.

ΧΟ. Τί δέ με τόδε χρέος ἀπύεις;
ἔνεπε μοὶ φίλα.
ΗΛ. Φόβος ἔχει με μή τις ἐπὶ δώμασι
σταθεὶς ἐπὶ φοίνιον αἷμα
πήματα πήμασιν ἐξεύρῃ.

ΗΜΙΧ. a. Χωρεῖτ' ἐπειγώμεσθ' ἐγὼ μὲν οὖν τρίβον
τήνδ' ἐκφυλάξω, τὴν πρὸς ἡλίου βολάς.
ΗΜΙΧ. b. Καὶ μὴν ἐγὼ τήνδ', ἣ πρὸς ἑσπέραν φέρει.

ΗΛ. Δοχμία νῦν κόρας διάφερ' ὀμμάτων
ἐκεῖθεν ἐνθάδ', εἶτ' ἐπ' ἄλλην σκοπιάν.
ΧΟ. Ἔχομεν ὡς θροεῖς.

Was den Sinn des oben berichtigten Verſes anlangt, ſo bedenke man, daſs der Chor in Trauer, alſo mit überhängenden Haaren aufgetreten war. — Demnach heiſsen die Worte κόραισι δίδοτε πάντα βοστρύχων διὰ nichts anders, als: „bemüht euch durch die überhangenden Locken alles zu ſehn."

III. *Phoeniſſae.* V. 51 u. 60 ſind nach *Valckenaers* Urtheil vertilgt. — Das Verfahren bleibt immer willkührlich, einen Vers, der verdächtig wird, ſofort aus dem Texte zu verweiſen, und muſs um ſo mehr gerügt werden, da groſse Kritiker das böſe Beyſpiel geben. Iſt er unverſtändlich, ermattet, oder wiederholt ſich an ihm die Rede: ſo hat man den Obelus, der ihn ſo lange bezeichnen kann, bis Conjectur oder Handſchrift ihm zu Hülfe kommen. — Der Grundſatz, von dem man ausgeht, und der von *Brunck ad Phoen.* 57 deutlich ausgeſprochen wird: *Caſtigatis ingeniis et limati judicii lectoribus placituram rationem noſtram confidimus;* verrückt den ganzen Standpunct der Kritik, und bringt dieſe Männer dem Unweſen nah, wodurch nach ähnlicher Vorausſetzung — *in* gleich ſeyn müſſen. — Die Schlüſſe Ἀργείων ἕδος und βοστρύχων διὰ geben ſich von ſelbſt. — Der Gang des Geſanges iſt von vorn herein folgender:

Emblema	duo. jamb. trim. El. —		
Stroph. a	Electr. / Chor.	Antiſtr. a	Electr. / Chor.
Anhang.	Electr. duo jamb. trim.	Anh.	Electr. duo jamb. trim.
Stroph. b	Chor. / Electr.	Antiſtr. b	Chor. / Electr.
Anhang	Semich. a, duo jamb. / Semich. b, un. jamb.	Anh.	Sem. a, duo jamb. / Sem. b, un. jamb.

Um dieſe Harmonie zu gewinnen, braucht es nur einer kleinen Umſicht in der *Variet. Lectt.* und am Ende einer etwas geänderten Folge der Perſonen, die durch den inneren Gang des Geſanges ſelbſt dargeboten wird. — Man ſchreibe:

Antiſtrophiſches Syſtem.

ΗΛ. Ἑλίσσετε νῦν βλέφαρα,
κοραῖσι δίδοτε πάντα βοστρύχων διά.
ΧΟ. Ὅδε τὶς ἔρχεται; τίς ὅδ' ἄρ' ἐν τρίβῳ
ἀμφιπολεῖ μέλαθρον ἀγρότας ἀνήρ;

ΗΛ. Ἀπωλόμεσθ' ἄρ', ὦ φίλαι, κεκρυμμένους
θῆρας ξιφήρεις αὐτίκ' ἐχθροὺς εἰ φανεῖ.

ΧΟ. Ἄφοβος ἔχε κενός, ὦ φίλα,
στίβος ὃν οὐ δοκεῖς.
ΗΛ. Τί δὲ τὸ σὸν βέβαιον ἔτι μοι μένει;
δὸς ἀγγελίαν ἀγαθάν μοι
εἰ τάδ' ἔρημα τὰ πρόσθ' αὐλᾶς.

ΗΜΙΧ. a. Καλῶς τὰ γ' ἐνθένδ', ἀλλὰ τἀπὶ σοῦ σκόπει
ὡς οὔτις ἡμῖν Δαναϊδῶν πελάζεται.
ΗΜΙΧ. b. Εἰς ταυτὸν ἥκεις· καὶ γὰρ οὐδὲ τῇδ' ὄχλος.

ΗΛ. Φέρε νυν ἐν πύλαισιν ἀκοὰν βάλω.
τί μέλλεθ', οἱ κατ' οἶκον, ὡς ἡσυχίᾳ
σφάγια φοινίσαι.

uſum elegantiorum hominum — die Alten gar kläglich gemiſshandelt werden.

V. 84 iſt *Valckenaers* unnöthige Conjectur βροτῶν ſt. βροτὸν aufgenommen. — V. 90. I. 3: *Diverſos modos jungit Euripides, quoniam ad tempora diverſa ſpectant:* — wohl mehr, weil μὴ auf den erſten Vers nur als Fragpartikel, auf den zweyten als Negation wirkt. — V. 277: Ἅπαντα καὶ τολμῶσι mit *Valckenaer* ſt. γὰρ τολμῶσι ohne Grund. Τολμῶντες ſind nicht gerade die Tapfern; ſondern überhaupt die etwas wagen. Dann erſcheint alles furchtbar, ὅταν δι' ἔχθρας ποὺς ἀμείβηται χθονός. — V. 582: Κεἰς σκῦλα γράψεις; Ohne Grund wurde *Valckenaers* Änderung κεἰς ſt. καὶ aufgenommen; über σκῦλα γράφειν, was auffiel; ſ. *Wunderlich ad Tibull. p.* 105. — V. 384: Οἴμοι τῶν ἐμῶν ἐγὼ κακῶν. Hier iſt zuerſt ſtatt ἐγὼ ein τλήμων vorgeſchlagen, und wem das noch nicht hinreicht, der ſoll aus Hel. 1243: Οἴ 'γὼ τῶν ἐμῶν τλήμων κακῶν leſen, wo alſo das unſchuldige ἐγὼ wie von einer ſchlechten Policey erſt zum Thor hinausgejagt, und dann zur Hinterthür wie-

der hereingelassen wird. — Und warum? „*Valde jejuna est ista repetitio pronominis*" heisst es. — Οἴ μοι ἐγὼ κακῶν sagt der Chor im Hippol. 591 von fremden Leiden. — Warum nicht Polyneikes οἴ μοι ἐγὼ τῶν ἐμῶν κακῶν von seinen eigenen? — V. 512 die Conjectur πλὴν ὀνόμασιν ist für uns ein Räthsel, da wir zumal nicht einsehen, was in der gewöhnlichen Lesart πλὴν ὀνομάσαι zu bessern sey. Denn dass ὀνόμασιν und ὀνομάσαι, wie angemerkt wird, leicht verwechselt werden, oder dass ὄνομα, λόγος [μῦθος ist übergangen *Aesch. Prom. vinct.* am Ende] dem ἔργῳ bey den Tragikern [wir denken, wohl nicht bey den griechischen Tragikern allein, sondern in allen Büchern einer jeden Sprache, wo dazu Gelegenheit ist,] entgegenstehen, kann sie selbst doch wohl nicht anfechten. — Fehlte es *Porson* an Stoff, nach *Valckenaer* Noten zu schreiben, dass er zu kritischen Spielen seine Zuflucht nahm? — V. 1165—68. Diese Verse sind alle durch δέ, δέ, τε, δέ, δέ verbunden; doch auch bey *Porson* so, dass nicht alles zusammenhängt, was zusammen gehört. — Da in den Handschriften einige Verschiedenheit herrscht, so ist es schon darum erlaubt, die Partikeln dem Gange der Rede gemäss zu ordnen. Wir verbinden darum:

ἠχῆς δ' ὅπως ἤκουσαν, οὔτις ἀργὸς ἦν,
πολλοὶ τ' ἔπιπτον κρᾶτας αἱματούμενοι·
ἡμῶν δ' ἐς οὖδας εἶδες ἂν πρὸ τειχέων
πυκνοὺς κυβιστητῆρας ἐκνενευκότας
ξηρὰν τ' ἔδευον γαῖαν αἵματος πνοαῖς·
ὁ δ' Ἀρκὰς κ. τ. λ. —

Auch V. 1250 muss statt τε aus Ald. u. Mss. δέ in der Bedeutung von γάρ aufgenommen werden. V. 1255.

ἐπὶ τοῖσδε δ' ἐσπείσαντο κἂν μεταιχμίοις
ὅρκους ξυνῆψαν. Rec. scheint die Lesart ἐπὶ τοῖσδε nicht ächt. Zuerst ist der Concurs des doppelten δέ in τοῖσδε δέ mehr der Prosa als dem poetischen Styl eigen, und zum wenigsten verdächtig, wo er in einem Tragiker sich zeigt. Sodann scheint zu Anfange des Verses ein Anapäst, der aus zwey Worten besteht (ἐπὶ τοῖσδ'), im Euripides so wenig wie in einem anderen Tragiker, erträglich. Wie man ihn in *Soph. Electr.* zu Anfange τόδε γὰρ παλαιὸν Ἄργος vertilgt hat, scheint es auch hier geschehen zu müssen. Wir lesen:

τουτοισὶ δ' ἐσπείσαντο u. f.

Ein Erklärer, der die Construction deutlich machen wollte, schrieb ἐπί bey, und kam das in die Reihe, so musste τούτοισι δέ wohl in τοῖσδε δέ zusammen schwinden. V. 1277. 8. Die Verse haben zwey Verbesserungen erfahren, um sie gegen *Valckenaer* zu behaupten. Vielleicht bedürfen sie zu ihrer Her- und Sicherstellung noch einer dritten:

ὡς ὁ κίνδυνος μέγας
κἄπαθλα δεινὰ δακρύοις γενήσεται u. s. w.

δακρύοις st. δάκρυά σοι. Wahrscheinlich fand sich die doppelte Form δακρύοις und δάκρυσιν vor, aus deren Vermischung die Vulgata ihren Ursprung nahm. —

IIII. *Medea.* V. 84—87:

τίς δ' — ἄρτι γιγνώσκεις τόδε,
ὡς πᾶς τις αὐτὸν τοῦ πέλας μᾶλλον φιλεῖ,
οἱ μὲν δικαίως, οἱ δὲ καὶ κέρδους χάριν,
εἰ τούσδε γ' εὐνῆς οὕνεκ' οὐ στέργει πατήρ.

So der Pädagog vom Jason. *Porson* bemerkt, nach Aufzählung einiger Gedanken von anderen darüber, bloss dieses: *mihi videtur* (nämlich im V. 86) *sententiam prioris versus quodammodo mollire voluisse Euripides.* Mit dieser nichtssagenden Bemerkung werden diese Verse sich selbst überlassen, die in der That nicht zerrütteter seyn können. Zwar lässt sich nichts verbessern, da, nach des Scholiasten Bericht, die Schauspieler schon daran verzweifelten, und den 84sten so sprachen: τίς δ' οὐχὶ θνητῶν τοῦτο γιγνώσκει σαφῶς; also die beiden nächsten, die er als unächt bezeichnet, ausliessen: doch wer mit dem Anscheine von Einsicht, wie *Porson* thut, über dergleichen hingeht, macht den Lesern Rauch vor. — V. 170 θέμιν εὐκταίαν. Bey Vertheidigung dieser Lesart gegen *Ruhnkenius* darf ein neuer Herausgeber *Huschke's* treffliche Bemerkung *Analect. crit.* p. 133 nicht übersehen. — 218 ff. οἶδα γὰρ πολλοὺς βροτῶν σεμνοὺς γεγῶτας, τοὺς μὲν ὀμμάτων ἄπο, τοὺς δ' ἐν θυραίοις. — Nach *Ennius* Übersetzung in *Cicer. Epp.* VII. 6: *Nam multi suam rem bene gessere et publicam patriaé procul*, vermuthen wir — τοὺς μὲν οὖν δόμων ἄπο statt des nichtsnutzigen ὀμμάτων. — Die seltenere Art des Gegensatzes τοὺς μὲν οὖν — τοὺς δέ mag Gelegenheit gegeben haben, die Stelle zu verderben. V. 298. ἄλλης ἀργίας. *Porson* schlägt αὐτῆς vor, oder ἄλλης πλεοναστικῶς zu nehmen. Was heisst das? — ἄλλος muss zuweilen durch *praeterea* übersetzt werden. — V. 317. Zu verbinden ist nicht εἴσω φρενῶν ὀρρωδία μοι, wie die Interp. angiebt; sondern εἴσω φρενῶν μή τι βουλεύσῃς als starker Gegensatz von λέγεις μαλθακ'. — 585. Warum wurde ἓν γὰρ ἐκτενεῖ σ' ἔπος mit dem erzwungenen Sinn: *uno argumento ita te prosternam, ut quasi mortuus jaceas* — aufgenommen, da sich unter der *Var. Lect.* das einfachere ἓν γὰρ ἂν κτενεῖ σ' ἔπος vorfindet? — V. 610. Auch hier Interpunction, welche die natürliche Verbindung: λαβεῖν τι προσωφέλημα χρημάτων ἐμῶν vernichtet. — V. 908. Statt τῷ χρόνῳ wird σὺν χρόνῳ vorgeschlagen, was auch nur dient, die unnöthigen Conjecturen zu vermehren. — V. 1127 wünschen wir ᾐκισμένην aufgenommen und mit κλύουσα verbunden. —

Noch liessen sich manche Klagen erheben über die Interpunction, die nur an wenig Stellen verändert, also durchweg schlecht geblieben ist, über nicht gehörige Benutzung mancher Hülfsmittel, z. B. der Scholiasten, und über unvollständige Aufführung guter Lesarten. Um aber ein für das griechische Sprachstudium selbst so wichtiges Werk mit glücklichen Worten zu entlassen, so wünschen wir, dass es allgemein, auch von Jünglingen, gelesen und beherziget werde, auf dass ihr Geist sich an dem Anschauen so trefflicher Forschungen über griechische Rede erhebe. Dann wird die Idee der wahren Philologie immer mehr Eingang finden, und ihr segensreicher Einfluss, entgegenwirkend dem Hereinbruch endloser Verflachung, sich stets wohlthätiger verbreiten.

— I. u —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 OCTOBER, 1808.

LATEINISCHE LITERATUR.

Paris, b. Didot: *Dicuili liber de Mensura orbis terrae* ex duobus codd. Mss. Bibliothecae Imperialis nunc primum in lucem editus a *Car. Athan. Walckenaer.* 1807. 77 S. 8. (1 Fr. 10 cent.)

Da, wie die Vorrede nach *Morelli* (*Bibliotheca manuscr. Gr. et Lat. Tom. I. pag.* 371—385) zeigt, schon seit *Beatus Rhenanus* mehrere Gelehrte, besonders *Salmasius, Harduinus, du Cange,* Abschriften dieses Büchleins gehabt und benutzt haben; und da der Vf., *Dicuil*, ein schottischer oder irländischer Mönch des neunten Jahrhunderts ist (*scrips.* 825 *p. Chr.*): so wird man eben nicht gespannt, Neues und Wichtiges hier zu erwarten. Auch enthält das Buch in der That hauptsächlich nur Excerpte aus Solinus und Plinius, aus Isidorus Etymologieen, aus Priscians lateinischer Übersetzung des Periegeten Dionysius, aus der Kosmographie, die wir gewöhnlich einem *Aethicus Ister* zuschreiben, aus Servius Commentar zum Virgil und einigen Anderen, und könnte in dieser Hinsicht kritischen Werth haben, wenn nicht die Codices, in denen es uns erhalten ist, von höchst unwissenden und sorglosen Abschreibern geschrieben wären. Allein, besonders der erste Theil des Werkes, enthält ausserdem Nachrichten, die ihm eigenthümlich sind, und die wir sonst nirgends finden, nämlich von den Messungen der römischen Provinzen, die Theodosius der Grosse im 15 Jahre seiner Regierung, 393 J. nach Chr., anstellen liess, S. 3, und die vielleicht bey der so genannten *Peutinger*schen Tafel zum Grunde liegen; dann einige Reisenachrichten über Ägypten von dem Bruder *Fidelis* (denn so ist S. 17 statt *fidelis frater* zu lesen, *Fidelis* ist Name); ferner Reisenachrichten ungenannter Kleriker von den Inseln nordwärts über Schottland und Irrland S. 29 und 30, die auch *Dicuil* zum Theil selbst besucht hatte, S. 28; und endlich folgende Notiz aus Deutschland S. 37: „*Sed idem Julius* (nämlich *Solinus*) *nuntiando de Germania insulisque ejus, unum de Elephantibus mentiens, falso loquitur dicens, Elephantem nunquam jacere: dum ille sicut Bos certissime jacet, ut populi communiter regni Francorum Elephantem, in tempore imperatoris Karoli, viderunt.*" Am wichtigsten darunter ist, was *Dicuil* aus den *Missis Theodosii* abgeschrieben hat, woraus wir besonders auszeichnen, dass er oder jene *Missi* die ganze Nordseite der Erde vom westlichen Ocean bis zum serischen Meer in Osten zu Europa zu rechnen, und das Gebirge Taurus zur Grenze Europa's und Asiens anzunehmen scheinen, S. 7, 8, 9; dann dass ihm (wie in einem Theil der Kosmographie des Äthicus Ister) das Mittelmeer das *tyrrhenische* Meer heisst, S. 43: „*Ipsa* (die vorher genannte Ausdehnung von 470 Millien) *est juxta Syriam latitudo maris Tyrrheni, cujus* (so steht in den Mss.; nicht *cui*) *longitudo ab insulis Gadibus usque ad Syriam extenditur;*" und dass der Theil Asiens, dessen Südgrenze das kretische und karpathische Meer ist, im Norden das *ägäische Meer* zur Grenze hat, S. 7, so dass also das schwarze Meer noch unter diesem Namen mit begriffen gewesen zu seyn scheint. — Der Bruder *Fidelis* hatte von Palästina aus eine Seereise nach Ägypten gemacht, hatte dort die sieben Scheuren des heil. Joseph gefunden, welche dieser für die sieben unfruchtbaren Jahre erbauet (wahrscheinlich kleine Pyramiden), und will dann auf dem Nil in das rothe Meer gesegelt seyn, „*quamquam in libris alicujus auctoris fluminis Nili partem in Rubrum mare exire nequaquam legimus*" S. 17. — Die schottischen Kleriker meinten *Thule* erreicht zu haben, wo am längsten Tage die Sonne zwar unsichtbar, es aber doch durchaus nicht dunkel werde, S. 29; „*sed quicquid homo operari voluerit, vel pediculos de camisia abstrahere, tanquam in praesentia solis potest: et, si in altitudine montium ejus fuissent, forsitan nunquam sol absconderetur ab illis. —— Idcirco mentientes falluntur, qui circum eam concretum fore mare scripserunt, et qui a vernali aequinoctio usque ad autumnale continuum diem sine nocte, atque ab autumnali, versa vice, usque ad vernale aequinoctium assiduam quidem noctem, dum illi navigantes in naturali tempore magni frigoris* (nämlich im Februar) *eam intrabant, ac manentes in ipsa dies noctesque semper praeter solstitii tempus alternatim habebant: sed navigatione unius diei ex illa ad boream congelatum mare invenerunt.*" Andere der kleinen Inseln nördlich seyen unbewohnt, seit 100 Jahren hätten sich Eremiten dort niedergelassen, nunmehr aber seyen sie wieder verlassen, „*causa latronum Normannorum, plenae innumerabilibus ovibus, ac diversis generibus multis nimis marinarum avium. Nunquam eas insulas in libris auctorum memoratas invenimus.*"

Schon diese Angaben zeigen, dass das Büchlein gedruckt zu werden verdiente, und dass wir es also dem Hn. *Walckenaer* Dank haben müssen, dass er es abschrieb und den Druck besorgte. Warum er aber mit diesem Abdruck so geeilt ist, und uns nicht gleich den Commentar mitgegeben hat, den er bey einer künftigen Ausgabe nachliefern will, sehen wir nicht

ab, da die Schrift doch nicht von der Wichtigkeit ist, dass man nach mehreren Ausgaben davon verlangen sollte; und nach den Proben von Kritik und Erklärung, die Hr. *W.* hier giebt, kann man sich von dem Commentar wahrlich nichts Grosses versprechen. — Hr. *W.* erklärt selbst, dass die beiden par. Mss., in denen diese Schrift sich findet, sehr fehlerhaft geschrieben seyen: dennoch sey er nur hin und wieder, wo die Lesart derselben durchaus keinen Sinn gegeben, von den Mss. abgewichen, und habe selbst die barbarische Orthographie beybehalten, da diese vielleicht zum Theil vom Autor selbst herrühre, einige *Indices* aber beygefügt, in denen er die richtigere Orthographie gegeben und einige *Grammaticalia* erklärt habe. Die wenigen Änderungen nun, welche Hr. *W.* gemacht hat, sind fast alle unrichtig. S. 2: „*Sermones quidem praedictorum Missorum, quia nimis vitiose scripti sunt, quantum potero corrigere curabo.*" In beiden Mss. steht *minus vitiose*, wie es nothwendig heissen muss: er stelle die Schrift der Commissarien des Theodosius *contra temporum rationem* vorauf, weil sie *weniger fehlerhaft* geschrieben sey, als die *exemplaria* des Plinius, die *nimis a scriptoribus ultimorum temporum dissipata praevidi* (*Morelli l. c. p.* 372 hat *pervidi*). — Warum auf derselben Seite *crassabor* absichtlich geändert ist statt *crassabo*, wird nicht angeführt; und nach dem Index zu urtheilen, hat Hr. *W.* das Wort gar nicht verstanden, das zu bedeuten scheint: roh, ohne genauere Bestimmung oder Untersuchung hinschreiben. — S. 13 soll man statt: *qui (sc. poetae) in heroicis carminibus raro pedes alienos ab illis posuerunt*, lesen *non alienos*, und bey *ab illis* ergänzen *versibus amphimachris* (*sic!*) *Theodosii missorum;* da die Worte deutlich heissen: Die Dichter gebrauchen in heroischen Gedichten selten Füsse, die der Natur dieser Gedichte entgegen sind. — S. 23 haben die *Codd. subditus;* Hr. *W.* lässt drucken *suppositus*, und verweist auf die *Grammaticalia*; wo aber nichts zu finden. — Die barbarische Orthographie wird also berichtiget: *Africa Cirinaxia — Cirenaica; Trogodite — Troglodite; Citopolis — Scithopolis; Tuchidides — Thucidides; Lamsachenus — Lampsachenus; Onericretus — Onesicretus. Heracleos Telas* dagegen bleibt ohne Berichtigung und ohne Erklärung S. 3 u. S. 64, wofür zu schreiben *Heracleos Stelas* oder ἡρακλεως στηλας. — Und was hinten erklärt wird, ist höchst armselig: *coartatur pro coarctatur, Volscûm pro Volscorum;* oder gehört gar zu den *Grammaticaliis* (*sic!* S. 77): „*ut, si quis notatu dignam aperiat sententiam, nos eam moneat*" S. 74; „*a kl. (kalendis) februarii usque kl. (kalendis) augusti*" S. 29; oder erklärt offenbar verschriebene Worte: „*Populissima. Barbarismus pro populo frequentissima*" ist bloss verschrieben für *populosissima.* — S. 73. *Aeronne nomen venti cujusdam lenis, ut favonii, zephyri. Nota. Nullibi reperitur hoc verbum. Corruptum sane fuit; quippe cum eo metrum laborat.*" Die Verse, in denen vom Atlas die Rede, heissen so:

Frigus in excelsis est; fervor solis in imis:
Et medium spatium fovet Aeronne serenus.

Dass das Metrum nicht laborirt, sieht jeder; dass aber gelesen werden müsse:

Frigus in excelsis, est fervor solis in imis;
Et medium spatium fovet aer omne serenus.

sieht ein jeder eben so leicht. — Mithin bliebe Hn. *W.* noch das Verdienst der Genauigkeit bey der Abschrift und dem Abdruck; er selbst rühmt seine *nimiam fidem*, seine *sedulitatem et curam*, und dass er 3—4mal den Druck des Buches nach dem par. Mss. No. 4806 revidirt habe. Aber auch diese Genauigkeit ist nicht zuverlässig. Rec., der beide Handschriften zu vergleichen Gelegenheit gehabt, giebt davon nur einige Beyspiele: S. 6. *Hiustia:* in den Mss. ist *Huistia*, d. i. *Vistula*, Weichsel. — S. 14 *a luna nona;* im lamonianischen Codex ist *a luna nova.* — S. 21 *alii a Scith. mont.*; in den Mss. *alii volunt a Sc. mont.* — bey *altitudo ubi vadosissimum est*, hätte aus *Cod. Lam.* die Variante: *magnitudo ubi vadosissimus* wenigstens angeführt werden sollen. — S. 30: nach *assiduo* fehlt *vento.* — S. 36 steht in *cod. Lam.*, nicht *placere Deam*, sondern *Deamē* (verschrieben statt *Dianae*). — S. 41 steht ohne Sinn: *Quidem in orientali oceano Aeg. insulas esse non legimus, sicut nec in mari Caspio. — Paucas insulas etc.*, statt: *Quoniam in orientali oceano Aegypti insulas esse non legimus, sicut nec in mari Caspio: paucas insulas parvas Tyrrheni maris, quas multi narrare praeterierunt, hic equidem nuntiare congrue disposuit Isidorus.* — S. 52. *Quia disputari de primo versu tertii illorum;* (der Bücher der Aeneis) und dazu S. 74: *disputari pro disputatur, vel de iis disputari videtur.* In der Handschrift steht aber klar: *Quia disputans de primo versu tertii illorum haec tractat dicens.* — S. 56: *Sublimem nimis in hoc versu;* in den Mss. ist *sublimem nimis fieri in hoc versu edocuit, dicens;* die unterstrichenen Worte fehlen. — Die Absätze sind oft falsch, z. B. S. 7 ist die angeführte Breite Daciens und Alaniens nicht *juxta Plinium;* sondern vor *juxta* muss ein Punct gesetzt werden. Nach diesen Proben darf man nun nicht erwarten, dass Stellen, deren Wiederherstellung schwieriger, hier geheilet worden seyen, z. B. S. 31 *Hispania Lusitania, cum Asturica et Galletia finitur ab oriente Noecantrum quae est ad mare oceanum in directa regione ab occasu afflata. A septentrione oceano. A meridie flumine Ana.*" Klar ist, dass vor *ab occasu* interpungirt werden muss; *Noecantrum* ist ein verdorbener Name, höchst wahrscheinlich die Stadt, welche Strabon, Plinius, Mela *Noega*, Ptolemäus aber *Noega Ucesia* nennen, und die gerade auf der Grenze der Asturer und Kantabrer lag, nah an der Küste. *Ab occasu afflata* steht in den Mss. gar nicht, sondern *ab occasu Afflatacum*, und in *cod. Lam. Afflatu cum;* auch hier möchte Rec. Verschreibung von Abbreviaturen vermuthen *saltu cart.* (d. i. *cartaginensi*). — Wenn aber Hr. *W.* sagt, er habe keine Kosten gescheut, *ut quam emendatissima evaderet editio nostra*, und unter *emendatissima* die äussere Eleganz des Drucks versteht: so ist ihm hier sein Wunsch erfüllt worden, wie es sich von Didots Presse erwarten lässt.

G. G. B.

ROSTOCK und LEIPZIG, b. Stiller: *Erleichterte lateinische Grammatik für Anfänger*, von M. *Georg Ludwig Otto Plagemann*, Rector der lateinischen Stadtschule zu Rostock. I Theil. 1808. XVI u. 280 S. II Th. 1808. (eigentlich 1794) 203 S. 8. (1 Thlr.)

Der *zweyte* Theil oder die erleichterte *Syntaxis* erschien schon vor einer beträchtlichen Reihe von Jahren, und erhielt bey dem Abdrucke des ersten Theiles nur einen neuen Titel. Wir halten daher eine neue Beurtheilung desselben für überflüssig, und begnügen uns mit der Anzeige des *ersten* Theils. Der Zweck des Vfs. ging dahin, eine leichte, deutliche, kurzgefasste und für ihre Absicht dennoch ausreichende Anweisung für den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache zu schreiben. Er that nach seiner eigenen Versicherung, was er konnte, *amore suscepti negotii*, und ist offenherzig genug, zu gestehen, was er selbst nicht deutlich zu ergründen vermochte. Neuaufgefundene Materialien soll man hier nicht suchen, wiewohl es auch hin und wieder an neuen Ansichten nicht fehlt; aber das Beste aus den besten Grammatiken, auf die beste und vollständigste Art zusammengestellt, verspricht er zu liefern. Die Bescheidenheit des redseligen Alten in allen seinen Äusserungen fodert auch uns zur Bescheidenheit auf; gleichwohl dürfen wir uns um des Publicums willen dadurch nicht hindern lassen, die lautere Wahrheit zu sagen. Wir fragen daher, wie der Vf. bey dem mehrmals wiederholten Geständnifs: „Ich habe über diesen Gegenstand viel nachgedacht und nichts herausgebracht", sich befugt halten durfte, überhaupt eine Grammatik, geschweige eine erleichterte Grammatik für Anfänger, zu schreiben, deren Vorzug in Verdeutlichung und Vereinfachung des Vorgetragenen bestehen sollte? Hatte ihn seine 34jährige Erfahrung nicht belehrt, dass in Sprachen das Nachdenken allein nichts hilft, sondern noch das aufmerksame Studium aller darin und darüber geschriebenen Werke hinzukommen muss, ehe man sich vermessen darf, über etwas zu schreiben und abzuurtheilen? wie er unter anderen beym *Verbo* thut, mit dem er, seines langen Nachdenkens ungeachtet, nie hat zurecht kommen können. Kein Wunder daher, wenn das Buch bey manchem Guten noch von unrichtigen Ansichten wimmelt; wenn eigentlich nur das Leichte leichter gemacht, das Schwere aber gröfstentheils unerörtert geblieben ist, wiewohl man im Vorberichte ein Quodlibet von Materialien aus einer räsonnirenden Grammatik findet. Zur Verdeutlichung gehört auch ein richtiger Ausdruck: diesen vermissen wir sogleich im Anfange, wo es heisst: „Die lateinische Grammatik ist der *Inbegriff*, die lateinische Sprache nach Regeln zu sprechen und zu schreiben." Zu einer gesunden Methode gehört es ferner, dass kein Kunstausdruck, welchen man nicht aus einem vorbereitenden Unterrichte als bekannt voraussetzen kann, früher gebraucht werde, als er erläutert ist. Wie soll nun ein Anfänger die Anmerkung zu den *Nominibus adjectivis* verstehen: „Die Participia gehören eigentlich *offenbar*, dem Gebrauche, aber nicht ihrer Species nach, mit zu den Adjectivis", wenn erst im folgenden §. erklärt wird, was unter diesem grammatischen Kunstworte zu verstehen sey? Überhaupt gehört die philosophische Erklärung der Redetheile so wenig, als alles andere, was eigentlich der Gegenstand einer allgemeinen Sprachlehre ist, in eine Specialgrammatik, es sey denn in der Muttersprache, welche billig vor allen anderen Sprachen grammatisch erlernt werden soll. Ist aber das allen Sprachen Gemeinsame in der Muttersprache gezeigt, worin es am leichtesten begriffen wird: wozu bedarf es dann noch einer Wiederholung desselben in allen Grammatiken fremder Sprachen? Dergleichen Specialgrammatiken sollen uns nicht sagen, *was* eine Sprache zu bezeichnen hat, sondern *wie* die zu lehrende Sprache das zu bezeichnen pflegt, was die allgemeine Sprachlehre zu bezeichnen fodert. Leider beginnen aber fast alle Specialgrammatiken mit einer solchen allgemeinen überflüssigen Einleitung, welche dann ohne das Studium einer allgemeinen Sprachlehre immer nur schief und äusserst unbefriedigend ausfällt. So macht es auch unser Vf., der, alles seines Nachdenkens ungeachtet, nichts Befriedigendes zu geben vermochte. Wenn der gutherzige Vf. meint, dass unter seinen Definitionen fast keine einzige sey, die nicht durch ihn neue Bestimmungen erhalten hätte, und wenn er hofft, dass diese neuen Bestimmungen auch richtig seyen: so geben wir ihm zu bedenken, ob das Sprichwort: *Hodie mihi, cras tibi*, einen Beweis abgeben könne, dass Adverbia auch bey Pronominibus stehen. Alle verwirren sich durch Beybehaltung der von älteren Grammatikern festgesetzten Redetheile, ohne zu ahnen, dass uns durch die Haupttheile eines Satzes, *Subject, Attribut* und *Assertion*, die drey Hauptredetheile, ohne welche keine Sprache denkbar ist, das *Substantivum, Adjectivum* und *Verbum*, so wie durch die 4 Kategorieen der Quantität, Qualität, Relation und Modalität die *Numeralia*, die *Pronomina* mit den Artikeln, die *Praepositionen* sammt den *Conjunctionen*, und die *Adverbia* nebst den *Interjectionen* als minder nothwendige, und zum Theil durch Flexionen zu ersetzende Nebenredetheile gegeben sind. Man wirft sonderbar genug das *Substantivum* und *Adjectivum*, welchem man auch noch die *Numeralia* unterordnet, in Eine Classe zusammen, weil sie bey den Grammatikern den gemeinschaftlichen Namen *Nomen* führen, während die unbedeutenderen Präpositionen u. Conjunctionen zwey Plätze unter den Redetheilen einnehmen, und man denkt nicht daran, dass, wer den Namen *Nomen* erfand, nur drey Gattungen von Redetheilen durch *Nomen, Verbum* und *Partikel* bezeichnete. Noch sonderbarer führt man das *Participium* als einen besondern Redetheil auf, während man den Infinitivus, bloss weil er fälschlich ein *Modus Verbi* genannt wird, sammt allen *Gerundiis* und *Supinis* dem *Verbo* unterordnet. Wie wenig dergleichen *Grammatiken-Schreiber* (denn *Grammatiker* kann man sie nicht nennen) einen Be-

griff von den Redetheilen haben, welches gleichwohl in der Lehre vom Style zur Vertauschung verschieden gewandter Ausdrücke so nothwendig ist, zeigt sich meistens auch darin, dass sie von manchen Wörtern gar nicht einmal zu sagen wissen, zu welcher Classe sie gehören; besonders mischen sie unter die Präpositionen und Conjunctionen unbezweifelte Adverbia. Wir können den Vf. nicht von gleichen Vergehungen frey sprechen, finden aber seine Lieblingsidee, das Capitel von der Analogie und Anomalie, lesenswerth, und glauben, dass es von Nutzen seyn würde, wenn er seine vielen darüber gesammelten Materialien *ex professo* behandelte. Denn die leider! noch zu selten beachtete Analogie ist ohne Zweifel bey Sprachen, selbst bey der damit im Widerspruche stehenden Anomalie, die Basis aller Gründlichkeit, wenn sie gleich nicht immer Gewissheit zu geben vermag. Auffallend waren uns einige Äusserungen des Vfs. über lateinische Rechtschreibung und Aussprache. Er steht in dem Wahne, als sprächen wir jetzt das Lateinische nach falschen Accenten aus, und als wäre bey den Römern Accent und Quantität nicht sehr verschieden gewesen. Der Vf. muss den Quintilian nicht gelesen, wenigstens nicht studirt haben, wie die Legion derer, welche jetzt ihre Stimme über die Aussprache des Griechischen nach Accenten erheben, und nicht wissen, was eigentlich *προσῳδία*, *producere* und *corripere*, ist. Wenig Dichterstudium verräth der Vf., wenn er das römische Jod nicht vom griechischen Ἰῶτα zu unterscheiden weiss, und geradezu behauptet, die Römer hatten (auch in der Aussprache) kein Jod. Das römische V, meint er, sey an die Stelle des Byta der Griechen getreten, und *etiam* sey aus *et-jam* zusammengesetzt. Consonanten, welche man im Anfange der Wörter beysammen findet, sollen auch in der Mitte der Wörter ungetrennt bleiben, wie die ganz grundlose, alte Regel lautet. Er schreibt daher z. B. *a-ptus*, ohne auf die Bildung des Wortes aus der Stammsylbe *ap* und der Ableitungssylbe *tus* einige Rücksicht zu nehmen. In diesem ersten Theile ist auch manches nachgeholt, was in dem zweyten früher geschriebenen hätte stehen sollen. Dahin rechnen wir den Gebrauch der Präpositionen, die Capitel von den nöthigsten grammatischen Figuren und vom römischen Kalender. Im Anhange handelt der Vf. die lateinische Prosodie oder Verskunst ab, und zum Schlusse fügt er noch unmassgebliche Vorschläge hinzu, wie die sogenannten *versus memoriales* am zweckmässigsten zu gebrauchen sind. VI—VII.

RONNEBURG und LEIPZIG, b. Schumann: *Vollständiges lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörterbuch* nach den besten grössern Werken, besonders nach Scheller, Bauer und Nemnich, ausgearbeitet und mit vielen tausend Wörtern vermehrt von *Johann Gottfried Haas*, Conrector der Schule zu Schneeberg. Zweyte, abermals mit mehrern tausend Wörtern vervollständigte, wohlfeile und zum Gebrauche für Schulen bestimmte Ausgabe. 1808. *Erster Theil.* Lateinisch-deutsch. VIII und 668 S. *Zweyter Theil.* Deutsch-lateinisch. 612 S. gr. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Diese Auflage unterscheidet sich von der ersten durch Verbesserungen einzelner Fehler und durch abermalige Vermehrung der aufgeführten Wörter; die Einrichtung ist im Ganzen dieselbe. In wiefern ein solches Wörterbuch, welches das Format eines Handwörterbuches hat, aber seiner Einrichtung nach sich eher zu einem Taschenwörterbuche qualificirt, zum Gebrauche für Schulen bestimmt zu werden verdiene, muss der Gebrauch entscheiden; und er scheint, da so bald eine neue Ausgabe nöthig geworden ist, bereits entschieden zu haben. Der Vf. setzt den Zweck des Buches in Vollständigkeit, dass Niemand, von dem Anfänger in beiden Sprachen an bis zu dem Gelehrtesten in denselben, darin nach einem Worte vergebens suche. Er nimmt daher alles auf, was nur lateinisch klingt, und begnügt sich, um Raum für diese Vollständigkeit zu gewinnen, mit einer unvollständigen Erklärung und Verdeutlichung der aufgenommenen Wörter; gleichwohl haben wir noch mehrere Wörter und Terminen, wie *reluitio*, *modalitas cet.* vergebens gesucht. Druck- oder Schreibfehler sind uns nicht vorgekommen, und der Druck ist deutlich und fein. Dem compendiösen Drucke ist es zuzuschreiben, dass bey aller Vermehrung des Buches die Seitenzahl gleichwohl etwas geringer ausgefallen ist. F—G.

KURZE ANZEIGEN.

LATEINISCHE LITERATUR. *Züllichau*, b. Darnmann: *Handbuch der Materialien zu deutschen und lateinischen Abhandlungen aus der classischen Philologie und einigen ihrer Hauptwissenschaften für geübte Jünglinge in Gelehrtenschulen.* Nebst genauerer Auseinandersetzung der nöthigsten Ideen zur Erleichterung des Selbstdenkens. Von M. *Karl Heinrich Sintenis*, emeritirtem Director des Zittauer Gymnasiums. 1808. XXVIII u. 435 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.) Es bedarf nur einer kurzen Anzeige, um den Werth dieses Handbuches zu bestimmen. Das Ganze ist, bis auf wenige Ausarbeitungen, nichts weiter, als eine blosse Compilation; dem Vf. ist nur die Auswahl und Anordnung der Materialien eigen. Der Vorzug vor ähnlichen Hülfsbüchern besteht darin, dass alle darin aufgenommenen Abhandlungen die classische Philologie und einige ihrer Hauptwissenschaften betreffen. Die Hauptwissenschaften, aus welchen der Vf. seine Aufgaben gewählt hat, sind die bürgerliche und philosophische Geschichte der Griechen und Römer, ihre Alterthümer und Mythologie. Auf diese Weise zerfällt das Buch in 5 Abtheilungen, deren jede sich in 2 Abschnitte theilt, von welchen der 1ste der griechischen, der 2te der römischen Literatur gewidmet ist. Zu Anfange einer jeden Abtheilung ist immer eine Abhandlung als allgemeine Einleitung vorausgeschickt: die übrigen Abhandlungen schränken sich bloss auf die wichtigsten Gegenstände ein, und sind nach der Verschiedenheit der excerpirten Hülfsmittel theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache geschrieben. Wir zweifeln keinesweges an dem Nutzen praktischer Anleitungen zum Selbstdenken bey eigenen Aufsätzen und Ausarbeitungen für Jünglinge: wir sind ebenfalls überzeugt, dass der kritische Untersuchungs- und Prüfungs-Geist der Jünglinge durch philologische Aufgaben am leichtesten geweckt und geübt, und zugleich nützlich und angenehm beschäftiget werde. Allein wir hätten gewünscht, dass der Vf. mehr Selbstthätigkeit bewiesen, und die zusammengetragenen Materialien mehr skizzirt hätte. Ausführlich abgeschriebene oder aus verschiedenen Büchern mühsam zusammengestoppelte Abhandlungen können zwar den Lehrern bey ihrem Unterrichte eine grosse Erleichterung, aber den Jünglingen selbst nur wenig Nutzen gewähren. F—G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 OCTOBER, 1808.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Braunes: *Teut, oder theoretisch-praktisches Lehrbuch des gesammten deutschen Sprachunterrichts.* (Zweyter Titel: *Sprachlehre der Deutschen.*) Von *Th. Heinsius*, Prof. am berlinischen Gymnasium. 1807. XXXVI u. 412 S. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Diess ist der erste Theil eines Werks, welches in 4 Bänden die deutsche Sprache nach ihrem philosophischen und empirischen Theile, die Rhetorik, Poetik und Declamatorik, so wie die Geschichte unserer Sprachliteratur abhandeln soll; ein 5ter Theil wird eine Sammlung von Aufgaben und Dispositionen zu schriftlichen Arbeiten enthalten. Da von der grossen Zahl deutscher Grammatiken, welche vorzüglich in den letzten 5 Jahren erschienen sind, die meisten kurze Lehrbücher sind, und die grösseren sich die Popularität zum Hauptziele vorgesteckt haben: so erregte die Ankündigung dieses Werks in dem Rec. die angenehme Erwartung, dass wir jetzt einem Werke von grösserer Vollendung entgegensehen dürften. Diese Hoffnung ist zwar eitel gewesen; indessen verdient doch dieser erste Theil, mit welchem die Grammatik der deutschen Sprache bereits geschlossen ist, eine rühmliche Erwähnung. Der Vf. hat mit vielem Fleisse benutzt, was über den Geist der deutschen Sprache in vollständigen Werken und einzelnen Abhandlungen zerstreut war, und vieles wörtlich in sein Buch aufgenommen, wodurch dasselbe bedeutende Vorzüge vor mancher anderen Grammatik erhalten hat. Dieser Geist des Vfs., Alles, was zur Vervollkommnerung der Muttersprache geschrieben wird, zu sammeln, sorgfältig zu prüfen und das Beste zu behalten, ist eine Aufmunterung für den Rec., diess schätzbare Buch nicht bloss dem Freunde der Muttersprache zum Ankaufe und sorgfältigen Gebrauche zu empfehlen, sondern auch dem fleissigen Vf. über einen und den anderen Punct seine abweichenden Ansichten mitzutheilen, und überhaupt denselben durch einige Anmerkungen auf Manches aufmerksam zu machen, was dem Rec. anders seyn zu müssen scheint. Wenn dieser Anmerkungen viele werden sollten: so möge der Vf. darin einen Beweis erkennen, dass Rec. das Buch beym Durchlesen lieb gewonnen hat, und es daher dem Buche schuldig zu seyn glaubt, hier weitläuftiger zu seyn, als er bey schlechten, oder auch mittelmäsigen Büchern zu seyn pflegt.

Die Orthoepie ist freylich mehr für den mündlichen, als für den schriftlichen Unterricht geeignet; wenn sie aber einmal zum Gegenstande schriftlicher Belehrung gemacht wird: so muss sie erschöpfend und so abgehandelt werden, dass sie den Lehrling auch in Ermangelung eines mündlichen Unterrichts möglichst sicher leite. Olivier hätte hier zu einem sicheren Leitsterne dienen können. Der Vf. hat nur negativ angegeben, dass z. B. *a* nicht wie *ä* oder *o*, *ä* nicht wie *eh* ausgesprochen werden solle; wie nun aber jene Vocale eigentlich gesprochen werden müssen, wird nicht angegeben. Dass das *ä* fast wie *e* lauten solle in: *rächen*, *Bäche*, ist unrichtig; wohl hätte aber hier bemerkt werden mögen, dass sich das *ä* im Conjunctive des Imperfects derjenigen Subjectivverbe, in deren Stamme ein wie *ä* gesprochenes *e* sich befindet, dem *e* in der Aussprache nähere; in den Sätzen: er *gebe* es mir (*det mihi*), und: er *gäbe* es mir (*mihi daturus esset*), wird das *e* wie *ä*, und das *ä* wie *e* gesprochen. Dieser Übergang des tieferen *ä* in das höhere *e* wird hier nicht willkührlich angenommen; die Verständlichkeit der Sprache fürs Ohr fodert ihn, und die Schriftsprache beurkundet die Wirklichkeit dieses Übergangs noch hin und wieder dadurch, dass sie in den Conjunctiv ein *ö* statt *ä* aufnimmt, z. B. stahl, stöhle, schalt, schölte, rann, rönne, galt, gölte, empfahl, empföhle, sogar *ü* statt *ä*, z. B. half, hülfe. Dem *e* legt der Vf. einen dreyfachen Laut bey: 1), sagt er, ist es lang, 2) ähnlich dem *ä*, 3) wird es verschluckt. In diesen Worten liegt wenig Genauigkeit. Das *e* hat eine Länge und Kürze als Quantität, und eine Höhe und Tiefe als Qualität der Aussprache. In dem angeführten Worte *gewesen* ist das *e* der ersten Sylbe keinesweges *lang*, sondern *kurz*, aber es ist *hoch*; in der zweyten Sylbe ist es *tief* und *lang*; in der dritten *tief* und *kurz*. Von *i* und *u* ist bloss Länge und Kürze angegeben; allein auch diese Vocale haben Höhe und Tiefe: so ist *i* in dem Artikel *die* hoch, in dem Verbe *dienen* tief, und in beiden lang; *u* in *zu*, *du* hoch, in *Zunder*, *Wunder* tief. Ein feines Ohr unterscheidet die Höhe und Tiefe genau, und wird sehr beleidiget, wenn dieselben im Sprechen nicht gehörig gehalten werden. Bey den Consonanten lehrt der Vf., dass *b* und *d* am Ende hart, wie *p* und *t*, lauten, also Lop, grop, Tot, Bat, (das Bad). Zu dieser falschen Lehre hat sich der Vf. wohl durch Adelung verleiten lassen; dass ihr ja Niemand folge! *Ps* soll lauten wie *Pz*, also Psychologie!! *G* am Ende wie *k*! Also wäre zwischen: *er sank*, und: *er sang*, kein Unterschied? Nein! wir müssen alle Lehrer dringend ermahnen, doch ja

bey ihrem Unterrichte streng auf die genaue Unterscheidung der verwandten Consonanten zu halten, und die Aussprache ihrer Schüler nicht durch dergleichen unrichtige, aus der fehlerhaften Aussprache Obersachsens hergenommene Lehren zu verderben. Die Musterkarte schlechter, oder vielmehr schlecht ausgesprochener Wörter konnte füglich wegbleiben, und an deren Stelle etwas Besseres gesetzt werden; das Richtige richtig gelehrt macht eine Anführung des Fehlerhaften wenigstens überflüssig; auf jeden Fall gehört die Aufführung solcher Provincialismen nur in ein populäres, nicht in ein wissenschaftliches Werk. — Der Zusammensetzung der Substantive, meint der Vf., liege keine feste Regel zum Grunde, weil man sage *Landmann* und *Landsmann*, *Amtmann* und *Amtsverwalter*, *Hungertod* und *Hungersnoth*. Sollte folgende Regel nicht durchgreifend seyn? Wenn der erste Theil der Zusammensetzung den zweyten Theil bloss classificirt: so nimmt er kein *s* an; bezeichnet er einen Besitz: so wird er mit *s* versehen. So ist *Stadtkämmerey* die Kämmerey irgend einer Stadt; aber *Stadtkämmerey* muss man sagen, wenn man entweder von Kämmereyen überhaupt, oder von mehreren Arten von Kämmereyen spricht. *Ein*, oder auch *der* Schiffcapitän kann ein blosser Titel seyn; ein Schiffscapitän ist aber der wirkliche Capitän eines Schiffes. Alle Composita sollten daher, in wie fern sie einen blossen Titel bezeichnen, ohne *s*, wann sie aber ein wirkliches Amt bezeichnen, mit *s* geschrieben werden; daher ist es in den meisten Fällen unrichtig, wenn man Amtsrath statt Amtrath sagt. Indessen *abusus non tollit usum*. Die Regel muss immer als Leitstern aufgestellt werden, wenn auch Unkunde schon stark der Regel entgegengewirkt hat. — Zu den sprachwidrig gebildeten Wörtern wird S. 48 auch das Wort *Vervollkommnerung*, als den Wohllaut beleidigend, gerechnet. Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob *Vervollkommnung* lieblicher laute, als *Vervollkommnerung*, müssen aber das letzte als das richtige so lange in Schutz nehmen, als wir *Verschlimmerung*, *Verkleinerung*, *Vergrösserung*, und nicht *Verschlimmung*, *Verkleinung*, *Vergrossung* schreiben. S. 55. *Redetheile*. Der Vf. ordnet die Redetheile nach der Form des Urtheils, wodurch ein grober Verstoss gegen die Logik entstanden ist. Erst werden nämlich 4 Hauptformen: *Subject*, *Prädicat*, *Copula* und *Conjunction* aufgestellt; dann wird, was unter diesen Formen liegt, einzeln aufgeführt und für Redetheil erklärt. Nun liegen aber nur unter den beiden ersten Formen solche Theile; der Vf. musste daher, wollte er die *Copula* und *Conjunction* mit in die Tabelle der Redetheile bringen, der Logik zum Trotz, sie aus ihrer Sphäre herausheben und mit jenen Theilen des Subjects und Prädicats coordiniren, ungefähr so, als wenn man den fränkischen Kreis erst mit dem ober- und niedersächsischen Kreise, und hinterher auch mit dem Herzogthume Mecklenburg coordinirt. Die Redetheile einer bestimmten Sprache aus der Form des Urtheils abzuleiten, ist eben so unmöglich, als aus dem Begriffe eines Hauses zu bestimmen, welche Art von Baumaterialien zum königl. Schlosse in Berlin gewählt worden sind. Dieses Beyspiel giebt den Gesichtspunct, aus welchem die Anordnung der Redetheile aufgefasst werden muss, sehr genau an. Was man aus dem Begriffe eines Hauses für die Baumaterialien überhaupt schliessen kann, das und nicht mehr kann man aus dem Begriffe oder der Form des Urtheils für die Redetheile schliessen. Die Redetheile einer bestimmten Sprache sind etwas Gegebenes; dieses Gegebene muss in der Sprache aufgesucht, und nach den Regeln der Logik eingetheilt werden, und wenn die Eintheilung einmal richtig gemacht worden ist, so muss alles Schwanken zwischen einer grösseren oder kleineren Zahl von Redetheilen für immer aufhören. — Wie wenig eine Eintheilung der Redetheile nach den drey Theilen des Urtheils oder Satzes gelingen konnte, hätte dem Vf. einleuchten müssen, als er die Theile aufführte, welche ausschliesslich unter dem Subjecte und dem Prädicate liegen sollen. Unter das Prädicat setzt er bloss das Adjectiv und das Adverb. Allein es braucht kaum bemerkt zu werden, wie häufig auch das Substantiv Prädicat des Satzes ist. Ferner gehört das Adjectiv eben so gut dem Subjecte als dem Prädicate an. Zum Subjecte und dessen Bezeichnung sollen gehören: 1) das Substantiv, 2) der Artikel, 3) das Pronomen, 4) die Präposition, 5) das Zahlwort. Allein wie steht es nun um folgende Sätze? *Oft ist nicht immer; weiss ist nicht schwarz; leben ist besser als sterben* u. a. Von den neun Redetheilen, die der Vf. aufführt, muss Rec. wenigstens das Pronomen wegstreichen, welches eben so wenig, als das *Nomen proprium*, einen besonderen Redetheil constituiren kann. Eine andere, begründete Abtheilung der Wörterclassen der deutschen Sprache wird Rec. zu seiner Zeit dem Publicum vorlegen, daher er dieselbe jetzt zurückhält. — Im Decliniren folgt der Vf. Adelungen, und meint, dass bey Verminderung der Declinationsscheme sich nur die Ausnahmen häufen. Nicht doch! wenn man alle Wörter unter drey Declinationsscheme bringt: so giebt es der Ausnahmen sehr wenige; eigentlich und ursprünglich hat die deutsche Sprache nur zwey Scheme; das dritte ist dadurch nach und nach entstanden, dass nicht jeder Schreiber decliniren konnte, daher falsch beugte, Nachahmer fand, und sonach ein Afterschema schuf. Die meisten Wörter dieses Schems werden selbst von Adelung als zweifelhaft in ihrer Declination angegeben, und sollten daher von dem Grammatiker ihrem Scheme wieder zugewiesen werden. Die fremden Wörter *Professor* u. s. w. sind in ihrer deutschen Declination wahre Ungeheuer; denn welcher rein deutsche Mund wird je aus *Professor* in der Mehrzahl *Professoren* bilden? Diese Ausländer müssen daher, sollen sie als eingebürgert in unserer Sprache erscheinen, sich nach deutscher Sitte bequemen, und aus einem Professor muss ein Professer, und aus Professoren müssen die Professer, wie der Feldmesser, die Feldmesser, gebildet werden. Wenn diese Fremdlinge ihre barba-

rische Beugung mit einer ächt deutschen vertauschen, und wenn die deutschen Wörter von zweifelhafter Declination einer der zwey Declinationen, die allein in der deutschen Sprache begründet sind, zugewiesen werden: so werden wenig Wörter der dritten, oder nach Adelung, der 6ten Declination übrig bleiben, die, durch einen langen Missbrauch geheiligt, als Ausnahmen aufgeführt werden müssen. Nur dann, wann die Grammatiker auf die zwey ächten Declinationen der deutschen Sprache zurückgekommen seyn werden, kann die Erlernung der Declinationen dem Lehrlinge von Nutzen seyn; jetzt stehen die 8 Declinationen nur zur Parade in den Grammatiken. Denn wenn der Schüler auch alle 8 Scheme mühsam erlernt hat: so weiss er doch noch nicht, ob er decliniren soll „*des Bärs*" oder „des *Bären*." Es fehlt bey 8 Declinationen durchaus an einem sicher leitenden Principe, wie der Vf. selbst dadurch beurkundet, dass er decliniren lehrt: *der Knabe, des Knabens.* Bey den griechischen Eigennamen verbietet der Vf. die Endung *es* wegzuwerfen, *os* aber, und in den lateinischen *us* und *ius*, sollen weggeworfen werden dürfen. Wir haben den Grund dieser sonderbaren Lehre nie errathen können; Adelung behauptete zwar, *es* wäre wesentlich, *os* zufällig, allein das war eine leere Meinung. Das Pronomen wird herkömmlich als Stellvertreter des Substantivs aufgeführt und dabey gesagt, dass dasselbe erst durch die erhöhete Cultur erzeugt worden sey. Diese gewöhnliche Ansicht ist gewiss unrichtig; nach des Rec. Dafürhalten gehört das Pronomen der Kindheit der Sprache an, welches mit dem Erwachen des Persönlichkeitsgefühls, also recht früh, entstehen musste. Auch lässt sich der frühere Ursprung wohl historisch nachweisen; wenigstens sind in den morgenländischen Sprachen die *suffixa*, gewiss ein uralter Sprachtheil, aus dem persönlichen Pronomen entstanden, folglich ist dieses noch eher gewesen, als jene. Man möchte daher wohlthun, wenn man den Namen Stellvertreter wieder aufgäbe, auch die Benennung *pronomen* antiquirte, und diese Wörterclasse *persönliche Substantive* nennte. — Um den Schüler im Gebrauch des *Seyn* und *Haben* bey den *verbis neutris* sicher zu stellen, wird eine 26 Seiten lange Tabelle von Verben eingeschaltet, und bey jedem Verbe bemerkt, ob dasselbe mit *Haben* oder mit *Seyn* zu conjugiren sey. Durch solche Tabellen scheint die Grammatik in das Gebiet des Wörterbuchs überzuschreiten. Die Grammatik muss Alles auf Regeln zurückführen. Wir wünschten daher, der Vf. hätte sich diese lange Tabelle durch eine feste Regel zu ersparen gesucht, um so mehr, da die Tabelle, trotz ihrer Länge, dennoch nicht gegen Fehler schützt. In der Tabelle heisst es z. B. *Fallen, Wachsen* mit *Seyn*. Der Schüler wird also auch, wenn von der *Dauer* des Fallens und Wachsens die Rede ist, das Verb mit *Seyn* conjugiren, und folglich durch die Grammatik selbst zu Fehlern verleitet werden. — Den fälschlich sogenannten *unregelmässigen* Verben hätte der Vf. mehr das Wort reden sollen; durch das verderbliche Bemühen der Grammatiker und der anderen Schriftsteller, die subjective Verbform zu verdrängen, wird die deutsche Sprache eines ihrer schönsten Vorzüge beraubt. Was noch zu retten ist, muss ja der Grammatiker zu retten suchen, daher z. B. nicht sagen, dass der Sprachgebrauch über die Regelmässigkeit des Verbs *braten* noch nicht entschieden habe, vielmehr bestimmt erklären, *dass* und *warum* es fehlerhaft sey, *bratete* statt *briet*, oder *briet* statt *bratete* zu gebrauchen. Die Form *kömmst, kömmt* gehört nicht bloss dem gemeinen Leben an; sie ist die allein richtige, und *kommst, kommt* durchaus fehlerhaft. — Doch wir enden hier mit unseren Bemerkungen über ein Buch, das, wenn gleich noch nicht vollendet, doch einen ehrenvollen Platz unter den Grammatiken der deutschen Sprache einnimmt, und dem verdienten Vf. die Achtung sichern wird, die ihm für das rastlose Bemühen, das Studium der deutschen Sprache zu fördern, gebührt.

st.

BERLIN, b. Öhmigke d. ä.: *Neue deutsche Sprachlehre, oder fassliche Anweisung zur Erlernung der deutschen Sprache, auch für Ausländer.* Von M. *Friedrich Rambach*, Mitglied des Senats der königl. Akadem. der Künste, königl. Professor und Prorector des Friedrichs-Gymnasiums u. s. w. 1802. 12 Bogen. 8. (9 Gr.)

Wenn man die grosse Anzahl der neueren deutschen Sprachlehren bedenkt, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren: Entweder müssen unsere bisherigen Sprachlehren sehr fehlerhaft, oder es muss sehr leicht seyn, allerley Verbesserungen anzubringen und seine Vorgänger zu übertreffen. Man möchte also dieses kleine Buch mit einem günstigen Vorurtheile annehmen, zumal da es auch den Ausländern eine erleichterte Anweisung zur Erlernung der deutschen Sprache verspricht. Allein bey näherer Beurtheilung wird sich zeigen, dass beide Gedanken grosse Einschränkung erhalten müssen. Der erste scheint zwar durch den kurzen Vorbericht bestätigt zu werden, denn darin eignet sich der Vf. *eine* Verbesserung der Declinationen schon wirklich zu, und *eine zweyte* verspricht er aufs Künftige. Er sagt, er habe die seit *Gottscheds* Zeit unabänderliche Zahl von acht Declinationen vermindert, und werde auch künftig die Conjugationen-Zahl vermindern. Allein wenn man die Zahl der Haupt-Regeln vermindert, hingegen die Zahl der Ausnahmen vermehrt, kann man sich nicht mit Grunde rühmen, dass man dem Gedächtniss eine Hülfe verschafft habe. Diess ist hier offenbar der Fall. Wenn also nur scheinbare, aber unerweisliche Fehler der Vorgänger bemerkt und vermieden werden: so sind auch die Verbesserungen nur scheinbare. Hier ist der Beweis. Im §. 41 werden die Wörter weiblichen Geschlechts ohne alle Ausnahme für indeclinabel erklärt. Wenn das richtig wäre: so hätte der Vf. einen grossen Fehler seiner Vorgänger verbessert. Allein er hat offenbar nur einige Wörter überdacht, die in der einzelnen Zahl unverändert bleiben und keine Mehr-

zahl zulassen, z. B. die Güte, Liebe, Treue u. s. w. Aber wir haben ja viele andere Wörter weiblichen Geschlechtes, die eine Mehrzahl oder einen Plural haben, und ihn nicht auf einerley Art bilden. Bey einigen kömmt bloss der Umlaut hinzu, z. B. die Mütter, die Töchter u. s. w.; bey anderen wird ein *e* angehängt, z. B. die Hindernisse, Betrübnisse u. s. w.; bey anderen wird *en* angehängt, oder wenn sie sich auf einen Lautbuchstaben endigen, ein blosses *n*, z. B. die Birnen, Pflaumen, Blumen u. s. w., oder es wird auch zugleich mit dem angehängten *e* der Umlaut hinzugefügt, z. B. die Wände, die Nüsse u. s. w. Die angeführte Regel müsste also auf den Singularis eingeschränkt werden, oder vielmehr, man muss die Declinationen nicht nach dem Geschlechte der Wörter bestimmen. Eben so kann man die Behauptung §. 44 weder für richtig, noch für eine Verbesserung erklären: *der Dativ des Singulars ist durchaus dem Nominativ gleich.* Jeder gute Deutsche sagt doch wohl mit Luthern: *an dem Tage, nach dem Bilde, in dem Felde, Walde* u. s. w., nicht: an dem Tag u. s. w. Aber, sagt Hr. R., diess angehängte *e* ist nur ein Wohllauts *e*. Es sey also, so werden wir eine neue *declinationem euphonicam* machen müssen. Dadurch wäre aber dennoch die angeführte Regel noch nicht allgemein berichtiget. Wir haben ja auch Wörter, worin der Dativ eben wie der Genitiv, die Bildungs-Sylbe *en* bekommt, z. B. dem *Fürsten, Prinzen, Grafen* u. s. w. Will Hr. R. etwa *Beckmann* und andere in Schutz nehmen, welche immer schreiben: *dem Fürst Georg* u. s. w., als wenn das Wort *Fürst* im Singular indeclinabel wäre? Dieser Gebrauch rührt aber vermuthlich aus einem blossen Missverstande her. Wenn man ehemals einen Eigennamen mit einem Namen der Würde zusammensetzte: so unterdrückte man das Zeichen des Endfalls bey dem Standes-Namen, und brachte es nur bey dem Eigen-Namen an. Man schrieb also *dem Fürst Georgen*. Mit der Zeit erklärten einige Sprachlehrer die Eigennamen für indeclinabel, oder hielten es wenigstens für unschicklich, denselben die Endfalls-Sylben anzuhängen. Man fing also an, einen grammatischen Fehler zu vermeiden, aber den anderen zu übersehen. Was sollen nun Ausländer von unserer Sprache denken, wenn sie solche ungewisse und unsichere Regeln lesen, die doch ohne Einschränkung vorgetragen werden? Von dem *e* des Dativs hat *Heynatz* in seinem neunten Briefe über die deutsche Sprache ausführlich gehandelt. Doch der Vf. scheint von den Bemühungen seiner Vorgänger, die zum Theil viele Jahre auf die Ausbildung der deutschen Sprache, und auf die Berichtigung der Sprach-Gesetze verwendet haben, keine gehörige Kenntniss gehabt zu haben. Man muss nothwendig auf diese Gedanken gerathen, wenn man die oben angeführten Worte des Vorberichts ansieht, worin der seit *Gottscheds* Zeiten unabänderlichen Zahl von 8 Declinationen gedacht wird. *Gottsched* selbst nahm fünf Declinationen an, seine Nachfolger aber haben diese Anzahl bald vermindert, bald vermehrt. *Bodmer* nahm nur 2 Declinationen an, machte aber so viele Ausnahmen, dass dennoch 9 Declinationen, die *Heynatz* annahm, zusammengezählet werden konnten. *Fulda* bestimmte 6, *Adelung* 8, *Mäzke* aber nur 3 Declinationen. Wie soll man also den Ausspruch des Vfs. rechtfertigen? Wenn auch *Bodmers* Grundsätze der deutschen Sprache (Zürich 1768), weil er ein Schweizer war, ganz übersehen wären: so war es doch unrecht, von *Heynatz, Fulda* und *Mäzke* ganz zu schweigen. Wenn die *Adelungische* vierte Declination hier die adjectivische genannt wird: so wird man von der vorgeblichen Erleichterung der Erlernung der deutschen Sprache eben so denken, als von *Basedow*, der nur 3 Redetheile annehmen wollte.

Aus allem erhellet, dass diess Buch noch eine sorgfältige Überarbeitung verdient, wenn es ein brauchbares Schulbuch werden soll. Alsdann wären auch einige Behauptungen entweder wegzulassen, oder bestimmter vorzutragen, z. B. dass die Schriftsteller Gesetzgeber der Sprache wären. Sie können den Sprachgebrauch nicht nach Belieben ändern, daher sind so viele Vorschläge in der Rechtschreibung und Wortverbindung ohne Erfolg geblieben. So wollen manche Neuere die trennbaren Partikeln *ab, an* u. s. w. nicht leiden; aber kein Mensch sagt ihnen zu gefallen: du *abbezahlst* mich, oder du *anklagst* mich u. s. w. Auch die Vorstellung von den Haupt-Mundarten der deutschen Sprache, im 7 §. des Vorberichts, verdient berichtiget zu werden.

Übrigens leugnet Hr. R. die verschiedene Declination der Hauptwörter nach ihrer verschiedenen Bedeutung, und schreibt daher *Worte*, aber nicht *Wörter*. Gesetzt, man wollte ihm dieses zugestehen, und den Unterschied der *Wörter* im grammatischen Sinn, und der *Worte* in oratorischer Verbindung fahren lassen: so wäre noch ein anderer Vorschlag des Rec., diese verschiedene Declination durch einen grammatischen Unterschied zu rechtfertigen. Nämlich man könnte einen *Pluralem collectivum* in *Worte, Lande, Bunde* u. s. w. annehmen, hingegen einen *Pluralem distributivum* in *Wörter, Länder, Bänder* u. s. w.

Gz.

NEUE AUFLAGEN.

Altona, b. Hammerich: *Thomas Bugge*, Justizraths und Professors der Mathematik und Astronomie an der Universität in Kopenhagen u. s. w., *gründliche und vollständige theoretisch-praktische Anleitung zum Feldmessen* oder *zur praktischen Geometrie*. Aus dem Dänischen übersetzt von *Ludolph Hermann Tobiesen*, D. der Philosophie und Mitgliede der physikalischen Gesellschaft in Göttingen. Nebst einer Vorrede des Hn. Prof. *J. G. Büsch* in Hamburg, u. 2 Abtheilungen des Übersetzers über das geometrische Vertheilen der Felder u. Höhenmessung durchs Barometer. Neue verbess. u. vermehrte Aufl. M. 17 K. 1807. XLII u. 390 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Leipzig, b. Gräff: *Praktisches Lehrbuch zur Bildung eines richtigen mündlichen und schriftlichen Ausdrucks der Gedanken*, zum Gebrauch für Schulen. Von M. *J. C. Vollbeding*, Frühprediger und Rector in Strasburg in der Ukermark u. s. w. 3te verm. u. verbess. Aufl. 1809. 366 S. 8. (16 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 27 OCTOBER, 1808.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Gotha, b. Steudel u. Keil: *Engliſh Library.* Authors in verſe. Vol. I, containing the firſt part of *Milton's Paradiſe Loſt.* 1805. 332 S. Vol. II, containing the ſecond part of *Milton's Paradiſe Loſt* and *Paradiſe regained.* 1805. 211 S. Vol. III, containing *the Seaſons by Thomſon.* 1806. 268 S. Vol. IV, containing *the Poems of Oliv. Goldſmith and Cunningham.* 1807. 267 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.)

Auch unter den Titeln: *Paradiſe Loſt*, a poem in twelve books, written by *John Milton.* Vol. I-II — *The Seaſons*, written by *James Thomſon.* — *The Poems of Oliv. Goldſmith* and *Cunningham.*

Was Rec. bey der Anzeige der im obigen Verlage erſchienenen engliſchen Proſaiker zu äuſsern für nothwendig hielt (1805. No. 177), gilt in einem noch höheren Grade von den jetzt gelieferten älteren Dichtern, die durchaus einer kritiſchen und exegetiſchen Beleuchtung bedurft hätten, wenn dem Abdrucke derſelben bleibender Werth hätte zu Theil werden ſollen. Wer kennt nicht die Schwierigkeiten, die man bey der Lectüre des *verlornen Paradieſes* zu überwinden hat, wenn man ganz in den Sinn des Dichters eindringen, und zu ſeinem hohen Schwunge ſich erhebend, die ganze Fülle ſeines Geiſtes faſſen und ſich aneignen will? — Schwierigkeiten, durch die ſelbſt Engländer vom erſten Range in der Literatur ſich bewogen fanden, jenes Gedicht kritiſch und exegetiſch zu bearbeiten. So hielt es ſelbſt *Bentley* nicht für überflüſſig, eine Ausgabe deſſelben mit ſeinen Anmerkungen im J. 1732 zu veranſtalten, in welchen er Verbeſſerungen vorſchlug, die im folgenden Jahre von Dr. *Pearce* in einer Überſicht des Textes abgewogen und mit neuen Bemerkungen begleitet wurden. Im J. 1734 lieferten die beiden *Richardſon*, Vater und Sohn, erklärende Anmerkungen; von welchem allem man das Vornehmſte und Wichtigſte in der zu London 1761 erſchienenen Ausgabe, welche *Thomas Newton* beſorgte, beyſammen findet. Wie leicht wäre es geweſen, dieſe Vorarbeiten zu benutzen; und es zu thun, hätte unerlaſsliche Pflicht ſeyn ſollen.

Einer noch gröſsern Aufmerkſamkeit der Kritik bedürfen *Thomſon's Jahrszeiten*, von denen der Winter, der Sommer und der Frühling in dieſer Folge erſt einzeln in den Jahren 1726, 1728 und 1729, und dann mit dem Herbſte vereint 1730 ans Licht traten. Darauf wurden ſie wieder im J. 1738 abgedruckt, und machten den erſten Theil von *Thomſons* ſämmtlichen Gedichten aus. Dieſe Ausgabe ſtimmte zwar beynahe mit der erſten überein, war aber doch von dem Dichter mit einigen Zuſätzen bereichert worden. Bedeutender ſind dagegen die Veränderungen, womit *Thomſons* letzte Feile, die im Jahr 1744, vier Jahre vor ſeinem Tode, erſchienene Ausgabe ausgeſtattet hat, welche nun eigentlich bey allen folgenden Abdrücken unverändert hätte zum Grunde gelegt werden ſollen. Dieſes geſchah aber nicht, ſondern ſie wurde auf die mannichfaltigſte Art entſtellt, und ſo gleichfalls mit den abweichendſten Lesarten nach Deutſchland verpflanzt. Auch in vorliegender Ausgabe finden ſich befremdende Spuren davon. So heiſst es, um nur Ein Beyſpiel aufzuſtellen, im Frühling V. 65 fgg.:

— then with victorious *hand,*
Disdaining little delicacies, ſeiz'd
The plow, and greatly independent ſcorn'd
All the vile ſtores, corruption can beſtow:

ſtatt daſs in den übrigen Ausgaben, die Rec. verglichen, und deren verſchiedene Lesarten er geſammelt hat, ſo wie ſelbſt in der von *Patrick Murdoch* 1787 beſorgten ſteht:

— then with unwearied *hand*
Disdaining little delicacies, ſeiz'd
The plow, and greatly independent liv'd.

Nur in einigen Ausgaben findet ſich *deſcending* ſtatt *unwearied.* — Woher rühren nun jene Abweichungen, und weſswegen ſind ſie der gewöhnlichen Lesart vorgezogen worden? Hierüber hätte doch Aufſchluſs gegeben werden müſſen.

Man ſieht, daſs, der Nothwendigkeit erklärender Anmerkungen nicht zu erwähnen, für Kritik ſich hier ein nicht kleines Feld darbietet. Oder ſollen wir die ausgezeichneten Schriftſteller ſpäterer Zeiten nicht der Aufmerkſamkeit werth halten, die wir denen des Alterthums ſchenken? Mag es ſeyn, daſs manche ſo denken, beſonders da bey den öffentlichen Lehranſtalten die neuere Literatur und Sprachkunde meiſtens noch in den Händen der elendeſten Sprachmeiſter gelaſſen wird. Rec. kann dieſem Vorurtheil nicht beypflichten, und wünſcht herzlich, daſs Deutſchland bald mit einer, auch durch ihr Äuſseres ſich auszeichnenden Ausgabe der vorzüglichſten engliſchen Schriftſteller beſchenkt werden möge: denn der obigen fehlt es noch an Allem, was ſie einer unbeſchränkten Empfehlung werth machen könnte, indem ſelbſt die Richtigkeit der Interpunction auf das Unverzeihlichſte vernachläſſiget worden iſt.

Rw.

Oldenburg, b. Schulze: *The polite Preceptor, or a Collection of entertaining and instructive Essays, selected from the best English writers, and arranged in the most natural order; with a view to inspire into the minds of youth the love of virtue, and the principles of true taste and just reasoning. Vol. I.* 1808. XI u. 305 S. 8. (20 Gr.)

Nach der fünften Auflage, London 1795, abgedruckt. Es ist eine Sammlung moralischer Abhandlungen, aus den weiland berühmten englischen Wochenblättern, *the Spectator, Tatler, Guardian, Adventurer, Rambler* (der hier oft *Ramler* gedruckt steht), *Idler, the World*, und aus *Chesterfield's* Briefen entlehnt. Der uns unbekannte Herausgeber, Hr. *S.* (vielleicht der Verleger), wünscht und hofft, dieser Abdruck werde sowohl dem Freunde als dem Lehrling der englischen Sprache willkommen seyn. Nicht beiden, und wahrscheinlich keinem von beiden. Der belesene Freund der englischen Sprache kennt jene Werke längst in ihrer Vollständigkeit, wenn er auch nicht jeden Aufsatz darin des Durchlesens gewürdiget hat. Den deutschen Jüngling aber, auf den es hier wohl eigentlich abgesehen ist, bedauern wir, wenn wir uns ihn, unter der Aufsicht eines urtheillosen Lehrers, diese zum Theil recht sehr langweiligen und matten Betrachtungen aborgelnd denken. *Addison, Steele* und *Johnson* waren vortreffliche Köpfe, und schrieben für ihre Zeit erbaulich und angenehm. Schriftsteller jeder Zeit und jeder Nation aber waren sie keinesweges. Dass ihre Landsleute ihrer noch gern in Ehren und dankbar erwähnen, geschieht aus gerechtem Nationalvorurtheil; gelesen werden sie wenig, ausser von Leuten, die nur Altes lesen, und was wohlfeil zu haben ist. Ist nicht der fromme, herzliche *Gellert* unseren jungen Leuten schon aus den Händen gesunken? Sie finden ihn trocken, kraftlos, wohl gar abgeschmackt. Und doch ist seine Moral reiner, seine Religiosität wärmer, sein Wahrheitssinn menschlicher, sein Vortrag verständlicher, als bey seinen Vorgängern in England. Niemand liest mehr den *nordischen Aufseher* und dergleichen Schriften aus jenem Zeitalter. Die Menschen der damaligen Periode liessen sich gern erbauen, und falteten schon bey dem Worte Tugend die Hände. Die heutige Welt will, für Verstand und Herz, starke Vernunftgründe, heftige Rührung. Zweifelsucht und hohe Dichtungen haben der Erbauung das leichte Spiel verderbt.

Auf diese Gedanken, die er hier nicht weiter verfolgen darf, ist Rec. bey der Durchblätterung der vorliegenden Sammlung, fast wider seinen Willen, gerathen. Er rächt sich für sein Gähnen durch Mittheilung einer Probe, die er vor anderen dazu auswählt, weil das Langweilige bald kommt, da man sonst das sehnsuchtsvolle Vergnügen hat, auf ganzen Bogen damit hingehalten zu werden. Sie steht S. 213. und ist aus dem vormals hoch gepriesenen *Guardian* (von *Addison* und *Steele*) entlehnt. „*Über den Stolz.* Keine Leidenschaft beschleicht das Herz unvermerkter, keine vermummt sich vielfacher, als der Stolz. Wenn irgend eine Leidenschaft, irgend ein Laster mir durchaus fremd ist: so ist es der Stolz; obgleich vielleicht diese Meinung von mir selbst gewissermasen eben aus dieser verderbten Quelle herrührt. Entzückt hat mich immer der Spruch aus der heiligen Schrift: Stolz ziemt dem Menschen nicht (*Pride was not made for man*). Der Mensch, wie er dermalen ist, bietet auch nicht Eine Seite dar, die nicht alle geheimen Samenkörner des Stolzes in uns zu ersticken; die nicht vielmehr, die Seele in die tiefste Demuth, in die im Katechismus sogenannte Selbstvernichtung zu versenken, hinreicht. Der Stolz ziemt dem Menschen nicht, da er 1) ein sündhaftes, 2) ein unwissendes, 3) ein elendes Wesen ist. Weder in seinem Verstande, noch in seinem Willen, noch in seiner gegenwärtigen Lage ist etwas, wodurch ein Nachdenkender zum Stolz oder zur Eitelkeit verleitet werden könnte. Aber gerade diese drey Ursachen, warum er nicht stolz seyn sollte, machen ihn dazu. Wäre er nicht ein sündhaftes Geschöpf: so würde er einer Leidenschaft nicht unterliegen, die aus der Verderbtheit seiner Natur entspringt; wäre er nicht ein unwissendes Geschöpf: so würde er sehen, dass er auf nichts stolz seyn kann; und wäre nicht die ganze Gattung elend: so hätte er nicht die jämmerlichen Gegenstände der Vergleichung vor Augen, die seine Leidenschaft veranlassen, und machen, dass ein Mensch sich über den anderen erhebt. Der Weise wird seine Herrlichkeit gelassen dahin verschoben sehen, wo er wirklich verherrlicht; wo sein Verstand erleuchtet, sein Wille gebessert, seine Glückseligkeit gesichert; in anderen Worten, wo er weder sündhaft, noch unwissend, noch elend seyn wird."

Nicht weiter. Dergleichen Geschwätz hat *Lichtenberg* mit dem von ihm erfundenen Worte *Candidatenprose*, charakterisirt. Zum Behuf der jungen Leute in Deutschland, die Englisch lernen wollen, sollte man solche, für englische Knaben gemachte Sammlungen entweder gar nicht, oder mit sorgfältiger Auswahl, abdrucken lassen. So wie man sie giebt, ist es kein Wunder, wenn sie Maculatur werden. Bey dieser wird es übrigens nicht die Mühe lohnen, noch von den auf jeder Seite vorkommenden Druckfehlern zu reden. Oh.

Nürnberg u. Leipzig, b. Campe: *The Complete English Letter-Writer on the most common Occasions in Life*, oder *Übungen zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische*, mit untergelegter Phraseologie und mit Hinweisungen auf die Abweichungen der deutschen Sprache von der englischen. Von D. *Johann Christian Fick*, Lector der englischen Sprache auf der Friedrich-Alexanders Universität zu Erlangen. 1806. 250 S. 8. (18 Gr.)

(Auch unter dem Titel: *Anhang zur praktischen englischen Sprachlehre für Deutsche beiderley Geschlechts.* Nach der in *Meidingers* französischer Grammatik befolgten Methode, und nach *Sheridan's* und *Walkers* Grundsätzen der reinen Aussprache bearbeitet.)

Dieses Werk besteht aus einer Sammlung sehr zweckmäfsig gewählter Briefe zum Übersetzen ins Englische. Da sie aus einem mehrmals in London aufgelegten Briefsteller, betitelt: *The Complete Letter-writer, containing familiar letters on the most common Occasions of Life. Also a Variety of elegant Letters for the Direction and Embellishment of Style etc.* entlehnt worden sind: so bedarf es kaum der Bemerkung, dafs man die, dem deutschen Text untergelegten Wörter und Redensarten überall passend findet. Aufser der genau bemerkten Abweichung der englischen Wortfügung von der deutschen sind auch hie und da Fingerzeige auf die vorzüglichsten Sprachregeln beygebracht worden, so dafs dieses Werk allen denen empfohlen zu werden verdient, die sich in der Abfassung geschmackvoller englischer Briefe über die mannichfaltigsten Gegenstände einige Fertigkeit verschaffen wollen. Rw.

1) Grätz, b. Ferstl: *Neues französisch-deutsches Taschenwörterbuch.* Vorzüglich für jene (diejenigen) bearbeitet, welche die französische Sprache nach der Meidingerschen Grammatik, verbessert von *J. B. Lugino*, Lehrer der französischen Sprache, erlernen. Zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage, bereichert mit einer Sammlung französischer Synonymen. 1808. 503 S. kl. 4. (1 Thlr. 12 Gr.)

2) Ebendas.: *Neues deutsch-französisches Taschenwörterbuch.* Vorzüglich für jene u. s. w. Zweyte Auflage u. s. w. 1808. 463 u. 71 S. (1 Thlr. 12 Gr.)

3) Ebendas.: *Recueil de synonymes François.* Sammlung französischer Synonymen aus den besten Werken über diesen Gegenstand. Von einem Liebhaber der französischen Literatur. 1808. 71 S. (10 Gr.)

Zur Verlängerung des Titels mag es der Verleger bequem gefunden haben, die bekannten Namen *Meidinger* und *Lugino* in solchem Verein zu erwähnen; oder er hat durch sie sein Lexikon verkäuflicher machen, und der bey ihm ans Licht getretenen Lugino-Meidingerschen Grammatik durch das Wörterbuch mehr Bekanntschaft verschaffen wollen. Diese Speculation ist wohl nicht glücklich ausgedacht. Denn mancher, der gerade ein kleines Wörterbuch haben muss, und das Ferstlsche zu Gesicht bekommt, wird es lieber nicht kaufen, wenn er nicht eben auch mit jener Grammatik im Bunde steht. Es ist übrigens keine Gefahr dabey. Das Wörterbuch besteht für sich; man findet keine Hinweisungen auf irgend ein anderes Buch darin. Es ist, wie mehrere dergleichen Hülfsbücher in unseren Zeiten zu seyn pflegen, ein Abdruck aus den bereits vorhandenen. Die Vocabeln sind in ihren verschiedenen Bedeutungen angegeben, und ganz und gar keine Phraseologie beygefügt. Dafs keine auffallenden Unrichtigkeiten vorkommen, davor kann man, nach so unzählich vielen lexikographischen Behandlungen der franz. Sprache, ziemlich sicher seyn. Eben so natürlich ist es, dafs mancher Ausdruck, unter dem Zwange der Kürze, schielend und irreführend ausfallen müsse. Einige Unfüglichkeiten dieser Art will Rec. angeben. *Chartrier* wird durch *Urkundenarchivbewahrer* erklärt. Ein langes Wort, welches man sprachgemäfser durch *Archivar* ausdrücken würde, wenn dieses nicht einen sachkundigen Auffeher, jenes aber nur einen treuen Mann zu bedeuten schiene, der auf die Behältnisse und Schlüssel des Archivs Acht hätte. Und doch ist es keines von beiden, sondern eigentlich das *Archiv* selbst, und zwar ein Klosterarchiv. *Richelet* erklärt es lateinisch durch *Tabularium*, und französisch durch: *Trésor, lieu où l'on garde les chartres d'une Abaïe, d'un Couvent, d'une seigneurie.* Er fügt freylich hinzu: *Dans les Couvents, il y a un Religieux Chartrier.* Die erste Bedeutung aber ist die vornehmste, und das Wort gleich mit dem beym *Dufresne* vorkommenden *chartularium*, von ihm durch *scrinium*, χαρτοφυλακιον, erklärt; zu deutsch also: *Urkundenschrank, Briefhalter.* — *Jacobin*, hier zu deutsch: *Revolutionsmann.* Das bedarf für den Unkundigen eine weitläuftige Erörterung, der Kundige weifs, was er unter *Jakobiner* zu verstehen hat. *Jacobite* fehlt ganz; obgleich die *Jakobiten* in der Geschichte des vorigen Jahrhunderts einen ungleich breiteren Raum, als die Jakobiner, einnehmen. *Mépriser* hätte unter *Mépris*, nicht unter *Méprise* (Mifsgriff) stehen sollen. Den Beschluss des *französisch-deutschen* Wörterbuchs macht ein nützlich angebrachtes Verzeichnifs der unregelmäfsigen französischen Zeitwörter.

Von dem *deutsch-französischen* Wörterbuche gilt im Ganzen dasselbe. Es scheint, da diefs die zweyte Auflage ist, seit Erscheinung der ersten nicht revidirt zu seyn. Man findet keinen *rheinischen Bund*, keinen *Fürst-Primas* u. s. w. darin. Auch hier ist eine Tabelle der unregelmäfsigen deutschen Zeitwörter angehängt, welches nicht ganz vollständig ist. *Dingen* z. B. fehlt. — Zu allerletzt folgt die, auch besonders unverändert abgedruckte *Sammlung französischer Synonymen*, die, sowohl in Ansehung des Vorraths, als der Erläuterung, viele Mängel hat. *Artisan* heifst auf deutsch: *Handwerker*, nicht *Arbeitsmann.* Was heifst: „*On regrette* einen oder etwas, der oder das nicht ist?" Der Druck ist correct. Cch.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

1) Nürnberg, b. Grattenauer: *Gemeinnütziges Lexikon für Leser aller Classen, besonders für Unstudirte u. s. w.* Von *J. F. Roth*, Diakon zu Nürnberg. Zweyter Band. M—Z. Dritte verm. und verbesserte Auflage. 1806. 614 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

2) Leipzig, b. Seeger: *Deutsches Handwörterbuch für die Geschäftsführung, den Umgang und die Lectüre.* In zwey Bänden. Zweyten Bandes erste Abtheil. I—Q. 1806. 338 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir beziehen uns bey diesen beiden Fortsetzungen auf das Urtheil, welches wir bey Anzeige der ersten Theile in diesen Blättern No. 69. Jahrg. 1807 gefällt haben. Alles, was wir dort zu loben und zu tadeln fanden, finden wir hier wieder. Es mag frey-

lich seine Schwierigkeiten haben, einem Wörterbuche für Leser aller Classen seine bestimmte Gränzlinie zu ziehen, allein ohne diese Linie ist durchaus nicht an Vollendung zu denken. Für Leser aller Classen sollte billig gar kein Buch geschrieben werden, weil es in der Natur der Sache liegt, dass ein solches Buch ein Unding ist, d. h. dass es für keinen Leser passen kann, weil es für Alle passen soll. Ausstellungen über Missverhältniss zwischen den einzelnen Artikeln zu einander, über unnöthige Verdoppelung vieler Artikel, über mangelhafte Erklärungen, über tadelnswerthe Auslassungen u. s. w. liessen sich allerdings auch bey diesen Fortsetzungen in nicht geringer Zahl machen: allein wollte Rec. dergleichen zum Frommen der Vff. machen, so würde er diese Wörterbücher von einem Ende bis zum anderen durchnehmen müssen, welches die Grenzen einer Recension weit überschreiten möchte. st.

Leipzig, b. Hinrichs: *Systematische Encyklopädie der stylistischen Wissenschaften.* Ein Lehrbuch der deutschen Sprache nach ihrem ganzen Umfange und in ihrer gegenwärtigen Gestalt von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz.* 1805. 276 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

Der Vf. dieses Lehrbuchs ist durch sein Elementarbuch, seine allgemeine Sprachkunde u. s. w. als eifriger Beförderer der deutschen Literatur hinlänglich bekannt. Da er aber in allen diesen Schriften einen und denselben Gegenstand, nur für ein verschiedenes Publicum, behandelt: so haben wir es hier nicht sowohl mit der Sache, als vielmehr mit der Form zu thun. Vorliegendes Lehrbuch soll zur Grundlage der halbjährigen akademischen Vorlesungen des Vfs. dienen. Er setzt darin mit Recht einen Cursus der empirischen Grammatik und der praktischen Stylübung voraus, und behandelt daher das Studium der deutschen Sprache mehr wissenschaftlich. Den Anfang macht eine Einleitung, welche des Vfs. eigenthümliche Ansicht der für die Ästhetik gegenwärtig nöthigen Gestalt enthält, die aber mit den hier behandelten stylistischen Wissenschaften nicht in nothwendiger Verbindung steht. Hierauf folgen Grammatik, Theorie des prosaischen Styls, Poetik und Rhetorik; letztere hätte sich aber wohl schicklicher an die Theorie des Styls anschliessen lassen. Jedem Abschnitte sind die wichtigsten Schriften der neueren Literatur angehängt. — Wir billigen die ebenmäsige Behandlung der einzelnen Theile dieses Lehrbuchs, und wissen keines, das zu akademischen Vorlesungen über deutsche Sprache besser geeignet wäre; aber wir dürfen auch glauben, dass unsere Universitäten einen grossen Theil desselben, besonders den empirischen Gebrauch der Redetheile, für ihre höheren Zwecke entbehrlich finden möchten, da unsere gelehrten Schulen für diesen Theil des Unterrichts durch alle Sprachclassen hindurch gesorgt haben. nx.

KLEINE SCHRIFTEN.

Deutsche Sprachkunde. *Berlin*, b. Matzdorf: *Kleine deutsche Sprachlehre für die ersten Anfänger.* Von *A. Hartung*, Prof. an der Militär-Akademie u. s. w. 1807. 32 S. 8. (4 Gr.) Der Vf. ist aus seiner grösseren Sprachlehre schon als Grammatiker rühmlich bekannt, und sein Name wird daher dieser kleinen Grammatik, die gewissermassen ein Auszug aus jener ist, schon zur Empfehlung gereichen. Wenn wir erklären, dass wir diese kleine Grammatik für ihren Zweck sehr brauchbar finden: so wird es der Vf. um so weniger übel aufnehmen, wenn wir einige Bemerkungen hinzufügen. Zuvörderst ist es sehr zurückstossend, wenn eine deutsche Grammatik mit einem undeutschen Titel ins Publicum eintritt. *Eine kleine deutsche Sprachlehre* ist ein Titel, der der Grammatik Hohn spricht. Denn was ist nun *klein*, die Lehre, oder die Sprache? und eben so: was ist *deutsch*, die Sprache, oder die Lehre? Der Vf. tadelt selbst, mit Recht, den Ausdruck „*seidene Strumpfmanufactur*," allein jenes ist um kein Haar besser. In der Grammatik selbst wird das sogenannte stumme e durch ö bezeichnet, welches zu einer falschen Aussprache verleitet; die Aussprache muss zwischen e und ä schweben, darf aber durchaus kein kurzes dumpfes ö werden. G soll am Ende wie k tönen, also Gesang wie Gesank ausgesprochen werden. Wie ist es doch möglich, eine Aussprache, vor welcher jede Grammatik warnen sollte, durch eine Grammatik sogar zu autorisiren. Auch ist es unrichtig, dass pf im Hochdeutschen wie das milde f ausgesprochen werde; der Obersachse mag so sprechen, allein diesem gebührt auch wohl gerade am wenigsten ein Stimmrecht, wenn von Aussprache die Rede ist, ihm, der d mit t, b mit p, eu mit ei u. s. w. stets verwechselt. Von ihm hätte daher auch der Vf. die Unrichtigkeit nicht entnehmen sollen, dass s vor t und p wie sch ausgesprochen werde. Der Redetheile sind nicht weniger als 11 aufgeführt; man findet unter denselben die *Interjection*, zweyerley *Adverbe*, um der anderen nicht zu gedenken. Wenn auch eine logische Begründung nicht in eine so kleine Grammatik gehörte: so war es doch Sache des Vfs., vor der Aufstellung der Redetheile, die Logik zu befragen, ob jeder aufgeführte Redetheil vor ihrem Tribunal bestehen könnte. Wie kann je die *Interjection* ein Redetheil werden, da sie in ein ganz fremdes Gebiet gehört? und nun vollends zwey *Adverbe*, also einen Untertheil zu einem Obertheil erhoben! Bey der Declination werden 6 Casus aufgeführt, obgleich die deutsche Sprache dem Körper nach deren nicht so viele, dem Geiste nach aber weit mehrere hat. Den Ablativ erklärt der Vf. durch Ausgehungsfall, weil derselbe das Verhältniss bezeichne, von welchem die Prädicate ausgehen. Diese Erklärung kömmt sehr ins Gedränge, wann Präpositionen, wie *zu*, *nach* u. s. w. mit dem Ablative verbunden werden, in welchem Falle an kein Ausgehen des Prädicats zu denken ist. Schwerlich würde der Vf. 6 Casus aufgestellt haben, wenn er nicht die lateinische Grammatik vor Augen gehabt hätte. Die gewöhnlichen 8 Declinationen sind hier um 2 vermindert worden, und bey der vierten wird die neue Bemerkung gemacht, dass der Genitiv sich auf *en* endige, wenn das Hauptwort etwas *lebendiges*, auf *ens* und *es* aber, wenn es etwas *lebloses* bezeichne, z. B. der Fürst, des Fürsten, der Fels, des Felsens. Der Genitiv *ens* ist der deutschen Sprache ganz fremd, und wo er vorzukommen scheint, da liegt ein veralteter Nominativ auf *en* zum Grunde, z. B. des Friedens, des Namens u. s. w. von den Nominativen der Frieden, der Namen. Der Genitiv Felsens kömmt her von dem Nom. der Felsen. Fels hat im Genit. Felses. Die zusammengesetzte Declination ist zu mangelhaft abgehandelt worden. Das Imperfectum wird *beziehende Gegenwart* genannt, eine Benennung, welche den Charakter dieser Form nur zur Hälfte bezeichnet, nicht zu gedenken, dass der Ausdruck *beziehende Gegenwart* unrichtig, und mit den *blasenden Instrumenten* ungefähr von Einem Gehalte ist. Man behalte doch lieber die lateinischen Benennungen bey, als dass man dieselben durch fehlerhafte deutsche ersetzt; jene haben den Vortheil, dass sie als *Nomina propria* dem Lehrlinge erscheinen, diese verwirren ihn. Überhaupt aber hätte der Gebrauch der Zeitformen gehörig erklärt werden, auch die 5 Modi auf 3 reducirt werden sollen. Da das Buch einen so kleinen Zuschnitt hat: so hätten alle Beyspiele wegfallen, auch die Capitel mehr zusammengezogen werden können. st.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 28 OCTOBER, 1808.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Mohammedis filii Chavendschahi, vulgo Mirchondi, historia Samanidarum, persice.* E codice bibliothecae Gottingensis nunc primum edidit, interpretatione latina, annotationibus historicis et indicibus illustravit *Fridericus Wilken*, Philos. D. et Hist. in acad. Heidelberg. P. P. O. 1808. 222 S. 4. (1 Thlr. 18 Gr.)

Hr. Prof. *Wilken*, Vf. der in Leipzig 1805 herausgekommenen und mit Beyfall aufgenommenen persischen Grammatik, macht den Liebhabern der persischen Literatur ein neues sehr angenehmes Geschenk durch diese Herausgabe des *Mirchond*. Bekanntlich hat *Mirchond* ein grosses historisches Werk, das von Erschaffung der Welt bis aufs J. 1471 fortgeht, mit sorgfältiger Benutzung aller ihm bekannten Vorarbeiten, verfasst, wovon die göttingische Universitätsbibliothek eine Abschrift besitzt. Aus dieser Handschrift excerpirte Hr. *Wilken*, während seines Aufenthaltes in Göttingen, unter anderen die Geschichte der Samaniden, welche er jetzt mit einer lateinischen Übersetzung, historischen Anmerkungen und Registern herausgiebt. Was die Geschichte selbst betrifft, so ist sie ziemlich ausführlich in Erzählung der Eroberungen und kriegerischen Unternehmungen der samanidischen Fürsten, besonders der letzten Regenten aus dieser Dynastie; über die Anstalten aber, welche diese, nach dem Zeugniss aller orientalischen Geschichtschreiber, die Wissenschaften und die Handlung thätig befördernden Prinzen zur Verbreitung jener, oder zur Aufnahme dieser in ihrem Reiche gemacht haben, so wie über die ganze innere Verwaltung ihrer Staaten, beobachtet sie ein tiefes Stillschweigen. Höchstens rühmt sie in allgemeinen Ausdrücken diesen oder jenen Regenten als einen gelehrten oder humanen Fürsten, der sich die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben gewusst habe, und nach seinem Tode allgemein bedauert worden sey, ohne sich weiter darauf einzulassen, welche nützliche Einrichtungen er zum Besten seines Volks gemacht habe. Die Übersetzung des Hn. *W.* ist treu und fliessend, und bewährt ihn als einen gelehrten Kenner der persischen Sprache und Literatur. Dem Werke sind zuvörderst historische Anmerkungen hinzugefügt, in welchen besonders *Abulfeda*, *Abulfarag* und *de Sacy's* Auszüge aus dem *Tarich Jemini* benutzt werden. Wichtiger und reichhaltiger würden noch ohne Zweifel diese Bemerkungen geworden seyn, wenn der Vf. bey der Herausgabe dieses Werks den reichen Schatz von orientalischen Büchern und Handschriften in der göttingischen Bibliothek hätte benutzen können. Auf diese folgen ein historisches und ein geographisches Register. Das letzte hat durch Auszüge aus *Ebn Haukals* Geographie vorzüglichen Werth erhalten.

NÜRNBERG u. ALTDORF, b. Monath u. Kussler: *Litterae patentes Imperatoris Sinarum Kang-hi, Sinice et Latine*, cum interpretatione R. P. *Ignatii Koegleri* S. I. Pekini Math. Trib. Praes. Mandarini Sec. ordinis, Adsessoris Sup. Trib. Rituum et Anist. Miss. Sinens. et Japon. — ex archetyp. Sin. edidit notitiis Sin. add. *Christ. Theophil. de Murr*, c. tab. aenea variisque characteribus lig. incis. 1802. 58 S. 4. (10 Gr.)

Bey dem neuen Eifer, welcher für chinesische Literatur erwacht ist, wird auch eine verspätete Anzeige dieser Schrift nicht unwillkommen seyn, zumal da Rec. nunmehr über das Original selbst aus Autopsie urtheilen kann.

Die Jesuiten, welche in China das Evangelium verbreiteten, hatten den Neubekehrten erlaubt, die im ganzen Reiche allgemein eingeführten, und von allen Religionsparteyen beybehaltenen Gebräuche, zum Andenken der Verstorbenen, und zur Ehre des Philosophen *Confucius*, beyzubehalten. Auch bedienten sie sich in ihren Vorträgen und Religionsbüchern der chinesischen Benennungen *Tiēn* (*Coelum*) und *Sháng-ti* (*augustus imperator*) für das höchste Wesen. Der gute Fortgang der jesuitischen Missionen in China hatte schon lange den Neid und Hass der Dominicaner erregt, und sie nahmen nun Gelegenheit, jene bey dem römischen Stuhl zu verklagen, indem sie behaupteten, dass sie den Neophyten heidnische Ceremonieen zuliessen, und die Wörter *Tiēn* und *Sháng-ti* den materiellen Himmel bedeuteten. So grundlos nun auch diese Beschuldigungen waren, so machten sie doch in Europa, wo man die Sache nicht genau wissen konnte, grosses Aufsehen. *Morales*, ein Dominicaner, der i. J. 1645 nach Rom kam, erhielt vom P. Innocenz X ein Decret wider die Erlaubniss, welche die Jesuiten gaben; *Martin Martini* S. I. aber, welcher ein Jahr später von diesen an den Papst gesendet wurde, und die Sache von der rechten Seite vorzustellen wusste, brachte es dahin, dass die Congregation *de Propag. fide* die Ceremonieen der Chinesen billigte, indem sie dieselben für das, was sie wirklich nur waren, nämlich für blosse Civilgebräuche ansah. Alexander VII bestätigte darauf im J. 1656 den Ausspruch der Congregation zum Vortheil

der Jesuiten, und so ruhte der Streit eine lange Zeit hindurch. *Maigrot*, Mitglied der Sorbonne, der erst *Vicarius apostolicus* der Provinz *Fŏ kién* war, und hernach Bischof von *Conon* wurde, gab im Jahre 1693 in China selbst eine Verordnung heraus, welche beide Streitfragen, den Jesuiten zuwider, entschied. Diese wurde darauf 1696 dem Papste mit der Bitte vorgelegt, die Sache auf einmal zu beendigen. Der Papst setzte auch wirklich eine besondere Congregation zur Untersuchung der Streitigkeiten der chinesischen Missionäre nieder, und bey dieser wandten die Feinde der Jesuiten nun Alles gegen sie an, so dass in der That im J. 1704 ein Decret des Papstes Clemens XI erschien, welches die Ceremonieen der Chinesen verdammte. Diess wurde in Europa erst 1708 bekannt gemacht, zu *Nân-king* aber schon 1707, in einem Mandate des Cardinals Tournon, Erzbischofs von Antiochia angekündigt. Der Papst hatte diesen, als Patriarchen von Indien und *Legatus a Latere*, nach China an den Kaiser *Kăng - hī* abgesendet, um mündlich mit ihm über die Angelegenheiten der chinesischen Missionen zu berathen. Die Bischöfe von Ma-kao und Ascalon nebst 41 anderen Jesuiten appellirten aber wegen dieses Mandats, und schickten, mit Bewilligung des Kaisers, die PP. *Barros* und *Beauvolier* nach Rom, um daselbst ihre Sache zu verfechten; unglücklicher Weise aber litten diese Schiffbruch, und fanden ihr Grab in den Wellen. So dauerte der Streit noch lange fort, indem bald die Ceremonieen der Chinesen in Rom verworfen, bald gebilligt wurden, bis ihn endlich Benedict XIV endigte, und dieselben in einer Bulle vom Jahre 1742 öffentlich verdammte. — Auf diesen Streit nun bezieht sich auch der offene mandshuisch-chinesisch-lateinische Brief des Kaisers *Kang-hi*, den Hr. *v. M.* gegenwärtig chinesisch und lateinisch, nebst der Interlinear-Übersetzung des P. I. *Koegler*, herausgegeben hat.

Rec. besitzt ebenfalls ein Exemplar des zu Peking gedruckten Originals, welches unter die zu Canton ankommenden Europäer vertheilt wurde. Es ist auf einen grossen Bogen chinesisches Baumwollen-Papier mit zinnoberrother Farbe gedruckt, und mit einem anderthalb Zoll breiten Rand, der mit Drachen und anderen mystischen Figuren, als Reichswappen, ausgefüllt ist. Die Charaktere sind sehr sauber gearbeitet; zur Linken steht der mantshuische Text in 12 Columnen, in der Mitte die chinesische Übersetzung in 13 Col., welche Hr. *v. M.* sehr genau hat nachstechen lassen, und zur Rechten die lateinische in 13 Zeilen, nebst der Unterschrift von 16 Missionarien, grösstentheils Jesuiten; diese lautet folgendermassen:

Nos Itoury, Voamtaohoa, Tchaoticham, Aulae Ouintien et ejusmodi ubi libri conficiuntur, locorum Mandarini, obedientes reverenter Imperatoris mandato, ad omnes qui ex Europa appulerunt, scribimus.

Anno Kam-hi 45 (1706) P. P. Ants. Barros et Ants. Beauvolier: anno Kam-hi 47 (1708) P. P. Joses. Provana et Raymondus de Arxo de mandato Imperatoris in Europam missi sunt. Multis ab hinc annis non modo nullum responsum venit, unde verum a falso discerni non potest, sed etiam confusi rumores afferuntur. Idcirco Moscovitis rursus tradita est epistola deferenda, quam veresimile est pervenisse. Certe quidem cum homines a nobis missi redierint, et negotia omnino clara fuerint, tunc adhiberi fides poterit. At nisi homines a nobis missi revertantur, deerit verum fundamentum: et etiamsi quaecunque epistolae vel nuntia venerint, omnino credi non potest. Et veriti ne litterae penetrare non possint, has scribimus: his versio Europaea adjiciatur: omnia typis mandentur: Proregis Cantoniensis sigillo muniatur: non autem claudantur: plurimaque Exemplaria omnibus recenter advectis Europaeis distribuantur, quae ipsi secum asportent. Datum An: Kam-hi 55 (1716) 9a Lunae die 17a (Octob. 31).

De Mandato Imperatoris subscripsimus.

Hier folgen nun die obenerwähnten Unterschriften der 16 Missionäre. Was aber die Interlinear-Übersetzung anbetrifft: so ist sie mehr eine Erklärung jedes einzelnen Charakters, als eine genaue Übertragung des Sinnes, und würde für die Anfänger in der Sprache ziemlich brauchbar seyn, wenn die chinesischen Worte richtiger und nach einer bestimmten Schreibart ausgedrückt, und ihnen die Accente beygesetzt wären. Dem Ganzen hat Hr. *v. M.* noch einige unbedeutende Anmerkungen beygefügt, die sich hauptsächlich auf die unterschriebenen Namen beziehen.

Hierauf folgt ein *Status Missionis Sinensis Jesuitarum ab a. 1766 ad a. 1800*, der manche recht hübsche Notizen, aus Briefen der Missionarien an den Vf., enthält. Diesem schliesst sich ein *Catalogus libror. math., physic. et philosophicorum, sinice script. et editorum a Miss. Soc. Jesu*, an, der aber sehr unvollständig ist, und nicht einmal alles, in Europa bekannte, enthält. So fehlt z. B. *Typus eclipsis solis anno Chr.* 1669 *Imper. Kăm-hȳ VIII, die primo Lunae IV i. e. d. 29mo Aprilis ad Meridianum Pekinensem; nec non imago adumbrata diversorum digitorum in singulis Imper. Sin. provinciis observatorum. Auct. P. Ferd. Verbiest S. S. in Regia Pekinensi Astronomiae praefecto*, welcher zu Pĕ-king Chinesisch-Mantshuisch erschien. Auch von *Adam Schall* fehlen mehrere bekannte Werke. Überhaupt scheint Hr. *v. M.* die Quelle, aus der er diesen Katalog geschöpft hat, absichtlich zu verheimlichen, um sich das Ansehen eines grossen chinesischen Literators zu geben; sie ist der *Catalogus Patrum Societatis Jesu, qui post obitum S. Franc. Xaverii usque ad An.* 1681 *in Imp. Sinar. fidem propagarunt* 1686, 4to. denn das Wenige, was er aus *Fourmonts Grammatica Sinica* hinzugefügt hat, ist ebenfalls nicht neu, und unbeträchtlich. — S. 37 irrt der Vf., wenn er glaubt, das 18 Jahr der Kang-hў sey 1674, dieser Kaiser bestieg den Thron 1662, es ist also 1680. — S. 40. Ob das Buch *De Pictura*, welches im *Catal. Patr. Soc. Jesu* S. 15 unter den Schriften des P. *Sambiasi* aufgeführt wird, die Hoâ-tă (*Responsio de Pictura*) sey, die sich auf der pariser Bibliothek befindet, ist gar nicht ausgemacht.

S. 41 geht ein neuer Abschnitt, betitelt *Notitiae Sinicae*, an, der allerley enthält, was auf die Fortschritte

der chinesischen Literatur in Europa Bezug hat, aber leider von Unrichtigkeiten wimmelt, von denen Rec. nur die vornehmsten bemerken will. S. 42 sagt Hr. *v. M.* in der Anmerkung c) *Quatuor enim sunt libri (Sou chou) qui vulgo Confucii libri adpellantur, constituuntque simul quintum librum των Ou-king s. quinque librorum sacrorum.* Diess ist aber ganz falsch, die Ù-king (im Deutschen pflegt man nicht Ou-king zu schreiben) sind das Yĕ-king, Shū-king, Shiking, Li-kí und Tshǔn-thiěn, aber nie werden die vier Bücher des Confucius dazu gerechnet. — S. 46 verwechselt er das bekannte Wörterbuch *Hái-piěn* mit dem *Kang-hi-tsé-tiēn*, da doch jenes, welches fast ein bloser Katalog aller chinesischen Charaktere ist, unter der Regierung des Kaisers *Hông-vù* († 1398) von *Tshing-gin* gesammelt wurde, dieses hingegen, welches ein wirkliches kritisches und sehr weitläuftiges Lexikon ist, auf Befehl des Kaisers *Kang-hў*, von der Akademie *Hàn-lin* verfasst und im J. 1717 herausgegeben wurde. Es besteht auch nicht, wie Hr. *v. M.* glaubt, aus 121 Bänden, sondern nur aus 40. — S. 48 wird *Josept de Guignes* unverdienter Weise von dem Vf. als ein groser Kenner der mantshuischen Sprache ausgegeben. Zwar hatte dieser vortreffliche Gelehrte sehr gründliche Kenntnisse in mehreren orientalischen Sprachen, vorzüglich im Chinesischen, aber mit der Sprache der Man-tshu hat er sich nie beschäftigt, auch wurde sie erst in seinem späten Alter durch *Amiot* und *Langlès* in Europa bekannter. Unter seinen Schriften sind vergessen *Le Chou-king* 1772. 4to und *Memoire sur l'origine des Huns*, *Paris* 1748. 8to. u. m. a. — S. 49. Die von *Titsringh* mitgebrachte japanische Encyklopädie, deren *Hager* erwähnt, führt den Titel *Sān-tsâi-tu* und nicht wie Hr. *v. M.* meint *Xáng-pǐn-hi-chǔn*; diess ist die Aufschrift eines Theekiste (!!!) — S. 53. Die beiden Charaktere *Tshûng-ting* (nicht *Tshung-ki*) bedeuten *duplici commentario instructum*, und nicht *duplex collectio*. Der Vf. des auf derselben Seite angeführten botanischen Werks *Pèn-çaò-kāng-mŭ* ist *Li-shi-tshing*, diesen scheint Hr. *v. M.* nicht einmal zu kennen. Den Beschluss des Ganzen macht eine Notiz dieses Werks und eine Vergleichung der chinesischen vierfüssigen Thiere mit dem *Linné*, wozu eine Holzplatte mit den ziemlich gut gravirten Charakteren derselben gehört. — Mit ruhiger Selbstgenügsamkeit blickt der Vf. nochmals sein Werkchen an, und schliesst mit dem Horazischen *si quid novisti rectius istis etc.*, welches vielen gehaltlosen Schriften zur Brustwehr dienen muss, da immer dem Leser, auf eine humane Art, die Erlaubniss ertheilt wird, mehr zu wissen, als der Vf. weiss. Überhaupt sollte doch niemand Beyträge zur chinesischen Literatur liefern wollen, dem wenig Hülfsmittel mehr zu Gebote stehen, als *Fourmont* und *Bayer*, wie Hr. *v. M.* selbst S. 54 gesteht.

C. L. P.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök und Ruprecht: *Chrestomathia Syriaca maximam partem e codicibus manuscriptis collecta.* Edidit *Gustavus Knös.* 1807. VI S. Vorrede und 119 S. Text. 8. (1 Thlr.)

Dass Hr. *Knös* sich entschloss, nach *Michaelis*, *Kirsch*, *Grimm*, *Tychsen*, noch eine syrische Chrestomathie herauszugeben, war an sich wohl nicht überflüssig, da es den Liebhabern der syrischen Sprache doch immer erwünscht seyn muss, mehrere Handbücher zu haben, die sie zu ihrer Übung gebrauchen können. Allein nach solchen Vorgängern hätte man billig mehr von dem Herausgeber fodern und erwarten können. Schon der Titel enthält eine Unrichtigkeit, indem nur der geringste Theil dieser Chrestomathie aus Handschriften genommen ist. Die 4 ersten Stücke sind aus *Assemani's orientalischer Bibliothek*, das 5te aus *Barhebraei Chronicon* entlehnt, das 7te, welches Hr. Kanzleyrath *Tychsen* in Rostock dem Herausgeber mitgetheilt hat, steht auch schon abgedruckt in dem *Breviario feriali Syriaco SS. Ephrem et Jacob Syrorum*, *Romae* 1787. 8. *pag.* 2 *sqq.* Es sind also nur die übrigen drey Stücke, No. VI, VIII u. IX, ungedruckt. Nächstdem ist der Abdruck an vielen Stellen fehlerhaft, wodurch besonders Jünglinge, welche die Sprache erlernen wollen, und für die das Buch eigentlich bestimmt ist, leicht irre geleitet werden können. In dem ersten halben Bogen hat Rec. folgende Druckfehler angemerkt: S. 4 Z. 12. ܡܢܩܢܬܐ für ܡܢܩܢܬܐ. S. 5. Z. 2: ܘܗܘ ܕܟܡܐ für ܘܗܘ ܕܟܡܐ. S. 7. Z. 9: ܟܠܐ für ܟܒܠܐ. Z. 2, v. u. ܘܡܘܠܕܐ für ܘܡܘܠܕܐ. S. 8. Z. 13: ܘܡܪܕܐ für ܘܡܪܕܐ. Z. 16: ܕܦܠܓܐ für ܕܦܠܓܐ. Noch fehlerhafter ist das 7 Stück abgedruckt. Z. B. S. 55. Z. 6 steht ܡܘܪܒܢܐ für ܒܡܘܪܒܢܐ und ܡܪܒܢܐ für ܡܘܪܒܢܐ. Z. 8: ܠܡܘܣܠܝ statt ܠܡܘܣܠܝ. Z. 9: ܥܠܝܐ statt ܥܡܠܝܐ und ebendas. ܕܟܡܐ ܕܚܘܠܐ statt ܕܟܡܐ ܕܚܘܠܐ. Z. 10: ܕܟܡܐ ܕܪܘܚܐ ܕܪܘܡܐ statt ܕܟܡܐ ܕܪܘܚܐ ܕܪܘܡܐ. Z. 12: ܕܪܘܡܐ statt ܕܪܘܡܐ und ebendas. ܠܐܠܗܝܢ statt ܠܐ ܠܗܝܢ. Z. 13: ܐܠܗܘܬܐ statt ܐܠܗܘܬܐ u. s. w.

Endlich wird der Gebrauch dieser Chrestomathie für Anfänger noch sehr dadurch erschwert, dass derselben kein Wörterbuch beygefügt ist. Die grösseren syrischen Lexica sind selten in den Händen der Anfänger. Zwar verspricht der Herausgeber noch eine Übersetzung der *particularum ineditarum* mit kritischen und philologischen Anmerkungen, und ein *Glossarium* sowohl über diese als über die *Michaelis*'sche Chrestomathie nachzuliefern: aber es wäre, nach Rec. Meinung, besser gewesen, wenn ein genaues, sich blos über diese Chrestomathie erstreckendes Glossarium sogleich dem Werke beygefügt worden wäre. Die in demselben enthaltenen Stücke sind folgende: I. *Fata Nestorianismi in Persia.* II. *Thomae Margensis in historia monastica scribenda consilium.* III. *Eliae Episcopi Mucanensis memorabilia.* IV. *Sabarjesu Damasceni scholarum in Persia reformatio.* V. *Imperium Arabicum sub primis Chaliphis propagatum. E Barhebraei chronico.* VI.

Martyrum Homeritarum historia. E cod. Paris. VII. *Specimen Gazophylacii seu ritualis syr. Ms.* VIII. *Jacobi cujusdam carmen de Alexandro M. metro Jacobitico conscriptum. E cod. Paris.* IX. *Isaiae presbyteri carmen in Tamerlanum, metro Ephraemitico conscriptum. E cod. Paris.* Die beiden letzten, und bey weitem vorzüglichsten Stücke dieser Sammlung verdankt der Herausgeber dem Hn. *Sylvestre de Sacy* in Paris. *

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOTHA, b. Perthes: *Briefe über die bürgerliche Selbstständigkeit der Weiber.* Herausgegeben von *L. W. Weissenborn.* 1806. 216 S. 8. (18 Gr.)

„Diese Briefe sind zunächst darauf berechnet, das weibliche Geschlecht über seine Ansprüche auf bürgerliche Selbstständigkeit zu unterrichten, und demselben die Mittel anzuzeigen, durch welche es nach und nach aus der ungerechten Dienstbarkeit heraus zu kommen vermöge. — Auch mein eigenes Geschlecht wünschte ich für die Überzeugung zu gewinnen: dass der Zutritt der Weiber zu der Betreibung der bürgerlichen Geschäfte nicht nur rechtmässig, sondern auch nützlich sey, und wenn ich mein Geschlecht recht kenne, so dürfte es immer noch leichter durch den letzteren Grund bewogen werden, als durch den ersteren, den Weibern die Handhabung bürgerlicher Geschäfte zu gestatten." Also erklärt sich Hr. *W.* in der Vorrede über den Zweck seiner Schrift. Er ist ein bescheidener Mann, der „seinen schwachen Kräften" selbst nicht zutrauet, dass sie im Stande seyn werden, „die halsstarrigen Herren der Schöpfung von der Nichtigkeit ihrer Ansprüche auf die Alleinherrschaft in den bürgerlichen Verhältnissen zu überzeugen, und sie zu der Entsagung dieser Ansprüche zu bewegen!" Und in der That ist Rec. — es thut ihm Leid, es sagen zu müssen — gleichfalls der Meinung, dass durch ihn und sein Buch „der alte Process" wohl nicht entschieden worden ist; und doch kann Hr. *W.* ihm glauben, dass er, wiewohl er ein Mann ist, beym Lesen der Schrift nicht an sein Geschlecht gedacht, sondern lediglich an die vorgebrachten Gründe. Diese Gründe aber sind so bekannt und trivial, dass keiner etwas aus dem Buche lernen wird; denn der Hauptgrund, welchen Hr. *W.* für seine Clientinnen vorbringt, ist der, dass die Weiber eben sowohl vernünftige Wesen seyen, als die Männer, mithin u. s. w.

Nebenbey enthält die Schrift einen kleinen Roman; aber die Anlage desselben ist so schlecht, als die Ausführung; und schwerlich wird Hr. *W.* den Lesern durch die Entschuldigung genug thun, dass es ihm nur um Mittheilung seiner Ideen zu thun gewesen sey, und er deswegen die Form weniger beachtet habe. Er hätte sie einfach heraus sagen sollen ohne Roman; wollte er aber diesen nicht aufopfern, so hätte er auch die Darstellung für wesentlich halten sollen. — Es sind 4 Personen, die hier auftreten; 2 junge Männer und 2 junge Damen: Hr. Robert kommt nur einmal. Der eine Mann, Eduard, und das eine Mädchen, Emma, sind ein Paar Wesen, so tugendhaft, als die Kantisch-Fichtische Moral nur seyn kann. Sie sind es, welche die Sache der Weiber führen, und diesen alle Rechte der Männer vindiciren, darum weil das Recht ist; sie sind bereit, Alles dafür zu opfern und zu thun, unbekümmert, ob es nützlich oder schädlich ist: wie kann man darauf sehen, wenn von Pflicht und Tugend geredet wird! Nebenbey sind sie sterblich in einander verliebt, aber aus purer Tugend lassen sie sich nichts gegen einander merken; und wenn Eduard endlich den Schritt thut, von seiner Liebe zu reden, da geschieht es mit einer Tugend und mit der Beredsamkeit des Marquis Posa, dass man seine Freude darüber hat. Aber es ist auch natürlich, also zu einem Mädchen zu reden, dessen drittes Wort *Grundsätze* ist, und *Pflicht* und Wahrheit. Welch' eine Rigoristin diese Emma sey, mag man daraus beurtheilen, dass sie sich, im Fall jemand mit blossem Schwerd einen anderen verfolgte, der sich in ihr Haus geflüchtet hätte, mit *Fichte* in die Thüre stellt, und dem Wüthenden, der sie fragt, wo der Flüchtling geblieben sey? — keck heraus erklärt: sie werde es ihm nicht sagen; sie wisse es, aber er müsse sich durch ihre Ermordung den Weg zu ihm bahnen. — Der andere junge Mann, Wilhelm, ist Doctor beider Rechte, und dazu da, jenem Eduard das Widerspiel zu halten. Ihm geht nichts über einen trocknen Spass; aber er ist nachgiebig gegen Eduards Weisheit, wiewohl er ungebessert bleibt. Denn er will seiner Braut, Henriette, dem anderen Mädchen, gar das nicht gestatten, was Eduard und Emma wollen. Die Henriette ist ein gutes Kind, aber Emma weiss ihr so lange zuzusetzen, bis sie auch ganz der Meinung ist, dass Alles unter Männern und Weibern gemeinschaftlich seyn sollte, diese sollen curiren, plaidiren, predigen, Schuhe machen u. s. w., jene in die Küche gehen. Eduard und Wilhelm schicken sich im Anfange einige Briefe. Dem letzteren aber wird das Ding bald zu langweilig; er bricht daher mit einer scherzhaften Ermahnung ab, dass Eduard doch kein Narr seyn solle, so lange mit der Liebeserklärung an Emma zurückzuhalten. Dann treten die beiden Mädchen auf, und jene verschwinden ganz. Die Hauptbriefstellerin ist Emma, die mit Eduard ein Erziehungsinstitut errichtet, und nun von ihren Zöglingen Bericht erstattet. Diese werden nun dahin gebildet, dass Weiber und Männer einander näher kommen. Henriette findet alles sehr lehrreich, was Emma sagt, und wiewohl sie „viel über Pestalozzi gehört und noch mehr gelesen hat:" so hat sie doch aus einigen unbedeutenden Äusserungen Emma's „mehr von ihm *erfahren*, als durch alles, was vorher Andere über ihn gesagt und geschrieben hatten." Das Ende ist die Heirath zwischen Eduard und Emma. Hr. Robert giebt dazu seine Einwilligung, nachdem er durch die Zöglinge ihres Instituts erfahren hat, dass ein jeder seine eigenen Begriffe von Glückseligkeit habe, und dass man ihn dabey lassen müsse.

Im Übrigen ist Hn. *W.* die Angelegenheit der Weiber „zu wichtig, als dass er je aufhören könnte, sich damit zu beschäftigen; und er ist geneigt, die ferneren Resultate seines Nachdenkens entweder als Fortsetzung dieser Briefe oder etwa in einer Zeitschrift dem Publicum mitzutheilen, wenn dieses es der Mühe werth findet, von ihm noch etwas über den Gegenstand zu hören, den er mit reiner Liebe und der innigsten Überzeugung ergriffen hat." Kt A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 OCTOBER, 1808.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin, b. Frölich: *Ernst Heinrich Ahlemann's*, ehemaligen Feld- und Garnison-Predigers zu Berlin, und nachherigen Stadtpredigers an der Hauptkirche zu St. Marien in Frankfurt an der Oder, *geistliche Reden*. Ausgewählt und nebst einer kurzen Biographie des Vfs. herausgegeben von *Wilhelm Traugott Krug*, ordentl. Prof. der Philos. zu Königsberg. 1805. XX u. 380 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Eine verständige Wahl der Hauptsätze und eine gewisse Herzlichkeit in der Ausführung derselben kann man diesen Predigten nicht absprechen. Auch ist das Bestreben des Vfs., unabhängig von äusserer Autorität, wahre Religion und Sittlichkeit in den Gemüthern seiner Zuhörer zu befördern, nicht zu verkennen. Aber um sich den hohen Grad von Verehrung und Ansehen zu erklären, in dem der Verstorbene, nach der Versicherung seines Freundes, bey Allen, die seine Vorträge hörten, stand, muss man sich nothwendig die Liebenswürdigkeit seines persönlichen Charakters und das Einnehmende seiner äusseren Beredsamkeit hinzudenken, wodurch er — ebenfalls nach dem Zeugniss des Herausgebers — sich ganz vorzüglich auszeichnete. Denn seinen Predigten selbst fehlt sehr viel, um sie über das Mittelmässige zu erheben. Zuerst vermisst man in ihnen nur zu häufig die so nöthigen logischen Vollkommenheiten eines zusammenhängenden Vortrags, Consequenz, Gründlichkeit und natürliche Ordnung der Gedanken. Der Vf. führt oft das gar nicht aus, was er im Thema ankündiget, beschäftiget sich so lange mit Nebengedanken, und selbst mit heterogenen, nicht zur Sache gehörigen Reflexionen, dass er darüber den Hauptgedanken beynahe ganz aus dem Gesicht verliert. So z. B. in der dritten Predigt, die das Thema abhandeln soll: „*Wie der wahre Christ selbst im Tode noch ein Menschenfreund ist und seyn kann?* 1) soll diese Frage beantwortet, und 2) das Gesagte durch das Beyspiel Jesu erläutert und bestätiget werden. Der Unzweckmässigkeit in der Haupteintheilung nicht zu gedenken, so ist auch die Beantwortung der Frage selbst so wenig befriedigend, dass derselben kaum einige Zeilen gewidmet sind. Desto weitläuftiger sind die ganz fremdartigen Betrachtungen, die der Vf. anstellt. Er fängt damit an, dass er über die falschen, unbilligen Urtheile klagt, die gute Menschen in der Welt zu erdulden haben. Hierauf untersucht er die Quellen, aus denen diese Urtheile entspringen, zeigt, dass sie theils von dem Stolz, theils von der mangelhaften Erkenntniss der Beurtheilenden herrühren, dass aber auch die Verkannten oft selbst daran Schuld sind, wenn sie nicht so geschätzt werden, wie sie es verdienen. Hieraus leitet er die Ermunterung ab, dass man behutsam in der Beurtheilung Anderer seyn müsse. Da aber diess — fährt er dann fort — so lange das Leben dauert, selten der Fall ist: so muss der gute Mensch um so mehr in seinem Tode zeigen, dass man sich in ihm geirrt habe. Ehe er aber diesen Satz ausspricht, streut er wieder eine ziemlich lange Bemerkung darüber ein, dass nicht jeder Rechtschaffene einen ruhigen Tod sterbe, so wie nicht jeder Bösewicht unter vielen Leiden des Körpers und Qualen der Seele seinen Geist aufgebe u. s. w. Wer hätte diess alles bey der Ankündigung des Themas erwartet? Eben diese Abschweifung von der Hauptsache, dieser ungeordnete Ideengang, diese oberflächliche Behandlung des Wichtigeren ist auch in den meisten übrigen Reden bemerkbar. Hiezu kommt zweytens, dass dem Vf. das, was den Adel und die Würde einer geistlichen Rede ausmacht, fast gänzlich fehlt. Zu dem erhabeneren Styl und Ton, zu dem der Kanzelredner sich erheben soll, und der gar wohl mit einer edeln Simplicität vereiniget werden kann, scheint der Verstorbene gar keine Fähigkeit gehabt zu haben. Seine Sprache ist mehr ruhig philosophirend, als durch eine kraftvolle Darstellung erwärmend. Selbst seine Gebete sind grösstentheils matt, und nichts weniger als ästhetisch zweckmässig; und es muss also durchaus mehr in seinem Äusseren gelegen haben, wenn er auf seine Zuhörer lebhafte Eindrücke machte. Um so deutlicher erhellet aus seinem Beyspiel, wie wichtig für einen Prediger sittliche Würde des Charakters und ein guter äusserer Vortrag sind, da diese Eigenschaften, selbst ohne besondere Rednertalente, schon allein sehr viel ausrichten, und also in Verbindung mit einer eindringenden Beredsamkeit um so wohlthätigere und heilsamere Wirkungen hervorbringen müssen.

D. K. N.

Leipzig, b. Barth: *Handbuch für Landprediger und Schullehrer bey den sogenannten Kinderlehren in den Kirchen, besonders in den Filialkirchen, enthaltend kurze Religionsvorträge für erwachsene Schulkinder mit Liederversen und katechetischen Wiederholungen.* Erster Th. 1808. 192 S. 8. (12 Gr.)

Diese Schrift, die nach dem Ideal der Gottesverehrung der leipziger Freyschule entworfen zu seyn scheint, entspricht ganz ihrem Zwecke. Die Vorträge sind fasslich, einleuchtend, gefällig und herzlich. Die Liederverse sind wohlgewählt, und zum grössten Theil aus den vortrefflichen christlichen Religionsgesängen für die Freyschule in Leipzig entlehnt. Die Gebete sind kräftig, die Katechisationen zweckmäfsig, und der ganze Vortrag ist möglichst kurz eingerichtet — ein nothwendiges Erfodernifs einer solchen religiösen Übung, wenn sie die Aufmerksamkeit der Jugend und des Landvolks nicht ermüden soll. Der Vf. hat dabey nicht nur die Absicht, zu belehren, religiöse Gefühle zu wecken und zu beleben, und überhaupt ächte Religiosität zu befördern, sondern auch vorzüglich die Jugend auf die Kanzelvorträge des Predigers vorzubereiten und dafür empfänglicher zu machen, weil er überzeugt ist, dafs die meisten Zuhörer die Predigten nicht gehörig benutzen, oft auch nicht einmal recht verstehen (so fafslich sie auch übrigens seyn mögen) oder die nöthige Aufmerksamkeit ihnen widmen, weil sie nicht von Jugend auf dazu geleitet sind. Und wer wollte ihm hier nicht beystimmen, da es aufserdem beynahe unerklärbar ist, warum die Zuhörer, auch sogar die Gebildeten, gemeiniglich so wenig aus der Predigt behalten, und oft nicht einmal sagen können, wovon eigentlich gepredigt worden ist, vielweniger dafs sie sich über die Ausführung der abgehandelten Sache erklären und verbreiten sollten. Es war daher eine sehr gute Übung unserer christlichen Vorfahren, die ihre Kinder nach der Kirche zu fragen pflegten, was sie aus der Predigt gelernt hätten, und sie ermunterten, darauf aufmerksam zu seyn; und die Schullehrer selbst mufsten die Jugend dazu anhalten, und mit ihnen, wie man zu sagen pflegte, die Predigt repetiren. Diese gute Sitte ist, wie viele andere, zu unseren Zeiten gröfstentheils aufgehoben worden. — Daher aber auch der wenige Nutzen öffentlicher Vorträge für unsere Zuhörer. Übungen von der Art, als in dieser Schrift enthalten sind, müssen also dem guten Geiste des Zeitalters sehr willkommen seyn, und die Hoffnung in ihm wecken und beleben, dafs, wenn diese Übungen nach und nach allgemein und anhaltend fortgesetzt werden, die jungen Christen nicht nur verständiger und an religiösen Kenntnissen reicher, sondern auch mit den öffentlichen Vorträgen überhaupt vertrauter werden, und sich dadurch in Stand gesetzt sehen, mehr, als bisher gewöhnlich war, daraus zu profitiren, und also für religiöse Tugend und Sittlichkeit besser erzogen und gebildet werden. Die Vorträge handeln von dem hohen Werth der christlichen Religion; vom Frühlinge, als einem lehrreichen Bilde der Jugend; von der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes in seinen Werken; von den Empfindungen und Gesinnungen, welche die Erkenntnifs in uns hervorbringen mufs (soll); von dem Aberglauben; von der Tugend der Arbeitsamkeit; von der Sorge für die Gesundheit; vom Gebet und den grofsen und segensreichen Wirkungen eines Gott wohlgefälligen Gebets. Die katechetische Wiederholung dieser Vorträge ist blofs eine in Fragen und Antworten abgefasste geschickte Zergliederung der vorgetragenen Sachen, und der Vf. konnte und wollte sich hier nicht in sokratische Erklärungen einlassen, die den Faden nur zu oft zu weit ausspinnen, und mehr zum Denkenlernen, als öffentliche Erbauung zu befördern, geeignet sind. Rec. würde zu solchen sokratischen Katechisationen in der Kirche nie rathen, wo man blofs Belehrung und Erbauung sucht. Sie gehören in die Schulen, müssen aber auch da ihr Mafs und Ziel haben, damit nicht, bey dem ewigen Erklären und Zersplittern der Begriffe, der Verstand mehr zum Grübeln als zum Denken und praktischen Wirken geleitet, und an reellen Kenntnissen vielleicht leer gelassen werde. Doch ist zu wünschen, dafs geschickte Lehrer die entworfenen Fragen nach Beschaffenheit der Umstände verändern, und so die Kinder und Erwachsenen auch zu einigem freyem Nachdenken und zu einer möglichst gründlichen Vorstellung der Sache mit anleiten. Überdiefs würde das Mechanische der Fragen und Antworten den Zuhörern selbst widrig seyn, und etwas Verabredetes verrathen. Doch dürfen die Nebenfragen nicht ausschweifend seyn, und der Faden mufs so bald als möglich wieder angeknüpft werden. Über den Gebrauch dieser Vorträge hat sich der Vf. hinlänglich und befriedigend erklärt, und Rec. wünschte, dafs der Raum die trefflichen Bemerkungen aufzunehmen erlaubte. Doch wünschten wir auch darüber ein Wort zu lesen, wie auch Prediger von diesen Vorträgen und Katechisationen Gebrauch machen könnten. Sollen sie dieselben ablesen! Wie erniedrigend für sie! Und würde das die Gemeine auch gerne sehen? Und wie bequem würden sich dann die Herren ihre Arbeit nicht machen? Wiewohl es tausendmal besser wäre, wenn der Prediger eine fremde gute Predigt, als eine eigene schlechte abläse. Vielleicht sollen sie für Prediger nur ein Wink und Fingerzeig seyn, wie sie etwa die Sache anzugreifen hätten, und ihnen wenigstens einigen Stoff und einige Form zu ihren Arbeiten liefern. Diefs wünscht Rec. und ersucht den Vf., diese sehr nützliche Arbeit mit Liebe fortzusetzen, und glaubt ihm in voraus den Dank aller derer, die davon Gebrauch machen, versichern zu dürfen. Es sind vielleicht Kleinigkeiten, wenn wir bemerken, dafs hie und da die Religion mit der christlichen verwechselt ist, dafs die jugendlichen Freuden zu schön *geschildert* sind, u. auf die dabey, selbst in den Herzen der Jugend, bisweilen aufsteigenden Zweifel, besonders aus ihrer grofsen, obgleich für sie wohlthätigen, Einschränkung zu wenig gerechnet ist, und dafs in einem Gebete der Ausdruck vorkommt: *wir Kinder.* Kann sich der Lehrer auch unter die Kinder mit zählen?

Φ.

Rinteln, b. Steuber: *Menschenleben und Schicksal, Tod und Unsterblichkeit.* Zwölf Predigten nebst zwey Anhängen und einer Friedenspredigt. Von *J. W. Wolfrath,* Doct. d. Theol. u. der Philos., erstem Professor der Theologie wie der Geschichte, Consistorialrath und Superintendent d. Grafschaft Schaumburg. 1808. 208 S. kl. 8.

Diese Predigten sind ein Nachtrag der vom Vf. schon

im J. 1785 u. 1787 herausgegebenen Predigten *über die Bestimmung des Menschen zum ewigen Leben, und die Aussichten in die unsichtbare Welt.* Die hohe Wichtigkeit dieser schon so oft behandelten Gegenstände veranlasst zu grössern Foderungen an religiöse Vorträge über sie, und läfst erwarten, hier manche neue, erhebende Ansichten derselben, manche tiefer geschöpfte Bemerkungen aus der religiösen Betrachtung des Menschenlebens zu finden. Diese Erwartung findet man zwar durch obige Predigten nicht ganz befriedigt: allein sie werden demungeachtet, wie wir ihnen auch wünschen, dankbare Leser finden, die Erbauung und Rührung aus ihnen schöpfen. Das allgemeine Interesse der auf dem Titel bezeichneten Gegenstände wird viele auf sie aufmerksam machen, und die bilderreiche, warme Sprache, die vorzüglich beabsichtigte Rührung des Gefühls werden sie Vielen empfehlen. Die Zahl dieser Vorträge läfst sogleich urtheilen, dass sie nicht ein zusammenhängendes Ganzes bilden sollen, in welchem das Wichtigste über jene Materie in einiger Vollständigkeit behandelt wäre. Der Vf. hat also nur zwölf gehaltene Predigten, die in einiger Verwandtschaft des Inhalts standen, unter obigem Titel zusammengefasst. Wir theilen ihre Hauptsätze und einige kritische Bemerkungen mit. I. *Das Menschenleben auf der Erde, gleich einem schnellen Gedanken.* Nach Psalm 90, V. 9, 10. II. *Das Menschenleben auf Erden ist gleich einem Morgentraum.* Nach Psalm 90, V. 3—6. III. *Der Frühling in der Natur, ein Bild des Menschenlebens.* Nach Psalm 103, V. 15. IV. *Der Herbst in der Natur, ein Bild des Alters im Menschenleben.* Nach 1 Petr. 1, V. 24. Wir wundern uns, dass es dem Vf. nicht sehr misslich erschien, Vergleichungen, von denen auch die ausgesuchtesten hinken, zumal so speciell wie die beiden ersten, in ganzen Predigten durchzuführen. Zur Verdeutlichung und Belebung des Vortrags, und zur Erhöhung der Rührung, mag eine flüchtige Vergleichung als Bild ihre Wirkung erreichen. Wird aber die Vergleichung so weit ausgesponnen, dass die einzelnen Züge des Bildes aufgeführt und praktische Folgerungen aus ihnen gezogen werden: dann tritt das Hinkende gar vielfach und stark vor das Auge. Überdiess scheinen uns die Vergleichungen in den beiden ersten Predigten unglücklich gewählt, und nöthigen den Vf. zu einer künstelnden Behandlung. Wie kann man so unbedingt ohne Einseitigkeit und Übertreibung darthun wollen, das Leben gleiche in seiner *schnellen* Flüchtigkeit und in seinem grossen entscheidenden Gewichte einem schnellen Gedanken? Wie kann man das, was einen Augenblick des Lebens ausfüllt, zum Vergleichungspunct für das Leben selbst machen? Wie wird das Leben, anstatt es in seinem bedeutenden Gewichte darzustellen, herabgewürdigt, wenn man es mit einem Gedanken vergleicht, deren es im Leben so viele Millionen höchst unbedeutende giebt? V. *Eine weise Berechnung der unmerklich schnell entflohenen Vergangenheit mit der unabsehlich scheinenden Zukunft.* Nach 1 Chron. 30, 15. VI. *Zeiten im Menschenleben, wo wir fühlen, wie viel die Religion uns werth ist.* Joh. 6, V. 66—68. VII. *Die Weisheit des Christen, unabänderliche Unannehmlichkeiten gelassen zu ertragen.* Im ersten Theile soll gezeigt werden: dass sie pflichtmäfsig und unentbehrlich sey; allein es wird nur bewiesen, dass eine ungeduldige Ertragung jener Unannehmlichkeiten thöricht, gefährlich und strafbar sey. VIII. *Das irdische Leben des Weisen und Edeln schon als ein Theil seiner himmlischen Unsterblichkeit.* 2 Cor. 5, 4—9. Wir erwarteten hier vergeblich eine höhere Ansicht des Gegenstandes, der im Hauptsatze richtiger bezeichnet seyn sollte. Die Ausführung enthält das Gemeine. *Künftige* Unsterblichkeit *des Geistes*, und *sterbliche* Irrthümer, Vorurtheile, Übereilungen, Verirrungen u. s. w., sind unbequeme Ausdrücke. IX. *Das gefühlvolle Andenken an unsere vollendeten edeln Freunde ist ein sehr wirksames Mittel zu unserer grösseren Vollendung.* Ebr. 13, 7. X. *Je weiter vom Tode, desto dringender ist die Ermunterung zu einem weisen, edeln, gemeinnützigen Leben.* Matth. 24, 42, 44, 47. Es ist sehr schwer, die sonderbare Verbindung dieser beiden Sätze einzusehen; sonst glaubte man aus dem Gedanken an die Nähe des Todes eine solche Ermunterung ziehen zu können. Eigentlich sind wohl beide Arten der Ermunterung ein dürftiger Behelf der Kanzelmoral. Weniger noch begreift man den Inhalt des ersten Theils: *je weiter wir uns vom Tode entfernt halten, desto näher sind wir ihm vielleicht*; am wenigsten wie die Ausführung dreymal den Satz aufführen kann: *je weiter* du dich vom Tode glaubst, *desto* näher stehst du ihm. So sollte man ja verlangen, dass die Menschen sich dem Tode recht nahe dächten (was weder der Moralität noch dem Weltbesten zuträglich seyn würde); dann fiele aber obige Ermunterung, und mit ihr der ganze Inhalt dieser Predigt hinweg. Der homiletische Fehler, aus speciellen Fällen allgemeine unbedingte Sätze zu ziehen, findet sich in diesen Predigten häufig. S. 156: „Gottes Hand drükt das Siegel auf deine Gruft, bis es die Stimme des Richters am Weltgerichte eröffnet, und allen versammelten Geschlechtern kund macht: du hast lange genug gelebt; denn du hast wohl gelebt," ist eine sehr sinnliche Vorstellung. XI. *Das furchtbare, traurige, und rührende Denkmal des Todes eines Lasterhaften, eines spät Gebesserten und eines Frommen.* Luc. 23, 39-43. XII. *Die sanfte Tröstung am Grabe der Unsrigen: Sie kommen nicht wieder zu uns; aber wir kommen zu ihnen.* 2 Sam. 12, 22, 23. — Die beiden Anhänge enthalten: *Jesu Abschied von der Erde.* Ein Passions-Oratorium, als Text zu einer Kirchenmusik für eine etwanige Composition, und *Inschriften auf Särge und Grabmäler.* V. Pf.

Frankfurt a. M., b. Eichenberg: *Predigten an vaterländischen Festen* gehalten, von *Maximilian Friedrich Scheibler*, evang. luth. Pred. zu Montjoie. Zum Besten eines Unglücklichen, der durch den Krieg gelitten hat. 1807. 110 S. 8.

Erwartungsvoll nahm Rec. diese, schon durch ihre Überschrift anziehenden Predigten in die Hand, und muss, nach wiederholter Lesung derselben, eingestehen, dass seine Erwartungen nicht unbefriedigt geblieben sind. Diess Bändchen enthält *vier* Predigten. 1. *Am Geburtstage Napoleons I.* über 1 Timoth. 2, 1—5. *Von dem Werth der Fürbitte christlicher Unterthanen für ihre Regenten.* 2. *Nach dem Siege bey Friedland*, über Ps. CXVIII, 15. 16. *Wie unsere*

Freude über den letzten grossen Sieg unseres Regenten beschaffen seyn müsse, wenn sie eine würdige Freude seyn soll. 3. *Am Dankfeste wegen des tilsiter Friedens*, über Pf. XLVI, 9—12. *Wozu das stille Nachdenken über die wieder eingetretene Ruhe uns ermuntern soll.* 4. *Bey der ersten Feyer des auf den ersten Sonntag im September festgesetzten allgemeinen Busstags*, Jesaias I, 13—17. *Was sollen öffentliche christliche Busstage seyn?* — Was die Behandlung des in vielfacher Hinsicht wichtigen Stoffes selbst betrifft, so hat dabey der Vf. die Würde des Gegenstandes, über den er sprach, eben so weislich berücksichtiget, als die Würde des Orts, an dem er sprach. Alles gewinnt bey ihm eine religiöse Ansicht, überall gehen die feinsten moralischen Reflexionen hervor; und wenn er dabey auch die Gelegenheit, von der er redet, nie aus dem Gesicht verliert, so hält er sich doch immer in einer gewissen Entfernung davon, um die durch sie erweckten ächt christlichen Empfindungen desto freyer aussprechen und mittheilen zu können. Da der Ton dieser Predigten nicht sowohl panegyrisch als didaktisch ist: so haben sie freylich nicht den Schwung, den sie nehmen könnten, und den der Vf. ihnen zu geben fähig war; aber ein warmes und erwärmendes Gefühl für alles Wahre, Grosse und Gute, eine reine Humanität und vorurtheilsfreye Würdigung alles Irdischen wehet uns in denselben an, und theilt sich uns durch die reine, edle, ächt rednerische Sprache und logische Ordnung, in der alles vorgetragen wird, nur schneller mit.

Unvermeidlich waren, bey der Ähnlichkeit des Stoffs, in der zweyten und dritten Predigt Wiederholungen, wie S. 48. 49, desgleichen 72, 73 und anderwärts vorkommen. In der Eintheilung der zweyten Predigt: „Unsere Freude über den letzten grossen Sieg ist eine würdige, wenn sie 1) durch Theilnehmung an den Schicksalen der Besiegten gemässiget, 2) durch Dankbarkeit gegen Gott geheiliget, 3) mit Vertrauen auf ihn verknüpft, 4) durch Wohlthätigkeit gegen unsere Mitbürger sich äussernd, 5) zum ehrenvollen Sieg über uns selbst anfeuernd, und 6) zur muthigen Bekämpfung der inneren Feinde unserer bürgerlichen Wohlfahrt ermunternd ist, stände wohl 1 füglicher nach 3. Wahrscheinlich aber vergegenwärtigte dem Vf. sein menschliches Gefühl die leidende Menschheit zuerst. In der vierten Predigt konnte nach *Zollikofer* und *Reinhard*, die eben diesen Stoff trefflich behandelt, nichts Neues gesagt werden. Was S. 86 ff. von der Erwartung eines allgemeinen, ewigen Friedens gesagt wird, ist zwar herzlich gut gemeint; aber wenn wir die Geschichte der Welt und den Geist unseres Zeitalters befragen, doch wohl nur ein süsser, menschenfreundlicher Traum. rf.

Hannover, b. Hahn: *Betrachtungen für Confirmanden zur Vorbereitung auf die Confirmation*, von G. C. *Breiger*. 1805. 237 S. 8. (8 Gr.)

Die Schrift des Vfs. kann in den Händen solcher Confirmanden, die einen guten Unterricht genossen haben, theils zur Wiederholung des erhaltenen Religionsunterrichts, theils zur Erbauung und Belebung eines guten Sinnes sehr wohl dienen; obgleich zur letzteren Absicht hie und da mehr Wärme, mehr eindringende Sprache, mehr Einfachheit, mehr Leben und Geist zu wünschen wäre. Die Materialien sind zweckmässig gewählt, und für solche Confirmanden, die sich nicht durch einen bis jetzt noch ungewöhnlichen und seltenen Grad von Bildung auszeichnen, wird man nicht leicht einen beherzigungswerthen Gegenstand vermissen. Die Einleitung handelt von dem Begriff, Ursprung, Zweck und Nutzen der Confirmation. Hierauf wird die Frage beantwortet: wie muss man sich auf die Confirmation vorbereiten? Diese Abhandlung giebt reichen Stoff zum Nachdenken. Dann folgen drey Reden an Confirmanden einige Tage vor der Confirmation. Die erste stellt den Confirmationstag als *den Scheidepunct der Kindheit und der Jugend* vor; allein die angegebenen Gründe stehen in zu geringer Beziehung auf die höhere Angelegenheit dieses Tages. Vor allen hätte wohl die Ursache angeführt zu werden verdient, dass von diesem Zeitpunct an mehr eigene Verantwortlichkeit auf den Confirmanden liege. In der zweyten Rede sagt der Vf. S. 47: „eure Eltern und Lehrer lehrten euch (bisher) nicht bloss was ihr glauben und thun solltet, sondern sie suchten euch auch die Gründe vorzulegen, warum ihr es glauben und thun müsstet, damit ihr diese Gründe selbst prüfen und zur eigenen, festen Überzeugung gelangen könntet. *Diess alles war für eure Kinderjahre nöthig; aber diess alles ist nun in gewissem Sinne beendigt.* So scheint es Rec. nicht. Kinder sind noch am wenigsten fähig, jene Gründe zu fassen u. s. w. Erst die reifere Jugend von der Confirmationszeit an ist zu dem Gesagten geschickt. In der dritten Rede S. 59 ff. (über die Wichtigkeit des Confirmationstages, als *des Tages, an dem man sein Religionsbekenntniss ablegt*) ist für Confirmanden, auf die das Ganze berechnet ist, die Fülle der Gedanken unfehlbar zu gross, und der Mangel an kraftvoller Simplicität um so bemerkbarer, je mehr dieselbe gerade hier erfoderlich war. In der darauf folgenden Abhandlung wird mit Erwägung der dabey obwaltenden Schwierigkeiten gezeigt, „*in wiefern man ein Glaubensgelübde auf sein ganzes Leben mit gutem Gewissen ablegen könne?*" Allein wenn der Prediger ein wahrhaft aufgeklärter und ächt religiöser Mann ist: so wird er seine Confirmanden auf gar nichts Schwieriges verpflichten. Der 7—10te Abschnitt enthält eine sehr zweckmässige Anleitung zur stillen Selbstprüfung; und der 11 und 12te fromme, in Gebet übergehende Betrachtungen am Morgen des Confirmationstages und bey der Feyer des Gedächtnisses Jesu. Neue, originelle Ideen würde man in diesen Betrachtungen vergeblich suchen; auch werden sich die, welche in religiöser Hinsicht auf *Schellings* oder *Fesslers* Standpunct stehen, durch den prosaischen Vortrag des Vfs. nicht befriedigt finden; aber darum kann ihm das Verdienst, das er sich um eine gewisse Classe von jungen Menschen, wie man sie grösstentheils in sogenannten gebildeten Familien findet, erworben hat, gewiss nicht abgesprochen werden.

D. K. N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 OCTOBER, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Amsterdam u. Kölln, b. Hammer: *D'Alembert à Fréderic II sur le demembrement de la Pologne.* Prédiction accomplie d'un contemporain temoin oculaire des deux premiers gouvernemens Saxons en Pologne. 1808. XLII u. 184 S. kl. 8. (1 Thlr.) Mit einer zur Seite stehenden deutschen Übersetzung.

Hr. D. *Karl Fischer* zu Jena ist Herausg. der vorliegenden Schrift, welche seiner Angabe zufolge von einem Unbekannten, wahrscheinlich einem Franzosen, herrührt, dem Vf. mehrerer anderer handschriftlichen Aufsätze über Polen zur Zeit der ersten Theilung (die sich gleichfalls in den Händen des Herausgebers befinden), welcher sich 40 Jahre lang in Polen aufhielt, und seinen Landsmann *d'Alembert* wegen eines Friedrich II über die erste Theilung von Polen abgestatteten Glückwunsches rechtfertigen wollte. Der Titel der Schrift scheint Rec. sehr unpassend gewählt, indem man dadurch verleitet wird, etwas ganz anderes zu erwarten, als man wirklich findet. Die Prophezeihungen, auf welche hier angespielt wird, sind eine grosse Nebensache, und betreffen einige im J. 1776, der Zeit, wo wahrscheinlich der Vf. schrieb, gewagte Vermuthungen über das künftige Schicksal von Polen, welche schon damals sehr wahrscheinlich erscheinen mussten. Ein ungleich passenderer Titel wäre wohl: *Bemerkungen über den Zustand Polens bey seiner ersten Theilung, deren Vortheile und Nachtheile.* Diesem Aufsatze hat der Herausg. einen Auszug aus der Correspondenz Friedrichs II und *d'Alemberts* vorausgeschickt, zugleich auch als Anhang eine Untersuchng über den wahrscheinlichen Vf. des Aufsatzes nebst einer Anzeige der übrigen, von ihm herrührenden, Polen betreffenden Schriften hinzugefügt. Der Aufsatz selbst, auf den es hier allein ankommt, bewährt den Vf. als einen Mann, der mit vieler Kenntniss des Inneren des Landes warme Anhänglichkeit an den Thron, vorzüglich an den letzten unglücklichen König, Stanislaus Poniatowsky, verband. Jedoch beweist auch er, wie leicht eine einseitige Ansicht zu unrichtigen Urtheilen verleite. Das Gemälde, welches der Vf. von dem Zustande Polens bey seiner ersten Theilung entwirft, ist leider nur in allen seinen Zügen zu wahr! Die zahlreichste Classe der Nation, die Bauern in der drückendsten Knechtschaft, tyrannisirt von der hohen Geistlichkeit und dem hohen Adel, den eigentlichen Regenten des Landes, die zahlreiche Classe des niederen Adels roh und bereit zu allem, wozu die Grossen ihn zu brauchen für gut fanden, das Militär schwach und gänzlich desorganisirt, die Verwaltung der Gerechtigkeit verkäuflich, der Bürgerstand nur dem Namen nach vorhanden, dagegen aber desto mehr Juden, wechselsweise die Unterdrückten und die Unterdrücker — ein solcher Staat, aus solchen Bestandtheilen bestehend, konnte freylich, zumal seitdem das königliche Ansehen zu einem blossen Schatten herabgesunken war, der Anarchie unmöglich entgehen. Der Vf., durchdrungen von diesem Gefühle, tritt daher kühn als Vertheidiger der Theilung von Polen auf, sowohl in Beziehung auf die Nation selbst, welche dabey, wie er meint, unstreitig gewann, als auch, weil diese Theilung durch das politische System der nordischen Höfe sich sehr gut entschuldigen lasse. Mit Recht sucht der Vf. in der unklugen Eifersucht des Adels auf das königliche Ansehen, in der Begierde, dasselbe auf jede nur ersinnliche Weise zu schwächen, den Grund der Anarchie und des nachmaligen Falles von Polen. Diese Eifersucht war es, welche den Verfall der Finanzen und der Armee herbeyführte, indem man sich leider in Polen selbst mit der Hoffnung schmeichelte, die Eifersucht der benachbarten Mächte auf einander werde es nicht zulassen, dass eine derselben einen Theil von Polen an sich risse. Als Stanislaus Poniatowski den Thron bestieg, war die Anarchie in Polen schon sehr weit gediehen; Russland vorzüglich hatte sich schon seit längerer Zeit einen mächtigen Einfluss auf das Reich zu verschaffen gewusst, und nur die Theilung und Schwächung von Polen konnte nach unserem Vf. die übrigen benachbarten Mächte gegen die Gefahren sichern, welche ein in Anarchie und bürgerliche Unruhen versunkener Staat fürchten liess; die Erhaltung des politischen Gleichgewichts schien diess Opfer von ihnen zu fodern. Jedoch gesteht unser Vf., dass von einer anderen Seite betrachtet, das Betragen der theilenden Mächte höchst ungerecht erscheinen könne, dass diese Mächte allerdings Polen eine solche Verfassung hätten geben können, durch welche ohne eine Theilung doch der Zweck wäre erreicht worden, das Gleichgewicht zu erhalten und Polen als eine nützliche Scheidewand zwischen ihnen selbst zu gebrauchen. Er sucht dagegen die theilenden Mächte dadurch zu entschuldigen, dass nun einmal ein solches offenes legales Betragen dem Zeitgeiste nicht mehr angemessen sey, dass vielmehr allenthal-

ben die Selbstsucht den Sieg über die Billigkeit davon trage. Er hält es für einen grofsen politischen Fehler der theilenden Mächte, dafs diese nicht gleich Anfangs ganz Polen zertheilten, und so auf ein Mal jeden Zunder der Zwietracht vernichteten, der nachher noch zu wiederholten Malen Polen zum Schauplatze der blutigsten Gräuel gemacht hat. So viel Scheinbares diefs Räsonnement des Vfs. auch auf den ersten Blick haben mag: so wenig kann doch Rec. mit seinen Resultaten übereinstimmen. Er hält noch immer die Theilung von Polen nicht nur moralisch für eine nicht zu billigende Handlung, sondern ist auch fest überzeugt, dafs sie selbst aus dem Gesichtspuncte der Politik betrachtet, wenn man ja Moral und Politik einander entgegensetzen will, dem Scharfblicke der dabey interessirten Höfe wenig Ehre machte. Weit entfernt dazu zu dienen, das Gleichgewicht zu erhalten, war es vielmehr diese Theilung, welche ihm den ersten tödtlichen Stofs versetzte. Die ungestrafte Zernichtung einer grofsen unabhängigen Nation, bis dahin etwas Unerhörtes in der Geschichte des neueren Europas, mufste nothwendig zur Nachahmung reizen, und so die Basis des Systems des Gleichgewichts, rechtliche Gleichheit aller Staaten, zertrümmern. Eben so nichtig ist die Entschuldigung, die unser Vf. von dem eigenen Besten der Nation hernimmt, und von der Verbindlichkeit für die benachbarten Staaten, die Flamme der Zwietracht und der Kriege, welche beständig in Polen wüthete, zu ersticken, indem man von der Nation selbst keine Besserung habe erwarten können. Dafs dieser letzte Vorwurf vollkommen ungegründet sey, zeigt am besten die Constitution von 1794, ein rühmliches Denkmal der Weisheit und der Trefflichkeit polnischer Patrioten; eine Constitution, welche ungleich sicherer die Wiedergeburt der polnischen Nation bewirkt haben würde, als eine fremde und eben defshalb schon der Nation verhafste Cultur, welche ihr die theilenden Mächte, vorzüglich Preussen, zu geben bemüht waren.

Die deutsche Übersetzung des Herausgebers, welche dem französischen Texte zur Seite steht, ist, so weit sie Rec. verglichen hat, vollkommen treu, dabey zugleich gefällig und ohne alle Härte. Da, wo der Herausg. französisch schreibt, wird sein Styl zuweilen rauh und der deutsche Ursprung bemerkbar.

A. L.

Berlin, b. Maurer: *Von dem Einflusse des bedenklichen Verhältnisses zwischen Patronen und Predigern in ihre gegenseitige Stimmung und in die Moralität des grossen Haufens auf Pfarrstellen adlichen Patronats.* Allen würdigen Patronen und Predigern zugeeignet. 1806. X und 138 S. 8. (12 Gr.)

Ein kleines Buch; aber über ein nicht kleines Übel geschrieben. Wer kann den moralischen Schaden berechnen, welcher leider durch eine oft vorkommende Antipathie zwischen Landpredigern und ihren Patronen in Landgemeinden schon gestiftet worden ist! Ein alter ehrwürdiger Mann, der schon sich seine Grabstätte bezeichnet zu haben versichert, und dem man es anmerkt, dafs ihm Moralität und Religion am Herzen liegen, spricht hier aus langer Beobachtung, unparteyisch und wahr in drey Abschnitten. Der erste handelt von dem Verhältnisse zwischen Patronen und Predigern überhaupt; der zweyte zeigt die vielen Collisionen in diesem Verhältnisse; der dritte die üblen Folgen, die daraus für das gemeine Beste entstehen. Das öftere Verlangen der Patronen, der von ihnen versorgte Prediger soll nun nicht blofs dankbar, sondern ihnen ganz unterwürfig seyn; die Unmöglichkeit, den, welcher einmal neben ihnen am Orte unwiderruflich Platz genommen hat, seines Dienstes wieder zu entsetzen, wenn er späterhin misfällt; die Achtung, welche der Patron den durch den Staat geschützten Gerechtsamen des Pfarrers widerfahren lassen mufs; der leicht mögliche Neid, wenn die Gemeinde dem Pfarrer mehr Vertrauen und Liebe schenkt, als dem Patron; die entstehende Furcht vor den Einsichten des Pfarrers, wenn etwa der Patron gegen einen seiner Unterthanen die Grenzen der Billigkeit überschreitet; die Nachbarschaft der Ritterguts- und Pfarr-Ländereyen; die Aufhetzung von Personen, die sich bey dem einen oder dem anderen beliebt machen wollen; das veränderte Betragen des vorher bittenden Candidaten und des nun sein Amt mit Würde verwaltenden Religionslehrers; die Unklugheit und das schlechte Betragen mancher Prediger selbst; die oft vorkommende Unwissenheit und Religionsspötterey der Patronen, wohl gar verbunden mit öffentlichen Lastern — diese und noch andere Dinge rechnet der würdige Vf. zu den mannichfaltigen Collisionen. Freylich wenn Patron und Prediger das sind, was sie seyn sollen; wenn sie, die einander schon wegen des Umgangs auf dem einsamen Dorfe werth seyn müssen, sich in ihren Bemühungen unterstützen und in die Hände arbeiten: — Himmel, welche Summe des Guten kann da in einer Gemeinde bewirkt werden! Wer denkt hier nicht an den edlen Rochow auf Reckahn? Am Schlusse des Buches finden sich Vorsichtsregeln für den Prediger, deren Beobachtung jedem zu empfehlen ist. Die Sprache ist herzlich und eindringend; nur zuweilen voll von Wiederholungen. Wenn aber der Vf. S. 124 die Frage aufwirft: wie Männer, welche die grofsen Lehren der Moral und Religion von Amtswegen unaufhörlich überdenken, die Wirkung davon doch so wenig an sich selbst spüren, und oft so tief fallen können: so weifs er dieses Problem nicht anders zu erklären, als durch den Ausspruch: „gleich wie sie nicht geachtet haben, dafs sie Gott erkennen, *hat Gott auch sie dahin gegeben*." An dieser Antwort hat wenigstens die Psychologie keinen Antheil. Weifs denn der Vf. nicht, dafs immer dem Verstande vorschwebende und beständig wiederkehrende Vorstellungen zuletzt nicht den tiefen Eindruck machen, den sie ausserdem machten? Ein scharfes Instrument, oft gebraucht, wird zuletzt stumpf. Aber gerade so

ist es mit Ideen, die man oft behandelt, woran aber das Herz kein lebhaftes Interesse genommen hat. So sah z. B. Rec. oft gelehrte Schulmänner, welche alle Tage ihren Cicero lasen, und recht gut ihren Schülern erklärten, und doch selbst schlecht lateinisch schrieben. Hiezu kommt, dass der Prediger, welcher oft beten, ermahnen, und so viele andere kirchliche Handlungen verrichten muss, ohne in der gehörigen Stimmung des Herzens zu seyn, gerade am meisten Gelegenheit hat, diese Dinge mechanisch, wenigstens ohne inneres Interesse zu behandeln, dabey kalt zu bleiben und bloss mit dem Verstande thätig zu seyn, während dass das Herz daran keinen Theil nimmt.

Das soll zwar weit entfernt seyn, den gewissenlosen Prediger zu entschuldigen; aber es kann doch dazu dienen, ein Phänomen gewissermassen zu erklären, woran schon Mancher Anstoss genommen hat. L. M. H.

RUDOLSTADT, b. Klüger: *Mannichfaltigkeiten aus der fränkischen Erdbeschreibung und Geschichte*, zur Unterhaltung für Liebhaber, besonders zur Erläuterung des Grundrisses zum Vortrage der vaterländischen Erdbeschreibung und Geschichte in Franken. Von *J. K. Bundschuh*. Erstes Heft. 1807. 194 S. Zweytes Heft. 1808, 188 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Diese Schrift ist eigentlich zur Erläuterung des Grundrisses bestimmt, welchen der Vf. im J. 1806 über die Erdbeschreibung und Geschichte in Franken herausgegeben hatte. der aber, als bloser Leitfaden, nicht mit derjenigen Ausführlichkeit behandelt werden konnte, welche in den Lehrstunden nur bey dem mündlichen Vortrag zu berücksichtigen ist. Da die hier vorkommenden Abhandlungen wenig Neues enthalten, sondern gröſstentheils als Auszüge aus anderen historischen Werken zu betrachten sind: so wird es genug seyn, unseren Lesern nur die Rubriken anzuzeigen, worin Hr. B. seinen Grundriss zu erläutern gedenkt.

I Heft. 1) *Klodwig, der Franken König.* 2) *Kilian, der Apostel der Franken.* In der Domkirche zu Würzburg wird noch das Evangelienbuch aufbewahrt, dessen sich Kilian bedient haben soll. In welcher Hinsicht es für den Alterthumsforscher merkwürdig sey, hätte Hr. B. billig bemerken sollen. 3) *Winfried, nachmals Bonifacius.* 4) *Die Grafen von Franken, nach ihren zwey Hauptlinien, die fränkisch-babenbergische und fränkisch-hessische.* Die bekannte Fehde und nachherigen Schicksale dieser Herren werden hier kürzlich erzählt; auch gedenkt Hr. B. des angeblichen Betrugs, den Erzbischof Hatto von Mainz an Graf Adelberten begangen, und ihn dadurch in die Hände des Königs geliefert haben soll. Diese Angabe ist aber in *Wenk's hess. Landesgeschichte* Th. II S. 620 aus guten Gründen für eine Mönchsfabel erklärt worden. 5) *Konrad I, König der Deutschen*; in Rücksicht seiner Herkunft und Besitzungen in Franken. 6) *Über den nürnberger Fleiss.* 7) *Muster eines Fehdebriefes und die Antwort darauf*; vom Ritter Ulrich von Birkenbach zu Tannenberg an die Stadt Rothenburg vom J. 1411. 8) *Die Hofnarren wie sie aufkamen, nebst einigen Proben ihres Witzes.* 9) *Über Turniere und Scharfrennen.* 10) *Altfränkische Sprachsitte.* 11) *Über den Ertrag von wilden Bienen.* 12) *Über den Bau der Kirschen in Franken.* 13) *Bischof Eginhard zu Wirzburg, ein wahrer Menschenfreund.* 14) *Andreas Bodenstein, Karlstadt genannt.* Er war Decan der theologischen Facultät zu Wittenberg, aus dessen Hand Luther 1512 den theologischen Doctorhut erhielt. 15) *Eine merkwürdige Wallfarth aus Franken zum heil. Grabe zu Jerusalem vor den Kreuzzügen.* 16) *Die 12 Artikel, welche 1524 von der aufrührischen Bauerschaft aufgestellt wurden.* 17) *Von der fränkischen Familie der Küchenmeister und ihren Wohnsitzen.* 18) *Wie der Oberrath zu Wirzburg 1391 die Policey handhabte.* 19) *Versuch einer Geschichte der Auflagen und Abgaben im Fürstenthume Wirzburg, nach 6 verschiedenen Zeitabschnitten.* Dieser Aufsatz, der den gröſsten Theil dieses Heftes ausmacht, hat für den Statistiker ein vorzügliches Interesse, auf dessen Dank der Vf. mit Recht Anspruch machen kann. Er ist in 6 Zeitabschnitte abgetheilt, als: 1) vom Ursprunge des Frankenbundes (244) bis auf die Einführung des Christenthums; 2) vom 8ten Jahrhundert bis 1147; 3) vom Anfange der Kreuzzüge in Franken bis zu Einführung des römischen Rechts, oder von 1147 bis zu Ende des 14ten Jahrhunderts; 4) vom Anfange des 15ten Jahrh. bis 1648; 5) vom westphälischen Frieden 1648 bis zum neuesten Reichsdeputations-Recesse von 1803; und 6) von der baierischen Besitznahme 1803 bis auf die, vermöge des pressburger Friedens vom 26 Dec. 1805, erfolgte Übergabe an Sr. königl. Hoheit, Erzherzog Ferdinand von Österreich.

II Heft. 1) *Leben und Thaten D. Gregorius Heimburgs*, eines grosen fränkischen Rechtsgelehrten und Staatsmannes, der im 15ten Jahrh. lebte. 2) *Über die Ehe; Vorstellung verschiedener Völker über Enthaltung von derselbigen und ewige Jungfrauschaft; über Ehelosigkeit der katholischen Geistlichkeit und manche desshalb in Franken obgewaltete heftige Streitigkeiten.* 3) *Einige ostfränkische Heirathsgebräuche und Heirathsmaximen.* 4) *Das Kleeblatt dreyer schändlicher Weiber; die ungemein viel Unglück in das Land brachten, Amalberg, Brunnehild und Fredegunde.* 5) *Über den Kalender der alten Deutschen und die durch Karl den Grossen vorgenommene Verbesserung desselben.* 6) *Philipp Adam Ulrich, Professor zu Würzburg*; groser Wohlthäter seiner Zeitgenossen und der Nachkommenschaft durch Einführung des Klee- und Kartoffel-Baues. Er lebte zu Anfang des 18ten Jahrh. und vertauschte sein juristisches Lehramt gegen die Landwirthschaft, die er durch die Einführung des Klee- und Kartoffel-Baues in Franken ungemein verbesserte. 7) *Christoph Winkler* von Kronach und *Conrad Schauer* von Wallenfels, ausgezeichnete Beförderer der Industrie im Bambergischen. Sie errichteten auf eigene Kosten eine Steinfabrik, und verfertigten eine

Menge von Schleifsteinen, Wetzschaalen, Barbier-, Terpentin-, Flinten-Steinen und andere Stein-Fabricate, die bisher vom Auslande bezogen wurden. 8) *Nicht bloss der Adel, sondern auch die Gemeinen legten sich auf die einträgliche Handthierung, vom Stegreife*, d. h. vom Strassenraube, zu leben. 9) *Steife Anhänglichkeit der Einwohner Ostfrankens an ihre alten heidnischen Gebräuche u. s. w.* 10) *Vom Bau des Gräns oder Merretigs in Franken;* eine ökonomische Abhandlung, worin die Regeln bemerkt werden, die beym Anbau dieser Wurzel zu beobachten sind. Von einem Morgen Märretig kann man mehrere 100 fl. Ertrag rechnen. 11) *Wie man schon in der Mitte des 12ten Jahrhunderts über Mönche und Klöster dachte.* Eine etwas fabelhafte Erzählung aus *Friesens* würzburg. Chronik. Die vom K. Lothar II belagerte Stadt Limpurg war von allen Lebensmitteln entblösset, und weil die darin befindlichen Mönche ihre Vorräthe an Getränke, Wein u. s. w., nicht öffnen wollten: so gab ein edler Knecht den Rath, man sollte einen feisten Mönch nach dem anderen abthun und essen, denn es sey besser, die Mönche alle, als den Flecken zu verlieren. 12) Über die Ausdrücke, *Niederwerfen* und *Schnapphahn*. Unter ersterem verstand man Verwundung und Todtschläge, der letztere aber bezeichnete einen Strassenräuber. 13) *Über die ältere und neuere Kleidung des Landvolks im Schweinfurter Gau.* 14) *Würzburgische Verordnung über Einlieferung einer gewissen Anzahl von Spazenköpfen.* 15) *Über die Eintheilung Ostfrankens in Gaue; die Ursachen, warum diese Ländereintheilung aufhörte, und über den Umfang des Radenzgaues.* Ein Auszug aus *Günderode* Preisschrift: *de caussis praecipuis interitus pagor. in Germania praesertim ad Rhenum* (1778) *in Act. Theodor. Palat.* T. IV, — und aus *v. Schultes* historischen Schriften und Urkunden-Sammlung zur Erläuterung der deutschen Geschichte und Geographie des mittleren Alters. 1798.

A. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Leipzig*, b. Gräff: *Gedanken über die Wiederherstellung des Gleichgewichts in Europa, zur Begründung eines dauerhaftern Friedens, als bisher möglich gewesen.* Von einem Staatsmanne. 1808. 32 S. 8. (6 Gr.) Etwas Ueberflüssigeres hätte nicht leicht geschehen können, als diese Gedanken eines 70jährigen Staatsmannes, welche schon in einer der vielen Zeitschriften, wenn Rec. nicht irret, in den Intelligenzblättern der neuen Feuerbrände, zu lesen gewesen sind, noch einmal besonders abzudrucken. Alle Plane und Ideen zu einer Verbindung der Staaten, wie sie der Vf. will, und alle die Vorschläge, welche zur Begründung eines ewigen, oder eines dauerhaften Friedens von gutmüthigen Seelen vielfach ersonnen sind, laufen so ganz gegen die menschliche Natur und gegen das Wesen und die Tendenz unabhängiger Staaten und ihrer Vorsteher, dass auch sehr geistreiche Männer, welche sich mit der Entwickelung solcher Ideen beschäftigt haben, ins Triviale verfallen sind, und den denkenden Leser sehr wenig befriedigt haben. Das Gefühl des Zwecklosen, des Unnützen, ist bey jedem verständigen Leser so stark, dass, wenn dieser Gegenstand nicht bloss poetisch, sondern als etwas Ernsthaftes und Ausführbares behandelt wird, jedes andere Gefühl dadurch ganz und gar unterdrückt, oder am Entstehen gehindert wird. Das Gefühl ist in Zeiten, wo der ganze Staatenbund von Europa, durch das Bestreben, alles Gleichgewicht auf ewige Zeiten zu vernichten, in Bewegung gebracht und in Zerrüttung gestürzt worden ist, noch lebhafter. Denn wie ist auch nur gedenkbar, dass die Macht, welche so vieles versucht, gewagt und ausgeführt hat, um durch *Übergewicht* einen ewigen Frieden zu begründen, den das *Gleichgewicht* nicht zu geben vermochte, jetzt, wo sie beynahe am Ziel ihres Strebens seyn dürfte, zurückkehren, und sich unter ein Joch fügen sollte, welches ihr die Früchte ihrer Siege entziehen würde! Wer einmal so weit aus der Reihe der Übrigen hervorgetreten ist, von dem ists zu viel verlangt, freywillig wieder zurückzutreten, und wer befehlen kann, wird nicht gehorchen wollen. Die Vorschläge des Vfs. sind überdiess von einer solchen Art, dass sie schwerlich hinreichend seyn dürften, nur einige Dorfgemeinden, deren Interesse collidirte, und welchen es an einem kraftvollen Obern fehlte, auch nur ein Jahr in Ordnung und Ruhe zu erhalten. Sie gehen kürzlich dahin: sämmtliche Staaten sollen sich einander nach Verhältniss der Macht eines jeden — welche in Rücksicht der zu haltenden Truppen und Kriegsschiffe fest zu bestimmen ist — eine gewisse Anzahl Stimmen — z. B. Frankreich 16, Österreich 10, Russland 17, England (die grösste Zahl) 19, sämmtlichen Staaten 97 — zugestehen. Bey vorkommenden Streitigkeiten zwischen zwey Staaten, welche zu einem Kriege führen könnten, solle die Streitsache allen Bundesstaaten durch und mittelst eines Cancellariats, ausführlich vorgelegt werden, und ein jeder Souverän soll dann über die Differenz seine Meinung und Stimme abgeben. Nach geendigter Abstimmung sollen alle Staaten auf die Seite desjenigen Staats, dessen Sache durch die Mehrheit der Stimmen für die bessere erkannt worden ist, zutreten, und im Fall, dass es zu einem Kriege kommen sollte, ihm mit hinlänglicher Macht beyzustehen verbunden seyn. Diese Idee ist mit einer Ernsthaftigkeit ausgeführt, als wenn sie morgen realisirt werden sollte. Sogar die Schreibmaterialien und das Briefporto sind nicht vergessen. Mehr darüber zu sagen würde überflüssig seyn. Ewiger Friede muss in den Plan der Weltordnung nicht gehören, muss der Menschheit nicht wohlthätig seyn: — dieser Gedanke muss den Menschenfreund, welcher an der Auffindung eines Mittels zur Erreichung dieses Zweckes verzweifelt, trösten, denn auch von dem alles beherrschenden Uebergewicht eines Staats lässt sich schwerlich auf die Länge die Erfüllung dieses Wunsches hoffen. Ist doch auch das Uebergewicht ein Werk hinfälliger Menschen und wandelnder Kräfte!

P. N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig* u. *Breslau*, b. Buchheister: *Geschenk für die Jugend, enthaltend praktische Anweisung zum Illuminiren aller Gegenstände, desgleichen zur Selbstbereitung und Mischung der Farben, durch schwarze und illuminirte Kupfer erläutert, nebst einer Farbentabelle.* Ohne Jahrzahl. längl. Quart. (20 Gr.) Aus 8 erbärmlichen, zum Theil schlecht illuminirten Kupfern und 12 Seiten eben so unbrauchbaren Texts besteht das ganze Büchlein, und ist also ein völlig werthloses Geschenk, womit die liebe Jugend besser wäre verschont geblieben.

— y — H.

Zwickau u. *Leipzig*, b. Schumann: *Albrecht Ahlberg und seine Freunde*, oder: *auch die Liebe führt wunderbar.* Eine Geschichte aus dem wirklichen Leben. 1804. 288 S. 8. (18 Gr.) Ein Roman, der, wie wohl die meisten unter den jetzt cursirenden, sich aus der Lectüre anderer Romane gebildet hat. Die Geschichte nimmt gleich einen so bekannten Anfang, dass man ungewiss ist, ob man eine alte Geschichte noch einmal, oder eine neue zum erstenmale lieset; und das Ganze ist so gut auf den gemeinen Schlag von Lesern und Leserinnen berechnet, dass man fast nicht anders kann, als sich einen solchen Leser als Vf. zu denken. Doch will Rec. hiemit keinesweges in Abrede stellen, dass nicht einige Züge aus dem wirklichen Leben in den Gang der Begebenheiten verflochten seyn mögen. Der Ton der Erzählung ist ganz einfältig, ohne prunkendes Geschwätz; und diess ist etwas, das Lob verdient.

Qm.

Monatsregister

vom

October 1808.

I. Verzeichniss der im Monat October in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Ahlemanns geistliche Reden. Herausgegeben von *Krug* 254, 193.
Albrecht Ahlberg und seine Freunde, oder: auch die Liebe führt wunderbar 255, 208.
d'Alembert à Fréderic II sur le demembrement de la Pologne 255, 201.
An Se. königl. Maj. Friedrich Wilhelm III nach dem Frieden zu Tilsit 236, 49.
Anweisung für Prediger zur Führung der Register des Civilstandes. 2te Aufl. 232, 21.

B.

Bach die Kunst zu zeichnen 246, 136.
— — Nouvelles études de dessin 246, 136.
Bank tabellarische Darstellung alles dessen, was die Beamten des Civilstandes im Königreiche Westphalen in Ansehung der Acte des Civilstandes zu beobachten haben 232, 20.
Baur über den Einfluss der äusseren Wärme und Kälte auf den lebenden menschlichen Körper 234, 35.
Bibliothek für Lustgärtner und Blumenfreunde oder Deutschlands neuere Literatur der schönen Gartenkunst 246, 135.
Breiger Betrachtungen für Confirmanden zur Vorbereitung auf die Confirmation 254, 199.
Briefe, die neuesten, aus der Schweiz in das väterliche Haus nach Ludwigsburg. 1. 2 Bändchen 243, 105.
Bugge gründliche und vollständige theoretisch-praktische Anleitung zum Feldmessen oder zur praktischen Geometrie. Aus dem Dänischen übersetzt von *Tobiesen*. Neue Aufl. 251, 175.
Bundschuh Mannichfaltigkeiten aus der fränkischen Erdbeschreibung und Geschichte. 1. 2 Heft 255, 205.
Butte Statistik als Wissenschaft. 1 Liefer. 245, 121.

C.

Cancrin Abhandlung von der vortheilhaften Grabung, der guten Fassung und dem rechten Gebrauche der süssen Brunnen, um reines und gesundes Wasser zu bekommen 245, 112.

D.

Darstellung der preussischen Monarchie in ihrem Entstehen, Wachsthum und Verluste nach Grösse und Volksmenge. Entworfen von *K. D.* in G., herausgegeben von *Winkopp* 237, 60.
— — historisch-statistische, der preussischen Monarchie vor und nach dem am 9 Jul. 1807 zu Tilsit abgeschlossenen Frieden 236, 49.
Dicuili liber de mensura orbis terrae, nunc primum ed. a *Walckenaer* 250, 161.
Dietrich Beschreibung der vorzüglichen Gärten in und bey Eisenach und ihrer schönen Gegend. 2te Aufl. 237, 64.
Dilling statistische Uebersicht der preussischen Monarchie vor dem Kriege mit Frankreich 1806 und nach dem Friedensschlusse zu Tilsit den 9 Jul. 1807 236, 49.
Dilthey der thüringische Kinderfreund. 2r Theil 242, 99.
Dorn Vorschriften 237. 63.
Drummer Theorie des Würderungseides 231. 9.
Duméril Mémoires de Zoologie et d'Anatomie comparée 246, 129.

E.

Emmrich Gedichte 245, 123.
Erörterung, umständliche, der Fragen: was wird Preussen in Zukunft seyn? und wie kann Deutschland überhaupt wieder unabhängig, mächtig u. blühender werden, als es je war? 236, 56.
Euripidis Tragoediae, ed. *Porsonus*. Tom. I. Ed. in Germania altera 248, 145.

F.

Fick Anhang zur praktischen englischen Sprachlehre für Deutsche beiderley Geschlechts 252, 180.
— — the complete English Letter-Writer on the most common Occasions in Life, oder Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische 252, 180.

G.

Gedanken über die Wiederherstellung des Gleichgewichts in Europa, zur Begründung eines dauerhafteren Friedens, als bisher möglich gewesen ist 255, 207.
Geist Jesus von Nazareth als wahrer und einziger Religionslehrer in einem ganz neuen theologischen Gewande allen Denkern zur Betrachtung aufgestellt 230, 7.
Geschenk für die Jugend, enthaltend praktische Anweisung zum Illuminiren aller Gegenstände 255, 208.
Guthmann Methodik des Clavier- und Pianoforte-Spiels 245, 127.

H.

Haas vollständiges lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörterbuch. 2te Ausgabe. 1. 2 Theil 250, 168.
Hahn Stoff zur Bildung des Geistes und Herzens. 1. Bdchen. 2te Aufl. 2 Bdchen. 242, 103.
Handbuch für Landprediger und Schullehrer bey den sogenannten Kinderlehren in den Kirchen. 1 Theil 254, 194.
Handwörterbuch, deutsches, für die Geschäftführung, den Umgang und die Lectüre. 2 Bandes 1 Abth. 252, 182.
Hartung kleine deutsche Sprachlehre für die ersten Anfänger 252, 183.
Hecker kurzgefasste französische Sprachlehre für Anfänger. 5te Aufl. 241, 96.
Heinsius Teut, oder theoretisch-praktisches Lehrbuch des gesammten deutschen Sprachunterrichts. 1 Th. Auch unter dem Titel: Sprachlehre der Deutschen. 1 Th. 251, 169.
v. Herders Ansichten des classischen Alterthums, von *Danz*. 2te Abth. 238, 71.
Höpfner die kleinen Freunde der Pflanzenkunde. 3r Theil 242, 100.

Hoffes von *Böckel* 230, 4.
Hundt Blüthen des Lebens. 1 Sammlung 245. 125.

I.

Jörg Versuch und Beyträge geburtshülflichen Inhalts 235. 46.
Josephi über die Schwangerschaft ausserhalb der Gebärmutter, und über eine höchst merkwürdige Harnblasenschwangerschaft insbesondere 235. 47.

K.

Knös Chrestomathia Syriaca maximam partem e codd. mss. collecta 253. 190.
Kosegarten die Inselfahrt oder Aloysius und Agnes 244. 120.
— — — die Jungfrau von Nikomedia 245. 127.
— — — Jucunde. Neue Ausgabe 244. 118.
Koser kurzer Entwurf der christlichen Religionslehre 245. 111.
Kriegsartikel für die Unterofficiere und gemeinen Soldaten 238. 65.

L.

Lehr- und Lese-Buch für Volksschulen 245. 112.
Leth Handbuch für die Friedensrichter des Königreichs Westphalen. 1 Heft 232. 17.
Library, English. Authors in Verse. 1—4 Vol. 252. 177.
Litterae patentes Imperatoris Sinarum Kang-hi Sinice et Latine, c. interpretatione *Koegleri*, ed. *de Murr* 253. 186.
Locré Esprit du code Napoléon tiré de la Discussion, ou Conférence historique et analytique et raisonnée du Projet de Code civil, etc. T. I—V. 233. 25.
— — Geist des Gesetzbuches Napoleons aus der Verhandlung geschöpft. Verdeutscht von *Müller* und *Stickel*. 1 Heft 233. 25.

M.

Magazin, hamburgisches, für die Geburtshülfe. Herausgegeben von *Gumprecht* und *Wigand*. 1 Stück 235. 41.
Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806, 1807. Nouv. éd. 239. 73.
Mein Vaterland Preussen nach seinem Entstehen und Aufblühen, oder Entwickelungsgeschichte der preussischen Monarchie 236. 49.
— — — — 2te Aufl. 236. 49.
Meusel Lexicon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 8 Band 238. 72.
Milton Paradise Lost. 1. 2 Vol. 252. 177.
Mohammedis filii Chavendschahi, vulgo *Mirchondi* historia Samanitarum, persice. Ed. *Wilken* 253. 185.
Müller Versuch über den Schätzungseid 231. 9.
Münter Haandbog i den aeldste christelige Kirkes Dogme historie. 1. 2 Deel 230. 1.
— — Handbuch der ältesten christl. Dogmengeschichte. Deutsch herausgegeben von *Ewers*. 1. 2 B. 230. 1.

N.

Naturgeschichte, kurze doch hinreichende, für Bürger- und Land-Schulen. Fortgesetzt von *Dilthey*. 1 Bdes. 2 Abtheilung 242. 99.
— — — möglichst vollständige, für Bürger- und Land-Schulen. Säugthiere. 1 Bdes. 2 Abtheilung 242. 100.
Nonne poetische Spatziergänge 245. 125.
— — Wanderungen durch Duisburgs Fluren 245. 125.
Notariat, das, in Frankreich 232. 17.

O.

Osiander Annalen der Entbindungslehranstalt auf der Universität zu Göttingen vom J. 1800. I B. 1. 2 St. II B. 1. 2 St. 235. 45.

P.

Pflaums Vorbereitung zum Unterrichte in der Religion. 3te Aufl. 243. 111.
Poems, the, of *Goldsmith* and *Cunningham* 252. 177.
Plügemann erleichterte lateinische Grammatik für Anfänger. 1. 2 Theil 250. 165.
Pölitz systematische Encyklopädie der stylistischen Wissenschaften 252. 183.
Preceptor, the polite, or a Collection of entertaining and instructive Essays, selected from the best English writers. Vol. 1. 252. 179.
Preussens Länderverlust und Länderbestand nach dem Frieden zu Tilsit vom 9 Jul. 1807 236. 50.
Preussens Monarchie vor dem Ausbruche des Kriegs und nach dem Schlusse des Friedens. 1 Bdchen. 236. 49.
— — Steigen und Sinken und Verlust dieser Monarchie an die Königreiche Sachsen, Westphalen und Holland, an das Herzogthum Warschau und an Russland 236. 49.

R.

Ramback neue deutsche Sprachlehre, oder fassliche Anweisung zur Erlernung der deutschen Sprache, auch für Ausländer 251. 174.
Recueil de Synonymes françois 252. 181.
Regenten, die hohenzollerischen, auf dem preussischen Throne 236. 49.
Reglement über die Besetzung der Stellen der Port-epée-Fähndriche und über die Wahl zum Officier bey der Infanterie, Cavallerie und Artillerie 238. 65.
v. Rochow der Kinderfreund. Herausgegeben von *Clemens*. 4te Aufl. 241. 95.
Roth gemeinnütziges Lexicon für Leser aller Classen. 2r Band. 3te Aufl. 252. 182.

S.

Sammlung französischer Synonymen aus den besten Werken über diesen Gegenstand 252. 181.
— — — römischer Denkmäler in Bayern. Herausgegeben von der königl. Akademie der Wissenschaften in München. 1. 2 Heft 246. 82.
Scheibler Predigten an vaterländischen Fasten gehalten 254. 198.
Schöne Versuch eines systematischen Entwurfs der gesammten Medicin. 1 Th. 234. 33.
Schröter Nachträge zu meinem Buche über das Alter und untrügerische Mittel alt zu werden 238. 72.
Sintenis Handbuch der Materialien zu deutschen und lateinischen Abhandlungen 250. 167.
So endete Preussen 236. 49.
Staat, der preussische, von seiner ersten Entstehung bis auf jetzige Zeiten 236. 49.
Stephani Fibel für Kinder von edler Erziehung 242. 103.
Stransky v. Stranka v. Greiffenfels Beleuchtungen physiologischer und psychologischer Gegenstände. 1 Th. 240. 86.

T.

Taschenwörterbuch, neues französisch-deutsches und deutsch-französisches. 2te Aufl. 252. 181.
Teutschland und Preussen oder das Interesse Teutschlands am preussischen Staate 236. 49.
Thomson the Seasons 252. 177.

U.

Ueber Preussens Verwaltung seiner ehemaligen polnischen Provinzen 238. 69.
Unterweisung, vollständige, der Beamten des Civilstandes in ihren sämmtlichen Verrichtungen 232. 21.

V.

Venturini Verordnungen des napoleonischen Gesetzbuches über die Führung der Geburts- Heiraths- und Sterbe-Register 232. 21.

Verordnung wegen Bestrafung der Officiere 238. 65.
— — — wegen der Militär-Strafen 238. 65.
Versuch eines Entwurfs zur Beschreibung eines Eisenhütten-Werks 246. 156.
Vezin Handbuch für Friedensrichter und andere bey diesem Gericht angestellte Personen 232. 17.
Vischer Vorlesungen über die wichtigsten weiblichen Pflichten für edle Töchter und Mütter 247. 142.
Vogel Reflexionen und Memorabilien für die Criminaljustiz 251. 15.
Vollbeding praktisches Lehrbuch zur Bildung eines richtigen mündlichen und schriftlichen Ausdrucks der Gedanken. 3te Aufl. 251. 176.
Von dem Einflusse des bedenklichen Verhältnisses zwischen Patronen und Predigern in ihrer gegenseitigen Stimmung. 255. 205.

W.

Weinberger der Taubstumme und dessen Brauchbarmachung zu bürgerlichen Handwerken und anderen Gewerben 247. 145.
— — — Versuch über eine allgemeine anwendbare Mimik in Beziehung auf die methodischen Geberdezeichen der Taubstummen 247. 145.
Weissenborn Briefe über die bürgerliche Selbstständigkeit der Weiber 255. 194.
Wezel Sieg über die Hypochondrie oder gemeinfassliche Anweisung das Uebel der Hypochondrie zu erkennen und gründlich zu heilen. Herausgeg. von *Vogel* 254. 184.
Wirschinger Versuch einer neuen Theorie über das Juramentum in Litem oder den Würderungseid 251. 9.
Witting von der Führung der Register des Civilstandes und von dem rechten Verhalten bey Trauungen nach den Verordnungen des Gesetzbuches Napoleon 252. 26.
Wolfrath Menschenleben und Schicksal, Tod und Unsterblichkeit. 12 Predigten 254. 198.

Z.

de Zach Tabulae speciales aberrationis et nutationis in ascensionem rectam et in declinationem. Vol. I. II. 241. 89.
Zeune Belisar. Ueber den Unterricht der Blinden 247. 137.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchh., neue, in Marburg 234.
Anonyme Verleger 236 (6). 238. 240. 247 (2).
Bädeker und Comp. in Duisburg und Essen 245.
Barth in Leipzig 254.
Becker in Gotha 241.
Braunes in Berlin 236 (2). 251.
Brummer in Kopenhagen 230.
Buchheister in Leipzig u. Breslau 255.
Campe in Nürnberg und Leipzig 245. 252.
Darnmann in Züllichau 250.
Didot in Paris 250.
Dieterich in Göttingen 235. 253.
Dieterici in Berlin 242.
Eichenberg in Frankfurt a. M. 254.
Ferstl in Grätz 252 (3).
Fleckeisen in Helmstädt 232 (2).
Fleischer d. J. in Leipzig 238. 248.
Fleischmann in München 245.
Friese in Pirna 231.
Frölich in Berlin 254.
Gabler in Jena und Leipzig 231.
Gädicke in Berlin 238.
Göbbels u. Unzer in Königsberg 230.
Göbhardt in Bamberg und Würzburg 231. 240.
Gräff in Leipzig 251. 255.
Grattenauer in Nürnberg 252.
Hahn in Hannover 232. 254.
Hamberger in Breslau 246.
Hammer in Amsterdam u. Kölln 255.
Hammerich in Altona 251.
Hanisch in Meinungen 245.
Hartknoch in Leipzig 238.
Hartungsche Hof- u. akadem. Buchdruckerey in Königsberg 238 (4).
Herzog in Leipzig 236.
Hessenland in Magdeburg 243.
Hinrichs in Leipzig 252.
Kaiserliche Druckerey in Paris 235.
Keyser in Erfurt 234. 242 (2).
Klüger in Rudolstadt 255.
Köhler in Leipzig 242.
Königl. Buchdruckerey in Cassel 232.
Korn in Breslau 246.
Krieger in Giessen 243.
Krüll in Landshut 231.
Kümmel in Halle 231.
Leichsche Buchh. in Brandenburg 243.
Matzdorf in Berlin 252.
Maurer in Berlin 245. 255.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg 237.
Monath u. Kussler in Nürnberg u. Altdorf 253.
Nicolai in Frankfurt u. Leipzig 239.
Oehmigke d. Aelt. in Berlin 251.
Oehmigke d. J. in Berlin 236.
Palm in Erlangen 242. 246.
Perthes in Gotha 253.
Quien in Berlin 234.
Realschulbuchhandlung in Berlin 241.
Reindl in Bamberg 237.
Sajou in Paris 246.
Sander in Berlin 243.
Schmidt in Hamburg 235.
Schmidt in Wien 230.
Schumann in Ronneburg und Leipzig 250.
— — — in Zwickau u. Leipzig 255.
Seeger in Leipzig 252.
Simon in Frankfurt am Mayn 243.
Steinkopf in Stuttgardt 247.
Steuber in Rinteln 254.
Steudel und Keil in Gotha 252.
Stiller in Rostock 235. 250.
Supprian in Leipzig 242.
Tasché und Müller in Giessen 233.
Tauchnitz in Leipzig 235.
Thomann in Landshut 245.
Unger in Berlin 236.
Vandenhoek u. Ruprecht in Göttingen 230. 255.
Vieweg in Braunschweig 232.
Voss in Berlin 244.
Weiss in Berlin 244. 245. 247.
Wesener in Paderborn 241.
Wittekind in Eisenach 237. 242.
Waisenhausbuchdruckerey in Cassel 232 (2).
Zeitmayr in Regensburg 236.

III. Intelligenzblatt des October.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Frankfurt a. d. O. Verl. 70. 583.
Breitkopf und Härtel in Leipzig neue Musikalien 78. 647.
Bureau der Ausländer in London Verl. 72. 597.
Frölich in Berlin Verl. 73. 606.
Frommann in Jena Verl. 70. 581. 78. 643.
Gabler in Jena und Leipzig Verl. 69. 575.
Gädicke, Gebr., in Berlin Verl. 73. 605.
Göbhardt in Bamberg und Würzburg Verl. 72. 597.
Gräff in Leipzig Verl. 72. 600.
Hemmerde und Schwetschke zu Halle Verl. 70. 581.
Hartknoch in Dresden und Leipzig Verl. 73. 608. 74. 615. 76. 630.
Hirsch in Berlin, an Mathematiker 74. 614.
Heyer in Darmstadt und Giessen Verl. 75. 617.
Hermann in Frankfurt am Mayn Verl. 78. 645.
Knick in Erfurt Verl. 76. 629.
Köhler in Leipzig Verl. 73. 608.

König in Strafsburg Verl. 71. 591.
Kunst- u. Industrie-Comptoir in Amsterdam Verl. 70. 583.
Kühn in Posen und Leipzig Verl. 71. 597. 598. 599.
Leske in Darmstadt Verl. 78. 647.
Macklot in Carlsruh Verl. 74. 615.
Mallinckrodt, Gebr., in Dortmund Verl. 78. 646.
Müller in Bremen Pränumerationsanzeige 75. 605.
— — — — Verl. 75. 619.
Martini in Leipzig Verl. 76. 629.
Meyersche Buchh. in Lemgo Verl. 76. 631.
Nicolovius in Königsberg Verl. 76. 627.
Oehmigke d. Aelt. in Berl. Verl. 73. 604.
Palm in Erlangen Verl. 74. 616.
Perthes in Hamburg Verl. 78. 648.
Realschulbuchh. in Berlin Verl. 73. 603.
Reinhards Predigt am Reformationsfeste 1807. 2te Ausg. 76. 630.
Stettinische Buchh. in Ulm Verl. 78. 645.
Tourneisen Sohn in Cassel Verl. 72. 599.
Treuttel u. Würtz in Strafsburg u. Paris Verl. 73. 6 3.
Voss in Dessau und Leipzig Verl. 71. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 73. 607. 74. 611. 613. 75. 618. 619.
Waldeck in Münster Verl. 69. 573. 71. 592. 73. 606.
Walthersche Kunst- u. Buchh. in Erlangen Verl. 76. 630.
Walthersche Hofbuchh. in Dresden Verl. 70. 584.
Weiss in Berlin Verl. 73. 604.
Winkopp, der rheinische Bund, ins Franz. übers. 72. 595.
Winkler Bisma von Toredo 75. 619.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Brehm in Leipzig 72. 593.
Bucher in Marburg 72. 594.
Burdach in Leipzig 72. 593.
Gärtner in Hanau 77. 633.
Hahn in Glochau 72. 594.
Heisen in Vacha 72. 593.
Josephi in Rostock 72. 593.
Kopp in Hanau 77. 633.
Krug in Königsberg 72. 593.
Leonhard in Hanau 77. 633.
Loder in Moskau 72. 593.
Mayer in Offenbach 77. 633.
Schott in Leipzig 72. 593.
Sebald in München 72. 593.
Weiss in Leipzig 72. 593.

Nekrolog.

Krebs in Breslau 72. 594.
Neven in Paris 72. 594.
Renazzi in Rom 72. 594.
v. Sievers zu Bauerhof bey Riga 72. 594.
Thomas in Stralsund 72. 594.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Amiens, Preisfragen der Akademie 72. 595.
Garonne-Departement, Ober-, Sitzung der Société d'agriculture et de commerce am 16 Aug. 77. 633.
Hanau, Stiftung der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde 77. 633.
Jena, öffentliche Sitzung der mineralogischen Gesellschaft am 4 Sept. 72. 595.
München, Sitzungen der physikalisch-mathematischen Classe der königl. Akademie der Wissenschaften am 23 Jun. und 13 Aug. 76. 626.
Nürnberg, Stiftungsfeyer der Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Industrie 72. 596.
Padua, Preisaufgaben der Akademie der Wissenschaften und Künste 77. 634.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Bern, Bericht über die Agriculturanstalten zu Hofwyl auf dem Landtage der Schweiz 76. 625.
Coblenz, Programme des Cours qui seront donnés pendant l'année 1808—1809 70. 579.
— — Promotionen 70. 579.
Giessen, Lectionsverzeichniss für das Winterhalbjahr 78. 641.
Helmstädt, Promotion 73. 601.
Hofwyl, Bericht über *Fellenbergs* Agriculturanstalten auf dem Landtage der Schweiz, und sonstige Auszeichnung derselben 76. 625.
Jena, Lectionskatalog für das Winterhalbjahr 69. 569.
— — Promotionen und Proömium zum Lectionskatalog 70. 577.
Marburg, Promotion 73. 601.
— — Lectionsverzeichniss für das Winterhalbjahr 74. 609.
Paris, Preisvertheilung in den 4 Lyceen, und Specialschulen 76. 625.
Rinteln, Promotion, Prorectoratswechsel und Deputation an den König von Westphalen 73. 601.
Weimar, Errichtung einer Classis selecta und Einführung eines neuen Lehrers 70. 578.
Wetzlar, Anzeige der Vorlesungen auf der Rechtsschule für das Wintersemester 78. 642.
Würzburg, Promotionen 73. 602.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Bekanntmachung der herz. S. Landes-Policey zu Weimar, *Clements* und *Brönners* Gesuch betr. 77. 640.
Beylage zur Recension der *Kiesewetterschen* Logik in der Jen. A. L. Z. No. 216 75. 621.
Bonaparte, Lucian, in Rom entdeckt ein altes Landhaus 73. 602.
Bücherauction in Frankfurt am Mayn 75. 620. 77. 655.
— — — in Giessen wird aufgeschoben 73. 608.
— — — in Hannover 76. 632.
— — — in Offenbach 76. 632.
— — — in Weimar 77. 636.
Bücher zum Verkauf bey der akademischen Buchhandlung in Jena 69. 576.
Canova in Rom findet das Grabmal der Servilier 73. 602.
Chaptal Chimie appliquée wird ins Holländische übersetzt 73. 604.
Curaudeau zu Paris erfindet ein Zimmererkältungsmittel 72. 596.
v. Deyn Erklärung 76. 632.
Encyclopédie méthodique par ordre de matières ist die 72 Lieferung erschienen 77. 636.
Expedition der Jen. A. L. Z. an die Abonnenten 72. 600.
Esprit de Rivarol verdient Aufmerksamkeit 73. 602.
Geoffroy zu Paris wird nach Portugall geschickt 77. 634.
Keil in Kölln, Anzeige eines unverschämten und fehlerhaften Nachdrucks der ersten Ausgaben der *Daniels'schen* Uebersetzung des Gesetzbuchs Napoleons 77. 637.
Lettres de H. S. John Lord Vicomte de Bolingbroke enthalten kostbare Materialien 73. 603.
Mémoires pour servir à la vie de M. de Penthièvre von *Porraire* sind anziehend 73. 603.
Maynz, der erste Grundstein zum ersten Gebäude wird auf dem Guttenbergsplatze gelegt 77. 636.
Ostfriesland, die Geschäftsmänner werden angewiesen, sich auf die holländische Sprache zu legen 70. 582.
Paris, das Museum der Naturgeschichte will den Prof. *Fabricius* ein Denkmal errichten 77. 635.
Rom, Kunst- u. Alterthums-Nachrichten aus einem Briefe 73. 602.
Salzmann in Montpellier Nachricht für Botaniker und Entomologen 71. 592.
Tableau historique et pittoresque de Paris depuis les Gaulois jusqu'à nos jours ist interessant 73. 603.
Zimmermann in Hamburg Druckfehleranzeigen 78. 648.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 NOVEMBER, 1808.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Weygand: *Reine Auffassung des Urchristenthums in den paulinischen Briefen.* Ein Seitenstück zur biblischen Theologie des neuen Testaments. 1805. VI u. 370 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Vf. überzeugte sich bey seinem Studium des N. T., wie sehr es bey der Untersuchung über das ursprüngliche Christenthum nöthig sey, die Lehre Jesu selbst, so wie er sie, nach dem Berichte der Evangelisten, vortrug, von dem, was späterhin die Apostel lehrten, zu unterscheiden; und diess bewog ihn, vorzüglich die paulinischen Briefe in eine genauere Untersuchung zu ziehen, um die Vorstellungen dieses Apostels und ihre Verschiedenheit von der Lehre des Messias aufzufinden. Mit Übergehung des Briefes an die Hebräer (weil er diesen nicht für paulinisch annehmen kann) sucht er die Lehren Pauli aus dessen 13 Briefen auszuheben, und in ein zusammenhängendes Lehrgebäude zu ordnen. Er sieht dabey von allen kirchlichen Systemen weg, prüft nicht, in wie fern Paulus mit denselben übereinstimmen dürfte, sondern will nur finden und ausheben, was derselbe lehrte. Diess rein, ohne alle spätere Art der Vorstellung und Bestimmung, ohne alle Beymischung aus philosophischen Systemen und kirchlichen Bekenntnissen aufzufassen, ist sein vorzüglichstes Bestreben.

Gegen diese Grundsätze des Vfs. wird kein Unbefangener etwas einzuwenden haben. Die Vorstellungsarten der einzelnen neutestamentlichen Schriftsteller müssen von einander unterschieden, und jeder muss aus sich selbst erklärt werden. Aber wie nun der Vf. dieses von ihm aufgeführte paulinische Lehrgebäude, das S. 7 „nach seinem Bestreben auf dasjenige geht, welches Paulus für die ersten Christen brauchte", eine „*reine Auffassung des Urchristenthums*" nennen konnte, sieht Rec. nicht ein. Dieser Titel berechtiget uns, mehr in diesem Buche zu suchen, als wir darin finden. Den, welchen *Meyer* für seine mit dieser verwandte Schrift wählte: „*Entwickelung des paulinischen Lehrbegriffs*", müssen wir für passender erklären. Eine nähere Betrachtung der einzelnen Theile dieses Gebäudes wird den Leser in den Stand setzen, auch hierüber zu urtheilen.

Das Ganze ist in 3 *Hauptstücke* vertheilt: I) *Das vormessianische Zeitalter.* II) *Das Menschengeschlecht unter der Herrschaft des Messias auf Erden.* III. *Übergang der Christen zum himmlischen Reiche des Messias und Gottes.* Diese *Hauptstücke* zerfallen wieder in *Abschnitte*, und diese in §§., welchen Buchstaben beygesetzt sind, unter denen die Beweise aufgeführt stehen. Diese Anordnung der Materien wäre an sich gut; aber unter der Hand des Vfs., der nur selten das rechte Ziel zu treffen weiss, und sich gar oft auf Erörterungen einläfst, die kein Mensch vermissen würde, — sind daraus Wiederholungen entstanden, welche, mit Inbegriff der berührten Auswüchse, diese Schrift zu einer Lectüre machen, die nichts weniger als angenehm ist. Dazu trägt denn auch die etwas steife, mitunter gesuchte, und undeutsche Schreibart des Vfs. das Ihrige bey. — Abschnitt I. *Die vormessianischen Menschen unter der Herrschaft der Sünde und des Todes.* §. 1. „Die Sünde fand sich schon bey den ersten Menschen a). Der Stammvater des Menschengeschlechts sündigte, und durch ihn kam die Sünde auf seine Nachkommen: diese alle sind durch ihn Sünder geworden b). Das über den Stammvater ausgesprochene Urtheil des Todes ging nicht nur an ihm in Erfüllung, sondern auch an seinen sündigenden Nachkommen. Er brachte den Tod in die Welt c). So lange die Menschen ihrem Stammvater ähnlich sind, bleiben sie im Zustande der Unvollkommenheit und der Vergänglichkeit d)." Wufste das der Vf. nicht kürzer und bestimmter auszudrücken? Aber sollte das alles in der That Pauli Lehre seyn? Ist es gar reines Urchristenthum? — Was wir unter a—d dafür lesen, dürfte nicht selten verkehrt seyn. Eine Probe aus a). „Man sagt, P. wolle, wenn er die Sünde auf Adam zurückführt... nur erläutern, und was aus der Erzählung des A. T. für seinen Zweck gefolgert werden könne, benutzen ... Darf man denn nicht sagen, dafs diejenigen Sätze, welche zur überzeugenden Einsicht der Hauptsätze eines Systems gebraucht werden, nicht da stünden, um zu lehren (nun ja! Gesetzt, z. B. ein Strom lauft den Berg hinauf), wohl gar sagen, dafs sie der Schriftsteller selbst nicht annähme? (!).. Alles, was man (dagegen) sagen hört, ist das Angeführte!" [Alles? der Vf. muss nicht sorgfältig genug in den vorhandenen Schriften nachgesehen haben!] P. stellt Tod und Leben, Sünde und Heiligkeit u. s. w. einander entgegen [weil er daran glaubte!]" Nun wufste und glaubte er, dafs Adams Sünde den Tod auf die Erde gebracht habe; warum sollte ihm das nicht für sein Evangelium wichtig seyn, [wer bezweifelt das?] da eben von diesem [dem leiblichen?] Tode der Messias, durch den die Menschen erst wieder zu leben anfangen, errettet hat?

Wie darf man sich also wundern, dass man bey ihm, der nicht gern etwas übergeht, welches seiner Christologie zur Erläuterung und vollständigeren Einsicht dienen kann [gut!], auch der Entstehung der Sünde und des Todes in einigen Stellen seiner Briefe gedenkt [gedacht findet], da die Wohlthaten des Messias darauf hinzielen, die Menschen von diesen [welchen?] Übeln zu befreyen, und sie zur Tugend und Unsterblichkeit zu führen." Der Vf. spricht so viel gegen, wie für sich, und berührt Dinge, wovon die Rede gar nicht ist. — Proben aus b). „Wir sind alle durch den Einen Sünder geworden. Durch Zurechnung der Schuld des Vaters? Oder durch physische Fortpflanzung desselben? Oder heisst: *die Sünde kam durch Adam in die Welt* nur so viel: er sündigte zuerst? Das alles (?) bleibt unentschieden. Das letzte scheint beynahe in der ersteren Stelle (Röm. V, 12) zu liegen, welche deswegen auch Adams Söhne sterben lässt, weil *sie* — sündigten." Diess reicht wohl zum Beweise vollkommen hin, wie wenig der Vf. in den rechten Sinn der Stelle Röm. V, 12 ff. eindrang. Die Folgen davon sind bedeutend. Es soll zwar weiterhin nachgeholfen werden, indem es heisst: „da Sünde und Tod bey Adams Nachkommen, so wie bey ihm, in Verbindung stehen, so dachte man sich, dass auch die Sünde durch seinen Ungehorsam über das Menschengeschlecht gekommen sey" — aber damit wird nichts gewonnen. — Proben aus c). „Weil der Tod von allem, was dem Menschen widerfährt, das Auffallendste ist, vergass man [wer?] alle unglücklichen Wirkungen der Sünde über dem Tode (!) und belegte alles durch Adam gewirkte Elend mit seinem (dem) Namen (Tod)... Er, der sündige (?) Körper, ist dem Tode unterworfen, daher bey Paulus σῶμα τοῦ θανάτου Röm. VII, 24 das nämliche ist, als das σῶμα τῆς ἁμαρτίας [Ursache = Wirkung] und den Körper andeutet, der deswegen, weil die Sünde in ihm wohnt, dem Tode und dem Elende [werden wir *Elend*, nach dem obigen, nicht ausstreichen müssen?] unterworfen ist." Röm. V, 14: „um dieses einzigen Sündigenden willen mussten so viele sterben." [Wie passt das zur Erklärung des Vfs. von V. 12?] 15: „Weil er sündigte [wir erwarteten: weil *sie!* sündigten]: so erging ein Strafurtheil, das sich auf alle (viele) erstreckte" u. s. w. Nach 1 Kor. XV, 22 (nicht 26) soll durch Jesu Verdienst „die völlige Verbannung des Todes" erfolgen. Unter c) wird auch noch 1 Kor. XV, 45, 47 erklärt, und dann gesagt: „Diese letzten Stellen zeigen wenigstens, wie geläufig es dem Apostel ist, nach Judensprache (!) den Messias dem ersten Menschen, welchen die Genesis nennt, entgegen zu setzen. Man konnte leicht in der Vorstellung verwechseln, dass Adam zuerst wegen einer Gesetzübertretung der Tod angekündiget wurde, und dass er ihn in die Welt gebracht habe. Wenigstens verhinderte jenes P. nicht, zu sagen: der Tod drang zu allen Menschen hin, weil sie alle sündigten. Röm. V, 12. Und weil auch vor dem mos. Gesetze die Sünde in der Welt war: so war auch der Tod eben so [worauf geht diese Vergleichung?] von Adam bis auf Mose verbreitet. Man sieht also, dass man [wer? — der Vf.?] den Tod eben so schwankend, sowohl in Ansehung des Begriffes, den man damit verband, als auch in Ansehung des Sprachgebrauches von Adam herleitete." Ja wohl ist alles schwankend und überladen! — Unter d) hören wir nur wenig, aber desto bemerkungswerthere Dinge! 1 Kor. XV, 49, 50: „für den Zustand der Unvergänglichkeit ist nicht das gegenwärtige Hinfällige und Vergängliche." Ein Mann, der das sagte, hätte glauben sollen, die Menschen wären ohne Adams Fall *unsterblich* gewesen? S. 2. „Wir sehen also, dass Paulus die Bürger des Messiasreiches, so viel vollkommener sie auch schon hier durch die Grundsätze dieses Staates geworden sind, doch noch ihrem irdischen Stammvater ähnlich und im Stande der Unvollkommenheit und Vergänglichkeit bleiben [als Körper-Wesen einen Körper haben!] lässet." — Wir gehen zu §. 2 über. „Seit Adams Übertretung herrschte die Sünde über das Menschengeschlecht. Der Mensch trägt in seinem Inneren das Sittengesetz [bey der Annahme dieser gesetzgebenden Vernunft, die jede Vergehung bestraft, soll P. geglaubt haben: die Sünde sey durch Adam in die Welt gekommen? vgl. §. 1,] und giebt ihm seinen Beyfall, und doch gehorchte er jener Beherrscherin. Der Tod stets im Gefolge der Sünde herrschte auch [Doch nicht über die kleinen Kinder — weil *sie* — nicht gesündigt haben!] Beide braucht [nämlich im vormessianischen Zeitalter u. s. w.] der Teufel zum Unglück der Menschen. [Nach dem obigen versteht entweder P. unter *Tod* alles durch Adam gewirkte Elend = Unglück, oder er vergass dieses über dem *Tode*, und denkt dabey bloss an den *leiblichen* Tod. Allein was mochte sich in dem Falle wohl P. Röm. VII, 24 wünschen?] Von ihm kömmt das sittliche Verderben der Menschen mit seinen Folgen, der verdorbene Zustand der Menschheit vor dem Messias, und noch jetzt [so wird beständig das *Zeitalter vor* und *unter* dem Messias durch einander geworfen] ausser dem Messias [wie undeutsch und unbestimmt!]. So bestand denn vor dem Messias ein Reich des Teufels, ein Reich der Finsterniss, und es bleibt noch bey denen Menschen, welche ausser dem Messias leben." Das §. 1 Gesagte suchte der Vf. auf 6 enggedruckten Seiten zu begründen; hier zur Begründung §. 2 hat er gar 8 Seiten nöthig! Wir heben nur einiges aus. Nach Röm. V, 12, soll die Sünde durch den Tod herrschen; es heisst aber *daselbst:* der Tod kam διὰ τῆς ἁμαρτίας in die Welt. S. 20: „Allerdings war die Sünde in der Periode von Adam bis Mose in der Welt, V. 13. Allein es findet sich (weil das positive Gesetz noch nicht vorhanden war) keine *ausdrückliche und angekündigte* Zurechnung der Sünde." Das Eingeklammerte sollte nicht eingeklammert seyn, und die gross gedruckten Worte sind ein blosser erklärender Zusatz des Vfs. Paulus sagt V. 13: *Denn schon vor der Promulgation des mosaischen Gesetzes war die Sünde vorhanden, allein sie wird nicht imputirt, wo kein promulgirtes Gesetz ist.* — Diess würde im offenbaren Widerspruche mit V. 12 stehen, wenn daselbst gesagt werde: die Menschen seyen mit dem

Tode bestraft worden, weil *sie* gesündigt hätten. Vor dem promulg. Gesetze fand ja keine Imputation Statt! S. 21: „Sie wird aber doch zugerechnet; sonst hätte der Tod (V. 14) ihre Folge nicht seyn dürfen. [Wir fragen: wessen Sünde?] Nur, will der Apostel sagen, findet sich nichts Ausgezeichnetes [? Was ist das?] hierüber, so wie über die nach Mose von den Israeliten begangenen Sünden. (?)" — Die Stelle daselbst: „Alle — beherrschte" steht *hier* ganz überflüssig. Zu S. 23 bemerken wir, dass ἀηρ Ephef. II, 2, nicht uneigentlich, sondern eigentlich, entweder für *Luft* oder *Finsterniss*, genommen werden müsse. Zu S. 24 f. Die Juden nahmen an, dass der Satan die ersten Menschen verführt habe; 2 Kor. XI, 3, mag sich darauf beziehen; ob aber davon P. überzeugt war? diess ist eine andere Frage. Vrgl. Röm. VII. etc. S. 26 muss 2 Thess. 2, 9 statt 19, und L. h. statt k gelesen werden. — §. 3: „Die über alle Menschen verbreitete, und sie beherrschende Sünde äussert sich in bösen Begierden, welche gegen ein dem Menschen eigenes Gesetz der Vernunft, das Gesetz Gottes, streiten. [Hier sollte Lit. m. stehen.] Die Sünde hat mit ihren bösen Neigungen ihren Sitz im Körper [Lit. n statt m], bereitet dem Menschen Elend, und bleibt ihm mit ihren unglücklichen Folgen eigen, so lange er den irdischen Körper behält. [Die Folgen der Sünde sollten nicht länger fortdauern?!] Ungeachtet der Herrschaft der Sünde giebt es Menschen, welche Rechtschaffenheit ausüben, bey vielen aber kömmt es zu roher Sinnlichkeit." [Bedeutende Stücke der paulinischen Christologie! Aber wie? wenn nun nicht der Mensch, sondern das gute und böse Princip — am Guten oder Bösen Schuld wäre? S. Röm. VII. VIII. 1 Kor. XV, 10. 2 Kor. XII, 9—11 u. s. w.] S. 30: „Glücklich werden wir nicht seyn, völliges Leben wird uns nicht zu Theil werden, bis das Leben Jesu Christi sich in dem sterblichen Leibe zeiget, d. h. bis wir einen vollkommneren Körper erhalten." Sollte das 2 Kor. IV, 11, coll. 1 Kor. XV, 50 gesagt werden? In dem Falle würde es V. 12 heissen: ihr habt diesen vollkommneren Körper, wir Apostel nicht!! S. 31: „Die Menschen vor dem Messias waren im Ganzen genommen, *äusserst* lasterhaft." — Wir fragen: lasterhafter, wie jetzt?! — §. 4: „Diejenigen, welche sich im Reiche der Finsterniss befinden, sind, ob sie gleich Gott aus der Natur erkennen, unwissend und verblendet in Ansehung der Religion (die ihnen Röm. II, 14, 15 ins Herz geschrieben war?). So bisher die Heiden. Sie entfernten sich durch Trugreligion von aller Wahrheit in der Erkenntniss Gottes (?), und sanken, indem sie Geschöpfe an die Stelle des Schöpfers setzten, zu dem entehrendsten Götzendienste herab. Dieser hinderte nicht nur die Verehrung Gottes [hier muss u stehen], sondern riss auch zu den abscheulichsten Lastern hin [v statt u]. So weit kam es mit Menschen, welche sich gelehrter Einsichten und der Weisheit rühmen, deren Weisheit aber nie zu wahrer Religions-Einsicht und zu guten Gesinnungen führen konnte [w statt v]". Die armen Heiden! Zurückweisungen scheint der Vf. nicht zu lieben, daher wird uns unter r) das nochmals zu Gemüthe geführt, was wir schon S. 24 f. hörten. S. 34 tritt der Vf. auf die Seite derer, welche unter ἀδικια Röm. 1, 18 die *Abgötterey* verstehen, weil Paulus, als er diese Worte dictirte, schon die Vorstellung, welche er V. 21 f. so deutlich vorlegt, vor Augen schwebte, und er V. 24 f. die Gräuel des Lasters unter den Heiden erst aus der Götzenverehrung hervorgehen lässt. Allein ἀσεβεια V. 18 dürfte in jedem Falle hinreichen. Die Meinung des Apostels scheint zu seyn: die Heiden seyen bey aller Erkenntniss der wahren Religion Götzendiener und immoralische Menschen. — Unter v [nicht u] sucht der Vf. seine Leser *in der Sprache der alten Welt* zu unterrichten. Wir nennen diess: das Alterthum dachte so über diesen oder jenen Punct. — §. 5. „Die Juden halten sich schon wegen ihrer Herkunft von Abraham und wegen anderer Vorfahren ausschliessend für Lieblinge Gottes. Sie halten die mos. Gesetze für die einzige Norm, sich der Gnade Gottes werth zu machen. [Diess glaubte P. als Jude vormals! Doch wir stehen ja im vormess. Zeitalter!] Die Folge hievon ist, dass sie alle anderen Menschen ausser sich, weil sie das jüdische Gesetz nicht beobachten, von der Gnade Gottes ausschliessen; sich selbst aber, weil sie eine andere Vorschrift nicht annehmen, für alle geistige Religion unempfänglich machen, und in einem steten Geiste der sklavischen Furcht vor Gott verbleiben." Das alles gehörte in die Anmerkungen zur Erläuterung. Der Vf. bringts in einen §! Wer das weiter oben gehörte wieder vergessen hat, der kann's §. 6 noch einmal hören. „Das sittliche Übel, heisst es unter anderen, konnte bey den Juden einen noch höheren Grad erreichen, weil sie stolz auf ihr väterliches Gesetz sich über die Heiden erhoben, und dadurch zum Hasse gegen sie vermocht wurden." Der Vf. sucht das auf 11 Seiten zu begründen! Man kann sich daher leicht vorstellen, wie viele Wiederholungen und Auswüchse hier vorkommen müssen. Um den Leser in den Stand zu setzen, den 1 Abschnitt vollkommen zu beurtheilen: so mag noch der 7te und letzte §. hier stehen: „Allen, welche so die Wahrheit der Religion verkannten und ihr ungehorsam waren, allen, welche so den verdorbenen Leidenschaften folgten und in Sünden und Bosheit lebten, steht Gottes Strafe bevor. Bey der zweyten Ankunft des Messias [war denn im vormess. Zeitalter der Messias schon da gewesen?] wird sie vorzüglich ausbrechen. Sie trifft den Juden nicht minder als den Heiden; diesen, wenn er lasterhaft lebte, auch ohne dass er Inhaber des mos. Gesetzes war; jenen, wenn er Sünde ausübte, nach der Norm dieses Gesetzes." S. 62 steht Joh. 3, 7 statt 17. S. 63 zu Röm. II, 9. 10. I, 16 heisst es: „die Ausleger sagen uns nichts (?) über das auffallende πρῶτον". Wir schlagen das *Handbuch zur Erkl. des N. T.* auf; hier steht: „Vornehmlich über die Juden, welche die Vorschriften zur Tugend u. s. w. in der geoffenbarten Religion haben und sie nicht erst durch Nachdenken aus der Betrachtung der Naturschöpfen müssen" u. s. w. *Rosenmüller*: „*Sicut*

Judaeum in privilegiis praeposuerat Apost. I, 16; *sic et eundem praeponit in poenis: id enim exigit ratio, ut qui plus accipit, eo plus crucietur, si beneficio non responderit. Luc. XII,* 47." Noch f. *Morus, Herzog* u. f. w. Der Vf. denkt bey diesem Worte an die ausdrückliche Ankündigung der Strafen und die vielen Warnungen vor denselben bey Mof. und d. Proph., welche die Strafe des Juden weniger bezweifeln liessen. — Das über Röm. II, 12 Gesagte S. 64 würde Niemand vermisst haben, wenn es weggeblieben wäre. — *Abschn. II. Veranstaltungen und Verheissungen Gottes in der vormess. Zeit.* Um nicht über die Grenzen einer Recension auszuschweifen, wollen wir nunmehr nur noch eins und das andere ausheben. S. 88. Röm. VIII, 10. „Bewohnt euch der Geist des Messias etc.: so ist euer Körper todt durch die Sünde (δι' ἁμαρτ.); der Geist aber lebt für die Tugend (διὰ δικαιοσύνην). — *Hauptst. II. Abschn.* 1. *Person und Bestimmung des Messias.* S. 100. Röm. VIII, 3. „Gott fandte seinen Sohn, ähnlich dem Leibe der Sünde" für ἐν ὁμοιώματι σαρκὸς ἁμαρτίας ist zu wörtlich und undeutsch. Diess gilt auch daselbst von „*Weibgeborner*" f. Gal. IV, 4. S. 108 ἀνελήφθη ἐν δόξῃ 1 Tim. III, 16 „unter herrlichen Naturerscheinungen ist er (Jesus) in den Himmel aufgenommen worden." S. 113 wird Jesus ἀρχηγὸς τῆς ζωῆς genannt. Wie konnte das der Vf., da er den Brief an die Hebräer nicht für einen paulinischen annimmt? Denn diese Benennung kommt bloss Heb. II, 10. XII, 2 vor. Mehrmals hat der Vf. dagegen verstossen, z. B. S. 67. 119. 126 u. f. w. S. 126 heisst es: „Auch Phil. II, 6—8 kann P. von einem niedrigen menschlichen Zustande, im Gegensatze der Grösse, die sich hernach offenbarte, reden, nicht die vorherging." Nein, V. 6 fällt zwar gewissermassen mit V. 9 ff. in eins zusammen, aber gleichwohl ist das, was hier der Vf. fagt; ganz und gar nicht treffend. Es heisst: ὃς ἐν μορφῇ θεοῦ ὑπάρχων... ἐταπείνωσεν ἑαυτόν... διὸ καὶ ὁ θεὸς αὐτὸν ὑπερύψωσε. Hier ist doch gewiss von einer *vorhergehenden* Grösse die Rede. Wie sähe es auch ohne diese Annahme mit der ganzen Vergleichung aus? Dergleichen Bemerkungen, deren nicht wenige vorkommen, hätte der Vf. zu seiner Ehre unterdrücken follen. Aber es scheint, er kann nicht wohl etwas zurückbehalten. — *Abschn.* 2. *Errettung und Veredlung durch den Messias.* S. 136. *Abschn.* 3. *Aufnahme zur errettenden Gnade durch den Glauben.* S. 181—233! Nach S. V der Vorrede ist der Vf. sehr begierig, ein Urtheil besonders darüber zu vernehmen, was er über die *errettende Gnade* und den *Opfertod Jesu* gesagt habe, welchen Begriff er mit den Worten σωτηρία und δικαιοσύνη ἐκ πίστεως verbindet u. f. w. Allein wir haben hier gar wenig Neues, wohl aber manches Schielende gefunden, so, dass wir nicht wissen, ob Mangel an Belesenheit, oder Mangel an Scharfsinn und Beurtheilungskraft an jener Auffoderung Schuld sey. Was kann aber auch über die meisten dieser Puncte noch Neues gesagt werden? S. 198. Es ist bey Röm. VI, 3—11 und 1 Joh. V, 8 (18?) dem Vf. „merkwürdig, dass, da er seiner Gemeinde, die er durch sein Blut gereinigt hatte, Vergebung der Sünden erworben hat, es seine Absicht war, dass sie, die Gereinigte, sich nun auch rein und unbefleckt erhalten sollte." — Was doch dem Vf. nicht alles *merkwürdig* ist! S. 225. „Hier (bey der δικαιοσύνη ἐκ πίστεως) wird immer ein grosses Glück (!) gemeint, zu welchem man durch die Annahme des Christenthums und die treue Befolgung seiner Grundsätze, welche man sich ganz zu eigen gemacht hat, (?) gelangt. Wem diese Pistis (?) eigen ist, (wer sie besitzt), der ist zu dem wahren Mitte (Mittel) der Gottgefälligkeit gekommen, er befindet sich auf dem Wege, der dahin führt [er ist im Hafen = er ist auf dem Wege zu dem Hafen!] und das ist doch nichts anderes, als er *hat* die wahre Religion, die δικαιοσύνη θεοῦ, eine Anweisung, welche Gott selbst giebt, damit man daraus lerne, wie man sein Wohlgefallen zu *erlangen habe*." Nach dem Vf. sind also bey P. σωτηρία, χάρις τ. θεοῦ, δικαιοσύνη ἐκ πίστεως, πίστις, δικαιοσύνη θεοῦ Synonyma!!! Diese Proben werden wohl zur Bestätigung unseres Urtheils hinreichend seyn? — S. 178 und 189. vgl. S. 186 beschenkt uns auch der Vf., nach seinem Auslegergefühl, mit einer neuen Erklärung von Gal. III, 20. 28. „Es ist Ein Gott, der zu seinem Volke und zu seiner Gnade Juden und Heiden aufnimmt." Röm. 3, 30. „Gewiss ist er nicht nur der Juden Gott." V. 29. „Alle sollen *Eins* werden, durch die Religion in *Eine* Verbindung treten. Gal. 3, 28. Mose sollte die Menschen nicht zu diesem *Verein* bringen; aber Gott blieb doch immer *Einer*. V. 20. S. 189. „Es kömmt nicht in Betracht, ob Jemand Jude oder Heide ist (?) — — als Christen seyd ihr alle Εἷς, wie ein Mann, d. i. ihr machet *Eines, ein Ganzes* aus. Gal. 3, 28. Mose war freylich nicht μεσίτης eines solchen Ἑνὸς gewesen, seiner Vermittlung nach blieben Juden und Heiden noch getrennt, obgleich Gott Εἷς ist, der Eine Gott aller Menschen. V. 20. vgl. Eph. 3, 6." Auf diese Deutung, die wir wohl nicht erst in ihrer grossen Blösse darzustellen nöthig haben, scheint der Vf. besonders durch V. 28 gekommen zu seyn. Doch der Apostel soll und muss ja aus sich selbst erklärt werden! Die Stellen, in welchen nun z. E. εἷς vorkommt, darf man daher nur sammeln, neben einander stellen u. f. w.: so ist alles gerechtfertigt! — *Abschn.* 4. *Heiligung der Gläubigen.* Abth. 1. *Gebesserte Gesinnung der Gläubigen.* Abth. 2. *Vorschriften der christlichen Sittenlehre für die durch den Messias Geretteten und Begnadigten. Hauptst.* 3 geht von §. 37 bis 48 ohne weiter in Abschnitte zu zerfallen. — Doch genug! — Aus allem geht nach unserem Urtheile hervor: dass der Vf. auf seine Schrift nicht nur vielen Fleiss, sondern sogar eine Uber - Anstrengung verwandte, weil derjenige, welcher ein solches Werk unternimmt, bloss seinem Schriftsteller angehören muss, ohne sich von fremden Vorstellungsarten, Bestimmungen und Autoritäten leiten zu lassen, und der Vf. in mancher Rücksicht nicht unabhängig genug ist, — kurz, weil er sich an eine Arbeit wagte, die, ohne dass er es vielleicht selbst fühlte, seine Kräfte überstieg.

ψ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 NOVEMBER, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Code de Commerce.

PARIS, b. d. Gebr. Clament: *Code de commerce*, Collationné sur les registres du conseil d'état, par *M. Raynal*, chef du bureau des procès-verbaux. Edition des archives du droit français. 1807. 183 S. Text und 146 S. Register, gr. 8.

(Fortsetzung der in No. 198 abgebrochenen Recension.)

Die bisherigen Gegenstände dieser Recension waren: Geschichte, Plan und Umfang, Quellen des *Code de Commerce;* der Recensent aber, welcher diese Gegenstände bearbeitet hat, mag bey seiner geringen Kenntniss von dem Praktischen der Handlung nicht wagen, weiter fortzufahren, da es nunmehro vorzüglich noch darauf ankommen wird, eine bescheidene Kritik des Inhalts des *C. d. C.* zu versuchen. Es folgen demnach nunmehr von einem anderen, auch der Handlungswissenschaft kundigen Rechtsgelehrten

Einzelne Bemerkungen über den Inhalt des Code de Commerce.

Der erste Titel des ersten Buchs ist nicht so geblieben, wie er im Project war, indem mehrere Definitionen weggefallen, und die Definition von Handelsgeschäften in das vierte Buch über die Handelstribunäle gewiesen ist. Er hat ein Verdienst vor den früheren französischen Gesetzen voraus, die zu wenig mit den Minorennen und den Frauenzimmern, die Handlung treiben, sich beschäftigten. — Der zweyte Titel schreibt die von den Kaufleuten zu haltenden Bücher vor. Auch dieser Titel ist sehr reformirt. Das Project legte den Kaufleuten in Hinsicht der Bücher unerzwingliche Lasten auf. Sie sind um vieles vermindert. Die Haltung eines Journals für alle seine Ausgaben und Einnahmen und eines Copiebuchs, der Abschluss einer jährlichen Bilance und Buchung derselben ist dem Kaufmanne zu einer unerlasslichen Pflicht gemacht. Wenn man weiss, dass bey den schlechtdenkenden Menschen unter den Kaufleuten in der ganzen handelnden Welt Bankerotte als *Modi acquirendi* behandelt, und dass auch selbst in denjenigen Staaten, wo die Concursgesetze dem Falliten ordentliche Bücher abfodern, solche in vielen Concursfällen kurz vor dem Fallissement *pro forma* geschrieben werden: so begreift man, wie das gerichtliche Paragraphiren der Bücher eine Nothwendigkeit geworden. Die einfachste Operation hätte uns die geschienen, einen seidenen Faden durch die Bücher zu ziehen, und ihn auf eine Weise vorn und hinten in den Büchern mit Gerichtssiegeln zu versiegeln, dass Betrügereyen unmöglich würden. Die Aufmachung einer jährlichen Bilance ist bey Handelsoperationen nach fremden Welttheilen fast unmöglich. Indess so weit sie geschehen kann, muss sie geschehen. Der Abschluss derselben ist eine der weisesten Vorschriften, die gegeben werden können. *De nicht schrift, de nicht blift*, sagt eins der wahrsten Sprichwörter, und unter zehn Falliten findet man fast bey keinem einzigen Bilancen der letzten Jahre; und doch würden dieselben einen mächtigen Damm gegen den Strom der Verschwendung und gegen die Gefahren gewagter Unternehmungen abgegeben haben. Dem Rec. ist nur ein einziger Fallit bekannt geworden, der mit der grössten Regelmässigkeit jährlich seine Bücher abgeschlossen hatte, und der durch das immer wiederkehrende Resultat: „30,000 Fr. *meer uitgegeven als ingenomen*" sich nicht abhalten liess, auf dem Wege fortzuwandern, welcher am Ende auf die hohe Schule der Besserung, ins Zuchthaus, führte. — Der dritte Titel von den Handelsgesellschaften erkennt deren drey, nämlich: die Gesellschaft unter einem gemeinschaftlichen Namen, die Gesellschaft, wobey nicht alle Interessenten an Besorgung der Handlungsgeschäfte Theil nehmen, und die anonymische Gesellschaft. Es ist sehr hart für die Freyheit rechtlicher Speculation, dass bey der ersten Societät die Firma Namen der wirklichen Theilnehmer enthalten muss, und dass man nicht mehr mit den Namen seiner Vorgänger sich Kunden gewinnen darf, dass die Reputation einer Firma ersterben soll mit dem Stifter derselben. Aber die enorme Betrügerey, die mit der Adoption alter oder berühmter Namenschilder getrieben ist, rechtfertiget den Kaiser. Die zweyte Section des dritten Titels handelt von der Abmachung der Contestationen zwischen Handelsgesellschaften, und es wird für das Wesen der Handlung unendlich wohlthätig, dass dieselben in erster Instanz durch Schiedsrichter abzumachen sind. Es steht indess eine Appellation frey von dem Laudo. — Nach dem vierten Titel ist die unter Eheleuten vor oder während der Ehe vorgenommene Separation der Güter zur Publicität zu bringen. Die Fristen der Opposition für die Creditoren sind zu kurz berechnet, dass das Ausland nur den Nutzen davon haben kann, dass in dem Augenblick des Concurses keine Collusion Platz

greift. Gerechter für das Ausland wäre es gewesen, die Fristen zu verlängern oder dem Beykommenden zu injungiren, durch seine Bücher oder anderweitig zu beweisen, dass er keine auswärtigen Creditoren oder ihren Consens habe, so wie nach der hamburgischen Fallitenordnung kein Auswärtiger von der Masse eines Falliten präcludirt wird, der in den Büchern des Falliten als Creditor aufgeführt steht. — Der fünfte Titel über Börsen, Wechselagenten und Mäkler enthält Dispositionen, die grösstentheils mit denjenigen in Harmonie sind, welche in anderen Ländern die Gesetze vorschreiben, aber (was das Handelsverbot für Mäkler betrifft) leider! nicht befolgt werden. Da es ein Grundsatz des Handelsrechts ist, den Handel so wenig zu geniren und mit Kosten zu belegen, als möglich: so wird es im Norden und in England auffallend seyn, dass auch Notarien (Art. 79) ausser dem Assecuranzmäkler bey der Ausfertigung der Police concurriren sollen. — Der sechste Abschnitt enthält Bestimmungen über die Rechte der Commissionäre, die zum Theil in dem *Code Napoléon* enthalten sind, ohne, wie bey dem Abschnitte über die Separation der Güter, in blosse Verweisungen gebracht zu seyn. Der zweyte Abschnitt dieses Titels handelt von Commissionären für den Land- und Wasser-Transport. Der 101ste Artikel besagt, dass der Frachtbrief bloss einen Contract bildet zwischen dem Commissionair und dem Fuhrmann. Diese Disposition wird hoffentlich nicht die Folge haben, dass dem Eigenthümer der Waaren, der die Fracht bezahlt, kein Klagerecht gegen den Fuhrmann in Fällen, wo diess convenable ist, zusteht, da Spediteure und Commissionäre eigentlich nur *ex mandato* des Eigenthümers handeln. In dem dritten Abschnitt über die Fuhrleute halten wir den 105ten Artikel, dass der Empfang der Waaren und die Bezahlung der Fracht jede Klage gegen den Fuhrmann erlöscht, für präjudicirlich, da oft die Diebstähle der Fuhrleute mit solcher Geschicklichkeit gemacht werden, dass keine äussere Spur der Verletzung vorhanden ist, und da sie die gestohlenen Sachen durch andere von gleicher Schwere ersetzen, so dass das Gewicht auskömmt, und da die Emballirung vieler Waaren von der Art ist, dass sie nicht anders als durch Einschraubung in Pressen oder auf eine andere schwierige Weise wiederholt werden kann. Wenn man nun in dergleichen Fällen nach geschehener Auspackung auf dem Wege des Fuhrmanns Spuren findet, dass er in Wirthshäusern Sachen, wie die gestohlenen, verkauft hat, soll man ihn da nicht in Anspruch nehmen können? Man scheint sich zur Bejahung der Frage auf den Art. 108 berufen zu können, der von Präscription der Klagen gegen Fuhrleute und Commissionäre handelt, und *les cas de fraude et d'infidélité* ausnimmt. — Der siebente Titel handelt von der Erweisung eines Handels (der in der Regel schriftliche Spuren haben muss), zu welchem nur nach dem jedesmaligen Gutdünken der Richter Zeugenbeweis zugelassen wird. — Der achte Titel beschäftiget sich mit den gezogenen Wechseln und den Sola-Wechseln. Kein Papier wird als ein gesetzlicher Wechsel erster Art angesehen, wenn es nicht von einem Orte auf einen anderen gezogen ist. Das Gesetz erlaubt kein Bianco-Indossement. Ein Wechsel muss wegen Nichtbezahlung den Tag nach dem Verfall unfehlbar protestirt werden. Es sind alle Respittage abgeschafft. Die Gründe, welche der Berichtserstatter in dem gesetzgebenden Corps dafür anführt, genügen uns nicht, und die Ausführung des Gesetzes wird in denjenigen Orten, wo die Zahlung nicht baar geschieht, sondern durch Abschreibung in einer Bank, wie z. B. in Hamburg, unmöglich, da man erst den folgenden Tag erfährt, ob die verfallene Wechselschuld abgeschrieben ist oder nicht; sodann ist die Vorschrift, den Protest durch zwey oder drey Personen machen zu lassen, auch zu kostspielig oder umständlich für die Handlung. Eine geschworene Person ist, so wie in Hamburg, genug für die blosse Formalität des Protestes. In England, wo auch mehrere Personen erfodert werden, unterschreiben die Zeugen den Protest, ohne von dem Act selbst directe Wissenschaft zu haben. Es ist bey dem Wechselgesetz gar keine Rücksicht auf den Abgang und die Ankunft der Posten genommen.

Das zweyte Buch handelt von der Schiffahrt. Es endigt gleich anfänglich den alten Federkrieg, ob Schiffe für Mobilien oder Immobilien zu halten sind, indem es sie zur ersten Classe zählt, jedoch sie für namhaft gemachte Schulden verhypothecirt erklärt. Der Rec. vermisst ungern unter diesen privilegirten Summen diejenigen Vorschüsse auf Havereygelder, welche so oft Ladungsdeputirte ertheilen, und die sie vor der Aufmachung der Dispache durch die Schulden der Ladung gedeckt glauben, und die nach aufgemachter Dispache sich dennoch zur Last des Schiffes ergeben. Macht ein Schiff ausserhalb Landes Haverey mit einer reichen Ladung: so werden gewöhnlich die Eigenthümer der Ladung durch ihre Repräsentanten die Geschäftsmänner der gemeinschaftlichen Angelegenheit. Sie werden für diejenige Summe, welche sie dem Schiffe zur Last glauben, sich durch Bodmerey zu decken suchen. Die Rheder oder Capitäne suchen diese Summe aber immer möglichst geringe zu stipuliren. Schiffe versegeln und werden oft verkauft, ehe eine Haverey definitiv regulirt ist. Es hätte eine gesetzliche Gewissheit begründet werden müssen, dass derjenige, der privilegirte Havereyfoderungen bezahlt, das Privilegium der Cedenten behalte. — In dem vierten Titel heisst es, dass der Capitän beym Einlaufen und Auslaufen des Schiffes am Bord seyn muss. Der Rec. hätte auch die gesetzliche Disposition in dem *Code* gewünscht, dass, während das Schiff seine Ladung am Bord hat, wenigstens zwey Drittheile der Mannschaft, und der Steuermann in Abwesenheit des Capitäns am Bord seyn müsse. — In dem Abschnitt über das Engagement und die Löhnung der Matrosen finden wir es hart, dass die Matrosen, die auf Cabotagereisen in dem Lande des Schiffes nicht anders entlassen werden können, als mit Reisekosten, bis zum Ort ihres Engagements. Ein Matrose muss in

jedem Seehafen seines Landes zu Hause seyn. In Dänemark heisst es richtiger: der Matrose darf nicht abgedankt werden, als in des Königs Landen. Der Staat bey uns erleichtert die Landreisen der Seeleute und lässt sie nicht dem Rheder zur Last. Dagegen findet der Rec. das französische Gesetz gerechter, als manches andere, in der Bestimmung, dass die während der Reise erkrankten Matrosen auf Kosten des Schiffes curirt werden müssen, und nicht bloss, wenn sie durch einen dem Schiffe erzeigten Dienst erkranken. — In dem sechsten Titel von Certepartieen ist der so häufige Fall nicht berührt, wo Schiffe Stückgüterreisen machen. Es sollen in allen Fällen Certepartieen existiren; aber in dergleichen Fällen können keine existiren. Das Connoissement ist in dergleichen Fällen die Certepartie. — Es ist in dem jetzigen Seerecht bey der Verderbtheit der Menschen ein schwieriger Punct, zu bestimmen, wem man den Diebstahl von Waaren beymessen soll, der vor der Verschiffung, während der Verschiffung, und nach der Verschiffung, ehe sie aus einander gemacht werden, geschehen seyn kann. Der *Code* scheint bey der Lehre von dem Connoissemente auf dieses Übel der Zeit keine hinreichende Rücksicht genommen zu haben. Rec. findet dagegen in der Bestimmung des Art. 297 ein sehr weises Gesetz, dass der Beweis der Navigabilität für den Ablader gegen das Besichtigungscertificat am Abganghafen zuzulassen sey, nur muss dieses *vice versa* seyn. Es finden nur zu oft auf beiden Seiten Collusionen Statt. So ist jetzt ein Process vor dem König von Dänemark pendent über einen Fall, in welchem der Correspondent eines hamburger Schiffes in Havannah nicht Lust hatte eine Ladung Zucker an Bord eines in Hamburg, zum Behuf dieser Ladung an einen Dänen verfrachteten Schiffes zu verladen, um nicht seinem Handelsfreunde mehrere Effecten anzuvertrauen, als dieser bereits in Händen hatte. Er liess daher das Schiff von Kunstverständigen für unnavigabel erklären, und das Gericht, von welchem er der gewöhnliche Präses war, liberirte ihn von der Certepartie. Der hamburgische Capitän erhielt dagegen das Certificat seines spanischen Zimmermanns, dass das Schiff vollkommen navigabel gewesen. Er versammelte ferner, ehe er von Havannah abging, alle protestantischen, derzeit in Hannavah anwesenden dänischen, amerikanischen und hamburgischen Capitäne, sie untersuchten das Schiff, und ertheilten dem hamburger Capitän ein Certificat über die Navigabilität des Schiffes. Es kam hierauf in einer schnellen Reise directe auf Hamburg zurück und zwar mit Ballast, welcher viel schwerer über See zu schaffen ist, als eine Ladung. Es wurde sogleich von den hamburgischen Kunstverständigen untersucht, und für vollkommen navigabel erklärt, die auch aus der Natur der Sache erhärten, dass das Schiff in Havannah müsse vollkommen navigabel gewesen seyn. Die übrigen Capitäne und Kaufleute, die mit der Hebe (so hiess das Schiff) in Havannah gewesen waren, kamen auch nach und nach zurück, und wurden *in perpetuam rei memoriam* gehört. Der Rheder klagte seine Fautfracht ein, und hat mit seinen Beweisen der Navigabilität admittirt zu werden. Seine Bitte wurde in der untern Instanz abgeschlagen, weil man sich unrichtiger Weise durch das römische Recht gefesselt erachtete. — Die Zeit von 14 Tagen, für welche die Fracht ein Privilegium hat, ist zu kurz. In grossen Seehäfen, und fast überall, cassiren Schiffsmakler die Frachten ein, und sind vorzüglich bey Stückgüterladungen, in Rücksicht auf Zoll und andere Nebenkosten, nicht im Stande, bey gehäuften Geschäften, die Frachtrechnung immer in 14 Tagen aufzumachen. Sechs Wochen zum wenigsten müsste die Fracht- und Haverey-Foderung privilegirt seyn. — Bey dem Abschnitt von den Bodmereyen ist der wichtige Unterschied, ob durch Verwendung des Bodmereygeldes der ursprüngliche Werth der verbodmeten Sache *vermehrt*, oder ob er dadurch nur *wieder hergestellt* worden sey, wodurch in diese verwickelte Materie so viele Einfachheit gebracht werden kann, den *Beneke* in seinem System des Assecuranzrechtes so schön auseinander gesetzt hat, nicht gehörig gemacht. — Nach dem Art. 347 ist die Assecuranz auf eingebildeten Gewinn und auf die zu verdienende Fracht verboten. Ferner ist in dem 353 Art. die Baratterey des Capitäns von dem Risico des Versicherers im Allgemeinen ausgenommen. Diese Verfügungen sind in Widerspruch mit der Gesetzgebung vieler anderer Länder, und mit der von *Beneke* vorgeschlagenen Modification müsste die Versicherung auf den eingebildeten Nutzen allenthalben erlaubt seyn, nämlich, dass der Versicherer dem Versicherten bey Verunglückung seiner Waare denjenigen Gewinn bis zum Belauf der versicherten Summe ersetze, den er bey glücklicher Ankunft derselben gehabt haben würde. — In dem 364 Art. des zweyten Buches ist eine offenbare Wiederholung desjenigen, was viel kürzer im 351 Art. gesagt war. — Dass eine gesetzliche Präsumption vorhanden seyn soll, wenn der Calcul von einer Stunde auf $1\frac{1}{2}$ Lieues ergiebt, dass die Nachricht von der Ankunft oder dem Schiffbruch an dem Ort der Versicherung hätte seyn können, ist sehr gefährlich. Hätte hier nicht Rücksicht auf das In- und Ausland, auf die Jahreszeiten, auf die grössere und geringere Distance u. s. w. genommen werden sollen? — Jede Caution der Wiederklage halber ist bekanntlich eine sehr dem Missbrauch unterworfene Sache. Diese Erfahrung aller Länder hätte die Verfügung des 384sten Artikels restringiren sollen, dass nämlich in Abandonnementfällen der Assecurateur jedesmal zum Gegenbeweis zugelassen, und auf seine Admittirung dazu zwar die Bezahlung der versicherten Summe nicht zu suspendiren ist, der Versicherte aber dagegen Caution zu stellen hat, die erst in 4 Jahren erlischt. Diese Verfügung scheint einer Modification zu bedürfen.

Das dritte Buch handelt von den Falliten und Bankerotteurs. Ein Kaufmann, der seine Zahlung suspendirt, ist Fallit. Er hat diess anzuzeigen. Auf seine Anzeige oder auf die Notorität der Thatsache wird sogleich von Obrigkeitswegen bey ihm versiegelt, und dann wird er unter Arrest gesetzt. Es

werden von dem Gerichte auf 14 Tage, höchstens einen Monat, 2 Agenten ernannt, welche unter Oberaufsicht eines Commissärs den Zustand der Bücher nachsehen, und die nöthigen Administrationsgeschäfte betreiben. Sie suchen eine Bilance aufzumachen, oder die schon aufgemachte zu verificiren, und auf ihren Bericht wird der Fallit entweder in Freyheit gesetzt oder nicht. Sobald aus den Büchern oder anderweitig durch sie eine gehörige Anzahl der Gläubiger ausgemittelt ist: so werden diese zur Wahl von provisorischen *Curatoribus bonorum* (von *Syndicis*) aufgefodert, die sie vorschlagen und das Gericht wählt. Nach ihrer Anstellung wird inventirt, alles eingehende Geld wird in eine öffentliche Casse gebracht, woselbst es Zinsen trägt, oder befindet sich unter 2 Schlössern in Privatverwahrsam. Von den Curatoren und einem Commissär müssen die Passiva der Masse in einem bestimmten Termin liquidirt und verificirt werden. Wenn die Foderungen der Gläubiger für richtig anerkannt sind, und der Fallit keine *Falsa* begangen oder sonst schwer *in Culpa* ist: so wird unter gerichtlicher Vermittelung ein Accord zwischen ihm und den Gläubigern, worüber die Mehrheit von ¾ der Gläubiger unter Approbation des Gerichtes entscheidet, tentirt. Kommt kein Accord zu Stande: so wählt die Mehrheit der Creditoren Definitiv-Curatoren und einen Cassirer. Diese Curatoren haben dann alles Fernere zur definitiven Liquidirung der Masse und deren Vertheilung zu besorgen. Dem Falliten steht ein relatives *Beneficium competentiae* zu. Die Hypothekarien werden aus den Hypotheken, und diejenigen, welche handhabende Pfänder besitzen, aus denselben, so weit sie zureichen, befriedigt. Die Ehefrauen nehmen dasjenige, welches sie erweislich in die Ehe gebracht, oder in der Ehe durch Erbschaft u. s. w. acquirirt haben, zurück, wenn keine Gütergemeinschaft vorhanden ist. Die Frau kann keine Klage anstellen gegen die Masse, um Vortheile geltend zu machen, die ihr zu Gunsten im Ehecontract festgesetzt sind; dagegen aber auch nicht die Masse auf Emolumente, die der Mann zu Folge desselben von dem Vermögen der Frau zu geniessen hat.

Die Distribution der Activmasse geschieht partiell, so oft beträchtliche Fonds in der Masse sind. Die Gläubiger haben das Recht, nach Vorladung der Falliten sich zu jeder Zeit gerichtlich autorisiren zu lassen, sich über Ausstände der Masse zu vergleichen. Die gerichtliche Güterabtretung hebt das Nachmahnungsrecht nicht auf, sondern tilgt nur die Erlaubniss, den Schuldner persönlich arretiren lassen zu dürfen. Betrüger, Fremde, Vormünder und Depositarien können nicht *bonis* cediren. Unbezahlte Güter, die noch nicht bey dem Falliten oder seinem Commissionär, der beauftragt war, sie zu verkaufen, angelangt sind, können vindicirt werden, es wäre denn, dass sie ohne betrügliche Absichten auf die eingesandten Documente verkauft wären. Ein Fallit wird für einen einfachen Banqueroutirer gehalten, wenn er ausserordentlichen Aufwand gemacht, oder grosse Summen zu bloss gewagten Unternehmungen verbraucht hat, wenn es erhellet, dass, ungeachtet sein Passiv-Vermögen 50 p. C. sein Activ-Vermögen bersteigt, er grosse Summen angeliehen hat; wenn er Wechsel unterzeichnet, die sein Activ-Vermögen 3mal übersteigen; diejenigen, welche unordentlich Buch gehalten haben, sind ferner einfache Bankerottirer, und es kann Gefängnissstrafe von einem Monat bis zu 2 Jahren gegen sie erkannt werden. Betrügliche Bankerottirer sind diejenigen, die falsche Ausgaben oder Verlüste angeben, die Effecten untergeschlagen haben, die falsche Handelsgeschäfte gemacht, die Bücher verheimlicht und falsche Bücher gemacht, die Deposita veruntreuet haben. Diese und ihre Theilnehmer sollen von dem Fiscal gerichtlich verfolgt und nach dem Criminal-Codex bestraft werden. Die Theilnehmer sind überdiess zu dem Ersatz des Doppelten verbunden. Falliten und einfache Bankerottirer, die erweislich alles bezahlt haben, können wieder in den vorigen Stand gesetzt werden. Kein gewesener Kaufmann, der nicht wieder in den vorigen Stand gesetzt ist, kann die Börse besuchen. Dieses ist der Hauptinhalt.

Ein ungeheurer Missbrauch, aus welchem in den mehresten seehandelnden Staaten Bankerotte in Erwerbarten übergegangen sind, würde durch die französische Fallitenordnung beschränkt, wenn sie im Allgemeinen Gesetz würde. Viele von denjenigen, die in den letzten Jahren in Seestädten Bankerott machten, verschrieben sich von allen Orten der Welt Waaren. Sobald sie die Connoissemente in Händen hatten, deckten sie ihre Verwandten, ihre Mitbürger damit, und verkauften die übrigen, um Gelder zu einem neuen Etablissement zurücklegen zu können. In England, Holland, Hamburg, bey den Obergerichten in Holstein und Schleswig war keine Rettung gegen den Verkauf der Connoissemente. Auch der *Code de Commerce* erlaubt die in gutem Glauben geschehende Veräusserung der Connoissementen-Frachtbriefe und Facturen. Wenn man aber bedenkt, dass eigentlich diese Papiere keine Gegenstände des gewöhnlichen Handels ausmachen: so sollte ihre Veräusserung nicht anders erlaubt seyn, als wenn der Inhaber seinem Käufer beweisen könnte, dass er durch Rimessen oder anderweitig die Waaren bezahlt, oder die dafür gezogenen Tratten eingelöst habe. In Rücksicht auf die ganze Disposition der französischen Falliten-Ordnung ist die erlaubte Veräusserung der Connoissemente in Frankreich weniger schädlich, als in anderen Ländern, wo kein solches Gesetz ist. Den Handel der Connoissemente vertheidigt man aus der Nothwendigkeit der unbedingten Freyheit, die im Handel Statt finden muss, und weil junge Kaufleute und andere ohne grosse Fonds bey Havereyfällen und dergleichen oft bloss desshalb würden falliren müssen, wenn sie ihre Connoissemente nicht verkaufen dürften. So lange indessen Connoissemente veräusserbar sind, wird der Unfug der Deckung unmöglich gehemmt werden können. Man hat in denjenigen Seehandelsländern, worin der *Code* mit Modificationen wird eingeführt werden, auf keinen Punct aufmerksamer zu seyn, als auf die Lehre von der Verkäuflichkeit der Connoissemente.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 NOVEMBER, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Beschluss der Recension
des
Code de Commerce.

Übrigens scheitern alle Falliten-Ordnungen, worin Abkürzung der Massenregulirung bezielet wird, an zwey Klippen, dass die Verschleppung der Liquidation streitiger Foderungen, oder Beytreibung von Ausständen, worüber Contestationen entstehen, den Zweck vereiteln. So sind in Hamburg, wo auch eine vortreffliche Falliten-Ordnung ist, viele grosse Fallissements von 1799 unbeendigt. Die erste Klippe scheint durch strenge Anwendung des *Code* vermieden werden zu können. Die zweyte wird es dann werden, wenn alle Nationen der Erde den *Code* annehmen. — Allein so lange es noch solche Justizgreuel in England und anderen Ländern giebt, wie weiland die Verschleppung der Processe bey dem Kammergerichte und Reichshofrath, so lange wird man dieser Klippe nicht entgehen.

Das vierte Buch beschäftigt sich mit der Handelsjurisdiction, und zwar im ersten Titel mit der Organisation der Handelstribunäle, nach welchem nur Kaufleute zu Mitgliedern des Tribunals von Kaufleuten gewählt werden können und *gratis* zu fungiren haben. Indess ernennt die Regierung einen Secretär bey jedem Tribunal, und sind nur Advocaten mit einer speciellen Vollmacht vor dem Tribunal zulässig. In dem zweyten Titel ist die Competenz der Handelstribunale entwickelt, welche nicht bloss über Streitigkeiten zwischen Kaufleuten, sondern über alle Handelssachen auch zwischen Nichtkaufleuten zu entscheiden haben. Der dritte Titel bezieht sich auf die Form der Procedur vor den Handelsgerichten. Es sind in demselben sehr zweckmäsige Verfügungen getroffen, um Verschleppungen und Chikanen vorzubeugen. Die Frist von einem Ausspruch eines Handelstribunals zu appelliren ist auf drey Monate bestimmt. Die Appellation hat selten suspensive Wirkung, und kann nur in Betreff von Summen, die über 1000 Franken sich belaufen, interponirt werden.

So gross die Wohlthat seyn wird, welche der *Code de Commerce* über Frankreich und diejenigen Länder verbreiten muss, die ihn annehmen: so sind doch diejenigen Staaten, welche es vorziehen, sich ihn mit Modificationen zuzueignen, aufmerksam auf die ungeheuren Kostenlasten zu machen, mit welchen die Registrations- und andere von ihm festgesetzte Gebühren den Handel bebürden. Es sind in den Bemerkungen über das Project des *Code* auffallende Beyspiele von der Gröfse der Kostensummen angeführt, und vieles, welches in dem Project vorgeschrieben war, ist desshalb unterdrückt. Aber nach der Procedur, die das Gesetz sanctionirt, sind die Kosten gleichwohl immer noch zu gross.

Rec. schliesst diese Bemerkungen mit der innigsten Überzeugung, kein Zeitalter und kein Land habe einen *Code de Commerce* aufzuweisen, der mit dem neuen französischen in Parallele gestellt werden könnte. Er wird auf immer in dem Tempel der Gesetzgebung verehrt werden; und wenn auch das von *Napoléon* proclamirte, durch Eroberungen ausgebreitete und weiter zu befestigende Pacificationssystem durch Zufälle künftiger Zeiten wieder zerrissen werden sollte: so sichert dem grossen Kaiser seine Gesetzgebung bey den aufgeklärtesten Menschen aller Zeiten und aller Völker einen Ruhm, der unvergänglich seyn wird.

J. A.

Übersetzungen des Code de Commerce.

1) Hamburg, b. Campe: *Französisches Handels-Gesetzbuch.* Nach der officiellen Ausgabe des *Code de commerce* übersetzt. Mit zur Seite stehendem Originaltext, den wichtigsten darin berührten Gesetzstellen und einer nach den Reden der Staatsräthe über diesen Gegenstand bearbeiteten Einleitung versehen. 1808. 63 S. Einleitung, 319 S. Text. 8.

2) Leipzig, b. Fleischer d. jüng.: *Das Handels-Gesetzbuch des französischen Reichs.* Nach der officiellen Ausgabe übersetzt. 1808. 275 S. Text und 8 S. Register. 8. (1 Rthlr.)

3) Leipzig, b. Hinrichs: *Handels-Gesetzbuch.* Nebst einem alphabetisch geordneten Wort- und Sach-Register. Nach der officiellen Ausgabe übersetzt von *K. L. M. Müller.* 1808. 8. (16 Gr.)

4) Dessau u. Leipzig, b. Voss: *Napoleons I, Kaisers der Franzosen u. s. w., Handelsgesetzbuch.* Nach der französichen Originalausgabe verdeutscht, mit einer Einleitung und einigen erklärenden Anmerkungen auch einem erklärenden vollständigen Sachregister, herausgegeben von D. *Christian Daniel Erhard*, königl. sächsischem Oberhofgerichtsassessor u. s. w. Mit kö-

nigl. fächfifchem Privilegium. 1808. XL S. Einleitung, 161 S. Text, u. 45 S. Regifter. 8. (20 Gr.)

5) Kölln, b. Keil: *Handlungsgefetzbuch.* Nach der officiellen Ausgabe aus dem Franzöfifchen überfetzt von *Daniels*, Subftituten des kaiferlichen General-Procurators bey dem Caffations-Hofe zu Paris. 1808. 146 S. Text, u. 43 S. Regifter. 8.

6) Coblenz, b. Pauli u. Comp.: *Handlungs-Gefetzbuch.* Nach der einzig officiellen Original-Ausgabe aus der kaiferl. Druckerey, überfetzt von *Fr. Laffaulx*, ordentl. Profeffor an der hohen Schule der Rechte in Coblenz. 1808. 198 S. in gr. 8. (18 Gr.)

7) Ebendaf.: *Neue franzöfifche Wechfel-Ordnung, ausgezogen aus dem Handlungs-Codex.* 1808. 24 S. in gr. 8. (2 Gr.)

Unter den deutfchen Überfetzungen geben wir im Allgemeinen denjenigen den Vorzug, welche den franzöfifchen Text zur Seite haben, weil man in jedem Falle, wo man wichtigen Rath aus dem Gefetzbuche zu fchöpfen hat, die Richtigkeit der Überfetzung leichter felbft oder durch andere auszumitteln Gelegenheit hat. Eine Undeutlichkeit haben die mehreften diefer Überfetzungen, die zu den lächerlichften Confufionen führen würde, wenn man fie buchftäblich ausführte. Die Kaufmannsbriefe werden bekanntlich auf den Comptoirs gefalzt, und fodann in Bündel zufammengefchnürt und weggelegt. Diefs fchreibt auch das franzöfifche Gefetz vor: *Le commerçant est tenu de mettre en liasse les lettres qu'il reçoit.* Diefe Worte haben faft alle Überfetzer incorrect überfetzt. Nun würde aber derjenige Kaufmann, welcher alle Briefe einheften laffen würde, eben fo handeln, wie derjenige, der ein Concert zu veranftalten hatte, und dem man fagte: er müffe ja die Noten von allen Stimmen zufammen haben. Wie das Concert anheben follte, präfentirte er den Tonkünftlern, die ihre Stimmen foderten, ein dickes Buch in Maroquin, worin alle Stimmen gebunden waren. Um fie ja alle zufammen zu haben, hatte er es vorgezogen, fie zufammenbinden zu laffen. Eben fo grofs, wie die Verlegenheit, welche hierüber entftehen müfste, würde die Noth feyn, wenn ein junger Kaufmann, der feine Briefe eingeheftet hätte, einige davon zu *further proofs* nach Prifengerichten, andere nach Affecuranzgerichten fchicken follte, und Jahrelang Chikanen darüber zu gewärtigen haben würde, dafs am Rande einzelne Wörter oder Zahlen abgeriffen wären.

Die Überfetzung No. 1, welche in einer grofsen Handelsftadt verlegt und vermuthlich auch veranftaltet ift, hat den Vorzug, dafs die einmal bekannten technifchen Ausdrücke im Seerecht, Wechfelrecht u. f. w. gebraucht find, die in den übrigen Überfetzungen durch Umfchreibung und neue Verdeutfchung ausgedrückt find. Sie ift fliefsend gefchrieben und faft durchgängig getreu; doch find einzelne Ausdrücke unrichtig überfetzt. Z. B. Art. 2. *Acte d'autorisation* durch Vollmacht Art. 112. *Pilotage, tonnage et lamanage* durch Lootsgeld aller Art. Art. 621. *Au scrutin individuel* durch Umfrage.

No. 2 ift nicht fo getreu und nicht genug revidirt. Z. B. Art. 72 ift *fret ou nolis* Land- und See-Fracht überfetzt, obgleich der Vf. weiter unten zu erkennen giebt, dafs er den Sinn der Worte kennt. Art. 76. *Constater le cours* ift nicht richtig durch „den Cours befcheinigen" überfetzt, es heifst vielmehr den Cours feftfetzen. Art. 80. *Constater le cours du fret ou nolis* heifst daher auch nicht „Atteftate über den Cours der Fracht- und Lade-Koften zu ertheilen." Art. 197. *Le privilège sera purgé* ift gänzlich finnentftellend durch „das Privilegium ift zu fichern" überfetzt; es heifst vielmehr im Contexte „wird vom Privilegio befreyt." Art. 204. *La première mise à prix* (der erfte Einfatz) durch „das erfte Gebot." Art. 217. *Les navires équipés en guerre* (zum Krieg ausgerüftete Schiffe) „Schiffe, die in Kriegszeiten ausgerüftet werden. Das Buch von dem Falliffement ift dagegen fehr gut überfetzt, und da der Text zur Seite ift, fo kann man fich leicht orientiren.

No. 3. Die Überfetzung von Hn. *Müller* ift, im Ganzen genommen, nicht ungezwungen genug, und enthält einige in Deutfchland unbekannte Wörter. Z. B. Art. 320. *Le fret acquis* „das erworbene Fret" ftatt „die verdiente Fracht." An anderen Stellen ift fie nicht getreu genug. Art. 565 ift *la cession judiciaire* durch „gewöhnliche Ceffion" überfetzt. Art. 575. *Personnes comptables*, „Perfonen die auf Rechnung fitzen," wäre deutlicher durch „Perfonen die Rechnung abzulegen haben," gefagt. Art. 583. *Tiré au domicile du failli* (fo gezogen, dafs der Zieher bey dem Falliten domicilirt ift), ift unrichtig durch „auf den Wohnort des Falliten gezogen," überfetzt. Auf einen Ort oder auf eine Perfon ziehen, heifst: *tirer sur un lieu — sur une personne.* Vergl. Art. 110 und 111. Art. 357. *Dol ou fraude*, ift vorfetzlicher Betrug. Art. 358. *Ni dol ni fraude*, ift „wenn kein Betrug Statt findet," überfetzt.

No. 4 gehört zu den gelungenften Überfetzungen. Der Vf. bemüht fich, überall deutfche Ausdrücke zu wählen, mit Hintanfetzung der technifchen. Warum kann es aber nicht *Rheder* ftatt Schiffseigner, *Fracht* ftatt Frachtgeld, eben fo gut im Gefetz als in der kaufmännifchen Welt heifsen? Einige Incorrectheiten und Unrichtigkeiten find dem Verf. gleichfalls entfchlüpft. So überfetzt er: Art. 231 *dettes civiles* durch „bürgerliche Anfprüche." Art. 503. *Contradictoirement* durch „mündliches Verfahren." Art. 226. *L'acte de Francisation* (Naturalifationspatent des Schiffes) durch „Bürgerbrief." Art. 369 find die Worte: *en cas d'arrêt d'une puissance étrangère* gar nicht überfetzt. Einen nicht unbedeutenden Vorzug hat diefe Überfetzung, wovon bereits eine zweyte verbefferte Auflage erfchienen ift, auch durch eine, vorzüglich aus den Reden der Staatsräthe gezogene Einleitung über den Geift und die Eigenheiten des *C. d. C.*; die erklärenden Anmerkungen, deren der Titel gedenkt, find dagegen ohne Bedeutung.

No. 5 liefert eine Arbeit, die fich in Treue vor-

züglich dadurch auszeichnet, dass sie sich so viel als möglich an die Worte und Wortfügungen des Textes hält, ohne jedoch dadurch der Regel nach unverständlich oder sehr undeutsch zu werden. Hr. *Daniels* lebt in Paris, konnte also über den Sinn der Ausdrücke in den Gesetzen bey den Quellen selbst sich Raths erholen. Doch ist er nicht frey von Fehlern. Art. 409 übersetzt er: „*l'exercice d'action d'avarie*" durch „die Anlegung der Havarierechnung." Art. 204. „*La première mise à prix,*" durch „das erste Gebot," welches doch offenbar der erste Einsatz heissen muss. Zuweilen umschreibt er, wo er es nicht nöthig hat. Z. B. Art. 273: *Les noms du fréteur et de l'affréteur* (die Namen des Ver- und Befrachters) durch „die Namen des Rheders und des Befrachters, des Miethers und Vermiethers."

No. 6 trägt die Spuren der Flüchtigkeit, ist in Worten und Wortfügungen oft mehr französisch als deutsch, und bricht bey jedem Buche in der Zahlenfolge der Artikel ab. Dagegen ist diese Übersetzung, ausser einem Sachregister, theils mit Noten, theils mit einem besonderen Anhange ausgestattet worden. In jenen findet man die einschlägigen Artikel des *C. N.* und des *C. d. P. c.*, desgleichen einige auf den Text sich beziehende Gutachten des Staatsraths und Worterklärungen. In diesem trifft man folgende vier Stücke an: Reglementarisches Gesetz vom 25 Sept. 1807 — den Titel des *C. d. P. c.* von dem Verfahren vor den Handlungsgerichten — das Gesetz vom 14 Apr. 1798 über den Personal-Arrest in Handlungssachen — das Gesetz vom 3 Sept. 1807 über den Zinsfuss in Handlungssachen.

No. 7 ist von No. 6 nur dadurch unterschieden, dass darin nicht der ganze *C. d. C.*, sondern nur der vom Wechselrechte handelnde Theil enthalten ist, und zwar unter einem besonderen Titel.

Die Verleger dieser Übersetzungen haben zugleich auch französische Abdrücke des *Code de Commerce* besorgt, so dass man den französischen mit dem deutschen Texte, aber jeden von beiden auch einzeln, bekommen kann. Lächerlich ist es, wenn Hr. *Hinrichs* seinen französischen Text mit folgendem Titel versehen hat: „*Code de commerce* — *Edition conforme*" — (ohne zu sagen, womit die Ausgabe conform ist.) J. A. et — k —

Schriften zur Erläuterung des Code de Commerce.

1) Paris, b. Gignet u. Michaud: *Code de Commerce, d'après l'édition originale et officielle, précédé des discours de MM. les conseillers d'état.* On y a joint le titre XXV du Code de procédure civile, sur la forme de procéder devant les tribunaux de commerce, et rapporté tous les articles du Code Napoléon et du Code de procédure civile auxquels la loi renvoie; avec les notes et formules, par *M. Legras*, Avocat au conseil d'état, et l'un des rédacteurs et réviseurs du Code de commerce; suivi de la loi sur le taux de l'intérêt de l'argent. MDCCCVII. CXXX. 210 und 155 S. gr. 8.

2) Ebend.: *Commentaire sur la forme de procéder devant les tribunaux de commerce,* suivant les dispositions du titre XXV du Code de procédure civile, et formules de plusieurs actes à faire pour l'instruction des procès, par *M. Legras*, avocat au conseil d'état, et l'un des rédacteurs et réviseurs du Code de commerce. MDCCCVII. XII u. 155 S. gr. 8.

No. 1 enthält zuerst auf CXXX Seiten die Reden, womit der *C. d. C.* im gesetzgebenden Corps von den Staatsräthen motivirt ward, und welche bekanntlich eins der vorzüglichsten Hülfsmittel zur Erklärung des *C. d. C.* abgeben. Darauf folgt von S. 1—144 der Text des Codex, nebst dem, wegen seines Vollstreckungstermins gegebenen Gesetze vom 15 September 1807. Unter dem Texte findet man die Stellen des *C. N.* und des *C. d. P. c.* mit Notenschrift abgedruckt, worauf der *C. d. C.* verweist. Die Einrichtung der Artikelfolge ist die ältere, nach welcher mit jedem Buche eine frische Zahlenreihe anfängt; und eben diese ältere Folge ist auch bey den vorangehenden Reden der Staatsräthe zum Grunde gelegt. Von S. 145—194 ein sehr vollständiger Realindex über den Text des Codex. S. 195—210 das Gesetz über den Zinsfuss vom 13 Sept. 1807, nebst der vom Staatsrath *Jaubert* im gesetzgebenden Corps darüber gehaltenen Rede, und einem Rubrikenverzeichniss des *C. d. C.* Hieran schliesst sich sodann unter einer neuen Seitenzahl von S. I—XII und S. 1—155 der Commentar des Hn. *Legras* über den in genauer Verbindung mit dem *C. d. C.* stehenden 25 Titel des *C. d. P. c.* — Das Hauptwerk ist nicht zu empfehlen, weil es nicht nach der in der officiellen Ausgabe neu angenommenen, ununterbrochen fortlaufenden Titelfolge eingerichtet ist. Wer eine französische Ausgabe des *C. d. C.*, (so wie auch des *C. N.* und des *C. d. P. c.*) in Begleitung der nöthigen officiellen Hülfsmittel zur Erklärung zu haben wünscht, der wird sich in mehrerem Betrachte bey der Didotschen weit besser stehen, als bey der vorliegenden. Dagegen ist das mit angehängte Werk über das Verfahren in Handelsstreitigkeiten, wo der um die Redaction und Revision des *C. d. C.* so sehr verdiente *Legras* sämmtliche Artikel des *C. N.*, und vorzüglich des *C. d. P. c.*, welche sich auf das Handelsrecht und auf den Handelsprocess beziehen (wohin namentlich der ganze 25 Titel des *C. d. P. c.* gehört) auf das lehrreichste commentirt und sie mit Formularen erläutert. Der Form nach gehört dieser Commentar in die Literatur des *C. d. P. c.*, weil die Materie von dem Verfahren in Handelssachen, ob sie gleich zuerst im Entwurfe des *C. d. C.* ihren Platz bekommen hatte, dennoch hinterher bey der Discussion von da weg und in den *C. d. P. c.* versetzt ward. Der Sache nach aber gehört er in die Literatur des *C. d. C.* Es ist dieses der Commentar, von welchem bereits oben in der Recension bemerkt ward, dass er nicht ohne Einfluss auf die Discussion des *C. d. C.* geblieben sey.

No. 2 ist der eben gerühmte Commentar des Hn. *Legras*, der unter diesem eigenen Titel auch besonders verkauft wird, und den man, bey der wenigeren Brauchbarkeit der Ausgabe des *C. d. C.*, wozu er bey No. 1 einen Anhang macht, sich freuen muss, besonders kaufen zu können. —k—

Paris, b. Crapart, Caille, Ravier u. Hacquart: *Dictionnaire du Code civil*, ou le texte du Code civil rangé par ordre alphabétique, et son usage rendu beaucoup plus facile, par une Concordance de tous les mots, sur lesquels chacun peut avoir besoin de consulter le Code; avec une table des dates des Sanctions et Promulgations de chacun des titres dudit Code; ouvrage utile aux Officiers publics, et indispensable à tout père de famille. Par *A. G. Daubanton*, Ex-Juge etc. 1806. 479 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Wir haben den Titel dieses Werks desshalb ganz mitgetheilt, weil er selbst am deutlichsten angiebt, was man in demselben zu suchen und zu finden hat, und zu welchem Zweck es abgefasst worden ist. Das Ganze ist ein Mittelding zwischen einem Realindex und einer Concordanz, indem man wechselseitig Auszüge aus dem Gesetzbuch, und *in extenso* mit kleinerer Schrift abgedruckte vollständige Artikel in alphabetischer Form aufgestellt findet; nur ein einzigesmal findet man ein *Arrêté du gouvernement du* 20 *Prairial an XI* benutzt, welches nähere Bestimmungen über die Dispensationen bey der Ehe festsetzt. (S. 140.) Wie wenig bedacht der Vf. auf die Vervollkommnung seines Buchs gewesen ist, wird besonders da sichtbar, wo er von den *Dispensés de la tutelle* spricht, und den 427sten Artikel des *Code civil* mittheilt, worin es heisst: *Sont dispensés de la tutelle les membres des autorités établies par les titres 2, 3 et 4 de l'acte constitutionnel. — Tous citoyens exerçant une fonction publique* u. s. w., und wo er mit Rücksicht auf die Umschmelzung dieses Artikels bey der künftigen neuen Bearbeitung des Gesetzbuchs unter dem Namen *Code Napoléon*, aber ohne Rücksicht darauf, dass die Constitution durch das organische Senatusconsult vom 28 *Floréal an XII* in diesem Puncte modificirt worden, nur als Bemerkung und Schlussfolge aus der letzteren oben angeführten Disposition des Artikels hinzufügt: *Conséquemment, sont aussi dispensés de la tutelle tous les grands officiers de l'empire, institués par le sénatus-consulte organique du 28 Floréal an 12.* Und doch behauptet der Vf. in der Vorrede, dass *à l'aide de ce dictionnaire, il n'est aucune question de droit civil dont on ne puisse avoir par soi-même, et sur le champ, la solution exacte, puisqu'il comprend tous les mots, sous lesquels chacun peut avoir besoin de consulter le Code* (ist unwahr!), *puisqu'il donne à la minute toutes les concordances de tous les articles du Code civil de l'un à l'autre.* (Rec. hat diese Concordanzen nicht immer so vollständig gefunden, dass er den versprochenen Nutzen davon gehabt hätte.) Und doch hat derselbe Vf. ein ähnliches *Dictionnaire* über den *Code de procédure civile*, und den *Code de Commerce* herausgegeben! Rec. kann auf keine Weise ein so äusserst dürftiges und entbehrliches Werk anpreisen, als das vorliegende; er erlaubt sich aber einen Wunsch, der gewiss auch der aller Deutschen ist, welche die französische Legislation studiren wollen, nämlich, dass es doch *einem Deutschen* gefallen möchte, ein kritisches Wörterbuch des *Code Napoléon* zu liefern, worin besonders die juristischen Kunstwörter, und manche andere in unserer Sprache nur mit einer Bedeutung versehene, bey den Franzosen aber wohl unterschiedene Wörter erklärt würden. Dieser Wunsch drängt sich dem Rec. um so mehr auf, als er sieht, wie gewissenlos in dieser Hinsicht die Vff. der deutschen Übersetzungen (*keine* ausgenommen!) verfahren sind. Gute Materialien würden ausser dem Wörterbuch der französischen Akademie das leider unvollendete *Catholicon de la langue Française*, und ein älteres Werkchen *Ferrière dictionnaire du droit*, so wie auch *Merlin repertoire de jurisprudence* liefern.

J. J.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Göttingen*, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Vermehrung der schwedischen Mortalitätstafel mit neuen, zum Behuf verschiedener Rechnungen erfoderlichen Columnen, die alle auf die Wargentinsche Tafel gegründet sind*, von *F. A. Muhlert*. 1806. 128. u. 2 Tab. 4. (6 Gr.) Die schwedische Mortalitätstafel von *Wargentin* ist bekanntlich allen bisher verfertigten vorzuziehen, wegen der grossen Genauigkeit, womit die Data dazu aufgenommen sind. Sie empfiehlt sich auch bey der Anwendung auf die Berechnung von Leibrenten und ähnlichen Instituten durch die grössere Sicherheit der Berechnung, die sich auf die hier offenbar geringere Sterblichkeit gründet, statt dessen die Sterblichkeit nach den aus mehreren Ländern zusammengesetzten Datis auf der Süssmilchschen Tafel viel grösser ist. Es war daher eine sehr verdienstliche Arbeit des Vfs., der Wargentinschen Tafel einige Hülfscolumnen hinzuzufügen, wodurch man den Werth von Leibrenten und anderen Instituten, wo die Lebensdauer des theilnehmenden Interessenten in Betrachtung gezogen werden muss, ungleich leichter auf die Sterblichkeit nach jener Tafel berechnen kann. Die Einrichtung und Anordnung derselben nach dem verschiedenen Zinsfuss von 3, 4 und 5 pC. ist diesem Zweck vollkommen angemessen; auch verdient es Beyfall, dass der Vf. in Ansehung der Formeln dieser Rechnungen auf *Tetens* Einleitung zu Berechnung der Leibrenten und Anwartschaften verweiset. Überhaupt aber wird der Sachverständige auch durch Vergleichung der Resultate dieser Columnen und derer, welche sich auf die gewöhnlich nach der Süssmilchschen Tafel berechneten gründen, die Bemerkung bestätigt finden, dass es schlechterdings nothwendig sey, dergleichen Berechnungen für jedes Land von beträchtlichem Umfange auf heimische Erfahrungen zu gründen. Befasst ein Staat Länder, die in dieser Rücksicht merklich von einander verschieden sind: so mögen sie freylich in eins gezogen werden, weil die Theile immer als ein Ganzes verbunden sind, und der eine des anderen Mängel mit tragen muss, wie er dessen Vortheile mit geniesst. Aber warum Schweden z. B. Leibrenten nach der weit grösseren Sterblichkeit von Hamburg berechnen sollte, weil etwa aus den Sterbelisten von Hamburg vorzüglich genaue und bequeme Tabellen verfertigt wären, dazu lässt sich schwerlich ein anderer Grund angeben als Unkunde und Unachtsamkeit. Es muss daher ein sonderbares Missgeschick über diesen Theil der politischen Rechenkunde gewaltet haben, indem das, sonst allerdings vorzügliche, *Süssmilchsche* Werk fast ohne weitere Untersuchung *allgemein* angewandt ward.

R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 4 NOVEMBER, 1808.

MEDICIN.

Leipzig, b. Feind: *Neueste Entdeckungen über das Vaterland und die Verbreitung der Pocken und der Lustseuche*, von Dr. *Schaufus*, praktischem Arzt zu Greitz im Voigtlande. 1805. 160 S. 8. (14 Gr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede, dass den Geschichtforschern das Vaterland der Pocken und der Lustseuche bis jetzt immer ein Nebelland geblieben, das bey vermeinter Annäherung immer wieder verschwunden sey. Obgleich er nun glaubt, einige sichere Anzeigen von Land entdeckt zu haben, so besorgen wir doch, er möge sich in ähnlicher Täuschung befinden, wie zuweilen Reisende in den afrikanischen Sandwüsten, welche, von Durst erschöpft, mit Gewissheit einen Wasserspiegel vor sich zu sehen glauben, endlich aber wahrnehmen, dass es nur Sandwellen vom Winde gebildet, durch den Lichtreflex wogendem Wasser ähnlich, sind.

Zuerst von den Pocken, welche allen Nachrichten zufolge sich zuerst unter der habessinischen Armee im Elephantenkriege gezeigt, und diese zu Grunde gerichtet haben. Die Ansteckung geschah wahrscheinlich durch die baumwollenen Waaren, welche ihnen durch Plünderung der Caravanen, die Arabiens und Indiens Producte nach Dsjidda führten, in die Hände fielen. Da man nun in der Mythologie der Hindus Mariatale als Schutzgöttin der Pocken aufgestellt findet, welcher noch jetzt Feste veranstaltet werden: so könne man als unleugbar annehmen, dass in Indien die Pocken seit lange einheimisch gewesen seyen. Auch scheint es ganz natürlich, dass die Reste jener habessinischen Armee die Krankheit ins Vaterland mitbrachten, von wo aus sich die Ansteckung weiter fortpflanzen konnte ... Diess alles ist eben so möglich, als dass die nicht gereinigte Wäsche des Studenten, der von Upsala nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, nach eben überstandenen Blattern, reiste, dort die Krankheit allgemein verbreitete.

Dass aber Indien das wahre Vaterland dieser Krankheit sey, erhelle aus *Sonnerats* Nachrichten, nach welchen die Pocken gewöhnlich vom Februar bis in den April epidemisch daselbst herrschen, und mit dem Eintritt der Landwinde verschwinden. Eine Beobachtung, die bis jetzt in keinem anderen Lande gemacht sey, indem sie immer nur als Seuche, durch Ansteckung fortgepflanzt, erscheine.

Über das Vaterland der grossen Pocken [*la grosse verole*]. Auch hier ist *Sonnerat* des Vfs. Gewährsmann, welcher behauptet: „dass die Lustseuche von jeher in Indien zu Hause gewesen sey u. s. w." [Da der Raum nicht gestattet, die Beweisstelle hier ganz zu wiederholen: so verweisen wir den Leser auf den ersten Theil von dessen *Voyage aux Indes et à la Chine*.] Ein anderer Beweis wird aus den Gebräuchen der verschiedenen Casten hergeholt, nämlich in der Art, wie die Höheren das Getränke in den Mund zu giessen verpflichtet sind, ohne das Gefäss mit den Lippen zu berühren; und in der Schuldigkeit der Paria's, die Hand vor den Mund zu halten, wenn ein Hindu höherer Caste mit ihnen redet. Dass diese Gebräuche aber ganz andere Gründe haben, ist keinem Kenner der indischen Geschichte fremd; wäre diese Deductionsart statthaft, so wäre es vielleicht so schwer nicht, aus den Vorschriften des jüdischen Ceremoniels eben so gut zu beweisen, dass die venerische Krankheit dieser Nation immer eigen gewesen sey. Es ist kaum zu begreifen, wie der Vf. auf diese Abwege gerathen konnte, da er doch genaue Kenntniss der übrigen Gesetze und Gesinnungen des verjährten Abscheues der verschiedenen Casten gegen die letzte darlegt, aus welchen ganz klar hervorgeht, dass sie nicht festgestellt seyn konnten, um der Ansteckung der, wie er selbst sagt, durchaus allgemein verbreiteten Lustseuche auszuweichen. Da sie demnach in allen Casten herrschte, zugegeben, dass sie in der der Paria's noch gemeiner war: so müsste ja, wenn der Hauch ansteckend seyn sollte, die Sitte, die Hand beym Reden vor den Mund zu halten, ebenfalls in allen geübt worden seyn. Und sollte eine so grosse Volksmenge den Charakter einer so allgemeinen Krankheit in so langer Zeit nicht genauer haben kennen lernen, um gewiss zu wissen, dass das Wasserschöpfen aus dem nämlichen Brunnen, oder das Reichen der Hand einem in den Abgrund Gefallenen die Krankheit nicht mittheilen könne? .. Die Geschichte des Menschen zeigt uns nur zu häufig, wie solche chimärische Casteneintheilung nach und nach entsteht, und durch Verjährung geheiliget wird ... Noch viel barocker ist es, wenn der Mythos des Lingam zum Beweis für die einmal festgestellte Meinung herbeygezogen, und die ganze kindisch orientalische, höchst abgeschmackte Mähre *in extenso* dem Leser aufgetischt wird. Mag hier tiefeingehüllte Weisheit, religiöse Mysterien, von Tiefdenkern installirt, finden, wer da wolle, uns dünken alle indischen Mythen von Chiwen und Wischnu, Chamadguini und Bruma ab-

geschmackter noch, als das Mährchen von meiner Mutter Gans; und es scheint uns gewiss zu seyn, dass damit hier gar nichts erwiesen ist . . . Der Gebrauch, das Getränke in den Mund zu giessen, ist übrigens bey mehreren Völkern seit undenklichen Zeiten, und gewiss aus anderen Gründen, wenn wir nicht irren, in Japan oder Cochinchina eingeführt.

Auf die erwiesene Annahme, die aber nichts weniger als erwiesen ist, wird nun die Fortpflanzung nach Europa durch die Auswanderung des Volks, welches, nach Timurs Feldzügen in Indien, diesen Welttheil überschwemmte, gegründet. Dieses Volk waren die Zigeuner, die sich zuerst gegen das Jahr 1417 in der Moldau, Ungarn u. s. w., im folgenden in Deutschland, zehn Jahre später in Frankreich unter dem Namen Cygani zeigten; sie brachten die venerische Krankheit aus ihrem Vaterlande in diese Länder mit, welche aber längere Zeit, bey ihrer isolirten Lebensart, nur ihrem Stamme eigen blieb, bis sie in der Folge in einige Gemeinschaft mit den letzten Volksclassen traten: aus vielen anderen Ursachen dauerte es in der damaligen Zeit, bey Seltenheit der Ärzte u. s. w., länger, ehe diese Krankheit zu allgemeiner Kunde kam; auch desswegen, weil Schriftsteller so selten waren . . . Eben so hypothetisch wird nun angenommen, die Zigeuner hätten auch das Heilverfahren gegen die Krankheit aus Indien mitgebracht, und die angesteckten Europäer hätten sich ganz natürlich desshalb an sie gewendet; diess beweise die Ähnlichkeit der damaligen Heilmethode mit der in Indien, denn beide hätten in Tisanen und Abführungen bestanden. — Lieber Himmel! wie vielen Krankheiten wurde nicht vor 30 Jahren noch, vorzüglich in Frankreich, einzig diese bequeme Curart entgegengesetzt!! — Brächte der Vf. nur ein einziges, aber gültiges, Zeugniss bey, nach welchem es bestätiget würde, dass unter dieser nomadischen Horde die Seuche wirklich geherrscht habe, oder noch allgemein sey: so hätte er doch einen Grund gehabt, worauf er seine Behauptung stützen könnte, die aber jetzt zu den ganz willkührlichen verwiesen werden muss. Wäre diese Krankheit allgemein unter den Zigeunern gewesen: so hätte sie wohl, bey der Auswanderung aus einem sehr heissen Klima und der ganzen Lebensart, selbst im härtesten Winter in einem so ganz entgegengesetzten kalten Klima, unter freyem Himmel in zer Zeit den ganzen Stamm aufreiben müssen, da es bekannt ist, dass nichts nachtheiliger auf sie wirkt. Geleugnet wird übrigens nicht, dass sie zugleich auch aus Amerika habe nach Europa eingeführt werden können, da sie die Spanier dort allgemein verbreitet fanden: sie könne sich ja in dem einen Welttheile eben so gut entwickelt haben, als im anderen. Wäre das aber auch nicht: so liesse sich leicht darthun, wie sie aus Indien dorthin gebracht worden sey, da ja Amerika von Asien aus bevölkert wurde.

Der ganze übrige, bey weitem grösste Theil dieser Abhandlung liefert Excerpte aus allen Reisebeschreibungen über die Südseeinseln, mit einigen Reflexionen des Vfs. Man sieht es der Breite jener (sie füllen fast 100 Seiten) zu deutlich an, dass sie zu Füllung der Bogen dienen sollten. Bey der Vergleichung der entgegengesetzten Meinungen, nämlich der von Cook und Wallis, nach welchen die Krankheit von den Europäern auf die Inseln der Südsee gebracht wurde, und der von Bougainville, den beiden Forsters, Samwell und Rollin, nach welchen sie dort vor der Ankunft der Europäer existirte, entscheidet sich der Vf. für die letzten; sein Resultat geht dahin, dass die Seuche höchstwahrscheinlich schon lange vor der Ankunft des Capit. Cook unter den Eingebornen der Sandwichsinseln geherrscht habe, und schliesst mit der Vermuthung, dass, da diese, so wie ein grosser Theil der übrigen, von den Malayen wahrscheinlich bevölkert worden seyen, die Krankheit auch hieher aus Indien einwanderte, weil der Malayen Vaterland die grossen Inseln im indischen Meere sind.

Nach dieser gegebenen Übersicht glauben wir, der Leser werde ohne Zweifel auf unsere Seite treten; wenn wir dafür halten müssen, dass die „sicheren Anzeigen" von Land, die in der Vorrede angekündiget werden, ebenfalls nur ein Nebelland zur Schau legen.

2 p; 2 T; E et i.

STUTTGARDT, b. Erhard: *Fragmente über einige Ansteckungsstoffe, vorzüglich über diese — der Pocken, nebst der Geschichte über die* (der) *in den badischen* (badenschen) *Landen verbreitete* (n) *Vaccination*, von D. *J. C. Flachsland*, kurfürstl. badischem (badenschem) Hofrath, Mitglied der Sanitäts-Commission, und Regierungs-Medicinal-Referent u. s. w. 1804. 114 S. 8. (10 Gr.)

Wenn Hr. *Flachsland* in der Vorrede erklärt, er habe durchaus keine Rücksicht auf literarische Notizen genommen; wenn er seine Erklärungen als gewagt ankündigt: so hat er dadurch sich selbst einen schweren Vorwurf zubereitet, welcher ihn denn auch noch um desto mehr belasten wird, je mehr die Abhandlung selbst jene vorangeschickten Äusserungen bestätigt. Denn bey einem Gegenstande, welcher, ungeachtet seiner Wichtigkeit und seines Interesse, doch noch bis auf den heutigen Tag in so tiefem Dunkel vergraben liegt, wie die Lehre von den Ansteckungsstoffen, sollte sich niemand an einen Erklärungsversuch wagen, der sich nicht bewusst wäre, dass er den reichsten Schatz von empirischen und wissenschaftlichen Kenntnissen mit ruhiger, bedächtlicher Hand dem aufzuführenden Gebäude zum Grunde legen könne. Ohne auf sichere und beständige Thatsachen gestützt zu seyn, bleibt jeder Versuch, eine Naturerscheinung zu erklären, leere Hypothese: und wie will nun ein Schriftsteller im Stande seyn, das Wahre von dem Falschen der Erfahrungen zu sichten, und eine feste Grundlage zu legen, wenn er, wie unser Vf., alles von der Hand weiset, was vor ihm über diesen Gegenstand öffentlich zur Sprache gebracht ist? Ist es nicht beynah, als habe er sich vorgesetzt, einmal einen naturhistorischen Roman zu schreiben? — Sodann muss es befremden, dass der Vf. seinen Gesichtspunct nur auf *einige* An-

steckungsstoffe, und zwar eigentlich nur auf die der *Pocken* beschränkt. Es ist nicht einzusehen, wie es möglich seyn könne, über die Natur und Wirkungsart der Ansteckungsstoffe verborgene Wahrheiten zu erforschen, wenn man sich dabey nicht alle bekannten Stoffe dieser Art in ihren Erscheinungen vor Augen nimmt. Unzulässige Axiome werden eine unausbleibliche Folge einer solchen Einseitigkeit seyn. Selbst über einzelne Ansteckungsstoffe möchte sich schwerlich etwas Zusammenhängendes und Zureichendes erforschen lassen, wenn nicht im Allgemeinen die Natur und Wirkungsart der Ansteckungsstoffe dabey zu Rathe gezogen werden.

Zu diesen Vorwürfen ist man schon berechtigt, ehe man noch zu der Abhandlung selbst schreitet, welche dann auf nicht mehr, als 48 Seiten, den so wichtigen und reichhaltigen Gegenstand erörtern soll. Hier findet man aber neue Veranlassung zur Unzufriedenheit. Die sehr dürftig benutzten empirischen Wahrnehmungen sind mit grosser Einseitigkeit aufgefasst, ohne Ordnung hingestellt, und als den Schlüssel dazu bietet der Vf. ein lockeres Gemisch von längst bekannten Vorstellungen und neuen Hypothesen dar, alles sehr willkührlich angenommen, und in einer wahrhaft fragmentarischen Form. Beweise zu den aufgestellten Sätzen vermisst man ganz. Ja, es offenbart sich an mehreren Stellen deutlich genug, dass der Vf. mit seinen Vorstellungen für sich selbst noch nicht einmal im Klaren gewesen ist.

Hier nun einige Proben aus dem Buche, über dessen Werth alsdann unsere Leser leicht selbst urtheilen werden. — S. 10 wird gesagt, dass die Schweisse der an petechial- und sonst vorzüglich nervösen Fiebern krank Liegenden der Luft ein Übermass von Stickstoff mittheilen, und bey mehr zutretender Wärme und überhäuftem Wasserstoff ein feinstes thierisches ammoniakalisches enthalten; und so werde dann durch eben diese Luft gerade dieselbe Krankheit wiederum anderen mitgetheilt. — S. 12 wird gesagt, dass, nach geschehener Heilung, dieselben Miasmen dem nämlichen Subjecte dieselbe Krankheit, wiewohl selten zu der nämlichen Stärke, hervorbringen können. S. 13 aber wird dagegen wieder behauptet, dass durch *heftig reizende* Miasmen hervorgebrachte Krankheiten das Individuum nur einmal befallen können, weil die Reizempfänglichkeit für diese specifischen Stoffe auf immer vertilgt sey; welches letztere in der Folge, mit demselben Grunde, noch öfter wiederholt wird. — Nach S. 15 sollen aus der stärkeren oder minderen Reizung des Organismus durch die Ausschlagsstoffe die verschiedenen Arten der Ausschläge zu erklären seyn. — S. 20 wird behauptet, dass erst durch den Aufenthalt im (organischen) Körper der Ausschlagsstoff zu einem wahren werde, indem ihm dadurch ein eigener reizender, animalisirter, gleichsam zeugender, producirender u. s. w. Stoff mitgetheilt werde. — Die Miasmen hält der Vf. durchgehends für zusammengesetzte Stoffe, und er scheint das Ammoniak bey allen für einen Hauptbestandtheil zu halten. — Über die Entstehung des Pockenstoffes redet der Vf. S. 25 so: „Unter dem Zusammentreffen verschiedener Ursachen und vermischter Erzeugungen thierischer Stoffe unter sich entstand auch ganz gewiss der erste Blatternstoff, der eines Theils bey seiner Flüchtigkeit dennoch in einem veränderten dichten Schleime sich fixirte, so dass er wegen der immer weiter und weiter in das Unendliche gehenden Verbreitung ein verheerendes Gift wurde und blieb, und der gänzlichen Ausrottung trotzte." — Die Schutzkraft der Kuhpocken (deren Gift ein, weniger als das Blatterngift flüchtiger, mehr fixer und in heller Lymphe schwimmender Stoff seyn soll) wird S. 47 folgendermassen erklärt: „Wird dieser Stoff gar von aussen impfweise angebracht, so wird wegen des äusseren anhaltenden revulsiven Reizes der in dem Rande tiefschwülstigen Pustel und wegen der dann eher eintretenden Resolution der Stockungen in den keines Überreizes, und keiner Zerstörung u. s. w. dann unterliegenden lymphatischen Organen die allgemeine Erregung und die Folge noch gelinder — und wirkt er so nach der erklärten Voraussetzung, so muss auch die Empfänglichkeit für den natürlichen Blatternreiz dennoch dadurch für immer aufgehoben seyn." — Doch genug der Proben! Wir bezweifeln, dass der Vf. viele Leser finden werde, welche diese Abhandlung zufriedener, als wir, aus der Hand legen. —

Der Beytrag zu der Geschichte der Schutzblattern läuft von S. 51 bis zu Ende fort, und enthält, unter vielen alltäglichen, auch manche interessante Nachrichten, welche jedoch fast alle bloss empirisch aufgestellt, und sehr kurz erzählt sind. Es bestätigte sich hier unter anderen aufs Neue, dass die Kuhpocken kein Sicherungsmittel gegen das Scharlachfieber sind. Bey Geimpften, die am Keichhusten krank lagen, bildete sich die Vaccine vollkommen, und es wurde davon mit dem glücklichsten Erfolge weiter geimpft: hieraus scheint abermals die contagiöse Natur des Keichhustens zweifelhaft zu werden. —

Endlich müssen wir den Vf. noch ersuchen, bey etwanigen künftigen literarischen Arbeiten mehr Fleiss auf seinen, jetzt äusserst schleppenden, langweiligen Styl zu verwenden, und besonders die so mühsam zu lesenden, unverständlich gedehnten Perioden ohne alle scharfe Einschnitte zu vermeiden. Auch wird er wohl thun, sich der Spielerey zu enthalten, welche er mit den ihm sehr werthen Diminutiven treibt, z. B. *Schüppchen*, *Membranchen der Röhrchen*, *das Häutchen* und sein *Kläppchen*, *Impfpöckchen* u. s. w.; anderer groben Härten und Unrichtigkeiten nicht zu gedenken, z. B. *vergelegenheitet* (veranlasst), *bey verderbt sich machender Ernährung*, *ein ¼ jähriges Mädchen säugte* (sog) u. dgl. m.

* * *

LYON, b. Reymann, und PARIS b. Perisse: *Mémoires sur les fièvres pestilentielles et insidieuses du Levant*, avec un apperçu physique et medical du Sayd; par *Pugnet*, médecin de l'armée d'Egypte. 1802. Mit 1 Kupfer. 266 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Der Expedition der Franzosen nach Ägypten verdankt die Medicin viel Gutes und Belehrendes, sowohl in historischer als in praktischer Hinsicht. Auch ist nicht zu leugnen, dass sich bey dieser Expedition, sey es durch ein glückliches Zusammentreffen, oder durch eine weise Auswahl von Seiten der Regierung, eine Anzahl der vorzüglichsten und unermüdetsten Ärzte und Beobachter Frankreichs vereinigten, um die Resultate ihrer Beobachtungen und Erfahrungen gehaltreicher, als es wohl bey ähnlichen Veranlassungen der Fall war, dem Publicum vorzulegen. *Desgenette's*, *Larrey's*, und einiger Anderer sehr verdienstliche Arbeiten dieser Art sind bekannt. An sie schliesst sich mit gleichem Verdienst und gleicher anziehender Reichhaltigkeit des Inhalts der Vf. der vorliegenden Abhandlungen, *Pugnet*, an. Er folgte der ägyptischen Armee mehrere Jahre auf allen Zügen nach den verschiedenen Theilen dieses Landes, besonders nach Oberägypten oder *Sayd*, wo er lange verweilte, so wie nach Syrien, Palästina u. s. w., war mit bey der durch Pest und Waffen-Unglück mörderischen Belagerung von Acre, so wie in den von dem Feind und von der Pest gleich bedrängten Citadellen von Alexandrien, Damiette u. s. w., und bewies hier — wie die vorliegenden Abhandlungen unverkennbar zeigen — durchaus einen ausgezeichneten und enthusiastischen Eifer für seine so beschwerlichen und überall Verpestung und Tod drohenden Dienstgeschäfte, und zugleich eine eben so unermüdliche als zweckmässige Thätigkeit. Jede der *sechs Abhandlungen*, aus denen das Buch besteht, schrieb er sogleich an Ort und Stelle nieder, wo er seine Beobachtungen anstellte, so dass die eine zu Gheneh, eine andere zu Cairo, eine dritte auf dem Berg Carmel u. s. w., zum Theil unter den misslichsten und gefahrvollsten Umständen, entworfen ist; wodurch der Vf. zugleich das Unvollständige mehrerer seiner Beobachtungen und Bemerkungen, besonders literarischer Art, bey dem Mangel an allen Hülfsmitteln, entschuldigt. Man wird ihm diesen Mangel an gelehrtem Aufputz seiner Arbeiten (der jedoch in der zweyten, mit vielen Citaten geschmückten Abhandlung, die am meisten die Feile nach des Vfs. Zurückkunft nach Frankreich erhalten zu haben scheint, nicht sichtbar ist,) gerne nachsehen, wenn der innere Gehalt seiner Beobachtungen befriedigt. Und diess wird ohne Zweifel bey den meisten Lesern um so mehr der Fall seyn, da der Vf. seine Wahrnehmungen mit Bestimmtheit ohne alle selbstgefällige Prunksucht und in einem körnigen und doch angenehmen Vortrag wiederzugeben weiss. — Die *erste* Abhandlung beschäftigt sich mit einer allgemeinen Darstellung des physischen, moralischen, und medicinischen Zustandes *Sayd's* oder Oberägyptens und seiner Einwohner. Wenn gleich denen, die mit *Bruce's*, *Denon's*, und mehrerer anderer Reisenden, so wie mit den in den französischen Memoiren des ägyptischen Nationalinstituts mitgetheilten Details bekannt sind, Vieles in der vorliegenden Skizze nicht neu noch auszeichnungswerth vorkommen wird: so findet man doch hier auch nicht wenig Interessantes, neu und originell Aufgefasstes, und (was in jenen Nachrichten bekanntlich nicht immer der Fall ist,) sehr viel wahr und treu Beobachtetes, so dass diese Abhandlung als ein vorzüglicher Beytrag zur Topo- und Demographie Oberägyptens zu betrachten ist. Erst eine geographische Skizze von Sayd; seine Gebirge und sein in den Höhen sehr trockener und kalkiger, in der Tiefe am Nil hin, schlammigter und fruchtbarer Boden, Lauf des Nils, seine Überschwemmungen; Beschaffenheit seines Wassers, das der Vf., wenn es nur seinen Schlamm abgesetzt hat, gar nicht für so ungesund hält, als die meisten Reisebeschreiber, ob es gleich gewöhnlich im Herbst einen chronischen, flechtenartigen Hautausschlag (der näher beschrieben wird) hervorbringt. Klima des Landes, welches gesünder ist, als das von Niederägypten, so wie auch die Sommerhitze, wenn sie gleich öfters bis zu 37° (im Sande sogar bis zu 54°) steigt, im Ganzen doch weniger drückend ist, als in dem offenern und dürrern Niederägypten. Endemische Krankheiten: Der *Habbe-nil*, d. i. eben der vorerwähnte Ausschlag; die Pest; der *Dem-el-mouia* (von welchen beiden in folgenden Abhandlungen besonders die Rede ist); der *Demaouia*, eine Hirnentzündung vom Sonnenstich mit beharrlich verbundener Leberentzündung, welche oft schon in den ersten 30—36 Stunden in tödtliche Gangrän übergehen; die Ruhr; die wässerige Augenentzündung (deren Beschreibung von *Desgenettes* viel besser gegeben ist); die Kinderblattern, die hier sehr mörderisch sind; dennoch wird die Impfung sehr verabscheut. Bevölkerung von Sayd; der Vf. schätzt sie auf 730000 Menschen, also nach Verhältniss des Flächenraums sehr gering. Unter den Gebornen übersteige die Zahl der Mädchen die der Knaben um ein Viertel. — Physische Verschiedenheit der Ägyptier von den Kophten (den Ureinwohnern des Landes, die als ein sehr schöner und kräftiger Schlag von Menschen beschrieben werden), Türken und Arabern. Sitten und Lebensart der Oberägyptier. Ihre Speisen und Getränke; Hausarzneymittel etc. Ein sehr reichhaltiger und interessanter Abschnitt, dem wir nicht in sein Detail folgen können, da er selbst sehr gedrängt bearbeitet ist. — Heilkunde und Heilungsmethoden der Eingebornen. Häufiger Gebrauch des Aderlassens, Schröpfens, und des brennenden Eisens. Ungewöhnlichkeit der Klystiere. Das Abortiren ist sehr häufig und wenig gefährlich etc. — Die *zweyte bis fünfte* Abhandlung haben bloss die *Pest*, so wie sie der Vf. in Ägypten, namentlich in Cairo, Damiette, und Rosette, dann auch in Syrien beobachtete, und an einer grossen Menge von Soldaten behandelte, zum Gegenstand; und enthalten eine Menge der interessantesten und treffendsten Bemerkungen über ihre Entstehung, ihren Gang, ihren verschiedenen Charakter, die Ursachen ihrer endemischen Natur in Ägypten und Klein-Asien, die Erscheinungen bey den Leichenöffnungen, und ihre Behandlungsart. — Die letzte Abhandlung giebt eine lehrreiche Beschreibung der endemischen Krankheit *Dem-el-mouja*, welche ein höchst bösartiges Wechselfieber, aber nicht (nach *Prosper Alpin*) eine Typhomanie sey. Ahr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 5 NOVEMBER, 1808.

MEDICIN.

Berlin, b. Gädicke: *Der freymüthige Heilkünstler.* Ein Buch für Regenten und Ärzte. Von *Eduard Löbel*, Dr. der Medicin und Chirurgie u. s. w. I Theil. 1805. X u. 185 S. II Th. 1806. VIII u. 172 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Was der Vf. in der geharnischten Vorrede zum ersten Theil seines Werks als mögliche oder vielmehr als vorausgehörte Stimme der Kritik angiebt, könnte leicht, ausser einigen ohne Grund von ihm geahneten Vorwürfen, eine Hindeutung auf *die* Seite enthalten, wo er schwächer ist, als er scheinen möchte; und wo wir ihn stärker wünschten, als wir ihn gefunden haben. Da eine Freymüthigkeit der anderen werth ist: so gestehen wir, dass er in seinem Werke hier zu wenig, dort zu viel gesagt, selten aber die Erwartung ganz befriediget hat, welche der Titel des Buches erweckte. Löblich ist allerdings der Enthusiasmus, mit welchem er dem delischen Gotte huldiget, und ihm sein ganzes Leben hindurch getreu zu seyn verspricht. Allein auch der *Minerva medica* gebührt ihr Opfer, und diess sollte ihr kein praktischer Arzt, am wenigsten einer, der zugleich der Welt durch Schriften nützen will, versagen. Denn von ihr kommt dem Heilkünstler Verstand und Beobachtungsgeist, wie vom Apoll Begeisterung und Muth. — Ob der *freymüthige Heilkünstler* unter dem begünstigenden Einflusse beider Gottheiten, oder unter dem der einen mehr als der anderen das Licht der Welt erblickte? — diese Frage mag eine kritische Beleuchtung der in ihm enthaltenen Abhandlungen beantworten.

II) *Über die Wahl der Leibärzte.* Ausser anderen Obliegenheiten, die der Leibarztstand vorzugsweise mit sich führt, soll der erste Arzt des Regenten auch die Chirurgie theoretisch kennen, und im Fall der Noth selbst auszuüben verstehen. Wir halten diess für einen sehr wichtigen Punct bey Bestimmung der Qualificationen eines Archiaters, der, wenn es ihm an aller chirurgischen Kunstfertigkeit gebricht, nicht selten, wie ein Halblahmer an der Krücke, schwanken wird. Wenn aber S. 12 von ihm verlangt wird, dass er den *gesunden* Fürsten zuweilen selbst bey Nacht beobachte, seinen Athem belausche, ob er ruhig von Statten gehe, oder ob er ängstlich, beklommen und pfeifend sey; dass er die Hautperipherie untersuche, ob sie mit Schweiss bedeckt, oder blos normal feucht sey: so glauben wir, dass diese Masregel wohl etwas zu weit getrieben sey, und bey der Ausführung mancher Unzuträglichkeit unterliegen möchte. Auch wird schwerlich der Leibarzt eines *weisen* Fürsten, wegen eines Stotterns oder Nichtantwortens aus Unkunde der am Hofe üblichen, fremden Sprache, in eine solche Ungnade verfallen, dass seine Ehre, sein guter Ruf und seine schon so lange erkannten ärztlichen Verdienste mit einemmal (wie der Vf. S. 13 wähnt) im Staube liegen. III) *Über das Berathschlagen am Krankenbette.* Nichtärzte sollten, nach Rec. Überzeugung, durchaus nie bey solchen Berathschlagungen gegenwärtig, für das Resultat derselben aber sollten alle daran theilhabenden Ärzte gleich verantwortlich seyn. Die in derselben Abhandlung (S. 26) vorgeschlagene Zubereitung der Arzney durch den Leibarzt selbst ist in wichtigen Fällen sehr empfehlenswerth; in minder bedeutenden würde es für einen gewissenhaften und geschickten Apotheker eine Entehrung seyn, und ihm beym Publicum unendlich schaden. V) *Von den Zeichen der Vergiftungen.* Was hier über die *Aqua Toffana* — diesen von manchen Grossen der Erde so sehr gefürchteten Würgengel — gesagt wird, veranlasst uns, bevor wir des Vfs. Wunsch, dass ein talentvoller Arzt desswegen auf eine Entdeckungsreise nach Neapel gesandt werden möge, zweckmässig finden, als eine Hauptbedenklichkeit bey dieser Untersuchung, die Frage in Anregung zu bringen: ob überhaupt ein solches Giftwasser existire. Die Versicherungen vieler, sonst allen Glauben verdienender Reisenden scheinen uns bey dem gänzlichen Stillschweigen der in jener Königsstadt jetzt waltenden Medicinalbehörden nichts weniger als unverdächtig. S. 47. Als Gegenmittel bey arsenikalischen Vergiftungen dürfte, ausser *frühzeitig* gegebenen Brechmitteln und reichlichen Gaben Milch (der Vf. will am liebsten die von Ziegen), der innere Gebrauch milder Öle und Seifen nicht zu vernachlässigen seyn. — S. 57 fehlen die Nachweisungen zu den im Text angedeuteten Datis. — Die Ausführung des S. 56—61 gemachten Vorschlags, an den Körpern der zum Tode verurtheilten Verbrecher Giftversuche, besonders mit der *Aqua Toffana*, anzustellen, wird die Philosophie des Rechts nie gut heissen. Der Verbrecher bleibt bis zum letzten Hauche seines Lebens Mensch, und behält als solcher, wiewohl er der menschlichen Gesellschaft moralisch abgestorben ist, immer noch gegründete Ansprüche, dass nicht andere an ihm den Charakter der Menschheit entehren, indem sie sein physisches Wesen als Mittel zu ihren Nebenzwecken herabwürdigen. Er gehört als Opfer allein dem Arme der

Gerechtigkeit an, der Heilkunst aber kommt es zu, sich ihm nur schmerzenlindernd, nicht qualenbringend, zu nahen. Selbst *nach* dem fatalen Augenblick des Hintrittes möchte ein solcher experimentirender *auto da — medicina* kaum mit den Gründen der davon zu hoffenden Aufklärung problematischer Fragen zu entschuldigen, vielweniger zu rechtfertigen seyn. — X) *Ungerechtigkeiten der Medicinal-Collegien.* Ein Tentamen, wie es S. 69 geschildert wird, wo Habsucht, Dummheit und Stolz den Vorsitz haben, verdient den stärksten Tadel. Dass es aber in manchen Ländern zweckmässig gefunden worden, junge, zumal vom Auslande hereindringende Ärzte einer neuen Prüfung zu unterwerfen, zu dieser, hin und wieder vielleicht zu streng und weit getriebenen Masregel hat doch in der That die nicht selten übergrose Ignoranz gewisser medicinischer Kunstjünger Veranlassung gegeben. In wohleingerichteten Medicinal - Collegien darf indess so wenig der Münzfuss, als die Stimme eines Einzigen gelten: auch wird hier der wesentliche Theil der Prüfung nicht mündlich, sondern schriftlich, und im Abweisungsfalle mit Publicität verhandelt. XI. S. 90—92 scheint Animosität des Vfs. Feder geführt zu haben. Warum nicht lieber seinen Gegner nennen? Diess wäre eines *freymüthigen Heilkünstlers* würdiger. — Der von mehreren medicinischen Schriftstellern jetzt häufig gebrauchte, und auch von dem Vf. nicht verschmähte Ausdruck *Iatrist* scheint uns verwerflich, weil Iatrist sich nach griechischen Sprachbegriffen zum Ιατρος ungefähr wie Sophist zum σοφος, oder wie bey uns Musicant zum Musiker verhält. — Die Abhandlungen XII) *Über Quacksalberey und wie diess Übel auszurotten sey,* und XIII) *Dürfen Regimentsärzte und alle Unterärzte des Militärs die medicinische Technik ausüben?* — sind löblich ausgeführt, und verdienen gelesen zu werden. XIV) *Über die Nothwendigkeit, Getreidemagazine im Staaten anzulegen.* Wer sucht in einem Aufsatze, wie hier der Titel verspricht, und der nichts, als was unmittelbar προς ἀλφιτον gehört, enthalten sollte, Stellen wie folgende: „Plato, Spinoza, dachten so [als schaffend, zerstörend und wiedererzeugend] die Natur, und der grose Schelling hat neuerlich erst wieder dieses Licht des vortrefflichen im reinsten Geiste der Menschheit *zugesonnt* (!)" „So weit unser Wissen sich erstreckt, wissen wir alles, was da ist, und im Spiegel der Anschauung spricht es sich so aus, wie es unser Ich construirt hat; allein *zu* erhaben u. f." — Nach einem darauf folgenden Geständnisse, dass es unterm Monde viele nicht zu enträthselnde Erscheinungen in der Pflanzen- und Thier-Welt gebe, wohin auch der Instinct gewisser Thiere gehöre, im Sommer durch Einsammlung ihrer Nahrungsmittel für die Zukunft zu sorgen, heisst es von dem Hamster und der Ameise: „diese beiden organischen Thiere (giebt es auch andere?), welche vom dunkeln, bewusstlosen Triebe, von aussen durch die Spontaneität erzeugt, sich unseren Beobachtungen darbieten, wollen wir manchen Staaten zur Nachahmung aufstellen." XV) *Über die Wohnorte der Menschen und über das Schädliche der Fabriken, Manufacturen und Kirchhöfe in Städten.* — Bey Anlegung von Fabriken und Manufacturen, die einen Abfluss in einen nahen Strom erfodern, ist es wohl nicht genug, dass diese ausserhalb der Städte liegen; sie müssen auch *unterhalb* des Stroms sich befinden, der durch diese Städte fliesst. — Das Verbrennen der Leichname bey den Griechen und Römern erstreckte sich nicht auf alle, sondern nur auf Todte aus vornehmen oder reichen Häusern.

Im *zweyten* Theil ist *die Erscheinung der Hygiea* nach dem Celsus (?) nicht ohne prosodischen und poetischen Werth; doch fehlt es ihr im 6 und 7 Vers v. E. an Correctheit. I) *Welcher Heilkünstler soll sich dem Studium der alten Ärzte hingeben?* Der Vf. will das Studium der medicinischen Classiker ausschliessend für akademische Lehrer bestimmen. Wir denken, dass die eigentliche Bestimmung dieser Frage von verschiedenen, theils äusseren, theils inneren Verhältnissen der Zeit und der Person abhange, und das Forschen in den Schriften der alten Ärzte jedem Neueren zu empfehlen sey, der ausgerüstet mit den dazu erfoderlichen Fähigkeiten, begünstigt mit Musse, woran es bey einem guten Zeithaushalt nicht leicht fehlt, und im Besitz eigener Erfahrung, den classischen Boden der alten medicinischen Literatur zu betreten würdig ist, über welchen der Geist der reinsten Beobachtung, und scharfsinnigsten Unterscheidung im reichsten Masse waltet, und dem Eingeweiheten lehrreich erscheint. — In den S. 7 angezogenen, griechischen Stellen kommt mehr als einmal σφυγμου statt σφυγμου vor. — II. *Über den Trödelhandel und Verkauf alter und neuer Kleidungsstücke, in wiefern er den Bewohnern* (der Kleidungsstücke? —) *schädlich werden kann.* Ein jeder Sterbefall, der nach einer ansteckenden Krankheit erfolgte, soll vom Arzt gehörigen Orts angezeigt, der verdächtige Nachlass des Verstorbenen verbrannt, die hiedurch beeinträchtigten Erben aber aus einer Assecuranz-Casse entschädiget werden, deren Fonds aus Beyträgen bey Tauf-, Heiraths- und Rangerhöhungsfällen zusammen zu bringen wäre. Diesen soll der Staat garantiren, dem es gleichfalls obläge, einen einzigen beeidigten und privilegirten Trödelhändler anzustellen. — Die Ausführung dieses Vorschlags würde sicherlich den Staat vor manchen, im Finstern schleichenden, und oft kaum zu entlarvenden Übeln verwahren. Wie beherzigenswerth uns indess gedachter Rath auch scheint, so können wir es doch nicht billigen, wenn der Vf. den Faden der Untersuchung gleich Anfangs an das Weltall und den Einfluss der Gestirne knüpft, und sich von dort auf den sublunarischen. — Trödelhandel herunterlässt; ein Fehler, der um so widriger auf den Leser wirkt, als ähnliche hochfliegende Eingänge in den übrigen Abhandlungen nicht selten wiederkehren. — An verschiedenartiger Belesenheit aber ist in einigen Aufsätzen so wenig Mangel, dass man über die angeführten Stellen anderer Schriftsteller wohl gar hin und wieder den anführenden Autor selbst vergessen, und ihm die weitere Ausdehnung fremder Gedanken gern erlassen möchte. Diess gilt vorzüglich von denen Abhandlungen, deren wir nicht erwähnt

haben, weil sie uns *chartam consumere natae* zu seyn schienen. N. A. A.

Leipzig, b. Reinike: *Hygiene für Frauen und Kinder; oder warum sehen wir so viele kränkliche Frauen und so schwächliche Kinder, und wie ist dem Übel der Zeit abzuhelfen?* Ein Buch für Ärzte. Von *L. Loebel*, Dr. d. Med. und Chirurgie u. s. w. 1804. 12 Bog. gr. 8. (21 Gr.)

Der Vf. dieses Jugendversuches zeigt keine sehr genaue Bekanntschaft mit seinem Gegenstande, und sucht, um Eindruck zu machen, alles zu übertreiben. Damit aber hat man nie etwas Gutes ausgerichtet. Nur die Wahrheit siegt. — Der erste Abschnitt ist überschrieben: „*Warum sehen wir so viele kränkliche Frauen?*" Wenn der Vf. alles das erweisen sollte, wessen er das schöne Geschlecht beschuldigt: so möchte er wohl in grosse Verlegenheit gerathen. Man höre nur das einzige Schreckliche, dessen er die weibliche Jugend beschuldigt: „Wem ist es wohl unbekannt, dass junge Mädchen wöchentlich in grossen Städten einige Mal zusammen kommen, und daselbst durch erkünstelte Geschlechtsruthen ihre heimlichen Lüste zu befriedigen suchen?" Der Vf. müsste ein besonderes Glück oder Unglück gehabt haben, wenn er völlig davon überzeugt seyn könnte, dass das wahr sey, was er schreibt: „dass dieses Laster seit einigen Jahren schrecklich unter den Damen um sich gegriffen habe, und unter den gemeinen Dirnen wüthe." 2 Abschnitt. „*Der Tanz.*" Der Vf. ist im Ganzen nicht gegen das Tanzen. Menuetten sollen den Organismus nicht so angreifen; aber die Walzer und englischen Tänze sollen reizentziehend und zerstörend auf alle Systeme wirken; „diese Arten von Tänzen sollten aus unseren Tanzsälen verbannt werden, und die schöne Welt sollte vielmehr darauf sinnen, dass man solche ausrottete, und keine aus Frankreich und England aufnähme." Die Menuet ist aber doch auch aus Frankreich; folglich wird die schöne Welt wohl Spanisch oder Kosakisch tanzen müssen. 3 Abschnitt. „*Die Kleidungsstücke.*" „Vor 50 und mehreren Jahren zwang man die Brüste in einen Panzer u. s. w." so fängt dieses Capitel an. Der Vf. muss nicht wissen, dass es erst *funfzehen* Jahre sind, dass in Deutschland zwey Preisschriften über die Schädlichkeit der Schnürbrüste herauskamen. Es ist also noch lange nicht 50 Jahre, dass man diese Mode ablegte. Und in wiefern dieses Kleidungsstück schädlich war, werden die Ärzte aus jenen Preisschriften bereits besser wissen, als sie es hier erfahren. 4 Abschnitt. „*Die Romane.*" Ein in aller Zucht erzogenes Mädchen müsse durchaus keine schlüpfrigen Romane lesen, wo auf jeder Seite von Lieben und Geliebtwerden die Rede sey; keine mit sittenlosen Scenen, wie im *Erasmus Schleicher. Vossen's Louise* werde ihm besser bekommen. 5 Abschnitt. „*Das viele Sitzen wirkt asthenisch auf den weiblichen Organismus.*" „Die Theile werden durch das lange Sitzen *mechanisch* gerieben und geschwächt, daher ein grosser Andrang in den kleinen Gefässen, auch häufigen Andrang in den Geburtstheilen." — Es giebt freylich auch ein metaphorisches Reiben; denn über dem vielen Sitzen bey Romanen wird das Herz wund gerieben; dies muss wohl der Gegensatz von diesem mechanischen Reiben entgegengesetzter Theile seyn. 6 A. „*Über das Verheirathen.*" Eine gesunde Ehe müsse eine glückliche, freye, aus beiderseitiger Zuneigung geschlossene seyn. „Frey, heisst es, muss der Mensch lieben, wenn er dem Ausbruche der totalen Natur individuell als Glied derselben folgen will." Das Gleichniss S. 31, „wenn wir nicht durch *Mannichfaltigkeit* der Speisen unser Zungen- und Gaumen-Gefühl zu erquicken suchen, so würde das Einerley in uns Abscheu oder Ekel erwecken", passt schlecht zu dem Rath eines sparsamen Genusses der ehelichen physischen Liebe. — Das Gleichniss würde ja gerade zu dem fleissigen Wechsel in dem Gegenstande der Liebe auffodern. — Durch zu häufigen Genuss entsteht nach dem Vf. eine erstaunliche Reizentziehung, worauf alsdann „die normale Energie des gesammten Systems, aber auch die des individuellen Organs fehlt." 7 A. „*Die Schwangerschaft.*" Von dieser weiss der Vf. wenig mit der Erfahrung Übereinstimmendes zu sagen. „Nehmen wir an, dass nicht nur durch die Entziehung der Reize durch das Kind die Mutter in einen positiven Zustand des Übelbefindens versetzt wird, sondern dass diese mechanische Einwirkung, *die das Kind durch sich selbst setzt*, eine Schwächung entsteht, dass der Uterus ausgedehnt werde, dadurch die Harnblase, die Därme, und durch die Fortpflanzung des Drucks die Respirationsorgane *sogar mechanisch* gedrückt, und eine ungewöhnliche Verschiebung der edlen Theile, die unmittelbar zum Leben erfoderlich sind, geschehen: *so kann unmöglich geleugnet werden, dass die Schwangerschaft eine Krankheits-Erscheinung selbst bey relativ gesunden Frauenseyn muss.*" Allerdings kann es geleugnet, und das Gegentheil durch tägliche Erfahrung erwiesen werden. Befinden sich nicht viele Frauenspersonen während einer Schwangerschaft weit gesünder und munterer, als ausser derselben, und können nicht viele von Anfang bis zu Ende, ungeachtet des Drucks und der Verschiebung in ihrem Leibe, die schwersten Haus- und Feld-Arbeiten mit der grössten Munterkeit verrichten? Weit besser wäre es gewesen, wenn uns der Vf. das Räthsel gelöst hätte, wie hochschwangere Frauen, selbst aus den vornehmsten Ständen, bey vollkommenem Wohlbefinden ihrer selbst und ihrer Leibesfrüchte anhaltende Anstrengungen und Strapazen aushalten können. 8 A. „*Von dem Beyschlaf bey Schwangeren.*" S. 50 heisst es: „Wem ist es unbekannt, dass vor *einigen Jahren* in Frankreich eine Wehmutter lebte, die sich *bloss* vom Abtreiben der Kinder nährte, sowohl bey Verheiratheten, als Unverheiratheten." Rec. muss gestehen, dass er davon nie etwas gehört oder gelesen hat, seit der Geschichte der pariser Hebamme Constantine, die aber schon vor mehr als 100 Jahren desswegen gehenkt wurde. Die Folgen vom Beyschlaf in der Schwangerschaft vergleicht er mit den Folgen von dem zur Gewohnheit gewordenen Arsenikverschlucken und Bleygeniessen. 9. „*Von der Geburt.*" Von den Hebammen, sagt der Vf.: „Ihre Begriffe sind dunkel, wie die Nacht u. s. w. und er begreife nicht, wie es komme, dass

sich bis jetzt grosse Geburtshelfer nicht gegen den Missbrauch gestemmt haben, Weiber in einem halben bis ganzen Jahr in der Hebammenkunst zu unterrichten, und dass man nicht auf Akademieen das Gesetz habe ergehen lassen, keine Hebammen unter 2—3 Jahren zu absolviren, und dann noch öffentlich eine Prüfung mit ihnen vorzunehmen." — Das wäre gewiss das sicherste Mittel, gar keine unterrichteten Hebammen mehr zu haben. Frauen, denen es sauer ankommt, ein halbes Jahr von ihrem Hauswesen abwesend zu seyn, und Gemeinden, denen es hart fällt, eine Frau so lange unterrichten und beköstigen zu lassen, würden nach einem solchen Befehl alle Lust zum Lernen und Unterrichtenlassen verlieren. Und Rec. hat das öffentliche Examen von Hebammen angehört, die nur ein halbes Jahr unterrichtet waren, und in Wahrheit mehr Vernünftiges vom Geburtsgeschäft wussten, als aus der gegenwärtigen Schrift hervorleuchtet. 10. „*Die Behandlung der Kindbetterin.*" Wenn man zur Lösung der Nachgeburt die Hand oder gar Stahl-Instrumente einführe: so müsse *mechanisch* eine gewaltige Losreissung geschehen, worauf Blutung und Krebs der Gebärmutter folge. Warum gebe man nicht lieber reizende Einreibungen von aussen, und innerliche Reizmittel, wie *Tinct. Opii*, und lau reizende Injectionen? — Er behaupte und wolle es streng beweisen, dass die Unterdrückung der Lochien positiv, der Asthenie im Uterus wegen, nicht erfolgen könne. Nachher aber beweisst er, dass die Unterdrückung wirklich aus Schwäche geschehe. 11. „*Über das Säugen.*" Italien und Frankreich, meint der Vf., müsse allerdings gesündere Menschen hervorbringen, als Grönland. — Ohne Zweifel, weil die Kälte schwächt. Und doch ist gewiss das Register von Krankheiten, die man in Italien und Frankreich kennt, grösser als das in Grönland. — Unsere mehresten Frauen dürfe man durchaus nicht stillen lassen, wenn man nicht Hektik und das Kindbettfieber hervorbringen wolle. 12. „*Das Einwickeln der Kinder.*" „Wenn wir, sagt der Vf., eine enge Weste anziehen, so *gapsen* wir ängstlich nach Luft; und unsere Organe sind bey weitem nicht so zart und fein, als die der Kinder." Man könne daher denken, wie es einem eingewickelten Kind seyn müsse. Ein wollenes Strumpfzeug, *Flecy hojiery*, (*Fleecy etc.*) soll man ihnen in den ersten Wochen anlegen, und dann es erst in ein Hemd hüllen. — Das Strumpfzeug aber ist nichts besseres, als die bekannten gestrickten wollenen Wickelbinden. 13. „*Das Wiegen.*" Das Wiegen wirke auf den ganzen Organismus ausserordentlich schwächend. — Man kann es also als ein Naturwunder ansehen, dass aus diesen *gewiegten* deutschen Voraltern noch so starke Kriegsmänner wurden, welche Harnische trugen, von denen unsere nicht gewiegten jungen Herrn wohl noch mehr *gapsen* und beklommen würden, als von einer engen Dimidiweste. 13. „*Reinlichkeit.*" Es ist dem Vf. wahrscheinlich, dass neben unverdaulichen Speisen der Schmutz unrein gehaltener Kinder, *welcher mechanisch die Drüsen schwäche*, und sodann auf den ganzen Organismus schwächend wirke, das ursächliche Moment der Skropheln sey. — Da bleibt es denn doch eine grosse Merkwürdigkeit, dass die schmutzigen Zigeuner und Hottentotten nicht allesammt skrophulös sind. 14. „*Etwas über die Zeit des Badens.*" Des Abends sey es besser als des Morgens, weil sich der Kinderorganismus des Abends im Zustand der indirecten Schwäche befinde. 15. „*Über die Nahrungsmittel bey Kindern.*" Fleischbrühen, süsser Wein mit Wasser, und Sago mit Fleischbrühen gekocht, seyen dem Verdauungssystem eines Kindes von einem Jahr angemessener, als Griess, Gräupchen und Mehlsuppen mit Milch gekocht. — Und doch sieht man Kinder bey letzteren stark und wohlgenährt werden. — Dass man bey den Kindern gewisse bestimmte Zeiten zum Reichen der Speisen beobachte, sey widersinnig; — denn der individuelle Organismus strebe in jedem Moment sich zu vervollkommnen. — Und doch sehen wir Menschen und besonders junge Hausthiere nur bey dieser Ordnung wohl gedeihen. 16. „*Über die sogenannten schlafmachenden Mittel bey Kindern.*" Ein gewaltiger Eifer gegen medicinische Collegia, welche Pfuscher privilegiren, und rechtliche Ärzte verdrängen; „wie das einen jungen Mann von Genie und Talent ärgern müsse, der mit Aufopferung seines väterlichen Vermögens und seines Körpers bloss aus Liebe zur Kunst auf Akademieen, wie Jena, Göttingen, Halle, Bamberg und Landshut, wo die vortrefflichsten Denker und gelehrtesten Ärzte, als Lehrer der Medicin, in ihrem ganzen Umfang lehren, diese Wissenschaft studirt habe, und nun riskire, von einer Facultät oder einem medicinischen Collegio schikanirt oder von einer solchen *Examinir fabrik* gar abgewiesen zu werden, in der sich Männer befinden, die oft 10 Jahre noch in der Doctrin der Medicin weit dem geprüft werdenden Subjecte nachstehen." — 17. „*Von den Wärterinnen und Kindermuhmen.*" Das unsittliche und höchst nachtheilige Verfahren dieser Personen, Kinder durch Reiben an den Schaamtheilen in Ruhe zu bringen, habe er *oft beobachtet*, und mache daher jeden Arzt hierauf aufmerksam. Eine solche Dirne sollte man gleich verabschieden, und in öffentlichen Blättern jede Mutter vor ihrem Dienst warnen. 18. „*Etwas über das Brechen und Purgiren der Kinder.*" *Wichmann* habe Unrecht, dass Geifern, trübe Augen, Durchfall etc. nicht von d. Zahnarbeit der Kinder entstehe; und es sey sonderbar, dass er das Schmerzhafte bey dieser Naturerscheinung leugne. Ein einziger Weisheitszahn werfe ja oft den stärksten Menschen bey seinem Hervorbrechen nieder; und das langweilige Streiten von *Wichmann* und seinen Gegnern, ob das Hervorbrechen der Schneid-, Spitz- oder Backen-Zähne gefährlicher sey, könne er mit einigen Worten triftig und einleuchtend erklären. — Alles komme nämlich hier auf die Beschaffenheit des individuellen Organismus des Kindes an. Wenn das Kind von den Haus- und Leibärzten vorher wacker purgirt und geschwächt worden sey, so könne man positiv versichert seyn, dass der Zahnprocess gefahrvoll von Statten gehen werde. — Zuletzt noch einmal ein heftiger Eifer gegen Regierungen, Professoren, Ärzte, u. s. w.

Bn.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 NOVEMBER, 1808.

PHILOSOPHIE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Reden an die deutsche Nation* durch *Johann Gottlieb Fichte.* 1808. 490 S. 8. (2 Thlr. 4 Gr.)

Voll grosser Erwartung nahm Rec. diese Reden in die Hand. Er wurde zuerst zu noch grösserer gespannt, dann seltsam getäuscht, darauf von entgegengesetzten Gefühlen, von Freude und Trauer, von Furcht und Hoffnung, von Schmerz und Unwillen abwechselnd ergriffen, endlich von hoher Achtung für den Redner wunderbar durchdrungen, wiewohl das Ganze keinen reinen, klaren Eindruck in ihm hinterlassen hat. Die Reden nämlich sind auf eine eigene Art gemischt aus Wahrheit und Irrthum, Einseitigkeit und Übersicht, Gründlichkeit und Unkunde, philosophischer Grübeley und praktischem Sinn, Consequenz und Widerspruch; die Kraft, mit welcher sie ausgesprochen werden, entartet hin und wieder in leere Declamation; der hohe Ernst, der ihnen eigenthümlich ist, geht nicht selten über in bittere Satyre, aber durch die Einförmigkeit, mit welcher diese Satyre sowohl hier ausgesprochen ist, als in anderen Schriften *Fichte's*, erregt sie ein Lachen, das den Abscheu, welchen sie erregen sollte, zerstört; die Billigkeit, mit welcher hier über das Thun und Treiben der Menschen geurtheilt wird, thut wohl: sie möchte sich schwerlich in einer anderen Schrift dieses Vfs. also finden, wiewohl auch hier der verbissene (oft gerechte) Ingrimm gegen die Naturphilosophen zuweilen gewaltsam durchbricht; durchweg aber erhebt die Freymüthigkeit, mit welcher hier Wahrheiten gesagt werden, die Wenige auszusprechen wagen möchten, der Muth, mit welchem der Vf. die Folgen ruhig zu erwarten scheint, und es erfreuet zu bemerken, wie der Gegenstand des Vfs. ganzes Gemüth füllt. Um dieses allgemeine Urtheil zu bewähren, scheint nöthig, dass Rec. von dem Buche einen vollständigen Bericht erstatte. Dazu mahnt noch manches: die Zeit, in welcher diese Reden gehalten sind und erschienen, eine Zeit, die für Deutschland, für Europa, für die Welt einzig ist, und schwerlich verglichen werden kann mit irgend einer anderen aus den verflossenen Jahrhunderten: die Überschrift, an eine alte Nation, die lange ehrwürdig dagestanden, wenn nicht in hohem Glanz, doch in eigenthümlicher Kraft, die aber jetzo, wenn nicht völlig untergegangen, doch entartet und herabgesunken ist zu einer Ohnmacht, die sich jede Foderung ihres Besiegers gefallen lassen müsste, und daher genöthiget ist, als Grossmuth zu preisen, was in den Tagen der Vergangenheit Keiner gegen sie gewagt hätte; ihr Zweck, der auf nichts Geringeres geht, als diese Nation vom gänzlichen Untergange zu erretten, sie aufzuregen zu einem neuen Leben, und durch sie und in ihr die Menschheit; die Art, mit welcher dieser Zweck erstrebt wird; der Urheber dieser Reden, von welchem Deutschland so lange gewohnt war, nur etwas Tiefgedachtes und Eigenthümliches zu erhalten; endlich kommt hinzu, dass bey dem dermaligen Zustande unserer Literatur der grössere Theil des Publicums die Bekanntschaft mit einem neuen Buche erst durch das Medium gelehrter Blätter zu machen pflegt: ein Vorschlag aber, von dessen Befolgung ein Mann, wie *Fichte*, das Heil der Menschheit, und sogar die Fortdauer der Menschheit abhängig macht, muss so viel als möglich zu Jedermanns Kunde gebracht werden, damit ein Jeder dafür thue, als nach seiner Einsicht dafür geschehen muss, und als er nach seiner Kraft dafür thun kann. Also ruft *Fichte* seinen Zuhörern, „als Stellvertretern der Nation", und sonach durch sie der ganzen Nation zu: „Es sind Jahrhunderte herabgesunken, seitdem ihr nicht also zusammenberufen worden seyd, wie heute: in solcher Anzahl; in einer so grossen, so dringenden, so gemeinschaftlichen Angelegenheit; so durchaus als Nation und Deutsche. Auch wird es auch niemals wiederum also geboten werden. Merket ihr jetzo nicht auf und gehet in euch, lasset ihr auch diese Reden wieder als einen leeren Kützel der Ohren, oder als ein wunderlickes Ungethüm an euch vorübergehen: so wird kein Mensch mehr auf euch rechnen. Endlich einmal höret, endlich einmal besinnt euch. Gehet nur nicht diesesmal von der Stelle, ohne einen festen Entschluss gefasst zu haben u. s. w. — Diese Reden beschwören euch, Jünglinge, ohne Säumen zu thun, worauf sie dringen, jeder als ob das Heil von ihm allein abhinge; — sie beschwören euch, Alte, zu fördern, oder wenn ihr dazu zu stumpf seyd, nicht zu hindern; — euch, Geschäftsmänner, beschwören sie, die ihr dem abgezogenen Denker, bisher so feind waret; — euch, Gelehrte, Denker, Schriftsteller, die ihr dieses Namens werth seyd; — Fürsten Deutschlands, euch beschwören sie, die ihr Völker beherrscht, treu, bildsam, des Glückswürdig; — euch, Deusche insgesammt, beschwören sie, und mit ihnen vereinigen sich, euch zu beschwören, eure Vorfahren, eure Ahnen aus der grau-

en Vorzeit, die sich der römischen Weltherrschaft entgegenstemmten, so wie die späteren, die da fielen im heiligen Kampf für Religions- und Gewissens-Freyheit, und die ungeborenen Nachkommen; — das Ausland selbst beschwört euch, und alle Zeitalter, alle Weise und Gute, die jemals auf dieser Erde geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahndungen eines Höheren, mischen sich in diese Stimmen, und umringen euch und heben flehende Hände zu euch auf; ja die Vorsehung selbst beschwört euch, ihre Ehre und ihr Daseyn zu retten!" — Wer fühlt sich nicht bewegt, und wünscht zu wissen, wovon die Rede ist? Wir wollen davon Bericht erstatten, und in diesen Bericht hin und wieder unsere Bemerkungen einflechten. Etwas Umständlichkeit ist hiebey nothwendig.

In der kurzen Vorrede schon sagt Hr. *Fichte* und wiederholt nachher mehrmals: diese Reden seyen eine „Fortsetzung der *Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters.*" Rec. glaubt, diese Anführung sey nicht unwichtig. Denn in den Grundzügen d. g. Z. leitet Hr. *F.* bekanntlich aus der Grundidee des Erdenlebens 5 Weltalter ab, in deren 3tem das (damals) gegenwärtige Geschlecht stehen sollte. Wenn nun die Idee des Erdenlebens wahr ist, und die 5 Epochen desselben als richtige Folgerungen aus ihr fliessen: so ist offenbar nothwendig, dass die Menschheit diese 5 Epochen durchlaufen muss, und wer ein Geschlecht in der 3ten Periode sieht, der kann nicht zweifeln, dass ein folgendes in die 4te und in die 5te eintreten werde. Die Periode der Versöhnung und Heiligung kann eben so wenig in der Freyheit der Menschen stehen, d. h. in einer solchen reellen Freyheit, vermöge welcher das Eintreten in diese Perioden von den Menschen auch unterlassen werden könnte, als die Periode der vollendeten Sünde durch menschliche Freyheit herbeygeführt war. Es scheint uns nothwendig, dass derjenige, welcher es in die Macht eines bestimmten Geschlechts stellt, ob die Menschheit gerettet werden solle, und wer daher an dieses Geschlecht die Foderung macht, diese Rettung zu übernehmen — es scheint uns nothwendig, dass ein solcher jene Idee vom Erdenleben der Menschheit, und die daraus abgeleiteten 5 Epochen geradezu aufgiebt. Hr. *F.* nun macht diese Foderung in diesen Reden an uns; er schreibt sonach uns die Kraft zu, dass wir seiner Auffoderung zu folgen vermögen, oder auch nicht; er scheint sonach ganz die Idee aufzugeben, die dort aufgestellt wurde; wenigstens scheint er von einem ganz anderen Puncte auszugehen, und mithin diese Reden mit Unrecht eine Fortsetzung jener Grundzüge zu nennen. Und diess möchte das Richtige seyn. Jene Grundzüge möchten wohl, wenigstens der Absicht nach, vom Standpuncte der Philosophie entworfen seyn; in diesen Reden aber kommt Hr. *F.* nicht über die Moral hinaus: Wir wollen gern zugestehen, dass in den gegebenen Verhältnissen das letzte Vorzug und Lob verdiene; wir wollen selbst nicht leugnen, dass diese Reden an irgend einem Puncte jener Vorlesungen angeknüpft seyn mögen: aber in demselben Geist scheinen sie uns nicht. — Nachdem Hr. *F.* darauf, weil „ein leerer Raum auszufüllen war" (wir glauben gelesen zu haben, dass die erste Rede *Fichte's* nicht die Censur passirt sey, entweder ganz oder zum Theil, darauf scheint sich dieses zu beziehen), einige Stellen mitgetheilt hat aus einer Abhandlung über Macchiavelli, die vorher in der zu Königsberg erschienenen Vesta vom Freyherrn *von Schrötter* gestanden hat, und eine andere aus der Vorrede zu einigen ungedruckt gebliebenen Gesprächen über Vaterlandsliebe und ihr Gegentheil, beginnt er in der *ersten* Rede damit, dass die Zeit mit uns Riesenschritte gehe (ein Ausdruck, der wohl nicht gut gewählt ist, da die Zeit doch wohl nirgends ist, als in uns), dass seit den 3 Jahren, welche seit jener Deutung der damals laufenden Zeit verflossen sind, die Selbstsucht, als der Charakter damaliger Zeit, *irgendwo* ganz vollendet, durch ihre vollständige Entwickelung selbst vernichtet, und somit jener Zeitabschnitt irgendwo vollkommen abgelaufen sey und beschlossen. Man möchte glauben, das sey nun eben kein Unglück, dass das Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit abgelaufen sey, und dass „die Selbstsucht ihr Selbst und dessen Selbstständigkeit verloren habe"; vielmehr möchte man sich freuen, dass sie „zugleich verloren hat das Vermögen, einzugreifen in den Zeitfluss, und den Inhalt desselben zu bestimmen." Aber wir wollen billig seyn. Was Hr. *F.* von der Selbstsucht sagt, das versteht er von einem Zeitgeschlecht, von einem Volke, welches durch seine Selbstsucht sein Selbst und dessen Selbstständigkeit verloren hat. Hätte er dieses geradezu gesagt, und nicht mit dem *irgendwo* Verstecken gespielt: so hätte die Rede jene seltsame Wendung nicht erhalten. — Etwas, fährt der Redner fort, was seine Selbstständigkeit verloren hat, kann sich nur erheben aus dem Zustande, in welchem ihm nur der Ruhm des Gehorchens übrig ist, unter der Bedingung, dass ihm eine neue Welt aufginge, mit deren Erschaffung es einen neuen, ihm eigenen Abschnitt in der Zeit begönne, und mit ihrer Fortbildung ihn ausfüllte; welche neue Welt jedoch der Gewalt, der jenes unterworfen ist, unbekannt bleiben müsste. Nun halte er, seines Orts, dafür, dass es eine solche Welt gebe, und es sey der Zweck dieser Reden, das Daseyn und den wahren Eigenthümer derselben nachzuweisen. Hiebey ist klar, dass, wenn ein Geschlecht sein eigenes Selbst verloren hat, alsdann dieses Volk gewiss nicht der Eigenthümer dieser neuen Welt seyn könne; also klar, dass, wenn z. B. die Deutschen gemeint wären, die Deutschen gewiss nicht Eigenthümer dieser neuen Welt seyn könnten. Und wenn auch diese Welt ausser ihnen existirte, und sie sollte ihnen nur aufgehen: so könnten sie ihr Selbst nicht verloren haben; ja sie könnten diesen eben so wenig, wenn wir auch Rücksicht darauf nehmen wollten, dass sogleich gesagt wird: „diese Reden sollten die Mittel zur Erzeugung dieser Welt angeben," gleichsam als ob sie noch nicht da wäre, wie doch

Hr. *F.*, feines Orts, dafür hält. In jedem Fall wird dem Gefchlechte, welches fein Selbft verloren haben foll, noch ein höheres Selbft beygelegt, das nicht verloren ift; mithin den Deutfchen, falls fie gemeint wären, ein unverdorbenes Selbft untergefchoben, wenn ihnen angemuthet wird, dafs fie fich aus einem verdorbenen Zuftand erheben follen. Man mag daher annehmen, dafs von der Selbftfucht die Rede fey, oder dafs gefprochen werde von einem Gefchlecht oder Volk: in jedem Fall ift es nur das Schlechte, welches untergegangen und vernichtet ift, das Gute aber, welches die Kraft hat, ein ganz neues, d. h. ein mit jenem Schlechten unverbundenes, und ganz von ihm unabhängiges Leben anzufangen, ift geblieben. Und wer mufs fich nicht darüber freuen! Aber wen kann es freuen, dafs Hr. *Fichte*, er, der vormals fo fcharf, fo beftimmt und fchneidend gefprochen, jetzo fo fchwankend und zweydeutig fpricht, lediglich durch das doppelte Beftreben, diefe Reden mit den mehrgenannten Vorlefungen in eine Verbindung zu bringen, die nicht Statt findet, und dann durch rhetorifche Wendungen die Sache den Zuhörern tiefer einzureden! — Ehe der Redner feine Aufgabe zu löfen unternimmt, macht er einige Bedingungen, unter welchen ihm diefes nur möglich fey: er rede zu Deutfchen und für Deutfche fchlechtweg, ohne alle Unterfcheidung, als zu einer Einheit, in welcher jedes Glied das Schickfal eines anderen Gliedes für fein eigenes Schickfal halte (bey Hn. *F.*, dem wahrhaftig deutfchen Manne, hören wir diefs gerne; andere Preuffen, die, nachdem fie fich lange genug von uns losgeriffen hatten, jetzo, im Unglück, auch verfuchen, fich den Deutfchen etwas plump anzubiedern, haben uns Schmerz und Unwillen erregt!); er rechne auf Zuhörer, die nicht ganz verloren feyen im Schmerz über ihren Verluft, fondern fich erhoben hätten zur Befinnung: denn kein Gott werde ihnen helfen, wenn fie fich felbft nicht hölfen; endlich auf Zuhörer, die den Muth hätten, das Übel ins Auge zu faffen, und daffelbe ruhig, kalt, und frey zu durchdringen. Darauf, weil die Vernichtung der Selbftfucht unfere eigentliche Gegenwart und der Fortfchritt der Zeit fey, von welcher die Rede ausgehen müffe, foll zuerft gezeigt werden: wie und warum eine folche Vernichtung der Selbftfucht aus ihrer höchften Entwickelung nothwendig erfolge. Die Selbftfucht fey entwickelt, wird behauptet, wenn fie fich nicht nur der Regierten, fondern auch der Regierenden bemächtige, fo dafs fie nach aufsen alle Vorficht vernachläffigen, nur ihre träge Ruhe wollend, im Inneren aber fchlaff und ohne Würde die Zügel der Regierung halten. Dann gehe das gemeine Wefen zu Grunde; aus Furcht vor dem Fremden fondere Alles fich ab; „bis fpaterhin auch die Regierenden genöthigt werden, durch Unterwerfung und Folgfamkeit gegen fremde Plane ihre Fortdauer zu erkaufen, und fo nun auch diejenigen, die im Kampfe für das Vaterland die Waffen wegwarfen, unter fremden Panieren lernen, diefelben gegen das Vaterland tapfer zu führen. So gefchieht es, dafs die Selbftfucht durch ihre höchfte Entwickelung vernichtet, und denen, die gutwillig keinen anderen Zweck, denn fich felbft, fich fetzen wollten, durch fremde Gewalt ein folcher anderer Zweck aufgedrungen wird." Eine alfo zur Abhängigkeit gefunkene Nation könne fich nicht wieder durch die bisher gebrauchten Mittel zu Leben und Selbftftändigkeit erheben. Bisher aber fey die Theilnahme am Ganzen geknüpft gewefen an die Theilnahme des Einzelnen an fich felbft durch die Bande der Furcht und Hoffnung für feine eigenen Angelegenheiten aus dem Schickfale des Ganzen in einem künftigen oder dem gegenwärtigen Leben. Diefe Bande feyen zerriffen; Furcht und Hoffnung feyen für uns nichts mehr. Über fie hinaus aber liege der geiftige Antrieb der fittlichen Billigung und Mifsbilligung; diefer Antrieb müffe (und das fey das einzige Rettungsmittel) alfo erregt werden, dafs der Anblick eines unwürdigen und ehrlofen Dafeyns unferer Selbft und unferer Stamms-Genoffen uns unerträglich werde; dazu bedürfe es einer völligen Umbildung; mithin „ift es eine gänzliche Veränderung des bisherigen Erziehungswefen, welches Hr. *F.* als das einzige Mittel die deutfche Nation im Dafeyn zu erhalten, in Vorfchlag bringt." Die bisherige Erziehung fey traurig gewefen u. elend: man erkenne diefs an ihrer Frucht, die reif und abgefallen daliege; fie fey keine Kunft gewefen, denn fie habe ihr Gelingen abhängig gemacht von einem Talente, welches ihr im Zöglinge hätte gegeben werden müffen; fie fey nur Wenigem zu Theil geworden. Die neue folle durchgreifen in den Kern des Lebens, folle Kunft und alfo unfehlbar feyn, folle Alle umfaffen, und nicht Volks- fondern eine wahre deutfche National-Erziehung feyn. — Der Schlufs der Rede ift, in äfthetifcher Rückficht, vortrefflich.

Da nun diefe neue Erziehung hervorgehen folle aus der Zeit und der deutfchen National-Eigenthümlichkeit (die alfo, wie man fieht, und wie nothwendig war, noch als dafeyend vorausgefetzt wird), und wieder eingreifen in die Zeit und die National-Eigenthümlichkeit: fo müffe fie mit diefen, und diefe mit ihr zufammengehalten und beide in ihrer Durchdringung dargeftellt werden. Das Wefen der neuen Erziehung wird daher zuerft gefchildert in der zweyten und dritten Rede. — Die neue Erziehung müffe einmal unfehlbar feyn. Es fey der erfte Irrthum der bisherigen, dafs fie einen freyen Willen des Zöglings, d. h. einen Willen, der unentfchieden fchwankte zwifchen Gutem und Böfem anerkannt habe. Der Wille fey ja die Grundwurzel des Menfchen: könne er nicht gebildet werden, fo könne der Menfch überhaupt nicht gebildet werden. Daher beftehe die neue Erziehung darin, dafs fie die Freyheit des Willens gänzlich vernichte, und dagegen ftrenge Nothwendigkeit der Entfchliefsungen hervorbringe. Rec. braucht nicht zu erinnern, denn jeder fieht es, dafs fo etwas nicht mehr Entfchliefsungen genannt werden könnte; eben fo weifs ein jeder, dafs die alte Erziehung, im Allgemeinen,

ein Seyn angestrebt habe, welches fest und bleibend wäre; sie hat das Schwanken des Willens gewiss aufzuheben und den Zögling also zu machen gesucht, dass er nur das Gute sollte wollen können, und ihr geschieht viel zu viel, wenn man sie beschuldigt, sie habe das Religiöse oder Moralische nur durch Predigen und Ermahnen an den Zögling zu bringen unternommen. Nein, sie unternahm wohl mehr; sie suchte den Zögling zu gestalten, sein Wesen zu formen, seinen Charakter also zu machen, dass er allezeit wäre, der er seyn sollte; aber sie war bescheiden genug zu gestehen, dass ihr dieses Bestreben nicht immer gelinge, wahrscheinlich weil sie darüber Erfahrungen gemacht hatte. Für unfehlbar hielt sie sich daher nicht. An die neue Art sind nun freylich die Foderungen leicht zu machen: es wird nur darauf ankommen, sie zu erfüllen, und darum wäre alles Streiten dagegen eitel. So viel ist indess gewiss, dass, wenn die Erziehung bilden soll, ihr der zu bildende Stoff gegeben werden muss. Dieser Stoff aber ist nicht ein todter, sondern ein lebendiger, sich selbst bewegender. So gewiss das Individuum Individualität hat, so gewiss ist es einzig, und daher scheint die Meinung einiger Erzieher, dass jeder Zögling eine eigenthümliche Behandlungsart verlange, so ganz unrecht nicht, und eben so wenig die Foderung, dass das Wesen des Zöglings bildungsfähig seyn müsse, wenn er Bildung erhalten solle. Daher möchte Vielen die Unfehlbarkeit der neuen Erziehung seltsam dünken; aber man werde nur nicht bange; ein paar Seiten weiter wird eingelenkt: „Ohne Ausnahme muss diese Erziehungskunst ihren Zweck sicher erreichen, oder, *wo sie ihn etwa nicht erreichte, wenigstens wissen, dass sie ihn nicht erreicht hat*, und dass somit die Erziehung noch nicht geschlossen ist.“ Zu der Einsicht hatte es die alte Erziehung denn doch auch gebracht! — Weil man zweytens nur wollen kann, was man liebt: so müsse die neue Erziehung an die Stelle der alten Selbstliebe die Liebe zum Guten setzen schlechtweg als solchen; eine solche Liebe aber sey Wohlgefallen; sie müsse also ein so inniges Wohlgefallen am Guten zum Seyn des Zöglings machen, dass er dadurch getrieben werde, dieses Gute in seinem Leben darzustellen. Dazu aber sey nöthig, dass der Zögling Bilder des Zustandes, den er liebt und darstellen will, selbstthätig in sich zu erzeugen vermöge. Daher müsse die neue Erziehung die Selbstthätigkeit des Zöglings also anreizen, dass sie an dem Gegenstande offenbar werde, und ihm nebst diesem gefalle. Diess ist Bildung des Erkenntnissvermögens; der Zögling lernt, und gern. Die Erkenntniss wird aber nicht beabsichtigt, nur die freye Geistesthätigkeit wird beabsichtigt, und jene wird, obgleich ein wesentlicher Bestandtheil der Bildung, gelegenheitlich miterworben. Dieses wird ausgeführt, und mit dem, was die alte Erziehung gewollt haben soll, verglichen: aber wir möchten wissen, woher Hr. *F.* wohl seinen Begriff von der alten Erziehung bekommen haben mag, wenn wir gleich nicht leugnen, dass manches vortreffliche Wort gegen die alte Erziehung gesagt werde, die wir keineswegs zu vertheidigen gemeint sind, und die auch schwerlich als Eine Erziehung so wenig vertheidigt als verurtheilt werden kann. — Diese Weise der geistigen Bildung nun sey die unmittelbare Vorbereitung der sittlichen; die Wurzel der Unsittlichkeit werde von der neuen Erziehung ganz ausgerottet, indem sie den sinnlichen Genuss, den die alte zuerst ausbildete, niemals Antrieb werden lässt: die Bildung zum reinen Wollen werde das erste, und darüber komme dann die Selbstsucht nimmer auf. Um diess möglich zu machen, müsse der Zögling von dem Gemeinen gänzlich abgesondert, und nur die geistige Entwickelung an ihn gebracht werden. Dennoch gebe diess etwa nur die Form eines sittlichen Willens, welche noch nicht der sittliche Wille selbst sey (also eine Form ohne Inhalt), der doch hervorgebracht werden solle. Aber wie kann die Erziehung (wie Hr. *F.* spricht, oder vielmehr der Erzieher, da jene ja ein Begriff ist) jemals wissen, dass ihr dieses gelungen sey? Dafür werden nun zwar allerley Mittel angegeben, aber Mittel, aus welchen, nach des Rec. Meinung, keine Gewissheit hervorgeht. Die Zöglinge nämlich sollen, in ihrer Abgesonderheit, ein gemeines Wesen für sich bilden. Darin soll nun die grösste Ordnung herrschen. Sie werden, selbst durch Strafen zu vielen Unterlassungen angehalten und gezwungen. Aber weil daraus noch immer nicht folgt, dass das zu Unterlassende aus Liebe zum Guten, und nicht etwa aus Furcht vor der Strafe unterbleibt: so sollen sie auch Manches thun, z. B. „die hier zum Ideale (?) veredelten Arbeiten des Ackerbaues.“ Dabey sollen sie nicht gezwungen werden, und diejenigen Zöglinge, welche nun hier Liebe und Eifer beweisen, und Freude an den Mühen, können entlassen werden, denn sie sind vollendet. Aber, fragen wir, wie steht es um diejenigen, welche diese Liebe und Freude etwa nicht zeigen? Hr. *F.* schweigt von ihnen, und das war unstreitig leichter, als den Beweis zu führen, dessen Führung ihm doch oblag, dass nämlich Alle ohne Ausnahme und unfehlbar diese Liebe und Freude zeigen würden. — Aber durch die Bildung zur reinen Sittlichkeit vermittelst der geistigen Entwickelung sey der Zögling nur vollendet für die Welt, keinesweges an und für sich selbst; denn er sey nicht bloss Mitglied dieses Lebens, sondern auch einer höheren übersinnlichen Weltordnung. Daher sey es das letzte Geschäft der Erziehung, den Zögling zur wahren Religion (nicht zu der falschen, der Dienerin der Selbstsucht, die in der alten Erziehung herrschte) zu erziehen. Dadurch erst werde die Erziehung die Kunst, den ganzen Menschen durchaus und vollständig zum Menschen zu bilden. Wir müssen übergehen, was über diesen Punct gesagt wird. Es hängt zu genau zusammen mit dem Wesen der *Fichte*'schen Philosophie, auf welches wir uns hier keinesweges einlassen können, u. ist an und für sich zu sehr Stückwerk, als dass es mit Wenigem verständlich gemacht werden könnte.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 NOVEMBER, 1808.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Reden an die deutsche Nation* durch *Johann Gottlieb Fichte* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Über Welt, Gott und Seyn wird hierauf gesprochen. Daher ist zu erwarten, dass Hr. F. bey diesem Puncte sich nicht verleugnen, sondern die neuesten Philosophen beyläufig etwas züchtigen werde; und das unterbleibt denn auch allerdings nicht. Indess ist er schonender als gewöhnlich, und das hat seinen guten Grund. Denn er hegt die Hoffnung und spricht sie aus, dass die neue Erziehung zugleich eine wahre Erziehung für die deutsche (d. h. *Fichte*'sche) Philosophie, die bisher leider nur hat predigen können, und leider nur tauben Ohren, seyn werde, so wie diese Philosophie auch nur die neue Erziehung leiten könne. Wegen dieser Hoffnung oder Überzeugung, dass die Zeit kommen werde, in welcher diese Philosophie verstanden und mit Freuden angenommen werden wird, fodert Hr. F. denn auch, nicht unnaiv, *das Zeitalter* auf, nur ja nicht zu verzagen! Folgende Ausserung mag hier stehen: „Bisher wurde *die Menschheit*, was sie eben wurde und werden konnte; mit diesem Werden *durch das Ohngefähr* ist es vorbey; denn da, wo sie sich am *allerweitesten entwickelt* hat, ist sie zu *Nichts worden*. Soll sie nicht bleiben in diesem Nichts, so muss sie von nun an zu allem, was sie noch weiter werden soll, sich selbst machen." Ob das philosophisch seyn mag oder religiös? Im Übrigen ist Hr. F. der Meinung, dass in Absicht der Zeit dieses Sichselbstmachens, diese Zeit eben jetzo sey, und dass dermalen das Geschlecht in der wahren Mitte seines Lebens auf der Erde stehe; in Absicht des Raums aber, dass es zu allernächst den Deutschen anzumuthen sey, die neue Zeit zu beginnen.

Nach dieser Schilderung des Rettungsmittels, der neuen Erziehung im Allgemeinen, kommt Hr. *Fichte* in der *vierten* Rede auf das Zweyte, welches geschehen sollte, auf die deutsche Nationaleigenthümlichkeit. Es soll daher die Hauptverschiedenheit zwischen den Deutschen und den übrigen Völkern germanischer Abkunft dargestellt werden. Diese Hauptverschiedenheit wird nun darein gesetzt, dass die Deutschen in den ursprünglichen Wohnsitzen des Stammvolks blieben, die übrigen Völker aber auswanderten, und dass jene die ursprüngliche Sprache des Stammvolks behielten und fortbildeten, während diese eine fremde Sprache annahmen und allmählich nach ihrer Weise umgestalteten. Auf das Erste legt Hr. F. selbst wenig Gewicht, und deswegen braucht nichts dagegen erinnert zu werden; das Zweyte aber dürfte als Factum unbezweifelt seyn, und Hr. *Fichte* hält diese Veränderung der Sprache für so sehr bedeutend, dass er darauf einen vollkommenen Gegensatz zwischen den Deutschen und den übrigen Völkern germanischer Abkunft gründen zu können glaubt; „denn die Menschen werden weit mehr von der Sprache gebildet, als die Sprache von den Menschen." Um die Folgen dieser Verschiedenheit zu zeigen, wird eine Abhandlung über *das Wesen der Sprache* überhaupt eingeschaltet. Die Sache scheint zu wichtig, und die Folgerungen, die Hr. *Fichte* daraus herleitet, sind zu wesentlich, als dass wir nicht etwas darüber sagen müssten.

Richtig ist die Behauptung gewiss, dass die Sprache überhaupt nichts willkührliches sey, und dass jeder Begriff in den menschlichen Sprachwerkzeugen nach einem festen Gesetze zu diesem und keinem anderen Laute werde. Aber Spielerey ist es, zu sagen, dass nicht eigentlich der Mensch rede, sondern in ihm die menschliche Natur. Denn ist der Mensch verschieden von der menschlichen Natur, und ist diese noch irgendwo anders als im Menschen? Nein; der Mensch also redet, aber er redet nicht nach Willkühr oder Ohngefähr, sondern nach Gesetz und Regel, weil sein Wesen weder Willkühr noch Ohngefähr ist. Diese einzige nothwendige Menschensprache, die darum nirgends gesprochen wird, weil sie überall gesprochen wird, zerschlägt sich dann gewiss nach einem strengen Gesetz in Volkssprachen. Aber der Grund zu diesen liegt gewiss nicht da, wo Hr. *Fichte* ihn sucht, im Himmelsstriche und in anderen äusseren Einwirkungen auf die Sprachwerkzeuge. Wir haben uns gewundert, bey Hn. *Fichte* diese gewöhnliche und gemeine Ansicht zu finden; nein, er liegt eben da, wo der Grund der Zeitalter und Individuen liegt; und jene äusseren Einwirkungen, von welcher Art sie auch seyn mögen, sind nichts als die äusseren Bedingungen, unter welchen das ewige Gesetz eintritt in die Wirklichkeit. Die folgenden Bemerkungen, dass der Anfang aller menschlichen Sprache Bezeichnung der Gegenstände sinnlicher Wahrnehmung sey, und dass, wenn ein Volk sich zur Erfassung des Übersinnlichen erhebt, alsdann eine sinnbildliche Sprache entstehe, übergehen wir, und geben zu, dass die sinnbildliche

Bezeichnung des Übersinnlichen sich jedesmal nach der Stufe der Entwickelung des sinnlichen Erkenntnisvermögens dieses Volks richten werde, und dass sie deswegen in verschiedenen Sprachen sehr verschieden seyn könne. Aber unmöglich können wir eingehen in Hn. *Fichte's* Meinung über ein Volk, welches nicht in steter ununterbrochener Fortbildung seiner eigenthümlichen Sprache bleibt, sondern seine ursprüngliche Sprache verändert, und eine fremde annimmt. In Ansehung des sinnlichen Theils der Sprache soll freylich eine solche Begebenheit ohne Folgen seyn, aber durchaus nicht in Rücksicht des übersinnlichen. Nämlich: „für die Eroberer einer fremden Sprache enthält das Sinnbild eine Vergleichung mit einer sinnlichen Anschauung, die sie entweder schon längst, ohne die beyliegende geistige Ausbildung, übersprungen haben, oder die sie noch nicht gehabt haben, auch wohl niemals haben können. Sie können sich daher nur das Sinnbild und die Bedeutung erklären lassen; dadurch erhalten sie aber nur die flache und todte Geschichte einer fremden Bildung, und Bilder, die, wie der sinnliche Theil der Sprache, völlig willkührlich erscheinen. Die Sprache ist für sie im ganzen Umkreise ihrer Sinnbildlichkeit todt und abgeschlossen; und wenn sie dieselbe auch über diesen Umkreis (der Sinnbildlichkeit?) hinaus nach ihrer Weise wieder lebendig fortbilden mögen (also müssen doch die Menschen die Sprache fortbilden können!): so bleibt doch jener Bestandtheil die Scheidewand, an welcher der ursprüngliche Ausgang der Sprache, als einer Naturkraft, aus dem Leben — ohne Ausnahme sich bricht. Eine solche Sprache kann den Schein des Lebens haben, aber in ihrer Wurzel ist sie todt." Diess scheint uns eine seltsame Ansicht, seltsam die Trennung zwischen dem Menschen und der Sprache. Ist es doch, als wenn das Volk, welches aus seinen ursprünglichen Wohnsitzen auswandert, und in einem anderen Lande zu einer anderen Sprache kommt, zugleich aufhörte aus Menschen zu bestehen, ohne Denken und Empfinden! Wenn das aber nicht der Fall ist, wenn das Wesen der Menschlichkeit in ihnen bleibt und in ihnen lebt, und wenn die Sprache nichts anderes ist, als das Durchbrechen dieses Wesens von Einem zum Anderen, oder wenn die Menschen sich nicht in sich abschliessen müssen, sondern sich mittheilen können: so muss ja wohl die Sprache, die sie reden, lebendig seyn, und Leben erregen. So gewiss sie nicht schweigen, sondern fortreden und sich verständlich machen jeden Augenblick: so gewiss bleibt *ihre* Sprache ununterbrochen lebendig, wiewohl die alte Sprache, die sie bisher redeten, oder die neue, die allmählich an sie kömmt, als eine für sich bestehende, und ausser den Menschen gedachte Sammlung von Wörtern, eine Veränderung erleidet. Und das ist der Fehler, dass Hr. *F.* die Sprache so ansieht. Es mag seyn, dass den vorhandenen Wörtern, die ein solches Volk, nicht auf einmal, sondern im Verlauf der Zeit, annimmt, eine Bedeutung beygelegt wird, die sie früher nicht hatten; aber dafür wird sich, wie der Sinn, so auch die äussere Gestalt der Wörter ändern; und gesetzt, das geschähe nicht: tödtet das die Sprache der Menschen? Nein, sondern nur die alte Sprache erstirbt, die vorher, ehe dieses Volk einwanderte, im Munde der Menschen war, und jetzo daraus verschwindet; und sie erstirbt gerade insofern, als sie daraus verschwindet, nicht aber insofern sie übergeht in die Rede der Eingewanderten. Nur demjenigen, welcher ausser diesem Volke steht, kann daher die Bezeichnung willkührlich scheinen, nicht aber dem Volke selbst, in dessen Sprachwerkzeugen sich gewiss der Begriff derselben Nothwendigkeit zum Worte bildet, mit welcher dieses bey ihren Stammverwandten geschieht, die in den ursprünglichen Wohnsitzen geblieben sind. Überhaupt ist es nicht die Sprache, die, weil sie beschränkt ist, den Geist beschränkt, sondern umgekehrt erzeugt der beschränkte Geist eine beschränkte Sprache. Wenn dieses wahr ist, und wie wir nicht zweifeln, einleuchten muss: so können wir den unterscheidenden Grundzug des Deutschen vor den anderen Völkern germanischer Abkunft, nicht mit Hn. *Fichte* in die Sprache legen, sondern müssen dafür halten, dass die Verschiedenheit ihrer Sprache nur die Verschiedenheit des Geistes beweise, und dass der Grund davon viel tiefer liege. So tief wir auch den Werth unserer alten vortrefflichen Sprache fühlen, und so gerne wir es hören, wenn ihre Herrlichkeit gepriesen und ihr Vorzug vor den Sprachen anderer Völker dargethan wird: so können wir doch nicht einsehen, dass sie sich zu diesen verhalte, wie das Leben zum Tode, und dass mithin gar keine Vergleichung Statt finden könne. Daher scheinen uns denn auch mehrere von den folgenden Behauptungen Hn. *Fichte's* wegzufallen, z. B. „dass der Deutsche, wenn er wolle, den Ausländer immerfort übersehen, und ihn vollkommen, sogar besser, denn er sich selbst, verstehen, und ihn nach seiner ganzen Ausdehnung übersetzen könne, welches dem Ausländer nicht möglich." Der Deutsche mag allerdings wissen, und besser als der Ausländer, welche Bedeutung das von diesem gebrauchte alte lateinische Wort ursprünglich hatte: aber, was er (der Ausländer) damit sagen will, das weiss unstreitig der Redende am besten. Ja, man möchte glauben, dass es dem Ausländer eher möglich sey den Deutschen zu verstehen, als umgekehrt, gerade darum, weil in der Entwickelung der deutschen ursprünglichen Sprache Gesetzmässigkeit waltet, während bey der Bildung der ausländischen die Willkühr geherrscht zu haben scheint. Im Übrigen giebt Hr. *F.* mehrere Folgen dieses Unterschieds in der Sprache an. 1) Beym Volke der lebendigen Sprache greife die Geistesbildung ein ins Leben; beym Gegentheile gehe geistige Bildung und Leben jedes seinen Gang für sich. 2) Dort sey es mit aller Geistesbildung rechter Ernst, hier sey sie ein genialisches (?) Spiel; hier nur Geist, dort Geist und Gemüth. 3) Dort redlicher Fleiss und Mühe, hier ein Sich gehen lassen im Geleite seiner glücklichen Natur (?). 4) Dort ist das

Volk bildsam, und die Bildner wollen auf dasselbe wirken, hier scheiden sich die gebildeten Stände vom Volke, und achten dasselbe nur als Werkzeug ihrer Pläne. Wer hätte denken sollen, dass Hr. *F.*, der seit langer Zeit den Deutschen nur den Text zu lesen pflegte, und sie, wegen ihrer Unwissenheit, Ungründlichkeit, ihres Unernstes, so tief zu verachten schien, dass er sich nicht einmal so weit mit ihnen gemein machen wollte, um ihnen den Text zu lesen, jemals so viele herrliche Eigenschaften an ihnen rühmen würde! Man sieht, wie viel die Umgebungen vermögen, und wie gütig der Mensch ist, wenn er eine Vergleichung durchsetzen will!

In der *fünften* Rede werden die angegebenen Folgen weiter entwickelt. Wir dürfen uns nicht länger dabey aufhalten; aber es ist eigen, zu bemerken, mit welcher Einseitigkeit und Keckheit zugleich dieses geschieht. Den Deutschen wird eigentlich nur Ein Volk, dessen Name jedoch nicht vorkommt, entgegengesetzt, und von diesem Volke behauptet, was meistens gesagt zu werden pflegt: es habe keine Philosophie, keine Dichtung u. s. w. Hr. *Fichte* zeigt, warum das nicht der Fall seyn könne, und dehnt seine Behauptung über alle nichtdeutschen Völker germanischer Abkunft aus. Ja zuweilen liesse sich wohl behaupten, der Anblick Berlins habe Sätze erzeugt, die streng philosophisch abgeleitet seyn sollen. Das Resultat ist endlich folgendes: Der ausländisch gewordene Theil der frischen (germanischen) Nation habe durch Annahme der Sprache des Alterthums eine viel grössere Verwandtschaft zu diesem erhalten. (Wer, der einen Begriff hat von dem Leben der alterthümlichen Menschheit, und nicht bey dem Äusseren der Sprache stehen bleibt, mag das behaupten!) Daher werde denn auch das Studium des classischen Alterthums bey ihnen beginnen; aber ohne eigenthümliches Leben; durch sie werden dann die Bilder der alten Welt, schon in die neue Form gestaltet, zu dem Urstamm (den Deutschen) gekommen seyn, und hier erfasst werden in der Tiefe als Bestandtheile eines Lebens; dann werde das Mutterland zurückwirken, nachdem es vom Auslande einen Wink und eine Anreizung bekommen. Welche Armseligkeit! Hr. *F.* wusste, dass das Studium des classischen Alterthums nicht in Deutschland begann, und das sollte erklärt werden, und das führte auf die ganze Meinung. Aber wenn der Grund nicht tiefer lag als in der Sprache: so, dächten wir, liessen sich noch wohl manche andere Gründe anführen, warum es nicht in Deutschland beginnen konnte. Und weiss Hr. *F.* denn nicht, dass Deutschland, sobald nur in Italien der Anfang gemacht war, weder hinter Frankreich noch hinter irgend einem anderen Lande zurückblieb? Wie ging denn das zu, da doch die Franzosen, wegen ihrer Sprache, wohl dem Alterthum verwandter waren, als die Deutschen?

In der *sechsten* Rede sollen nun die deutschen Grundzüge in der Geschichte dargelegt, es soll aus der Geschichte bewiesen werden, dass der Fortgang der Bildung bisher immer folgender gewesen: Anregung vom Auslande, Vollbringung durch Deutsche, Rückwirkung auf das Ausland. Aber viele Beweise werden nicht gegeben; die kirchliche Reformation dient statt aller. Die Einsicht, durch welche sie hervorgebracht worden, habe früher im Auslande Statt gefunden, aber nur Lachen erregt (wir wünschten, diess wäre nicht bloss gesagt!); der Ernst eines deutschen Mannes, um seine und seiner Mitmenschen Seligkeit besorgt, habe sich an das Volk gewandt, und die Sache sey durchgesetzt. Das Ausland sey dadurch genöthigt, auf die Befestigung seiner alten Lehre zu denken. Dadurch sey wiederum im Auslande freyes Nachdenken erregt, aber die Philosophie sey nur in Deutschland vollendet („welches man sich jedoch begnügen müsse, nur zu sagen"). Nun sey die Idee eines vollendeten Staats im Auslande angeregt, aber ohne Wirkung: natürlich; denn der vollendete Staat setze die gehörige Erziehung voraus. Es sey daher an Deutschland, die Idee zu realisiren; wolle es aber dieses, so müsse es zuvor die gehörige Erziehung wollen und realisiren. Mit Vergnügen lieset man die trefflichen Worte über den deutschen Luther; gern die Bemerkungen, dass in Deutschland bisher alle Bildung vom Volk ausgegangen. Von ganzem Herzen stimmen wir ein in den Wunsch, dass, um den deutschen Geist wieder zu heben, eine begeisternde Geschichte der Deutschen aus dem sogenannten Mittelalter durch einen Mann von Gelehrsamkeit und philosophischem Sinne, geschrieben würde, die da National-Buch werden könnte, so wie Bibel oder Gesangbuch es sind, bis wir selbst wiederum etwas des Aufzeichnens Werthes hervorbrächten.

Die *siebente* Rede beginnt mit dem Einwurfe, dass, wenn diess deutsche Eigenthümlichkeit sey, dermalen in Deutschland wenig Deutsches zu finden seyn möchte. Darauf wird geantwortet: von der Anregung bis zur Schöpfung werde Zeit erfodert. In solchen Zeiträumen müsse das Urvolk mit den Ausländern verflossen scheinen. In einem solchen Zeitraum aber ständen wir dermalen, und daher die viele Ausländerey in Deutschland. Um den Gegensatz zwischen Deutschheit und Ausländerey, sie mag sich nun ausser Deutschland oder in Deutschland befinden, noch tiefer aufzufassen, wird die ausländische und deutsche Philosophie mit einander verglichen, bey welcher Gelegenheit die Naturphilosophen erfahren werden, dass ihre Philosophie pure Ausländerey sey; dann die Staatskunst, und dabey wird den Staatskünstlern trefflich gezeigt, dass ihre Staatsmaschine höchst vollendet seyn würde, wenn ihr nur nicht Eins fehlte, nämlich der Geist, der sie in Bewegung setzen könnte; ferner die Ansicht der Geschichte, endlich die des Lebens. „Und so trete denn endlich in seiner vollendeten Klarheit heraus, was wir in unserer bisherigen Schilderung unter Deutschen verstanden haben. Der eigentliche Unter-

scheidungsgrund liegt darin, ob man an ein absolut Erstes und Ursprüngliches im Menschen selber, an Freyheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unseres Geschlechts glaube, oder ob man an alles dieses nicht glaube, ja wohl deutlich einzusehen und zu begreifen vermeine, dass das Gegentheil von diesem Allen Statt finde. Alle, die selbst schöpferisch und hervorbringend das Neue lieben, oder das Nichtige wenigstens entschieden fallen lassen, oder die Freyheit wenigstens ahnden, sie nicht hassen, sondern lieben — sind ursprüngliche Menschen, sie sind, als Volk, ein Urvolk, das Volk schlechtweg, Deutsche. Alle, die sich darein ergeben, ein Zweytes zu seyn und Abgestammtes, — sind ein Anhang zum Leben, ein Nachhall einer schon verstummten Stimme, sie sind, als Volk, ausserhalb des Urvolks und für dasselbe Fremde und Ausländer. Was an Geistigkeit und Freyheit der Geistigkeit glaubt, und die ewige Fortbildung derselben will, das, wo es auch geboren sey, und welche Sprache es auch rede, ist unseres Geschlechts, es gehört uns an, und es wird sich zu uns thun. Was an Stillstand, Rückgang und Cirkeltanz glaubt, oder gar eine todte Natur an das Ruder der Weltregierung setzt, dieses, wo es auch geboren sey, und welche Sprache es auch rede, ist undeutsch und fremd für uns." Wir fragen nur: wo bleibt denn nun die Theorie von der Sprache und die Grundverschiedenheit, die in ihr liegen sollte? Der Naturphilosophie aber, dieser „abgestorbensten aller Philosophieen, die in den Schatten von den Schatten der Schatten hängen geblieben ist", überlassen wir, was ihr hier gesagt wird, zu beantworten, und nachzulesen, wie und wodurch „die deutsche Philosophie" ihr entgegengesetzt wird. Da diess hier nur bey Gelegenheit geschieht, so geht es uns nichts an.

Die *achte* Rede, in welcher, um den Beweis zu vollenden, dass die Deutschen die neue Zeit beginnen, und folglich die neue Erziehung einführen müssen, die Frage aufgeworfen und beantwortet wird: was ein Volk sey und was Vaterlandsliebe? ist höchst vortrefflich, und verdient allgemeine Beherzigung. Die Gedanken sind — ein paar Ausdrücke abgerechnet — mit grosser Klarheit ausgesprochen, schön, mit Kraft und Feuer. Wie Vielen ist nicht die Vaterlandsliebe bloss jene Angewöhnung des Thieres an den Boden, wo es graset, an die Hütte, wo es Schutz findet! Hier aber wird ihnen gezeigt — was freylich dem Denkenden keine neue Wahrheit ist — dass der edle Mensch die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auf dieser Erde wollen und erstreben und ersehnen müsse, dass er aber diese Fortdauer nur gründen könne auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volks, aus dem er sich entwickelt hat, und der Eigenthümlichkeiten desselben, ohne Einmischung eines Fremden; denn diese Eigenthümlichkeit sey die ewige Ordnung der Dinge, in die er sein Ewiges lege.

Die *neunte* Rede geht einen Schritt weiter. Das Deutsche müsse gerettet werden; die Nationalangelegenheit der Deutschen habe ihren bisherigen Sitz am Ruder des Staats — dessen Verschiedenheit vom Vaterlande die vorige Rede gezeigt hat — verloren; ihr müsse, damit sie nicht ausgetilgt werde, ein Zufluchtsort bereitet werden in den Bürgern. Bey diesen sey sie noch nicht; wäre sie bey ihnen, so stünden die Sachen nicht so, wie sie stehen. Sie müsse sonach zu ihnen gebracht, „die Mehrheit der Bürger müsse zu dem vaterländischen Sinn erzogen werden, und, damit man der Mehrheit sicher sey, müsse diese Erziehung an der Allheit versucht werden. (Also die Erziehung soll an Allen versucht werden, damit man der Mehrheit gewiss sey? Wie wird es da mit der Unfehlbarkeit der Erziehung, von welcher die zweyte Rede ja so viel zu sagen wusste? Ist die schon, vor allem Versuche vorher, aufgegeben?) Weil nun diese Erziehung, deren Zweck und Sinn noch einmal ausgesprochen wird, zur Stunde ausgeübt und ins Leben eingeführt werden soll, so wird gefragt: an welchen Punct in der Wirklichkeit die Ausführung sich anknüpfen solle? und zur Antwort gegeben: „an den von *Johann Heinrich Pestalozzi* erfundenen, vorgeschlagenen, und unter dessen Augen schon in glücklicher Ausübung befindlichen Unterrichtsplan soll sie sich anschliessen." Diese Antwort wird dann in dieser und der folgenden zehnten Rede gerechtfertiget, und der *Pestalozzi*sche Erziehungsplan geprüft und erweitert. Mit innigem Vergnügen liest man, was über den Erfinder dieser Erziehungsmethode gesagt wird: in ihm habe sich, wie in Luthern, das wahrhaftig deutsche Gemüth offenbaret, und herrlich offenbaret. Hr. *F.* hält den Grundbegriff *Pestalozzi's* für durchaus geeignet, die neue Nationalerziehung zu begründen. Er hat freylich noch nichts von der wirklichen Ausübung gesehen und sehen wollen; aber er meint, durch einen richtigen Begriff von der wahren Absicht *Pestalozzi's* ergebe sich der Begriff vom Erfolge ohne alles Probiren von selbst. Ob dem so sey, lassen wir unentschieden; so viel aber wissen wir aus der Geschichte der Erziehung, dass mehrere Männer, sich ihres redlichen Wollens bewusst und festhängend an ihrer Idee, voraussehend die Zöglinge, wie sie ihr gemäss seyn sollten, mit unerschütterlicher Gewissheit geglaubt haben an den Erfolg ihrer Bemühungen, so lange bis die wirkliche Ausübung sie vom Gegentheil überzeugte. In Absicht der Form wolle *Pestalozzi*, statt des bisherigen Herumtappens, eine festere und sichere Kunst; in Ansehung des Inhalts aber sey es die freye Geistesthätigkeit des Zöglings, die sie anrege, sein Denken, in welchem späterhin die Welt seiner Liebe ihm aufgehen solle, gerade so, wie Hr. *F.* es in der zweyten und dritten Rede verlangt.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 9 NOVEMBER, 1808.

PHILOSOPHIE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Reden an die deutsche Nation* durch *Johann Gottlieb Fichte* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die gesammten Missgriffe des *Pestalozzi'schen* Unterrichtsplans leitet Hr. *F.* aus der Einen Quelle her, dass der dürftige Zweck, auf welchen zunächst hingearbeitet wurde (nämlich den vernachlässigten Kindern aus dem Volke nothdürftige Hülfe zu leisten), und das zu einem weit höheren Zwecke führende Mittel, in Vermengung und Widerstreit mit einander gerathen. Wenn man jenen ersten Zweck vergesse, so erhalte man einen völlig mit sich übereinstimmenden Begriff. Aus dieser Quelle werden einige Irrthümer *Pestalozzi's* erklärt, z. B. sein Überschätzen des Lesens und Schreibens, seine Ansicht der Sprache. Gegen die häusliche Erziehung, welche *P.* in seinem Buche für Mütter will, erklärt sich Hr. *F.* natürlich durchaus; eben so gegen den ganzen Inhalt des Buches. Die wahre Grundlage des Unterrichts wäre ein ABC der Empfindung. „Wie das Kind anfängt, Sprachtöne zu vernehmen, und selbst nothdürftig zu bilden, müsste es geleitet werden, sich vollkommen deutlich zu machen, ob es hungere oder schläfrig sey, ob es die mit dem oder dem Ausdrucke bezeichnete ihm gegenwärtige Empfindung sehe oder höre u. s. f." Ein solches ABC der Empfindung, meint Hr. *F.*, habe *Pestalozzi* wirklich angestrebt, nur sey ihm sein Streben nicht klar geworden. Nach dieser Grundlage sey alsdann zur Entwickelung des erkennenden Subjects selbst das ABC der Anschauung vollkommen zweckmässig, und wenn zur Ausbildung der körperlichen Fertigkeit noch ein ABC des körperlichen Könnens, der Kunst, hinzukäme: so wäre mit der Ausführung dieses Plans der erste Haupttheil der neuen Nationalerziehung vollendet. Aber dieser ganze erste Theil sey nur Mittel und Vorübung zu dem zweyten wesentlichen der bürgerlichen und religiösen Erziehung, über welche schon in der zweyten und dritten Rede im Allgemeinen gesprochen wurde: „Eine bestimmte Anweisung zur Kunst dieser Erziehung zu geben, ist die Sache derselben Philosophie, welche eine deutsche Nationalerziehung überhaupt in Vorschlag bringt; und diese Philosophie wird, wenn nur erst das Bedürfniss einer solchen Anweisung durch vollendete Ausübung des ersten Theils eintritt, nicht säumen, dieselbe zu liefern." Mit vortrefflichen Bemerkungen über die Entwickelung „derjenigen Liebe, welche den Menschen an den Menschen bindet, und alle Einzelne zu einer einigen Vernunftgemeine der gleichen Gesinnung verbindet", über welchen Gegenstand *Pestalozzi* in den *Ansichten, Erfahrungen und Mitteln zur Beförderung einer der Menschennatur angemessenen Erziehungsweise* (Leipzig 1807) zwar mit Begeisterung, aber nicht mit nöthiger Klarheit gesprochen; ferner mit Bemerkungen über die Einrichtung solcher Nationalerziehungs-Institute u. s. w. wird die Rede geschlossen.

In ästhetischer Hinsicht würde der *eilften* Rede grosses Lob ertheilt werden können; ihr Inhalt aber zeigt, wie leicht der Mensch im Anschauen einer Idee die Verhältnisse des Lebens übersieht, und die Ausführung von Entwürfen für leicht hält, die diesen Verhältnissen widerstreiten. Es wird die Frage aufgeworfen: wem die Ausführung der neuen Nationalerziehung übertragen, wer an die Spitze gestellt werden soll? und darauf wird geantwortet: der Staat, weil, wie früher gezeigt wurde, die Vaterlandsliebe den Staat begeistern, und die treibende Kraft seyn muss in allen seinen Beschlüssen. Es wird daher dem Staate vorgerechnet, dass er dabey nicht verlieren, und dass seine Wirthschaft dabey recht wohl gedeihen könne; dann wird ihm gezeigt, dass ihm gar nichts anderes zu thun übrig bleibe, dass er durchaus das Nichtsthun erwählen, oder die Erziehung ergreifen müsse. „Unsere Verfassungen wird man uns machen, unsere Bündnisse und die Anwendung unserer Streitkräfte wird man uns anzeigen, ein Gesetzbuch wird man uns leihen; selbst Gericht und Urtheilsspruch und die Ausübung derselben wird man uns zuweilen abnehmen; mit diesen Sorgen werden wir auf die nächste Zukunft verschont bleiben. Blofs an die Erziehung hat man nicht gedacht; suchen wir ein Geschäft, so lasst uns dieses ergreifen. Es ist zu erwarten, dass man in demselben uns ungestört lassen werde." — Wie? also ist der Zustand der Dinge? Was berechtiget da zu der letzteren Erwartung? Wenn wir uns keine Verfassung geben, keine Gesetze, wenn wir keine Bündnisse schliessen, und über unsere Kräfte verfügen dürfen; bilden wir da noch einen Staat? Wo mag Hr. *F.* den Staat wohl suchen, an wen seine Rede richten? Kann ihn, den Scharfsichtigen, die Puppe also täuschen, dass er nicht bemerken sollte, sie sey aus Wachs gebildet? Setzt nicht — die Vortrefflichkeit des Plans angenommen — die Ausfüh-

rung Freyheit voraus und Unabhängigkeit? An die Erziehung hat man nicht gedacht, aus dem ganz einfachen Grunde, weil keine da war; aber würde man nicht an sie denken, sobald sie anfinge sich zu zeigen, und das Häusliche zum Nationalen würde? Wer daran zweifelt, der muss wenig die Geschichte der Jahrtausende studirt, und aus ihr und aus der Natur des Staats das Streben der Staaten gegen einander begriffen haben. Und wenn wir annehmen wollten, unsere Staaten seyen noch da, aber so schwach und abhängig, wie Hr. *F.* sie schildert — kann man von dem, welchem das Wasser bis an die Kehle geht, und der fürchten muss, in diesem Moment verschlungen zu werden oder im nächsten, erwarten und verlangen, dass er das Wohl seiner Kinder berathen soll? Im Gewoge der Fluthen kämpft er nur, um das Leben einen Augenblick länger zu fristen. Erst muss das Leben gesichert seyn, ehe nach der Würde des Lebens gestrebt werden kann; so liegt es in der Natur, die kein Entwurf eines freybildenden Geistes zu ändern vermag. — Im Übrigen hat es uns sehr gewundert, dass Hr. *F.* lehrt: in der Voraussetzung, dass die Menschen ungeneigt wären, ihre Kinder von sich zu trennen (welches für nothwendig erklärt wird) und herzugeben für eine solche Erziehung, „*habe der Staat, als höchster Verweser der menschlichen Angelegenheiten, und als der Gott und seinem Gewissen allein verantwortliche Vormund der Unmündigen, das vollkommene Recht, die letzteren* (die Unmündigen also, aber aus dem Zusammenhange ist klar, dass die Ältern gemeint sind, die sich nicht von ihren Kindern, der neuen Erziehung wegen, trennen wollen) *zu ihrem Heile zu zwingen.*" Wir haben viele seltsame Äusserungen Hn. *Fichte's* übergangen; aber dass Hr. *F.*, der Lehrer des Rechts, einen solchen gefährlichen Satz prediget, das können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Woher hätte denn der Staat dieses Recht? wer hat es ihm eingeräumt? Der Staat ist ein Begriff; es können nur gemeint seyn die Regierenden, und zum Überflusse werden hier auch noch die Staatsmänner genannt. Woher haben denn diese Regierenden das Recht, die Regierten zu zwingen zu dem, was sie für gut und nothwendig und für das Heil der letzteren halten? Wohin sollte das führen? In dem hier vorgelegten Falle möchte dieses Recht zum wirklich Guten führen; aber wird das immer der Fall seyn? Können sie sich nicht irren, und im Irrthum gerade das Böse und Verderbliche für gut und heilsam halten? Wir möchten des Verfassers oben angeführte Worte gebrauchen: macht die Regierenden gut wie Gott, könnt ihr ihnen auch göttlichen Verstand einsetzen? Das Recht abe[r], welches sie in dem einen Fall haben, müssen sie stets haben. Und wenn deutsche Staatsmänner es haben sollen, so begreifen wir nicht, warum es dem fremden Eroberer weniger zukommen sollte, dem wir uns unterworfen haben. Die Vergleichung dieses Rechts mit dem Rechte des Zwangs zu Kriegsdiensten passt ganz und gar nicht. Dieses Recht folgt nothwendig aus dem Begriff des Staats, und so gewiss der Bürger im Staate leben will, so gewiss muss er diesem das Recht zuschreiben, seine Bürger insgesammt zu seiner Erhaltung zu gebrauchen, wenn er, der einzelne Bürger, gleich selbst gern eine Ausnahme machen möchte; keineswegs folgt aber das Recht des Zwangs zur Erziehung aus diesem Begriffe. In einem bestimmten Staate kann es, durch Übereinkunft der Bürger, Statt finden: aber es findet nicht Statt im Allgemeinen und ohne diese Übereinkunft; und der *Fichte*sche Satz ist eben so falsch als gefährlich. — Wenn übrigens der Staat nicht eingehen will in den Plan: so hofft Hr. *F.* auf reiche Gutsbesitzer, auf die Städte u. s. w. Nach jenem geht an diese seine Ermahnung, doch ja die Ausführung nicht zu verschieben. Da indess, wenn auch nicht alle Hoffnung getäuscht würde, diese Ausführung Zeit erfodern muss: so wird in der *zwölften* Rede gesprochen über „die Mittel, uns bis zur Erreichung unseres Hauptzwecks aufrecht zu erhalten," und das war in Reden zu erwarten, deren „allgemeiner Zweck es ist, Muth und Hoffnung zu bringen in die Zerschlagenen, Freude zu verkündigen in die tiefe Trauer, über die Stunde der grössten Bedrängniss leicht und sanft hinüber zu leiten." Diese zwölfte und die folgenden Reden haben uns ganz vorzüglich gefallen, und uns, wenn wir auch nicht jedem Punct beystimmten, mit Freude und Bewunderung erfüllt. Möchten doch recht Viele, denen der Name Vaterland noch nicht ganz zum leeren Schall geworden ist, die noch etwas fühlen, wenn von Deutschland geredet wird, von Freyheit, Unabhängigkeit, Recht und Gesetz, diese Reden lesen und beherzigen, und möchten doch die herrlichen Worte Eindruck machen auf Geist und Gemüth! — Und welches Mittel wird uns hier angerathen, um uns aufrecht zu erhalten? Nur eins. „Wir müssen zur Stelle werden, was wir ohnediess seyn sollten, Deutsche," und nun wird beschrieben, wie wir seyn sollten. Wir sind der Meinung, dass diess der eigentliche Punct ist, worauf es ankommt. Wenn aber dieses geschähe, wenn wir Deutsche würden, eingedenk unseres Stamms, würdig unserer Vorfahren, freyer Enkel nicht unwerth; wenn wir würden, wie Hr. *F.* uns will: so wäre uns geholfen. Wir halten dafür, dass wir so seyn müssten, um einen solchen Vorschlag, als Hr. *F.* uns macht, ausführen zu können; aber wir halten auch dafür, dass alsdann die Ausführung wenigstens zum Theil überflüssig seyn würde. Die Absonderung der Kinder von uns wäre nicht nöthig; unsere Nähe würde sie nicht vergiften, und ein jeder Vater würde für sich seinem Sohne geben, was Noth ist für Vaterland und Freyheit, wenn gleich nicht stets auf Pestalozzische Weise. In der That; wie liesse sich eine solche vollkommene Absonderung auch nur denken! Die Zöglinge sollen ja doch einmal entlassen werden aus der Anstalt; sie mögen geformt seyn und gemacht, wie sie wollen, Sinnenwesen bleiben sie, und bedürfen Mancherley. Wenn nun ausser ihrer Anstalt Alles beym Alten bliebe; wenn z. B. die Wurzel Alles Übels in der bürgerlichen Gesellschaft, das Privateigenthum mit dem ungeheuren Heer seiner Folgen

bliebe, wie es ist: was könnte aus diesen also erzogenen Menschen werden? Der Unterschied der Stände hätte in der Erziehungsanstalt aufgehört, alle wären gleich: hier würde er nur desto schneidender seyn. Es ist wahr, die Griechen, auf welche sich Hr. F. beruft, bildeten auch den Knaben zum Bürger durch die Erziehung. Aber ging die Staatsorganisation aus von der Erziehung, oder hatte die Erziehung ihren Ursprung in der Staatsorganisation? Wir denken das letztere, wiewohl sie dann zurückwirkte. Der Gesetzgeber wandte sich an seine Zeitgenossen, und brachte diese zu Entschluss und That, dann erfolgte die Erziehung von selbst; der umgekehrte Weg scheint uns unmöglich. Also sind Wir es, die sich ändern müssen, die werden müssen, was unsere Kinder seyn sollen. Machen wir uns dazu nicht: so werden wir wahrlich auch unsere Kinder nicht dazu machen, und wenn sie Deutsche werden, so werden wir nicht Schuld daran seyn. — Auf eine vortreffliche Weise wird denen geantwortet, deren es unter uns leider! so viele giebt, die da meinen, „wir würden auch ohne politische Selbstständigkeit doch unsere Sprache, unsere Literatur behalten, in diesen immer eine Nation bleiben, und damit über alles andere uns leichtlich trösten können.“ Ach, ihr Blinden, worauf baut ihr denn eure Meinung! Ist nicht schon ein Theil von Deutschland unserer Sprache fast abgestorben? wird nicht einem anderen sogar die holländische aufgedrängt? Und bemühen sich nicht unter uns schon viele, die fremde Sprache lieber zu stümpern, als die vaterländische zu reden und zu schreiben? Möchte man doch beherzigen, was Hr. *F.* sagt, wahr und ergreifend! Und möchten doch Alle, die durch Furcht und Angst ergriffen, das Lautwerden deutscher Stimmen an die Deutschen entweder nicht wagen oder zu unterdrücken suchen, lesen und erwägen, was Hr. *F.* sagt, und mit ihm auf jede Gefahr sagen und thun, was ihnen Noth scheint.

Die *dreyzehnte* Rede war beym Censor durch Zufall verloren gegangen; Hr. *F.* hatte keine Abschrift. Was er giebt, führt die Überschrift: Inhaltsanzeige der 13 Rede. Aber diese Inhaltsanzeige ist, wenn nicht länger, doch wenigstens eben so lang als eine der übrigen Reden. In der Form weicht sie von diesen ab; sie ist bey weitem mit weniger Kunst geschrieben: aber die Reichhaltigkeit, die Lebendigkeit, die Wärme, die Klarheit, hat nicht dabey verloren. Die angefangenen Betrachtungen werden fortgesezt: über das politische Gleichgewicht von Europa, dessen Gedanken jedoch Hr. *F.* nicht aus der Geschichte entlehnt zu haben scheint; über eine neue Universalmonarchie u. s. w. Das, was über und gegen jene heillosen Schriftsteller gesagt wird, welche durch Anklagen des eigenen Vaterlandes, durch Schmähungen auf Einrichtungen, Stände und Personen, ohne Schaam vor Menschen, ohne Scheu vor Gott, sich einen unseligen Ruf, oder einen segenlosen Gewinn zu erwerben gesucht haben, ist schon zum Theil durch andere Blätter bekannter geworden. Sie selbst, diese Menschen, die vielleicht dem Vaterlande mehr geschadet haben, als irgend ein anderes Ereigniss, sind zuverlässig unverbesserlich, denn sie haben eben so wenig Gemüth gezeigt, als Geist. Daher wünschen wir, dass das von Hn. *F.* vorgeschlagene Mittel, welches Rec. schon längst angewendet hat, allgemein in Ausübung gebracht werde, dass sich nämlich Alle entschliessen möchten, keine Schmähschriften mehr zu lesen; alsdann wird zuverlässig ihr Druck unterbleiben.

Kräftig, warnend, drohend, ermahnend, beschliesst die *vierzehnte* Rede, aus welcher wir schon im Anfange einige Proben mitgetheilt haben, das Ganze nicht ohne Feyerlichkeit. Wir aber glauben, die Leser in den Stand gesetzt zu haben, zu beurtheilen, was in diesen Reden, und wie es vorgetragen ist. Wir hoffen, dass Hr. *F.* auf diejenigen, zu welchen er zunächst sprach, so vielen Eindruck gemacht, sie so weit überzeugt haben wird, dass sie einen Versuch machen, das Vorgeschlagene in Ausübung zu bringen. Dabey wird Er gewiss durch Rath und That behülflich seyn, folglich Gelegenheit haben, Erfahrungen zu machen. Wenn diese auch *seine* Ansicht und Überzeugung nicht ändern: so werden sie doch für dieselbe von wesentlichem Nutzen seyn. Zu beklagen wäre er, wenn gar nichts geschähe; denn es ist allein diese Hoffnung, wesswegen er noch leben mag — welches uns freylich nicht sehr philosophisch scheint. Wir geben den Glauben an die Menschheit nicht auf, und an die Fortentwickelung der Cultur, es geschehe, was da wolle. So lange Menschen sind, ist nicht Alles verloren; und so lange wir selbst, nicht einmal Alles für Deutschland. PlK.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Seeger: *Handbuch der niedern und höhern Reitkunst* von *Seyfert von Tennecker*. Ersten Bandes erste Abtheilung. 1805. VI u. 501 S. 8. (2 Rthlr.)

Auch unter dem besonderen Titel: *Handbuch der niedern Reitkunst etc.* Erster Band. Mit dem Bildnisse des Verfassers.

In 986 §§. übergiebt Hr. *v. T.* dem Publicum die erste Abtheilung seines Werkes, dessen Durchlesung aber wegen der so äusserst ermüdenden Weitläuftigkeit und Unordnung sehr geduldige Leser verlangt. Da der Vf., wie er in seiner Vorrede sagt, sich Leser denkt, die entweder Cavallerie-Officiere, oder solche Männer von Metier sind, welchen es sowohl an praktischer Festigkeit, als auch an Gabe des deutlichen Unterrichts fehlt, die also nicht ganz unkundig in der Sache selbst seyn können: so wäre wohl eine so übertriebene Weitläuftigkeit nicht nöthig gewesen —; und hätte der Vf. auch geglaubt, dass er ohne genaue Auseinandersetzung nicht verständlich oder nützlich genug seyn könnte: so hätte er doch wenigstens jedem Capitel einen kurzen Auszug vorausschicken sollen, woraus der Leser das Resultat hätte übersehen können.

Gleich zuerst vermisst Rec. die Anweisung, wie der Lehrer sich gegen den Lernenden, vermöge seines Temperaments, körperlicher Kräfte, Alters, und

der Zeit, binnen welcher er lernen will und kann, zu verhalten habe: eine sehr nothwendige Lehre für einen, der unterrichten will. Der Vf. hat zwar hie und da einige Wörter darüber fallen lassen, aber im Ganzen nichts Bestimmtes gesagt. Sodann hätte eine Anweisung vorausgehen sollen, auf was für Weise, und durch welche Mittel ein Lehrenwollender sich zu einem geschickten, nützlichen Lehrer bilden könne. Denn dass dieses ein ganz eigenes Studium ist, das nicht bloss in der Theorie, sondern in praktischen Beweisen liege, und nicht durch Bücherlesen allein geschehen könne, wird Jeder, der mit Nachdenken unterrichtet hat, wissen. — Übrigens hat der Vf. im Ganzen nichts Neues gesagt. Seine ganze Lehre wird auf verschiedenen Manegen Deutschlands schon längst vorgetragen, nur mit dem Unterschied, dass es ihm an vielen Orten an richtigem Beweis seiner Meinung fehlt. Hier nur Einiges zum Beweis.

Von der Wirkung des äussern und innern Zügels sagt der Vf. §. 468: Bey der Cavallerie und den meisten Reitern, die zwar mit den Regeln der Reitkunst bekannt sind, nicht aber ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Führung der Faust anwenden können, muss der auswendige Zügel nicht nur die Wendung ausführen, sondern sie auch bestimmen u. s. w. Hier muss, sagt der Vf., eine andere Zeichenlehre zum Grunde liegen als die gewöhnliche, nach welcher wir dem Pferde die zu wendende Seite durch ein Gefühl auf derselben Lade, vermittelst der Zügel, beybringen; er sagt ferner: „der Druck des linken Zügels am Halse, indem wir bey der Wendung rechts auch die Faust rechts führen, zeigt ihm diese Wendung an, bestimmt das Thier hiezu, wirkt also als der inwendige Zügel, und der Eindruck, welchen sodann derselbe Zügel auf die Lade vermittelst des Mundstückes hervorbringt, führt die Wendung aus." Weiter weiss der Vf., wie er hinzusetzt, sich diess nicht zu erklären, und hat eigentlich hier noch gar nichts erklärt. — Rec. ist ganz entgegengesetzter Meinung. Denn da das Thier, nach den in der Natur festgesetzten Grundsätzen, durch Schmerz und Gewohnheit geleitet wird, die Wendung bey dem Pferde aber dadurch entstehet, dass man ihm auf der Lade der Seite, wohin man wenden will, durch den Anzug des Zügels einen Schmerz hervorbringe, welchem es auszuweichen, den Kopf und Körper dahin biegt, und so die Wendung hervorgebracht wird: so kann nach diesen Grundsätzen der Druck und Anzug des äusseren Zügels nur das Entgegengesetzte hervorbringen; aber Gewohnheit, wodurch man alles bewirken, und auch das Thier lehren kann, bringt hier dieses, für den Reiter sehr unmerklich hervor. Ein jedes junges Pferd wird, sowohl bey Cavallerie als auch von anderen Personen, sobald man es zäumt, nicht mit blosser Stange, sondern zugleich mit einer Unterlegdrense geritten, und bey der Wendung die Drense anfänglich mehr gebraucht als die Stange; indem nun die Drense bey der Wendung rechts mit der rechten Faust angezogen wird, schiebt der Reiter aus alter Gewohnheit mit der linken Hand nach der rechten Seite zu, wodurch der Druck des linken Zügels an den Hals und das Mundstück auf die Laden hervorgebracht wird. Eben so auch bey der Wendung links, wo die Drense mehr verkürzt wird, und bey dem Herunterziehen der Hand der rechte Zügel wieder den nämlichen Druck hervorbringt. Auf diese Art wird das Thier durch die öftere Wiederholung gewöhnt, sich so, auch zuletzt ohne die Drense, zumal wenn die Schenkel mit zu Hülfe genommen werden, durch den Druck des äusseren Zügels wenden zu lassen. In dem Abschnitte über die Haltung unseres Körpers zu Pferde und den Schluss klagt der Vf. sehr, dass, so in die Augen springend auch der Vorzug der Campagne - Reiterey vor der Schulreiterey für jeden sey, man doch diesen Vorzug noch nicht einsehen wolle; schmäht auf diejenigen, welche gedankenlos ihren Unterricht auf Schulpferden ertheilen, und beschwert sich, dass, da er hierüber seine Meinung öffentlich gesagt, man ihn darüber sogar gerichtlich belangt habe. Rec. verwundert sich hierüber gar nicht. Denn die Art, wie der Vf. bey solchen Fällen, wo er das Recht für sich zu haben glaubt, verfährt, wo er oft so unbedingt und unüberlegt auf alles, was nicht seiner Meinung ist, schmäht, muss ihn am Ende in solche Lagen bringen; und im Ganzen zeigt sich hiedurch nur gar zu sehr, dass er den wahren Nutzen der Schulreiterey noch gar nicht kennt, so wie das Publicum durch die Länge der Zeit überzeugt worden ist, dass der Vf. über viele Sachen leichter etwas schreiben, als sie ausführen kann. —

Was den Unterricht selbst betrifft, so sagt der Vf. §. 625 beym Reiten im Schritt, dass bey jeder Vernachlässigung einer Regel der Scholar sogleich durch Zurechtweisung wieder in die vernachlässigte Positur, Haltung im Gleichgewichte u. s. w. zurückversetzt werden müsste, wobey es ohnausgesetzt zu sprechen giebt. Auch hier ist Rec. anderer Meinung. Er glaubt, es sey besser, wenn man von dem angehenden Reiter, der vom Anfang wenig Fassung und Besinnung, aus Furcht u. s. w. hat, anfänglich (nachdem ihm aber vorher alles auf dem Pferde erklärt worden) nur 2 oder 3 Hauptsachen verlangt, damit er nicht confus wird, da alles zu merken ihm auf einmal unmöglich ist, und das viele Reden und Corrigiren des Lehrers nur mehr verwirrt. Man gehe erst die Hauptregeln durch, suche die auf, welche ihm am schwersten werden, corrigire nach diesen zuerst, und so wie der Lehrling eine gefasst hat, fahre man in jeder Stunde fort, von ihm mehrere Regeln und deren Ausübung zu verlangen: so wird er gewiss mit mehr Lust und Schnelligkeit lernen. Auf diese Weise wird es dann auch sehr gut möglich, mehrere Scholaren in Einer Stunde mit Nutzen zu unterrichten.

Endlich würde der Vf. wohl gethan haben, wenn er alles zum Unterrichte nicht Hiehergehörige, als Geschichtchen, Anspielungen und Sticheleyen auf andere Lehrer u. dgl., die hier von keinem Nutzen sind, weggelassen hätte. Solches macht dem Leser, der unterrichtet seyn will, und der so genug mit der überflüssigen Weitläuftigkeit dieses Werks zu kämpfen hat, verdrüsslich, und bringt auf den Gedanken, dass dem Vf. mehr an der Bogenzahl, als an dem Nutzen seines Werks gelegen habe.

rs.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 10 NOVEMBER, 1808.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Hinrichs: *Die Erziehungswissenschaft*, aus dem Zwecke der Menschheit und des Staates praktisch dargestellt von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*, ord. Prof. des Natur- und Völkerrechts auf der Universität Wittenberg. Zwey Theile. 1806. I Th. XVI u. 336 S. II Th. XII u. 434 S.; nebst 8 Beylagen. gr. 8. (3 Thlr.)

Obgleich auch diese Schrift eines bekannten Polygraphen unverkennbare Spuren von Flüchtigkeit an sich trägt, und ihren wichtigen Gegenstand nichts weniger als befriedigend abhandelt: so erkennt man doch bald den denkenden Kopf, der mit ruhigem, vorurtheilsfreyem Blick auf dem Gebiete der Pädagogik umherschaut, und durch Beobachtung und Nachdenken das Wahre vom Täuschenden zu sondern sucht. In vielen Stellen zeigt der Vf. ein für die Bildung des aufblühenden Menschengeschlechts erwärmtes Herz, einen edlen, männlichen Sinn, der durch Erziehung und Unterricht aus dem Sturm der Zeit einen besseren Tag der Zukunft zu bereiten sucht. Der Erzieher und Lehrer wird also hier manche vortreffliche Winke und manche lehrreiche Bemerkungen finden; er wird sich nicht selten mit warmer Liebe für die Gröfse seines Berufs durchdrungen fühlen. Aber eine gründliche und vollständige Darlegung des ganzen Umfangs seiner Wissenschaft, ein tiefes Eindringen in die einzelnen Theile derselben, eine vertraute Bekanntschaft mit allen bedeutenderen Erscheinungen der letzteren Zeit, neue originelle Ansichten und befriedigende Aufschlüsse über streitige Puncte: alles diefs darf der Leser nicht suchen. Und doch berechtigen ihn Titel und Vorrede zu solchen Erwartungen; denn der Vf. versichert in der Vorrede zum ersten Theil S. VII, dafs er schon im J. 1794 in Leipzig Vorlesungen über die Pädagogik gehalten, und seit dieser Zeit das Bedeutendere im Gebiete der Lehr- und Erziehungs-Kunst mit Prüfung verglichen und studirt habe. Würde man dann aber wohl nach den neueren Erziehungslehren eines *Wagener*, *Schwarz*, *Herbart* und *Tillich*, nach einer prüfenden Angabe alles dessen, was *Pestalozzi* begonnen und ausgeführt, nach allen den Fortschritten, welche besonders die Methodik des Unterrichts in den neueren Zeiten gemacht hat, vergebens suchen müssen? Würde man dann wohl in der beygebrachten Literatur so manches wichtige und interessante Werk vermissen?

Die Vorrede giebt den Gesichtspunct an, aus welchem der Vf. diese Schrift beurtheilt wissen will. Da durch die grofse Erschütterung, die *Kant* durch den Umsturz der bis dahin herrschenden Metaphysik im Gebiete der Philosophie bewirkte, auch die Pädagogik, in Hinsicht auf ihre systematische Darstellung, eine neue Gestalt erhielt, und diese erst nach einer tieferen Begründung der praktischen Philosophie zu dem Range einer philosophischen Wissenschaft erhoben wurde: so suchte der Vf. ein festbegründetes pädagogisches System aufzustellen, und diefs auf Principien zu bauen, die unmittelbar aus der praktischen Philosophie abgeleitet sind. Dieses sollte nun nicht im Geist und in der Terminologie eines herrschenden philosophischen Systems, sondern in einer unbefangenen Neutralität gegen alle herrschenden Schulsysteme, bey einem eigenen ruhigen Forschen und Prüfen geschehen. Dennoch aber haben wir überall den Geist und Sinn der kritischen Philosophie vernommen, und eben nicht gefunden, dafs sich des Vfs. forschender Geist frey und fessellos bewege. Wir erkennen dankbar die grofsen Verdienste, die sich *Kant* durch die Aufstellung eines reinen und sicheren Moralprincips, und durch die Aufklärung der sittlichen Natur des Menschen um die Erziehungswissenschaft erworben hat: aber soll er denn den Schlusstein an ein Gebäude gelegt haben, das durch die vereinten Bemühungen und durch das fortgesetzte Studium so vieler achtungswerther Männer täglich an Schönheit und Festigkeit, an innerer und äufserer Ordnung gewinnt? Zugegeben, dafs ein festbegründetes, von allen Seiten genau begrenztes System der Pädagogik möglich sey — wogegen doch wohl manche bedeutende Zweifel erhoben werden möchten: — so ist es doch jetzt noch viel zu früh, an den Aufbau eines solchen Systems zu denken. Erscheinen nicht auf dem Gebiete der Pädagogik und Didaktik fast mit jedem Jahre neue Lehr- und Erziehungs-Methoden, deren richtige Würdigung zum Theil erst nach Decennien möglich ist? Giebt es nicht in allen Theilen jener Wissenschaften Lücken, die erst durch längere Erfahrungen und fortgesetztes Studium ausgefüllt werden müssen? Überdiefs sind wir ja auch mit der Erforschung unserer eigenen Natur noch gar nicht aufs Reine gekommen, und die Wechselwirkung, in welcher der Geist und Körper des Menschen unter einander stehen, ist uns noch überall ein Räthsel. Auch fehlt es uns noch ganz an einer pragmatischen Geschichte des Erziehungswesens. In so fern also diese

*Pölitz*ische Pädagogik das *Kant*ische Princip der höchsten Sittlichkeit zum Grunde gelegt, und dasselbe allenthalben durchzuführen gesucht hat, und in sofern sie ein wohlgeordneter Inbegriff zusammengehöriger Wahrheiten und Erfahrungen ist, mag sie eine Erziehungswissenschaft heissen: aber der Name eines festbegründeten, mit Einheit und Consequenz durchgeführten Systems ist zu anmasend für sie.

Die Literatur über den wissenschaftlichen Anbau der Pädagogik überhaupt und der einzelnen Theile insbesondere, ist nicht so gründlich und vollständig, als man nach der Äusserung des Vfs. erwarten sollte. Nicht selten vermisst man Hauptwerke. Auch wäre sehr zu wünschen gewesen, dass der Vf. den wichtigeren Werken ein kurzes Urtheil hinzugefügt, oder, nach dem Beyspiele des *Niemeyer*schen Handbuches, das Vorzügliche durch ein besonderes Zeichen hervorgehoben hätte. Zwar versichert er S. VIII, dass er sie in seinen Vorlesungen ausführlich erläutere: aber schrieb er denn dieses Werk bloss für seine Zuhörer? —

Die Erziehung des jungen Menschen umschliesst nach der Angabe des Vfs. „den ganzen Inbegriff von *absichtlichen* Anregungen und Anstalten, durch welche derselbe vorbereitet, geübt und fortgeführt wird bis zur selbstthätigen Realisirung des Zweckes der Sittlichkeit." Die Einseitigkeit dieser Erklärung muss der Vf. selbst gefühlt haben, indem er S. 8 die Pädagogik als eine wissenschaftliche Darstellung der Grundsätze und Regeln definirt, „nach welchen der junge Weltankömmling in den Jahren der moralischen Unmündigkeit zum Menschen *und Bürger* erzogen werden soll, verbunden mit der Angabe der wesentlichen Anstalten und Übungen, durch welche das Erziehungsgeschäft *im Staate* zur Vollendung erhoben wird." *Erziehungskunst*, meint der Vf., sey nicht so richtig, als die Ausdrücke Erziehungswissenschaft und Erziehungskunde, weil man leicht schielende und schwankende Begriffe damit verbinden könnte. Hat man aber nicht schon längst die praktische Pädagogik, oder die Summe der Kenntnisse und Fertigkeiten, welche ein Erzieher besitzen muss, Erziehungskunst genannt, und sie dadurch aufs bestimmteste von der Theorie der Erziehungsgesetze oder Erziehungswissenschaft unterschieden? In der §. 6 angegebenen Literatur der Pädagogik vermisste Rec. ungern: *Vergerius* Schul- und Erziehungs-Schriften; *Vergius de liberorum educatione*; *Luthers* treuherzige Vermahnung u. s. w., oder die, freylich sehr mangelhafte, Schrift von *Gedike: Luthers* Pädagogik; *Bacon de Verulamio de augmentis scientiarum*, worin er seine Zeitgenossen zur Verbreitung einer höheren Cultur, durch die Verbesserung des Unterrichts, dringend auffodert und dazu manche vortreffliche Vorschläge thut; ferner *Ratich nova didactica*, die er den, zur Wahl des Kaisers Matthias zu Frankfurt, im J. 1612, versammelten Reichsständen vorlegte; des berühmten *Amos Comenius opera didactica*, die er 1627 herauszugeben anfing, und worin er sich der Reformation der öffentlichen Erziehung und des Schulunterrichts mit dem feurigsten Enthusiasmus annahm; und endlich die 1635 zu Antwerpen von einem Jesuiten herausgegebene *Ratio atque institutio studiorum*. Und verdienten denn ein *Melanthon*, *Erasmus* und *Reuchlin* keiner ehrenvollen Erwähnung? der bey *Niemeyer*, im zweyten Theil seiner *Grundsätze* (§. 199), angeführten Schriftsteller nicht zu gedenken. — Unter den besseren neueren Schriften fehlen: *Grivels* neues Lehrgebäude der Erziehung; *Layritz* Betrachtungen über eine verständige Kinderzucht; *Iselins* Grundriss der pädagogischen Kenntnisse; *Briefe* über die Erziehungskunst, die 1786 zu Gera herauskamen; *Lehmus* Versuch über die Erziehung des Menschen; *Coste's* neue Versuche über die Erziehung; *v. Hess* Schriften über das Schulwesen und die Erziehungswissenschaften; das *Pädagogische Handbuch* für Schulmänner und Privaterzieher, wovon 1790 zu Halle der *erste* Theil erschien: *Heilbronn's* praktisches Erziehungs-Handbuch; *Degen's* Vorträge über Gegenstände der Erziehung und Bildung; *Schwarz* Briefe, das Erziehungs- und Prediger-Geschäft betreffend; *Wolken's* kurze Erziehungslehre; *Brauns* Gedanken über die Erziehung; *Weissenstein's* Fragmente zur Erziehung und zum Unterricht; *Ehlers*, *von Hess*, *Stuven's*, *Gedike's*, *Lieberkühn's* Sammlungen von Schul- und Erziehungs-Schriften. Bey der Literaturgeschichte fehlen: *Ludovici Historia scholarum*; *Ruhkopf's* Geschichte des Schul- und Erziehungs-Wesens in Deutschland, und die kleineren Schriften von *Burckhardt*, *Schöttgen* und *Köhler* u. s. w. Der Schriften der Ausländer, und namentlich der Engländer *Knox*, *Parsons*, *Williams*, *Grahams* und *Cawte*, der Franzosen *Verdier*, *Lozembrune*, *Ballexserd*, *Chalotais*, *Caillières* und Mad. *Genlis*, und einzelner trefflicher Abhandlungen in verschiedenen Journalen nicht zu gedenken. Zu den Schriften, welche sich mit dem Begriff und Zweck der Erziehung beschäftigen, kann man noch hinzufügen: *Niethammer's* Aufsatz über Pädagogik als praktische Wissenschaft und die grosse Schwierigkeit der genauen Bestimmung ihres eigenthümlichen Gebiets — im *philos. Journal* 3ten Bandes 4tes Heft. Von dem, was *Fichte* in mehreren seiner Schriften über diesen Gegenstand Scharfsinniges sagt, findet man nicht die geringste Erwähnung. Unter den Zeitschriften, welche das Erziehungswesen betreffen, fehlen: *Resewitz* Gedanken, Vorschläge und Wünsche zur Verbesserung der öff. Erziehung; die *Charakteristik* der Erziehungsschriftsteller Deutschlands; *Wiedeburg's* philologisch-pädagogisches Magazin; die neuesten *Erziehungsbegebenheiten*; die *Kinderbibliothek* für Eltern und Erzieher; das *Magazin* für die Erziehung und Schulen in den preuss. Staaten; *Schütz* pädagogischer und liter. Briefwechsel; *Gedikens* Annalen; *Schönemann's* Journal für Studenten und Schüler der oberen Classen; die *Dessauische* Jugendzeitung; *Nürnbergische* Kinderzeitung; das *Niedersächsische* Wochenblatt für Kinder; *Weissen's* leipziger Wochenblatt für Kinder und *dessen* Kinderfreund;

pragmatische Geschichte der vornehmsten Gymnasien und Schulen in Deutschland. — Wir würden die Grenzen, welche uns der Zweck dieses Instituts angiebt, zur Ungebühr übertreten, wenn wir alle Lücken, welche sich in der Literatur der einzelnen Theile dieses Werks finden, mit derselben Vollständigkeit ausfüllen wollten, und begnügen uns zur Ersparung des Raums nur die wichtigsten der fehlenden Schriften anzudeuten.

Der *erste* Theil enthält die *theoretische* Pädagogik und umfasst die physische, intellectuelle, ästhetische, moralische und religiöse Erziehung, woran sich noch die Lehre von der Disciplin und die Erziehung zum Bürger anschliesst, „weil nur dadurch das Geschäft der Erziehung selbst vollendet, und die Beförderung der subjectiven Bildung und Reife mit der objectiven Brauchbarkeit des Zöglings ins Gleichgewicht gebracht wird“ S. 36. Vor jedem dieser Hauptabschnitte geht immer erst eine philosophische Erörterung des Gegenstandes voraus, woran man den strengen Kantianer nicht verkennen kann. Die *physische* Erziehung (S. 36 — 57) enthält nichts weiter, als was man schon in allen früheren Erziehungslehren, und zwar in den meisten vollständiger und praktischer findet. S. 43 fehlen *Fourcroy's* Briefe über die physische Erziehung der Kinder, *Verdier sur la perfectibilité de l'homme*, und die *Anweisung* wie man Kinder von ihrer Geburtsstunde an bis zum mannbaren Alter erziehen soll, damit sie gesund bleiben und gross und stark werden. Leipz. 1784. — S. 51 hätte noch das älteste Werk über die *Onanie*, das im 17ten Jahrh. in England herauskam, und im J. 1765 nach der 15ten Ausgabe ins Deutsche übersetzt wurde; ferner *Beckers* Verhütung und Heilung der Onanie, und eine Schrift, die fast alle anderen über diesen Gegenstand entbehrlich macht, *Schummel* über Kinderzucht und Selbstbefleckung — angeführt werden sollen. — In dem Abschnitt von der *intellectuellen* Erziehung (S. 57 — 134), die als „der Inbegriff aller der Anstalten und Übungen, wodurch die Entwickelung des Vorstellungsvermögens bis zur selbstständigen Erkenntniss der Wahrheit befördert wird“ definirt worden ist, handelt der Vf. von der Cultur des Vorstellungsvermögens, des Anschauungsvermögens, des Verstandes, der Urtheilskraft, der Vernunft, der Phantasie, des Gedächtnisses, des Witzes und des Scharfsinns. Als Grundgesetz aller Entwickelung der verschiedenen geistigen Kräfte giebt Hr. P. S. 60 an: „die Beförderung der gleichmässigen Ausbildung aller geistigen Vermögen zur Hervorbringung eines bestimmten Gleichgewichts ihrer Wirksamkeit, in dem Zeitalter der sittlichen Reife des zu erziehenden Individuums.“ Sollte aber nicht, zum Nachtheil der übrigen Geisteskräfte, auf die Cultur der Vernunft ein zu grosser Aufwand von Zeit und Mühe verwendet werden? Übrigens enthält der ganze Abschnitt recht viel Gutes, obgleich wenig Neues und Eigenthümliches. Mehr Interesse würde derselbe, so wie das ganze Werk, für den praktischen Erzieher haben, wenn der Vf. solche Beyspiele und praktische Winke, die dem *Niemeyer'*schen Handbuche einen so entschiedenen Werth geben, mit in seinen Vortrag verwebt hätte. Und war man nicht dem Titel nach berechtiget, dergleichen in diesem Werke zu erwarten? Was helfen dem angehenden Erzieher und Lehrer solche allgemeine Regeln, als: der Lehrer muss Sorge tragen, dass speculative Köpfe nicht ganz fürs wirkliche Leben verloren, und praktische dagegen nicht bloss oberflächliche Menschen werden I, 133; man übe das von der Natur vernachlässigte Gedächtniss unablässig S. 114; der Erzieher gebe dem lebhaften und starken Gefühle die wohlthätigste Richtung S. 150; man wecke und nähre überhaupt den Sinn für die Erhabenheit, Grösse und Schönheit der Natur S. 155; der Erzieher gewöhne den Zögling daran, sich stets im Zustande der Besonnenheit zu erhalten S. 221, u. a., wenn er nicht weiss, wie und wodurch er jene Foderungen befriedigen soll? Der §. 33: Über die *Ideale des Menschen und deren Berücksichtigung in der Erziehung*, würde unstreitig viel reichhaltiger geworden seyn, wenn der Vf. den Aufsatz *Niemeyer's*: *über die Erziehung für die wirkliche und ideale Welt*, im dritten Bande seiner Grundsätze, hätte benutzen können. Doch würde er auch in einem Aufsatze von *Villaume: ob und inwiefern bey der Erziehung die Vollkommenheit des einzelnen Menschen seiner Brauchbarkeit aufzuopfern* (Revis. W. III. 435), viel Durchdachtes gefunden haben. S. 98 tritt Rec., durch eine vielfache Erfahrung belehrt, ganz der Meinung des Hn. *P.* bey: „Bis zu dem Zeitpuncte der höheren Reife des Jünglings werden gewiss alle Schauspiele nachtheilig wirken, und wäre es auch nur dadurch, dass sie der Seele eine Masse von Bildern zuführen, die sie noch nicht gehörig verarbeiten kann, und die nicht selten ein dumpfes Brüten der Phantasie zur Folge haben.“ Übrigens findet man in *Blankenburg's* Zusätzen zu *Sulzer's* Theorie u. s. w. unter dem Artikel: *Theater*, ein langes Verzeichniss aller der Schriften, die über die Beantwortung der Frage: *dürfen Kinder das Schauspiel besuchen?* gewechselt worden sind. — Unter den Bilderbüchern, die sich vor allen anderen vortheilhaft auszeichnen, hätten wohl noch *Basedow's* Elementarwerk, *Hirschmann's* Tempel der Natur, *Grohmann's* historisch-technol. Schauplatz, *Löhr's* Familie Thalberg, das *historische Bilderbuch* für die Jugend, das *geograph. naturhist.* Bilderbuch, das *neue Bilderbuch* für die Jugend, die *Seidel'*schen Bilderbücher und der *Schauplatz der Natur und der Künste*, angeführt werden sollen. Auch erwartete Rec. bey dem Abschnitt: *von der Cultur des Verstandes*, eine Anzeige der vorzüglichsten Schriften, welche Erweckung des Nachdenkens und Übung des Verstandes zum Gegenstand haben. Welche treffliche Werke besitzen wir nicht gerade in diesem Theile der Pädagogik! — So lange sich auch der Vf. bey der Cultur des Gedächtnisses verweilt, so ist Rec. doch dadurch nicht befriediget worden. Auch fehlen in der beygebrachten Literatur: *Klüber's* Compendium der Mnemonik; *Aretin's*

Theorie der Mnemonik; *Kästner's* Übers. und Erklärung der drey wichtigsten Stellen bey den Alten von der Gedächtnisskunst; *Gräfe's* Untersuchung über das Gedächtniss im *vierten* Bande seines N. katechetisch. Journals.

Durch die *ästhetische* Erziehung (S. 136—190) soll die Entwickelung des Gefühlsvermögens überhaupt, und insbesondere die Ausbildung des dem Menschen inwohnenden Sinns fürs Schöne, so wie die Reife seines Geschmacks befördert werden. Sehr richtig bemerkt der Vf., dass die ästhetische Erziehung nicht eher isolirt behandelt werden konnte, als bis durch die Resultate der neueren Philosophie das Gefühlsvermögen selbst als ein von dem Vorstellungs- und Begehrungs-Vermögen verschiedenes, ursprüngliches und gleichmässig wirkendes Vermögen dargestellt, und die alte Eintheilung des geistigen Menschen in Verstand und Willen dadurch berichtigt und verändert wurde. Der Vf. hat diesen Abschnitt mit besonderer Sorgfalt bearbeitet, und wir haben nicht gefunden, dass er irgend einen wesentlichen Punct der Bildung des Gefühlsvermögens unberührt gelassen hätte. Er fand freylich schon durch *Schiller*, *Niemeyer*, *Heydenreich* und *Fehse* sehr gut vorgearbeitet. Darin aber kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen, dass man das Kind *frühzeitig* mit dem *vielfachen* Elende, und mit der Noth der Welt bekannt machen soll, S. 179. Man wird dadurch bey den Kindern das Gefühl des Mitleids eher abstumpfen als schärfen, und gefühlvolle Kinder entweder um den frühen Genuss der Kindheit bringen, oder sie zu einer weinerlichen Empfindeley gewöhnen. Heilsamer wird der Anblick fremder Leiden auf das Gemüth des Jünglings wirken; doch muss auch er nicht zu oft durch die Noth der Welt erschüttert werden, wenn er nicht den Sinn für dieselbe verlieren soll. In der beygebrachten Literatur vermissen wir: *Muratori* über die Einbildungskraft, mit Zusätzen von *Richerz; Maass* über die Einbildungskraft; *Heydenreich* über Empfindung und Phantasie, im fünften und sechsten Bande von *Cäsars* Denkwürdigkeiten; *Königs* Lehrbuch des guten Geschmacks für Jünglinge und Mädchen, und *Schütz* Lehrbuch zur Bildung des Verstandes und des Geschmacks.

Nicht so befriedigt fanden wir uns durch die Abhandlung von der *moralischen Erziehung* (S. 191-261), „wodurch die Entwickelung des Begehrungsvermögens bis zur Unterordnung aller isolirten Zwecke des Menschen unter den Zweck der Sittlichkeit befördert werden soll.“ Bey einer grossen Unvollständigkeit fehlt ihr ganz jene vertraute Bekanntschaft mit der Kinderwelt, welche dem Ganzen eine mehr praktische Tendenz und eine erhöhetere Brauchbarkeit gegeben haben würde. Doch war es uns erfreulich zu bemerken, dass der Vf. überall dem herrschenden Geiste der Zeit, der Schlaffheit und Sittenlosigkeit entgegen zu arbeiten, und das heranreifende Menschengeschlecht für eine bessere Zukunft zu erziehen sucht. Der kalte Egoismus hatte die Tugenden der alten Freyheits- und Vaterlands-Liebe getödtet, und den Sinn für das Grosse und Allgemeine untergraben. Bey dem Haschen und Jagen nach Sinnengenuss, und nach den Gütern der Welt dachten wir nur an den vorbeyfliegenden Augenblick des Lebens, und vergassen darüber das Heil und Glück der kommenden Tage. Wir standen in Gefahr, die ersten und heiligsten Güter der Menschheit zu verlieren. Durch schmerzhafte, tieferschütternde Erfahrungen sind wir aufgeschreckt worden aus unserer Gedankenlosigkeit und Trägheit; und wollen wir nicht begraben werden unter den Trümmern einer stürmischen Zeit: so muss ein neuer und besserer Geist unter uns einheimisch werden. Und da ist es dann für uns Lehrer und Erzieher, denen das Wohl der Zukunft in die Hände gegeben und ans Herz gelegt ist, heilige Pflicht, dem Charakter der Jugend Selbstständigkeit und Muth zu geben, und sie mit dem Geist reiner Sittlichkeit zu beleben, damit sie zum Gefühl ihrer Würde gelange, und Recht und Freyheit männlich schütze. —

Die *religiöse* Erziehung (S. 263—274) soll nach des Vfs. etwas weitschweifiger Definition „das jugendliche Gemüth mit den richtigen Begriffen über religiöse Gegenstände bekannt machen, das religiöse Gefühl zweckmässig bilden, und in dem Zöglinge eine Handelsweise begründen, welche der geläuterten Religionserkenntniss völlig angemessen ist.“ Vorher (S. 184—190) hatte der Vf. schon vom *religiösen Gefühl* gehandelt, und im zweyten Theil (S. 426—434) kommt noch die Methodik des Religionsunterrichts besonders vor. Wiederholungen waren bey dieser Trennung zusammengehöriger Materien kaum zu vermeiden. Wie trefflich hätte der Vf. den, durch Ausweichung solcher Wiederholungen gewonnenen Raum benutzen können, um dem Lehrer über die verschiedenen Stufenfolgen des Religionsunterrichts und über die Gesetze einer guten Lehrart bey demselben, ferner über den zweckmässigen Gebrauch der Bibel und über das Besuchen der christlichen Religionsversammlungen von Seiten der Jugend, lehrreiche Winke zu geben! Auch durfte man wohl mit Recht erwarten, einige Auskunft über die Vorschläge zu finden, welche *Salzmann*, *Niemeyer*, *Schwarz*, *Pestalozzi* und *Niederer* zur Erweckung und Beförderung der Religiosität gethan haben. S. 267 sagt der Vf.: „Es wird nicht befremden, dass in diesem Abschnitte die Anwendung der Erziehung zum Christenthume, als der trefflichsten unter allen positiven Religionen, nicht näher aus einander gesetzt wird. Die Pädagogik, wie sie hier im inneren systematischen Zusammenhange versucht worden ist, ist eine bloss philosophische Wissenschaft, eben so wie die philosophische Religionslehre, oder die sogenannte natürliche Religion.“ Allein schon dadurch, dass der Vf. die Erziehungswissenschaft aus dem Zwecke des Staates *praktisch* darstellen wollte, hörte sie auf, eine bloss philosophische Wissenschaft zu seyn, und wurde auf dem Gebiete der Empirie aufgebaut.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 NOVEMBER, 1808.

PÄDAGOGIK.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Die Erziehungswissenschaft*, von *Karl Heinr. Ludw. Pölitz* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das Ganze erhielt nun eine durchaus praktische Tendenz, und so durfte die Erziehung zum Christenthum nicht fehlen. Denn wachsen nicht unsere Kinder im Christenthum auf? Werden sie nicht von den ersten Jahren an durch die gottesdienstlichen Versammlungen und durch die religiösen Feste der Christen, durch die Taufe und Einsegnung ihrer Geschwister u. dergl. auf die Grundsätze und Symbolik dieser positiven Religion hingeleitet? Und ist es denn nicht auch nothwendig, der aufblühenden Jugend in der Religion Jesu eine feste und sichere Stütze zu geben, auf welche sie sich sofort unter allen Stürmen des Lebens lehnen könne? Kann ihnen ein schwankendes Ahnen des Ewigen, ein ätherisches Ergreifen des Übersinnlichen den festen inneren Glauben einer geoffenbarten Religion ersetzen? Dafs jede Weckung des religiösen Gefühls auch eine Beziehung zum Christenthum hin erhalten, und jeder Religionsunterricht sich auf die Lehren des Christenthums gründen müsse, hat der Vf. selbst gefühlt: denn er will, dafs durch die Darstellung des Lebens Jesu auf das unverdorbene Gemüth des Kindes kräftig gewirkt werde; er spricht von dem Lesen eines guten Bibelauszugs und von einer summarischen Darlegung der Religionsgeschichte. Rec. freute sich, hier (I. 269) ein treffliches Wort gegen die mystischen Verirrungen unseres Zeitalters zu finden. — In der angegebenen Literatur vermifste Rec.: *Heckers* Gedanken über die zweckmäfsige Einrichtung eines Lehrbuchs zum Religionsunterricht für die Jugend; *Schwarz* Religiosität, was sie seyn soll, und wodurch sie befördert wird; *Scherwinzky* über den zu frühen Religionsunterricht; *Bauers* Gespräche eines Lehrers mit seinen erwachsenen Eleven über die Wahrheiten der christlichen Religion; *Wagenitz* Moral in Beyspielen; *Loffius* Gumal und Lina. Bey der *Religionsgeschichte* fehlen die Werke von *Lenz*, *Liebner*, *Fröbing*, *Horn*, *Heerwagen*, *Gockel;* bey den *Lehrbüchern* der Religion, die von *Cramer*, *Joachim*, *Forster*, *Wagnitz*, *Otterbein*, *Pfeiffer*, *Cludius*, *Besecke*, *Junker*, *Velthusen*, *Fabricius*, *Reichard*, *Ewald*, *Glatz*, *Langs* Erklärungen über den grofsen Katechismus und *Beyers* Handbuch für Kinder und Kinderlehrer über Luthers Katechismus; bey der *Moral* die Werke von *Campe*, *Keil*, *Plato*, *Küster*, *Ramann*, *Vogler*, *Ernesti*, *Resewitz*, *Meinecke*, *Sintenis*, *Herrmann*, *Holzschuher* und *Kirsch*. — Der Lehre von der *Disciplin* oder von der moralischen Heilkunde, die in unseren bisherigen Lehrbüchern der Pädagogik immer in dem Cap. von der moralischen Erziehung abgehandelt wurde, hat der Vf. einen eigenen Abschnitt gewidmet (275—306). Allein Rec. kann diese Absonderung nicht billigen. Denn abgesehen davon, dafs Wiederholungen und Zurückweisungen unvermeidlich sind, so ist sie auch ganz gegen den systematischen Zusammenhang der Pädagogik, den doch der Vf. so gern begründen möchte. Weifs man, wie das Gute hervorgebracht und das Böse verhütet wird: so weifs man auch, wie dem letzteren entgegengewirkt, und jenem die Herrschaft verschafft werden kann. Handelt man von der Erweckung der Tugenden des Gehorsams, des Fleifses, der Ehrliebe, der Dankbarkeit u. s. w.: so wird man von selbst auf die entgegenstehenden Fehler und Laster geführt, und indem man die guten Triebe und Neigungen stärkt und erhöhet, schwächt und mindert man auch die bösen. Die Lehre von der Belohnung und Bestrafung steht auch nothwendig unter den allgemeinen Grundsätzen der sittlichen Erziehung, und sie ist so wesentlich mit derselben verbunden, dafs überall Lücken entstehen müssen, wenn man sie herausnimmt und für sich abhandelt. Da sich der Vf. S. 278 beklagt, dafs es uns immer noch an einer, mit umschliefsendem Geiste geschriebenen und aus rein sittlichen Principien abgeleiteten Theorie der Disciplin fehle: so konnte Rec. mit Recht erwarten, diesem Bedürfnisse hier, wenigstens zum Theil, abgeholfen zu finden. Aber gerade dieser Abschnitt hat uns, wegen seiner Oberflächlichkeit, am wenigsten befriedigt. Die Disciplin wird in die *negative* und *positive* getheilt. Die *negative* besteht darin, dafs der Erzieher, bey der sorgfältigen Beobachtung der Art und Weise, wie sich die Kräfte seines Zöglings ankündigen, jede Entfernung derselben von ihrer naturgemäfsen Entwickelung und Ausbildung zu verhüten sucht, während dafs die *positive* Disciplin diejenigen Kräfte, welche sich bereits von ihrer naturgemäfsen Entwickelung entfernt haben, wieder auf den rechten Weg zurückführt. Von der *ersteren* erfahren wir fast gar nichts, aus dem natürlichen Grunde, weil sie schon früherhin bey der Lehre von der moralischen Erziehung theilweise vorgekommen war; und auch die *letztere* ist so dürftig abgehandelt worden, dafs von den Heilungsmitteln der Untu-

genden des Eigensinns, des Trotzes, des Geitzes, der Selbst- und Zanksucht, des Stolzes u. s. w. nichts gesagt wird. Es soll nach der Lehre des Vfs. auch eine Disciplin der Phantasie, des Verstandes, des Gefühlsvermögens u. s. w. geben; hätte der Vf. dieselben hier aufstellen wollen, so würde er nothwendigerweise alles Vorhergehende haben wiederholen müssen, und darum mag er sie auch hier wohlweislich mit Stillschweigen übergangen haben. — Eben so wenig wie dieser Abschnitt hat uns der letzte des ersten Theils befriedigt. Er hat die Überschrift: die *Erziehung zum Bürger*, und umfasst auch die Bildung und Erziehung des weiblichen Geschlechts. Wie unvollständig die dabey angebrachte Literatur sey, sieht man bey einer nur flüchtigen Vergleichung derselben, mit dem Verzeichniss der Schriften, die Erziehung der Töchter betreffend, welches Hr. *Petri* in seiner *neuen Damenbibliothek* aufgestellt hat.

Die erste Hälfte des *zweyten* Theils — welcher die *praktische* Pädagogik umfasst und wieder in den *politischen* und in den *didaktischen* Theil zerfällt — ist mit sichtbar grösserer Sorgfalt geschrieben. Man bemerkt bald, dass Hr. *P.* hier recht eigentlich zu Hause ist, und von Allem mit Sachkenntniss Auskunft zu geben weiss. Das hier aufgeführte Gebäude ist nach einem guten Plane angelegt, und nur in den einzelnen Theilen desselben würden vielleicht andere Baumeister eine Abänderung wünschen. Möchten es nur die Grossen der Erde, denen das Wohl der Völker anvertraut ist, mit Überzeugung erkennen, dass das wahre Heil des Staats nur durch eine höhere Cultur seiner Mitbürger erreichbar ist, und dass derselbe also einen grossen Theil seines Vermögens zur Beförderung der Aufklärung und Menschenbildung anwenden müsse! Aber das Fach der Menschenbildung hält noch nicht gleichen Schritt mit ihrer dessfalls steigenden Kraft, ob es gleich seinem Wachsthume nicht an grossem äusseren Scheine fehlt. — Die meisten Vorschläge des Vfs. möchten auch deshalb schwerlich ausgeführt werden, weil sie einen zu grossen Kostenaufwand erfodern. Der Vf. verlangt, dass das Erziehungswesen im Staate in einem inneren und nothwendigen Zusammenhange zu einer bestimmten Einheit verbunden werde. Deshalb muss es von allen übrigen Theilen der Staatsverwaltung getrennt und die Oberaufsicht darüber einem eigenen Departement anvertraut werden. Mit diesem *Oberschulcollegium* sollen gewisse *Schulinspectoren* in Verbindung stehen, welche sämmtliche Schulen des Landes bereisen und besuchen, und über deren Zustand Bericht abstatten müssen. Über 200 Dorfschaften, mit Einschluss der in diesem landschaftlichen Bezirke gelegenen Bürgerschulen und Lyceen, wird *ein* Inspector gesetzt, der jede Schule wenigstens einmal in jedem Jahre besuchen muss. Die Wahl und Anstellung der Lehrer steht keinem Patron und keiner Gemeinde, sondern einzig dem Oberschulcollegium zu. (Sehr heilsam!) Auf jedem Dorfe muss eine *Landschule*, in jeder Stadt von 2—3000 Einwohnern eine *Bürgerschule*, und ausserdem noch für die Söhne des höheren und gebildeteren Bürgerstandes eine *Realschule* errichtet werden. Auf 1000000 Einwohner werden höchstens 4—5 *gelehrte Schulen* (Gymnasien oder Lyceen), und auf eine Provinz von 2—3000000 *eine Universität* gerechnet. Mit den Land- und Bürger-Schulen werden *Industrieschulen*, und in grösseren Städten, wo besonders ein lebhafter Handelsverkehr Statt findet, mit den Realschulen *Handelsschulen* und andere *technologische* Institute verbunden. Ausserdem sollten in jedem kleineren Staate *eine*, in grösseren Staaten aber nothwendig mehrere *ökonomische Schulen* für künftige Gutsbesitzer, Beamte, Landprediger und Ökonomen angelegt werden, womit nach Beschaffenheit der Umstände auch *Forst-* und *Berg-Akademieen* verbunden werden können. In Haupt- und Residenz-Städten müssen auch *Kunstschulen*, und in grösseren Staaten *Akademieen der Künste und Wissenschaften* errichtet werden. Eben so sollen *Soldaten-* und *Juden-Schulen*, und Institute für *Waisen*, *Taubstumme* und *Blinde* angelegt werden. Was nun die Anstalten für die Bildung des *weiblichen* Geschlechts betrifft, so besuchen die Töchter des Landmanns und des Bürgers in den kleinen Städten mit den Knaben dieselbe Schule, und werden entweder mit diesen zugleich, oder, wo es möglich ist, getrennt unterrichtet. Für die Töchter aus den höheren Ständen aber müssen eigene Schulen vorhanden seyn. Alle Privat-Erziehungsinstitute, sowohl für Knaben als für Mädchen, ja selbst die häusliche Erziehung, stehen unter der Leitung und Aufsicht des Staats. — Damit nun für alle diese verschiedenen Lehr- und Bildungs-Anstalten geschickte und würdige Lehrer gebildet werden, muss der Staat *Seminarien* für Lehrer in Land- und Bürger-Schulen, ein anderes für die Lehrer in den Realschulen, ein drittes für künftige Hauslehrer und ein viertes für Lehrer in Gymnasien und Lyceen anlegen. — Diess ist der Plan des Vfs. zur inneren Organisation des Schul- und Erziehungs-Wesens in einem Staate, den er aber nicht in dem hier aufgestellten Zusammenhange, sondern ziemlich unordentlich und verworren ausgeführt hat. Es sey uns erlaubt, demselben einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Wir würden dem Inspector über die gelehrten Schulen nicht auch die Aufsicht über die Landschulen übergeben, weil die gelehrten Männer nur zu oft mit der Lage, der Cultur und den Bedürfnissen des Landmanns unbekannt sind, und durch diese Unkunde zu falschen und ungerechten Maasregeln verleitet werden. So fand es z. B. *Sack* problematisch: ob das *Lesenlernen* nicht für den ärmeren Theil des Landvolks entbehrlich sey? Dagegen setzte *Teller* bey seinen Vorschlägen zur Verbesserung der Landschulen beym gemeinen Manne wieder einen zu hohen Grad von Bildung voraus. Auch würde Rec. einem Inspector nie mehr als 100 Schulen zur Aufsicht anvertrauen. Es ist nicht gesagt, ob auch die

Industrie-, Handlungs- und Landwirthschafts-Schulen unter der Leitung eines solchen Schulinspectors stehen sollen. Wie wenig versteht aber oft der Gelehrte von solchen Dingen! — S. 24 entscheidet der Vf. die Frage: *ob der Staat das Recht habe, auch die häusliche Erziehung in strenge Aufsicht zu nehmen*, bejahend. Rec. ist eben dieser Meinung. Kann es denn dem Staate, der das ganze Erziehungswesen zu einem inneren Zusammenhange verbinden, und dadurch die Menschheit zu einem grösen Zwecke hinleiten soll, der einen Jeden — auch den Schwachen und Unmündigen — in dem ungestörten Gebrauch seiner persönlichen Rechte schützen, und das heilige Gut der Sittlichkeit in ihm möglichst bewahren soll — kann es ihm gleichgültig seyn, wenn seine künftigen Mitbürger in Unwissenheit und Aberglauben aufwachsen? wenn sie von unvernünftigen Ältern grausam und hart behandelt werden? wenn sie durch das sträfliche Beyspiel ihrer Erzeuger zu allen Lastern angeführt werden, und jeder Keim des Guten in ihnen gewaltsam zertreten wird? Wer soll die Kinder im Besitze ihrer unveräuserlichen Menschenrechte gegen die Grausamkeit und den Unverstand entarteter Ältern schützen, wenn es der Staat nicht thut, für den es, als Repräsentanten des allgemeinen Willens, Pflicht ist, den Menschen nicht verwildern zu lassen? Sehr wahr und treffend sagt *Stephani* in seinem *System der öffentlichen Erziehung*: „Kinder bleiben ein heiliges Familiengut, aber unter der Aufsicht und Garantie des Staats." — Durch welche Mittel soll nun aber der Staat mit Kraft und Erfolg eingreifen in das häusliche Erziehungswesen? Die Schwierigkeiten, welche sich bey der Beantwortung dieser Frage aufdrängen, mögen wohl manche Pädagogen zur Bestreitung einer solchen Staatsaufsicht vermocht haben. Auch unser Vf. übergeht die Beantwortung dieser Frage mit Stillschweigen; denn was er anführt, passt nur auf die Familien, welche sich Hauslehrer halten. Am besten hat unseres Erachtens der Prediger *Meyer*, in den beiden ersten Heften von *Guths-Muths Bibliothek* Jahrg. 1808, diesen Gegenstand bearbeitet. — Mit demselben Rechte verlangt der Vf. S. 92 u. f., dass der Staat auch die gröseren Institute für Privaterziehung, oder die sogenannten Pensionsanstalten in seine Aufsicht nehme, und den Geist der Erziehung und des Unterrichts in denselben leite. Wer wüsste es nicht, wie selten die Unternehmer solcher Institute von einem reinen Eifer für die Erziehung geleitet werden; wie wenig Einsicht, Erfahrung und Übung sie und ihre Gehülfen oft zu diesem so wichtigen Geschäfte mitbringen; wie sie gewöhnlich nur *ad panem lucrandum* ein Werk unternehmen, das sie sich möglichst bequem machen, und dann im mechanischen Schlendrian forttreiben! Sollte hier der Staat nicht mit Ernst und Strenge ins Mittel treten dürfen? Wo er aber sieht, dass reine Liebe und Begeisterung für die Veredlung der Menschheit einen ehrwürdigen Kreis achtungswerther Männer vereiniget, da darf er durch Vorschriften und Gesetze, durch Tabellen und Lectionsplane den Geist des Ganzen nicht bestimmen wollen. Er würde dadurch nur die freye Thätigkeit des Geistes hindern; denn der Buchstabe tödtet, der Geist nur macht lebendig. Würden sich *Salzmann's* und *Pestalozzi's* Institute so herrlich erhoben haben, wenn sich der Staat in Lehr- und Erziehungs-Art hätte mischen wollen? Aus einem ähnlichen Geiste waren die verschiedenen Anstalten des Hn. *von Türk*, *Tillich's* Institut zu Dessau, und der *Carol. Rudolphi* Pensionsanstalt zu Heidelberg entstanden. Einer besonders strengen Aufsicht bedürfen aber die weiblichen Pensionsanstalten, deren Vorsteherinnen in der Regel abgelebte Gouvernanten, verarmte Wittwen, alte Jungfrauen u. dergl. sind, und selten aus reinen und edeln Absichten bey ihren Unternehmungen geleitet werden. — S. 26 dringt Hr. P. mit Nachdruck auf die Verbesserung der bürgerlichen Existenz des Schulmanns. Aber leider ist das wohl das Einzige, worin sich unser, durch ein vielfaches Interesse getheiltes Vaterland fast überall gleich bleibt, nämlich in dem möglichst geringen Aufwand auf Schulen und in der kärglichen Besoldung der Lehrer. — Was S. 28 von einer allgemeinen Schulsteuer gesagt wird, zu welcher jeder Hausvater ohne Ausnahme, auch derjenige, der keine Kinder hat, beytragen soll, möchte wohl vielen Schwierigkeiten unterworfen seyn. — Da, wo der Vf. von den Vorzügen der öffentlichen Erziehung vor der Privaterziehung spricht (S. 101 ff.), sagt er: „Unter der Voraussetzung, dass die Privaterziehung der öffentlichen, *bis zum 5 oder 6 Jahre*, vorausgehen müsse, hat von diesem Lebensalter an — besonders für die Erziehung des männlichen Geschlechts — die öffentliche Erziehung wesentliche Vorzüge vor der Privaterziehung." Was der Vf. zur Unterstützung dieser Behauptung anführt, hat Rec. doch nicht von der Wohlthätigkeit derselben überzeugen können. Alle Gesundheit der Seele geht mit dem Sinn für Häuslichkeit verloren, und dieser Sinn ist es eben, welcher der Privaterziehung einen so entschiedenen Werth giebt. Wie viele und mancherley Lagen giebt es nicht im häuslichen Leben, durch welche die Empfindungen theilnehmender Liebe geweckt, der Ausbruch wilder Leidenschaften gehindert, und der Sinn für stille Glückseligkeit und für ein geräuschloses Wirken befördert und genährt wird! Stöst man das unmündige Kind zu früh hinaus in die Fremde, und giebt es den Einwirkungen einer kalten, wohl gar feindseligen Umgebung preis, wie viel zarte und edle Triebe werden da im ersten Aufkeimen erstickt! Was wird ihm in der stürmischen Welt die mütterliche Liebe und die väterliche Sorge ersetzen? Also nicht eher, als bis der Knabe eine gewisse Reife erlangt hat, etwa im 12—14ten Jahre, werde er der öffentlichen Erziehung übergeben. Wenn auch in vielen Familien ein schlechter, für die sittliche Entwickelung des Kindes gefährlicher Geist herrscht: so ist doch diess nicht so allgemein, dass überdie häus-

liche Erziehung im Ganzen der Stab gebrochen werden müfste. Welche höchft traurige Ausficht würde fich für das ganze Menfchengefchlecht eröffnen, wenn der Staat fich aller Kinder vom 5ten Jahre an bemächtigen müfste! Am glücklichften find die Ältern, welche ihre Kinder in eine gute öffentliche Lehranftalt fchicken, und dabey die Erziehung derfelben im traulichen Familienkreife fortfetzen können. — Alles, was Hr. P. S. 66—86 über die Pflichten und Verhältniffe des Hauslehrers fagt, ift faft ganz aus *Niemeyer's* Grundfätzen der Erziehung entlehnt. Der Vf. dankt auch dem würdigen Manne für die treffliche Vorarbeit. Aber warum die Ideen eines Buches wiedergeben, das gewifs in den Händen jedes Erziehers ift? — Sobald auf jeder Univerfität ein gut eingerichtetes pädagogifches Seminarium befteht — und diefs ift doch faft durchgängig der Fall — fo find befondere Seminarien für künftige Hauslehrer nicht fo nothwendig. — Was S. 107—123 über die *Landfchulen*, und S. 132—143 über die *Bürgerfchulen* gefagt ift, hat unferen ganzen Beyfall. Durch einen fo zweckmäfsigen Unterricht wird der gemeine Mann gewifs einer höheren Cultur und einer vernünftigen Aufklärung entgegengeführt. Über die Induftriefchulen aber haben wir von *Erhard* und *Lachmann* fchon etwas Gehaltvolleres, als hier geliefert ift. Ein fehr brauchbarer Auffatz über diefen Gegenftand befindet fich im 12ten Stück des *Braunfchw. Journ.* v. J. 1788, und eine bis zum J. 1794 fehr vollftändige Literatur über Land- und Induftriefchulen fteht im 61ften Theil von *Krünitz Encyklopädie.* Sie ift auch einzeln daraus abgedruckt. — Für die Nützlichkeit und Wohlthätigkeit grofser ökonomifcher Schulen fprechen die beiden trefflichen Inftitute von *Thaer* und *Fellenberg* überzeugend genug. Dafs aber von den fonntäglichen Belehrungen der erwachfenen Landjugend über die Verbefferung der Landwirthfchaft durch die Prediger und Schullehrer viel zu erwarten fey, mufs Rec. recht fehr bezweifeln. Denn in der Regel verftehen beide von der praktifchen Landwirthfchaft nicht fo viel als der Landmann, und haben fich auch wegen der Vorbereitungsftudien zu ihren Ämtern früherhin nicht damit befchäftigen können. Zwar verlangt der Vf., dafs die künftigen Landprediger ihre ökonomifche Bildung in einem grofsen landwirthfchaftlichen Inftitut, das unter der Autorität des Staats fteht, erhalten follen: allein, um mehrerer anderer Schwierigkeiten nicht zu gedenken, woher foll der Prediger, der wahrlich jeden Augenblick forgfam benutzen mufs, wenn er fich auf eine würdige Art zu feinem Amte vorbereiten will, die Zeit nehmen, um fich *drey* Jahre lang (denn diefe werden doch mindeftens zu einem *vollftändigen* Unterricht über *alle* Theile der Landwirthfchaft, wo die Theorie *durchgehends* mit der Praxis verbunden werden foll — S. 168 —, erfodert) einem folchen Studium ausfchlieſsend zu widmen? — Bey dem Abfchnitt von den *Kunftfchulen* (S. 180—189), die der Vf. in befondere Inftitute 1) für die zeichnenden und bildenden Künfte, 2) für die fchöne Gartenkunft, 3) für die mimifchen Künfte, und 4) für die Tonkunft abtheilt, wünfcht er auch noch eine Anftalt, wo die *Beredfamkeit* im höheren Umfange geübt werde. Wenn aber diefe Kunft, die bey den Alten auf einer fo hohen Stufe der Vollkommenheit ftand, bey uns gedeihen foll: fo müfste ein ganz anderer Geift in unfere gerichtlichen Verhandlungen und in die ganze Staatsverwaltung eingeführt, und das, was jetzt in ungeheuren Actenhaufen durch die Feder entfchieden wird, von der Rednerbühne herab verhandelt werden. Jetzt ift die Kanzel der einzige Ort, wo diefe edle Kunft einen Zufluchtsort gefunden hat. Die Einrichtung einer Schule für die zeichnenden und bildenden Künfte würde nach dem Plane des Vfs. einen fehr grofsen Koftenaufwand verlangen. — Bey den *Handlungsfchulen* (S. 174—179) find die Gegenftände des Unterrichts fo vielfach, dafs man von einem Jüngling, der nicht mit aufserordentlichen Talenten begabt ift, bey Beendigung feiner Studien kaum die erften Anfangsgründe der erlernten Wiffenfchaften verlangen kann. Eben fo übertrieben find die Foderungen, welche der Vf. an den Ökonomen, Künftler u. f. w. macht. Rec. hat gegen ein folches encyklopädifches Vielwiffen einen gewaltigen *horror*, und ihm fällt dabey immer der Ausruf eines unferer gröfsten Philologen beym Anblick eines folchen buntfchäckigen Lectionsplans ein: *da fehlt ja nichts als die Vieharzneykunft!* Wie beherzigenswerth ift hier das goldene *Ne quid nimis!* Der Vf. bemerkt ja felbft S. 344 fehr richtig: „*Gründlichkeit* ift jeder Halbwifferey und jedem oberflächlichen Lernen vorzuziehen. *Non multa, fed multum!* Was (S. 198—223) über die *Realfchulen* gefagt wird, ift fehr gut und anwendbar; die *Töchterfchulen* aber werden fehr kurz und oberflächlich (S. 189—197) abgefertigt, und dennoch find fie in einem gut organifirten Schulwefen von der höchften Wichtigkeit.

Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Leipzig*, b. Benj. Fleifcher: *Kleine Gefchichten für Kinder von 6—10 Jahren, die gern etwas lefen, was ihnen verftändlich, nützlich und angenehm ift.* 1ster Th. 3te durchaus verbefferte Aufl. 1805. VIII u. 198 S. 2ter Th. 260 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) Unter den vielen Jugendfchriften, die durch Rec. Hände gegangen find, können nur wenige diefen kleinen Gefchichten den Vorzug ftreitig machen. Bey aller Leichtverftändlichkeit fällt der Ton nie zum Unedeln herab, fondern behauptet vielmehr immer eine anftändige Würde, die unwillkührlich anzieht, wenn man fich in die Seele des Kindes denkt. Auch verfichert der Vf., dafs fich alle hier gegebenen Gefchichten wirklich zugetragen haben, welches auch nicht unwahrfcheinlich ift, da fich das Meifte in Familienfcenen herumdreht, wo alles diefes leicht vorfallen konnte.

Kp.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 NOVEMBER, 1808.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Hinrichs: *Die Erziehungswissenschaft*, aus dem Zwecke der Menschheit und des Staates praktisch dargestellt von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Wie mangelhaft auch der Abschnitt von den *Gelehrtenschulen* (Gymnasien oder Lyceen) sey, wird man sehr leicht aus einer Vergleichung mit dem einsehen, was *Niemeyer* und *Gedike* über denselben Gegenstand gesagt haben. Eben so würden wir hoffentlich vom Vf. über die *Universitäten* etwas Durchdachteres erhalten haben, wenn er die neuerdings erschienenen Schriften von *Schleiermacher*, *Villers*, *Tittmann*, *Beck* und *Meiners* hätte benutzen können. Er behauptet, Deutschland habe zu viel Universitäten, und mehrere derselben könnten sehr zweckmässig in andere Institute verwandelt werden. Dabey könnte man von dem doppelten Grundsatze ausgehen: entweder eine Universität, die 10 Jahre hindurch in Hinsicht auf ihre Frequenz unter 200 Studirende gefallen ist, verdient aufgehoben zu werden, oder für eine Provinz von 2 bis 3 Millionen Bewohnern bleibt nur *eine* Universität stehen. Diese Universitäten müssen dem Zeitgeiste und dem gegenwärtigen Standpuncte der Wissenschaften gemäss, verjüngt und neu organisirt werden. Anstatt des bisherigen zunftmässigen Facultätswesens werden folgende wissenschaftliche Sectionen eingeführt: die *philosophische* Section mit 8 ordentlichen Professoren; die *cameralistische* mit 3; die *philologische* mit 10; die *historische* mit 6; die *mathematische* und *physikalische* mit 7; die *medicinische* mit 7; die *juristische* mit 9; die *theologische* mit 4; und endlich die *artistische* mit 6 ordentlichen Professoren. (Zu der letzteren Section gehören auch der *Bereiter*, und der *Fecht*- und *Tanz-Meister*.) Ausser diesem, aus 60 Personen bestehenden Collegium werden noch mehrere ausserordentliche Professoren und Privatdocenten angestellt. Die ersteren bekommen die Hälfte, die letzteren das Drittheil von dem Gehalte eines ordentlichen Professors. Nur nach einer strengen Prüfung und nach wiederholten Beweisen einer guten Lehrfähigkeit kann Jemand Privatdocent werden. Dieser avancirt zum ausserordentlichen Professor, wenn er wenigstens zwey Jahre mit Beyfall gelesen, und sich durch ein gründlich geschriebenes Buch als Schriftsteller bekannt gemacht hat. Öffentliche Disputationen fallen ganz weg, und das zeitraubende Programmenschreiben wird sehr eingeschränkt. Jeder geprüfte Lehrer muss das Recht haben zu lesen, was er will, und auf praktische Übungen und Prüfungen über das vorgetragene Pensum ganz besonderen Fleiss wenden. Wer von den Privatdocenten und ausserordentlichen Professoren *zwey Jahre* hindurch keine Zuhörer bey der obersten Erziehungsbehörde belegen kann, wird von der Universität auf eine andere, seinen Kenntnissen angemessene Stelle versetzt. Jeder Student bezahlt jährlich an eine dazu ernannte Commission ein gewisses Quantum, das unter alle Docenten gleichmässig vertheilt wird. Wenigstens *vier* Jahre lang muss der Student auf der Universität bleiben, und darf nur nach diesem Quadriennium eine auswärtige Universität besuchen. Nächst den oben angeführten Lehrstellen muss die Universität noch haben: Predigercollegia; ein Klinicum; ein Hebammeninstitut; ein anatomisches Theater; einen botanischen Garten; ein Observatorium; eine Naturaliensammlung und Apparat zur Experimentalphysik; ein Seminarium für Lehrer in Realschulen und Lyceen; einen technologischen Apparat und Modelle; ein Grundstück zum praktischen Unterricht in der Ökonomie; ein chemisches Laboratorium; Reitbahn; Tanzsaal; Fechtboden; abgesteckte Bäder und eine *vollständige*, jährlich beträchtlich zu vermehrende Bibliothek. Übrigens hat die Universität ihre eigene Gerichtsbarkeit und Policey. Der Prorector wechselt jährlich, und wird entweder von der Regierung oder durch die Wahl der Collegen ernannt. — Gern verweilten wir noch einige Augenblicke bey den verschiedenen *Seminarien*, deren innere Organisation im Ganzen vortrefflich und überall anwendbar ist (nur dass auch hier wieder zu viel gelehrt wird): aber wir haben uns schon zu lange bey den vorigen Abschnitten aufgehalten.

So sehr wir nun auch im Ganzen durch den politischen Theil der Erziehungswissenschaft befriedigt wurden: so wenig konnte uns der *didaktische* Theil (S. 318—434) derselben ein Genüge leisten. Denn alles ist hier mit oberflächlicher Kürze abgefertigt, und zeigt, dass der Vf. in seinen Gegenstand nie tief eingedrungen ist. Fast bey allen Abschnitten beschränkt er sich bloss auf einige allgemeine Regeln, und führt dann eine lange Reihe von Büchertiteln an, die eine eben so mangelhafte als ungründliche Kenntniss der Literatur in diesem Fache verrathen. S. 323 tadelt der Vf. mit Recht, dass *Heusinger* in dem Aufsatz: *Über Erziehung und Unterricht*, eine

so scharfe Grenzlinie zwischen dem Lehrer und Erzieher gezogen hat; denn beide müssen nie von einander getrennt werden, und der Unterricht, der nicht zugleich erziehend ist, hat in unseren Augen gar keinen Werth. Niemand hat noch diese schöne Vereinigung glücklicher und überraschender dargestellt, als *Pestalozzi.* — S. 331 sagt Hr. P.: die *katechetische* Lehrform sollte nicht bloss auf moralische und religiöse Begriffe, sondern auch beym Unterricht in der *Naturgeschichte*, *Geographie*, *Grammatik* u. s. w. angewandt werden. Rec. weiss es recht gut, dass die katechetische Methode, mit Einsicht und Gewandtheit gebraucht, den Geist weckt, die Urtheilskraft schärft, und die Aufmerksamkeit wach erhält: aber wie will man sie da anwenden, wo es nicht auf Entwickelung und Bildung der Begriffe, sondern vorzüglich auf Belehrung und auf Bereicherung des Gedächtnisses ankommt? — S. 349 berührt Hr P. die *Pestalozzische* Lehrmethode; fertigt sie aber kurz mit der Äusserung ab: „sie führt zu einem Mechanismus, der selbst für Dorf- und Bürger-Schulen zu weit getrieben ist; sie ist für die höhere, umschliessendere Menschenbildung durchaus unanwendbar, besonders da ihrem Stifter alle eigentlichen gelehrten Kenntnisse abgehen; sie kann keineswegs als eine allgemeine Methode gelten, da ihre Anwendung auf alle Gegenstände, wo man mit der blossen Anschauung nicht ausreicht, unversucht geblieben ist. *Pestalozzi* besitzt mehr Wärme des Herzens, als Klarheit der Begriffe (?); und daher sind seine pädagogischen Schriften nicht ohne Verworrenheit. Auch fehlt ihnen Zusammenhang, Rundung, Bestimmtheit des Ausdrucks und umschliessende Umsicht." Wir halten es für überflüssig, hierüber auch nur ein Wort zu verlieren, da der Vf. durch diese Äusserungen hinlänglich bewiesen hat, wie vertraut und befreundet er mit dem Geist der *Pestalozzischen* Lehrmethode sey. Unter den angeführten Büchern über diese Methode fehlen die Schriften von *Herbart*, *Zeller*, *Witte*, *Ström*, *Trapp* und der Prospect des pestalozzischen Instituts zu *München-Buchsee*, in Verbindung mit der Erziehungsanlage zu *Hofwyl*. — Was Hr. P. über die Lesemethode *Oliviers* sagt, zeigt deutlich, dass er sich nicht die Mühe genommen habe, dessen Elementarwerk zu lesen. Es ist überhaupt nicht so leicht, über diese Methode abzusprechen, weil sie ein langes und gründliches Studium voraussetzt. Von *Campens*, *Gedikens* und *Pöhlmanns* Lesemethoden erfahren wir nichts. Was aber Hr. P. über *Stephani's* Leselehrart sagt, ist aus dessen System der öffentlichen Erziehung genommen. — Die *hebräische Sprache* will der Vf. S. 389 ganz von den öffentlichen Lectionen des Unterrichts auf Gymnasien ausgeschlossen wissen, weil sie als eine unvollkommene Sprache ein sehr geringes Interesse gewähre. „Künftige Prediger mögen sie in Privatstunden lernen" — wahrscheinlich um mit noch grösserer Kälte und Geringschätzung gegen eine Sprache erfüllt zu werden, welche für die früheste Geschichte der Menschheit so ehrwürdige Documente aufzuweisen und uns so manche köstliche Blüthen und Früchte des Orients aufbewahrt hat, ohne welche auch unsere Religions-Urkunden nicht gründlich und zuverlässig erklärt werden können. — S. 391 verlangt Hr. P., man solle den Knaben nicht bloss mit grammatischen Regeln martern, *sondern ihn in die Welt des Alterthums selbst führen.* Diese Welt aber zu erfassen und zu begreifen, ist nur der Lohn eines langen und gründlichen Studiums der Alten, und den Knaben über das Mühsame der Grammatik zu früh hinweg heben und ihm eine Welt eröffnen wollen, für die er noch keinen Sinn hat, heisst den unmündigen Icarus mit wächsernen Flügeln der Sonne entgegenführen. Darum will ja *Jean Paul*, dass man die alten Classiker eigentlich erst auf der Universität lesen soll. Auf jeden Fall aber muss der Jüngling erst dann in die alte classische Welt geführt werden, wenn ihm die Grundsätze der Grammatik ganz sicher und gewiss geworden sind. — Die acht angehängten *Beylagen*, welche Lectionsplane für Land- und Bürger-Schulen, für Realschulen und für Gymnasien (einer nach Vertheilung der Lehrgegenstände zu denselben Stunden in allen Classen, und ein zweyter für sechs Lehrer, von denen jeder bestimmte Scienzen durch alle Classen des Instituts vorträgt), ferner eine Tabelle über das ganze Schuljahr, und eine monatliche Censur-Tabelle enthalten, sind gut und brauchbar.

Der Styl, der im Ganzen leicht und fliessend, hin und wieder auch edel und kraftvoll ist, trägt, wie die ganze Schrift, häufige Spuren von Flüchtigkeit. Wir haben uns *viele* Beweise dieser Behauptung gesammelt, und nur der Raum hindert uns, sie hier vorzulegen. Manche Perioden haben wir wegen der verworrenen Construction gar nicht verstanden; z. B. I. S. 191 und 208; II. 329. Überhaupt wenn der Vf. seine Kräfte nicht durch ein zu vielseitiges Studium zersplitterte, und dafür seinen Fleiss auf *einen* Gegenstand ganz besonders concentrirte: so hätten wir gewiss von ihm etwas Ausgezeichnetes zu erwarten, und sein literärischer Ruhm würde dabey mehr gewinnen, als wenn er mit jeder Messe immer neue Producte seines Fleisses zu Markte bringt. Er bemerkt ja selbst sehr richtig, II. S. 71: „Der Gelehrte, der nicht Charlatan, sondern *gründlich* gebildet ist, kann nicht Polyhistor seyn." —

L. Th.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, b. Treuttel u. Würtz: *Manuel du Museum Français*, contenant une description analytique et raisonnée, avec une gravure au trait, de chaque tableau, tous classes par Ecoles, et par Oeuvres de grands maitres. 8. (Seit 1802—1808 sind von diesem Werk nach und nach 10 Lieferungen erschienen, welche zusammen 67½ Francs kosten.)

Künstler und Liebhaber der Kunst, wer in Paris

anwesend ist sowohl als Auswärtige, haben alle gleich viel Ursache mit dem vorliegenden Werk zufrieden zu seyn: der Künstler, weil er in demselben, obgleich nur leicht und skizzenhaft entworfen, eine Menge schöner Erfindungen berühmter Maler antrifft, die er sich bekannt machen, studiren und unter einander vergleichen kann. Liebhaber der Kunst erhalten nicht nur eine vollständigere Übersicht der Werke grosser Meister, sondern sie werden auch von den wesentlichsten Eigenschaften derselben aus den beygefügten Urtheilen unterrichtet. Für diejenigen, die sich wirklich in Paris befinden, muss es eben so angenehm als nützlich seyn, das *Museum Français* mit diesem Werk in der Hand zu sehen, und an demselben einen wirklich guten und verständig urtheilenden Ausleger zu haben. Auswärtige endlich erhalten hiedurch umständliche Kunde von den im *Museum français* aufbewahrten Schätzen.

In jeder der 10 Lieferungen sind die Werke eines oder nach Beschaffenheit auch mehrerer berühmter Meister zusammengestellt, welches eine bequeme, den allgemeinen Überblick ihrer Kunsttalente sehr erleichternde Einrichtung ist. — Die erste Lieferung enthält Umrisse nach 19 Gemälden von *Nic. Poussin*, worunter das Bildnis des Künstlers und 3 Landschaften sind. Die zweyte Lieferung 16 Stücke nach *Domenichino*, worunter 3 Landschaften nebst noch ein paar anderen Bildern, welche ebenfalls zum Fach der Landschaften können gerechnet werden: ferner 4 Stücke nach *Leonello Spada*. Lieferung No. 3. 48 Stücke nach *Rubens*, verschiedener Art. Lieferung No. 4. 89 Bilder nach *Rafael*. Die 5 Lieferung 34 Tafeln nach Gemälden von *le Brun*, worunter sich dessen Bildniss befindet. Sechste Lieferung, 8 Tafeln nach *Adrian van Ostade*, 13 nach *Gerhard Douio* und 28 theils historische Darstellungen, theils Bildnisse nach *Ant. Vandyk*. Die siebente Lieferung ist mit 29 Landschaften nach *Vernet* angefüllt. Lieferung No. 8 mit 24 Stücken nach *Titian*, historische Darstellungen und Bildnisse. Lieferung No. 9 hat 17 Kupfer nach Gemälden des *Paul Veronese*, worunter nur ein Porträt befindlich. Die 10 Lieferung endlich zeigt 25 Tafeln nach Gemälden des *E. le Sueur*, welche alle, eins ausgenommen, das Leben des heil. Bruno darstellen.

Wenn man den hiezu gehörigen Text vom rechten Standpunct unbefangen betrachtet: so erscheint auch Er allerdings verdienstlich; allein man muss gefasst seyn, einige den französischen Kunstrichtern gewöhnlich anklebende Vorurtheile zu übersehen. So wird z. B. in der ersten Lieferung von *Nic. Poussin*, dem wir in Deutschland Ehre anzuthun glauben, wenn wir ihn unter die Maler vom zweyten oder dritten Range rechnen, geradezu behauptet: „*derselbe habe in Hinsicht auf das Ganze seiner Gemälde alle anderen Künstler übertroffen*." In der 4 Lieferung ist beyläufig dem wackeren *Pietro Perugino* eine frostige prosaische Manier Schuld gegeben u. s. w. Im Gegentheil fehlt es aber auch nicht an manchen feinen Bemerkungen, an Urtheilen, welche Einsicht verrathen; die Foderungen, welche im Allgemeinen an das Kunstwerk geschehen, sind selten ganz ungegründet, allein zuweilen über die Gebühr gesteigert und an Splitterrichterey grenzend. —y—H.

LEMGO, b. Meyer: *Deutsches Künstlerlexikon oder Verzeichniss der jetztlebenden deutschen Künstler.* Verfertiget von *Joh. Georg Meusel*, königl. preuss. Hofrathe u. s. w. Zweyte umgearbeitete Ausgabe. Erster Band. 1808. 588 S. 8. (1 Thlr.)

Die grossen fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche der Vf. eines Werks, wie das anzuzeigende Künstlerlexikon ist, zu bekämpfen hat, erwerben demselben billig ein milderes Urtheil und mehrere Nachsicht, als bey irgend einem anderen literarischen Unternehmen sonst geschehen dürfte. Denn erstlich ist die Grenze, wo der Künstler aufhört und der blosse Handwerker anfängt, sehr schwer abzustecken, und zweytens wird es nie möglich seyn, zur Vollständigkeit zu gelangen, weil selbst während der zum Druck erfoderlichen Zeit manche von den aufgezeichneten Künstlern gestorben seyn, und manche, welche der Aufzeichnung werth gewesen wären, sich unterdessen erst bekannt gemacht haben werden; überdiess kann der Vf. es nicht vermeiden, sich unzuverlässiger Hülfsmittel, z. B. Zeitungsnachrichten, zu bedienen, woraus aber der Nachtheil entspringt, dass zuweilen nur mittelmässige Verdienste verschwenderisch mit Lobsprüchen überschüttet werden, anderen aber nach Verhältniss zu wenig Ehre geschieht, noch anderen ist in diesem Lexikon ein Platz eingeräumt worden, welche auf den Namen eines Künstlers keine gegründeten Ansprüche haben. Ungeachtet dieser Mängel, die uns von dem Unternehmen selbst unzertrennlich scheinen, erkennen wir gerne die Brauchbarkeit des Werks im Ganzen, den Fleiss und die Mühe an, welche Hr. Hofr. *Meusel* sich um die Sache der deutschen Kunst gegeben, und wünschen, es möchte ein jeder, der es vermag oder Gelegenheit hat, zur Berichtigung und Vervollständigung beytragen. Hier ist weder ein schicklicher Ort noch Raum für beträchtliche Zusätze. Rec. will indessen doch, um seinen guten Willen zu beweisen, einiges anmerken, was er sich beym Durchlesen aufgezeichnet hat.

Der S. 96 angeführte *Bittner* ist wohl kaum ein anderer als der vor etwa 3 Jahren als kurhessischer Hofmaler zu Cassel verstorbene Prof. *Böttner*, welcher in seinen früheren Jahren und besonders in Italien geschichtliche Gegenstände mit Glück dargestellt, nachher aber war er meistens mit Bildnissmalen beschäftiget. *Friedrich Bury* aus Hanau, von dem S. 126 geredet wird, lebt seit mehreren Jahren nicht mehr in Dresden, sondern in Berlin. — *Demiani* oder *Dimiani*, ein geschickter Mignaturmaler in Dresden, ist an seinem Orte aufzuzeichnen vergessen worden; eben so vermisst man auch den im Fach landschaftlicher Darstellungen mit Öl- und Wasserfarben rühmlichst bekannten Hn. *Bellermann*, Kaufmann in Erfurt. — Dem Wenigen, was S. 308 von

dem Landschaftenmaler *Grass* gesagt wird, wäre fürs Erste noch beyzufügen, dass derselbe in Jena studirt, sich nachher einige Zeit in der Schweiz aufgehalten, wo er im vertraulichen Umgange mit dem bekannten zürcher Maler *Hess* bedeutende Fortschritte in der Kunst gemacht, dann nach Italien gegangen und vornehmlich Sicilien durchreiset. — Der S. 356 angeführte Zeichner, Namens *Hartmann*, ist wohl nur eine Person mit dem sich in Dresden aufhaltenden stuttgardter Maler *Ferdinand Hartmann*, dessen S. 354 bereits Erwähnung geschehen. — *Conrad Horny*, von welchem S. 421 geredet wird, war zu Höchst, unter Frankfurt a. M., geboren, nicht eigentlich ein Kupferstecher, sondern erst Porzellanmaler, später arbeitete er vornehmlich mit Aquarellfarben, und verfertigte auch Ölgemälde; nur nebenher hat er sich mit Radiren beschäftiget. Man kann diesen Künstler auch unter die Schriftsteller zählen, denn die im Programm zur J. A. L. Zeitung 1807 eingerückten Bemerkungen über den Landschaftenmaler *P. Brill* sind aus seinen Papieren ausgezogen. *Horny* starb zu Ende des Jahres 1807. — Der geschickte Hofebenist zu Jena heisst nicht, wie S. 433 nach der Zeitung f. d. E. W. gemeldet wird, *Jecke*, sondern *Keck*. — Noch findet man den *Joh. Kölla* (denn so schrieb er sich, nicht *Koella*) zu Stäfa am zürcher See S. 490 als lebend angeführt, da derselbe doch schon vor mehr als 30 Jahren verstorben ist.

— y — H.

KURZE ANZEIGEN.

Lateinische Sprachkunde. 1) *Erfurt*, b. Keyser: *Lectiones Latinae, veterum gentium historiam continentes.* In usum Juventutis Latinae linguae studiosae edidit notisque philologicis e Broederi Grammatica maj. exornavit *Georgius Philippus Schuppius*, Gymnasii Hersfeldensis Collaborator. Pars prima Historiam ab initio gentium ad aetatem usque Alexandri M. complectens. 1805. 160 S. 8. (18 Gr.)

2) Ebendas.: *Tabulae synchronisticae ex historia veterum gentium.* Edidit *Georg. Phil. Schuppius.* Periodus prima. Ab initio gentium ad aetatem usque Alexandri M. 1805. 11 Bog. 4. (8 Gr.)

Die Idee, nach welcher Hr. *Sch.* die *Lect. lat.* gearbeitet hat, die lateinischen Lectionen zugleich zur Wiederhohlung der Geschichte zu benutzen, ist lobenswerth; die Methode, nach welcher er Geschichte lehrt, dass er nämlich erst bloss mit wenigen Worten und chronologischen Bestimmungen die Hauptbegebenheiten aus der Geschichte eines Volkes heraushebt, dann sie im Zusammenhange entwickelt, hat sich auch dem Rec. bewährt; und der lateinische Ausdruck des Vfs. ist einfach und klar, und zeigt von vieler Belesenheit und einer besonders fleissigen Übung im Lateinischschreiben. Daher wir das Buch durchaus empfehlen würden, wenn wir es nicht für noch nützlicher hielten, mit dem Schüler die lateinischen Historiker selbst zu lesen, wodurch der Zweck des Vfs., den Unterricht im Lateinischen mit dem Unterrichte in der Geschichte in Verbindung zu setzen, noch vollkommener erreicht werden möchte. Denn wie gut auch Hn. *Sch's.* lateinischer Styl ist; doch muss sich auch der vollendeteste Latinist unserer Zeit bescheiden, nicht wie ein Römer der besseren Periode zu schreiben. Sicherer lernt man das ächte Latein aus Cornelius, Livius, Sallust; und der Gewinn für Geschmacksbildung ist doch auch in Anschlag zu bringen. Denn, wie schon die Seitenzahl des Buches erwarten lässt, es ist nur Compendium: Neigung aber für Geschichte, Geist und Gefühl überhaupt wird am lebhaftesten aufgeregt durch lebendige Entwickelung und Darstellung des Einzelnen. Daher, wenn eine allgemeine Ansicht der Geschichte gegeben ist, es für das Studium der Geschichte gewinnvoller seyn möchte, die wichtigen an sich grossen und interessanten Begebenheiten und Charaktere ins Einzelne hinein zu verfolgen, und vollständiger ausgebildet darzustellen, als Alles, und nur in kurzen Andeutungen, zu umfassen.

Die *Tabellen* scheinen uns weniger ihrem Zweck zu entsprechen: sie enthalten auf einer Seite zu wenig, und geben also gerade das nicht, was man von Tabellen erwartet, Übersicht. Z. B. die 13 Tab. enthält einen Zeitraum von 20 Jahren 543 vor Chr. bis 514. und in der breiten Columne *Graeci* steht weiter nichts als: *Anacreon. Hippias;* die Columne *Macedones* ist ganz leer; und unter *Romani* nur: *Tarquinius Superbus regnum invadit.* — Die Tabellen aber, so wie die *Lectiones latinae*, zeugen von einer sehr genauen Geschichtskenntniss; und wenn auch Rec. über manche Angabe in der ältesten asiatischen Geschichte anders denkt, so beweist doch alles Belesenheit und Urtheil, und wir dürfen hienach glauben, dass Hr. *Schuppius* als Lehrer vielen Nutzen stifte.

V. S. A.

Ausländische Sprachkunde. *Göttingen*, in Commiss. b. Dieterich: *Grundriss der französischen Sprache, verbunden mit praktischen Übungen zum Übersetzen ins Französische über alle Regeln dieser Sprache.* Von *St. D—s*, Ph. Dr., Lehrer dieser Sprache auf der Universität zu Göttingen. 1808. 155 S. 8. (9 Gr.) Hr. *St. D—s (Dubois)*, Ph. Dr., muss sehr jung und des Publicums unkundig seyn, wenn er glaubt, dass es ihm „seiner guten Absicht wegen manchen Fehler übersehen werde." So gutartig ist das Publicum nicht, und wird obendrein in seiner Lieblosigkeit durch die bösen Recensenten bestärkt. Der gegenwärtige will ihm indessen das Leben nicht sauer machen, sondern ohne Umschweife gestehen, dass sich sein Grundriss nicht recensiren lässt, weil alles auf den Kopf gestellt, weder Anfang noch Ende, weder Ordnung noch Deutlichkeit darin ist. Der Vf. scheint selbst zu fürchten, dass, ausser ihm, wenige sein Buch werden lesen wollen. „Mancher Lehrer, sagt er, wird diesen Grundriss nicht als Leitfaden annehmen, weil er vielleicht durch seine Unwissenheit in Verlegenheit gerathen könnte, indem bloss angezeigt ist, was man wissen muss, und der Lehrer folglich die nöthigen Kenntnisse haben muss, um es zu erklären, welches leider der Fall nicht immer ist." Es war doch auch nicht edel vom Hn. *D.*, die armen unwissenden Lehrer nicht erst besser zu unterrichten. Denn Manchem wird wunderlich werden, wenn er S. 11 den Imperativ so erklärt liest: „Nichts ist gemeiner im gesellschaftlichen Leben, als der Ton (!) zu befehlen, zu bitten, zu ermahnen, zu ermuntern, hiezu der *Imperatif.*" Oder S. 15: „Durch die zwey ersten Personen versteht man eigentlich nur Menschen, aber durch die dritte Person versteht man alles, wovon man redet, Menschen oder Thiere oder Sachen." Also wird der Marder in der Fabel nun nicht mehr zu der erhaschten Taube sagen: *Ich* will *dich* fressen, sondern: *Er* will *sie* fressen.

Cch.

Deutsche Sprachkunde. *Berlin: Redetheile der deutschen Sprache für untere Schulclassen.* 1 Blatt. Fol. (2 Gr.) Eine nützliche Wandzierung unterer Schulclassen! Wenn der Schüler mit dem Inhalte dieser Tabelle bekannt ist: so hat er schon einen guten Grund in der deutschen Grammatik gelegt; eines Mehreren, als dieser Bogen enthält, bedarf es für den Anfänger nicht. Da nun eine einzige Tafel für den Gebrauch einer ganzen Schulclasse hinreicht, und diese nur 2 Gr. kostet: so wird sich das Blatt schon verkaufen.

ß.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 NOVEMBER, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *Die Staatslehre für denkende Geschäftsmänner, Cameralisten und gebildete Leser*, dargestellt von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*, ord. Prof. des Natur- und Völker-Rechts und Director des akademischen Seminariums auf der Universität Wittenberg. 1808. I Theil. VIII u. 312 S. II Theil. X u. 418 S. gr. 8. (3 Thlr.)

Die Staatslehre in ihrem ganzen Umfange abzuhandeln, ein Lehrbuch der Politik nach allen ihren Zweigen zu liefern, war die Absicht des Vfs. bey diesem Werke. Was er selbst von sich in der Vorrede bemerkt, seine lange Bekanntschaft mit *Kantischen* Ideen möge auch wohl in seiner Darstellungsart sich zeigen, fand Rec. beym Durchlesen des Werks sehr häufig auffallend bestätigt. Wir gestehen, dass uns diese Behandlungsart des Gegenstandes aus einem philosophischen Gesichtspuncte, nicht eben als die zweckmäsigste erscheint. Ungleich glücklicher würde nach unserer Überzeugung der Vf. gewählt haben, zumal da er für Geschäftsmänner und gebildete Leser überhaupt, also nicht ausschliesslich für Gelehrte von Profession, schreiben wollte, wenn er sein Thema hauptsächlich aus dem historischen Standpuncte untersucht hätte. Die praktische Brauchbarkeit des Buchs würde dadurch unstreitig sehr gewonnen haben. Das ganze Werk zerfällt in 2 Theile, von welchen der erste den reinen, der zweyte den angewandten Theil der Staatslehre enthält. Der erste, welcher am meisten dem Vf. Eigenthümliches enthält, verdient desshalb auch hier eine genauere Anzeige. Gleich in der Einleitung stellt der Vf. als Ideal einer philosophischen Rechtslehre den Satz auf: befördere das vollendete Gleichgewicht zwischen dem äusseren freyen Wirkungskreise aller mit dir zur Gesellschaft vereinigten Wesen. Diesem Ideale sucht der Staat die Menschen anzubilden. Es ist eine Rechtsgesellschaft, wo das Gleichgewicht zwischen der Freyheit aller unter der Bedingung des Zwangs hervorgebracht und erhalten wird. Nach dieser Definition des Staats zerfällt die ganze Staatslehre bey dem Vf. in 2 Theile, in den reinen, welcher die vernunftmäsige Begründung der rechtlichen Form des Staats nach seinen inneren und äusseren Verhältnissen entwickelt oder das Staatsrecht, und in den angewandten, welcher die, in der rechtlichen Form des Staats enthaltenen Bedingungen seines organischen Lebens nach allen einzelnen Theilen seiner Verwaltung darstellt, oder die Politik. Der Vf. erklärt übrigens selbst diese beiden Abtheilungen als synonym mit den gewöhnlichen Benennungen, Staatsverfassungs- und Staatsverwaltungs-Lehre.

Nach dieser Einleitung folgt die reine Staatslehre selbst. Der Vf. theilt sie in 3 Hauptabschnitte: 1) in die Lehre von der rechtlichen Organisation der Form des Staats — oder wie das Recht im Staate zur Herrschaft gelangen soll; 2) in die Lehre von der rechtlichen Organisirung des Zwangs im Staate, — oder wie das Recht im Staate seine Herrschaft durch den Zwang behaupten soll; und da mehrere Staaten neben einander existiren, 3) in die Lehre von dem rechtlichen Nebeneinanderseyn mehrerer Staaten und die Bestimmung der Art und Weise des rechtlich organisirten Zwangs zwischen Staaten und Staaten. Was den ersten Theil betrifft, so umfasst dieser a) die Darstellung der Urverträge, auf welchen der Staat als Rechtsgesellschaft beruhe. Wir finden hier die ganze weitläuftige Lehre von den verschiedenen Urverträgen, dem Vereinigungs-, Verfassungs- und Unterwerfungs-Vertrage, welche, obgleich schon so oft und bündig widerlegt, dennoch in den Köpfen einiger Theoretiker nicht aussterben zu wollen scheint, noch einmal von neuem vorgetragen. Rec., der trotz dem, was hier gegen die Gegner der Urverträge gesagt ist, ihre Nothwendigkeit noch immer nicht einsieht, der es noch weniger begreift, was diese ganze Darstellung in einem praktisch seyn sollenden Werke, das für gebildete Geschäftsmänner und nicht allein für grübelnde Theoretiker geschrieben ist, nutzen soll, erinnert hier nur an das, was er schon bey einer anderen Gelegenheit in diesen Blättern (No. 190—92) gegen diese ganze Theorie bemerkt hat. Es verdient doch gewiss beherzigt zu werden, wie leicht mit dieser Theorie Missbrauch getrieben werden kann, wie die Geschichte unserer Tage gezeigt hat! — Auf diese Theorie der Grundverträge stützt sich bey unserem Vf. b) die Lehre von der höchsten Gewalt im Staate und die Realisirung des Staatszwecks durch dieselbe. Er läfst die höchste Gewalt aus dem allgemeinen Willen in Hinsicht auf den Zweck und die Form des Staats entstehen, und theilt sie in die gesetzgebende und vollziehende Gewalt. Das Personale, welchem diese beiden Zweige der höchsten Gewalt anvertraut sind, soll von einander getrennt, und jedes in seinem Wirkungskreise unabhängig seyn. Die Gesetzgebung übt das Volk durch seine Repräsentanten, und unter ihnen gilt der Beschluss der Mehrheit. — Es braucht kaum bemerkt zu werden, dass der allgemeine Wille, welcher sich durch die Repräsentanten aussprechen soll, durch das ganze repräsentative System so gut als gar nicht mit Gewissheit ausgemittelt werden kann. Der völlige Mangel

eines gesetzgebenden Raths, meint der Vf., führe zum Despotismus und zur Tyranney. Freylich wo keine kräftige öffentliche Meinung vorhanden ist, durch welche aber auch erst die repräsentativen Corps etwas mehr als blofse Formen werden können! Dänemarks Beyfpiel ist hier die beste Widerlegung. Die executive Macht, welche der Regent repräsentirt, soll von der legislativen streng getrennt werden, wo nicht, so regiere Willkühr statt des Rechts. Beide Gewalten sollen aber dennoch von einander wechselseitig abhängig seyn, dadurch dafs dem Regenten die Initiative der Gesetze, dem gesetzgebenden Corps aber die Controlle der executiven Macht zustehe, und zwischen beiden soll fortwährend völlige Übereinstimmung herrschen. Die richterliche Gewalt sieht der Vf. mit Recht für einen Zweig der executiven Macht an. Man sieht, der Vf. hatte bey seiner ganzen Darstellung die englische Staatsverfassung vor Augen; wie aber noch jetzt ein politischer Schriftsteller nach der grofsen Lection, welche die französische Revolution allen Staatskünstlern gab, welche das Heil eines Staats von einer schulgerecht verfassten Constitution erwarteten, behaupten kann, dafs, wenn die Constitution des Staats überhaupt die Realisirung des Staatszwecks beabsichtige, die Staatsform nothwendig ein System der Repräsentation seyn müsse, wie unser Vf. es thut, ist Rec. wahrhaftig unbegreiflich. Wenn der Regent, wie hier jedoch ausdrücklich behauptet wird, unwiderstehlich seyn soll: so ist es wenigstens schwer einzusehen, wie alsdann durch den blofsen constitutionellen Mechanism noch eine Abhängigkeit der executiven Macht von dem gesetzgebenden Corps bestehen kann. Noch schwerer wird die Foderung einer beständigen Übereinstimmung zwischen dem Regenten und dem gesetzgebenden Corps zu realisiren seyn. Unmöglich kann Rec. das von dem Vf. aufgestellte Gleichgewicht der Macht im Staate als die einzig mögliche Garantie der Fortdauer der Constitution ansehen. Wo nicht besondere Umstände hinzukommen, wird diese Theilung der Gewalten vielmehr der Zunder ewiger Zwietracht werden, und entweder den Staat in Anarchie stürzen, oder, wo die executive Macht stark genug ist, den Weg zur unbeschränktesten Willkühr bahnen. Was einmal die Gesetzgebung und ihre rechtliche Form im Staate anbetrifft, so wird, als ihr höchstes Princip, Freyheit durch das Gesetz angegeben, und alle Gesetze im Allgemeinen in Grundgesetze und abgeleitete Gesetze eingetheilt. Die ersteren dürfen nur die Urrechte der Menschen enthalten, die anderen haben ihren Namen daher, dafs jede rechtliche Bestimmung im Staate auf eines dieser Grundgesetze muss zurückgeführt werden können. Fünf organische oder Grund-Gesetze zählt hier unser Vf. auf: 1) persönliche Freyheit, 2) persönliche Gleichheit vor dem Gesetze, 3) persönliche Sicherheit, guten Namen und Sicherheit des rechtmäsigen Eigenthums, 4) Freyheit des Gewissens und Publicität, und endlich 5) das Gesetz der Heiligkeit der Verträge. Die öffentliche Gesetzgebung zerfällt in so viele Zweige, als es Hauptgattungen von öffentlichen rechtlichen Verhältnissen der Staatsbürger zu dem Staate und unter sich giebt, nämlich in die Civilgesetzgebung, in die Justiz- und Criminal-Gesetzgebung, in die Policey-, Finanz- und Militär-Gesetzgebung. Nur 3 dieser angegebenen Zweige werden in dem ersten Theile behandelt, indem die Finanz- und Policey-Gesetzgebung in dem zweyten oder angewandten Theile, als Grundlagen der Staatsverwaltung, behandelt werden sollen. Der Vf. spricht zuerst von der Civilgesetzgebung, welche theils die Verhältnisse der Staatsbürger unter sich nach ihren ursprünglichen, persönlichen und durch Eigenthum und Verträge erworbenen Rechten, theils die Eintheilung der Staatsbürger nach ihrem Antheile an der Realisirung des Staatszwecks bestimmt. — Der Vf. gesteht zwar den Bürgern das Recht zu, den Staat zu verlassen, jedoch nicht eigenmächtig und nicht im Stillen; auch soll der Staat das Recht haben, diejenigen durch Zwang in seiner Mitte zu behalten, die nur deshalb auswandern wollen, um sich einer übernommenen Verbindlichkeit zu entziehen, und diejenigen zu strafen, welche Inländer zum Auswandern verführen. Eine allerdings sehr leicht zu misbrauchende Einschränkung! Ein schlimmes Zeichen der Zeit bleibt es immer, dafs gerade in unseren Tagen so viele strenge Verordnungen gegen Auswanderungen nöthig geworden sind; und dennoch zeigt ja die Erfahrung klar, dafs, wenn einmal finanzlicher und militärischer Druck bis zu einer gewissen Höhe gestiegen sind, der Staat sich nicht, wie *Schlözer* sagt, wie ein Stall verschliessen läfst. Endlich spricht der Vf. noch von der rechtlichen Form der einzelnen Gesellschaften im Staate, vorzüglich von der Kirche u. deren Verhältnisse zum Staate, worin ihm Rec. vollkommen beystimmt.

Darauf wird von der rechtlichen Form der executiven Gewalt im Staate gehandelt. Diese Untersuchung beginnt mit der Bestimmung des Begriffs der Souveränetät. Der allgemeine Wille ist, nach dem Vf., der souveräne Wille; dem Regenten, als Organ desselben, kommt also die executive Souveränetät zu. Sie ist beschränkt durch die Constitution, durch die Realisirung des Staatszwecks; in Betreff der anzuwendenden Mittel dagegen ist der Regent völlig unbeschränkt. Wo die Souveränetät dem Regenten nicht ausschliesslich überlassen, sondern unter mehrere Gewalten vertheilt ist, da kann der Staat nie als organisches Ganzes existiren. So z. B. ist die Souveränetät der rheinischen Bundesfürsten nach aussen hin beschränkt. Dann folgt eine ausführliche Aufzählung der Hoheitsrechte. Sonderbar genug rechnet darunter auch der Vf. das Recht der Gesetzgebung im engeren Sinne — *potestas rectoria* — da er doch vorher eine strenge Scheidung der gesetzgebenden und executiven Gewalt verlangte. Freylich aber werden diejenigen, welche auf dieser Scheidung streng bestehen, immer in Gefahr kommen, inconsequent zu werden, indem sie doch unmöglich dem Regenten alle Befugnifs Gesetze zu geben — nenne man sie immerhin Decrete oder *arrêtés*, der Name thut hier nichts zur Sache — absprechen können. — Dem Regenten kommt außer der Souveränetät auch noch Majestät zu. Diese beruht darauf, dafs die höchste Macht des Staats durch die Person des Re-

genten repräsentirt wird. Rec. kann den Unterschied nicht einsehen, den nach dieser Definition der Vf. dennoch zwischen Souveränetät und Majestät annimmt. Das Beyspiel von England, wo dem Regenten zwar die Majestät, dem dirigirenden Minister aber die executive Souveränetät eigentlich zukomme, scheint Rec. sehr unpassend gewählt zu seyn. Denn will man nur auf factische Umstände Rücksicht nehmen: so möchte sich die Behauptung des Vfs. wohl nicht allein von England rechtfertigen lassen. Hier kömmt es nur auf das rechtlich Bestimmte an, und danach ist ja doch der Minister nur das Organ des Monarchen. In den folgenden Abschnitten sind die Pflichten des Regenten und der Unterthanen behandelt. Bey den letzteren ist vorzüglich auf die Frage Rücksicht genommen: ob und in welchen Fällen dem Volke das Recht zustehe, sich dem Regenten zu widersetzen, ihn zu zwingen. Dieses Recht soll dann dem Volke zustehen, wenn der Regent den Unterwerfungsvertrag von seiner Seite bricht, die Constitution vernichtet; — man sieht leicht, wie unbestimmt und leicht zu missbrauchen dergleichen Äusserungen sind. Die verschiedenen Stände, welche darauf unseren Vf. beschäftigen, sind hier, wie es uns scheint, ziemlich unpassend in die höheren und niederen Stände abgetheilt, je nachdem die Bürger ein Staatsamt bekleiden oder nicht. Mit Recht erklärt sich der Vf. gegen die Sitte, ein bestimmtes Alter als nothwendig für den Eintritt in den Staatsdienst festzusetzen, da doch wahrhaftig nur in höchst seltenen Fällen das Alter ein sicherer Maßstab der Würdigkeit zum öffentlichen Dienste abgeben wird, es müsste denn der unter einer ganzen Nation bey der Jugend allgemein herrschend gewordene Leichtsinn eine solche Verordnung nothwendig machen, so wie diess in Frankreich geschehen ist. Bey der Ansetzung der Staatsdiener will der Vf. nur bey den höchsten Stellen dem Regenten vollkommen freye Wahl lassen; alle anderen sollen von den Behörden und Collegien selbst durch Wahl besetzt werden. Der Vf. scheint übersehen zu haben, wie sehr eine solche Einrichtung den Nepotismus und den Kastengeist begünstigen würde. Eben so wenig kann Rec. in die Foderung mit einstimmen, dem nicht durch einen Rechtsspruch entlassenen Staatsdiener müsse sein bisheriger *voller Gehalt* als Pension gelassen werden. Obgleich auch wir das Entlassen ohne allen Gehalt für höchst gefährlich halten: so glauben wir doch, dass durch eine klug gewählte Mittelstrasse diese Gefahr eben so gut vermieden werden kann. Dem, was endlich noch der Vf. von den nothwendigen fortschreitenden Reformen im Staate sagt, stimmt Rec. vollkommen bey.

Die Lehre von der rechtlichen Organisation des Zwangs im Staate füllt den 2ten Hauptabschnitt des Buches aus. Sie begreift die rechtl. Form der Gerechtigkeitspflege und die Erhaltung und Befestigung der öffentlichen Sicherheit im Staate überhaupt. Wie sich erwarten lässt, verlangt der Vf. vollkommene Unabhängigkeit des Rechtsspruches von dem Regenten, ob sich gleich dagegen Manches nicht ohne Grund einwenden lässt. Den Unterschied zwischen Verbrechen und Vergehen stellt unser Vf. so, dass er alle strafbaren Handlungen, welche die öffentliche Ordnung und Wohlfahrt verletzen, Vergehen, diejenigen aber, welche die öffentliche Sicherheit und die ursprünglichen und erworbenen Rechte der Staatsbürger beleidigen, Verbrechen nennt. Die ersteren gehören der Policey, die anderen der Staatsgesetzgebung an. Er folgt darin, wie er selbst gesteht, vorzüglich *Tittmann* in dessen Grundlinien der Strafrechtswissenschaft. Rec. gesteht, dass ihm diese Eintheilung keinesweges alle Schwierigkeiten zu heben scheint. So ist das Vergreifen an Schildwachen, welches der Vf. selbst als Beyspiel eines Policeyvergehens anführt, von der Art, dass es nach dem Gefühle des Rec. als Verletzung der Sicherheit eben so gut zu den Verbrechen gerechnet werden könnte. Fährdet der Diebstahl nicht eben so oft, wo nicht noch öfter, unmittelbar den Wohlstand, als die Sicherheit? Die Verbrechen selbst zerfallen hier in öffentliche und Privatverbrechen. — Das Duell, welches hier zu den Verbrechen gerechnet ist, möchte Rec. jedoch lieber zu den Policeyvergehen zählen. Als Zweck der Strafe nimmt der Vf. an: Wiederherstellung des verletzten Gleichgewichts in der äusseren Sphäre des Rechts und Ahndung der geschehenen Verletzung desselben. Gegen ewige Infamie und Landesverweisung erklärt sich der Vf. durchaus, obgleich doch wohl letztere in manchen Fällen sich noch möchte vertheidigen lassen. — Zu der Lehre von der rechtl. Organisirung des Zwangs im Staate gehört zweytens noch rechtl. Form des Militärstandes im Staate. Manche gute Vorschläge, welche hier gegeben werden, glaubt Rec. übergehen zu dürfen, da sie schon anderweitig bekannt und geprüft sind. Nicht viel mehr Stoff zu Bemerkungen giebt der 3te Hauptabschnitt dieses ersten Bandes, welcher die Lehre von dem rechtl. Nebeneinanderseyn mehrerer Staaten und die Art und Weise des rechtl. organisirten Zwanges behandelt, der nach vorhergegangener Rechtsverletzung zwischen Staaten und Staaten eintreten darf. Als Basis des ganzen Völkerrechts ist nach unserer Überzeugung das Princip der Selbstständigkeit anzunehmen. Daraus lässt sich das ganze Völkerrecht ohne Mühe deduciren. Auch unser Vf. nimmt zwar diess Princip als eine der Grundlagen desselben an, stellt ihm aber noch mehrere andere Sätze an die Seite, welche doch nach unserer Überzeugung schon durch das Princip der Selbstständigkeit gegeben sind, und nur unter Voraussetzung desselben näher bestimmt werden können. Auch hier nimmt unser Vf. vollkommen überflüssig einen stillschweigenden Grundvertrag an, nach welchem die einzelnen Staaten neben einander existiren, und welcher die 4 Bedingungen ihres Nebeneinanderbestehens, Selbstständigkeit, gegenseitige Gleichheit, sicheren Besitz des Territoriums und Heilighaltung der geschlossenen Verträge enthalte. Die Staats- oder Völker-Verträge theilt unser Vf. in *pacta transitoria* und *foedera*. Rec. hält diese Eintheilung für unzulänglich, und nimmt keinen Anstand, der von Hn. *Dresch* in seiner gekrönten Preisschrift über die Dauer der Völkerverträge aufgestellten Eintheilung den Vorzug zu geben, in Verträge, welche das Eigenthum, die Sicherheit und den Wohlstand betreffen. Überhaupt ist dieser ganze Abschnitt ziemlich flüchtig

und dürftig gearbeitet, und enthält nichts weiter als einen Auszug aus den gewöhnlichen völkerrechtlichen Compendien.

Der zweyte Theil des ganzen Werks enthält die angewandte Staatslehre oder die Staatsverwaltungslehre. Unter diesem Namen begreift der Vf. die Nationalökonomie, die Staatswirthschaft und die Policeywissenschaft. In der Behandlung der ersteren folgt der Vf. nach seinem eigenen Geständnisse vorzüglich *Adam Smith*, jedoch mit Benutzung der neuesten Berichtigungen und Verbesserungen eines *Jakob, Lüder, Sartorius, Soden, Hufeland, Harl, Weber* u. s. w. Hin und wieder hat der Vf. selbst neue Verbesserungen versucht. Die Ordnung der Hauptheile der Nationalökonomie ist im Ganzen dieselbe, wie bey *Adam Smith*: 1) über die Entstehung, Erhaltung und Vermehrung des Nationalreichthums; 2) über die Vertheilung desselben über die Consumtion. Darauf folgt eine Kritik der beiden anderen wichtigsten Systeme der Nationalökonomie, des mercantilischen u. physiokratischen. Rec. begnügt sich mit dieser kurzen Anzeige, da die Darstellungsart des Vfs. wenig Eigenthümliches hat. Als Hülfswissenschaften der Nationalökonomie führt der Vf. die sogenannten Cameralwissenschaften an, unter welchem Namen er die Landwirthschafts-, Gewerbs- und Handels-Kunde versteht. Den 2ten Hauptabschnitt dieses 2ten Theils füllt die Staatswirthschaft aus. Es hat uns gefreut, dass der Vf. die Ausdrücke Nationalökonomie und Staatswirthschaft nicht gleichbedeutend gebraucht, sondern sie einander vielmehr, wie es seyn sollte, geradezu entgegengesetzt hat. Möchte doch sein Beyspiel allgemein befolgt werden, damit doch endlich einmal das ekelhafte Schwanken in der Bedeutung des Worts Staatswirthschaft aufhörte! Wie der Name schon angiebt, ist sie die Wirthschaft des Staats, der Regierung, welche mit der der Nation ganz und gar nichts unmittelbar zu thun hat. Sehr richtig definirt sie unser Vf. als die Wissenschaft, welche die Bedingungen enthalte, nach welchen das Staatsvermögen aus dem Nationalvermögen gebildet und angewandt werden muss, und theilt sie in zwey Theile, in die Staatswirthschaft im engern Sinne, welche die allgemeinen Grundsätze bestimmt, nach welchen die höchste Gewalt Einfluss auf die Leitung der National-Industrie haben kann und darf, und in die Finanzwissenschaft, welche die Grundsätze für die Erhebung, Vertheilung und Anwendung der Staatseinkünfte festsetzt. In Beziehung auf die Staatswissenschaft im engern Sinne, prüft und modificirt der Vf. den Grundsatz der *Smith*'schen Lehre, der Staat sey zu gar keinem positiven Einflusse auf die Nationalwirthschaft berechtigt. Der Vf. folgt in dieser Untersuchung vorzüglich *Sartorius*. — Die Vortheile des Zunftwesens scheint der Vf. doch etwas zu hoch anzuschlagen, obgleich Rec. mit ihm darin vollkommen übereinstimmt, dass bey der Aufhebung des Zunftwesens mit grosser Behutsamkeit verfahren werden müsse. Die Finanzwissenschaft behandelt der Vf. unter den beiden Hauptgesichtspuncten der Staatsausgaben und der Staatseinnahmen. Die letztern werden nach den drey gewöhnlichen Rubriken der Domänen, Regalien und Steuern behandelt. Der Vf. erklärt sich geradezu für die Zerschlagung der Domänen; nach unserer Meinung hätten jedoch wenigstens die erheblichen Gegengründe, welche zumal jetzt bey dem so sehr gesunkenen Credite der meisten Fürsten ein neues Gewicht erhalten, nicht gänzlich übergangen werden sollen. Die Steuern theilt unser Vf. in Steuern auf liegende Gründe, in die Gewerbs- und in die Consumtions-Steuern. Auffallend war es Rec., der praktischen Eintheilung in directe und indirecte Steuern gar nicht einmal erwähnt zu finden. In einem eigenen Paragraphen wird von den Finanzoperationen gehandelt, wohin vorzüglich Staatsschulden gerechnet werden. Der Vf. räth, sie wo möglich, im Lande zu machen, um die Interessen im Lande zu behalten; indessen möchte es doch wohl allein von den Umständen abhängen, in wiefern es vortheilhafter sey, ein grosses Capital auf ein Mal der Circulation zu entziehen, oder nach und nach minder beträchtliche Summen ins Ausland zu schicken. Auch die Behauptung, dass Staatsschulden in jedem Falle ein Nationalübel seyen, lässt sich doch wohl nicht so unbedingt aufstellen, indem diess vielmehr von den Zwecken abhängt, zu welchen die aufgeliehenen Summen verwandt werden. Was der Vf. über die Publicität im Finanzwesen bemerkt, verdient alle Beherzigung, je mehr in den neusten Zeiten mancher Staat sich genöthig gesehen hat, über diesen Theil seiner Verwaltung den Schleyer des Geheimnisses zu verbreiten.

Die Policeywissenschaft füllt endlich den 3ten und letzten Hauptabschnitt des 2ten Bandes aus. Sie begreift nach unserem Vf. die Grundsätze, nach welchen theils die öffentliche Sicherheit und Ordnung im Staate vor möglicher Verletzung bewahrt, und die geschehene Verletzung sogleich erkannt, theils die Cultur der Staatsbürger nach ihrem ganzen Umfange begründet, befördert, erhalten und erhöht wird. Man sieht, der Vf. nimmt die Eintheilung in Sicherheits- und Wohlfahrts-Policey, welche letztere er Culturpolicey nennt, an. Rec. hat dagegen einzuwenden, dass ihm diese Eintheilung nichts weniger als scharf trennend erscheint, indem Sicherheit und Wohlfahrt, wie ihm dünkt, sich wohl einander subordiniren, aber nicht coordiniren lassen. Laut und kräftig äussert sich der Vf. gegen geheime Policey, welche höchstens unter einem verderbten Volke in grossen Städten sich vertheidigen läst, deren Nutzen aber auch dort immer sehr problematisch bleibt, indem dadurch nur zu leicht bey der Nation Misstrauen gegen die Regierung geweckt und der Nationalcharakter verschlimmert wird. Vollkommen geben wir dem Vf. unseren Beyfall, wenn er einen genau bestimmten Policeycodex verlangt, ein höchst nöthiges Requisit, um die Gefahr der Willkühr der Policeygewalt zu vermindern. Den zweyten Hauptabschnitt der Policey macht bey unserem Vf. die Culturpolicey aus. Sie begreift die Bevölkerungs-Industrie, Sitten-, Religions-, Aufklärungs- und Erziehungs-Policey. Auch hier ist viel Gutes und Zweckmässiges, obgleich, soviel Rec. bemerkt hat, wenig neues gesagt.

Ein Hauptverdienst des ganzen Werks, von dem man übrigens, keine neuen wissenschaftlichen Resultate erwarten darf, besteht in einer reichhaltigen Literatur, welche bey den einzelnen Rubriken angeführt ist. Möchte nur der Vf. bey *allen* angeführten Werken zugleich in wenig Worten eine kurze Kritik derselben gegeben haben.

A. L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 NOVEMBER, 1808.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Wien, b. Wappler u. Beck: *Nöthige Anfangsgründe der Rechenkunst, zum Gebrauch der Infanterie- und Cavallerie-Officiere der k. k. österreichischen Armee.* Vom Freyherrn von Unterberger. F. M. L. 1807. 152 S. 8. (18 Gr.)

2) Ebendaf.: *Nöthige Anfangsgründe der Planimetrie.* Von Ebendemselben. 1807. Mit V Kupfertafeln. 177 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

3) Ebendaf.: *Kurzer Unterricht vom Aufnehmen mit dem Meßtische.* Von Ebendemselben. 1807. Mit VI Kupfertafeln. 133 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

4) Ebendaf.: *Abhandlung über die Feldbefestigungskunst.* Von Ebendemselben. 1807. Mit VIII Kupfertafeln. 113 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

5) Ebendaf.: *Abhandlung über die beständige Befestigungskunst und nöthige Begriffe von dem Angriff und der Vertheidigung der Festungen.* Von Ebendemselben. 1807. Mit XIII Kupfertafeln. 212 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

6) Ebendaf.: *Nöthige Kenntnisse von dem Geschütz und dessen Gebrauch.* Von Ebendemselben. 1807. Mit III Kupfertafeln. 144 S. 8. (1 Rthlr.)

7) Ebendaf.: *Wesentliche Kenntnisse der Infanterie- und Cavallerie-Feuergewehre.* Von Ebendemselben. 1807. 79 S. 8. (8 Gr.)

Der verdienstvolle Vf. liefert durch diese Arbeit einen, bis auf die Taktik und Strategie, vollständigen Cursus der Kriegswissenschaften, insofern sie für jeden Officier der Infanterie und Cavallerie brauchbar und unentbehrlich sind. Er giebt daher hier in No. 1, 2 u. 3, nur einen Auszug aus seinem früher erschienenen, grösseren Lehrbuche der Mathematik: so dass in No. 1 die Grundsätze der Arithmetik angegeben, und demnach im I Abschn. von den Zahlen; im II Abschn. von den algebraischen Grössen; im III Abschnitt von den Bruchzahlen und Grössen; im IV Abschn. von den Potenzen und ihren Wurzeln; und im V Abschnitt von den Verhältnissen gehandelt wird. Befremdet hat es Rec., der Decimal-Brüche gar nicht erwähnt zu finden, da sie doch zu dem Verstehen jeder mathematischen Berechnung durchaus nothwendig sind, auch das neuere französische Maſs und Gewicht auf dem Decimalsystem beruht.

No. 2 enthält die Lehren der Planimetrie, auf denen das Aufnehmen mit und ohne Instrumente beruht. Im I Abschnitt wird von den Winkeln und Dreyecken; im IIten aber von den Linien gehandelt. Die Ausmessung der Linien durch Schritte, S. 23, ist nicht befriedigend; man vermisst das Verhältniss der Schritte, so wie das bey dem Abgaloppiren der Linien zu beobachtende Verfahren. Parallel-Linien werden S. 47 bloss auf dem Papiere, nicht aber auf dem Felde zu ziehen gezeiget, das doch bey dem Abstecken der Feldschanzen unentbehrlich ist. Von den Linien gehet der Vf. im fünften Hauptstück zu den Dreyecken und zu den übrigen Vielecken über, und lehret die Construction derselben. Im III Abschnitt wendet er sich zu den Flächen, kommt aber im ersten Hauptstück wieder auf die Ähnlichkeit der Dreyecke zurück, von der er im *zweyten* zu der Gleichheit derselben und den Parallelogrammen übergehet, deren Berechnung, so wie die der Kreisflächen, gelehret, und damit dieser Theil beschlossen wird.

No. 3 beschäftigt sich mit dem Aufnehmen zum Kriegsgebrauch, und zwar ganz besonders vermittelst des Meſstisches, der zu diesem Behuf, so wie überhaupt, die richtigsten Resultate giebt. Man muss jedoch ein Pferdehaar, nicht aber eine Darmseite in die Diopter ziehen; die letztere ist zu stark, und gewährt bey weitem keine so scharfe Visirlinie als ersteres. Bis zum 23 §. findet man die Bestimmung verschiedener Puncte; dann wird das Vermessen krummer Linien, z. B. der Ufer eines Flusses, eines durch einen Wald gehenden Weges, gezeigt, und endlich die Auftragung der Gebäude, Dörfer und Städte, gelehrt. Um die Bergzeichnung nach ihrer verschiedenen Steile besser übersehen zu können, räth der Vf., die Gebirge aus Sand oder feiner Erde zu modelliren; Rec. bediente sich immer des feinen Thones zu diesem Behuf, aus dem sich die Abstufungen und verschiedenen Wendungen der Berge sehr gut zum Nachzeichnen formen lassen. — Zuletzt folgen gute Bemerkungen über das Aufnehmen ganzer Gegenden. Bey dem kaiserl. österreichischen Generalstaabe hat man zweyerley Maſsstäbe hiezu angenommen, den grössern zu 1000 Schritt oder 400 Klaftern auf 1 Wiener Zoll, und den kleinern zu 2000 Schritt oder 800 Klaftern auf 1 Zoll. Einige praktische Vorschriften zu dem Aufnehmen nach dem Augenmaſs, machen den Beschluss; sie sind aber zu kurz, um das Bedürfniss des Ungeübten zu befriedigen, dem Rec. in dieser Absicht vorzüglich den Gebrauch der Boussole empfehlen würde.

No. 4 giebt eine gedrängte Anleitung zu dem Bau

der Feldschanzen, erklärt daher zuförderst die dabey vorkommenden Kunstwörter, und geht alsdann zu der Anordnung der Verschanzungen selbst, in Absicht ihrer Grösse und des Terrains über. Rec. vermisst hier die Anwendung kleiner zugespitzter Pfähle, dem Feinde die Annäherung an den Graben zu erschweren. Die Brückenschanzen wie Horn- oder Kron-Werke mit Bastionen anzulegen, würde Rec. nicht anrathen, ihre Tracirung sowohl als ihr wirklicher Bau erfodern mehr Mühe und Zeit, als die der blossen Zangenwerke, die sich überhaupt mehr zu jeder Art Feldschanzen eignen, als jene. Die Beschreibung der hölzernen Blockhäuser, S. 86, ist nicht deutlich genug, um ihre Verfertigung darnach anordnen zu können, die ohnediess ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten hat. Nur selten wird jedoch der Infanterie-Officier in den Fall kommen können, einen solchen Bau anordnen zu müssen, wo er sich aus *Müllers* und *Scharnhorst's* Werken genauer unterrichten kann! Die Beschreibung der Überschwemmungen sowohl, als der Fladderminen zu Verstärkung der Verschanzungen ist zweckmässig und genügend; so auch die eigentliche Ausführung des Baues, mit der sich das Werk schliesst.

No. 5 giebt eine allgemeine Übersicht der Kriegsbaukunst, und handelt daher zuerst von dem Nutzen der Festungen, wobey mit Recht folgende Hauptgrundsätze aufgestellt werden: 1) „dass man sich auf allen Seiten, auf welchen sich der Feind in der Entfernung der Schussweite zeigen kann, dergestalt zu decken suche, dass demselben die Einsicht in das Innere der Werke benommen werde, und dass die Bedeckung selbst so eingerichtet sey, dass man das eigene Geschütz und Schiess-Gewehr ungehindert brauchen könne; 2) dass man dem angreifenden Feind die Annäherung zu den Werken so beschwerlich und gefährlich zu machen suche, als es nur immer möglich ist; und dass man ihm alle Hindernisse in den Weg lege, um mit den Vertheidigern nicht handgemein werden zu können."

Der Vf. zeigt hierauf in einer kurzen Geschichte der Befestigungskunst ihre allmählichen Fortschritte, von den frühesten bis auf die gegenwärtigen Zeiten. Allein, diese Geschichte giebt bloss die wirklichen Erscheinungen an, ohne ihrer Beweggründe und Veranlassungen zu erwähnen, wie z. B. die Belagerung von Wien 1525 die Nothwendigkeit des bedeckten Weges bewies u. s. w. Ausführlicher wird *Vaubans* System beschrieben, von dem der Vf. zu den, von den französischen Kriegsbaumeistern daran gemachten Verbesserungen übergeht, wobey die verschiedenen Vorschläge dazu durchgegangen, und in Hinsicht ihres Nutzens geprüft werden. Ref. vermisst auch hier, wie in fast allen Fortificationswerken, eine Erwähnung der *Montalembertischen* Vorschläge, die doch auf so richtigen Grundsätzen beruhen, und bey einigen Einschränkungen in Hinsicht des Mauerwerks, gewiss die beste und dauerndste Vertheidigung gegen die so sehr vermehrten Wurfgeschütze gewähren. Der Vf. scheint hier seine Leser nicht völlig unterrichten zu wollen; er sagt S. 68: „Die Franzosen nicht allein, sondern auch Deutsche, haben in den neueren Zeiten an der Befestigungskunst so vieles verbessert, dass sie mit der dermaligen Heftigkeit des Angriffs wieder in ein gewisses Gleichgewicht gekommen ist. Es würde aber zu weitläuftig, und der Hauptabsicht zuwider seyn, alles, was hierin geschehen ist, anzuführen." —

Von der Verstärkung der Festungen durch Gegenminen wird S. 68 ff. eine historische Übersicht gegeben, jedoch ohne der neuen in Frankreich angestellten Versuche zu erwähnen, durch welche bey verstärkter Ladung die Entbehrlichkeit der Minenverdämmung erwiesen ward, und die man in *Hoyers Milit. Magazin* beschrieben findet. Die Beschreibung der Überschwemmungen, zu Vertheidigung der Festungen angewandt, macht den Schluss dieses Abschnittes, von dem sich der Vf. zu dem *Angriff und der Vertheidigung der Festungen* wendet. Hier werden die dabey vorfallenden Arbeiten erklärt; in Hinsicht des Batteriebaues aber wird auf das von dem Vf. herausgegebene Werk über die Geschützkunst verwiesen. Zur guten Vertheidigung einer Festung werden hier 6 nothwendige Bedingungen festgesetzt: 1) „dass die Werke in möglichst gutem Stande und von solcher Beschaffenheit sind, dass man bey gehöriger Wachsamkeit weder einer heimlichen, noch öffentlichen und gewaltsamen Überrumpelung und Bestürmung ausgesetzt ist; 2) muss die äussere Gegend der Festung wenigstens keinen wesentlichen Nachtheil bringen; 3) muss die Festung mit hinlänglicher Besatzung versehen seyn; 4) muss sie das erfoderliche Geschütz, Pulver, Munition, Lebensmittel, Medicamente, und alle übrigen dahin gehörigen Nothwendigkeiten auf die Zeit, als sie von aller auswärtigen Hülfe abgeschnitten ist, in sich haben; 5) müssen alle diese Bedürfnisse, so viel als möglich, gegen das feindliche Feuer sicher untergebracht, und gegen das Verderben geschützt werden; 6) endlich *soll der Commandant ein Mann von Einsicht und Entschlossenheit seyn*; die Ingenieurs und Artilleristen Geschicklichkeit und Thätigkeit in ihrem Fache, und überhaupt die ganze Besatzung Muth besitzen."

Die zu dem Approvisionnement einer Festung nöthigen Dinge werden dem Namen, aber nicht der Menge nach aufgeführt. Hier hätten nothwendig die Grundsätze, nach denen die Menge jeder besonderen Gattung im Verhältniss der Grösse und Wichtigkeit der Festung bestimmt wird, aufgeführt werden sollen. Es ist ein Verlust für den Staat, wenn die Festungen zu stark versorgt werden, weil bey ihrer endlich doch erfolgenden Übergabe diese Vorräthe verloren gehen; eine zu kärgliche Anschaffung hingegen zieht nothwendig den früheren Verlust der Festung nach sich. Die Vorsichtsmassregeln, welche der Commandant während der Belagerung zu beobachten hat, sowohl als die Vertheidigung der Festung selbst sind von S. 166 an gut und für die Absicht des Werks hinreichend aus einander gesetzt. Unter den Vertheidigungsmitteln vermissen wir jedoch die Con-

tra-Approchen, wo die Belagerten mit der flüchtigen Sappe auf den Flanken der Attaquen vorgehen, und einige leichte Batterieen etabliren, um die Bojeaux und die zweyte Parallele zu enfiliren. Diess scheint Rec. ein ganz vorzügliches Mittel, den Fortgang der Sappe zu hemmen, und so einige Tage zu gewinnen.

Alles, was nun hier über den Angriff und die Vertheidigung der Festung gesagt worden, nimmt der Vf. S. 195 zusammen, um daraus die *Grundsätze* herzuleiten, *nach welchen Festungen in Ansehung ihrer mehreren oder wenigeren Haltbarkeit gegen den dermalen üblichen Angriff zu beurtheilen sind.* Sie bestehen in folgenden: 1) „Grenzfestungen müssen immer einen Hauptzugang des Landes decken, und von dem Feinde nicht leicht umgangen werden können. Hinter ihnen liegen die grösseren Hauptfestungen, am besten da, wo Flüsse oder Hauptstrasen zusammen kommen; 2) Die Grenzfestungen dürfen nicht zu gross seyn; die Hauptfestungen hingegen müssen Raum genug haben, um die Kriegsbedürfnisse für die Armee darin aufhäufen zu können; 3) Bergfestungen haben gewöhnlich mehr Nachtheile als Vortheile; 4) Festungen in sumpfigen Gegenden sind zwar beschwerlich anzugreifen; aber auch leichter einzuschliessen. Ein wesentlicher Nachtheil ist die gewöhnlich da herrschende ungesunde Luft. 5) Eine, an einem Flusse liegende Festung muss allezeit eine gut befestigte Brücke haben; 6) Seehäfen müssen mit guten Strandbatterieen versehen seyn, um ein feindliches Bombardement zu verhindern. Hiebey muss Rec. bemerken, dass sie diess nie im Stande sind, wenn sie nicht, wie die von Montalembert in Frankreich angelegten, mehrere Etagen von Geschütz über einander haben, um den feindlichen Schiffen eine gleiche Anzahl Kanonen entgegensetzen zu können, und wenn sich nicht Öfen zu glühenden Kugeln auf ihnen befinden, welche gegen jene die meiste Wirkung thun. 7) Ein detaschirtes Fort muss entweder eine völlig gesicherte Communication mit der Hauptfestung haben, oder es muss sich allein einige Zeit halten können; 8) Ein verschanztes Lager unter den Kanonen einer Festung gewährt sehr wesentliche Vortheile; 9) Bey keiner Festung darf sich innerhalb der Weite eines Kanonenschusses ein gedeckter Ort, oder auch eine dominirende Anhöhe befinden; 10) je mehr unangreifbare Seiten eine Festung hat, desto vortheilhafter ist sie; 11) Vorliegende geschlossene Aussenwerke vermehren die Stärke einer Festung ungemein; 12) Diess ist auch der Fall, wenn zwey neben einander liegende Fronten einen sehr flachen Bogen, und fast eine gerade Linie bilden; 13) Grosse und weit vorspringende Raveline mit Reduits sind vorzüglich vortheilhaft, und erschweren den feindlichen Angriff auf das Bastion; 14) Die Contregarden müssen das Bollwerk nur in sofern decken, dass man noch über sie hinwegschiessen kann; und der Graben vor der Contregard muss von dem neben liegenden Ravelin nicht allzu schief bestrichen werden; 15) Die Horn- und Kron-Werke müssen geräumige Bastione haben, und dürfen inwendig nicht mit Häusern verbaut seyn; 16) Alle detaschirten Werke müssen eine sichere Communication haben; 17) Die Gräben müssen breit und tief genug, auch überall gehörig flankirt seyn; 18) Niedere Tenaillen vor der Curtine sind sehr vortheilhaft; 19) Die Mauerverkleidung muss hoch genug, jedoch von den Glacis völlig gedeckt seyn; 20) Die Hauptflanken müssen lang genug und casemattirt seyn; 21) Die Wallgänge müssen die gehörige Breite und bequeme Auffahrten haben; 22) Die dem Enfiliren ausgesetzten langen Linien müssen mit Traversen versehen seyn; 23) Pallisaden in bedeckten Wegen und Lünetten in den Waffenplätzen sind durchaus unentbehrlich; 24) Die Communicationen nach den Aussenwerken müssen nach Eroberung des bedeckten Weges immer noch sicher und brauchbar bleiben; 25) Überall, wo es das Terrain erlaubt, müssen Contreminen angelegt werden; 26) ist bey einer Festung die Seite des Angriffs schon durch die Lage bestimmt; so müssen die Bastione inwendig gute, gemauerte Abschnitte haben; 27) gute Casematten verlängern die Vertheidigung ausserordentlich."

No. 6 giebt die Erfindung des Schiesspulvers unrichtig an; es war zu Anfang des 14 Jahrhunderts bloss den Mauren in Spanien und vielleicht früher noch den Seracenen und Chinesen bekannt. Nach einer kurzen historischen Übersicht der Artillerie geht der Vf. S. 12 zu dem bey der österreichischen Armee eingeführten Geschütz über, das aus 24, 18, 12, 6, 3 und 1 pfündigen Kanonen; 10 und 7 pfündigen Haubitzen, und 100, 60, 30 und 10 pfündigen Mörsern besteht; wo die Belagerungskanonen 23 bis 25 Kaliber, die Feldstücke aber allgemein 16 Kaliber lang sind. S. 29 *von dem Cavalleriegeschütz*, wo der Vf. der österreichischen Einrichtung — bey der die Artilleristen auf dem gepolsterten Munitionskasten sitzen — vor der reitenden Artillerie den Vorzug giebt. Es dürfte ihm jedoch schwer fallen, zu beweisen, dass jenes Geschütz eine eben so schnelle Bewegung gewähre, als die letztere, wo im Nothfall die Reitpferde der Artilleristen mit angespannt werden können, wenn in der Action die Zugpferde erschossen werden. Für die siebenpfündigen Haubitzen werden bey der österreichischen Artillerie 40, 32, 24 und 16 löthige Pulverladungen mitgeführt, um sie nach Verhältniss der Wurfweiten anwenden zu können. Bey dem Feldgeschütz hat man für die 12pfündigen Kanonen: 12 einpfündige, oder 28 12löthige, oder 60 6löthige, oder 114 3löthige Kartetschkugeln; für die Sechspfünder 28 6löthige, oder 60 3löthige, und für die Feldhaubitzen 57 6löthige Kugeln in blechernen Büchsen. Unter den Kunstfeuern vermisst Rec. die bey der englischen und sächsischen Artillerie eingeführten Brandbomben, welches gewöhnliche Bomben sind, die oben neben dem gewöhnlichen Brandloche noch 3 oder 4 etwas grössere Löcher haben, um dem hineingefüllten Brandzeug mehr Ausgang zu verschaffen. Sehr gut und zweckmässig handelt S. 62 folg. von der Wirkung und dem Gebrauch des Geschützes, wo

wo zugleich die Schufsweiten der österreichischen Kanonen und Haubitzen mit angeführt werden. S. 86 deutet der Vf. schon auf die Entbehrlichkeit der Bataillonskanonen, indem er sagt: „Es unterliegt zwar keinem Zweifel, dass es in manchen Fällen vortheilhaft ist, wenn jedes Bataillon sein Geschütz mit sich führt, damit es den Feind bey jeder Gelegenheit sogleich mit Kanonenschüssen begrüssen kann. Es ist aber auch nicht weniger wahr, dass das mit dem Bataillon marschirende Geschütz, sonderlich wenn es von schwerem Kaliber ist, demselben im Marsch oft sehr hinderlich wird, und in coupirten Gegenden oder in steilen Gebirgen gar nicht nachkommen kann. Giebt man ferner den Bataillonen viel Liniengeschütz: so wird damit zwar die ganze Fronte eines Treffens stark besetzt, es kann aber wegen seiner grossen Vertheilung eigentlich keinem Punct eine vorzügliche und oft erfoderliche Stärke geben, ja es macht sogar bey mehreren Bataillonen wegen der unvortheilhaften Lage des Terrains vor demselben nicht einmal eine gute Wirkung, oder stehet ganz unnütz, wenn nämlich die Bataillone, wie öfters geschieht, nicht ins Feuer kommen, und dieses Geschütz könnte, wäre es nicht an die Bataillone gleichsam gebunden, anderwärts oft grossen Nutzen schaffen. Aus allem diesem ist zu schliessen, dass es in den meisten Fällen am vortheilhaftesten sey, den Bataillonen so wenig und so leichtes Liniengeschütz zu geben, als es nur immer die Umstände erlauben." — Bekanntlich sind auch bey den Mächten des Rheinbundes, nach dem Beyspiel der Franzosen, die eigentlich sogenannten Bataillonsstücke abgeschafft, und die Kanonen von kleinerem Kaliber, wie das Positionsgeschütz, in Batterieen vereiniget worden. Der Grundsatz: „die Batterieen immer aus Geschütz von gleichem Kaliber zusammen zu setzen", ist dahin zu modificiren, dass Kanonenbatterieen immer ein paar Feldhaubitzen, und Haubitzbatterieen ein paar schwere 4- oder 6-Pfünder bey sich haben müssen, um bey jenen die Vortheile der Wurfgeschütze, bey diesen aber die des genauen und kräftigen Schusses auf grosse Entfernungen nicht entbehren zu dürfen.

Die Anwendung der Geschütze bey Belagerungen, mit Einschluss des Batteriebaues, ist dem Endzweck nach hinreichend erklärt. Mit Recht giebt der Vf. der schrägen Richtung der Demontirbatterieen gegen die auf die feindliche Fronte senkrechte Stellung den Vorzug, weil man dadurch nicht auf Einen Punct eingeschränkt wird, von dem Feinde nicht so leicht beschossen werden kann, und zugleich die schrägen Schüsse gegen die Merlons der Festungsbatterieen mehr Wirkung thun. Zum Schluss werden einige Begriffe von der Bahn der geschossenen Kugeln gegeben.

No. 7 liefert endlich der Vf. eine Übersicht der Einrichtung so wie des Gebrauches des kleinen Gewehrs; der er eine summarische Geschichte der nach und nach gemachten Verbesserungen desselben vorhergehen lässt. Die österreichischen Infanteriegewehre schiessen eine $1\frac{1}{2}$löthige Bleykugel mit $2\frac{1}{2}$ Quent. Pulver; sie haben ein trichterförmiges Zündloch und einen cylindrischen Ladestock. Die 3 Ringe, welche den Lauf im Schafte fest halten, so wie die Zündpfanne sind von Messing; der Lauf ist 42, und das Bajonet 18 Zoll lang; der Lauf des Dragoner-Karabiners hingegen hat 32, und der des Husaren-Karabiners nur 18 Zoll Länge. Die Jägerbüchsen haben einen $25\frac{1}{2}$ Zoll langen Lauf mit 7 Zügen, und schiessen 1löthige Kugeln. Den Wunsch des Vf., dass man sich, anstatt der Doppelhaken, 4löthiger gezogener Büchsen bedienen möge, sahe Rec. in Sachsen realisirt, wo ihm dergleichen Wallbüchsen vorgezeigt wurden.

Das *dritte Hauptstück* beschäftiget sich mit dem Gebrauche das Feuergewehrs selbst, und giebt darüber sehr zweckmässige Vorschriften. Bey dem Schiessen mit dem gezogenen Rohre auf sich bewegende Gegenstände würde Rec., anstatt des *Vorhaltens*, allezeit das *Fortziehen* im Zielen anrathen, das bey einiger Übung weit zuverlässiger ist, als jenes. Überhaupt wird nur das häufige Schiessen im Flug und Lauf, besonders nach Schwalben — wegen ihres sehr unstäten Fluges — im Stande seyn, einen guten und sicheren Schützen zu bilden. Um mit der Pistole zu treffen, räth der Vf. das *Temposchiessen* an, so dass man über die Fläche des Schlosses längs dem Laufe hin zielt, letzteren aber im Moment des Schusses heraufwärts dreht. Sowohl im Stehen als Reiten fand Rec. es vortheilhaft, mit senkrecht gehaltener Pistole Linie zu nehmen, dann die Mündung zum Schuss herabsinken zu lassen, und in dem Augenblicke, wo man das Ziel über die Fläche des Laufes erblickt, Feuer zu geben.

Einige gute Vorschriften in Absicht der Conservation des Feuergewehrs beschliessen diese Abhandlung, die sich im Styl vortheilhaft gegen die anderen auszeichnet, und weniger österreichische Provincialismen enthält, als besonders No. 4 u. No. 5, wo man sie sehr häufig findet, wie *versündig*, *es handelt sich von*, *der Gattern* anstatt *das Gatter*, die *Brünne*, die *Thöre*, die *Achsen* anstatt die *Äxte*. S. 179.

N. M. M.

FORTSETZUNGEN.

Prag, b. Haase: *Theoretisch-praktisches Rechenbuch für Lehrende und Lernende.* Von *S. Ganz*, Lehrer der Mathematik und des kaufmännischen Rechenfaches an der israelitischen deutschen Hauptschule zu Prag. 1808. 3te Aufl. 1ster Th. 330 S. 2ter Th. VIII u. 416 S. 3ter Th. Auch noch unter dem besonderen Titel: *Praktischer Unterricht in Berechnung ausländischer Waaren*, oder: *Waarencalculaturen über Waaren aus Holland, Hamburg, England, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Dänemark und Russland.* Nebst einem Anhange über Decimalbrüche, zur bessern Verständlichkeit des Nelkenbrechers oder ähnlicher Schriften überhaupt, und deren vortheilhaften Anwendung bey obbenannten kaufmännischen Berechnungen. XIV u. 346 S. 8.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 NOVEMBER, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in der Realschulbuchhandl.: *Die Drangsale des Persiles und der Sigismunda.* Von *Miguel de Cervantes Saavedra.* Eine nordische Geschichte. Übersetzt von *Franz Theremin.* Erster Theil. 1808. 474 S. 8. (2 Rthlr.)

Es ist uns ein sehr angenehmes Geschäft, den Freunden der schönen Literatur diese Verdeutschung eines so herrlichen Dichterwerkes, wie das letzte des grossen Cervantes ist, anzuzeigen. Sie ist im Ganzen wohl gelungen, und überall läfst sich das rühmliche Bestreben erkennen, die Urschrift mit der gewissenhaftesten Treue, dem besonderen Geiste wie der Form nach, in allen Eigenthümlichkeiten wieder zu geben. Erreicht auch dieses Bestreben nicht immer das Ziel, und vermisst man öfters, zumal in der ersten Hälfte der Übersetzung, jene glückliche Gewandtheit, die immer den entsprechendsten Ausdruck treffend, die hervorstechendsten Züge wie die feinsten Schattirungen mit anmuthsvoller Leichtigkeit nachzubilden weiss: so bleibt dennoch Hn. *Theremin* das Verdienst, dass er zuerst, und zwar zumeist mit Glück, dieses Meisterwerk in unsere Sprache zu übertragen versucht hat. Ob das schwierige Unternehmen der Mühe werth war, kann nur von solchen gefragt werden, die Hn. *Bouterweks* Urtheil über diesen Roman ihre Beystimmung geben. In seiner *Geschichte der spanischen Poesie und Beredsamkeit,* sagt dieser Kritiker: „Die Idee eines *solchen* Romans war keiner neuen Ausführung werth. Cervantes wollte am Ende seiner glorreichen Laufbahn noch den Heliodor nachahmen. Das Interesse der Situationen hat er auch hier behauptet; aber das Ganze ist doch nicht viel mehr, als eine *romantische Reisebeschreibung* u. s. w." Armer Cervantes! Doch du magst dich trösten mit dem grosen *Dante,* dessen göttliche Komödie ja auch nichts weiter ist, als „eine poetisch-theologische Reisebeschreibung!" — Es bedarf wahrlich keiner besonderen Offenbarung, um inne zu werden, wie der Persiles des Verfassers des Don-Quixote vollkommen würdig ist, und wie aus diesem letzten seiner Werke der grosse Sinn des Dichters gleich herrlich und allmächtig hervorleuchtet. Auch hier zeigt sich jene göttliche Schöpfungskraft, die weder ins Allgemeine zerfliessend, noch am Besonderen fest haftend, sondern beides in ununterscheidbarer Einheit verbindend, wahres Leben hervorbringt. Alle die verschiedenen Gestalten, in welchen sich in dieser umfassenden Dichtung die Liebe offenbart, sind eben so viele Sinnbilder ihres Wesens, das im Persiles und in der Sigismunda in der reinsten Lauterkeit erscheint; um dieses Liebespaar drehen sie sich gleichsam wie um die Sonne die Planeten in mannichfaltigen Abständen. Schon eine flüchtige Vergleichung mit dem Romane des *Heliodorus: Theagenes und Chariklea* lehrt, wie unendlich tief diese Geschichte unter dem Werke des Cervantes steht, und wie man dieses nur sehr uneigentlich eine Nachahmung von jener nennen kann.

Wir wollen nun, ins Einzelne gehend, die Fehler und Mängel anführen, welche uns bey der vergleichenden Lectüre besonders aufgefallen sind. S. 1: *Es ertönte oben an der Öffnung* — stärker und genauer: Es erscholl am engen Schlunde. S. 3 steht *Mundart* (Dialekt) unrichtig für Sprache. — S. 6: *Der ermüdete Jüngling,* und S. 7: *der ermattete Körper,* zu schwach für: Der ermattete (*fatigado,* nicht *causado*), und der hinsinkende (*descaecimientos del cuerpo*). S. 18: „*So wähle ich ein Mittel unter vielen, woran meine Einbildung arbeitet, welches zwar mit grösserer Gefahr meines Lebens verbunden seyn könnte, aber um desto kürzerer und sicherer seyn wird.*" Dieser Satz ist ungelenk, und giebt den Sinn nicht ganz richtig wieder; besser so: Unter vielen Mitteln eins, das, wenn es auch mein Leben am meisten aufs Spiel setzt, doch das sicherste und kürzeste bleibt. — S. 21: *Merkwürdigkeiten,* bestimmter: wissenswerthe Umstände (*curiosidades*). S. 23 fehlt: Schossen zahllose Pfeile in die Luft. — S. 27: *Leiden* zu allgemein für harte Trübsale (*rigurosas trances*). *verwirrte Klänge* — undeutsch für: verworrene Klänge. S. 31: *Er sah deutlich, es sey Cloelia* — für: dass es Cloelia war. S. 36: *Da keine Pfeile mehr vorräthig, aber noch Hände und Dolche vorräthig waren.* Aus ängstlicher Treue schleppend, für: Da es nur an Pfeilen, aber nicht an Händen und Dolchen gebrach. — S. 37: *Legten Feuer an einen nahgelegenen Wald, als einem Besitzthume.* für — als ein Besitzthum. S. 60: *Um mich ihr schmeichelhaft und verliebt zu beweisen* — für: Um mich ihr schmeichelnd (zärtlich) u. s. w. — S. 72: *So werdet ihr wohl thun, ihn für den Dienst, welchen er uns leistete, durch den, ihn in unsere Gesellschaft aufzunehmen, zu belohnen.* — Sehr schleppend und undeutsch für: Ihn für den geleisteten Dienst dadurch zu belohnen, dass u. s. w. — S. 73: *Sie war in seiner Herrschaft gewesen* — für: Gewalt (*poder*). S. 105: *Ohne Kummer,* — wohl besser — ohne Störung. S. 106: *Und zeigte dort deutlich ihre*

Schönheit. — Das deutlich zu abstract für: vor aller Augen. — S. 106: *Ich stieg auf die Bühne, indem ich glaubte, ich stiege zu meinem Himmel hinauf, und bog die Knie vor ihr, so daſs ich durch meine Stellung fast Anbetung kund gab.* — Steif für: Ich stieg auf die Bühne, wähnend, ich steige zu meinem Himmel hinan, und bog die Knie vor ihr, daſs ich fast sie anzubeten schien. — S. 118: *Ein kraftvoller lebhafter Jüngling* — zu allgemein für: Ein feuriger, muthvoller Jüngling. S. 123: *Die unter Irrthümern nach dem wahrhaften Glauben haschen* (*que audan mendigando la Fé verdadera entre opiniones*); bestimmter und genauer: Die aus allerley Meinungen den wahrhaften Glauben sich zusammenbetteln. — S. 200: *Die ich begegnete* — für denen. — S. 211: *auf dreyſsig Schritten* — Schritte. S. 214: *auf welche nicht mehr als Ein Schuſs zu thun erlaubt war* — für: Einen Schuſs. S. 216: *daſs ihr wiederkehrt, ihn zu besuchen* — zu wörtlich für: daſs ihr ihn wiederum besuchet. S. 224 *die gebildetste und reichste Einbildungskraft* — genauer: die feinste und umfassendste (*la mas sutil y dilatada*). — S. 242 *er wuſste, daſs er — wäre und verlassen habe* — für: war und hatte. S. 277 *dieser Gelbschnabel* — *lindo* heiſst so viel als *süſser Herr*. S. 289 *der, wie wir erfahren haben, folgendermaſsen lautete* — *uno, que se dice, decia de esta manera.* Dieses Wortspiel lieſse sich etwa so wiedergeben: der, wie verlautet, folgendermaſsen lautete. — S. 302 *sehr erregt war* — zu allgemein, denn es fehlt hier der Begriff der Freude, der in *alborozado* liegt. S. 316 *die Dame, wenn man ihr bey einem solchen Alter diesen Namen geben kann* — zu wörtlich übersetzt, und dadurch ganz unverständlich; es muſs heiſsen: *die Schöne* u. s. w. S. 395 *pflücket eine so schlimme Frucht von diesen Bäumen* — besser: Säubert diese Bäume von u. s. w. (*Despojad*) — S. 401 *vollständige Wolken Wassers* — für: ganze. *Was hätte man von mir jetzt fodern können, was ich nicht als Freudengeschenk, bey dem Glücke sie zu finden, gegeben hätte* — schleppend für: das ich nicht vor Freuden über das glücklich wiedergefundene Kleinod gegeben hätte. S. 412 *sie sollte sie bloſs antreiben, gleich als wäre dieſs das beste Mittel, sie zu retten, nach dem Ufer zu eilen, wo sie im Hafen eine Schaluppe, bereit sie aufzunehmen, finden würde* — gleichfalls sehr schleppend für: als wäre dieſs das beste Rettungsmittel, nach dem Ufer zu eilen, wo sie im Hafen eine Schaluppe zu ihrem Empfang bereit finden würde. S. 449 *lieber sterbe ich mit Ehre, als entehrt zu leben* — undeutsch für: lieber will ich ehrenvoll sterben, als entehrt leben. — In dem ersten Sonette ist der überdieſs sehr gekünstelte Vers:

Vor Scyllen noch Charybden hat es *Scheue.*

auch darum nicht zu billigen, weil die Negation auf eine unstatthafte Weise ausgelassen ist. Übrigens sind die drey Sonette noch so ziemlich ausgefallen. — Wir wünschen, daſs der zweyte Theil bald erscheinen möge, dem hoffentlich, da die Überschriften der Capitel weggelassen worden, ein Inhaltsverzeichniſs wird beygefügt werden. Ha. Ha.

BERLIN, b. Schüppel: *Rosaura.* Von *Friedrich Heinrich Bothe.* 1807. 307 S. (1 Thlr. 4 Gr.)

Dem Titel nach erwartet man einen Roman; statt dessen finden sich aber sechs Erzählungen, welche Rosauren, der verewigten Freundin des Vfs., in einer kurzen versificirten Zueignung gewidmet werden. Es ist recht sehr zu zweifeln, daſs der Verklärten „des früh verwais'ten Freundes Saitenklang zu ihrer Insel *Freud* hinübertönen" werde, denn es ist in dieser Sammlung des Erfreulichen auſserordentlich wenig. Nur eins befindet sich in dem ganzen Buche, das gelobt zu werden verdient, nämlich: das Lied, *die Jugend.* Die erste Erzählung: *Mein Groſsoheim und seine Erzählungen,* ist noch die beste, aber doch auch nur mittelmäſsig, und verspricht Anfangs mehr als sie leistet. Von dem Humor des Groſsoheim's, der über die Maſsen gepriesen wird, kommt nichts zum Vorschein, und alles, was er vorbringt, ist nur muntere Laune, die überdieſs unter der Redseligkeit des Vfs., welche gar kein Ziel kennt, und sich vornehmlich in recht umständlichen und mit sauberen u. zierlichen Worten herausgeputzten Schilderungen gefällt, viel von ihrer Munterkeit einbüſst. In der dritten Geschichte: *Franz von Lauenstein oder der blinde Vormund,* lagert sich vollends die Geschwätzigkeit recht gemächlich hin; an dem Stoffe, den sie vor sich hat, ist es ihr noch nicht genug, sie zieht den lieben Leser mit hinein, und spricht nun mit diesem herüber und hinüber, und zwar, wie sie vermeint, in einem recht launigen Tone. In der That, der Leser, der sich an dieser Laune ergötzt, muſs recht genügsam und gutmüthig seyn. Auch die Geschichte selbst wird mit Scherz heimgesucht; so werden z. B. ihrem Helden ein halb Dutzend Vornamen beygelegt, und bald nennt ihn der Autor bey diesem, bald bey jenem, wie nämlich der jedesmaligen Lage der Name Peter oder Alexander angemessen ist. Als Einfall läſst man sich diesen Spaſs schon gefallen, aber, förmlich ausgeführt, muſs er langweilig werden. So unglücklich ist der Vf. auch darin, daſs er durch eingeflochtene Reminiscenzen recht absichtlich an wahrhaft launige Schriftsteller erinnert, wie an *Diderot, Le Sage* u. s. w. Indessen lieſse sich diese breite Redseligkeit und unlustige Laune noch übersehen, wenn die Darstellung wenigstens so viel wahres Leben hätte, daſs man sich für die Charaktere und Begebenheiten interessiren könnte. — Dieſs ist aber leider auch nicht der Fall; beide lassen so völlig gleichgültig, daſs man sich gewissermaſsen wundert, wie ein solcher Aufwand von gewählten Worten, eigenen Situationen u. s. w., ganz und gar keine Wirkung hervorbringen könne. Am fühlbarsten ist der gänzliche Mangel an innerem Leben, an poetischem Darstellungsvermögen in den beiden Rittergeschichten: *Graf Montgomery* — und *Männerbescheidenheit und Weibergröſse.* Hier wird man kaum ir-

gend eins von den ritterlich romantischen Bestandtheilen vermissen, aber weiter findet man auch nichts. Die Schaubühne ist reichlich decorirt, aber es streifen gestaltlose Schemen über das Theater, und man ist herzlich froh, wenn der Spuk der *Ombres Chinoises* ein Ende hat. Mit der vorletzten Erzählung: *Gautier*, verhält es sich nicht viel besser; hier werden vornehmlich Angriffe auf das Herz gemacht; aber das Herz bleibt ungerührt bey diesen Allgemeinheiten, die sich für Ideale einfacher Biederkeit ausgeben. Die letzte Geschichte: *der Gewissensfall*, scheint auf Thatsachen zu beruhen. Sie giebt ein Beyspiel von der empörenden Tyranney, welcher die lettischen Leibeigenen ausgesetzt sind. Der Vf. hat sie schon einmal der Lesewelt mitgetheilt, und wiederholt sie hier, weil sie, wie er versichert, Beyfall gefunden hat. Wen mag sich wohl an solchen Barbareyen ergötzen?

Ha. Ha.

Leipzig, b. Gleditsch: *Neue Erholungen*, herausgegeben von *W. G. Becker*. Erstes Bändchen. 1808. 198 S. 8. (broschirt in farbigem Umschlag 1 Rthlr.)

Es ist bekannt, welche Verdienste sich Hr. B. sowohl durch sein Taschenbuch als durch seine Erholungen schon seit vielen Jahren um die Unterhaltung des gebildeten Publicums erworben hat. Da die letzteren jetzt auf 48 Bändchen angewachsen sind: so glaubt er mit einem neuen Titel und zugleich in einem schöneren Gewande diese neue Folge von Jahrgängen eröffnen zu müssen, um die hinzukommenden Liebhaber nicht durch die grosse Anzahl der Bänder vom Ankauf abzuschrecken. Die innere Einrichtung bleibt unverändert, d. h. man findet hier grösstentheils kleine Erzählungen, auch wohl Proben von Übersetzungen nebst einigen grösseren und kleineren Gedichten. In Absicht des Werthes würde es eben so leicht seyn, sie zu tadeln, als zu loben, je nachdem man sich selbst einen Standpunct festsetzt, von wo aus man sie betrachtet. Geht man vom höchsten Begriffe der Poesie aus, welche die Welt und das ganze menschliche Leben nach seiner unendlichen Mannichfaltigkeit und wunderbaren Schönheit bis in die unergründliche Tiefe in Anspruch nimmt: so kann man sich mit den *Erholungen* nicht befreunden, weil sich hier die Welt und das Leben gewöhnlich nur in flachen Abdrücken und leichten Umrissen zeigt. Allein — schwerlich hat der Herausgeber hiebey jemals an die höchsten Zwecke der Poesie gedacht, und es wäre sogar thöricht, bey einer Quartalschrift dieser Art daran zu denken, da sie für einen so gemischten Haufen von Lesern und nur zur Erholung bestimmt ist. Wo sollten auch gleich so viele vortreffliche Sachen, und wo — die vielen Leser dazu herkommen? Für diejenigen, deren Blicke nicht sehr weit reichen, und die nicht gern ihre ganze Kraft daran setzen — also für die grosse Lesewelt — sind solche blos äusserlichen Zeichnungen und Abbildungen naher Gegenstände, Scenen aus dem Familienleben, Heirathsgeschichten, häusliche Cabalen und Unglücksfälle zur bequemen Unterhaltung gerade recht, und das Publicum muss dem Herausgeber sogar danken, dass er zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse immerfort so getreulich Sorge trägt. Eine andere Rücksicht aber dient vorzüglich zur Empfehlung der *Erholungen*, nämlich die Sicherheit, hier nichts Verfängliches oder Verderbliches zu finden. Wenn Leser und Leserinnen in den einsamen Stunden zur Lectüre greifen, werden sie häufig in der Unterhaltung mit einem Buche betrogen, weil die meisten Romanenschreiber nur darauf ausgehen, ihnen durch den Reiz der Sinnlichkeit eine Theilnahme abzulocken, die ihnen selbst verderblich ist; auch das Abgeschmackte, völlig Geistlose und Pöbelhafte hält sich oft versteckt darin, und erfüllt sie nachher mit Abscheu oder mit der Langeweile. Für diesen Fall ist es gut, wenn ein gebildeter Mann, der Geschmack mit Rechtschaffenheit verbindet, sich ihnen zum Vormunde aufwirft, und ihnen fortwährend eine Auswahl von Erzählungen und Unterhaltungen vorlegt, die sie zur Ausfüllung ihrer Musse, zur Zerstreuung oder angenehmen Geistesbeschäftigung jederzeit ohne Gefahr gebrauchen können. Aus einem solchen und keinem anderen Gesichtspuncte muss man unseres Bedünkens *Becker's Erholungen* betrachten, wenn man ihnen nicht Unrecht thun will. Freylich kommt zuweilen auch etwas darin vor, das zugleich auf ein wissenschaftliches oder gelehrtes Interesse abzweckt; allein gerade diess, wenn man es auch das Bessere nennen will, scheint uns hier am unrechten Orte zu stehen, weil es dem gewöhnlichen Leser wenig frommt, und anderen in solcher Umgebung nicht genug bekannt wird. Dahin rechnen wir z. B. die einzelnen Gesänge aus dem *rasenden Roland* von *Bürde*, so löblich auch übrigens solche Mittheilungen sind. Auch in diesen *neuen Erholungen* findet sich wieder ein Gesang davon. Was die Übersetzung selbst betrifft, so kann man nur sagen, dass *Bürde*, der anfangs im rhythmischen Takte der Verse ungewiss hin und her schwankte, sich sehr gebessert hat, und dass seine regellosen Octaverime sich jetzt wenigstens mit Leichtigkeit lesen lassen. Ein Hauptlieferant zu dieser Quartalschrift ist *Kretschmann*, der auch hier durch seine Erzählung: *die Hausmittel*, auf seine launige, bürgerlich-kräftige Weise die Leser angenehm unterhält; nur sollte er im Gebrauch fremder Ausdrücke, zum Vortheil der Unkundigen, für welche hier z. B. der schöne Einfall mit dem Anachronismus im Jungferntitel ganz verloren geht, ein wenig sparsamer seyn. *Amalie Berg*, ebenfalls eine fleissige Erzählerin, theilt in *Weiber-Leichtsinn und Männer-Schwäche* eine warnende Geschichte mit, an der uns der leichte und anmuthige Ton und die Klarheit in der Darstellung gesellschaftlicher Scenen, aber nicht der Ausgang gefällt, welcher als Folge von Leichtsinn und Schwäche zu schrecklich ist, und gegen das Gelinde und Gewöhnliche des Übrigen zu sehr absticht. Die *Mythen* vom Prof. *Kanngiesser*, die kleinen Fabeln ähnlich sehen, stellen zwar hie und da

ein menschliches Verhältniss im Bilde treffend dar, sind aber im Ganzen zu leer und nicht scharfsinnig genug in der Erfindung. Unter den Gedichten haben wir keines gefunden, das sich auszeichnete: auch das grössere von *Luise Brachmann: Helena* ist zu geschichtlich, in der Zusammenstellung und Farbengebung nicht sparsam und zart genug behandelt, und nicht gehörig zu einzelnen Momenten zusammengehalten. T. Z.

Cölln, b. Rommerskirchen: *Gedichte* von *Joh. Jos. Pfeiffer.* 1808. 378 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Ein grosses Gefallen an poetischer Lectüre, und ein vorherrschender Formtrieb, der sich im Leben auch wohl durch grosse Ordnungsliebe ausdrückt, und welcher macht, dass Jemand ein vorzügliches Vergnügen daran findet, Verse zu schreiben, haben schon manchen mit der Einbildung betrogen, ein Dichter zu seyn, und, wenn die Verse einen hohen Grade von Wohlklang erreichen, auch das Publicum in diesen falschen Glauben gesetzt. Da diese äussere Fertigkeit im Dichten immer mehr zunimmt, und es nach den Werken grosser Dichter auch nicht an entlehnten Gedanken dazu fehlt: so kann man nicht streng genug die Regel befolgen, bey allen poetischen Producten durchaus auf den inneren Gehalt zu sehen, und zu fragen, ob sich ein eigenthümlicher, schöpferischer Geist darin regt. Fehlt dieser: so mögen die Verse noch so schön seyn, es bleibt doch eine eitle Versmacherey, die nur dem Privatvergnügen und der heimischen Liebhaberey überlassen werden muss. Hr. *Pf.* gehört auch in diese Classe. Er schreibt manche hübsche Stanzen, doch sind seine Verse nicht durchaus so schön, dass sie gleich jeden Leser mit dem Anscheine einer vorzüglichen Dichtungsgabe täuschen sollten. Vielmehr ist noch vieles an ihnen auszusetzen und zu berichtigen, z. B. *Sperrungen* wie: ich hab*e es*, ich wusst*e es*, so sagt*e er*, und Nachlässigkeiten dieser Art:

Stäts darbt das Herz, wo es sich nicht genügt,
Es darbet auch bey sicherm Überflusse,
Sein Mangel macht *ihn ihm* zum Uberdrusse.

Auch auf falsche Würdigung und Aussprache der Sylben stösst man, wie:

Sie merkte es, und legte in die Ketten
Mich schnell, die ich vorher mit *Mércür* wand.

Dabey ist der Vf. von einer unendlichen Redseligkeit, so dass, wenn ja noch eine poetische Einzelnheit sich zeigt, sie ganz von Worten und Redensarten, die mitunter sehr prosaisch ausfallen, überschwemmt wird. In Erzählungen und Schilderungen, wie sie hier besonders von sehr ansehnlicher Länge vorkommen, schadet eine solche Überfülle am meisten, weil sie das, was durch einzelne Züge klar und anschaulich werden könnte, durch zu viele Farben verwischt oder vermengt. Auch hat der Vf., dessen Natur vorzüglich zur Leichtigkeit und zum Scherzhaften hinstrebt, sich durch die langen Stanzen zu schwere Fesseln angelegt, in welchen er bey dem Gewichte der forttönenden Reime sich nicht, wie er wünscht, mit Anmuth, und nach dem Bedürfnisse einer fliessenden Erzählung mit abgebrochenen Wendungen zu bewegen versteht. Freylich unterstützt ihn auch der dichterische Freysinn, der dazu gehört, nicht genug, und er ist bey einer blossen Anwandlung von Munterkeit, die aber noch lange nicht den ganzen Geist durchdringt, mit sich selbst im Irrthume, wenn er bey Gelegenheit einer mythologischen Dichtung sagt: „doch ich hätte wohl nie das, was ich suchte, gefunden, hätte mich die Natur, und ihres Lucians Laune nicht beym Forschen geführt, und mir zum Funde geholfen," wobey man zugleich bemerken muss, dass dies die poetischen Worte von *drey Hexametern* sind. — In Absicht des Inhalts liebt der Vf. vorzüglich, von Göttern und Nymphen zu singen, und von ihren lustigen Streichen zu erzählen, wobey ihn eben die langen Verse so niederdrücken. Auch liefert er mit grosser Anspruchslosigkeit eine Menge Denksprüche, Lehren und Sinngedichte, die alle nur klein und gering sind. Nur *eine* Bemerkung haben wir gefunden, die durch die malerische Zusammenstellung ihrer Theile sich auszeichnet, und welche wir daher zum Lobe des Vfs. als das Beste des ganzen Buchs hiehersetzen:

Alter und Geschlecht im Contrast.

Kindheit des Weibes, du zeigst mir ganz das Alter des Mannes;
Kindheit des Mannes, du gleichst gänzlich dem Alter des Weibs.
Sittsam, bedächtig erlaubt das Mädchen sich Lehren der Weisheit,
Von dem Sessel herab giebt sie auch so der Papa.
Stürmend raset durchs Haus der noch unbänd'ge Knabe;
Also poltert durchs Haus Grossmama, tobend, wie er.

T. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. 1) *Wien*, b. Degen: *Selico.* Eine Oper in zwey Aufzügen nach einer Novelle des Ritters von Saint-Florian. Von *J. Hummel.* 1805. 84 S. 8. (4 Gr.)

2) Ebendas., b. Ebendem.: *Die Neger.* Eine Oper in zwey Aufzügen. Von *G. F. Treitschke.* Für das k. k. privilegirte Theater an der Wien. 1804. 84 S. 8. (4 Gr.)

3) Ebendas., b. Ebendems.: *Mitgefühl.* Ein Liederspiel in einem Aufzuge. Von *G. F. Treitschke.* 1804. 38 S. 8. (4 Gr.)

4) Ebendas., b. Ebendems.: *Gesänge aus dem Singspiele: die Verwechslungen.* Nach dem Französischen von *Lambrecht,* Musik von *Nicolo.* 1804. 23 S. 8. (2 Gr.)

No. 1—3 enthalten gute Lehren und lehrreiche Exempel für Männer und Weiber, Eltern und Kinder, Fürsten und Staatsdiener u. s. w., und der menschenfreundliche Sinn, in dem sie geschrieben, erweckt Liebe und Achtung für ihre Vff. Darum wünschte Rec. noch mehr Gutes von ihnen sagen zu dürfen, als diess: dass sie viel mehr werth sind, als alle Theile des Donauweibchens. Sie befriedigen nicht den höheren Kunstsinn, aber sie beleidigen auch nicht den guten Geschmack und das Zartgefühl: sie beweisen nicht viel für die productive Selbstkraft ihrer Vff., aber für die Fertigkeit derselben, Gegebenes und von anderen Erfundenes mit besonnenem Fleisse zu behandeln, und sie haben ihre Wirkung auf der Bühne gehabt.

No. 4 enthält Gesänge, wie sie in Stückchen dieser Art zu seyn pflegen, z. B.:

Beschlossen ist's! Wir wollen's so!
Der Bräutigam drischt leeres Stroh.
Gegen ihn stehn wir nun im Bunde.
Es schlägt für ihn die Trennungsstunde.
Er trolle sich. Such' sein Glück anderswo.

GL.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 NOVEMBER, 1808.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Mylius: *Spittler's Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten.* Zweyter unveränderter Abdruck. Mit einer Fortsetzung bis auf die neuesten Zeiten versehen von *Georg Sartorius.* 1807. I Theil. 560 S. II Theil. 688 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Erst in unseren Tagen erhält dieses vorzüglichste, von so vieler Belesenheit und noch mehr von so vielem Scharfsinn zeugende Werk des berühmten Vfs. den ungetheilten Beyfall, welcher ihm schon bey seiner Erscheinung gebührte. Er konnte ihm damals in dem vollen verdienten Masse nicht werden. Tausend theils entwickelte, theils nur mit wenig Worten bezeichnete aber tief greifende Ideen waren neu, unerwartet; manche schienen zu gewagt, mitunter auch wohl ein Haschen nach dem Auffallenden zu verrathen. Zu allen Zeiten und in allen Fächern des höheren Wissens trifft sichs nothwendig, dass die grössere Zahl, selbst von wirklichen Gelehrten im strengen Verstande, zwar mit den gangbaren Ideen und Kenntnissen hinlänglich vertraut, und schon dadurch äusserst brauchbar ist, die Wissenschaft selbst aber selten um einige Schritte vorwärts bringt. Jede neue von dem alltäglichen Gange abweichende Ansicht erscheint ihnen beym ersten überraschenden Anblicke in dem Grade mehr paradox, je weiter sie von der gewöhnlichen abweicht; sie kämpfen dagegen an, erklären diesen und jenen Satz für unhaltbar, ohne die Gründe ihres Urtheils zu entwickeln; oder noch häufiger, sie schlüpfen mit Leichtigkeit über das Allumfassende, über die Hauptmomente weg, welche den hohen Werth, so wie den Unwerth eines solchen Buchs aussprechen, und halten sich an das Einzelne der allgemein anerkannten Thatsachen, wo sie zuverlässig Stoff zum Tadel und zum Belege ihres eigenen überlegenen Wissens finden. Denn der Mann von höherem Geiste und umfassendem Blicke giebt sich ganz der Hauptmasse seines Gegenstandes hin; lange steht er in dem Labyrinthe der einzelnen sich widersprechenden Angaben, und weiss es selbst noch nicht, welcher Faden ihn aus demselben leiten wird, darf sich auch keinen eigenen Faden knüpfen (denn dieser führt den Forscher fast immer auf den Irrweg der Hypothesen). Doch nach Anstrengungen öffnet sich seinem ungetrübten Auge der richtige Ausgang, und voll von den Überzeugungen, die wenigstens für ihn zur individuellen Klarheit gekommen sind, entwickelt er nun für den Zeitgenossen den einzelnen ihm gekommenen treffenden Gedanken, oder die zu einem Ganzen verbundene Reihe derselben. Dieses Ganze hat sich seiner Seele bemächtigt, nur dieses sucht er lichtvoll und eingreifend niederzulegen; die Nebenideen schweben seiner Seele für diesen Augenblick im Halbdunkel vor. Er muss sie ebenfalls angeben, und giebt sie zuweilen mangelhaft, zuweilen irrig an, in fester Überzeugung, durch das nächste beste taktfeste Compendium die Zahlen berichtigen, die kleinen Flecken verwischen zu können. Er verwischt sie nur unvollkommen auch beym wiederholten Durchlesen; immer liegt das Bild des Ganzen vor Augen, und manche von den Fehlern des Details entschlüpfen dem anderwärts hingerichteten Geiste.

Diess ist nun auch der Fall bey Hn. *Sp.* vorliegendem Werke. Mit getheiltem Beyfalle sprach man von dem Ganzen, und aus dem Einzelnen suchte man sorgfältig die kleinen so leicht zu berichtigenden Verirrungen hervor. Aber wenn nur ein Buch bey seiner Erscheinung durch voreilige Machtsprüche nicht zu Boden gedrückt wird, ohne in die Hände des grösseren Publicums zu kommen: so behauptet es zuverlässig seine Vorrechte, und arbeitet sich aus der Überschwemmung von mittelmässigen Schriften hervor. Bald fanden sich Männer, welche dem Denker nachzudenken wussten; selbst die Tadler wurden allmählich mit vielen Ideen vertrauter, adoptirten sie in aller Stille, und in den Compendien der Staatengeschichte finden sich gegenwärtig *Spittlers* Sätze mit eingewebt, oft ziemlich abstechend gegen den übrigen Vortrag, und ohne alle Bezeichnung der Quelle, aus welcher der neue Überfluss geholt wurde. Man darf wohl behaupten, dass in unseren Tagen die meisten Ideen des Vfs. herrschend sind, und dass das Urtheil über die weit hervorragenden Vorzüge, so wie über das, was weniger in den gefassten Plan zu passen scheint, Stimme des Publicums ist.

Die Vorzüge liegen hauptsächlich in der glücklichen Gabe, sich zu concentriren, aus der Masse von Begebenheiten nur die heraus zuheben, welche auf die allgemeine Verkettung, auf das Wachsen und Sinken des Staats unmittelbaren Einfluss hatten; ferner in vielen kurz hingeworfenen Gedanken, welche sämmtlich den Denker bezeichnen, zum Theil durch ihre treffende Wahrheit so sehr in die Augen springen, dass der Leser glaubt, sie selbst gehabt zu

haben, zum Theil auf weiteres Denken hinführen, zum Theil auch im prophetischen Geiste niedergeschrieben sind, durchgängig Menschenkenntnifs verrathen, und den Satz praktisch bewähren, dafs Geschichte die grofse Lehrerin der Menschheit sey; und dann durch die Ausführung des Vorsatzes, vorzügliche Rücksicht auf die Verfassung jedes Staats zu nehmen, gegenseitig aus den Begebenheiten die Abänderungen derselben, und aus den Abänderungen die Triebfedern zu neuen Begebenheiten zu zeigen; kurz auf die innere Ausbildung der Staaten ungleich mehrere Rücksicht zu nehmen, als man vor ihm genommen hatte. Dieser letztere, am meisten bedeutende Vorzug, welchen Hr. *Sp.* seinem Buche gegeben hat, foderte keine höhere Geistesanstrengung als das Hinwerfen der einzelnen, möglichst kurz ausgedrückten Gedanken; aber er erfoderte eine ausgebreitete Belesenheit in den Original-Schriftstellern der einzelnen Nationen, in den Urkunden und anderen Quellen, deren Gebrauch dem Gelehrten möglich wird. Eben hiedurch konnte aber der Vf. seinem Werke noch einen neuen Vorzug durch die Bezeichnung der einzelnen, zur weiteren Nachsicht erfoderlichen Schriftsteller geben. Literarnotizen finden sich in allen neuern Handbüchern, aber Notizen, welche nicht helfen, sondern den Wifsbegierigen zur Verzweiflung bringen. Hundert Büchertitel überblicken seine Augen, lesen kann er unmöglich alles, und zur nöthigen Auswahl fehlt die Angabe des Wichtigen und Minderwichtigen. Hier hingegen schliefst sich an jeden Titel das kurzbezeichnete Urtheil über den Werth und Unwerth, die Vorzüge und Mängel des angegebenen Buchs. Nun erst erkennt der Leser dankbar das Wohlthätige der Belehrung, und bewundert die ausgebreitete Belesenheit des Mannes, der sie zu geben wufste. Die Beweise, dafs Rec. richtig urtheile, lassen sich hier unmöglich anders, als durch die Hinweisung auf das Buch selbst liefern; denn wie wollte man über das zweckmäfsige gedrängte Ausheben der Begebenheiten, über die Entwickelung der Verfassungen, über die Bezeichnung der Hülfsmittel, Beyspiele geben, da sie sich durch das ganze Buch verbreiten? Selbst die einzelnen Urtheile verlieren von ihrer Kraft, wenn sie aus der Verbindung, in welcher sie wirken, gezogen werden; doch da nur von diesen ausgehobene Beyspiele möglich sind, so mögen einige wenige von dem Geiste zeigen, der in vielen anderen herrscht. S. 154: Das Urtheil über die französischen Geschichtschreiber. „Wo bey einem Volke öffentliche Freyheit fehlt, wo antiquarisch-publicistische Untersuchungen leicht zum Verbrechen gemacht werden können, kann auch keine gute, wahre Geschichte des Landes zum Vorschein kommen." Die schöne Zusammenstellung der Ursachen, durch welche im Mittelalter das königliche Ansehen in Frankreich sich aus seiner ursprünglichen Schwäche allmählich empor hob, ist zum Abschreiben zu lang; der Leser findet sie S. 174. — Jeder Kenner unterschreibt wohl folgendes Urtheil über *Hume*, S. 362. „Man kann in *H's.* Geschichte leicht auf einen Theil stofsen, wo man sichere Forschung, gute Anordnung der Haupttheile und gewandten, abwechselnden Erzählungston vermifst; aber man kann keinen gröfseren Abschnitt desselben lesen, ohne *viel* zu lernen, und *manche* schöne Spur des tiefen Denkers zu entdecken. Die Krone des Ganzen ist unstreitig die Geschichte des Hauses Stuart. *Robertson* mag in seinem Werke von Seiten des historischen Styls Vorzüge vor *Hume* haben, und *Gibbon* mag malerischer, vielleicht auch in seiner Art gelehrter seyn als *Hume;* aber keiner von beiden ist ihm an Gröfse des Geistes, Tiefe der Wahrnehmungen und geübter historischer Abstractionsgabe gleich." — Bündig zusammengestellt findet Rec. T. II. S. 322 ff. das Bild der ursprünglichen ungarischen ganz aus der deutschen des Mittelalters erwachsenen Verfassung. Und treffend ist wohl auch die Bemerkung S. 618: „Wo grofse Kraft des Jünglings und schlechte Erziehung zusammentrifft, da entsteht leicht ein Held, wie Karl XII (in Schweden) war."

Ein in jeder Hinsicht vollkommenes Werk von so grofsem Umfange wird wohl nie einem Manne gelingen; auch in dem gegenwärtigen findet sich Manches, was selbst der Verehrer von des Vfs. Verdiensten anders wünschen möchte. Hieher rechnet Rec. nicht die kleinen Nachläfsigkeiten, welche der neue Herausgeber ohnehin berichtiget hat, und einige andere mit geringer Mühe hätte berichtigen können, z. B. die unvollständigen Büchertitel S. 28 *Cronica del S. Rey D. Fernando III etc.* und S. 180 *Bulaei hist. univers. Paris. etc.*; oder Schreibfehler S. 47: „*Wenn* (wann) er die Regierung werde antreten können? *Wenn* den Königsnamen führen dürfen? waren ein paar sehr streitige Fragen" u. s. w. — Auch einzelne Behauptungen, welche viele Leser keinesweges unterschreiben werden, finden wir nicht tadelhaft; es sind die individuellen Überzeugungen, welche jeder Forscher berechtiget ist als erkannte Wahrheit dem Publicum hinzugeben. Z. B. S. 100: Spaniens *unpolitische* Theilnahme am englisch-französischen Kriege 1779—1783. War je eine neuere Theilnahme Spaniens an den Kriegen der Mächte Europens politisch, so war es gewifs diese. Nur unter den damaligen Umständen durfte es den Kampf gegen England wagen, durfte hoffen, seiner Seemacht einem neuen Umschwung zu geben, und ehemals verlohrne Besitzungen wieder zu gewinnen. Es hat auch dieses einzige Mal gewonnen, und wenn nicht noch mehr gewonnen wurde, so trug nicht fehlerhafte Politik, sondern die schlechte Ausführung der gewählten Mafsregeln die Schuld. Diefs fühlte Hr. *Sp.* so innig als jeder seiner Leser; seine Behauptung zielt auf die Gefahren hin, welcher Spaniens amerikanische Besitzungen für die Zukunft ausgesetzt wurden, wenn in Nordamerika ein unabhängiger mächtiger Staat sich bildete. Aber der leicht mögliche Verlust von Florida kam in keine Betrachtung gegen die für die Monarchie zu erringenden Vortheile, und bis die mexikanischen Besi-

tzungen ernstlich von der Landseite her zu fürchten haben, vergehen zuverlässig Jahrhunderte; es giebt dann nicht weiter einen nordamerikan. Freystaat, und Mexico hat durch den Wechsel der Zeiten in der noch entfernten Periode anderweitige Umänderungen erlitten. Doch, wie gesagt, jeder Forscher bleibt in dem unstreitigen Rechte, den Gedanken seiner Überzeugung niederzuschreiben; und unsere Leser sehen, wie viele Worte dem Rec. die Bestreitung Eines niedergeschriebenen Wortes kostete. — Aber weniger gleichgültig dünkt es uns, wenn streitige Thatsachen mit der Mine der Zuverlässigkeit ausgesprochen werden; wenn z. B. S. 11 als zuverlässiges Factum angegeben ist: „Das übrige Europa erhielt von Spanien aus die Kenntnifs des Schiesspulvers." Oder Th. II, S. 343 Johann Hunyad ohne ein Zeichen des Zweifels als natürlicher Sohn des K. Siegmund dasteht; oder die ganze ungarische Geschichte in der Periode österreichischer Regenten zu einseitig nach dem Sinne des ungar. Adels vorgetragen ist. Dieser Gegenstand leidet hier keine nähere Erörterung.

Die vorzüglichste Einwendung, welche Rec. zu machen hat, betrifft den Plan des Werks. Ein Compendium wollte der Vf. schreiben, und die äusserste Zusammendrängung der Begebenheiten, die blosse Anzeige von Regentennamen, welche zwar ein Bedürfnifs für den Zusammenhang der Chronologie werden, in der Geschichte selbst aber keinen Platz behaupten, beweisen, dafs er es schrieb, und zweckmäfsig schrieb. Nur zuweilen verursacht das Zusammendrängen der Namen einige Dunkelheit, wie bey den Königen Portugals aus der zweyten Periode bis auf Johann II. Er suchte seinem Vorlesebuche eine Ausstattung zuzutheilen, welche vor ihm kein anderes hatte, nämlich eine nähere Hinweisung auf die innere Verwaltung der Staaten, und vorzüglich auf die allmählichen Umwandlungen der Constitution. Wer wird ihm nicht für den Gedanken, so wie für die herrliche Ausführung desselben, herzlich danken? Aber anstatt diese Umänderungen zu bezeichnen, und die Ausführung dem mündlichen Vortrage des Lehrers zu überlassen, entwickelt er gewöhnlich selbst, fügt sein Räsonnemens bey, und giebt zuweilen die veranlassenden Ursachen mit einer Ausführlichkeit an, welche gegen das Gedrängte von Hauptbegebenheiten auffallend absticht, und die ganze Idee eines Compendiums vernichtet. So findet sich S. 62 die bekannte Hofkabale, bey welcher Anton Perez eine Hauptrolle spielte, mit ihren Nebenumständen erzählt. — Der Vf. mufste mehr ausführen als hindeuten, er mufste sein eigenes Urtheil durch die entwickelten Gründe motiviren und einleuchtend machen, weil gerade hierüber wenig oder nichts vorgearbeitet war, und der Leser ohne diese nähere Darstellung unmöglich die Ideen des Vfs. verfolgen, oder ihre Richtigkeit beurtheilen konnte. Rec. fühlt das ganze Gewicht dieses Einwurfs, er ist überzeugt, dafs Hr. *Sp.* so schreiben mufste, wie er schrieb, und bekennt dankbar, durch seine Auseinandersetzungen vieles gelernt zu haben, durch seine Ideen zu mancher neuen Ansicht gekommen zu seyn. Doch hebt alles dieses Anerkennen das Urtheil nicht auf, dafs das Ganze eine heterogene Zusammenstellung sey; dafs es tausendfachen Nutzen gewähre, dem Lehrer bey seinem Vortrage, dem Zuhörer beym Nachlesen, als Vorlesebuch aber, seiner gegenwärtigen Gestalt nach, um so weniger gebraucht werden dürfe, da es durch die Hinzufügungen für die neuesten Zeiten eine von den Grundzügen des Hn. *Sp.* weit entfernte Umwandlung erlitten hat.

Hr. *Sartorius*, welchem wir die Fortsetzung des Werks bis auf die Ereignisse unserer Tage verdanken, hat sich ganz in die Ideenreihen und in den Vortrag seines Vorgängers einzuschmiegen bestrebt. Auch er deutet auf Thatsachen nur hin, und liefert Räsonnement über die Verbindung und den Gang der Begebenheiten. Aber es ist schwer, nach fremdem Plan und nach fremder Denkungsgabe zu schreiben. Daher traten hier zuweilen an die Stelle von *Spittlers* tiefen Gedanken, welche zu weiterem Nachdenken zwingen, ausführliche Betrachtungen. Man ist an Hn. *Sp's.* gedrängten, kräftigen, obgleich nicht ganz reinen Styl gewöhnt; an Hn. *Sart.* findet man den Nacheiferer dieses Styls, aber eben hiedurch statt des Tiefgreifenden zuweilen Dunkelheit, oder wohl auch einen schiefen Gedanken, und statt der Kraft im Ausdrucke einige Schwulst. Ein paar Beyspiele machen vielleicht das gefällte Urtheil einleuchtend. S. 352 spricht Hr. *Sart.* von der Aufmerksamkeit, welche gewisse Plane im J. 1804 bewirkten, mit dem Ausdrucke: „Wunder erregende Auffätze erschienen in den officiellen und anderen Blättern." Rec. weifs von keinen Wundern, die erregt wurden; die Coalition (welche doch auch als kein Wunder gelten kann) kam erst ein Jahr später zum Vorschein; es ist blofs einer von den überladenen Ausdrücken. Für schief erklärt ja wohl Hr. *Sart.* selbst den Gedanken S. 105: „Wenn man über die Beantwortung der Frage: ob man trauren oder sich freuen sollte, einigermafsen ungewifs war: so entschied das wiederkehrende Glück, die Erhebung Bonaparte's, die Frage sogleich, und die lange verschobene Kriegserklärung gegen Portugal konnte endlich nicht länger verweigert werden u. s. w." Über die von Spanien nothwendig zu nehmenden Mafsregeln konnte das wiederkehrende Glück der Franzosen wohl entscheiden, aber nicht über die Ungewifsheit, ob man trauren oder sich freuen sollte. — Offenbar sind dergleichen Abweichungen von der geraden Linie einzig durch den Eifer, sich an seinen Vorgänger zu schliessen und Sätze auffallend vorzutragen, entstanden; denn in seinem natürlichen Style ist Hr. *Sart.* ungleich ungezwungener, und bey weitem die meisten Stellen seiner Fortsetzung beurkunden den wirklichen gründlichen Geschichtkenner und den denkenden Mann. Nirgends hat Rec. die Übersicht der neuesten englischen Geschichte so lichtvoll und richtig gefunden, als in diesem Werke. Sie läuft von S.

454—494, überschreitet also bey weitem die Grenzen eines Compendiums, selbst wenn man das höhere Interesse der neuesten Ereignisse mit in die Rechnung zieht: aber sie wird ein vortreffliches Hülfsmittel zum Nachlesen. Der Unbefangene wird die meisten Urtheile des Vfs. willig unterschreiben. Rec. bedauert, dass er so manche gelungene Stelle hier so wenig, als die wohlgerathenen Hauptmomente der neuen Schweizergeschichte, ausheben darf. Vd. Hg.

Dresden, b. Walther: *Table Chronologique de l'Histoire universelle, depuis le commencement de l'année 1700, jusqu' à la paix générale de l'année* 1802; par l'Abbé *Mann*, Chanoine de l'Eglise de N. D. à Courtray etc. 1803. 432 S. 4. (1 Thlr. 12 Gr.)

In jeder Hauptstadt eines Landes sollte ein vom Staate besoldeter Mann mit der Aufzeichnung der vornehmsten Begebenheiten desselben beschäftiget seyn. Er möchte eher zu viel als zu wenig aufzuschreiben haben, weil Manches, was jetzt unbedeutend scheint, in der Folge wichtig werden kann. Auch könnte eine solche Chronik jährlich gedruckt werden. An Beyspielen von solchen Jahrbüchern fehlt es uns nicht. Aus solchen liessen sich nun allgemeine Annalen mit Zuverlässigkeit zusammensetzen. Da aber solcher besonderer Chroniken noch nicht genug vorhanden sind: so giebt es für diejenigen, welche die chronologische Geschichte eines gewissen Zeitraums zum Gegenstande ihres Fleisses wählen, meistens keine anderen Quellen, als Zeitungsnachrichten. Hat eine solche chronologische Darstellung ein ganzes Jahrhundert, oder einen anderen grossen Zeitraum zum Zwecke: so finden sich auch wohl ordentliche Geschichtbücher, die bey derselben zu Rathe gezogen werden können. Diess ist bey dem gegenwärtigen Werke der Fall. Über kein Jahrhundert der Weltgeschichte ist so viel und so viel Gutes als über das 18te geschrieben worden. Nach der Behauptung des Vfs. haben wir noch kein Buch, welches die Geschichte des ganzen Jahrhunderts umfasst. Es fehlt uns jedoch in Deutschland nicht an Büchern, die sich mit den Begebenheiten des ganzen verflossenen Jahrhunderts beschäftigen, wenn sie auch den Foderungen, die man in Ansehung der Vollständigkeit und der Darstellung an sie machen könnte, noch nicht Genüge leisten. Der Vf. bestimmt sein Werk zu einer Vorarbeit einer solchen Geschichte, zur Auffoderung an einen kenntnissvollen Mann, eine vollständigere und genauere Übersicht dieser Art zu verfertigen. Durch den Krieg einer zahlreichen Büchersammlung, die er zu dieser Absicht gesammelt hatte, beraubt, giebt er bescheiden dieses Werk für einen unvollkommenen Versuch aus. Aber sein Werk ist nichts weniger, als ein unvollkommener Versuch. Es enthält vielmehr einen grossen Reichthum von politischen und anderen Begebenheiten, der neben den bekannten Welthändeln von *Büsch* noch sehr brauchbar ist. Man findet in demselben eine genaue Anzeige von der Regierungsfolge der Regenten, von den merkwürdigsten Religionshandeln, von den Veränderungen, die Ritterorden, Universitäten, Akademieen und andere wissenschaftliche Anstalten erfahren haben, von dem Tode der berühmtesten Gelehrten, von ausserordentlichen Naturbegebenheiten. Die kriegerischen Ereignisse werden bey jedem Jahre besonders erzählt. Die letzten Jahre sind mit vorzüglicher, doch nicht erschöpfender, Umständlichkeit abgehandelt, und die chronologische Darstellung der Revolutionsgeschichte beweist es überzeugend, dass der Vf. einen eben so aufmerksamen als nahen Beobachter abzugeben Gelegenheit hatte. Selten ist ein deutscher Name unrichtig geschrieben. Die wissenschaftlichen Ereignisse sind ziemlich fleissig angegeben, und von den Gelehrten hätte vielleicht mehr als einer wegbleiben können; aber die Erfindungen, an welchen das 18te Jahrhundert doch so reich ist, sind viel zu sparsam angezeigt. Es fehlt unter anderen des D. *Jenners* Einführung der Kuhpocken-Einimpfung, und der Galvanismus. Ein Anhang enthält eine recht gut gearbeitete synchronistische Übersicht der Veränderungen, welche der französische Revolutionskrieg in den europäischen Staaten hervorgebracht hat. Auf diese folgt ein tabellarisches Verzeichniss des Verlustes an Land und Einwohnern, welchen das deutsche Reich durch den Frieden zu Lüneville erlitten. Er ist aus bekannten deutschen Schriften entlehnt. Eben dieses gilt von der allgemeinen Darstellung der Veränderungen, die sich in den deutschen Staaten ereignet haben. Für die Ausländer mögen solche Nachrichten noch einigen Werth haben; für uns Deutsche werden sie aber durch neuere und zuverlässigere Angaben entbehrlich gemacht.

Ig.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. Halle, b. Gebauer: *Ernst Birkenhayns Gespräche mit seinen Kindern. Nebst Gustavs Briefen über seine Reise nach Teplitz.* 1807. 319 S. 8. (18 Gr.) Diese Gespräche betreffen lauter Gegenstände aus der Naturgeschichte, und hauptsächlich solche, „welche unsere Jugend auf ihren Spaziergängen und in Haushaltungen fast beständig bemerkt, und deren *genaue* Kenntniss in vieler Hinsicht sehr nützlich und nothwendig ist, von welchen sie aber oft nicht viel mehr weiss, als von den Bewohnern der Südseeinseln." Der Vf., der doch in Leipzig lebt, wo die so berühmte Freyschule ist, denkt sich ohne Zweifel unsere Jugend gar zu unwissend. Ist sie aber wirklich so unwissend, so wird er mit seinem Buche wenig unter ihr ausrichten: denn er versteht nichts weniger, als einer solchen Unwissenheit zu Hülfe zu kommen. Es kömmt ja hiebey nicht darauf an, hie und da etwas Brauchbares und Wissenswürdiges zu sagen, bald an dem einen, bald an dem anderen Orte eine nützliche Bemerkung zu machen u. s. f.; sondern Alles muss unter sich in Verbindung stehen, und nach Einem Grundsatze und Einem Plane gearbeitet seyn. Zu was z. B. soll S. 35 das Recept zum Möhrenbrey? Zu was die häufig vorkommenden botanischen Beschreibungen, die ohne Vorkenntnisse in die Luft geschrieben sind? Auch hätte der Vf. auf den Ausdruck mehr Fleiss und Sorgfalt verwenden sollen. So heisst es gleich S. 2: „Gewürze sind solche Mittel, welche die Thätigkeit der Nerven befördern, Reizmittel, und für die Gesundheit nervenschwacher Personen sehr wohlthätig; sie ersetzen bey Menschen, welche eine sitzende Lebensart führen, den Mangel an Bewegung, *und bewirken so die dadurch entstandene schlechte Verdauung.*" So S. 82 von der gemeinen Rheinweide: „die schlanken zähen Zweige dienen zu Korben und guten Zahnstochern, *wenn man die Holzfasern herauspocht.*" Aus den Briefen über Teplitz ist nicht viel zu lernen, ausser etwa, dass Gustav ein guter Bierkenner seyn müsse.

P. s. r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 NOVEMBER, 1808.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Oldenburg, b. Schulze: *Praktische Anweisung zur deutschen Sprache für geborne Deutsche*, insonderheit für Ungelehrte, zum Gebrauch in Schulen, wie auch zum Selbstunterricht und zum Nachschlagen eingerichtet und mit vielen Beyspielen zur eigenen Übung versehen, von C. *Kruse*, herz. holst. oldenb. Conf. Rath. Zweyte (,) vermehrte und verbesserte Auflage. 1807. 376 S. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede, dass er bey dieser neuen Auflage zu wesentlichen Veränderungen in Ansehung des Inhalts keinen Anlass gefunden, jedoch in vielen Abschnitten einiges verbessert habe; das erste sey ihm um so lieber, da man das Buch hin und wieder in Schulen gebrauche. Von Vermehrung wird nichts gesagt, und es scheint daher, dass diese neue Auflage mit der alten ohne grosse Ungemächlichkeit in Schulen wird gebraucht werden können. Rec. rechnet es der neuen Auflage eines Schulbuches immer zum Lobe an, wenn die Verbesserungen so besonnen angebracht werden, dass die erste Ausgabe des Buchs ihre Brauchbarkeit für die Schule nicht verliert, und muss daher Hn. *K's.* Verfahren um so mehr zur Nachahmung empfehlen, da selbst berühmte Schulmänner sich so oft in dieser Hinsicht an den Schulen versündigen.

Was den inneren Gehalt dieser Anweisung anbetrifft, so beziehen wir uns auf die Beurtheilungen der ersten Auflage, wollen jedoch dem Wunsche des Vfs. genügen, und seiner Prüfung und Benutzung einige Bemerkungen anheim stellen. Es werden für das Substantiv 4 Declinationen aufgestellt, und zwar vier besondere für den Singular, und wieder vier besondere für den Plural. Untersucht man den Grund dieser Vierzahl: so wird man bald inne, dass sich der Vf. aus der Grammatik in das Lexikon verirrt, und das Gegebene zum Principe der 4 Scheme gemacht hat. Wie der Plural der deutschen Substantive laute, erfährt man in den meisten Fällen nur aus dem Wörterbuche, folglich können die Endungen des Plurals insofern keinen Grund zu einem Declinationsscheme hergeben, denn die Declination muss sich auf eine *Regel* gründen. Unterwirft man aber den deutschen Plural der Regel: so giebt es für denselben nur eine einzige Declination, denn den Nominativ, als das Gegebene, weggenommen, gehen alle deutschen Substantive nach ein und derselben Regel. Wollte man die Verschiedenheit des Nominativs als Declinationsgrund aufstellen: so würde die lateinische Grammatik, statt der herkömmlichen 5 Declinationen, deren über 20 aufführen müssen. Bey dem Singular ist wieder darin gefehlt, dass der Genitiv zum Bestimmungsgrunde der Declination gemacht worden ist; gerade dieser Casus muss selbst erst von aussenher bestimmt werden, und diess geschieht durch den Plural, der daher mit dem Singular ein nicht zu trennendes Ganzes ausmacht. Da der Vf. einmal keine feste Declinationstheorie zum Grunde gelegt hat: so ist es sehr natürlich, dass er in Verlegenheit geräth, wenn er ein zweifelhaftes Wort unter eine der vier Declinationen mit Anführung des Grundes stellen soll. Es heisst dann wohl „*richtiger*", aber worin das „*richtiger*" liege, erfährt man nicht. Daher kann man auch mit dem Vf. nicht rechten, wenn er das ein und andere als unrichtig bezeichnet. So würden wir den Plural *Hemden* als unrichtig verwerfen, allein der Vf. erklärt diese Form für richtig, und verwirft den Plural *Hemde*. Dass in einer deutschen Grammatik auch die 5 Declinationen der lateinischen Sprache aufgeführt werden, muss freylich befremden; vielleicht möchte eine Anleitung, den Fremdlingen ein deutsches Gewand anzuziehen, für die deutsche Sprache erspriesslicher gewesen seyn. Zuvörderst sollte man den Körper der lateinischen Wörter mit dem ächt deutscher vergleichen, dann würde man finden, dass viele ohne Abkürzen auf deutsche Weise declinirt werden können, z. B. Carmen, Pronomen u. s. w., wie das Wort *Namen;* selbst die Wörter auf *us* können keine Schwierigkeit haben, wenn wir sie an das deutsche, und nicht an unser lateinisches Ohr halten. Erstlich haben wir viele ächt deutsche Wörter in *us*, nach welchen die Fremdlinge gebeugt werden können; sodann vertragen viele eine Beugung in *en*, z. B. der Katechismen (der Katechism wird freylich nie dem deutschen Ohre deutsch werden), das Evangelien u. s. w.; endlich lässt sich die Sylbe *us* von vielen ohne Ersatz wegwerfen, z. B. der Chirurg. Kurz! eine besondere Theorie, wie die Fremdlinge am besten der deutschen Sprache eingebürgert werden können, gehört in eine deutsche Grammatik, nicht die lateinische Declination. — S. 88 wird gelehrt zu sagen: *zu Heinrichs grösstem Vergnügen*, und doch: *mit Dero gütigen Erlaubniss*, weil *Dero* statt *Ihrer* stehe. Dieser Grund ist nicht haltbar; alle Genitive, auch der obige *Heinrichs*, lassen sich in ein Besitzpronomen verwandeln, folglich könnte man die Beugung des Pronominalsatzes auf jeden Genitivsatz übertragen. — Der sonst so scharf

sehende Vf. ist auch noch der verderblichen Meinung, dass sich von den beiden Classen der deutschen Verbformen die sogenannte irreguläre Form immer mehr der regulären nähere, und dass die letzte fast allemal der ersten vorzuziehen sey. Da die Schriftsteller längst angefangen haben, *schmelzte* von *schmolz*, *bratete* von *briet* u. s. w. zu unterscheiden: so wird hoffentlich das Vorurtheil von Ausmärzung irregulärer Verbe bald zu Grabe gehen, und man wird die betretene Bahn weiter verfolgen, und *buk* von *backte*, *muhl* von *mahlte* u. s. w. unterscheiden, und so unserer Sprache einen ihrer wesentlichsten Vorzüge sichern. Da die ganze, von dem Vf. aufgestellte Tabelle der irregulären Verbe auf der Voraussetzung der Annäherung des irregulären zum Regulären beruht: so muss sie danach beurtheilt und beym Gebrauche berichtiget werden. S. 138 bedauert der Vf., dass die über *Seyn* und *Haben* von ihm aufgestellte Regel nicht ohne Ausnahme sey, weil man auch sage; *ein verdienter Mann*, obgleich das Perfect nicht heisse *er ist verdient*, sondern *er hat verdient*. Die Grammatiker, und so auch unser Vf., ergründen die Sache nicht, wenn sie solche Wörter für Participe erklären. Schon die Bedeutung dieser Wörter weist auf eine eigenthümliche Bildungsquelle hin. Versoffener, verdienter, verruchter, bekannter, geschworner u. s. w. sind keine Participe, wohl aber zum Theil aus Participen gebildet. Ein *versoffener* Mann ist nicht ein solcher, der durch Flüssigkeiten getödtet worden ist, sondern dem die Gewohnheit, geistige Getränke in Übermass zu sich zu nehmen, zur anderen Natur geworden ist; es wird daher das Particip *gesoffen* durch die Sylbe *ver* zu einem zwar nahe verwandten, jedoch verschiedenen Begriffe modificirt. Eben so ist *verdient* in „*ein verdienter Mann*" keinesweges das Particip von dem Verbe *verdienen*, sondern ein aus dem Particip *gedient*, wie *versoffen* aus *gesoffen*, durch die Partikel *ver* zu einem neuen Begriffe neugeschaffenes Wort. Mögen die Grammatiker den gewiesenen Weg der Wortforschung weiter verfolgen! So sehr sich übrigens der Vf. bemüht hat, die Verbindung der Subjectivverbe mit *haben* und *seyn* aufs Reine zu bringen: so ist es ihm doch nicht ganz gelungen. Die Regel S. 139 §. 6 ist zwar richtig angegeben; allein in der strengen Anwendung wird gefehlt, und zwar vorzüglich dadurch, dass der Vf. zu sehr darauf bedacht ist, jedem Verbe *ein* Hülfsverb ausschliesslich beyzulegen, da doch die meisten beide Hülfsverbe zu sich nehmen können. Wenn es den Rec. nicht zu weit führte: so würde er bey einem grossen Theile der aufgestellten und mit einem einzigen Hülfsworte versehenen Verbe die Anwendbarkeit auch des zweyten Hülfswortes zeigen. So heisst es: *Schiffen* mit *seyn*. Also sollte man sagen: Wie lange *sind* Sie geschifft, ehe Sie den Ort Ihrer Bestimmung erreicht haben?! Unter den als unrichtig geschrieben und gesprochen verworfenen Wörtern steht auch Burgermeister, statt dessen man schreiben soll Bürgermeister. Beides ist wohl unrichtig; der Mann, der so heisst, trägt wohl seinen Namen nicht von dem Meisterthume über die Bürger, sondern von der Aufsicht über die Burg; er war sonst Burgvogt oder Burgmeister, daher man wohl am richtigsten Burgemeister schreibt und spricht. Auch verwirft der Vf. *worum*; ist denn aber dieses Wort nicht ganz analog gebildet mit *woran*, *worin* u. a.? und ist es denn einerley, ob ich sage; *warum* fragst du mich? oder: *worum* fragst du mich? Wir möchten daher der Form *worum* das Wort reden, und das *warum* auf den Ursachsbegriff beschränken. Auch das Wort *weitläuftig* möchte nicht so geradezu zu verwerfen seyn. Zuvörderst ist es einmal durch einen langen Gebrauch geheiligt, auch durch einen figürlichen Begriff von *weitläufig*, dem nur der erste und eigentliche Begriff anhängt, unterschieden worden. Sodann ist das Wort gewiss nicht ohne Analogie; wir sagen *triftig*, *tüchtig*, *stetig* u. s. w. und nicht *treffig*, *taugig*, *stehig*. — Bey den Präpositionen wird gelehrt: *Ein Mittel für das Fieber; das hilft für Zahnschmerzen.* Diese Abweichung hätte begründet werden sollen, um so mehr, da sie den angenommenen Unterschied zwischen *Für*, *Vor* und *Gegen* in völlige Verwirrung bringt. S. 221. *Es sticht mich im Fusse.* Wenn die wirkende Ursache innerlich ist: so muss der Dativ stehen; also: *es sticht mir im Fusse*, *es brennt mir in den Eingeweiden.*

In der Vorrede beschuldiget der Vf. den M. *Vollbeding*, dass derselbe eine von ihm im J. 1800 über *Mir* und *Mich* herausgegebene kleine Schrift mit Vorsetzung des Namens *Vollbeding* ganz wörtlich habe abdrucken lassen. Diess wäre allerdings ein arges Plagiat. Nun will Rec. zwar keinesweges die Vertheidigung des Hn. *Vollbeding* übernehmen, muss jedoch bemerken, dass dieser bereits in den ersten 90ger Jahren eine kleine Schrift *über Mir und Mich* bey Fleckeisen in Helmstädt hat drucken lassen. Es wäre also doch möglich, dass diessmal dem Hn. *V.* durch die Beschuldigung des Hn. *Kruse* zu nahe getreten würde. Zwey Schriften über einen und denselben Gegenstand, zumal von so beschränktem Umfange, können sich leicht sehr ähnlich sehen, ohne dass aus einer solchen Ähnlichkeit auf einen literarischen Diebstahl geschlossen werden darf. **ft.**

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Breslau u. Leipzig, b. Buchheister: *Poetische Versuche* von *Luise von Fink*. Ohne Jahrzahl. 128 S. 8. (16 Gr.)

2) Salzburg, in der Mayr'schen Buchhandlung und Buchdruckerey: *Gedichte* von *L. L. Pfest*. 1804. 239 S. 8. Broschirt. (20 Gr.)

3) Wien, b. Degen: *Sammlung deutscher Dichter*. Auch unter dem specielleren Titel: *Gedichte* von *Carl Streckfuss*. 1804. 174 S. 8. Broschirt. (1 Rthlr.)

4) Leipzig, in der Stageschen Buchhandlung: *Gedichte* von *G. A. Neuhofer*, Adjunct an der evangelischen Pfarrkirche zum heil. Geist in Augsburg. 1804. Erstes Bändchen. VIII und 183 S. Zweyt. Bändch. VIII u. 184 S. 8. (1 Thlr. 10 gr.)

5) Straubing, b. Reitmayr: *Vermischte Gedichte* von *Joseph Martin Will*. 1803. Erstes Bändchen. 231 S. Zweytes Bändch. 300 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.)

6) Giessen, in Commission b. Heyer: *Gedichte* von *Christian Carl August Algeier*. Erste Sammlung. 1806. 76 S. 8.

7) Halle, b. Trampens Erben: *Der Falke*. Ein Gedicht in acht Gesängen. 1805. 182 S. 8. (Broschirt. 16 Gr.)

Mit Liebe hat die Verfasserin von No. 1 (die sich unter der Dedication an den König und die Königin von Preussen *Charlotte* unterschreibt) ihre Versuche gegeben: mit Liebe wollen sie aufgenommen seyn. Zahlreiche und sehr achtungswerthe Freunde und Freundinnen haben die öffentliche Bekanntmachung dieser Gesänge befördert, und werden, so oft sie dieselben lesen, der edlen Sängerin mit inniger Theilnahme gedenken. Die weiche Form *Höltyscher* Weisen sagt dem weichen Gemüthe der Vfn. mehr zu, als die fest bestimmte, antike Odenform. Doch auch diese Bemerkung bittet Rec. als eine solche anzusehen, die seiner Feder entschlüpft ist; denn er kann über die Ergüsse eines solchen Herzens nicht kritisirend schreiben.

Nach der Vorrede zu No. 2, in welcher der Vf. klagt, dass er gedrückt und arm an Lebensfreuden sey, erwartete Rec. Töne sanfter, Traurigkeit zu hören. Aber der Schmerz des Vfs. zeigt sich in seiner Schrift nicht häufig als ein Schmerz in Liebe, sondern mehr als Schmerz in Bitterkeit. Den grössten Theil der Schrift füllen xenienartige Hexameter und Pentameter, denen unter anderen mehr metrische Correctheit zu wünschen wäre. Der letzte Theil des Buchs (*Elegieen und vermischte Gedichte*), welchen Liebe zu Freunden und seinem neuen Regenten — Grosherzog Ferdinand — dem Vf. eingegeben, hat gelungenere Stellen, und recht sehr zu beherzigen ist für Viele, was S. 70 über *Baus* Gedichte gesagt wird:

„er bauet,
„Setzt nach der Schnur nicht den Stein, setzt nach dem Steine die Schnur."

Dieses kann nicht auf den Vf. von No. 3 angewendet werden. Hr. *Streckfuss* ist einer von den neuern Dichtern, die uns lieb und werth seyn müssen. Er eifert den *Tiek*, *Novalis*, *Schlegeln* u. s. w. nach, ohne blosser Nachahmer zu seyn, und ohne anstössigen Schulzwang. In ihm ist eigene Kraft und Geist, und innerliche Liebe zu dem Überirdischen und tiefe Sehnsucht nach der himmlischen „Amanda." Seine Sprache ist edel und einfach: seine Weisen richtig gemessen und fast immer passend. Nur der Sonetten Zahl ist etwas gros, jedoch sind sie mehr, als leeres Geklingel, und die „Sehnsucht" S. 21, spricht sich in dem Dreyklangs-Reim etwas gekünstelt aus. Selten finden sich Hexameter, wie dieser:

„Wohl mir der Göttlichen Huld hat die Gabe verliehen"

S. 120, und sehr selten Reime, wie Frieden, gebieten, Müden S. 59.

Nur ein kleines, gar nicht auf- und ausgesuchtes Gedicht stehe hier zum Zeugniss, dass dieser Dichter werth ist, gelesen zu werden. S. 46:

Liebe und Hoffnung.

Lieb' und Hoffnung! wie oft habt ihr mich grausam betrogen,
Lieb' und Hoffnung, und doch habt ihr mich öfter beglückt!
Ewig will ich Euch Göttlichen traun, will lieben und hoffen,
Und so sink' ich einst lächelnd hinab in die Gruft.
Denn die Hoffnung verspricht noch süsse Liebe mir jenseits,
Und die Liebe, sie drückt weinend die Augen mir zu.

Statt „weinend" läse der Rec. in dem letzten Verse doch lieber „hoffend" d. i. ewige Wiedervereinigung hoffend, eine Lesart, die der Geist des ganzen Gedichtes und insonderheit die Harmonie der beiden letzten Verse zu fodern scheint.

Der Vf. von No. 4 ist seinem Publicum schon längst bekannt, sowohl durch Gedichte, theils einzeln, theils in verschiedenen Zeitschriften gedruckt, als auch durch seine *Klio und Euterpe* oder Taschenbuch für Geschichte und Unterhaltung (Augsburg b. Rollwagen). Bescheiden überlässt er den Lorbeer „höheren Sängern", und will für sich als Lohn „Gefühl für Freundschaft und Natur." Und dieser Lohn ist ihm geworden. Natur und Menschenleben geben ihm den Stoff zu seinen Gesängen: im Darstellen ist sein vorzüglichstes Streben gerichtet auf Deutlichkeit und auf Correctheit in Sprache, Metrum und Reim. *Uz* ist sein Muster. Nicht bloss die unmittelbaren Bekannten und Freunde des Vfs., sondern auch andere werden in seinen Liedern bald Unterhaltung und Auffoderung zur Freude, bald Trost und Beruhigung finden. Der erste Theil enthält, ausser Gedichten vermischten Inhalts, die Probe einer metrischen Übersetzung des Hiob, welche selbst *Augusti* und *de Wette*, die uns mit einer neuen Verdeutschung des alten Testaments erfreuen wollen, nicht unbeachtet lassen werden. Im zweyten Theil finden wir zuerst Irenäen oder Friedensgesänge, im Nachgefühl der Leiden des Krieges, die auch den Vf. schmerzlich trafen, gesungen, sodann Erzählungen, Romanzen und Balladen, deren mehrere nach *Jauffret's charmes de l'enfance et les plaisirs de l'amour maternel* frey und brav bearbeitet sind, ferner 3 Cantaten und zuletzt Logogryphen, Charaden und Räthsel.

In der Vorrede zu No. 5 sagt ein Freund des Vfs. (*Benno Michl*, damals Erzieher des Hn. *v. Fraunberg*) denen, welche die Dichtkunst, als ganz unnütz, verachten, auf eine deutliche und belehrende Weise die Wahrheit, und nennt am Schluss seinen Freund einen „Sänger der Tugend." Mit Recht. Denn der Tugend und Religiosität, dem Geiste der Wahrheit und Wissenschaft, der Liebe für das deutsche Vaterland, insonderheit für Bayern, sind diese Lieder geweiht. Der Vf. ist noch ein junger Mann, der durch Fleiss und Übung seine Versification noch leichter, und seine Sprache reiner von Provincialismen machen kann. Ehre seinem guten Willen!

Hr. *Algeier* beweist durch No. 6, dass er viele, besonders deutsche, Dichter gelesen hat, und die Reminiscenzen aus seiner Lectüre treten in seiner Sammlung bald dunkler, bald klarer hervor. Am häufigsten scheint er durch äussere Veranlassungen bestimmt worden zu seyn, seine Empfindungen in Versen auszudrücken, und kann in der That, als Gelegenheitsdichter, einem freundlichen Kreise, der in seinen Foderungen billig ist, recht wohl gefallen. Sein Verlangen, die Gunst der Muse und ihrer Freunde zu gewinnen, ist unverkennbar. Eine 2 Samml. haben wir noch nicht gesehen.

Den Stoff zu dem *Falken*, No. 7, hat der Dichter aus

dem neunten Bande der *Bibliothek der Romane* genommen. Seine Bearbeitung sollte kein eigentliches Heldengedicht werden, sondern zwischen diesem und der einfachen Erzählung die Mitte halten. Es wäre unbillig, in der Beurtheilung des Werks eines so anspruchlosen Mannes den *Oberon* zum Maßstab zu nehmen; aber bezeugen müssen wir dem Vf., dass er dem Sänger des Oberon mit Glück nachgestrebt hat, und dass er, bey seinem unverkennbaren Talent und besonnenen Fleisse Achtung und Aufmunterung verdient. Ja! er folge ferner „dem lieblichen Winke der Musen." GL.

1) Berlin, b. Maurer: *Virginia.* Tragödie in 5 Acten. Von *Jul. Graf v. Soden.* Mit Musik des Chors vom Hn. Capellmeister *Himmel.* 1805. XXIV u. 133 S. 8. (15 Gr.)

2) Braunschweig, b. Vieweg: *Evelina* oder *das Burggespenst.* Ein romantisches Drama in 5 Aufzügen. Nach dem Englisch. des *Castle Spectre* für die deutsche Bühne bearbeitet. 1804. 211 S. 8. (18 Gr.)

Die Geschichte der Virginia ist von dem Franzosen *Capistron* (den der Vf. einen kalten genielosen Reimer nennt), von dem Spanier *Don August. de Mont. y Luyando*, und dem Italiäner *Alfieri* bearbeitet worden. Der Vf. der deutschen Virginia kennt indess die spanische und italiänische Bearbeitung nur nach einzelnen Stellen und durch Auszüge. *Lessing* hat, nach des Vfs. Überzeugung, seiner Emilia Galotti diese Geschichte zum Grunde gelegt, und seinen Prinzen nach Appius, Emilien nach Virginia, Odoardo Galotti nach Virginius, Marinelli nach Clodius, und Appiani nach Icilius copirt. Rec. will nicht bezweifeln, dass die Geschichte der Römerin unsern *Lessing* auf entfernte Weise zu dem Gedanken an Emilia Galotti veranlasst habe: aber davon kann er sich nicht überzeugen, dass der Vf. der Emilie mit Absicht und klarem Bewusstseyn diesen römischen Stoff zu bearbeiten sich vorgesetzt; denn *Lessing* wusste zu gut, dass er, nach der Individualität seines Geistes, in eigenen Productionen nur zu moderner Darstellung gestimmt sey, als dass er ein Sujet streng römischer oder griechischer Art, das denn doch auch, wie ihm wohl bekannt war, die entsprechende Form haben wollte, zur Materie seiner Bearbeitung gewählt hätte. Selbst Philotas ist zwar dem Namen nach Griechisch: aber dem Wesen nach nichts weniger, als diess. Nein: *Lessing* hat in seiner Emilie keine Virginia geben wollen; aber unter der Voraussetzung, dass er es gewollt, ist die für ihn nachtheilige Entgegenstellung seiner und der römischen Charaktere in der Vorrede des Vfs., gerecht und treffend.

Tragisch ist, nach dem Vf., „das, was mittelst einer schmerzlichen Berührung Eine (einfache) erhebende, die Seele veredelnde Empfindung rein menschlich ausspricht, also diese Empfindung auch im menschlichen Gemüthe aufregt." Die Tragödie ist daher „ein dramatisches Gedicht, das diese Empfindung, als ein in sich vollendetes, freyes, selbstständiges Ganzes, scenisch darstellt," und mithin drey Bestandtheile haben muss: 1) die schmerzliche Berührung, die Leiden des Helden, die Fruchtlosigkeit seines Kampfes; 2) die erhebende Empfindung, die nicht bloss Gefühl der Theilnahme allein, sondern das lebendige Gefühl ist, dass wir selbst erhabner, grösser seyn würden, wenn wir dem Helden folgten oder folgen könnten; 3) das Aussprechen einer einfachen, einzigen Empfindung, „weil nur dieses Concentriren aller Strahlen auf Einen Brennpunct die elektrische Flamme entzünden kann, jenen Grad von erhebendem Mitgefühl hervorzubringen vermag, welchen wir tragischen Effect nennen." Nach des Vfs. Ansichten von Tragödie haben wir deren wenige. Hamlet, Ariadne und der Cid von Corneille, Athalie von *Racine*, Don Carlos, Fiesko u. s. w. sind keine Tragödieen: *Goethe* hat nur *eine* Iphigenia geschrieben: *Schiller* einen Oedipus nur versprochen. Rec. begnügt sich, diejenigen, welche die Virginia noch nicht gelesen, auf die Ideen des Vfs. aufmerksam zu machen, und bemerkt bloss, dass der Vf., seinem Begriff von Tragödie gemäss, und in seiner bekannten Manier gearbeitet hat. Virginia wird als Lectüre und auf der Bühne einem grossen Theil des Publicums gefallen: aber der Ausdruck „*Ziehfrau*" für mütterliche Erzieherin, wie Rec. hofft und wünscht, kein Glück machen.

Im Burggespenst No. 2 geht es, wie billig, sehr fürchterlich und doch ganz natürlich zu. Der Bösewicht Osmond empfängt zuletzt seinen verdienten Lohn: Reginald, für todt gehalten, erscheint wieder lebendig, und legt die Hand seiner Tochter Angela in die seines und ihres Befreyers Percy. GL.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Wien*, b. Degen: *Neuere Gedichte* von *Joseph Franz Ratschky*. 1805. VIII und 245 S. 8. (20 Gr.) (Auch unter dem Titel: *Sammlung deutscher Dichter*. 1805.) *Ratschky's* Gedichte haben in ihrer Art unleugbaren Werth. Sie sind gleich der unterhaltenden Rede eines gebildeten und zugleich in gelehrten Sachen erfahrenen Weltmannes, der seinen Kreis bald durch Ernst, bald durch Scherz anzuziehen weiss, und zum Stoff seiner Unterhaltung immer nur interessirende Materien wählt. Vermissest du Tiefe in diesen Gedichten, so findest du doch viel Verstand in ihnen: sind sie nicht reich an Ideen im erhabenen Sinne des Worts, so sind sie doch auch nicht ohne Witz, und wenn sie keinen Anspruch machen können auf den Namen von Poesieen in der höheren Bedeutung, so gebührt ihnen doch das Lob wohllautender, fliessender und grösstentheils correcter Versification, und sie können, wo nicht immer mit, doch gewisslich gleich nach den Gedichten der Freunde des Vfs., *Alxinger* und *Blumauer*, genannt werden. Dem Inhalt nach sind diese Gedichte bald persönlich oder örtlich, individuell, Schilderungen des Gemüths- und Gesundheits-Zustandes des Vfs., des Carlsbades u. s. w., bald allgemeiner, z. B. Loblieder auf das Landleben u. dgl., bald Ergüsse eines patriotisch-österreichischen Herzens. Manches ist dem Französischen, Englischen, Lateinischen glücklich nachgebildet: vieles epigrammatisch und ganz oder zum Theil polemisch. In den geharnischten Gedichten sind indess die Waffen nicht immer scharf genug (wie in *Bürger's* Weibern von Weinsberg im modernsten Geschmacke hexametrisirt u. s. w. und den Noten dazu), zuweilen sogar Federn statt Degen, z. B. in dem „Bruchstück einer poetischen Controversrede gegen die neuesten Ästhetiker", wo es unter anderen S. 179 heisst:

— — — „Durch *Merkels kühnen Muth*
Erschüttert, senkt sich schon der Grund, worauf er (der Richterstuhl der neuesten Ästhetiker) ruht."

Einiges, namentlich der Prolog zu *Schillers* Jungfrau von Orleans, ist ganz verfehlt, man mag es ironisch nehmen oder nicht. GL.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 19 NOVEMBER, 1808.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. d. Vf. und in Comm. b. Braunes: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1810, nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten.* Mit Genehmhaltung der königl. Akad. der Wiss. berechnet und herausgegeben von *J. E. Bode*, Astronomen und Mitglied der Akademie. 1807. 268 S. 8. nebst einer Kupfertafel.

Dieses Jahr liefert nur zwey Finsternisse, beide an der Sonne und in unseren Gegenden unsichtbar; eine Bedeckung des Jupiter, eine der Venus, drey des Aldebaran und 8 Bedeckungen kleinerer Sterne: es ist also in dieser Hinsicht nicht sehr reich. Die Abhandlungen werden durch die Preisschrift des Hn. Inspector *Bessel* in Lilienthal: *Untersuchung der wahren elliptischen Bewegung des Kometen von* 1769 (S. 88—124) eröffnet. Eine historische Auseinandersetzung der früheren Bemühungen, die Umlaufszeiten der Kometen aus *einer* Erscheinung zu bestimmen, beschäftigt sich umständlicher mit dem Kometen von 1769, und liefert uns eine Beurtheilung der bekannten von *Euler* und *Lexell* dieserhalb unternommenen Arbeit. Die Ursachen, weshalb diese Geometer so unbefriedigende Resultate erhielten, liegen sowohl in der Theorie als in den zum Grunde gelegten Beobachtungen und den Rechnungen selbst: — die von *Euler* gewählte Methode war nicht geeignet, die Bahn eines Kometen *genau* zu bestimmen; von den Beobachtungen war die erste eine blosse Schätzung, und der Rechnung kann man es vorwerfen, dass die Örter des Kometen, auf die man sie gründete, nicht von Aberration befreyt wurden. Auch hätte die Bahnbestimmung nicht auf einzelne Beobachtungen, sondern auf die ganze vorhandene Reihe gebaut werden müssen, und *Lexell* hätte so lange rechnen müssen, bis er die Äusserung: „es sey fast unmöglich, einen so langen Calcul ohne einige Fehler zu führen," wenigstens auf *seine* Rechnung nicht mehr hätte anwenden können. Ein Calcul, von dessen Richtigkeit man sich nicht völlig überzeugt hat, hat wenig oder gar keinen Werth, und kann oft nachtheilige Folgen haben; aber wie die petersburger Astronomen eine Rechnung bekannt machen konnten, von deren Unrichtigkeit sie einen so auffallenden Beweis durch die Vergleichung der Beobachtung vom 3 Sept. erhielten, begreift Rec. nicht. Ein verdientes besseres Zeugniss erhält eine Arbeit, welche *Asclepi* über diesen Kometen unternahm, und deren Resultate in Hn. *v. Zachs Mon. Corresp.* Sept. 1800 angeführt sind. Obgleich Hr. *Bessel* die Dissertation von *Asclepi* nicht selbst erhalten konnte: so urtheilt er doch nach den ihm bekannt gewordenen Resultaten, dass *Asclepi* den grössten Fleiss auf diese Rechnungen verwandt, und nur desshalb einen minder glücklichen Erfolg erhalten habe, weil ihm die besseren Hülfsmittel der *neuesten* Zeit, vollkommnere Sonnentafeln und besser bestimmte Örter der verglichenen Sterne, mangelten. Die Arbeit des Hn. *Bessel* selbst zerfällt in 4 Abschnitte: In dem ersten handelt er von der Auswahl und Reduction der Beobachtungen. Eine Hauptbedingung war es, dass die der neuen Rechnung zum Grunde zu legenden Data neu reducirt, und dadurch von den Fehlern gereinigt werden mussten, die die schlechten Bestimmungen der kleinen Sterne, worauf sie sich gründen, ehemals hervorbrachten: es konnten also nur ganz im Original angegebene Beobachtungen benutzt werden, welche Bedingung eine grosse Menge von allen damals lebenden Astronomen angestellter Observationen ausschloss, und nur die von *Maskelyne* und *Messier*, die auch wegen der besseren Instrumente und der bekannten Geschicklichkeit dieser Astronomen grösseres Vertrauen verdienen, zur Concurrenz zuliess. Die Sterne, die weder im *Piazzi*schen Kataloge noch in der *Histoire Céleste* vorkamen, bestimmte Hr. *B.* selbst, vermöge des leeren Kreises eines 7 f. Teleskops, und giebt uns hier ein Verzeichniss davon. Allein ausser den Reductionen der Sterne auf den Tag der Beobachtung, erfoderten die Beobachtungen selbst noch eine Correction, die von der Strahlenbrechung herrührt, und, wie es scheint, bisher selten oder nie angewandt wurde; der Vf. giebt hier Vorschriften, diese Correction zu berechnen, und zeigt, wie unvollständig die von *Lalande* und Anderen gegebenen Formeln waren; eine Tafel erleichtert den Gebrauch der *Bessel*schen Formeln, die aber (vergl. *Mon Corr.* 1803) durch einige Druckfehler entstellt sind. Dann folgt eine tabellarische Darstellung der Reduction der Beobachtungen, deren Anzahl über 250 geht, und die sämmtlich mit der grössten Scrupulosität benutzt sind; oft weicht *Bessels* Reduction von der *Messier*schen gegen 3' ab, wodurch die Nothwendigkeit jener bewiesen wird. — Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich mit der Vergleichung und Auswahl der Beobachtungen. Das beste Mittel, den Werth von Beobachtungen zu erkennen, ist eine Vergleichung

derselben unter einander, und diese kann am besten durch die Hülfe einer vorläufig bestimmten, der Wahrheit schon sehr nahe kommenden Theorie geschehen. Der Vf. benutzt also zu diesem Zweck die *Asclepi*sche Bahn, aus welcher er jeden Durchgang des Kometen durchs Fernrohr *einzeln* berechnet, um dadurch die Harmonie oder Disharmonie der verschiedenen an einem Tage angestellten Observationen beurtheilen zu können. Sonderbar ist es, dass gerade die 4 ersten *Messier*schen Observationen sehr mangelhaft ausgefallen sind, und doch wird dieses durch die angeführte Vergleichung mit völliger Evidenz dargethan. — Von der im dritten Abschnitt enthaltenen Entwickelung einiger zu der Berechnung der elliptischen Bahn eines Kometen vorzüglich brauchbarer Methoden, können wir hier nur anführen, dass die erste, dort angegebene, auf eine ausserordentlich leichte Weise zum Ziele führt, aber voraussetzt, dass die Unterschiede einer vorläufig bestimmten Bahn von der zu suchenden wahren, durch $h + im + km^2$ ausgedrückt werden können, wobey h, i, k beständige Grössen und m die von einem bestimmten Tage an gerechneten Zwischenzeiten bedeuten. Diese Bedingung, die immer Statt findet, wenn die Dauer der Erscheinung nicht sehr gross ist, und wenn die vorläufige Bahn der wahren schon sehr nahe kommt, erfüllte dieser Komet nicht, wesshalb der Vf. eine andere allgemein anwendbare, aber nicht so leichte Methode vorschlägt. Schon *Euler* wandte ein ähnliches Verfahren an, was aber auf weit längeren Wegen zu viel weniger sicheren Resultaten führte, und desshalb sowohl von *Euler* selbst, als von allen anderen Geometern, späterhin nicht mehr gebraucht wurde. Etwas Eigenthümliches bey der *Bessel*schen Methode ist es, dass man dadurch die Bahn unmittelbar aus den beobachteten Rectascensionen und Declinationen bestimmt, ohne diese erst auf Längen und Breiten reduciren zu dürfen. — Der vierte Abschnitt, die Berechnung der Bahn, wird durch die Formirung von 37 Örtern des Kometen, deren jeder das Mittel aus mehreren Beobachtungen ist, eröffnet; eine Tafel stellt diese Örter, bey welchen nur die guten, vom 21 Aug. bis 1 Dec. gehenden Beobachtungen benutzt wurden, dar. Aus einer Vergleichung dieser Tafel mit der *Asclepi*schen Bahn folgt, dass sich diese noch stark von der Wahrheit entfernt, indem eine Regelmässigkeit in dem Gange der Fehler existirt, deren Aufhebung das einzige Kennzeichen sich gut anschliessender Elemente ist. Dann folgen die *Bessel*schen Elemente selbst, welche dem Kometen eine Umlaufszeit von 2090 Jahren geben, und sämmtliche Beobachtungen so gut als möglich darstellen. Indess ist diese Umlaufszeit, trotz der dabey angewandten ausserordentlichen Vorsichtsmassregeln, noch ziemlich unsicher, wesshalb Hr. *Bessel* die Grenzen entwickelt, innerhalb welcher die dabey Statt findende Ungewissheit liegen muss; er nimmt an, dass die Bahn am Anfange, in der Mitte und am Ende der Erscheinung, sowohl in Rectascension als Declination 5" fehlen könne, und setzt voraus, dass diese Fehler auf die nachtheiligste Weise, die möglich ist, conspiriren; — so findet er die Grenzen der Excentricität = 0,99936265 und 0,99912537, und die der Umlaufszeit = 1692 und 2673 Jahr. Rec. glaubt aus der Übereinstimmung der Elemente mit den Beobachtungen schliessen zu dürfen, dass die Fehler der Bahn schwerlich 5" übersteigen, und dass die Grenzen in der Wirklichkeit noch näher bey einander liegen; man kann nämlich 6 Fehler von gleicher Grösse auf 42 verschiedene Arten versetzen, also 42 gegen 1 wetten, dass der ungünstigste Fall, für welchen *Bessel* die Grenzen entwickelte und entwickeln musste, in der Natur nicht Statt findet, und dass folglich der Schluss, den er aus seiner Rechnung zieht, es gebe Kometen, die in sehr langen, sich über 1600 Jahr hinaus erstreckenden, Perioden um die Sonne laufen, nicht zu gewagt ist. Man hat nun schon von einigen Kometen die Perioden aus Einer Erscheinung auf eine feinere Weise, als es wohl schon vorher geschah, zu bestimmen gesucht: hauptsächlich gehört hieher der grosse Komet, der im September des vorigen Jahres erschien, und für welchen *Bessels* Rechnungen eine Umlaufszeit von 1953 Jahren geben; der Komet von 1805, der nach Hn. Dr. *Gauss* eine äusserst kurze Periode hat, und der von 1770, über welchen uns *Burckhardt* und *Laplace* neuerlich in der *Mécanique Céleste* aufgeklärt haben. Merkwürdig ist es aber, dass man noch bey keinem Kometen mit Sicherheit eine hyperbolische Bahn gefunden hat. S. 125—136. *Über die geographische Länge von Havanna* von Hn. *Jabbo Oltmanns*. Das auf verschiedenen Wegen bestätigte Endresultat = 5°38'51".5 westlich von Paris, scheint viel Vertrauen zu verdienen, indem es auf manche unverwerfliche Beobachtung gegründet und sehr gut discutirt ist. S. 136—140. *Tafel, um die ausser dem Meridian beobachtete Höhe des Polarsterns zu Berlin, auf die Meridianhöhe zu reduciren*, von Hn. *Bode* — geht bis zu dem Stundenwinkel von 36', und ist bis auf Zehntel-Secunden genau berechnet. S. 140—142. *Sichtbare Lichtveränderungen des Algol in den Jahren 1808 bis 1810 incl.*, vom Hn. Prof. *Wurm* in Blaubeuern. S. 143—153. *Fortsetzung des im vorigen Bande des Jahrbuchs abgebrochenen vergleichenden Verzeichnisses der Helligkeit der Fixsterne*, aus einem von *Herschel* der londoner Societät vorgelesenen *Mémoire*. S. 154—162. *Über die wahre geogr. Länge des in Peru gemessenen Breitengrades*, von Hn. *Jabbo Oltmanns*. Das Resultat ist 5°24'20" westlich von Paris, oder 81°5'0", statt der bisher angenommenen aber schlecht begründeten 80° 15'. S. 162—167. *Zwey Tafeln zur Berechnung der jährl. Veränderung der geraden Aufsteigung und Abweichung der Fixsterne*, von Hn. *Bode*. Diese Tafeln sind auf die gewöhnliche Art, allein nach den neueren Angaben berechnet, die erste ist jedoch etwas fehlerhaft, indem die ihr zum Grunde liegende Constante eben so wohl 20",024 hätte seyn müssen, als bey der zweyten. Was die von *Burckhardt* in der *Conn. des Tems XII* gegebene Vorschrift, bey

den jährl. Variationen die Abnahme der Schiefe der Ekliptik in Rechnung zu bringen, betrifft: so ist Rec. der Meinung, dass sie falsch ist; er würde daher nicht das hier gegebene Beyspiel nach dieser Vorschrift verbessert haben. S. 167 — 169. *Beytrag zu den Methoden, eine Reihe Mondsdistanzen für die geographischen Längen in Rechnung zu nehmen*, von Hn. *Jabbo Oltmanns*. Ein Vorschlag, nicht für jede Distanz die Reduction direct zu berechnen, sondern sie durch eine Interpolation aus 3 berechneten Correctionen zu finden — also vorzüglich auf eine zahlreiche Reihe von Beobachtungen anwendbar. S. 170 — 175. *Astronomische Beobachtungen auf der kaiserl. Prager Sternwarte*, angestellt von Hn. *David* und *Bittner*. Wie gewöhnlich Finsternisse, Sternbedeckungen und einige Oppositionen. S. 176 — 183. *Erläuterung der Methode, durch Hülfe beobachteter Azimuthe, Erhöhungswinkel und relativer Erhöhung irdischer Gegenstände, die geographische Position derselben zu bestimmen. Nebst einigen zur Berechnung barometrischer Höhenmessungen dienlichen Hülfstafeln* von Hn. *Jabbo Oltmanns*. Der Vf. setzt hier aus einander, wie er solche Beobachtungen berechnet hat; unter den angehängten Tafeln hat eine, die die täglichen Variationen des Barometers unter den Wendekreisen enthält, den Rec. vorzüglich interessirt. S. 184 — 186. *Über das Trowghton'sche röhrenförmige Pendul*, von Hn. *W. Schnitter* in Aachen. Ein kleiner Aufsatz, der sein Entstehen vielleicht einer Undeutlichkeit im *Astron. Jahrbuche für* 1808 S. 249 zu verdanken hat; *Trowghton's* Angaben der Dimensionen sind *sehr richtig* berechnet, nur liegt die Schuld offenbar nicht an diesem Künstler, wenn hier zwey Ausdehnungen von Stahl und eine von Messing unterwärts gerechnet werden, statt dass alle drey von Stahl seyn sollten. Die beiden Röhren von Messing haben zusammengenommen eine Länge von 65,1 engl. Zollen, die Dräthe von Stahl u. s. w. 105,0 Zoll; nun geben Hn. *Trowghton's* Versuche die Ausdehnung beider Metalle für 60° des (Fahrenh.) Thermometers = 0,000640 und 0,000'3966, also wird das Pendel niederwärts ausgedehnt 0,041643 Zoll und aufwärts 0,041664 Zoll, wo also beide Wirkungen sich bis auf eine Kleinigkeit von *gar keiner* Bedeutung aufheben. Rec. gesteht, dass er eine etwanige Incongruenz lieber in der Undeutlichkeit eines Ausdrucks oder in einem Druckfehler, und nicht, wie es hier geschehen ist, in einem Irrthum von *Trowghton's* Seite gesucht haben würde. S. 186 — 188. *Astronomische Beobachtungen und Nachrichten* vom Hn. *van Beeck Calkoen* in Utrecht. Ein Register vom Gange einer in Amsterdam von einem Hn *Knebel* verfertigten Pendeluhr; die Bestimmung der Meridiandifferenz zwischen Utrecht und Amsterdam vermittelst einer Reihe von Pulversignalen u. s. w. — S. 188 — 190. *Einige astronomische Beobachtungen auf der Insel Leon* von *Canelas*. S. 190 — 194. *Astronomische Beobachtungen im Jahr 1806 auf der kaiserl. Sternwarte in Wien angestellt* vom Hn. Dr. *Triesnecker*. S. 194 — 201. *Entdeckung und Beobachtung eines vierten neuen Planeten zwischen Mars und Jupiter*, vom Hn. Dr. *Olbers* in Bremen. Diesesmal war die Entdeckung der Vesta kein blosser Zufall, sondern die Folge eines zur Durchmusterung eines Theils des Himmels vom Hn. Dr. *Olbers* entworfenen und ausgeführten Plans. Wenn ein Astronom verdient, am Sternenhimmel Entdeckungen zu machen: so ist es gewiss der vortreffliche *Olbers*, der der Wissenschaft mit unermüdlichem Eifer und rastloser Thätigkeit seine Musse opfert. Die Vesta kömmt den älteren Planeten, in Absicht der Bestimmungsstücke ihrer Bahn, am nächsten; Neigung und Excentricität sind klein, und selten verläfst sie die Grenzen des alten Thierkreises; desto sonderbarer ist es, dass auch dieser Planet in keinem älteren Verzeichnisse, und selbst in der *Histoire Céleste* nicht aufzufinden ist. S. 201 — 208. *Beobachtung und Berechnung der Bahn des Kometen von* 1806. *Beobachtungen der Vesta, Juno u. s. w.* von Hn. *Bessel* in Lilienthal. Sehr ungünstiges Wetter erlaubte den lilienthaler Astronomen nur 2mal, den Kometen vor seiner Verschwindung unter dem südlichen Horizonte zu sehen; indess reichten diese Beobachtungen in Verbindung mit einer früheren in Marseille hin, die Elemente zu bestimmen, und die Wiedererscheinung vorherzusagen, von welcher eine berechnete Ephemeride seines Laufs die näheren Umstände angiebt. Der Komet ging zwischen den Südpolen des Äquators und der Ekliptik durch, und war in der Länge recht-, in der geraden Aufsteigung aber rückläufig; am südlichen Himmel muss er in einem sehr lebhaften Glanze erschienen seyn. Nach seiner Rückkehr von der Sonne beobachtete *Bessel* den Kometen 3mal, und berechnete aus seinen eigenen und den Marseiller Beobachtungen die folgenden verbesserten Elemente seiner Bahn, die allen Beobachtungen Genüge leisten. Durchgangszeit durch die Sonnennähe 1806 Decl. 28,91829 Paris; Länge des ☊ 322° 18' 37",5; Perihel 94° 4' 30"; Neigung 35° 4' 5"; Log. des kleinsten Abstandes von der Sonne 0,034198; Bewegung — rückläufig. Bemerkenswerth sind *Bessels* Observationen der Juno, die in diesem Jahre wegen ihrer ausserordentlichen Lichtschwäche von keinem anderen Astronomen gesehen wurde; sie schliessen die Zeit der Opposition ein, und Dr. *Gauss* hat sie benutzt, die Elemente dieses Planeten darnach zu verbessern. S. 209. *Messung der scheinbaren Grösse der Vesta* vom Hn. Justizrath *Schröter* zu Lilienthal. Mit demselben Teleskope, mit welchem Ceres, Pallas und Juno gemessen wurden, fand sich der scheinbare Durchmesser der Vesta am 26 Apr. = 0",488; der Planet war einem Fixsterne sehr ähnlich, und sein Durchmesser war geringer, als der des 4ten Saturnstrabanten zu erscheinen pflegt. S. 210 — 214. *Beobachtung der Vesta und Berechnung ihrer Bahn* vom Hn. Dr. *Gauss* in Braunschweig. Schon am 20 April, als die Beobachtungen 19 Tage umfassten, berechnete Dr. *Gauss* die ersten Elemente der Vesta, die noch zu Anfang des May nicht merklich vom Himmel abwichen; schon mehrmals hat man diese, sobald nach der Entdeckung eines Planeten glücklich

ausgeführten Rechnungen, als einen Beweis der heutigen Vervollkommnung der Astronomie angeführt, und gewiss, man hätte keinen besseren auffinden können! es concurriren dabey so viele Elemente, die erst jetzt eine grosse Vollendung erreichten, Sonnentafeln, Sternverzeichnisse, die Beobachtungen selbst, und — die feine Theorie des trefflichen *Gauss*. S. 214—215. *Beobachtungen der Vesta auf der kön. Sternwarte in Berlin* vom Hn. Prof. *Bode*. Eine Reihe von Observationen am Mauerquadranten vom 13 April bis 11 May, und einige am Kreismikrometer, denen aber Hr. *B.* selbst nicht vielen Werth beylegt. S. 216—221. *Astronomische Beobachtungen und Bemerkungen* vom Hn. Oberprediger *Fritsch* in Quedlinburg. Vieles über die geographische Länge von Quedlinburg, die Hr. *Fritsch* sich, vielleicht ein wenig zu sehr, bestrebt, aus allen Beobachtungen harmonirend heraus zu bringen; so z. B. vergleicht er seine Observation des Mercurs Durchganges nur mit solchen auswärtigen, die seine — übrigens der Wahrheit vielleicht nahe — Annahme bestätigen, und vernachlässigt die weit zahlreichern, die ihr entgegen sind: die „guten Gründe," die ihn dazu bewogen, führt er nicht an, sie würden schwerlich auch viel Glück machen. Ein solches Verfahren ist der astronomischen Unparteylichkeit gerade entgegen, und verdient — keine Nachahmung. Hätte Hr. *F.* — von der Richtigkeit seiner angenommenen Länge überzeugt — den Unterschied in der Unsicherheit seiner Beobachtung, oder in anderen sehr natürlichen Ursachen gesucht: so würde ihn gewiss Niemand wegen eines Irrthums, der so verzeihlich ist, getadelt haben. Den Durchmesser der Vesta findet Hr. *F.* = $4\frac{1}{2}''$; *Schröter* fand nur 0,"488, und uns scheint *diese* Angabe mehr Vertrauen zu verdienen. S. 221—223. *Über ein Mercurial-Pendul* von Hn. *Thomas Blaker* aus London. Ein Glas, welches die Linse des Pendels ausmacht, wird mit so vielem Quecksilber gefüllt, als erforderlich ist, den Gang der Uhr genau regelmäsig zu machen; man hat also den Vortheil, die Compensation selbst berichtigen zu können. Eine nähere Prüfung verdient die Bemerkung, dass eine astronomische Uhr am richtigsten gehe, wenn ihr Pendel 2,8 Zoll vibrire. S. 224—228. *Astronomische Beobachtungen und Nachrichten* v. Hn. *de la Lande* in Paris (gest. 4 April 1807). *Pigott* fand 1795 die Periode der Lichtveränderung des Sterns 5r Grösse im Sobieskyschen Schilde, zwischen 61,5 und 62,7 Tagen; er verschwindet zuweilen fast ganz. Einen Irrthum, den Rec. aus dem französischen Original der *Histoire de l'astronomie* des Hn. *de la Lande* verbessern kann, läst er doch nicht unberührt; *Piazzi* fand nämlich nicht die jährliche Parallaxe der Wega = 0",875, sondern er sagt nur, die Parallaxe in Declination betrage 0,875 der totalen. *Calandrelli* und *Conti* in Rom fanden mit einem 9füssigen Sector 5", mit einer Regelmässigkeit, die diesem Resultate einiges Gewicht zu geben scheint; Rec. gesteht indess, dass ihm eine so grosse Parallaxe nicht einleuchten will. *Piazzi* hat die Schiefe der Ekliptik untersucht, und im Winter 7" weniger gefunden als im Sommer. Er hält sich überzeugt, dass dieser Unterschied nicht von einer Ungewissheit in den Refractionen herrührt, sondern schreibt ihn lieber einer Verschiedenheit in der Brechbarkeit des Sonnen- und Fixsternen-Lichtes zu — eine Meinung, der Rec. durchaus seinen Beyfall versagen muss, indem Versuche mit einem Prisma lehren, dass die Brechbarkeit aller Arten des Lichts durchaus gleich ist. Die Ursache, weshalb alle Astronomen die Winterschiefe grösser finden, als die im Sommer, sucht *Laplace* in der Aufhängung des Thermometers im Beobachtungszimmer, statt dass es eigentlich im Freyen, gegen Norden aufgehangen werden muss. Übrigens ist die Differenz nicht nach allen Astronomen *gleich* gross, und *Delambre* findet nur 4". S. 228—231. *Beobachtung über die Klimata und Atmosphäre des Saturns*, vom Hn. Dr. *Herschel*. Der Vf. bemerkte Veränderungen in der Farbe der Polargegenden des ♄, und schreibt dieselben einer Veränderung der Lufttemperatur auf diesem Planeten zu, indem die weisse Farbe der Polargegenden immer zunahm, wenn sie von der Sonne schwächer erleuchtet wurden. S. 231—239. *Astronomische Beobachtungen auf der königl. Sternwarte in Berlin* von Hn. *Bode*. Ausser einer Anzahl beobachteter Culminationen der Planeten, Trabantenverfinsterungen, Sternbedeckungen u. s. w., auch Nachrichten von dem 2füssigen *Troughton*'schen Kreise der Sternwarte. Eine Reihe gemessener Meridianhöhen des Polarsterns gab die Polhöhe von Berlin 52°31'23", und Meridianhöhen hoch culminirender Sterne 52°31'25". Bey einer umgekehrten Lage der Axe des Instruments, gab eine andere Reihe von Beobachtungen ein etwas hievon verschiedenes Resultat, das aber Hr. *Bode* nicht anführt, und wovon er ein anderes Mal Rechenschaft abzulegen verspricht. Ein dem Kreise zugestossener Unfall, das Zerbrechen der Wasserwage, verhinderte die völlige Aufklärung der noch auf der berliner Polhöhe ruhenden Zweifel; im Jahrbuche für 1806 führt Hr. *Bode* noch viele Beobachtungen an, die sie = 52°31'45" geben. *Mira* war den 12 Januar 1806 im Aufsucher nicht sichtbar, den 22sten war dieser Stern kaum zu erkennen, allein im $3\frac{1}{2}$füssigen Dollond erschien er als ein Stern achter Grösse; den 7ten und 18ten Sept., so wie den 9ten und 18ten Octob. war keine Spur davon zu bemerken. S. 239—242. *Heliocentrischer und geocentrischer Lauf der Pallas und Juno für* 1808. S. 243—244. *Über bemerkte Unterschiede in den scheinbaren Grössen einiger Sterne*, vom Hn. Dr. *Koch* in Danzig. Bey dem Bombardement wurden die Instrumente der in den äussern Festungswerken belegenen Sternwarte abgenommen, und in die Stadt in Verwahrung gebracht; Hr. D. *Koch* konnte also nichts Astronomisches liefern ausser diesen Bemerkungen. Der Stern 2 Ψ ♉ z. E. wird von *Bayer* und *Hevel* in die 6te, von *Flamsteed*, *Bradley* und *Mayer* in die 4te, von *Zanotti* und *Piazzi* in die 7te Classe gesetzt; Hr. Dr. *Koch* fand ihn in einem Zeitraume von 6 Monaten, unverändert von der sechsten Grösse.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 NOVEMBER, 1808.

MATHEMATIK.

Berlin, b. d. Vf., und in Commission b. Braunes: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1810, nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten.* Von J. E. Bode u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

S. 244—246. *Astronomische Beobachtungen in Spanien*, von Hn. *Oltmanns* mitgetheilt. Die Breite von Madrid fand *Chaix* mit einem Repetitionskreise aus 544 Beobachtungen = 40° 24′ 57″. 8, für die Mitte des *Plaz a major*. Mittagsunterschied zwischen Carthagena und Paris, im Mittel aus 3 Beobachtungen 13′ 30″, 1; Valenzia von Paris 11′ 2″, 2 westlich in Zeit. S. 247—248. *Physisch - astronomische Bemerkungen* vom Hn. Hofr. *Huth* in Frankfurt an der Oder. Bey der Mondsfinsterniss den 4 Januar 1806 verschwanden die verfinsterten Theile des Mondes nicht ganz, und die helleren Flecken blieben fortdauernd sichtbar, — eine Erscheinung, die man schon oft bemerkt hat. Auch Hr. *Huth* hat am 18ten Januar 1806 die Nachtseite der Venus (vergl. *Jahrbuch* 1809) gesehen; am 26 May sah er, dass die nördliche Hälfte flacher gekrümmt war als die südliche, und wirft hier die Frage auf, ob eine wirkliche Abplattung die Ursache dieser Erscheinung sey? Rec. ist nicht dieser Meinung, denn wenn beide Halbkugeln gleichförmig gestaltet sind, müssen sie auch immer gleich erscheinen, die Venus mag sich uns projiciren, wie sie will. S. 249—252. *Beytrag zu den geographischen Längenbestimmungen* von Hn. *Oltmanns*. Hauptsächlich die Länge von Callao, aus dem Mercurs-Durchgange den 8 Nov. 1802 = 5ᵘ 18′ 15″ 6 westlich von Paris; Reval aus einer Sternbedeckung 1ᵘ 29′ 43″; München 37′ 0″, 4; Hamburg 30′ 28″, 7; Dorpat 1ᵘ 37′ 24″, 5. S. 252—255. *Vorschlag einer Methode zur Auflösung einer astronomischen Aufgabe*. Vom Hn. Grafen von Platen zu Hallermund. Eigentlich nichts anderes, als die schon von *Rothmann* und *Tycho* gebrauchte Prostaphäresis, die aber seit Einführung der Logarithmen billiger Weise ausser Gebrauch gekommen ist. Eine *Nachschrift* des Hn. *Oltmanns* beschäftigt sich nur mit dem Beyspiele, das Hr. Graf von *Platen* anführt, ohne den Geist der Methode selbst aus einander zu setzen. S. 255—257. *Vorschlag einer Methode, die Horizontal-Refraction durch die geographische Länge zu bestimmen*, von Hn. *Jabbo Oltmanns*. Man soll Distanzen zwischen dem Monde und der Sonne messen, wenn das eine dieser Gestirne sehr tief, das andere beträchtlich höher steht; die aus astronomischen Tafeln und der bekannten geographischen Länge des Orts berechnete Distanz, mit der gemessenen verglichen, giebt dann eine Correction der angenommenen Strahlenbrechung. Rec. ist überzeugt, dass diese Methode nie befriedigende Resultate geben wird, indem sehr viele Elemente unrechtmässigerweise dabey als fehlerfrey vorausgesetzt werden müssen. Die Bestimmung der Strahlenbrechung können reisende Beobachter, denen sie Hr. O. vorschlägt, passender den Astronomen auf wohl eingerichteten Sternwarten überlassen, die viel bessere und sichrere Mittel besitzen, um zum Zwecke zu gelangen; oder wenn sie sich ja damit beschäftigen wollen, so werden sie besser thun, sich mit einem guten, die absoluten Höhen angebenden Instrumente zu versehen, als eine Methode zu wählen, die bey allem anzuwendenden Fleisse noch ausser den Grenzen der Unsicherheit der Refraction liegende Zweifel übrig lassen wird. S. 257—259. *Zusatz zu der Abhandlung über die beste Gestalt der Objectivspiegel*, vom Hn. Prof. *Fischer* in Berlin. Hr. F. verbessert hier einen schon in No. 187 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitung erwähnten Irrthum, wegen des Vorzugs sphärischer Spiegel vor parabolischen. Rec. glaubt hier noch ein Missverständniss zu bemerken, denn ein Gestirn entfernt sich von der Axe des Spiegels immer gleich schnell, man mag eine starke, eine schwache oder auch gar keine Vergrösserung ins Teleskop schrauben; von der scheinbaren Bewegung im Sehefelde des Fernrohrs war nicht die Rede. Das Wort Brennlinie ist allerdings etwas unrichtig gewählt. Von S. 260—268 *noch verschiedene kürzere astronomische Nachrichten und Beobachtungen*. Hr. *von Humboldt* übergab der kön. Akademie der Wissenschaften ein Manuscript, welches *die astronomische und geodätische Bestimmung von 290 Puncten in Amerika* enthält, wovon etwa 230 auf eigene, und die übrigen auf Beobachtungen der Hn. *Velasquez* und *Caldas* gegründet sind, sämmtlich von *Oltmanns* mit ausdauerndem Fleisse berechnet und discutirt; Hr. Prof. *Harding* zeigt einige fehlende Sterne an u. s. w.

LL. AL.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Generalbass-Schule* von J. G. *Albrechtsberger*, Kapellmeister am Dom zu St. Stephan in Wien. Neue

vom Verfaſſer vermehrte Auflage. 23 S. Queerfolio. (1 Rthlr.)

Unter den vielen im verwichenen Jahrhunderte herausgekommenen Anleitungen zum Generalbaſſe, laſſen zwar insbeſondere *Türks* Generalbaſs-Schule, und der zweyte Theil des *Bachiſchen* Verſuches über die wahre Art das Klavier zu ſpielen, als Lehrbücher darüber, weder in Hinſicht auf Ausführlichkeit, noch in Rückſicht auf Gründlichkeit ſowohl des theoretiſchen, als auch des praktiſchen Theils deſſelben, wenig zu wünſchen übrig. Dennoch wird dieſes Werk beſonders ſolchen Generalbaſs-Schülern willkommen ſeyn, die geneigt ſind, mehr mittelſt praktiſcher Übung, als vermittelſt der Beyhülfe einer zergliederten Theorie accompagniren zu lernen, und die insbeſondere, wie es gemeiniglich bey Dilettanten der Fall iſt, die Abſicht nicht haben, mit der Erlernung des Generalbaſſes zugleich die harmoniſchen Elementarkenntniſſe der Setzkunſt zu begründen.

Der Vf., der dem muſikaliſchen Publicum ſchon als ein guter Tonſetzer im ernſthaften und fugenartigen Style, und zugleich durch eine gründliche Anleitung zur Compoſition, bekannt iſt, hat ſich in ſeinem Werke, wie auch aus der im Titel angezeigten Seitenzahl ſchon von ſelbſt hervorgehet, eines äuſserſt gedrängten Vortrags bedienet. Das Werk iſt in zwey Abtheilungen getheilt, von welchen die erſte theils einige zum Vortrage des Generalbaſſes nöthige Vorkenntniſſe, theils kurze Übungsexempel über einzelne Accorde enthält. Im erſten §. wird von den gebräuchlichen Ziffern, oder, wie man ſich gewöhnlicher ausdrückt, von den Intervallen gehandelt, die bey der Bezeichnung des Generalbaſſes durch Ziffern vorgeſtellt werden. Der zweyte § hat erſtlich die Eintheilung der Intervallen in conſonirende und diſſonirende zum Gegenſtande. Ungeachtet der beabſichtigten Kürze des theoretiſchen Lehrvortrages, vermiſst Rec. ſehr ungern die allgemein angenommene Eintheilung der Conſonanzen in vollkommene und unvollkommene, und zwar nicht bloſs wegen ihrer weſentlichen Verſchiedenheit, ſondern hauptſächlich deſswegen, weil jene bey dem Wechſel der Accorde, oder in Anſehung ihrer Fortſchreitungen, auch bey dem Vortrage des Generalbaſſes ſolchen Einſchränkungen unterworfen ſind, die bey dieſen nicht Statt finden. Nächſt der Eintheilung der Intervallen handelt dieſer §. zugleich von dem vollkommenen und unvollkommenen Accorde. Beide beſchreibt der Vf. auf eine ihm eigenthümliche Art folgendergeſtalt: „Wenn drey Conſonanzen über einen Grundton genommen werden: ſo heiſst ein ſolcher Accord vollkommen oder unvollkommen. Der vollkommene Accord über jeden Grundton iſt nur $\substack{8\\5\\3}$ oder mit ſeinen zwey Veränderungen $\substack{8\\5\\3}$ oder $\substack{5\\3\\8}$. Der unvollkommene Accord iſt $\substack{8\\6\\3}$ oder mit ſeinen zwey Veränderungen $\substack{3\\6\\3}$ oder $\substack{6\\6\\3}$."

Die Quarte, ſie mag in Begleitung der Sechſte oder Quinte vorkommen, rechnet der Vf. ohne Unterſchied unter die Diſſonanzen. Des Griffes, den man den Sextquarten-Accord nennt, hat er S. 2 gar nicht gedacht, obgleich demſelben S. 3 unter den von ihm ſogenannten falſchen Accorden ein beſonderes Übungsexempel gewidmet iſt. Dieſen, gewöhnlich nur bey einer Gattung der Quinten gebräuchlichen techniſchen Ausdruck *falſch*, braucht der Vf. auch bey den Accorden, ſtatt des gewöhnlichen Ausdruckes *diſſonirend*. So ſagt er z. B.: „Falſche Accorde ſind alle drey Secund-, Quart-, Septimen- und die zwey Nonenaccorde." — Übrigens iſt dieſe Stelle ſelbſt dem ſchon mit der Harmonie bekannten Leſer undeutlich, weil vorher nicht angezeigt worden iſt, aus welchen Intervallen jede Art und Gattung dieſer genannten Accorde beſtehet. Man weiſs daher nicht gleich, ob der Vf. z. B. unter ſeinen drey Secunden- und Septimen-Accorden die Accorde $\substack{6\\4\\2}$, $\substack{5\\2}$, $\substack{6\\5\\2}$ und $\substack{7\\5\\2}$, $\substack{7\\4\\3\sharp}$, $\substack{7\\6}$ verſtehe, oder ob er, wie eigentlich ſeine Meinung iſt, die drey gewöhnlichen Gattungen des Secundenaccordes mit der Quarte und Sexte, die ſich durch die kleine, groſse und übermäſsige Secunde unterſcheiden, und die Septimenaccorde mit der groſsen, kleinen und verminderten Septime, verſtanden wiſſen will.

Im dritten §. verläſst der Vf. die gewöhnliche Methode des Generalbaſs-Unterrichtes, nach welcher man den Schüler, der nunmehr die Intervallen hat kennen gelernt, mit jedem Accorde insbeſondere, und mit den Intervallen, aus welchen er beſtehet, bekannt macht. Mit gänzlicher Übergehung dieſer ſpeciellen Kenntniſs der Accorde zeigt er dem Schüler bloſs, was er nächſt den über der Grundſtimme durch Ziffern angezeigten Intervallen noch für andere Intervallen zu greifen habe, wenn der Accord nur mit einer oder mit zwey Ziffern bezeichnet wird. Ein Beyſpiel dieſer Verfahrungsart mag folgendes ſeyn. „Zu allen Secunden (heiſst es S. 4) gehört eine Quarte und eine Sexte. Wenn aber eine Quinte über der Secunde geſchrieben ſtehet: ſo muſs man die Quinte oder die Secunde ſelbſt im vierſtimmigen Satze verdoppeln." Nach dieſer Lehrart brauchte zwar der Vf. der ſeltener vorkommenden Accorde mit der Secunde, nämlich $\substack{6\\5\\2}$ und $\substack{5\\4\\2}$ nicht zu gedenken, weil ſie mit den Zahlen aller Intervallen, aus welchen ſie beſtehen, bezeichnet werden müſſen. Nur hätte bey dieſer Gelegenheit, da einmal über den Griff der gewöhnlichen Secundenaccorde eine allgemeine Regel gegeben wurde, nicht übergangen werden ſollen, daſs der aus groſser Secunde, übermäſsiger Quarte und groſser Sexte beſtehende Secundenaccord ſehr oft, vermittelſt der Zahl 4, welcher ein Erhöhungszeichen beygefügt iſt, angezeigt zu werden pflegt. Es wäre überhaupt zu wünſchen, daſs ſich die Theoriſten in verſchiedenen Fällen, wovon der Secunde die Rede iſt, beſtimmter ausdrückten, um den Anfängern nicht Veranlaſſung zu einem Irrthume zu geben. Alle Lehrer der Harmonie ſtimmen über den Unterſchied der Secunde und None völlig überein. Das Intervall, welches aus zwey neben-

einander liegenden Stufen der Tonleiter besteht, es werde übrigens als zweyte oder neunte Stufe vom Grundtone entfernt gebraucht, wird bald eine None, bald eine Secunde genannt, je nachdem entweder das obere oder das untere Ende dieses Intervalls als Dissonanz aufgeführt wird. Liegt das obere Ende dieses Intervalls vorher, und geht nach dem sogenannten Anschlage eine Stufe abwärts zur Auflösung: so pflegt man das Intervall eine None zu nennen; liegt hingegen das untere Ende vorher, und tritt nach dem Anschlage eine Stufe abwärts: so wird das Intervall zum Unterschiede der vorhergehenden Behandlungsart eine Secunde genannt. Bey der None dissonirt demnach das obere Ende dieses Intervalls gegen den Grundton; bey der Secunde dissonirt der Grundton gegen die zunächst darüber liegende Stufe. Es ist daher unrichtig, wenn der Vf. im 4ten §., in welchem von der Verdoppelung der Intervallen gehandelt wird, sagt: „Von den Dissonanzen können verdoppelt werden: 1) die grosse Secunde bey dem $\frac{4}{2}$ Accorde." — — Bey dem $\frac{4}{2}$ Accorde ist die Dissonanz in der Grundstimme enthalten; wenn daher die zweyte Stufe dieser dissonirenden Grundstimme verdoppelt wird: so verdoppelt man ja in diesem Falle keine eigentliche Dissonanz, sondern es wird blos das consonirende Ende des dissonirenden Intervalles, so wie bey dem Septimenaccorde mit ausgelassener Quinte, der Grundton der Septime, als das consonirende Ende derselben, verdoppelt. Eben so unrichtig ist die fast allgemein gebräuchliche Benennung und Bezeichnung dieses Intervalls als einer Secunde, wenn der wesentliche Septimenaccord auf dem nachfolgenden Grundtone der Tonart aufgehalten wird. Die mehresten Tonsetzer nennen die eine in dieser Aufhaltung enthaltene Dissonanz eine Secunde, und bezeichnen den Accord, der eigentlich aus None, Septime und Quarte besteht, mit $\frac{7}{\frac{4}{2}}$. Dieses thut auch der Vf., denn er sagt S. 6: „Wenn sich aber die grosse Septime in die Octave hinauf resolvirt, oder frey angeschlagen vorkömmt: so muss man jederzeit die reine Quarte und *grosse Secunde* dazu nehmen." Aus demjenigen, was oben über den allgemein angenommenen Unterschied zwischen None und Secunde bemerkt worden ist, geht deutlich genug hervor, dass dieser Satz keine Secunde, sondern eine None enthalte, weil die Dissonanz in einer der Oberstimmen befindlich ist, und der Bass bey der Auflösung derselben auf seiner Stufe liegen bleibt.

Ob sich gleich der in der Harmonie schon Geübtere über dergleichen Nachlässigkeiten des Ausdrucks und der Benennung ohne Anstoss hinwegsetzt: so verhält es sich dennoch ganz anders bey einem Anfänger, welcher, wie Rec. aus Erfahrung weiss, gar leicht dadurch veranlasst wird, an den allgemein angenommenen Kennzeichen der None und Secunde irre zu werden.

Der 5te §. hat die Überschrift: *Von den sechs gefährlichen Gängen.* Der Vf. versteht darunter solche Folgen von Accorden, bey welchen, um fehlerhafte Fortschreitungen zweyer vollkommenen Consonanzen zu vermeiden, entweder die Gegenbewegung ergriffen, oder in einem von zwey auf einander folgenden Accorden ein Intervall ausgelassen, und statt dessen ein anderes verdoppelt werden muss. Hr. *A.* hat die Fälle, bey welchen es nothwendig ist, eines dieser Hülfsmittel anzuwenden, zusammengedrängt, in sechs verschiedene Classen getheilt, und gezeigt, auf welche Art man die fehlerhaften Fortschreitungen am besten vermeiden könne.

Die zweyte Abtheilung des Werks ist vorzüglich dem praktischen Theile des Generalbasses gewidmet. Der Vf. hat die Übungsexempel über die verschiedenen Arten der Accorde nicht allein völlig zweckmässig eingerichtet, sondern sie auch mit zwar kurzen, aber guten Bemerkungen, die beste Lage der Accorde, die hie und da nöthige Verdoppelung der Intervallen zur Erhaltung melodiöser Mittelstimmen u. s. w. betreffend, beygefügt; so wie überhaupt alles, was in dem ganzen Werke unmittelbaren Bezug auf den praktischen Theil des Unterrichts hat, unverkennbare Vorzüge vor dem theoretischen Theile desselben behauptet.

Es ist schon oben beyläufig bemerkt worden, dass der Vf. die Methode gewählt hat, statt der speciellen Kenntniss der Accorde und der Intervallen, aus welchen jeder derselben besteht, blos zu zeigen, was zu jeder Ziffer einer bezifferten Grundstimme noch für andere Ziffern oder Intervallen genommen werden müssen, um jeden Griff 4stimmig zu machen. Sey es auch, dass vermittelst dieser Methode die Erlernung der Generalbassbegleitung vereinfacht werden könne: so kann Rec. derselben schon aus dem Grunde seinen Beyfall nicht vollkommen ertheilen, weil vermittelst derselben blosse Empiristen gebildet werden, die weder ihre Generalbass-Griffe mit den durchgehends gebräuchlichen Namen derselben bezeichnen können, noch von dem erlernten Generalbasse den Nutzen haben, Schriften über Gegenstände der Harmonie zu verstehen, ohne einen Theil des Studiums des Generalbasses, nämlich die Kenntniss der Accorde und der Intervallen, aus welchen sie bestehen, von neuem zu beginnen.

Ungeachtet der angezeigten kleinen Mängel dieses Werks, welche die Kritik bey einer sich von dem Gewöhnlichen unterscheidenden Methode um so weniger übergehen durfte, behauptet es dennoch, auch bey seiner gedrängten Kürze, manche Vorzüge vor vielen anderen Schriften über den Generalbass. — o —

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Neue praktische Singschule für Kinder*, nach einer leichten Lehrart bearbeitet, und als Beytrag zur Vermehrung häuslicher Freuden für Ältern und Erzieher herausgegeben, von M. *Karl Gottlieb Hering*, Conrector und Organist zu Oschatz. Erstes Bändchen. 1807. XVI S. Einl. und Elementar-Unterricht und 46 S. Lectionen. 4. (20 Gr.)

Der Vf., dem Publicum schon durch andere für

den musikalischen Unterricht der Jugend bestimmte Werke vortheilhaft bekannt, macht mit diesem Bändchen den Anfang zu einer Singschule für Kinder, womit er sich ohne Zweifel den Dank vieler Ältern und Erzieher verdienen wird. Weil erst nach der Vollendung des Werkes die Kritik über den wahren Werth desselben entscheiden kann: so begnügt sich Rec. einstweilen den Inhalt dieses ersten Theils anzuzeigen, und über verschiedene Gegenstände desselben einige Bemerkungen beyzufügen.

In der Zuschrift an Ältern und Erzieher hat sich der Vf. über den Zweck seines Unternehmens, über den Nutzen des frühzeitigen Unterrichts der Jugend im Gesange, und über einige bey den Singübungen nöthige und die Gesundheit der kleinen Sänger betreffende Vorsichtsregeln verbreitet. Sodann handelt er von seiner gewählten Methode, über welche er sich folgendergestalt erklärt: „Ich fange mit einem einzigen Tone an, und dazu schien mir das eingestrichene g am angemessensten zu seyn. Dieser Ton wird in den ersten beiden Lectionen auf verschiedene Art vorgetragen. Dabey lernt der kleine Sänger sowohl nach dem G-Schlüssel den Stammton g auf der zweyten Linie, als auch den Zeitwerth der Noten, ganze, halbe und Viertel-Noten, praktisch kennen. In der dritten Lection gesellt sich noch ein Ton hinzu, und mit diesen beiden Tönen werden nun verschiedene Übungen angestellt, die bald den Accent, bald die Eintheilung der Noten beabsichtigen. So vermehren sich dann die hinzukommenden Töne. Die Stimme der kleinen Sänger erweitert sich nach und nach; die Noten werden so allmählich erlernt; die Kenntniss der Ertheilung der verschiedenen Noten wird wiederholt, und so lernen unsere Kinder, wenn wir sie nur nicht zu sehr übereilen wollen, sicher nach Noten singen. Haben die kleinen Sänger nur die Übungen mit *vier* Tönen in den ersten fünf Lectionen ganz inne: so werden sie diese vier Töne nach den folgenden Lectionen leicht auf die übrigen Tonfolgen anwenden lernen." Dass diese Methode für Kinder sehr zweckmässig, und dem Fassungsvermögen derselben angemessen sey, bedarf keines weitläuftigen Beweises.

Den Lectionen gehet von der IXten bis XVIten Seite ein kurzer Elementar-Unterricht voraus. Da, wo in demselben die vollständige diatonische Tonleiter dargestellet, und hernach von der Octave und von der Verschiedenheit der Schlüssel gehandelt wird, möchte sich wohl eine für die kleinen Schüler nachtheilige Lücke finden. Hätte der Vf. seine Schüler darauf aufmerksam gemacht, dass er ihnen als Lehrer alle in den Lectionen enthaltenen Tonfolgen, der Natur seiner Stimme zufolge, in einer tieferen Form oder in einer tieferen Region der Töne vorsingen muss, als sie ein Kind oder ein Frauenzimmer singt; oder hätte er überhaupt bemerkt, dass jede erwachsene Mannsperson eine solche Tonreihe gleichsam nach einem grösseren oder tieferen Massstabe ausüben muss: so würde es ihm sehr leicht geworden seyn, seine Schüler von der Nothwendigkeit derjenigen grösseren Tonreihe, die man die vollständige diatonische Tonleiter nennt, auf eine sinnliche Art zu überzeugen, und ihnen zugleich begreiflich zu machen, warum man sich verschiedener Schlüssel bedient. Aus dieser Ansicht der Sache würde überdiess von selbst hervorgegangen seyn, dass die verschiedenen Octaven dieser Tonleiter weiter nichts sind, als eine Wiederholung der sieben verschiedenen Töne in einer höheren oder tieferen Form.

Die Einrichtung der Lectionen wird man leicht von selbst aus der vorhin eingerückten Stelle der Zuschrift des Vfs. beurtheilen können. — Gleich bey den ersten Lectionen hätte der Vf. bemerken sollen, ob bey den Singübungen das Solfeggiren vermittelst der Aussprache eines einzigen dazu schicklichen Vocals, oder vermittelst der Aussprache derjenigen Buchstaben geschehen soll, mit welchen man die Noten zu benennen pflegt. Beynahe läfst die Einrichtung der Lectionen vermuthen, dass der Vf. den letzten Fall beabsichtigt habe, der aber, theils bey etwas lebhafter Bewegung der Töne, theils und insbesondere bey dem Gebrauche solcher Tonarten, die mehrere Kreuze zur Vorzeichnung haben, manchen Nachtheil für die Schüler herbeyführen würde.

Es ist bey diesem Werke, in welchem eine für Kinder so passende Methode gewählt worden ist, zu bedauern, dass der Vf. zwey der wichtigsten Gegenstände des Unterrichts im Gesange unberührt gelassen hat, nämlich die Ubungen in dem *Portamento di voce*, und die Anzeige, wann und wo der angehende Sänger am schicklichsten Athem schöpfen muss. Wahrscheinlich war dem Vf. bey der Ausarbeitung dieses Bändchens noch keine von den vorhandenen beiden Übersetzungen der Singschule des Conservatoriums zu Paris zu Gesichte gekommen; sonst würde ihn dieses Werk, welches seine Vorzüge hauptsächlich durch den genauen Unterricht in den so eben angezeigten Stücken behauptet, gewiss auf die Wichtigkeit dieser Gegenstände aufmerksam gemacht, und ihn veranlasst haben, auch in seiner Singschule davon Gebrauch zu machen.

— o —

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Köthen*, in der Aueschen Buchh.: *Die Emissarien einer neuen Propaganda, oder das genialische Incognito.* Aus den Papieren eines Reisenden von *E. A. Seidel.* 1804. Zwey Bändchen. 302 und 280 S. 8. (2 Thlr.) Wenn auch nicht Alles in dem Buche, wie die Zueignung an Eulalia von Hn. *S.* sagt, einen *tiefen hohen* Sinn hat; wenn auch die Gedichte der Vorzeit nicht immer in einem *hohen geheimen* Sinne hier stehen: so hat doch Vieles einen guten Sinn, und die beygenommenen Gedichte der Vorzeit finden sich nicht immer an unrechter Stelle. Wir würden der Erzählung einen eigenen Reiz entnehmen, wenn wir das Incognito aufdecken, und viel von dessen Genialität reden wollten. Wir begnügen uns, das Buch als ein gutes Ausfüllungsmittel müssiger Stunden hiemit anzuzeigen, und es denen zu empfehlen, die lesen können, mögen, wollen oder müssen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 22 NOVEMBER, 1808.

PHYSIK.

Breslau, b. Barth d. j.: *Grundriss der Naturlehre zum Gebrauch für (bey) Vorlesungen*, von *C. A. Jungnitz*, Mitglied des königl. preuss. Schulinstituts u. s. w. zu Breslau. Zweyten Theils zweyte Abtheilung. 1806. 218 S. 8. Mit einer Kupfertafel.

Diese zweyte Abtheilung eines schon im Jahrgange 1805. No. 111 von uns beurtheilten Werkes enthält den 3, 4 und 5 Abschnitt nebst einem Anhange. Im dritten Abschn. lehrt Hr. J. die Grundzüge der Hydrostatik und Hydraulik. Im vierten trägt er die Anfangsgründe der Aerometrie sowohl, als die ersten Lehren von dem Schalle und Gehör vor, welche beide letzteren jedoch in einem besonderen Abschnitte ihren Platz hätten finden sollen, da sie sich nicht allein auf die Luft, sondern auf alle elastischen Körper beziehen. Im fünften ist die Physik des Lichts, ingleichen die Grundlage der optischen Wissenschaften, und endlich im Anhange die Erklärung der astronomischen Strahlenbrechung, des Regenbogens, der Höfe um Sonne und Mond, wie auch der Nebensonnen und Nebenmonden und des Nordlichts enthalten.

Wir müssen dem Vf. auch jetzt wieder das ihm gebührende Lob ertheilen, dass er die genannten Lehren grösstentheils fasslich vorgetragen, die mathematischen Beweise derselben hinlänglich scharf geführt, und sich auch dadurch um seine Auditoren verdient gemacht hat, dass er am Ende fast eines jeden ausgeführten Satzes auf die praktische Anwendung desselben hinweiset. Allein eben so wenig dürfen wir unbemerkt lassen, dass er auch in dieser Abtheilung zu eilfertig gearbeitet, und manche Hypothese ohne hinlängliche Prüfung aufgestellt hat.

Gleich zu Anfange des dritten Abschnitts, S. 157, heisst es: „Die Theile eines flüssigen Körpers haben eine sphärische Figur, besondere Glätte, und grosse relative Geschwindigkeit. Der Grund davon liegt in der Gleichförmigkeit der Kräfte und gleichförmigen Vertheilung derselben nach allen Richtungen.“ Wenn man aber auch gleich dem Vf. darüber, dass er der längst verrufenen Corpuscularphilosophie noch anzuhängen scheint, keinen Vorwurf machen darf: so lässt sich doch mit Recht fodern, dass er bey diesem Satze hätte bedenken sollen, wie wenig die Körper an und für sich flüssig oder fest sind, sondern es bloss durch die dazu erfoderliche hohe oder niedrige Temperatur und stärkere oder schwächere Anziehung ihrer Theile werden. Wäre aber die runde Figur und Glätte wirklich eine besondere Eigenschaft der Theile flüssiger Wesen, und wären folglich die Theilchen der festen Materien nicht rund und nicht glatt: so müssten die Theilchen des Quecksilbers oder des Goldes ihre Figur verändern und ihre Glätte verlieren, wenn jene in strenger Kälte feste Massen bilden, diese aber im Schmelztiegel wie Wasser zerfliessen. Vielleicht versteht jedoch der Vf. unter den Theilen der flüssigen Körper bloss die Tropfen derselben, da er die Gleichförmigkeit der Kräfte und ihre nach allen Richtungen gleiche Vertheilung als den Grund gedachter sphärischer Figur und Glätte und *grosser relativer Geschwindigkeit* (?) angiebt. Allein in diesem Falle würde doch seine Erklärung nicht auf die flüssigen Körper überhaupt, sondern bloss auf die tropfbarflüssigen passen, nicht zu gedenken, dass er auch gegen den in der Naturlehre einmal eingeführten Sprachgebrauch gar sehr verstossen haben würde, wenn er die Tropfen in dem Sinne, welcher hiebey obwalten soll, Theile hätte nennen wollen, da jeder Tropfen selbst ein Körper ist. S. 167 steht: „Hieher,“ nämlich zu den Wirkungen der Haarröhrchen, „gehört auch das Emporsteigen der Säfte in den Wurzeln und Stämmen bey Pflanzen und Bäumen, der Übergang der Flüssigkeiten aus weiten Gefäsen in engere bey organischen Körpern u. s. w.“ Aber ein abgestorbener Baum grünt ja nicht wieder, wenn man ihn gleich in Wasser setzt, und in einem getödteten Thiere circuliren ja die Flüssigkeiten nicht mehr, wenn man gleich seine Gedärme mit flüssigen Nahrungsmitteln füllt. Also ist es in den Vegetabilien wohl nur die durch Licht und Wärme bewirkte peristaltische Bewegung der Spiralgefäse, welche den Saft von der Wurzel bis zum Gipfel treibt, und in den Thieren ist es wohl nur die durch Lebenskraft bewirkte oscillirende Bewegung der festen Theile, vermöge welcher die flüssigen in ihnen circuliren. Auch möchte das Wasser wohl in keinem leblosen Haarröhrchen, so fein dieses auch immer wäre, die Höhe eines hohen Baums erreichen, und an einem Dochte steigt ja das Öl ebenfalls nicht stubenhoch. Aus der in a. St. geflissentlich unternommenen Trennung der organischen Körper von den Pflanzen und Bäumen, sollte man überdiess fast schliessen, dass der Vf. die vegetabilischen Körper nicht zu den organisirten zähle, und dass wir ihn daher eines neuen Irrthums zeihen müssten, wenn wir die Schlussfolge als gegründet annehmen wollten. S. 174 — 175. „Der

Druck eines flüssigen Körpers ist in grossen Tiefen sehr beträchtlich, und polygonartige Körper, z. B. vierseitige Flaschen, werden schon in mäfsigen Tiefen zerquetscht, oder der Korkstöpsel hineingetrieben." Hier hätte hinzugesetzt werden sollen, dass dergleichen flachseitige Flaschen bloss dann in der Tiefe des Wassers zerdrückt werden können, wenn sie entweder gänzlich leer sind, oder doch nur Luft enthalten. Denn mit Wasser gefüllte Flaschen halten in der gröfsten Tiefe des Meeres den Druck gewiss aus, ohne zu zerplatzen, so flachseitig sie auch seyn mögen. S. 175. „Wäre das Fluidum auch nur wenig elastisch: so würde ein harter Körper in der Tiefe nicht mehr im Gleichgewicht mit ihm stehen, sondern nach der Höhe getrieben werden." Wasser ist aber doch auch ein Fluidum und, wie nicht nur die Abich-Zimmermannischen Versuche beweisen, sondern auch das bekannte Lattenschiessen oder Stollenwerfen der Knaben längst schon hinlänglich zu erkennen gegeben hat, allerdings beträchtlich elastisch, ungeachtet harte Körper, die nahe unter seiner Oberfläche mit ihm im Gleichgewicht stehen, dasselbe auch noch behalten, wenn man sie in die Tiefe hinabstöfst, vorausgesetzt nämlich, dass indessen die Temperatur des Wassers sowohl, als des festen Körpers, dieselbe bleibt. Nach der bisher gangbaren Vorstellung von der Wirkung des Drucks elastischer Flüssigkeiten sollen zwar freylich die unteren Schichten derselben von dem Drucke der oberen mehr als diese zusammengepresst seyn. Allein man muss nur bedenken, dass durch den Druck der oberen Schichten nicht allein die Dichte der unteren, sondern in eben demselben Verhältnisse auch die Elasticität oder Spannung derselben verstärkt wird. Vermöge dieser stärkeren Spannung aber wirken die unteren gegen die oberen wieder eben so stark aufwärts, als diese vermöge ihres Druckes abwärts wirken, und auf diese Weise werden die oberen von der durch den Druck verstärkten Spannung der unteren eben so sehr aufwärts zusammen gepresst, als die unteren von dem Drucke der oberen verdichtet werden. Also ist Wasser in der Tiefe freylich nicht dichter, als an seiner Oberfläche, weil die Wirkung des Drucks aller elastischen Flüssigkeiten, die durch den Druck nicht erschlaffen, ihrer ganzen Tiefe oder Höhe nach durchaus gleich grofs, wiewohl in jedem einzelnen Falle, für sich betrachtet, immer desto gröfser ist, je mehr Masse diese Flüssigkeiten im Ganzen genommen haben, und je mehr sie einem bestimmten Drucke, ohne zu erschlaffen, nachgeben. Gas ist zwar allerdings in der Höhe lockerer, als in der Tiefe: allein diese Auflockerung wird nicht von der in der Höhe verminderten Anzahl seiner Schichten, die man alle von gleichem Gewichte setzt, sondern von ganz anderen Ursachen bewirkt, welche sich an diesem Orte nicht erörtern lassen, wiewohl wir dieselben weiter unten kürzlich berühren werden. S. 177 wird jenes bekannten Versuchs gedacht, in welchem die mit einem vollen Wassergefäss, worin ein bleyerner Körper an einem Faden hängt, ins Gleichgewicht gesetzte Wage einen Rückschlag zeigt, so lange der bleyerne Körper nach Abbrennung des Fadens im Wasser niedersinkt. Hiebey sagt nun Hr. J: „Die Dünste der Atmosphäre gehören mit zu ihrem Gewichte; während dem Fallen derselben als Regen, Schnee oder Hagel muss das Gewicht der Atmosphäre vermindert werden. Anwendung hievon auf die Barometerveränderungen." Diese Anwendung jener Thatsache machte man wohl ehemals, als man in den Kenntnissen der in der Atmosphäre sich ereignenden chemischen Processe noch gar zu weit zurück war, jetzt aber sollte man sie gänzlich vermeiden. Einen solchen Druck, wie hier die Wage von dem daran hängenden Wassergefäss und bleyernen Körper leidet, zeigt nämlich das Barometer ganz und gar nicht, sondern giebt bloss die verschiedene Elasticität oder Spannung desjenigen Theils der Atmosphäre zu erkennen, in welchem es hängt oder steht. Aber diese Spannung muss man nicht mit dem Drucke, der sich nur auf Masse oder Gewicht gründet, verwechseln, ob es leider gleich unbedachtsamer Weise schon oft geschehen ist. S. 237. „Nach dem Mariottischen Gesetz, und gemäss der Erfahrung, sind die unteren Luftschichten dichter und absolut elastischer, als die höheren; und es lässt sich zeigen, dass, wenn die Höhen in arithmetischer Reihe zunehmen, die correspondirenden Dichtheiten oder absoluten Elasticitäten dieser Schichten in geometrischer Reihe abnehmen müssen. Das Mariottische Gesetz kann indess nicht durchaus in allen Höhen richtig seyn, da sonst die Atmosphäre unbegrenzt seyn würde." Allerdings muss man dieses gute Gesetz gewisser Unrichtigkeiten beschuldigen, so lange man fortfährt, es nicht in seiner ganzen Kraft anzuwenden, sondern, wie bisher geschehen, nur zur Hälfte derselben in die Atmosphäre wirken zu lassen. Wie bekannt, gebietet dasselbe nicht bloss eine dem Drucke von oben gemässe Verdichtung der unteren Schichten, sondern auch eine dieser Verdichtung gemässe stärkere Spannung derselben. Will man daher nur bedenken, dass diese unteren Schichten, vermöge ihrer stärkeren, durch den blossen Druck erhaltenen Spannung, wieder gegen die oberen zurückwirken, folglich diese gleichfalls und zwar aufwärts verdichten: so wird man, wie in dem *Lucifer* gezeigt worden ist, mittelst einer kurzen Analysis leicht finden, dass die bloss durch Druck oder Gewicht bewirkte Verdichtung der Atmosphäre nach dem, in voller Strenge genommenen, Mariottischen Gesetz ihrer ganzen Höhe nach durchaus gleich viel beträgt, und allenthalben im Verhältnisse der Hälfte des ganzen atmosphärischen Druckes steht. Andere analytische Betrachtungen des Gravitationsgesetzes und der nach allen Richtungen gleichen Expansionsvermögen eines jeden Lufttheils geben dann, in Verbindung mit der Grösse und runden Figur der Erde, nicht nur die aufwärts fortschreitende Auflockerung der Luft gesetzlich an, sondern zeigen auch in Gemeinschaft mit gedachtem Mariottischen Gesetz die zum Höhenmessen mit Barometern erfoderlichen Regeln richti-

ger, als die bisher in dieser Sache angestellten Betrachtungen, die sich nur auf die Anwendung der Hälfte des oft genannten Gesetzes gründen. Dieses bleibt also dennoch in jeder Höhe, wo Luft zu finden ist, vollkommen richtig, die Atmosphäre mag irgendwo abbrechen oder unbegrenzt seyn. Für unsere sinnlichen Empfindungen bricht sie freylich in einer Höhe von etwa 10 oder 12 Meilen ab: ob sie aber dort gänzlich zu verschwinden beginnt, oder sich nur bis ins Unendliche auflockert, wissen wir nicht. S. 242. „Veränderungen der Atmosphäre, die am Barometer, Thermometer, Hygrometer und Manometer wahrgenommen werden, müssen auch die Geschwindigkeit des" durch die Luft fortgepflanzten „Schalles verändern." Da aber das Hygrometer nur den Feuchtigkeitswechsel der Luft anzeigt, Feuchtigkeit hingegen keinesweges auf die Geschwindigkeit, sondern blofs auf die Stärke des Luftschalles ihren Einflufs äufsert, wie nicht nur aus der von *Newton* darüber aufgestellten Theorie, sondern auch aus den von *Cassini*, *Moraldi* und *de la Caille* sehr sorgfältig angestellten Versuchen erhellet: so hätte hier wohl das Hygrometer nicht, sondern dafür etwa der Windmesser mit genannt werden sollen. S. 244. „Da das Wasser, wenn schon nur wenig, elastisch ist: so leitet auch dieses den Schall fort." In dieser Stelle scheint also der Vf. seiner vorhin geäufserten Meinung selbst zu widersprechen. Denn da, wie er oben sagt, ein auch nur wenig elastisches Fluidum einen in dessen oberen Schichten befindlichen harten Körper, der mit ihm einerley eigenthümliches Gewicht besitzt, in seiner Tiefe nicht leidet, sondern ihn wieder in die Höhe treibt, beym Wasser aber dieses bekanntlich nie geschiehet, so lange die Temperatur dieselbe bleibt: so ist nach dieser vorhergehenden Behauptung das Wasser nicht wenig, sondern gar nicht elastisch. Gut wäre es jedoch gewesen, wenn der Vf. hiebey zugleich gesagt hätte, was man dabey denken soll, wenn er schreibt: ein Körper ist wenig, oder viel, oder vollkommen, oder gar nicht elastisch. Meint er, ein Körper sey wenig elastisch, wenn er sich von einem sehr starken Drucke oder überhaupt von einer sehr grofsen comprimirenden Kraft nur sehr wenig zusammendrücken läfst: so ist allerdings das Wasser nur wenig elastisch. Meint er aber, ein Körper sey wenig elastisch, wenn er von jeder comprimirenden Kraft merklich erschlafft, folglich nach Beseitigung derselben sich bey weitem nicht wieder gänzlich in seinen vorigen Raum ausdehnt: so ist das Wasser keinesweges wenig, sondern ungemein stark elastisch, wie dieses die Abich-Zimmermannischen Versuche zur Genüge beweisen. Auch mag es den Schall wirklich eben nicht schwach leiten, da ihn die Fischer in ihm sehr gut hören, obgleich diese Leitung in ihm nicht wie in der Luft, sondern wie in festen elastischen Körpern vollbracht werden kann. S. 244—245. „Versuche hierüber" über die nach dem Verhältnifs des Quadrats der Entfernung von dem schallenden Körper fortschreitende Schwächung des durch die Luft fortgepflanzten Schalles, „können aus subjectiven Gründen nichts entscheiden, und wegen der nicht vollkommen elastischen Luft, wegen der Reibung und Gegenwirkung der Lufttheilchen, geht immer Bewegung verloren." Was Hr. *J.* unter einem vollkommen elastischen Körper verstehe, weifs man, wie gesagt, nicht. Vollkommen elastisch ist aber ein Körper doch wohl, wenn er sich, nachdem ihn eine bestimmte Kraft viel oder wenig zusammengeprefst hat, und nun gänzlich nachläfst, bey unveränderter Temperatur wieder ganz genau in seinen vorigen Raum ausdehnt, auch wenn er Jahrelang comprimirt erhalten worden ist. Nun weifs man aber durch Versuche, dafs eine mehrere Jahre lang zusammengeprefst erhaltene Luft sich bey eben der Temperatur, bey welcher sie comprimirt ward, wieder völlig in ihren vorigen Raum, nach Öffnung des Hahns, expandirt. Mithin mufs man sie dennoch wohl zu den vollkommen elastischen Materien zählen; und so dürfte die Schwächung des durch sie fortschreitenden Schalles, insofern diese Schwächung dem Verhältnisse des Quadrats der Entfernung von dem schallenden Körper nicht entspricht, nur von den ihn durchkreuzenden oder entgegenwehenden Winden, ingleichen von der in der atmosphärischen Luft enthaltenen Feuchtigkeit herrühren. Gegenwirkung der Lufttheilchen, wenn etwa der Wind hiemit nicht gemeint ist, kann zur Zerstörung der Schallwellen nichts beytragen, da diese Gegenwirkung schon an jeder Stelle zu deren Erzeugung verbraucht wird. Was aber die Friction betrifft, welche die Lufttheilchen der fortschreitenten Schallwellen an einander äufsern sollen: so dürften sich gegen diese gleichfalls mancherley erhebliche Einwendungen machen lassen, deren hier zu erwähnen jedoch das Mafs einer Recension nicht gestattet. S. 264—265. „Da das Licht 8 Minuten 7,5 Sec. bedarf, um von der Sonne auf die Erde zu gelangen: so legt es in jeder Secunde 42000 Meilen zurück, und würde in dieser Zeit fast 8mal um die Erde herum laufen. Daher nimmt man mit Grund an, dafs ein entferntes Licht in dem Moment gesehen werden kann, in dem es entsteht. Daher ist die Sonne schon unter dem Horizonte, wenn sie unterzugehen scheint, und steht schon über dem Morgenhorizonte, wenn sie aufzugehen scheint; überhaupt sehen wir schon darum die beweglichen Sterne nie an ihrem wahren Orte. So kann es Fixsterne geben, aus deren unermefslicher Ferne ihr Licht auf der Erde noch nicht angelangt ist." Hier hat Hr. *J.*, vermuthlich aus Übereilung und um nur sehr verschiedene Sachen in einem Athem zu sagen, Wahrheit mit Irrthum vermengt. Er weifs nämlich sehr wohl, dafs die Sonne kein Wandelstern ist, und dafs daher ihr voreilender scheinbarer Aufgang, so wie ihr verspäteter scheinbarer Untergang, nicht von der endlichen Geschwindigkeit ihres Lichts, sondern lediglich von der astronomischen Strahlenbrechung herrührt. Aber er hätte auch bey dem entfernten Lichte, welches man gleich bey dessen Entstehung sehen kann, nicht vergessen sollen, hinzuzusetzen,

dafs dieses nur von einem irdischen Lichte, und nicht von einem himmlischen zu verstehen sey, folglich nicht von einem Lichte überhaupt genommen. S. 275. „Die Refraction *a perpendiculo* findet also alsdann Statt, wenn die störende Kraft des heterogenen Mittels der Geschwindigkeit des Lichts entgegen wirkt; und umgekehrt, wenn die Erfahrung eine Brechung vom Einfallslothe zeigt, so finden gegenwirkende Kräfte des Mittels gegen das Licht Statt, die aber zu schwach sind, dessen Geschwindigkeit ganz aufzuheben. Diefs ist der Fall bey dem Übergange des Lichts aus Wasser, Glas u. s. w. in die Luft." Ferner S. 276. „Die Brechung *ad perpendiculum* findet also dann Statt, wenn die störenden Kräfte des heterogenen Mittels mit der Geschwindigkeit des Lichts zusammen stimmen, und umgekehrt, wenn der Refractionswinkel kleiner, als der Incidenzwinkel ist, so finden zwischen dem Lichte und dem Mittel anziehende Kräfte Statt." Nach dieser Lehre wirkt also die Luft mit ihrer störenden Kraft dem Lichte entgegen, wenn dieses aus Wasser, oder Glas u. s. w. in sie übergehet, weil da die Brechung *a perpendiculo* geschiehet. Gehet hingegen das Licht aus der obern verdünnten Luft in die untere verdichtete über: so stimmt ihre störende Kraft mit der Geschwindigkeit des Lichts zusammen, das heifst, es finden nun zwischen Luft und Licht anziehende Kräfte Statt, weil in diesem Falle die Brechung *ad perpendiculum* erfolgt. Allein warum benimmt sich denn die Luft mit ihrer störenden Kraft gegen das Licht so sonderbar, nämlich bald freundschaftlich, bald feindselig? Wäre es denn nicht genug, wenn, wie andere berühmte Naturforscher lehren, ein stärker brechendes Mittel, blofs vermöge seiner stärkern Anziehungskraft, einen aus ihm in ein minder brechendes Mittel fahrenden Strahl eben so sehr an sich zurück zu halten strebte, als er beym Übergange aus dem minder brechenden, dessen Attractionskraft geringer ist, in das mehr brechende angezogen wird, wodurch er doch beym Übergange aus diesem in jenes nothwendig eben so sehr von dem Einfallslothe abgelenkt werden mufs, als er beym Übergange aus jenem in dieses gegen dasselbe gelenkt wird? S. 282. „Es ist hier" (bey Erwähnung der einfachen Farben des Lichts) „die Frage nicht, was für Mischungen aus drey Grundfarben" (vermuthlich Pigmenten oder Tincturen) „entstehen; sondern wie vielerley Farben im Sonnenlichte, der Erfahrung gemäfs, enthalten sind, und ob die sieben prismatischen Farben in noch einfachere zerlegt werden können, welches keineswegs der Fall ist." Aber mit dem Gelben, Orangegelben, Hochblauen und Indigblauen ist es der Fall doch. Hr. J. darf nur einen kleinen Theil des gelben oder blauen Strahls durch eine enge Öffnung einer grofsen weifsen Tafel fahren lassen, und ihn hinter derselben, vermittelst eines zweyten guten Eckfäulenglases, aufs Neue mit gehöriger Vorsicht nach eben dem Sinne brechen, nach welchem er ihn durch das erste Prisma gebrochen hat, um klar zu sehen, dafs jener an der zweyten oder hintersten weifsen Tafel ein zweytes, in den rothen, gelben und grünen Theil, dieser aber ein zweytes, in den grünen, blauen und violetten Theil, zerlegtes Farbenbild giebt. Auch darf er nur mit zwey Prismen zwey farbenlose Strahlen zerlegen, und in den grünen Theil des einen Farbenbildes den rothen des anderen, oder in den violetten des einen den grünen des anderen leiten, um deutlich wahrzunehmen, dafs die Stelle der beiden ersteren vollkommen gelb, die Stelle der beiden letzteren hingegen gesättigt hochblau erscheint. Oder er darf auch nur in gehöriger Entfernung einen dünnen Stift queer vor das Farbenbild eines einzigen Eckfäulenglases halten, um sich zu überzeugen, dafs der Schatten des gedachten Stifts in der gelben Stelle nach der Gegend des rothen Theils hin, mit einem gesättigt grünen, nach der Gegend des grünen Theils aber mit einem lebhaft rothen Saume glänzt, in der hochblauen hingegen nach der Seite des violetten Theils hin mit einer gesättigt grünen, und nach der Seite des grünen Theils mit einer gesättigt violetten Leiste besetzt ist; nur mufs man zu diesem Versuche die Öffnung im Fensterladen, aus bekannten Ursachen, sehr klein, höchstens 0",1 im Durchmesser, das Zimmer aber recht finster machen, und auch die weifse Tafel etwas weit hinter dem Prisma aufstellen. Einfach sind also nur drey Farben des Lichts, nämlich die rothe, die grüne, und die violette; denn diese lassen sich weder weiter zerlegen noch aus anderen zusammensetzen. S. 295 bemüht sich der Vf., jenen Farbenwechsel des bekannten Schielertaffets, in welchem die Werfte oder der Aufzug z. B. roth, der Einschufs oder Eintrag hingegen blau oder grün gefärbt ist, ingleichen S. 297 die besondere Röthe an Sonne und Mond am Horizonte, auf eine sehr gekünstelte Weise aus derjenigen Zerlegung des Lichts zu erklären, welche innerhalb sehr dünner durchsichtiger Lamellen Statt findet. Allein jener Farbenwechsel am Schielertaffet und anderen dergleichen schillenden Körpern, kömmt ja blofs daher, dafs die Falten oder einzelnen Stücke derselben, wegen ihrer verschiedenen Lage gegen das Auge, uns bald nur den Einschufs, bald nur die Werfte, oder bald nur die sämmtlichen sehr kleinen Stellen der einen gefärbten Art, bald nur die der anderen Art, sehen lassen: so, wie die besondere Röthe der durch Dampf oder Höhenrauch scheinenden beiden grofsen Himmelslichter auch wohl nur eben so entstehet, wie die besondere Röthe derselben, die sie uns, durch Dampfgläser betrachtet, blofs deswegen zeigen, weil solche Gläser, wie der Dampf und Höhenrauch, das violette und grüne Licht weit mehr, als das rothe, zu zerstören oder zu schwächen vermögend sind, und also hauptsächlich nur das rothe durchgehen lassen.

V ∾ H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 NOVEMBER, 1808.

CHEMIE.

Berlin, b. Maurer: *Chemisches Laboratorium.* Oder *Anweisung zur chemischen Analyse der Naturalien.* Nebst Darstellung der nöthigsten Reagentien. Von Dr. *Joh. Fr. John* etc. Mit einer Vorrede von Dr. *M. H. Klaproth* etc. Mit 2 Kupfern. 1808. XII u. 522 S. 8. (Druckpap. 2 Rthlr.)

Der Vf., welcher sich bereits durch verschiedene genaue chemische Untersuchungen, als ein talentvoller Schüler des grossen Analysten, der vorliegende Schrift mit einer empfehlenden Vorrede begleitete, angekündigt hat, versucht es, unter dem Titel eines chemischen Laboratoriums, eine, auf wenige Bogen sich beschränkende Anleitung zur Anstellung analytischer Versuche zu liefern; indem er seine eigenen Erfahrungen, die er zu befestigen und zu berichtigen besonders durch die Erlaubniss K's. Gelegenheit, erhielt, „denselben bey seinen Arbeiten zu unterstützen," mit den Methoden der berühmtesten Chemisten vereint. Indem Hr. K. die Leser darauf aufmerksam macht, dass das Werk seines Schülers sich bloss auf Erfahrungen gründe, eifert er zugleich gegen die bloss theoretischen Chemisten, so wie gegen diejenigen, welche durch oberflächlich angestellte Versuche geleitet, glänzende Hypothesen hervorgehen lassen, die, der experimentellen Bestätigung vergeblich harrend, den Satz beurkunden, dass zu einem guten Chemisten nicht bloss Scharfsinn, sondern vorzüglich auch Experimentirtalent gehöre! — Die Erwartung, welche Hn. *K's.* Vorrede erregt, und die durch den Umstand noch erhöht wird, dass — indem Hr. K. die in dem Buche vorhandenen Anleitungen zur Analyse gut heisst — sich hier Vorschriften zur chemischen Untersuchung vorfinden, welche gleichsam aus den Händen des grossen Analysten selbst hervorgingen, wird keineswegs getäuscht; und wenn wir auch in nachfolgenden Bemerkungen hin und wieder einige Unvollständigkeiten rügen: so benehmen diese dem Werke selbst doch so wenig an seiner praktischen Brauchbarkeit, dass wir es mit gutem Gewissen allen Anfängern der chemischen Experimentirkunst empfehlen können, um so mehr, da ausser *Göttlings Experimentirkunst* (durch welche Hn. *J's.* Schrift indess nicht überflüssig wurde,) noch kein Werk der Art existirt. Denn es wird wohl keinem mit seiner Literatur bekannten Chemisten einfallen, hier an *Kunkel's* Laboratorium, oder an die Compendien der Experimental-Chemie, oder endlich selbst an *Vauquelins* und *Lampadius's* Anleitung zur Zerlegung der Fossilien, und *Hermbstädts* Anweisung zur Analyse organischer Substanzen zu erinnern, da *L's.*, *V's.* und *H's.* Arbeiten theils nur einzelne Zweige der chem. Analysirkunst treffen, theils auch verschiedener neuerer Zusätze späterer Entdeckungen bedürfen. — Hn. *J's.* Buch zerfällt in drey Hauptabtheilungen. In der ersten wird das Laboratorium und der nöthige Apparat beschrieben; in der zweyten findet man die Bereitung, Prüfung und Anwendung der Reagentien angegeben, und die dritte beschäftigt sich mit der erwähnten Anleitung. Der 2te und 3te Abschnitt sind zur bequemeren Übersicht in passende Unterabtheilungen gebracht. Das Ganze würde dem Zwecke noch mehr entsprochen haben, wenn der Vf. statt der zu weitläuftig gerathenen naturhistorischen Vorerinnerungen, die er den Einleitungen zur Analyse der Mineralien und der organischen Substanzen einverleibt, und statt mehrerer Wiederholungen bereits abgehandelter Gegenstände, die nöthigste Literatur beyzufügen nicht vergessen hätte. Denn wohl lässt sich bey dem beginnenden Experimentator gehörige naturhistorische Vorkenntniss, aber nicht in dem Masse genaue Bekanntschaft mit der Literatur der einzelnen Gegenstände voraussetzen. — Hr. *J.* empfiehlt zu Schmelzöfen eingemauerte Reisbleytiegel (Ypsertiegel); Rec. bedient sich eines solchen Ofens mit Vortheil, nur hat er nach *Bouillon Lagrange's* Rath, statt den Tiegelboden ganz herauszuschlagen, drey grosse Zug- und Aschen-Löcher einbohren lassen, so dass in der Mitte, zur bequemen Stellung der Tiegelunterlage, noch ein Theil des Bodens bleibt, und geniesst dadurch den Vortheil einer bequemeren Arbeit, und selbst eines besseren Luftzugs. — Die längliche Wölbung der Retorten fand Rec. stets besser, als wie die runde, vorzüglich bey Destillationen über freyem Feuer. Um eine Blase (etwa zur Füllung mit Knallluft) leicht und schnell mit Wasserstoffgas zu füllen, bedient sich Rec. eines Glases, dessen Mündung aus einer offenen zinnernen Röhre besteht, die luftdicht eingeschroben und vorne dünner wird; er füllt das Glas, so weit wie nöthig, mit Zink oder Eisenfeile und verdünnter Schwefelsäure, schraubt schnell die Mündung auf, und bringt diese, unter Schütteln, sammt dem anderen Theil des Glases, unter die Brücke der pneuv. Wanne, so dass das Gas unmittelbar das überliegende Wasser durchsteigend in die Mündung der luftleeren Blase tritt. — Da, wo Hr. *J.* von der Aufbewahrung der chemischen Präparate handelt, wi-

ren vielleicht einige Vorsichtigkeitsregeln nicht am unrechten Orte gewesen; z. B. den Phosphor in Wasser enthaltenden Flaschen aufzuheben, *die in Blechkapseln stehend*, an Orten aufbehalten werden, wo die Temperatur nicht zu hoch, *aber auch nicht so niedrig ist, dass das Wasser gefriert.* — Bey Angabe der Arten von Schmelztiegeln vermissen wir diejenigen von Reisbley, und die von Speckstein; auch würden wir in diesem Abschnitte eine wenigstens namentliche Aufführung des Manometers, und besonders der galvanischen Säule, erwartet haben, da die letztere gegenwärtig jedem Chemisten immer mehr unentbehrlich wird, und ihr Gebrauch selbst bey der vorläufigen Prüfung der Fossilien eintritt, ja wohl gar die Zeit kommen könnte, wo man sich derselben zur genauen Zerlegung flüssiger Mischungen, besonders aller Salze, bedient. — Bey der Angabe, die Reinheit der Schwefelsäure zu prüfen, ist auf die Verunreinigung mit geruchloser Salpeter- und Salz-Säure keine Rücksicht genommen, welches sehr leicht dadurch hätte geschehen können, dass der Vf. angerathen hätte, die mit Kali gesättigte Säure zu krystallisiren. Dem S. 35 ertheilten Rathe gemäss, das geschwefelte Wasserstoffgas aus Schwefelleber und Schwefelsäure zu entbinden, ist weniger vortheilhaft, als wie zu gleichem Zwecke das Schwefeleisen zu benutzen. — Rec. schüttete einst concentrirte Salzsäure auf eine verhältnissmässig grosse Menge Kupferfeile, um gelegentlich salzsaures Kupfer zu verfertigen; kaum waren einige Minuten verflossen, als beide sich heftig erhitzten, und ohne alle Gasentbindung, bloss vermöge der hohen Temperatur, das offene Cylinderglas sprengten. Übrigens bestätigt er die S. 38 berührte Leichtauflöslichkeit des metallisch gefüllten Kupfers in heisser Salzsäure. — Ausser dem braunen und schwarzen Manganesoxyde, entwickelt auch die Mennige, mit Salzsäure begossen, oxydirte Salzsäure. S. 41 hätte wohl auch die Anwendung der Salpetersäure zur Darstellung der Korksäure, und weiterhin bey dem Königswasser die Angabe seiner Bestandtheile (nach der Mischung) bemerkt werden können, um so mehr, da das Buch vorzüglich Anfängern gewidmet ist; und aus demselben Grunde hätte der Vf. consequenterweise auch die bekanntesten Salzverbindungen, der Salpeter-, Salz-, Phosphor-, Arsenik-, Essig-Säure nebst den übrigen angeben sollen, da er bey der Schwefelsäure des vitriol. Weinsteins, des Bittersalzes u. s. w. gedenkt, oder er hätte diese aufzuführen unterlassen müssen. — Nach *Bucholz* bedient man sich ohne alle Gefahr zur Entbindung der reinen Essigsäure am vortheilhaftesten des Bleyzuckers, wenn man nicht unterlässt, das Destillat mit Schwefelwasserstoff zu schütteln. — *Proust's* Vermuthung des Stickstoffgehalts in der Essigsäure hat *Trommsdorff* bekanntlich zu widerlegen gesucht. — Hr. J. sah in der von dem verewigten *Lowitz* gedoppelt angefertigten Sammlung von Krystallmodellen (aus schwarzem Wachse) 8 verschiedene Krystallisationen der Weinsteinsäure; Rec. besitzt deren selbst 4, die von den gewöhnlichen bedeutend abweichen. — Die Kleesäure (deren relativer Flüchtigkeit nirgends erwähnt wird) aus dem theuren Kleesalze zu scheiden, möchte wohl Niemanden einfallen, und füglich hätte das Verfahren kurz in einer Note berührt werden können; statt des jetzt so theuren Zuckers würde Rec. Runkelrübensaft zu jenem Zwecke vorschlagen. — Da der Vf. die Gewinnungsart der Bernsteinsäure umständlich angiebt: so wäre auch wohl eine kurze Notiz über das neuerlich von *Vogel* beobachtete sonderbare Product hier nicht überflüssig gewesen. — S. 58 sagt der Vf.: „Tröpfelt man wenige Tropfen davon (von der Galläpfeltinctur) in eine eisenhaltige Flüssigkeit, so wird das Eisen nach Verschiedenheit des Quantums und der dabey Statt findenden Verbindungen mit anderen Substanzen (wir setzen hier hinzu: besonders nach Massgabe seines Sauerstoffgehalts) mehr oder weniger violett (öfters vollkommen purpurfarben) oder blaulich-schwarz gefällt." Es wäre wohl der Mühe werth, den Zustand der Schwefelsäure nach der Niederschlagung des Eisens genau zu untersuchen, um so mehr, da freye zugesetzte Säuren den schwarzblauen Niederschlag mit Zerstörung seiner Farbe sogleich zersetzen. — Unter den Säuren würden wir hier noch die Boraxsäure und Flussäure aufgeführt haben. S. 62 hätte wohl bey der Erwähnung des Glases der Kieselfeuchtigkeit mit ein paar Worten gedacht werden können, und S. 65 würde statt „das Ammonium oxydirt" richtiger stehen: das Ammonium *befördert* die Oxydation des Kupfers u. s. w. — Zu den Erden zählt der Vf. mit *Klaproth*, nach der alten Eintheilung, den Kalk, Baryt und Strontian. Zur Darstellung des Ätzbaryts giebt er *Fourcroy's* kostspielliges Verfahren an, Witherit in Salpetersäure aufzulösen (wozu wir *verdünnte* Säure anzuwenden rathen), und den erhaltenen salpetersauren Baryt auszuglühen. Wird hiebey nicht anhaltende Hitze gegeben: so erhält man leicht eine (merkwürdige) Verbindung des Baryts mit Salpetergas-Basis von grauer Farbe und starker Causticität. Will man sich des Witherits bedienen: so kann man wenigstens die theure Salpetersäure sparen, wenn man ihn nach *Bucholz* mit Kohle ausglüht (wobey das von *Pelletier* und *Bucholz* bemerkte eigentliche Kohlenwasserstoffgas entweicht). Rec. stellt sowohl seinen Ätzbaryt als auch die übrigen Barytsalze aus dem Schwerspathe dar, den er theils bloss mit Kohle behandelt, theils durch Wechselzersetzung mit salzsaurem Kalk oder Kochsalz und Kohle (bey glühendem Flusse) in salzsauren Baryt verwandelt, der mit kohlensaurem Kali gefällt, einen durch gelindes Glühen des Tiegels ätzend werdenden kohlensauren Baryt darstellt, und versichert Hn. J., bey reinlicher Arbeit einen sehr reinen (Schwefel- und Säure-freyen) Ätzbaryt erhalten zu haben. — Zu S. 74 bemerken wir, dass *Chenevix* einst mündlich gegen den Rec. behauptete, noch kein reines (Eisen- und Schwefel-freyes) Kupfer unter Händen gehabt zu haben, und in der That möchte Rec. selbst die absolute Reinheit des metallisch gefällten Kupfers

in Anspruch nehmen. — Sonderbar ist es, dass der Vf. nur beym Quecksilber und Kupfer vollständige Methoden zur Darstellung *reiner* Metalle angiebt, diess hingegen beym Eisen, Zinn, Zink u. s. w. unterlässt. Das letztere der namhaft gemachten Metalle möchte sich wohl, nach vorangegangener Behandlung mit Schwefelleber, durch Destillation mit *Kohle* am reinsten darstellen lassen. — Zur Gewinnung eines möglichst reinen blausauren Kali extrahirt Hr. *J.* das Berlinerblau auf die bekannte Weise mit Kalilauge, fällt die erhaltene blausaure Kalilösung mit diluirter Schwefelsäure, sondert das schwefelsaure Kali durch Krystallisation ab, fällt die Flüssigkeit mit essigsaurem Baryt, nimmt das zurückbleibende essigsaure Kali mit Alkohol weg, und befördert den zuletzt erhaltenen Rückstand nach vorangegangener wässriger Lösung, zur Krystallisation, und erhält strohgelbe, also noch eisenhaltige Krystalle. Da sich durch dieses umständliche und genaue Verfahren (so wie durch gasförmige Entbindung der Blausäure und nachfolgende Absorption durch Kalilauge) dennoch kein reines eisenfreyes blausaures Kali darstellen lässt: so sollte man fast glauben, dass die Blausäure ohne Eisen als Blausäure nicht existirt. — Rec. verfertiget sich sein kohlensaures Kali durch Verbrennen des rohen Weinsteins in Papierduten (nach *Hagens* Vorschrift) oder bey grösseren Quantitäten in eisernen Kesseln, und erhält stets ein sehr reines kohlensaures Kali, wenn er die mit Kohlenpulver gekochte Lauge nach dem Filtriren eine Nacht hindurch stehen lässt, um das, aus der etwa beym Verbrennen des Weinsteins in geringen Quantitäten entstandenen Schwefelleber, durch Oxydation hervorgegangene schwefelsaure Kali durch Krystallisation zu scheiden; hierauf dickt man die Lauge ein, und digerirt den trocknen alkalischen Rückstand mit Alkohol, um theils das beygemischte Ätzkali, theils die etwa vorhandene Schwefelleber hinwegzunehmen. Auch kann man die stark eingedickte Lauge geradezu mit Alkohol mischen, wo sich durch Entziehung des Wassers und der im Weingeist auflöslichen Theile das kohlensaure Kali absondert, wiewohl mit einigem Verluste. Das auf die eine oder andere Weise geschiedene kohlensaure Kali wird dann nochmals in Wasser gelöst, und zur freywilligen Krystallisation leicht bedeckt in den Keller gestellt. Nur krystallisirtes kohlensaure Kali darf als zum chemischen Gebrauche tüchtig angesehen werden. — Zur Entwickelung des kohlensauren Gases wählt man zweckmässiger kohlensaures Magnesia und verdünnte Schwefelsäure, weil bey Anwendung des Kalks der entstehende schwerlösliche Gyps den vollständigen Angriff alles Kalkes hindert und die ganze Arbeit erschwert. — Zu S. 101 würden wir hinzufügen; dass das kohlensaure Kali in dem Masse schwerlöslicher wird, als wie sein Gehalt an Kohlensäure wächst. — Um die krystallisirte schwefelsaure Bittererde schnell von salzsaurer Bittererde zu reinigen, darf man sie nur mit Alkohol digeriren. — S. 109 hätte wohl der ammoniumhaltige Alaun erwähnt werden können, da dieser nicht selten im Handel vorkömmt, und bey gewissen Versuchen der Ammoniumgehalt den Anfänger leicht irre führen kann. — Wenn S. 122 angerathen wird, den käuflichen Eisenvitriol durch Auflösen und Krystallisiren zum chemischen Gebrauche zu reinigen: so erlauben wir uns, die Reinheit eines solchen Vitriols zu bezweifeln, und möchten wenigstens (um das Kupfer auszuscheiden) dem, der das obige Verfahren befolgt, anrathen, seinen Vitriol vor der Krystallisation mit metallischem Eisen zu kochen. — S. 125 heisst es, der Ätzsublimat werde von ätzenden und kohlensauren Alkalien oranienfarben gefällt; diess thut aber nur das Kalkwasser, die Ätzalkalien fällen ihn *gelb*, die kohlensauren (fixen) *braun*. Zum galv. chemischen Gebrauche ist auch selbst das aus Glasretorten destillirte Wasser noch nicht rein genug, wie dieses die neueren Salzsäure- und Natron-Productions- (oder vielmehr Eductions-) Versuche gezeigt haben; ja selbst die früheren Versuche über die scheinbare Verwandlung des Wassers in Erde machten darauf aufmerksam, dass bey jeder Destillation etwas Kieselerde ausgeschieden, mithin Alkali des Glases aufgelöst, und durch die Gewalt der Dämpfe herüber geführt werde. Übrigens zersetzt das Wasser auch die Auflösung des Bernsteins in concentr. Schwefelsäure. — S. 141 bey der Rectification des Weingeistes über salzs. Kalk bemerkt der Vf., dass der für sich destillirte Weingeist beym Verbrennen keine Kohle absetze, hingegen sowohl der Äther, als wie auch der über salzs. Kalk abgezogene, was vielleicht einen geringen Äthergehalt dieses Weingeistes verräth, womit *v. Rath's* Beobachtung (*Trommsdorff's Journ.* IX. B. 1 St.) zu vergleichen ist. *Sievers* behauptete bekanntlich vor mehreren Jahren, dass unter gewissen Umständen aller Weingeist mit Russ brenne. — Ungern vermissen wir eine Notiz über *Lampadius* flüssigen Schwefel und einige ähnliche Producte, so wie auch die Bemerkung, dass ausgeglühte Kohle den Luftzustand umgebender Medien so schnell aufhebe, indem sie dieselben absorbirt, und weiterhin, dass das wirksamste von allen Reagentien für freye Säure die frisch bereitete Lösung des Chamäleon in abgekochtem destillirtem Wasser sey. — Ein Freund theilte dem Rec. einst die Bemerkung mit, dass auch die aufs Beste gewaschenen Schwefelblumen dennoch wieder Sauerstoff absorbiren, und nach und nach säuerlich werden; es wäre interessant zu erfahren, ob diese Beobachtung sich bestätigte. — S. 155 bey der Anwendung des Schwefels bemerken wir, dass nach *Kastner's* Beobachtung (s. dessen *Beyträge* II, 73), die Rec. bey der Wiederholung sich bestätigen sah, der reine Schwefel für sich Metalle aus ihren (wasserhaltigen) Auflösungen zu fällen vermöge, und auch hierin dem Phosphor ähnle. — Dem S. 157 angegebenen Verfahren, die Schwefelkalkerde auf nassem Wege zu bereiten, muss Rec. seinen Beyfall versagen, da das hienach erhaltene Product stets Schwefelwasserstoff (in zufällig quantitativ verschie-

denen Verhältnissen) und mehr oder weniger durch Oxydation des Schwefels entstandenen Gyps enthält. Sicherer und einfacher ist die bey vorsichtiger Arbeit ein stets gleiches Product liefernde Bereitung auf trocknem Wege. — Zum geschwefelten Ammonium gebrannten cararischen Marmor anzuwenden, hält Rec. für überflüssig, da die fixen Beymischungen des gewöhnlichen gebrannten Kalks dem Destillate nicht schaden können. Übrigens scheint der Vf. auch zu irren, wenn er annimmt, dass das durch den Ätzkalk aus dem Salmiak entbundene Ammonium zuvor den Schwefel auflöse, dann das Wasser zerlegt werde, den aufgelösten Schwefel theils säure, theils hydrogenire, und so das bek. Prod. hervorgehen lasse. Die Erfahrung lehrt, dass Ätzammonium für sich den Schwefel nicht angreift, mithin in jenem Falle nur in Verbindung mit Hydrogen; es tritt hier also — wie in vielen ähnlichen Fällen — disponirende Verwandtschaft als Vermittlerin auf. Nämlich, das Ammonium disponirt den Schwefel, das Wasser zu zersetzen, und nachdem dieses geschehen, ist erst von Verbindung des Schwefels mit Ammonium die Rede, und das Destillat ist eine Mischung von Schwefelwasserstoff im Maximo des Schwefelgehalts mit Ammonium. — Neben den vegetabilischen Pigmenten, die als Reagens dienen, würden wir noch für schweflichte Säure die Tinctur der frischen Rosenblumenblätter angeführt, und bey der Curcumaetinctur bemerkt haben, dass sie nach *Bucholz* durch Uransalze, nach *Kastner* durch essigsaures Kupfer, nach *Müller* und *Trommsdorf* vorzüglich merkenswerth durch Boraxsäure und mehrere andere Stoffe, wie von Alkalien verändert werde. Wir würden statt der Curcumaetinctur die Rhabarbertinctur empfehlen, ohnerachtet auch diese nicht ganz sicher ist. — Gutheissen können wir es nicht, wenn der achtungswürdige Vf. im dritten Abschn. hin und wieder in den Ton geistloser Schwätzer fällt, z. B. wenn er die allgemeine Einleitung zu diesem Abschnitte mit der veralteten nichts sagenden Formel beginnt: „Schon ein flüchtiger Blick, den wir auf unseren Erdkörper werfen, zeigt uns, dass alles (?) aus Körpern zusammengesetzt sey.“ Wenn es ferner heisst: der Hauptzweck der Chemie ist, die Urstoffe oder Elemente aufzufinden, und *aus ihnen neue Körper zu beleben:* so ist das letztere derjenigen Naturansicht gemäss, welcher der Vf. — laut häufiger Bekenntnisse, die aus seiner Schrift hervorblicken — huldigt, unwahr; denn Pflanzen und Thiere weiss der Chemist nur zu zerstören, wenn er ihre Beschaffenheit zu erforschen strebt, hingegen *um aus chemischen Elementen neue belebte Gebilde hervorgehen zu lassen,* fehlt ihm leider nur das geistige Band; *Encheiresin naturae* nennt's die Chemie, spottet ihrer selbst, und weiss nicht wie. — Bey der Eintheilung der Fossilien erinnert Hr. *J.*, dass es sehr schwer sey, die Inflammabilien zu bestimmen, und trennt, wie gewöhnlich, die Metalle von denselben, zählt ihnen aber den so höchst schwer verbrennlichen Demant bey, ohnerachtet ihn *Werner* neuerlich mit Recht — seine ausserordentliche Cohärenz berücksichtigend — wieder den Erd- und Stein-Arten beygesellt hat. Jüngst versuchte es *Kastner* (Annalen der min. Soc. zu Jena III) den Mineralogen eine Classificationsweise vorzuschlagen, die *Werners* und *Karstens* Eintheilungsprincip so zu vereinen strebt, dass die Natur dadurch keinen Zwang erleidet. Übrigens wäre es wohl der Mühe werth, einmal *Delametherie's* Versuche über die Verbrennungsfähigkeit der Kieselerde auf die Probe zu nehmen. — Bey den physischen Kennzeichen der Fossilien vermissen wir die hygroskopische Beschaffenheit derselben. — „S. 184 heisst es: In den Säuren löst sie (die Zirkonerde) sich auf, und bildet damit Salze,“ wir würden hinzufügen „von einem schrumpfenden Geschmacke;“ um so mehr, da der Vf. des Geschmacks der Salze bey anderen Erden gedenkt. — Kleine Quantitäten von Kieselerde würden sich vielleicht ausmitteln lassen, wenn man (S. 185) statt der Salzsäure Flussäure anwendete, den Brey in metallenen Gefässen (Platintiegel) bis zur Verflüchtigung der aufgelösten Kieselerde erhitzte, und nach dem Erkalten durch Wägen den Verlust an Kieselerde bestimmte. Bey der Kieselerdauflösung in fixe Alkalien, können wir nicht umhin, aufs Neue die Frage in Anregung zu bringen, ob denn hiebey kein Verlust an Kieselerde Statt finde, oder ob dieser bloss die Alkalien trifft? *Schmidt's* (in Giessen) bekannte Beobachtungen über das beym Zusammenschmelzen der Glasingredienzien entweichende *Stickgas*, sind wenigstens, so viel Rec. weiss, noch von keinem genügend widerlegt. Für die Analyse sowohl, als wie für die Wissenschaft überhaupt, würde die entscheidende Beantwortung von Wichtigkeit seyn. — Unbedingt genau scheint das S. 201 angegebene Verfahren, den Gehalt an Kohlensäure zu bestimmen, doch nicht zu seyn; denn einmal reisst jede durch Säuren entbundene Kohlensäure — auch bey dem langsamsten Eintröpfeln — etwas Wasserdampf, und etwas von der zur Entwickelung angewendeten Säure mit sich fort, welches ihr verschiedener Geruch bezeugt, und zweytens bleibt auch nach vollkommen beendetem Aufbrausen stets etwas Kohlensäure in der Flüssigkeit gelöst, und selbst auch als Gas im Gefässe. — Mit Hn. *J.* den Bernstein für das Harz eines unbekannten Baumes anzusehen, scheint dem Rec. unter allen Hypothesen über die Entstehung des Bernsteins eine der unwahrscheinlichsten, und er ist so lange, bis Versuche und weitere geognostische Beobachtungen hierüber etwas Bestimmtes ausmachen, noch am meisten der *Hermbstädtschen* Vermuthung zugethan, dass der Bernstein oxydirtes Bergöl ist, welches noch besondere Modificationen erlitten zu haben scheint.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 NOVEMBER, 1808.

CHEMIE.

Berlin, b. Maurer: *Chemisches Laboratorium.* Von *Joh. Friedr. Jahn* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Seite 245 suchten wir vergeblich eine Notiz über *Westrumbs* Stinkharz, so wie über *Schaub's* Methode (dessen *Handbuch der Chemie* I.), den Schwefelwasserstoffgehalt der Mineralwässer zu bestimmen. — Rec. glaubt, dass wir über die Natur des Demants näheren Aufschluss erhalten würden, wenn ein *Klaproth* Gelegenheit erhielt, hinreichende Mengen ächten Demantstaubes, unter möglichst starkem Druck von aussen, und bey heftiger Glühtemperatur mit fixen Alkalien, so wie auch mit dem glühenden Dampfe der Flussäure zu behandeln. Vielleicht könnte man solchen Versuchen geradezu entgegenkommen, wenn man es, nach der Weise längst vergessener Alchemisten, einmal versuchte, das *Eisen für sich zu verglasen.* — Bey mehreren Metallen hat der Vf. vergessen, ihre Verbindungsfähigkeiten mit fixen Alkalien und alkalischen Erden zu berühren; z. B. beym Eisen, Titan, Mangan, Kobalt, Quecksilber, Bley (wo bloss der fixen Alkalien gedacht wird), Silber und Golde. — Wenn der Vf. über die Seltenheit des Wolframs klagt: so scheint es ihm nicht bekannt zu seyn, dass der Wolfram im sächsischen und böhmischen Erzgebirge auf Halden liegend in grosser Menge angetroffen wird. Ein Freund des Rec. erhielt 1805 im Sommer über ¼ Ct., wovon er ihm einige Pfunde mittheilte. — Bey der Behauptung, das Zinn sey unter allen das leichtflüssigste Metall, übersah Hr. *J.* das Quecksilber. — Das mit aufgeführte Niccolan ist neuerlich (was der Vf. jedoch bey der Abfassung seiner Schrift nicht wissen konnte) durch *Hisinger* und *Murray* als ein Gemisch von Kobalt und Nickel erkannt worden. — Nach *Trommsdorff* wird das in Ätzkali aufgelöste Zinn leicht durch Kupfer metallisch gefällt. — *Bucholz* hat das Molybdänmetall zuerst möglichst regulinisch, von 8,600 specifischem Gewichte dargestellt, und uns über die verschiedenen Oxydationszustände gehörig belehrt. — Rec. hat Gelegenheit, das angebliche von Hr. *J.* im Graubraunsteinerz als flüchtige Säure entdeckte Metall näher zu prüfen, indem er seit dem Winter 1804—1805 ein ähnliches Destillat besitzt, wie Hr. *J.* zufällig erhielt, und wird damit Hn. *J's.* Versuche wiederholen, und wo möglich zu erweitern suchen. Möge Hr. *J.* sich indess dadurch nicht hindern lassen, seine Entdeckungen über diese Substanz fortzusetzen! Die Flüssigkeit, welche Rec. dazumal erhielt, war anfänglich sehr wenig gefärbt, und wurde erst nach zwey Jahren so vollkommen roth, wie sie zur Zeit noch ist, indem sie zugleich nach und nach ein violettes Pulver fallen liess. Von einigen Pharmaceuten erfuhr Rec., dass bey der Verfertigung des hyperoxydirten salzsauren Kali öfters dergleichen bemerkt werde; es scheint also in mehreren Braunsteinarten jener Stoff verbreitet zu seyn. Sehr genügend hat der Vf. die sich selbst gesetzte, in der Wirklichkeit nicht vorkommende Aufgabe gelöst, ein Gemisch aller bekannten Metalle zu zerlegen; und treffend ist die Bemerkung, dass die verschiedenen näheren Bestandtheile der Pflanzen (und der Animalien), welche in den meisten Eigenschaften unter einander gleich sind, dennoch so mannichfaltige Abweichungen von einander darbieten, dass man oft in die Verlegenheit gesetzt wird, die Anzahl derselben bey jeder Analyse neuer Pflanzen zu vermehren; wodurch die Untersuchung derselben sehr erschwert wird. Dieser Kampf mit stets neuen Individualitäten, den der Analyst bey der chem. Untersuchung der Organismen zu bestehen hat, sollte diesen sowohl als wie den Physiologen endlich auf die Erkenntniss des Wesens der Organismen, und ihr Verhältniss zur anorganischen Natur geführt haben; Winke, die neuerlich *Kastner* in seinem *Grundrisse* und *Beyträgen* der Chemie zu benutzen versuchte, und worauf späterhin der Rec. des *Grundrisses* in unserer A. L. Z. 1808. No. 45 aufmerksam machte. — Bey den entfernten Bestandtheilen der Vegetabilien fehlt der Baryt, der in der Asche einiger Gräser vorkömmt; so wie wir unter denen, als problematisch aufgezählten Stoffen den Keimstoff, das besondere Satzmehl der Alant- und Senega-Wurzel, den Kautschuk ähnlichen Stoff des Sandarakharzes, den besonderen Extractivstoff des Kaffe, die thierisch vegetabilische Substanz der Hülsenfrüchte, die Chinarindensäure u. e. a. vermissen. — Rec. erhielt vor einigen Jahren von *Lampadius* einige Proben des in seiner (in Thüringen gewesenen) Zuckersiederey fabricirten Runkelrübenzuckers, die der Mittelsorte des indischen raffinirten Zuckers an Güte gleich kamen, und *L.* versicherte, dass die Fabrication desselben sehr vortheilhaft sey, (wogegen Hr. *J.* protestirt), wenn man, wie es sich von selbst versteht, Branntweinbrennerey und Viehzucht damit verbindet. — Rec. kann Hn. *J.* darin nicht beystimmen, das Pigment mit dem Extractivstoff für identisch zu halten; es ist

in der Regel sehr wesentlich davon unterschieden und lässt sich öfters ganz für sich darstellen. Dass Extractivstoff gebeizte Zeuge färbe, beweist so wenig für jene Identität, als wenn man etwas ähnliches von dem ebenfalls färbenden empyreumatischen Öle und ähnlichen Substanzen behaupten wollte. — Ungern fanden wir von dem Vf. die charakteristische Beschaffenheit des Kampfers übersehen; in salzsaurem Gase und auf rauchender Salpetersäure flüssig zu werden. — Bey dem krystallinischen narkotischen Stoffe des Opiums (der sogenannten Opiumsäure) fehlen *Sertürner's* Versuche; Hn. J. ist die Ausscheidung desselben nicht gelungen. — Die Äpfelsäure (die *Bouillon-Lagrange*, wiewohl ohne hinreichende Gründe, für eine unreine Essigsäure hält) lässt sich, ohne zu gähren, Jahre hindurch aufbewahren, wenn sie stark genug eingedickt ist. Reine Benzoessäure ist nach *Gieses* Beobachtung geruchlos; bey der Ausscheidung dieser Säure aus dem Benzoesharze, muss der Handgriff nicht übersehen werden, das gepulverte Harz zuvor mit dem Natron und etwas Wasser zusammen zu reiben, und dann während nachfolgendem Auskochen fleissig umzurühren, um das Zusammenfliessen des Harzes zu verhindern. Da indess nach dieser Methode das ausgekochte Harz zum weiteren Gebrauche untauglich wird: so möchte Rec. vorschlagen, die zerstückelte Benzoes zuvor mit Wasser zu destilliren, und dann mit Natron auszukochen; das ausgekochte Harz würde dann gepulvert leicht mit dem abdestillirten ätherischen Öle, welches bequemer in Weingeist zu lösen wäre, wieder vereint und so zum Räucherpulver (z. B.) wieder tauglich werden können. So viel Rec. weiss, entdeckten *Bohm* und *Schrader* gleichzeitig die Identität der Blausäure und des Bittermandeln-Gifts. — Der Vf. glaubt die brennende Eigenschaft der Nesseln und ähnlicher Gewächse nicht sowohl von den kleinen Stacheln, als vielmehr von einem eigenthümlichen im Safte dieser Pflanzen enthaltenen Stoffe (den er sehr unzweckmäsig *Brennstoff* nennt, eine Benennung, die theils zu falschen Vorstellungen über die Natur des angeblichen Stoffes, theils bey Anfängern auch zu Irrthümern leiten kann, zumal wenn diese ältere chemische Schriften gelesen haben) ableiten zu müssen. Die Gründe für eine solche Folgerung und Annahme sind indess viel zu schwach; und es muss bey dem Vf. um so mehr befremden, einen so höchst problematischen Stoff als eigenthümlich zu finden, da er früher gegen ähnliche Annahmen sehr stark eifert. Der an seiner Hand mit dem Safte der *Urtica baccifer.* gemachten Erfahrung steht eine andere entgegen, die seit Jahren (als Hausmittel) sich bewährt hat: nämlich dass gegen Nesselstich der Nesselsaft das beste Mittel sey; und übrigens fragt es sich, ob sein Nesselsaft filtrirt, d. i. von kleinen Stacheln frey war? — Die bewunderungswürdige Analogie zwischen Vegetabilien und Animalien, die der Vf. laut der Einleitung zur Untersuchung der Animalien — findet (einen Fund, den er in der Folge etwas zweydeutig macht), hat Rec. nie einleuchten wollen, ohnerachtet er seit einigen Jahren comparative Physiologie als Lieblingsstudium in Stunden der Musse treibt; ja er glaubt vielmehr, dass gerade das Haschen nach Analogieen der Art bisher dazu gedient hat, die eigenthümlichen Pflanzenverhältnisse zu verkennen, oder wenigstens durchgefärbte Gläser zu beschauen. — Bey der Aufzählung der entfernten Bestandtheile der Animalien ist die Flusssäure übersehen worden, und S. 415 vermissen wir unter den Substanzen, die einigen Thiergattungen ausschliesslich zukommen, den Wallrath, das Bibergeil (welches letztere späterhin abgehandelt wird), die Ameisen- und Raupen-Säure, das Gas der Schwimmblase der Fische und früher den Eiter. — Ungern vermissten wir einige (vorhandene) Notizen über das Blut kaltblütiger Thiere (die Untersuchung des der warmblütigen, welches sich nach Rec. Beobachtung unter anderen stets durch Natrongehalt charakterisirt, hat der Vf. als Muster aufgestellt), ferner über die Speckhaut — *crusta inflammatoria* — über das Krebsgift, worüber *Crawford* Versuche angestellt hat, über krankhaftes Blut, z. B. bey der zusammengesetzten Synocha, beym entzündlichen Gefässfieber, beym Typhus, Scorbut, Phthisis und Bleichsucht; über die ausgebrochene schwarze Materie beym gelben Fieber, die *Cathrall* untersuchte; über den krankhaften Urin, z. B. den *hellen* Fieberurin, den icterischen, den bey der honigartigen und bey der geschmacklosen Harnruhr, bey der Arthritis, bey der Schwindsucht; über die wassersüchtige Flüssigkeit des Herzbeutels, über die durch den Bauchstich ausgeleerte, über diejenige der Hydaditen, über den Erb- oder Kopf-Grind, und vollständigere über den thierischen Schleim. Auch wäre wohl die Angabe des quantitativen Verhältnisses der Bestandtheile der ausgeathmeten Luft, nach *Lavoisier*, nicht überflüssig gewesen, so wie wir auch mit Recht S. 442 die Umwandlung des *Fleisches* in eine wallrathartige Masse, und zuvor Nachricht von *Vauquelin's* Analyse der Haare und den neueren Analysen der Canthariden bemerkt erwarteten. — Rec. benutzt diese Gelegenheit, um die Resultate der Analyse der Canthariden mitzutheilen, die — durch Hn. Apotheker *Zitelmann* d. j. in Stettin vor mehreren Jahren, bey Gelegenheit seines in Berlin abgelegten pharmaceutischen Examens veranstaltet, nie im Druck erschienen ist, und zufällig in die Hände des Rec. gerieth. „2000 Gr. gepulverter Canthariden gaben mit Wasser destillirt ein weisslich trübes, widerlich schmeckendes und riechendes, nicht scharfes Destillat. Mit Wasser und späterhin mit Weingeist ausgezogen, wurde das Gewicht der nun nicht mehr extractionsfähigen Canthariden bis auf 1200 vermindert. Die Flüssigkeiten lieferten 190 Gr. schwärzlich braune Gallerte, 2,25 Gr. röthlich braunes Extract, etwas freye Säure und Gerbestoff und 200 Gr. einer grünlichen salbenartigen Substanz, die sich im Weingeiste, noch leichter im Äther, löste, ziemlich feuerbeständig, höchst scharf und blasenziehend, in der Wärme schmelzbar, in der Kälte auf der Oberfläche

fast krystallinisch war, einen Geruch verbreitete, der dem schmelzenden Wachse ähnelt, und zwischen Harz und fettem Öle zu schwanken scheint. Die trockne Destillation von 1000 Gr. der Canthariden lieferte braunes empyrisches Öl, viel kohlensaures Ammonium, schweres brennbares Gas und 180 Gr. Kohle, die aber bey 2stündiger Weissglühhitze im Tiegel nicht eingeäschert werden konnte, und nicht weiter berücksichtiget wurde. — Nach *Hermbstädt* enthält das Muskelfleisch oder vielmehr dessen Gallerte ein ätherisches Öl besonderer Art, welches der Knochengallerte mangelnd, jener den angenehmen Fleischbrühe-Geruch ertheilen soll. — Mit Recht macht Hr. *J.* auf die Röthung der mit Alkalien gekochten Milch aufmerksam; wir fügen hinzu, dass der Chylus unter ähnlichen Umständen ähnliche Veränderungen erleidet. — Zum Schlusse dieser Bemerkungen sey es uns erlaubt, jetzt, da man sich von verschiedenen Seiten mit der Untersuchung der Alkalien beschäftiget, an eine alte Beobachtung zu erinnern, die in Vereinigung mit *Vauquelin's* Versuchen weiter verfolgt, dazu dienen kann, über diesen Gegenstand etwas mehr Licht zu verbreiten. „Bekanntlich enthalten oder geben frische Eyer Natron; bey den gebrüteten Eyern ist dieses nicht mehr der Fall, aber statt des schwindenden Natrons erscheint eine grössere Menge von Kalk! Auch die faulenden Eyer verlieren in dem Masse, wie sich in ihnen Ammonium bildet (welches durch Kali entwickelt werden kann), ihren Natrongehalt." — Druck und Papier sind gut; die Druckfehler meist angegeben, nur S. 128 Note 1) Z. 3 bemerkten wir folgenden: *statt:* das Ammonium wieder auflöst, *lies:* das Gold wieder auflöst.

K. H.

Leipzig, b. Gräff: *Chemische Farbenlehre, oder ausführlicher Unterricht von Bereitung der Farben zu allen Arten der Malerey.* Herausgegeben von *Carl Friedrich August Hochheimer.* Vierter Theil. Mit einem Holzschnitt und Register. 1808. 376 S. 8. (1 Rthlr.)

In diesem vierten Theile sind nicht bloss Farbenbereitungen, sondern auch andere Gegenstände aufgenommen worden, z. B. Gummi, Traganth, Federharz, Ingredienzien zu Lackfirnissen und ihren Bereitungen mit Weingeist und Ölen. Es hat auch hier die Bereitung des Theers, des burgundischen Pechs, die Vorbereitung der Öle, der Saflorfarbe zur Schminke, und die Bereitung der Schmelzfarben, einen Platz gefunden. Auch sind die chemischen Operationen beschrieben, welche nach des Vfs. Meinung bey der Bereitung der Farben vorkommen. Übrigens geht Alles ohne Wahl und Ordnung durch einander. Mehrere Farbenbereitungen sind unvollkommen und fehlerhaft vorgetragen, z. B. die des Bleyweisses, des kremnitzer Weisses, des Waidindigs u. s. w. Der Holzschnitt stellt *Tingry's* Ofen zur Schmelzung des Kobalts und Bernsteines, um diese Harze zur Bereitung der Lackfirnisse vorzubereiten, vor; der Ofen hat Ähnlichkeit mit der Einrichtung, wodurch das Spiessglanz von den Schlacken befreyet wird. Bey der Figur stehen die Buchstaben nicht am rechten Orte, wodurch den Nichtgeübten die Anwendung sicher erschwert wird.

x + y.

ÖKONOMIE.

Wolfenbüttel, b. Albrecht: *Journal für Bienenfreunde* von *J. L. Büsching* und *E. F. Kaiser.* 4ten Jahrgangs 1stes u. 2tes Heft. 108 u. 98 S. 1805. 8. (16 Gr.)

Nachdem die Vff., wie gewöhnlich, die Geschichte der letztjährigen Bienenzucht ihrer Gegend (Cap. 1. 2) vorausgeschickt haben: so untersuchen sie im 3ten Abschnitt, ob die *Magazinbienenzucht* in Haidegegenden überhaupt anzurathen sey? Die Frage wird zwar nicht durchaus entschieden, doch sind darüber verschiedene Bestimmungen angegeben, worunter diejenige von Wichtigkeit seyn möchte, dass Magazinbienen vorzüglich dort anzurathen sind, wo die Haupttracht im Frühjahr Statt findet, die späteren Sommermonate aber daran Mangel leiden. Das zugleich in Frage gestellte *Tödten* der Bienen dürfte ebenfalls nur in solchen Gegenden unterlassen werden können, weil dort das *Schwärmen* ohnehin seltener vorkömmt, als welches überhaupt den Massstab jener Operation abgeben muss, ohne dessen Beobachtung die von der Bienenwirthschaft beabsichtigte Honigausbeute, besonders in schwarmreichen Gegenden, wenigstens im Durchschnitt mehrerer Jahre, gewiss wegfallen, und den successiven Untergang des ganzen Bienenstandes zur Folge haben wird. Cap. 4 enthält eine Widerlegung der Meinung, dass körnichter Honig ein den Bienen ungeniessbares Futter sey, welche jedoch nur zum Theil überzeugend ausfällt. — Cap. 5. Welche Richtung des Bienenhauses ist die vortheilhafteste? Schon die Beobachtung der ihrer natürlichen Freyheit überlassenen Bienen, und deren Auswahl eines gegen die Sonnenstrahlen geschützten Wohnorts könnte für die Entscheidung dieser Frage hinreichende Gründe liefern, und den nordwärts gerichteten Ständen den Vorzug geben. Mehrere praktische Bienenkenner (vorzüglich *Staudtmeister,* s. dessen *Bienenlehre,* Leipzig 1798) haben jenen Fingerzeig der Natur bey der künstlichen Bienenzucht bewährt gefunden. Der Vf. dieses Aufsatzes entscheidet sich gleichwohl für die ost- und südwärts gestellten Bienenhäuser. Rec. ist aus eigener Erfahrung veranlasst, der *Staudtmeister*'schen Meinung beyzutreten; auch sind ihm mehrere Beyspiele in niedersächsischen Haidegegenden bekannt, dass Bienen in viereckichten Gärten, nach allen Himmelsgegenden gerichtet, sich wenigstens durchaus gleich erhalten haben; er glaubt indessen, dass beide Parteyen zweckmässig vereiniget werden könnten, wenn sie zwar die südliche Richtung der Häuser beybehalten, jedoch die Standbreter darin so weit zurückbringen wollten, dass die Stöcke

schlechterdings in keiner Jahrszeit von der Sonne beschienen würden, sondern beständig im kühlen Schatten blieben. — Cap. 6. *Miscellen.* Die petersburg. Nachricht von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Jahr in einer Eisgrube auf Eise [also doch wohl erstarrt?] aufbewahrten Bienen, die, nachdem sie wieder an die warme Luft gebracht worden, ganz munter aufgelebt seyn sollen, möchte sehr in Zweifel zu ziehen seyn, da die in einer geringeren Temperatur als die der Eisgrube erstarrten Bienen schon nach wenigen Tagen nicht wieder lebendig werden. Wäre jene angebliche Erfahrung gegründet: so würden sich die Vff. des B. J. durch deren Bestätigung der Bienenzucht einen Vortheil von der grössten Wichtigkeit verschaffen können. — Cap. 7. *Recensionen neuer Bienenschriften.*

Das 2 Heft enthält 1) *Geschichte der Bienenzucht des Jahres* 1804 von K.; 2) *Die Bienenjahre* $\frac{1803}{1804}$ *und* $\frac{1804}{1805}$ von B.; 3) *über das Bepacken (Kneipen) junger Weisel.* Nach den aufgestellten Erfahrungen werden die jungen wahrscheinlich noch unfruchtbaren Bienenmütter oftmals von den Arbeitsbienen wie in einem Knaul umringt, und, dem Anscheine nach, mit den Mundwerkzeugen gekneipt oder vielmehr geleckt; dieser gewaltsame Zudrang, um mit denselben die wegen ihrer Unreife verweigerte Begattung zu vollbringen, habe einen nachtheiligen Einfluss auf die Gesundheit der Mutterbiene, und mache sie unfruchtbar; ein Grund, warum die daraus entstehende Weisellosigkeit mehr bey Nachschwärmen und abgeschwärmten Zuchtstöcken, als bey Vorschwärmen vorkomme. Verschiedene hiebey bemerkte Umstände entscheiden die getheilte Meinung, ob die Arbeitsbienen oder die Drohnen die Männer der Königin seyen, mehr zum Vortheil der Arbeitsbienen. Der Nutzen der in Niedersachsen gewöhnlichen Weiserkloben erhält hiebey zugleich einige Aufklärung, deren fernere Verfolgung für die Naturgeschichte der Bienen sowohl, als in Rücksicht mancher daraus für die Bienenzucht überhaupt zu ziehender Vortheile, zu empfehlen ist. 4) *Warum die Bienen gewöhnlich in alten Stöcken besser als in neuen gerathen?* ist so weitläuftiger von mehreren Schriftstellern gezeigt worden. 5) *Miscellen*, enthalten vorzüglich Beantwortungen verschiedener von dem Pfarrer *Wurster* in seinem *Journal für Beobachtungen und Erfahrungen in der Bienenzucht* gegen die Vff. des *J. f. B.* gerichteter Kritiken, welche *Wurster's* Beruf für diese Art von Schriftstellerey sehr zweydeutig machen.

KKW.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Heidelberg* und *Mannheim*, b. Schwan und Götz: *Magazin für Cameralisten*, von *D. F. Seeger*, Prof. in Heidelberg. I Bds. 1 Stück. 1806. 144 S. 8. (16 Gr.) Der Vf. bestimmt dieses Magazin besonders für praktische Cameralisten, denen es theils an Mitteln fehlt, die neu erscheinenden Werke dieses Fachs anzuschaffen, theils an Zeit, sie ganz zu studieren. In dieser Absicht will er vorzüglich die brauchbarsten Auszüge aus dergleichen Werken liefern, und sie jenen in die Hände spielen. Ob wir nun freylich diesen Plan im Ganzen nicht billigen, indem uns gerade eine Zeitschrift mehr zu Originalaufsätzen geeignet zu seyn scheint, besonders für Geschäftsmänner, deren Musse oft nicht gestattet, eine gute Idee weiter, als in einer kurzen Skizze auszuführen: so würden wir doch auch, wenn der Vf. diesen Plan nur theilweise befolgte, und bey dergleichen Auszügen mit mehr Auswahl und Ökonomie zu Werke ginge, nichts dagegen zu erinnern haben. Sollen in einer Zeitschrift Auszüge aus fremden Schriften geliefert werden: so müssen diese entweder aus grösseren in- oder ausländischen Werken entlehnt seyn, die nicht jedermanns Kauf sind, oder sie müssen von ganz besonderem, vielseitigem Interesse seyn. Bey gegenwärtigem erstem Heft hat der Vf. diesen Gesichtspunct freylich nicht vor Augen gehabt, indem die gelieferten Auszüge theils aus anderen Zeitschriften, wie z. B. aus der landwirthschaftlichen Zeitung, theils aus nur unbedeutenden und grösstentheils bekannten Schriften gezogen sind, auch bey weitem den grössten Theil der Abhandlungen ausmachen. Über den einzigen Originalaufsatz in diesem ersten Heft: „*die Wirthschaftslehre* vom *Herausgeber*," wollen wir uns des Urtheils um so mehr enthalten, da er noch nicht vollendet ist. Dass übrigens die bisherige Eintheilung der Cameralwissenschaften einer Reform bedarf, ist nicht zu leugnen, so wenig als das, dass die neueren sogenannten philosophischen Ansichten, welche von hohen Problemen sprechen, solche aber gewöhnlich sehr niedrig lösen, mehr Verwirrung in das Ganze bringen, als den Knoten lösen. Welche Ansicht der Vf. geben wird, steht zu erwarten! Nach seinem Plan sollen übrigens in jedem Hefte die wesentlichsten Schriften und Zeitschriften aus dem Fache der Cameralistik angezeigt werden, welche Rubrik auch in diesem Hefte ziemlich stark ausgefallen ist. Wir wünschten, dass der Vf. sich dabey nur auf die wichtigsten Werke beschränkte, von jenen aber den inneren Geist um so ausführlicher darstellte und beurtheilte, wobey er zugleich Gelegenheit finden würde, einen kernhaften Auszug zu machen, und lieber die Anzeige der ganz bekannten Zeitschriften, wie des allgemeinen Anzeigers der Deutschen u. s. w. ganz überginge. Das Äussere der Zeitschrift empfiehlt sich.

X.

Jugendschriften. *Nürnberg* u. *Sulzbach*, b. Seidel: *Biblisches Spruch- und Lese-Büchlein zum Gebrauch der evangelischen Schulen*, von *Joh. Friedr. Höchstetter*, Pfarrer zu Sulzkirchen. 1805. 64 S. 8. (3 Gr.) Eigen ist der Gedanke, so viel Rec. weiss, den der Vf. hier ausführt, die Sprüche, wie sie in den Büchern der Bibel auf einander folgen, *der Reihe nach* auszuheben und abdrucken zu lassen; aber zu billigen ist er keineswegs. Denn was hilft es, ein Chaos von so verschiedenen Materien, als hier hinter einander vorkommen müssen, welche in keiner inneren Verbindung mit einander stehen, der jugendlichen Seele einzuprägen? Ist Ordnung der Sachen, die den Kindern vorgetragen werden, nicht beym Unterrichte das erste nothwendigste Erfodernis? So stehen aber hier die verschiedenartigsten Sprüche, die bald von Demuth, bald vom Muthe; bald von Vertrauen, bald von Misstrauen; bald von der Strenge gegen sich selbst, von der Keuschheit, bald von der Güte Gottes handeln, bunt durch einander, wie sie das Loos trifft, und nicht einmal immer die ausgesuchtesten und kernhaftesten.

L. M. H.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Fleischer d. j.: *Botanisches Stick- und Zeichen-Buch für Damen.* 3tes Heft, mit 12 Kupfertaf. in doppelten, schwarzen und ausgemalten Abdrücken, nebst 12 S. Text. Ohne Jahrzahl. klein Queerfolio. (3 Thlr. 8 Gr.) Diese Stickmuster bestehen grösstentheils aus Blumen und Pflanzen nach der Natur gezeichnet; die Umrisse sind gut, und der einfache Geschmack in der Anordnung dieser Gegenstände zu Mustern für Stickereyen verdient Beyfall. In einigen von den colorirten Blättern, z. B. Taf. III, V, IX, XII. sind in unserem vorliegenden Exemplar die Farben zu roh aufgetragen, wodurch das Ganze theils an gefälligem Ansehen, theils auch, wenn das Werk als Zeichenbuch dienen soll, an Brauchbarkeit verloren hat.

—y—H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 NOVEMBER, 1808.

TECHNOLOGIE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Chemisch-technologische Grundsätze der gesammten Ledergerberey; oder theoretische und praktische Anleitung zur rationellen Kenntniss und Ausübung der Lohgerberey, der Corduan- und Saffian-Gerberey, der Juften-Gerberey, der Weiss- und Sämisch-Gerberey, und der Pergamentfabrication; zur allgemeinen Verbesserung und Vervollkommnung dieser Kunstgewerbe.* Auf eigene Erfahrungen gegründet, so wie nach den neuesten Entdeckungen der Chemie und Technologie bearbeitet von *Sigismund Friedr. Hermbstädt*, königl. preuss. Geheimenrathe u. s. w. Zweyter Theil, welcher die Juftengerberey, die Saffian- und Corduan-Gerberey, die dänische Lederfabrication, die Weiss- und Sämisch-Gerberey, so wie die Pergament- und Chagrän-Fabrication abhandelt. 1807. 222 S. 8. (1 Thlr.)

Der erste Theil dieser Grundsätze der Ledergerberey ist schon in diesen Blättern (1808 No. 174) beurtheilt worden, und dieser zweyte Theil, welcher, wie der Vf. in der Vorrede äussert, für praktische Gerber geschrieben ist, die sich eine wissenschaftliche Übersicht ihres Erwerbszweiges verschaffen wollen, und die Fabrication der noch rückständigen Lederarten liefert, läuft, was die Paragraphen und Abschnitte betrifft, mit dem ersten Theile fort. Der *6 Abschnitt* beginnt mit der *Fabrication des Juftenleders.* Das Verfahren davon ist hier nicht anders beschrieben, als wie man es schon in mehreren anderen Büchern findet, und es besteht in dem Reinigen der Häute, im Enthaaren, im Schwellen, im Gerben oder Garmachen, im Tränken mit Birkenöl, im Zurichten, im Färben und endlich im Appretiren der Häute. Zu diesem von der gewöhnlichen Lohgerbungsart wenig verschiedenen Verfahren werden vom Vf. Bemerkungen geliefert, welche die Abkürzung desselben nach chemischen Grundsätzen betreffen. Die Anwendung der mit 300 Theilen Wasser verdünnten Schwefelsäure sey dem Gebrauch des vegetabilischen Sauerwassers vorzuziehen, wobey denn auch die Hundskothsbeize wegfallen könne; auch durch den Gebrauch einer schon fertigen Lohbrühe oder der vom Vf. im ersten Theile angegebenen Schnellgerberey, könne das Verfahren ebenfalls sehr abgekürzt werden. Die Anwendung der Weiden-, Birken- und Fichten-Rinde zur Lohbrühe sey aus dem Grunde der Eichenrinde vorzuziehen, weil solche die Häute zu dunkel färbe, und die Annahme des schönen Roths hindere. Nach des Vfs. Erfahrung seyen auch die Naterwurzel und die Tormentillwurzel zur Gerbung des Juftens sehr geschickt. In Russland werde das hiezu nöthige Birkenöl nach *Pallas* und *Lepechin* durch eine Art Verschwelung der Birkenrinde erhalten. Der Vf. erhielt von einigen Gelehrten, die er über diesen Gegenstand zu sprechen Gelegenheit hatte, die Nachricht, dass man in Russland zur Bereitung des Juftens noch eine andere Substanz anwende, um dem Leder den specifiken Geruch zu geben, und man habe die Vermuthung, dass der wilde Rosmarin (*Ledum palustre*) dazu gebraucht werde. Hiedurch wurde der Vf. veranlasst, diess selbst genauer zu untersuchen, und das Resultat dieser Untersuchung war, dass nur allein das brandige Birkenöl ohne irgend einen fremden Zusatz den Geruch an diesem Leder bewirke. Für diejenigen, welche sich mit der Darstellung des Birkenöls beschäftigen wollen, werden vom Vf. dazu eiserne Retorten empfohlen, weil man bey der russischen Verkohlung die zugleich zu gewinnende Säure nicht benutzen könne. Zur *Weisslohgerberey* (im *7 Abschnitt*) gehört die Fabrication des Saffians, Corduans, und des dänischen Leders. Die hiezu zu verwendenden Gerbematerialien sind bekanntlich die Galläpfel, der Schmack, die Granatschaalen und das Rausch- oder Preisselbeer-Kraut. Nachdem der Vf. die bisher bekannt gewordenen Fabricationsmethoden der marocanischen, levantischen, asiatischen und kasanschen Saffiane aufgeführt, fügt er auch hier eine mehr wissenschaftliche Untersuchung dieser Verfahrungsarten bey. Ob gleich von dem Hundskoth, dessen sich einige Fabriken zu ihrer Fabrication bedienen, noch keine chemische Untersuchung vorhanden sey, und dieser Mangel die richtige Beurtheilung seiner Anwendung unsicher mache: so glaubt doch der Vf., dass man ihn füglich entbehren könne, weil einige, z. B. die marocanischen und asiatischen Fabriken den Hundskoth gar nicht bedürfen. Die Kleyenbeize aber, welcher sich alle Fabriken bedienen, sey nothwendig. Das Kochsalz, das man in Anwendung bringe, mache die Häute nicht geschmeidig, sondern vielmehr spröde, aber es widerstehe der Fäulniss, und begünstige die Annahme der Farben, indem es den vorhandenen Alaun entmische, und salzsaure Alaunerde bilde. Salzsaures Zinn, gereinigter Weinstein und Alaun mit der Brühe aus Cochenille und Curcumawurzel, gebe dem Leder ein sehr angenehmes und feuriges Roth;

aber wenn die Häute vorher mit salzsaurem Zinn vorgearbeitet wurden, gelang nicht. Ein sehr reines und lebhaftes Gelb könne dem Saffian durch die Querzitronrinde gegeben werden. Das Blaufärben des Saffians durch Indig könne am vollkommensten geschehen, wenn man ihn in Schwefelsäure auflöse, damit die Wolle blau färbe, und nun diese blaue Farbe von der Wolle wieder an das Leder zu bringen suche. (In der Tuchfärberey hat man davon ebenfalls schon Anwendung gemacht.) Die angegebenen Gerbematerialien wähle man, wie schon erwähnt, bloss aus dem Grunde, weil die Eichenrinde die Farben ändere. Auch bey der Fabrication des Corduans sey die Hundskothsbeize nicht unmittelbar nothwendig, aber wohl die Behandlung mit Kleyen, gemahlnen Äpfeln oder Birnen, und auch die Anwendung des Kochsalzes. Von dem dänischen Leder werden zweyerley bereitet, Weissgahres und Lohgahres. Der 8 *Abschnitt* handelt *von der Weissgerberey überhaupt*, *so wie von der Alaunweissgerberey, der Fettweiss- oder Sämisch-Gerberey und der Pergamentfabrication insbesondere*. Auch hier ist das schon lange übliche Verfahren beschrieben, es sind aber wieder einige Bemerkungen von dem Vf. hinzugefügt. Die Kleyenbeize sey nothwendig, indem dadurch eine Art Schwellung bewirkt werde, weil die Kleyen zu einem sauren Formente gelangen. Doch sey der Alaun das wahre Gerbemittel, indem er seine Thonerde an die Haut absetze, und in eine gefilzte Faser umwandele. Das Kochsalz hindere die Krystallisation des Alauns, indem beide ihre Bestandtheile wechseln, und salzsaure Thonerde entstehe. Alaun und Kochsalz müssen eisenfrey seyn, weil sonst das Leder gelbe Flecken erhält; doch können diese Flecken durch verdünnte Schwefelsäure wieder weggenommen werden. Bey der Pergamentbereitung ist auch in einem Anhange die Fabrication desselben, wo man Leinewand oder Papier zum Grunde legt, mit erwähnt. Die Leinewand wird auf Rahmen gespannt, mit einer Vermengung aus Bleyweiss, gebranntem Gyps und an der Luft zerfallenem Kalk, welche man mit dem Leim aus Pergamentspähnen bereitet, anreibt, und auf die Leinwand trägt; dann wird es nach dem Trocknen mit Bimstein abgeschliffen, und ihm ein ölichter Überzug gegeben. Der Vf. giebt im 10 *Abschnitt* von seiner Prüfung der *Aschtonschen* Gerbemethode durch schwefelsaures Eisen Nachricht, die er aber seiner Absicht nicht entsprechend fand; eben so fand er *Hattchet's* künstliches Gerbematerial aus Torf mit Salpetersäure behandelt, nicht anwendbar. Der 11 *Abschnitt* ist für die *Gerberproductenkunde* oder *die Kenntniss zur Beurtheilung der mannichfaltigen Lederarten, welche in verschiedenen Ländern fabricirt werden*, bestimmt. Der 12 und *letzte Abschnitt* giebt die *Theorie der Gerbekunst und ihrer verschiedenen Zweige*. Hier vergleicht der Vf. das Schwellen der Häute mit dem Einsäuren des Brodteigs. Eine nicht geschwellte Haut zeige nach dem Austrocknen eine hornartige, halb durchsichtige Beschaffenheit; eine nicht gesäuerte, oder mit einem Ferment angeknetete Mehlmasse liefere nach dem Backen eine harte, nicht poröse, geschmacklose Masse. Eine geschwellte Haut erhalte nach dem Abtrocknen im Innern eine fasrigte Textur, und eine gesäuerte Mehlmasse liefere nach dem Backen ein lockeres, poröses und schmackhaftes Brod. Übrigens beruhe bey der Lohgerberey alles auf der Verbindung der in der Haut vorhandenen Gallerte mit dem Gerbestoff. Das angefügte Register vermehrt die Brauchbarkeit des Buchs.

x + y.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Physikalischer Kinderfreund*, von *Gerh. Ulr. Ant. Vieth*, Director der Hauptschule und Prof. der Mathematik zu Dessau. 7tes Bändchen. 1804. Mit 4 Kupfern. 238 S. 8tes Bändchen. 1806. Mit 3 Kupfertafeln. 235 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Dieses Werk hat in den vorhergehenden Theilen sich den Beyfall des Publicums in einem so hohen Grade erworben, dass man die Fortsetzung mit Ungeduld erwartete; und hoffentlich wird sein Inhalt nun auch den Erwartungen des Publicums entsprechen. Die Abhandlung von der Brechung des Lichtes in ebenen Gläsern, die der Vf. bereits im 6ten Theile vorgetragen hatte, erwähnt er, des bessern Zusammenhanges wegen, noch ein Mal mit wenigen Worten. Dann folgt: die Brechung des Lichtes in krummen Gläsern, wo von conischen, insbesondere aber von *Sammlungs*- und *Zerstreuungs-Gläsern* gesprochen wird. Vorzüglich fasslich wird hier von Brenngläsern gehandelt, und ihr Brennpunct berechnet. Auch was von der *Camera obscura* und der *Camera lucida* gesagt wird, hat gänzlich den Beyfall des Rec. Der Vf. sagt bey der *Camera obscura*, sie könne auch zum Porträtiren gebraucht werden; er wisse aber nicht, ob es bis jetzt geschehen. Rec. besitzt zwey Gemälde von dem geschickten Porträt-Maler *Holberg*, von denen auf diese Weise der erste Umriss aufgenommen ist. Sie sind täuschend ähnlich. S. 43 bis 59 wird das menschliche Auge beschrieben. Man sieht auch aus dieser Abhandlung, dass sie von einem Manne herrührt, der nicht nur aus guten Quellen geschöpft hat, sondern der auch selbst mannichfache Kenntnisse der Art besitzt. Die eigentlich lächerliche Frage: Warum sehen wir die Gegenstände nicht umgekehrt, da doch ihre Bilder im Auge umgekehrt stehen? hat Rec. noch nie so verständlich beantwortet gefunden. Auch die beiden Abhandlungen von der Kurzsichtigkeit und Weitsichtigkeit der Augen haben vielen Werth. Von gleichem Gehalte ist die Abhandlung von den Brillen, und den Fehlern der Augen, und gewiss sehr vielen Dank verdient der Vf. für die beygefügte Abhandlung *von der Sorge für die Augen*, in der er zugleich ein paar Worte von den zweckmässigsten Lichtschirmen sagt. Die Anweisung zur Verfertigung eines solchen Lichtschirmes würde mancher für zu weitläufig halten, wenn es nicht augenscheinlich wäre, dass der Vf. nur darum sie so umständlich vortrüge, um *das Netz in*

Seitenfläche eines abgestumpften Kegels zu erklären. Die Zauberlaterne (*laterna magica*) wird von S. 111 bis 119, und das Mikroskop von S. 120 bis 145 in seinen verschiedenen Abstufungen und Arten beschrieben. Dann geht der Vf. zu den Fernröhren über, und beschreibt seinen jungen Lesern sehr deutlich die Wirkungen mehrerer zusammengesetzter Gläser, und wie es eigentlich zugehe, dass wir durch sie einen entfernten Gegenstand nahe und deutlich erblicken. Es war Rec. angenehm, in dieser Abhandlung zugleich einiges zu finden, welches das Wesentliche der Erfindung des Fernrohres betrifft; dass aber die Ellipse S. 192 deutlich genug erklärt sey, bezweifelt Rec. Ein in einer Ebene ausgespannter Faden, der in Einem Puncte festgebunden ist, beschreibt, wenn er herumgeführt wird, einen Kreis. Das ist ganz richtig, und einem Jeden sogleich verständlich; allein: *Bindet man einen Faden nicht in Einem Puncte, sondern in zwey Puncten fest, deren Entfernung von einander kleiner als die Länge des Fadens ist, und führt sodann mit einem Bleystifte in dem ausgespannten Faden herum, so entsteht die Ellipse.* Sollte da nicht eine Ausnahme Statt finden? Rec. versteht die Meinung des Vfs. sehr gut; allein sollte ein Anfänger der Physik sie auch wohl verstehen? Dagegen ist die Abweichung wegen ungleicher Brechbarkeit der Lichtstrahlen besser erklärt. — Von eben dem unverkennbaren und entschiedenen Werthe sind auch folgende Materien: Von der Abmessung der Fernröhre, und von grossen Fernröhren, die vorzüglich zu Beobachtungen am Himmel gebraucht werden. Hier bemerkt der Vf. die vielen und grossen Schwierigkeiten, die mit den grossen Fernröhren verbunden, und die Maschinerieen, die allein zu ihrer Aufstellung und Richtung nothwendig sind. — Das Experiment, das der Vf. S. 223 angiebt, hat Rec., da ihm die angegebene Erscheinung unbekannt war, mehrere Male versucht, allein auch nicht ein einziges Mal ist es ihm gelungen. Vielleicht dass der Bau der Augen vielen Einfluss auf das Gelingen hat. Die Erfindung der achromatischen Fernröhre und ihre Theorieen schliessen den 7 Theil. — Wenn wir bemerken, dass auch der achte mit gleichem Fleisse bearbeitet worden: so wird es kaum nöthig seyn, die Gegenstände desselben auf gleiche Weise aufzuzählen, um ein Buch zu empfehlen, das wir für das zweckmässigste seiner Art halten, das uns in einer langen Reihe von Jahren in die Hände gekommen ist — Der Druck ist auf gutem Papier, und, einige unbedeutende Kleinigkeiten abgerechnet, sehr correct.

σ.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Leipzig*, b. Graffé: *Praktische Anweisung in Wachs und Gips zu possiren (bossiren). Von dem Vf. der praktischen Anweisung zum Lakkiren.* Mit 1 Kupfer. 1804. 48 S. 8. (6 Gr.) Man erwarte nicht auf diesen 48 Seiten mehr zu erfahren, als sich von einem gemeinen Arbeiter, der schlechte Bilder mechanisch abgiesst, obenhin absehen lässt. Vom Bossiren, das der Titel verspricht, enthält das Buch nicht eine Sylbe mehr als folgende Zeilen, die zugleich eine Probe des Styls abgeben: „Wachsposiren heisst: entweder aus freyer Hand oder Faust, oder mit Beyhülfe behöriger Formen allerhand Figuren, Statuen, Blumen u. dgl. aus Wachs verfertigen. — Das Wachs-Posiren aus freyer Hand erfodert gute und geübte Wissenschaft in der Zeichenkunst; sodann ein Stückchen Wachs gefärbt oder ungefärbt. Und endlich die Posir-Hölzer, vorne rund, breit, schmal, viereckigt, dreyeckigt, spitzig u. s. w. aus hartem Holze, aus einem weissen Elfenbeine oder anderen guten Knochen." — Dann wird etwas über das Wachsbleichen, Färben, die Gypsformen, das Reinigen und Poliren der gegossenen Bilder, das Ausputzen der Figuren, das Löthen der Wachsbilder, die Verfertigung der Wachsblumen, Blätter, das Vergolden derselben, das Giessen und Färben der Früchte von Wachs, Alaun, Pech, Verfertigung und Färbung der Blumen von holländischer Leinwand und Hausenblase, das Abformen des Gesichts eines Todten, eines Lebenden, und das Giessen der Gypsbilder gesagt, aber alles so obenhin, oft mit Auslassung des Wichtigsten, wie man es von Personen, deren Beruf das Schreiben nicht ist, in solchen Anleitungen schon gewohnt ist. Bey dem Abformen des Gesichts eines Lebenden heisst es: „man macht entweder in die Nasenlöcher zwey lange Tüten von starkem Papier, oder man braucht dazu Federkiele, oder *die Person muss sich gefallen lassen, eine halbe Viertelstunde den Odem an sich zu halten!!*" Und das scheint nicht etwa Scherz zu seyn. — Augenbraunen und Bart, wo es nöthig ist, sollen mit einem Kleister von feinem Mehl überstrichen werden, der vor dem Giessen trocknen soll. Wem seine Haut lieb ist, der nehme eine gute Pomade dazu. Man pflegt die Augenbraunen auch wohl mit Streifchen von ganz dünnem mit Mandelöl getränktem Papier zu bedecken, aber ersteres ist besser. Überhaupt aber entspricht diese ganze Operation der Erwartung bey weitem nicht, und giebt nicht die grosse Ähnlichkeit, die man sich davon verspricht, besonders bey etwas vollen Gesichtern. Sobald der Gyps anfängt zu krystallisiren und starr zu werden, zieht er sich zusammen, und verursacht auf allen beweglichen Theilen eine höchst unangenehme Spannung, ungefähr so, als wenn man stark ausgedehntes elastisches Harz fest auf die Haut drückt, und so zusammengehen lässt; man fühlt dabey, dass alle Muskeln auf eine unnatürliche Art angezogen werden, und diess ist auch in dem falschen Ausdruck des Gesichts nach dem Abguss bemerklich, es muss immer von einer geschickten Hand überarbeitet und gebessert werden. Nur bey sehr mageren Gesichtern und bey Todten, deren Muskeln schon starr sind, kommt die gewünschte Ähnlichkeit hervor.

Gg.

Glogau, b. Günter: *Engelmanns gründlicher Unterricht in der Rasenbleiche.* 1807. 86 S. 8. (8 Gr.) Der Vf., dessen kleine Schrift *über die chemische Bleichmethode* schon J. A. L. Z. 1806. No. 13 angezeigt worden ist, giebt in diesen wenigen Bogen auch den Rasenbleichern Belehrung, ihr Geschäft zweckmässiger zu behandeln. Sie scheint vorzüglich für Schlesiens Bleicher bestimmt zu seyn; aber jeder Bleicher wird darin für sich Brauchbares finden. Sie soll, nach der Äusserung des Vfs., einstweilen die Stelle eines mündlichen Unterrichts vertreten, welchen hoffentlich unsere Bleicher künftig in einer Normalbleiche erhalten werden: und der alsdann freylich weit umfassender und viel ausführlicher seyn muss, als er hier gegenwärtig aus Gründen aufgestellt wird. „Bekannt mit der Verfassung unserer Bleichen, so wie mit dem intellectuellen Zustande der Bleicher, kleidete ich absichtlich meine Vorschriften gleichsam in Receptform ein, und vermied weitläufige Demonstrationen über die Gemengtheile der atmosphärischen Luft und ihre Wirkungen bey den Bleichoperationen, weil ich fest überzeugt bin, dass sie vor der Hand von keinem Nutzen seyn würden." Der Vf. betrachtet in dieser Schrift das Wasser, die alkalischen Salze, die Sode (Natrum), das Ammoniak, den Kalk, und handelt von der Bereitung der Laugen, Bereitung der scharfen, ätzenden oder kaustischen

Pottaschenlauge, und von den Arbeiten des Brühens oder Bückens der Leinwand. Das Wasser, das zum Bleichen gebraucht werden soll, muss so viel als möglich von Eisen, Kalk und Gyps frey seyn. Die Reinigung des Wassers durch Ätzkalk, welche man vorgeschlagen habe, sey der zu vielen und grossen kostspieligen Gefäfse wegen, welche sie nöthig macht, nicht anwendbar, und die Reinigung durch Pottasche, wo 10 berliner Quart Wasser 4 Loth Pottasche zugesetzt werden sollen, sey ebenfalls viel zu kostspielig. Was der Vf. hier von dem Ursprunge des Natrons sagt, hätte, da er bloss die gewöhnlichen Bleicher zu belehren sucht, füglich wegbleiben können. Blossen Kalk zu brauchen, sey allerdings schädlich; aber gar keinen Kalk anzuwenden, sey Irrthum der Bleicher. Die Kohlenstoffsäure muss dem anzuwendenden Kalk allerdings durch Ätzkalk benommen werden, weil sie die Lösung des Kali und seine Wirkung hindert, also unnöthigerweise verschwendet werde. Der Vf. erhielt immer eine von Kohlenstoffsäure freyere Lauge, wenn er durch wenig Wasser zu Pulver gelöschten Kalk anwandte, alles anfangs mit der Pottasche und Wasser zu einem Teige anrührte, und dann erst eine grössere Menge Wasser zusetzte. Der Ätzkalk lasse sich in Bleichereyen dadurch am besten aufbewahren, wenn man ihn zwischen Asche in ein Fass einschichte, und solches gut verspunde. Bey dem Bücken der Leinwand sey es nicht rathsam, zu grosse Quantitäten davon auf einmal in Arbeit zu nehmen, weil man zu grosse Gefäfse brauche, und die Lauge zu lange über der Leinwand stehen müsse. x + y.

GESCHICHTE. *Nürnberg*, b. Monath u. Kussler: *Des Hn. Marquis Johann von Alorna Beschreibung der Gefängnisse von Junqueira in Portugal; mit Nachrichten von dasigen Staatsgefangenen bis 1777.* Aus dem Portugiesischen von Hn. Abbé *Anselm von Eckart.* Herausgegeben von *C. G. von Murr.* 1803. 80 S. 8. (6 Gr.) Die Geschichte und Zeit haben längst über die angeblich *pombalsche* Verschwörungsgeschichte abgesprochen, und gegenwärtige kleine Schrift, wären auch nur zwey Drittheil der darin erzählten Greuel wahr, liefert einen neuen Beweis, was Verfolgungssucht und despotischer Egoismus zu thun im Stande sind, es mögen Religion oder Politik ihre Hebel seyn. *Junqueira* ist ein kleines Fort am *Tajo*, worin sich 19 Kerker, und unter diesen 3 andere Gemächer befinden, von welchen 2 zum Kirchhof, das dritte zur Folterkammer dient. Der Aufseher des Gefängnisses war ein harter Mann, einer von den Blutrichtern von 1759, der jedoch 1777 die Demüthigung erlebte, dass er den Gefangenen ihre Freyheit selbst ankündigen musste. Die Gefangenen bestanden aus vornehmen Adlichen und Geistlichen, unter letzteren waren mehrere Jesuiten und der Pater *Malagrida.* Eine besondere Rangordnung war die, dass an Festtagen, wenn die anderen 2 Eyer erhielten, die *Edelleute* deren 3 bekamen. Mit den Kranken gab man sich wenig Mühe, und die Gestorbenen scharrte man wenig Stunden nach ihrem wahren oder muthmasslichen Tode ein. Es würde zu weitläuftig seyn, hier die Geschichte und Behandlung aller dieser Staatsgefangenen, von welchen die meisten im Kerker starben, durchgehen zu wollen. Der Beschreiber des Gefängnisses, weil er unglücklicherweise ein Schwager des Marquis von Taxora war, befand sich selbst darunter. Sein erster Kerker, im Thurme zu Belen, nachdem man ihn lange mit der Folter geschreckt, lag über einer Cisterne, auf deren Röhren er 6 Monate schlafen musste. Seine Matratze war daher immer nass, und das Wasser tröpfelte von seiner Lagerstatt. Dieses zog ihm heftige Gichtschmerzen am ganzen Leibe zu, und brachte ihn dem Tode nahe. Dessenohngeachtet kostete es viele Mühe, bis man ihm ein gesünderes Gefängniss anwies. Zuletzt sperrte man ihn zu *Junqueira* ein. Er schmachtete in diesen Grüften und Finsternissen unter unsäglichen Leiden, bis der Tod Josephs I die 18 Jahre lang lebendig Begrabenen wieder ans Tageslicht hervorrief. Eine der empörendsten Geschichten steht im Anhange. Dem Manne der Maitresse des Bruders des *Pombal* gelüstete nach dem Ankauf der angrenzenden Plantage, die ein gewisser *Delgado* in *Brasilien*, ein schon bejahrter Mann, besass. Er wendete sich an seinen Gönner, dieser an seinen Bruder, den Minister, welcher dem Gouverneur von Brasilien befahl, dem *Delgado* die Direction einer Manufactur in Portugal anzutragen, und wenn er sich wegen Übernahme derselben weigere, ihn verhaften zu lassen, und auf einem Schiffe nach Lissabon zu senden. Letzteres geschah, und der alte Mann wurde von der Strasse weggenommen, und mit dem segelfertigen Schiffe als Gefangener nach Europa geschickt. Das plötzliche Verschwinden des Vaters setzte die ganze Familie in die äusserste Bestürzung. Als sie endlich nach geraumer Zeit dem wahren Verlauf auf die Spur kam, wurde die Plantage um einen geringen Preis an den darauf speculirenden Nachbar verhandelt, mit einem Theile des Geldes der Mutter und den Töchtern Plätze in einer Pensionar-Anstalt gekauft, und mit dem übrigen Gelde reisete der älteste Sohn nach Europa, um die Befreyung des Vaters zu bewirken. Aber viele Jahre verstrichen fruchtlos, denn seine eingereichten Suppliken blieben, wie so viele andere, uneröffnet und ungelesen. Unterdessen starb die Mutter, die Schwestern kamen nach Lissabon zum Bruder, und dieser hatte sich daselbst mit der Tochter eines Kriegs-Kanzelisten verheirathet. Der Minister, dem bey der zunehmenden Krankheit des Königs, und dem nahen Ende seiner Gewalt, bange zu werden anfing, trug einem vertrauten Manne auf, mit vier Kanzelisten, worunter auch der Schwiegervater des jungen Brasiliers war, die *uneröffneten* Briefschaften zu untersuchen und zu verbrennen, welche, viele Tausende an der Zahl, in seinem Bibliothek- und anstossenden Zimmern auf der Erde umherlagen. Ein glücklicher Zufall führte dem Schwiegervater das Schreiben des Gouverneurs in die Hände, worin dieser dem Minister Nachricht von der Gefangennehmung und Absendung des alten *Delgado* gab. Es war noch unentsiegelt, also nie gelesen worden. Den 23 Febr. 1777 starb der König, und der unglückliche Sohn übergab nun der Königin eine Bittschrift, mit der Erzählung der ganzen Ungerechtigkeit. Allein ehe er noch Resolution erhielt, erging schon der General-Befehl zur Freylassung aller Staatsgefangenen. Der Sohn lief sogleich in alle Gefängnisse, um seinen Vater zu suchen, und kam nach langem vergeblichen Forschen in eines der entferneteren, gerade zu der Zeit an, als man seinen Vater aus einem Kerkerloch zog. Ach! er erkannte ihn nicht mehr. Der grosse starke Mann war auf die Hälfte seiner ehemaligen Statur zusammengeschrumpft, denn 7 Jahre hatte er in diesem Loche gekauert. Er konnte kein Bein mehr ausstrecken, hatte fast sein Gesicht verloren, und wurde 3 Tage darauf ganz blind. — d.

FORTSETZUNGEN.

Hamburg, b. Hoffmann: *Materialien zu neuen Ansichten für die Erfahrungsseelenkunde und andere physikalische Gegenstände.* Von *L. P. G. Happach*, Prediger u. Inspector zu Mehringen bey Aschersleben. 3tes St. 1805. 138 S. 4tes St. 1807. 268 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.) S. Rec. des 1sten u. 2ten Stückes. 1805. No. 162.)

Leipzig, b. Benjamin Fleischer: *Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn-, Fest- und Apostel tags-Evangelien und Episteln durchs ganze Jahr, in ausführlicher und abgekürzter Form.* 1808. 5ter Band. 1stes bis 3tes Heft. 344 S. 8. (1 Thlr.)

Görlitz, b. Anton: *Neue Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Evangelia auf alle Sonn- und Festtage des Jahres, in Sturmischer Manier* ausgezogen aus den völlig ausgearbeiteten Predigtsammlungen der vorzüglichsten deutschen Kanzelredner. 1sten Jahrg. 2te Hälfte. 1807. in fortlauf. Seitenzahl. 402 S. 2ter Jahrg. 1808. Erste Hälfte. VI u. 186 S. 2te Hälfte. VIII u. 232 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) S. Rec. des 1sten Jahrg. 1807. No. 179.

Leipzig, b. Hertel: *Homiletisches Handbuch zum leichteren und nutzlicheren Gebrauch der gewöhnlichen evangelischen und epistolischen Perikopen auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres*, für angehende Prediger und Candidaten des Predigtamtes von M. *Traugott Leberecht Kümpfe*, Pastor zu Langenberg bey Gera u. s. w. 2ten Bandes 2ter Th. 2tes Heft. 1808. in fortlauf. Seitenzahl. 391 S. 8. (12 Gr.) S. Recens. des ersten Hefts. 1806. No. 265.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 NOVEMBER, 1808.

HOMILETIK.

Berlin, b. Dieterici; Leipzig, in Commiss. b. Mittler: *Erinnerungen an Jesus Christus.* Zehn Predigten zur Fasten-, Oster- u. Advents-Zeit des Jahres 1807 gehalten von D. G. *A. L. Hanstein*, Probste zu Cölln an der Spree, Ober-Consistorial- und Ober-Schulrath u. s. w. in Berlin. 1808. 14 Bogen gr. 8. (18 Gr.)

Der Vorzug einer einfachen, klaren, vielfältig auch lebendigen Darstellung und Anwendung praktischer Lehren und Vorstellungen des Christenthums mit weiser Beziehung auf die Bedürfnisse der Zeit und des Orts, ein Vorzug, der schon frühere homiletische Arbeiten des Vfs. auszeichnete, findet sich auch in derjenigen, von welcher wir jetzt Nachricht geben. Der Vf. ergreift die Gegenstände der Religion und Moral eben sowohl mit warmem Herzen, als mit hellem Verstande, und kann so die Wirkung auf Herz und Verstand *der* Hörer und Leser, welche des Eindrucks religiöser und moralischer Wahrheiten fähig sind, gewiss nicht verfehlen. Trifft man freylich bey ihm nicht gerade eine überraschende Neuheit in der Wahl und Behandlung der Materien, und überhaupt nicht eine so glänzende Beredsamkeit, als in den Kanzelvorträgen eines *Reinhard's*: so verdienen seine Arbeiten doch durch den ihnen eigenen allgemeinen Charakter einer wahrhaft edlen Popularität und einer sich so deutlich aussprechenden hohen Achtung gegen Jesus Person und Lehren, denen des berühmten dresdner Kanzelredners an die Seite gesetzt zu werden. In der gegenwärtigen Sammlung ist nun ganz besonders die Geschichte des Lebens und des Todes Jesu, auch nach ihren kleinern Umständen und nach zarteren Gesichtspuncten, auf eine fruchtbare Weise entwickelt worden, wobey sich der Vf. zuweilen der wehmuthsvollsten Klagen über die herrschende Gleichgültigkeit gegen die Lehre und den äusseren Cultus des Christenthums nicht hat enthalten können. Wir theilen die *Inhaltsanzeige* mit: 1) *Jesus, in der Nähe der augenscheinlichsten Gefahr.* 2) *Jesus, umgeben von einem bösen Schein.* 3) *Jesus, bey dem Urtheile der Welt.* 4) *Jesus, bey* (?) *seinen wundervollen Thaten.* 5) *Jesus in seiner zarten und schonenden Liebe zu Petrus.* 6) *Jesus, bey der Stiftung des heil. Abendmahls.* 7) *Jesus im Tode schon verherrlicht.* 8) *Das Osterfest, ein Fest der Verherrlichung Jesu Christi.* 9) *Würdige Feyer des Osterfestes, als eines Festes der Verherrlichung Jesu Christi.* 10) *Von der Verehrung Jesu Christi.* Die vier letzten Vorträge sind, obgleich sehr verwandten Inhalts, dennoch von ermüdenden Wiederholungen frey. Rec. hat sie hinter einander und mit ununterbrochenem Interesse gelesen. Dass der Vf. sich auch zu einer kraftvollen rednerischen Darstellung erheben kann, davon liefern wir folgende Stelle als Beweis, die zugleich von seiner Berücksichtigung temporeller und localer Verhältnisse zeugt. S. 65: „Mögen wir immerhin auf guten Wegen des Beyfalls und des Lobes der vernünftigen Welt uns würdig und immer würdiger machen; — — — aber *das verhüte Gott*, dass *Menschengefälligkeit* oder *Menschenfurcht* uns unserer Pflicht und unserem Gewissen untreu mache, und von der Wahrheit zur Lüge, von der Aufrichtigkeit zur Verstellung, von der Geradheit zur Heucheley, von der Gerechtigkeit zur Bestechlichkeit verführe! *Das verhüte Gott*, dass wir *nicht* (richtiger ohne Negation) Menschen mehr gehorchen, als ihm — Menschen mehr fürchten, als ihn! *Das verhüte Gott*, dass wir, bey aller pflichtmässigen, christlichen Unterwürfigkeit unter die Obrigkeit, welche jetzt nach seinem Rath über uns Gewalt hat und Gewalt übt, jemals verleugnen sollten die Liebe zu dem *Vaterlande*, welchem wir angehören, die Treue gegen den *König*, den Gott uns gab, die Achtung gegen die *ewigen Gesetze*, die nicht von Menschen kommen, sondern von Gott! *Das verhüte Gott*, dass wir bey aller Duldung der Andersdenkenden und Andersglaubenden, bey aller brüderlichen Liebe mit ihnen, je um der Menschen willen verleugneten unsern *Glauben*, gering achteten das hellere *Licht*, welches uns leuchtet, verliessen unserer Väter würdige und reine *Gottesverehrung* und zu Verräthern würden an unserem heiligen *Protestantismus!*" — Nur die Wendung: „*das verhüte Gott*," so gewöhnlich sie auch ist, würde Rec. nicht brauchen, da alles das, was hier gesagt wird, Sache des eigenen Entschlusses und eigenen Bemühens der Menschen seyn muss; das bekannte: „*das sey ferne*," drückt den Sinn reiner und doch auch kräftig aus. — Zuweilen hat der Vf. auf eine sehr beyfallswürdige Weise neuere exegetische Untersuchungen benutzt oder berücksichtigt. S. 146 sagt er: „Wenn gleich eine *Sonnenfinsterniss zur Vollmondszeit*, und noch dazu eine dreystündige, *zu den Unmöglichkeiten* gehört, sobald man an *die* Sonnenfinsternisse denkt, welche durch den Zwischentritt des Mondes zwischen Sonne und Erde verursacht, und von den des Himmels kundigen Weisen Jahrhunderte vor-

aus berechnet werden können: so war doch eine Verdunkelung der Luft, des Tageslichts, der Mittagsfonne selbst, nicht selten die unmittelbare Voranzeige oder Folge von Erderschütterungen in jenen Ländern, wo die Sonne heisser glüht, und die Dämpfe feuriger, die Dünste und Nebel dichter aus dem Schoosse der Erde hervorbrechen." Und S. 191: „Selbst dann, m. Z., wenn es jemals erwiesen werden könnte, dass, nach den Erschöpfungen und Ermattungen des göttlichen Dulders, der so schwer gekämpft, aus so vielen Wunden sein Blut vergossen, unter so mannichfaltigen Martern geduldet hatte, doch noch ein Funke von Lebenskraft, noch ein Hauch vom lebendigen Odem verschlossen und gehalten in der heiligen Leiche zurückgeblieben wäre; — selbst dann, wenn es erwiesen werden könnte, dass auch die stärkende und erregende Kraft der balsamischen Kräuter, welche bey hundert *Pfunden* (?) zu seiner Einbalsamirung mit der entseelten Hülle in die Grabeshöhle gelegt wurden, mitgewirkt habe, um den Einen zurückgebliebenen Lebensfunken zu einer neuen Lebensflamme anzufachen, und ein neues erwärmendes Feuer über den Körper des Schlummernden zu verbreiten; — selbst wenn das möglich und erweislich wäre: so war es denn doch keines anderen, als *Gottes*, *Gottes* Veranstaltung und Allmacht, welche den schwachen, allen Menschen Augen unsichtbaren Rest des theuren Lebens bewahrte, und nun alle die einzelnen kleinen Umstände herbeyführte und in Zusammenhang setzte, die da erfolgen und zusammenwirken mussten, um den schlummernden Heiland zu erwecken, und nach dem Wiedererwachen zurückzuführen aus dem Reiche der Schatten und der Todesnacht in die Welt des Lichts, des Lebens, der Thätigkeit!" — Dagegen S. 176 lässt der Vf. noch Jesum mit den Worten: „Brechet diesen Tempel und in drey Tagen will ich ihn wieder aufrichten" (Joh. 2, 19) auf seine Auferstehung hindeuten, obgleich die neuere liberalere Exegese (s. *Henke Progr. de Joanne apophthegmatum Jesu Christi in evang. suo interprete — in Pott et Ruperti Sylloge commentt. theol.* Vol. I, p. 12 sq.), nach unserem Dafürhalten, mit entscheidenden Gründen dargethan hat, dass Jesus diese Worte in dem Sinne, welchen freylich die Jünger (Joh. 2, 22) nachher annahmen, nicht ausgesprochen haben könne. Rec. würde auch nicht, wie der Vf. S. 20, *der Stacheln der Dornenkrone* erwähnen, da es doch wenigstens zweifelhaft ist, ob Matth. 27, 29 ἀκανθῶν oder ἀκάνθων zu lesen sey. (Vgl. *Philo adv. Flacc.* p. 522 *ed. Mang.*) — Übrigens sind uns in dem sonst so gebildeten Style des Vfs, ausser den Hebraismen: S. 50 *Menschenkinder*, S. 59 *Lehrer Gottes*, statt: der von Gott gesandte oder geleitete Lehrer, S. 98 ff. *Der Heilige Gottes*, auch noch folgende nicht zu billigende Wendungen aufgefallen: S. 55: „*Jemandem* zum Anstoss *der Tugend* gereichen" und „*dem Lästerer in das Urtheil fallen*", anst.: dem Urtheil des Lästerers anheim fallen. S. 58: „*die ihm Gehässigen*" (*sensu activo*, denn der *sensus pass.* eignet sich nicht für den Context). S. 110: „*die liebeleere Härte.*" S. 180 ff.: „die *unterdrückte* Unschuld." S. 207: „Es giebt Menschen, welche — in dem *Wahne* stehen, *den sie ihrem Glauben aufgezwungen haben.*" S. 216: „der ganzen Haltung und *Stimmung* unseres Blicks und unserer *Gesichtszüge.*" S. 172: „Nur zu leicht *tritt* die *Welt* in ihrem Urtheil *auf die Partey* der vom Glück Begünstigten." Noch bemerken wir die Eigenheit, dass die Predigt am zweyten Ostertage mit *demselben* vom Vf. selbst ausgearbeiteten Gebete beginnt, mit welchem die Predigt am ersten Ostertage schliesst. Wir können diess im gegenwärtigen Falle nicht missbilligen. Dagegen den Ausdruck „*Fasten*-Zeit" auf dem Titel und sogar auch in einigen Stellen der Predigten selbst halten wir, da diese Predigten für protestantische Hörer und Leser berechnet sind, für unpassend. Auf dem Titel, wo eine Umschreibung des Ausdrucks unanwendbar wäre, würde *Passionszeit* vorzuziehen seyn.

RMD.

1) Nürnberg, b. Monath u. Kussler: *Materialien zu Lebensläufen und sogenannten Einsegnungen* für Landprediger, von *Joh.* Georg *Christoph Müller*, Pfarrer zu Rasch. 1806. 342 S. 8. (1 Thlr.)

2) Liegnitz u. Leipzig, b. Siegert: *Hand- und Hülfs-Buch für angehende Prediger, wie auch für solche Schullehrer und Küster, welche sich die Verfertigung der sogenannten Lebensläufe und Abkündigungen erleichtern wollen.* von *Joh. Gottl. Krause*, Past. an d. Oberkirche u. Präses der königlichen u. Stadt-Schulen zu Liegnitz. 1805. 120 S. 8. (7 Gr.)

No. 1 nennt sich mit Unrecht Materialien zu Lebensläufen und Einsegnungen, indem diese Schrift 10 Lebensläufe, 95 Eingänge zu Lebensläufen u. 88 Einsegnungen enthält, und zwar, wie der Vf. sich ausdrückt, aus eigener Fabrik. Das Material aus den Kirchenbüchern ist, nach S. 4, ein Ding, das doch einen Eingang haben muss, und er hält es für unschicklich, dass diese Dinge gewöhnlich durch die Patrone gemacht werden (*sic!!*). Zur Erleichterung der Herren Amtsbrüder, denen vielleicht die Patronenform fehlt, entstand diess Werk. Der Vf. fürchtet S. 18 den Vorwurf, zu poetisch sich ausgedrückt zu haben, aber er glaubt, es sey bey der Einsegnung weniger auf Belehrung als auf Rührung abgesehen, und will rühren durch Declamation. Rec. glaubt, dass das Morgenroth der Unendlichkeit, das Umsäuseln der Gebeine, die Steppen der Prüfung, das Blumenthal der Wonne, die Distelgrube der Leiden, das Hinüberschlummern, den Landmann unmöglich besonders rühren könne. Für den Rec. war es rührend zu lesen: Sie betrat die Bühne dieses Lebens, und wieder, das in Thränen schwimmende Weib hatte sich beym Verkauf des Hauses, wohlweislich Winkel und Ausnahme vorbehalten, in den Eingängen das jämmerliche Ding um aller Menschenleben in den wilden Wogen und Wellen des Meeres zu finden, den Landmann zum Seemann umgestaltet, oder eine *wichtige Rolle!!* im Schauspiel des Lebens spielen zu sehen. Auch das poetische Gänseblümlein gedeihet auf Ge-

meinplätzen, und es wäre wohl besser, ohne das Schellenkleid poetisirender Gemeinheiten den entseelten Leib, nicht, wie der Vf. will, die entseelten Gliederreste, zur Erde zu bestatten.

No. 2. Diess Werk einer 20jährigen Erfahrung ist noch viel schlechter. Es besteht aus 85 Auffätzen, die zu grösseren Foderungen berechtigen, da sie für eine Stadtgemeinde sind bearbeitet worden. Statt einer natürlichen Lebensansicht und Bearbeitung der biographischen Notizen für christliche Zwecke hören wir ein einstündiges Läuten, die Posaune des Auferweckers, Sprüche und Liederverse, wovon sogar einige mit Posaunen begleitet werden. Beide Vf. kennen, oder wollen die frühere und zum Theil classische Literatur in diesem Fache nicht kennen. Sie wollen die Bahn brechen. Rec. wünscht, dass ihnen wenige nachtreten mögen. Z.

Brieg, b. Wohlfahrt u. Breslau, in Comm. b. Barth: *Mein Glaube über einige Grundwahrheiten der heil. Schrift.* Zur Belebung und Stärkung des christlichen Sinnes in 17 Predigten, von *Ernst Traugott Lachmann*, Pred. in Ruppersdorf. 1805. 175 S. 8. (16 Gr.)

„Die Wahrheit bleibt in jeder beliebigen Form Wahrheit, und der Wahrheitsfreund liest auch dann und wann Predigten, wenn ihm die sogenannte Modelectüre zu wenig Ausbeute gewährt. Und um Wahrheit war mirs zu thun, ich schöpfte deshalb aus einem alten Buche, das den Stempel der Wahrheit an der Stirne trägt. Obs aber diesem und jenem nicht zu verlegene Waare, nicht im Ganzen zu überspannt dünken dürfte, dafür kann der Vf. nicht, weil er ehrlich seiner vor sich habenden Quelle folgte." — So fängt Hr. L. seine Vorrede an, und sonach glaubte Rec., auch in seinen Predigten nichts als lautere und reine Wahrheiten der heil. Schrift zu finden. Hierin aber hat er sich meistens geirrt. Zwar hascht der Vf. immerfort nach biblischen Redensarten, um damit seine Gedanken vorzutragen: allein, das heisst nicht ächte Wahrheit aus der Bibel lehren, sondern nur seine eigenen, doch noch dunkel und ungewiss bleibenden Vorstellungen und Begriffe angeben. Es giebt der Zuhörer und Leser vielleicht noch manche, die durch solche Vorträge sich erbauet fühlen mögen: allein Rec. zweifelt, dass der Gewinn für gründliche Belebung zur Moralität gross seyn könne. Nicht selten ist des Vfs. Sprache auch witzig und launig. Die Weihnachtspredigt S. 145 fängt an: „Bist du allein unter den Fremdlingen zu Jerusalem, der nicht wisse, was u. s. w." und endet auch so. S. 75: „er scheint über Feld gegangen zu seyn, unser Freund; scheint uns den Rücken zu kehren, unser Herr; hier ausharren, hier mit Petro sagen können: auf dein Wort, das ist unendlich mehr, als im Glück Herr, Herr rufen u. s. w." S. 90. „Es liest sich so leicht, wenn sichs auch so leicht thun liesse." In der Predigt: Die grosse Pflicht des Christen, das Abendmahl des Herrn zu feyern, S. 100. „Offenbar wollte uns Jesus dadurch etwas geben — geben war so immer seine Sache u. f." S. 104 in der Neujahrspredigt: Drey wichtige Fragen beym Eintritt ins neue Jahr, über die Epistel: „Sonst heisst es wohl, wer seine Hand an den Pflug legt, und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Himmelreich, aber heute könnte wahrlich keinem schaden, zurückzusehen. Wenn Jesus einmal recht was Grosses und Wichtiges sagen wollte — so hatt' Er denn so seine besonderen Redensarten u. f." So heisst es Joh. 6, 53. „Werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschensohns und trinken u. s. w. — es wäre doch sonderbar, wenn man den Christen im Ernst so was zumuthen wollte, unter dem *Leibe* und *Blute* seine *Lehre* zu verstehen. — Wie Jesus das meint, sehen wir in den Einsetzungsworten des heil. Abendmahls u. s. w." S. 97. Wie konnte Jesus doch damals daran gedacht haben, einst bey dieser Mahlzeit die Erklärung davon geben zu wollen? Jesus hatte sich vorher schon V. 49. 50 das *Lebensbrod* genannt, das genossen werden müsse. Nun geht er weiter und behauptet sogar die Nothwendigkeit des Genusses seines Fleisches und Blutes, womit er auf seinen möglichen gewaltsamen *Tod* hinwinkt. Den *Messias geniessen* — אכל את המשיח — ist aber eine alte Phrase der Rabbinen, die aus den Psalmen entlehnt ist. Sie war der alten Welt ohnehin eigen; und wir finden noch in unserer Sprache Spuren davon. Rec. will bloss an *Essen*, *Geniessen*, *Vergessen* erinnern. Sogar *obliviscor* kommt von *vescor* her. Mithin lässt sich leicht verstehen, was Jesus durch jene Phrase andeuten wollte. Was anders nämlich, als dass man, mit seiner ganzen Lehre vertraut, seinen Geist aufgefasst haben müsse? Aber Hr. L. will das nicht wissen. Besonders sieht man aus seiner Predigt über 2 Cor. 5, 14. (Je mehr einer Sinn für Jesus hat, desto besser Christ ist er) S. 78 f. dass er mehr Sinn für Jesus zu erwecken sucht, als für den *Geist seiner Lehre*, vergl. 2 Cor. 5, 16; allein solche Predigten nützen nicht: denn sie unterhalten eine unfruchtbare Christolatrie; machen, dass man immer noch in physischer oder pathologischer Liebe an Jesus hängt, ohne sich des Geistes seiner Lehre jemals bemächtigen zu wollen. „Es gab und giebt noch Stunden, (sagt er S. 65) wo mir meine Trockenheit und Lauigkeit zu ihm wehe macht, wo ich ihn gern mehr lieben möchte, und über Mangel an Liebe klage." Überall wird die Liebe zu Jesus, auch die Liebe Gottes zu den Menschen S. 150. 151 durchweg, zu pathisch vorgetragen: dadurch werden die Christen unserer Tage zu Frömmlern verzogen. Frömmeley, weil es ihr an festen Grundsätzen und Haltung fehlt, artet leicht in Schwärmerey, Mysticismus und Arbeitsscheu aus: auch geht sie wohl zuweilen in freye Religionsverachtung über. Selbst Hr. L. hat Ursach auf seiner Hut zu seyn, dass er nicht, vom Mysticismus ergriffen, seine Zuhörer und Leser zum Mysticismus verleite. Hier ist die leidige Quelle des Separatistenunfugs in Schwaben! „Möchten sie (die Weggegangenen oder im Scheidewege Stehenden) das (was vorgetragen ist) *auffassen*" — sagt der Vf. S. 166.

Warum braucht er diesen Ausdruck, der sonst nur den mährischen Brüdern eigen zu seyn pflegt? Was will er damit lehren, wenn er S. 107 sagt: „Meine *Taufgnade* spürte ich lange.? — Mit vielen änderte Christus, sie verloren, was sie hatten; sie haben Christum längst ausgezogen, und stehen durch eigene Schuld wieder unter dem Gesetz, nicht unter der Gnade." Wenn der Apostel Paulus diese Predigt hören oder lesen könnte: so würde er gewiss glauben, dass Hr. L. von solchen Menschen rede, die zum Judenthum wieder zurückgetreten sind. Wir anderen, oder die Heiden, haben uns niemals unter dem Gesetz befunden, wovon die Rede ist.

Rec. glaubt gern, dass der Vf. es sehr gut mit seiner Gemeinde meine; es fehlt ihm aber an der Gabe, gründlich und unbefangen zu lehren. Er sagt z. B. wohl, dass man lernen solle, an Christum zu *glauben*, Gottes *Kind* zu werden, Gottes Gnade sich *züchtigen* zu lassen; allein er *erklärt* nicht, was das sey, und wie man es anzufangen habe S. 108. 152. Von der Secte der Pharisäer sagt er, sie sey längst ausgestorben, aber ihr Geist athme in der Christenheit fort S. 42. — Das letzte mag wahr seyn, das erste ist es nicht. Unter den Juden giebt es noch ärgere Pharisäer in diesen, als zu Christi Zeiten. S. 52 jammert Jesus über die, welche sich mit den Trebern dieser Welt gleich dem verlorenen Sohne sättigen. — S. 54 lernen wir, dass Jesus: Mich jammert des Volks, den Engeln zugerufen habe, wie sie sich über seine tiefe Erniedrigung als Mensch wunderten, und sich darein nicht zu finden wussten. Nach S. 15 giebt es Arme genug, aber nur wenige, die ihre Geistesarmuth gestehen. Aber nach S. 117 giebt es heute, wie mehrmals Arme *am* Geiste (Matth. 5, 3. μακ. τω πν. *im* Geiste), Männer und Weiber von Galiläa, die höhere Bedürfnisse haben; die Erdenwesen nicht sättiget u. s. w. Beide Stellen sind unverträglich mit einander. — In der Himmelfahrtspredigt heisst es: „Am heutigen Tage war ein grosser Festtag im Himmel. Es war eine Zeit, wo diess Haus am heutigen Tage verschlossen blieb, wo man das Fest am folgenden Sonntage erst feyerte. Warum wurden unsere Kirchen wohl wieder geöffnet an diesem Tage? Einen Ruhetag mehr zu haben? Schwerlich, — aber die Wichtigkeit des Tages und der Begebenheit, die darin vorfiel, öffnete unsere Kirchen wieder." — Aber folgte das? Hätte nicht der Wichtigkeit der Begebenheit unbeschadet der Stoff derselben dem folgenden Sonntage überlassen werden können? Oder ist es dem Hn. L. unbekannt geblieben, dass das starke Vertrauen der Theologen zum Augustinus, der das Fest *ab Apostolis* herleitet, und die Meinung, dass die Apostel diesen Tag besonders gefeyert haben, in einigen protestantischen Gegenden die *Beybehaltung*, in anderen, z. B. den brandenburgischen Landen, die *Wiederzurückführung* veranlasste? Wenn er S. 119 sagt: „O es thut wohl, an *Wiederkunft* Jesu glauben zu dürfen, und wenns auch die beiden Männer in weissen Kleidern nicht gesagt hätten: Er wird wiederkommen; wir müsstens darum glauben, wenns einmal anders und besser werden soll:" — so bedauert Rec. solche Überspannungen des Christenglaubens sehr. Die 14 Predigt über Luc. 17, 11 f. von der grossen Pflicht christlicher Ältern, ihre Kinder dem Herrn zu widmen, dass sie bey ihm bleiben, S. 135 f., hat Rec. am wenigsten gefallen. Das Thema ist auf keine Weise mit dem Text verwandt; und die Stelle S. 141. „Eure Kinder kosten ihm (der heute nach den neun Aussätzigen fragte) mehr als diese neun Aussätzigen, sie kosten ihm sein Blut" — ist doch sehr dürftig gefasst! Solcher aber könnte eine grosse Menge aufgeführt werden, wenn die Absicht wäre, den Hn. L. bloss tadeln zu wollen. Rec. Absicht ist, gegen einen solchen Ton in Predigten zu warnen. Wie sehr er schade, ist schon oft gezeigt worden.

Bisweilen spricht Hr. L. auch recht gut und zweckmässig. Seine Predigt über 3 Mos. 19, 9. *Die Wichtigkeit des Eides und die schwere Versündigung der falsch oder leichtsinnig Schwörenden* — scheint uns die beste in der ganzen Sammlung zu seyn. Wichtig ist die Stelle S. 129, wo er sagt, *dass es unrecht sey, einen Schwur vor Gericht abzulegen in Kleinigkeiten.* Hierüber wäre viel zu sagen; es ist aber auch Unrecht, noch höheres Unrecht, wenn Obere um Kleinigkeiten zu Eid fodern. Zugleich wäre zu wünschen, dass der Eid seine alte Gestalt wieder erhielte, die er vor dem Einfall der Gothen in Italien noch hatte, da er wahrscheinlich keine Verfluchung seiner selbst und keine Verzichtleistung auf jedes Heil enthielt. Jedoch Rec. bricht ab, und führt nur noch an, dass die Predigten über Marc. 16, 15—20 (eine Antrittspredigt). Matth. 9, 1—8. 22, 36. 42. Luc. 18, 9—14. Marc. 8, 1—9. 1 Joh. 4, 19. Luc. 5, 1—11. 2 Cor. 5, 14. Röm. 12, 17—21. 1 Cor. 11, 23—32. Gal. 3, 23—29. Apostg. 1, 9—11. 3 M. 19, 12. Luc. 17, 11—19. Tit. 2, 11—14 Joh. 6, 66—69. 1 Joh. 4, 17 gehalten worden sind.

Tg.

KLEINE SCHRIFTEN.

HOMILETIK. *Züllichau* und *Freystadt*, b. Darnmann: *Wie wichtig es sey, auch bey eigenem Unglück an-ser Herz für fremde Noth stets offen zu halten.* Eine Predigt am 22 Sonntage nach Trinitatis gehalten von *Samuel Gottlob Tscheggey*, drittem evangelischen Prediger in Freystadt. 1807. 36 S. 8. (3 Gr.) Der Vf. wird die menschenfreundliche Absicht, in welcher diese Predigt gehalten und gedruckt worden ist, nämlich um von dem Ertrag derselben eine unglückliche Familie zu unterstützen, gewiss schon bey seinen Kirchkindern erreicht haben, und bey dem Publico nicht verfehlen. Das glücklich gewählte Thema ist gut ausgeführt, und der Vf. weiss seinen Zuhörern die Pflicht der Barmherzigkeit mit einer eindringenden Beredsamkeit und mit einer Fülle von Bewegungsgründen edlerer Art so ans Herz zu legen, dass wir der leidenden Menschheit viele solcher Wortführer wünschen.

— rf —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 NOVEMBER, 1808.

KATECHETIK.

1) Lemgo, b. Meyer: *Versuch eines Lehrbuchs der allgemeinen Katechetik und Didaktik, als Vorbereitung auf die religiös moralische.* Zum Gebrauche für akademische Vorlesungen von *F. W. Wolfrath*, Dr. und erstem Prof. der Theol. wie der Geschichte, Consistorialrath und Superint. in Rinteln. 1807. XXXII u. 144 S. 8. (10 Gr.)

2) Ebendas.: *Versuch eines Lehrbuchs der religiös moralischen Katechetik und Didaktik.* Zum Gebrauche für akad. Vorlesf. von *F. W. Wolfrath.* 1808. XXXII u. 304 S. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. vermisste ein völlig brauchbares Compendium der religiös moralischen Katechetik und Didaktik. Er erklärt diesen Mangel aus dem zu beschränkten Plane, dass man nicht die Principien der allgemeinen Katechetik und Didaktik habe vorangehen lassen; ferner daraus, dass man die Kunst der Katechetik nicht genug von der Wissenschaft geschieden habe, dass man nicht genug von logischen und psychologischen Principien ausgegangen sey, und dass nicht genug die Verschiedenheit der Subjecte berücksichtigt worden. In allem diesem muss Rec. dem Vf. beystimmen, und also seinen Entwurf für verdienstlich zur Verbesserung der Katechetik erklären. Nicht so können wir ihm aber in einigen seiner Hauptbegriffe beytreten.

Unseren Vf. befremdet es, dass man das Wesentliche der katechetischen Form in der Fragmethode gesucht habe, da man sie doch eigentlich als *Gesprächmethode* hätte betrachten müssen, wodurch man sich, die Weitschweifigkeiten katechetischer Lehrbücher vermeidend, viel freyere Ansichten und bessere Resultate würde verschafft haben. Hier liegt ein kleiner Irrthum zum Grunde. Das Gespräch ist freylich etwas ganz anderes als Frage und Antwort, aber es ist auch etwas anderes, als eigentlicher Unterricht. Es ist gegenseitige freye Mittheilung, worin die Sprechenden gleich stehen, und das Verhältniss zwischen Lehrer und Schüler wenigstens verleugnet wird: der Unterricht dagegen setzt dieses Verhältniss nothwendig voraus, und katechetisch ist er alsdann, wenn er die Form des Fragens gebraucht. Wollten wir indessen von diesem Sprachgebrauche abgehen: so würden wir unter der Katechetik die Methodik überhaupt verstehen müssen, und dann würde sich die ganze Sache verändern; alsdann würde z. B. die heuristische Form des Unterrichts, wie etwa in der Mathematik, an die Stelle des Gespräches treten. Was der Vf. an der bisherigen Behandlung der Katechetik rügt, und mit Recht rügt, trifft auch eigentlich die Vernachlässigung der Methodik überhaupt. Auch führt keineswegs der Sprachgebrauch von κατηχειν, weder der kirchliche noch der frühere biblische und profane, auf die Gesprächform. Da es nun doch hier um den Religionsunterricht hauptsächlich gilt: so hätte der kirchliche Sprachgebrauch wenigstens nicht übergangen werden sollen.

Die Unterscheidung in materielle und formelle, in allgemeine und besondere (wozu die religiöse gehört), in objective und subjective, in prüfende und belehrende Katechetik, ist bündig und erschöpfend aufgestellt, und verbreitet sowohl auf diese Wissenschaft, als auf die ihr zugehörige Kunst, die ebenfalls hier richtig unterschieden wird, mehr Licht, als man sonst in den Lehrbüchern findet.

Der andere Begriff, welchen wir in Anspruch nehmen, ist der des *Unterrichtens*. Unser Vf. erklärt ihn so: „in dem Denkvermögen eines anderen entweder *ganz neue* Begriffe hervorbringen, oder die schon *vorhandenen* von *dunkeln* zu *klaren* und *vollständigen* erheben. Jenes ist der *Elementar*-, dieses der *fortgesetzte* Unterricht." Nach dieser Definition gehörte das Lesen-, Schreiben-, Zeichnen-, Musik-Lernen u. dgl. gar nicht zum Unterricht. Offenbar ist also der Begriff zu enge gefasst, nämlich für den bloss katechetischen Unterricht, wodurch denn dessen Begründung in dem allgemeinen unterblieben ist. Eben so unrichtig ist die Unterscheidung des Elementar- und fortgesetzten Unterrichts ausgefallen. Denn da ist so wenig ein specifischer Charakter für jeden angegeben, dass man diesen zu jenem und jenen zu diesem erklären kann, je nachdem man nur eine Ansicht fasst. Nimmt man nur an, dass die Begriffe schon in der Seele liegen: so ist das Beybringen der neuen nichts anderes als ein Aufhellen und Ausbilden der vorhandenen; und umgekehrt giebt jede solche Ausbildung dem Lernenden einen ganz neuen Begriff, so wie er es eben gerade ansieht. Die Lectüre der Classiker könnte dann zum Elementar-Unterricht gerechnet werden, weil sie auf gewisse Art ganz neue Begriffe giebt, und der erste Religions-Unterricht zum fortgesetzten, weil er die Vorstellungen, die in der Seele liegen, zu klaren Begriffen erhebt. Nein, der Unterschied muss ganz anders gefasst werden, wenn man etwas dadurch gewinnen will. Er zeigt sich als specifisch, nicht etwa nur dem Grade nach: dort ein Unterricht, wo-

durch die Kraft für jedes Lernen in sich selbst geübt wird, und hier, wo man sie irgend einen gegebenen Stoff, wozu sie vorbereitet worden, sich aneignen lässt.

Durch diese Unrichtigkeiten in den Grundbegriffen ist es geschehen, dass vieles in der Anwendung noch mancher Berichtigung bedarf, und dass überhaupt das Wesen des Unterrichts keinesweges erschöpft worden. Der Vf. sagt zwar viel Gutes über die stufenweise Belehrung, aber die stufenweise Entwickelung des jungen Menschen liegt nirgends vor, und die bestimmte Rücksicht auf dieselbe, so nothwendig sie auch ist, fehlt ganz. Sonst könnte die scientifische Belehrung, so wie auch der Gebrauch des Lehrbuchs dabey, der für nothwendig (?) erklärt worden, nicht in den früheren, überhaupt nicht in den eigentlichen Jugend-Unterricht gezogen worden seyn; und die Methode in der Mathematik, Geographie, Geschichte u. s. w., welche in dem Buche berührt ist, würde nach der Entwickelung des Lehrlings, nicht nach dem wissenschaftlichen Bau dieser Gegenstände angegeben seyn; auch wäre die Behandlung der Unterrichtskunde nicht so oberflächlich ausgefallen. In dieser Hinsicht kann Rec. kaum einigen Gewinn für unsere Literatur in dem vorliegenden Buche erkennen, so schätzbar auch an sich die vielen nützlichen Winke sind, die hin und wieder gegeben werden, z. B. über die gleichmässige Ausbildung aller Seelenkräfte. Die besondere Anleitung zum Mädchenunterricht enthält auch manches, was nicht befriedigt, insbesondere ist die Charakterisirung des weiblichen Geschlechts nicht ganz richtig: indessen ist es ein Vorzug dieses Buches vor anderen, dass doch von der Verschiedenheit des Unterrichts für Mädchen gesprochen wird. Die Anleitung, wie mehrere gemischte Lehrlinge gemeinschaftlich belehrt werden sollen, läſst auch noch Manches zu wünschen übrig.

Die Theorie des Unterrichts ist allerdings in dieser Anleitung lange nicht tief genug bearbeitet. Dafür aber entschädigen die Vorschriften für das eigentliche Katechisiren. Denn da der Vf. überall nur das logische Moment für den Unterricht vor Augen hat: so lässt sich begreifen, dass er gerade das Katechisiren am besten lehre. Er hat wirklich hierin die Hauptpuncte mit Deutlichkeit und Kürze, und doch vollständig genug angegeben, und so weit ausgeführt, dass sich auch der gemeine Schullehrer daraus belehren kann. Hin und wieder liesse sich die Sache noch etwas bestimmter fassen, z. B. über die Popularität; auch wohl noch einfacher, z. B. die Eigenschaften der Fragen: 1) deutlich, 2) eigentlich, 3) bestimmt, 4) bündig, 5) ohne Umschweife zur Sache hinleitend, welche sich alle auf die Deutlichkeit, Bestimmtheit und Zweckmässigkeit zurückführen lassen. Rec. stimmt übrigens mehreren Erinnerungen des Vfs. auch da, wo derselbe von anderen Katecheten abgeht, aus Erfahrung bey.

Der Begriff der religiös-moralischen Katechetik wird in No. 2 nach dem allgemeineren in No. 1 bestimmt, als eine besondere Gattung der allgemeinen Katechetik, und auch hier nur formelle Wissenschaft. Mit Recht wird aber die Betrachtung des Materiales dabey verlangt, obgleich nicht aus jenem höheren Grunde, welcher sich in dem Verhältnisse dieses Stoffes zur Geistesentwickelung offenbart. Dieses letztere ist durchaus übersehen worden, und das hat zur Folge gehabt, dass die ganze Beurtheilung des Stoffes nicht katechetisch ausgefallen. Der Vf. geht nur von dem objectiven Gesichtspuncte aus, er wählt und ordnet das Materiale zum Religionsunterricht aus wissenschaftlichen und logischen Grundsätzen: der psychologische Gang, wie sich die Religion nach und nach im Gemüthe entwickelt, und wie hienach der Unterricht im Christenthum von der Kindheit bis zur Confirmation in Geist und Leben übergehen kann, mit einem Worte, der subjective Gesichtspunct ist fast ganz ausser Acht gelassen; denn das Wenige, was davon berührt wird, z. B. dass man zwey Katechismen haben müsse, einen für den Elementar-, den anderen für den fortgesetzten Unterricht, kann nicht in Anschlag kommen. Das ist aber die Hauptsache, die der Katechet wissen muss. Sein Studium der Theologie giebt ihm das Materiale, die Religions-Katechetik soll ihn die Form lehren, in welcher die Jugend darin belehrt wird. Statt der Untersuchung über die Moral- und anderen wissenschaftlichen Principien, worauf sich dieses Lehrbuch zum Theil einläst, statt der Annahme, dass man im populären Unterrichte von keinem dieser Principien auszugehen brauche, und sich „an keine gewisse unausweichlich bestimmte Lehrform zu binden habe" (§. 39 ff) — musste ein subjectives Princip aufgestellt werden, nach welchem sich strenge entscheiden liess, was und wie die frühere, und was und wie die spätere Jugend im Christenthum gelehrt werden müsse; ferner: welche Cursus dieses Unterrichts es nach Massgabe der Geistesentwickelung gebe; und dann hätte der Inhalt und die Anordnung eines jeden dieser Cursus gezeigt werden sollen. Hätte der Vf. diesen Weg eingeschlagen, wie er durch den Begriff einer Katechetik als Verbindung des Materialen und Formalen im Religions-Unterricht bestimmt wird: so würde auch sein Urtheil über den Grund, warum es bis jetzt noch keinen recht guten Katechismus gebe, anders ausgefallen seyn. Er meint, es liege mehr in der Materie als in der Form, weil man nämlich fast in allen (?) zu viel eingemischte Systems-Dogmatik finde. Wir dächten doch, dass viele neuere Katechismen nun gerade dieser Vorwurf nicht treffen könnte. Rec. ist der Meinung, dass der Fehler mehr in der Form liege, und dass eben darum ein allgemein befriedigender Katechismus ein Unding sey. Denn der Inhalt der christlichen Religionslehre ist einfach und dem Lehrer leicht: aber die Art, wie er für Kopf und Herz des Lehrlings verarbeitet wird, richtet sich nach der Individualität des letzteren, und würde unendlich vielfach seyn — wie sie es auch in gewisser Hinsicht seyn muss — unbeschadet der allge-

meinen Methode, welche sich nach den Gesetzen des jugendlichen Gemüths auffinden läſst. Was der Vf. von den Eigenschaften eines guten Lehrbuches der chr. Rel. und gegen den Gebrauch des luth. kleinen Katechismus sagt, kann daher Rec. nicht unbedingt unterschreiben; nur darin tritt er dem Vf. bey, daſs er sich gegen einen allgemeinen Landeskatechismus erklärt; aber Rec. würde sich unbedingt dagegen erklären, da er keinen so allgemein brauchbaren, der jedem Religionslehrer für seine Lehrlinge gleich gut diente, für möglich hält. Auch der 2te Abschn., die Methode des katech. religiösmoral. Unterrichts insbesondere, giebt nichts anderes als die Anwendung der allgemeinen katech. Regeln auf die *Lehren* der Religion.

In dem zweyten Theile, *prakt. Anleitung zum katech. rel. mor. Unterr.*, werden zwar die Rücksichten auf die verschiedenen Fähigkeiten und Vorkenntnisse der Lehrlinge angegeben; auch wird mit Recht dem früheren und zwar gelegentlich zu ertheilenden Rel. Unterricht das Wort geredet, und es wird ausdrücklich gesagt, daſs man auf den stufenweisen Gang der Entwickelung Rücksicht nehmen müsse: allein es wird nur auf die verschiedenen Seelenfähigkeiten die Anwendung gemacht, die Mittheilung der Religionslehren selbst wird mehr nach ihrem Inhalte gelehrt, und nach der Angabe der stufenweisen Entwickelung des Kindes sucht man vergeblich. Alles Subjective, das hier berücksichtiget wird, geht auf das Allgemeine hinaus, was von dem Erwachsenen so gut, wie von dem Kinde gilt. Soll nämlich der Stufengang des Religionsunterrichts befriedigend aufgezeigt werden: so muss das in dem Kinde selbst liegende religiöse Bedürfniss und die mit der Ausbildung sich verschieden gestaltende Äusserung desselben betrachtet, und in dieser Stufenfolge auf die vorhandenen Lehren bezogen werden; sonst fehlt es den besten einzelnen Regeln an Anwendbarkeit, und das Ganze kann nicht Methode heissen. Wirklich giebt unser Vf. viele vortreffliche Regeln, auch für den relig. Mädchenunterricht; nach der schon oben gerühmten Abtheilung des Unterr. für das weibliche Geschlecht: aber auf dem Wege, welchen er nun einmal erwählt hat, musste sich manches Irrige und Unbestimmte mit einmischen.

Aus allem diesem ergiebt sich, daſs in diesen Lehrbüchern weder die neuesten Fortschritte der Lehrkunst, noch die neuesten Aufklärungen über das Wesen der Religion, besonders in subjectiver Hinsicht, so benutzt sind, wie sie benutzt werden können; und Rec. muſs dieses auch um des Vfs. willen bedauern. Denn er behandelt seinen Gegenstand mit dem würdigsten Eifer, und was insbesondere die allgemeine Katechetik betrifft: so besitzt er darin tiefere Einsichten, als man sonst findet; und hat, nach des Rec. Erachten, diese Disciplin um einige Schritte vorwärts gebracht, und zwar schon durch die gröſsere Vereinfachung ihrer Grundsätze und Regeln. In dem ersteren Buche verdient daher die eigentliche Katechetik und in dem zweyten der dritte Abschn. sammt dem Anhange von denjenigen, die sich zu tüchtigen Religionslehrern bilden wollen, recht sehr studirt zu werden. Jener Abschn. handelt vom katechet. Unterrichte bey gemischten Lehrlingen, der Anhang von der Bildung eines relig. Jugendlehrers. Auch was der Vf. über Schullehrer-Seminarien und gegen die für Landschullehrer, die besser von ihrem Prediger gebildet würden, sagt, beweiset den Mann von Erfahrung.

F. S.

Zerbst, b. Kramer: *Handbuch für Dorfschullehrer über Luthers kleinen Katechismus.* 1808. 132 S. 8. (8 Gr.)

Soll denn *Luthers* kleiner Katechismus ewig in den Dorfschulen bleiben? Soll die liebe Schuljugend nichts als die dürftigste Elementarlehre in den zehn Geboten, und den unverdaulichsten Dogmatismus in den übrigen Hauptstücken lernen? Was hilft das Erklären, wenn der Text an sich dürftig oder unverständlich und ungenieſsbar ist? Soll denn *Luthers* Katechismus ein Heiligthum bleiben, da er ihn selbst nur für einen höchst dürftigen Elementarunterricht ausgab, der nur für sein Zeitalter paſste, und gut war, indem man noch nichts Besseres kannte? — Auch der Vf. sagt in der Vorrede: „Ein Buch, wie das gegenwärtige, muſs in unseren Tagen nothwendig gleich bey Erblickung seines Titels ein Vorurtheil gegen sich erregen. Denn, daſs Luthers kleiner Katechismus ein zweckmäſsiges Lehrbuch des Christenthums für unsere Zeiten sey, darüber ist man wohl so ziemlich allgemein einverstanden; allein bey seinen bedeutenden Mängeln [das ist aber gar nicht gut] hat er dennoch vor den besten der vorhandenen neuen Lehrbücher Etwas voraus, die allgemeine Verbreitung, und das Ansehen Luthers beym Volk [jene ist nicht mehr allgemein, und zieht sich immer in engere Grenzen in diesem und jenem Lande, in dieser und jener Stadt zurück, und das Ansehen Luthers beym Volke soll sich nicht auf den Buchstaben, sondern auf den Geist seiner Werke gründen, der ein liberaler, und alle menschlichen Fesseln in Religionssachen zerschlagender Geist ist!]" — Der Vf. stellt sich die allgemeine Einführung eines anderen Lehrbuchs zu schwer vor. Es sind ja ganze Länder, wo dieſs bereits geschehen ist. Und wenn es auch schwer hielte: soll uns die Schwierigkeit abschrecken? hielt es nicht auch schwer, das Lutherthum statt des Papstthums und Luthers Religionsschriften statt der bisher üblichen einzuführen? Und doch geschah es. — Über das Werk selbst aber erklärt sich der Vf. also: „Ein Buch, welches dem Texte des Katechismus Luthers treu und ohne Übergehung und Verschweigung folgend [das würde für den Religionsunterricht gar nicht gut seyn, wenn er sich treu an den lutherischen Katechismus anschliessen und gleichsam *Lutherum redivivum* in dem Volksunterrichte wieder darstellen wollte], denselben populär und praktisch erklärte [wie ist das möglich, wenn der Text weder des einen noch des anderen fähig ist?], mit steter Hinsicht auf die besonderen

ligiösen und moralischen Bedürfnisse des Landvolks [was sind das für welche, als vernünftige! denn andere dürfen doch wohl nicht unterhalten und verewigt werden,] das ungezwungen anknüpfen lehrte, [das möchte bey einem solchen Texte wohl schwer halten] wovon im Katechismus oft nichts steht [wie kann man aber anknüpfen, wo nichts ist?], was aber im religiösen und Volks-Unterrichte schlechterdings nicht fehlen darf — ein solches Buch hielt ich für ein nützliches Hülfsmittel für weder unwissende noch überkluge Landschullehrer, wenn sie in dem Falle sind, kein besseres Lehrbuch zu haben [aber dergleichen sind ja schon genug vorhanden], sondern über den kleinen Katechismus den Religionsunterricht ertheilen zu müssen. [Dieses *müssen* möchte wohl in unseren Tagen so viel nicht mehr zu bedeuten haben, und das Landvolk würde den kleinen lutherischen Katechismus auch nach und nach vergessen lernen, (den grossen hat es schon vergessen lernen müssen,) wenn gewisse unverständige, und blindeifernde Kirchen- und Schul-Lehrer nicht so viel von dem lieben lutherischen Katechismus sprächen und ein so grosses Gewicht darauf legten.]

Das Buch selbst ist nicht zu verachten, es steht manches Gute darin. Aber es enthält auch viel Unnützes und Zweckloses. Man sehe nur, was der Vf. gleich zu Anfang S. 3 über die Offenbarung Johannes gesagt hat: gehört das in Volksunterricht? Es enthält viel Falsches. Gleich Anfangs über das erste Hauptstück wird gesagt: die zehn Gebote sind Gebote Gottes auch für uns Christen (auch das erste und dritte?), wohin auch alle die dogmatischen Erklärungen vom zweyten Hauptstück gehören. — Es ist oft schwankend und unbestimmt und gleichsam hinter dem Berge haltend: z. B. Jesus habe uns durch seinen Tod erlöset, indem er durch die diesem Tod von ihm selbst zugeschriebene Bedeutung und Kraft, Matth. 20, 28. 26, 28, den reuevollen Menschen den getrosten Muth gewähre, der schon, um das Werk seiner Besserung mit Erfolg zu unternehmen, erfoderlich ist. Der Vf. will sich hier gegen Paläologie und Neologie in Sicherheit setzen, und sagt im Grunde nichts. Wenn Luther diese und andere dergleichen Erklärungen seines Katechismus sehen sollte: so würde er sagen: Ihr habt mich grösstentheils gar nicht verstanden oder verstehen wollen. Meine Dogmatik ist ganz anders; ihr wollt nur die Eurige anbringen, und dem Volke weiss machen, es sey die Meinige. Mit nichten! Es ist die Eurige; ich kann euch diess schlechten Dank wissen. Ich rathe euch, verbrennt alle eure Katechismen, die weder kalt noch warm sind, und auch den Meinigen, und lasst uns an einem neuen arbeiten, der vernünftiger, biblischer, zweckmässiger und dem Zeitgeiste passend ist!

Φ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Katechetik. *Königsberg*, b. Göbbels und Unzer: *Die Lehre Jesu* oder *Fragen an Kinder, die confirmirt werden sollen.* Aufgesetzt von *S. C. Dittmann*, Kirchen- und Schulen-Inspector, auch Pfarrer zu Blaumenau und Heiligenwalde. Dritte verbesserte Auflage. 1804. 40 S. 8. (4 Gr.) Ungeachtet der dritten verbesserten Auflage muss Rec. doch gestehen, dass ihm seit langer Zeit kein schlechterer Leitfaden zum Unterrichte in der christlichen Religion vorgekommen ist, als dieser. Über den Gang, den das Büchlein nimmt, wollen wir nicht rechten, wenn nur sonst alles so angeordnet wäre, dass man damit zufrieden seyn könnte. Wenn ein Kind oder höchstens ein schlecht unterrichteter Katechumene die Beweise, dass die h. S. Gottes Wort sey, so führt, wie sie in dem Machwerke angegeben sind, so ist das verzeihlich: aber von einem Lehrer der christlichen Religion verlangt man bessere. Dass die Bibel Gottes Wort sey, lässt der Vf. den Katechumenen sagen, beweise ich: 1) alle ihre Weissagungen sind erfüllt worden; 2) sie ist mit Wundern bestätigt worden; 3) sie behauptet es von sich selbst, dass sie von Gott sey. Auch die alte Eintheilung vom *Gesetz* und *Evangelium*, besonders mit der sinnreichen Eintheilung des mosaischen Gesetzes in Kirchen- Polizey- und Sitten-Gesetz, von welcher *Luther* sagte: dass sie *mit Unverstand* gemacht sey, kömmt noch vor. Das Kirchengesetz hat Jesus aufgehoben, aber nicht das Policeygesetz; denn es heisst in der 30sten Frage: warum richten wir uns nicht nach dem Policeygesetz Mosis? Antwort: weil wir in einem anderen Lande leben und unsere Lebensart von der alten Lebensart der Israeliten sehr abweicht. O weh! Selig werden wir, wenn wir die 10 Gebote befolgen. Die sehr weise Erklärung derselben muss man im Büchlein selbst nachsehen. Nach der Erklärung des 3 Gebots darf der Christ am Feyertage keine Arbeiten und Berufsgeschäfte verrichten. Wann verrichtet wohl der Vf. seine Berufsgeschäfte? Der Befehl, die Bibel fleissig zu lesen, wird aus Joh. 5, 39 bewiesen. Selbst in der Erklärung der Eigenschaften Gottes ist ein Chaos; Gottes *reiner Güte* wird gar nicht gedacht, sondern das Kind lernt Gott nur als einen *barmherzigen* Gott kennen. Schwachheitssünden sind Sünden, die aus Unwissenheit begangen werden. Die Sünde wider den heil. Geist ist, wenn ein Mensch von der Wahrheit seiner Religion überzeugt ist, selbige aber dennoch verleugnet, und Gott lästert. Das ist freylich ein wahrer Teufel in Menschengestalt. Die Grösse der Sünde wird nach den bösen (schädlichen) Folgen geschätzt. Busse thun heisst, sich von der Sünde zu Gott bekehren; also ein bildlicher Ausdruck durch den anderen erklärt. Wir werden selig um *des Verdienstes Jesu willen:* gleichwohl wird der eigentlichen Lehre von der Genugthuung Jesu nicht gedacht, sondern die Erlösung von Sünden bloss darein gesetzt, dass er uns durch seinen heiligen und frommen Lebenswandel zeigte, wie wir heilig und tugendhaft leben sollen. Hat der Rec. nöthig, noch mehrere Beweise von der Seichtigkeit des Büchleins zu liefern? Angehängt ist eine Beichte für Kinder, die der strengste Papist nicht strenger hätte liefern können. Das Kind begiebt sich am Schluss der Beichte in die Seelsorge des Hn. Kirchen- und Schulen-Inspectors, und in den *Gehorsam der Kirche.*

Z. f. E.

Jugendschriften. *Giessen* und *Wetzlar*, b. Tasché und Müller: *Handbibliothek für die Jugend* oder *Inbegriff des Nützlichsten zur Bildung des Verstandes und Herzens.* (Auch unter dem Titel: *Kleines Lesebuch für die Jugend.* Herausgegeben von *F. W. D.* und *C. W. Snell.*) 1806. Zwey Bändchen. 158 S. 8. (1 Thlr.) Alles Gute, was sich von Sammlungen der Art sagen lässt, kann man mit gutem Gewissen auch von dieser Handbibliothek sagen. Was sie aufgenommen hat, wird die Jugend anziehen, und einige ihrer Stunden auf eine für Verstand und Herz nützliche Weise ausfüllen.

M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 NOVEMBER, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Giessen und Wetzlar, b. Tasché und Müller: *Louis Annalen der Geschichte und Politik, mit Beylagen.* Erster Band. 1—5 Heft. Auch unter dem Titel: *Europa's Umwandlungen in ihrem Verhältnifs (sse) zu dem allgemeinen Besten,* von *Louis.* 3 Hefte. No. 1, 2 und 5. 188 S. *Brasilien, eine neu aufblühende Monarchie in Südamerika,* von Dr. *Crome,* grofsherzoglich hessischem geheim. Reg. Rathe u. Prof. in Giessen. No. 3. 72 S., und *Genealogie der jetzt regierenden europäischen Häuser,* von *Fr. Wilh. Daniel Snell,* ordentlichem Professor der Geschichte in Giessen. No. 4. 104 S. 1808. 8. (Jedes Heft 8 Gr.)

Der Vorrede zufolge erscheinen die bisher unter dem Namen *Louis* herausgegebenen historisch-politischen Annalen jetzt als eine ganz neue Zeitschrift, sowohl dem Titel als dem Inhalte nach. Kein Auffatz aus einem feindlich gegenüber stehenden Staate wird darin aufgenommen, und zugleich versichert uns noch der Vorredner, dass eine Menge vorräthiger interessanter Materialien es diesem Journale möglich mache, in die Reihe unserer angesehensten Zeitschriften zu treten. Rec. wünscht dem Hn. G. *Müller* Glück zu den noch vorräthigen interessanten Materialien, und zu dem Ansehen, welches diese seinem Journale verschaffen werden, um so mehr, da die vorliegenden Hefte wohl eben nicht dazu geeignet seyn möchten, seine kühnen Hoffnungen zu erfüllen. Doch wir gehen zur Anzeige der gelieferten Auffätze selbst. Die Hefte No. 1, 2 und 5 enthalten die Umwandlungen von Europa in ihrem Verhältnisse zum allgemeinen Besten von *Louis.* Der Vf., welcher nach seiner eigenen Äusserung einen gewissen Beruf in sich fühlt, dem Publicum bey der Beurtheilung der Umwandlungen, welche Europa in den letzten Jahren erfahren hat, in etwas zu Hülfe zu kommen, verspricht in einem, in sechs Fächer getheilten Werke, in dem ersten, die allgemeinen Postulate zweckmäfsiger und trefflicher Staatengebilde anzugeben, in dem zweyten, das alte europäische Staatensystem überhaupt, und in dem dritten, den alten politischen Organism von Deutschland besonders kritisch zu beleuchten; in dem vierten sollen die Umwandlungen, welche Europa erfahren hat, geschildert, und in Beziehung auf die in dem ersten Fache entwickelten Grundsätze, und in Vergleich mit dem in dem zweyten dargestellten vormaligen Zustande von Europa beurtheilt, in dem fünften auf ähnliche Weise in Beziehung auf das erste und dritte Fach das neue deutsche Staatensystem, welches jetzt noch in seiner Bildung begriffen ist, in Betracht gezogen, und in dem sechsten endlich die Wirkungen untersucht werden, welche die Umbildung des europäischen und deutschen Staatensystems auf die innere Verwaltung und den inneren Zustand der Länder haben und haben werden. Den ewigen Frieden herbeyzuführen, das ist die grofse Aufgabe, welche auch unser Vf. zu lösen versucht. Diesen erwartet er, wie er gleich Anfangs nicht undeutlich zu verstehen giebt, von dem neuen Staatensysteme, welches in Europa durch Frankreichs Übermacht herbeygeführt ist; denn nach ihm diente ja nur die alte chimärische Idee eines europäischen Gleichgewichts dazu, die Kriege zu verewigen. In den vorliegenden Heften erhalten wir nur den ersten Theil der Untersuchung, und auch diesen nicht so, wie des Vfs. Vorsatz war, erschöpfend ausgeführt. Er verspricht die weitern Entwickelungen in der Folge nachzuholen. Unser Vf. holt sehr weit aus. Das Verlangen, sich gegen Gewaltthätigkeiten zu schützen, Sicherheit zu erhalten, trieb nach ihm die Menschen zuerst in den Staatenverein zusammen. So ward die Herrschaft gegründet, bestimmt, Sicherheit im Innern und Schutz gegen äufsere Feinde zu gewähren. Unerwartet kommt hier der Vf. auf die Theilung der Arbeit und die Beförderung und Vervollkommnung der Cultur zu sprechen, als zwey wichtige Vortheile, welche ausserdem der Staatsverein erst gewähre.

Sicherheit soll der Staat gewähren, allein er thut diefs nicht immer in allen Fällen; das feindselige Gegeneinanderstreben der neben einander existirenden Völker setzt die im Staate lebenden Menschen neuen grofsen Übeln aus. Daher wird es höchst nothwendig, dafs die einzelnen Staaten unter einander in eine ähnliche Verbindung treten, in welche die Individuen sich vorher ihrer Sicherheit wegen begeben hatten. Hier spricht der Vf. von den Vortheilen eines freyen Verkehrs unter den Völkern nach dem Principe der Theilung der Arbeit, nach einer dem Rec. völlig unbegreiflichen Ideenassociation. Doch wie grofs diese Vortheile auch seyn würden, bisher haben die Völker noch in keiner diesem grofsen Zwecke entsprechenden Verbindung gelebt: weder das griechische, noch das römische Staatensystem, noch das System des Gleichgewichts entsprach diesem Zwecke vollkommen.

Kriege hörten darum nicht auf, und die französische Revolution zertrümmerte das letzte System gänzlich. Unser Vf. führt die Schwierigkeiten auf, welche die Bildung eines, allen Foderungen derer, welche einen ewigen Frieden wünschen, entsprechenden Staatensystems zu verhindern scheinen. Es kommen hier zugleich auch sehr starke Äusserungen gegen diejenigen vor, welche auch den Kriegen nicht alle wohlthätigen Wirkungen absprechen, welche auch sie für nothwendig in dem Plane der ewigen Vorsicht erkennen. Rec. gesteht, dass auch er der hier verworfenen Meinung ist; er glaubt es nachweisen zu können in der Geschichte alter und neuer Zeiten, dass die meisten Nationen nur durch Kampf das wurden, was sie geworden sind, dass ohne die Rivalität mit Karthago nie Rom, ohne die zwischen England und Frankreich nie beide Nationen in dem Grade die Bewunderung der Welt sich würden erworben haben. Wenigstens möchten wohl See- und Entdeckungs-Reisen, Geschichte und Poesie, und endlich gar eine fein christliche Vorbereitung auf ein seliges Ende, welche Mittel unser Vf. empfiehlt, um Verachtung des Todes und einen heldenmüthigen Charakter unter einem Volke hervorzubringen, kaum die Wirkung haben, eine ganze Nation aus der allgemeinen Erschlaffung und Lethargie, welche sich beynahe unvermeidlich im Gefolge eines langen ununterbrochenen Friedens einstellen, zu reissen, sie mit neuer Schwungkraft zu Selbstverleugnung und Aufopferungen zu stählen, das erstorbene Gefühl für Vaterland und Nationalität von neuem zu beleben und zu stärken. Rec. glaubt kaum bemerklich machen zu müssen, dass er darum nichts weniger als ein blinder Vertheidiger der Kriege sey: nur gegen die träumenden Verbesserer der Ordnung der Dinge, welchen der Krieg das Höchste der Übel scheint, da doch ein Frieden durch Weltherrschaft erzwungen, wenn sich dieser je denken liesse, ungleich verderblicher wäre, als der verheerendste Krieg; nur gegen die, welche, ohne Rücksicht zu nehmen auf die menschliche Natur, unbedingt den Frieden als das höchste Ziel alles menschlichen Strebens ansehen, nicht bedenkend, dass auch Erdbeben und verwüstende Donnerstürme in dem Plane der ewigen Vorsicht die Quellen neuer Seegnungen werden, sind diese Bemerkungen gerichtet. Pflicht ist es in unseren Tagen, gegen diese unberufenen Anpreiser des Friedens zu eifern, da wohl nicht Ermahnungen zu träger Hingebung, zu welcher leider das Zeitalter nur zu geneigt zu seyn scheint, nöthig seyn möchten, sondern vielmehr nicht oft genug wiederholt werden kann, dass Erhaltung der nationalen unabhängigen Existenz das höchste heiligste Interesse eines jeden Volks ist, wofür es keine Aufopferungen und keinen Kampf scheuen sollte. —

So wie sich jedoch manche Staaten schwerlich entschliessen möchten, auf die Befugniss, eigenmächtig Kriege zu führen, Verzicht zu leisten: eben so wenig möchte auch ein vollkommen freyer Handelsverkehr Einzelnen unter ihnen minder vortheilhaft scheinen, wegen der Gefahr, von ihren Nachbarn, welche ihre Fabricate zu wohlfeileren Preisen zu liefern im Stande sind, mit Waaren überschwemmt zu werden. Den Zusammenhang dieses Räsonnements mit dem vorigen gesteht Rec. wiederum nicht einzusehen, so wie denn überhaupt dieser ganze Aufsatz nur zu sehr das Gepräge einer zufälligen Zusammenstellung einzelner, dem Vf. gerade in den Kopf kommender Bemerkungen zu tragen scheint. Unser Vf. bemüht sich, die Vortheile eines freyen Handelsverkehrs anschaulich darzustellen, und wiederholt dabey die einem jeden Sachkundigen längst bekannten Gründe. Unter anderen wird denn hier auch der Irrthum mancher Regierungen gerügt, welche durch Beschränkungen des Handels mit dem Auslande das baare Geld, diese *nerva rerum gerendarum* (*sic!*), im Lande zu halten wähnen. Dann folgen einige Sätze aus *Smith's* Untersuchungen über Handelsbilanz, stehendes und umlaufendes Capital und Circulation. Der Krieg und die Handelsbeschränkungen, so fährt unser Vf. fort, werden nur aufhören können, wenn sich die verschiedenen Staaten in ein geordnetes System vereinigen. Ein solches System würde jedoch nach seiner Meinung immer nur sehr beschränkte Vortheile den Völkern gewähren, so lange diese noch immer in Bereitschaft seyn müssen, sich mit den Waffen gegen Verletzungen ihrer Rechte zu schützen. Wollte man dagegen einem Staate eine höchste richterliche Autorität einräumen: so würde dadurch wieder die Freyheit und die Unabhängigkeit der anderen Nationen beeinträchtigt. (Beyläufig einige Bemerkungen über den wohlthätigen Einfluss bürgerlicher und politischer Freyheit auf ein Volk.) Da jeder äusserliche Zwang, um die Nationen zum Eintritte in ein Staatensystem zu bewegen, so nachtheilige Folgen haben müsste: so könnte man sie durch geistige Motive dazu vermögen. Das moralische Gefühl soll bey den Fürsten so stark werden, dass es eine sichere Garantie für die Befolgung der zur Erhaltung eines dauernden Friedenssystems nöthigen Gesetze gewähre. Allein auch diese Hoffnung war bis jetzt vergeblich. Wollte sich die Majorität jedesmal gegen den Streitbeginnenden verbinden: so wäre diess Mittel ungewiss, indem der Angriff des Einzelnen, seine Beleidigung des Völkerrechts, sehr verschieden beurtheilt werden könnte. Diess zu verhüten, könne eine Bundesversammlung dienen, bestehend aus weisen Männern, als Repräsentanten der einzelnen Staaten, um über den Fall der Verletzung des Völkerrechts zu urtheilen. Von ihr solle auch der Bestand des Militärwesens der einzelnen Staaten regulirt werden. Doch der Vf. macht sich selbst den Einwurf, die grösseren Mächte möchten sich doch wohl schwerlich dem Spruche der Bundesversammlung immer gutwillig fügen. Darin stimmt nun gewiss jeder Vernünftige mit dem Vf. überein, wohl aber möchte ihn mancher mit Rec. fragen: wozu denn dergleichen abgeschmackte Träumereyen hier noch einmal uns auftischen? Bey Lesern, welche Belehrung und Unter-

haltung erwarten, möchte der Vf. wohl schwerlich viel Dank einerndten, denn wahrhaftig seine Manier gewährt weder das eine noch das andere! — Doch noch auf eine andere Weise, fährt er fort, können die Stipulationen des Völkerrechts eine Garantie erhalten, nämlich durch die bey allen Cabinetten in Kraft gesetzte Maxime, es erfodere das allgemeine Interesse aller einzelnen Theile des Staatensystems darüber zu wachen, dass kein Theil das Völkerrecht verletze, und sich auf Kosten des anderen vergrössere. Diess ist der Grundsatz des wohlverstandenen Systems des europäischen Gleichgewichts, welches aber ja leider unser Vf. oben für eine bodenlose Chimäre erklärte! Doch ach! der Krieg wird dadurch nicht ausgerottet, und das ist ja doch die grosse Aufgabe, welche hier gelöst werden soll. Ein grosser Gewinn ist es jedoch schon, wenn die Kriege seltener gemacht und ihre Übel gemildert werden; — hier werden denn wieder einige Sätze aus dem neueren Völkerrechte in Kriegszeiten angeführt, — so wie wir auch manches über die Beeinträchtigungen der Schiffahrt in Kriegszeiten erfahren. Der Staatenbund soll immer weiter ausgedehnt, und der Ausdehnungstrieb der cultivirten Bundesvölker gegen die ausser dem Bunde lebenden Barbaren gerichtet werden; — die Eroberungen, welche von ihnen gemacht werden, können zu Compensationsmitteln für Abtretungen der Bundesstaaten unter sich benutzt werden. Die kleineren Staaten endlich sollen als Schutzverwandte an die grösseren sich anschliessen.

So weit unser Vf. Es hat Rec. viele Mühe gekostet, ihm bis zum Schlusse zu folgen, und die tödtliche Langeweile, welche er beym Durchlesen dieses Aufsatzes empfand, zu überwinden. Wozu und für wen ist er denn eigentlich geschrieben? Rec. wenigstens weiss sich darauf keine Antwort zu geben. Soll der Aufsatz belehren? Allein er enthält nur oft gesagte und ungleich besser gesagte, jedem Kenner längst bekannte Sätze. Soll er unterhalten? Allein die Darstellung ist so trivial, jede Spur von Ordnung sucht man so ganz und gar vergebens, dass Rec. mit Grunde fürchtet, die Leser werden die Langeweile, die er empfand, im vollen Masse theilen. Trotz des Berufs, welchen der Vf. seinem eigenen Geständnisse nach fühlt, das Urtheil seiner Zeitgenossen zu lenken, möchte ihm doch Rec. wohlmeinend rathen, seine Ideen erst besser zu ordnen und besser darzustellen, ehe er sie dem Publicum mittheilt. Bis jetzt haben sie dessen Urtheil höchstens nur verwirren können.

Nicht viel besser als mit diesem Aufsatze steht es mit den beiden anderen Heften der politischen Annalen. Das dritte Heft enthält: *Brasilien, eine neu aufblühende Monarchie in Südamerika* von *Crome*. Unsere Erwartungen, wozu uns der Name des Vfs. berechtigte, sind auch hier bey weitem nicht befriedigt worden. Gleich im Eingange seiner Schrift tadelt der Vf. sehr bitter das Benehmen des portugiesischen Hofes, und schildert es als eine Folge der verderblichsten Unentschlossenheit und Schwäche, und einer unbesonnenen Anhängigkeit an das bisherige System der Abhängigkeit von England. Blosser Tadel überzeugt nicht. Es hätte zugleich die Ansicht derer berichtiget werden sollen, welche den Schritt des portugies. Hofes, wenn auch das Verdienst des Entschlusses ihm nur zum Theile gehöre, als einen Zug von Festigkeit und Charakter, ja wohl gar in politischer Rücksicht als einen Act hoher Weisheit, bewundern. Eine solche Berichtigung war gewiss für einen solchen Politiker etwas sehr leichtes. Das, was uns Hr. *C.* bis jetzt von Brasilien berichtet, betrifft ausschliesslich nur das Land, und ist nicht viel mehr als ein Auszug aus *Raynal* und einigen anderen zum Theil sehr bekannten Schriftstellern. Von der Lebensart der Brasilianer sowohl, als der Portugiesen in diesem Lande, von ihrem Handel und Wandel soll in den folgenden Heften gehandelt werden.

Über das 4 Heft, welches die *Genealogie der jetzt regierenden europäischen Häuser* von *Snell* enthält, hat Rec. nichts weiter hinzuzusetzen, als dass ihm diese, so weit er sie verglichen, ziemlich genaue Compilation in alphabetischer Ordnung, sehr unpassend als Heft einer Zeitschrift erscheint. — Zum Schlusse sieht sich Rec. genöthigt, noch einer eigenen Rubrik des ersten und zweyten Heftes zu erwähnen, welche den prächtigen Titel: *Handzeichnungen nach Rabener* und *Lichtenberg* führt. Es gehört wahrlich eine arge Schaamlosigkeit dazu, den Namen des ehrwürdigen *Lichtenberg* dergleichen erbärmlichen Sudeleyen vorzusetzen. Nicht witzig, aber plump über die Masse wird hier der unberufene Schreiber, und gegen mehrere der geachtetsten Schriftsteller bellt er schamlos an. Wer diesen Ausdruck zu hart findet, der lese nur Heft 2 S. 15. Z. 8 ff. Möchte der Herausgeber doch bedenken, dass diess wahrlich nicht der Weg ist, seine Zeitschrift bey dem gesitteten Publicum zu empfehlen.

A. L.

Hannover, b. Ritscher: *Contraste zu dem Gemälde der Weiber. Nebst einer Apologie derselben gegen die Befehdung im goldenen Kalbe.* Ein Anhang zu der Charakteristik des weiblichen Geschlechts. Herausgegeben von *Carl Friedrich Pockels*, Hofrath zu Braunschweig. 1804. 112 S. 8. (9 Gr.)

Der würdige Vf. dieser lesenswerthen Schrift hat hier einige fremde Gemälde des schöneren Geschlechts, die theils durch idealische Schilderung, theils durch pikante und paradoxe Behandlung anziehend sind, ausgehoben, und an dieselben theils kürzere, theils umständlichere eigene Reflexionen gereiht. Jene sind I) *St. Evremonts Frau. Nach dem Französischen.* (*La femme, qui ne se trouve point, et qui ne se trouvera point. l. oeuvr. melées. Lond.* 1709.) II) *Noch ein Ideal des Weibes.* (Nach dem Cornelius Agrippa frey behandelt, mit eingeschaltetem Räsonnement über diese phantastische Darstellung des bekannten exaltirten, aber immer interessanten gelehrten Träumers.) III) *Die Weiber im goldenen Kalbe* mit den Noten zu diesem Gemälde. Die letzten besonders empfehlen sich durch Behandlung

und Vortrag als eine feine Kritik des vorangehenden Textes, in welchem sich die Eigenthümlichkeiten des Geistes und der Manier ihres Vfs. üppiger Witz, Scharfsinn, und eine mit der Wahrheit oft nur spielende Laune und Imagination vorzüglich zu vereinigen scheinen. Hr. P. hat mit eindringendem Verstande diese humoristische Schilderung zergliedert und gewürdiget, ihr Wahres vom blofsen Schimmer der Wahrheit gesondert, und auch das ganz Eckige, Schiefe und Verzerrte des Gemäldes nicht geschont. Hauptsachlich hat er die Frauenzimmer gegen die Vorwürfe des Leichtsinnes, der Inconsequenz und einer unheilbaren Selbstsucht zu rechtfertigen gesucht. Schade, dafs bey der ruhigen Ansicht des Vfs. und seiner mehr nüchternen Manier der Darstellung, die gegen die, worüber er commentirt, im Ganzen nicht unvortheilhaft absticht, sein Vortrag zuweilen auch von der Kostbarkeit der letzten etwas aufnehmen mufste. Wir rechnen dahin Ausdrücke, wie folgende: *Polirter Spiegel der Vorstellungskraft des Weibs*, S. 92; *ätherisches Geschütz der Thränen und Worte und Küsse*, S. 93. K. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Hamburg*, b. Nestler: *Über das Alter*. 1803. 47 S. 8. (4 Gr.) Wer kennt und liebt nicht die kleine Schrift, in welcher Cicero den älteren Cato die Einwendungen und Anklagen, die das gemeinere Urtheil so oft gegen das Alter erhebt, entkräften und seine Vortheile anpreisen läfst? Zwar ist es nicht die dialogische Kunst, die hier entfaltet wäre, was das Werkchen so anziehend macht. Es ist bekannt, dafs der Redner Cicero diese nicht sehr in seiner Macht hatte, wohl auch seinem Plato abzulernen sich nicht die Mühe gab. Nur sehr uneigentlich kann man den *Cato major* einen Dialog nennen, da nur von vorne herein die Einleitung dialogisch ist, und bald das Ganze sich in einen Sermon eines Einzelnen verliert, wobey von den Anfoderungen an ein Gespräch, insofern Gesinnungen und Charaktere darin fortschreitend sollen entwickelt werden, weiter nicht die Rede ist. Allein theils die Person des Wortführers, theils noch mehr die beredte Fülle seines Vortrags, die Gemüthlichkeit, mit der er zu seinen Freunden spricht, und der Reichthum von Erfahrungen, die hier niedergelegt sind, die schönen aus dem Leben geschöpften Belege, womit der würdige Greis seine Sätze erläutert, machen die Schrift zu einer sehr anziehenden Lectüre. Es scheint demnach kein unglücklicher Gedanke zu seyn, dafs Hr. *Curio*, wie er sich in der Zueignung unterzeichnet, der Vf. des vorliegenden Werkchens, indem er nicht nur sich selber den Eintritt in das Alter mit einer dieser Periode angemessenen Betrachtung erleichtern wollte, sondern auch noch Gelegenheit suchte, einem nach Rang und Verdienst sehr ehrwürdigen Manne, seinem Fürsten Ferdinand, zum Geburtsfeste auf eine würdige Weise Glück zu wünschen, eher an jene berühmte Schrift sich anschliessen, als seinen Gegenstand unabhängig von derselben behandeln wollte.

Der Vf. folgt den bekannten vier Hauptpuncten, die in dem ciceronischen Werkchen erörtert sind, und benutzt stellenweise vieles aus demselben, jedoch mit freyer zweckmäfsiger Wahl. Er läfst eigene Reflexionen abwechseln mit denen seines Vorgängers, und auch die von demselben entlehnten Belege und Zeugnisse aus dem Alterthum wechseln mit Zügen aus der Charaktergeschichte neuerer Zeit ab. Vergl. z. B. S. 13 und 18, wo Jerusalem und Lord Chatam aufgeführt werden. Die Sprache ist im Ganzen genommen nicht ohne Würde und Wärme; auch wird sie von einem reinen Interesse für das Sittliche belebt. Nur einzelne Ausdrücke und Wendungen schienen uns mit dem übrigen Ton zu sehr abzustehen, oft auch zu kostbar. Dahin gehören S. 9. *Die Hoffnung lispelt mit ihrem Rosenmunde*. S. 13. *Ihr durch weise Erfahrungen aufgeklärter Kopf ist ein Schmelztiegel, in dem sich alle Ideen reinigen*. S. 24. *Sticht keine Gallwespe der Leidenschaft uns an*. S. 32. *Ehrlicher Hain, komm, wenn du willst mit deinem Stundenglas und deiner fürchterlichen Hippe*. Auch kommt S. 11 diese *Asmus*'sche Phrase vor: *Es gehet uns, wie seinem Bruder Hain*. Bχ. T.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. J. G. B. Fleischer: *Ruprecht und Rudolph, die edlen Räuber*; mehr Wahrheit, als Roman. 1807. Zwey Theile. 368 u. 304 S. 8. (2 Thlr.) Ein paar Studenten auf einer angesehenen Universität Deutschlands wollen die Stunden, die ihnen nach fleissiger Wiederholung ihrer Collegien übrig bleiben, wenigstens zu ihrem Nutzen anwenden, und kommen auf den Gedanken, gemeinschaftlich einen Roman zu schreiben. Sie sind beide ein paar Dorfschulmeistersföhne, die, unter den ehrlichen Bauerjungen aufgewachsen, keine Erfahrung des Lebens weiter gemacht haben, als die ihnen der Postwagen auf der Reise nach der Universität und diese selbst dargeboten; ihre Phantasie aber ist durch das Lesen des Rinaldo Rinaldini befeuert worden. Sie bilden sich ein, sie selbst wären die Helden, und setzen desshalb, als sie mit ihrer Arbeit fertig sind, auf den Titel: *Mehr Wahrheit, als Roman*. Um aber das Werk, nach ihrer Ansicht, in höchster Vollkommenheit aufzustellen, fehlen demselben noch einige Verse vor jedes Capitel. Sie selbst fühlen sich unfähig, dergleichen zu machen; finden aber in dem Umkreis ihrer Bekanntschaft einen Stiefelputzer, der sich neben seinem Geschäfte auch noch mit Versemachen abgiebt. Diesen fodern sie auf, einige Strophen zur Probe beyzubringen. Es geschieht, und die Probe lautete also:

Zu des Waldes Felsen-Sitze
Ziehn der Räuber Schaaren hin;
Doch vereint an ihrer Spitze,
Herrscht der Freunde Edelsinn.

Muth und Treue lehrt mit Lächeln
Sie im Chor der Räuber gehn;
Denn sie sehn im Windes-Fächeln
Hoffnung besrer Zeiten wehn.

Ja, es blinkt am fernen Himmel
Euch der Hoffnung Zauberstrahl,
Winkt euch, aus dem Raubgewimmel
Zu der Freundschaft heiterm Mahl.

Es war vorauszusehen, dafs solche Poesie den höchsten Beyfall erlangen würde, und der Stiefelputzer wurde für das ganze Werk engagirt. Er hat noch einige treffliche Beyträge geliefert, die wir aber an Ort und Stelle selbst nachzulesen bitten müssen. — So viel von der Entstehung und allmählichen Ausbildung dieses Buchs. Die Erzählung davon macht zugleich jedes weitere Urtheil überflüssig. Wir können jedoch nicht unterlassen, um den Gaumen der Lesewelt schon im Voraus ein wenig zu kitzeln, Ruprechts und Rudolphs Aufnahme unter die Räuber hier mitzutheilen. „Um eine grofse, schwarzbehangene Tafel, auf welcher ein Todtenkopf, ein Dolch und eine Pistole, übers Kreuz *gelegt*, *standen*, hatten die versammelten Räuber einen Kreis formiret. Hohe Kerzen verbreiteten Tageshelle in dem unterirdischen Zimmer. — Der Hauptmann stellte sich an *ihre* Spitze, und Ruprecht und Rudolph standen vor ihm. — Nach einer kurzen, von dem Hauptmann an die Versammelten gehaltenen Rede (Rec. und mit ihm gewiss die ganze Lesewelt erbitten sich bey einer neuen Auflage diese Rede in *extenso*), leisteten unsere Freunde den Schwur der Treue. Mit einem Dolche mufsten sie sich in die Arme ritzen, und mit dem Blute ihre Namen in ein ihnen dargelegtes Buch schreiben. Der Hauptmann las heimlich ihre Namen in dem Blutbuche, und gab ihnen dann den Bruderkufs, welchem Beyspiele alle Räuber folgten." Wir gratuliren den beiden Herren zu dieser Ehre recht herzlich, und erbitten uns, bey vorkommenden Fällen, ihre Freundschaft und Wohlgewogenheit. Za.

Monatsregister

vom

November 1808.

I. Verzeichniss der im Monat November in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Albrechtsberger Generalbass-Schule. N. Aufl. 275. 346.
Algeier Gedichte. 1 Samml. 271. 333.
v. Alorna Beschreibung der Gefängnisse von Junqueira in Portugal. Aus dem Portugiesischen von *v. Eckart*. Herausgegeben von *v. Murr* 277. 383.
Anweisung, praktische, in Wachs und Gips zu bossiren 277. 382.
Auffassung, reine, des Urchristenthums in den paulinischen Briefen 256. 209.

B.

Becker neue Erholungen. 1 Bdchen. 269. 317.
Birkenhayns Gespräche mit seinen Kindern 270. 327.
Bode astronomisches Jahrbuch für d. Jahr 1810 272. 337.
Bothe Rosaura 269. 316.

C.

Cervantes de Saavedra die Drangsale des Persiles und der Sigismunda. Uebersetzt von *Theremin*. 1 Th. 269. 313.
Code de commerce. Collationné sur les registres du conseil d'état, par *Raynal*. (Fortsetzung.) 257. 217.
Code de commerce, d'après l'édition originale et officielle, précédé des discours de MM. les conseillers d'état par *Legras* 258. 229.
Crome Brasilien, eine neu aufblühende Monarchie in Südamerika 280. 401.

D.

Dittmann die Lehre Jesu oder Fragen an Kinder, die confirmirt werden sollen. 5te Aufl. 279. 399.
Dubanton Dictionnaire du code civil 258. 231.

E.

Engelmanns gründlicher Unterricht in der Rasenbleiche 277. 382.
Evelina oder das Burggespenst. Nach dem Engl. des *Castle Spectre* 271. 335.

F.

Falke, der 271. 333.
Fichte Reden an die deutsche Nation 261. 249.
v. Fink, Luise, poetische Versuche 271. 332.
Flachsland Fragmente über einige Ansteckungsstoffe, vorzüglich über diese der Pocken, nebst der Geschichte über die in den badischen Landen verbreitete Vaccination 259. 256.

G.

Geschichten, kleine, für Kinder von 6—10 Jahren 1 Th. 5te Ausg. 2 Th. 265. 287.
Grundriss der französischen Sprache, verbunden mit praktischen Uebungen zum Uebersetzen ins Französische über alle Regeln dieser Sprache von *D—s*. 266. 296.
Gunz praktischer Unterricht in Berechnung ausländischer Waaren 268. 311.
— — theoretisch-praktisches Rechenbuch für Lehrende und Lernende. 5te Aufl. 1. 2. 3 Th. 268. 312.

H.

Handbibliothek für die Jugend. 1. 2 Bdchen. 279. 400.
Handbuch für Dorfschullehrer über Luthers kleinen Katechismus 279. 398.
Handelsgesetzbuch, das, des französischen Reichs. Nach der officiellen Ausgabe übersetzt 258. 226.
— — — französisches, nach der officiellen Ausgabe des Code de commerce übersetzt 258. 226.
— — — Nach der officiellen Ausgabe übersetzt von *Müller* 258. 226.
— — — *Napoleons I*, Kaisers der Franzosen u. s. w. Uebersetzt von *Ehrhard* 258. 226.
Handlungsgesetzbuch. Nach der einzig officiellen Originalausgabe aus der kaiserl. Druckerey übersetzt von *Lassaulx* 258. 227.
— — — — Nach der officiellen Ausgabe aus dem Französischen übersetzt von *Daniels* 258. 227.
Hanstein Erinnerungen an Jesus Christus 278. 385.
Happach Materialien zu neuen Ansichten für die Erfahrungsseelenkunde u. andere physikalische Gegenstände. 3. 4 Stück 277. 383.
Hering neue praktische Singschule für Kinder. 1 Bdchen. 275. 360.
Hermbstädt chemisch-technologische Grundsätze der gesammten Ledergerberey. 2 Theil 277. 377.
Hochheimer chemische Farbenlehre oder ausführlicher Unterricht von Bereitung der Farben zu allen Arten der Malerey. 4 Theil 276. 375.
Höchstetter biblisches Spruch- und Lese-Büchlein zum Gebrauch der evangelischen Schulen 276. 376.
Hummel Selico 269. 319.

I.

John chemisches Laboratorium 275. 361.
Journal für Bienenfreunde von *Büsching* und *Kaiser*. 4 Jahrg. 1. 2 Heft 276. 374.
Jungnitz Grundriss der Naturlehre zum Gebrauch für Vorlesungen. 2 Th. 2te Abtheilung 274. 355.

K.

Kämpfe homiletisches Handbuch zum leichteren und nützlicheren Gebrauch der gewöhnlichen evangelischen und epistolischen Perikopen auf alle Sonn- und Fest-Tage des ganzen Jahres. 2 B. 2 Th 2 Heft 277. 384.
Krause Hand- und Hülfs-Buch für angehende Prediger, wie auch für solche Schullehrer und Küster, welche sich die Verfertigung der sogenannten Lebensläufe und Abkündigungen erleichtern wollen 278. 388.
Kruse praktische Anweisung zur deutschen Sprache für geborne Deutsche. 2te Aufl. 271. 329.

L.

Lachmann mein Glaube über einige Grundwahrheiten der heil. Schrift 278. 389.
Lambrecht Gesänge aus dem Singspiele: die Verwechslungen. Nach dem Französischen 269. 319.
Legras Commentaire sur la forme de procéder devant les tribunaux de commerce 258. 230.
Löbel der freymüthige Heilkünstler. 1. 2 Theil 260. 241.
— — Hygiene für Frauen und Kinder 260. 245.
Louis Annalen der Geschichte und Politik. 1 B. 1—5 Heft 280. 401.

Louis Europa's Umwandlungen in ihrem Verhältnifs zu dem allgemeinen Besten. 3 Hefte. 280. 401.

M.

Mann Table chronologique de l'Histoire universelle, depuis le commencement de l'année 1700 jusqu'à la paix générale de l'année 1802 270. 327.
Manuel du Museum Français. 1—10 Livr. 266. 292.
Meusel deutsches Künstlerlexicon. 2te Ausg. 1 B. 266. 294.
Muhlert Vermehrung der schwedischen Mortalitätstafel mit neuen, zum Behuf verschiedener Rechnungen erfoderlichen Columnen, die alle auf die Wargentinsche Tafel gegründet sind 258. 231.
Müller Materialien zu Lebensläufen und sogenannten Einsegnungen 278. 388.

N.

Neuhofer Gedichte. 1. 2 Bdchen. 271. 332.

P.

Pfeiffer Gedichte 269. 319.
Pfest Gedichte 271. 332.
Pockels Contraste zu dem Gemälde der Weiber 280. 406.
Pölitz die Erziehungswissenschaft. 1. 2 Th. 264. 273.
— — die Staatslehre für denkende Geschäftsmänner, Cameralisten und gebildete Leser. 1. 2 Th. 267. 297.
Predigtentwürfe, neue, über die gewöhnlichen Evangelia auf alle Sonn- und Fest-Tage des Jahres, in Sturmischer Manier. 1 Jahrg. 2 Hälfte. 2 Jahrg. 1. 2 Hälfte 277. 385.
— — — — über die gewöhnlichen Sonn- Fest- und Aposteltags-Evangelien und Episteln durchs ganze Jahr. 5 B. 1—3 Heft 277. 385.
Pugnet Mémoires sur les fièvres pestilentielles et insidieuses du Levant 259. 238.

R.

Ratschky neuere Gedichte 271. 335.
Redetheile der deutschen Sprache für untere Schulclassen 266. 296.
Ruprecht und Rudolph, die edlen Räuber. 1. 2 Th. 280. 407.

S.

Sammlung deutscher Dichter 271. 332. 335.
Schaufus neueste Entdeckungen über das Vaterland und die Verbreitung der Pocken und der Lustseuche 259. 233.
Schuppius Lectiones Latinae, veterum gentium historiam continentes. P. I 266. 295.
— — — Tabulae synchronisticae ex historia veterum gentium. Periodus I 266. 295.
Seeger Magazin für Cameralisten. 1 B. 1 Stück 276. 375.
Seidel die Emissarien einer neuen Propaganda. 1. 2 Bdchen 278. 351.
Snell Genealogie der jetzt regierenden europäischen Häuser 280. 4:1
— — kleines Lesebuch für die Jugend. 1. 2 Bdchen. 279. 400.
v. Soden Virginia. Mit Musik von *Himmel* 271. 335.
Spittlers Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten. 2 Abdruck. Mit einer Fortsetzung von *Sartorius*. 1. 2 Th. 270. 321.
Stick- und Zeichen-Buch, botanisches, für Damen. 3 Heft 276. 376.
Streckfuss Gedichte 271. 332.

T.

v. Tennecker Handbuch der niederen Reitkunst. 1 B. 263. 270.
— — — Handbuch der niederen und höheren Reitkunst. 1 B. 1 Abth. 263. 270.
Treitschke die Neger 269. 319.
— — Mitgefühl 269. 319.
Tscheggey wie wichtig es sey, auch bey eigenem Unglück unser Herz für fremde Noth stets offen zu erhalten 278. 391.

U.

Ueber das Alter 280. 407.
v. Unterberger Abhandlung über die beständige Befestigungskunst, und nöthige Begriffe von dem Angriff und der Vertheidigung der Festungen 268. 305.
— — — Abhandlung über die Feldbefestigungskunst 268. 305.
— — — kurzer Unterricht vom Aufnehmen mit dem Messtische 268. 305.
— — — nöthige Anfangsgründe der Planimetrie 268. 305.
— — — nöthige Anfangsgründe der Rechenkunst, zum Gebrauch der Infanterie- und Cavallerie-Officiere der k. k. österreichischen Armee 268. 305.
— — — nöthige Kenntnisse von dem Geschütz und dessen Gebrauch 268. 305.
— — — wesentliche Kenntnisse der Infanterie- und Cavallerie-Feuergewehre 268. 305.

V.

Vieth physikalischer Kinderfreund. 7. 8 Bdchen. 277. 380.

W.

Wechselordnung, neue französische, ausgezogen aus dem Handlungs-Codex 258. 227.
Will vermischte Gedichte. 1. 2 Bdchen. 271. 332.
Wolfrath Versuch eines Lehrbuchs der allgemeinen Katechetik und Didaktik 279. 393.
— — Versuch eines Lehrbuchs der religiös-moralischen Katechetik und Didaktik 279. 393.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Albrecht in Wolfenbüttel 276.
Anonymer Verleger 266.
Anton in Görlitz 277.
Auesche Buchh. in Köthen 273.
Barth d. J. in Breslau 274. 278.
Barth in Leipzig 277.
Braunes in Berlin 272.
Buchheister in Breslau u. Leipzig 271.
Campe in Hamburg 258.
Clament in Paris 257.
Crapart, Caille, Ravier und Hacquart in Paris 258.
Darnmann in Züllichau und Freystadt 278.
Degen in Wien 269 (4). 271 (2).
Dieterich in Göttingen 266.
Dieterici in Berlin 278.
Erhard in Stuttgardt 259.
Feind in Leipzig 259.
Fleischer, Benj., in Leipzig 265. 277. 280.
Fleischer d. J. in Leipzig 258. 275. 276.
Gädicke in Berlin 260.
Gebauer in Halle 270.
Gignet und Michau in Paris 258 (2).
Gleditsch in Leipzig 269.
Göbbels u. Unser in Königsberg 279.
Gräff in Leipzig 276.
Graffé in Leipzig 277.
Günter in Glogau 277.
Haase in Prag 268.
Hertel in Leipzig 277.
Heyer in Giessen 271.
Hinrichs in Leipzig 258. 264. 267.
Hoffmann in Hamburg 277.
Hofmeister u. Kühnel in Leipzig 275.
Keil in Kölln 268.
Keyser in Erfurt 266 (2).
Kramer in Zerbst 279.
Maurer in Berlin 271. 275.
Mayr'sche Buchh. in Salzburg 271.
Meyer in Lemgo 266. 279 (2).
Mittler in Leipzig 278.
Monath und Kussler in Nürnberg 277. 278.

Mylius in Berlin 270.
Neſtler in Hamburg 280.
Pauli u. Comp. in Coblenz 258 (2).
Periſſe in Paris 259.
Realſchulbuchhandlung in Berlin 261. 269. 277.
Reinike in Leipzig 260.
Reitmayr in Straubing 271.
Reymann in Lyon 259.
Ritſcher in Hannover 280.
Rommerskirchen in Cölln 269.
Schulze in Oldenburg 271.
Schüppel in Berlin 269.
Schwan und Götz in Heidelberg und Mannheim 276.
Seeger in Leipzig 263.
Seidel in Nürnberg u. Sulzbach 276.
Siegert in Liegnitz u. Leipzig 278.
Stageſche Buchh. in Leipzig 271.
Taſché und Müller in Gieſsen und Wetzlar 279. 280.
Treuttel und Würtz in Paris 266.
Trampens Erben in Halle 271.
Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 258.
Vieweg in Braunſchweig 271.
Voſs in Deſſau und Leipzig 268.
Walther in Dresden 270.
Wappler und Beck in Wien 268 (7).
Weygand in Leipzig 256.
Wohlfahrt in Brieg 278.

III. Intelligenzblatt des November.

Ankündigungen.

Akademiſche Buchh. in Frankfurt an d. O. Verl. 85. 703.
— — — — in Kiel Verl. 85. 687. 688.
Andreäiſche Buchh. in Frankfurt a. M. Verl. 79. 653.
Bädecker u. Comp. in Duisburg Verl. 81. 669. 670.
Dabelow Archiv für den Code Napoléon. 4 Heft 82. 677.
Dankwerts in Göttingen Verl. 83. 688.
Darnmann in Züllichau und Freyſtadt Verl. 86. 712.
Degen in Wien Verl. 84. 693.
Feuerbrände, neue. 17 Heft 81. 669.
Göpferdt in Jena Verl. 82. 678.
Hartknoch in Leipzig Verl. 86. 711.
Jordan in Siegen Verl. 79. 651.
Keil in Kölln Verl. 79. 655.
Klügerſche Buchh. in Arnſtadt Verl. 83. 688.
Kunſt- und Induſtrie-Comptoir in Berlin Verl. 86. 709.
Macklotiſche Hofbuchh. in Carlsruhe Verl. 81. 670.
Mallinckrodt in Dortmund Verl. 80. 660.
Pauli und Comp. in Coblenz Verl. 84. 693.
Perthes in Gotha Verl. 82. 677. 678. 679.
Spangenberg in Göttingen Commentar über den Code Napoléon 81. 670.
Unger in Berlin Verl. 80. 659.
Voſſiſche Buchh. in Berlin Ueberſetzungsanzeige 86. 712.
Waiſenhausbuchh. in Halle Verl. 79. 652.
Waltherſche Hofbuchh. in Dresden Verl. 81. 667. 85. 703.
Weidmanniſche Buchh. in Leipzig Verl. 80. 660.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Ampere in Paris 84. 689.
Arnault in Paris 82. 673.
v. Baſſewitz in Mecklenburg-Schwerin 86. 705.
de Bauſſet in Paris 82. 673.
Bellart in Paris 84. 689.
de Bonald in Paris 82. 673.
Boy in Lübeck 86. 705.
v. Brandenſtein in Mecklenburg-Schwerin 86. 705.
Braun in Freyburg 86. 705.
Budan in Paris 84. 689.
Capados in Amſterdam 82. 674.
Champeaux in Paris 84. 689.
Coiffier in Paris 84. 689.
Cuvier in Paris 82. 673.
Daburon in Paris 84. 689.
Degen in Puſchendorf 82. 675.
Delamalle in Paris 82. 673.
Despaulx in Paris 84. 689.
Desrenaudes in Paris 82. 673.
Eichſtädt in Jena 86. 705.
Emmery in Paris 82. 673.
Fiſcher in Moskau 82. 674.
Freidhof in Berlin 82. 673.
Guenau in Paris 84. 689.
Gueroult in Paris 82. 673.
Haacke in Halle 82. 674.
Hempel in Göttingen 82. 673.
Hennemann in Mecklenburg-Schwerin 82. 673.
Horner in Petersburg 82. 674.
Joubert in Paris 84. 689.
Juſſieu in Paris 82. 673.
Kaſtner in Heidelberg 84. 690.
Keferſtein in Halle 83. 684.
Kopp in Hanau 83. 684.
Langenbeck in Göttingen 82. 673.
Lefebre-Gineau in Paris 84. 689.
Legendre in Paris 82. 673.
Leonhard in Hanau 82. 675. 83. 684.
Lohmann in Halle 83. 684.
v. Maanen in Amſterdam 82. 674.
Meinicke in Halle 83. 684.
Meiſter in Nürnberg 82. 674.
Mellin in Halle 83. 684.
Moſer in Stuttgardt 82. 675.
Mozzi in Florenz 83. 682.
Noel in Paris 84. 689.
Nougarede in Paris 82. 673.
Oſiander in Göttingen 82. 673.
Paulus in Schorndorf 84. 689.
Petitot in Paris 84. 689.
Pictet in Paris 84. 689.
le Prevoſt d'Iray in Paris 84. 689.
Rendu in Paris 84. 689.
v. Reii in Amſterdam 82. 674.
Roman in Marſeille 84. 689.
Rouwenhof in Amſterdam 82. 674.
Royer-Collard in Paris 84. 689.
v. Schultes in Coburg 84. 689.
v. Sponeck in Heidelberg 84. 690.
v. Stingel in Wien 82. 674.
Strauſs in Aſchaffenburg 82. 673.
Türk in Halle 82. 674.
Villar in Paris 84. 689.
Wiggers in Roſtock 86. 705.
v. Ziegeſar in Gotha 86. 705.

Nekrolog.

Albertrandi in Warſchau 82. 675.
Bencivenni in Florenz 82. 675.
Bertinolli in Italien 86. 706.
Beyer in Barchim 82. 675.
Blum in Hanau 82. 675.
Ceretti in Modena 86. 706.
Gerhard in Breslau 82. 674.
Marillier in Frankreich 82. 675.
Meyer in Helmſtädt 86. 705.
Moitte in Dijon 86. 706.
Pignotti in Florenz 86. 706.
Reinhard in Erfurt 82. 675.
Reverdil in Genf 82. 675. 86. 706.
Rouſtan in Genf 82. 674.
v. Schreckenſtein in Donaueſchingen 86. 706.
Ventenat in Paris 82. 675.

Gelehrte Geſellſchaften und Preiſe.

Ain-Departement, Sitzung der Societé d'émulation et d'agriculture am 8 Sept. 83. 685.
Beſançon, Preisaufgaben der Akademie 86. 709.

Bordeaux, Preisvertheilung und Preisfragen der Gesellschaft der Wissenschaften und schönen Künste 83. 682.
Florenz, Anordnung einer consultirenden Kammer der Künste und Handwerker zu Preisvertheilungen 84. 692.
— — neue Organisation der florentinischen Akademie 83. 682.
Gand, die Société des artistes réunis feyert das Fest des heil. Lucas am 18 Oct. 86. 710.
Halle, Stiftungsfeyer der naturforschenden Gesellschaft am 5 Jul. 83. 684.
Kiel, die dänische Regierung setzt drey Preise auf die Beurtheilung von *v. Eggers* Entwurf eines peinlichen Gesetzbuchs 83. 688.
Kopenhagen, Sitzungen der königl. medicinischen Gesellschaft am 31 März und 8 April 83. 685.
— — — Sitzungen der skandinavischen Literaturgesellschaft vom 12May — 11 Jun. 83. 684.
Langensalza, Preisvertheilung der königl. sächs. privileg. thüringischen Landwirthschaftsgesellschaft 82. 675.
Lyon, Preisvertheilung der Société des amis du commerce et des arts 83. 682.
Mayland, Preisertheilung der königl. Akademie der schönen Künste 79. 650.
Paris, Bericht der Classe der Literatur und Geschichte des Instituts über das Mscpt. einer hist. de l'anarchie de Pologne 79. 649.
— — Bericht über die Arbeiten der Pensionnäre an der kaiserl. Musikschule zu Rom, in der Sitzung der Classe der schönen Künste am 1 Oct. vorgelesen 85. 702.
— — das Institut de France überreicht dem Kaiser einige Schriften, und stellt ihm die neuen Mitglieder vor 83. 681.
— — Notiz von den Arbeiten der Classe der schönen Künste des Instituts von 1807—1808 85. 697.
— — Preisfragen der ionischen Akademie 83. 681.
— — Sitzung und Preisvertheilung der Société d'encouragement pour l'industrie nationale am 24 Aug. 86. 706.
— — Versammlung und Preisvertheilung der Classe der schönen Künste des Instituts vom 24 Sept. und 1 Oct. 84. 690.
Rouen, Preisvertheilung der Akademie der Wissenschaften und Künste am 10 Aug. 84. 691.
Venedig, die Akademie der schönen Wissenschaften hält ihre erste Sitzung am 4 Sept. 83. 684.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Altenburg, neuer Schulplan für das Gymnasium 80. 658.
Bamberg, Preisvertheilung in den öffentlichen Bildungsanstalten 81. 666.
Duisburg, Promotion 80. 657.
Erlangen, Promotionen, Pfingstprogramm und Ankündigung eines landwirthschaftlichen Instituts 80. 657.
Göttingen, Preisvertheilung an die Studirenden 81. 665.
Halle, Errichtung einer Bergwerksschule, nebst Nachrichten die klinischen Institute und die Frankischen Stiftungen betreffend 81. 666.
Nordhausen, neuer Schulplan 80. 658.
Paris, Preisvertheilung an die Zöglinge im Conservatorium der Künste und Handwerker am 15 Aug. 84. 689.
Russland, Reform des Clerus und der theologischen Seminarien 80. 658.
Turin, Preisvertheilung am Lyceum 81. 667.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Altäre, römische, werden zu Cassel bey Maynz gefunden 83. 686.
Amsterdam, zwey junge Architekten werden nach Paris gesandt 81. 668.
Antikritik von *L. v. G.* gegen die Rec. der Lettres sur la Westphalie in der Jen. A. L. Z. nebst Antwort des Rec. 79. 655.
Anzeige, die Lehenserbfolge in Bischofsheim betreffend 80. 661.
de Bach in Wien hat einen Circus gymnasticus eröffnet 82. 677.
Berichtigung der Realschulbuchhandlung in Berlin gegen den Rec. von *Spaldings* Rede über die deutsche Sprache, nebst Antwort des Rec. 81. 672.
v. Boselager Nachricht an das Publicum 81. 671.
Bücherauction in Dresden 84. 694. 85. 704. 86. 712.
— — — in Hamburg 84. 694.
— — — in Hannover 80. 661.
— — — in Jena 83. 688.
Canova in Rom hat zwey neue Meisterwerke verfertigt 84. 692.
Cours historique élémentaire de peinture ou Galerie du Musée Napoléon, 63 und 64 Lieferung, ist erschienen 80. 660.
Departement der Ober-Alpen errichtet dem K. *Napoleon* einen Obelisk auf dem Mont-Genèvre — Inschriften desselben 83. 685.
Expedition der Jen. A. L. Z., Nachricht an die Abonnenten 84. 695.
Gand, Kunstausstellung und Preisvertheilung an die jungen Künstler 81. 668.
Hermann in Frankfurt a. M. Anzeige, die neuen theol. Annalen von *Wachler* betreffend 81. 671.
Hinrichs in Leipzig, Nachschrift zu *Müllers* Antwort 82. 680.
Holland, Errichtung eines königl. Museums 81. 668.
Inghirami's Naturalien- und Antiquitäten-Cabinet wird nicht zerstückelt 84. 692.
Locré in Paris überreicht dem Kaiser den Esprit du Code de commerce 83. 686.
v. Müller in Cassel hat die vollständige Leitung der öffentlichen Unterrichtsanstalten erhalten 86. 710.
Müller in Leipzig Antwort auf die freche Beschuldigung des Buchh. *Keil* zu Cölln die Verdeutschung der napoleonischen Gesetzbücher betreffend 82. 679.
Musée Français, publié p. *Robillard-Peronville* et *Laurent*, 61 u. 62 Lieferung ist erschienen 79. 650.
New-York, Errichtung eines grossen Staatsgebäudes 82. 677.
Paris, *Biot* und *Mathieu* sollen die Pendellänge von Bordeaux bestimmen 83. 686.
— — der persische Gesandte besucht die kaiserl. Bibliothek 82. 678.
— — die Kunstausstellung ist auf den 14 Oct. festgesetzt 80. 658.
Pohl in Merseburg hat eine Vorbereitungsanstalt für angehende Landwirthe errichtet 82. 678.
Russland, Vollendung des Mariencanals 83. 687.
Schufska in Ungarn Berichtigung 84. 696.
v. Seckendorf in Wien Erklärung an die Leser und Mitarbeiter des Prometheus 79. 654.
Turin, Ausstellung in der Schule der Baukunst und Malerey 82. 676.
Voyage pittoresque de Constantinople etc. 5 Lieferung, wird dem Kaiser überreicht 83. 686.
Washington, Errichtung eines Monuments zum Andenken der vor Tripoli gebliebenen Krieger 82. 677.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 DECEMBER, 1808.

THEOLOGIE.

Lemgo, b. Meyer: *Die katholischen Briefe.* Neu übersetzt und erklärt, mit Excursen und einleitenden Abhandlungen herausgegeben von *Johann Christian Wilhelm Augusti*, Prof. der orientalischen Literatur zu Jena. Zweyter Theil. 1808. VIII, 214 und 28 S. 8. (20 Gr.)

Es ist gewiss allen Freunden eines gründlichen Bibelstudiums sehr erwünscht, dass Hr. *A.* auf den im J. 1801 erschienenen ersten Theil seiner Bearbeitung der so genannten katholischen Briefe des N. T. endlich den zweyten, der das Werk beschliesst, hat folgen lassen. Bey einer genaueren Vergleichung findet man bald, dass dieser zweyte Theil sehr bedeutende Vorzüge vor dem ersten hat, was der Vf. selbst (in der Vorrede) als eine Folge der Verzögerung dieser Arbeit andeutet. Er hat nicht nur auf neuere Untersuchungen über die in diesem zweyten Theile enthaltenen Briefe (den zweyten petrinischen, den Brief des Judas, und die drey johanneischen) prüfende Rücksicht genommen, sondern auch nicht sowohl einen vollständigen, das Bekannte wiederholenden Commentar, als eine Auswahl von mehr eigenthümlichen exegetischen Bemerkungen, die zu neuen Forschungen und Resultaten führen können, geliefert. Doch vermuthen wir (— die Vorrede ist schon im Januar 1807 geschrieben —), dass das Manuscript ein Jahr lang in der Druckerey geruhet hat, denn sonst würde der Vf. auch wohl auf die neueren Untersuchungen des Hn. D. *J. F. Flatt*, und des Hn. D. *Dahl* über die Ächtheit des zweyten petrinischen Briefes, und des Briefes Judä, Rücksicht genommen haben. Er ist freylich mit beiden zu Einem und demselben Haupt-Resultate, nämlich, dass der dem Petrus zugeschriebene zweyte Brief wirklich von diesem Apostel herrühre, gelangt; aber in einzelnen Puncten, besonders über das Verhältniss des Briefes Judä zum zweyten petrinischen Briefe, würde er vielleicht bey Berücksichtigung der Schriften jener Gelehrten sein Urtheil anders fixirt haben. Am verdienstlichsten sind übrigens in diesem zweyten Theile die vollständigen Einleitungen in die einzelnen Briefe. Sie zeichnen sich aus durch historische Kritik und durch Scharfsinn in Gewinnung neuer Resultate, die indess doch nicht für jeden anderen Forscher gleich befriedigend seyn werden. Hat doch der Vf. selbst zuweilen in diesem zweyten Theile (z. B. S. 16 und 149) eine im ersten von ihm behauptete Meinung wieder zurückgenommen oder anders modificirt! — Die *neue Übersetzung*, welche der Vf. von dem zweyten petrinischen und dem Briefe des Judas liefert (die in neueren Zeiten mehrmals mit Sorgfalt bearbeiteten drey johanneischen hat er gar nicht übersetzt), hat vor der *Stolzi*schen den Vorzug, dass sie nicht so modernisirt ist, sondern den Charakter des Originals treuer darlegt; sie ist aber auch dafür an einigen Stellen etwas steif geworden. 2 Petr. I, 9 hat Hr. *A.* übersetzt: „Bey wem dieses alles nicht angetroffen wird, der ist — blödsichtig, *indem Vergessenheit der Reinigung seiner vorigen Sünden sich seiner bemächtiget.*“ Warum nicht: „indem er der Reinigung von seinen vorigen Sünden uneingedenk ist“? — V. 10 lautet in Hn. *A's.* Übersetzung so: „Wendet daher desto grösseren Fleis an, *Eure Berufung und Erwählung zu befestigen: denn* wenn das geschieht, *dann* werdet ihr niemals das Ziel verfehlen.“ Rec. drückt die Stelle so aus: „Darum bestrebet Euch denn um so mehr, Euch in dem, wozu Ihr berufen und erwählet seyd, zu befestigen: denn wenn Ihr diess thut, so werdet Ihr nicht straucheln.“ V. 16 übersetzt Hr. *A.*, ohne die Hendiadys (τὴν — δύναμιν καὶ παρουσίαν) umzubilden: „Wir haben Euch, ohne ausgeklügelten Sagen zu folgen, mit *den Kraftäusserungen und dem Daseyn* unseres Herrn Jesu Christi bekannt gemacht.“ Rec. hält folgende Übers. für schicklicher: „Ich habe, nicht auf schlau ersonnene Mährchen bauend, Euch *das glorreiche Leben* unseres H. J. Ch. bekannt gemacht.“ C. II, 5 heisst es: „Nur den Noah, den Prediger der Gerechtigkeit, erhielt er, *zusammen acht Personen*“, anstatt: *nebst sieben Personen.* In den Anmerkungen S. 53 zieht Hr. *A.* die Erklärung vor, wornach zu übersetzen wäre: „Noah, der der achte Prediger der Ger. war“; allein jene andere ist aus dem Sprachgebrauche sehr wohl erweislich, wenn dagegen bey dieser die Wortversetzung immer hart bleibt. Manche andere Stellen der Übersetzung, welche uns auffallen, gründen sich auf die uns nicht annehmlich scheinende Interpretation des Vfs. 2 Petr. I, 20 ist übersetzt: „Hiebey beherziget vor allen Dingen, dass jede Prophezeihung der Schrift *nicht nach eigener Auslegung* mitgetheilt wird.“ Diess wäre ein sehr dunkler räthselhafter Satz; Hr. *A.* verdeutlicht ihn zwar in den Anmerkungen; aber uns scheint die Erklärung doch sehr gesucht; wir übersetzen mit *Morus*, *Rosenmüller* und anderen: „Wisset zuvörderst, dass kein prophetischer Ausspruch der Schrift sich von selbst erklärt“, d. h. an und für

sich selbst deutlich genug ist; erst der Erfolg muss ihn aufklären. Dieser Sinn passt zum Context vortrefflich. C. II, 8 verbindet Hr. *A.* βλέμματι καὶ ἀκοῇ unmittelbar mit ὁ δίκαιος, wie auch einige andere Ausleger thun, übersetzt aber auf eine ihm eigenthümliche Art den ganzen Vers also: „er, der *als ein dem Anschein und Gerücht nach rechtschaffener Bürger* unter ihnen wohnte, musste seiner rechtschaffenen Seele durch Wahrnehmung ihrer gesetzwidrigen Handlungen mit jedem Tage neue Kränkungen zufügen." Wir zweifeln, dass der Sprachgebrauch es erlaubt, βλέμματι so zu nehmen; überdiess hätte doch Petrus, so wenig geübt er auch im griechischen Styl seyn mochte, wenn jenes der Sinn seyn sollte, die Worte so stellen müssen: ὁ γὰρ βλέμμ. καὶ ἀκοῇ δίκαιος. C. II, 11 hat Hr. *A.* übersetzt: „Nicht einmal die (bösen) Engel, die doch an Stärke und Macht weit grösser sind, vermögen es, den *Richterspruch, den der Herr ihrer Lästerung wegen gegen sie fället*, zu ertragen." Allein selbst einem Stylisten, wie Petrus, kann man, so lange eine andere Erklärung zulässlich, geschweige denn sehr anpassend ist, es nicht aufbürden, dass er βλάσφημον κρίσιν anstatt κρίσιν περὶ τῆς βλασφημίας gebraucht, und noch dazu von Gott gebraucht habe. Wir drücken den Sinn nach der gewöhnlichen Erklärung so aus: „Doch tragen die (guten) Engel, die an Macht und Gewalt so weit über jene (frechen Menschen) erhaben sind, Bedenken, vor Gott ein schmähendes Urtheil über sie (die höheren gefallenen Wesen, die bösen Engel) auszusprechen." Vgl. Jud. V. 9. Im folgenden 12 Vers ist Sinn und Ausdruck offenbar verfehlt — „Sie aber (die lasterhaften Irrlehrer), die wie die vernunftlosen Thiere von der Natur nur zum Fang und zur Vernichtung bestimmt sind, lästern in ihrer Verblendung und werden, wozu sie bestimmt sind, vernichtet." Die Prädicate φυσικά, γεγεννημένα εἰς ἅλωσιν ff. beziehen sich nicht auf οὗτοι, sondern auf ζῶα, wie der Vf. auch selbst in den Anmerkungen angegeben hat. Rec. übersetzt aber auch die letzte
Vershälfte anders, nämlich so: „diese Menschen, die den vernunftlosen — Thieren gleichen, *lästern etwas, das sie nicht kennen, werden aber in ihrer eigenen Ruchlosigkeit umkommen*." — Im Briefe des Judas V. 4 hat Hr. *A.* übersetzt: „Es haben sich eingeschlichen einige Leute, längst schon aufgezeichnet für dieses Strafgericht, welche ruchlos genug sind, *die Gnade unseres Gottes zu vertauschen mit Üppigkeit*, und *unseren alleinigen Gebieter und Herrn Jesum Christum zu verleugnen*." Der Vf. giebt S. 151 zu, dass diese Stelle, auch wenn man Θεὸν als ächt im Texte (nach δεσπότην) behalte, keinen Beweis für die Gottheit Jesu gebe; er will nun aber, indem er Θεὸν nach den mehrsten kritischen Zeugnissen für unächt erklärt, doch τὸν μόνον δεσπότην auf Christum ziehen. Allein Rec. zweifelt sehr, dass Christus μόνος δεσπότης genannt seyn kann; es wäre diess ganz gegen die sonstige Christologie des N. T. Uns scheint der 4 Vers so übersetzt werden zu müssen: „Es haben sich einige Menschen eingeschlichen, die schon längst zu dieser Strafe [wovon ich jetzt rede] bestimmt sind, Verruchte, welche die Wohlthat unseres Gottes (d. i. die christliche Lehre) zur Befriedigung schändlicher Lüste (εἰς ἀσέλγειαν) missbrauchen [s. V. 12] und die den einzigen Allherrscher und unseren Herrn [d. i. Lehrer] Jesum Christum verleugnen." V. 12 hat Hr. *A.* fast übereinstimmend mit *Stolz*: „Das sind bey euern Liebes-Mahlern die *Schandflecken*, schmausend ohne Scheu, weidend ihren Körper." Allein σπιλάδες kann nicht gleichbedeutend mit σπίλοι seyn; dass die Autorität des *Hesychius* hier nichts beweist, hat Hr. *A.* (S. 136) selbst zugegeben. Rec. übersetzt: „Sie sind gleichsam *Klippen* bey euren Liebesmahlen; sie schwelgen mit euch ohne Scheu und mästen sich." Der Ausdruck *Klippen* kann, zumal da sogleich noch ungewöhnlichere Bilder folgen, gar nicht auffallen. Brauchen doch auch römische Schriftsteller (*Cicero in Pison. c.* 18. *Florus epit. IV*, 9) das latein. *scopulus* auf dieselbe Art. — In der so viel besprochenen Stelle 2 Petri III, 15. 16 stimmt Hr. *A.* S. 16, wie auch schon andere Ausleger gethan haben, für eine partielle Interpolation und zwar der Worte: καθὼς καὶ ὁ ἀγαπητὸς bis αὐτῶν ἀπώλειαν. Allein es bedarf, um die aus der angefochtenen Stelle hergenommenen Einwürfe gegen die Authentie des zweyten petrin. Briefes zu heben, nach unserem Bedünken gar nicht einer so kühnen Conjectur; auch ist dieselbe gar nicht zulässlich, da, wenn jene Worte als später interpolirt wegfallen, eine offenbare Lücke zwischen den Ermahnungen V. 14: Διὸ, ἀγαπητοί, — σωτηρίαν ἡγεῖσθε und V. 17: Ὑμεῖς οὖν, ἀγαπητοί, προγιν. ff. entsteht. — Dass sich 1 Petr. I, 14 auf Joh. XXI, 18. 19 beziehe, wie der Vf. S. 11 noch annimmt, ist durchaus unwahrscheinlich. S. *Dahl's Diss. de αὐθεντίᾳ epistolarum Petrinae posterioris atque Judae* S. 66. — Um die Übereinstimmung dieser beiden Briefe zu erklären, stellt Hr. *A.* S. 104 ff. drey Fälle als möglich auf; und hält dann den dritten für den wahrscheinlichsten, dass nämlich beide Briefsteller — *Judas* ist Hn. *A.* so gut *Apostel*, als *Petrus* — vorher eine *mündliche Verabredung* getroffen hätten; aber sollte diese wohl eine *solche* Identität der Gedanken und Ausdrücke haben hervorbringen können? Hr. *A.* beschränkt (S. 95) diese Identität freylich nur auf Jud. 13 und 2 Petr. II, 17; aber sie geht nach unserer geprüftesten Überzeugung viel weiter. Auf gleiche Art muss Rec. auch die vom Vf. im zweyten Excursus S. 167 ff. aufgestellte Hypothese, dass in den Briefen Petri, Judä und Johannis Spuren vom Essäismus vorkommen, in Zweifel ziehen, wenn er gleich zugiebt, dass in den Moralgrundsätzen der Essäer und denen, welche Jesus und die Apostel aufstellten, manche Übereinstimmung sey, so wie überhaupt alle reineren und strengeren Moralsysteme vielfach harmoniren müssen. — Dass der *erste Brief des Johannes* ein Begleitungs-Schreiben oder eine Beylage des Evangeliums sey, worin der ganze Inhalt des letzteren noch einmal concentrirt dargestellt, und mit praktischen Bemerkungen begleitet

werde, hat Hr. *A.* S. 183 ff. allerdings sehr wahrscheinlich gemacht; doch bleibt der Einwurf, dass in dem Briefe alle ausdrückliche Beziehung auf das Evangelium vermisst werde; auch lässt sich der vom Vf. zugleich aufgestellten Hypothese von der *katholischen Tendenz des Evangeliums* noch manches entgegensetzen, das aber die Grenzen einer Recension überschreiten würde. — Den *zweyten johanneischen Brief* erklärt Hr. *A.* S. 170 für ein *Circular-Schreiben* an Judenchristen; S. 205 ff. aber sucht er mit vielem Scharfsinn zu zeigen, dass dieser Brief *an die christliche Gemeinde zu Jerusalem* geschrieben sey. Der S. 204 bemerklich gemachte Umstand, dass sich nicht wohl erklären lasse, wie ein Handbillet an eine christliche Matrone unter die *kathol. Briefe* aufgenommen worden, scheint uns jedoch nicht erheblich; man wollte die beiden durch irgend einen Umstand in einer Hauptgemeinde zur öffentlichen Notiz gekommenen liebevollen Privatbriefe des verehrten Apostels gern für einen weiteren Umkreis und für die Nachwelt erhalten; man legte sie also zu dem ersten Briefe, der wegen seiner allgemeinen Bestimmung mit Recht einen Platz in dem Καθόλικον erhalten hatte. — Die berühmte Stelle 1 Joh. V, 6—8 weiss Hr. *A.*, obgleich er die unächten Worte in derselben wirklich als unächt ausschliesst, dennoch mit der *Lehre von drey Personen in der Gottheit* in die genaueste Verbindung zu bringen. Rec. kann dabey bloss den Scharfsinn des Vfs. anerkennen, der übrigens die drey Wörter ὕδωρ, αἷμα und πνεῦμα von den dreyen *Sacramenten, Taufe, Abendmahl* und *Absolution*, erklärt. Um die Zahl der imponirenden Erklärungen dieser Stelle noch um Eine zu vermehren, führt Rec. die ihm neulich von einem grosen Gelehrten mündlich mitgetheilte Meinung an, dass αἷμα nichts anders als die *Beschneidung Christi* bezeichne. — Noch müssen wir bemerken, dass Hr. *A.* in dem oben noch nicht von uns erwähnten *ersten Excurse* die *Christologie in den katholischen Briefen* sehr zweckmässig auseinandergesetzt, und dass er im Anhange eine literarische Seltenheit, die bis dahin ungedruckte, sehr wohl gelungene, *hebräische Übersetzung der Petrinischen und Johanneischen Briefe* von dem ehemaligen Rector *Conradi* zu Ohrdruff mitgetheilt hat, wofür ihm gewiss ausser dem Rec. noch andere Leser danken werden.

RMD.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Über die Taufe* von *Adam Theodor Albert Franz Lehmus*, Diaconus in Dinkelsbühl. 1807. VI und 158 S. 8. (14 Gr.)

Diese Schrift ist vorzüglich durch Synodalfragen, die das Consistorium zu Anspach für die Jahre 1805 und 1806 seiner Geistlichkeit aufgegeben hat; und durch den königlich preussischen Cabinetsbefehl, dass kein Kind länger als sechs Wochen ohne Taufe bleiben solle; veranlasst worden. Der Anfang wird mit einer kurzen Geschichte der Taufe gemacht, die lehrreich für den ist, der sie nicht kennt, aber noch viel nützlicher seyn würde, wenn sie nicht bloss aus neueren Schriften compilirt wäre, sondern die benutzten Quellen angäbe, und wenn hier nicht die vielen Druckfehler, von welchen die Schrift auch sonst nicht frey ist, besonders schadeten. Auch würde hie und da mehr Weitläuftigkeit oder genauere Bestimmtheit zu wünschen seyn. Mancher wird es z. B. kaum glauben, dass man noch im 17 Jahrhundert in England durch Untertauchen getauft hat. Sieht man sich nun nach Gewährsmännern oder Zeugen über diese Nachricht um: so muss man diese erst anderswo suchen, und dann findet man die Sache also: In England geschah, wie im ganzen Occident, die Taufe durch Besprengung seit dem 13ten Jahrhundert; aber bey der englädischen Reformation ward freygegeben, *entweder* durch Untertauchung, *oder* durch Besprengung zu taufen, und so ist wirklich noch im 17ten Jahrhundert die Untertauchung zuweilen gebraucht worden.

Der zweyte Abschnitt enthält Ideen über die Nothwendigkeit der Taufe, oder einen Versuch einer philosophischen Berücksichtigung derselben. Dabey fällt der Vf. in den leider immer noch allzugewöhnlichen Fehler, dass er die altdogmatischen Ansichten der Taufe zu wenig aus dem Gesichtspuncte derer betrachtet, die sie hatten und gaben. Wie leicht können seine Einwürfe gegen solche Vorstellungen widerlegt werden, wenn man die letzteren, z. B. im Sinn einer *Baumgarten*'schen Dogmatik nimmt, so unwiderlegbar sie sind, wenn man die Gedanken eines unphilosophischen, altgläubigen Eiferers dabey voraussetzt! Wie können doch Verstand, Vernunft und Gemüth hier, wie überall in der christlichen Religion, so schön in Übereinstimmung gebracht werden, wenn man nur nicht voraussetzt, dass sie in Streit seyn müsten, sondern bedenkt, dass das Eine zwar weiter führen kann, als die anderen, dass sie aber alle auf einem geraden Wege zum Ziel führen müssen, wenn diess das Richtige seyn soll. Die Nothwendigkeit der Taufe sucht der Vf. daraus zu zeigen, dass der religiöse Sinn in dem Menschen einen Anfang haben müsse, und dass der Mensch in diesem Anfange sich ein Symbol suche, um seinen inneren Zustand äusserlich darzustellen, und daher, wenn er höre, dass Jesus die Taufe als ein solches eingesetzt habe, es gewiss in seiner religiösen Begeisterung ergreifen werde und *müsse*. Die Kindertaufe will er angesehen wissen als „Ausdruck des religiösen Gefühls bey der Geburt eines menschlichen Wesens, als symbolische Seligpreisung der Unschuld, Gebet um Beendigung der Sünde, Herbeyrufung der Schuldlosigkeit und ermunternde Weissagung eines heiligen Lebens, ausgesprochen über jeden Neugebornen, der zwar durch die seiner Natur inwohnende Nothwendigkeit diese drey Wege betreten muss, aber durch Erziehung länger auf dem ersten erhalten, durch Freyheit sich früher vom zweyten auf den dritten begeben kann." Er will sie betrachtet wissen als „frohe Weissagung der gefallenen Seele und des freyen und ewigen Lebens in Gott mit Gebet und Ermahnung verbunden," und so als „noth-

wendiges Bedürfniss christlich frommer Ältern oder Pfleger neugeborner Kinder." Diese Gedanken, ge- hörig verstanden, wird man vortrefflich finden; auch führen sie weiter, als die sonst gewöhnlichen dog- matischen Vorstellungen; diese sind aber, wenn man sie nur richtig und so versteht, wie sie sich bey gründ- lichen Dogmatikern finden, mit jenen wohl zu ver- einigen, und dürfen vorzüglich darum nicht aus der Acht gelassen werden, weil nicht alle christlichen Äl- tern so religiös sind, aus diesem Standpuncte die Taufe zu betrachten, doch aber auch durch wahre Gründe, nicht durch Aberglauben, nicht durch blo- sses äusseres Gesetz, bewogen werden müssen, ihre Kinder taufen zu lassen. Oder will man bloss from- mer Ältern Kinder taufen? Oder will man nicht Fromme durch solche Gründe dazu bewegen, die nur auf Fromme Gewicht haben können? Oder will man sie zwingen, oder durch Überredungskün- ste, bey denen nicht Wahrheit zum Grunde liegt, sie dahin bringen? Oder leugnet man ihr Daseyn in der christlichen Kirche? Man wird zu- geben müssen, dass, so lange man in der christlichen Kirche Unkraut unter dem Waizen hat, man sich auch nach Gründen zu Empfehlung der Religionshandlun- gen umsehen muss, die nichts Falsches enthalten dür- fen, aber doch auch auf noch nicht christlich gesinnte Menschen wirken. Diess ist ihrer Natur nach bey der Taufe vorzüglich nöthig, und man wird sie finden, wenn man nicht bloss mit dem frommen Gemüthe, son- dern auch mit der Vernunft und selbst mit dem Verstan- de in den Urkunden und dem Wesentlichen des Chri- stenthums, in dem Geiste, wenn auch nicht in den Worten alter *denkender* Dogmatiker danach sucht.

In dem dritten Abschnitt wendet der Vf. seine Ideen auf unseren kirchlichen Zustand an, oder er thut Vorschläge, wie die Taufhandlung zweckmässiger ein- zuführen wäre, Vorschläge, für welche jeder christliche Prediger ihn segnen wird. Wären sie nur so leicht auszuführen! Auch dabey ist zu wenig an die grosse Menge mittelmässigdenkender und halbgutgesinnter Religionslehrer gedacht, für welche Formulare immer ein Bedürfniss seyn werden, wenn nicht die Religions- handlungen mehr in Minderachtung kommen sollen. Sehr schön wäre es, nach des Rec. Urtheil, wenn das ausgeführt werden könnte, was der Vf. räth, dass in jeder Gemeinde etwa alle 6 Wochen ein Tag bestimmt würde, an welchem alle etwa 6 Wochen alte Kinder öf- fentlich in der Kirche zugleich in Gegenwart der Ge- meinde getauft würden: aber wie soll das eingeführt werden, so leicht es zu seyn scheint? Werden die Con- sistorien es wollen? Werden die Ältern damit zufrie- den seyn? Kann, soll man es auch bey der Unzufrie- denheit der Ältern einführen? Der Vf. räth, die Haus- und Noth-Taufen denen zu verstatten, die sie für ihre Kinder wollen; wird es nicht, wenn das geschieht, beym Alten bleiben?

Den Beschluss machen zwey Anhänge. In dem Einen wird der oben erwähnte preussische Cabinets- befehl sehr richtig beurtheilt; aber noch schärfer sollte es gerügt seyn, dass man die Taufe als bürgerlich nothwendig betrachtet, da man hier die bürgerli- chen Zwecke auf andere Weise besser erreichen könn- te, dass der Staat sich *dieser* Religionshandlung so sehr, und der anderen wenig oder gar nicht annimmt. Warum kann diese nicht so gut wie die anderen frey, oder warum können die anderen nicht so gut wie diese erzwungen seyn? Der zweyte Anhang ent- hält eine Kanzelrede über die Nothwendigkeit der Kindertaufe, die vortrefflich ist, aber es noch mehr seyn würde, wenn sie an allen Stellen gleich popu- lär wäre.

Dfr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Königsberg*, in Commiss. b. Nicolovius: *Commentatio ethico - theologica de Immanuele Kantio, veri- tatis religionis Christianae in foro rationis humanae non accusa- tore sed vindice*; scripsit *Steph. Wannowski*, Sacr. Reforma- torum Minister, et scholae ex iisdem denominatae Rector. 1806. 32 S. 8. (3 Gr.) Veranlassung zu dieser Schrift gab dem Vf. die Jubelfeyer der hohen Schule zu Frankfurt an der Oder, welcher er für den vorzüglichen Antheil, den sie an seiner literarischen Bildung hatte, bey dieser Gelegenheit ein litera- risches Denkmal stiften wollte. Er wählte dazu den philoso- phischen Helden des Zeitalters, wie *er* ihn schildert — und beschloss, denselben gegen den Vorwurf gefährlicher Grund- sätze in Beziehung auf die geoffenbarte Religion zu vertheidi- gen. In dieser Absicht geht er von seiner Erziehung aus. *Kant's* Ältern sowohl als seine früheren Lehrer waren dem *Spener*'schen, hauptsächlich durch *Franc. Alb. Schulze* nach Königsberg verpflanzten, Pietismus von ganzer Seele ergeben. Mit dieser frömmelnden Denkart machte auf der anderen Sei- te die, von Friedrich dem Grossen in den preussischen Staa- ten jetzt immer mehr begünstigte, französische Philosophie ei- nen auffallenden Contrast. *Kant* ging in der Mitte zwischen beiden durch; ungeachtet die vollkommene Gewissensfreyheit, welche man unter dem Schutze des Königs genoss, ihn bey freymüthigen Äusserungen im Puncte der Religion über jede Bedenklichkeit würde hinweggesetzt haben. Er vermied es, und zwar, nach des Vfs. Behauptung, *absichtlich*, in der er- sten Periode seiner schriftstellerischnn Laufbahn über die Re- ligion zu schreiben; und kam er, als Lehrer oder als Freund und Gesellschafter, in den Fall, sich über sie erklären zu müs- sen: so geschahe es allemal mit Bescheidenheit, Mässigung und Vorsicht. Da er sich aber nun späterhin hinlänglich vor- bereitet und reif genug glaubte, um auch über die Religion ein gediegenes Wort öffentlich sprechen zu können, — was hauptsächlich in seiner Schrift: *Die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft*, geschahe: so fiel seine Entscheidung dahin aus, jede vernünftige Gottesverehrung könne keinen anderen als *rein sittlichen* Zweck haben. *Wahr* hiess ihm daher die christliche Religion, insofern sie als eine *rein sitt- liche* Lehre von ihrem Stifter vorgetragen wurde; die erst nach- her von anderen vorgenommenen Erweiterungen und geschicht- lichen Darstellungen der christlichen Offenbarung zu beur- kunden oder zu rechtfertigen, überliess *Kant*, als Philosoph, denjenigen, deren Amt und Stand es mit sich bringt, sich hier- auf einzulassen (S. 11). In der Auslegung der Bibel stimmte er überall auf eine *vernunftgemässe* Deutung ihres Sinnes, und auf eine völlige Ausgleichung sowohl als Vereinigung der ge- offenbarten und natürlichen Religion, wie der Vf. meistens mit *Kants* eigenen Worten zu beweisen sucht. Diese Be- freundung beider, in welche Hr. *W.* die ganze *religiöse* Ten- denz aller hieher gehörigen Schriften des königsbergischen Philosophen setzt, führt er nun vollends durch einzelne Lehr- sätze, z. B. vom Daseyn Gottes, von einer, noch jetzt alles leitenden und nach weisen Zwecken ordnenden Vorsehung, hindurch, und bemüht sich, hiemit auch *im Einzelnen* dar- zuthun, dass *Kant vindex veritatis religionis Christianae* gewe- sen sey, *insofern* zwischen christlicher und natürlicher Reli- gion, oder vielmehr, zwischen Religion und Sittenlehre, gar kein wesentlicher Unterschied mehr angenommen werde. Cr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 DECEMBER, 1808.

JURISPRUDENZ.

1) Coblenz, b. Pauli u. Comp.: *Codex Napoleon.* Übersetzt von *F. Laſſaulx*, Prof. zu Coblenz. Zweyte, dem Geſetz vom 3 Sept. 1807 gemäſse, und mit allen bis zur Verkündigung dieſes Geſetzes erſchienenen, ins Civilrecht einſchlägigen Geſetzen und Verordnungen vermehrte Auflage. Mit einem Anhang und einem vollſtändigen Sachregiſter. 1807. 570 S. 8. (2 Thlr.)

2) Strassburg u. Paris, b. Treuttel u. Würtz: *Codex Napoleon.* Überſetzt nach der neuen officiellen Ausgabe von einer Geſellſchaft Rechtsgelehrter, und durch Noten erläutert von *L. Spielmann*, kaiſerl. Procur. b. d. Civilger. zu Straſsburg, und auſserord. Prof. a. d. Rechtsſchule daſ. 1808. 677 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

3) Köln, b. Keil: *Code Napoléon.* Nach dem officiellen Texte überſetzt von Hn. *Daniels*, Subſtituten des kaiſ. Generalprocurators b. d. Caſſationshofe zu Paris. Zweyte Aufl. (welcher die Geſetze, kaiſ. Decrete, Gutachten des Staatsraths und Inſtructionen des Groſsrichters Juſtizminiſters, wodurch mehrere Verfügungen des Geſetzgeb. Nap. näher beſtimmt oder erläutert werden, an den gehörigen Orten beygefügt ſind.) 1808. 585 S. 8. (2 Thlr.)

4) Leipzig, b. Hinrichs: *Napoleons I. bürgerliches Geſetzbuch.* Nach der neueſten officiellen Originalausgabe und den decretirten Abänderungen vom 3 Sept. 1807, verdeutſcht und mit einigen erklärenden Anmerkungen, auch einem vollſtändigen Wort- und Sach-Regiſter verſehen von *K. L. M. Müller.* 1808. 351 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

5) Dessau u. Leipzig, b. Voſs: *Napoleons I. bürgerliches Geſetzbuch.* Nach der neueſten officiellen Ausgabe verdeutſcht und nebſt den von dem franzöſiſchen Rechtsgelehrten Hn. *Dard* jedem Artikel beygefügten Parallelſtellen des römiſchen und älteren franzöſiſchen Rechts, auch ſeinen eigenen Bemerkungen, und einem vollſtändigen Sachregiſter, herausgegeben von D. *Chriſt. Dan. Erhard*, kön. ſächſ. Oberhofgerichtsaſſeſſor, ord. Prof. d. Rechte zu Leipzig u. ſ. w. 1808. XX u. 624 S. 8. (2 Thlr.)

6) Strassburg u. Paris, b. Treuttel und Würtz: *Alphabetiſches Sachregiſter zu No. 2.* 1808. 147 S. 8. (12 Gr.)

Mit Macht ſcheint der *Code Napoléon*, deſſen groſse Vorzüge vor allen bisherigen Geſetzbüchern von einem anderen Recenſenten in dem 3 — 8 Stücke des vorigen Jahrg. dieſer Zeitung näher entwickelt worden ſind, ſich auch in Deutſchland Eingang zu verſchaffen. Nachdem derſelbe in dem Königreiche Weſtphalen, dem Groſsherzogthum Warſchau und dem Gebiete von Danzig bereits geſetzliche Kraft erhalten, haben nunmehr auch der Fürſt Primas und die Groſsherzoge von Baden und Heſſen ſich für deſſen Annahme erklärt; auch weiſs man mit Zuverläſſigkeit, daſs noch andere Fürſten des rheiniſchen Bundes denſelben in ihren Staaten einführen werden. — Es iſt demnach die höchſte Zeit, das deutſche Publicum durch eine *ſpecielle* Anzeige und Würdigung der ſeither erſchienenen *) deutſchen Überſetzungen in den Stand zu ſetzen, bey dem Studium jenes Geſetzbuches diejenige zu wählen, welche am meiſten dazu geeignet iſt, entweder ganz die Stelle des Originals zu vertreten, oder doch zu deſſen Erläuterung gebraucht zu werden. — Am ſicherſten werden wir dieſen Zweck erreichen, wenn wir dieſelben ſämmtlich aus einem dreyfachen Geſichtspuncte betrachten, nämlich I) nach ihrem Werthe im Allgemeinen mit Rückſicht auf die Eigenthümlichkeit einer jeden, II) nach ihrem Verhältniſſe zu einander, mit Rückſicht auf die ſchwierigſten Stellen des Geſetzbuchs, und endlich III) nach den beſonderen Fehlern und Verſehen, die einer jeden einzelnen zur Laſt fallen.

I) *Allgemeine Würdigung.* a) Die *Laſſaulxſche* Überſetzung ſteht allen übrigen in der Hinſicht offenbar ſehr bedeutend nach, daſs ſie nicht nur, der auf dem Titel geſchehenen Verſicherung ungeachtet, ſehr wenige der durch das Geſetz vom 3 Sept. 1807 erfolgten Abänderungen in dem Context ſelbſt, den bey weitem gröſsten Theil aber bloſs auf einem beygedruckten Blatte, enthält, ſondern daſs ſie auch am wenigſten unter allen auf Reinheit der Sprache Anſpruch machen kann, vielmehr durchgehends mit undeutſchen Redensarten angefüllt iſt. Die Überſetzung ſelbſt iſt mehrentheils richtig, und die an den gehörigen Stellen mit abgedruckten neueren franzöſiſchen Geſetze tragen ſehr zur Erläuterung bey, der Anhang aber, worin alle erſt nach dem Abdrucke der Überſetzung erſchienenen Geſetze mitgetheilt werden ſollten, iſt, ſo viel Rec. weiſs, ſo

*) Die officielle weſtphäliſche Überſetzung des *C. N.* war bey Abfaſſung dieſer ſchon im September eingegangenen Recenſion noch nicht erſchienen, und wird in künftigem Jahrgange unſerer A. L. Z. beurtheilt werden.

Das Directorium der Jen. A. L. Z.

wenig, als das versprochene Sachregister, bis jetzt erschienen. b) Die *Spielmannsche* Übersetzung zeichnet sich durch einen fliessenderen Styl und besseren Periodenbau, als man in den anderen in Frankreich erschienenen Übersetzungen findet, vortheilhaft aus; dagegen aber machen bedeutende Nachlässigkeiten und wirkliche Übersetzungsfehler ihren Gebrauch ohne Zuziehung des Originals sehr misslich und sogar gefährlich; auch gereicht es nicht zu ihrer Empfehlung, dass sie von *mehreren* Rechtsgelehrten ausgearbeitet ist, da man die sehr verschiedene Fähigkeit und Aufmerksamkeit, womit solches geschehen, deutlich wahrnimmt. Einen entschiedenen Vorzug würden ihr die beygefügten Noten geben, wenn sie dem Zwecke ganz entsprächen, den der Vf. damit beabsichtigte. Recht brauchbar sind dieselben, so lange er sich auf das blofs Historische beschränkt und nur erzählt, wie die eine oder andere auf Eigenthümlichkeiten der französischen Verfassung sich beziehende Verfügung damit zusammenhänge; ganz werthlos, oft sogar unrichtig (z. B. die zum 1238, 1385 und 1400 Art.) erscheinen sie dagegen, wenn der Vf. sich auf wissenschaftliche Erläuterungen einlässt; so wie auch die sonst höchst lobenswerthe Beyfügung der Parallelstellen durch ihre Unvollständigkeit oft mehr zum Irrthume, als zur Belehrung führt. Das viel später erschienene Sachregister ist, wie schon die Seitenzahl beweist, das ausführlichste, welches wir bisher haben, wiewohl noch keineswegs vollständig, da z. B., um nur einige Hauptworte anzuführen, bey: *Bürgschaft*, die Art. 123. 124. 963. 1153. 1216. 1550. 1613. 1653. 1692. 2185 und 2250, bey: *Friedensrichter* die Art. 392. 416. 453. 478. 479. 2198 und 2245, bey *Gütergemeinschaft* die Art. 126. 217. 271. 818. 2066. 2208 und 2256, bey *Nutzniessung* die Art. 389. 453. 1020. 1094. 1409 und 1546 fehlen, bey den Worten: *Familienrath, Minderjähriger, kais. Procurator, Solidarität* u. s. w., aber kaum die Hälfte der dazu gehörigen Artikel angeführt ist. Ausserdem hätten nothwendig mehrere Nachweisungen Statt finden müssen, da z. B. wer die gesetzliche Bestimmung über Sachverständige sucht, dieselbe weder unter diesem Worte, noch unter: Kunstverständige, sondern unter dem ganz undeutschen Ausdrucke: Experten, findet. — c) Die *Danielssche* Übersetzung behauptet, obgleich diese neue Ausgabe, so weit Rec. dieselbe mit der früheren verglichen hat, ein blofs wörtlicher Abdruck derselben zu seyn scheint, noch immer den Rang vor allen, sowohl früher, als gleichzeitig mit ihr, erschienenen Übersetzungen, selbst vor der *Müllerschen*, welche übrigens, wie wir nachher bemerken werden, als treue Nachbildung derselben zu betrachten ist. Genauigkeit und Richtigkeit des Ausdrucks in Beziehung auf den Urtext sind ihr grösstes Verdienst; nur selten stösst man auf Stellen, in denen der Sinn nicht ganz getroffen ist, durchgehends aber bemerkt man den Fleiss und die Aufmerksamkeit, womit der Vf. gearbeitet hat. Dem Style schaden hauptsächlich die allzu sichtbare Beybehaltung des französischen Periodenbaues, und die vielen aus dem Französischen angenommenen, doch allerdings übersetzbaren Ausdrücke. Die auf dem Titel angegebenen Zusätze zu dieser neuen Ausgabe erhöhen noch sehr ihre Brauchbarkeit. — Ungern geht Rec. von dieser — d) zu der *Müllerschen* Übersetzung — der ersten auf deutschem Boden erschienenen — über. Kommt auch den französischen Übersetzern die Entschuldigung zu Statten, dass durch ihre Arbeit einem Bedürfnisse ihrer Mitbürger abgeholfen ward, dem sie nicht schnell genug begegnen konnten, und welches ihnen nicht gestattete, auf ihre Arbeit so viele Zeit zu verwenden, als eine sorgsame Prüfung jedes einzelnen Ausdrucks nothwendig erfodert hätte; giebt ihnen auch der Umstand, dass es eine fremde oder doch ihnen fremd gewordene Sprache ist, in welche sie das Gesetzbuch übertrugen, den gegründetsten Anspruch auf Nachsicht: so steht dem deutschen Gelehrten, der aus einer auch in Deutschland sehr bekannten in seine Muttersprache übersetzt, und den noch kein Bedürfniss jener Art zur Eile antreibt, durchaus nichts zur Seite, womit er es zu rechtfertigen vermöchte, selbst nach dem Vorgange jener Aller nicht etwas Besseres als sie geliefert zu haben, ja in manchem Betracht sogar hinter denselben zurückgeblieben zu seyn. Hr. *M.* hat möglichst geeilt, um ja Niemanden vor sich zu lassen, hat zu dem Ende die *Danielssche* Übersetzung vor sich genommen, in dieselbe, was ihm gutdünkte, hinein corrigirt (wie einzelne ganz inconsequent stehen gebliebene Stellen ausser Zweifel setzen), mehrere Stellen verschlechtert, und hierauf den Abdruck mit solcher Nachlässigkeit besorgen lassen, dass hin und wieder, besonders auch in dem beygedruckten französischen Texte (Art. 805. 906. 1201. 1233. 1246. 1500. 1537.) nicht blofs einzelne Worte, sondern sogar ganze Stellen ausgelassen sind. — Endlich e) muss sich zwar auch die *Erhardsche* Übersetzung nicht nur einer gleich strengen Prüfung, wie die vorige, aus den nehmlichen Gründen, sondern einer noch strengeren sogar in der Hinsicht unterwerfen, weil ihr Vf. und Verleger bey der Ankündigung selbst die ganze Strenge der Kritik gegen sich aufgefodert haben. Doch sie verträgt auch weit eher eine solche Prüfung, verträgt insonderheit die schärfste Vergleichung mit allen ihren Vorgängern, ohne dadurch in Schatten gestellt zu werden; obgleich Rec. bekennen muss, dass er, abstrahirt von einer Vergleichung mit jenen, und nur auf die Erfodernisse einer solchen Übersetzung *im Allgemeinen* Rücksicht genommen, gerade von Hn. *E. noch bey weitem mehr* erwartet hätte, zumal da dessen Arbeit einen so bedächtlichen Gang genommen hat, dass das *dritte* Buch eben jetzt erst erschienen ist, und daher von dem Rec. hier nicht hat berücksichtiget werden können. An einzelnen Stellen wird sich dieses minder vortheilhafte Urtheil nachher noch bewähren; einige allgemeinere Erinnerungen aber finden hier schon ihren Platz. Sie bestehen darin, dass 1) Hr. *E.* sich oft zu wenig an die Worte des Textes gehalten, und insonderheit dem Wunsche, Mannich-

faltigkeit und Abwechslung in den Ausdruck zu bringen, die erste Pflicht des Übersetzers eines Gesetzbuches, dem Leser das richtige Auffassen der darin enthaltenen Verfügungen zu erleichtern, und ihm jeden Zweifel über deren Richtigkeit zu ersparen, nicht selten nachgesetzt hat. Man hat es, und mit Recht, Hn. *Daniels* vorgeworfen, dass er durch seine allzu wörtliche Übersetzung und daher entstehende Weitschweifigkeit öfters ermüde, obwohl das getreue Wiedergeben des Urtextes bey einer Übersetzung, die, wie die *Daniels*'sche, die Stelle des Originals für diejenigen, welchen dieses als Gesetz gilt, vertreten soll, weit mehr Werth hat, als die beststylisirte Darstellung des Sinnes der Gesetze, welche unvermeidlich der Gefahr aussetzt, einzelne Ausdrücke, die an sich wenig, im Zusammenhange aber oft sehr viel, entscheiden, verloren gehen zu lassen. Mehr Spielraum haben freylich bloss wissenschaftliche Übersetzungen; doch dürfen auch sie einen billigen Mittelweg nicht überschreiten, und Hr. E. hätte der seinigen gewiss nicht geschadet, wenn er mehr darauf Bedacht genommen hätte, durch genaueres Anschliessen an den Text und durch Beybehaltung des nämlichen Ausdrucks für den nämlichen, wenn gleich öfter vorkommenden Gegenstand, jeder Ungewissheit vorzubeugen. — Sodann 2) hat auch Hr. E. zu wenig Aufmerksamkeit auf die Reinheit unserer Muttersprache verwendet, die uns doch jetzt, wo wir die Gelegenheit haben, sie von so manchem fremden Ausdrucke, den wir dem römischen und kanonischen Rechte verdanken, zu säubern, und wo auf der anderen Seite alle Vorsicht anzuwenden ist, um nicht die Sprache jenes neuen Gesetzbuches mit der unsrigen zu vermischen, ganz vorzüglich am Herzen liegen muss. Einzelne Worte giebt es allerdings, die sich nicht wohl verdeutschen lassen, wie z. B. *alternativ*, *Paraphernalien*, *Hypothek*, *Confusion*, vielleicht auch *Competenz*; andere, die nur umschrieben werden können, und daher bey öfterem Gebrauche, nach einmaliger Verdeutschung, am besten beybehalten werden, wie z. B. *Emancipation*, *Beneficiarerbe*, *Interdicirter*, *aliquoter Theil*, *solidarisch* u. s. w.; keines von beiden aber ist der Fall mit *Formalität*, *Nullität*, *Session*, *Sentenz*, *majorenn*, *Criminal*, *speciell*, *Alimente*, *Reparatur*, *Usufructuar*, *Signatur* u. s. w., deren sich doch Hr. E. fast durchgehends bedient hat. Ferner 3) hat Hr. E. es sich erlaubt, ausser den beygefügten Noten unter dem Texte auch einzelne Erläuterungen in den Text einzuschalten. Diess kann Rec. im Allgemeinen schon nicht billigen, da es den Leser, welcher das Original selbst nicht vergleichen kann, nothwendig irre macht; ein tadelnswerther Fehler aber ist es, wenn dergleichen Erläuterungen sogar Unrichtigkeiten enthalten. Diess aber ist bey mehreren der *Erhard*'schen, und namentlich bey folgenden, offenbar der Fall: Im 76 Art. N. 5 werden *actes respectueux* durch „Urkunden über das ehrerbietige Gesuch (um den Beyrath der Ältern oder der Familie)" übersetzt; die eingeschlossenen Worte sind zugesetzt, und enthalten die unrichtige Voraussetzung, dass auch *an die Familie* dergleichen ehrerbietige Gesuche gerichtet werden müssten. Eben so ist in dem nämlichen Art. N. 6: *divers domiciles* durch „Wohnorte der Ehegatten" übersetzt; der Zusatz: *Ehegatten* soll den Sinn aufklären, ist aber falsch, da nach dem 168 Art. auch an dem Wohnorte derer, unter deren Gewalt sich die Ehegatten befinden, das Aufgebot geschehen muss. Auffallender noch ist die Übersetzung des 340 Art.: „es ist verboten (Amtshalber) zu untersuchen, wer der Vater eines Kindes sey." Der Zusatz: *Amtshalber* ist völlig unrichtig, und dem Geiste der franz. Gesetzgebung durchaus zuwider, indem alle dem Gesetze vorausgegangenen Verhandlungen zeigen, dass durch dasselbe die *Civilklage* auf Anerkennung eines unehelichen Kindes ausgeschlossen werden sollte. Auch die im 448 Art. befindliche Einschaltung: „(im Protocolle)" hätte füglich wegbleiben können, da sie überflüssig, vielleicht sogar unrichtig ist. — Endlich ist auch noch etwas über die beygefügten *Parallelstellen* und *Noten* zu sagen, da zumal der Vf. darauf viel Gewicht zu legen scheint. Die ersteren sind äusserst unvollständig, und deren bey weitem nicht so viele, als *Spielmann* gesammelt hat, obgleich auch diese fast auf die doppelte Anzahl vermehrt werden könnten. Die Noten aber sind theils eigene Bemerkungen, theils aus dem auch in Deutschland schon bekannten Werke des Hn. *Dard* entlehnt. Die eigenen sind nicht sehr zahlreich und in exegetischer Hinsicht von weniger Bedeutung, oft sogar, z. B. die zum 5. 6. und 45 Art., nicht ganz richtig; an anderen Stellen hingegen, wo sie nöthig gewesen wären, fehlen sie ganz, welches vorzüglich in Ansehung des 153 Art. mit Rücksicht auf die Rede des Staatsraths *Bigot-Préameneu* im gesetzgebenden Corps (und eine Entscheidung des Appellationshofes zu Bordeaux: *Jurisprudence du C. C.* VIII, 232) eine Rüge verdient. Die Beyfügung der *Dard*'schen Noten ist sehr zweckmässig, doch möchte ein grosser Theil derselben, welcher bloss das franz. Gewohnheitsrecht zum Gegenstande hat, die meisten Leser nicht interessiren, für den Gelehrten aber durch den in Leipzig erschienenen besonderen Abdruck sämmtlicher *Dard*'schen Noten entbehrlich geworden seyn.

II) *Zusammenstellung und Vergleichung in Rücksicht besonders schwieriger Ausdrücke und Stellen des Gesetzbuches.* — Vorerst finden sich in dem *Code Napoléon* viele zum Theil sehr häufig gebrauchte Ausdrücke, die der französischen Sprache, und insonderheit dem franz. Geschäftsstyle, so gänzlich eigen sind, dass man im Deutschen einzelne gleichbedeutende Worte vergebens sucht, und daher entweder mehrere, mit denen man nach Verschiedenheit der jedesmaligen Bedeutung abwechselt, wählen, oder zu Umschreibungen seine Zuflucht nehmen muss. Über diese Ausdrücke muss der Übers. ganz mit sich im Reinen seyn, wenn er auf Consequenz und Richtigkeit der Übersetzung Anspruch machen will. Alsdann aber fehlt es auch nicht an ganzen

Stellen, deren wahrer Sinn den erheblichsten Schwierigkeiten unterworfen ist, so dass dem Übersetzer selbst die genaueste Sprachkenntniss nicht aushilft, sondern nur ein gründliches Studium der Eigenthümlichkeiten des französischen Rechts und der damit in Verbindung stehenden Verfassung den rechten Weg zu zeigen vermag. — Die vorzüglichsten sowohl jener, als dieser, wollen wir einzeln durchgehen, hiemit jedoch, um diesem Theile der gegenwärtigen Beurtheilung ein noch grösseres Interesse zu geben, als der Gegenstand selbst ihm schon gewähren dürfte, eine Vergleichung mit der die officielle italiänische Übersetzung begleitenden *lateinischen* (welche weit vorzüglicher, als die in Paris erschienene, ist, und auch der deutschen Übersetzung für das Königreich Westphalen beygefügt werden wird) verbinden, und zugleich auf *Zachariäs* sehr lehrreiches Handbuch des französischen Rechts, sofern es als Hülfsmittel der Interpretation in Betracht kommen kann, durchgehends Rücksicht nehmen.

A) *Schwer zu übersetzende Ausdrücke.* — Dahin gehören: 1) die Worte *cité* und *traduit* in dem 14ten Artikel. *Daniels*, *Spielmann*, *Müller* und *Zachariä* nehmen dieselben völlig gleichbedeutend, *Lassaulx* übersetzt ersteres durch: *geladen*, letzteres durch: *gezogen;* eben das thut *Erhard*, jedoch mit der Bemerkung, dass das Wort *traduit* nur auf solche Ausländer gehe, welche sich in Frankreich aufhalten. Von der nämlichen Ansicht ausgehend, machte es noch kürzlich ein Rec. der *Spielmann*'schen Übersetzung den Verfassern derselben sehr zum Vorwurfe, dass sie den *wesentlichen Unterschied* jener beiden Worte nicht beachtet hätten. Sowohl dieser Rec., als Hr. *E.*, möchten sich inzwischen diessmal irren; denn, bloss grammatisch genommen, heisst *traduire devant un juge* nicht etwa, Jemanden persönlich vor Gericht stellen, wie jener Rec. zu glauben scheint, sondern nur: von seinem gewöhnlichen Gerichte ab- und vor ein anderes ziehen. Diess passt zum Theil auch auf den ersten Fall des Artikels, mithin liegt jener Verschiedenheit der Worte wohl mehr die Absicht, mit den Ausdrücken abzuwechseln, als irgend ein wesentlicher Zweck zum Grunde. Aber auch die Geschichte der Abfassung des 14ten Art. ist gegen jene Meinung, da in dem Projecte des Gesetzbuches für *beide* Fälle das Wort: *traduit* gebraucht war, und da überdiess der bey dem zweyten Falle von dem Staatsrathe Anfangs beliebte Zusatz: *s' il est trouvé en France*, ausdrücklich wieder weggestrichen wurde. Zudem hält sogar einer der Redactoren des Gesetzbuches, *Maleville*, dafür, dass man die beiden Sätze des Artikels füglich hätte in einen fassen können, wobey er sich bloss des Wortes *cité* bedient, und endlich geht aus mehreren Entscheidungen der Appellationshöfe in Frankreich (*Jurisprudence V*, 468. *Lassaulx Journ. III*, 6, 175) klar hervor, dass man jenen Unterschied für gänzlich unentscheidend gehalten hat, nicht einmal zu gedenken, dass der Art. 15 selbst das Wort: *traduit* von Einländern gebraucht, und Hr. *E.* kein Bedenken findet, es hier geradezu durch: *belangt* zu übersetzen. Übrigens machen die lateinische und italiänische Übersetzung ebenfalls keinen Unterschied. — 2) Das so oft und bey so verschiedenartigen Gelegenheiten vorkommende Wort: *acte*. Die Vf. der drey erstgenannten Übersetzungen haben sich damit leicht geholfen, indem sie durchgehends den Ausdruck: *Act* beybehalten, und es dem Leser überlassen, den jedesmaligen Sinn zu errathen. — Das Wort *acte* heisst in der französischen Rechtssprache *jede Handlung*, mag sie nun persönlich, mündlich oder schriftlich geschehen, insonderheit die, welcher das Gesetz eine gewisse Form vorschreibt. In sehr vielen Fällen kann es durch *Urkunde*, in anderen muss es durch *Rechtsgeschäft*, noch in anderen durch *Handlung*, in einigen aber durch *Bescheinigung*, übersetzt werden; die erste Bedeutung hat es z. B. in dem zusammengesetzten Ausdrucke: *acte de l'état civil*, und im ganzen Titel vom Urkundenbeweise, die zweyte in den Art. 111, 219, 1451, die dritte in den Art. 151, 391, 779, die vierte endlich in den Art. 283, 287 und 2174. Theils unrichtig, theils wenigstens nicht genau genug ist es daher, wenn das Wort: *acte* von Hn. *M.* in den Art. 111 und 2174, und von Hn. *E.* in den Art. 111, 219 und 283 durch *Urkunde*, dagegen von ersterem in den Art. 931, 1335 und 1396, wo es offenbar einen schriftlichen Aufsatz, eine Urkunde, bezeichnet, durch: *Handlung*, übersetzt wird. — Besonders schwierig ist jenes Wort in dem zusammengesetzten Ausdrucke: *actes de l'état civil*, welches die drey französischen Übersetzer ohne Umstände durch: *Acte des Civilstandes*, die übrigen aber auf sehr verschiedene Weise geben. Hr. *M.* sagt: *Urkunden über den bürgerlichen Zustand*, (auch: *über die bürgerliche Rechtsfähigkeit*); Hr. *E.* wechselt, nach der oben schon gerügten Methode, mit den Ausdrücken ab, indem er bald: *Beurkundung des bürgerlichen Zustandes*, bald: *Urkunden zur Beglaubigung des bürgerl. Zustandes*, oder auch: *des Civilstandes* sagt, bald dieselben *Protocolle*, bald wieder *Scheine*, einmal sogar *Registraturen* nennt. Hr. *Zach.* endlich behält theils das französische Wort *acte* ganz bey, und sagt nun: *der Acte (masc.) des Civilstandes*, oder er übersetzt dasselbe, wie *E.*, durch: *Protocolle*. Gegen eine jede dieser Benennungen liesse sich gar Manches erinnern, wiewohl die *actes de l'état civil* mit unseren Protocollen am meisten übereinkommen; doch hat auch dieser Ausdruck das immer gegen sich, dass er nicht selten zu Collision mit *procès verbal*, welches in der fanzösischen Rechtssprache eigentlich das Protocoll bezeichnet, Veranlassung geben würde. Der in einem Aufsatze in den *europäischen Annalen* einmal gebrauchte Ausdruck: *Urkunden des Personenstandes*, scheint dem Rec. unter allen der passendste.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 DECEMBER, 1808.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der Recension

von

Lassaulx, Spielmann's, Daniels, Müllers und Erhard's

deutschen Übersetzungen

des Code Napoléon.

Eine ähnliche Bewandniss, wie mit dem Worte *acte*, hat es 3) mit dem Ausdrucke: *titre*, welcher in den transrhenanischen Übersetzungen wieder geradezu durch *Titel* gegeben wird, so unpassend diess auch oft ist. *Titre* heisst im Allgemeinen jeder Entstehungsgrund von Rechten, mögen diese unmittelbar oder nur mittelbar darauf beruhen; daher sowohl die juristische Handlung, welche Rechte begründet, als die Urkunde, welche darüber aufgenommen würde. So bezeichnet diess Wort im 126 Art. die sämmtlichen Documente, welche Jemand über die ihm zustehenden Rechte in Händen hat, z. B. Schuldverschreibungen, Kaufbriefe u. s. w. In diesem allgemeinen Sinne übersetzt man es daher wohl am besten durch *Briefschaften*; *Lass.* hat *Rechtstitel*, *Dan. Erwerbungsbriefe*, *M. rechtliche Foderungen*, *Sp. Schriften* und *E. Documente* (Papiere), welches noch am richtigsten seyn würde, wenn es nicht ein fremdes Wort und die beygefügte Erläuterung allzu unbestimmt wäre. — So bezeichnet es ferner im 320, so wie *titre de naissance* in einigen der folgenden Artikel, die *Urkunde*, wodurch Jemand die wirkliche Zuständigkeit der ehelichen Geburt darthut, und so muss man es auch übersetzen, wiewohl es auch in jenem ersteren Art., wo es allein und disjunctiv mit *possession* steht, von Hn. *E.* ganz richtig durch *Beweismittel* gegeben wird. *L.* hat bloss *Titel*, *D.* und *M.*, *Rechtstitel*, *Sp.* aber *Urkunde*. Auch im 1331 Art. bedeutet es nichts anderes als *Beweismittel*, obgleich es auch hier von *L.* durch *Rechtstitel* und von *Sp.* durch *Urkunde* gegeben wird. — An anderen Orten, z. B. in den Art. 560, 653, 2265 und 2267 bezeichnet es wirklich das, was wir bisher *Rechtstitel* zu nennen pflegten, den Erwerbsgrund eines Rechts. Hier übersetzt man es am richtigsten durch *Rechtsgrund*. *L.* hat *Titel*, *D.* und *M.* im 560, 2265 und 2267 Art. ebenfalls *Titel*, im 653 aber *schriftlicher Beweis*, *Sp.* im 2265 Art. *Titel*, in allen übrigen, sogar im 2279, *Urkunde*, *E.* im 560: *Erwerbtitel* und im 653: *Urkunde*. — Endlich giebt es noch einige Fälle, wo zwar auch die obige allgemeine Bedeutung passt, wo aber keiner unserer deutschen Ausdrücke eine genaue Bezeichnung enthält. Hier muss der Übersetzer nur auf die Sache selbst sehen, ohne sich ganz streng an die Worte zu binden; daher lässt sich *titre constitutif ou d'établissement* im 695 und 698 (628, 686, 690) Art. nicht wohl anders als durch *Art der Verleihung* geben (*L.* hat *Begründungstitel*, *D. ursprünglicher Titel*, *M. constitutiver Rechtstitel*, *Sp. Begründungsurkunde*, *E. Errichtungsurkunde*), und daher wird auch in den Art. 664 und 2229 das Wort *titre* am besten ganz unübersetzt gelassen; die 4 erstgenannten Übersetzer beziehen zwar den Ausdruck: *à titre de propriétaire* im 2229 Art auf einen *Eigenthumstitel*, diess ist aber unrichtig, da hier bloss der bey jeder Verjährung nothwendige *animus*, *rem sibi habendi* gemeint ist, das Erfodérniss eines bestimmten Rechtsgrundes (*titulus*) aber erst in den Art. 2265 und 2267, als specielle Bedingung der zehnjährigen Verjährung, vorkommt; auch Hr. *Z.* hat daher seiner ganz passenden Übersetzung: *als Eigenthümer* dadurch ihren Werth benommen, dass er den 2267 Art. dabey allegirt. — Noch kommt das Wort *titre* in einer Zusammensetzung vor, welche von mehreren jener Übersetzer offenbar missverstanden worden ist: es ist diess *titre-nouvel* im 2263 Art. *L.*, *Sp.*, *Z.* und die Vff. der italiänischen und lateinischen Übersetzung haben es gleichbedeutend mit *titre nouveau* gehalten, und es daher durch *neuen Titel*, *neue Urkunde* gegeben. *Titre-nouvel* ist nach *Ferriere* ein *terminus technicus* und bezeichnet die Bescheinigung der bisherigen Rentenzahlung und die Anerkennung der fortdauernden Verbindlichkeit hiezu (*contre quittance*, *antapocha*), bloss zu dem Zwecke, die Verjährung zu unterbrechen (2248). Also nicht eine förmliche Schuldverschreibung, sondern nur eine ganz einfache Recognition, ein neues *Schuld-Bekenntniss*, wie *D.*, und nach ihm *M.*, richtig übersetzen, kann nach 28 Jahren der Gläubiger fodern. — Ein gleiches Schicksal, wie die Worte *acte* und *titre* bey den jenseits rheinischen Übersetzern, hat 4) bey *allen* der Ausdruck: *excès* in den Art. 231 u. 259 gehabt, indem sie sämmtlich ihn völlig unerklärt in dem Worte: *Excesse* wiedergegeben haben. Und doch hätten sie nur auf die nächste Quelle der Interpretation — die Reden der Staatsräthe und Tribunen über den Gesetzentwurf — zurückgehen dürfen, um zu finden, welche Art von Excessen hier

gemeint sey, und dass darunter ebenfalls *Misshandlungen*, nur von etwas niederem Grade, als das Wort *sévices* bezeichnet, verstanden werden. Hr. *Treilhard* erklärt nämlich das Wort *excès* durch *mauvais traitemens personnels* und stellt sie neben *sévices dans la rigoureuse acception du mot saevitia, cruauté*, und Hr. *Gillet* sagt in dieser Beziehung von dem schuldigen Ehegatten: *soit, qu'il attente à sa sureté par des excès, à sa sécurité par des sévices, ou à son honneur par des injures graves.* — Ein anderer im *C. N.* sehr oft gebrauchter und ebenfalls schwieriger Ausdruck ist ferner 5) das Wort: *arrérages*. Die gewöhnliche Bedeutung hievon ist: *Rückstände*, und an diese haben sich die bisherigen Übersetzer fast durchgehends gehalten, so sehr auch der ganz falsche Sinn, den dieses zur Folge hat, sie zu einer besseren Wahl hätte auffodern sollen. Schon das *Dictionnaire de l'academie* bezeugt, dass unter *arrérages* nicht gerade nothwendig eigentliche Rückstände, sondern überhaupt fällige Zahlungen (*ce qui est du, ce qui est echu*) verstanden werden, die franz. Rechtssprache aber verbindet damit insonderheit den Begriff der *jährlichen Gefälle von Renten* oder unaufkündbaren Capitalien (1909), im Gegensatze von *intérêts* oder Zinsen von aufkündbaren Capitalien (*sommes exigibles* 529), und so ist es durchgehends im *C. N.* gebraucht worden. Bisweilen kann es daher zufällig durch *Rückstände* (jedoch immer mit dem Zusatze: *von Renten*) gegeben werden (2277), oft aber würde es auf ganz unrichtige Principien führen, wenn man es so übersetzen wollte. Darf z. B. der Niessbraucher einer Leibrente sich durch den 588 Art. berechtiget halten, die bey seinem Eintritte in den Niessbrauch vorgefundenen Rückstände oder unbezahlt gebliebenen Termine dieser Rente zu beziehen, oder gehören diese nicht vielmehr dem vorigen Inhaber, und ihm nur die noch fällig werdenden Nutzungen? oder könnte man auf der anderen Seite wohl durch den 385 Art. den Vater verbunden achten, die Zinsrückstände, welche er bey dem Anfange seines Niesbrauches vorfindet, als eine auf diesem haftende Last zu bezahlen? Und doch würde beides aus der Übersetzung von *L.*, *M.*, *Sp.* und *E.*: *rückständige und laufende Capitalzinsen*, nothwendig folgen. Nur allein Hr. *D.* hat bey diesem und einigen anderen Artikeln *arrérages* ganz richtig durch *Renten* übersetzt: um so auffallender aber ist es, dass sowohl hier, als vorzüglich beym 1409 Art., wo Hr. *D.* den wahren Sinn von *arrérages* so genau angegeben, Hr. *Müller*, sonst so treu ihm folgend, den ihm richtig vorgezeichneten Weg verlassen hat. Sogar beym 1254 Art. haben *L.* und *Sp.* sich von ihrer einmal angenommenen Meinung nicht trennen können, und reden daher von *Schulden, welche Rückstände hervorbringen!!* Nur beym 1983 Art. haben sie sämmtlich nachgeben müssen, weil die Beziehung desselben auf Rückstände eine ganz unvernünftige Verfügung zur Folge gehabt hätte. — Die lateinische Übersetzung giebt *arrérages* mehrentheils durch *annui reditus*, *Zach.* hingegen lässt es gewöhnlich (I, 245. II, 105) ganz weg, und setzt für *arrérages ou intérêts* bloss: *Zinsen*. — Eine ähnliche Bewandniss hat es 6) mit dem Worte: *caution*. Bekanntlich wird mit diesem, aus der lateinischen auch in die deutsche Sprache aufgenommenen Worte im gemeinen Leben *jede Sicherheitsleistung* bezeichnet, und diese Bedeutung legen demselben *L.*, *D.*, *M.*, *E.* und *Z.* auch im *C. N.*, wo es sehr häufig einzeln vorkommt, bey. Die französische Rechtssprache aber weicht hievon wesentlich ab; nach ihr heisst *caution* nicht *jede* Sicherheitsleistung, sondern nur die, welche durch *Bürgen* geschieht. Diess bezeugt nicht nur im Allgemeinen *Ferriere*, sondern es erhellet sogar aus den eigenen Verfügungen des Gesetzbuchs. Wem ein Urtheil oder Gesetz die Verbindlichkeit auflegt: *de fournir une caution*, soll hiebey nach dem 2040 Art. die Vorschriften des 2018 und 2019 Art., *welche bloss auf Bürger anwendbar sind*, beobachten, und nach dem 2041 Art. erst alsdann zur Sicherheitsleistung durch ein Unterpfand zugelassen werden, wenn er keinen Bürgen finden kann. Verlangen hingegen die Gesetze blosse Sicherheitsleistung ohne Beschränkung auf Bürgschaft: so brauchen sie, wie z. B. in den Art. 1752, 1912, 1977, 2071, jedesmal den Ausdruck: *suretés*. — *Sp.* ist der einzige, welcher *caution* richtig durch *Bürgschaft* übersetzt, indem selbst die lateinische Übersetzung es durch *cautio* giebt. Sodann 7) bemerkt Rec. über den Ausdruck: *date certaine* nur dieses, dass, wo derselbe auch vorkommt, die Verfügung des 1328 Art. ihm zur Erklärung dienen muss; und es daher unzulänglich ist, wenn Hr. *M.* im 1558 *date certaine antérieure* bloss durch: *älteres Datum* übersetzt, aber sogar unrichtig, wenn Hr. *Zach.* die beiden Voraussetzungen: *bail authentique ou dont la date est certaine* im 1743 Art. mit einander verbindet, und zusammen von einer öffentlichen Urkunde versteht, da doch letzteres sich lediglich auf Privaturkunden bezieht. — Von minderer Bedeutung, aber doch immer einer besonderen Prüfung werth, ist 8) der Ausdruck: *Magistrat*. Er wird, gleich dem deutschen Worte: *Obrigkeit*, gewöhnlich in einer zwiefachen Bedeutung genommen, sowohl zur Bezeichnung einer jeden öffentlichen, vorzüglich der oberen Policeybehörde, als insbesondere des Richteramts. In der französischen Rechtssprache, und namentlich in dem *C. N.* hat es aber immer nur die letztere Bedeutung, und es ist daher nicht zu billigen, wenn *L.*, *D.*, *M.* und *E.* sich in den Art. 236 und 1335 der Ausdrücke: *Obrigkeit* oder *Magistrat* bedienen, zumal die ersteren drey in den Art. 1349 und 1353 *Magistrat* durch *Richter* übersetzen, und dadurch sehr natürlich auf die Idee einer Verschiedenheit führen, die doch nicht Statt findet, da im 236 Art. ausdrücklich steht: *ce magistrat* in Beziehung auf den Präsidenten oder Richter, und auch die im 1335 Art. enthaltene Verfügung nur vom Richter geschehen kann. *Sp.* hat diese beiden Stellen ganz richtig übersetzt; dagegen aber im 286 Art., wo ebenfalls nur vom Richter die Rede ist (*Erh.*, *Lass.*) den Ausdruck: *obrigkeitliche*

Person gewählt. — 10) Für den Ausdruck: *Ministère public* (114, 184, 191, 235, 298, 308 etc.), ohne jedesmalige Umschreibung einen treffenden deutschen Ausdruck zu finden, möchte fast unmöglich seyn, da die von einigen der obigen Übersetzer gebrauchten: *öffentliches Ministerium* (*Lass.*, *Dan.*), *Staatsbeamten*, *öffentliche Beamten* (*M.*), *Staatsbehörde* (*Sp.*, *Erh.*), theils völlig unpassend, theils nicht genau genug sind, und, wenn sie ohne nähere Erläuterung abwechselnd gebraucht werden. (Hr. *Erh.* sagt bald öffentliche Staatsbehörde, bald kaiserlicher Anwald, Hr. *Sp.* aber bedient sich ausser diesen beiden noch weiter der Ausdrücke: *von Staatswegen*, und: *von der Obrigkeit*). Am passendsten würde der Ausdruck: *Staatsbehörde*, seyn, wenn man hinzufügte, *sofern diese bey dem Richteramte mitwirkt*, denn diess ist eigentlich der Sinn von: *ministère public*, weshalb es auch im 1597 Art. heisst: *les magistrats remplissant le ministère public*; um indessen diese Umschreibung zu ersparen, kann man, da zu dem *ministère public* keine anderen Personen, als die kaiserlichen Procuratoren (und Generalprocuratoren) gehören, diese jedesmal nennen, wo jener Ausdruck vorkommt. — Als Spracheigenheiten des *Code Napoléon* sind endlich noch die Ausdrücke: *biens*, *soulte*, *réprises*, *ayant-cause*, *dette mobilière prix fait*, *loyaux couts*, *bordereau*, *opposition*, *inscription de faux*, *mise en accusation*, *fins de non recevoir*, *executoire*, *de plein droit*, *s'il y a lieu*, und einige andere zu betrachten; doch erlaubt der Raum dieser Blätter keine besondere Rücksicht auf dieselben.

B) *Einzelne besonders schwierige Stellen des Gesetzbuches.* Dahin gehören: 1) der Art. 41, und insonderheit dessen Worte: *coté par première et dernière et paragraphé sur chaque feuille.* Die natürlichste und zweckmässigste Übersetzung ist wohl die: *auf dem ersten und letzten Blatte mit der Seitenzahl und auf einem jeden mit dem Handzuge versehen.* Die lateinische Übersetzung dagegen hat: *a prima usque ad postremam paginam numeris successivis notabuntur etc.*, und damit stimmen auch *L.* und *M.* überein. *D.*, *Sp.* und *E.* verlangen, dass das Register durchgehends foliirt, und auf dem ersten und letzten Blatte die Zahl der Blätter bemerkt werde, *Sp.* aber supplirt noch weiter, dass diess mit Buchstaben geschehen müsse. *Zach.* übergeht diesen Punct ganz. — Rec. glaubt, dass unsere deutschen Übersetzer bey der bloss wörtlichen Übersetzung so lange hätten stehen bleiben sollen, bis für die abweichende Meinung ein bestimmter und hinreichender Grund angeführt worden wäre. — 2) Die Worte des Art. 314: *si l'enfant n'est pas declaré viable.* Wörtlich übersetzt, wie man es in den sämmtlichen bisherigen Übersetzungen, selbst der lateinischen und italiänischen findet, würde diess heissen: wenn das Kind nicht für lebensfähig erklärt worden ist, mithin eben so viel als: *wenn keine Erklärung darüber, dass es lebensfähig sey, Statt gefunden hat.* Diess ist jedoch offenbar der Sinn des Gesetzes nicht; vielmehr besteht die Voraussetzung, unter welcher dem Vater die Verleugnung des Kindes gestattet seyn soll, darin, dass eine positive Erklärung über die *Nicht*-Lebensfähigkeit desselben geschehen sey, *la declaration de non viabilité de l'enfant*, wie Hr. *Lahary* in seiner Rede an das Tribunat sich ausdrückt. Ist aber demnach der Sinn des Gesetzes klar, und lässt darüber die noch bestimmtere Äusserung des Staatsraths *Bigot-Préameneu: il faut à cet égard, que les gens de l'art prononcent*, auch nicht den mindesten Zweifel: so müssen wir auch diesen Sinn im Deutschen klar ausdrücken, und dürfen nicht durch Nachbildung einer dem französischen Sprachgebrauche eigenen Redensart Ungewissheit in diese so folgenreiche gesetzliche Verfügung bringen. — 3) Der Art. 558, in welchem bestimmt wird, dass dem Eigenthümer eines Teiches der Grund und Boden so weit zugehöre, als er bedeckt werde, wenn das Wasser sich *à la hauteur de la décharge de l'étang* befinde. Wann aber tritt diese Bestimmung ein? — *D.* und *M.* sagen: *wenn das Wasser auf die Höhe gestiegen ist, dass man den Teich ablassen kann*, *E.* übersetzt: *wenn es bis an den Abzug gestiegen ist*, *L.* und *Sp.* aber: *wenn es bis zum Abflusse des Teiches gestiegen ist* oder *demselben gleich steht.* Die lateinische Übersetzung hat: *quum aquae ad effluvium perveniunt*; *Zach.* umgeht die Schwierigkeit, wie öfters, ganz. Der Sinn ist offenbar der: die Ufer des Teiches sollen dem Eigenthümer bis zu der Linie zugehören, welche das Wasser nicht übersteigen dürfte, ohne auszutreten, und auf die anliegenden Grundstücke (*terres riverains*) über zu fliessen; wie solches der zweyte Satz des Art. klar beweist. Unrichtig ist daher die ersterwähnte Übersetzungsart und wenigstens gar nicht genau die von Hn. *E.* — *Höhe des Abflusses* möchte noch am passendsten seyn. — 4) Der Art. 638, welcher verfügt: *la servitude n'établit aucune prééminence d'un héritage sur l'autre.* Was heisst hier *prééminence*? — *L.*, *D.* und *M.* übersetzen: *Vorzug*; diess ist aber nicht richtig, denn allerdings giebt eine Servitut dem Grundstücke, zu dessen Vortheile sie gereicht, einen Vorzug vor dem, welches damit beschwert ist. *Sp.* und *D.* haben: *Vorrang*; diess kommt der Sache näher, ist aber zu unbestimmt, indem dieser Ausdruck gewöhnlich nur von dem Falle der Concurrenz zweyer Gegenstände (oder eigentlich Personen) zu dem nämlichen Zwecke verstanden wird. Der Lateiner sagt: *praeeminentia* und *Zach.* hat den französischen Satz ganz beybehalten. — Die Absicht der gesetzgebenden Behörde war, wie *Maleville* bezeugt, und auch *Z.* ganz richtig bemerkt, lediglich die, jeden Gedanken an einen zwischen beiden Grundstücken, wovon eins zum Vortheile des anderen belastet ist, und also, nach dem römischen Sprachgebrauche, demselben *dient*, Statt findenden Lehnsnexus zu entfernen; um diess auszudrücken und doch nicht jene Verfügung ihrer Allgemeinheit zu berauben, möchte der Ausdruck: *Abhängigkeit* am schicklichsten gewählt seyn, zumal wenn man, um jeder Missdeutung vorzubeugen, noch die Worte:

im Übrigen, einschaltet: „die Servitut begründet im Übrigen keine Abhängigkeit des einen Grundstücks von dem Anderen." — 5) Die Art. 786 und 787. In beiden kommt das Wort: *degré*, welches gewöhnlich einen *Grad* bezeichnet, vor, und wird auch so in sämmtlichen Übersetzungen, die lateinische mit eingeschlossen, gegeben. Dennoch zeigt der ganze Zusammenhang, dass hier nicht von dem *Grade*, sondern von der ganzen *Classe* der zur Erbfolge berechtigten Personen die Rede ist, da unter *seul héritier de son degré* derjenige verstanden wird, welcher *keine Miterben* hat, also nicht bloss der Einzige in seinem *Grade* (denn Enkel sind Miterben der Kinder, Kinder der Geschwister Miterben dieser), sondern der Einzige in seiner *Classe* ist, in welchem Falle die *devolution au degré subsequent* — auf die folgende *Classe* — eintritt. 6) Die Worte des Art. 842: *les titres d'une propriété divisée.* Sämmtliche Übersetzungen haben *propriété divisée* durch: *getheiltes Eigenthum* gegeben, welches die Idee erzeugt, dass hier von einem *dominium divisum* (*directum et utile*) die Rede sey, da doch, wie der Lateiner richtig übersetzt, ein *praedium divisum*, ein getheiltes Grundstück, oder eigentlich wohl überhaupt: eine getheilte Erbschaftssache, den Gegenstand der Disposition ausmacht. — 7) Der Art. 1052, in welchem die Ausdrücke: *acceptent une nouvelle libéralité* und *offriroient de rendre* grosse Schwierigkeit haben. Hr. *Zach.* scheint diess zwar nicht dafür zu halten, indem er geradezu die *gewöhnliche* Deutung annimmt, und, ohne sich auf die entgegenstehenden Bedenklichkeiten einzulassen, die von einem anderen Schriftsteller versuchte ganz kurz für falsch erklärt. Alle bisherigen Übersetzungen, auch die lateinische, haben nämlich den buchstäblichen Sinn jener Ausdrücke beybehalten, und übersetzen *accepter* durch *annehmen* (*acceptare*) und *rendre* durch *zurückgeben*, da doch letzteres gewiss nicht die Zurückgabe an den Schenker, sondern die Restitution an den ernannten Fiduciar bezeichnet, und ersteres, wenn man es nicht durch *erhalten*, *empfangen* (*accipere*) übersetzt, die ganze Verfügung, die sich doch übrigens als singuläre Vorschrift ankündigt, zu einer höchst überflüssigen Anwendung der bekanntesten Grundsätze von der Verbindungskraft der Verträge machen würde, wiewohl es sich nicht leugnen lässt, dass nach der vorgeschlagenen Übersetzungsweise eine grosse Härte darin liegen würde. — 8) Der Art. 1283. Dass dieser Artikel einen Gegensatz zu dem vorhergehenden bilde, ist wohl klar; worin aber dieser Gegensatz bestehe, ist nach der bisher allgemein angenommenen Übersetzung sehr zweifelhaft. Die Vff. derselben scheinen sämmtlich die Worte: *Originalurkunde*, in dem 1282sten, und: *Hauptausfertigung*, in dem 1283sten einander gegenüber gestellt zu haben. Diess ist jedoch unrichtig; die eigentliche Verschiedenheit beruht vielmehr, wie man aus den Verhandlungen über den Gesetzentwurf völlig klar ersehen kann, darauf, dass in jenem von *Privat*-Urkunden, in diesem aber von *öffentlichen* Urkunden die Rede ist. Hr. *Jaubert* namentlich stellt in seiner Rede an das Tribunat den Gegensatz der beiden Art. so dar, dass er den ersten auf den Fall: *si l'obligation n'est constatée, que par un acte d'écriture privée*, den zweyten aber auf den: *si l'obligation avoit été contractée par un acte public*, bezieht. Das französische Wort: *grosse* führt die Beschränkung auf öffentliche Urkunden wesentlich mit sich, nicht so unser deutsches: *Ausfertigung*; nothwendig ist es daher, dass bey dem Übersetzen die Beziehung auf öffentliche Urkunden ausdrücklich erwähnt werde. Hr. *Zach.* übersetzt *grosse* durch *Notariatsinstrument*, hat also zwar den Sinn getroffen, aber dafür einen zu unbestimmten Ausdruck gewählt, weil man dabey auch an die *Minute* denken könnte. — 9) Der 1585 und 1587 Art. In dem ersten finden sich die Worte: *la vente n'est point parfaite*, im letzteren die: *il n'y a point de vente.* Sind beide Ausdrücke gleichbedeutend, oder wie unterscheiden sie sich? — *Sp.*, *Zach.* und der Vf. der lateinischen Übersetzung nehmen dieselben völlig gleichbedeutend, *L.*, *D.* und *M.* übersetzen jene erste Stelle: der Kauf ist *noch nicht vollendet*, *D.* und *M.* die zweyte: es ist *kein gültiger* Kauf vorhanden, und *L.* noch bestimmter, wiewohl etwas undeutsch: es *giebt noch keinen* Kauf. — Die letzteren haben ohne Zweifel Recht; in dem Falle des 1585 Art. ist der Kauf nur *nicht ganz vollständig*, es hat aber daraus schon eine Klage auf Erfüllung oder Entschädigung Statt; in dem Falle des 1587 Art. hingegen ist der Kauf als noch *gar nicht vorhanden* zu betrachten, *parceque'il n'y a pas même un véritable consentement de la part de l'acheteur*, wie Hr. *Portalis* sehr richtig hinzusetzt. Überdiess stellt das Gesetz selbst diesen Fall dem im 1592sten enthaltenen offenbar gleich, indem es bey beiden den nämlichen Ausdruck: *il n'y a point de vente*, gebraucht; in diesem letzteren Art. übersetzt aber *Sp.* geradezu: es hat *kein Kauf Statt*, *Zach.*: der Vertrag ist *nichtig*, und der Lateiner: *venditio infecta est.* — 10) Der letzte Satz des 1717 Art.: *cette clause est toujours de rigeur.* L., *D.* und *Sp.* übersetzen: *diese Clausel ist immer unerlässlich*, *M.* hingegen: *diese Clausel gilt ein für allemal.* So wenig das eine, als das andere giebt einen klaren Sinn, und lässt die richtige Deutung um so weniger errathen, als sämmtliche Übersetzer für die fast gleiche Redensart im 1661 Art.: *le terme fixé est de rigeur*, einen ganz verschiedenen Ausdruck gewählt haben, so dass man nothwendig an eine Verschiedenheit der Disposition denken muss, die doch in der That nicht vorhanden ist. In beiden Stellen heisst der Ausdruck: *est de rigeur*, *muss streng beobachtet werden*, wie auch jene in Ansehung des 1661 Art. selbst anerkennen, und in Ansehung des 1717ten die Bemerkung des Tribuns *Moutricault*, dass es bey mehreren Gerichten herkömmlich gewesen sey, den in Frage stehenden Vorbehalt nicht zu respectiren, und man daher „*pour réformer cet abus et pour ramener les parties à la stricte execution de leurs engagements*," jene Verfügung nöthig erachtet habe. — Die lateinische Übersetzung hat in beiden Artikeln: *stricti juris est.* —

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 DECEMBER, 1808.

JURISPRUDENZ.

Beschluss der Recension

von

Lassaulx, Spielmann's, Daniels, Müllers und Erhard's

deutschen Übersetzungen

des Code Napoléon.

11) Die Worte des 1787 Art.: *lorsqu'on charge quelqu'un, de faire un ouvrage.* Sie bedeuten überhaupt die Verfertigung irgend einer Arbeit, also zwar auch Bauarbeit, eben so wohl aber jede sonstige Arbeit irgend eines Handwerkers, der etwas z. B. Möbels, Kleider u. s. w. verfertigt. Diess beweist die von dem Staatsrathe *Bérenger* bey der Discussion des Gesetzentwurfs namentlich geschehene Erwähnung der *Möbels*, und *Maleville's* Beziehung auf das römische Recht, und insonderheit auf die *l. 13. §. 6. D. locati*, worin *vestimenta polienda* den Gegenstand der Verfügung ausmachen. Sehr richtig ist daher die Uebersetzung von *Lass.*: Wenn man Jemanden *eine Arbeit überträgt*, weniger genau die von *D.* und *M.*: wird Jemand gedungen, *ein Werk auszuführen*, und ganz falsch die von *Sp.*: wenn man Jemanden ein *Bauwerk* in Bestellung giebt. Der Lateiner sagt: *opus conficiendum*, *Zach.* hingegen: *die Fertigung einer bestimmten Sache oder einen Bau.* — 12) Der Schlussatz des 1978 Art. *l'emploi d'une somme suffisante pour le service des arrérages.* — Ist hier von den bereits verfallenen und also rückständigen Terminen der Leibrente, oder von denen die Rede, welche künftig fällig werden? soll also dem Berechtigten durch diesen Artikel bloss zur Befriedigung in Ansehung des ihm bereits schuldigen Betrags verholfen, oder soll ihm für die künftige Entrichtung Sicherheit verschafft werden? — Ersteres haben *M.* und *Sp.*, letzteres *L.* und *D.*, und, wie es scheint, auch *Zach.* angenommen. *L.* sagt ausdrücklich: eine *zur richtigen Leistung* (*Bedienung*) *der Rente* hinlängliche Summe u. s. w. Die lateinische Übersetzung hingegen hat: *redituum praeteritorum solutioni.* — Der ganze Zusammenhang des Art. zeigt, dass der Gläubiger für die ihm versagte Aufhebung des Contracts wegen nicht erfolgter Zahlung entschädigt, dass ihm ein Mittel gegeben werden sollte, ein Capital oder die für dessen Entbehrung ausbedungenen Vortheile zu sichern, ohne jenes selbst zurück zu nehmen. Diesem Zwecke würde geradezu entgegen gehandelt werden, wenn das Vermögen des Schuldners bloss zu Berichtigung der Rückstände verkauft werden sollte, indem nun gar nichts mehr übrig wäre, woran sich der Gläubiger halten könnte. Zudem heisst *emploi* im juristischen Sinne nicht: *Verwendung*, sondern: *Anlegung* (126, 455, 1065, 1450, 1558), und *service des arrérages* nichts anders, als *service de la rente*, im 1979 Art.: die *fortwährende Bezahlung des jährlichen Rentenbetrags*, *payement annuel des arrérages*, wie Hr. *Duveyrier* in seiner Rede an das gesetzgebende Corps sich ausdrückt. Die von Letzterem entwickelten Gründe des Gesetzes heben ausserdem jeden Zweifel. 13) Der 2119 Art. Etwas ungewöhnlich ist allerdings die darin gebrauchte Redensart: *les meubles n'ont pas de suite par hypothèque*, und darum läfst es sich entschuldigen, wenn die Übersetzer den Sinn derselben so verschieden geben. *M.* und *Sp.*, und, wie es scheint, auch *Zach.* (der sich jedoch nicht speciell darauf einläfst) finden in jenem Satze die Bestimmung, dass Mobilien *gar nicht Gegenstand einer Hypothek seyn können*, *L.* und *D.* hingegen nur die, dass die darauf gelegte Hypothek *nicht gegen einen dritten Besitzer geltend gemacht werden kann*; diese letztere Deutung nehmen auch die italiänische und lateinische Übersetzung an, und es ist hier, wo es auf Erklärung einer eigenthümlich französischen Redensart ankommt, ein wichtiger Umstand, dass gerade diese vier Übersetzungen, gegen jene beiden, völlig übereinstimmen, obwohl letzteren der 2114 Art. das Wort zu reden scheint. In den Verhandlungen über den Gesetzentwurf sucht man vergebens einige Aufklärung über den richtigen Sinn der Verfügung; sehr bald aber überzeugt man sich davon, wenn man auf das ältere französische Recht zurückgeht. „*C'est notre règle* — sagt *Domat*, dem man bey Abfassung des *Code Napoléon* sehr häufig gefolgt ist — *que l'hypothèque sur le meuble ne dure, que tandis, qu'il demeure en la puissance de celui, qui est obligé; mais si le débiteur le fait passer en d'autres mains, on ne peut plus le suivre; c'est cette règle, qu'on exprime par ces mots, que meuble n'a point de suite par hypothèque.*" Auch *Comailles* bezeugt, dass das französische Gewohnheitsrecht auf diese Weise nur eine *unvollkommene* Hypothek auf bewegliche Sachen anerkannt habe, und dass dieser Grundsatz durch den 1229 Art. in den *C. N.* aufgenommen sey. Worin übrigens das *praktische* Interesse jener Verschiedenheit bestehe, ist hier der Ort

nicht, auszuführen; dafs jedoch ein solches wirklich vorhanden sey, leidet keinen Zweifel. — 14) Der Art. 2161. Die in diesem Artikel vorkommenden Worte: *sans limitation convenue* sind so gestellt, dafs sie eine dreyfache Beziehung, nämlich entweder auf *inscriptions prises*, oder auf *auroit droit*, oder endlich auf *domaines différens*, zulassen. Alle drey Erklärungsarten haben ihre Anhänger gefunden; die erstere liegt wohl der *Lassaulx*'schen Übersetzung, obwohl nicht ganz deutlich, zum Grunde, die zweyte haben *D.* und *M.*, vorzüglich aber *Sp.* angenommen, und der dritten ist man bey der lateinischen und italiänischen Übersetzung gefolgt. Hr. *Zach.* hat jene Worte ganz übergangen; in der Not. 2 zum 129§. jedoch eine Bemerkung aus *Lassaulx* Journal beygefügt, welche die erste Beziehung voraussetzt. Der verschiedene Sinn dieser dreyfachen Beziehung ist nun aber, dafs nach der *ersten* der Gläubiger, welcher zu einer allgemeinen Eintragung berechtigt gewesen wäre, diese, wiewohl *ohne ausdrückliche Übereinkunft* mit dem Schuldner, auf mehrere Grundstücke desselben (alle oder einige) hat bewirken lassen; nach der *zweyten* der Gläubiger, welcher, *im Fall keine vertragsmäfsige Beschränkung Statt gefunden hat*, zu einer allgemeinen Eintragung berechtigt gewesen wäre, diese auf mehrere Grundstücke hat vornehmen lassen; nach der *dritten* hingegen der Gläubiger, welcher berechtigt war, eine allgemeine Eintragung zu verlangen, diese auch *ohne einige Beschränkung (indistincte, senza limitatione)* hat bewirken lassen. Diese dritte Meinung setzt voraus, dafs die Eintragung auf das *ganze* Vermögen des Schuldners bewirkt worden sey, welches doch, wie auch *Zach.* richtig bemerkt, nicht gerade erfoderlich ist; zudem läfst sie das Wort *convenue* unübersetzt; und hat auch dieses gegen sich, dafs die Worte *sans limitation convenue*, hinter *domaines différens*, oder wenigstens hinter *se sont portées* stehen müfsten. Die zweyte Meinung giebt so, wie sie *Sp.* ausdrückt (die *Daniel*'sche u. *Müller*'sche Übersetz. sind weniger bestimmt), im Grunde gar keinen Sinn, oder macht doch die Worte: *sans limitation convenue*, ganz überflüssig. Die erste bleibt also allein übrig. Der Sinn ist nunmehr der: Wenn der Gläubiger zu einer generellen Eintragung berechtigt gewesen wäre, und dieselbe auf mehrere verschiedene Grundstücke hat vornehmen lassen, ohne dafs jedoch diese *bestimmte* Eintragung die Folge einer besonderen Übereinkunft gewesen wäre: so soll der Schuldner die Reduction verlangen können; geschahe sie hingegen nach vorgängiger Abrede: so hat die gesetzliche Hypothek die Natur einer *vertragsmäfsigen* angenommen, wobey keine Reduction Statt findet. *Si le créancier et le débiteur avoient determiné et évalué les créances, le débiteur ne peut pas en demander la reduction* (*Maleville.* IV. 303). — 15) Der Art. 2164. Hierin heifst es: *lorsque l'événement aura porté les créances indeterminées à une somme plus forte*; diefs übersetzen *L.*, *D.* und *M.* so, als ob von dem Falle die Rede wäre, wo durch den Erfolg die vorher geringere Summe *wirklich erhöhet* worden wäre, *Sp.* sagt ausdrücklich: auf eine höhere Summe *gestiegen*, und *Zach.* sogar noch bestimmter: *wenn ein Umstand eintritt, wodurch sich in der Folge die Foderung erhöht*; auch die lateinische Übersetzung führt durch das Wort: *ascenderit* auf dieselbe Idee. Die Sache verhält sich jedoch ganz anders; offenbar ist hier davon die Rede, dafs, wenn gewisse unbestimmte Foderungen auf einen ungefähren Anschlag gebracht sind, und es sich in der Folge ergiebt, dafs dieser Anschlag zu gering war, und sie in der That mehr betragen, als worauf man sie geschätzt hatte, alsdann eine neue Eintragung Statt finden soll. Der Umstand, dafs hier lediglich von *unbestimmten* nur nach einem *ungefähren Anschlage* berechneten Foderungen die Rede ist, mufs allein entscheiden.

III) *Fehler und Versehen, die jedem einzelnen dieser Übersetzer zur Last fallen.* — Wollten wir hier ein ganz vollständiges Verzeichnifs liefern: so würden wir uns dabey noch länger als bey dem vorigen doch weit wichtigeren Abschnitte aufhalten müssen; in Ansehung der vier zuerst genannten Übersetzungen werden wir uns daher blofs auf Beyspiele beschränken, und nur die *Erhard*'sche einer ganz speciellen Kritik unterwerfen, da eines Theils diese am mehrsten Anspruch auf allgemeinere Verbreitung macht, und andern Theils sich von ihr, als der besten, auf die übrigen schliefsen läfst, obgleich man Hn. *D.* und selbst Hn. *L.* Unrecht thun würde, wenn man defshalb bey ihnen eine verhältnifsmäfsig grofse Anzahl eigentlicher Übersetzungsfehler vermuthen wollte. Die Resultate unserer Untersuchung sind folgende: 1) Der *Lassaulx*'schen Übersetzung fallen, aufser einer unzählbaren Menge undeutscher Worte und Sprachunrichtigkeiten, z. B. *Soumissionsakt*, *Greffe*, *verifiziren*, *Homologation*, *Depot*, *signifiziren*, *Immöbel*, *Distanz*, *reduzirt*, *Minute*, *Degradation*, *geschuldete Summen*, *ansteigern*, *abrufen* st. abschaffen, *in seinem Begehren unzuläfsig erklärt werden*, *Niederlassung durch die Ehe*, *mit Kenntnifs der Sache (en connoissance de cause)*, *der evincirte Dritte* etc., unter anderen folgende sehr auffallende Übersetzungsfehler zur Last. Seine *Freunde* (*son epoux*) im 25, *diese Akte* im 45 Art., welches im Französischen gar nicht steht, *funfzig* Jahr st. funfzehn im 343, *funfzehn* Tage st. vierzehn im 2061. Art. u. s. w. — 2) Die Vf. der von *Sp.* herausgegebenen Übersetzung haben das ihnen oben bereits zugestandene Verdienst einer fliefsenden und den Regeln des deutschen Styls mehr angemessenen Übersetzung dadurch sehr geschwächt, dafs sie, neben so vielen ganz fremden Wörtern, sich auch Nachlässigkeiten und wirkliche Fehler in sehr grofser Menge haben zu Schulden kommen lassen. Sie sagen durchgehends: der *Contumax*, *declariren*, *signifiziren*, *celebriren*, *requiriren*, *Verbalprocefs*, *Experten*, wie auch: *losschlagen* f. befreyen, *lebtägig* u. s. w., und übersetzen: *fera foi* im 47 Art. durch *wird beglaubiget*, und *à la condition du decès* im 124 Art. durch *des eräugnenden Todes*. Im 513 ist *d'emprunter* ganz ausgelassen, und im 613 *die Kosten*, unrichtig zugesetzt; eben diefs ist mit *noch* im 676 Art. der Fall; im 734 steht: *Geschwister* st. Verwandte, im 778: *und* st. oder, im 799: *nicht* verzichtet st. verzichtet; im

821 ist das Wort *dagegen* sehr unrichtig eingeschaltet; im 828 sind die Worte: *fournissements à faire à chacun des copartageans* durch *Auslieferung eines jeden Mittheilhabenden*, im 853 *indirect* durch *unmittelbar*, und auch im 860 die Worte: *le rapport n'a lieu, qu'en moins prenant* ganz falsch übersetzt; im 864 fehlt der Zusatz: *faites par l'acquéreur*, im 866 steht *oder* st. und, und *récompenser ses cohéritiers* ist durch *seine Miterben ergänzen*, gegeben; im 884 steht: *hört auf* st. fällt weg, oder: hat nicht Statt; im 907 ist der ganze erste sehr wichtige Satz ausgelassen, im 1081 sind die Worte: *de biens présents* unübersetzt geblieben, und im 1098: *l'homme ou la femme* blofs durch *eine Person* gegeben worden, welches hier nicht gleichgültig ist; im 1119 hätte das erste *nur* wegbleiben müssen, im 1120 ist *se porter fort*, durch *sich stark machen*, im 1183 *prévu* durch *vorhergesehen*, und im 1300 *les deux créances*, durch *die beiden Foderungen* allzu buchstäblich, und im 1191 *promises*, im 1217 *ou n'est pas*, und im 1404 *à titre de succession*, gar nicht übersetzt, im 1507 aber die Worte: *oder zum Theil* eigenmächtig zugesetzt worden; im 1715 steht: einen Eid *auflegen* st. zuschieben; im 1834 ist *et outre* ausgelassen, im 1840 *donner* durch *geben* st. schenken, und im 2001 der Satz: *l'intérêt est du à dater du jour des avances constatées* so übersetzt, als ob die Verzinsung erst von dem Tage anfing, wo der Beweis erbracht wurde; im 2026 sind die Worte; *ne peut plus être recherchée*, und im 2151: *portant hypothèque* völlig undeutsch, und im 2230: *pour un autre* ganz unrichtig durch *unter einem anderen Titel* übersetzt worden. — 3) Auch Hr. *D.* hat sich mehrerer Versehen im Ausdrucke und hin und wieder sogar wirklicher Übersetzungsfehler schuldig gemacht; so ist z. B. *dès lors constans* im 323 Art. durch *wirklich* erwiesene st. *sogleich* erweisliche, übersetzt; desgleichen im 379 *ecarts* viel zu hart durch *Ausschweifungen*, im 771 unrichtig das Wort *andere* (Erben) zugesetzt, im 1379 sind die Worte: *si elle existe*, im 1429 *seul*, im 1451 und 1452 *et de biens*, im 1500 *tout*, im 1895 *toujours*, im 2103, n. 4: *d'office*, im 2229 *publique* und im 2275 *derniers*, unübersetzt geblieben, im 1976 ist der Ausdruck *Capital* viel zu eingeschränkt, da nach dem 1968 und 1978 Art. auch Grundstücke hieher gehören. Mehr die Sache selbst betreffend aber sind folgende Fehler: im 85 Art. sind die ersten beiden Sätze: *cas de mort violente ou dans les prisons* in *einen* zusammengezogen; im 116 steht *Untersuchung* st. Zeugenverhör (*enquête*); im 1576 hätten die Worte *sans autorisation* auf das vorhergehende *aliener* mit bezogen werden müssen; im 1630 Art. n. 4. sind *frais et loyaux - couts* durch *redliche* und gesetzliche Kosten, anstatt: Kosten und gesetzmäsige Gebühren, im 2061sten: *quinzaine*, durch: *funfzehn* st. vierzehn Tage, im 2098sten aber die Worte: *à raison des droits du trésor* gänzlich falsch übersetzt, im 2171sten *privilegié* von den Worten: *sur l'immeuble* ganz getrennt, und im 2195sten: *contrat de mariage*, durch: *geschlossene Ehe*, st. Ehestiftung gegeben worden u. s. w. — Beynah alle diese Fehler finden sich 4) auch in der *Müllerschen* Übersetzung; ausserdem aber unter anderen noch folgende: im 14 Art. ist *resider* durch: sich *wesentlich* aufhalten, im 54sten *actes relatifs à l'état civil* durch: Urkunden, die auf *Civilsachen* Bezug haben, im 99sten *conclusions*, durch: *Beschlüsse* st. Anträge, im 285sten *acte public* durch *gerichtliches* Attestat st. öffentliche (von einem Notar aufgenommene) Urkunde, im 305ten *de plein droit* durch *vollkommen rechtsgültig* st. kraft des Gesetzes, im 317ten der Satz: *les héritiers seroient troublés par l'enfant* gerade *umgekehrt* übersetzt worden; im 472 Art. fehlt der Zusatz: *dix jours au moins avant le traité*, in der dem 476 Art. zunächst vorhergehenden Rubrik ist: Emancipation durch Befreyung von der *älterlichen* Gewalt, erläutert worden, da sie sich doch auch auf die vormundschaftliche Gewalt bezieht; im 524sten *colon partiaire* durch *Abpachter einzelner Theile des Gutes* gegeben, ferner im 906 Art. sind die beiden ersten, zwey durchaus verschiedene Fälle betreffenden Sätze dergestalt zusammengezogen, dass der Schluss des ersten und der Anfang des zweyten *gänzlich fehlen*; im 931 Art. hat Hr. *M.* den von seinem Vorgänger *D.* richtig gebrauchten Ausdruck: Urschrift (*minute*) in *Urkunde* umgeändert; im 1164 Art. sind die Worte: *de droit*, im 1319ten: *par la mise en accusation*, und im 1350sten *speciale*, unübersetzt geblieben; im 1490sten steht: einen *bestimmten* st. aliquoten Theil (und im Französischen: *quantité* st. *quotité*); im 1535sten *aliénable* und *veräusserlich* st. *inaliénable* und unveräusserlich; im 1561sten ist gar *aliénable* durch *unveräusserlich*, und im 1771sten *quotité* durch: ein *gewisser* Theil übersetzt; im 2022sten endlich ist *premières* im Deutschen ausgelassen u. s. w. — Bis hieher hat Rec. sich auf Beyspiele beschränkt; auch sie waren schon ziemlich zahlreich, doch zahlreicher noch werden, zumal im Verhältnisse zu dem geringeren Umfange des Gegenstandes, die Bemerkungen seyn, zu denen 5) die *Erhardsche* Übersetzung den Stoff bietet, da Rec. es sich zur Pflicht gemacht hat, hiebey nichts, was ihm bey der aufmerksamsten Durchsicht des *ersten* Theils aufgestossen ist, zu übergehen. Art. 45 sind die Worte: *extraits delivrés conformes aux registres* blofs durch *vidimirte Auszüge* gegeben worden, da es vielmehr *gleichlautende* hätte heissen müssen, zumal die Beglaubigung (*et legalisés*) noch besonders erfodert wird; im 49sten ist *tribunal de première instance* durch *Untergericht*, und *procureur impérial* durch *kaiserl. Commissär*, im 59sten (und 86sten) aber *à la suite* gar nicht übersetzt worden; im 63 Art. bedeutet *un seul registre* nicht blofs ein *eigenes*, sondern ein *einziges* Register, im Gegensatz von *tenus doubles*, im 46 Art.; im 73sten ist *concourir à l'acte* durch: *bey der Einwilligung mitwirken*, desgleichen im 76sten *prononcé de leur union* durch: *Ausspruch, dass sie für Ehegatten zu halten seyen*, und im 80sten *maitres* durch *Eigenthümer*, offenbar zu beschränkt übersetzt; im 84sten giebt der Ausdruck: *Enthaltungshaus* für *maison de réclusion* so wie *Andeutungen* für *significations* (Insinuationen) keinen deutlichen Begriff; *expéditions* im 87sten sind nicht blosse *Abschriften*, wie schon der dabey angeführte 60 Art., in welchem *expéditions* und *copie* ge-

man unterschieden wird, zeigt; *Musterinspector* (*insp. aux revues*) im 89 Art. sollte wohl heissen: *Musterungs*-Inspector; im 127sten fehlt der letzte Satz: *après trente ans d'absence, la totalité des revenus leur appartiendra*, in der Übersetzung ganz, im 137 Art. werden *représentants ou ayant cause*, durch *Repräsentanten und Stellvertreter*, also gleichbedeutend übersetzt, da doch ersteres sich auf Erben, letzteres auf *successores singulares* bezieht; *célébré le mariage* im 157 Art. bezeichnet nicht bloss die Aufnahme der Heirathsurkunde, sondern das ganze Geschäft der Eheabschliessung; der 159 Art. enthält eine offenbare Unrichtigkeit, indem dessen dritter Satz: *so wie ein Kind* u. s. w. ihm eine Allgemeinheit giebt, die dem französischen Texte, welcher bloss von natürlichen Kindern redet, geradezu entgegen ist; im 163sten steht *Base* für *Tante*, statt dass es, wenn man diess Wort nicht auch im Deutschen beybehalten will, *Muhme* heissen müsste; im 166 enthält die Übersetzung von *du lieu où chacune* durch: *eines jeden Orts, wo jeder*, einen Pleonasmus, der den Sinn verwirrt; im 169sten ist *empereur* durch *Regierung*, und *il est loisible* durch: *hat das Recht*, nicht sehr passend, und im 174sten (auch 417ten) *majeurs* durch *mündig*, ganz falsch übersetzt; *résider* im 214ten heisst nicht: *sich niederlassen*, sondern nur: *sich aufhalten*, wie unter anderen der 9 Art. klar beweist; im 227sten ist *rechtskräftige Verurtheilung* nicht so angemessen, als *condamnation devenue définitive* (Art. 27); im 256sten steht *hierzu* st. *hierin*, im 258sten ist das *prononcer* wieder nicht gut gegeben; *Einlegung der Einreden* im 265 Art. bezeichnet nicht genug das dem französischen Rechte eigene Rechtsmittel der Opposition; im 267 und 302 Art. ist *pour le plus grand avantage* bloss durch: *zum Besten*, übersetzt und der starke Superlativ gar nicht ausgedrückt worden; im 277sten fehlt wieder eine sehr wesentliche Bestimmung: *après vingt ans de mariage*, ganz; im 283sten ist *à l'instant* unübersetzt geblieben; im 286sten hätten statt des aus *Daniels* entlehnten Ausdrucks *auf der Liste der Notabeln stehende Personen*, die dabey eingeschlossenen Worte: *angesehene Personen*, unbedenklich in den Text aufgenommen werden können; *pièces* im 288 Art. sind nicht *Acten*, sondern *Beweisstücke*, jene heissen *dossiers*, und kommen im französischen Processe fast gar nicht vor; *Zuchthaus* im 298 und 308 Art. ist nach der einmal hergebrachten Bedeutung dieses Wortes viel zu hart für *maison de correction; n'ait pas lieu* im 300 Art. geht auf die Zukunft oder Gegenwart, nicht auf die Vergangenheit, und ist daher unrichtig übersetzt: *gewährt worden sind*; im 301 Art. sind die Worte: *sur les biens de l'autre époux* ausgelassen, auch hätte im 303ten das Wörtchen *y*, und im 321sten *suffisante* besonders ausgedrückt werden sollen; im 330 Art. steht *vor* st. *von*, welches einen falschen Sinn giebt; im 331sten haben einige französische Ausgaben des *Code Napoléon: également reconnus*, weshalb auch *D.* und *M.* übersetzen; *beiderseits* anerkannt, die officielle Ausgabe hat: *légalement*, Hr. *E.* aber vereinigt beides und setzt: *beiderseits gesetzmässig anerkannt; tuteur officieux* im 361 Art. ist nicht gut durch *Pflegevater* übersetzt, weil diess die Frauenspersonen auszuschliessen scheint; *Antrag des Friedensrichters* (*poursuites du juge de paix*) im 406 Art. passt nicht, da er selbst den Familienrath zusammenberuft; *aus seiner Gemeinde* im 409 Art. ist unrichtig, da es oft der Fall seyn wird, dass der Friedensrichter in einer anderen Gemeinde, als wo der Vormund zu bestellen ist, wohnt, und es doch nur auf letztere ankommt; *délibérer* im 415ten heisst nicht *berathschlagen*, sondern *beschliessen*; im 435sten steht *eine dritte* st. eine *zweyte*; *rechtlich* im 443 und 476 Art. ist nicht das französische *de droit*, sondern *gesetzlich*, *ipso jure*, es kann etwas rechtlich und doch nicht *ipso jure* geschehen; im 452sten steht *und* st. *oder*; im 465sten ist *partage* durch *Erbtheilung* zu eingeschränkt übersetzt, und im 466sten der Ausdruck *Loose* st. *Theile* (*lots*) in der Hinsicht nicht gut gewählt, weil in demselben Art. von dem Loose (*sort*) die Rede ist; im 478sten fehlt *dans le même acte; gültige Stimme* für *voix délibérative* im 495 Art. ist nicht bezeichnend genug; im 499sten gehören die Worte: *seine Güter*, bloss zum letzten Satze; im 501sten heisst *être* nicht: *werden*, sondern *seyn; anschaffen* und *herbeyschaffen* (zusammenbringen) ist sehr verschieden, jenes hat E. für *assemblés* im 532 Art. gebraucht; *Wanduhren* für *pendules* im 534 Art. ist zu eingeschränkt; nicht von einer *vorläufigen* (provisorischen) Entschädigung, sondern von einer *vorgängigen* (im Voraus zu leistenden) redet der 545 Art., wenn er den Ausdruck *indemnité préalable* gebraucht, inzwischen hat diesen Übersetzungsfehler Hr. *E.* mit *L.*, *Sp.* und *D.* an verschiedenen anderen Stellen gemein; im 562 Art. steht wieder *und* st. *oder*; im 587sten sind die Worte *et valeur* unübersetzt geblieben; *Ablauf dieses Zeitraums* im 620 Art. ist nicht passend, da hier vielmehr von dem *Eintritte* eines gewissen Zeitpuncts die Rede ist; der 646 Art. redet nur von einer, nicht von mehreren im 682 Art. enthaltenen Ausnahmen; im 663sten fehlt am Ende vor *Städten* das Wort *übrigen*; und im 696sten (auch 597) Art. ist *Durchgangsgerechtigkeit*, für *droit de passage* in zwiefacher Hinsicht unrichtig, einmal weil es nicht bloss den Durchgang, sondern auch den Übergang über ein Grundstück, begreift, und anderen Theils, weil diess nämliche Recht in dem Abschnitte, wo hauptsächlich davon die Rede war, nicht so, sondern *Wegegerechtigkeit* genannt worden ist, und man also ohne Vergleichung des franz. Textes ungewiss bleibt, ob nicht an beiden Orten von ganz verschiedenen Gerechtsamen die Rede sey. — Endlich verdienen noch mehrere Sprachunrichtigkeiten, z. B. der *Gevollmächtigte*, *es macht sich nothwendig*, *Gerichtswegen* st. von Gerichtswegen, *Blutsfreunde* st. Verwandte, *Kinder verlassen* st. zurücklassen, *dort* st. daselbst, *in getheilten Gütern leben*, *nach Erfolg*, *fortstellen* (*reprendre*), *Oblasten*, *ein Urtheil ablösen* (*lever*), *Verhandlungen* st. Handlungen, *zum Behuf* (522), *Auziehwäsche*, *Hypotheken bezahlen*, u. s. w. eine besondere Erwähnung. — Die von *Ecard* angekündigte Übersetzung wird, dem Vernehmen nach, nun gar nicht erscheinen.

I. C. N. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 6 DECEMBER, 1808.

MEDICIN.

Halle, in der Curtschen Buchhandlung: *Archiv für die Physiologie*, von D. *J. Ch. Reil*, Prof. in Halle. *Sechster Band.* 1805. Mit zwey Kupfertafeln. 610 S. 17 S. Register. *Siebenter Band,* von *Reil* und D. *J. H. F. Autenrieth.* 1807. Mit 9 Kupfern. 501 S. 11 S. Register. S. 8. (4 Thlr. 12 Gr.)

Es ist bemerkenswerth, dass wir zwar in Deutschland gegenwärtig, und im Grunde schon lange, zwey physikalische, ungefähr eben so viel medicinisch-praktische Zeitschriften, die monatlich erscheinen, besitzen, dass aber noch keine einzige naturhistorische, oder physiologische, wir wollen nicht sagen, monatliche, nicht einmal regelmäfsig periodische Zeitschrift sich erhalten hat, obschon diese Fächer die Basis sind, vermöge welcher jene erst Sinn erhalten. Mit anderen Worten heisst dieses also, es werden in Deutschland nur die Schriften gekauft, welche zum Handwerke gehören, diejenigen aber, welche ein Eigenthum der Wissenschaft sind, mittelst der man das Handwerk erst mit Verstand treiben und daher auch, aber freylich erst mit der Zeit und nach manchen Aufopferungen des unmittelbaren Nutzens, weiter treiben kann, werden vernachlässiget. Wo mag wohl der Grund liegen? Unmöglich in der Verschiedenheit der Gelehrten, welche solche Zeitschriften herauszugeben unternommen haben, da man vielmehr behaupten kann, dass in manchen Fällen an den letzteren Fächern tüchtigere Menschen arbeiteten als an den ersteren. Der Grund ist also in unserem Publicum zu suchen, und kaum darf man zweifeln, dass er nicht in dem Unterschiede zwischen dem Stande der Ärzte und den übrigen studirten Ständen liege, dass die Ärzte mithin diejenigen sind, welche am wenigsten lesen, was über ihr tägliches Curiren hinausgeht. Es ist unbegreiflich, wie ein Arzt sich nicht schämt, *Reils* Archiv, welches doch seit langen Jahren das einzige ist, nicht gelesen zu haben; und dennoch müssen sie sich nicht schämen, da die Erscheinung der Hefte bisweilen über ein Jahr zögert. Es ist zwar nicht zu leugnen, dass die Abhandlungen vom J. 1802 an bis 1805 sich in ihrem Werthe minderten; aber darin liegt gewiss nicht die Ursache der kalten Aufnahme. Seit *Autenrieths* Beytritte ist der Gang dieses Archivs rascher geworden; es lässt sich aber voraussehen, dass es, ungeachtet der bisher ohne Erschlaffung sich gleichgebliebenen Abhandlungen, doch nicht durch unser ärztliches Publicum dringen werde, wenn nicht die Herausgeber die Vorschläge, welche wir uns hier erlauben, ausführen wollen. Man bemerkt leicht, dass es den Herausg. an Mitarbeitern fehlt. So ideenvoll auch die Aufsätze sind, so werden sie doch einförmig, wenn sie, wie es gröfstentheils jetzt geschieht, nur von jenen allein geliefert werden; und wenn auch nicht, so will man doch nicht immer Einen allein sprechen hören; auch kann Ein Mann nur einzelne Theile dieses grossen Feldes mit glücklichem Erfolg umfassen. Hiezu ist also Concurrenz unumgänglich nöthig. Diese aber erhält nur Zusammenhalt, wenn jeder Concurrent das von ihm Geleistete als Eigenthum behält, was nur geschieht, wenn alle zusammen Herausgeber sind, wie es bey *Gehlens* Journal, bey den *Annales du Museum d'histoire nat.*, beym *Journal des Mines*, bey dem eben darum so vortrefflichen *Bulletin des Sciences* geschieht. Es sollten daher die Herausgeber alle Physiologen Deutschlands einladen, und *Reil* könnte immerhin der Redacteur des Ganzen seyn. Dann sollte die Anlage erweitert werden, so dass alles Physiologische, was bey allen Völkern entdeckt wird, sich hier beysammen befände, und mithin der Arzt wüsste, dass er durch dieses Archiv mit dem ganzen Umfange dieser Wissenschaft immer in Bekanntschaft bliebe. Wie daher die chemischen und physikalischen Entdeckungen nicht bloss bey einer Nation bleiben, sondern sogleich nach allen Theilen der Welt wandern: so müsste es mit den physiologischen geschehen, wozu es dann nicht an Raum fehlen würde, da sich die Hefte geschwinder folgen könnten. Schriften, besonders deutsche, welche sich jeder selbst anschaffen kann und muss, würden dann nicht ausgezogen, sondern nur beurtheilt werden. So ist z. B. der Auszug aus *Autenrieths* Physiologie durchaus überflüssig. Eben so ist kein Grund vorhanden, warum deutsche Dissertationen abgedruckt, und nicht bloss als würdig des Kaufs angezeigt werden sollen. Wenn sich das Publicum und die Herausgeber auf diese Art die Hand bieten: so kann es nicht anders, als nach dem Wunsche beider gehen.

Da nur der sechste Band noch in die Periode unseres Instituts gehört, so fangen wir damit an. Die drey Hefte desselben liegen nicht weniger als vier Jahre aus einander. In dem ersten 1802 erschienenen Heft ist nur Eine gute Abhandlung, die von *J. Barzellotti: Prüfung einiger neueren Theorieen über die nächste Ursache der Muskelzusammenziehung* S.

268—222. Aus ihr wird streng erwiesen, dass nichts Mechanisches Ursache an der Muskelbewegung sey, am allerwenigsten aber Eindringen des Blutes in die Muskeln, wodurch sie dicker würden. Dass aber das Blut gar nichts zur Muskelcontraction beytrage, weil diese noch erfolgte, nachdem auch alles Blut abgeflossen und selbst wenn es gefroren war, ist zu weit geschlossen, da der Vf. statt des Blutes andere Mittel an die Muskeln brachte. Auch läfst sich aus den vielfältig und mit Verstand, und nicht ins Blinde hinein angestellten Versuchen des Vfs. mit Sicherheit folgern, dass kein chemischer Zersetzungsprocess von irgend einer Art die Muskelbewegung bewirke; und überhaupt liefert diese einzige Abhandlung alle nöthigen Belege zur wahren Theorie der Muskelbewegung. — *Seilers Abhandlung über die Zergliederung des menschlichen Körpers im Alter*, ist eine Übersetzung eines lateinischen *Specimen*. Erlangen 1800, und hätte, ungeachtet es in seiner Art sehr gut ist, ganz wegbleiben sollen, da es blofs Anatomisches enthält. Die Abhandlung: *Über die verschiedenen Arten (Modi) des Vegetationsprocesses in der animalischen Natur, und die Gesetze, durch welche sie bestimmt werden*, hat ganz die Physiognomie der damaligen formalen, halbnaturphilosophischen Erregungstheorie, und hat daher auch das Geschäft der Einsaugung blofs nach der logischen, also in einem besonderen Fache wegen der Allgemeinheit durchaus falschen Eintheilung charakterisirt, wie es in der deutsch - brownischen Schule Mode gewesen. Wenn der Vf. diesen Gegenstand jetzt zu bearbeiten hätte: so würde er ihn ganz anders anfassen und ausführen. Jetzt hat dieser Auffatz keinen Werth, so wie alle Producte jener Zeit in diesem Fache keinen haben. Man würde nicht wohl begreifen, wie ein Zweig der Literatur solche Momente von Geistesabwesenheit haben könne, wenn nicht die ganze Masse der Menschheit ähnlichen Gesetzen, wie das Individuum, unterworfen, und in beiden Theilen das Leben nur ein *lucidum intervallum* wäre.

Das zweyte Heft erschien 1804. Die erste Abhandlung von Dr. *F. Hufeland: Aufserordentliche Erhöhung der Sensibilität; ein Beytrag zu den Erfahrungen über Somnambilismus und thierischen Magnetismus*, ist die beste, interessanteste, klarste und geistreichste in allen drey Heften dieses Bandes. Die Versuche haben in einem einzigen weiblichen Individuum beynahe alle Phänomene hervorgebracht, welche bisher nur einzeln in Einzelnen beobachtet wurden, und die Versuche waren so rein und einfach, dass sie unmittelbar zu den Beziehungen berechtigen, welche der Vf. mittelst zahlreicher und treffender Combinationen zwischen den mesmerischen und den polaren Erscheinungen, besonders den galvanischen, aufstellt, und daher durch einen tiefen Griff den Zitterfisch mit dem Magnetiseur vergleicht, von dem das höchst sensible Nervensystem der Somnambule Schläge erhält. Allerdings ist alle Nervenaction nichts anderes, als ein höchst zarter Spannungsprocess, der in Kranken dieser Art theils aufs Höchste gestiegen ist, theils Modificationen und Versetzungen erlitten hat, wobey die geringste andere Spannung, wenn sie in die Nähe kömmt, Änderungen hervorbringen muss. Niemand darf, wer sich mit der Theorie des Mesmerismus beschäftiget, diesen und den folgenden Auffatz unverglichen lassen, da in beiden schon beynah alle Reagentien, besonders die Gegensätze, erschöpft sind. Bey ähnlichen Erzählungen von Versuchen sollte man aber wie bey einem Protocolle zu Werke gehen, so unangenehm auch so etwas zu schreiben und zu lesen ist; so sollte der Stand, die geistige Bildung der Personen nicht etwa im Allgemeinen, sondern bis in die einzelnen Fächer, die sie gelernt oder getrieben haben, angegeben werden; auch wäre es gut gewesen, wenn der Vf. gesagt hätte, welche Organe, ob Leber oder Uterus u. s. w. die Person gesehen, oder der Form und Farbe nach gefühlt zu haben angab, da dieses von der gröfsten Wichtigkeit ist für das Specifische der mesmerischen Action, indem jedes Organ einem eigenthümlichen, also mehr oder weniger mit jener verwandten Process entspricht; wie denn auch der Patient nach dem folgenden Auffatze vorzüglich klar sein Rückenmark und die Intercostalnerven wahrgenommen hat. — Diesem Auffatze schliesst sich mit gleicher Wichtigkeit der Versuche, die noch insbesondere merkwürdig sind, weil sie an einem (epileptischen) Manne angestellt wurden, der folgende von *F. Fischer* an: *Einige Beobachtungen über thierischen Magnetismus und Somnambulismus*, worin die Kenntnisse, welche der Mesmerirte besafs, dessen Stand und Bildung aber leider auch nicht angegeben ist, besonders sehr vielen Aufschluss über den specifischen Charakter seiner Empfindungen geben. Die offenbar elektrischen Phänomene sind bey diesem auffallend hervorgetreten; den Abscheu vor dem wunderbaren, geheimnissvollen Metalle hatte er zwar mit Anderen gemein, sprechend ist aber seine Zuneigung zum Schwefel und den Harzen, die Beschreibung des Nebels, den er um den Magnetiseur sah, und das Gefühl von Spinnengewebe von denselben, die eigenthümlichen Affectionen aller Sinnorgane, die Beschreibung seiner hellen inneren Organe, und die Vergleichungen, die er mit anderen Phänomenen im Somnambulismus anstellte. Alles quadrirt vollkommen mit den Erfahrungen des vorigen Auffatzes, und wenn sich ein Physiolog die Mühe nehmen wollte, nur diese in Zusammenhang zu bringen mit der in der jetzigen Zeit möglichen Theorie der Nervenactionen: so müfste aus diesen Abhandlungen allein sich mehr herauslocken lassen, als in allen älteren Hypothesen vorhanden ist. — Die *anatomisch - physiologische Erklärung der Sinnesverrichtung des Gesichts*, von Dr. *Weber* in Mainz, gehört wieder zu der erregungstheoretischen Gattung der mittleren Zeit mit der Nebenbestimmung, dass viel Suffisance den Schlag bezeichnet. Rec. musste oft lächeln über die naiven Überzeugungen, mit denen der Vf. meint, seine kraftlosen Meinungen sogar *a priori* bewiesen zu ha-

ben. Z. B. „Einige Anatomen sagen, die Sehnerven kreuzen sich, andere leugnen es. Um den Streit aufzulösen, dürfen wir nur behaupten, dass sie sich theilweise kreuzen, und theilweise grade fortlaufen; was wir so eben *a priori* erwiesen haben, hat nun *Ackermann* wirklich in einem Kranken anatomisch entdeckt!!" *Reils* Untersuchung über die Structur der Brüste ist vortrefflich, wie auch das hieher gehörende Kupfer. Aber auch hievon abgesehen, hat das ganze Geschwätz keinen Sinn. — Jedes Heft beschliessen Recensionen (meist von *Reil* selbst), die wir aber nicht wieder recensiren können.

Das dritte Heft des sechsten Bandes erschien 1805, und enthält zwey besonders bedeutende Abhandlungen von *Vrolik* und *Meckel*, die erste *über die gleichförmige Wirkung der Natur in der Hervorbringung der Pflanzenkörper*, übersetzt von *J. A. Schmidt* in Neuwied, die zweyte *über die Bildungsfehler des Herzens*, wobey doch die physiologische Tendenz fehlt. Jene schliesst sich treu an die neueren philosophischen Ansichten in der Botanik an, und ist besonders zu der Bedeutung der Zwiebel ein wichtiger Beytrag. Interessant sind noch *Camper's* und *Hunter's Gedanken über den Nutzen der Röhrenknochen bey Vögeln, näher erwogen und geprüft von Vrolik*, und *Veränderungen, welche das Blut unter einem Microscopium compositum auf die Einwirkung des Sonnenlichtes, der verstärkten galvanischen Elektricität und verschiedener Reagentien erleidet* von *Heidmann*, welche Versuche gegen die Reizbarkeit der Blutfaser sprechen, wobey es aber dem Physiologen gleich seyn kann, ob dieses durch Experimente auszumachen ist oder nicht; indessen muss alles versucht werden. In jener ist wiederholt das holländische Wort *Bek* durch *Becken* übersetzt, sogar in folgender Verbindung: „In vielen Vögeln dringt die Luft unmittelbar hinter dem weichen Gaumen in die von einander weichenden Blätter des *Beckens!*" Sonst ist die Übersetzung gut. — *Etwas über das Athemholen und die thierische Wärme*, eine Vorlesung von *Vrolik*, ist eine Vorlesung etwa für ununterrichtete Knaben, und hätte wegbleiben sollen, so wie auch die hier gelieferten Abhandlungen von *Deimann*.

Die Hauptabhandlung des ersten Heftes des siebenten Bandes sind die *Bemerkungen über die Verschiedenheit beider Geschlechter und ihrer Zeugungsorgane*, als Beytrag zu einer Theorie der Anatomie, von Dr. *Autenrieth*, Prof. in Tübingen. Man muss dieser Abhandlung das allerdings wichtige Verdienst zugestehen, dass sie eine Theorie der Anatomie, die die meisten Ärzte noch nicht einmal als Bedürfniss kennen, dringend zur Sprache bringt, und daher Veranlassung seyn wird, dass man diesen Gegenstand von mehreren Seiten bearbeite. Auch ist die Aufgabe richtig ausgedrückt als die Lehre von den Bildungsgesetzen des Organismus, vermöge der man im Stande seyn müsste, anzugeben, warum jedes einzelne Organ so und nicht anders geformt, und warum es an diese oder jene Stelle gesetzt worden ist. Die Lösung der Aufgabe ist mit einem Reichthume von empirischen Kenntnissen und mit einem überall durchgreifenden Scharfsinne versucht, dass man bloss darum diese Arbeit muss gelten lassen, weil sie anderen ein vortreffliches Muster ist. Allein *A.* geht mit seinen Kenntnissen zu schwelgerisch um, holt immer vom Ey aus, geräth durch Ausspinnungen des Gegenstandes oder vielmehr der Hunderte von Gegenständen in Ausschweifungen, die mit dem Satze, den der grosse Apparat beweisen soll, nur lose zusammenhängen; daher verschwendet er den Scharfsinn meistens an der unrechten Stelle, und so verliert seine Darstellung an Wahrheit, weil er den Zusammenhang vernachlässigt, weil er alles Mögliche, auch das nicht Beweisende zusammenrafft, um den Satz zu beweisen, weil er auch die einzelnsten Dinge, selbst die Weite der Öffnungen, die Richtung einzelner Knochenstücke und noch viel Unbedeutenderes erklären will, und daher nothwendig auf Gründe fällt, welche zu der Bildung der Organe etwa so viel beytragen mögen, als der Druck der Luft zur Bildung der Krystalle. Es ist immer Etwas an der Sache, aber es ist selten das Rechte und Eigentliche, Innerliche. Wer die Abhandlung gelesen hat, findet leicht die Belege für unser Urtheil, da jede Zeile ein solche seyn kann, und wer sie nicht gelesen hat, für den kann das Ausziehen nichts helfen. Es sind freylich Polaritäten, welche die Production der Organe begleiten, und wir können immerhin die Nervenmasse den negativen, die Muskel- und Knochen-Masse den positiven Pol nennen. Dadurch wird allerdings Manches begreiflich, aber doch lange nicht die Anordnung dieser Theile im Einzelnen, worin die Abhandlung nicht selten in Spielerey und selbst ins Abenteuerliche ausläuft, besonders wenn sogar die Schwere soll Theil haben, dass sich in der Folge die unteren Organe mehr entwickeln. Mit der simpeln Polarität ist nichts vollendet, und wir wissen durch sie weder warum es einen Darmkanal oder ein Gefässsystem, noch warum es ein Knochen- u. Nervensystem giebt, obschon sich diese Systeme alle polar verhalten mögen; wenn wir aber gar daraus ableiten wollen, warum dieser Darm rechts, der andere links u. s. w. liegt: so kann diess nur dazu dienen, die Polaritäten in Misscredit zu bringen. Der thierische Organismus lässt sich durchaus nicht durch Deductionen darstellen, wenn sie auch mehr als blosse Endursachen wären. Wir glauben daher nicht, dass Hr. *A.* die rechte Methode gewählt habe, um zu einer Theorie der Anatomie zu gelangen. Es muss ohne Zweifel zuerst ausgemittelt seyn, welches das Verhältniss der Geschlechtstheile überhaupt zum Leibe ist, ehe man nach den Gründen der Zerfallung in einzelne Theile fragen kann. Indess wenn auch diese Abhandlung keine Theorie ist: so ist sie doch als ein Aggregat von einzelnen Ideen vortrefflich, z. B. in der Vergleichung des männlichen Leibes mit dem weiblichen, des oberen Theils des Leibes mit dem unteren, der männlichen Geschlechtstheile mit den weiblichen. Wenn diese Abhandlung versprochenermassen fortgesetzt wird: so sollte sie ganz anders angefasst werden, aber dieses Anders müsste so seyn, dass es dem er-

ften gar nicht mehr gleich sähe, sondern als ein durchaus neues Beginnen mit einer ganz anderen Manier erschiene. Daher wünschen wir weniger eine Fortsetzung als eine nochmalige Behandlung des Gegenstandes. — *Das Athmen ist eine willkührliche Action, durch einige Thatsachen erwiesen* von *M. A. Caldani*, und mitgetheilt von *D. Weigel* in Dresden. Der Fall von einigen Menschen, dass sie den Bauch oder die Brust willkührlich auftreiben, und dadurch Ungestaltungen an sich hervorbringen konnten, ist zwar wohl der Beachtung werth, aber es beweist doch offenbar nicht, was *Caldani* meint; denn die Personen haben dabey gesprochen, folglich geathmet, auch kann Jeder mit einiger Aufmerksamkeit den Thorax ganz unbeweglich stellen, und bloss mit dem Bauche athmen, wie auch umgekehrt. — *De Dysphagia lusoria.* Ist eine Inauguraldissertation von *Autenrieth* und *Pfleiderer* von 1806, hier deutsch abgedruckt. Sie handelt von dem verhinderten Schlingen, wegen der dicht an der Speiseröhre vorbeygehenden linken Schlüsselbeinarterie, ist mit ausnehmender Gelehrsamkeit geschrieben, und werth, dass sie allgemein bekannt werde; aber da sie schon einzeln gedruckt existirt, so wäre ein kurzer Auszug hinreichend gewesen.

Zweytes Heft. *Über die Eigenschaften des Ganglien-Systems und seinem Verhältniss* von *zum Cerebral-Systeme*, von *Reil*, ist eine der ersten *Autenrieth* gleich geniale Abhandlung, vor der sie aber an Klarheit und näherer Begründung sehr vieles voraus hat. Sie stellt das Gangliensystem nicht nur als ein eigenthümliches Reich für sich auf, sondern giebt auch seinen Factoren zuerst eine wissenschaftliche Bedeutung, und enthält Winke für die Construction der Leidenschaften und des Mesmerismus, welche bald zum Wahren führen können. Was dem Aufsatz abgeht, scheint uns Folgendes zu seyn. Die meisterhafte Zusammenstellung der Geflechte ist zu sehr auf die bloss anatomische Anordnung beschränkt, ohne dass hingewiesen worden wäre, wie dieses und jenes Geflecht vorzüglich diesen zwey oder jenen drey Organen angehöre, worin selbst Andeutungen zur physiologischen Abtheilung der Eingeweide, z. B. des Darmkanals, liegen; ferner ist bey allem Scharfsinne das wahre Verhältniss der Ganglien zu den Geflechten doch noch nicht ausgesprochen, und endlich hat die Annahme, dass ein dritter Factor in diesem Rumpfsnervensystem existire, den der Vf. *Apparat der Halbleitung* nennt, z. B. die Verbindungsnerven zwischen je zwey Ganglien, keine eigentlich physiologischen Gründe für sich, obschon die angeführten pathologischen Phänomene auf ein besonderes Verhältniss hindeuten. Uns besteht das Wesen des Hirns in der Duplicität der Rinden- und Mark-Substanz, beide scheinen zerfallen zu seyn im abdominelen Nervensystem; was im Hirne Rinde ist, ist da Ganglion; was dort Mark ist, ist da Geflecht (ist doch das Hirnmark nichts anderes als ein dichtes Geflecht), nicht etwa bloss der Substanz nach, sondern, und dieses ist das Vorzüglichste, der Function nach. Die Rolle, welche die Rindensubstanz der Marksubstanz gegenüber spielt, muss daher das Ganglion im Abdomen spielen. Wenn im Hirne nicht eine Triplicität der Nervenfactoren vorkömmt: so wird sie auch nicht in dem vorgebildeten Abdominalsystem seyn. Sollte der Zustand des Leitens und Isolirens nicht dem ganzen Nervensystem zukommen? Ist in der That die Nervenaction etwas anderes als dieses Wechseln von Leiten und Isoliren? *Untersuchung ausgearteter Eyerstöcke in physiologischer Hinsicht*, von *Autenrieth*. Dieser Aufsatz hat mehr physiologischen Werth, als die Aufschrift aussagt. Es ist eigentlich eine Theorie über die Erzeugung der Afterorganisationen, und insbesondere der Haare und Zähne in den Eyerstöcken, gegründet auf den Gegensatz der Haare zum Fette, worin sich jene entwickeln, und der Knochen zur Gallerte, in der die Afterzähne sich finden; daher die Haare als der Sauerstoffpol auf dem Kopfe im Gegensatze mit dem Hirne als dem Wasserstoffpol, bey Thieren dagegen längs des Rückgraths als Mähne, weil in ihnen das Rückenmark über das Hirn überrwiegt; daher auch in den Vögeln die Haarproduction auf dem Gipfel, während sie bey den Fischen, den weniger athmenden, verschwunden ist. Wer erkennt nicht den Werth dieser Andeutungen! Sie müssen die Theorie fördern, obschon noch unzählige Schwierigkeiten bleiben, z. B. dass es wirklich behaarte Seethiere giebt, die *Aphrodita aculeata*, sogar *Mytilus*, *Pinna*; ferner ist zu beachten der fette Wallfisch, die trockene Eidechse. Auch ist es ein wichtiger Griff, den Hr. *A.* gethan, indem er die Entstehung der Afterorganisationen in den Moment setzt, wo ein in Action gebrachtes Organ eine Art von Übergang in einen veränderten Zustand erleidet: so entstehen Mutterkrebse am Ende der Menstruationsperiode, und Ausartungen der Eyerstöcke wahrscheinlichst nach Aufreizung. Übrigens zeigt auch diese Abhandlung, dass der Vf. nie das Ende finden kann, dass er die Aufmerksamkeit des Lesers nicht zusammen zu halten weiss, woran theils der gedehnte Periodenbau, theils die nie versiegenden Nebenbemerkungen Schuld sind. Was sonst noch von *A.* in diesem Hefte von Werth ist, ist die Bemerkung, dass auch die Leber eine Rinden- und Mark-Substanz habe, und dadurch in die Reihe anderer Organe, des Hirns, der Nieren, trete, woraus auf ein durchgreifendes Schema in der Bildung dieser Eingeweide zu schliessen ist. Dass aber auch die Milz unter dieses Schema gehöre, ist vermöge ihrer Bedeutung eben so unwahrscheinlich, als es von der Lunge ist. — S. 301 theilt Prof. *Harles* die Abhandlung von *Duméril* mit: *Über die äussersten Phalangen bey den Säugthieren*, aus dem *Magasin encyclopédique*, (welches nicht, wie hier gesagt wird, aufgehört hat). Zwey Kupfer von sechzehn Nagelgliedern, unbestimmt von welchen Zehen, sind beygegeben. Die Abhandlung ist nicht physiologisch, sondern bloss vergleichend anatomisch, und hätte daher wegbleiben können. Hr. *H.* hätte im Übersetzen genauer seyn, und statt Amphibien setzen können, amphibische Säugthiere; auch würde er dann *Galeopithèque* nicht mit Dickhäutler, wie *Pachydermes* gegeben haben.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 7 DECEMBER, 1808.

MEDICIN.

Halle, in der Curtschen Buchhandlung: *Archiv für die Physiologie*, von Dr. *Joh. Chr. Reil* und Dr. *J. H. F. Autenrieth* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das dritte Heft enthält eine Reihe von Abhandlungen über den nämlichen Gegenstand, über den Faserbau der Gebärmutter und die Theorie der Wehen. Die erste Abhandlung von *L. Calza*, Prof. in Padua, *über den Mechanismus der Schwangerschaft*, aus den *Atti dell' Academia di Padova*, und der Zusatz aus *Meckels* und *Rosenbergers Dissertation*, Halle 1791. 4, über denselben Gegenstand, sind nur das Gerüste, aber das meisterhaft errichtete, mittelst dessen *Reil* in der dritten Abhandlung *über das polarische Auseinanderweichen der ursprünglichen Naturkräfte in der Gebärmutter zur Zeit der Schwangerschaft, und deren Umtauschung zur Zeit der Geburt*, als Beytrag zur Physiologie der Schwangerschaft und Geburt, die hierüber mögliche Theorie, unseres Bedünkens, gegründet, und beynah vollendet hat. Einen Aufsatz wie diesen, mit dem Reichthum an Sachkenntniss, mit dem Scharfsinne, der Ordnung und den höheren, wahrhaft physiologischen Ansichten wird man selten zu lesen bekommen. Durch den ersten und zweyten Aufsatz ist der Muskelbau, der auch in die Structur der Gebärmutter eingeht, entschieden, und auf den 7 Kupfertafeln zur deutlichen Ansicht gebracht. Alle Erklärungen können wir *Calza* erlassen, theils weil sie sich auf die alte Physiologie gründen, theils weil sie *Reil* besser gegeben hat. Des Absticks wegen hat R. die Abbildung des Uterus aus *Millot*, die Jederman für einen geflochtenen Korb ansehen wird, beygegeben, und dennoch hat dessen aberwitzige Zeugungstheorie der bekannte *G. W. Becker*, Doctor in Leipzig, von dem ein Buch zu verlegen, sich billig jeder Buchhändler schämen sollte, aus seiner Sucht, das Publicum zu täuschen, übersetzt. Gewiss sind Hn. *Reils* Behauptungen, dass nichts Mechanisches ein bestimmendes Moment für die Ausdehnung und Verengerung des Uterus seyn könne, dass weder jene durch die Ansammlung des Kindeswassers, oder gar durch das Wachsen des Kindes, noch diese durch zu grosse Ausdehnung der Gebärmutter, oder gar durch den Druck und die Bewegungen des Kindes bewirkt werden könne. Gewiss ist, dass alle Schwangerschafts- und Geburts-Phänomene von dynamischen Ursachen abhängen, und genievoll ist der Griff, dass während der Schwangerschaft im Grunde des Uterus die Expansion, im Halse die Contraction, bey der Geburt aber umgekehrt vorwalte, dass die Geburt nicht durch eine äussere Veranlassung erfolge, sondern in Gemässheit des Reifens der Frucht, woran auch ein eigenthümlicher Zustand der Mutter gebunden ist, vermöge dessen so lange die Actionen im Uterus überwiegend sind. Sobald aber hier diese Actionen ihren Zweck, nämlich die Vollendung des Foetus, erreicht haben, lassen dieselben nach, schlagen um, suchen den Uterus nun vom Grunde gegen den Hals zu verengern, und werfen sich sodann auf die Brüste, welches Organ nun lebendig geworden ist, nachdem der Uterus seinen Lebenslauf vollendet hat. Von der Menge der überraschendsten anderen Ansichten, wie von dem polaren Verhältnisse des Kindes zum Uterus, und dem hieraus entspringenden Einfluss auf die Lage des Kindes, und daher auf das Geburtsgeschäft, in welchem Falle auch selbst das Mechanische nur Folge des Dynamischen ist, von den Entwickelungsepochen des Foetus, von denen der Geschlechtstheile und ihrem Verhältnisse zum übrigen Leibe, mit dem sie erst bey der Mannbarkeit in Mitleiden treten, kann und soll hier nichts ausgehoben werden, da es nur für die geschrieben ist, die es selbst lesen, und da bloss das Nennen solcher Ideen schon hinlängliche Belege für das Urtheil sind. Erklärt wären unseres Bedünkens alle genannten Phänomene, und der Grund der Wehen u. der Zeit der Geburt angegeben, insofern es die Actionen betrifft, welche bey dem wirklichen Vorgange thätig sind: allein es ist noch nicht aufgefunden, welches denn der Grund der Polaritäten sey, die bey der Geburt neu hervortreten oder umschlagen. Allerdings kommen sie bey der Reife der Schwangerschaft zum Vorschein, aber *was* ändert sich bey diesem Reifwerden, und *wie* ändert sich es? Welches ist der dynamische innere Zustand des Uterus, wenn die Schwangerschaft am Ende ihres Lebens steht? Dieser muss die Ursache vom Anfange der Contractionen des Uterus seyn, die Contractionen sind erst die Ursache der Geburt. Das Wesen der Contractionen, als bestehend in Gegensätzen des Uterus, hat der Vf. vortrefflich entwickelt, aber nicht ihre Ursache. Diese hängt ohne Zweifel von dem Verhältnisse des Foetus zum Uterus ab, und zwar zunächst von der Bedeutung des Mutterkuchens zur Mutter, auch selbst bey Bauchschwangerschaften. Was ferner die mechanischen Substrate betrifft, welche das Kind austreiben, es mag sich mit den Fasern des Uterus verhalten, wie es will: so ist es doch unmöglich,

dafs so dünne Schichten von Fasern so viel (Irritabilitäts) Kräfte besitzen, als nöthig sind, um eine bisweilen so fürchterlich grosse Last, wie das Kind wird, zu überwinden, oder die Hand des Geburtshelfers so einzuschnüren, dafs er darin alle Empfindung verliert. Wir lassen die Irritabilitätsbewegungen der Mutterhörner in Thieren auf galvanische Reize und ohne selbige in vollem Werthe, zweifeln auch nicht daran beym Menschen: allein die Ausdehnung des Uterus und die Verdickung seiner Wände, wie auch die Verengerung desselben, sind sicher keine Irritabilitätsphänomene, sondern müssen sowohl aus Gründen der Physiologie als der (Theorie der) Anatomie an die Erscheinung der Erstarrungen der Ruthe angereihet werden, und nur in so weit hier Faserwirkung vorkömmt, wird sie auch dort vorkommen. *Uterus gravidus est penis erectus, uteri contractio est penis relaxatio.* Und nun sind wir an die Theorie des *Turgor vitalis* gewiesen. Nur der *Turgor vitalis* kann zu einem solchen Umfange, wie der schwangere Uterus, anwachsen, und kann zehn Monden andauern, die irritable Spannung einer Muskelfaser aber nimmermehr. Noch wollen wir bemerken, dafs es aus allen Erscheinungen durchaus unwahrscheinlich ist, dafs die *Decidua* eine Haut des Eies, sondern dafs sie vielmehr die innere aufgelockerte Haut der Gebärmutter selbst sey, und bitten, der Vf. möge doch bey seinen vielfältigen Gelegenheiten auf diese Bemerkung achten, damit auch noch dieses Unbestimmte gehoben werde. — Den Bänden ist ein Sachregister beygegeben, was wohl des Anführens werth ist, da dieses grosse Zeitersparungsmittel von den nun eiligen Schriftstellern allgemein vernachläfsiget wird.

Vom achten Bande ist das erste Heft erschienen, worin *Reil* den Anfang von *Fragmenten über die Bildung des kleinen Gehirns im Menschen* gemacht hat. Diese Zerlegung des kleinen Hirns und die dabey geäufserten Ideen über die Bedeutung der ganzen Structur desselben geben mit einem Schlage eine von allen bisherigen Ansichten verschiedene, und müssen daher Epoche machen. Wir überlassen daher gern der Zukunft und Anatomen von Stande, insbesondere aber Hirnanatomen, das Urtheil darüber, und zeigen nur an, dafs *Meckel* sich an diese Untersuchungen angeschlossen, und die Bildungsgeschichte des kleinen Hirns in der Frucht und im Thierreiche darzustellen übernommen hat, welches, wie die Rücksichten, die *Reil* schon darauf genommen hat, lehren, zu den frappantesten Resultaten führen muss. *Reils* Idee ist, dafs das kleine Hirn ein galvanischer Apparat sey, welches ihm sogar in den einzelnsten Bestandtheilen nachzuweisen gelingt. Wir sind der festen Überzeugung, dafs das Denken weiter nichts als ein Spannungsprocess zwischen den beiden Hirnsubstanzen sey; die nun begonnene anatomische Untersuchung wird die Art der Erregung der Spannung aufzeigen. Die drey dazu gehörigen Kupfer, gezeichnet von Eberhard, gest. von Schröter, sind vortrefflich. Noch enthält dieses Heft von *Reil über das Absterben* (Todtscheinen) *einzelner Finger*, und von *L. Bressa über den Hauptnutzen der eustachischen Röhre*, Pavia 1808, mitgetheilt von *Meckel*, dann, wie gewöhnlich, Bücher-Anzeigen. On.

Carlsruhe, b. Müller: *Beyträge zur Litteratur über die Kuhpocken und ihre Impfung, vom Jahre 1795 bis 1807.* Von D. *Christ. Ludw. Schweikhard*, grofsherzogl. bad. Oberhofrath u. s. w. 1809. 326 S. 8. (1 Thlr.)

Rühmlich ist allerdings die Belesenheit und der Fleifs des Vfs. bey dieser Arbeit: mehr Anspruch auf den Dank des Publicums aber würde er machen können, wenn er die bisher erschienenen Schriften über die Kuhpockenimpfung vollständiger und in einer besseren Ordnung aufgeführt hätte, zumal da er das, was schon *Hecker, Hunold, Ploucquet* und *Ludwig* über diesen wichtigen Gegenstand der Literatur geliefert haben, benutzen konnte. Im ersten Abschnitte hat der Vf. besondere Abhandlungen über die Kuhpocken und deren Impfung, im zweyten Auszüge aus Abhandlungen verschiedenes Inhalts, im dritten eigends für die Kuhpocken eingerichtete Zeitschriften, im vierten Auszüge aus Zeitschriften verschiedenes Inhalts, mitgetheilt. Wollen wir auch gegen diese Abtheilungen keine Einwendung machen: so müssen wir doch wünschen, dafs die Schriftsteller, welche die Kuhpockenimpfung beschäftiget hat, in einer der Sache angemessenen Ordnung hier zusammengestellt worden wären. Dafs Ärzte und Nichtärzte, die davon geschrieben haben, unter einander stehen, wollen wir ungerügt lassen. War es aber nicht zweckmäfsiger, dafs in einer besonderen Rubrik die Vertheidiger, in einer anderen die Gegner der Kuhpockenimpfung namhaft gemacht wurden? Im zweyten Abschnitte hätte der Vf. mehrere Schriften, worinn nur sehr wenige Worte über Kuhpocken hingeworfen sind, z. B. *Hahnemann* über Scharlachfieber, füglich weglassen können, andere dagegen, die Wichtigeres darüber enthalten, z. B. *Hufelands System der praktischen Heilkunde, Vogels anthropologische und medicin. Erfahrungen*, wo unter anderen von mehreren durch die Vaccination veranlafsten, aber nicht verschuldeten, Todesfällen die Rede ist, erwähnen sollen. Am Ende der Schrift lesen wir verschiedene, die Kuhpockenimpfungsgeschichte betreffende, aus öffentlichen Blättern genommene Notizen, die aber zum Theil nicht noch einmal gedruckt zu werden verdienten. Nur eine Beobachtung, welche im Jahr 1807 von der grofsherzogl. badenschen General-Sanitäts-Commission publicirt worden, und worauf mehrere Impfärzte künftig aufmerksamer seyn sollten, will Rec. hier anführen; nämlich: dafs bey Kindern, die zuvor an der Scharlach- und Masern-Epidemie krank gewesen, der Impfstoff nicht fafste, so, dafs unter mit ein und der nämlichen Lymphe geimpften Kindern solche, die vorher Scharlachfieber oder Masern gehabt, die Schutzpocken gar nicht oder nur unregelmäfsig und unächt, solche hingegen, die vom Scharlachfieber oder von den Masern verschont geblieben, die Schutzpocken stets normal bekamen. — Das beygefügte Register erhöhet den Werth der Schrift.

—ga.—

Leipzig, b. Schäfer: *Versuch, die Entstehung und Ernährung, das Wachsthum und alle übrigen Veränderungen der Knochen im gesunden und kranken Zustande zu erklären*, von Joh. Claud. Renard, Arzte d. C. Werrstadt u. s. w. 1803. VII u. 144 S. 8. (18 Gr.)

Der Vf. erzählt in der Vorrede, die Analogie der Beinhaut mit dem Nevrilem habe ihn zu dem Entschluss gebracht, seine Ideen über die ersteren bekannt zu machen, deren Bestimmung er aus dem kranken Zustande und den Folgen der Zerstörung derselben zu ergründen gesucht hatte. In der Einleitung stellt er dann die Hypothesen vom Hippokrates an bis auf Haller und die neuesten Zeiten über die Entstehung der Knochen auf, und erzählt, wie die Beobachtung des Nutzens der balsamischen Mittel bey Knochenkrankheiten ihn zuerst auf die Idee geleitet habe, dass die Beinhaut ein wichtiges Organ sey, und die Mittel bloss auf sie zunächst wirken; er sey durch weitere Nachforschungen zu der vollesten Überzeugung gekommen, dass alle Veränderungen der Knochen von Veränderungen der Beinhaut abhangen, und dass diese den Knochen zur Bereitung eines besonders gemischten Blutes dienen müsse. Diess hat er denn im ersten Abschnitte zu beweisen gesucht, so wie er im zweyten durch Unterstützung chemisch-physiologischer Sätze die Art und Weise aus einander setzt, wie die Entstehung, Ernährung und überhaupt alle Veränderungen der Knochen im gesunden und kranken Zustande zu erklären sind, und zwar ist sein Zweck nicht ein bloss speculativ-theoretischer, sondern auch ein praktischer, und er trägt seine Ideen immer in Beziehung auf die Praxis vor; daher er auch zu Ende noch die Erweichung der Knochen von Überschuss der Phosphorsäure, und die dabey anzuwendenden Heilmittel kürzlich und gleichsam als eine Probe abgehandelt hat; und zwey wichtige Fälle von Knochenerweichung an einem anderen Orte ausführlicher zu beschreiben gedenkt. — Rec. gesteht, dass er diese kleine Schrift mit wahrem Interesse gelesen hat; der Gegenstand ist an sich so dunkel, dass niemand die überzeugendste Aufklärung über denselben von einem einzigen Manne erwarten wird, und der Vf. ist bescheiden genug, seine Ansicht nur als Winke und als einen Versuch anzusehen; gewiss aber wird jeder aufmerksame und vorurtheilsfreye Leser bekennen, dass man eben so viel Fleiss und Scharfsinn als praktische Tendenz darin entdeckt, und dass der Vf. eine sehr glückliche Anwendung von der chemischen Ansicht des Organismus gemacht hat, indem er sie in Verbindung der vitalen oder vielmehr dynamischen behutsam benutzt, um die chemischen Veränderungen des lebendigen Körpers begreiflich zu machen. Wir wollen, um den Geist dieser Schrift näher zu entwickeln, die Hauptsätze derselben kürzlich aufstellen.

Im ersten Abschnitte sucht der Vf. zu beweisen, dass die Beinhaut bestimmt sey, das zur Ernährung der Knochen bestimmte Blut zu diesem Zweck vorzubereiten. Ernährung eines Theils geschieht nach ihm so, dass das Blut in jedem Organe anders gemischt werde, wie schon die Verschiedenheit der Form, Farbe und der Verderbnisse jedes Organs anzeige, und dass nur gewisse Bestandtheile des Blutes sich mit anderen des Organs selbst zu einer Flüssigkeit verbinden, aus der ein Zellplättchen anschiesse, das die Stelle eines zerstörten einnehme. Die Nerven haben auch einen Antheil daran, der uns aber nicht bekannt sey; die Ernährung habe viel Ähnlichkeit mit den Absonderungen, und es scheinen bey jener wie bey diesen eigene Gebilde da zu seyn, welche das Blut zur Bildung des jedem besonderen Organ entsprechenden Zellstoffs vorbereiteten. Als Hauptbeweise sind folgende aufgestellt: dass die Beinhaut aus Gefässen besteht, die sich in ihr verwickeln, und dann in den Knochen gehen; dass von der Beinhaut entblösste Knochen absterben, und Entzündung, Brand der ersteren, Schmerz, Auswüchse, Ergiessung von Knochensubstanz, Eiterung und Tod des Knochens bewirken; dass die Färberröthe den Knochen und doch nicht die Beinhaut und das Mark färbt, ohnerachtet diese ihr Blut aus der Beinhaut erhalten, und dass die Beinhaut bey Kindern am dicksten, bey Erwachsenen aber immer dünner wird. Mehrere Beweise kommen in dem zweyten Abschnitte vor, wo der Vf. nach dieser Voraussetzung alle Veränderungen der Knochen, erst die im gesunden, dann die im kranken Zustande vorkommenden, vollständiger und mit sorgfältiger Benutzung der von anderen an Knochen gemachten Beobachtungen zu erörtern sucht. Den Ernährungsprocess der Knochen denkt sich der Vf. folgendermassen: Kalkphosphat macht den grössten Theil der Knochen aus, und dieser ist auch im Blute enthalten. Er nimmt nun an, es werde der mit Eisen verbundenen Phosphorsäure, welche das Blut enthält, das Eisen in der Beinhaut entzogen, das Blut der Knochen enthalte demnach freye Phosphorsäure, diese löse die im Knochenzellstoff befindliche phosphorsaure Kalkerde auf, bilde so flüssigen Kalkphosphat, welcher sich mit der übrigen hier befindlichen Lymphe verbinde; in dieser sättige sich ein Theil der flüssigen phosphorsauren Kalkerde mit erdigen Theilen zu festem Kalkphosphat, welcher sich sogleich mit den übrigen Grundstoffen der Knochen zu hartem Knochenzellstoffe vereinige. Die Entstehung der Knochen geschieht durch gallertartige Anfänge, die erst von innen genährt werden, später erst, nämlich erst alsdann, wenn rothe Puncte in dem Knorpel erscheinen, geht die Knochenbildung an, also erst dann, wenn rothes, mit phosphorsaurem Eisen versehenes Blut herbeygeführt wird, und beym Fortrücken der Knochenbildung entstehen rothe Gürtel von Gefässgeflechten auf der Oberfläche der Enden der Knochen, welche zur Beinhaut werden; bey Vögeln und Fischen werden die Knochen durch Hülfe des Dotters gebildet, indem dieser phosphorsaures Eisen enthält; bey Schwangern heilen Knochenbrüche schwer, weil das Blut derselben zu viele Knochenbestandtheile an den Embryo abzugeben hat. — Das Wachsthum der Knochen hört auf, wenn die Beinhaut nach und nach dünn wird, und zu wenig Phosphorsäure frey gemacht werden kann; daher enthält auch der Urin bey Alten mehr Phosphorsäure, als in den frühern Jahren.

In dem *kranken Zustande der Knochen* findet ein Missverhältniss der Phosphorsäure zur Kalkerde in ihnen Statt; der Knochenzellstoff nähert sich bald mehr dem neutralen Kalkphosphat, bald mehr der phosphorsauren Kalkerde mit Überschuss von Säure, bald enthält er wohl kaum eine Spur von diesem erdigen Salze; daher denn vermehrte Härte und Masse, oder Zerbrechlichkeit, Porosität oder Erweichung entsteht, und diese Zustände sind insgesammt in einer Veränderung der Beinhaut gegründet. Die Härte und Masse nimmt zu, durch Zuführung vieler Kalkerde ohne gleichmässige Zuführung von freyer Phosphorsäure, die Masse vorzüglich auch, wenn die Lymphgefässe nicht genug zurücksaugen; Porosität entsteht, wenn mehr eingesogen als angesetzt wird; der Knochen bekommt zu viele Kalkerde wie beym Scorbut und bey der Lustseuche; so auch wenn es an Phosphorsäure fehlt, wie bey Alten und Schwangern. Zerbrechlichkeit kann aber auch bey zu vielem Zufluss von Phosphorsäure und zu vieler Rücksaugung des flüssigen Phosphats entstehen, welches bey der Erweichung der Knochen der Fall ist. Die Erweichung der Knochen hängt davon ab, dass mehr Phosphorsäure frey gemacht wird, als zur Ernährung des Knochens nöthig ist, und statt harter phosphorsaurer Kalkerde ein weiches Phosphat jedem entstandenen Knochenzellplättchen beygemischt wird; zugleich werden mehrere Beyspiele von Sectionen angeführt, wo man bey Knochenerweichung die Beinhaut locker, dick und verändert fand. In den folgenden Capiteln werden die englische Krankheit, die Wiedererzeugung der Knochen, der Knochenbrand und die Vereiterung derselben, die Brüche, Verwundungen, die Auftreibung der Knochen, der Winddorn u. s. w., nach diesen Ideen näher erläutert. — Bey Rhachitis entsteht Knochenerweichung, wenn die Beinhaut zu viele Phosphorsäure zuführt, oder wenn Mangel an den nöthigen Stoffen und die nachfolgende fehlerhafte Verrichtung der Beinhaut verhindern, dass phosphorsaure Kalkerde zum Ersatz der ausgeführten gebildet werde; daher man bey Rhachitischen bald Überschuss, bald Mangel an Phosphorsäure, im Verhältniss zu der Kalkerde, antreffe. Die Wirksamkeit der gewöhnlichen Veranlassungen der Rhachitis, besonders Überfütterung, wird nun aus dieser Ansicht erklärt; der Vf. hält es sogar für eine wichtige Ursache dieser Krankheit, wenn Kinder von Ammen gestillt werden, die nicht gleichzeitig mit der Mutter geboren haben, weil sich die Phosphorsäure in der Milch immer mehr und mehr vermindere. Eisen ist bey Rhachitis nützlich, weil es die zu starke Entbindung der Phosphorsäure hindert, und zugleich incitirend wirkt. Die Knochen werden nach der Rhachitis härter; denn entstand sie von Überfluss an Phosphorsäure: so wird sie durch Zuführung von Kalkerde geheilt; und entstand sie von zu wenig phosphorsaurer Kalkerde: so wird bey Wiederkehr der Gesundheit die ganze Masse von Zellgewebe zwischen Beinhaut und Knochen zu Knochenzellstoff werden. (Hievon leuchtet Rec. der Grund nicht ganz ein.) — Rhachitis entsteht nicht nach dem dritten Jahre, weil dann die Beinhaut schon zu dünn geworden ist. Die Wiedererzeugung der Knochen geschieht durch Anschwellung und Entzündung der Beinhaut, wodurch der vegetabilische Process vermehrt wird, wie aus *Köhlers* und *Blumenbachs* Versuchen erhellt. Knochenbrand folgt auf Zerstörung der Beinhaut, weil sich die Entzündung auf ihn fortpflanzt, und diese aus Mangel an Nachgiebigkeit des Knochens sehr leicht in den Tod desselben übergeht: es bildet sich eine Absonderungsfläche, dadurch, dass der todte Knochen den gesunden Theil und die Beinhaut reizt, wodurch mehr Phosphorsäure frey wird; diese erweicht die Knochenenden, und macht sie einsaugbar. Eben so wird die Entstehung der sogenannten Kloake erklärt. Daher wird Bohren und Brennen bey einem abgestorbenen Knochen nichts nützen, vielmehr schaden, weil man einen gesunden Theil desselben in Entzündung und Brand dadurch versetzen kann; hingegen wird der Gebrauch der Phosphorsäure die Erweichung der gesunden Knochenenden begünstigen. Bey Knochenwunden und Quetschungen ist zu verhindern, dass die Entzündung sich nicht auf den Knochen fortpflanze und ihn tödte; daher reizende Mittel, auf entblösste Knochen gebracht, sehr nachtheilig sind.

Als Anhang trägt der Vf. noch etwas über die bey Knochenerweichung von Überschuss an Phosphorsäure anzuwendenden Mittel vor, was er selbst nur als Fragment angesehen wissen will. Wenn der Knochenzellstoff sich zu sehr dem *Phosphate acidule de Chaux* nähere, so müssen die Mittel den Zweck haben, der zu häufigen Befreyung der im Blute befindlichen Phosphorsäure Grenzen zu setzen, und, wenn diess nicht möglich wäre, durch Zuleitung von gewissen Stoffen, dieser freyen Säure in den Knochen selbst ein Bindemittel zu verschaffen; das erstere werde geschehen durch Mittel, welche die Phosphorsäure mehr binden oder die Beinhaut in einen solchen Zustand versetzen, dass nicht mehr Phosphorsäure als nöthig ist, durch sie frey gemacht werde. Um die im Blute in zu grosser Menge befindliche Phosphorsäure zu binden, sey Eisen ein vorzügliches Mittel, und vielleicht wirken die anderen gerühmten Mittel auf gleiche Art. Die balsamischen und ätherischöligen Mittel stärken die Beinhaut; die Färberröthe werde von der Phosphorsäure nebst der Kalkerde aufgenommen, und so haben vielleicht auch die China, der Kalmus, die Sabina u. s. w. Bestandtheile, die sich mit der Phosphorsäure verbinden und niederschlagen, unstreitig sey diess der Extractivstoff. Allein da diese Mittel auch Gärbestoff, Gallussäure, harzige und ätherischölige Theile enthalten: so wirken sie auch auf den ganzen Körper, und verändern seinen Mischungszustand, worin seine verminderte Thätigkeit gegründet sey. Zuletzt erzählt der Vf. noch einige Fälle von Knochengeschwülsten, die auf den äusseren Gebrauch des Terpentins in Verbindung mit stärkenden Mitteln und Bädern mit Schwefelalkali sehr schnell wichen. Er verspricht mehrere Fälle von wichtigen Knochenkrankheiten ein andermal zu liefern, denen Rec. mit Vergnügen entgegen sieht.

N. W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 DECEMBER, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hildburghausen, b. Hanisch's Wittwe: *Über den Begriff der Policey und den Umfang der Staatspoliceygewalt.* Ein Versuch von *Joh. Friedr. Euseb. Lotz*, herzogl. sächs. hildburgh. Canzleyrathe und Centbeamten zu Heldburg. 1807. XXII und 620 S. in gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Es treffen in einem kurzen Zeitraum mehrere Untersuchungen über den Begriff und Umfang der Policey zusammen, unter denen die oben genannte die ausführlichste und vollständigste ist. Zuerst ist Hr. Prof. *Butté* als Reformator aufgetreten, der der Policey auch nicht einmal ihren Namen lassen zu wollen scheint. Hr. *Henrici* dagegen hat sie auf eine Höhe erhoben, die ihr bisher fremd war, indem er ihr einen Wirkungskreis anweiset, der in der Staatsverwaltung alles umfasst, was nicht von der Justiz in Besitz genommen ist. Ein Ungenannter hat über das Princip, die Grenzen und den Umfang der Policey Grundsätze aufgestellt, die den Begriff derselben gleichfalls gar sehr erweitern, obgleich sie in der Anwendung sich wieder den bisher gewöhnlichen Ansichten nähern. Auch Hr. *Lotz* ist in der reichlichen Pflege seines Schützlings nicht zurückgeblieben. Er hat ihn mit viel und mancherley Gaben ausgestattet, die Andere ihm nicht gönnen werden. Der Begriff der Policey soll sie, nach Einigen, nur als eine in sich geschlossene Wissenschaft darstellen, nach Anderen soll er zugleich die Schranken bezeichnen, innerhalb welcher sie sich halten müsse, damit sie nicht in Despotismus ausarte. Unser Vf. hat auch hierauf vorzüglich sein Augenmerk gerichtet, wie schon der Titel seiner Schrift ankündiget. Wir wollen bey dieser Gelegenheit die Leser noch auf eine scharfsinnige Kritik des Begriffs der Policey in *Scherf's allgemeinem Archiv der Gesundheits-Policey* 1 Bd. 1 Heft, aufmerksam machen, wo S. 44 die Ehre, einen in juridischer Hinsicht vorzüglich befriedigenden Begriff der Policey aufgestellt zu haben, den Ärzten, und namentlich Hn. *Röschlaub*, vindicirt wird. Ohne uns hierüber auf ein Urtheil einzulassen, wollen wir im Allgemeinen nur bemerken, dass ein grosser Unterschied für die Bestimmung des Begriffes der Policey darin zu liegen scheint, ob man denselben in einer Theorie der allgemeinen Staatswissenschaft oder des allgemeinen Staatsrechts aus den durch die Staatsverbindung zu erreichenden Zwecken überhaupt entwickelt, oder ob man denselben aus demjenigen, was in den meisten cultivirten Staaten unter dem Namen der Policey wirksam ist, zu abstrahiren sucht. Dieser letztere Gesichtspunct hat offenbar auf die Ansichten der politischen sowohl als der publicistischen Schriftsteller, und insonderheit dieser, einen grossen, obgleich vielleicht zum Theil unwillkührlichen Einfluss gehabt. Und wie leicht war diess nicht, und selbst wie nothwendig in gewisser Hinsicht, da die ursprüngliche Bedeutung der *Politia* in der Praxis weit engere Grenzen erhielt, und das, was sonst das Ganze bezeichnete, nun auf einen Theil desselben beschränkt wurde? Da aber die Praxis bald diess bald jenes unter die allgemeine Rubrik der Policey zog, oder aus derselben entfernte; da sie sich nirgends ganz gleich blieb, und oft sogar in auffallende Widersprüche gerieth; da die Theorie den eigentlichen Sinn eines in *dieser* Beziehung nur willkührlich gewählten Wortes, streng genommen, gar nicht auszumitteln im Stande war, und ihr daher nichts übrig blieb, als entweder von dem Worte, wie es in der Praxis gebraucht wurde, gar keine Notiz zu nehmen, oder sich seiner gewöhnlichen Bedeutung zu accommodiren, oder es gleichfalls nach Willkühr anzuwenden: so ist es eben keine so auffallende Erscheinung im Gebiete der Staatswissenschaften, wie der Vf. sie findet, dass man noch bis jetzo sich über einen Begriff der Policey nicht hat vereinigen können. Die meisten Schriftsteller haben aus der Erfahrung die Gegenstände der Policey gesammelt, und daraus den Begriff derselben gebildet. Mehrere, dieses empirische Verfahren verachtend, und doch nur den Anschein desselben vermeidend, gingen vom Staatszwecke aus, leiteten aus ihm die verschiedenen Obliegenheiten der höchsten Gewalt ab, und fanden dann auch für die Policey einen — bald mehr, bald weniger beschränkten Wirkungskreis. Andere suchten, nicht mit Unrecht, in ihrem eigenthümlichen Zwecke die sie bezeichnenden Unterscheidungsmerkmale. Allein war schon über die Objecte der Policey unter den Gelehrten grosser Streit: so war der eigentliche Zweck derselben noch weit mehr bestritten. Endlich versuchte es Hr. *Henrici*, sich von allem Materiellen los zu machen, indem er dafür hielt, dass der allgemeine Begriff der Policey vielmehr in ihrer Form, d. h. in den Grundsätzen, nach welchen sie verfährt, als in ihrem Objecte, zu finden sey. Die Sicherheit des physischen Daseyns, und die Ausbildung des höheren menschlichen Wesens sind ihm die wesentlichen Zwecke der Staatsverbindung, deren Garantie zunächst der Justiz,

und dann, wo diese nicht genügt, der Policey obliegt. Da nach ihm nur diese beiden, mit und neben einander, es sind, durch welche der Staatszweck realisirt werden soll: so brauchte er auch nur die Justiz von der Policey genau zu scheiden, um den eigenthümlichen Charakter dieser zu bestimmen. Da nun, sagt er, die Policey nicht auf eine noch höhere Art, als das Recht, für den Staatszweck thätig seyn kann, da sie es nicht auf eine rechtliche Art seyn soll: so bleibt ihr, als einer praktischen Wissenschaft, welcher noch weniger ein Verfahren nach logischen oder ästhetischen Grundsätzen verstattet ist, nichts übrig, als ein Verfahren nach physischen Grundsätzen, und sie ist daher derjenige Theil der Staatsdisciplin, welcher den Staatszweck (nicht nach rechtlichen Grundsätzen, sondern) nach den Gesetzen des physischen Causal-Zusammenhangs fördert, d. h. *Henrici* legt dem gesammten, von der Justiz verschiedenen und getrennten Theil der Staatsverwaltung den Namen Policey bey.

Es war uns eine interessante Erscheinung, zu gleicher Zeit zwey denkende Köpfe auf einem ähnlichen Wege zu finden, indem auch *Lotz* die gewöhnliche Methode, den Begriff der Policey zu deduciren, verlassen, und eine andere, die in der Hauptansicht mit der *Henrici*'schen zusammen zu treffen scheint, versucht hat. Ohne über diese hier ein Urtheil fällen zu wollen, glaubten wir, durch eine kurze Darstellung derselben die Leser zur Vergleichung der beiden neuesten Erörterungen des Begriffs der Policey, die wirklich Neues enthalten, auffodern zu dürfen, indem wir jetzt zu dem eigentlichen Gegenstande der gegenwärtigen Anzeige zurückkehren.

Der Hauptgrund, warum unsere Philosophen, Rechtsgelehrten und Politiker sich über einen vollkommen genugthuenden Begriff der Policey noch nicht haben vereinigen können, schien Hn. *Lotz* in der nicht ganz richtigen Ansicht zu liegen; welche sie beynahe alle (seiner Meinung nach) vom Zwecke des bürgerlichen Vereins haben, indem sie ihn auf eine blosse Garantie der Sicherheit der Rechte Aller beschränken, da er doch unmöglich ein anderer seyn könne, als der — durch die vereinten Kräfte Aller jedes einzelne Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft auf den Standpunct der höchstmöglichsten menschlichen Vollkommenheit zu erheben. In dieser Hinsicht könne die Regierung sich auf keinen Fall blos darauf beschränken, die Bürger durch psychologischen Zwang von der Widerrechtlichkeit ab- und zur Rechtlichkeit hinzuleiten. Sie müsse ausserdem noch theils dafür sorgen, dass der Wille der Bürger, falls er, der gebrauchten psychologischen Zwangsmittel ungeachtet, dennoch widerrechtlich geworden seyn sollte, doch nie die Grenzen des blossen Wollens überschreite und nie zur widerrechtlichen That werden könne; theils auch dafür, dass jeder Bürger im Stande seyn möge, von allen den Mitteln Gebrauch zu machen, die die Vernunft als Mittel zur Erreichung des Endzwecks der bürgerlichen Gesellschaft anerkennt. Diess vorausgesetzt, müsse ihre Thätigkeit immer gedoppelter Art seyn: einmal *indirect*, durch Gesetze, durch welche sie, ohne zur Erreichung des Staatszwecks selbst *unmittelbar* mitzuwirken, blos dem Willen ihrer Bürger die dem Staatszwecke angemessene Richtung zu geben sucht, ohne übrigens dabey etwas mehr zu bezwecken, als dass dieser Wille nicht widerrechtlich werde; dann aber auch *direct*, durch Anstalten, die auf eine solche Willensleitung, bey der sich die Staatsregierung blos leidend verhält, zunächst nicht berechnet sind, sondern wobey die Staatsregierung, auch abgesehen von einer Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines solchen widerrechtlichen Willens, in Hinsicht auf die Erreichung des Staatszwecks *unmittelbar* selbstthätig erscheint. Soll nun die Staatspoliceygewalt einen eigenen, von den übrigen Zweigen der Staatsgewalt abgeschiedenen Hauptzweig bilden; soll sie ein eigenes, von den Gebieten der übrigen Staatsgewalten ganz abgeschiedenes Gebiet angewiesen erhalten: so könne unter *Policey* unmöglich etwas anderes verstanden werden, als *die directe Selbstthätigkeit der Staatsregierung für die Erreichung des Staatszwecks seinem ganzen Umfange nach*, und die *Staatspoliceygewalt* könne nichts anderes enthalten, als *das Recht der Staatsregierung, in Absicht auf die Erreichung dieses Zwecks unmittelbar selbstthätig zu seyn.* Bey der näheren Entwickelung dieses Begriffs hebt der Vf. die zwey Puncte heraus: 1) dass bey der Policey die Regierung immer nur als ein *unmittelbar selbstthätiges Wesen* erscheine; 2) dass diese Selbstthätigkeit auf die Erreichung des Staatszwecks *seinem ganzen Umfange nach* gerichtet sey. In dem ersten findet er das Hauptmerkmal des Begriffs der Policey und hält dafür, jene *directe Thätigkeit der Regierung für den Staatszweck* sey nichts anderes und könne nichts anderes seyn, als *die unmittelbare Wirksamkeit der Regierung für den Staatszweck durch Anstalten, welche theils darauf berechnet sind, eine von dem rechtlichen oder widerrechtlichen Willen der Bürger unabhängige Sicherheit der Rechte derselben herzustellen, theils auch darauf, den Bürgern die Erreichung des Endzwecks des bürgerlichen Vereins, die höchstmöglichste Vervollkommnung, möglich zu machen.* Von der indirecten Thätigkeit der Regierung für den Staatszweck unterscheide sie sich sowohl durch ihren *Zweck* als durch die ganz eigene *Form ihrer Wirksamkeit.* Der Zweck jener könne unmöglich ein anderer seyn, als der, die Bürger blos negativ zur äusseren Rechtlichkeit hinzuleiten, da hingegen die directe Thätigkeit für den Staatszweck, nicht zufrieden damit, den Hindernissen der Erreichung desselben dadurch entgegengearbeitet zu haben, dass sie durch entgegenwirkende Reizmittel den Willen der Bürger widerrechtlich zu werden hindert, einen vom Willen der Bürger ganz unabhängigen Sicherheitszustand herstellen soll, zu dessen Herstellung sie Anstalten treffe, die auch dem, ungeachtet der gebrauchten Gegenmittel, dennoch entstandenen bösen Willen alle Möglichkeit benehmen müssen, zur widerrecht-

lichen That überzugehen, und, wenn dieser Übergang demungeachtet erfolgt seyn sollte (wir gestehen, dass wir nicht wohl begreifen können, wie es einem bösen Willen, dem *alle Möglichkeit benommen ist*, zur That überzugehen, doch gelingen sollte, den Übergang zu bewirken) die Folgen desselben so wenig, als nur immer möglich ist, fühlbar zu machen. Ausserdem aber beschränke sie sich nicht bloss auf die Gewähr der Sicherheit, sondern sie suche auch noch die Möglichkeit der Vervollkommnung der Bürger dadurch zu begründen, dass sie ihnen theils die Wege zeige, die zu diesem Ziele führen, theils den Fortgang darauf möglichst zu erleichtern suche. Diese Verschiedenheit der Zwecke der directen und indirecten Thätigkeit der Staatsgewalt für die Erreichung des Staatszwecks bestimme nun auch die Form ihrer Wirksamkeit, welche nicht anders als höchst ungleichartig seyn könne, indem bey der indirecten Thätigkeit die Staatsgewalt sich zunächst bloss leidend verhalte, und, was geschehen soll, eigentlich durch die Bürger selbst geschehe, bey der directen Thätigkeit aber die Staatsgewalt geradezu selbst handle, unbekümmert darum, ob der Dritte, dessen Sicherung und Vervollkommnung der Zweck ihres Handeln sey, die ihm für die Regulirung seiner Handelsweise nach den Foderungen der Rechtlichkeit dargelegten Motive geachtet oder nicht geachtet habe. Sonach betrachtet der Vf. die Staatsgewalt in der ersteren Hinsicht als *Leiterin des Willens der Bürger zur Rechtlichkeit*, in der anderen aber als *selbstthätige Beförderin des Endzwecks des Staatsverbandes*, als *Gehülfin des Bürgers bey der Realisirung seiner Wünsche nach Vervollkommnung*; und in dieser Qualität könne sie nicht anders, als für Erreichung des Staatszwecks *seinem ganzen Umfange nach* (— zweytes Hauptmerkmal des Begriffs der Policey —) thätig seyn. Die Staatsregierung müsse hienach bey weitem mehr leisten, als sie dann leisten könne, wenn man ihre directe sowohl, als ihre indirecte Wirksamkeit bloss auf Wegräumung der Hindernisse des Staatszwecks beschränke. Erst in diesem ausgedehnteren Wirkungskreise erscheine sie ganz als die reinvernünftige Intelligenz, die sie nach dem Ideale des Philosophen seyn müsse u. s. w.

Mit dieser Entwickelung des Begriffs der Policey beschäftigt sich der Vf. im *ersten Abschnitte* seines Werkes. Es ist ihm aber, nach Rec. Dafürhalten, keinesweges gelungen, einen richtigen, erschöpfenden, alle Zweifel hebenden, alle Streitigkeiten endigenden Begriff der Policey aufzustellen. Indem er von zwey Hauptstreitfragen über den Endzweck des Staats sich für eine Entscheidung unbedingt erklärt, hat er natürlicher Weise schon eine grosse Reihe bedeutender Gegner zu erwarten. Wir wollen uns jedoch an diese nicht anschliessen, sondern einräumen, dass die Staatsverbindung mehr, als bloss Sicherheit durch Rechtlichkeit, gewähren *kann*, und dass daher auch die Staatsgewalt auf dieses Mehrere ihre Bemühungen richten *muss*. Aber der erste und nächste Zweck der Staatsverbindung bleibt doch immer Sicherheit, und offenbar ist diese die vorzüglichste Bedingung der Möglichkeit des steten Fortschreitens zur Vollkommenheit. Wenn nun gleich hierin die Pflicht des Menschen, in den Staat zu treten, gegründet ist: so folgt doch nicht, dass die Erreichung der höchstmöglichsten menschlichen Vollkommenheit der *unmittelbare* Zweck des Staats seyn muss. Eben daher kann auch der Begriff der Policey *daraus* nicht unmittelbar abgeleitet werden. Sollten wir uns aber nicht damit begnügen können, aus dem erweiterten Endzweck der Staatsverbindung die Existenz der Policey zu rechtfertigen, ihren Begriff hingegen aus der Art ihrer Entstehung selbst zu schöpfen, und ihn eben dadurch mit der gewöhnlichen praktischen Anwendung ihres Namens zu vereinigen? Ist man einmal von der ursprünglichen Bedeutung des Worts abgewichen, und soll es, in einem engeren Sinne, einen gewissen Zweig der Staatsverwaltung oder Staatswissenschaft bezeichnen, der von anderen Zweigen derselben wesentlich verschieden ist: warum hält man sich bey allgemeinen Speculationen auf, und geht nicht vielmehr auf den Ursprung der Sache, der allein aus dem Labyrinth leiten kann, in welches jene so leicht verwickeln? Hr. *L.* stand in der Einleitung auf dem Punct, der ihn auf diesen, wie uns däucht, einzig sicheren Weg leiten konnte. „Erst mit der zunehmenden Cultur, sagt er, die die Sicherheit gegen äussere und innere Feinde allmählich erzeugte, musste der Regierung sowohl, als dem Bürger, das Bedürfniss solcher Institute fühlbar werden, die auf etwas mehr, als bloss auf Gewähr der Sicherheit vor äusseren und inneren Feinden berechnet sind." Überall erscheint der Zweck der Sicherheit als erster und nächster; der Fürst ist ursprünglich nichts weiter als Richter im Frieden und Anführer im Krieg. Aber mit der fortschreitenden Cultur regen sich mehrere und höhere Bedürfnisse, deren Befriedigung die Staatsverbindung auf mancherley Weise befördern und erleichtern kann. Die vereinigten Kräfte, an Personen und Sachen, bieten der Staatsregierung Hülfsmittel dar, die kein Einzelner zu erreichen vermag. Warum sollte sie nicht zum Besten der Staatsbürger davon Gebrauch machen, sobald diese dafür empfänglich sind, und es ohne Verletzung des Zwecks der Sicherheit geschehen kann? — Nunmehr scheidet sich von der äusseren Politik und von der Justiz die *Policey*, die nach und nach mit den Fortschritten der Cultur durch die Erfahrung weiter ausgebildet wird. Wenn in roheren Zeiten Selbsthülfe mit der Rechtspflege kämpft; wenn kein Richter sich findet, wo kein Kläger ist; wenn die Obrigkeit nur von geschehenen bösen Thaten Kenntniss nimmt, und übrigens jedem selbst überlässt, auf seiner Hut zu seyn, so gut er kann u. s. w.: so liegt sogar der erste und sich gleichsam von selbst aufdringende Zweig der Policey: die Sicherheit gegen Störungen zu bewahren durch Vorbauungsmittel — unentwickelt und ungenutzt im Dunkeln. Aber den gebildeten Menschen drückt die ewige Sorge für seine Si-

cherheit, und er fodert vom Staate eine Aufmerksamkeit, die diesen weit leichter wird, als dem Einzelnen, und die in ihrer Verbreitung über das Ganze zugleich weit wirksamer ist. Äussere und innere Sicherheit ist allerdings das erste Bedürfniss jeder Staatsgenossenschaft, und diese *handhabt* freylich die *Justiz*, aber sie *gewährt* sie nicht im vollen Umfang. Ohnehin überläst sie übrigens den Staatsbürger in seinem Streben für erlaubte und nützliche Zwecke ganz sich selbst. Durch die Staatsverbindung kann aber diess Streben unstreitig erleichtert werden, und auch hier ist es der gebildetere Mensch, der diese Erleichterung vom Staate erwartet. Der rohe Anfänger auf der menschlichen Lebensbahn ist noch nicht fähig, diess Bedürfniss zu fühlen, und die Genossenschaft, die nur aus Seinesgleichen besteht, kann es nicht befriedigen: wohl aber der Verein eines gebildeten Volkes, und nur bey diesem kann Policey seyn. Sonach wäre dann die *Policey derjenige Theil der Staatswissenschaft, welcher sich mit den Mitteln beschäftigt, die durch die Fortschritte der Cultur erweiterten und erhöheten Bedürfnisse der Staatsbürger durch Hülfe der Staatsverbindung zu befriedigen, oder doch deren Befriedigung zu erleichtern.* Rec. verkennt die Einwendungen nicht, die sich hiegegen machen lassen; er glaubt aber, dass dieser Begriff der Policey auf alle Fälle zutreffender seyn dürfte, als der *Lotzische*, der nun einer genaueren Prüfung in allen seinen einzelnen Theilen unterzogen werden soll.

Directe Selbstthätigkeit ist, nach Hn. L., ein unterscheidendes Hauptmerkmal der Policey. Hier müssen wir nun gleich einen Hauptirrthum des Vfs. bemerklich machen. Die Idee dieser directen Selbstthätigkeit ist in ihm offenbar dadurch entstanden, dass er die allgemeinen Regierungsrechte den besonderen, und vorzüglich die Gesetzgebung der Policey entgegensetzt. Nun ist es aber klar, dass der Act der Gesetzgebung ohne Selbstthätigkeit der Regierung nicht denkbar ist, und dass also wenigstens die Selbstthätigkeit der Regierung kein eigenthümliches Merkmal der Policey seyn kann. Wenn man nun aber auch annehmen will, die Selbstthätigkeit der Gesetzgebung sey nicht *unmittelbar* auf die Erreichung des Staatszwecks gerichtet, weil dabey die Regierung nicht selbst dasjenige wirklich mache, was dafür geschehen muss, obgleich auch blosse Acte der Gesetzgebung *direct* auf den Staatszweck gerichtet seyn können, und wirklich sind: so läst sich doch das nicht leugnen, dass die Anwendung der Gesetze, die keineswegs bloss Sache der Policey ist, eine directe Selbstthätigkeit für den Staatszweck, ganz im *Lotzischen* Sinne, involvirt, und dass daher solche keineswegs ein eigenthümliches, unterscheidendes Merkmal der Policey seyn kann. Wenn der bürgerliche Richter Streitigkeiten schlichtet, der peinliche Strafen verhängt: so ist er doch wohl direct thätig für die Erreichung des Staatszwecks, und wenn die Policey entfernte Quellen von Streitigkeiten verstopft, wenn sie zu besorgenden Störungen der Sicherheit vorbeugt, und dabey sehr oft Mittel gebraucht, die nicht geradezu zum Ziele führen: so darf man von ihr dagegen mit Recht sagen, auch sie sey *indirect* für die Erreichung des Staatszwecks thätig. Überhaupt ist es vorzüglich die Policey, die häufig indirecte Wege einschlagen muss, und eine directe Selbstthätigkeit darf ihr daher nicht ausschliessend eigen seyn. Freylich beschreibt der Vf. diese directe Selbstthätigkeit der Policey so, dass er wohl hoffen möchte, dadurch einem Theil der gemachten Erinnerungen vorzubeugen. Die Policey soll unmittelbar wirken durch *Anstalten*. — Man weiss, dass schon längst mehrere Schriftsteller gerade hierin das Charakteristische der Policey gefunden haben wollten: aber hat denn die Policey nichts, als Anstalten? — Diese Anstalten sollen nun theils darauf berechnet seyn, eine von dem rechtlichen oder widerrechtlichen Willen der Bürger unabhängige Sicherheit herzustellen, und dadurch soll die Policey von der Justiz unterschieden seyn. Allein, nicht zu gedenken, dass die Definition der Policey hievon kein Wort enthält: so ist auch diese Ansicht überhaupt unrichtig, und die Art, wie sie ausgedrückt ist, sehr geeignet, Missverständnifs zu veranlassen. Sobald Hr. *Lotz* die Sicherheit durch die Policey nicht bloss durch Maschinen, welche die Ausbrüche des widerrechtlichen Willens verhindern, herstellen, sondern, wie er wirklich thut, der Policey im Allgemeinen Zwangsrechte gegen die Bürger beylegen will: so muss dabey auch der rechtliche oder widerrechtliche Wille derselben nothwendig in Betrachtung kommen, und ohne einen sehr wesentlichen Einfluss auf diesen, würde eine Menge von Policey-Verordnungen, Befehlen und Warnungen ganz ohne Wirkung bleiben müssen. Wenn daher die Policey nicht allein direct für den Staatszweck thätig ist, und wenn sie für denselben sehr oft auch indirect wirkt: so erscheint das eine von dem Vf. aufgestellte Hauptmerkmal als unzureichend und unbefriedigend. Das andere aber — die Wirksamkeit auf den Staatszweck *seinem ganzen Umfange nach* — ist offenbar zu allgemein, um zur bestimmten Bezeichnung einer Eigenthümlichkeit der Policey dienen zu können, und überdiess unrichtig, da der Vf. nicht, wie *Henrici*, die äussere Politik in den Wirkungskreis der Policey gezogen hat.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Grätz*, b. v. Widmanstätten: *Einige Blicke in die Natur nach Sander.* 1804. 51 S. 12. (8 Gr.) Kurze Betrachtungen über Haushaltung und Harmonie, Simplicität und Wirksamkeit der Natur über ihre zerstörenden Kräfte, Gleichgewicht, Kreislauf, Stufenfolge und Sorgfalt für alle Geschöpfe, mit warmer Empfindung vorgetragen. Den Schluss macht ein Gebet, mit tiefem Gefühl und wahrer Andacht gebetet. O.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 DECEMBER, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hildburghausen, b. Hanisch's Wittwe: *Über den Begriff der Policey und den Umfang der Staatspoliceygewalt.* Ein Versuch von *Joh. Fried. Euseb. Lotz* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nach demjenigen, was bereits oben von des Vfs. unrichtiger Beurtheilung des Verhältnisses der allgemeinen zu den besonderen Regierungsrechten bemerkt ist, war nichts anders zu erwarten, als dass er in dessen weiterer Auseinandersetzung nur immer mehr sich verwickeln werde. Das hat er denn auch im *zweyten Abschnitte*, wo er mit der Bestimmung der äusseren Grenzen der Staatspoliceygewalt und ihres Verhältnisses zu den übrigen Staatsgewalten sich beschäftiget, wirklich gethan. Indem der Vf. gänzlich ausser Acht lässt, dass die Gesetzgebung auf alle und in allen einzelnen Zweigen der Staatsgewalt wirkt, und nur durch diese ihre Objecte erhält, quält er sich mit einer Grenzscheidung, die ganz überflüssig ist, und indem er eine ewige Wechselwirkung der Gesetzgebung und Policey nicht verkennen kann, aber das eigentliche Verhältniss derselben gegen einander nicht einsieht, fürchtet er Grenzirrungen, die er durch die einzige so richtige Bemerkung selbst hebt, dass die Policeygesetze eben so wohl Gesetze seyen, als alle übrigen Anordnungen der gesetzgebenden Gewalt. Eben daraus aber ergiebt sich schon, wie unangemessen es ist, diese der Policeygewalt entgegen zu setzen. Einseitig ist es auch, wenn der Vf. behauptet, die gesetzgebende Gewalt wirke immer nur *negativ*. Hat er denn ganz die so treffende Beschreibung des Modestinus vergessen: *legis virtus haec est: imperare, vetare, permittere, punire?* — Was das Verhältniss der Policey zu der richterlichen Gewalt betrifft: so hat sich der Vf. die Sache leicht genug gemacht, indem er jener jede Art von Gerichtsbarkeit abspricht. In Ansehung der Civiljustiz hat er die in *v. Berg's* Policeyrecht aufgestellten Grundsätze angenommen. Ein eigentliches Strafrecht räumt er der Policey überall nicht ein, und die sogenannte Policeyjustiz ist nach ihm nicht mehr und nicht weniger, als derjenige Zweig der richterlichen Gewalt, bey dem diese, durch ihre Wirksamkeit auf die Bestimmung des Willens der Bürger zur Rechtlichkeit, die Staatspoliceygewalt gegen die in diesem rechtswidrigen Willen liegenden Hindernisse der Erreichung des Zwecks ihrer Thätigkeit zu sichern sucht. Er glaubt, sowohl die Erörterung der Frage: hat das Subject, das die Policey einer Störung ihrer Wirksamkeit für die Realisirung des Staatszwecks beschuldiget, diese Störung wirklich zu Schulden gebracht? als die Prüfung der bestrittenen Rechtlichkeit der von der Policey zur Erreichung ihrer Absichten eingeschlagenen Wege, gehöre nicht für das Ressort der Policeygewalt, sondern für das der Justiz. Allein in der einen Hinsicht kommt alles darauf an, ob die Policey zur Anwendung und Vollstreckung der Policeygesetze in einzelnen Fällen berechtiget seyn muss oder nicht; und die Bejahung dieser Frage würde wohl am allermeisten aus des Vfs. *directer* Selbstthätigkeit folgen, von der in der That seine Theorie einen grossen Theil an die Justiz abgiebt, und in der anderen Hinsicht, ob die Competenz der Justizgewalt sich auch auf die Ausübung der Policeygewalt, so wie anderer Hoheitsrechte erstrecke, was man bekanntlich wegen der Unabhängigkeit der höchsten Gewalt bisher nicht dafür gehalten hat. — Die Lehre des Vfs. von dem Verhältniss der Policey zu der vollstreckenden und oberaufsehenden Gewalt dreht sich ganz um den schon gerügten Irrthum, und bietet nichts Bemerkenswerthes dar. Er gedenkt einmal auch (S. 40) der *Finanzgewalt* und ihres Unterschiedes von der Policeygewalt. In der Ausführung ist sie aber leer ausgegangen.

In dem *dritten Abschnitte* wird von dem inneren Umfange der Staatspolicey gehandelt. Wenn man hier eine Anzeige der Gegenstände erwartet: so irrt man. Es ist von einer Grenzbestimmung der Rechte der Policeygewalt die Rede. Der Vf. unterscheidet den doppelten Zweck der Policey: theils einen vom Wollen oder Nichtwollen der Bürger unabhängigen Sicherheitszustand der Rechte Aller herzustellen, theils den Bürgern die Erreichung des letzten Zwecks des bürgerlichen Vereins, ihre höchstmöglichste Vervollkommnung, möglich zu machen. Nach demselben Gesichtspuncte hatte man bisher Sicherheits- und Wohlfahrts-Policey unterschieden, ohne jedoch so bestimmt, wie der Vf., danach die Grenze der Zwangsrechte der Policey ziehen zu wollen. Diese lässt er nämlich nur in Ansehung des ersten, nur zum Theil zur Erreichung des anderen Zweckes gelten, und hienach bildet er zwey Haupttheile der Policey: *Zwangs-* und *Hülfs-Policey*. Da jedoch die letztere für die Erreichung ihres Zweckes sehr oft wenigstens *indirect* Zwang eintreten lassen muss, was in der weiteren Ausführung der Vf. selbst ein-

räumt: so scheint durch diese neue Terminologie wenig gewonnen zu seyn.

Der Vf. geht nun in den *zwey Abtheilungen* dieses Abschnitts die einzelnen Gegenstände der Zwangs- und Hülfs-Policey durch, und hier ist es, wo er sich durch Genauigkeit, Vollständigkeit und Liberalität der Grundsätze um die Policeywissenschaft vorzüglich verdient macht. Er urtheilt meistens mit Scharfsinn und Consequenz, so dass, besonders in rechtlichen Erörterungen, mancher Streit als durch ihn entschieden betrachtet werden kann, und manche Lücke mit glücklichem Erfolge ausgefüllt ist. Das gilt aber hauptsächlich nur vom Einzelnen: überall, wo der Vf. auf allgemeine Principien zurückgeht oder allgemeine Regeln aufstellen will, zeigt sich die natürliche Folge der Unhaltbarkeit seines Begriffs der Policey, der Einseitigkeit seiner allgemeinen Ansichten und der Unrichtigkeit seiner Haupteintheilung. So wird man in der Einleitung zu der Lehre von der Zwangspolicey zwar mehrere sehr gründliche und nützliche Bemerkungen über die Anwendbarkeit äusserer Zwangsmittel, d. h. über das Recht unter bestimmten Umständen Zwang anzuwenden, aber keine befriedigende Auflösung eines — vorzüglich in Beziehung auf die Policey so schwierigen Problems finden. Der Vf. hebt mit Recht den Unterschied zwischen Strafrecht und Sicherungsrecht im engeren Sinne des Worts heraus, und beschränkt die Fälle, wo die Policey von den für ihr Ressort gehörigen Sicherungsmitteln Gebrauch machen könne, auf zwey, wenn nämlich einem Verbrecher, weil sich nicht nachweisen lasse, dass seine widerrechtliche Handlung Product seines *verständigen* Willens gewesen sey, keine Strafe zugefügt werden könne, und er dennoch fortwährend der Sicherheit gefährlich sey, und dann, wenn sich bey einem Verbrecher *zum voraus übersehen lasse*, dass die gegen ihn zu erkennende Strafe ihn nicht von Störungen der Sicherheit abhalten werde. So richtig nun der Natur der Sache nach die erste Regel ist: so schwankend und unbestimmt ist die zweyte, die allzuviel blossen Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten, selbst leidenschaftlichen Vorurtheilen und sogar der Willkühr überlässt.

Die Rechte der Zwangspolicey betrachtet der Vf. in zweyfacher Beziehung, 1) bey ihrer Thätigkeit für die *Sicherheit des Erhaltungsrechts* und 2) bey ihrer Thätigkeit für die *Sicherung des Vervollkommnungsrechts*. Was die erstere betrifft: so hat der Vf. wieder *zwey Abtheilungen* gemacht. 1) *Rechte der Zwangspolicey in Hinsicht auf die Erhaltung des Staats selbst*, was bey anderen Schriftstellern Recht der öffentlichen und allgemeinen Sicherheitspolicey heisst, wo dann von Volksversammlungen, öffentlichen und geheimen Gesellschaften, Religionsgesellschaften, Aus- und Einwanderungen, und bey dieser Gelegenheit von Abzugsgeldern und Nachsteuer gehandelt wird. Man sieht leicht, dass die letzteren Gegenstände nicht ohne einigen Zwang hieher gezogen sind. Man wird indessen, will man nicht, aus Liebe zu einem streng absondernden System, alles zersplittern lassen, dem Vf. deshalb keinen Vorwurf machen dürfen, und übrigens die einzelnen Ausführungen gewiss mit Vergnügen lesen, die sich auch durch des Vfs. stete Vertheidigung der Freyheit der Bürger, die nie leichter, als unter dem Vorwande der Erhaltung des Staats gefährdet werden kann, auszeichnet. 2) *Rechte der Zwangspolicey im Bezug auf die Sicherung des Erhaltungsrechts der einzelnen Bürger*, und zwar zuerst in Ansehung der *physischen* Kräfte der Bürger, sodann in Ansehung ihrer *moralischen* Kräfte, hienächst in Ansehung ihres Rechts auf *guten Namen und Ehre*, endlich in Ansehung ihres Rechts auf Erhaltung ihres *Eigenthums*. — Selbstbeleidigungen, Selbstmord, Entnervung durch Wollust und andere sinnliche Ausschweifungen weiset der Vf. bloss ins Gebiet der Hülfspolicey, jedoch mit der Einschränkung: sofern Dritte dadurch nicht in ihren Rechten gekränkt werden, und insonderheit *sofern dadurch die Erfüllung allgemeiner oder besonderer Pflichten gegen den Staat oder gegen Mitbürger nicht unmöglich gemacht* werde: eine Einschränkung, die von so weitem Umfang ist, dass dadurch die Regel ganz aufgehoben werden kann. — Hülfe in der Noth sieht der Vf. mit Recht als Zwangspflicht im Staate, und die Verweigerung der für hülfsbedürftige Bürger nöthigen Unterstützung als einen Gegenstand der Zwangspolicey an: doch verstehen sich dabey manche Modificationen von selbst. — In Beziehung auf die Erhaltung der moralischen Kräfte stehen *Bordelle*, die der Vf. als jeder Regierung schimpfliche Institute verwirft, und die *Pressfreyheit*, die er vertheidigt, neben einander. Jene hätten wohl unter der unmittelbar vorhergehenden Rubrik eine bessere Stelle gefunden. — Des Vfs. Bemerkungen über die Unzulänglichkeit der bisher aufgestellten Ehrenrechtstheorieen verdienen die besondere Aufmerksamkeit der Leser. — In Ansehung der Erhaltung des Eigenthums zieht der Vf. zuvörderst der Zwangspolicey sehr enge Grenzen in Rücksicht auf Selbstbeleidigungen, und rechtfertigt dadurch die heut zu Tage sehr gewöhnliche Nachsicht gegen Verschwender, nach welcher die Obrigkeiten meistentheils dann erst hinzutreten, wenn wenig oder nichts mehr zu retten ist. Wenn er jedoch auch hier die Bedingung hinzufügt, dass derjenige, welcher leichtsinnig das Seinige verschleudert, dadurch sich nicht ausser Stand setzen müsse, seine Verbindlichkeiten gegen Andere so wie gegen den Staat zu erfüllen: so eröffnet er eben damit der Zwangspolicey wieder einen sehr weiten Spielraum. Ausserdem handelt er von den Verletzungen des Eigenthums durch Andere, und zwar theils von solchen, welche absichtlich geschehen, wie z. B. beym öffentlichen Handelsverkehr u. s. w., und durch Erwerbszweige, welche nur durch die Benutzung der Schwächen Anderer von Nutzen seyn können, als: Betteln, Spiel, Geldmachen u. d. gl., theils von unabsichtlichen, wie z. B. durch Unvorsichtigkeit mit Feuer und Wasser.

Die Erörterung der Zwangsrechte der Policey

bey ihrer Thätigkeit für die *Sicherung des Vervollkommnungsrechts* geht von dem ganz einfachen und richtigen Gesichtspuncte aus, dass die Zwangspolicey hier weiter nichts zu thun hat, als dafür zu sorgen, dass Niemand in dem Gebrauch der Mittel gestört werden möge, auf die er zum Behuf seiner Vervollkommnung zu recurriren für nöthig und dienlich findet. Die Anwendung dieses Grundsatzes auf die Vervollkommnung des Staats selbst durch Beförderung der Volksmenge, der allgemeinen Geistesbildung und des Nationalwohlstandes, so wie auf die Vervollkommnung der einzelnen Bürger in Ansehung ihrer physischen und geistigen Kräfte und ihres äusseren Wohlstandes (ihrer Wohlhabenheit) ist dem Vf. vorzüglich gut gelungen.

Die schwierigste Aufgabe war indessen für ihn in der Darstellung des *Umfangs der Hülfspolicey* die Entfernung alles Zwanges. Er hat dieses vorzüglich dadurch zu bewirken gesucht, dass er überall nur von Anstalten redet, deren Benutzung von dem eigenen Ermessen der Staatsbürger abhange. Allein gerade hier zeigt sich, dass die Policey wenigstens bey der Anordnung, Erhaltung und Ausführung, so wie bey der Art der Benutzung solcher Anstalten, des Zwanges nicht entbehren kann, und dass es nicht angehet, die hierauf beruhenden Zwangsrechte lediglich in die Zwangspolicey, wie der Vf. sie darstellt, zurückzuweisen. Aber auch hier verdient die Behandlung der einzelnen Gegenstände Beyfall. Die Hülfspolicey, sagt der Vf., umfasst Alles, was sowohl zu dem Ende geschehen muss, um diejenigen Hindernisse der Sicherheit der Rechte Aller zu beseitigen, welche ausserhalb des widerrechtlichen Willens der Bürger liegen, als auch dasjenige, was eine Thätigkeit der höchsten Gewalt in der Absicht erheischt und zulässt, um die möglichst leichte Realisirung des Vervollkommnungsrechts der Bürger und ihres Strebens nach innerem und äusserem Wohlstande zu begründen. Zunächst nun betrachtet er dasjenige, was der Policey obliegt, um die Kräfte des *Staats* selbst, als eine moralische Person angesehen, auf den höchst möglichsten Grad ihrer Stärke und Wirksamkeit empor zu heben, und zwar 1) durch *Beförderung der Volksmenge*. Alle hiezu führenden directen Mittel verwirft der Vf. als unzweckmässig, und hält für das Einzige die Erleichterung des Lebensunterhalts, was wenigstens allerdings das Vorzüglichste ist, durch welches aber doch wohl in dieser Hinsicht die Policey nur *indirect* wirkt? Darauf folgt 2) die *Beförderung des allgemeinen Gesundheitszustandes*, wobey der Vf. die einzelnen hiezu dienlichen Mittel, hauptsächlich nach *Franks* medicinischer Policey durchgeht. Wenn er nun hier z. B. die Entfernung öffentlicher Begräbnissplätze, der Schlachthäuser, Schindanger, Spitäler, Lazarethe, Gerbereyen u. s. w., aus der Mitte der Städte für nothwendig erklärt: so folgt von selbst, dass es dabey nicht immer ohne *Zwang* abgehen kann. Dergleichen Beyspiele finden sich besonders in diesem Abschnitt noch sehr viele, wodurch die *Hülfs*policey den ihr beygelegten Charakter verliert. In Beziehung auf den Staat selbst werden 3) die Anstalten zur *Beförderung einer allgemeinen Geistescultur* betrachtet, wobey der Vf. von der Nothwendigkeit solcher Anstalten und den Vortheilen einer *allgemeinen* Aufklärung, von dem Hauptzwecke der öffentlichen Lehr- und Unterrichts-Anstalten, der Bildung des Bürgers zum Menschen und Bürger, von den Nachtheilen, welche daraus entsprungen sind, dass man das Bildungsgeschäft der Kirche überlassen hat, von Schulanstalten für die Jugend, von Bildungsanstalten für Erwachsene, Kirchen, öffentlichen Leseanstalten und Akademieen handelt. — Endlich wird 4) der Umfang der Hülfspolicey in Hinsicht auf den Staat selbst, bey Anstalten zur Beförderung *des äusseren Nationalwohlstandes* erörtert. Bey dieser reichhaltigen Abhandlung geht der Vf. von dem allgemeinen Grundsatze aus, dass die Hauptmomente, auf die hier die Thätigkeit der Regierung berechnet seyn müsse, keine anderen seyn können, als höchstmöglichste Vermehrung und Vervollkommnung der productiven Kräfte der Nation und zweckmässige Vertheilung der durch diese Kräfte erzeugten Genussmittel unter die Gesammtheit der bürgerlichen Gesellschaftsgenossen. Er hat sich durch die bisher herrschend gewesenen staatswirthschaftlichen Maximen, durch die vormals so gepriesene, und doch in der That eben so verderbliche als lächerliche Idee, ein jeder Staat müsse alles selbst haben, selbst produciren, selbst fabriciren u. s. w. durch die beschränkte Ansicht der auf Handel und Gewerbe vorzüglich beruhenden Verbindung aller Nationen, die, wenn nicht einen unendlichen Krieg Aller gegen Alle, doch einen ewigen und unfruchtbaren Kampf des Eigennutzes, der Habsucht und Überlistung zu erzeugen droht, nicht verleiten lassen, durch eine Menge von Vorkehrungen, Einrichtungen, Anstalten, Verboten und Geboten die Policey zu überfüllen; er hat vielmehr (und vielleicht noch mit zu wenig Strenge) darauf gehalten, dass gerade hier nichts gefährlicher sey, als *zuviel* zu regieren. Vor allen Dingen fodert er die Gewähr der höchst möglichsten Freyheit in der Wahl und dem Betrieb der einzelnen Gewerbszweige. Dann unterzieht er die einzelnen Beförderungsmittel einer zweckmässigen Revision, und ob es gleich Rec. scheint, dass er bey einigen, wie z. B. Geld, Credit, Theilung der Arbeiten u. s. w., nicht ganz in das innere Wesen derselben eingedrungen seyn dürfte: so hat doch die Entwickelung der Grundsätze durch festes Halten an das aufgestellte Grundprincip eine ausgezeichnete Klarheit und Consequenz gewonnen. Mag daher auch gegen die Behauptungen des Vfs. im Einzelnen Manches zu erinnern seyn: so wird man ihm doch das Zeugniss nicht versagen können, dass er die besseren Theorieen der neueren Staatswirthschaftslehrer mit Beurtheilungskraft und verständiger Auswahl benutzt hat.

Der letzte Theil dieses Werkes, welcher den Umfang der Thätigkeit der Hülfspolicey in Rücksicht auf die Vervollkommnung der einzelnen Bürger behandelt, hat durch Zurückweisungen sehr abgekürzt werden können. Er enthält indessen noch

manche lesenswerthe Bemerkungen, vorzüglich über Findel- und Waisenhäuser, über Gefängnisse, über Stipendien, über Leihhäuser, Hülfscassen und Versicherungsinstitute, endlich über Creditinstitute. Ms.

GESCHICHTE.

CARLSRUHE, in der Müllerschen Hofbuchdruckerey: *Geschlechtsbeschreibung derer (der) Familien von Schilling.* Bearbeitet durch *Carl Friedrich Schilling von Cannstatt*, grossherzogl. badischen geheimen Rath. Mit Kupfern und Stammtafeln verwandter Familien. 1807. 430 S. Fol.

Schwerlich wird eine deutsche Familie des niederen Adels eine so ausführlich und gründlich bearbeitete Geschlechtsgeschichte aufzuweisen haben, als die Familie der *Schillinge*, welche seit dem 11 Jahrhundert in Schwaben blühete, und sich in mehrere Äste ausbreitete. Für das grosse historische Publicum scheinen zwar Geschlechtsbeschreibungen von der Art wenig Interesse zu haben; es ist aber doch nicht zu verkennen, dass sie zur Erweiterung der vaterländischen Geschichte ungemein viel beytragen, und zugleich über die altväterlichen Sitten, über die Würden und Ämter der Vorzeit, über den damaligen Reichthum des niederen Adels u. d. m. manches bisher unbekannte Licht verbreiten. Der Vf., selbst ein Mitglied der Familie von Schilling, hat mit ausgezeichnetem Fleisse und der grössten Sorgfalt aus gedruckten Schriften und ungedruckten Urkunden seines Familien-Archivs die zu seinem Zwecke erfoderlichen Nachrichten aufgesammelt, und die Schicksale seiner Vorfahren ohne Eitelkeit und Vorliebe mit so vieler Gründlichkeit entwickelt, dass er auf den Dank seiner Geschlechtsverwandten sowohl als des Freundes der vaterländischen Geschichte mit Recht Anspruch machen kann. In der *Einleitung* macht der Vf. zum Theil sehr treffende Bemerkungen über den Adel überhaupt, und ziehet die Parallele zwischen dessen Zustand der älteren und neueren Zeiten. „Damals, sagt er, war Leibesstärke, Muth, Entschlossenheit, Rechtschaffenheit, Bildung seiner Anlagen durch eigene und fremde Erfahrungen, neben einigen Glücksgütern, die Grundlage zur Grösse eines Mannes. Die Zeiten haben sich geändert. Der physische Mensch ist gesunken, ohne dass der geistige in gleichem Grade gestiegen wäre. — Politik ersetzt den Muth, die *öffentlichen* Fehden des Adels haben aufgehört, aber *geheime* der Individuen sind an die Stelle getreten. — Den Hindernissen wird nicht mehr Kraft und Ausdauer entgegengesetzt, sondern Umwege und Gewandtheit, die sicherer zum Ziele führen; selten bedarf es dazu noch einiger Geistesüberlegenheit, Rechtschaffenheit braucht nicht mehr so ernstlich gemeint zu seyn, der Anstrich davon ist allzu oft hinlänglich, ihren Mangel zu ersetzen. Die Falschheit ist in gewissem Grad unentbehrlich geworden. Selbst in hohem Grad wird sie nicht zum Verbrechen gerechnet, höchstens einer zu weit getriebenen Lebensklugheit zugeschrieben; und volle Aufrichtigkeit in Worten und Werken ist für den geradesten Mann ein unverzeihlicher Fehler geworden." Nach dieser etwas grellen Charakteristik des jetzigen Adels, giebt der Vf. allgemeine Nachrichten von der Ritterschaft der Vorzeit, vom Erwerb der Ritterwürde, von ihren drey verschiedenen Stufen, und von dem Werthe, den der Adel damalen bey den deutschen Fürsten hatte. Das Beywort *von* war nicht allemal ein Kennzeichen des Adels, sondern stand nur vor dem Namen, der von einem Eigenthum herrührte. Manche altadeliche Häuser haben es daher bis jetzo nicht angenommen. Auch die Familie von Schilling schrieb sich lange Zeit bloss Schilling, und dann erst Schilling von Cannstatt; das Beywort *von* wird bey ihnen in alten Zeiten nicht angetroffen. Diese Familie, deren Alter Martin Crusius noch von A. 550 datirt, hob sich, durch die Thaten ihrer Glieder, zur Ritterbürtigkeit lange zuvor, ehe noch der Adel durch kaiserliche Diplome ertheilet wurde. Schon im J. 1260 bekleidete sie das Erbschenkenamt in Schwaben, und war von ältesten Zeiten her in dem Canton Köcher, nachher im Canton Nekkar Schwarzwald begütert, wurde auch in den Deutsch- und Maltheser-Orten aufgenommen. Von den Gütern, welche die Schillinge von Cannstatt in verschiedenen Zeiträumen besessen haben, liefert der Vf. S. 9 nur ein, mit historischen Notizen versehenes Verzeichniss, und bemerkt, dass die beträchtliche Besitzung *Cannstat*, wovon sich diese Familie einen Beynamen beylegte, schon vor dem J. 1300 verloren gegangen, und nach und nach an Würtenberg gekommen sey. Von dem Besitze dieser Stadt, welche eine Kanne im Schilde führt, will man zwar das Schillingische Wappen herleiten; der Vf. glaubt aber, dass es wahrscheinlicher von dem Erbschenkenamt herrühre, welches die Familie 400 Jahre lang bekleidete. Die von ihm in 2 Kupfertafeln mitgetheilten Wappen von dem J. 1332 an bis auf die neuesten Zeiten sind als ein nützlicher Beytrag zur Heraldik anzusehen. Auch von den Lebensumständen der einzelnen, in den vorhergehenden Stammtafeln aufgeführten Gliedern finden sich S. 23—68 ausführliche, mit Urkunden und Epitaphien belegte Nachrichten, welche für die Familie nicht ohne Interesse bleiben werden. Den grössten Theil des Werks nehmen (S. 143—335) die genealogischen Tabellen ein, indem sie sich über alle Branchen des Schillingischen Geschlechts, und sogar über weibliche Abkömmlinge desselben, und über einige mit demselben in Verwandtschaft stehende Familien verbleiten. Sechs vollständige Register, als: 1) über die Beylagen zu den Lebensumständen der Schillinge, 2) über die Stammtafeln ihrer Abkömmlinge, 3) über die Stammbäume der Schillinge von Cannstatt, 4) über die Geschlechtstafeln anderer Familien von Schilling, 5) über die in den Stammbäumen vorkommenden Ahnen, und 6) über alle vorkommenden Familien-Namen, erleichtern den Gebrauch dieses mühsamen Werks, für dessen Bearbeitung der Vf. auf den lebhaftesten Dank des ganzen Schillingischen Geschlechts allen Anspruch zu machen berechtiget ist.

A. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 10 DECEMBER, 1808.

GESCHICHTE.

Altona, b. Hammerich: *Chronik des neunzehnten Jahrhunderts.* Von G. G. *Bredow*, Prof. der Geschichte in Helmstädt. Erster Band, enthaltend die Jahre 1801, 1802 u. 1803. Zweyte Auflage. 1808. 732 S. Zweyter Band, enthaltend die Jahre 1804 u. 1805. 1807. (Sammt dem Register über die ersten 5 Jahrgänge.) 1178 S. gr. 8. Zu jedem Jahr ein tabellarisches Register. (5 Rthlr. 16 Gr.)

In der Nachschrift zum 2ten Bande (Jan. 1807) sagt Hr. *Br.* S. 1178: „Froheren Hoffnungen dürfen wir uns überlassen: Deutschlands Universitäten geniessen des französischen Schutzes, und jeder Lehrer kann ungestört üben, was seine Pflicht ist. So ward es auch dem Vf. vergönnt, in Ruhe die Chronik des Jahres 1805 zu vollenden, und nach bestem Wissen und Gewissen der Pflicht des Historikers zu genügen. Dieser stellt dar, was geschehen ist; er erforscht die Wahrheit, wo man sie zu verhüllen sucht; er giebt, wo die Forschung zu keinem Ziele führt, Vermuthungen und Sagen (sie bezeichnen oft die Volksstimmung), und fodert auf zu Berichtigung; er sucht den Zusammenhang zu entwickeln, sey es aus der Fügung des Zufalls, sey es aus dem Charakter und den Absichten der Menschen; und strebt als Mensch überall das Gefühl für Recht und Unrecht, für Grösse und Schönheit zu befestigen und zu schärfen. So thue jeder das Seinige, und es wird der deutsche Name der Achtung bey seinen Siegern nicht ermangeln, und jeder Einzelne ohne Beschämung vor Mitwelt und Nachwelt bestehen."

Ein Werk von Gehalt redet sonst für sich selbst. Die sämmtlichen Theile dieser Chronik, auch die zweyte Auflage des ersten Bandes, sind ohne alle Vorrede erschienen. Doch scheint es Momente in den Zeitverhältnissen zu geben, wo es nöthig ist, dass ein Mann für sich und die Würde seines Studiums spreche.

Rec. setzt übrigens mit Recht voraus, dass gegenwärtige Chronik schon nach ihren ersten Theilen (Jahre 1801—1803) durch treffende Aushebung und Zusammenstellung des Merkwürdigen, so wie durch einen würdigen und gefälligen Vortrag, hauptsächlich aber durch freymüthige Beleuchtung der Zeichen der Zeit und durch furchtlos ausgesprochenes Gefühl für Recht und Unrecht, nicht geringes Interesse gefunden haben werde, wie sich dieses auch schon durch das äussere Argument der zweyten Auflage darthun liesse. Indessen glaubt Rec. den Lesern schuldig zu seyn, sie mit der Ausführung der oben vorgelegten Grundsätze des Vfs. hier, in Bezug auf den neuesten Band, noch näher bekannt zu machen.

Man weiss, dass so Manches aus unseren Tagen nicht in öffentlichen Zeitungen und Journalen gedruckt wird, dessen Aufzeichnung jedoch der Nachwelt vielleicht eben so wichtig seyn möchte, als ganze Sammlungen jener Tagblätter. (Rec. hat immer geäussert, dass jeder, der in der Lage hiezu ist, wenigstens der Nachwelt eingedenk seyn möchte; es muss auch nicht alles jetzt gleich in die Presse kommen. Ohnlängst hat er einen Fund dieser Art aus dem 30jährigen Kriege gethan, der diesen Wunsch wieder erneuert hat.) Jeder fühlt und weiss ferner, dass schon die rasche Folge der Weltbegebenheiten von Zeit zu Zeit eine Übersicht nöthig mache, selbst für die Gebildeteren, wie vielmehr noch für das übrige, kurzsichtige Publicum: und es wäre wünschenswerth, dass hiezu die sämtlichen Berichte unserer Zeitgenossen, das ganze stehende Heer der Tag- und Monat-Blätter, so wie sie ins Publicum ausgehen, frühzeitig einer genaueren Sichtung unterworfen würden, damit das Urtheil der Leser eine sichere Leitung finde.

Man durfte sich daher freuen, dass ein Mann, wie Hr. *Bredow*, diesem Bedürfniss entgegenkommen wollte, und dass er, den wir schon aus seinen anderen Arbeiten schätzten, auf diese Weise der Mit- und Nachwelt seine Pflicht bezahlt. Hr. *Br.* hat es auch nicht unter sich gefunden, den bescheidenen und einfachen Titel einer Chronik zu wählen, indem er sich wohl bewusst war, dass auch an eine solche nach den Fortschritten unserer Zeit keine geringen Foderungen gemacht werden. Der Geschichtschreiber selbst kann die grosen Ereignisse unserer Tage nicht wohl vornehmen, ehe erst die *einzelnen* Begebenheiten sowohl nach ihrem *chronologischen* als nach ihrem *inneren Zusammenhange* gehörig entwickelt sind. Dieses aber ist der wesentliche Charakter der Chronik, wonach sie zwischen den politischen Tagblättern und der Geschichte mitten inne steht. Ihre Bestandtheile sind von zweyerley Art: *Thatsachen*, und *Eindruck* der Thatsachen *auf die Zeitgenossen*. Auf beides beziehen sich die vom Vf. aufgestellten Foderungen. Dass er, „um darzustellen, was geschehen ist", der besten Quellen mit Auswahl und möglichster Vollständigkeit sich bedient habe, bedarf bey ihm kaum angemerkt zu werden. Das hat Rec. besonders gern gesehen, dass er seine Quellen durchge-

Hessen, *Sachsen* u. s. w. kommen nicht vor.) — Nun folgen die Nachbarstaaten Deutschlands: *Holland*. S. 399—403. *Schweiz*. — S. 406. *Dänemark*. — S. 409. Hierauf die *italiänische*, die *ligurische* Republik, und *Etrurien*. *Jesuiten*. S. 414. — *Grossbritanniens* innere Lage; Pitt wird Minister. S. 419—434. Verhältniss mit *Spanien*. S. 434 ff. (Nicht überflüssig wird S. 438 bemerkt, der sogenannte *Friedensfürst* heisse eigentlich *Fürst von Paz;* Paz liegt in Südamerika in der Gegend des Plata.) — *Ostindien*. S. 439. *Westindien*. S. 444. *Nordamerika*. S. 446. *St. Domingo*. *Dessalines*. S. 452. — Schluss.

Die Leser werden in dieser Übersicht die leitenden Ideen, welchen der Vf. gefolgt ist, leicht erkennen. Man könnte zwar gegen den Plan selbst Verschiedenes erinnern; aber welche andere Anordnung würde nicht auch wieder ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten haben?

Die durchgreifende Allgemeinheit der Begebenheiten des Jahres 1805 gewährt mehr Einheit schon für die bloss chronologische Darstellung. Der Vf. hat aber das Ganze unter gewisse Hauptgesichtspuncte geordnet. Anordnung und Inhalt der einzelnen Stücke wollen wir hier ebenfalls ausheben. I Abtheilung. Nach vorläufiger friedlicher Erklärung an England, Übung des franz. Einflusses auf Nachbarstaaten (Holland), und Erweiterung der Würde und Macht Napoleons (in Italien). Napoleons *Friedensantrag* 2 Jan. 1805. (S. 503) Aufnahme und Gesinnungen in England. S. 505. ff. Ob nicht Napoleons Antrag an England eigentlich auf Kaiser Alexander berechnet war? S. 514. Frankreichs Verhältnisse zu den Landmächten, zu Anfang des Jahres 1805. S. 518. ff. Scheinbare Friedensverhältnisse mit Österreich, S. 521. ff. Bemerkungen und Übergang zum Folgenden. Warum Frankreich jetzt noch Ruhe wollte? S. 525. *Italiänische* Republik, S. 526. Das Königthum. S. 531. (Nachrichten von Eugen Beauharnois und Mürat S. 529. f.) Die Actenstücke dieser Regierungsveränderung vollständig. S. 541—561. Napoleons Krönung in Mailand S. 561. (In der Note Nachrichten von der eisernen Krone; hier hätte *Muratori* angeführt werden können.) *Eugen* Beauharnois Vicekönig. S. 565. ff. *Piombino*, als erstes Beyspiel wiederhergestellter Lehensverbindung. S. 574. Neue Organisation *Liguriens*. S. 583. Schnelle Rückreise Napoleons. S. 588. Bemerkungen über die Regierungsveränderung von *Genua*. — *Parma*, *Piacenza* und *Guastalla* mit Frankreich vereinigt, S. 595. ff. *Lucca*, Herzogthum, kommt an den Fürsten von Piombino. S. 596. *Marino* und *Etrurien* retten noch ihre Selbstständigkeit, S. 601, aus welchen Ursachen? — *Rom* und *Neapel* hauptsächlich nach ihrer inneren Lage. S. 605. ff. Gewöhnlich wird es den alten Chroniken als Fehler angeschrieben, dass sie Kometen, Erdbeben, Wassersnoth u. s. w. unter ihre Nachrichten aufnehmen. Der Vf. hat es weder für unzweckmäsig, noch unter der Würde des Chronisten gefunden, das Erdbeben im Neapolitanischen und den Ausbruch des Vesuvs 12 Aug. zu beschreiben. Einleitung zu einer neuen Constitution von *Holland*, S. 612. ff. *Schimmelpennink* wird gerechtfertigt. S. 618. *Schweiz*. S. 633. ff. „Es ist die Schweiz nicht von Einfluss auf die öffentlichen Angelegenheiten Europa's; aber selten wird eine Sprache geredet, wie hier ihr Repräsentant (Landamman *Gluz*) sie spricht; Aufmunterung kann sie geben Allen, die in Ohnmacht sich beugen zu müssen vermeinen; Lehre, mit Würde auch im letzten Augenblick zu sprechen und zu handeln.“ Einige Stellen dieser kraftvollen Rede sind abgedruckt. — Sittengerichte. S. 638. Die übrigen (entfernteren) Staaten Europa's, sagt der Vf. S. 641, bieten selbst in ihrem Inneren wenig merkwürdige Veränderungen dar, weil ihre Aufmerksamkeit immer nur auf die auswärtigen Angelegenheiten gespannt ist. — *Dänemark* zeichnet sich jedoch hierin durch seine wünschenswürdige Abgeschiedenheit vor den anderen aus. — Umständliche Nachrichten über die Berufung des Consist. Rath *Hermes*, „den man in Berlin so sanft bey Seite geschoben, und nun, gegen die Bestimmung der *Hermen*, abermals in den Weg stellte.“ S. 646. — *Schweden*, dessen König unmittelbaren Antheil an den grossen Weltbegebenheiten suchte. S. 649. Verhältnisse mit Preussen und Frankreich. Bemerkungen des Moniteur, auch über die auffallende Zurücksendung des schwarzen Adlerordens. S. 656. ff. Begünstigung des englischen Handels in Schweden. S. 658. — *Russland* (S. 659) thut verhältnissmäsig noch am meisten für innere Cultur, während seine Hauptsorge fortwährend auf Kriegsrüstungen und auswärtige Verhältnisse geht. (Der Zufluss *fremder Ansiedler*, besonders aus Deutschland, S. 660, hätte seinen Veranlassungen nach auch bey der Geschichte dieses letzten Landes berührt werden können.) Verhältnisse mit Persien, S. 674. — *Türkey*, französische Versuche, sie vom russischen Interesse zu trennen, S. 678. Einige kritische Bemerkungen zum Moniteur, S. 681. Allianz der Türken mit Russland. S. 684. Verwirrung in den meisten türkischen Provinzen. Nun folgen die *einzelnen deutschen* Staaten nach ihrem Innern. S. 700. *Österreich* zuerst; Militär und Finanzen bleiben die Hauptsache. Nicht unbemerkt bleibt das Verbot der Tituskköpfe. S. 703. — *Preussen*, in seiner Neutralität durch die feindlichen Dispositionen der Nachbarn immer mehr bedrängt, auch in seinen inneren Fortschritten gehindert. S. 704. *Sachsen*, der Landtag. S. 710. *Bayern*, Fortgang der Landescultur. Die *Vossische* Recension des *Wismairschen* Lehrplans; der Ton der kön. Rescripte, das Schulwesen betreffend. *Schelling*. S. 719. *Baden*. S. 721. Heidelbergs Aufnahme. Commission für den Thalweg des Rheins. *Würtemberg*, Verfolg der Streitigkeiten zwischen Herrn und Land. S. 723. ff. aus genauen Nachrichten. — Bemerkungen über eingerissene Immoralität seit den Militär-Durchzügen, S. 729. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 DECEMBER, 1808.

GESCHICHTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Chronik des neunzehnten Jahrhunderts.* Von G. G. Bredow u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Jetzt erst kommt der Vf. auf die *Reichssachen* im Allgemeinen; fast das einzig Beneidenswerthe sind aber die Verhandlungen des Reichstags über die Rheinschifffahrtsoctroi. S. 730. Über alle Anstände anderer Art wurde von den interessirten Parteyen einzeln in Paris angefragt. S. 731. Die *Reichsritter.* S. 731. *Lübeck, Hannover.* S. 733. — *Frankreichs innere Lage.* S. 735. Register von den Beschäftigungen und Beschlüssen des gesetzgebenden Raths, vom 27 Dec. bis 6 März. Finanzen. S. 746. Handel. S. 750. — Zur Vergleichung des französisch-republicanischen und des gregor. Kalenders ist eine Tabelle vom Hofr. *Pfaff* beygegeben. Kirchensachen, Schulen. S. 752 ff. Conscription. S. 764 u. s. w. — *Grossbritannien*, Addington mit Pitt versöhnt, und Parlamentseröffnung. S. 772. ff. Die wichtigsten Gegenstände der Parlamentsverhandlungen: 1) Verhältnisse mit Spanien, 2) Budget für 1805, 3) Irland, 4) Negerhandel, 5) Landesvertheidigung und Marine-Administration. Eindruck, den das Auslaufen der franz. Escadern auf die englische Nation machte. S. 822 ff. Verrichtungen dieser Flotten. Anklage Melville's und Pitt's. S. 838, ff. Lord Sidmouth entlassen. S. 847. Die Schlacht am Cap Finisterre. S. 854 ff. Trafalgar, bey Ferrol. S. 865. Resultate. S. 869. *Ostindien.* Der Vf. beklagt sich über Unvollständigkeit der Nachrichten und mangelhafte Geographie. — *Nordamerika*, nach äusseren und inneren Verhältnissen. S. 883. — Als Übergang zu der 2 Abtheil. Rüstungen und Gefecht im Kanal. S. 896. Ob die Engländer im Ernst eine Landung fürchteten, oder wie bald diese Furcht verschwand? S. 905. Die Küstenarmee marschirt an den Rhein. Die zweyte Abtheilung enthält die Geschichte der dritten Coalition. *Pitt* sucht *Coalition.* S. 908. Würdigung seines Plans. Politische Verhältnisse Englands, Russlands, Österreichs und Preussens zu Frankreich und zu einander. S. 910 ff. Bündniss zwischen *England* und *Russland*, S. 912, nach den Actenstücken, welche im Jan. 1806 im Parlament vorgelegt wurden, nebst Bemerkungen des Vfs. über die damaligen Verhältnisse von Preussen, und über den Zeitpunct, wo der Tractat dem französischen Cabinet bekannt geworden seyn möchte, und wie weit? S. 919. Novosilzofs Sendung. S. 925 ff. Frankreich und Österreich, hauptsächlich nach (*Genz*) Fragmenten aus der neuesten Geschichte u. s. w. Österreichischer Operationsplan und Beytritt zum Concerttractat. S. 940 ff. Diplomatische Eröffnungen. — Schwedens Convention mit England. S. 954. *Düroc* in Berlin. S. 956. Österreichische Armee auf dem Kriegsfuss. S. 957. Die kriegerischen Begebenheiten selbst werden nach folgenden Abschnitten abgehandelt: 1) Übergang der Österreicher über den Inn. Das Verhalten des münchner Hofs nach den sämmtlichen bekannt gewordenen Actenstücken. — Die Erklärungen auf dem Reichstag von Seiten Österreichs und Frankreichs werden vom Vf. nur in die Anmerkungen gebracht. S. 970 ff. — 2) Der Übergang der Franzosen über den Rhein. — Frankreich und Würtemberg. S. 980. (Nach *Häberlin's* Staatsarchiv, XIV und aus dem polit. Journal, Dec. 1805.) Frankreich und Baden. S. 987. Französischer Operationsplan. „*Pour gagner tout, il faut hazarder tout.*" Der König von Preussen möchte die Waffen ergreifen! — „*Ah, pour cela, il ne les prendra pas.*" — 3) Capitulation von Ulm. 4) Die Franzosen in Wien. Für beides werden auch österreichische Privatnachrichten benutzt. 5) Schlacht bey Austerlitz. (Alles befriedigend genug. Zu der Geschichte der Unterhandlungen des Grafen von Haugwitz gehören auch noch die Anmerkungen des französischen Amtsblatts zu der englischen Beantwortung des russ. Manifests, Allg. Zeit. 1808. Num. 22.)

Der Friede von Pressburg und Napoleons Rückkehr in den letzten Tagen des Dec. schliessen zwar das Jahr 1805 mit einer wichtigen Epoche; doch scheint es in manchen anderen Rücksichten unbequem zu seyn, jedesmal gerade den Lauf eines Jahres zur Grenze zu nehmen, da, wie wir gesehen haben, der Vf. selbst mehr dem Gange der *Hauptbegebenheiten*, als der strengen *Zeitordnung* folgt. Dieses Verfahren hat aber auch wieder seine besonderen Schwierigkeiten. Mit was für einem Contrast würden z. B. der 17 und 21 October in einer bloss chronologischen Darstellung erscheinen; in der gegenwärtigen Chronik hingegen finden wir die beiden wichtigen Tage in grosser Entfernung von einander, S. 861 und 1005. Überhaupt werden jene wichtigen Seetreffen schon vor der Geschichte der dritten Coalition erzählt, ungeachtet sie mit dieser parallel gehen. Da der Vf. ausserdem gewöhnlich die *ethnographische* Methode befolgt: so musste, um den angezeigten Schwierigkeiten zu begegnen, jedem Jahr eine chronologische oder vielmehr *synchronistische* Tabelle zur vergleichenden Übersicht beygegeben werden.

Von der *Allgemeinheit*, mit welcher der Vf. den

Zeitgeist auffasst, zeugt, dass es, zufolge der Nachschrift, gleich Anfangs in den Plan dieser Chronik gehörte, ausser den politischen Begebenheiten auch die *wissenschaftlichen* Fortschritte zu geben, nicht für den Literator, sondern zur Erleichterung des künftigen Geschichtschreibers, Weil aber hierin nicht wohl Alles von Einem geleistet werden kann: so ist es sehr rühmlich, dass Männer wie *Schrader*, *Remmer*, *Bruns*, Hofr. *Schulze*, zu diesem Zwecke sich verbunden haben. Dem ersteren verdanken wir, als Anhang zum Jahr 1804, einen gerade jetzt besonders wichtigen und belehrenden Aufsatz: *Charakteristik des franz. Civil-Gesetzbuches.* Dem letzten eine (nur zu kurze) Abhandlung über die *Eigenthümlichkeiten der pestalozzischen Lehrmethode.* Der zweyte Band enthält übrigens noch die Ansicht der Jurisprudenz, Medicin, Physik, Chemie und die Bereicherungen der Erdkenntniss in dem ersten Quinquennium dieses Jahrhunderts. Der anziehende und lichtvolle Aufsatz über *Gall* wird besonders interessiren.

— C. —

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. dem Verfasser: *Brenno, Opera seria composta e dedicata alla Sua Maestà Federico Guglielmo III*, Re di Prussia da *Giov. Feder. Reichardt*, Maestro di Capella di S. M. sudetta. 309 S. Folio. (2 Louisd'or.)

Bey der so herrschend gewordenen Vorliebe des musikalischen Publicums für die anjetzt gewöhnliche Einrichtung der Oper, muss es dem ächten Verehrer der Kunst erfreulich seyn, zu sehen, dass sich nicht allein noch hie und da auch ältere gute Kunstwerke dieser Art, trotz der anscheinenden Allgewalt der Mode, in gleichem Werthe erhalten, wie solches der Fall bey der angezeigten Oper in Preussens kunstliebender Königsstadt ist, sondern dass auch die Verfasser oder Herausgeber solcher, dem Modegeschmacke nicht fröhnenden Kunstwerke so viel Vertrauen in den Kunstsinn Einzelner zu setzen sich berechtigt glauben, dass sie die Herausgabe solcher Werke in vollständigen Partituren wagen können. Zuverlässig hegt jeder Kunstfreund mit Rec. den Wunsch, dass das Publicum die Ausgabe der Oper *Brennus* dergestalt unterstütze, dass sich auch die bis jetzt verzögerte Erscheinung der vollständigen Partituren von den übrigen Opern des Vfs. hoffen lasse.

Die Handlung dieser Oper beginnt mit dem Kampfe des gallischen und römischen Heeres unter der Anführung des Brennus und Fabius. Brennus erkämpft mit seinen Galliern einen entscheidenden Sieg über die Römer, und wird von Cleanthes, einem seiner Freunde und Siegesgenossen, benachrichtiget, dass sich Hostilia (die Gemahlin des römischen Heerführers) unter den Gefangenen befinde. Hostilia erscheint vor dem Überwinder, der ihr die Ketten abzunehmen befiehlt, und ihr Herz und Hand anbietet. Fabius sucht ihr vergebens Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen, und Brennus läst ihr die Wahl, entweder den Fabius zu verlassen, und als Gemahlin ihm die Hand zu reichen, oder den Fabius sterben zu sehen. Um das Vaterland zu retten, entschliesst sich Fabius, seine Gemahlin dem Sieger zu überlassen; Hostilia aber kann sich zu diesem Opfer noch nicht entschliessen. Unterdessen ist Selinde, die Gemahlin des Brennus, als fremder Krieger verkleidet, zum Beystande der Gallier erschienen, und giebt sich ihrem Gemahl zu erkennen. Fabius und Hostilia schöpfen über diese Erscheinung neue Hoffnung. Jedoch Feuer und Schwerdt drohen Rom den gänzlichen Untergang, und Hostilia entschliesst sich, weil kein anderes Mittel übrig bleibt, das Vaterland zu retten, dem Überwinder Roms das von ihr verlangte Opfer zu bringen. Brennus, durch die Grossmuth der Römerin und ihres Gemahls, und durch Selindens Benehmen gerührt, giebt Rom den Frieden, überläst Hostilien ihrem Gemahl, und kehrt in Selindens Arme zurück.

Dass der Tonsetzer dieser Oper einer der wenigen Singecomponisten sey, die sich nicht allein in ihren Ausarbeitungen einer durchgehends richtigen Declamation des Textes befleissigen, sondern die auch den Sinn des zu bearbeitenden Gedichtes rein auffassen, und in ihrer Composition wieder geben, ist schon aus den vielen kleinern Gesangstücken bekannt, womit der Vf. das Publicum beschenkt hat. Auch die vorliegende Oper enthält fast ohne Ausnahme die Bestätigung dieser Wahrheit. Übrigens gehet in diesem Kunstwerke das Streben des Vfs. vorzüglich auf die beste und zweckmässigste Wirkung des Ganzen als Ganzes betrachtet. Daher die Vermeidung solches zufälligen Flitters, der nur das Ohr ergötzen, aber nicht in die Wirkung des Ganzen eingreifen kann; daher sowohl die Vermeidung der Überladung in Hinsicht auf die Ausdrucksmittel der Kunst, durch deren überhäuften Gebrauch so oft der Totaleindruck geschwächt wird, als auch die Vermeidung derselben in Hinsicht auf die Begleitung, (besonders der Blasinstrumente,) wodurch die Singstimme zu sehr in Schatten gedrängt wird, und dem Auffassungsvermögen des Zuhörers Hindernisse in den Weg gelegt werden; und eben daher die Vermeidung langer Anfangsritornelle, die gewöhnlich den Zusammenhang des Inhaltes des Satzes mit dem des vorhergehenden Recitatives stören, und überdiess noch den Sänger in Hinsicht auf Action oft in die gröste Verlegenheit setzen u. s. w.

Nach einem gut ausgeführten *Allegro con brio* aus d *dur* im C Tacte, welches als Sinfonie oder Ouverture dem Ganzen zur Einleitung dienet, sich hauptsächlich auf den Kampf der beiden Heere beziehet, und worin besonders der cantable Solosatz der Blasinstrumente nach der Halbcadenz des ersten Haupttheils vermittelst des Contrastes eine schöne Wirkung macht, beginnt die Oper mit einem kraftvollen Doppelchore, nämlich mit einem Chore der kämpfenden Römer und Gallier. Dieses Chor fällt, wie man zu sagen pflegt, in den Satz der Sinfonie ein, und ist mit derselben von gleicher Ton- und

Tact-Art, und von gleicher Bewegung. Durch die von dem Vf. dabey gewählte Einfachheit der Ausdrucksmittel hat es einen hohen Grad der Bestimmtheit seines Charakters erhalten. Besonders trefflich ist in demselben das *Vittoria* des gallischen Heeres behandelt. Ungeachtet der guten Wirkung, die diesem Chore nicht streitig gemacht werden kann, stellet es Rec. dennoch dem eigenen Urtheile des Vfs. anheim, zu entscheiden, ob die Wirkung desselben nicht noch mehr gewonnen haben würde, wenn der Vf. die rhythmischen Theile jedes besondern Chores bey der Wiederholung des Textes mehr zusammen gerückt hätte, so, dass nämlich der eintretende Satz des einen Chores nicht immer das Ende des Satzes des anderen Chores abgewartet hätte. Wenigstens glaubt Rec. überzeugt zu seyn, dass das Ganze durch diese Einrichtung, und durch das mehr in einander Greifen seiner Theile noch mehr gehoben worden wäre, und noch weit mehr Energie erhalten hätte. Selbst die Natur der zum Grunde liegenden Empfindung, und der Grad, in welchem sie sich in diesem Falle äussert, scheinen diese Einrichtung zu fodern; denn sicher ist in einem Kampfe dieser Art die Empfindung der Kämpfenden zu wenig gemäsiget, als dass jeder kämpfende Theil den Vortrag des anderen (besonders bey wiederholten Sätzen) bis zum völligen Ende ruhig abwarten sollte, ohne, wie man zu sagen pflegt, dem Gegentheile ins Wort zu fallen.

Gleich in der zweyten Scene, oder in dem diesem Chore unmittelbar folgenden Accompagnement lernt man den Vf. als einen Tonsetzer kennen, der sich auch in dem Style des Recitatives, an welchem so viele unserer jetzigen Operncomponisten scheitern, völlig orientirt hat. Rec. muss gestehen, dass es für ihn eine Art wohlthätiger Erscheinung war, nach so vielen nichtsbedeutenden Recitativen, die sich zugleich neben dem Dialog hin und wieder in viele unserer modernen Opern verloren haben, in dem vorliegenden Werke eine Folge von Recitativen zu finden, deren Tonfolgen sehr bedeutend sind, und die sich durch einen guten Zusammenhang der Modulation und durch eine fassliche Grundlage der Harmonie auszeichnen, aus welcher die Tonfolgen des Recitatives entwickelt worden sind. Man muss sich in der That wundern, dass man, bey den Fortschritten, welche die Setzkunst gemacht hat, den Recitativstyl fast allgemein vernachlässiget, und dass man in einem Zeitraume, in welchem man mit Recht von errungenen Vortheilen des Vortrages spricht, noch so oft die Sänger im Recitative 2 bis 3 Perioden in einem Athem herschnattern hört, um gleichsam auf einem im Fluge zu erhaschenden O! oder Ach! desto länger verweilen, und ihr die möglichst kleinsten Intervallen durchziehendes Geheul hören lassen zu können. Möchte doch diese Bemerkung ein Wort zu seiner Zeit geredet seyn!

Die erste Arie des *Brennus* aus *e* dur, in welcher er das Herz der gefangenen Römerin zur Liebe gegen sich zu überreden sucht, fängt mit einem *Largo* von 12 Tacten im Vierviertheiltacte an, nach welchem sie in ein *Allegro non troppo* $\frac{2}{4}$ Tact übergeht. Treu der zum Grunde liegenden Empfindung, und gemäss dem Charakter des mit Lorbeern gekrönten Liebhabers ist diese Arie, in welcher die Hauptstimmen nur von zwey Hörnern begleitet werden, überdiess noch sehr gut instrumentirt, so dass sie, mit dem ihr vorhergehenden Accompagnement auch als einzelne Scene in den Concertsaal verpflanzt, ihrer Wirkung versichert seyn kann. Nur gehört dazu eine Bassstimme von mehr als zwey Octaven Umfang.

In der zweyten Partiturzeile der 45sten Seite enthält der Satz einen für das Auge auffallenden Schreibefehler. Der Vf. hat nämlich (wahrscheinlich durch den etwas ungewöhnlichen Gebrauch des Tones *fisfis* in der kleinen Octave für die Violine dazu verleitet) den unterhalben Ton der Tonart *gis* moll, wohin sich die Modulation wendet, in der Tonschrift als *g* vorgestellt, wodurch der Leser bey der ersten Ansicht den Zusammenhang der Modulation und der Harmonie verlieret.

Die *Cavatina* der Hostilia in der dritten Scene, mit obligatem Clarinett und Fagotte aus *es* dur im $\frac{3}{4}$ Tacte, ist sehr zärtlich gehalten; so wie sich in der darauf folgenden Arie des Fabius römischer Seelen-Adel in dem auch überwundenen Feldherrn ausspricht. Sie ist ein *Allegro con fuoco* aus *d dur* im C Tacte gesetzt. Auch die Form dieser Arie empfiehlt sich durch eine originelle Behandlung. Mit dem Schlusse der ersten Hauptperiode in der Tonart der Dominante nach den Worten:

Se il destin non mi contende
a salvar l'amato bene
mille morte e mille pene
d'incontrar non temerò,

führt der Vf. die Modulation vermittelst eines kurzen *Unisono*-Satzes in die harte Tonart der kleinen Sexte (ins *b* dur), in welcher er die zweyte Periode der Arie:

Passerò se'l vuole il fato
nuodo in mezzo a incendio ardente!
Andrò a nuoto in mar fremente,
all' inferno scenderò,

anfangen, und dabey die metrische Bewegung der begleitenden Stimmen in lebhafteren Figuren einhergehen lässt. Die Modulation geht in diesem Satze durch verschiedene Nebentonarten in die Grundtonart zurück, in welcher die letzte Periode:

Ah l'idea di tal contento
quanto al cordia lieto affanno
sol que' fidi amanti sanno
che il destino separò,

zwar in dem nämlichen Tempo, aber vermittelst einer sanfteren metrischen Bewegung, und bloss von den beiden Clarinetten und Fagotten (mit Inbegriff der Grundstimme) begleitet, vorgetragen wird. Nach dem Schlusse dieser Periode werden mit der Wiederholung der Worte: *Mille morte etc.* aus der ersten Periode zugleich einige Sätze aus dem ersten Theile

der Arie wiederholt, worauf der ganze Satz zum Schlusse eilt. Die Arie des *Sulpicius* in der fünften Scene hat der Vf. mit Recht, als Arie einer Nebenperson, mehr in Schatten gerückt. Dennoch fehlt es ihr nicht an Ausdruck und an Feinheiten der Ausarbeitung. Auch die eigenthümliche Sanftheit und das Innige und Einschmeichelnde der in der sechsten Scene folgenden Arie der Selinde wird keinen Zuhörer ungerührt lassen. Jedoch der Raum erlaubt es nicht, diesem wichtigen Kunstwerke Schritt vor Schritt weiter zu folgen. Weil man ohnehin aus dem, was bisher darüber bemerkt worden ist, schon von selbst auf den Verfolg desselben einen richtigen Schluss machen wird: so begnügt sich Rec., nur noch einige Resultate seiner aufmerksamen Durchsicht dieser Oper hier beyzufügen.

So wenig auch der Ausdruck und die gute Wirkung des im ersten Acte befindlichen Duetts verfehlt ist: so muss dennoch Rec. gestehen, dass er dabey gewünscht habe, mehr Kunstbearbeitung des eigentlichen Duetts zu finden, so wie er überhaupt schon längst gewünscht hat, die Art der älteren Bearbeitung dieser Gattung der Gesangstücke, bey welcher (so wie z. B. in den mehresten Duetten von *Graun*) die feinsten Wendungen der Melodie durch die Umkehrung eines Satzes in dieser oder jener Gattung des doppelten Contrapunctes zum Vorschein kommen, und bey welchem Verfahren theils die Darstellung der individuellen Empfindungsart zweyer von einer und eben derselben Empfindung beseelter Personen, theils auch die Einheit des Tonstückes, so viel gewinnen kann, in dem Geschmacke der Zeit wieder hergestellt zu sehen. Leider aber scheint anjetzt noch hiezu wenig Hoffnung vorhanden zu seyn, wenn man bedenkt, wie unmöglich eine solche Bearbeitung bey der immer mehr und mehr einreissenden Vernachlässigung des Studiums des Contrapuncts glücklich von Statten gehen kann.

Mit etwas mehr Kunstbearbeitung geschmückt, empfiehlt sich das schöne Terzett im zweyten Acte. Vorzüglich aber hebt sich das Quintett des dritten Acts. Dieses Quintett, und die ebenfalls im dritten Acte enthaltene schöne Arie der Hostilia, mit obligatem Violoncell und Fagotte und mit zwey ebenfalls obligaten Hörnern begleitet, scheinen von dem Vf. ganz besonders *con amore* bearbeitet worden zu seyn.

Zum Behufe derjenigen, die der italiänischen Sprache nicht mächtig sind, hat der Vf. unter dem italiänischen Texte zugleich eine deutsche Übersetzung beygefügt. Die Art, wie dieses geschehen ist, und die Übereinstimmung der Wörter dieser Übersetzung mit der Beschaffenheit der Melodie, muss allen denjenigen volle Genüge leisten, die mit den Schwierigkeiten einer solchen Arbeit bekannt sind.

Was endlich das Schulgerechte dieses Kunstwerks anlangt, so findet es sich, dass der Vf. in demselben ungleich mehr Aufmerksamkeit auf die Befolgung der grammatischen Regeln der Kunst verwendet hat, als in den mehresten seiner herausgegebenen Werke, welche kleine Gesangstücke enthalten. Dennoch ist es nicht ganz frey von Nachlässigkeiten dieser Art, wie z. B. die erste Arie der Hostilia zeigt, wo sich in den ersten drey Tacten der 51sten Seite zwischen der Grundstimme und der zweyten Violine ein octavenartiger Gang befindet, der, weil er aus der Verdoppelung der schon an sich selbst sehr scharf durchschneidenden grossen Terz, und aus der Verdoppelung des dissonirenden Intervalles der darauf folgenden Harmonie besteht, das Ohr mehr beleidigt, als die beiden unmittelbar auf einander folgenden Octaven zwischen der Singstimme und dem Basse von dem ersten zum zweyten Tacte der auf dieser Seite befindlichen zweyten Partiturzeile.

Das Äussere dieses Werkes stimmt mit seinem inneren Gehalte vollkommen überein. Der Stich ist, ausser einigen hie und da fehlenden Versetzungszeichen vor den Noten (so fehlt z. B. S. 40 in der dritten Partiturzeile vor dem zweygestrichenen c in der zweyten Violine, und vor dem eingestrichenen c in der ersten Violine gleich zu Anfange des Accompagnements S. 54, das Kreuz,) correct und deutlich, und das Papier dauerhaft und weiss. — o —

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Heidelbergs noch geltende Policeygesetze von dem Jahre 1800 bis zum Ende des Jahres 1806*, gesammelt und mit einem dreyfachen Register versehen von *W. Deurer*, Registratur-Actuar des dasigen Stadtvogteyamts. 1807. 124 S. kl. 8. (8 Gr.) Es wäre zu wünschen, dass jede Stadt eine ähnliche vollständige Sammlung ihrer Policeygesetze besässe, welche sich in Jedermanns Händen befände, dann würde man nicht so oft die Entschuldigung der Unwissenheit von den Übertretern derselben anzunehmen haben. Die vorliegende Sammlung begreift nur diejenigen kleineren Policeyordnungen, welche sich noch nicht besonders gedruckt in den Händen des Publicums befanden. Die Ordnung ist chronologisch, und ein dreyfaches Register, 1) ein systematisches nach den Materien, 2) ein alphabetisches und 3) ein chronologisches, erleichtert die Auffindung der einzelnen Verordnungen. Der Vf. verspricht in dem Vorberichte, so wie das Bedürfniss es erfodern würde, seine Sammlung heftweise fortzusetzen. A. L.

Vermischte Schriften. *Merseburg*, bey Wagner: *Merkwürdige und actenmässige Geschichtserzählung des dreyfachen Mörders, J. G. G. Avenarius, welcher zu Lauchstädt den 15 März 1805 mit dem Schwerd vom Leben zum Tode gebracht worden.* 1805. 74 S. 8. (4 Gr.) Keine bey dergleichen Gelegenheiten gewöhnliche Schrift. Sie verdient in allen Schulen der Jugend mit Nachdruck vorgelesen zu werden. Der Vf. derselben ist wahrscheinlich einer der Geistlichen, der den Verbrecher zum Tode vorbereitet hat. Wahre Energie und ungeschminkte Darstellung der Stufenleiter des Lasters, ernstliche Warnung gegen die Sitten des Zeitalters und rührender Vortrag sind die vorzüglichsten Eigenschaften derselben. Nachdem eine Geschichtserzählung und Bruchstücke und Schilderungen aus dem Leben des Mörders vorausgeschickt worden, wird ein treffender Blick auf die Menschen geworfen, wie sie in unserem Zeitalter wirklich sind. Dann tritt Avenarius als Mörder auf. Er wird von seinem bösen Gewissen verfolgt. Betrachtungen über seinen Weg nach Merseburg und wie er als Fliehender die Nacht unter freyem Himmel zubringt; seine Gefühle unter seinen Schlachtopfern und im Gefängniss, bey Anhörung seines Todesurtheils, und auf dem Wege zum Gerichtsplatze. Sehr rührend sind die Folgerungen aus der Geschichte des Mörders und die letzten Wünsche beym Rückblicke auf den gefallenen Mörder, und bey der Hinsicht auf die von dem Schaffotte zurückkehrende Menge. W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 DECEMBER, 1808.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Taschenbuch der Reisen, oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des achtzehnten Jahrhunderts, in Rücksicht der Länder (,) Menschen (-) und Productenkunde.* Für jede Classe von Lesern von E. *A. W. von Zimmermann.* Siebenter Jahrg. für das Jahr 1808. Mit 12 Kpfn. und 1 Karte. Taschenformat (2 Thlr.)

Der Titel dieses in vieler Rücksicht schätzbaren Taschenbuchs steht mit dem Inhalt auf eine doppelte Weise im Widerspruche. Einmal sind es nicht blofs des 18 Jahrhunderts Entdeckungen, die in demselben dargestellt werden. Es fällt in die Augen, dafs, um diesen letzteren mehr Relief zu geben, die Entdeckungen früherer Reisenden nicht ganz übergangen werden durften. Überdiefs macht auch die besondere Art, auf welche der Vf. seinen Gegenstand behandelt, dafs er die Reisenachrichten, die wir aus früheren Jahrhunderten überkommen haben, nicht entbehren kann, so wie z. B. in dem vor uns liegenden Jahrgange Brasilien grofsentheils nach den Berichten des ehrlichen, alten *Lery* beschrieben worden ist. Das Taschenbuch enthält nämlich — und diefs ist der zweyte von den gerügten Widersprüchen — nicht etwa eine Geschichte der neuesten Entdeckungen, oder eine geographische Schilderung der Erdstriche, durch welche im 18 Jahrhundert Reisen unternommen wurden, sondern eine ziemlich systematische Beschreibung der Länder selbst nach ihren mannichfaltigsten Beziehungen und Dimensionen, so dafs, ohne Rücksicht auf das Ältere und Neuere, das Bekannte überhaupt, und zwar, wie eine Reihe von Jahrgängen beweist, nach und nach von ganzen Welttheilen mitgetheilt wird.

Das Taschenbuch kündigt sich für jede Classe von Lesern an. Rec. verhehlt es nicht, dafs er gegen Schriften, die diesen Beysatz an der Stirn führen, von jeher mistrauisch gewesen ist, weil er immer gefunden hat, dafs sie ihr Versprechen, wenn es wirklich ernstlich gemeint war, nicht anders erfüllen konnten, als indem sie gegen die Wissenschaft selbst, der sie sich widmeten, eine Treulosigkeit nach der anderen begingen. In der Geographie hat man diefs verantworten zu können geglaubt; Rec. ist anderer Meinung. Die Geographen scheinen sich noch nicht auf den Standpunct erhoben zu haben, der die Würde ihrer Wissenschaft vollkommen sichert, und ihre Bemühungen als solche erscheinen läfst, die einem rein menschlichen Bedürfnisse abhelfen. Man thut nicht wohl, wenn man die Geographie nur immer für das, was die Etymologie des Namens andeutet, für blofse Erdbeschreibung gelten läfst. In ihrem Entstehen mochte sie allerdings nichts weiter seyn, und dem reiselustigen Kaufmann, dem Gelehrten u. dgl. mochte wohl freylich ein Dienst geschehen, wenn er die äusseren Umrisse der Länder, durch welche seine Reisen ihn führten, und die Entfernungen der Orte genau kennen lernte. In neuerer Zeit ist die Geographie nur nach aufsen hin erweitert worden; man hat aufser der Gestalt der Länder auch ihre Producte bis auf die Mäuse und Regenwürmer herab u. dgl. aufgeführt, und den Menschen selbst — denn wie hätte der Begriff einer Erdbeschreibung etwas anderes erlaubt? — unter diesen letzteren figuriren lassen. Dadurch ist diese Wissenschaft eine Art von Rüstkammer geworden, in welcher alles, was man anderwärts nicht füglich unterbringen kann, einen Platz findet, weil sich, wenn nichts anderes, am Ende doch das von einer jeden Sache prädiciren läfst, dafs sie auf der Erde ist. So unermefslich grofs nun auch der Umfang der Geographie war, und es immer mehr wurde: so standen doch ihre Theile keineswegs in einem nothwendigen Zusammenhange; der Tact dessen, der sie vortrug, vermittelte diesen allein, und nur das allgemeine Bezogenwerden auf die Erde liefs noch etwas Beharrliches in dem Wechselnden, noch etwas Gleichartiges in dem Heterogenen durchschimmern. Seitdem es der Forschung gelungen ist, einige tiefere Blicke in das Wesen des Menschen zu werfen, dürfte diese Wissenschaft würdevolleren Tagen entgegen zu sehen haben. Demjenigen, welchem sie Frucht bringen soll, mufs die Idee des rein menschlichen Lebens bereits in voller Klarheit und Lebendigkeit aufgegangen seyn, und er mufs sich nicht mehr blofs an das Vaterhaus, auch nicht mehr blofs als Bürger an den Staat (für diesen gehört nur eine Geographie des Vaterlandes und höchstens der benachbarten Staaten), er mufs sich vielmehr als Glied an die Menschheit anschliessen, und in dem Darstellen seines inneren Lebens in der Aufsenwelt sie ergreifen wollen. Hiezu aber ist erfoderlich, dafs er die Menschheit mit den Bestimmungen der Zeit erkenne, welche ihn selber umfängt. Diese Bekanntschaft mufs er schliessen, bevor er hoffen darf, seinen Handlungen die Merkmale zu ertheilen, die sie nicht nur als menschliche — im Gegensatz zu den bürgerlichen und anderen — sondern auch als noth-

wendige und unentbehrliche Glieder in der Progression der äusseren Darstellung der Menschlichkeit, die das unablässig potenzirte Ideal derselben logarithmisch begleitet, erscheinen lassen.

Um aber die Menschheit kennen zu lernen, muss man sie in den Völkern der Erde aufsuchen, denn in diesen stellt sie sich dar. Die Art, auf welche sie sich in ihnen ausspricht, giebt die Beziehungen an die Hand, in welchen man sie betrachten, und die Grundsätze, nach welchen man sie erfassen und kennen lernen muss. Die Menschlichkeit nämlich als reine Vernunftidee und als das, was den eigentlichen Charakter der Menschheit an sich ausmacht, besteht in der vollkommensten, durch Freyheit vermittelten Fertigkeit, unter allen gegebenen äusseren Bedingungen zu leben das innere oder göttliche Leben. In diesem absoluten Sinne aber giebt sie uns die Erscheinung nicht. Diese hält sie uns nur vor als einen höheren oder geringeren Grad der Freyheit, wiefern sich diese entweder mit der Natur verglichen, oder sie besiegt hat, um das innere Leben zu stärken, und es äusserlich darzustellen. In der Menschheit ist diese Freyheit unbedingt, in den Völkern als Repräsentanten derselben erscheint sie jederzeit an eine gewisse Form gebunden, die durch die Nationalität derselben und durch ihre besonderen religiösen Überzeugungen bestimmt wird. In dieser Form muss die Freyheit nothwendig erkannt werden, theils um sie im Begriffe selbst leicht von derselben entkleiden, und sie in ihrer Unbedingtheit anschauen zu können, theils um ihre Siege über die Natur zu berechnen, und die besonderen Zwecke, um deren willen sie sich dieselbe unterthänig macht, hinreichend zu erklären.

Diese doppelte Kenntniss ist dem, dessen Inneres sich so weit erhoben hat, dass der Wunsch, sich an die Menschheit anzuschliessen, sich mit Heftigkeit in ihm regt, unerlasslich, damit er, das Zufällige vom Wesentlichen unterscheidend, den dermaligen Zustand der Menschheit kennen lerne, und zu beurtheilen verstehe, was er zu beginnen habe, wenn er kräftig in diesen Zustand eingreifen, und das, was die Erscheinung als nicht vorhanden, oder als bloss angefangen, oder nur halb vollführt darstellt, hervorbringen, fortsetzen und der Vollendung näher bringen will, um das Ideal in höherer Schöne in die Aussenwelt herüberzutragen. Eine solche Kenntniss aber erwirbt er sich lediglich durch die Geographie.

Der Zweck der Geographie im höheren Sinne ist demnach kein anderer, als die Schilderung der Verhältnisse, welche die Freyheit auf der Erde mit der Natur zu einer gegebenen Zeit eingegangen ist, wie fern sie in ihrer Universalität die Stufe der Cultur bezeichnen, auf welcher die Menschheit in dieser Zeit erscheint, und künftigen Darstellungen der Idee in der Aussenwelt zur Grundlage dienen sollen. Um desswillen muss sie zuerst die Natur eines jeden Landes als Schauplatz und als Stoff beschreiben, sodann die Form, in welche sich die Freyheit gefügt hat, d. i. das Nationale, damit ihr Wesen desto besser einleuchte, kenntlich machen, und zuletzt die Verhältnisse aufzählen, in welchen sich die so bestimmte Freyheit zu der Natur, mit der sie sich entweder verglich, oder die es ihr sich zu unterwerfen gelang, dermalen befindet.

Hiemit ist zugleich auch die Methode der Geographie and das Mass gegeben, das sie bey Ertheilung ihrer Schätze zu beobachten hat. Was insbesondere das Letztere betrifft: so erhellet, dass die Naturproducte nur in so fern von ihr einer Musterung unterworfen werden, als sich die Freyheit in der Gegenwart an ihnen versucht, und dass ein Aufzählen solcher Landeserzeugnisse, die nicht benutzt und verarbeitet werden, nicht für die ernste Wissenschaft gehört. Selbst die Beschreibung der Naturkörper setzt sie billig voraus, und nur auf die besondere Beschaffenheit derselben in jedem Erdstriche macht sie aufmerksam. Eben so wenig nimmt sie sich historische Untersuchungen über die Genesis der Formen der Freyheit und ihrer Resultate heraus, denn ihr kömmt es nur zu, das in dem Augenblick Vorhandene zu ergreifen. Dagegen sind Andeutungen der Tendenz des Erscheinenden zu Zwecken der Menschheit in ihr nicht am unrechten Orte, und zur Leitung des ungeübten Verstandes brauchbar.

Rec. bescheidet sich gern, dass der Name Geographie für die Wissenschaft, deren Charakter und Umfang er hier angegeben hat, viel zu eng ist; allein wer aus Liebe zur Etymologie nur die Form oder die Oberfläche der Erde, als Schauplatz betrachtet, beschreiben wollte, der würde zwar etwas Verdienstliches, offenbar aber nicht so viel thun, als das höhere und unausweichliche Bedürfniss des menschlichen Geistes erfodert, und als man von dieser Wissenschaft schon längst zu erwarten gewohnt ist, wenn gleich die Ansprüche, die man an sie machte, nicht die bestimmtesten waren. Will man indessen diesem letzteren System von Kenntnissen einen passendern Namen beylegen: so wird man allerdings wohl thun. Wir haben geographische Lehrbücher, die ungleich weniger enthalten, als hier gefodert wird, und sie mögen noch immer für einzelne Stände Werth haben. Auch erwartet man das Bishergesagte nicht immer in gleichem Umfange von einer Geographie, die einer gewissen Periode der Geschichte zur Einleitung dienen soll, ob sie gleich eine allgemeinere Tendenz haben muss. Allein hier ist die Rede von einer rein menschlichen, und demnach einem allgemeinen Bedürfniss abhelfenden Wissenschaft, die sich allein rühmen darf, allen Classen von Lesern zu genügen, die ausgenommen, in denen das Bedürfniss noch nicht erwacht ist. Eine solche kann wohl noch mehr geben, als von ihr gefodert wird; sie kann aus den Gebieten der Geschichte, Naturgeschichte u. a. entwenden; aber sie erscheint als eine geschminkte Dirne, die durch erborgten Reiz um Beyfall buhlt, den ihr nur der Nichtdenker zollt, und den sie nicht anders, als mit Verlust ihrer Würde, erkaufen kann.

Dem Vf. des vorliegenden Taschenbuchs sind diese Grundsätze nicht eigen. Abwechselung und Mannichfaltigkeit sind die Ziele, nach denen er ringt, und so kömmt es denn, dass neben dem eigentlich Universalgeographischen, dem seine Feder sich oft mit dem glücklichsten Erfolg widmet, manche historische, naturgeschichtliche u. d. gl. Angabe steht, die die strenge Wissenschaft verschmähen muss. Am auffallendsten wird dieses da, wo Naturstoffe beschrieben werden, mit denen die Freyheit noch nicht in die geringste Berührung getreten ist. Es ist wahr, dass der Neugierde durch diese Abwechselung ein Fest bereitet, und dass sie angenehm unterhalten wird; wahr, dass es nichts, als diese angenehme Unterhaltung ist, die man insgemein von einem Taschenbuche fodert. Aber Rec. ist der Meinung, dass Ernst und Liebe zur Wissenschaft sich sorgfältig hüten sollte, sie zu einem Kitzel für die flache, zerstreuungssüchtige Welt zu gebrauchen. Er ist nicht in Abrede, dass auf diesem Wege einige Kenntniss verbreitet wird; da aber diese nur sehr oberflächlich und keinesweges genugthuend seyn kann: so begünstiget sie nur den Dünkel und die Geschwätzigkeit, wahre Cultur hingegen wird durch sie nicht gefördert.

Von einem Manne, wie Hr. *v. Z.*, ist man gewohnt, die Quellen gut genutzt zu sehen. In diesem Jahrgange findet man 1) *Brasilien* nach *Léry*, *Anson*, *Lindley*, *Barrow* und einigen anderen. Auf das wichtige Buch des Bischofs von Fernambukko, *Kotinho*, scheint uns zu wenig Aufmerksamkeit verwendet zu seyn, ob es gleich der Vf. kennt. Es hätte noch manche wichtige Angabe liefern können. Die statistischen und mercantilischen Data sind aus *Raynal* entlehnt, die freylich noch immer die genauesten sind, so wenig sie auch zum Theil für unsere Zeit passen dürften. Unser Verwundern hat es erregt, dass wir unter den Reisenden, welche Brasilien gelegentlich sahen, nicht auch *Hunter*, *Turnbull*, und vorzüglich *White* benutzt fanden, durch welchen Letzteren besonders die Beschreibung von Rio Janeiro um Vieles genauer und vollständiger ausgefallen seyn würde. 2) *Chili* nach *Vidore*, *La Peyrouse*, *Vankouver*, *Molina*, *von Humbold*. So ausführlich die Topographie von Brasilien ist, so wenig hat uns die von Chili befriediget, ungeachtet *Vidore* für die Topographie dieses Landes ein eben so guter Führer ist, als *Molina* für die Naturgeschichte desselben. Zugleich wird eine Beschreibung der Inseln bey Chili, vornehmlich der Insel Juan Fernandez und des Archipels von *Chiloe* geliefert. 3) *Patagonien* mit dem Feuerlande, der Staateninsel und den Malouinen oder Falklandsinseln, nach *Falkoner*, *Bougainville*, *Cook*, *Byron*, *Pernetty* u. a. Ungern vermissten wir hier die ersten Nachrichten von den Patagonen, so wie sie uns der das Sonderbare liebende, und das Ungewöhnliche gern übertreibende *Magelhaens* in seiner Reise mitgetheilt hat, aus welcher sie nachher in die geographischen Lehrbücher gekommen sind. Die Beschreibung der Malouinen würde genauer ausgefallen seyn, wenn mehr auf *Penrose's* Bemerkungen Rücksicht genommen worden wäre, nach denen auch europäische Gartengewächse auf diesen Inseln gedeihen. Sie würden dem Vf. in Rücksicht auf die allgemeine Natur, die Flora und Zoologie dieser Eylande manche schätzbare Data geliefert haben, die in seiner Beschreibung nicht fehlen sollten. Es nimmt uns um so mehr Wunder, wie eine so wichtige Quelle dem Vf. entgehen konnte, da sie aus dem grösseren Werke, in welchem sie sich befindet, einzeln in das Deutsche übersetzt, und von dem verstorbenen *Sprengel* in den ersten Theil seiner älteren Beyträge aufgenommen worden ist.

Es würde gewiss sehr zweckmässig seyn, wenn Hr. *v. Z.* vor der Beschreibung eines jeden Landes ein Verzeichniss der Quellen vorausgehen liesse, aus denen er dieselbe gezogen hat. Indem er dabey die Verhältnisse, unter denen ein jeder Reisende das Land besucht hätte, die Gesichtspuncte, von denen er ausgegangen, und den Werth, der seinen Nachrichten beyzulegen wäre, anzeigte und bestimmte, würde das Trockene, das ein solches Verzeichniss, wenn es ein blosser Nomenclator von Titeln ist, haben könnte, vermieden werden, und sein Taschenbuch würde selbst in den Augen derer, die bloss nach Unterhaltung begierig sind, einen neuen Reiz gewinnen. Diese Massregel scheint uns um so nothwendiger, da er in seiner Beschreibung selbst die Urheber der Nachrichten oft namentlich aufführt, von denen dann der ungeübtere Leser nicht weiss, wie weit er seinen Glauben an sie auszudehnen oder zu beschränken habe.

Das Splitterrichten ist uns verhasst; indessen wollen wir doch unsere Bemerkungen über einige einzelne Urtheile des Vfs. nicht zurückhalten. Wenn es S. 65 heisst, der Anhinga sey bis jetzt nur in Brasilien vorgefunden worden: so bedachte Hr. *v. Z.* nicht, dass ihn der von *Barrow* u. a. zwar angefochtene, aber noch von keinem widerlegte *le Vaillant* auch in den Capländern angetroffen, und in seinem berühmten Reisewerke beschrieben hat. — Und warum sollen die Missionäre eben seltsame Schwärmer seyn, wie sie S. 73 wirklich genannt werden? Wann man diesen Namen Männern geben will, die alles auf *eine* Idee beziehen, von der sie getrieben werden, und dadurch eine bewundernswürdige Einheit und Kraft in alle ihre Bestrebungen legen: so werden die ersten der Menschen, so werden Lykurg, Sokrates, Brutus, und selbst der Stifter der christlichen Religion mit demselben Namen zu belegen seyn. Aus Jahrhunderten, die mit Recht den Vorwurf der Schlaffheit tragen, verdienen die wenigen Äusserungen wahrer Menschenkraft mit Besonnenheit gewürdiget und nach ihrem Werthe geschätzt zu werden. Wir wissen zwar wohl, dass man noch vor einigen Jahren über die Bemühungen der Missionarien spottelte, und von dem beharrlichen Eifer der dänischen Regierung, das Christenthum in fernen Weltgegenden auszubreiten, nur mit Wegwerfung urtheilte: aber lasst es uns bekennen, es liegt diesen Bestrebungen, so oft man sie

missverstanden, so viele Fehler man in der Wahl ihrer Mittel begangen haben mag, etwas Würdiges, wahrhaft Menschliches zum Grunde.

Der Plan der Brasilier, von welchem S. 97 die Rede ist, scheint freylich für das Entstehen der Lustseuche in der neuen Welt zu sprechen. Dagegen hat *Roscoe* in seinem Leben des Pabsts Leo X aufs neue wahrscheinlich gemacht, dass sie europäischen, und zwar königlichen Ursprungs ist, indem der ausschweifende Karl VIII von Frankreich auf seinem Zuge nach Neapel zu Bologna zuerst von ihr befallen wurde. — Sollte ferner der Naturmensch wirklich so widrig seyn, als uns der Vf. S. 98 glauben machen möchte? Der Naturmensch in der Idee ist keinesweges Thier; er ist ein Wesen, das das blosse dunkle, aber noch unverdorbene Gefühl zu menschlichen Zwecken hintreibt, die er nur ahnet, nicht zum Bewufstseyn bringt. Indessen in der Wirklichkeit ist er nicht zu finden. Auf dem Scheidewege, auf welchen er gestellt ist, muss gleich in den ersten Momenten seines Daseyns ein Hinneigen zur Brutalität oder zur Cultur erfolgen, je nachdem die Umstände mehr seinen Sinn oder seinen Verstand ansprechen. So kömmt es denn, dass den ungebildeten Urbewohnern Amerika's der Name Naturmenschen mit Unrecht beygelegt wird. Sie sind von dem Differenzpuncte, auf welchem sie ihn allein führen konnten, längst abgewichen, und zwar nach der Seite des Sinnes hin, so dass das verwöhnte Gefühl sie in Thierheit versenkt hat, die allerdings widrig ist, und nur einzelne Züge der Natürlichkeit haben sich an ihnen erhalten, weil die Umstände entweder noch nicht auf sie wirkten, oder schonend an ihnen vorüber gingen.

Wenn S. 107 die Portugiesen wegen ihres Betragens gegen die Eingebornen getadelt und tief unter die englischen Kolonisten in dem nördlichen Amerika gestellt werden: so hätte dabey nicht übersehen werden sollen, dass die Engländer nicht auf den Spuren des menschenfreundlichen Pene u. a. fortgewandelt sind, dass sie sich ebenfalls grosse Härten und Ungerechtigkeiten gegen die Indianer erlaubt, sie, wie z. B. die Delawaren, ganz aus ihren Wohnsitzen verdrängt, und moralisches und physisches Elend absichtlich und in Menge unter ihnen befördert haben. Noch jetzt werden sie von den Pelzhändlern in den Ländern der Hudsonsbai und an den kanadischen Seen um Tugend, Gesundheit und Habe betrogen; noch jetzt sind die Gewaltthätigkeiten, die die rohen Pflanzer englischer Abkunft in den hinteren Gegenden der vereinigten Staaten, am Ohio, Clinch, Muskingum u. s. w. gegen jene unglückliche, und doch so interessante Menschenraçe begehen, äusserst gross. Alle europäischen Nationen haben Stolz, Aberglaube und Habsucht in dieser Rücksicht unmenschlich gemacht, und die Franzosen, als sie noch im Besitz von Kanada waren, sind vielleicht die einzigen, welche dieser Vorwurf in einem geringeren Grade trifft. — Gegen die Nachrichten einiger Reisebeschreiber von der Armuth der Portugiesen in Brasilien hätte der Vf. misstrauischer seyn, und ihnen das nicht auf Treu und Glauben nachsprechen sollen, was er S. 124 von der letzteren bemerkt. Es ist nicht zu erwarten, dass unter Menschen, die nicht nur, wie *Turnbull* bemerkt, ihre Kirchen auf das reichste und prächtigste verzieren, sondern auch nach des Vfs. eigener Erinnerung ein sehr grosses Capital auf den Ankauf von Sclaven verwenden, ein so auffallender Mangel an edlen Metallen herrschen sollte. — S. 133 ff. hält Hr. *v. Z.* dem Handel eine grosse Lobrede. In sofern er dabey Brasilien im Auge hat, lassen wir ihm vollkommen Recht; aber ohne uns an Mably und andere Eiferer gegen den Handel im Allgemeinen anschliessen zu wollen, bemerken wir bloss, dass die Verhältnisse eines Landes ihn in moralischer und politischer Rücksicht sehr widerrathen können, und dass z. B. die Schweiz gewiss nicht bestimmt ist, ein Handelsstaat zu seyn. In unseren schmachvollen Tagen, in welchen der mercantilische Sinn leider der herrschende geworden ist, und mit dem Heiligsten und Ehrwürdigsten der ärgerlichste Schacher getrieben wird, sollte man sich bedenken, Urtheile auszusprechen, die dem verarmten Gemüth in seiner traurigen Leere allzusehr schmeicheln, als dass es den Verstand dazugelangen lassen sollte, das Unbestimmte und Einseitige, das in ihnen liegt, aufzudecken, und es vor Verirrungen zu bewahren.

Die Schreibart ist im Allgemeinen fliessend und angenehm, indessen bemerkt man in diesem Jahrgang mehr Nachlässigkeiten in derselben, als in den vorigen. Wir rechnen dahin Ausdrücke wie *Überwucht* S. 98, *bekommen* anstatt fortkommen, *Benommenheit* anstatt Entkräftung S. 243, Formen wie *gedeihete* anstatt gedieh S. 252, Kakophonieen wie: so weit *befiel* ihn die Müdigkeit, dass er — *verfiel* S. 242, und Constructionen wie: *die* von der Kunst nachgeholfen wurden S. 29 (derselbe falsche Gebrauch des Zeitworts nachhelfen, findet sich auch S. 33), unter *die* vorzüglichsten Producte nennt Barrow u. s. w. Der Unordnung, in welcher sich S. 191 die letzte Periode befindet, hätte bey einer nochmaligen Durchsicht des Manuscripts, oder einer sorgfältigen Correctur, sehr leicht gesteuert werden können.

Die Kupfer sind aus den grösseren Reisewerken getreu und sauber nachgestochen worden. Auch die beygefügte kleine Karte von Südamerika zeichnet sich durch feinen Stich und gute Illumination aus, aber sie könnte viel reicher an Ortsnamen seyn. Am allerwenigsten leistet sie Genüge, wenn man sie bey der Topographie von Chili vergleicht, so dürftig auch die letztere ausgefallen ist.

F. H. N.

NEUE AUFLAGEN.

Nürnberg, b. Schmidmer: Dr. *Carl Aug. Bischofs*, königl. verpflichteten Geometers, und öffentlichen Lehrers an der Gemeinde-Schule zu Fürth, *kurzer Lehrbegriff kosmologischer und anthropologischer Wissenschaften für die Jugend.* Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 4 Kupfern. 1808. XVI u. 144 S. 8. (16 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 DECEMBER, 1808.

BOTANIK.

Carlsruhe, b. Müller: *Flora Badensis, alsatica et confinium regionum cis et transrhenana, plantas a lacu Bodamico ad confluentem usque Mosellae et Rheni sponte nascentes exhibens, secundum systema sexuale, cum iconibus ad naturam delineatis*, auctore *Carolo Christ. Gmelin*, M. D. etc. etc. Tom. I. 1805. XXXII u. 768 S. Tom. II. 1806. 717 S. gr. 8. (6 Rthlr.)

Hr. *Gmelin* beginnt hier die *Flora* eines Landes herauszugeben, welches bisher grofsen Theils — nämlich der ganze Strich des rechten Rheinufers von dem Bodensee an bis zu dem Ausflufs des Neckars — in botanischer Hinsicht noch wenig bekannt war. Die Ausdehnung des gewählten Landes über beynahe 3 Breite-Grade, die Mannichfaltigkeit des Bodens, sowohl in Ansehung seiner Oberflächenform, als seiner inneren Natur, die hohen Gebirge wie der Bölgen, Blauberg, Kaiserstuhl, der Kandelberg u. s. w., der ganze Rücken des Schwarzwaldes überhaupt auf der einen Seite; auf der anderen im Hintergrunde der Jura, dann das vogesische Gebirge mit seinen Fortsätzen; die langen alten Waldstrecken, die schönen Thäler, die grofsen Plänen, unzählbare Bäche, Seen und Flüsse, und unter diesen der alte Rhein, der von seinem hohen Ursprunge so manche nomadische Pflanze aus dem Mutterlande mit sich fortführt, die vielfache Cultur des Landes: alles dieses läfst im Voraus auf einen beträchtlichen Reichthum dieser Flora schliesen, und die beiden vorliegenden Theile beweisen die Richtigkeit dieses Schlusses zur Genüge, ob sie gleich nur die ersten 14 Classen des *Linné* enthalten. Denn man findet hier nicht allein sehr viele Bewohnerinnen der Alpenregion, wovon besonders die Gattungen *Veronica*, *Valeriana*, *Primula*, *Androsace*, *Gentiana*, die *Umbelliferae*, *Saxifraga*, *Silene*, *Sedum*, *Spergula*, *Geum*, *Anemone*, *Bartsia*, *Tozzia*, *Erinus* u. s. w. zeugen; sondern viele seltene Pflanzen der niedern Gebirge und des flachen Landes. Dabey steigt die Artenzahl in diesen beiden Theilen schon auf 956, wiewohl unter diesen viele in Gärten gezogene, halb oder ganz verwilderte Ausländer sind. Auch ist die Zahl der (wahrscheinlich meistens) neuen Arten, wie weiter unten erhellen wird, nicht unbedeutend, und die deutsche Flora darf auf diese Art erwarten, dafs sie durch Hn. *Gmelin* noch viele Beyträge erhalten werde. So viel zur Einleitung: nun zur nähern Betrachtung des Werkes selbst.

Die systematische Grundlage ist die alt-*Linné*sche. Der Vorrede, die sich über den Ursprung und die Anlage des Werkes erklärt, und dann ganz allgemeine topographische Notizen giebt, folgt ein *Clavis classium*, wie ihn *Linné* in der *Philosophia botanica*, in dem *System. vegetab.* und an anderen Orten gegeben, und nach ihm ein Schwarm seiner Nachfolger so oft abgeschrieben haben, der hier folglich, als längst bekannt, überflüssig steht. Jeder Classe steht ein *Clavis generum* nach *Linné's* Weise voran. Bey den einzelnen Gattungen ist im Verfolg der Charakter abermals weitläuftig angegeben. Bey den Arten folgen den Trivialnamen und den specifischen Differenzen eine ziemlich weitläuftige, gewifs gröfstentheils überflüssige Synonymie, eine Angabe der besten vorhandenen Abbildungen, der Wohnörter, der Blüthezeit, Fruchtreife und Lebensdauer. Dann die, meistens weitläuftige, sorgfältig ausgearbeitete Beschreibung der Pflanze selbst, und am Ende Nebenbemerkungen medicinischen, pharmaceutischen, ökonomisch-technischen, oder botanisch-kritischen Inhalts.

Durch das ganze Werk erkennt man den grofsen Fleifs des Vfs., theils in dem Reichthum der vorhandenen Arten, theils in der Sorgfalt, mit der sie bestimmt und beschrieben sind, so wie in dem beynahe ängstlichen Sammeln der Nebenbemerkungen. Allein die Anlage desselben ist zu weitläuftig; der gröfste Theil der Synonymie, so wie die oft sehr weitläuftige Beschreibung der trivialen, gemein bekannten Pflanzen durchaus überflüssig, selbst für Anfänger, die sich doch mit diesem Buche allein nicht begnügen können, und sie in so vielen anderen früheren Schriften finden. Auch ein grofser Theil der Nebenbemerkungen hätte füglich wegbleiben können, ohne vermifst zu werden, wie z. B. die zerstreuten Angaben mehrerer exotischer Pflanzen, die in den grofsherzoglichen Gärten zu Carlsruhe und Schwezingen, oft nicht einmal im Freyen, gezogen werden: so dafs auf diese Art das Werk wenigstens um ein Drittheil geringer in seinem Volum geworden wäre. So viel im Allgemeinen über dieses an sich sehr vortreffliche Werk; nun noch Bemerkungen über mehrere einzelne Gattungen und Arten selbst.

In der ersten Classe kommt *Festuca Myurus* als *Vulpia* vor. Diefs heifst der Natur Gewalt angethan; denn es kann dem Vf., dem es an Gelegenheit, eine grofse Anzahl von Schwingelarten zu beobachten, nicht fehlen konnte, schwerlich entgangen seyn, dafs sie sämmtlich eine zusammenhängende Reihe von Übergängen bilden, die nicht getrennt

werden dürfen. Hat aber der Florist das Recht zu trennen, weil unter den wenigen seines beschränkten Kreises allenfalls nur die Extreme sich befinden? Und liegt hier nicht die *Festuca bromoides* so nahe, die er unter ihrer eignen Gattung hat stehen lassen! *Veronica spuria* scheint *longifolia Schrad.*; *V. longifolia* dessen *media*, so wie *V. Teucrium* dessen *dentata* zu seyn. Zu was Ende der *V. filiformis Smith* einen neuen Namen, die hier *V. Tournefortii* genennt ist? Sollte *Scirpus lacustris minor* wirklich eine eigene Art seyn? Rec. zweifelt daran. Er ist hier *Sc. Tabernaemontani* genannt. *Eriophorum vaginatum* ist das *caespitosum Hostii*. *Agrostis arundinacea* und *Calamagrostis* stehen mit Unrecht noch unter dieser Gattung, da sie wahre *Arundines* sind; hingegen ist *A. minima* mit allem Recht unter ihren Verwandtinnen geblieben. *Poa pratensis Gmel.* scheint von der *P. serotina Ehrh.*, die als Synonym hier angeführt wird, verschieden, wenigstens nur eine oder die andere Spielart dieser unter so vielfacher Gestaltung vorkommenden Art zu seyn; denn es fehlen in der Beschreibung die eigene, nach hinten zu ins Purpurrothe übergehende goldgelbe Färbung des Randes der äusseren Kronenspelzen, der eisgraue Überzug der ganzen Pflanze, besonders der Inflorescens; auch sollen die Blätter etwas breit hier seyn, nicht so dort. Endlich hat Rec. die *P. serotina* noch nie auf Wiesen gefunden, die einzige Varietät ausgenommen, welche für die *P. palustris Linn.* gehalten wurde. Bey den Gattungen *Bromus* und *Festuca* wünscht man am meisten, dass dem Vf. die trefflichen kritischen Bestimmungen des Hn. Prof. *Schrader* bekannt gewesen seyn möchten. *Festuca cinerea* scheint *Fest. ovina β. villosa Schrad.*, *F. rubra* und *pratensis*, welche *Schrader* unter *F. rubra* befasst, scheinen auch Rec. nur Verkommen einer durch den Wohnort veränderten Art zu seyn, so wie *F. duriuscula* und *heterophylla* zusammen gehören. Dass die *F. arundinacea Schreb.* die wahre *elatior Linn.*, die *elatior auctorum* die *pratensis Linn.* sey, hätte der Vf. schon aus *Smith's flor. Brit.* sehen können. Welcher Pflanze ist *F. fluitans* näher verwandt, als der *Poa aquatica*? Warum steht sie nicht unter derselben Gattung? *Arundo effusa*, *calycibus unifloris; panicula effusa, laxa; petalo exteriore apice aristato, culmo erecto simplici*, scheint eine eigene Art zu seyn, und zwischen *Calamagrostis* und *Epigeios* zu stehen; *Ar. intermedia* aber mit der *stricta Timm.* eins zu seyn. *Lolium Halleri* oder *tenue auct.* soll von *L. perenne* dauernd verschieden seyn. Rec. kann sich nicht davon überzeugen. *Triticum Lachenalii* scheint *Festuca tenuiflora Schrad.* zu seyn, so wie *Tr. junceum* das *rigidum Schrad.*, wiewohl die angegebenen Merkmale weder ganz auf dieses noch auf das wahre *junceum* passen. *Montia rivularis* ist gewiss nur eine Varietät der *fontana*. *Androsace Lachenalii*, *foliis lanceolatis, obtusis, sessilibus, crassiusculis, subhirsutis margine setuloso; ciliatis; scapo multifloro; involucris umbella multo brevioribus* steht zwischen der *Andr. carnea L.* und *brevifolia Vill.* mitten inne. *Primula uniflora* ist die *acaulis Jacq.* Wozu diese Namenveränderung, die noch dazu unpassend ist? Eher dürfte sie *exscapa* genannt werden. *Menyanthes nymphoides* bildet allerdings nebst der *M. indica* eine durchaus natürlich eigene Gattung, scheinen selbst nicht einmal einer Familie mit der *M. trifoliata* und ihren nächstverwandten anzugehören, allein einer neuen Gattungsbenennung bedurfte sie nicht, da ihr *Weber* schon *Waldschmid's* Namen gegeben. Sollten *Campanula linifolia, pusilla* und *rotundifolia* wirklich specifisch von einander verschieden seyn? *Vitis sylvestris* ist gewiss nur eine seit langer Zeit verwilderte aus Saamen aufgegangene Pflanze, keine eigene Art. *Bupleurum junceum Pollichii* oder *B. Gerardi Willd.* soll von dem *Gerard*'schen verschieden seyn: der Vf. nennt es daher *B. Pollichii*. Das erstere soll sich durch einen *caulem dichotomum, ramos dichotome divisos; folia amplexicaulia, ramea non stricta, majora; umbellas longius pedunculatas* unterscheiden. *Selinum Lachenalii*, *vaginis foliorum amplis, foliis triplicato-pinnatis, lobulis ultimis lanceolato-linearibus, acutis, mucronatis, involucellis umbellam vix adaequantibus*, oder *de la Chenal's Selin. pyrenaicum* unterscheide sich von dem *Sel. pyrenaeum Gouan*, dem *Seseli pyrenaeum Linn.*, im Allgemeinen schon durch den Habitus, den kürzeren einfachen Stengel, so wie vorzüglich dadurch, dass dieses *involucellas setaceas strictas, umbellulis longiores* habe. *Laserpitium Cervaria*, *foliolis oblique cordatis, argute serratis, hispidis, scabris* (des *L. scabrum Crantz*) scheint auch Rec. nach früheren Beobachtungen von dem *L. latifolium* specifisch verschieden zu seyn. *Oenanthe Tabernaemontani*, *radice filipendula; foliis radicalibus pinnatis, foliolis cuneiformibus; caulinis lineari-filiformibus, fistulosis, involucro polyphyllo*, oder *Oen. pimpinelloides Pollich* scheint allerdings von dem *Linné*'schen gleichnamigen verschieden zu seyn. Eine zweyte Art dieser Gattung, von *de la Chenal* in der Gegend von Michelfeld bey Basel gesammelt, wird hier folgendermassen definirt. *Oen. Lachenalii*, *foliis radicalibus subbipinnatis, foliolis longe cuneiformibus, superne (apice) tridentatis, obtusis, caulinis superioribus pinnatis, foliolis lineari-lanceolatis, integris, subfalcatis.* Man müsse sie nicht mit der *Oe. dubia Roth.* verwechseln. *Oe. peucedanifolia Pollich's* ist hier *Oe. Pollichii*. Abermals eine unnöthige Umtaufung.

Lilium pyrenaicum Gouan. ist hier blofs nach *Mapp's* Synonym angeführt, von dem Vf. nicht selbst gefunden, folglich in doppelter Hinsicht zweifelhaft. *Convallaria Mappii* unterscheidet sich von der *majalis* blofs durch die grösseren Deckblättchen, und ist wahrscheinlich nur eine Varietät. *Rumex Hydrolapathum Timm. Aiton*, hier unter der neuen Firma *maximus*, ist oft mit dem *aquaticus* verwechselt, oft für identisch mit diesem gehalten worden. Ausser der verschiedenen Blattform, und der abweichenden Bildung der Inflorescenz, unterscheidet er sich aber auch noch durch die lederartigen Kelchlappen, die sich bey fortschreitender Reife immer mehr verdicken, bey dem *aquaticus* aber durchsichtig-spreuartig werden.

Anthericum calyculatum ist hier als *Hebelia* aufgeführt. Hr. *Gmelin* nimmt davon zwey Arten an, deren eine er *H. collina*, die andere *Allemannica* nennt. Die erstere hat eine verlängerte, lichte, die andere eine eyrunde, gedrängte Ähre; die erstere wächset auf thonschüssigen Kalkhügeln, die zweyte auf Moorgrund. Diese beiden Unterscheidungsgründe allein sind indessen nicht hinreichend, zumal da die zweyte Art auch oft mit verlängerten Ähren vorkommt. Eigen ist es indessen doch, dass beide nach langer Cultur in dem botanischen Garten zu Carlsruhe unverändert blieben. Auch soll die erste in allen Theilen grösser seyn.

Colchicum montanum ist gewiss nur eine Varietät des *autumnale*. Unter den angeführten Steinbrech-Arten, finden sich zwey dem Anschein nach neue: nämlich *Saxifraga Sponhemica, foliis radicalibus aggregatis, sessilibus, cuneatis, quinquepartitis, laciniis rectis, aristatis; caulinis tripartitis; rameis setaceis integris adpressis: caule erecto, glabriusculo, ramoso: stolonibus reptantibus.* Zwischen Winterburg und Burgsponheim auf Felsen. *Saxifr. condensata, foliis radicalibus aggregatis, sessilibus, lineari-cuneatis, angustis, quinque-seu tripartitis, acutis, aristatis; caulinis inferioribus, quinquepartitis, superioribus tripartitis; caule erecto, glabriusculo, superne paucifloro; stolonibus reptantibus, foliosis, condensatis.* Wächst mit der vorigen an einem Ort, und möchte sich wohl nicht als eigene Art bestätigen. Beide Pflanzen sind abgebildet, doch fehlt in vorliegendem Exemplar die Abbildung der ersteren; Rec. urtheilt also bloss nach der Beschreibung. *Arenaria rubra* sollte mit allen ihren Gattungsverwandtinnen, die zugerundete, fleischige Kelchblättchen haben, zu *Spergula* gezogen werden: dann wären beide Gattungen natürlich. *Sedum Telephium β. purpureum* verdient nähere Untersuchung. Es unterscheidet sich von dem gemeinen nicht allein durch verschiedenen Bau und Vertheilung der Blätter, die aufwärts an Grösse abnehmend bey ihrem zerstreuten, doch gedrängten Stand eine Pyramide bilden, welche an der gedrängt-blüthereichen Afterdolde sich endigt. Ausserdem sind alle Theile der Blüthe grösser, die Pflanze sey von üppigem oder verkümmertem Wuchse. *Sedum Guettardi, foliis teretibus, obtusis, basi solutis, alternis; cyma ramosa, bifida,* scheint allerdings von *S. anglicum* verschieden zu seyn, obgleich die abweichende Lebensdauer (es ist einjährig) das hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmal abgiebt. Von *S. annuum* soll es sich durch die weissen Blumen unterscheiden; allein nach *Ray* kommt dieses auch mit weissen Blumen vor.

Euphorbia mollis, umbella quinquefida, trifida, dichotoma, bifida; foliis involucrisque ovali-lanceolatis, villosis; petalis integris; capsulis non verrucosis, longe pilosis Gm. soll sich von der *E. pilosa* dadurch, dass die Hüllenblätter die gelbe Färbung nicht angenommen haben, die Blätter, besonders am Rande, länger behaart sind, und durch die Kapseln, die bey dieser mit Wärzchen besetzt sind, unterscheiden. *E. Gerardiana Linn.* und *Cajogala Ehrh.*, welche von den meisten für eine Pflanze gehalten werden, unterscheidet der Vf. *Rosa agrestis, germinibus subglobosis pedunculisque hispidulis; foliolis rotundatis, obtusis, aequaliter dentatis, subtus venosis, albido-tomentosis; caule aculeolis sparsis, rectis; floribus solitariis, Gm.* scheint der *R. pumila Jacq.* (*austriaca Crantz. Poll.*), welche auch hier nach *Pollichs* Angabe vorkommt, vom Vf. nicht selbst beobachtet worden ist, nahe zu kommen; denn auch diese kommt öfters unter dem Getraide vor, wird dann etwas höher, ästiger, legt viele ihrer Stacheln ab, und nur die Färbung der Blumenblätter scheint zu differiren. Auch hat sie Rec. nur auf thonschüssigen Kalkboden, in dieser Abänderung, gefunden.

Auch der *Rubus tomentosus Borkh.* ist hier umgetauft worden und hat die Benennung *argenteus* erhalten, welche Benennung schon darum nicht passt, weil er auch mit oberhellgrünen Blättern vorkommt. Der *R. fruticosus* des Vfs. scheint nicht der *Linnésche*, sondern *Smiths corylifolius* zu seyn, und *Linné* mehr die genannte Spielart des *tomentosus* darunter verstanden zu haben. Überhaupt verdienen die deutschen *Rubus*-Arten noch näher untersucht zu werden; indem sie so mannichfach variiren und unter sich Bastarte erzeugen, überhaupt eine Leichtfertigkeit in der Begattung haben, in welcher sie vielleicht nur von den *Pelargonien* übertroffen werden möchten, so dass es oft schwer hält, sich zu orientiren. Dass Hr. *Gm.*, wie es scheint, diess nicht bemerkt hat, wundert Rec. um so mehr, da der Landesstrich dieser Flora so mannichfaltig gebildet ist und daher dieses Spiel der Erzeugung um so leichter befördert. *R. saxatilis* sollte in der Nähe des *idaeus* stehen, dem er sowohl durch den Bau und die Färbung der Früchte, als auch durch die Richtung der Blumenblätter, die wie bey letzterem aufrecht stehen, zunächst verwandt ist. Sollte *Fragaria collina Ehrh.* nicht in dem Kreis dieser Flora wachsen? *Fragaria sterilis* gehört gewiss mit Recht zu dieser Gattung, wohin ihr *Linné's* genialer Blick die Stelle anwies: denn nicht die fleischige Substanz des *thalamus*, sondern die Lösbarkeit von der Kelchwand geben das eigentliche Charaktermerkmal ab. *Geum hederaefolium* bloss nach *Mappius*, *C. Bauhin* und *Tabernaemontan* angenommen, von Hr. *Gm.* nie beobachtet, ist vielleicht *G. intermedium*. *Papaver somniferum var. sem. albis*, sieht der Vf. als eigene Art an, die sich vorzüglich dadurch unterscheide, dass die Poren unter dem *Stigma* stets verschlossen bleiben, und nennt es *P. officinale*. *Mentha badensis, floribus verticillatis; foliis petiolatis rhomboideo-ovato-lanceolatis, acutiusculis, inferioribus integris, superioribus a medio ad apicem obsolete aequaliter serratis, glabriusculis; staminibus corolla duplo longioribus* ist wahrscheinlich nur eine Varietät der an mannichfachem Vorkommen so reichen *M. arvensis*. Von *Antirrhinum Linaria* führt Hr. *Gm.* eine *Peloria* mit *floribus regularibus quadri-vel quinquefidis; tetrandris vel pentandris, nectariis corniculatis plane nullis* an, die er daher *anectaria* nennt. Schade, dass diese merkwürdige Pflanze sowohl an ihrem wilden Standort, als in dem Garten zu Carlsruhe, woselbst sie viele Jahre gezo-

gen wurde, ausgestorben ist. Ihr Andenken ist indessen noch durch eine beygefügte Abbildung verewigt. Ausser ihr sind überhaupt abgebildet in dem ersten Theil *Sagina apetala* und *Tillaea aquatica*, auf einer Tafel, sehr schön; ferner *Androsace Lachenalii*, *Anagallis tenella*, *Selinum Lachenalii*, *Sium repens;* in dem zweyten *Hebelia collina* und *allemannica*, auf einer Tafel, *Pyrola umbellata*, *Saxifraga condensata*, *Orobanche ramosa*. *Saxifraga sponhemica* soll nach des Textes Angabe gleichfalls abgebildet seyn; wahrscheinlich aber ist diess ein Irrthum, denn die Abbildung davon fehlt, und in der Reihe der numerirten übrigen Tafeln dadurch unterbrochen wäre. Die Abbildungen sind alle sehr schön. Mehrere, wie die der *Sagina apetala*, *Pyrola umbellata*, *Orobanche ramosa* hätten unbeschadet des Werths des Werks wegbleiben und dafür die als neu angeführten Arten in Abbildungen gegeben werden dürfen.

Rec. schliesst die Anzeige dieser beiden Theile mit dem Wunsche, dass Hr. *Gm.* uns bald mit den nachfolgenden beschenken, nur, so viel es angeht, bey denselben die obigen Ausstellungen beherzigen möchte. XX.

DRESDEN, in der Waltherschen Hofbuchhandlung: *Synonymisches Verzeichniss aller im churfürstl. (königl.) Orangengarten zu Dresden befindlichen Gewächse*, von *Johann Heinrich Seidel*. Dritte vermehrte Auflage, geordnet von *Friedrich Wilhelm Löber*, churfürstl. sächs. Hauptmann der Infanterie. Mit einem Kupfer. 1806. XII u. 216 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Pflanzensammlung im königl. Orangengarten zu Dresden hat seit einigen Jahren beträchtlichen Zuwachs erhalten, und dieser Umstand veranlasste Hn. Hofgärtner *Seidel*, ein neues Verzeichniss zu fertigen. Die Namen der Pflanzen sind in alphabetischer Ordnung aufgeführt, wodurch sich diese neue Ausgabe von den vorhergehenden unterscheidet, sodann die Linneischen Classen und Ordnungen, das Vaterland und die Standörter der Gewächse durch Zahlen und Buchstaben angezeigt. Der Plan und die Einrichtung des Ganzen ist demnach zu billigen; nur hätte man auf die richtige Benennung der Pflanzen, auf die Correctheit der lateinischen Namen und auf die Synonymie mehr Sorgfalt verwenden sollen, indem dergleichen fehlerhafte Darstellungen die Anfänger in der Pflanzenkunde leicht zu Irrungen führen. Manche Pflanzen kommen in diesem Verzeichniss unter verschiedenen Namen vor, z. B. *Carduus Casabonae* und *Cnicus Casabonae* ist eine Pflanze, die wegen der federartigen Haarkrone (*Pappus plumosus*) von den neueren Botanikern zu *Cnicus* gezählt wird. *Dianthus carthusianorum*, wovon die Vff. mehrere Abarten angeben, ist ohnfehlbar *D. barbatus;* die Carthäusernelke (*D. carthusianorum*), welche an sonnigen und grasigen Orten in Deutschland sich findet, hat Rec. nie anders als mit rother Blume gesehen. *Populus candicans* und *P. graeca* sind keine Varietäten, sondern eigene selbstständige Arten; dagegen ist *Scabiosa ochroleuca* bloss eine Abart von *S. columbaria*. *Cineraria populifolia* ist ein Zierstrauch und sollte daher mit ♄ und *Hottonia palustris* mit ♃ bezeichnet seyn. Den schönen Schlingstrauch *Cobaea scandens*, der S. VI ziemlich vollständig beschrieben und auf der beygefügten Tafel gut abgebildet ist, zieht Hr. *Seidel* im Treibhause, allein nach Rec. Erfahrung gedeihet er besser und blüht reichlich, wenn er im Sommer im Freyen steht, und dann im Glashause überwintert wird. In der Vorrede verspricht Hr. *Seidel* Nachträge zu liefern; dann wäre aber sehr zu wünschen, dass er in zweifelhaften Fällen sein Manuscript einem Botaniker zur Durchsicht übergeben, und die häufigen Fehler, welche im gegenwärtigen Verzeichniss vorkommen, verbessern möchte.

DD — h.

KURZE ANZEIGEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Landshut*, b. Thomann: *Begründung des staatswirthschaftlichen Studiums, als einer eigenen Wissenschaft und dessen Behandlung*, von *Kaspar von Hagens*. 1808. VI. 62 S. kl. 8. (6 Gr.) Man würde sehr unrecht thun, wenn man diese Schrift, durch den vielversprechenden Titel getäuscht, für das nehmen wollte, was sie ihm zufolge seyn sollte. Sie zerfällt in 2 Theile, einen, mit manchen falschen Ansichten reichlich versehenen geschichtlichen, von S. 1—19, der jedoch nur einige mangelhafte Data aus der Finanzgeschichte Deutschlands liefert, und einen theoretischen S. 20-62, welcher die Ausführung der im Titel angegebenen Untersuchung selbst enthalten soll. Statt dessen erhalten wir aber weiter nichts, als eine nur etwas wortreiche Wiederholung der Tabelle der verschiedenen Zweige der Staatswissenschaft, welche *Schlözer* in dem ersten Theile seiner Staatsgelahrtheit nach ihren Haupttheilen im Auszuge und Zusammenhange liefert. Neue Belehrungen sucht man vergebens, findet aber statt ihrer Sprach- und Rechtschreibungs-Fehler, wie *Sistem*- und *Emphitenkar*-Vertrag. Dass diese grundlose Begründung des staatswirthschaftlichen Studiums eben so gut hätte ungeschrieben bleiben können, darin glaubt Rec. mit allen Lesern dieser Schrift vollkommen einverstanden zu seyn. A. L.

THIERARZNEYKUNDE. *Erfurt*, b. Keyser: *Praktische Rossheilkunde oder Anleitung zur Kenntniss und Heilung der örtlichen und allgemeinen Krankheiten, auch Erziehungsmethode, Wartung und Pflege der Pferde, zum Wallachen, Englisiren und mehreren anderen Operationen*, nach den Grundsätzen der geläuterten Erregungstheorie für Thierärzte, Stallmeister, Pferdeliebhaber und denkende Ökonomen, von *Carl Hofmann*, ausübendem Thierarzte in Erfurt. 1ster Bd. 1805. 372 S. 2ter u. letzter Bd. 1808. VIII u. 366 S. nebst XVI S. Inhaltsregister. 8. (2 Thlr. 22 Gr.) Diese Schrift eignet sich vorzüglich für Rossärzte von Metier, weniger für Ökonomen und andere Laien der Thierarzneykunde, für die sie wohl zu gelehrt geschrieben seyn möchte. Vieles aber, was ausschliesslich für die Letzteren gesagt ist, hätte für jene wegbleiben können, und manches hingegen für die ersteren weiter ausgeführt werden sollen. Gewiss würde diess auch von dem Vf., dem es gar nicht an Gelehrsamkeit der thierärztlichen Wissenschaft fehlt, geschehen seyn, wenn er sich eine bestimmte Classe von Lesern gedacht hätte. Dann wünscht Rec. auch um des Vortheils des Vfs. willen, der ausübender Thierarzt ist, und von seiner Praxis lebt, dass er bey der Heilung einfacher und minder kostspielig verführe: sonst möchte es ihm nicht möglich seyn, in den jetzigen Zeiten, wo man die Wissenschaft des Thierarztes noch so wenig belohnt, und höchstens nur die von ihm zur Heilung angewandten Arzneyen bezahlt, als solcher auszukommen. Die seltene, ausdauernde Liebe des Vfs. zu seinem Fache verdient alles Lob. L. T. L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 DECEMBER, 1808.

ÖKONOMIE.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. J.: *Der ökonomische Sammler, oder Magazin vermischter Abhandlungen und Aufsätze, Nachrichten und Notizen aus dem Gebiete der gesammten Land- und Haus-Wirthschaft sowohl selbst, als ihrer Hülfs- und Neben-Wissenschaften insbesondere;* für Freunde der Landwirthschaft unter allen Ständen, herausgegeben von *Friedrich Benedict Weber*, Professor, vormals zu Leipzig, jetzt zu Frankfurt an der Oder. 1stes und 2tes Stück, 1801; 3tes, 4tes und 5tes Stück, 1802; 6tes, 7tes und 8tes Stück, 1803; 9tes Stück, 1804; 10tes St. 1805; 11tes St. 1806; 12tes Stück, 1808. gr. 8. Zum Theil mit Kupfern. (Alle 12 Stücke geheftet in grünem Umschlage 9 Rthlr.)

Diese Zeitschrift versprach bey ihrem ersten Erscheinen eine vollständige Übersicht der neuern ökonomischen Untersuchungen, Erfahrungen und Schriften, und Rec. muss bekennen, dass der Erfolg diesem Versprechen des geschickten Herausgebers und seiner bereits in Ansehen stehenden Mitarbeiter grossentheils entsprochen hat. Um dieses Urtheil zu rechtfertigen, wollen wir den Hauptinhalt jedes Heftes in gedrängter Kürze darlegen. Wir machen durch diese Anzeige zwar eine Ausnahme von dem Plane dieser A. L. Z., welche sich, bey dem Reichthume an anderen Materialien, mit ausführlicher Anzeige einzelner Journalhefte nicht befassen kann; allein in dem gegenwärtigen Falle, da das *ökonomische Magazin* bereits geschlossen ist, und der Inhalt auch andere Leser, als diejenigen, für welche es zunächst bestimmt ist, interessirt, wird eine solche Ausnahme keiner besonderen Rechtfertigung bedürfen.

I Heft. 1) *Über den Plan und den Zweck der gegenwärtigen Zeitschrift.* Man vermisst darin die Auffoderung der getreuen Anzeige auch nicht gelungener Versuche, die oft eben so lehrreich sind als die gelungenen, weil sie zugleich zur Warnung dienen: ein Mangel, dessen sich die meisten Schriften dieser Art theilhaftig machen. 2) *Über die noch immer herrschenden Vorurtheile gegen den hohen Werth der landwirthschaftlichen Beschäftigung und des ländlichen Lebens, auch für die gebildeteren Stände; und über dessen richtige Bestimmung für dieselben, sowohl insbesondere, als im Allgemeinen überhaupt; vom Herausgeber.* Keine neuen, aber wohlgemeinte Wahrheiten über die Bestimmung des Landwirths, die sich gleichsam als *Introitus* zu diesem Werke sehr gut rechtfertigen lassen. — 3) Dr. *C. G. Rössigs Abhandlung über die wahren Ursachen des Brandes im Getreide. Gekrönt von der fürstl. Jablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig im J. 1781. Aus dem lateinischen Original ins Deutsche übersetzt, und mit Zusätzen versehen vom Verfasser.* Nach der Meinung desselben, die in der That sehr viel für sich hat, entstehe der Brand durch die zu grosse Feuchtigkeit in Verbindung mit zu vieler Fettigkeit, wodurch die Säfte der Pflanzen verdorben werden; und die genugsame Ausarbeitung und Gährung, welche eine süsse und geistige bleiben solle, arte in eine saure aus, wodurch das Öl ranzig werde, und die grüne Farbe sich in eine dunkle, schwärzliche verwandle; oder überhaupt: überflüssige Nässe im Acker, in Verbindung mit zu vieler Fettigkeit, sey die eigentliche Veranlassung des Brandes, daher man diesen in tiefen Äckern häufiger finde, als in höher liegenden. Der Vf. empfiehlt daher zur Verhütung des Brandes, so viel möglich, die Säure und Schärfe des Ackers durch Ableitung der stehenden Feuchtigkeiten, oder durch verschiedene Erdvermischungen und Ausgleichungen des Ackers in den vorhandenen Vertiefungen wegzuschaffen; auch das Schwitzen des Saamens im Bansen durch frühes Ausdreschen zu vermeiden, lieber alten als frischen Saamen zur Aussaat zu wählen, und endlich selbigen einzukalchen, durch welche erprobte Mittel schon allein der Brand verhütet werden könne, wenn jene Ursachen nicht zugleich mit eingetreten sind. 4) *Über die Anlage der Wirthschaftshöfe oder Hofröthen grosser Landgüter*, mit einem Kupfer; vom *Herausgeber.* Zuerst allgemeine Regeln über die Anlage und Einrichtung eines dergleichen Hofes; dann die Beschreibung eines solchen, wie er für grosse Güter, z. B. Domänen u. d. gl. schicklich seyn würde. Man findet zwar dergleichen grössere und kleinere Anlagen von *Leopold*, *Lange*, *Meinert*, *Schmidt*, *Behrens*, *Stieglitz*, *Cancrin*, *Westfeld*, *Borhek*, *Auth*, *Schütte*, *Heine*, bereits beschrieben und abgebildet; auch der Vf. kennt seine Vorgänger; aber gleichwohl bleibt seine Idee zu einer solchen Anlage nicht überflüssig, da er wahrscheinlich aus jenen Mustern das beste Mittel zu ziehen wusste, und seine Anlage in der That geschmackvoll ist. — 5) *Abbildung und Beschreibung eines sehr vortheilhaften Streichtisches zu Braunkohlenziegeln, auf welchem zwey Druck- und Streich-Maschinen angebracht sind, wo vermittelst dieser Maschinen in einem Tage so viel Braunkohlenziegeln gestrichen werden, als man jetzt mit drey ge-*

wöhnlichen Streichtischen verfertigen kann. Von H. *Ernst*, praktischem Mechaniker in Merseburg; mit einem Kupfer. Durch die *Sandford*'sche Erfindung zu Hartford in Connecticut, Backsteine und Dachziegel durch eine Mühle besser und wohlfeiler, als auf die gewöhnliche Art, zu erhalten, wurde Hr. *Ernst* zu seiner Erfindung veranlasst, mittelst welcher täglich 12 bis 13000 Braunkohlziegeln durch 8 Mann gestrichen werden, da hingegen auf die gewöhnliche Art durch 10 Mann nur 8 bis 9000 täglich gefertiget werden können. — 6) *Plan eines ökonomischen Collegii practici, welches unter dem Titel: Vorlesungen über die Landhaushaltungskunst mit praktischen Ausarbeitungen, von Unterzeichnetem* (dem Herausgeber) *auf der Universit. Leipzig gehalten wird.* Dass ein solches Collegium dem Landwirthe oder Güterbesitzer, so wie auch dem praktischen Cameralisten und Juristen, vielen Nutzen bringen müsse, ist keinem Zweifel unterworfen. — 7) *Kurze landwirthschaftliche Notizen:* über einige dem Raps und Rübsen gefährliche Insecten; über die derzeitige Getreideerndte; über das Kastensetzen des Getreides in einigen Gegenden; über den Mäusefrass; ein paar Erfahrungen im Betreff des spät bestellten Wintergetreides, von *Hinze* in Helmstädt. —

II Heft. 1) *Über die Wohnzimmer eines Landwirths und deren Einrichtung zu einem landwirthschaftlichen Museo; vom Herausgeber.* Ist eigentlich eine Fortsetzung des 4ten Aufsatzes im vorigen Hefte, die dem wissenschaftlichen Landwirth nicht unangenehm seyn wird. — 2) *Einige Notizen vom Gartenrechte,* von H. *J. Hinze.* Dieser Aufsatz, dessen Vf. im J. 1802 verstorben, hätte aus der Abhandlung *vom Gartenrecht* in *Neuenhahn's Annalen der Gärtnerey*, 10tes Stück, S. 1 ansehnlich erweitert werden können, obschon auch dieser Aufsatz die Sache nicht ganz erschöpft. — 3) *An die Mitglieder der Gesellschaft zur Verbesserung des sächsischen Weinbaues und an alle Freunde dieses Weinbaues,* von *J. C. F. Müller.* Ein Vorschlag, gegenwärtigen Sammler zum Sprachsaal unter den Mitgliedern der Meisner Weinbau-Gesellschaft zu machen. — 4) *Über zwey Traubensorten. Anfrage und Nachricht an Freunde des Weinbaues,* von *J. C. F. Müller.* Es ist hier die Rede von der *Malvasiertraube* und von dem *kleinen Räuschlinger*, auch *Ortlieber, Dürkheimer, Ottlinger, der faule Elsasser* genannt. — 5) *Gesammelte Nachrichten von den veranstalteten und herausgegebenen Sammlungen der für die Land-, Garten- und Forst-Wirthe interessantesten Naturgegenstände in natürlichen Exemplaren, oder in nach der Natur verfertigten Modellen; nebst einer Anzeige der besten Saamenhandlungen, Obst- und Forst-Baumplantagen, wo ökonomische und forstwirthschaftliche Sämereyen und Pflanzen verkauft werden.* Vom *Herausgeber.* Eine sehr reiche Sammlung von Addressen, wofür der Vf. Dank verdient, von welchen aber schon jetzt manche durchgestrichen werden muss, da sie nicht mehr existirt. — 6) *Beschreibung einer Maschine, worauf man sich von Höhen sicher und bequem herunterlassen kann.* Mit einem Kupfer. Eine schlesische Erfindung, die aber vom verstorbenen Hn. *v. Meyer* in Görlitz verbessert seyn soll. Diese Beschreibung erschien auch zu Leipzin 1802 auf zwey Bogen 4. besonders abgedruckt. — 7) *Über den Unterschied zwischen Schäfereygerechtigkeit und Schäfereyrechte, und dem Rechte Schaafe zu halten; ein Beytrag zu dem ökonomischen deutschen Privatrechte,* von D. *Rössig.* Der Vf. verspricht von Zeit zu Zeit mehrere Beyträge zum ökonomischen Rechte zu liefern. — 8) *Einige Worte über Holzanpflanzungen und Holzersparnisse,* von *M.* Der ungenannte Vf. verlangt den stärkeren Anbau des Buschholzes, der Nadelhölzer, Weiden, Pappeln, Erlen, Akazien und dergl. schnell wachsender Holzarten, die in wenig Jahren haubar sind; und zur Holzersparung empfiehlt er, in unseren Küchen von der papinianischen Maschine Gebrauch zu machen, und diese, wegen der Gefahr des Zerspringens, oben im Deckel mit einer Klappe zu versehen, die durch eine Feder niedergedrückt würde, welche an Stärke schwächer sey, als der Widerstand der Dämpfe, so dass diese die Klappe heben könnten. Der Gedanke ist recht gut, wo aber Rec. nicht irret, so hat er irgendwo gelesen, dass dergleichen aus Eisen gegossene Töpfe in Hamburg bereits zu haben sind, die im Deckel ein Ventil haben, wodurch alle Gefahr gehoben seyn soll. Am allersichersten aber würde die *Rumford*'sche Erfindung seyn, die in einem Topfe mit breitem auswärts schlagendem Rande besteht, in welchem eine tiefe Rinne sich befindet, darein der Deckel passt, welche Rinne dann voll Wasser gegossen wird, das den Austritt der Dämpfe verhindern soll, die doch zugleich auch im Stande sind den Deckel zu heben, ohne den Topf zu zersprengen; wenn diese Erfindung, wegen des schnellen Vertrocknens des Wassers in der Rinne, bewährt seyn sollte. — 9) *Stunde der Muse eines Landwirths.* Von *H. A. v. Steindel.* Ein gut gemeinter Zuruf an den Landwirth, gut zu düngen und tief zu ackern, und seinen trägen Arbeitern durch eigene Handanlegung ein Beyspiel zu geben. — 10) *Ideen zu einer herbstlichen und zu einer wintergrünen Anlage in Lustpflanzungen,* von D. *Rössig.* Ist ein blosses Namenverzeichniss von Stauden und Sträuchern, welche im Winter im Freyen ausdauern, und zum Theil spät in den Winter hinein grünen; von Laubhölzern, welche ihre Blätter im Winter im Freyen behalten; von Nadelhölzern; von Gewächsen, deren Blätter sich im Herbste roth färben; von anderen, die im Herbste schön aussehende Früchte tragen; wiederum solche, die späthin blühen; unter welchen allen sich aber gleichwohl manches Gewächs befindet, das im nördlichen Klima im Freyen schwer durchzuwintern seyn möchte. — 11) *Kurze landwirthschaftliche Notizen.* Über den Einfluss der derzeitigen nassen Witterung auf den Landbau. —

III Heft. 1) *Ökonomisch-juristische Abhandlung über die Rittergüter, deren Eigenschaften, Rechte, Freyheiten und Befugnisse in Deutschland, und besonders in Chursachsen, vom Herausgeber.* Diese aus 141

S. bestehende und bey weitem den gröfsten Theil dieses Hefts einnehmende Abhandlung füllt eine Lücke in der ökonomischen Literatur aus, wofür der Vf. allen Dank verdient. Man findet zwar hin und wieder über die Rittergüter etwas gesagt, aber theils unvollständig, theils unsystematisch, wie z. B. der dahin gehörige Auffatz in *Rohr's Haushaltungsrecht*. Einen oder den anderen Gegenstand dieser Abhandlung findet man bisweilen in den juristischen Schriften berührt, aber gewöhnlich nur ganz kurz, und meist ohne Unterstützung ökonomischer Sachkenntnisse, und den Verfassern der ökonomischen Schriften, die das eine oder das andere von dieser Materie erwähnen, fehlt es eben so oft an gehöriger Einsicht in die Jurisprudenz, um bestimmt darüber zu sprechen. Unser Vf. hat mit vieler Mühe zu seinem Auffatze alles gesammelt, was darüber bisher gesagt worden, und gewiss wird er Vielen einen nicht geringen Dienst dadurch geleistet haben. — 2) *Versuch, durch einen algierischen Bock die Schaafe zu veredeln, nebst Beschreibung desselben.* Der Versuch war nicht gelungen. — 3) *Geheimniss für die, welche Hühner haben.* Ein gleichgültiges Mass Leinhülsen, worin kein Saame mehr ist, dörrt man in einem mäsig warmen Ofen, läfst sie wie Korn dreschen, und schüttet sie in kochendes Wasser. Alsdann vermischt man sie mit einer gleichen Menge Waizenkleye, rührt alles wohl durch einander, und thut eben so viel Eichelmehl dazu. Ist das geschehen, so giefst man eine Menge Wasser dazu. Mit diesem Teige füttert man seine Hühner, die davon im Winter so gut wie im Sommer bis 4½ Loth schwere Eyer legen, von welchen die meisten ein doppeltes Gelbes haben. — 4) *Über den Kalkdünger auf Kleeäckern.* Wird als das beste Düngungs- und Stärkungs-Mittel für Kleeäcker empfohlen, wenn damit richtig verfahren wird, und man die dabey nöthigen Bedingungen beobachtet. — 5) *Besondere Art des Waizenbaues in Norfolk, in der Landessprache the Dibbling, oder nach einem Provincialausdruck Dobbing genannt. Nach englischen Originalen bearbeitet* von *Carl Slevogt*. Die bekannte englische Weise, den Waizen, so wie die Erbsen, zu stecken, die in Deutschland wohl wenig Nachfolge finden dürfte. — 6) *Wahre pommersche Art und Weise Spickgänse zu machen.* Befindet sich schon bey *Krünitz* beschrieben. — 7) *Über das Moos auf den Bäumen.* Wird, wie billig, als schädlich anerkannt. — 8) *Kurze landwirthschaftliche Notizen.*

IV Heft. 1. *Praktische Bemerkungen über den Fruchtwechsel und über die Eintheilung der Felder in Arten. Eine Vorlesung in der Provincialversammlung der leipziger ökonom. Societ. im März 1801 gehalten, vom Herausgeber.* Diese Vorlesung befindet sich bereits im Auszuge in den Anzeigen der leipz. ökon. Societ. Ostermesse 1801, und ist auch von Hr. *C. R. Riem* in die zweyte Lieferung seiner neu fortgesetzten Sammlung ökonom. Schriften auf 1802, ohne Wissen und Willen des Vfs., aufgenommen worden. Hier in unserem *Sammler* erscheint sie nun vollständiger und mit Zusätzen vermehrt. Die Regeln, die der Vf. giebt, gründen sich auf eine richtige Kenntniss der Fruchtwechselwirthschaft. — 2. *Zweckmässige Anordnung und Beschreibung einer Maschine zum geschwinden Einsümpfen der Braunkohle.* Die Maschine kann ohne das dazu gehörige Kupfer hier nicht deutlich gemacht werden. Aber dass sie einem Kohlenwerksbesitzer grofsen Nutzen schaffen müsse, ist einleuchtend, denn sie sümpft in einer Viertelstunde 182 Kubikfuss Braunkohlenerde ein, aus welcher 1580 Ziegeln gestrichen werden, die 9 Zoll lang, 5 Zoll breit und 3 Zoll dick sind. Die Maschine wird vermittelst eines Pferdes oder Ochsen in Bewegung gesetzt, wodurch das der Gesundheit so schädliche Einsümpfen durch Menschenfüsse wegfällt. Ihr Erfinder ist *Heinrich Ernst*, der Mechanik und Mühlenbaukunst Praktiker, der seine Erfindung auch in Leipzig 1802 bey Fleischer auf 1½ Bogen in 4 herausgegeben und beschrieben hat, woher sie in diesen *Sammler* aufgenommen worden. — 3) *Abbildung und Beschreibung einer sehr vortheilhaften Buttermaschine, durch welche nicht allein bewirkt wird, dass die Butter einen angenehmen Geschmack bekommt, sondern auch, dass die Arbeit des Butterns leicht und geschwind damit von Statten geht.* Hr. *Ernst* hat auch diese Maschine auf 3 Bogen 4. beschrieben, und mit einem Kupf. bey Fleischer d. J. in Leipz. 1802 herausgegeben, woher sie hier aufgenommen worden; auch ist sie im 8ten Heft des *Magazins zur Beförderung der Industrie* beschrieben und abgebildet. Ihre Mechanik gründet sich besonders auf die Erfahrung des Grafen *v. Garaye* der zur Ab- und Auflösung flüssiger Körper keine schicklichere als die quirlende Bewegung fand. Dann ist die Maschine mit einem Dampfbehälter und einem Cylinder versehen, in welchen man in heifsen Sommertagen kaltes, im Winter aber warmes Wasser giefst, um beym Buttern immer gleiche Temperatur zu verschaffen. Die Maschine scheint doch sehr zusammengesetzt zu seyn. Angehängt ist dieser Beschreibung eine Anleitung, vermittelst dieser Maschine eine sehr wohlschmeckende Butter zu bereiten, vom D. *Whüstling* in Merseburg, wo auch Hr. *Ernst* wohnhaft ist, der sich zur Verfertigung dieser Maschine im Grofsen erbietet. — 4) *Über das Steigen und Fallen der Preise der Landgüter.* Eine sehr gründliche Abhandlung über diese Frage, die vor einiger Zeit schon (1799) im Leipziger Intell. Blatte zur Sprache kam, und vom Prof. *Leonhardi* fast auf die nämliche Weise, hier aber ausführlicher beantwortet wurde. Es giebt keinen sichereren und zuverlässigeren Barometer für die Veränderungen der Güterpreise, sagt unser Sammler, als die Veränderungen des Zinsfusses. Mit dem Steigen des letzteren fallen die ersteren, und mit dem Fallen desselben steigen sie. Die Güter werden künftig, und wahrscheinlich bald, auf ihren *wahren* oder *Realwerth* herunterkommen, so dass sie sich zu 4 oder 5 Procent, wie eben der Zinsfuss seyn wird, verinteressiren. Dieser Realwerth ist zwar bey jedem Gute relativ, oder hängt von der Beschaffenheit desselben ab, wird aber doch allemal, wenn er gleich auch nicht so gar

hoch seyn kann, als seit einiger Zeit aus Liebhaberey der *Marktpreis* der Güter war, dennoch weit höher seyn müssen, als er vor 15 oder 20 Jahren war. Es ist also nicht daran zu denken, dass die Güter wieder auf den alten Preis vor 15 oder 20 Jahren zurückfallen werden; aber es ist auch nicht zu vermuthen, dass sie den übertriebenen Preis stets haben werden, um den sie so oft in den letzteren Zeiten verkauft wurden. Zuletzt giebt unser Vf. jedem Eigenthümer eines Gutes den Rath, wenn er selbiges unverhältnissmässig theuer gekauft hat, und dabey nicht Landwirth genug ist, um es, wie vielleicht möglich sey, für diesen Preis *durch eigene kluge Bewirthschaftung* zu nutzen, es lieber jetzt noch zu verkaufen, wenn er eine andere Gelegenheit haben könne, sein Geld vortheilhafter unterzubringen, als auf höheren Güterpreis zu warten. — 5) *Über Einführung der Stallfütterung und Abschaffung der Viehweiden in waldigen gebirgigen Gegenden.* Der ungenannte Vf. hat alles, was von jeher für und wider die Stallfütterung gesagt wurde, zusammengestellt, ohne ein eigenes Resultat darüber zu geben. Doch schliesst er mit dem Wunsche, dass jeder, der es möglich machen kann, dahin besorgt seyn möge, dass er wenigstens einen Theil seines Viehes im Stalle füttere, und auch dem auf die Weide gehenden Vieh nicht nur den Futtermangel in dürren Jahren ersetzen, sondern auch es durch einige reichlichere Nahrung für seine Haushaltung ergiebiger machen möge. — 6. *Anfrage an Gartenfreunde, die Erziehung der Obstbäume aus Schnittlingen betreffend.* Schwerlich ist wohl der Erfolg nach Wunsch ausgefallen. In *Sicklers* Obstgärtner findet sich davon nichts. — 7. *Einige Worte über Stachelbeerwein und über andere künstliche Weinarten.* Der Versuch war nicht gelungen, wahrscheinlich weil man dem Moste nicht Zeit genug gegeben hatte. Der unbekannte Einsender lese darüber *Sickler* Obstgärtner, 22 B. 3 St. S. 139, wo er zugleich finden wird, dass der Hofapotheker Nestler in Gotha einen vortrefflichen (nach *Sicklers* Zeugniss) Stachelbeerwein ohmenweise bereitet, und die Bouteille zu 14 Gr. verkauft. — 8. *Einige Arten Weintrauben aufzubewahren.* Es werden hier mehrere Mittel angezeigt, die zum Theil sehr mühsam und kostbar sind. —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Ökonomie. *Berlin*, in der Realschulbuchh.: *Verhandlungen des am 20 Junius 1808 zu Mögelin zusammengetretenen landwirthschaftlichen Vereins. Nebst einer genauen und wahrhaften Darstellung von Mögelin beym Schlusse des Wirthschaftsjahres 180⁷⁄₈.* Von *Friedrich Herzog von Holstein-Beck.* Mit einer Karte (von Mögelin). 46 S. 8. (8 Gr.) Ausser den gegenwärtigen Mitgliedern des landwirthschaftlichen Instituts zu Mögelin fanden sich, der öffentlichen Einladung des verdienstvollen Hn. *G. R. Thaers* zufolge, den 20 Junius a. c. 46 Freunde der landwirthschaftlichen Cultur daselbst ein, welche in einem dieser interessanten Schrift vorangeschickten Protocoll sämmtlich angegeben werden. Nachdem die Gesellschaft von Hn. *Thaer* bewillkommt, der Herzog zu Holstein-Beck einmüthig zum Präsidenten erwählt, und dem Kammerpräsident. *v. Vinke* die Secretariatsgeschäfte übertragen worden waren, las der Vorletzte, der bey seinem vorherigen längeren Aufenthalte in Mögelin Veranlassung gefunden hatte, die Geschichte der jetzigen Beschaffenheit und Aussichten der Wirthschaft daselbst sorgfältig zu erforschen, der Gesellschaft eine schriftliche übersichtliche Darstellung derselben vor, und begleitete sie mit einer Skizze von der Eintheilung der Grundfläche, worauf sich die Gesellschaft, so zur eigenen Ansicht zweckmässig vorbereitet, zur Stelle begab, die sämmtlichen Fruchtschläge und andere merkwürdigere Theile des Guts in Augenschein nahm, und dann wieder zurückkehrte. Dass sie jene verlesene Darstellung, zu der bloss eigene Erkundigungen und Fragen dem Herzog Friedrich den Stoff an die Hand gaben, und welche hier auf ausdrückliches Verlangen gedruckt erscheint, durchaus in der Wahrheit gegründet, und durch eigene prüfende Ansicht im Ganzen und Einzelnen bestätiget fand, und dass besonders die Mitglieder, welche vor 2 Jahren in Mögelin gewesen waren, die augenscheinlichen Fortschritte der dasigen Wirthschaft in der Cultur sehr auffallend bemerkten, das liess sich von einem *Thaer* schon im Voraus erwarten. Er kaufte Mögelin im Jahr 1804, und wählte dieses Gut weder seines vorzüglichen Bodens noch der ausgezeichneten Lage des Orts wegen, sondern theils um ein vernachlässigtes Gut mit Dreyfelderwirthschaft nach seinem Sinne umzuschaffen, und durch die That zu beweisen, was eine zweckmässig eingerichtete Fruchtwechselwirthschaft vermöge, theils um ein Gut zu besitzen, das einen Theil seiner Ländereyen auf der Höhe, den anderen im Bruche habe, und in dessen Nähe es nicht an Mitteln (Mergel, Kalk- und Modererde) fehle, die Äcker in wenigen Jahren zum höchsten Ertrag zu bringen, zugleich auch nicht an Gelegenheit, Schwemm- und Berieselungs-Wiesen anzulegen. Nebenbey bestimmten ihn jedoch auch die zu seinem Zwecke geräumigen und bequemen Gebäude in Mögelin, die nur einer geringen Abänderung bedurften, gerade dieses Gut zu wählen. Er theilte es vor der Hand in 7 (ziemlich gleiche, etwas über 100 Morgen grosse) Binnen- oder Haupt-Schläge und Aussenschläge, und ob man gleich daselbst, da er erst im Frühjahr 1805 alle seine Operationen anfing, noch keine in allen ihren Theilen vollkommen eingerichtete, sondern nur entstehende Fruchtwechselwirthschaft suchen darf: so hat Hr. *Thaer* doch schon jetzt, trotz der grossen Hindernisse und Schwierigkeiten, welche zu bekämpfen waren, und ungeachtet der vielen Baufuhren, Mergel- und Kriegsfuhren, welche gethan werden mussten, den Beweis gegeben, *dass das mit Stallfütterung verbundene Fruchtwechselsystem vor jedem anderen den Vorzug verdiene;* erst mit dem Jahre 1810 hofft er das ganze Gut zum höchst möglichsten Ertrag zu bringen, und zwar bloss durch das richtig angewendete Fruchtwechselsystem. Wer sich davon überzeugen will, der sehe mit eigenen Augen, und wohne einer Zusammenkunft in Mögelin, welche künftig in jedem Jahr im Monat Junius Statt finden soll, und an welcher jeder Freund der landwirthschaftlichen Cultur Theil nehmen darf, bey! Vorzüglich verdiente die, einer deutlichen Beschreibung unfähige Operation des Schöpfers der mögelinschen Wirthschaft, vermöge deren man mit Hülfe eines richtigen Nivellements und eines ganz unbedeutend scheinenden Wassers allenthalben herrliche Wiesen schaffen kann, von jedem Landwirth in Augenschein genommen zu werden! Mit grossem Vortheil werden in Mögelin auch anstatt des gewöhnlichen Landpflugs der baileysche und smallsche Pflug, der Exstirpator, die vorzüglichsten Drillwerkzeuge, die Thaersche Pferdehacke, die englische 3schaarige Pferdehacke, die grosse englische Kartoffelhacke mit 2 beweglichen eisernen Streichbretern, und andere sonst nicht gebräuchliche Werkzeuge gebraucht. Doch, Rec. empfiehlt diese kleine, aber gehaltreiche Schrift, der noch eine Culturtabelle angehängt ist, um die Fruchtfolge mehr zu versinnlichen, so wie sie nach und nach in den Schlägen von Jahr zu Jahr bis zu Beendigung einer Rotation fortschreitet, allen Freunden der Fruchtwechselwirthschaft angelegentlich zur eigenen Lectüre.

— sch —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 DECEMBER, 1808.

ÖKONOMIE.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. j.: *Der ökonomische Sammler, oder Magazin vermischter Abhandlungen und Aufsätze, etc.* Von *Fr. Bened. Weber* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Fünftes Heft. 1. *Kritische Untersuchung über die Wirkungs- und Anwendungs-Art der Salze im Pflanzen- und Thier-Reiche und der Landwirthschaft.* Von Dr. *Laubender.* Eine sehr gründliche und auf die neuesten Grundsätze sich stützende Abhandlung über den Gebrauch der Salze, die denkenden Ökonomen Stoff genug zum weiteren Nachdenken giebt. — 2. *Praktische Bemerkungen und Erinnerungen über den Kleebau, besonders über die für den Landbau daraus oft entstehenden Nachtheile und deren Vermeidung.* Vom *Herausgeber.* Gute, aber schon bekannte Regeln über den Kleebau. — 3. *Kurze Übersicht der Eigenschaften eines vollkommenen Landwirthes.* Von *Th. A. v. Steindel.* Er soll Gesundheit, Ehrlichkeit, Ordnungsliebe, Festigkeit, Ernsthaftigkeit, Freundlichkeit, Munterkeit und Geduld im hohen Grade besitzen; aber wo findet man den Mann mit solchen Eigenschaften? — 4. *Über den Waldbrand und die Mittel und Masregeln zur möglichen Verhütung desselben und zur Erleichterung des Löschens und zum Behuf eines Waldbrandpoliceygesetzes.* Von Dr. *C. G. Rössig.* Verdient Aufmerksamkeit, besonders da zu Ende des vorigen Jahrhunderts so viel Waldbrände entstanden. 5. *Notizen über den Weinbau in Frankreich.* Von *J. C. F. Müller.* Diese Notizen sind aus *Chaptal's* berühmtem Werke über den Weinbau entnommen, welches sich binnen wenig Monaten in Frankreich vergriff. Sie geben zu wichtigen Reflexionen Veranlassung, sowohl für unsere deutschen Weinbergsbesitzer, als sogar auch für unsere Weintrinker. Es würde gewiss Gelegenheit zu den vortheilhaftesten Vergleichungen geben, wenn wir ähnliche Nachrichten über Lage, Boden, Aufwand und Ertrag unserer inländischen Weinbergsgegenden hätten. In Frankreich sind die Gegenden sowohl, als die Arten, den Weinbau zu betreiben, so verschieden, als bey uns; das Klima ist in manchen Provinzen so hart, als bey uns; die Klagen über die Unwissenheit der Winzer, über Verschiedenheit und Menge der schlechten Traubenarten eben so häufig, und in manchen Gegenden das Product des Weinstocks so schlecht, dass man es gewöhnlich nur zu Weingeist anwendet. Nicht bloss vortheilhafte Lage und Himmelsstrich schaffen die guten französischen Weine, sondern die besten Weine werden nur da erzeugt, wo die Cultur am höchsten ist. Lassen wir es unseren deutschen Weinen an dieser nicht fehlen: so haben wir alle Hoffnung, selbige sehr zu verbessern. Aus diesen Notizen werden unsere Weintrinker zugleich ersehen, was von der Ächtheit mancher Weinsorten zu halten sey, die für einen sehr mässigen Preis bey uns verkauft werden, da sie doch in Frankreich selbst weit mehr gelten. Es gehet damit, wie mit dem Mallaga, der zu 16 bis 20 Gr. die Bouteille bey uns als sehr vorzüglich verkauft wird, da doch der vorzügliche an Ort und Stelle selbst mit einem Ducaten und darüber bezahlt wird. Auch ergiebt sich aus diesen Notizen, was es für Weine sind, die jetzt unter dem Namen *Graves*-Weine bey uns so beliebt sind, und von den Ärzten empfohlen werden. Diese Empfehlung hat nicht, wie man etwa glauben könnte, in der Eigenthümlichkeit der Sorte ihren Grund, sondern wahrscheinlich in der Jugend des Weines, mit welcher die mehrere Geistigkeit und der grössere Reichthum an Luftsäure zusammenhängt; denn das Vorurtheil der Weintrinker, dass alle geistigen Getränke durch das Alter an Geist gewinnen, kann hinlänglich, schon durch jede Destillation, widerlegt werden, wie Rec. schon längst in mehreren seiner Schriften behauptet hat: die geistigen Getränke gewinnen durch das Alter an Geschmack, weil sie sich während der Zeit ihrer erdigen Theile entledigen; aber sie verlieren auch an Geist, welcher sich verzehrt und verfliegt. In diesen Notizen findet man ferner genaue Berechnungen von *Chaptal* über den Weinbau in Frankreich, die in den letzten 10 Jahren vor der Revolution gemacht wurden, und sehr interessant sind. Man rechnet die Zahl des sämmtlichen zum Weinbau verwendeten Landes auf 1 Million und 600,000 *Arpens*, (das sind fast 100 deutsche Quadratmeilen.) Den Ertrag eines *Arpens* Weinberge rechnet man auf $6\frac{1}{5}$ *Poinçon* ($8\frac{1}{2}$ Ohm), und also in ganz Frankreich überhaupt auf 9 Mill. 688,000 *Barriquen*, (12 Mill. 500,000 Ohm *in circa*). Rechnet man die neuen Rheindepartementer dazu: so wird man 10 Mill. *Barriquen* annehmen können, die erbauet werden. Eben so interessant ist eine beygebrachte Tabelle über die Exportation an Wein im J. 1798, in welcher angegeben wird: der Ort der Ausfuhre, wohin? wie gross

die Quantität? ihr Werth; wo sich dann ergiebt, dass die Summe der Exportation an Wein im genannten Jahre auf 25 Mill. 215,788 Livres sich erstreckt hat; hiezu der ausgegangene Franzbranntwein, 3 Mill. 552,774 Livres; an Liqueuren 707,447 Livres; an Weinessig 141,893 Livres:- Totalsumme 29 Mill. 617,902 Liv. — 6. *Beyträge zu wirthschaftlicher Benutzung mancherley scheinbarer Kleinigkeiten.* Von *Carl Slevogt.* Der Aufsatz betrifft die Wasserlinsen, die Flachsknoten, die Weisskohl- und Rüben-Blätter und Quecken; die Wacholderbeeren, wo zugleich angezeigt wird, dass zu Wiesenthal und Dorndorf, zwey herzogl. sächs. eisenachischen Dörfern, viel Wacholdersaft gekocht, und durch die Hausirer weit verbreitet wird; die Eyerschalen, die Schleen, zerbrochene Gläser, Lichtputzenschnuppen, Tabacksasche, die Kartoffeläpfel, die Vogelbeeren, die Maykäfer, die Brennesseln, zerbrochene Ziegel- und Backsteine, Abfall der Heuböden, die gelbrothe Schnecke; deren Benutzungen sämmtlich schon bekannt sind. — 6. *Über Hopfen-Surrogate.* Die Mittel sind: Quassia, Weidenbast, Fichten- und Tannen-Zweige, wobey die Verfertigung des Fichtenbieres in Amerika, und die Methode der Engländer, den Hopfen aufzubewahren, beschrieben wird, was ebenfalls schon bekannt ist. 8. *Nachträge und Berichtigungen zu einigen Stellen meiner im dritten Stück des Sammlers S. 2—141 gelieferten Abhandlung, über die Rittergüter in Deutschland.* Vom *Herausgeber.* Es werden hier die neuen preuss. Gesetze in Beziehung auf die Rittergüter nachgetragen, wodurch jene Abhandlung mehr Vollkommenheit gewinnt. —

VI Heft. 1. *Praktische Beobachtungen über die englischen Grasarten, besonders über solche, welche am schicklichsten sind zu Bestellung oder Verbesserung der Wiesen und Weiden; nebst einer Aufzählung aller englischen Grasarten von William Curtis,* Vf. der *Flora Londinensis.* Aus dem Englischen nach der dritten Ausgabe von *R. Tuchar.* Mit ökonomischen Anmerkungen vom *Herausgeber.* Von einer Menge Grasarten, ihrem Nutzen und Schaden, in Hinsicht auf Wiesen- und Weiden-Bau, findet hier der Ökonom zwar kurze, aber interessante Nachrichten, die ihn auf manche Grasart aufmerksam machen werden. Vorzüglich aber und als Krone aller Weiden werden folgende 6 Arten genau beschrieben und in Abbildung beygefügt: das gelbe Ruchgras, der Wiesenfuchsschwanz, das Wiesenrispengras, das rauhstenglichte Rispengras, der gemeine Wiesenschwingel, und das steife Kammgras. — 2. *Anleitung zum Studium der Ökonomie für Männer, welche dieselbe nur durch Lectüre erlernen können und wollen, entweder um sich einige überhaupt und allgemein oder zum Behuf ihres Amtes nöthige und nützliche ökonomische Kenntnisse zu sammeln, oder um sich dadurch wirklich zur eigenen Verwaltung eines Landgutes vorzubereiten.* Vom *Herausgeber.* Eine sehr zweckmässig getroffene Wahl von ökonomischen Schriften, um sich allgemeine Kenntnisse zu erwerben, die denn freylich aus *Beckmanns Landwirthschaft*, und der darin befindlichen ausführlichern ökonomischen Literatur, sehr vermehrt werden können. — 3. *Über zwey Hauptverderbnisse unseres Weinbaues.* Von *J. C. F. Müller.* Es werden hier bedeutende Fehler gerügt, die beherzigt zu werden verdienen. — 4. *Grundsätze meiner Ackerbau-Theorie.* Von *v. Steindel.* Bey den unzähligen Mischungen der Acker- und Erd-Arten wird es noch lange dauern, ehe eine Vereinigung der Meinungen zu Stande kommen, und das Geschäft des Ackerbaues zu einer gründlichen Wissenschaft sich emporheben wird. Unser Vf. äussert in dieser Abhandlung seine Meinung darüber, und bleibt bloss bey zwey Haupterdarten stehen, wo er dann seine Behandlung des Ackerbaues in einer hohen und in einer niedrigen Lage beschreibt. — 5. *Asche, ein vortrefflicher Dung auf Äckern und Wiesen.* Von *C. Slevogt.* Dass Holzasche sowohl im Winter- als Sommer-Felde gute Dienste leistet, ist bekannt. Hier ist besonders die Rede von der Braunkohlenasche; vom *Salzpözig*, wie man selbigen beym schmalkalder Salzwerke oder *Hallpözig* in Schwaben, Franken nennt, der bloss aus Braunkohlenasche, mit allerley Beymischungen, besteht. Diese Beymischungen sind allerley Abgänge bey der Saline, als Russ aus dem Salinofen, der Abschaum der Salzpfannen, alles Auskehrig und Gestübe die Überbleibsel des Pfannensteins, und aller übrige Abfall bey der Saline. Alles dieses wird aufgeschichtet, von Zeit zu Zeit mit Salzwasser begossen, dann und wann umgestochen und durch einander gemischt. Dieses sey ein vortrefflicher Dünger. Noch mehr Wirkung soll der *Dornschlag* von der schmalkalder Saline leisten, der eine Art Tropfstein sey, und aus einem Gemenge von Gyps, Selenit und Salztheilchen bestehe. Diesen Dornschlag wenden die hümpfershäuser Bauern (im herzogl. sächs. Meiningischen) allgemein zum Überstreuen ihrer Kleeäcker an, und nennen diese Operation schlechtweg *Kleesalzen.* Sie dreschen den Dornschlag auf der Scheuntenne klein, treiben ihn durch die Knotenritter, und überstreuen dann damit die Kleeäcker. Auf einem solchen gesalzten Kleeacker soll das Korn schöner und besser wachsen, als auf einem ungesalzten Kleefelde. — 6. *Bewährte Erfahrungen über verschiedene Mastungsmittel.* Von *C. Slevogt.* Milch, gelbe Rüben, Kartoffeln, Lein und Hanfkörner werden empfohlen. Aber unbedingt kann man Kartoffeln allein doch nicht als ein gutes Mastungsmittel empfehlen; denn es ist gewiss, und Rec. weiss diess aus Erfahrung, dass Kartoffelmast die elendeste und schlechteste Schweinemast ist, selbst wenn auch die Kartoffeln gekocht sind; denn man bekommt einen Speck, der grösstentheils ausläuft. Rohe Kartoffeln verursachen den Schweinen im Magen grosse Blähungen. — 7. *Vom süssen Kastanien- und vom Wallnuss-Baum.* Eine vollständige Beschreibung der Cultur dieser nutzbaren Bäume. — 8. *Äpfel und Birnen lange Zeit aufzubewahren.* Auf den Boden eines Fasses, z. B. eines Oxhoftes, legt man Fenchelkrautstroh, hierauf eine Lage Äpfel oder Birnen, die aber nicht überreif seyn dürfen, neben einander, ohne sich zu berühren; hierauf wie der Fenchelkrautstroh,

und darauf wieder eine Lage Obst, und so immer abwechselnd, bis das Fass beynahe voll ist. Die oberste Lage ist Fenchelstroh, auf welches ein hölzerner Deckel gelegt wird. Das Fass wird hierauf so weit voll Brunnenwasser gegossen, dass es über das Obst und den Deckel weggeht, und damit es den Deckel nicht hebe, wird nur so viel Gewicht darauf gelegt, als nöthig ist, um das Obst nicht zu drücken, sondern nur Deckel, Obst und Stroh unter Wasser zu halten. Auf diese Weise soll man in Thüringen Äpfel und Birnen bis nach Pfingsten sehr frisch und gut erhalten, und beym Herausnehmen nur wenige verdorben antreffen. Aber der deutsche Obstgärtner, der in Thüringen geschrieben wird, sagt doch nichts von dieser Methode! Ein Hauptaugenmerk soll man darauf haben, dass das Obst nicht gedrückt oder im geringsten angestossen, sondern ohne allen Fehler sey; daher es mit der grössten Behutsamkeit vom Baume gepflückt seyn müsse. — 9. *Zucker und Salpeter aus Runkelrüben. Ein Beytrag zu den neuesten Verhandlungen über die Runkelrüben.* Der Versuch des Vfs. wollte nicht dem *Achard*schen entsprechen, wahrscheinlich, wie er selbst bekennt, weil er nicht den rechten Weg einschlug; aber er machte dabey die Erfahrung, dass die auf lehmartigen Boden erzielten Runkelrüben Salpeter in nicht geringer Menge enthielten, jedes Pfund 13 Quentchen. Er thut daher den Vorschlag, auf thonigem Boden in eben der Zeit eine Salpetersiederey auf Runkelrüben zu etabliren, wenn aus eben denselben in einem sandigen Boden, wie in der Mark Brandenburg, eine Zuckerplantage errichtet werden könne, wo denn jenes Etablissement vielleicht ein höheres Interesse abwerfe, als dieses. — 10. *Von Verpflanzung junger Bäume.* Die Pomologen sind immer noch nicht einig über die rechte Verpflanzzeit; unser Vf. ist im Ganzen für den Herbst, und zwar aus mehreren Gründen; nur wenn der Boden feucht ist, wählt er den Februar und März. — 11. *Ausführliche Anweisung, Kartoffeln aus Saamen zu erziehen.* Erst im dritten und vierten Jahre wurden sie geniessbar. Indessen geriethen doch die Versuche anderer Ökonomen nicht, die erzogenen Kartoffeln waren schmierig, wässerich; dieser Widerspruch gründet sich wahrscheinlich auf die Witterung und den Boden. — 12. *Anmerkungen über das Hauen des Zimmerholzes.* Man soll kein unzeitig Holz zu Bauholz fällen; die angegebenen Kennzeichen der Reife sind gleichwohl sehr relativ; man solle es zu der Zeit fällen, wenn die Holzringe ausgewachsen und den möglichst geringen Vorrath von Saft hätten, also spät im Herbst; die Borke soll gleich nach dem Fällen des Holzes abgenommen werden. Sehr befordert würde die Dichtigkeit und Festigkeit des Holzes, wenn es noch auf dem Stamme stehend abgeborket werde. — 13. *Etwas über Essig und Prüfung desselben.* Unter mehreren Proben befindet sich auch folgende: man solle zu gleicher Zeit die Oberlippe mit einem guten ächten Essig, und die Unterlippe mit dem zu prüfenden Essig bestreichen, und beide Lippen an der Luft abtrocknen lassen; bliebe auf der Unterlippe noch eine prickelnde, scharfe Empfindung zurück, nachdem sie trocken geworden, so sey der Essig gewiss verfälscht. — 14. *Über den Zungenkrebs des Rindviehes.* Ist weder ansteckend, noch dem Rindvieh gefährlich. 15. *Erfahrung vom weissen Kohlsaamen.* Die Strünke des weissen Kohls, wenn man selbige mit Wurzel und Erde in einem mit Stroh und Erde bedeckten Loche durchwintert, dann im Frühjahre wieder pflanzt, sollen gute Pflanzen, den besten Kohl und den schönsten Saamen geben. — 16) *Von rothen Rüben zur Rindviehfütterung.* Man soll die Blätter abreissen, nicht abschneiden, weil sie sich davon verbluten, die rothe Farbe verlieren und blass werden. Als Viehfutter sey diese Rübe der Runkelrübe vorzuziehen. Auch als Kaffeesurrogat wird sie empfohlen. — 17. *Erfahrungen von der Fortpflanzung des gemeinen Haarmooses durch Pferde.* Ein Ökonom fand dieses Moos auf seinem Acker da, wo die Pferde hingestallt hatten, sonst nirgend. Er giebt daher den Rath, die Pferde von solchen Ackerfeldern so viel wie möglich zu entfernen, weil sie das Moos fressen, und anderwärts hin verpflanzen. — 18) *Etwas über den Anbau des Honiggrases.* Wird sehr empfohlen. —

VII *Heft.* 1) *Bemerkungen über das Walzen der Äcker und über die Ackerwalzen*, von *Joh. Friedr. Riemann.* Eine aus 96 S. bestehende aber gründliche Abhandlung mit einem dazu gehörigen Kupfer, die uns nicht nur mit der Theorie der Walze, ihrer gehörigen Grösse und Schwere, sondern auch mit ihrem zweckmässigen Gebrauch bekannt macht. — 2) *Übersicht der wichtigsten und vorzüglichsten Grundsätze, Regeln und Rücksichten, die bey Besichtigung und Erkaufung eines Ritter- oder anderen Land-Gutes zu befolgen, zu beobachten und zu nehmen sind*, vom *Herausgeber.* Man findet zwar hin und wieder diese Materie sehr gut abgehandelt; gleichwohl aber ist der gegenwärtige Aufsatz nicht überflüssig, da er eine vollständige, den neuesten Zeitumständen angemessene Darstellung der wichtigsten ökonomischen und einiger juristischer Grundsätze enthält, die bey Kaufung eines Gutes zu wissen nöthig sind. — 3) *Über die Vorbereitung eines Landwirths zu seinem Beruf und Stande.* Ein philosophisch moralisches Raisonnement über das vollkommene Ideal eines Landwirths. — 4) *Bemerkungen über das Brodbacken*, von *Weissenbruch* in Darmstadt. Es ist hier die Rede blofs vom Hausbacken, wo denn nicht nur alle Vortheile, sondern auch alle nöthigen Werkzeuge ausführlich beschrieben werden. Nach der Bemerkung eines Gutsbesitzers bey Berlin sollen zu 7 berl. Scheffel Getreide 6 Centner Getreide und 6 Centner Holz, den Centner à 110 Pfund, zum Backen nöthig seyn. Angehangt sind 3 Tabellen: eine Mahl- und Back-Tabelle; eine Mahl- und Brod-Tabelle zum Hausbacken; eine Tabelle zum Verbacken. — 5) *Von der baldigen Gewinnung guter Obstbäume, ohne Pfropfen und Oculiren, durch Absenken in der Höhe.* Ist die bekannte Weise, einen Zweig durch den Boden eines Topfes zu stecken, und diesen am Baum zu befestigen. — 6) *Über die vortheilhaftere Benutzung der Stangenschlag- und Unterhölzer.* Obschon die Be-

nutzung des Baum-, Stangen-, Unter- oder Busch-Holzes in den Forsten sich bloss nach den Localumständen bestimmen läfst: so zeigt doch der Vf., wie die Gehaue durch die Benutzung des Stangenschlagholzes, ohne Nachtheil der Feuerbedürfnisse, um den dritten Theil höher als zuvor benutzt werden können. — 7) *Neue Beobachtungen und Vorschläge im Betreff der Wucherblume (Chrysanthemum segetum Linn.)*, von *C. L. Wundram*, Prediger zu Eboldshausen im Göttingischen. Der Vf. bemerkte, dafs dieses Unkraut nie auf Wiesen und Weideangern, oder anderen mit dichtem Rasen bedeckten Plätzen zu finden war, auch sich in Äckern, die es häufig bedeckte, stark verminderte, wenn selbige mit Früchten, Flachse, Luzerne oder Wickenfutter bestellt wurden. Er thut also den Vorschlag, zur Tilgung dieses Unkrauts nur gedachte Producte anzuwenden, oder die mecklenburger Koppelwirthschaft einzuführen, nämlich die Abwechselung der Getreidefelder mit Angern, auch natürlichen und künstlichen Wiesen.

VIII *Heft*. 1) *Über die Einrichtung der Gutsarchive, deren Nutzen und Nothwendigkeit, besonders für Besitzer von Herrschaften und grösseren Rittergütern.* Allerdings muss es einem jeden Gutsbesitzer nützlich seyn, die Geschichte seines Gutes, die genaue Verzeichnung und Beschreibung desselben, die ihm zustehenden Rechte, Freyheiten und Befugnisse, die darauf haftenden Pflichten und Lasten, dessen Grenzen, Theile und Zubehörungen u. s. w. zu kennen, und alte Pacht- und Kaufs-Acten, nebst Anschlägen, Wirthschaftsregistern und Rechnungen u. dgl. vorzeigen zu können. Zu einer solchen Sammlung wirthschaftlicher Documente und zu ihrer Einrichtung werden in diesem Aufsatze vom *Herausgeber* die besten Vorschriften gegeben, und zugleich auch mehrere davon handelnde Schriften empfohlen, so dafs Freunde ökonomischer Ordnung sich ganz daraus belehren können. — 2) *Eine skizzirte Beschreibung der Rindviehpest oder sogenannten Löserdürre, nebst deren gründlicher Curart*, von *Ernst Friedr. Ayrer*, Universitätsbereiter zu Göttingen. Es ist diefs die Curart des Prof. *Pessina* in Wien mit der eisenhaltigen Salzsäure, die er bereits selbst in einer kleinen Schrift: *Anleitung zur Cur der Rindviehpest* u. s. w. Wien 1802. 8., beschrieben hat. Auch Dr. *Frank* in Gnesen hat die oxygenirte Salzsäure als ein specifisches Mittel gegen die Löserdürre bekannt gemacht. Hier in diesem Aufsatze wird sowohl die Krankheit als ihre Cur ausführlich beschrieben. Es ist zu wünschen, dafs sich der gute Erfolg dieses Mittels in allen Ländern bestätigen möge. — 3) *Allgemeine Regeln, die Rindviehzucht und das Milchwesen betreffend*, von *Weissenbruch* in Darmstadt. Wenn schon dieser Aufsatz nichts Neues enthält: so verdient er doch die Aufnahme in diesem *Sammler*, weil er das Wichtigste über diesen Gegenstand, was Ökonomen nicht oft genug gesagt werden kann, gründlich und deutlich vorträgt. — 4) *Nachricht von dem Ausbruche der Blattern in der Schäferey des klösterlichen Amtshaushalts zu Weende, und von dem Erfolge der dagegen vorgenommenen Einimpfung derselben*, von C. F. G. *Westfeld*, königl. und kurf. Obercommissär zu Weende, im Göttingischen. — 5) *Beobachtungen über die Modification des Ansteckungsvermögens der Blattern der Schaafe.* — 6) *Fortgesetzte Versuche zur Bestimmung der Modification des Ansteckungsvermögens der Blattern der Schaafe.* Alle drey vorstehenden Aufsätze sind von dem gründlichen Ökonomen, Hn. *Westfeld* zu Weende, dem wir schon manche lehrreiche Beobachtung zu verdanken haben. Mit der ihm eigenen Genauigkeit erzählt er die Blattergeschichte seiner Schaafe, und der Erfolg der von ihm dagegen vorgenommenen Einimpfung bestätiget die bereits bekannten Erfahrungen des Hn. Oberamtmann *Fink* in Coesitz, des Hn. Herzogs *von Holstein Beck*, und des Hn. Grafen *von der Schulenburg* auf Rippen in Preussen, indem dem Hn. *Westfeld* von 381 mit Eiter und Borke oder blutiger Lymphe geimpften Schaafen kein einziges Stück gestorben ist. Um nun aber auch der landwirthschaftlichen Policey zu Hülfe zu kommen, damit selbige die gehörigen Mafsregeln zur Abwehrung dieser schrecklichen Krankheit in den Schaafheerden durch zweckmäfsige Sperrung ergreifen könne, gingen die Versuche des Hn. *Westfeld* weiter, wo er denn durch seine Erfahrungen und Beobachtungen annehmen zu können glaubt: dafs 6 Wochen, höchstens 2 Monate nach dem gänzlichen Aufhören der Seuche, die Ansteckung weder durch die Atmosphäre, noch durch Blut, noch durch Wolle Statt findet; die Policey also bis dahin, dafs die Erfahrung das Gegentheil zeiget, einen solchen Zeitraum zur Sperrung für hinlänglich annehmen könne. — 7) *Erinnerungen an einige bey den mechanischen Arbeiten der Bedüngung der Felder gewöhnliche Fehler und Nachläfsigkeiten; und Regeln zur bessern Verrichtung dieser wichtigen ökonomischen Arbeit.* Vom *Herausgeber*. Sehr gute Erinnerungen für den Landwirth, die er zwar längst weifs, aber doch nicht immer befolgt. 8) *Warum werden die Schweine, die in die Mastung gehen, niemals vollkommen fett und gemästet, so reichlich auch die Eichel- und Buch-Mastung immerhin seyn mag?* Von *C. C. Wundram*. Der Vf. ist der Meinung, dafs das tägliche 13 bis 14 Stunden lange Herumlaufen der Schweine, wenn sie Morgens um 5 bis 6 Uhr in die Holzungen, und Abends 6 bis 7 Uhr wieder nach Hause getrieben werden, der Mast hinderlich sey, weil dazu Ruhe, wenig Bewegung, gehöre. Es sey dabey auch Feuersgefahr zu besorgen, wenn die Schweine bey eingetretener Nacht mit Leuchten aufgesucht werden müfsten. Er verlangt daher, dafs man die Schweine nur erst bey völligem Tage austreiben, und noch vor Nacht nach Hause treiben solle, wo sie dann mehrere Ruhe haben würden. Mangel an Ruhe ist allerdings der Mastung nachtheilig, sie wird verzögert; aber gewifs ist es auch, und Rec. weifs aus Erfahrung, dafs Eichel- und Buchen-Mast auch bey der gröfsten Ruhe, und bey Stallfütterung, die Schweine nie fett macht; diese Mast giebt zwar ein feistes Fleisch, aber kein Fett; man mufs sie schlechterdings in der zweyten Hälfte der Mastung mit Schrot füttern, wenn man gute Speckseiten gewinnen will.

(Der Beschlufs folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DEN 17 DECEMBER, 1808.

ÖKONOMIE.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. J.: *Der ökonomische Sammler, oder Magazin vermischter Abhandlungen und Aufsätze, etc.* Von *Friedr. Bened. Weber* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

9) *Hyacinthen so gross wie die holländischen zu erziehen.* Die hier gegebene Vorschrift ist schon von Mehreren bestätiget gefunden worden. Man soll die Zwiebeln beynahe eine halbe Elle tief legen, sie zwey Jahre unangerührt liegen lassen; dann würden sie im letztern Jahre zwar später, erst wenn die im vorigen Herbst gelegten bald abgeblühet haben, hervorbrechen, aber weit vollkommener, und mit 26 bis 30 Glocken blühen. Die stärsten Zwiebeln nimmt man dann, wenn ihr Kraut abgetrocknet ist, auf, und legt sie wieder im Herbst. Lässt man sie alle Jahre zum Blühen kommen, so können sie sich nicht verstärken. — 10. *Meine Methode, sehr reichlichen und guten weissen Kopfkohlsaamen zu ziehen.* Schon im 6ten Heft ist eine Anweisung dazu gegeben, die gegenwärtige weicht merklich davon ab. Man ziehet im späten Herbst die festesten und grössten Kohlköpfe mit der Wurzel aus, wählt von diesen nur diejenigen, die einen dicken, kurzen, glatten und gesunden Strunk haben, und an denen nichts Wurmstichiges noch Faules zu finden ist. Den Fuss des Strunks sammt den Wurzeln hauet man mit einem scharfen Beile ab, lässt nun ein Beet, das Luft und Sonne hat, gut düngen, so tief als möglich graben, und zu Martini pflanzt man die Saamenköpfe in dieses Beet, eine halbe Elle von einander, so dass der Kopf halb mit in die Erde kommt, die man auf allen Seiten fest andrückt. So bleiben sie frey stehen, bis dass es frieret. Dann bedeckt man sie mit trocknem kurzem Stroh; friert es aber heftiger, mit lauigem Pferdemist, ungefähr $1\frac{1}{2}$ bis 2 Ellen hoch. Bey gelinden Tagen im Winter räumt man den Mist weg, und giebt Luft, bis es wieder kälter wird. Im Frühjahre nimmt man das Stroh ganz weg, gräbt den kurzen Mist dazwischen unter, und tritt die Erde fest an den Stamm. Um den Durchbruch des Hauptstengels zu befördern, thut man oben in jedem Kopf durch die Blätter einen Kreuzschnitt, aber alle Seitensprossen aus dem Strunke bricht man ab. Die Saamenstengel bindet man in der Folge an Queerlatten, um sie vor den Winden zu sichern, und wenn die Saamenkapseln gelblich, und die Körner röthlich sind, schneidet man die Stengel ab, bindet sie in Bündel, und lässt sie auf einem Boden, wo sie vor Vögeln und Mäusen gesichert sind, trocknen, da sie alsdann gedroschen und der Saame gereiniget wird. — 11. *Bemerkungen, die Vertilgung des Huflattichs betreffend.* Wo er sich in Menge befindet, soll man das Land mit Mergel befahren. Oder man soll den Acker mit Miste düngen, in welchen Scheben oder der Abgang des Flachses gestreuet worden, welchen Mist man auch mit Eichen- und Büchen-Asche bestreuen könne. Auch vertreibe eine zwey- bis dreyjährige Ruhe den Huflattich vom Acker, weil das Kraut abgefressen werde, und die unbedeckten Wurzeln von unten auf abstürben: daher man am sichersten ginge, wenn man das Kraut bey heissem Tage abstäche, wo die Pflanzen gewiss verderben müssten. Bey dieser Gelegenheit wird zugleich der Huflattich als ein gutes Präservativ gegen die Fäule der Schaafe empfohlen. Man soll nämlich eine Handvoll Blätter in Milch kochen, mit einer halben Handvoll Russ, dieses durchdrücken und jedem Schaafe ein halbes Nösel davon lauwarm eingeben. — 12) *Über das Kahnen des Weins.* Von *J. C. F. Müller.* Man erwarte hier kein Mittel dagegen, sondern man findet blosse Erfahrungen, die Hn. *Müller* wichtig scheinen, und die zu mancherley Betrachtungen Anlass geben könnten. Er hält den Kahn für eine Pflanze, etwa von ähnlicher Art wie den Schimmel. — 13) *Meine Erfahrungen über den Anbau und die Benutzung der Hirse* (*Panicum miliaceum*), von *C. L. Wundram.* Ist ganz aus *Krünitz* Encyklopädie entlehnt, und nur hin und wieder mit einigen Zusätzen vermehrt worden. — 14) *Zwey Mittel gegen Ratten.* Man soll auf die Kornböden Leinwandlappen von der Grösse eines Quadratfusses legen, und diese mit Vogelleim bestreichen. Die Ratten pflegen sich gern darin einzuhüllen wie in Windeln, und werden alsdann leicht und schnell gefangen. Das zweyte Mittel ist: man siedet die Kerne von welschen Nüssen in Pottaschenlauge. Die Ratten fressen diese gern und in Menge, und purgiren sich dann zu Tode. Beide Mittel, wenn sie probat sind, haben das Gute, dass sie nicht gefährlich sind.

IX *Heft.* 1) *Über Pflege, Wartung und Schutz der Saaten und Fruchtfelder, in ökonomischer und policeylicher Hinsicht*, vom *Herausgeber.* Diese ziemlich lange Abhandlung ist ein Anhang zu einer vom Herausgeber im J. 1799 bey Voss in Leipzig anonym

erschienenen Schrift, in welcher er einen ökonomischen Unterricht über die Saatbestellungen ertheilte, und die Geschäfte des Landwirths von der Zeit an, da der Acker zur Saat vorgerichtet worden, bis zur gänzlichen Vollendung des Saatwerks, d. h. bis dahin, wo die Saat aufgegangen ist, beschrieb. Die gegenwärtige Abhandlung giebt Erläuterung über alles das, was nach dem Aufgehen der Saat bis zur Erndte, sowohl von Seiten der landwirthschaftlichen Policey, als vornehmlich von Seiten des Landwirths selbst, zu beobachten und zu besorgen ist: wie nämlich den Saaten die Vortheile zu verschaffen, die ihrem Wachsthum nützlich seyn können, theils um sie vor mancherley Gefahren bis zur Erndte möglichst zu schützen, den unvermeidlich erlittenen Schaden so viel möglich zu ersetzen, und die nachtheiligen Folgen nach Kräften zu mindern. Zur Übersicht des Ganzen in dieser Abhandlung dient, dass die den Saaten zu verschaffenden Vortheile aus der Natur zu nehmen sind; die Ursachen der Gefahren aber, die die Saaten zu erleiden haben, sich auf die Natur im Allgemeinen, auf die Beschädigung durch Thiere und auf die Beschädigung durch Menschen, gründen. Nach diesen Grundsätzen bearbeitet der Vf. seine Materie auf das gründlichste, so dass kein Landwirth bey Lesung dieses Aufsatzes unbefriediget bleiben wird. — 2) *Notizen über den Erdäpfelbau im Grossen, wie derselbe auf den gräflich-Schönburg-Rochsburgischen Gütern im Erzgebürge betrieben wird: aus eigenen handschriftlichen Nachrichten des Hn. Reichsgrafen Heinr. Ernst von Schönburg-Rochsburg geliefert* vom *Herausgeber*. Ein interessanter Aufsatz, dessen Vorschrift zum Kartoffelbau allmein befolgt werden sollte. Es werden auf gedachtem Gute jährl. ohngefähr 60 sächsische Acker zu 300 Quadratruthen mit Erdäpfeln belegt. Im Herbst wird das Land umgebrochen. Sobald die umgebrochene Furche im Frühjahr ganz in Fäulniss übergegangen ist, wird das Land zum zweyten Mal geackert. So bleibt es einige Zeit liegen, wird dann geeggt, und zum dritten Mal zu den Erdäpfeln umgebrochen. Die Erdäpfelkeime werden 6 Zoll weit von einander gelegt. Um die Arbeit zu fördern, werden drey Pflüge zu jeder Breite von 50 Schritten gebraucht. Dem ersten Pflug geben die Weiber und Kinder nach, und legen die Erdäpfelkeime. Diesen folgen die beiden anderen Pflüge, welche gleich zwey Furchen beywerfen. Wesentlich nöthig ist, dass das Feld in breite Beete getheilt werde. Zu diesem Endzweck muss es das letzte Mal mit Fleiss die Queere geegget werden (in Sachsen nennt man das *Quiren*). Sechs Zoll tief wird geackert; und in der Regel dürfen die Erdäpfelkeime nicht auf den Grund der Furche, sondern ohngefähr zwey Zoll hoch auf die geackerte Furche, mit dem Keime oben, gelegt werden. Legt man sie tiefer: so verursacht es Schwierigkeiten beym Ausackern der Erdäpfel; kommen sie höher zu liegen: so läuft man Gefahr sie auszueggen. Gehen die Erdäpfel auf, oder stellt sich Unkraut ein: so wird das Feld mit starken zweyspännigen Eggen der Länge und Breite nach tüchtig durchegget; aber mit Vorsicht, dass man die Keime nicht ausziehe. Das Eggen wird wiederholt, so oft sich Unkraut zeigt. Das ist den Erdäpfelpflanzen vortheilhaft, sie wachsen freudiger davon; denn Reinhalten vom Unkraut ist die erste Bedingung zum Gedeihen der Erdäpfel. Sind diese weit genug herausgewachsen, so werden sie gehäufelt, nicht mit der Hacke, sondern mit dem *Cultivator*, versehen mit einem Hakenschaar und zwey beweglichen Streichbretern, und nur mit einem Pferde bespannt; die jungen Pflanzen dürfen aber nicht bedeckt werden. Bey nachher erlangter gehöriger Höhe, wird zum zweyten und letzten Mal mit dem nämlichen Cultivator gehäufelt, und nun recht hoch, so dass nur die Spitzen der Pflanzen hervorstehen. Das Ausnehmen der Erdäpfel geschieht auch mit dem Cultivator, der auf ein Pfluggestell gesetzt und mit zwey Pferden bespannt wird. Unmittelbar zu Erdäpfeln wird nie gedünget; zweckmässige Eintheilung der Felder, verbunden mit Stallfütterung und Abschaffung der Brache, bey mittelmässigem Boden, geben den Ertrag dem Felde wieder, weil er als Futter verwendet wird. Ausserdem würde der Erdäpfelbau im Grossen von selbst aufhören müssen, nachdem er zuvor die Felder erschöpft hat. Der Ertrag war in dem Jahre, in welchem dieser Aufsatz niedergeschrieben worden, und in welchem die Erdäpfel in Sachsen beynahe durchgängig missrathen waren, in Rochsburg vom Acker zu 300 Quadratruthen, im Durchschnitt etwas über 150 Säcke, jeder zu 142 Pfund, gewesen. — Rec. wünscht, dass die Ökonomen diesen Aufsatz selbst lesen, und besonders die Gründe, warum man in Rochsburg das Legen der Keime, statt der ganzen Erdäpfel, vorzieht, prüfen mögen. 3) *Erfahrungen über die Heilung des Brands der Bäume.* Von *C. F. Müller*. Zweyen 20jährigen Birnbäumen warf man die Spitzen ab, pfropfte sie, und das gelang, die Bäume wurden wieder gesund. Man will den Kreislauf der Säfte im Baume dadurch beweisen, und zugleich fragt man an: ob dieses Mittel bey älteren und jüngeren, bey Äpfel - sowohl als Birn-Bäumen, sich wohl wirksam beweisen würde? Dass man alte Bäume durch abermaliges Pfropfen verjüngen kann, ist eine sehr bekannte Sache; sie hat aber nicht immer und auch nicht lange vielen Vortheil gewährt. Man pfropfte aber immer tief; wenn daher das höhere Pfropfen auch einen guten Erfolg haben sollte, so dürfte es doch wohl sehr viel Mühe und Kosten erfodern, einen alten grossen Baum so zu behandeln. 4) *Über das Begiessen der Gewächse.* Von *C. F. Müller.* Sehr richtig wird hier der Rath gegeben, die Gewächse lieber selten, aber desto durchdringender zu begiessen. Begiesst man sie oft, und nur oberflächlich: so verbreiten sich ihre Wurzeln nur in der Oberfläche, vertrocknen dann leicht, wenn man versäumt, sie ferner zu begiessen, und die Pflanze leidet. Beym seltenern Giessen aber gehen ihre Wurzeln mehr in die Tiefe, um da Nahrung zu holen, können also oberhalb einen grö-

fsern Grad der Trocknifs aushalten. 5) *Ein fonderbarer Hygrometer.* Von *C. F. Müller.* Aufser den bekannten Arten der Hygrometer, als dem Saamen des Wildhafers, verschiedenen Storchfchnäbelarten, und der Gerfte mit ihrer Granne, wird hier ein Hygrometer von *Edgeworth* in England befchrieben, das aus Tannen - und Fichten - Holz beftehet, und wozu ihm das Austrocknen der Thüren und Fenfter bey trocknem Wetter, und die Ausdehnung bey feuchtem Wetter, die Veranlaffung gegeben. 6) *Einige Betrachtungen über fchmale und breite Ackerbeete.* Von *J. F. R.* Nach vorausgegangener Vergleichung beider Arten giebt der Vf. endlich das Refultat, dafs, wenn nicht Localität, es fey in Hinficht auf die Lage des Erdreichs, das der Acker hat, oder auf die Befchaffenheit der Beftandtheile deffelben u. f. w. das Gegentheil ganz beftimmt gebietet, *die breiteren Beete,* bey gehörigem Verhältnifs ihrer Breite zur Länge, den Vorzug vor den fchmalen verdienen.

X Stück. 1. *Über die Feimen und das Feimenfetzen.* Vom *Herausg.* Nach Anzeige aller der bekanntesten Schriften, die von diefer Materie handeln, befchreibt derfelbe die hie und da üblichen Arten der Feimen, giebt Abbildung von ihnen, prüft fie, zeigt den Vortheil und Nachtheil derfelben, und giebt endlich das Refultat: dafs es vortheilhafter fey, Getreide und Heu in Scheunen und Heuböden, als in Feimen aufzubewahren. Bey vergröfserten Erndten folle man die Scheunen und Heuböden erweitern, und wo fich das nicht thun laffe, und man zu Feimen fchreiten müffe, folle man die deffauer oder auch die englifche Art erwählen, aber blofs zu Hafer, höchftens zu Roggen, nicht zu Gerfte und Weitzen. — 2. *Über die ein- oder zweyfährige Herbftbeftellung, d. h. Beackerung des Sommerfeldes.* Eine abermalige Empfehlung vom Herausg. diefer fchon längft empfohlenen, aber nur von wenigen Landwirthen befolgten Methode, Sommerfrucht und befonders Hafer, mit weit gröfserem Vortheil zu erbauen Diefe Methode, die in Rec. Gegend überall längft befolgt wird, befteht darin: dafs das künftige Sommerfeld nicht im Frühjahr, fondern blofs im Herbft, ein oder zweymal gut und gehörig tief gepflügt, im Frühjahr aber nur geegget, und dann, fobald als möglich, befäet werde. — 3. *Befchreibung einiger fchädlicher Infekten.* Vom Dr. *Schwägrichen.* Von einigen Arten der Bremen (*oeftrus*), Lausfliegen (*Hippobofca*), die dem Rindvieh, Pferden, Schaafen und Hirfchen nachtheilig find; dann von dem dem Buchweitzen fchädlichen Infekt, dem *Scarabaeus Fullo*, und einem den Nadelwäldern fchädlichen Käfer aus dem *genus anthribus Fabr.* mit dem Trivialnamen *varius,* werden hier einige, zwar nicht neue, aber doch für den Ökonomen nicht unwerthe Umftände der Lebensart diefer Thiere mitgetheilt, die um fo mehr intereffant find, da ihre Kenntnifs erft in neueren Zeiten vervollkommnet, und felbige überhaupt noch nicht fehr oft befchrieben worden find. — 4. *Einige chemifche Bemerkungen über das Mutterkorn.* Von *C. S. Weifs.* Aus deffen Verfuchen ergab fich, dafs die Entftehung des Mutterkorns nicht durch Infektenftiche gefchehe, fondern dafs es eine durch Feuchtigkeit und fchnell darauf folgende Hitze verurfachte pilzähnliche Excreszenz der Getreidekörner fey. Der Vf. hält daher die Schädlichkeit des Mutterkorns, zumal bey einem geringen Verhältniffe zu gutem Getreide, für übertrieben. — 5. *Etwas aus der holfteinifchen Landwirthfchaft.* Von D. Egge, mit Anmerkungen des Herausg. Wir bemerken hieraus nur folgendes: Nicht immer ift befeuchtetes Gras, junger Klee, und andere Blähungen erzeugende Kräuter, die Urfache des Aufblähens oder der Trommelfucht des Rindviehes; denn man hat gefehen, dafs das Vieh im Winter bey Stroh und Spreu, und bey nicht geringer Kälte, plötzlich aufgefchwollen ift. Dagegen wird folgendes Mittel mit dem beften Erfolg empfohlen: In einem Quart füfse Milch löfe man ein Stück grüne Seife von der Gröfse einer Wallnufs auf, und gebe es dem kranken Viehe ein. Dann nehme man einen Pflock, welcher nicht zu dünn ift, ftecke diefen dem Viehe in der Quere, wie ein Gebifs, ins Maul, und befeftige ihn mit Seilen an beide Hörner. Hierauf laffe man das Vieh langfam herumführen. Es wird fich eine Menge Luft entwickeln und aus dem Halfe auffteigen, und im Kurzen ift das Vieh genefen. Sollte es aber nicht mehr gehen können, fo mufs man es mit einem Strohwifch reiben.

XI Stück. 1. *Fragmentarifche Beyträge zur Kenntnifs der Fortfchritte, der Veredlung der Schafzucht in einigen königl. preuff. Ländern bis zum Jahre* 1804. Vom *Herausg.* Eine Fortfetzung der diefe Staaten betreffenden zwey Capitel in *Lafteyries* Gefchichte der Einführung der fpanifchen feinwolligen Schaafe in die verfchiedenen europäifchen Staaten, vom Herzog Friedrich zu Schleswig - Holftein - Beck. — 2. *Über den Übergang von einem Wirthfchaftsfyftem zu einem anderen, und welche Regeln dabey zu beobachten find?* Diefs ift ein Anhang zu dem im 4 Stück befindlichen Auffatz, über die Feldeintheilung und den Fruchtwechfel u. f. w. vom Herausgeber. Gewifs find die hier gegebenen Regeln von Landwirthen wohl zu beherzigen, wenn fie fich vor Schaden hüten wollen. — 3. *Nachträge und Fortfetzung der im II Stücke gelieferten Nachrichten von Addreffen für Land- Garten- und Forftwirthe.* — 4. *Über den Sickifchen Trokarie- und Schaafpockenimpfungs - Apparat.* Eine blofse Empfehlung diefes 1803 bekannt gewordenen Apparats, vom Herausgeber, der feiner Meinung nach verdiente allgemeiner bekannt gemacht zu werden. — 5. *Über die Anlage, Erbauung und zweckmäfsige Einrichtung der Schaafftälle.* Vom *Herausgeber.* Obfchon fehr gute Vorfchriften dazu bereits vorhanden find, auch der Herausgeber felbft mehrere citirt: fo ift doch die gegenwärtige keineswegs überflüffig. Die Durchwinterung der Schaafe im Freyen, nach englifcher und irrländifcher Weife, hält er in unferen nördlichen Deutfchlande für ganz unthunlich. — 6. *Über eine verfchiedentlich anzutref-*

fende Gewohnheit, auf schlechte Äcker Weitzen statt Roggen zu säen, von *Joh. Friedr. Riemann*. Allgemein ist man der Meinung, dass der Roggen mit einem schlechteren Boden vorlieb nehme, als der Weitzen. Allein der Vf. beweiset das Gegentheil aus den Gegenden der sogenannten Hainleite, auch im Thüringischen, wo man den Weitzen gewöhnlich in die magersten Äcker säet. Diese Äcker haben grösstentheils einen sehr lettigen Boden, mit vielen grossen und kleinen Steinen; die eigentliche tragende Ackerkrume ist kaum 4 Zoll hoch, und lässt sich wegen der Steine mit vieler Mühe und nur schlecht pflügen. Bey mäsiger Trockenheit wird der Boden fest, berstet stark und tief, es entstehen viele Klümper, die nicht leicht zerfallen. Bey einiger Nässe versinkt man tief darein, das Wasser läuft dem Pflugeisen nach: in solchem schlechten Boden dieser Gegenden gedeihet nie Roggen, aber sehr gut der Weitzen, noch besser der sogenannte Bartweitzen. Unstreitig legt den Grund zu dieser Behauptung die Erfahrung, dass Winterroggen auf den Äckern weniger Nässe verträgt, als Weitzen. Möchten doch die Ökonomen auf diese Erfahrung aufmerksam werden!

XII und letztes Stück. 1) *Praktische Bemerkungen über Schaafschur u. s. w.*, vom *Herausgeber*. Enthält wenig, was dem praktischen Landwirthe nicht schon bekannt wäre. Wir fügen einige Bemerkungen bey, welche uns bey Durchlesung dieses Aufsatzes aufgestossen sind. S. 20 scheint es, dass der Vf. den Unterschied zwischen Raude und Grind nicht gehörig zu machen wisse, wenn er behauptet, dass die Schaafe „*der Raude wegen*" zweyschürig wären. Diess ist aber in der Regel der Grind, welcher zwar im Äusseren einige Ähnlichkeit mit der Raude hat, aber seiner Natur nach sehr davon verschieden ist, indem er nicht, wie jene, ansteckend, sondern fast immer als Eigenthum einer sehr fetten u. tiefen Weide erscheint, wie diess auch der Fall da ist, wo man sogenanntes Schmiervieh hat. S. 28 behauptet der Vf. abermals, dass die Raude austilgbar sey und mithin auch das Schmiervieh. Das erstere ist zwar richtig aber der Schluss nicht — weil eben grösstentheils der Grind, und nicht die Raude, Ursache der Zweyschürigkeit ist, und dieser ist, unter gewissen Localverhältnissen, nie ganz zu vertilgen. S. 41 rechnet der Vf. im Frühjahre 18—20 St. Schaafe zu scheeren auf einen Mann. Das ist wohl zu wenig. Nach Rec. Erfahrungen hat kein Mann, selbst bey spanischen Schaafen, welche doch in der Regel mühsamer zu scheeren sind, weniger als 30—36—40 Stück in einem Tage geschoren. — 2) *Über die Abschaffung des Pferch- oder Horden-Schlags auf den Feldern u. s. w.* Der Vf. giebt die Gründe für und wider die Abschaffung des Pferchs zwar richtig an; aber wir zweifeln doch, ob der Wunsch, dass der Pferch aufgeschafft werden möge, bey der Dreyfelderwirthschaft je wird in Erfüllung gehen, und ob diese Erfüllung im Ganzen selbst vortheilhaft sey. Die Anmerkung über das Pferchrecht wird jeder mit Vergnügen lesen. — 3) *Über die Merino's* (aus der *Bibliothèque britannique*). Ein Schreiben des Hn. *Tollet* an Hn. *Arthur Young*. Der Vf. dieses Schreibens nimmt die Merino's mit Recht in Schutz, gegen ihre Feinde, deren sie unter den englischen Landwirthen, welche bey der Schaafzucht mehr das Fleisch als die Feinheit der Wolle berücksichtigen, sehr viele haben. Für den deutschen Landwirth bedurfte es aber dieser Vertheidigung nicht, da es wohl schwerlich noch viele geben möchte, welche nicht von den Vortheilen der Merino's überzeugt wären. Auch kann man wohl behaupten, dass wenigstens die meisten sächsischen Landwirthe besser von diesem Gegenstande unterrichtet sind, als Hr. *Tollet*. Dieses Schreiben begleiten einige Anmerkungen des Redacteurs (d. *B. b.*). Was derselbe über die Bastardböcke sagt, stimmt nicht mit den in Deutschland gemachten Erfahrungen überein. Die Regeln aber, welche überhaupt über die Wahl der Zuchtböcke ertheilt werden, sind vortrefflich, und verrathen einen sorgsamen und erfahrenen Beobachter. — 4) *Über die Nagelgeschwüre, woran die Merino's leiden.* Schreiben des Hn. *Dandolo* an den Hn. *Pictet* zu Genf. — Ebendaher. Interessant und neu — Ob aber der Vf. ganz richtig diese Krankheit von dem sogenannten Haarwurm unterscheide, lassen wir dahin gestellt seyn. Uns ist sie unter der von ihm beobachteten Form noch nicht vorgekommen, und schwerlich würden wir uns zu der von ihm vorgeschlagenen Operation verstehen. — 5) *Über den Runkelrüben-Syrup und Rohzuckerbereitung in jeder ländlichen Ökonomie.* Von *Achard*. Schon aus mehreren anderen öffentlichen Blättern bekannt.

Αλκ. et J.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Hempel: *Jakob Hellwigs Reise nach Dresden*, oder: *So reist man mit Nutzen.* Ein Volksbuch zur leichteren Kenntniss und Anwendung der kursächsischen Landesgesetze. Für Schulen und für den häuslichen Gebrauch. Von *J. G. D. Schmiedtgen*, herzogl. sächs. Rath. 1805. 222 S. 8. (16 Gr.) Obschon der Titel etwas ganz anderes verspricht: so ist der Inhalt dieser Schrift doch von dem Werth, dass sie eine grosse Anzahl Leser verdient. Es ist keine statistische Reise, sondern eine solche, die in einem gut eingekleideten Gesprächston die Leser mit denjenigen vorzüglichsten Gesetzen von Kursachsen bekannt macht, die jeder Landmann und Bürger durchaus zu wissen nöthig hat. Die Reisenden treffen unterwegs bald den, bald jenen an, mit dem sie lehrreiche Gespräche über allerhand natürliche, policeyliche und andere Gegenstände halten, bey welcher Gelegenheit die Stellen aus den passenden Gesetzen auszugsweise beygebracht werden. Diess ist allerdings die schicklichste Art, dem Landmanne die Gesetze anwendbar darzustellen, besser, als wenn sie nach ihrer weitläuftigen Form ein oder einigemal vor versammelter Gemeinde vorgelesen oder ans schwarze Bret geheftet werden. Die populärsten systematischen Darstellungen fruchten noch weniger. Um dieses Buch auch zum Nachschlagen zu gebrauchen, ist ein Register der vorkommenden Gesetze und Verordnungen beygefügt.

W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 DECEMBER, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Braunes u. Comp.: *Almanach fürs Theater* 1809. Von *August Wilhelm Iffland*. 1809. 316 S. 12. (2 Rthlr. 16 gr.)

Es ist erfreulich, einen erfahrnen, kenntnisreichen Mann über die Ausübung seiner Kunst sprechen zu hören, und seinen Bemerkungen und tiefen Einsichten mit der Betrachtung zu folgen, besonders wenn, wie hier, ein dreyfacher Beruf den Belehrenden dazu auffodert. *Iffland*, für die Bühne, Theoretiker und Praktiker zugleich, und obendrein selbst schaffender Dichter, darf vor allen anderen Aufmerksamkeit und Beyfall, und vorzüglich dankbare Befolgung seiner Lehren erwarten, wenn er fortwährend mit jeder Ankunft eines neuen Jahres sich der Mühe unterzieht, die grossen Schwierigkeiten der Menschendarstellung nach seinen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen den Genossen seiner Kunst sorgfältig zu zergliedern und vor die Augen zu stellen, und gewiss wird man auch für das folgende Jahr diess angenehme Geschenk nicht verschmähen. Er eröffnet diessmal seine Mittheilung mit einer genaueren Erwägung der sogenannten *undankbaren Rollen*, bestreitet die herrschenden Vorurtheile der Schauspieler in diesem Punct, und zeigt, wie viel sich hier in den meisten Fällen thun, und für sie gewinnen lasse. Diess macht er besonders an dem Beyspiele einer Darstellung der Herzogin von Friedland, wie sie *Schillers Piccolomini* und *Wallensteins Tod* fodern, welche Rolle von Vielen zu den undankbaren gezählt wird, auffallend und überzeugend deutlich, wobey er nicht nur die Schauspieler, sondern auch die Zuschauer und Kritiker zugleich angenehm und geistreich unterhält, weil er mit den Schwierigkeiten der Kunst die Tiefe der handelnden Seele selbst aufthut, und den Schein auf die Sache zurückführt. In seiner Abschilderung, wenn er von den Bewegungen des Körpers spricht, schauen wir der Herzogin in das Herz; in ihrer Haltung, in ihren Mienen und Geberden tritt ihr ganzer innerer Zustand hervor. Indem er auf Würde und den Ausdruck einer erhabenen, sanften Seele dringt, sichert er auch hier den Begriff der wahren Schönheit gegen jenen falschen Schimmer des bloss sinnlich-leidenschaftlichen Reizes. Actionen, Taschentücher, Winseln und Jammern, sagt er, würden alles entkräften. Hier erblicken wir zugleich eine Warnung gegen jenen Ausdruck des Affects

wo dieser zum leiblichen Schmerze wird, und mit Verzuckungen und Zittern der Hände, mit Schäumen und Kopfschütteln in das thierische Leiden übergeht, wo alle Würde, alle Freyheit, aller Wille, ja alle Menschheit aufhört. Dergleichen können wir gern Anderen überlassen, die mehr sinnlich als poetisch sind. — Nach gleichen Grundsätzen verfährt der Vf. in der zweyten Abhandlung *über körperliche Beredsamkeit*. Er wählt zum Beyspiele die *Medea* von *Gotter*, wo zu seiner Zeit Madam *Seyler* bedeutend wahr und schön in wenigen Zeichen ihren Zustand verrieth; während eine andere Schauspielerin die Wuth der höchsten Leidenschaft ausdrückte, und die Zuschauer in eine gleiche Raserey des Beyfalls versetzte, welche meinten, dass es der Teufel nur mit ihr aufnehmen könnte. Die Dinge aber, fügt der Autor hinzu, in denen es der Teufel nur mit ihnen aufnimmt, sind tragische Taschenspielerkünste oder Schalksnarrenstreiche; dergleichen sollen dem Herbergsspuk — dem Teufel — zu Lob und eigen allein verbleiben. — Der dritte Aufsatz: *Über die Bildung der Künstler zur Menschendarstellung auf der Bühne* — handelt vorzüglich vom Räumlichen in der Darstellung, Entfernung der Personen von einander, Gang und Bewegung, und zugleich von den nachhelfenden Kunstmitteln im Gebrauch der Stimme. — Hierauf folgt ein *Verzeichniss sämmtlicher deutscher(n) Theater und ihrer Mitglieder*, worin auch von manchen sonstigen Veränderungen, Ab- und Zugang von Schauspielern, Gastrollen und neu einstudirten Stücken Nachricht gegeben wird. Diess nimmt einen Raum von 108 S. ein, die leider noch durch Druckfehler an Brauchbarkeit hie und da verlieren. — Nach einer fortgesetzten kurzen Anzeige über *Schillers Todtenfeyer* für dessen Erben, welcher liebreichen Bemühung zur Abtragung der grossen Schuld an den verstorbenen Dichter wir von Herzen guten Fortgang wünschen, macht den völligen Beschluss des Taschenbuchs: *Die Einung*, Dialog für Gesellschaftstheater. Es ist kein eigentlicher Dialog, sondern zur Übung darin ein Schauspiel von sechs Personen, eine Familienscene, worin ein Hausvater die Seinigen bewegt, die Wirthschaft einzuschränken, um dem bedrängten Vaterlande ein freywilliges Opfer darbringen zu können. Ein dürres Thema, welches zu beleben auch einem *Iffland* schwer fallen musste. Es hat wenig Spiel und Handlung, und erleidet noch überdiess durch die Beziehung nach Aussen in der Geschlossenheit, die es haben sollte, eine gewaltige Störung. Wer sich daran erbauen will,

muſs es praktiſch auffaſſen, und ſich beſonders an die Worte des Hausvaters halten: „Weg mit allem Tand der verweichlichten Sitte — ich möchte alle Bronzen, und was dazu gehört, gleich vor der Hausthüre öffentlich und jubelnd ausbieten. Je mehr die Sachen auſser Gehalt und Brauch kommen; je mehr ſuchen ſich die Menſchen, und ſie finden ſich, weil ſie ſich brauchen. Überall aufgeregte Herzen, überall erhöhter Wille, der Neid kommt aus der Mode, die Unterſcheidungen thun minder weh, — das ſoll ein Leben werden voll Herz und Ernſt — vivat das Schickſal! Es bringt uns auf die rechte Stelle!" — Bey dem Preiſe des Almanachs muſs man nicht überſehen, daſs drey Porträts und ein illuminirter Kupferſtich von groſsem Umfange, mit dem Zuge nach dem Reichstagspallaſte in Worms, aus *Martin Luther*, zur Zierde mitgegeben ſind, die dem Anblicke einiges Vergnügen gewähren.

T. Z.

1) Leipzig, b. Gleditſch: *Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen.* Neunzehnter Jahrgang. 1809. Herausgegeben von *W. G. Becker.* 360 S. 12. (1 Thlr. 16 Gr.)

2) Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Taſchenbuch für das Jahr* 1809. Der Liebe und Freundſchaft gewidmet. 284 S. 12. (1 Thlr. 12 Gr.)

Vor vielen anderen haben dieſe beiden Taſchenbücher einer günſtigen Aufnahme ſich zu erfreuen, und im Ganzen verdienen ſie auch den beſonderen Beyfall, der ihnen gewiſs auch dieſes Mal wird zu Theil werden. Billigerweiſe darf man mit der Auswahl der Beyträge und mit der Sorge für eine mannichfaltige Unterhaltung zufrieden ſeyn, und man trifft ſogar in beiden Almanachen Einiges an, das auf wahren Kunſtwerth und auf eine mehr als augenblickliche Dauer gegründeten Anſpruch machen kann.

No. 1 zeichnet ſich, wie es von jeher zu thun pflegte, vornehmlich durch eine Mannichfaltigkeit aus, die ſeiner nächſten Beſtimmung aufs beſte entſpricht; es wird faſt Jedermann unter den Erzählungen und unter der Menge von Gedichten etwas antreffen, das ſeinem Geſchmacke angemeſſen iſt, und ſelbſt für den, der weder an dieſen noch an jenen viel Behagen finden ſollte, iſt durch Charaden, Räthſel und Logogryphen hinlänglich geſorgt. — Unter den *Erzählungen* verdient unſtreitig *der Todtentanz* von *Friedrich Kind* den Vorzug; die Darſtellung iſt ſo, wie der Inhalt ſie verlangt, nur iſt dieſer am Schluſſe der Geſchichte nicht recht befriedigend, und die Auflöſung entſpricht der geſpannten Erwartung nicht ganz. — *Die Sonnenaufgangsfeyer der Honoratioren in X*, von *A. G. Eberhard*, unterhält recht angenehm durch mancherley komiſche Situationen und Züge; die Form iſt jedoch zu locker, und der Vf. läſst ſich zu ſehr gehen, ſo daſs es an der gehörigen Harmonie fehlt, und bald hier zu wenig, bald dort zu viel gegeben wird. Gegen den Schluſs wird die Geſchichte ſehr matt, und man erwartet eine weit ſinnreichere Vereitlung des prinzlichen Plans, als die iſt, daſs er ſich verirrt glaubt. — Die altdeutſche Sage *Klein-Friedel*, und das morgenländiſche Mährchen *Hanud*, von *Kretſchmann*, ſind in der bekannten Manier des Vfs. ganz angenehm erzählt. — *Das Brautfeſt*, vom *Herausgeber*, iſt zu wenig belebt und zu einförmig, als daſs man über der Lieblichkeit der idylliſchen Form die Leerheit und Gewöhnlichkeit des Inhalts vergeſſen könnte. Die Darſtellung iſt hell und klar wie das reinſte Waſſer, aber der Stoff iſt eben ſo unpikant, eben ſo ohne Geſchmack wie dieſes Element. —

Die Anzahl der *Gedichte* iſt nicht gering, ſo daſs hier nur von einigen die Rede ſeyn kann. *Luiſe Brachmann* hat, wenn auch nichts Vorzügliches, doch manches Gute geliefert; der Ausdruck verzichtender Schwermuth ſcheint ihr am beſten zu gelingen, wie z. B. in: *der Schmerz, die Grabſchrift.* — *Gramberg* läſst wiederum ſehr liebliche Töne hören, unter anderen in der *Warnung*. Zart gedacht iſt das Sonet: *die Sonnenſtrahlen und die Roſenknoſpe*; aber nicht ſo zart iſt die Ausführung, der etwas Gekünſteltes anklebt. *Haug* giebt, wie ſonſt, manches artige Epigramm, z. B. *Prediger Bulla, an Lelio.* *v. Kyaw* iſt dieſesmal in ſeinen Einfällen nicht ſehr glücklich. Von *Pfeffels* wenigen Beyträgen verdient folgendes Epigramm wegen ſeines doppelten Pointe ausgezeichnet zu werden:

Der Kirchenſchläfer.

Der taube Rolph ſchläft, wenn der grundgelehrte
Probſt Ulpho predigt, immer ein.
Wie kann doch nur der Mann ſo eitel ſeyn,
Zu thun, als ob er hörte!

Kind's Volkslied: *der Gang in die Pilze* iſt ein treffliches Gedicht, und vielleicht das beſte in der ganzen Sammlung. Eine beſonders gute Wirkung macht die Furchtſamkeit des angeführten Liebhabers. — *Langbein* giebt wiederum einige gut verſificirte Erzählungen zum Beſten. Das Gedicht: *der Schreiner in der Werkſtatt*, iſt aber nicht gelungen. — Von *G. P. Schmidt's* ſinnigen Dichtungen ſcheint *die Rückkehr ins Vaterland* die beſte zu ſeyn. *Schreiber* fährt noch immer getroſten Muthes fort, *Schillern* nachzuſingen, ſo wenig es auch damit gelingen will. *St. Schütze* läſst von neuem manches Schöne in den mannichfaltigſten Weiſen hören. Sehr beluſtigend iſt der mit munterer Laune vorgetragene Schwank: *Hannchen auf der Wacht*, und beſonders glücklich erfunden der Schluſs. Fein und zart ſind die *Gärtnerin* und *vertrauliche Liebe*, von origineller Laune die *Falſche* und *Wenns Zeit iſt*, ſinnreich *Politik*, *Brief auf Asbeſt*, und an *eine ſingende Malerin*. Von *Tiedgen's* Beyträgen iſt wohl der *Koſak und ſein Mädchen* das gelungenſte. Die lange Erzählung *Likas und Agle* würde recht hübſch ſeyn, wenn ſie nicht gar zu abenteuerlich wäre. —

In Anſehung der Gedichte ſteht No. 2 dem eben angezeigten nach, übertrifft daſſelbe aber in Hinſicht der Erzählungen. Unter dieſen findet ſich eine,

welche als ein ächt künstlerisches Werk besondere Auszeichnung verdient — nämlich: *die Rückkehr aus dem Kriege*, von *St. Schütze*. In dieser Novelle herrscht eine epische Besonnenheit, eine klare Anschaulichkeit, und eine durchgängige Haltung des Grundtons, wie man nur selten antrifft. Die einfache und ruhig anhebende Geschichte verknüpft sich unvermerkt und ohne der poetischen Wahrscheinlichkeit etwas zu vergeben, zu einem höchst seltsamen Labyrinthe, aus dem sich der Ausgang nicht ahnden lässt, und eben so sinnreich entwirren sich wiederum die mannichfaltig verworrenen Fäden; das, was die bunte Verwirrung hervorbrachte, löset sie auch wieder auf, und die Listigkeit, die sich nur zu dienen glaubt, muss am Ende allen zum Vortheil gereichen. Am ergötzlichsten ist die eben so originell als glücklich ersonnene Geschichte da, wo sie gleichsam auf ihrem Gipfel steht — in dem Moment, wo der Feldwebel ein fremdes Kind für sein eigenes anerkennt, und von seinem wahren nichts wissen will. — Die Erzählung: *der Schiffer und seine Braut*, von der *Verfasserin der Maria Müller*, ist eine einfach rührende Geschichte, mit angemessener Einfachheit und Herzlichkeit sehr gut vorgetragen. — *Die Briefe einer jungen Malerin von Minna S.* sind anziehend geschrieben, und nicht ohne Darstellungstalent, besonders weiss die Verfasserin mit wenigen Zügen einen Charakter anschaulich zu bezeichnen. — *Die beiden Locken.* Ein idyllisches Gemälde von *Amoene Otto*, ist ein wenig geschwätzig und zu süss liebelnd, als dass es viele Leser befriedigen könnte. In diesen drey Erzählungen stösst man hin und wieder auf Sprachunrichtigkeiten, die man aber den talentvollen Verfasserinnen gern zu gute hält. — *Die Rohrflöte.* Volksmährchen von *H—h.* Eine geistreich vorgetragene Geschichte, aber kein eigentliches Mährchen. Das Mährchenhafte, statt das Ganze zu beleben, kommt erst am Ende gleichsam als ein *deus ex machina* hinzu; jedoch ist die Anwendung desselben sinnreich genug. — *Die Nachlese für meine Levana*, von *Jean Paul*, enthält manche schöne Bemerkung über die Kunst des Erziehens. Hier eine kurze Stelle zur Probe: „Es ist kein Zirkel des Schliessens und Hoffens, wenn man, da die jetzige Zeit (des deutschen Vor- oder Nachwinters) eigentlich nichts heisst, als die jetzige Menschheit, gleichwohl von ihrer Pflege eine verbesserte Menschheit erwartet und fodert; denn diess ist eben das Schöne im Menschen, nämlich die Allmacht seiner Liebe, dass die liebenden Ältern dem Kinde eine Sittlichkeit einimpfen wollen, die ihnen selber gebricht — dass jeder, um sein Kind besser zu haben, als er selber ist, ihm bessere Beyspiele giebt, als er nachahmt, ja, dass mancher fähig wäre, hart vor der Hölle wieder umzukehren, bloss damit ihm seine Kleinen nicht darein nachliefen. Dazu treibt ausser der Liebe noch das Bewusstseyn, dass man unter allen Verträgen keinen leichter zu brechen die Vollmacht hat, als den mit dem — Teufel, da jedem das Gewissen jede Minute sagt: du sollst und kannst dich zu einem Eden-Adam zurückschaffen und zu einer Eden-Eva. Hat er hingegen eine *fremde* Freyheit in die Sünde und ins Joch gethan: so kann seine eigene für keine zufällige Verbesserung haften, obwohl für die eingeimpfte Verschlimmerung." — *Die Monate der Liebesgötter.* Commentar an Psyche, von *Z.*, ist bey allem Aufwand von Witz und Gelehrsamkeit durchaus missrathen. — *Die Miscellen* von *Adolph Wagner* suchen ihre Leerheit hinter einer vornehm wichtig thuenden Miene zu verstecken, die gern imponiren möchte. — An *Gedichten* hat *Z.* das Meiste und manches Gute geliefert, wie z. B. das *Sonet* und die *Elegie*, von welchen jenes einen originellen Gedanken enthält. Fein und zart ist der *Flatterer*. — In *Mächlers* kleinerem Kreise von Familiengedichten möchten die beiden ersten wohl die besten seyn. — *Die Lieb' am Brunnen*, von *St. Schütze*, ist allerliebst; das naiv Scherzhafte scheint diesem Dichter vornehmlich zu gelingen. Das Kupfer dabey ist eine wahre Absurdität. — Die Gedichte von *Friedrich Thiersch* und von *Karl Besseldt* sind Versuche, die nicht viel versprechen. — Was die Kupfer betrifft, so steht dieser Almanach dem *Becker*schen sehr nach, welcher sich dagegen in dieser Rücksicht rühmlich auszeichnet.

Re.

1) Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Concerto pour le Piano-Forte*, composé et dedié à Mons. et Mad. *Widal*, par *J. L. Dussek.* (2 Thlr. 12 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Concerto pour la Flûte avec accomp. de l'orchestre etc.* par *A. E. Müller.* (2 Thlr.)

3) Ebendaselbst: *Concerto pour le Basson avec accomp. de l'orchestre etc.* par *Kummer.* (1 Thlr. 8 Gr.)

4) Ebendaselbst: *Variations pour un Basson principal avec accomp. de l'orchestre etc.* par G. H. *Kummer.* (16 Gr.)

5) Leipzig, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Concerto pour la Flûte-traversière avec accomp. de 2 Violons 2 Hautbois, 2 Cors, Alto et Basse* etc. par *J. F. Taubert.* Oeuvre I. (1 Thlr. 8 Gr.)

6) Ebendaselbst: *Concerto pour la Flûte-traversière avec accomp. de 2 Violons, 2 Hautbois, 2 Cors, Alto et Basse etc.* par *J. F. Taubert.* Oeuvre II. (1 Thlr. 8 Gr.)

7) Ebendaselbst: *Variations pour la Flûte-traversière, 2 Violons, 2 Hautbois, 2 Cors, Alto et Basse*, comp. par *J. F. Taubert.* Oeuvre II. (16 Gr.)

8) Ebendaselbst: *Variations pour la Flûte-traversière, 2 Violons, 2 Hautbois, 2 Cors, Alto et Basse etc.* par *J. F. Taubert.* Oeuvre III. (16 Gr.)

Das unter No. 1 angezeigte Concert fürs Fortepiano von Hn. *Dussek* ist in der Tonart g moll gesetzt, und die Begleitung besteht, nächst den gewöhnlichen 4 Stimmen für die Bogeninstrumente, aus 2 Hörnern, 2 Flöten, 2 Clarinetten, 2 Fagotten und aus 2 Trompeten nebst den Pauken.

Ungeachtet der einzelnen harten Stellen dieses Kunstwerkes, die theils aus einem sehr freyen Ge-

brauche der Wechselnoten oder des sogenannten irregulären Durchganges, theils und hauptsächlich aus verschiedenen der öfteren Ausweichungen in entfernte Tonarten hervorgehen, deren man sich häufig zu bedienen seit einiger Zeit angefangen hat, und ungeachtet eines gewissen Grades von wilder Ungebundenheit der Phantasie, die sich in allen 3 Sätzen dieses Tonstückes ausspricht, ist dennoch nicht zu leugnen, dass dieses Concert unter die sehr wenigen Tonstücke dieser Gattung gehört, die seit der Erscheinung der *Mozart*'schen Concerte sich durch Originalität auszeichnen und für den Kenner anziehend sind. Offenbar ist dieses Kunstwerk Ausfluss des Genies — eben so offenbar aber auch Ausfluss eines Genies, dem entweder Zaum und Zügel lästig sind, oder dem es noch an dem höheren Grade der Cultur mangelt, welchen Ausbildung des Geschmacks, Kunstphilosophie und eigene ruhige Kritik gewähren. Ohne Zweifel ist dieses auch die Ursache, warum dieses Concert, bey den vielen so scharf ins Auge springenden Geniefunken, keinen entschiedenen Totaleindruck macht, und keinen bestimmten Nachklang in der Seele des Zuhörers zurückläfst. — — Was würde der Vf., dessen Geschicklichkeit auf dem Instrumente man allgemein bewundert, auch als Tonsetzer leisten können, wenn er sich bemühen wollte, die originellen und mit reichen Umgebungen versehenen Bilder seiner Phantasie zu einem bestimmteren Ideale reifen zu lassen, anstatt sie noch allzu ungeregelt zu verarbeiten!

Das erste *Allegro* (ein weit ausgeführter Satz im $\frac{4}{4}$ Tacte) ist dem Vf. am vorzüglichsten gelungen. Das Adagio (in es dur, $\frac{2}{4}$ Tact) würde eine hervorstechendere Wirkung thun, wenn das Gefühl des Rhythmus durch die Begleitung nicht zu sehr verwischt, und dadurch die Fasslichkeit des Ganzen erschwert worden wäre. Das Rondo behauptet sich vorzüglich durch das Interessante des Hauptsatzes und durch die verschiedenen Versetzungen desselben in der Begleitung.

Der Vortrag der Concertstimme verlangt einen sehr fertigen und präcisen Spieler, der zugleich vollkommen tactfest seyn muss, wenn es dem Orchester gelingen soll, die Begleitung gut auszuführen.

Auch das Concert No. 2 für die Flöte vom Hn. Musikdirector *Müller* (in d moll, mit Hörnern, Hoboen, Fagotten, Trompeten und Pauken) verliert sich nicht unter das gewöhnliche Machwerk der Concerte für Blasinstrumente. Man vermisst zwar in diesem Tonstücke die Originalität, wodurch sich das vorhergehende auszeichnet; man verkennt aber in demselben weder den gebildeten Künstler, noch den Tonsetzer, der das Alltägliche und Abgenutzte zu vermeiden weifs. Es empfiehlt sich vorzüglich durch genauen Zusammenhang der Melodie (die nicht, wie in den mehresten Tonstücken dieser Gattung, aus allenthalben zusammengerafften Gliedern besteht) und durch die Art der Begleitung, die den mit der Harmonie vertrauten Tonsetzer verräth. Übrigens ist es für Flötenspieler berechnet, welche die reine Intonation der Töne auch in den für dieses Instrument ungewöhnlicheren Tonarten völlig in ihrer Gewalt haben; für solche fallen die anscheinenden Schwierigkeiten der Concertstimme weg, weil alles, so wie es sich von dem Vf. auch nicht anders erwarten läfst, sehr applicabel gesetzt ist.

In dem ersten Allegro ist die Ausführung des Satzes sehr musterhaft. Nur würde Rec. in dem ersten Solo desselben die Wiederholung der ganzen Passage, die schon vom 75sten bis 87sten Tacte gehört wird, und die in der Folge mit dem 106ten Tacte von Neuem beginnt, in einem und eben demselben Solo des Concerts, und zwar auf eben denselben Tonstufen, vermieden haben. — Im dritten Tacte des cantabeln Satzes, der mit dem 56sten Tacte dieses ersten Solo anhebt, hat der Vf. in der Grundstimme den Ton b, der eigentlich schon in dem dritten Viertel anschlagen sollte, bis zum vierten Viertel verschoben, und dadurch in den beiden äussersten Stimmen zwey sehr unangenehm aufs Ohr wirkende Quinten herbeygeführt, die bey der Wiederholung des Satzes im 66sten Tacte für das Ohr noch beleidigender werden, weil hier die Solostimme von der ersten Violine in der Octave unterstützt wird. Weil dieser Satz schon in dem ersten Ritornelle zweymal gebraucht ist, und auch in der Folge bey dem Eintritte der harten Grundtonart nochmals vorkömmt: so ist es um so weniger begreiflich, wie dem Vf. diese grelle Quintenfolge hat entgehen können.

Der zweyte Satz dieses Concertes ist ein *Andante grazioso* in g dur, Vierviertel tact; und der letzte, ein *Rondo alla polacca* in d dur. Der Raum erlaubt es aber hier nicht, in die Zergliederung dieser Sätze einzugehen.

Die übrigen oben angezeigten sechs concertirenden Tonstücke gehören in diejenige Classe der Kunstwerke, bey welchen die Kritik gemeiniglich eben so wenig zu loben, als zu tadeln findet. Es gehen in denselben alles den gewöhnlichen und gebahnten Weg; jedoch gehören sie allerdings unter die bessern Werke, die diesen Weg einschlagen. Daher wird auch die Herausgabe derselben denjenigen Concertspielern willkommen seyn, denen es an einer hinlänglichen Anzahl von Concerten zur nöthigen Abwechslung mangelt.

ch.

NEUE AUFLAGEN.

Carlsruhe, b. Macklot: *Felix und Leonore, oder die unglücklichen Colonisten auf St. Domingo.* Aus dem Französischen des Hn. *Berthier* frey übersetzt von *Kessler*, grofsherzogl. badischem Hauptmann. Neue Aufl. 1808. 1ster Th. VI u. 278 S. 2ter Th. 294 S. 8. (2 Thlr.)

Berlin, b. Maurer: *Karl Wilh. Ramlers kurzgefasste Mythologie oder Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums.* In 2 Theilen, nebst einem Anhange, welcher die Allegorie und ein vollständiges Register enthält. 2te Aufl. 1808. XVIII u. 570 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 DECEMBER, 1808.

P Ä D A G O G I K.

Hamburg, b. Schmidt: *Briefe über die Erziehung für das häusliche Leben*, von *J. A. Minder*, des hamb. Ministerium Candidaten. Erstes Bändchen. 1808. 103 S. 8. (8 Gr.)

Hr. *M.* bestimmt seine Briefe denjenigen Ältern, welche überzeugt sind, dass sie weder für Geld noch gute Worte den Kindern einen anderen Vater und eine andere Mutter erhandeln können, denen es aber an Zeit und Gelegenheit mangelt, durch systematische und wissenschaftliche Schriften über Pädagogik sich zu belehren, und die dennoch etwas im populären Tone darüber zu lesen wünschen. Er rühmt vorzüglich den Sinn der Hamburger für das häusliche Leben: es ist erfreulich in einer grossen Handelsstadt und zu einer Zeit, wo die Familienbande täglich lockerer werden, diesen zu bemerken. Doch Hr. *M.* hat von unserem Zeitalter eine ganz andere Ansicht: er erwartet von dessen höherer intellectueller Cultur die Annäherung zur grösseren Häuslichkeit. Möge seine Erwartung nicht getäuscht und die Häuslichkeit, bey welcher der Mensch von mehr als einer Seite gewinnt, eifrig befördert werden! — Der Vf. entwickelt die Vortheile der Familienerziehung, und sucht zu beweisen, dass schon die frühere Erziehung auf die Tugenden des Familienlebens und den Sinn für die Freuden desselben sorgfältig hinwirken müsse. Hierauf theilt er seine Gedanken von der Erziehung überhaupt anspruchslos mit: ihr Hauptzweck sey religiös-moralisch; sie müsse nach festen Grundsätzen unternommen werden, von denen man nie abweichen dürfe, ob man gleich allerdings auf die Individualität der Kinder Rücksicht zu nehmen habe. Rec. scheint die Erziehung so unendlich schwer nicht zu seyn, und er meint: Erziehung sey nichts anderes, als blosse Entwickelung der Naturkräfte und der natürlichen Fähigkeiten: sie ist eine Schöpferin in dem Sinne, wie die Dichtkunst es ist; sie schafft nicht den Stoff, sondern nur die Formen. Jeder Bildner muss das Holz kennen, welches er schnitzen will, nach dessen Eigenschaft muss er sich richten, gegen die Natur kann er nicht handeln. Wenn auch Hn. *M's.* Bemerkungen, Beobachtungen und Erfahrungen mancher Berichtigung und Einschränkung bedürftig sind: so hat er doch in der Hauptsache gewiss Recht. Immer ist es uns angenehm, unsere Ideen, wenn sie einen interessanten Gegenstand betreffen, an Anderer Ideen zu prüfen, wir mögen diese mit den unsrigen übereinstimmend finden oder nicht; und wir ermuntern den Vf., das zweyte Bändchen dieser gut geschriebenen Briefe uns bald mitzutheilen, überzeugt, dass es der Leser, wie das erste, bey manchen Stellen nicht unbefriediget aus der Hand legen wird. Ad.

Fürth, im Büreau f. Lit.: *Der deutsche Schulfreund mit Beziehung auf Franken.* Eine Quartalschrift von *Carl Georg Friedrich Goes*, Hospitalprediger zu Windsheim und Pfarrer zu Kühlsheim. Erstes Stück. 1803. 144 S. Zweytes Stück. 128 S. Drittes Stück. 1804. 172 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Jedes Stück dieser nunmehr geschlossenen Zeitschrift enthält eine längere, oder zwey kürzere Abhandlungen; auf diese folgen 2 bis 4 Recensionen „*auserlesener*" Schul- und Erziehungs-Schriften; historische Nachrichten über Schul- und Erziehungs-Angelegenheiten, Bildungsanstalten, so wie die Schicksale verdienter Schulmänner, Auszeichnungen, Anekdoten u. dgl. sollen, nach dem Plane des Herausgebers, den Beschluss machen. Um die Leser mit dem Werthe dieser Zeitschrift bekannt zu machen, will Rec. den Hauptinhalt mit kurzen Bemerkungen begleiten.

Das 1 *Stück* enthält eine Abhandlung: *Über Volksaufklärung mit besonderer Rücksicht auf Franken, ihre Mängel und deren Ursachen.* Der Vf. handelt nicht sowohl über Volksaufklärung im Allgemeinen, sondern bezieht diesen Begriff nur auf Religion und Ökonomie, und lässt sich bloss darauf ein, solche Thatsachen aufzustellen, wodurch die „*Einseitigkeit* und *Particularität*" der Volksaufklärung bewiesen wird. Der Vf. leistet diess recht gut, auch hat dieses Thema wenig Schwierigkeit; es leuchtet sehr bald einem Jeden ein, der das Volk in Hinsicht auf religiöse Vorstellungen nur mässig beobachtet hat. Wenn der Vf. S. 12 die Gleichgültigkeit gegen Religion als einen Gegenstand allgemein gewordener Klagen der Religionsfreunde bemerkt, und sie für eine beklagenswerthe *Verstandesverirrung* und für *kein erfreuliches Zeichen aufstrebender Volkserleuchtung* erklärt: so meint Rec. dagegen, sie sey beides. Sie ist ähnlich dem Benehmen desjenigen, der bisher in dicker Finsterniss ruhete, sich jetzt in der Dämmerung erhebt, und ohne zu wissen, woran er ist, umhertappt. Von S. 13 an redet der Vf. über die Aufklärung des Volks in Hinsicht auf Ökonomie. Das Resultat dieser langen Zusammenstellung einzelner Bemerkungen ist

Es sind in Franken gute Fortschritte gemacht, aber es ist noch viel zu thun übrig. Dieses Resultat bedurfte einer so weitläuftigen Auseinandersetzung in einem *pädagogischen* Journale keineswegs. Sind doch sogar ökonomische Recepte angeführt! — Zweckmäßiger ist, was der Vf. in der Folge über die Ursachen des Mangels an Aufklärung, und die Mittel sagt, ihr entgegen zu arbeiten. Endlich wird alles auf fehlerhafte Schulverfassung und Volkserziehung hingeleitet. — Die Recensionen, so wie die historischen Nachrichten, welche jedes Stück beschließen, bleiben hier unberührt.

2 *Stück. I. Über den Gemeingeist, seine Natur und Wirkung, Pflege und Verbreitung.* Der Gegenstand ist von anerkannter Wichtigkeit, und in sofern als der Vf. pädagogische Winke zur Belebung des Gemeingeistes giebt, enthält diese Abhandlung allerdings ein schickliches Thema für dieses Journal; nur wäre zu wünschen gewesen, dass der Vf. sich bloss hierauf eingelassen, und z. B. die Untersuchung der Aufgabe, ob der Gemeingeist in monarchischen Staaten Statt finden könne, und mehr dergleichen unberührt gelassen hätte. Auf eine genaue Bestimmung dessen, was er unter *Gemeingeist* verstehe, läfst er sich nicht ein. Es mag wahr seyn, dass die Beförderung der Aufklärung, der Religiosität und Moralität zur Belebung des Gemeingeistes beytrage: aber der rechte Punct scheint damit gerade nicht getroffen. Denn man kann eben so wahr sagen, dass Gemeingeist sich sehr wohl in solchen Staaten ansiedeln könne, die unaufgeklärte, bigotte und keineswegs ausgezeichnet moralisch gute Bürger haben. Wenn der Egoismus das Oppositum des Gemeingeistes ist, und durch den Druck der Regierung und der Armuth begünstigt wird: so möchte der Gemeingeist am besten nur da gedeihen können, wo Verfassung und Regierung den Wohlstand deutlich begünstigen. Ein anderes Mittel findet der Vf. in der Verbesserung der Erziehung. Nach manchen trivialen Bemerkungen empfiehlt er besonders Belehrung über die Vorzüge des Vaterlandes in physischer und staatsbürgerlicher Hinsicht. Er hat Recht; nur müssen diese Belehrungen nicht auf ersonnene Vorzüge gehen, damit die Jugend auch ihre Ältern in demselben Ton des Vaterlands- und Regierungs-Lobes gestimmt und späterhin nicht etwa gar selbst finde, dass jene Belehrungen nur auf Dichtungen beruhten. Selbst alle patriotischen Volkslieder, von denen der Vf. eine Schul- und Kirchen-Sammlung wünscht, dann die Beredsamkeit der Prediger, die Beyspiele des Patriotismus aus fernen Gegenden und Zeiten, die Nationalfeste und öffentlichen Denkmäler, alles dergleichen möchte, ohne die obige Voraussetzung, etwa wirken, wie ein Glas Wein auf die Gemüthsstimmung des Trinkers.

Drittes Stück. 1) *Über nothwendige Verbindung des Industrieschulwesens mit den Bürger- und Elementar-Schulen.* Im Eingange sucht der Vf. den Satz zu erweisen, dass der Mensch nicht nur zum Menschen, sondern auch zum Staatsbürger erzogen werden müsse; woraus er dann den Schluss auf die Nothwendigkeit der Industrieschulen macht. Jener Satz ist an sich sehr einleuchtend, wenigstens wird er durch des Vfs. Blicke auf den Staatsbürger Roms und Griechenlands nicht einleuchtender. Der Schluss aus jenem Satze auf die Nothwendigkeit der Industrieschulen, um dadurch dem Staate arbeitsame Bürger zu schaffen, scheint dem Rec. nicht ohne Zwang gezogen. In jenem Satze liegt nur, dass unsere Schulen es nicht bloss auf Bildung des Menschen anlegen sollen — womit es noch nie Noth hatte — sondern dass sie bey dem zu ertheilenden Unterrichte auf die Rolle Rücksicht zu nehmen haben, welche die Jugend nach den Schuljahren übernehmen wird. Es liegt nicht darin, dass sie die Rolle selbst schon einüben sollen. Ob jene Rücksicht nun gerade durch Industrieschulen befriedigt werden müsse, ist eine ganz andere Frage, deren Bejahung in jenem Satze nicht liegt. So wie hier, so auch in der Folge fehlt es dem Räsonnement des Vfs. oft an Bündigkeit. Nach ihm scheint der Hauptnerv des Staats, die Industrie, zu erschlaffen ohne — Industrieschulen. Ach, in solchen Schulen liegt nur ein geringer Theil der Spannung jenes Nervens, das hätte ihm sein ehrliches Nürnberg deutlich beweisen können, das schon seit so vielen Jahren ohne Industrieschulen voll bewunderungswürdiger Industrie war und ist, und ganz dasselbe hätte ihn ein Blick auf England lehren können. Sind die Engländer darum so warme Patrioten, so gewandte Kaufleute, und so thätige Fabricanten und Manufacturisten, können sie sich darum in diese staatsbürgerlichen Rollen so gut finden, weil ihre Schulzeit darauf berechnet ist? Sind sie darum so industriös, weil sie in Industrieschulen erzogen werden? Rec. ist gerade nicht gegen dergleichen Anstalten, — sie können recht nützlich und besonders in grösern Städten nothwendig seyn, — nur vergesse man in ihnen nicht die Rechte der Kindheit, nur verabscheue man dabey jede finanzielle Speculation für den Staat, nur werde man der physischen und geistigen Bildung der Jugend nicht nachtheilig, und gebe, so bald man Fabrikarbeit beabsichtigt, ihre *allgemeine* Ausführbarkeit auf. Auch schrieb Rec. das Obige nicht nieder, um Hn. G. zu widerlegen; er wollte nur andeuten, dass viele Pädagogen auf eine merklich kurzsichtige Art zu viel auf ihre Schultern nehmen, wenn sie das Wohl der Welt und des Staats immer nur gar zu gern von dem Schulwesen ableiten. Es liegen so viele und so durchgreifende Hauptmomente ausser der kurzen und gewöhnlich so bald vergessenen Schulzeit, die den Charakter eines Volks zum Patriotismus und Gemeingeist, oder zum Egoismus und Engsinn, zur Industrie oder zur Trägheit u. s. w. hinlenken, dass man manche Pädagogen wohl einmal darauf hinweisen, und sie an Staatsverfassung, Regierung, geographische Lage u. dgl. ja wohl gar an Steinkohlen erinnern darf.

Erst weiterhin ergiebt es sich aus dem Vortrage des Vfs., dass er von landwirthschaftlicher Industrie redet, wenn er von der Nothwendigkeit der Ind. Schulen spricht. Er giebt Gründe für diese Noth-

wendigkeit an, die aus der Lage des Volks hergenommen sind. Manche möchte der Rec. nicht unterschreiben. Glaubt er z. B., die Landleute, welche die Bildung ihrer Kinder zur landwirthschaftlichen Industrie übernehmen, seyen nach aller Erfahrung diesem Geschäfte nicht gewachsen, folglich müsse durch Industrieschulen ihnen zu Hülfe gekommen werden: so mag es allerdings richtig seyn, dass die uralte gleichsam aus dem Boden geschöpfte Erfahrung der Landleute das *non plus ultra* der ökonomischen Kunst nicht in sich schliesse. Aber wie steht es, wenn des Vfs. Grund anwendbar auf die Landleute gemacht werden soll? Wird die Theorie der landwirthschaftlichen Industrie-Schule, selbst mit praktischen Versuchen verbunden, wohl im Stande seyn, das festgewurzelte Verfahren zu verdrängen? Steht nicht die Jugend unter den Ältern, muss sie sich nicht nach den Schuljahren willig in das ökonomische Verfahren derselben fügen? Wie leicht ist überdiess die Schule vergessen, und wie leicht raubt ein einziges misslungenes ökonomisches Experiment der Industrie-Schule alles Ansehen und Zutrauen! Der Bauer versteht nach seiner Meinung dergleichen Sachen besser als hundert Schulmeister; er lacht über sie und ihre Schule, und seine Söhne lernen bald mitlachen. — Übrigens verkennt Rec. den Werth dieser Abhandlung keineswegs; sie ist lesenswerth, und der Vorschlag des Vfs. hat in so fern etwas Eigenes, als er namentlich nur auf *landwirthschaftliche* Industrie-Schulen gerichtet ist. — 2) *Bekenntnisse, Erfahrungen und Versuche eines Jugendlehrers.* Von *Fr. Muck*, Pred. zu Mt. Ippesheim. Dieser Aufsatz enthält viel Praktisches und wird vielen Jugendlehrern sehr willkommen seyn. —

Der obige Inhalt giebt deutlich zu erkennen, dass der Herausgeber seiner nützlichen Absicht, vortheilhaft auf das Schulwesen seiner Provinz zu wirken, in obigen Heften immer treu geblieben ist. Von ihm sind die meisten Abhandlungen. Möchte er in künftigen Schriften das Wortreiche seines Styls mässigen, das zu Bekannte nicht berühren, oder doch weniger erweitern! Eine Rüge verdient Hr. G., wenn er in der Vorrede bey dem Versprechen, sein Schulfreund solle *populär* sprechen, einen Seitenhieb auf die Puristen wagt, und sich so vernehmen lässt: „Sollte dem Schulfreunde dann und wann ein fremdartiges, eingebürgertes Wörtchen entfallen — hoffentlich wird er dadurch den Rigorismus der Herren Puristen nicht reizen (und doch fodert er sie selbst auf und reizt sie selbst), zumal da er nicht nur Männer von grosser Autorität längst zu Vorgängern hat (beweiset nichts), sondern dergleichen naturalisirten Wörtern eben nicht selten eine grössere Präcision und mehr Wohlklang (!) beywohnt, als so vielen vermeintlich *rein deutschen*, welche dem Purismus so erst von der Drehbank, wohl gar, *salva venia*, vom — stuhl gefallen sind." Rec. mag das Wort nicht ganz hinschreiben, Es verräth wenig Einsicht in den Werth der Bemühungen der sogenannten Puristen, zu denen sich Rec. nicht zählen darf; aber wohl eine sich selbst aussprechende Geschmacklosigkeit, wenn man sich eine solche Plattheit verzeihen kann. Und diess sagt ein Mann, der das impure, oft so unnöthig impure Deutsch nicht einmal richtig schreibt; dem nicht bloss die ausländische, sondern auch die inländische Unreinigkeit der Landschaft anklebt, der sein *förderſamst* und *beede* auf S. 7 und 15 missklingen lässt; der statt überhaupt, oder überall *in alle Wege*, mehrmahls *ins Aug springen*, *noch*, *bereits* st. bis jetzt, schreibt! yn.

JUGENDSCHRIFTEN.

1) DRESDEN, b. Gerlach: *Der Gesellschafter für die Jugend auf ländlichen Spaziergängen.* 1tes bis 5tes Bändchen. — Vom 3ten Bändchen an auch unter dem Titel: *Ökonomisches Bilderbuch, oder historisch bildliche Darstellung der Landwirthschaft* u. s. w. Mit 104 colorirten Kupfern. 1802. 1803. 1804. Jedes Bändchen 110 bis 120 S. Taschenformat. (Jedes Bändchen 1 Rthlr. 16 gr.)

2) HALLE, in d. Rengerschen Buchhandl.: *Technologische Spaziergänge*, oder *Gespräche eines Vaters mit seinen Kindern über einige der wichtigsten Erfindungen* von *Gottfried Grosse*, Prediger zu Wolmirsleben. 2tes Bändchen. 1806. 274 S. 8. (20 Gr.)

Die ersten beiden Bändchen von No. 1 enthalten die Beschreibung der gewöhnlichsten einheimischen Bäume, Sträuche, Getreidearten, Gemüse und Handelspflanzen. Mit dem dritten Bändchen erhielt das Buch den Haupttitel: *Ökonomisches Bilderbuch*, 1tes Bändchen; dabey ist jener erste als Nebentitel beybehalten und mit drey fortgezählt. Dieses *ökonomische Bilderbuch*, von dem Rec. die drey ersten Bändchen vor sich hat, enthält im 1sten Bändchen die Landwirthschaft überhaupt; den Landbau überhaupt, und den Getreidebau; im zweyten Bändchen die Cultur verschiedener zum Ackerbau gehöriger Gewächse, und den Wiesenbau; im 3ten Bändchen den Garten- und Wein-Bau. In den folgenden Bändchen, die Rec. noch nicht gesehen, kömmt die Viehzucht, das Forstwesen, die Jagd, Fischerey, Bienenzucht, der Seidenbau, das Torfstechen, Ziegelbrennen, Kalkbrennen und Steinbrechen an die Reihe: so dass mit dem 8ten Bändchen das Ganze beschlossen ist.

Der Fleiss des Verfassers ist nicht zu verkennen. Seine Absicht bey der Abfassung dieses Buchs war, jungen Leuten eine allgemeine historische Ansicht von den sämmtlichen Gegenständen der Landwirthschaft im weitern Sinne zu geben. Seine Verfahrungsart entspricht dieser Absicht im Ganzen recht gut, und nur hie und da scheint er dem Rec. sich etwas zu weit ins Einzelne eingelassen zu haben. Auch der Verleger hat das Werkchen äusserlich sehr gut ausgestattet, und durch eine Menge niedlicher Bilder ausgeschmückt. Es kömmt demnach nur auf die Jugend an, ob sie Interesse für ein Buch mitbringt, das durch keine Geschichten unterhält, sondern nur die Wissbegierde befriediget. Wo diese nicht schon ist, da werden die Bilder betrachtet werden, das Buch selbst wird ungelesen bleiben.

Rec. fagte oben, der Vf. habe fleifsig gearbeitet, diefs ist gewifs: aber seine Quellen mögen vorzüglich nur Bücher gewesen seyn; als praktischer Kenner würde er manche Unrichtigkeiten vermieden haben. Z. B. von der Birke sagt er, sie gebe einen Saft, der fast wie Wein schmecke. Diefs ist falsch, dagegen bekannt, dass sich ein sehr guter Wein daraus machen läfst, und dafs das Birkenwasser in England auch zum Bierbrauen benutzt wird. Das Holz des zahmen Apfelbaumes sey nur brauchbar zum Brennen, das Holz des Kirschbaumes tauge dagegen zum Brennen nicht. Diefs ist unrichtig; das erste ist sehr brauchbar für Schreiner und Drechsler, das letztere steht an Güte als Feuermaterial zwischen Fichten- und Buchen-Holze. Von der grossen Menge veredelter Stachelbeersorten weifs der Vf. nichts. Beym Dreschen des Getreides läfst er die Quantität der Garben, die zu einem Stroh genommen werden, sich richten nach der Zahl der Drescher, statt nach dem Raume der Tenne und der Leichtigkeit oder Schwierigkeit, mit der die Ähren rein zu bringen sind. Ferner läfst er nach jedem ausgedroschenen Stroh das Getreide gleich reinigen. So lautet wenigstens seine Angabe, ob er diefs gleich nicht hat sagen wollen. Den spanischen Klee läfst er viermal hauen; man ist schon sehr zufrieden, wenn er nur zwey gute und einen kleinen Hieb giebt. Die Lucerne giebt er für den nahrhaftesten Klee aus, und läfst ihn nur 4 Jahr dauern. Beides ist falsch. Eben so fälschlich läfst er Esparcette dreymal statt zweymal hauen und nur 5 Jahr dauern. Schon diefs Wenige wird hinreichend seyn, um obiges Urtheil zu begründen.

Der Vf. von No. 2 unterhält die Jugend in diesem 2 Bändchen über die *Witterung*, das Barometer, die Wetterpropheten unter den Thieren, die Post, den Telegraph, die Magnetnadel, den Taback, die Musik, die Landcharten, das Porzellan, das Naturaliencabinet, die Kunst zu schwimmen, über die Feuermaschine und das Salz. Er läfst sich nicht blofs auf technologische Darstellung der Gegenstände, sondern zugleich auf die Geschichte ihrer Erfindung ein.

Man darf nur wenige Seiten lesen, so erkennt man in dem Vf. den gewandten Jugendfreund, der seinen Stoff vollkommen beherrscht, selbst das Trockne durch Munterkeit des Tons, durch historische Data und durch leicht anschauliche Darstellung angenehm und interessant zu machen versteht. Die meisten Gegenstände, die der Vf. hier behandelt hat, sind für die Jugend ziemlich trockner Natur; und dennoch wird, zwar nicht das Kind — für dieses kann das Buch gar nicht bestimmt seyn — aber gewifs der angehende Jüngling, der das Denken schon liebgewonnen, die Schrift fast durchaus sehr unterhaltend finden. Sehr glücklich weifs der Vf. die Beschreibung der Maschinen auf die Hauptsache zu beschränken, um dadurch jede Verwirrung und langweilende Erklärung zu umgehen. Man lese z. B. seine Darstellung der Feuer- oder Dampf-Maschine. Schade, dafs er bey dieser Fertigkeit, wie es scheint, dergleichen Beschreibungen perhorrescirt, und z. B. von der Einrichtung des Telegraphs gar nichts sagt, die Fabrication des Tabaks ganz übergeht u. dgl. — Der Vf. verdient alle Aufmunterung. Soll Rec. seine Schrift classificiren: so gehört sie in der Classe der angenehm belehrenden zu den besten.

yn.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Schödel: *Beyträge zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes und der Thorheiten gelehrter Männer.* 1804. IV u. 84 S. 8. (8 Gr.) So wenig auch der Titel dieser Schrift versprechen möchte: so enthält sie doch manche interessante Bemerkung. Es werden darin die oft sonderbaren Meinungen und Behauptungen gelehrter Männer aufgestellt. Einige kleine Anekdoten von *Antonius le Grand*, *Christ. Kortholt*, *Mauritii*, *Lactantius*, *L. Coquens*, *Moebius* u. a. machen den Anfang, sind aber von geringem Gehalte. Merkwürdiger ist der folgende Aufsatz. *Jac. Horst*, Prof. in Helmstädt, untersucht (1594) den Zahn eines schlesischen Knaben, der angeblich Gold seyn soll, auf die verschiedenste und genaueste Art, sogar mit dem Probierstein, und findet: dafs es ein wirklich goldener Zahn sey. Die Schlüsse und Folgerungen, die Hr. *H.* hieraus gezogen hat, zu lesen, ist gewifs der Mühe werth. Rec. könnte zur Charakteristik des Dr. *Horst* manchen Beytrag liefern. Er besitzt unter anderen seine *wunderbarlichen Geheimnisse der Natur*. Der Vf. hat in den 5 Band mit eigener Hand folgende Worte geschrieben: „Dieses Buch soll niemand lesen, als der nicht ein gottesfürchtiger frommer Gesell und Ehemann ist, denn wer es misbraucht, der wird es vor Gott schwer zu verantworten haben." — Auf die Geschichte des goldenen Zahnes folgt etwas von *Lipsius* und *Buddeus*; dann ein schöner Beytrag zur Policey in Madrid, der ein Beweis ist, wie weit die Ärzte daselbst 1760 in der Aufklärung gekommen waren. Eine Abhandlung von *Galilei's* Vertheidigung und Widerruf seines Systems, macht den Beschluss und gewährt ebenfalls eine angenehme Unterhaltung

♂.

Leipzig, b. Steinacker: *Anweisung, das Pedal der Orgel zu treten.* Theoretisch und praktisch erläutert. Für Organisten in Städten und Dörfern. 1804. 20 S. 4. (8 Gr.) So vollkommen auch Rec. im Allgemeinen mit der Meinung des unbekannten Vfs. dieser zwar kleinen, aber sehr nützlichen Schrift übereinstimmt, dafs es nöthig sey, auf dem Instrumente, dem man sich widmet, die gröfste Fertigkeit zu erlangen, damit man im Stande sey, das Leichtere desto besser und präciser zu spielen: so muss dennoch der Grad dieser zu erlangenden Fertigkeit von der natürlichen Beschaffenheit eines jeden Instrumentes begrenzt werden. So wenig man den Clarin-Spieler zumuthen wird, dafs er, um die für sein Instrument passenden Solosätze gut vorzutragen, auf der Trompete Flötenconcerte üben müsse: eben so zweckwidrig ist es in Hinsicht auf das Spiel der Orgel, wenn man von dem Organisten verlangt, Passagen aus Clavierconcerten auf dem Pedale zu üben. Daher kann Rec. den in diesem Werke von S. 15 bis zum Schlusse vorgeschriebenen Übungsexempeln seinen Beyfall nicht schenken. Nicht einmal zu gedenken, dafs unter Tausenden kaum einer dahin gelangen kann, diese Sätze deutlich herauszubringen, würde die Übung solcher der Natur und dem Zwecke des Pedals widersprechenden Schwierigkeiten den mehresten angehenden Orgelspielern, bey der ohnehin überhand genommenen Sucht, blofs durch mechanische Fertigkeit zu glänzen, mehr nachtheilig als vortheilhaft seyn, und das ohnehin anjetzt fast bis zur Ohnmacht hingesunkene Orgelspiel würde durch Uebungen solcher Art noch eine schiefere Richtung bekommen.

Alles übrige dieses kleinen Lehrbuchs ist so beschaffen, dafs es nicht blofs angehenden Orgelspielern, sondern selbst solchen Organisten anempfohlen werden kann, die sich einer mangelhaften Pedal-Applicatur bedienen.

— o —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 DECEMBER, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in d. kurf. sächs. Zeitungs-Expedition u. b. Richter, u. Wien, b. Geistinger: *Allgemeine Annalen der Gewerbskunde, oder Allgemeines physikalisch-botanisch-mechanisch-chemisch-ökonomisch-technisches Magazin der neusten in- und ausländischen Erfahrungen, Verbesserungen, Erfindungen und Berichtigungen, nebst hinlänglichen Anzeigen aller erscheinenden technologischen Schriften.* Zum Gebrauch für Staatsmänner, Fabricanten, Manufacturisten, Mechaniker, Künstler, Kaufleute, Ökonomen, Handwerker, und allerley Liebhaber. Verfasst von mehreren Gelehrten und herausgegeben von M. *Johann Christian Hoffmann*, der ökonomischen Societät zu Leipzig Ehrenmitglied. *Erster Band.* 1803. 702 S. u. 11 Kpf. *Zweyter Band.* Herausgegeben von *Hoffmann, Jäger, Buschendorf* und *Klett.* 1803. 340 S. u. 8 Kpf. *Dritter Band.* Herausgegeben von *Hoffmann, Buschendorf* und *Klett.* 1—6 H. 1804. 308. S. u. 9 Kpf. 4. (Alle 3 Bände 9 Rthlr.)

Man kennt die Absichten, welche die Herausgeber solcher Sammlungen, wie die vor uns liegende ist, bey der Ausarbeitung und Bekanntmachung derselben haben, schon zu gut, als dass es nöthig wäre, sie hier aufs neue zu wiederholen; wir halten uns also nicht dabey auf, sondern gehen gleich zur Anzeige dieser Annalen selbst über. Wir können uns indessen nicht verbindlich machen, alle Auffätze und Abhandlungen, die Hr. H. in seine Annalen aufgenommen hat, zu nennen, oder wohl gar den wesentlichsten Inhalt derselben anzugeben; ihre Anzahl ist zu gross, als dass wir in unserer Zeitung dazu genug Raum hätten; überdiess sind auch mehrere hier abgedruckte Nachrichten und Beobachtungen schon aus anderen in Deutschland herausgekommenen Schriften, Magazinen u. s. w. hinlänglich bekannt, und sie können, wie einige andere hier mitgetheilte Bemerkungen, die eben nicht von grosser Bedeutung sind, ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Wir schränken uns daher nur auf einige der wichtigeren Auffätze ein.

Beschreibung und Abbildung einer erbauten Pendeluhr von fünf Rädern, welche Secunden, Minuten, Stunden und Datum zeigt, schlägt und 14 Tage lang in einem Aufzuge geht. Erfunden von Hoffmann. Der Vf. redet zuerst von einer von *Franklin* angegebenen, nur mit 3 Rädern versehenen, und doch Secunden, Minuten und Stunden anzeigenden Pendeluhr, und beschreibt dann eine von ihm erfundene Uhr, die fast eben so einfach als jene ist, mehr als andere gleich einfache Uhren leistet, und deren Zifferblatt so beschaffen ist, dass es weder das Auge beleidigt, noch zu Verwirrungen Anlass geben kann. Die Beschreibung dieses Kunststücks ist durch Zeichnungen erläutert, und die Erfindung verdient wohl geprüft zu werden. *Vom Hartriegelbeerenöle.* Die Beeren des wilden Cornelbaums oder des Hartriegels, wie man dieses Gewächs auch an einigen Orten nennt, geben, wenn man sie, ohne sie erst erwärmt zu haben, einem starken Drucke aussetzt, eine ansehnliche Menge fettes, hellgrün gefärbtes Öl, das geruchlos ist, keinen unangenehmen Geschmack hat, und sowohl zur Bereitung des Sallats als zur Verfertigung einiger in der Wundarzneykunst und in anderen Künsten anwendbarer Producte, z. B. des Schwefelbalsams, der Seife, des Firnisses u. s. w. sehr brauchbar ist; es scheint also an Orten, wo man es leicht haben kann, die Stelle anderer schmieriger Öle recht gut vertreten zu können. *Vortheilhafter Gebrauch des Klebers für Maler, Lakirer und andere Künstler,* von *Cadet.* Der Vf. empfiehlt den aus Waizenmehle geschiedenen und dann in die saure Gährung übergegangenen Kleber zur Bereitung eines geistigen Firnisses auf Glas, Papier, Holz u. s. w.; auch benachrichtigt er die Leser, dass er eine Auflösung des Klebers in Weingeiste zum Malen, besonders mit vegetabilischen Farben, angewendet und gefunden habe, dass diese Malerey fest am Glase hänge, geschwind trockne und keinen übeln Geruch verbreite. *Neues auf physikalischen Grundsätzen beruhendes Verfahren, den Bernstein ohne grossen Verlust seiner hellen Farbe zu schmelzen.* Das hier empfohlene Verfahren ist etwas langweilig, und wenn man es bey sehr ins Grosse gehenden Versuchen befolgen will, wird man, fürchten wir, Schwierigkeiten finden, welche den glücklichen Fortgang der Unternehmung zu hintertreiben im Stande sind; indessen kann man, dünkt uns, den Vorschlag des Vfs. dann mit Vortheil benutzen, wenn man den Agtstein zur Verfertigung guter Firnisse vorbereiten, und ihn besonders zu hellen Firnissen anwenden will. *Einige nützliche Erinnerungen wegen Pflanzung und häuslichen Gebrauchs des Tabaks, für Tabakspflanzer, Tabaksfabricanten und Ökonomen,* von *Laubender.* Die Rathschläge, die Hr. L. hier den Tabakspflanzern ertheilt, und die sich, wie es scheint, auf ei-

gene Beobachtungen stützen, verdienen allerdings berücksichtiget zu werden. Wenn aber der Vf., um den Landmann zur Pflanzung des Tabaks anzureizen, sich auch auf die medicinischen Tugenden des Tabaks beruft, und behauptet, dass diese Pflanze ein sehr erspriessliches Heilmittel wider mehrere Krankheiten der Menschen und der Thiere sey, dessen man sich, so wie einer daraus bereiteten Tinctur u. s. w. oft innerlich und äusserlich mit grossem Nutzen bedienen könne: so hat er wohl nicht recht bedacht, was er sagt; der Tabak ist freylich ein Arzneykörper, aber ein solcher, der nicht so unbedingt, wie hier geschehen ist, empfohlen werden darf, und dessen, zumal innerlicher, Gebrauch grosse Überlegung fodert, deren der Landmann nicht immer fähig ist; Hr. L. hätte also wohl besser gethan, wenn er an diesem Orte der Heilkräfte des Tabaks nicht gedacht, sondern bloss in ökonomischer Hinsicht von seinem Gegenstande gesprochen hätte. *Leicht ausführbarer Vorschlag, die beym Bleichen angewendeten Alkalien wieder zu gewinnen, und dadurch das Bleichgeschäft wohlfeiler zu machen.* Ein Nachtrag zu Hn. *Westrumb's Bemerkungen und Vorschlägen für Bleicher.* Hr. *Hoffmann*, der Vf. dieses Aufsatzes, macht erst einige nicht ungegründete Erinnerungen wider die Ausführbarkeit eines von Hn. *Westrumb* gethanen Vorschlags, die Verwandlung einer schon gebrauchten Aschen- oder Pottaschen-Lauge in gute Bücklauge betreffend, und empfiehlt dann zur Verstärkung einer solchen entkräfteten alkalischen Flüssigkeit die Gradirung durch Dornenwände oder durch Sonne und Luft; er theilt zugleich seine Gedanken über die Einrichtung solcher Gradiranstalten mit, und erläutert seine Vorschläge, die uns nicht unausführbar zu seyn dünken, durch einige Zeichnungen. *Über das Ranzigwerden der Öle, und wie solche zu reinigen, nebst einer bequemen Vorrichtung, das Öl vom Wasser zu scheiden.* Hr. *Thenard* glaubt die Ursache des Ranzigwerdens der schmierigen Öle in der nahen Verwandtschaft des Sauerstoffs zum schleimigen Bestandtheile dieser Öle und in dem Übergange jenes Wesens in dieselben gefunden zu haben; er nimmt desshalb an, dass man, um ein solches Öl wider das Verderben zu sichern, weiter nichts thun dürfe, als es von seinem Schleime zu befreyen, und er meint, dass man diese Absicht durch Schütteln eines frischen Öles mit mäsig warmem Wasser, oder mit einer Mischung aus etwas Schwefelsäure und Wasser, und durch nachherige Trennung des Öles von der dazu gesetzten Flüssigkeit, recht gut erreichen könne. Hr. *Chaptal* und Hr. *Hoffmann* bestätigen diese Angabe des Hn. *Th.*, und wir wünschen, dass sie auch bey anderen, mehr ins Grosse gehenden Versuchen die Probe bestehen möge. *Anweisung, wie ein Anfänger in der Bienenzucht die weiblichen Arbeitsbienen kann kennen, und sie von den männlichen unterscheiden lernen,* von *Mattuschka*, mit *Anmerkungen* von *Lucas*. Der Vf. liefert hier einen Nachtrag zu seinen neuen Entdeckungen und Beobachtungen über die Bienen und ihre Zucht, und bemüht sich vorzüglich, die äusserlichen Kennzeichen, wodurch sich die von ihm für Männchen erklärten Arbeitsbienen von den sogenannten Näschern unterscheiden, gut zu bestimmen und deutlich anzugeben. Hr. *Lucas* hat ebenfalls mehrere, diesen Gegenstand betreffende Beobachtungen gemacht, und er versichert, dass sie mit denen, welche Hr. *M.* mitgetheilt hat, sehr übereinstimmen. *Cadet de Vaux, d'Arcet* und *Taillepied, von der Malerey mit Milche.* Der zuerst genannte Gelehrte handelt sowohl von der wässerigen, als von der harzigen Milchmalerey, und beschreibt die Verfahrungsarten, die man befolgen muss, wenn man die Milch mit Vortheile zum Malen benutzen will; Hr. *d'Arcet* bestätiget das, was Hr. *Cad. de Vaux* von der Anwendbarkeit der Milch zur Malerey gesagt hat, durch eigene Versuche, und Hr. *Taillepied* versichert gleichfalls, dass ihm seine Arbeiten, die er in der Hinsicht unternommen hat, um mit Milch eine graue und weisse Farbe hervorzubringen, vollkommen geglückt sind, und er glaubt daher, dass man diese Erfindung, vorzüglich zu der Frescomalerey, gut anwenden könne. *Über die Wartung, Verpflegung und Mastung des Viehes.* Dieser Aufsatz, der unter anderen auch die Resultate einiger Erfahrungen und Beobachtungen der Herren *Sachse* und *Mettler*, zweyer im Königreiche Sachsen rühmlichst bekannter praktischer Ökonomen, in sich begreift, enthält mehrere sehr gute Regeln, die Wartung und Fütterung des Viehes, die Benutzung der Kartoffeln u. s. w. betreffend, und er verdient daher der Aufmerksamkeit der Landwirthe empfohlen zu werden. *Laubender Beantwortung der Fragen: Warum findet das Torfbrennen noch nicht überall eine gute Aufnahme? Welches sind die Mittel, diese Aufnahme zu befördern? und wie ist die Torfasche in der Feldwirthschaft am besten zu verwenden?* Der Vf. findet den Grund, warum der Torf noch nicht überall zum Brennen angewendet wird, in der Unwissenheit der Bürger und Landleute, und er hat, um besonders die letzteren mit diesem Brennmaterial genauer bekannt zu machen, diese Abhandlung ausgearbeitet. Wir gestehen, dass wir manche gute, obschon nicht neue, Bemerkung in derselben angetroffen haben, doch gilt das, was Hr. *L.* im Allgemeinen vom Torfe sagt, nicht von allen Arten dieses Brennstoffes, und die Rückstände, die dieselben geben, sind oft sehr von einander verschieden, und folglich auch nicht immer zu den Absichten brauchbar, wozu sie hier empfohlen werden. Überhaupt ist der Gegenstand, von dem Hr. *L.* redet, schon von anderen Schriftstellern, deren Werke bekannt genug sind, besser und gründlicher, als hier geschehen ist, behandelt worden, und wir zweifeln, dass die an sich gute Sache des Torfs durch den Vortrag unseres Vfs. etwas gewonnen hat. *Von der Bereitung des Siegellacks.* Der Herausgeber theilt mehrere Vorschriften zur Verfertigung des Siegellacks mit, die er theils bloss aus anderen Schriften entlehnt, theils aber auch geprüft und gut befunden hat. Wir erinnern nur, dass uns einige

Materialien, z. B. das *Aurum pigmentum*, das mineralische Turbith u. s. w., die als Zusätze zu einigen Arten des Lackes vorgeschrieben werden, nicht gut gewählt zu seyn dünken, dass die Lacke, zu welchen diese Farbekörper gesetzt worden sind, der Vorwurf, dass sie auf die Gesundheit derer, die sich derselben zum Siegeln bedienen, nachtheilige Wirkungen haben können, gewiss mehr trifft, als andere Arten des Lackes, und dass also jene Zusätze nicht so unbedingt, wie hier geschehen ist, hätten empfohlen werden sollen. *Mancherley Bemerkungen über die Branntweinblasen, nebst einem Vorschlage, die Kühlgeräthschaften in den Brennereyen auf eine ganz neue Weise vortheilhaft zu benutzen, und einer einfachen Einrichtung, das Anbrennen der Mösche zu verhüten.* Die Vorschläge zur besseren Einrichtung der Blasenhüte und der Kühlgeräthschaften, zum Gebrauche des Thermometers und Barometers beym Branntweinbrennen, zur Benutzung der Wärme, welche der emporsteigende Dunst bey seiner Verdichtung absetzt, zur Verhütung des Anbrennens des Gutes in der Blase u. s. w., die hier gethan werden, sind zwar zum Theile nur Einfälle, doch stützen sie sich allerdings auf richtige Grundsätze, und sie verdienen daher von Branntweinbrennern geprüft zu werden. *Praktische Anweisung zum Tabacksbaue.* Hr. *Whistling*, der Vf. dieses Aufsatzes, zeigt seinen Lesern mit Aufrichtigkeit alle Vortheile an, die er beym Tabacksbaue im Grossen gehabt hat, und beschreibt zugleich mehrere wichtige Beobachtungen, die von ihm bey der Betreibung seines Geschäftes, besonders auch in Rücksicht der Benutzung des Tabackssaamenöls zum Brennen, der an den Stengeln der Tabackspflanze wachsenden Blätter zur Aufbauung der Salpeterwände, zur Verfertigung einer braunen Brühe zum Färben des Leders u. s. w., gemacht worden sind. Der ganze Aufsatz und seine Fortsetzung ist praktisch nützlich, und die Leser, die von den Lehren des Vfs. Anwendung zu machen Gelegenheit haben, werden, hoffen wir, sich künftig mit mehr Glücke, als vielleicht bisher der Fall gewesen ist, mit dem Tabacksbaue, so wie mit der Zubereitung der Blätter zu Rauch- und Schnupf-Taback, und zur Verfertigung guter Tabacksarten mit und ohne Sauce, beschäftigen. *Etwas über öltragende Pflanzen, und Anleitung zu einem vortheilhaften Anbaue des Saflors, als einer öltragenden Pflanze, von Wh.* Der Saflor hat, wie in dieser Abhandlung dargethan wird, weder solche Feinde, wie der Rübsen und der Raps haben, noch verlangt er ein so gutes Erdreich, wie der Lein und der Dotter erfodern; er kommt vielmehr auch auf einem schlechten Boden recht gut fort, und verspricht dem, der ihn anpflanzt, eine sehr ergiebige Ausbeute. Der Vf. zieht daher diese ölgebende Pflanze anderen Vegetabilien, die, um Öl daraus zu schlagen, erbauet werden, vor, und wünscht, dass mehrere Ökonomen sie häufiger, als bisher geschehen ist, anpflanzen, und des Gewinnstes, der sich mit Grunde von ihr erwarten lässt, theilhaftig werden mögen. *Über das Abhüten der Saat bey gefrornem Erdboden, und über das Abschröpfen derselben im Herbste, von einem praktischen Ökonomen im Coburgischen.* Der ungenannte Vf. hat einige Versuche angestellt, um zu entdecken, ob es besser sey, die Saat im Herbste abzuschröpfen, oder sie im Spätjahre bey gefrornem Erdreiche durch die auf den Acker getriebenen Schaafe abhüten zu lassen, und er hat gefunden, dass, wenn der Getreidesaame im Herbste auch noch so gross sey, das Abschröpfen dennoch nichts tauge, das Abhüten mit den Schafen hingegen besser sey, der grösste Vortheil dem Landmanne aber dann erwachse, wenn er weder dieses, noch jenes thut. Wir gestehen, dass wir uns in einigen Fällen gar keinen Schaden durch das Schröpfen oder Abhüten der jungen Saat zugezogen haben, und wir glauben also, dass die Folgerung, die der Vf. aus seinen Erfahrungen herleitet, einige Einschränkung zulässt; indessen sind die hier angegebenen Thatsachen nicht ganz unwichtig, und sie verdienen mit denen, welche andere Landwirthe über den nämlichen Gegenstand gesammlet und bekannt gemacht haben, zusammengehalten zu werden. *Über hölzerne Siedegefässe, und besonders über eine dauerhafte hölzerne Kochgeräthschaft, die in jeder Haushaltung mit Nutzen zum Erhitzen der Flüssigkeiten angewendet werden kann.* Der Herausgeber beschreibt erst kürzlich die von *Neumann* und *Lampadius* angegebenen hölzernen Kochgeräthschaften, dann theilt er seine Gedanken über die Einrichtung und den Gebrauch derselben mit, und thut zugleich einige Vorschläge, durch deren Befolgung, wie er glaubt, diese Geräthschaften vervollkommnet und gemeinnütziger gemacht werden können. Die Erfahrung hat allerdings bewiesen, dass man sich, selbst im Grossen, solcher Geräthschaften mit Vortheile bedienen kann, und es ist wohl möglich, dass sie, wenn man ihnen die hier vorgeschlagene Einrichtung gegeben hat, den Absichten, die man dadurch erreichen will, noch besser als die, von welchen man bisher Gebrauch gemacht hat, entsprechen. *Buschendorfs Abbildung und Beschreibung eines neuen, wohlfeilen, einfachen, leicht tragbaren, in allen Fällen anzuwendenden geometrischen Instruments.* Die Einleitung, die der Vf. der Beschreibung seines Messinstruments vorausschickt, ist etwas weitläuftiger gerathen, als eben nöthig gewesen wäre; das Werkzeug selbst aber, von dem hauptsächlich geredet wird, ist in der That ziemlich einfach, und scheint zu vielen geometrischen und trigonometrischen Übungen sehr brauchbar zu seyn. *Neues geheimes Schloss, dessen geheimer Schluss unzählige Mal abgeändert und dem Besitzer immerfort gesichert werden kann*, von *Berard*. Dieses Schloss hat eine solche Einrichtung, dass es nur von dem Besitzer allein, und zwar geschwind und ohne Mühe, geöffnet werden kann; es ist überdiess sehr einfach und gleichwohl so beschaffen, dass das Öffnungsgeheimniss nach Willkühr sich verändern, oder wenigstens so vervielfachen lässt, dass selbst der Verfertiger desselben es nicht aufzuschliessen im Stande

ist, weil er nicht weiss, welche von den möglichen Öffnungsarten jetzt anwendbar ist u. s. w. Die Erfindung ist wirklich sinnreich, und es läfst sich wohl auch Nutzen davon erwarten. *Rohe und ungereinigte Wolle mit Indigo dauerhaft blau zu färben*, von *Favier*. Die Weise, mit Indigo zu färben, die Hr. F. hier bekannt macht, hat bey Hn. *D..r*, der diesen Aufsatz eingesendet hat, nicht Grade gefunden, er tadelt dieselbe vielmehr, und schlägt dagegen folgendes Verfahren vor: Man nehme einen Theil gestossenen Indig, reibe ihn mit Wasser ab, setze zwey oder drey Theile Farinzucker oder Mohrrübensaft und zwey Theile frisch gelöschten Kalk dazu, erwärme dieses Gemenge allmählich fast bis zum Kochen, giesse die klare Flüssigkeit vom Bodensatze ab, verdünne sie mit 3 oder 4 Theilen blutwarmen Wassers und lege dann die vorher von allem Schmutze gereinigte Wolle in dieses Färbebad, und arbeite sie damit unter einander; wenn sie eine hinlänglich volle grüne Farbe zeigt, so wird sie ausgedrückt, an der Luft ausgebreitet, und sobald sich die grüne Farbe in eine blaue verwandelt hat, in fliessendem Wasser oder in einem schwachen Seifenbade gereinigt und getrocknet. Dieses Verfahren sey, sagt Hr. *D..r*, in Betreff der Anwendung des Indigs zu dauerhaften Farben, das zweckmässigste, und besonders denjenigen, die nicht eigentlich Profession von der Färbekunst machen, zu empfehlen. *Über das Salzen der Butter, und wie das dazu gebräuchliche Salz auf eine einfache Weise zu verbessern ist.* Die Butter muss, wenn sie recht gut gerathen soll, nicht nur durch gehöriges anhaltendes Auswaschen, sondern auch durch Schmelzen und Abschäumen bey gelindem Feuer, von allen käsigen Theilen sorgfältig befreyet, und dann mit einem Salze, das nicht leicht Feuchtigkeit aus der Luft anzieht, vermischt werden; es sey am besten, sagt der ungenannte Vf., das zum Salzen der Butter bestimmte Küchensalz mit einer gleich grossen Menge filtrirten Regen- oder Fluss-Wassers zu übergiessen, das Gefäss, worin sich diese beiden Dinge befinden, lebhaft zu schütteln, nach einigen Tagen die Auflösung durch ein grobes Tuch zu giessen, sie so von dem zurückgebliebenen Salze zu scheiden, dieses zu trocknen, und es dann zu der erwähnten Absicht zu verwenden; in England salze man, fügt er noch hinzu, auch Butter mit einem Gemische aus zwey Theilen guten Küchensalzes, einem Theile Salpeters und einem Theile Zuckers, und man nehme gegen 12 Pfund Butter 1 Pfund von dieser klar gestossenen Zusammensetzung u. s. w. *Beschreibung und Abbildung einer einfachen Vorrichtung, wodurch die Talglichter nicht nur weit heller brennen, sondern auch gar nicht geputzt werden dürfen*, von *S.* Der Vf. giebt den Lesern, die gern recht hell brennende Lichter haben und der Mühe des Putzens überhoben seyn wollen, den Rath, das Licht auf dem Leuchter so zu stellen, dass es einen Winkel von 45 Graden macht; er schlägt zugleich einen Leuchter vor, der das Licht in einer solchen Stellung erhält, und erläutert seine Angabe durch eine Zeichnung. *Essen zu fegen und brennende Essen zu löschen.* Dieser Aufsatz enthält eine kurze Anzeige der unlängst unter dem Titel: Einziges untrügliches Mittel, eine jede brennende Esse augenblicklich zu löschen, dass daraus weder für die Hausbesitzer und Nachbarn, noch für das Haus selbst, der mindeste Schaden entstehen kann u. s. w. herausgekommenen Schrift, und die Empfehlung einer Mischung aus 3 Unzen gestossenen Schiesspulvers, 8 Unzen Schwefelblumen und 1 Pfunde zerriebenen Salpeters zum Löschen brennender Essen. Dieses Pulver, dessen Gebrauch der ungenannte Vf. zugleich beschreibt, sey, versichert er, zu dem angegebenen Zwecke weit besser, als blosser Schwefel, und es verdiene daher allgemein bekannt zu seyn. *Über die farbige Materie des Flachses*, von *Jäger*. Der Vf. beurtheilt erst die Meinungen, die *Rozier*, *ô Reilly* und andere Gelehrte über die Natur des farbigen Wesens im Flachse, und über die Ursache, warum dasselbe beym sogenannten Rösten zerstört werden soll, gehegt haben, und theilt dann seine auf sorgfältige Versuche gestützten Gedanken über diesen Gegenstand mit. Er versichert bey seinen mit Flachse unternommenen chemischen Arbeiten gefunden zu haben, dass das genannte Wesen grösstentheils aus Kleber bestehe, dass mit diesem nur etwas Satzmehl und Schleim verbunden sey, dass aber der Flachs weder ein wahres Harz, noch harzigen Extractivstoff in sich habe, und er verspricht zugleich, seine analytischen Versuche fortzusetzen, und sie, so wie auch die Folgerungen, die sich daraus herleiten lassen, und die denen, die sich mit dem Rösten des Flachses, und mit dem Bleichen flächsener Producte beschäftigen, vortheilhaft seyn werden, bey einer anderen Gelegenheit bekannt zu machen. *Über die Natur der Sepie und deren Anwendung in der Malerey, nebst Angabe eines wohlfeilen Surrogats.* Die Sepie hat, den hier erzählten Erfahrungen zufolge, weder Eisentheile, noch zusammenziehenden Stoff in sich, sondern ist bloss aus Kohle und aus reinem und phosphorsaurem Kalk gemischt; sie giebt, wenn man sie in kaustischer Kalilauge auflöst, die so erhaltene Flüssigkeit mit vielem Wasser verdünnt und mit Schwefel- oder Salz-Säure versetzt, einen Niederschlag, der, getrocknet und dann mit Gummiwasser verbunden, sich als eine schöne braune Farbe verhält, die zur feinsten Malerey gebraucht werden kann, und auch als unvertilgbare Dinte anwendbar ist u. s. w. Indessen kann man, in Ermangelung der Sepie, die aus leicht brennbaren Substanzen des Thier- und Pflanzen-Reichs erhaltene Kohle, statt des erwähnten Niederschlags, zu gleichem Zwecke benutzen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 DECEMBER, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in d. kurf. sächs. Zeitungs-Expedition u. b. Richter, u. Wien, b. Geistinger: *Allgemeine Annalen der Gewerbkunde, oder Allgemeines physikalisch-botanisch-mechanisch-chemisch-ökonomisch-technisches Magazin etc.* Herausgegeben von M. *Joh. Chr. Hoffmann, Jäger, Buschendorf* und *Klett* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ueber Lackfirnisse im Allgemeinen, und über den Bernstein- und Kopal Frniss insbesondere; nebst Bemerkungen über ihre Verfertigung. Der Vf. empfiehlt zur Bereitung der Firnisse aus fetten Ölen statt der Bleykalke andere oxydirte Metalle, und besonders einige Kalke des Zinnes, und er behauptet, dass die mit den letzteren gekochten Öle manche üble Eigenschaften, die einigen mit Bleykalken verfertigten Firnissen beywohnen, nicht besitzen. Die Versuche, die er mit Agtstein und Kopal angestellt hat, um schöne Firnisse aus diesen harzigen Körpern zu erhalten, haben ihm, wie er sagt, sehr gute Resultate gegeben, und er zweifelt nicht, dass die Künstler, die diese Harze mit Vortheil auflösen wollen, seine Bemerkungen bey ihren Unternehmungen nützlich finden werden. *Welches sind die Mittel, dem völligen Missrathen der Wintersaaten vorzubeugen?* Die Ursache, welche nach der gemeinen Erfahrung das Missrathen der Wintersaat befördern, oder begründen, und die entweder gewöhnliche sind, (wohin z. B. ungünstige Sommer- und Herbst-Witterung, verspätete Bestellung der Saat, nassgründige Felder u. s. w. gehören), oder aussergewöhnliche (zu welchen Überschwemmungen beym Aufgehen des Winters, anhaltende nasse Witterung zur Zeit des Einsäens, Mäusefrass u. s. w. gezählt werden können) lassen sich freylich nicht immer so vollkommen, wie man wohl wünschen möchte, aus dem Wege räumen; indessen kann man doch manchmal den bedeutenden Schaden, der nur allzuoft eine Wirkung derselben ist, sehr vermindern, oder ganz verhüten, wenn man von Mitteln Gebrauch macht, die zu Erreichung einer solchen Absicht tauglich sind. Hr. *zubender*, den dieser Auffatz zum Vf. hat, hat sich angelegen seyn lassen, dergleichen Hülfsmittel ausfindig zu machen, und er theilt hier den Lesern die Frucht seiner Nachforschungen mit. Er dringt besonders darauf, dass man den Saamen tiefer, als gewöhnlich zu geschehen pflegt, in die wohlbestellte Ackererde bringe, dass man das Saamenkorn von leichtem Boden auf starken nehme, ferner dass man auf Wechsel halte, und so reichlich, als man für erspriesslich findet, aussäe, auch den Saamen halb unterpflüge und halb unteregge u. s. w. Diese und andere Vorschläge, die Hr. *L.* thut, sind, glauben wir, der Aufmerksamkeit sehr werth, und wir zweifeln nicht, dass durch die Befolgung derselben manchmal der Nachtheil, der sonst eine Folge der angegebenen und anderer Umstände oder Vorfälle ist, sehr vermindert werden könne. *Über die Schädlichkeit und Nutzbarkeit des Hopfenbaues.* Der ungenannte Vf. widerlegt die Einwendungen, die manche Landwirthe gegen die Nutzbarkeit des Hopfenbaues vorgebracht haben, und bemüht sich dagegen zu beweisen, dass eine Hopfenanlage allerdings reellen Vortheil gewähren kann, wenn man sie gehörig einzurichten und zu benutzen versteht. *Kann die Hühnerzucht nicht ebenfalls von Nutzen seyn?* Die Zucht dieses Geflügels wird von manchen Ökonomen fast ganz vernachlässiget, weil sie dafür halten, dass das Federvieh kaum sein Futter bezahle, geschweige denn, dass es Vortheile gewähre. Der Vf. dieses Auffatzes ist aber anderer Meinung; er glaubt, dass die Hühner durch ihre Eyer, so wie durch ihr Fleisch und ihren Mist, nicht nur die Ausgaben, die ihre Anschaffung und Unterhaltung verursacht, wieder erstatten, sondern auch das Capital, das man auf sie verwendet hat, gut verzinsen, und er rechtfertiget diese Behauptung mit Gründen, die nicht ganz unerheblich sind, und desshalb wohl Beherzigung verdienen.

Wir schliessen hier unsere Anzeige dieser Annalen, da wir den Zweck, den wir bey Abfassung derselben vorzüglich vor Augen hatten, und dessen oben gedacht worden ist, hinlänglich erreicht zu haben glauben, und erinnern nur noch, dass sich, ausser den erwähnten Abhandlungen, in den drey vor uns liegenden Bänden noch viele kürzere oder längere Auffätze, z. B. über das Strohpapier, über die Scheidung des Natrons aus Küchensalze und aus schwefelsaurer Sode, über die Schaafzucht der Engländer, über das Bier und die Porterbrauerey in London, über die Cultur des Obstes, der Erdmandel, der unterirrdischen Erdnuss u. s. w. befinden, die manche gute, für Ökonomen und Künstler brauchbare Bemerkungen in sich fassen, und die daher nicht minder lesenswürdig sind, als die, deren Inhalt wir angegeben haben. Übrigens sind wir der Meinung, dass Recensionen neuer Schriften nicht in ein Werk dieser Art gehören, zumal da es der Plan, den sich

die Herausgeber zu demselben entworfen haben, schon mit sich bringt, dass die wichtigeren Entdeckungen, die in diesen Schriften bekannt gemacht sind, daraus ausgehoben und den Annalen einverleibt werden.

χ.

Bremen, b. Seyffert: *Ideen über den Menschen, über Lebensphilosophie, Lebensgenuss und Lebenspflichten*, von *Georg Friedrich Niemeyer*. Erster Theil. 1804. IV u. 313 S. 8. (20 Gr.)

Es giebt nach dem Vf. (S. 60) zwey Hauptclassen von Schriftstellern. Der Stubengelehrte macht die eine, der Weltmann die andere. Zu welcher Classe der Vf. sich zählt, läfst sich aus der Charakteristik, die er von beiden giebt, leicht errathen. „Der Stubengelehrte hat bey seinen Beschäftigungen *nur die Namen* (?) derer vor Augen, die sich durch schöne Geistesproducte unsterblich gemacht haben. Sein Dichten und Trachten gehet dahin, *eben so unsterblich zu werden, und sich Ruhm zu erwerben*. In seinen Ideen für Menschenglück umfasst er das ganze Vaterland oder *gar den Erdball*, und da er mit seinen Gedanken *immer ausser sich ist: so wird es ihm habituell, auf sich selbst keine Rücksicht zu nehmen*. Der Schriftsteller-Weltmann verliert bey seinen Beschäftigungen *nie sich selbst* aus den Augen. Die Schriftsteller-Unsterblichkeit ist bey ihm *Nebensache*. Seine Lebensphilosophie läfst ihn nur in so fern den Ruhm schätzen, als dieser *den Lebensgenuss befördern* kann: er betrachtet übrigens den Ruhm als etwas, *das ganz ausser ihm liegt*, und schreibt nur für Ruhm, wenn es ihm *Vergnügen* macht: er steuret sein Schifflein vorsichtig, meidet sorgfältig die Klippen, und *unter Hunderten dieser Art Schriftsteller gelangen neun und neunzig zum Hafen der Ruhe, in welchem sie früh oder spät sich häuslich niederlassen, und ein mangelfreyes Leben führen* können. Dem armen Stubengelehrten, sey er Dichter oder Philosoph, wird es nicht so leicht. Auf der Fahrt durchs Leben *mit seinen Büchern allein* hat er durch keinen Freund eine Assecuranz besorgt, die ihn nach erlittenem Schiffbruch *wieder auf die Beine bringen könnte. Die Bücher geben seiner Seele einen Schwung* (vor oder nach erlittenem Schiffbruch?), in welchem sie blofs das allgemeine Beste umfasst: Egoismus ist ihm eine sehr verhasste *Bedeutung* (?). Er will, *ohne Rücksicht auf sich selbst*, dem Vaterlande Gutes thun. — Zwar ein Feind des Egoismus, tritt er jedoch seine Reise durchs Leben mit der hohen Idee an, dass man *zufolge* seiner Verdienste ihn aufsuchen müsse, damit er zum Besten des Vaterlandes gebraucht werde: zu stolz, im gewöhnlichen *Stiele* (Style) darum zu suppliciren, erwartet er *mit jeder aufgehenden Sonne* die Einladung irgend eines Grofsen zu dem wichtigen Amte *vorzufinden*, wozu die Eigenliebe ihn berechtigt. Die Sonne geht jahrelang alle Morgen auf, und die Einladung kommt nicht. Voll Verdruss über Zurücksetzung der Verdienste, *entschliesst er sich zur Weltbürgerschaft und Independenz*, wenn der Geldbeutel *es* (?) vermag — und zur Cour bey den Grofsen der Residenz, wenn die Nachtlampe nicht *mehr* (?) von selbst brennen, der Ofen nicht *mehr* (?) von selbst warm werden will" u. s. f. So wirft der Vf. den armen Stubengelehrten, nachdem er ihn durch alle Misshandlungen und Kränkungen, die er von S. 64 bis 70 durch Minister, Verleger, Nachdrucker, Recensenten erfährt, noch mit ziemlich heiler Haut hindurchgebracht hat, zuletzt einem unglücklichen Alter in die Arme, „wenn er nicht in der besten Kraft seines Lebens *umlenkt*, und den Grundsatz annimmt, *dass, um dem Vaterlande nützlich und selbst glücklich zu werden, alles Dichten und Trachten darauf gerichtet seyn müsse, einen bestimmten, unwandelbaren Standpunct für ein bestimmtes Geschäft zum praktischen Wirken sich zu schaffen, sich sonst um nichts zu kümmern, das Umfassen des ganzen Vaterlandes dem Fürsten und seinen Ministern zu überlassen, und auf Schriftstellerey* zum *persönlichen* Fortkommen in der Welt *durchaus kein Verdienst zu setzen*." — Die Schriftsteller, fügt er sodann hinzu, die ich hier vor Augen gehabt habe, mögen als Stubengelehrte der *philosophischen Classe* gelten. Es giebt eine andere Art, die *immer heiter und guter Dinge Lieder dichten und singen, and trockene Brodwissenschaften fliehen*. Ihr System ist, das Gegenwärtige zu geniessen, die Vergangenheit nicht zu bereuen, und sich um die Zukunft nicht zu kümmern. Ihre Unterhaltungen sind geistreich; ihre Handlungen *lustige Streiche*; ein Sparsamer ist bey ihnen der gröfste Thor, und nach *Anakreons Manier zu leben, die gröfste Weisheit*. — „Es ist unglaublich, (heisst es unter andern) wie viele Beyspiele dieser Art die Geschichte der Gelehrten unter allen Völkern zu allen Zeiten aufzuweisen hat. Ich führe hier einige an, so wie ich sie *beschrieben gefunden habe. Homer, der unsterbliche Homer, war Dichter und Bettler: er war blind und sang, sein Leben zu fristen, seine Balladen vor den Thüren. Plautus, der bekannte Komiker, hatte zwey Gewerbe* (?). *er war Dichter zu seinem Vergnügen, und arbeitete in einer Mühle seinen Unterhalt zu verdienen. Terrenz* (Terenz) *und Äsop waren Sklaven* und *Baethius* (Boëthius) *starb im Gefängniss*." (*!!*) Diese alle waren also *Stubengelehrte?!* Wer staunt hier nicht über die Alterthumskenntniss des Vfs.! Doch in der neueren Gelehrtengeschichte ist er nicht minder gut bewandert. Hier kommen *Tasso, Bentivoglio, Cervantes, Camoens, Buttler, Dryden* u. a. an die Reihe, und jeder Schriftsteller, der arm gestorben ist, und wenn er auch, wie der Vf. von Paulo Borghese sagt, 14 Gewerbe gewusst hätte, gehört zu den Stubengelehrten. Der Vf. ist übrigens menschenfreundlich genug, zu wünschen, dass „jeder fähige junge Mann den Weg zu jenen Schicksalen meiden möge." Da es, sagt er, S. 78, mit dem Ruhm eine ganz eigene Sache ist, da der Schriftsteller wenig von seinem Ruhm erfährt, wenn (während) er lebt, und nichts, wenn er im Grabe modert: so scheint es nicht der Mühe werth zu seyn, den Schriftsteller-Ruhm durch ein hungerndes Leben zu erkaufen, und um seinetwillen *die Wege zur Versorgung im Alter zu verfehlen*." Wir wünschen dem Vf. auf diesem Wege alles mögliche

Glück, rathen ihm aber dabey freundschaftlich, künftig lieber Obstbäume zu pflanzen, als Bücher zu schreiben: welches ja nach seiner eigenen Philosophie (S. 141) weniger verdienstlich als jenes ist.

L — r.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Praktische Anleitung zu vollständigen Armenpolicey-Einrichtungen.* Mit besonderer Rücksicht auf das Armenwesen in Mannheim. Von Dr. *Gaum*, grossherzogl. badischem Hofrath. 1807. VIII u. 295 S. 8. (1 Rthlr.)

Armuth im Staate und Verarmung des Staats sind zwey sehr verschiedene, und doch zuweilen verwechselte Zustände. Der erste verdient eine unablässige Sorgfalt der Regierung, um von dieser Seite den Eintritt des zweyten zu verhüten. Führen aber den letzten gewaltsame Ereignisse herbey: so wird das Aufgebot der gewöhnlichen Hülfsmittel kaum auslangen; es wird vielmehr die höchste Anstrengung erfoderlich seyn, um die Gefahren der Zerrüttung abzuwenden. Aber gerade das so schwere Ziel einer Regeneration der gesunkenen Staatskräfte sollte allen *Edelmännern des Landes* ein Anreiz dieses patriotischen Bestrebens werden. — Jede neue Schrift über das Armenwesen kann uns an die misslichen Umstände erinnern, unter denen man gegenwärtig wider dieses Erbübel der Gesellschaft zu kämpfen hat. Sie kann uns immer zu der Frage zurückführen: was aus der heute überhandnehmenden Armuth für die gänzliche Verarmung zu besorgen, und was hiebey unsere dringende Pflicht sey.

Die vorliegende Schrift entspricht ihrem Titel, und die vollständige Zusammenstellung des Hauptsächlichsten, was über diesen Gegenstand vorhanden ist, verbunden mit einer ziemlich vollständigen Literatur des Armenwesens und vielen praktisch bewährten Vorschlägen, empfiehlt das Buch jedem angehenden Geschäftsmanne, auch ausserhalb Mannheim. Was diese Stadt selbst betrifft, so erfährt man, nicht ohne Verwunderung, wie wenig bis jetzt sowohl für das Armen- als das höhere Schul-Wesen daselbst geschehen sey. Mannheim hat nur noch Elementarschulen, nach den Confessionen — *zerspalten*, möchte man sagen. Es hat nach den neuesten Aufnahmen 18,968 Seelen, worunter der funfzehnte Einwohner ein Armer ist, und es herrscht, (wie überhaupt in der Pfalz) das widernatürliche Princip: Nicht die Gemeine, nicht der Staat, sondern jede Confession muss ihre Armen ernähren. Schon durch die Beleuchtung dieser Grundübel kann der Vf. guten Nutzen stiften.

Nach einer kurzen historischen Einleitung, die ältere und neuere, besonders pfälzische Gesetzgebung über das Armenwesen betreffend, kömmt der Vf. im ersten Capit. (S. 37) auf die Armen-Versorgung, und gehet in zwey Abschnitten die Maasregeln wegen fremder und einheimischer Armen nach verschiedenen Classen umständlich durch. Richtig bemerkt der Vf. die schwierige Anwendung der Grundsätze bey der Unterstützung, wo Verstellung u. s. w. von Seiten der Armen, und Gunst, Vorurtheil u. s. w., von Seiten der Vorsteher oft in den Weg treten. Gelegenheit zu ständigen Arbeiten möchte doch in vielen Orten mehr vorhanden seyn, als die arbeitscheuen Armen einräumen wollen. Zweifelhaft ist der unbedingte Vorzug, den der Vf. (S. 91) dem Gewerbshause vor der Vertheilung der Arbeit in die Privatwohnungen giebt. *Eine* Art von Fabrik-Arbeit kann Zwang der Faulen noch nicht hinlänglich begründen, weil doch nicht Alle und Jede gerade dazu tauglich seyn können; auch dürfte die Ausführung eines solchen Correctionshauses, nach S. 107, sehr schwer werden. Mit dem Vorzug der Unterbringung der betagten Armen gegen Kostgeld, vor der Versorgung in Spitälern, S. 146, so wie mit der Erinnerung gegen die Waisenhäuser, ist Rec. ganz einverstanden.

Mit blossen Armenversorgungsanstalten, auch den besten, darf sich der Staat nicht beruhigen, daher kömmt der Vf. im zweyten Cap. S. 186 *zur Armenverminderung*. Ein Gegenstand, der eine eigene Schrift verdient, zumal da, wie der Vf. selbst bemerkt, die Ansichten und Meinungen hier noch so verschieden und getheilt sind. Der Vf. ist für eine bloss negative Einschreitung des Staats durch Wegräumung der Nahrungshindernisse, und findet die Quellen der Verarmung theils in individuellen physischen Hindernissen, theils in fehlerhaften Staatseinrichtungen, theils in schweren Unglücksfällen. Bey der zweyten Classe sucht er den Grund in der schlechten Erziehung und in den mangelhaften Erziehungsanstalten, und hebt diesen Umstand, der zu der Faulheit, dem Luxus und Leichtsinn hinführt, nach seiner Wichtigkeit heraus. Dieses verdient von allen, denen das Wohl der Staaten aufs Gewissen gelegt ist, gelesen und beherziget zu werden. Rec. behauptet kühn: *dass die Erziehung, als ganze, zweckmässige Cultur des jungen Staatsbürgers betrachtet, noch sehr mangelhaft bey uns sey; und dass von oben her viel zu wenig dafür gesorgt werde.* Die Menschen waren zu sehr Plantagen für das Cameralinteresse; wie leicht macht man sie nun zu Spielmarken einer ehrgeizigen Politik! — Häusliche Erziehung soll nach S. 199 einzig Sache der Ältern seyn, und die Staatsgewalt nur da einschreiten, wenn die Erzieher ihre Pflichten nicht erfüllen können, oder ihre Vernachlässigung erwiesen ist. Das dürfte heutiges Tages der Fall leider oft genug seyn! — Eigen scheint dem Vf. die Idee einer Policeyaufsicht auf die Aufführung der Jugend zu seyn, die allerdings in dieser Periode am meisten Gefahr läuft, den Grund zu ihrem ganzen künftigen Elend zu legen. Nämlich bey Knaben von 14—16 Jahren, und bey Mädchen von 12—14 Jahren, wo sie noch nicht zu allen Arbeiten und Diensten taugen; und dann von 16 und 14 Jahren an, wo die Policey auf die Dienstantretung, Erlernung eines Handwerks u. s. w. mit

sehen soll. Die Motiven zur Armenverminderung, die übrigens in des Vfs. Vorschlägen liegen, scheinen den heutigen Ursachen der Armenvermehrung doch nicht allein entgegen zu wirken. Aber richtig bemerkt derselbe, dass die Mittel zum Zwecke der Verminderung weitumfassender seyen, als der Wirkungskreis einer Localpolicey, und dass daher die thätige Unterstützung der höheren Landesstellen nothwendig werde, daran aber gerade eines der grössten Hindernisse der Ausführung aller Plane liege.

Rec. fügt noch folgende Ideen bey. 1) Dürfte eine doppelte Absonderung oder Unterscheidung der Gegenstände von praktischem Nutzen seyn. Einmal, das Armenwesen wie es jetzt ist, und das Armenwesen, wie es dereinst durch die Verbesserung der Anstalten und des bürgerlichen Zustandes überhaupt seyn kann. Von letzterem mögen manche liberalere und den Menschen ganz als ein freyes, selbstthätiges Wesen betrachtende Grundsätze gelten, die man wohl schon zu früh in unsere jetzige Behandlung einmischt, und dadurch den nur von Consequenz zu erwartenden Erfolg stört. Zum anderen, die Absonderung der wirklich Hülflosen und Leidenden von den Arbeitscheuen und Arbeitdürftigen. Jene umfasst das Gebot der Liebe; hier muss also das Mitleid, die Quelle gesellschaftlicher Tugenden, die auch verderbte Nationen noch erhalten hilft, geweckt und genährt werden; die Armen, die diese Hülfe verdienen, möchte Rec. der Geistlichkeit anvertrauen. Aber die Arbeitscheuen gehören für eine ernste Policey, die nur nicht aus Bequemlichkeit eine blosse Fütterungsanstalt halten darf. 2) Für diese Classe dürfte eine Charakteristik der Armen, ihres Eigensinns, ihrer Ungelehrigkeit, ihrer Ränke u. s. w. die ein Sachkundiger schreiben müsste, den Policeybeamten grosse Dienste leisten. 3) Ist unser nordisches Klima, mit seinen Winterbedürfnissen und angestrengten Arbeiten und grösserer Esslust, eine wichtige Verarmungsursache, die schon der beobachtende *Büsch* (s. dessen Erfahrungen Bd. III.) heraushob, die aber seitdem doch noch nicht genug beachtet zu werden scheint. 4) Das moralische Verderbniss, dem die Strafe der Armuth oft auf dem Fusse folgt, geht von den grösseren Städten und in diesen — wer mag es leugnen? — von dem *müssigen* Theil der höheren Stände — (den Höflingen) aus. Die grösste Bemühung der Armenpolicey wird also den grossen und Residenz-Städten nöthig seyn. 5) Ein Gebrechen aller bürgerlichen Anstalten ist die Einseitigkeit, die der stolze Mensch heut zu Tage in den ausschliesslichen Gebrauch seines Verstandes und somit in seine bis aufs Minimum ausgeklügelten Plane legt. Alles soll der kalte Calcul, das blosse Räsonnement schaffen und ordnen. Licht ohne Wärme! Diese kömmt nur aus dem cultivirten Gemüth, und ohne diese, wo soll Muth und Ausdauer bey der so mühvollen und oft so undankbaren Verwaltung der Armenanstalten herkommen? F. J.

KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Abécédaire français* à l'usage des enfans et des étrangers. Avec 80 Figures. 1807. 120 S. 8. (16 Gr.) Unter diesem Titel ist eine der brauchbarsten französischen Fibeln erschienen. Der Vf. fand, laut der Vorrede, die Hauptschwierigkeit des Lesenlehrens in der *bisarrerie trop capricieuse* der französischen Orthographie, und zwar theils in der Veränderlichkeit des Lauts vieler Buchstaben, theils in der Verbeissung vieler Buchstaben, die zwar da stehen, aber nicht ausgesprochen werden dürfen. Vergeblich plagt man, nach seiner Meinung, der Rec. beypflichtet, das Kind mit Regeln über diese Anomalieen; nur die Praxis kann helfen, und diese erleichtert er auf folgende Art: 1) Er verwirft die alte Benennung der Buchstaben *bé*, *dé*, *ef*, *el*, und lässt sie bloss durch ein *e muet* hörbar werden. — 2) Er theilt die sämmtlichen Buchstaben, die sich im Französischen, wegen der Sonderbarkeit der Orthographie, nach dem Vf. auf 80 belaufen, in *einfache* und *zusammengesetzte*. Zu den letzteren gehören denn z. B. *eu*, *oi*, *au*, *ay* u. s. w. — Unrichtig hat der Vf. das *ou* unter die einfachen gestellt; diess sieht er jedoch selbst ein. Wenn er aber unter den zusammengesetzen auch *aï*, *oï*, *an*, *on*, mit dem Nasenlaute; *ay*, *st*, *scr* (in *scribe*), *spl* (in *splendeur*) u. s. w. aufstellt: so ist diess völlig unrichtig, denn diese zwey, drey Buchstaben bilden ja durch ihre Zusammenstellung keinen besonderen Laut, sondern der originelle Laut jedes einzelnen bleibt. Weiss daher das Kind den einfachen Laut des *o* und *i*, des *a* und *i*, des *s* und *t*, des *s* und c und *r*, des *s* und *p* und *l*: so darf es sich nur an diese halten, um richtig auszusprechen *Moïse*, *Sinaï*, *statue*, *scribe*, *splendeur*. Er lässt sodann das Lesen sammt den Leseübungen in zwey Abtheilungen zerfallen: a) mit einfachen, b) mit zusammengesetzten Buchstaben; d. i. er theilt die Schwierigkeit und gewährt dem Kinde dadurch mehr Leichtigkeit. Zu jeder Abtheilung giebt er Lesestoff, den ersten mit einfachen, den zweyten mit mehrfachen Buchstaben. Diess ist offenbar sehr zweckmässig. — 3) Um das Behalten der Buchstaben und der Laute dem Kinde zu erleichtern: so vergesellschaftet er sie mit Figuren von Gegenständen, in deren Benennung jedesmal der Laut des Buchstaben vorkömmt. Dieses Mittel ist sehr alt, und zumal in Deutschland schon lange im Gebrauch. In Frankreich selbst wandte es vor vielen Jahren *Berthaud* unter glücklichen Modificationen an, und machte damit einiges Aufsehen. Diesen Mann scheint der Vf. überhaupt als Vorbild vor Augen gehabt zu haben, ohne seiner jedoch zu gedenken. — 4) Er geht von der Buchstabenkenntniss nicht zum Buchstabiren, sondern sogleich zum Lesen über, und zwar in guter Stufenfolge. — 5) Er lässt alle Buchstaben, welche in der Aussprache der Wörter nicht hörbar werden, *kleiner* drucken, damit sie sich dem Kinde sogleich auszeichnen. Hiedurch gewöhnt es sich daran, diesen Überfluss zu sehen, ohne ihn zur Aussprache zu bringen. Diese Gewohnheit wird sich befestigen, und in der Folge, wenn der Druck ihn auch nicht mehr angiebt, behaupten. — 6) Er bemerkt im Druck durch leichte Zeichen das Wandelbare der Aussprache; das Kind gewöhnt sich daran u. s. w. gerade wie bey No. 5. So z. B. hat das zischende *g* in *genou* einen Punct über sich, das *gue* in *guenipe* nicht.

Rec. hat hiemit das Fundament der Methode des einsichtsvollen Vfs. angegeben, um besonders Privatlehrer, welche Kinder, denen die französische Sprache Muttersprache ist, zu unterrichten haben, aufmerksam darauf zu machen. Er übergeht nach Angabe der Hauptsache die übrige Einrichtung des Buchs, das mit methodischen Winken überall durchwebt ist, und gestattet sich nur noch ein paar Bemerkungen, nämlich: die Aufzählung der Sprachlaute lässt eine merkliche Vereinfachung zu, wie oben gezeigt ist, und diese darf der Vf. bey einer neuen Auflage nicht vernachlässigen; ferner: die Buchstabenfiguren sind theils übel gewählt, so z. B. sieht man hier noch das *être suprême* in der Gestalt des Alten mit der Weltkugel, eine Göttin *Uranie*, die das Kind nicht kennt. Von ähnlicher Art ist hier und da auch der Lesestoff.

ya.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 DECEMBER, 1808.

GESCHICHTE.

Giessen u. Darmstadt, b. Heyer: *Lehrbuch der Geschichte*, für die oberen Classen gelehrter Schulen, von *Christian Theodor Roth*, Rector der Schule in Friedberg im Grofsherzogthum Hessen. I Theil. Alte Geschichte. 1808. XVI u. 379 S. 8. (22 Gr.)

Jeder Mann, welchem der Unterricht unserer Jünglinge wichtig und die Historie ehrwürdig ist, lese dieses Buch, und benutze es für sich und in seinem Wirkungskreise. Es ist nicht aus anderen, neueren Lehr- oder Hand-Büchern zusammengeschrieben: der gelehrte Vf. hat, auf die Achtungswerthen unter den Neueren gehörig achtend, die Quellen selbst studirt, und muss, wie durch die Zuverläſsigkeit und Reife und Gediegenheit dessen, was er durch seine Studien gewonnen, klar wird, mehrere Jahre mit männlichem Fleiſse angewendet haben, sich zur Verfassung seines Lehrbuchs vorzubereiten. Und der Geist der Historie ist dem Fleiſs und der Gelehrsamkeit zur Seite gegangen. Der Vf. hat eine *Idee* von der Geschichte, er ist sich klar bewuſst, daſs sie die Eine, zusammenhängende, in der Hieroglyphe des Menschenlebens gegebene Offenbarung des allwaltenden Gottes sey, und zu ihm hinführe; und in diesem Sinne hat er seine Schrift ausgearbeitet, strebend, auch die Jünglinge schon zu stimmen und fähig zu machen, daſs sie Gottes Hand erkennen, wo sie so sichtbar ist.

Die Ideen, auf welche den Vf. sein Studium der alten Geschichte hingewiesen, und die ihn hinwiederum in der Darstellung der Begebenheiten in der alten Welt geleitet haben, sind diese:

I) Von Anbeginn offenbart sich in der alten Geschichte ein, in der Folge stets wiederkehrendes Streben der ausgezeichnetesten Menschen, alles unter die Gewalt ihres Geistes zu bringen, eine Weltherrschaft zu constituiren. „Nebucadnezar, S. 42, unterwirft sich nahe und entfernte Völker, schlägt die Ägypter total, erobert und zerstört Tyrus und Jerusalem, geht hierauf, wie alle Köpfe dieser Art, von einer Eroberung zur anderen über, unterwirft sich die asiatischen Völker mit Inbegriff der Indier, ferner die afrikanischen, und dehnt endlich seine Eroberungen bis an die Säulen des Hercules und bis Iberien aus. Mit Recht wird er deſswegen, vom Zufall begünstigt, in die Reihe der groſsen Welteroberer gesetzt." Cyrus, sein Persien von dem medischen Joche befreyend (S. 127 ff.), und Lydien, Babylon u. s. w. besiegend und dem persischen Scepter unterwerfend, handelt in demselben Sinne, wie Nebucadnezar. „Die Juden, welche dieser nach Babylon versetzt, erhielten durch die menschenfreundlichen Gesinnungen des Helden (Cyrus) die Erlaubniſs, in ihr Vaterland zurückzukehren, woraus Folgen entstanden, die viel weiter reichen, als alles, was aus seinen übrigen Thaten hervorging." Alcibiades, S. 258 ff., will Sicilien, die italiänischen Inseln und Karchedon sich unterwerfen, dann mit Reichthümern und mit verstärkter Land- und See-Macht nach Athen zurückkehren, mit unwiderstehlicher Macht dem Peloponnes gebieten, Athen zu dem mächtigsten Staate auf Erden und sich zum Ersten darin erheben. S. 300 ff. Persien und Griechenland waren veraltert. Alexander trat auf. Er ging, nach seinen Siegen und Eroberungen, als Beherrscher von Asien, Macedonien und Griechenland zurück, um Babylon zur künftigen Hauptstadt und zum Mittelpunct seines Reiches zu machen, Arabien zu erobern, Zusammenhang in alle Theile zu bringen, eine Nation durch die andere zu bilden u. s. w. Antigonus, Seleukus Nikator und andere Nachfolger Alexanders handeln in seinem Geiste S. 308. 319. 324. 352. Arsazes VI (Mithridates I), der Groſse, bringt das parthische Reich auf seine höchste Höhe und herrscht, durch die Eroberung Baktriens, über die Länder vom Oxus bis an den Euphrat (Atropatene abgerechnet) und vom caspischen Meer bis zu dem indischen. Die parthischen Monarchen waren nun Könige der Könige S. 329. Auch Mithridates VI, Eupator „ein an Geist und Körper mächtiger, und durch Bestimmtheit, Bildung und kühne Plane hervorragender, aber zugleich auch ein despotischer und grausamer König," wollte nichts geringeres, als die Herrschaft der Welt S. 343 ff., welche die Römer S. 360 ff. wirklich gewannen. Wenn dieses Streben nach Universalherrschaft in der alten Geschichte mit der gröſsten Objectivität hervortritt: so zeigt sie

II) auch auf die anschaulichste Weise die Realität einer ewigen Gesetzmäſsigkeit. Nur Gerechtigkeit gab den Reichen Dauer, den Völkern Heil und Kraft. Laster untergruben und stürzten die Mächte der Erde. Alle Eroberungssysteme scheiterten. Persien S. 146 ff. ging zu Grunde durch Üppigkeit und Laster: „was (in Äthiopien S. 161 ff.) ursprünglich eine Versammlung weiser Männer war, verwandelte sich nach und nach in eine Gesellschaft selbstsüchtiger Menschen, die sich hier mit dem Charak-

ter von Pfaffen im übelsten Sinne des Worts darstellten. Diess zog Entzweyungen nach sich. Ergamenes, von Grundsätzen geleitet, die aus Europa bis hieher wirkten, machte dieser ausgearteten Priesterherrschaft zu der Zeit Ptolemäus des Zweyten ein Ende. Er drang mit gewaffneter Macht in den sonst unzugänglichen Ort, wo der goldene Tempel der Äthiopier war, brachte die Priester um, und hob den Despotismus auf.“ Die griechische Nation, S. 272, „wurde, wie alle Nationen, wenn sie untergehen, von ihren Lastern eben so sehr besiegt, als von dem Genie eines Helden, Philipps, den ohne diese Entgegensetzung die Geschichte kaum kennen würde.“ Vgl. S. 321 ff. 369 u. s. w.

III) Überall tritt das ergreifende, wundervolle Schicksal hervor. Das wird durch die Geschichte Abrahams und Davids bewiesen: darauf wird im ganzen Buche bey jeder schicklichen Veranlassung die Aufmerksamkeit hingelenkt. So heisst es S. 270 ff. „Pelopidas wird den Thessaliern gegen Alexander von Pherä, der ihre Freyheit unterdrücken wollte, wiederholt zu Hülfe geschickt. Die wichtige politische Absicht, welche mit dieser verhängnissvollen Expedition unstreitig verbunden war, und die allen Angelegenheiten eine ganz andere Richtung hätte geben können, glückte zwar nicht; sie musste aber einen viel grösseren Zweck befördern, jedermanns Augen verborgen, einen Jüngling aus der nördlichen Gegend herüber zu bringen, auf den der grosse Geist des Epaminondas übergehen, und der am Grabe Griechenlandes dessen Gesinnungen, Ansichten und Kriegskunst sammeln, erben, und dem Schicksale damit dienen sollte. Dieser Jüngling war Philipp, Bruder des Königs von Macedonien, den Pelopidas, als Geisel, gleichsam in seine Schule nach Athen mitnahm, worin seine unübertrefflichen Anlagen sich entwickelten, und unter glänzenden Mustern zu künftigen Thaten reiften.“ Man vergl. auch S. 260 f., 330—332, 378 u. a. m.

IV. Die Zeit wird aus der Zeit geboren: nach und nach bildet sich die Gestalt der Jahrhunderte. Persien erbte von den ältern Völkern Asiens, Ansichten, Kenntnisse, Gewohnheiten u. s. w.; die Perser brachten hinwiederum andere Völker in Verbindung, und theilten ihnen ihre Cultur mit. S. 132, 139, 140, 143, 144, 153. Alexander gab (wie S. 303 angedeutet wird) durch die Erbauung von Alexandrien der ganzen handelnden Welt eine andere Richtung, und die Römer brachten die Cultur Asiens u. s. w. nach Europa.

Diess sind die *Ideen*, vermittelst deren der Vf., ohne den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und ohne sie nach unhistorischen Hypothesen zu verkünsteln, in das Einzelne organischen Zusammenhang zu bringen gestrebt hat, und hier ist es, wo er vorzüglich wünschen muss, dass der Geist des mündlichen Lehrers sein Streben unterstütze. Ehemals, als die biblische Geschichte in unseren Schulen mit religiöser Wichtigkeit behandelt wurde, ward der Jüngling durch diese aufmerksam gemacht, dass über dem Endlichen ein Unendliches walte. Jetzt, da jene Geschichte so gleichgültig betrieben wird, ist es doppelt nothwendig, die Profanhistorie zu benutzen, um das jugendliche Gemüth für höhere, heilige, göttliche Ansichten, kurz für Ideen zu stimmen. Möge desswegen doch die Meinung des Verfassers des Lehrbuchs der sächsischen Geschichte und der Regenten deutscher Völker im Jahr 1808, dass auf Schulen die Geschichte nur so weit gelehrt werden müsse, dass der Schüler die Zeitung und jedes Geschichtsbuch mit Verstand lesen könne, möge diese Meinung in dem Sinne, welche sie bey jenem Verfasser, der sie der *Schiller'schen* Ansicht entgegensetzt, hat, keinen Lehrer irre leiten! Beherzige vielmehr ein Jeder, was *A. W. Schlegel* in seiner dritten berlinischen Vorlesung (*Europa* von *Fr. Schlegel* 2ter Bd. 1 St.) über das Wesen der Geschichte sagt, und wende diese der Wissenschaft würdigen Ideen in seinem Wirkungskreise mit Weisheit an!

Auch viele einzelne Andeutungen und ausführlichere Bemerkungen könnte Rec. ausheben, um den Werth des Buches zu beweisen; aber er beschränkt sich auf Folgendes, was ihm vornehmlich angezogen. Andere werden anderes bemerklich machen. Mit Religiosität und welthistorischem Geiste ist S. 336 ff. der geschichtliche Charakter Jesu Christi aufgefasst und dargestellt. „Die Geschichte war jetzt, so sagt der Vf., nach so vielen abgelaufenen Jahrhunderten eine sinnvolle Lehrerin geworden. Im Beyspiele, war durch die blutigen, aber immer gescheiterten Versuche, eine Weltherrschaft zu begründen, die Unmöglichkeit dieses Beginnens bis zur Evidenz dargethan worden. Medien, Babylonien, Assyrien, Persien und Macedonien standen als Zeugen da. Mithridates und Tigranes, Sulla und Marius u. s. w., und die gewürgte Menschheit, waren schauderhafte Urkunden geworden, wie weit man es bringt, wenn die Selbstsucht *im Grossen* ausgeübt wird. Die Gegenwart lag noch zerrissen und in Trümmern da. Mit Mordthaten war in Judäa der Thron befestigt worden. In den Tempeln herrschte roher Cultus und Arglist, Heucheley und Bosheit. Die Zukunft, wenn es nicht anders würde, konnte nur Wiederholung der nämlichen Scenen versprechen. — Jetzt war also der Zeitpunct gekommen, wo für höhere Ansichten empfängliche Gemüther gewonnen, und diese höheren Ansichten mit siegender Macht begreiflich gemacht werden konnten. Ein erhabener Geist, Jesus Christus, in dem vorletzten Jahr der Regierung des Herodes geboren, fasste, tief die Lage der Menschheit erwägend, und mit Wehmuth auf sein Volk, die Juden, hinblickend, dieselben auf. Mit der felsenfesten Wahrheit, dem Welt- und Zeit-Geiste entgegengesetzt: es giebt nur Ein Reich, das ewig dauert, das Reich Gottes, und nur Eine Richtung des menschlichen Strebens und Wirkens, den Willen Gottes, dass „*der Mensch den Menschen liebt*,“ zu erfüllen, begann er eine grosse Reform, und ward auch von dieser welthistorischen Seite *wahrer* Erlöser der Menschen.“

Ganz aus der Seele ist dem Rec. geschrieben, was S. 378 f. von dem Verhältnisse zwischen Cäsar

und Brutus steht. Dass Brutus Cäsars natürlicher Sohn (von der Servilia) gewesen, erhellet aus Plutarchs Biographie desselben, und Caesars ganzem Benehmen gegen ihn, mag er im Sterben die von Suetonius bezweifelnd angeführten Worte: *καὶ σὺ εἶ ἐκείνων, καὶ σὺ τέκνον*; gesprochen haben oder nicht. Mehr, als diese Worte, sagen die zärtliche Behandlung des Brutus nach der Schlacht, die Überzeugung Cäsars von seiner Regierungsfähigkeit, die Erhebung zu den ersten Ehrenstellen, zum innigsten Freunde, und Plutarch verdient um so mehr Glauben, da er selbst geradezu die anderen Schriftsteller der Parteylichkeit beschuldigt. Cäsars Testament (*Suetonii J. Caesar c.* 83) ist kein Gegengrund, wenn es auch ächt ist: Brutus ist nicht übergangen, er ist in *secundis heredibus*, und das ganze Testament nur auf gewisse Fälle gemacht. Die Nachricht des Dio Cassius *lib.* 45. *c.* 1 ist für nichts als ein Geschwätz zu halten. Denn wer könnte sie wohl diesem Manne mitgetheilt haben, da Cäsar selbst seine Absichten und Plane nach tief in seiner Brust verbarg? — Rec. unterschreibt daher aus voller Überzeugung, was der Vf. S. 378 von Cäsar (mit welchem er die alte Geschichte schliesset) bemerkt: „Wahrscheinlich war des seltenen Mannes Plan, die Früchte seiner Siege und seiner Thätigkeit — die vollendete Organisation des grössten Staats der Erde — einem aufstrebenden, jungen Manne von unergründlicher Tiefe des Geistes (Brutus), dem er unzweydeutige Proben von wahrer Vaterliebe gegeben hatte, zu hinterlassen" u. s. w.

Rec. findet es dem Grundsatze, dass Form und Materie sich einander durchdringen müssen, völlig gemäss, dass die Darstellung des Vfs. bey dem beginnenden Verfalle eines Staates kürzer ist; aber davon sieht er die Gründe nicht ein, warum der zweyte Theil „von Alexander dem Grossen bis vor oder kurz nach Cäsar", nur 78 Seiten einnimmt; dagegen der erste „von Christus bis Alexander d. Gr." 300. Jedoch verspart Rec., was über die Form dieses Lehrbuchs zu bemerken ist, bis auf die Anzeige des zweyten Theils, dessen baldige Erscheinung auch aus dem Grunde zu wünschen ist, dass die Schulen, welche dieses Lehrbuch benutzen wollen, hievon nicht durch das Unvollendetseyn desselben zu lange abgehalten werden. Hoffentlich wird dem letzten Theil auch ein nachweisendes Capitel-Verzeichniss, welches dem ersten mangelt, angehängt werden.

Ein Compendium muss kurz seyn, und Rec. wünscht sehr, damit die Einführung dieses Buchs in die Schulen erleichtert werde, dass der letzte Theil wenigstens nicht stärker seyn möge, als der erste. Aber der Vf. muss, wie seine Schrift beweist, viele interessante Materialien gesammelt haben. Dieses bestimmt den Rec., den so gelehrten als geistvollen Vf. aufzufodern, nach Vollendung seines Lehrbuchs ein ausführliches Handbuch der Geschichte, gleichsam als Commentar zu jenem, auszuarbeiten. Er würde dadurch nicht nur dem historischen Publicum überhaupt ein willkommenes Geschenk machen, sondern auch dem Lehrer, der nach seinem Lehrbuch unterrichtet, einen angenehmen Dienst erweisen, und mehr Gelegenheit, als ein Compendium darbietet, haben, zu zeigen, dass er auch, in Absicht auf historischen Styl, etwas Vorzügliches zu leisten im Stande sey.

'Αφρ.

1) Leipzig, b. Dyk: *Das Jahr* 1807. *Nebst einer Abbildung und Beschreibung des Napoleon - Gestirns.* XIV u. 436 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

2) Ebendas.: *Die Regenten deutscher Völker im Jahr* 1808. *Nebst einem Blick auf Entstehung und Untergang des deutschen Reichs und einer Übersicht der Hauptereignisse des Kriegs zwischen Frankreich und Preussen.* 136 S. 8. (10 Gr.)

No. 1 soll als Fortsetzung des Werks: *Erste Linien zu einer Geschichte der aus der französischen Revolution hervorgehenden Staatenumbildung Europens*, betrachtet werden. Es ist, wie es auch auf einem besonderen Titel genannt wird, eine eigentliche Chronik, in der die merkwürdigeren Ereignisse des Jahres 1807 von Monat zu Monat und von Tag zu Tag verzeichnet sind. Hin und wieder finden sich Rückblicke auf die frühere Geschichte, nicht immer mit strenger Beobachtung der historischen Wahrheit, manchmal auch Urtheile des Vfs., zuweilen ziemlich genaue Details und selbst Auszüge aus Tagblättern oder Flugschriften, besonders aber aus dem französischen Moniteur. Es wäre wohl besser gewesen, bey der simpeln Anzeige der Thatsachen stehen zu bleiben. S. 23—26 findet man sogar einen Auszug aus einer Predigt. Am Schluss ist ein Verzeichniss von Schriften zur Geschichte des preussisch-französischen Krieges und des Jahres 1807 angehängt. Es könnten leicht hiezu so wie zu der Chronik selbst Supplemente geliefert werden. So vermisst z. E. Rec. gleich im ersten Monat unterm 13 Jan. die Anzeige des merkwürdigen und folgenreichen k. spanischen Decrets, wodurch der *Principe de la Paz* auf die höchste Stufe der Macht, die ein Unterthan erreichen kann, erhoben wurde, und unterm 26 Jan. das nicht unbedeutende Gefecht bey Mohrungen. Im Ganzen ist jedoch das Buch zur Nachhülfe für das Gedächtniss in Ansehung der wichtigsten Ereignisse brauchbar genug, und einem Leser, der sich für den Inhalt sehr interessirt, wird es nicht schwer fallen, die wenigen Lücken, die sich bey dem Gebrauche selbst zeigen werden, auszufüllen.

Das als Titelkupfer angefügte Napoleons-Gestirn ist bekanntlich eine Ehrenbezeugung, die die Universität Leipzig dem Kaiser Napoleon gewidmet hat.

No. 2 sollte ein Anhang des eben angezeigten Werkes werden. Der Vf. glaubt, es könne auch als Leitfaden beym Unterricht der Jugend gebraucht werden, und hat es desswegen besonders abdrucken lassen, auch eine summerische Übersicht der Hauptereignisse des Jahres 1807 (Auszug aus No. 1) und „einen Blick auf Entstehung und Untergang des deutschen Reichs so wie des Kriegs zwischen Frankreich und Preussen" — so heisst es wörtlich in der Vorerinnerung zu No. 1 — hinzugefügt. Er be-

schenkt jedoch die liebe Schuljugend noch überdiess mit einem Auffatz über den Tod des Prinzen Ludwig Ferdinand bey Saalfeld nebst einigen Bemerkungen über die Gallerie preussischer Charaktere; zwey Anekdoten aus dem preussisch-französischen Kriege; einer Abhandlung von Ägyptens Wichtigkeit für Europa, aus den Miscellen für die neueste Weltkunde; einer Beschreibung von Brasilien; endlich einer Beantwortung der Frage: wie soll man die Geschichte in Schulen vortragen? welche jedoch zunächst den Redactoren der hallischen Literatur-Zeitung gewidmet ist. Rec. weiss nicht, was er aus dieser *Olla potrida* eigentlich machen soll: zum Schulgebrauch taugt sie kaum zur Hälfte, und was sollen die Schulen mit der anderen? Für erwachsene Leser ist diese auch nicht von grossem Werth. Wird das Ganze nach Wunsch verkauft: so ist freylich kein Zweifel, auf welcher Seite eigentlich der Vortheil seyn wird. Übrigens ist die Entstehung und der Untergang des deutschen Reichs sehr kurz und oberflächlich geschildert. Die deutschen Völker sind im weitesten Sinne genommen: alles, was deutsch spricht. Für den rheinischen Bund wird der Titel des Germanischen anticipirt. Das Verzeichniss der Regenten deutscher Völker ist indessen in mehrfacher Hinsicht interessant. Unter nicht weniger als 45 Souveräne sind die deutschen Völker getheilt. Der Vf. hat aber auch die unter französischem und russischem Scepter lebenden Deutschen, so wie die deutschen Schweizer, hinzugerechnet. Ms.

SCHÖNE KÜNSTE.

Göttingen, b. Dietrich: *G. L. Lichtenbergs Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche, mit verkleinerten Copieen derselben*, von *E. Riepenhausen*. 10te Lieferung. 6 Kupferstiche in Fol. nebst 116 S. erklärender Beschreibung und einigen Zusätzen nach den Schriften der englischen Erklärer. 1808. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Mit geübter Hand und reinlich ausgeführt erscheinen in dieser Lieferung folgende Nachbildungen Hogarthischer Blätter. Taf. 57. Der Jahrmarkt von Southwark. 58. Die Biergasse. 59. Das Branntweingäfschen. 60. Die schlafende Versammlung. 61. Der Politiker und 62. der Geschmack der grossen Welt. So wie in allen Hogarthischen Erfindungen zeigt sich auch in diesen Blättern ungemein viel Geist und witzige Anspielungen auf englische Sitten; jede Figur ist mit dem wahresten, ihr eigenthümlich zukommenden, wiewohl oft nach Erfodernifs des Gegenstandes gemeinem Ausdruck dargestellt. Dass schon in England selbst Erklärungen von Hogarths Blättern veranstaltet werden mussten, beweist zwar auf der einen Seite die reiche Fülle ihres Inhalts, von der anderen aber auch, dass in ihnen gar Manches dunkel und schwer zu verstehen ist. Ohne *Lichtenbergs* treffliche Erklärungen würden sie für uns Deutsche fast ganz ungeniessbar geblieben seyn: allein durch diese und die nunmehr noch beygefügten Zusätze lernt man vielleicht nirgends englische Volkssitten, böse und gute Gewohnheiten so genau ihrer ganzen Eigenthümlichkeit nach kennen, als es hier geschehen kann. —y—H.

Paris, b. Paillet u. Delacroche: *Catalogue historique et raisonné de Tableaux par les plus grands Peintres, principalement des Ecoles d'Italie, qui composent la rare et célèbre Galerie du Prince Giustiniani.* Rédigé par *Alex. Paillet* et *Hyp. Delacroche.* XVI u. 146 S. in 8.

Die Gemälde-Sammlung im ehemaligen Pallast Giustiniani, sonst eine der ansehnlichsten in Rom, ist von ihrem jetzigen Besitzer, einige verkaufte Meisterstücke abgerechnet, nach Paris gebracht worden, wo sie wieder aufgestellt, den Liebhabern zugänglich, und von denselben als einer der merkwürdigsten Kunstschätze dieser Hauptstadt betrachtet wird. Nach dem vor uns liegenden Verzeichniss besteht sie aus mehr als 160 grösten Theils vorzüglich guter Gemälde, und wird bald durch noch eine Anzahl anderer, welche von Rom auf dem Wege sind, vermehrt werden.

Das Verzeichniss der gedachten Sammlung, dessen Anzeige wir hier machen wollen, behauptet vor anderen Schriften solcher Art einen entschiedenen Vorzug, weil der berühmte *E. Q. Visconti* dasselbe durch viele Anmerkungen bereichert hat, welche mit kleinerer Schrift gedruckt und an gehörigen Orten eingeschaltet, ihren Verfasser für einen nicht weniger geübten Kenner und Beurtheiler von neueren Kunstwerken zu erkennen geben, als er sich längst schon der antiken Kunst und Monumente kundig erwiesen hat. —y—H.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Frankfurt* am M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Liedersammlung für Schulen.* Herausgegeben von *M. Klitscher.* 1804. 339 S. 8. (14 Gr.) Ungeachtet Rec. nicht recht einsieht, warum nicht eine der schon vorhandenen Liedersammlungen, namentlich die *Hoppenstedt*'sche, für die frankfurter Schulen, denen Hr. *K.* die seinige bestimmt, hätte bequem seyn sollen, da sie nicht theuer und überdem mit den nöthigen Melodieen versehen ist: so verkennt er doch nicht den Fleiss, den Hr. *K.* auf die Auswahl und die Zusammenstellung dieser Liedersammlung verwandt hat. Weggelassen sind hier alle Lieder, welche schon in D. *Mosche's* Gesangbuche für die luth. Gemeinden und in D. *Hufnagel's* Katechet. Blättern stehen; aufgenommen nur solche, die der Jugend erklärbar und ihren Bedürfnissen entsprechend waren. Diess sind die Bedingungen, die Hn. *K.* leiteten. Die erste war leicht zu erfüllen, die zweyte ist im *Ganzen* gut beobachtet worden. Zu wünschen wäre es bey dieser, so wie überall bey allen dergleichen Liedersammlungen, dass die Sammler mit sich selbst strengere ästhetische Bedingungen eingingen. Gerade diese vermisst Rec. Statt einer Auswahl des Besten von Allem, was da ist, nimmt mans so genau nicht. Man hat die Jugend im Auge, deren Geschmack noch nicht gebildet ist, und lässt daher manches durchwischen. Das Lied 245: „Ha kalter Winter bist du da“ hat gar keinen ästhetischen Werth. In der ersten Strophe hat der Winter eine kalte *dürre* Hand; in der zweyten fragt ihn der junge Sänger: „Meynst du ich würd ein Weichling seyn und *heulend* dich empfahn.“ Ein widriges Bild von den Bewohnern der polnischen Wälder; die dritte sagt mit einem Hiatus: „es starre um mich her die Welt in ihrem Panzer schwer.“ Der kleine Sänger wird ungewiss seyn, ob dieses *schwer* auf den Panzer oder das Starren gehe. — Diess mag hinreichen, künftige Sammler auf diese Bedingung aufmerksamer zu machen. Der Inhalt dieser Liedersammlung, die dem Rec. im Ganzen sehr wohl gefällt, erstreckt sich über die moralischen, religiösen u. gesellschaftlichen Verhältnisse der Jugend. yu.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 DECEMBER, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

ALTONA, b. Hammerich: *Plutarchs Timoleon, Philopoemen, die beiden Gracchen und Brutus.* Übersetzt von *G. G. Bredow.* 1807. 186 S. gr. 8. (18 Gr.)

Es muss den edeln *Voss* am Abend seines Lebens sehr erheitern, wenn er bemerkt, dass er nicht fruchtlos gearbeitet hat, dass talentvolle deutsche Männer sich jetzt immer mehr beeifern, ihm auf der Bahn nachzufolgen, auf welcher er mit seltener Kühnheit, und lange ohne Nachfolger, vorangegangen war. Denn ihm verdanken wir es, dass wir jetzt mehrere wahre Übersetzungen der Alten haben, deren es vor dem verdeutschten Homer und Virgil unter uns keine gab. Er lehrte uns zuerst mit der Materie zugleich auch die Form, den wahren Geist der Alten, übertragen, und zeigte uns die mannichfaltige Bildsamkeit unserer Sprache. Die Stimmen, welche Anfangs so laut über Sprachneuerungen klagten, werden immer schwächer, und was man zuvor kaum dulden wollte, gilt jetzt schon für naturgemäsen Ausdruck. Diese Betrachtungen drangen sich uns unwillkührlich auf, als wir die von Hn. B. übersetzten Lebensbeschreibungen des Plutarchs beurtheilen wollten. Hr. *Bredow*, einst *Vossens* Gehülfe an der eutinischen Schule, und sein liebender und geliebter Hausfreund, zeigt durch diese Übersetzung nicht allein, dass er zu den Männern gehört, für welche *Vossens* Vorbild und Belehrungen nicht fruchtlos gewesen sind. Aus dankbarer Erinnerung an die edeln Freuden, die er einst in dem Hause des Guten durch Beyspiel und lehrreiche Unterhaltungen genoss, eignet er diese Schrift *Vossens* liebenswürdiger Gattin zu, die er mit Recht die ernste Freundin alles Schönen und Guten, die glückliche und beglückende Gattin und Mutter, die sinnvolle Schöpferin der mannichfaltigsten Freuden im Kreise der Hausfreunde nennt, deren auch wir (ach aus weiter Ferne!) so oft und gerne mit liebevoller und dankbarer Rührung gedenken.

Wir haben mehrere, zum Theil nicht ohne Fleiss gearbeitete, Übersetzungen des Plutarchs, aber keine, wenn wir die vorliegende ausnehmen, die den höhern Foderungen entspricht, welche man jetzt an eine Übersetzung zu machen berechtigt ist. Selbst der neulich erst vollendeten des Hn. *Kaltwassers* kann man nur nachrühmen, dass sie ihre Vorgängerinnen an Treue übertrifft, und in einem bessern Style, [als die frühern, geschrieben ist; aber das Eigenthümliche des plutarchischen Tones lernen wir in ihr so wenig kennen, als in einer der vorigen. Hr. B., der das Mangelhafte dieser Arbeiten einsah, und den seine Talente zu einem solchen Versuch besonders Beruf gaben, theilt uns hier eine Probe mit, wie er den Plutarch übersetzt wünscht. Er wählte hiezu die Lebensbeschreibungen aus, die er schon früher für den Schulgebrauch herausgegeben. Je schwieriger das Unternehmen war, den Plutarch vor Deutschen reden zu lassen, wie er vor Griechen redet, um so mehr müssen wir ihm für die glückliche Ausführung Dank wissen. Denn gewiss war es keine leichte Aufgabe, die verschlungenen, kühn gebauten, mit bildlichen Ausdrücken so reichlich angefüllten Perioden des Plutarch mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zurückzugeben, ohne den Genius der deutschen Sprache zu beleidigen. Wir haben des Hn. *B's.* Übersetzung sorgfältig mit dem Original verglichen, und sie in einem seltenen Grade treu gefunden. Die Vorgänger machten sich die Arbeit dadurch leicht, dass sie die Perioden, wenn sie ihnen zu lang schienen, nach Willkühr zerstückelten. Hr. B. lässt den Perioden des Plutarch ihr Recht, und hat selbst die längeren mit so vieler Gewandtheit übertragen, dass sie auch im Deutschen nichts Schwerfälliges und Steifes haben. Aber nicht bloss die Perioden sind ungekränkt geblieben, sondern auch ihr Bau selbst ist plutarchisch; denn Hr. B. hat immer die Wortfolge des Plutarch, so weit es der Charakter unserer Sprache gestattete, zu erhalten gestrebt, welches frühere Übersetzer gar nicht beachtet haben. Selbst die einzelnen Worte sind viel treuer übertragen, als es von irgend einem der Vorgänger geschehen ist. Nicht leicht ist ein Nebenbegriff unausgedrückt geblieben, nicht leicht ein Bild verwischt worden. Überall befliss sich der Übersetzer, die Kürze und die Kraft der Urschrift zu erreichen. Die Sprache der Übersetzung ist durchaus edel, und der kühnen, nicht selten beynahe dichterischen, Sprache des Plutarch völlig angemessen. Durch dieses Bestreben, den Plutarch, so viel möglich, in seinem eigenthümlichen Tone reden zu lassen, ist freylich ein eigener Styl entstanden, der nicht ganz das Geschmeidige der gewöhnlichen Geschichtserzählung hat, aber er ist der plutarchische, und wem dieser in der Urschrift gefällt, warum sollte er ihn nicht auch in der Übersetzung lieben? Über Undeutschheit wird nur der sich beschweren, dem jedes seltnere Wort, jede kühnere Wendung

anstöfsig ist, der überall den Genius unserer Sprache gekränkt glaubt, wo er nicht die flache und breite Sprache des geselligen Umganges findet. Denn dass Hr. B. die Zeitwörter oft voransetzt, wo sie in der Sprache des gemeinen Lebens gewöhnlich nachstehen, dass er von Constructionen mit Participien nicht selten Gebrauch macht, sind Freyheiten, die sich gute Schriftsteller, auch wenn sie nicht übersetzen, immer mehr, zum grofsen Gewinn unserer Sprache, zu erlauben anfangen. Doch sind uns einzelne, wiewohl nur sehr wenige, Ausdrücke und Wendungen aufgefallen, die uns selbst für den plutarchischen Styl zu kühn däuchten. Wir wollen einige Beyspiele dieser Art anführen, nicht um doch etwas nach üblicher Sitte zu tadeln, sondern weil wir glauben, dass, was uns auffiel, vielleicht auch Anderen anstöfsig seyn möchte, denen ein Urtheil gebührt. *Tib. Gracch.* 15. „Und selbst das Königthum — ausserdem dass es alle Obergewalt in sich umfasst hielt, und durch die höchsten Feyerlichkeiten zum Göttlichen geheiliget war — dennoch trieb die Stadt den Tarquinius aus" u. s. w. Wir glauben nicht, dass unsere Sprache den Gebrauch des absoluten Nominativs gestattet. Hier besonders hätte der Nominativ an der Spitze erhalten werden können, ohne dass man zu einem solchen Hülfsmittel seine Zuflucht zu nehmen brauchte, wenn man den Satz als Frage stellte. *Caj. Gracch.* 2. „Er allein unter den Dienenden habe den voll hingebrachten Gürtel leer zurückgebracht, die übrigen dagegen hätten auch geleert — des mitgebrachten Weines, aber angefüllt mit Silber und Gold die Fässer wieder mit heimgenommen." Die einfachen Ausdrücke des Plutarch machten, wie es scheint, weder den Gedankenstrich, noch die seltnere Construction des Wortes *leeren*, noch überhaupt das Wortspiel nothwendig. *Timol.* 12. „Weil nun die Sikelier erwarteten, dass der Korinther um nichts besser seyn werde, als jene, sondern dass dieselben Kunstgriffe und Lockungen wiederum über sie kämen, unter heiteren Hoffnungen und freundlichen Versprechungen, sie zum Wechsel eines neuen Despoten zu zähmen;" u. s. w. Hier däuchte uns theils die ganze Wendung zu kühn, theils der Reim von *über sie kämen* (ein Ausdruck, den Hr. B. öfter gebraucht, den wir aber nicht lieben) und *zähmen* ein Übelstand. Auch wissen wir nicht, ob solche, an sich freylich schöne Wortverbindungen, wie *Timol.* 4: „den Schild vor den liegenden Timophanes gestellt, drängte er" u. s. w., deren sich Hr. B. öfter bedient, Freyheiten sind, die der prosaische Schriftsteller gebrauchen darf; denn dass sie bey Dichtern nichts Ungewöhnliches sind, ist bekannt. Eben so scheinen uns die Worte *einwohnen* in activer Bedeutung *Timol.* 20, und *niederhöhnen* *Tib. Gracch.* 15, sogar für den plutarchischen Ton, ein wenig zu kühn. Doch gestehen wir gerne, dass vielleicht nur eine zu beschränkte Ansicht der Dinge uns verhindert, selbst die gerügten Stellen schön zu finden. Anstatt nun noch andere Stellen mühsam aufzusuchen, wo uns Einiges nicht ganz gefiel, geben wir lieber eine etwas längere Probe aus der Übersetzung des Hn. B. selbst, und stellen sie der *Kaltwasser*'schen gegenüber, damit sich Jeder von der Wahrheit dessen, was wir zum Lobe der ersteren gesagt haben, desto leichter überzeugen könne. Wir wählen dazu eine Stelle aus der Lebensbeschreibung des Cajus Gracchus Cap. 15, wiewohl jede andere sich zu diesem Zwecke eben so gut eignet:

Bredow.	*Kaltwasser.*
Im Herausgehen trat ihm an der Thüre seine Frau entgegen, an der einen Hand haltend das Kind, mit der anderen ihn selbst: Nicht zur Rednerbühne, sprach sie, o Kajus! entlasse ich dich heut als Volkstribun, wie vormals, und Gesetzgeber, noch in einen ruhmvollen Krieg, dass wenn du menschliches Schicksal erführest, du mir wenigstens eine geehrte Trauer nachliessest: nein, den Mördern des Tiberius giebst du dich hin, unbewaffnet in edler Absicht, damit du lieber leidest als thuest; aber du wirst umkommen, ohne allen Gewinn für das Gemeinwohl. Gesiegt hat schon die schlechtere Sache; mit Gewalt und Eisen entscheiden sie schon das Recht. Wenn bey Numantia dein Bruder gefallen wäre; wäre nach einem Vergleich sein Leichnam uns zurückgegeben worden: jetzt aber werde wahrscheinlich auch ich irgend einen Fluss oder ein Meer anflehen müssen, mir zu zeigen, wo irgend dein Leib bewahrt werde. Denn wie kann man noch den Gesetzen vertrauen oder den Göttern, nach der Ermordung des Tiberius?	Als er eben zur Thüre hinausgehen wollte, warf sich seine Gemahlin vor ihm nieder, hielt mit der einen Hand ihn selbst, mit der anderen ihr kleines Kind, und sprach zu ihm: Jetzt entlasse ich dich, mein Cajus, nicht wie sonst, um als Volkstribun oder Gesetzgeber auf die Rednerbühne zu gehen, auch nicht einmal in einen ruhmvollen Krieg, damit ich dich wenigstens, wenn dir auch ein Unfall begegnete, mit Ehren betrauern könnte: nein, du lieferst dich selbst den Mördern des Tiberius in die Hände. Dass du unbewaffnet hingehst, um lieber Unrecht zu leiden, als zu thun, ist zwar schön und löblich, aber du wirst dich ohne den geringsten Vortheil für den Staat aufopfern. Denn die schlechtere Sache triumphirt jetzt; Schwerdt und Gewalt entscheiden in den Gerichten. Wäre dein Bruder vor Numantia gefallen, so hätten wir doch seinen Leichnam noch durch Vergleich wieder bekommen können; nun aber werde ich vielleicht einen Fluss oder das Meer anflehen müssen, um mir zu entdecken, wo dein Körper verborgen liegt. Denn wie kann man nach des Tiberius Ermordung noch auf die Gesetze oder auf die Götter ein Vertrauen setzen?

Man vergleiche beide Übersetzungen mit dem Original, und man wird finden, dass Hr. *Bredow* beynahe nach derselben Wortfolge übersetzte, wie wir sie im Plutarch finden. Aber wie viel kräftiger und kürzer spricht die Licinnia bey Hn. *Bredow*, als bey Hn. *Kaltwasser?* Noch gröfser ist die Verschiedenheit beider Übersetzungen in anderen Stellen, und man glaubt beynahe zwey verschiedene Schriftsteller zu lesen, wenn man den Plutarch in diesen beiden Übersetzungen der Reihe nach liest. Fast überall ist bey Hn. *Bredow* der Sinn der Urschrift richtiger ausgedrückt, kräftiger und kürzer dargestellt. Möchte es ihm doch gefallen, uns noch mehrere in eben dem Geiste übersetzte Lebensbeschreibungen des Plutarch zu geben!

Noch bemerken wir, dass Hr. *B.* in seiner Übers. manche Änderungen des griechischen Textes, die er sich in der Schulausgabe erlaubt, und wozu ihn

Reiske verleitet hatte, jetzt mit vollem Rechte zurückgenommen, und dagegen manchen anderen Lesearten, die er früher nicht aufzunehmen wagte, jetzt in dem Texte eine Stelle gestattet hat. So liest er jetzt Timol. 14 ὁ τότε καιρὸς für ὁ πώποτε καιρὸς; Timol. 16 ὁρῶντας für ὁρμῶντας. Timol. 26 hat er τὸν ἐπισφαλῶς νοσοῦντα nicht übersetzt, und die Worte, wie es scheint, als Glosse betrachtet, worin wir ihm beypflichten. Timol. 37 liest er ἧς für οἷς und ἐπιδὼν statt ἐπιδεῖν. Philop. 12 ward πολίτας erhalten, wofür Hr. *B.* sonst πελάτας zu lesen wünschte. Philop. 13 ist die andere Lesart τῷ — ῥηθέντι statt τὸ — ῥηθὲν aufgenommen. Philop. 16 φρονήσοντας für φρονήσαντας. Caj. Gracch. 16 ist die alte Lesart ἐπὶ τούτοις κατιέναι πάλιν, ἢ μὴ κατιέναι statt Reiskens Conjectur, ἐπὶ τούτοις μὴ κατιέναι πάλιν mit Recht wiederhergestellt. Brut. 46 hat Hr. *B. Dusouls* Conjectur μηχανώμενοι statt μαχόμενοι zur Lesart des Textes erhoben. Zum Schlusse halten wir es noch für Pflicht, ein paar Sinn entstellende Druckfehler anzuzeigen. Philop. 4 lese man: *wie an Flüssen, Gräben, in engen Wegen die getrennete und wieder vereinete Phalanx leiden und sich stellen könnte* u. s. w. statt: *und wie an Flüssen, Gräben, engen Wegen in getrennete und wieder die vereinete Phalanx leiden und sich stellen könnte.* Brut. 15 lese man: *die Grösse der Angst* statt: *Angst der Grösse.*

F. C.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. 1) *Oldenburg*, b. Stalling: *Ankündigung einiger Abschiedsreden* durch *Chr. Wilh. Ahlwardt*, des oldenb. Gymn. ersten Prof. u. Rector. *Voran Bemerkungen über Ilias* 15, 18—21. 1805. 12 S. kl. 4.

2) Ebendaselbst: *Ankündigung einiger Abschiedsreden* u. s. w. durch *Chr. Wilh. Ahlwardt.* Voran *Bemerkungen über einige Stellen griech. Dichter, vorzüglich in Rücksicht des Sylbenmasses.* 1807. 10 S. kl. 4.

Bey der gewöhnlichen Gedankenleere und Geistesarmuth unserer Schulschriften, die alles geleistet zu haben meinen, wenn sie in blumigem Latein und mühsam aus alten Dichtern zusammengestoppelten Phrasen einher stolziren, kann es nicht anders als erfreulich seyn, wenn ein Mann von vielseitiger Gelehrsamkeit und gewandtem Geiste, den äusserlichen Prunk verschmähend, diesem fast verrufenen Geschäft wieder zu Ehren hilft.

No. 1 hat die metrische Berichtigung eines homerischen Verses, *Ilias* 15, 18:

ἦ οὐ μέμνῃ, ὅτε τ' ἐκρέμω ὑψόθεν, ἐκ δὲ ποδοῖιν etc.

zum Hauptgegenstand. Die 16 Hexametercäsuren der alten Grammatiker, so wie *Hermann's* Capitel über den heroischen Vers verwerfend, nimmt Hr. *A. einen einzigen* Hauptabschnitt (τομὴ, *caesura* bey den genaueren Grammatikern) an, der allemal in den dritten Fuss fällt, und bald männlich, bald weiblich ist, das erstere bey den Römern, bey den späteren Griechen das letztere überwiegend. Hievon wird die einzige Ausnahme gestattet, dass die Cäsur, statt in den dritten, in den vierten Fuss fällt, wo sie allemal männlich seyn muss, mit der Beschränkung jedoch, dass der dritte Fuss dann kein *voller* Dactylus seyn, und also die männliche Cäsur im vierten Fuss *nie nach einem einsylbigen Wort* fallen darf. Der Vers: *Ilias* 1, 106:

μάντι κακῶν, οὐ πώποτέ μοι || τὸ κρήγυον εἶπες.

würde also kein ächter Hexameter seyn, wenn man nicht das οὐ πώποτε in οὔπω ποτε oder οὔ πω πότε ändern, oder auch, mit Elidirung der *ultima*, ἐμοὶ schreiben will. Den deutschen Dichtern werden indess „*aus Barmherzigkeit*" Verse wie der *Klopstock*'sche:

Wende dich weg, wehmuthiger Blick || von der Angst des Erdulders,

erlaubt; auch finden sich dergleichen sowohl bey *Voss*, als bey *Schlegel*. *Rom.* 9, 51, 75, 109, 113. — Dieser Canon ist, unserer Meinung nach, dahin zu berichtigen, dass die männliche Cäsur im vierten Fuss auch zugleich im zweyten Statt haben muss, wie in

οὐκ ἀγαθὸν || πολυκοιρανίη· || εἷς κοίρανος ἔστω

Ilias 2, 204. Aus griechischen und römischen Dichtern ist uns nur eine einzige Stelle gegen diese Regel, *Ilias* 24, 339, bekannt: unter den Deutschen nehmen es auch die trefflichsten Verskünstler nicht so streng. S. *Vossens Horaz. Epist.* 1, 19, 49. 2, 1, 241.

Nach jener metrischen Bemerkung ist der Vers:

ἦ οὐ μέμνῃ, ὅτε τ' ἐκρέμω ὑψόθεν, ἐκ δὲ ποδοῖιν etc.

durchaus corrupt: auch scheint er im Alterthum schon für verdorben gegolten zu haben; mindestens finden sich in den Handschriften verschiedene Lesarten, deren aber keine den kranken Fleck trifft. *Bentley* — von dessen Papieren über den Homer Hr. *A.* bemerkt, es sey zu bedauern, dass sie nicht in bessere Hände, als in die des göttinger Herausg. der Ilias gekommen seyn — scheint zuerst das Monströse des Verses gefühlt zu haben, dem er durch die von *Heyne* ganz und gar nicht verstandene Conjectur: τε κρέμω (*scilicet ut Ionicum esset* setzt *Heyne* T. 7, p. 7 hinzu, als ob ein Verbum *mit* dem Augment nicht ionisch wäre) abhilft. Hr. *A.* aber urtheilt von diesem Vorschlag wie von dem des Recensenten der Göttinger Ilias (*Jen. Allg. Lit. Ztg.* 1803. S. 331): ὅτε περ κρέμω (wo die Änderung des τε in περ unnöthig ist. S. *Hermann ad Viger.* p. 796. *Damm. lex. Homer.* p. 414), dass die schon verkürzte Form ἐκρέμω durch Wegwerfung des Augments und Zusammenziehung in κρέμω den Hörern des alten Sängers, die nicht Zeit hatten, am einzelnen Wort zu verweilen, durchaus habe unverständlich werden müssen. Hierin können wir Hn. *A.* indess nicht geradezu beystimmen. Da nach *Fischer* zu *Weller* T. 3. p. 120 die Form ἐκρέμω unbezweifelt, und nicht eben ungewöhnlich ist, sehen wir nicht, was sich gründliches gegen die Wegwerfung des Augments einwenden lässt, auch kommen ja in unseren Volksgesängen Wortformen und namentlich Verkürzungen vor, die uns allerdings nicht gleich verständlich sind, aber theils durch wiederholtes Hören, theils aus dem Zusammenhange klar werden. Das lässt sich auch von den homerischen Gesängen annehmen. Überdiess kann hier der in der Arsis stark angeschlagene Laut ε forttönend gedacht werden. Endlich würde es nicht schwer werden, aus dem ionischen Dichter noch gar manche Formen beyzubringen, die abweichender zu nennen sind, als unser κρέμω. Erinnert doch das *ge*, welches den deutschen *Participiis perfecti* angehängt wird, aufs vollkommenste an die griechische Reduplication, und wem, der nur das Wort *gebissen* kennt, kann es unverständlich seyn, wenn der Zigeunerbube im *Götz von Berlichingen* schreit: *Hamster hat mich bissen.* —? Da Hr. *Hermann* nun das τε mit nachfolgendem δὲ hinreichend vertheidiget hat: so sind wir sehr geneigt, *Bentley's* Vermuthung für die ursprüngliche Lesart zu halten. — Indess wollen wir auch Hn. *As.* Vorschläge mittheilen. Da ihm auch die Verbindung der Sätze: ὅτε τε κρέμω — ἐκ δὲ ποδοῖιν ἧκα etwas ungelenk scheint, und er in der ersten Hälfte ein dem ἧκα entsprechendes transitives Verbum vermisst: so conjicirt er: ὅτε σε κρέμασ' ὑψόθεν, wogegen aber die wichtige Bedenklichkeit eintritt, dass der Schlussvocal der *ersten* Person des Aoristus primus wegen Verwechslung mit der *dritten* schwerlich elidirt werden darf. Ferner, aus der

von alten Grammatikern erwähnten Form κρέμομαι ein Activum bildend, ὅτε σὲ κρέμα etc., oder endlich, nach Homers Weise, die nämlichen Worte wiederholend: ὅτε ὕψι σὺ κρέμω. — Einige beyläufige Bemerkungen, als S. 4 über die Zusammenziehung des η ευ zu einer Sylbe, übergehen wir.

No. 2 beschäftiget sich mit der ebenfalls metrischen Berichtigung eines Verses des Aeschylos Eumeniden. 289. Herm. (291. Ed. Schütz maj.)

θρασὺς ταγοῦχος ὡς ἀνὴρ ἐπισκοπεῖ.

Das Wort ταγος hat, wie seine Derivativa, das α in der Stammsylbe lang. Viele Beyspiele davon finden sich bey *Dawes. miscell. crit.* p. 248 aus den griechischen Dichtern gesammelt. Hr. *A.* theilt diese, mit einigen vermehrt, mit, und führt nun auch drey Verse an, in denen das α offenbar kurz gebraucht ist. Ilias 23, 160. Aristophanes Ritter. 159. Br. Lysistrata. 105, von denen aber die beiden ersten durch scharfsinnige Verbesserungen einsichtsvoller Herausgeber bereits mit der allgemeinen Regel ausgeglichen sind. Über die Stelle der Lysistrate freylich genügt Hn. *A's.* Ausweg, Aristophanes wolle den komischen Eindruck dadurch verstärken, dass er die Lakedämonierin Lampito „ihr breites Peloponnesisch plappern lasse", etwa wie in Theokritos Adoniazusen 92, keinesweges. Denn gerade die Verkürzung einer gewöhnlich langen Sylbe wäre in dorischem Munde schlecht charakteristisch, und passte gar nicht zu dem

ἐκκναισεῦντι πλατειάσδοισαι ἅπαντα.

Wir möchten viel lieber mit *Brunk* annehmen, das Wort ταγὴ habe in seiner Quantität eine Ausnahme von den übrigen dieser Familie gemacht, und sey vom zweyten Aorist ἔταγον zu deriviren; wogegen jedoch der anapästische Monometer: Aeschyl. Agam. 110. Sch. ξύμφρονα ταγὰν, wieder bedeutende Zweifel erregt. Könnte indess die Möglichkeit einer kurzen Penultima in ταγὴ dargethan werden: so folgte daraus, dass diese Sylbe auch in dem nicht weiter vorkommenden ταγοῦχος kurz seyn dürfe.

Da aber *Äschylos* das Alpha in ταγὸς und ταγέω wiederholt lang gebraucht, und die Einwendung der Stelle aus der Lysistrate noch wenig begründet ist: so thut Hr. *A.* einen doppelten Vorschlag, dem Vers in den Eumeniden durch eine blosse Versetzung der Worte zu Hülfe zu kommen:

ταγοῦχος ὡς ἀνὴρ ἐπισκοπεῖ θρασὺς

oder auch, was ihm besser gefällt:

ἐπισκοπεῖ ταγοῦχος ὡς ἀνὴρ θρασύς.

Hierauf bringt Hr. *A.* noch einige Bemerkungen über die Cäsur nach dem dritten Fusse bey, die wir dankbar aufnehmen würden, da unsere Metriker hierüber noch keine Untersuchungen angestellt haben, wenn nur Hn. *A's.* Resultate etwas gediegener wären. Er sagt aber nichts weiter, als dass es sowohl *reine* als *unreine Alexandriner* gebe, in deren letzteren der Einschnitt des Verses mit dem der Rede nicht zusammentreffe, wogegen in den ersten die logische und metrische Cäsur Eine sey: und giebt uns dann das Resultat, *dass völlig der dritte Theil aller Senare im Äschylos und Sophokles Alexandriner sind.* Es fänden sich nämlich in den 50 ersten Versen des König Oidipus 22 Alexandriner, und 100 dergleichen in den 290 ersten Trimetern des gefesselten Prometheus.

Die Unrichtigkeit des Gebrauchs, den Hr. *Ahlwardt* hier vom *Alexandriner* macht, nur andeutend, wollen wir bey einer Inconsequenz verweilen, die bewirkt hat, dass das Resultat vom Verhältniss des Trimeter *mit* der Cäsur nach der dritten Arsis zu denen *ohne* diesen Einschnitt ganz unrichtig ausgefallen ist. — In dem ersten der hier angezeigten Programme wird *Hermann* hart dafür angelassen, dass er in seinen beiden Metriken von 16 Cäsuren des Hexameters spricht, welches Versehen richtig aus der Verwechslung von τομὴ, *caesura*, *Abschnitt*, mit κῶλα, κόμματα, *incisiones*, *Einschnitte*, hergeleitet wird. Aber wie kommt es, möchten wir fragen, dass Hr. *A.* ihn etwas hart zurecht weisen, und dennoch zwey volle Jahre darauf denselben Irrthum begehen konnte? — Rec. hat bey Lesung des *Äschylos* und *Sophokles* im Trimeter — wie im heroischen Hexameter — immer nur *Einen Hauptabschnitt* gefunden, die bekannte *Penthemimeris*: Eumenid. 1.

πρῶτον μὲν εὐχῇ || τῇδε πρεσβεύω θεῶν.

Es bedarf keiner mühseligen Zählung, um das Vorherrschende derselben darzuthun. — Von dieser Cäsur findet nun — dem Hexameter ganz analog — soviel wir wissen, nur Eine Ausnahme Statt, dass der Abschnitt von der dritten nach der vierten Arsis verlegt wird, die *Hephthemimeris*: Prometh. vinct. 1.

χθονὸς μὲν εἰς τηλουρὸν | | ἥκομεν πέδον.

Nun finden sich freylich Verse, wie der von *Herm. de metr.* S. 148 aus dem *Aeschylos* angeführte *Prom. vinct.* 866.

Πελασγία | δεδέξεται | θηλυκτόνῳ; — falls *Brunk* richtig emendirt hat — die keine beider Cäsuren haben: aber diese sind *so selten*, dass sich nicht viel ähnliche auffinden lassen, und der Kritiker also durchaus kein Recht hat, solche neu zu bilden. Im Prometh. vinct. finden sich nicht mehr als *drey* ohne diese Cäsur: 617. 645 und 866, von denen der letzte überdiess durch neuere Kritiker erst um den gewöhnlichen Tact gekommen ist: etwas häufiger zwar sind sie in den übrigen äschylischen Tragödieen, besonders in den Persern und der letzten Hälfte des Agamemnon. Doch werden bey einer gründlichen Bearbeitung des Tragikers noch gar manche von diesen verschwinden. Denn ein Theil krankt zugleich an anderen Gebrechen, als Prometh. 866. Sept. adv. Theb. 125. Pers. 327. Agam. 1076. 1263. 1278. 1610. Choeph. 1. Eum. 478, und ein anderer besteht aus wahren metrischen Ungeheuern, als Agam. 952. Eum. 26. Suppl. 413 die entweder verdorben sind, oder beweisen, dass Äschylos nicht eben überall seine Verse so fleissig arbeitete, wie im Prometheus durchgängig geschehen ist. Noch seltener natürlich sind sie beym *Sophokles*, in dessen längstem Trauerspiel, dem Oidipus auf Kolonos, nur vier Beyspiele vorkommen: 372. 575. 1317. 1542; in den Trach. fünf, denn 435 und 555. Erf. sind corrupt u. s. w.

Was nun die 22 sophokleischen und die 100 äschylischen Verse anlangt, die Hr. *A.* so schnell zur Bestätigung seiner Verbesserung gefunden haben will, und aus denen sein wahrscheinlich jedem gleich auffallendes Resultat geflossen ist: so bedauern wir, erklären zu müssen, dass unter allen *hundert zwey und zwanzigen* nur *Ein einziger* beweist, was er beweisen soll; dieser aus dem *König Oidipus*: 46

ἴθ' ὦ βροτῶν ἄριστ' | ἀνόρθωσον πόλιν.

denn in allen anderen liegt die Cäsur nach der Penthemimeris oder der Hephthemimeris, und wenn zugleich die dritte Arsis ein Wort endigt, so ist das, nach Hn. *A.* eigener, richtiger Unterscheidung, nur eine *Incisio*. Wie war es möglich, dass der scharfsinnige Mann Verse, wie

ὑψηλοκρήμνοις || τὸν | λεωργὸν ὀχμάσαι. *Prom. vinct.* 5.

oder wie

ξύμφημ'. ἀνηκουστεῖν | δὲ || τῶν πατρὸς λόγων. das. 40.

für gleichtönend mit dem seinigen

ταγοῦχος ὡς | ἀνὴρ | ἐπισκοπεῖ θρασὺς

ausgeben konnte? — Uebrigens wollen wir unsere Ansichten von den Ab- und Einschnitten des Trimeters weder für schon reif, noch vollständig erklären, und enthalten uns also auch, der Ahlwardtschen Conjectur geradehin ein *nigrum theta* zuzutheilen. Zur Zeit geben wir also Hn. *Ahlwardts* zweytem Vorschlag, der eine richtige Hephthemimeris hat, entschiedenen Vorzug, und glauben die Stelle durch ihn glücklich geheilt.

Wir berichtigen zum Schluss noch den fast unbegreifliche Druckfehler, dass S. 4 statt des Verses:

χάλκεον Ἠδωνῶν ταγὸν ἀνεπλάσατο

Epigr. adesp. 297, 2. *Anal. Brunkii* T. 3. S. 213 ein anderer gar nicht hieher gehöriger steht.

P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 DECEMBER, 1808.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Berlin, in Commission b. Maurer: *Versuch einer Erklärung der punischen Stellen im Pönulus des Plautus.* Drey Programme von *Johann Joachim Bellermann*, Doctor der Theol. u. Philos., Director des berlin. cöllnischen Gymnasiums, und der davon abhängigen Schulen u. s. w. I Stück. 1806. II Stück. 1807. III Stück. 1808. Zusammen 206 S. 8. (16 Gr.)

Hr. D. *Bellermann* verdient für diese gelehrte Untersuchung den wärmsten Dank aller Alterthumsforscher, und selbst diejenigen, welche noch in dem durch *Adelung's Mithridates* neulich wieder genährten kritischen Unglauben befangen sind, werden wenigstens so viel eingestehen müssen, dass Hr. B. einen hohen Grad von Gelehrsamkeit und Scharfsinn in der allgemeinen Begründung und partiellen Durchführung seiner Hypothese gezeigt habe. Rec. bekennt aufrichtig, dass er das Punische im Plautus lange Zeit für weiter nichts als ein Spiel des Witzes und einen von Plautus selbst erfundenen punischartigen Jargon gehalten habe. Er verglich mit diesem: *Yth alonim valonoth* u. s. w. die mesopotamische Rede, welche *Holberg* in seinem Ulysses von Ithaka dem Ambassadeur Chilian in den Mund legt, und meinte, der Schatten des schalkhaften Komikers würde nicht wenig ergötzt werden, wenn ein Kritiker in seinem *Skiolski dolski podolski, spaelamdissimo renkalavet, speckavet* u. s. w. einen schätzbaren Überrest der ausgestorbenen mesopotamischen Sprache fände! Die Wahrnehmung, dass Aristophanes in seinen Achatnensern dem Pseudartabas einige persische Worte sagen läst, konnte Rec. in seinem Glauben nicht irre machen, indem dort der Fall offenbar ganz anders ist. Allein dieser kritische Skepticismus ist durch die vorliegende Untersuchung völlig niedergeschlagen worden, und Rec. stimmt dem Vf. bey, wenn er sich für überzeugt hält, „das Räthsel gelöset zu haben", und wenn er behauptet: „Irre ich mich, dass ich das Punische, welches zwey Punier und eine Punierin spricht, für erklärbar halte, und ist im Gegentheil die Äusserung Anderer, namentlich *Adelung's*, gegründet, dass die Stellen im Poenulus nichts als Worte ohne Sinn, Laute ohne Verstand sind: so muss man es für das gröste Wunder halten, wenn aus solchen willkührlich zusammengeworfenen Phrasen nicht allein ein verständiger Sinn, sondern gerade derjenige Sinn herauskommt, der in dieser Verbindung erwartet wird" (III. S. 3). Wären blofs die 16 Verse aus *Act. V. Scen. I* vorhanden: so könnte man „die Übersetzung wie den Quotienten eines Divisions-Exempels betrachten, bey welchem die Probe durch die Multiplication, zur Überzeugung von der Richtigkeit des Verfahrens und der Rechnung selbst, nicht gestattet wird." Allein die einzelnen Verse, Phrasen und Wörter, welche *Scen. II* u. *III* vorkommen, und in den lateinischen Dialog gliederweise vertheilt und mit demselben aufs innigste verkettet sind, lassen gar keinen Zweifel mehr übrig, sobald, was hier überall mit gröster Sorgfalt und Genauigkeit geschieht, bey jedem Worte Wurzel, Bildung, Sprachgebrauch und Beweisstelle nachgewiesen wird.

Hr. *B.* giebt I, 14—21 (vrgl. II, 3—4) ein vollständiges Verzeichniss der Schriftsteller, welche die punischen Stellen im Plautus erläutert haben. Für den ältesten hierunter erklärt Hr. *B.* den *Anonymus*, welcher die ersten 10 punischen Verse in der ersten Scene in 11 lateinische Zeilen zu übersetzen versuchte. Diese Übersetzung, welche in unseren Ausgaben gleich hinter dem punischen Texte stehet, wird gewöhnlich für eine von *Plautus* selbst verfertigte gehalten. Der Vf. zeigt I, 19—20, und II, 42 ff., dass diese Annahme die höchste Unwahrscheinlichkeit enthalte. Zu welcher Absicht sollte Plautus, der ja nicht für *Leser*, sondern für's Theater schrieb, das Punische übersetzen? Sollte es mit recitirt werden? Und warum übersetzte er nicht Alles, sondern nur den Anfang? Das Schwerste ist die zweyte und dritte Scene; hier sind wir ohne Hülfe. Auch ist die Übersetzung in einzelnen Puncten nicht nur mangelhaft, sondern auch unrichtig. Endlich ist auch der lateinische Styl wahrhaft anti-plautinisch (I. 20). Man muss daher annehmen, dass ein späterer Autor, der Etwas für die Erklärung dieses Punischen thun wollte, diess *Quid pro quo* beyfügte, in der Folge aber, da er sich der Arbeit nicht gewachsen fühlte, lieber aufhörte. „Übrigens, heisst es II, 43, ist uns jene frühe anonyme Dollmetschung der zehn ersten Verse sehr schätzbar, weil sie uns eine alte Ansicht der Sache liefert, und die Wahrheit neuerer Versuche bestätiget. In sofern entstehet natürlich der Wunsch, dass derselbe unbekannte Verfasser auch alles Übrige auf seine Art übersetzt haben möchte." Unter den übrigen Erklärern wird dem berühmten *Sam. Bochart* mit Recht der Vorzug eingeräumt. „Er kam, meines Erachtens, der Wahrheit näher, als alle Vorgänger. Da er aber weder die sechs letzten Verse der ersten Scene, noch die siebenzehn ein-

zelnen Phrasen der zweyten und dritten Scene berührt: so sieht man, dass er nur einen Theil des Weges betrat."

Von einem anderen Erklärer sagt Hr. B. I, 17: „*Georg Heinrich Saphunius*, nach Anderen *Sappuhnius*, hat diesen Gegenstand in einer *Commentatio philol.* Leipzig 1713. 8, aus dem Aramäischen erklärt. Aller angewandten Mühe ungeachtet, habe ich diese Schrift weder aus den Buchläden, noch aus Bibliotheken erhalten können, kann also auch nicht darüber urtheilen." Dieselbe Klage wird II, 4 wiederholt. Rec. besitzt diese selten gewordene kleine Schrift. Sie führt den Titel: *Commentatio philologica, qua nobilis linguae Carchedonicae reliquia ab Acc. Plauto Sarsin. Actu V. Sc. I et II fabulae, quae inscribitur Poenulus, adservata explicatur et ad dialectum Aramaeam refertur a Georgio Henrico Sappuhnio. Lipsiae apud J. Christ. Martini* 1713. 48 S. 8. Der Vf. schickt seiner Erklärung selbst folgende acht Theses voraus: 1) *Phoenicum et origo et appellatio ab Edomo gentis conditore deducenda.* [Von ארמים (*rubentes*) sey Φοινικες die Übersetzung; die Ableitung von כנעני, κνα oder χνα, welche schon *Berosus Hist. Lib. I* mache, sey unrichtig. Hr. B. dagegen vertheidiget I, 7. III, 5 u. 6, jene ältere, besonders von *Bochart* (*Geogr. sacr. Lib. IV, c.* 34) gut unterstützte Herleitung, wofür er III, 6 noch eine artige, vom Hn. Prof. *Buttmann* mitgetheilte Bemerkung beybringt: die Endigung ικες in Φοινικες sey bloss Bildungssylbe des Pluralis, und κ gehöre nicht zum Stammworte, wie der identische Name *Poeni* anzeige; so heisse also das Volk Φοινι oder *Phuni*, und Φνα entstand aus χνα, weil die *Aspiratae* in einander übergehen. Beide Vff. bauen viel auf ihre Etymologie: der eine, den Hebraismus; der andere, den Aramäismus.]. 2) *Hi Phoenices Tyrum condiderunt.* 3) *Horum ἀποικία et colonia est gens Poenorum in Africa.* 4) *Hi linguam Phoeniciam in Africa propagarunt.* 5) *Hujus tamen linguae nihil fere hodie superest literariorum momentorum, nec an vel in regno Snatta, vel insula Maltha ejus usus obtineat, certo scitur.* [Hr. B. giebt I, 13 ff. Nachweisungen über die sparsamen punischen Sprach-Überreste. Beide Vff. haben der vielen punischen Wörter und Redensarten nicht erwähnt, welche man bey Josephus (z. B. Antiqq. VIII. c. 5. §. 3), Hieronymus, Augustinus (welcher, als ein Eingeborner, diese Sprache verstand), Terent. Varro, Festus u. a. angeführt und erklärt findet. Hr. B. würde sich durch einen Nachtrag, worin diese Überreste gesammelt und kritisch beleuchtet würden, sehr verdient machen]. 6) *Punica Plautina, licet turpiter librariorum inscitia deformata, et a Sam. Bocharto et erud. Petito impari successu explicata, origines suas Phoenicias quodammodo referunt, Aramaeae dialecto, quam Ebreae propriora.* [Der ganze dürftige Beweis beschränkt sich auf Jes. 21, 11 und *Sal. Jarchi* zu Obad. V. 6. Hr. B. führt seinen Beweis des *Hebraismus* ungleich besser. Sein Resultat ist III, 4: „Dass das Punische zu Plautus Zeit von dem Hebräischen zu Esra's oder Nehemia's Zeiten (welche ungefähr 300 Jahre von einander lebten) in der Hauptsache nur wenig verschieden gewesen sey."] 7) *Versu ea scripta sunt, sed eo, qui modulationi Orientalium congruus est.* [S. begnügt sich damit, zu zeigen, dass im A. T. ein Metrum sey, und schliesst S. 32: „*Tale quoque Plautini carminis nostri εἶδος est, cujus poeseos rationes, forsan alio loco explicari poterunt!!*" Wahrscheinlich wusste der gute *Sappuhn* nicht, dass schon 1688 der berühmte *Clericus* die zehn ersten Verse für *Reime* erklärt hatte, welche so klangen:

Chi nitthkam milchi
Oumithdabre iski
Bnoth scheningnhou li
Qubon achi u. s. w.

Auf eine solche Metropoeie hat Hr. B. Verzicht geleistet!] 8) *Charactere Somroneo seu Samaritanis proprio, descripta fuisse probabile est, vel etiam Syrorum Estrangelo Pfessito dicto etc.* [Bey der Erklärung selbst aber sind, wie bey Hn. B., die punischen Wörter in unserem jetzigen hebräisch-chaldäischen Quadrat-Typus abgedruckt.]

In der auf diese Einleitung folgenden Erklärung zeigt *Sappuhn* zwar zuweilen viel Scharfsinn und Sachkenntniss, aber wenig philologische Genauigkeit; sie geht bis zur III. Scene. Hier bricht *S.* mit den Worten (S. 45) ab: „*Quae autem Sc. III. Giddenemes et filii* (vielmehr *filiae*, denn es sind punische Mädchen) *salutantium verba sint, Aesculapii opem exspectant, nobis certe ἄγνωστα. Nisi forte tempus nos plura edocebit.*" Dieser Äsculapius ist nun in Hn. B. erschienen, welcher nicht nur zuerst *alle* punischen Wörter und Redensarten des Poenulus übersetzt und erklärt, sondern auch seine sämmtlichen Vorgänger an philologischer Gelehrsamkeit, an gesundem Urtheil und Geschmack weit übertroffen hat. Wir theilen den Lesern jetzt einige Stellen zur Probe mit, und begleiten sie mit einigen Erinnerungen.

Wir haben schon angeführt, dass Hr. B. das Punische durchaus aus und nach dem Hebräischen erklärt. Er betrachtet diese Stellen gerade so, als ob sie rein-hebräische wären, und wendet mit grösster Rigorosität alle Regeln der hebr. Grammatik auf sie an. Fast scheint es, als ob er hiebey etwas zu weit gegangen und sich zuweilen die Sache zu sehr erschwert, auch wohl die Erklärung etwas zu weit hergeholt habe. Verschiedenheiten in Formation, Flexion, Construction, Pronuntiation u. s. w. kann man immer annehmen, und dennoch eine grössere Harmonie mit der hebräischen Sprache als mit der aramäischen und arabischen annehmen. Dass demungeachtet auf die verwandten Dialekte fleissige Rücksicht genommen werden muss, versteht sich von selbst. Diess geschieht ja ohnediess schon bey der Erklärung der hebräischen Schriftsteller selbst, und es liegt in der Natur der Sache, dass die Licenz hier noch grösser seyn müsse. Nach unserem Dafürhalten hat Hr. B. bey seinem Hebraismus darin eine Inconsequenz gezeigt, dass er nicht den *samaritani-*

schen Schrift-Typus wählte, welcher doch der althebräische ist und mit den verschiedenen phönicischen Alphabeten auf Büttner's Vergleichungs-Tafeln die gröfste Ähnlichkeit hat.

Die ersten 6 Verse aus Act. V, Sc. I. lauten nach Hn. B. masorethisirender Punctation und Transscription so: *Eth — eljonim veeljonoth siccarthi hismecun soth, chi mlachai jitthammu mazliach midabre hm iski; Labo kenoth et ben achi jedidi ubnothai, bruach rabschel eljonim ubimschurathehem. Bterem motho chanoth othi helech Antidamarchon, isch schejada li; bram tippal eth chajil schichnatham lejiphah.* Diese Worte werden so übersetzt: „Den Göttern und Göttinnen will ich opfern, die diese Stadt beschützen, wenn sie meine Geschäfte begünstigen, wenn mir mein Plan durch ihre Hülfe gelingt, meinen geliebten Neffen und meine Töchter wieder zu finden! Doch das kann nur durch der Götter grofse Macht und durch ihre Vorsehung geschehen. Der gute Antidamarch, einst mein Gastfreund, ist leider todt! Er liebte mich — (nach einer Pause) Doch er ist jetzt im Kreise der glücklichen Edeln." Unter dieser etwas freyeren Übersetzung steht auch noch eine ganz wörtliche, und hierauf folgen die philologischen Anmerkungen, worin jedes Wort grammatisch und exegetisch erklärt wird. Bey dem Worte *siccarthi* konnte die Bedeutung *opfern* ohne weitere Deduction angenommen werden, da sie die gewöhnliche ist. *Iski* (עסקי) wird von *esek* (*asak*) abgeleitet, welches im Chald. Rabbin. und Talmud. *studium*, *res*, *negotium* u. s. w. bedeute. Rec. vermisst hier den reinen Hebraismus, worauf der Vf. doch sonst so viel hält; auch hat schon *melachah* die Bedeutung *negotium*. Sollte nicht *chiski* (חזקי) *meine Kraft*, in dem Sinne: die Götter werden, zur glücklichen Ausführung meines Geschäftes, meine Kraft unterstützen — vorzuziehen seyn? Oder will man lieber אַסִּיךְ *Fut. Hiph. r.* נָסַךְ *libabo*, (vgl. Ps. 16, 4 u. a. St.) lesen? Dann hätte man zugleich ein Zeitwort, welches dem vorhergehenden הזכיר entspräche. In Ansehung des *Brâm* oder *Beram*, *in alto*, i. e. *in coelo*, stimmt Rec. dem Vf. vollkommen bey. Warum sollte eine Vorstellung deſshalb unpunisch seyn, weil sie hebräisch ist? „Die Idee, heisst es I. S. 37, dass die Tugendhaften im Himmel glücklich leben, ist im ganzen Oriente sehr alt. Der Grieche und Römer drückte sich hierüber anders aus, wenn er gleich auch vom Olymp und den elysäischen Gefilden sprach. Der Punier hat die orientalischen Vorstellungsarten. Es ist ein guter Zug von des Plautus Aufmerksamkeit auf Nationalverschiedenheit." Nach Rec. Meinung liegt schon in עֶלְיוֹנִים und עֶלְיוֹנוֹת eine Rechtfertigung dieser Erklärung. *Sappuhn* theilt V. 6 so ab: *Is se debrim dyfel yth chyl schou tam liphol, i. e. Hunc virum dicunt, quod fecerit omne, ad quod aptus erat, ut faceret.*

Vorzüglich glücklich war Hr. B. in Erklärung des Dialogs in Act. V. Sc. II. (2 St. S. 6—39.) Die Worte: *Hanno muthumballe bechaedreanech* theilt er so ab: *Hanno muthim balle bechaedre anech, i. e. Sitis gratiosi, viri domini mei, in intimo meo est angor:* Verzeihen Sie, meine Herrn, ich bin gar sehr verlegen." Alle Ausleger haben, sonderbar genug, geglaubt, dass die Antwort Milphio's: *Hannonem sese ait Carthagine, Carthaginensem Muthumballis filium,* die wahre Übersetzung jener Worte enthielte. Es wäre doch auffallend, dass eben der Milphio, der als ein höchst unwissender und unglücklicher Dollmetscher vorgestellt werden soll, und dessen ganze punische Sprachkenntniss sich auf die Grussformel: *Avo* (*salve*), auf das Wort *rufen* (*medici*) und auf den Fluch *lachannam* (*ad daemones*) beschränkt (wovon er noch überdiess einen völlig verkehrten Gebrauch macht), hier den rechten Sinn getroffen haben sollte. Das Lächerliche seines *Quid pro quo* liegt darin, dass er einen Herrn *Muthumballes*, den Vater Hanno's, erschafft, und der Stadt Karthago den Namen *Chadreanech* beylegt. Da im ganzen Alterthume keine einzige Stelle vorkommt, woraus erhellet, dass Karthago auch *Chadreanech* geheissen habe (denn Καρχηδων ist doch davon ganz verschieden): so verdient es eine ernstliche Rüge, dass *Bochart*, *Cellarius*, *d'Anville* u. a. aus unserer Stelle diesen Namen ohne Weiteres aufnehmen. Wenn Hr. B. die Wörter: *Avo*, *Rufen* und *Lachannam* auch im Texte durch das französische: *Bon jour*, *Medecins*, *aux Diables* ausdrückt: so gewinnt zwar gewissermaſsen die Deutlichkeit; allein das Ganze erhält dadurch auch einen zu starken Anstrich des Modernen. V. 42 übersetzt Hr. B.: *Me bar bocca* d. i. *was für ein Wicht!* In den Anmerkungen wird diess so erläutert: was ist das für ein Sohn des Jammers oder der Thräne" (מַה בַּר בְּכָה) d. h. was für ein jämmerlicher Mensch! Bekanntlich giebt der ungeschickte Interpret Milphio hievon die Deutung: *Miseram esse praedicat buccam sibi.* Diess führt auf die Vermuthung, dass der punische Text *misar* statt *mibar* oder *mebar* gelautet haben möge, wodurch das Wortspiel viel leichter erklärt werden kann. Daher schlägt Hr. B. auch noch vor: מִי זָר בְּכָה: *quis peregrinus flebilis*, was für ein jämmerlicher Fremdling. Rec. ist in Absicht auf *misar* ganz derselben Meinung; aber gegen בְּכָה hat er noch einige Bedenklichkeiten, theils wegen der Pronuntiation, theils, weil Milphio's Deutung alsdann doch noch einige Richtigkeit haben würde. Er glaubt, dass an בּוּקָה oder בֻּקָּה *inanitas*, *vacuitas* gedacht werden müsse. Dieses Wort ist zugleich mit פוק verwandt, welches von unregelmäſsigen, verworrenen Reden gebraucht wird (vgl. Jes. 28, 7). *Sappuhn* hat: מי זר בקקא; *Me sar bocca: quis est peregrinus ille sciscitas;* aber die Pronuntiation hat, bey der Ableitung von בקק, ihre Schwierigkeiten. Zur Bestätigung der von Rec. vorgeschlagenen Erklärung dient noch, dass זר auch von der *lingua barbara* gebraucht wird. Der Sinn ist: Wer ist der Fremde (זר *peregrinus*, auch in Absicht der punischen Sprache), der so verworren und albern (einen solchen Jargon) redet?

Die folgenden Worte: *Audi tu, rufen nuco istam*, giebt Hr. B.: *St. Höre! Rufen nuco istam* d. i. *Medecins* (mit Kopfschütteln) *Abracadabra!* Er bemerkt

dabey: „Milphio giebt sich ferner das Ansehen, punisch zu sprechen, und stammelt einige Laute, an deren Spitze er das Wort *Medici* setzt, und dann einen Jargon von nichtsbedeutenden Worten: *nuco istam*, etwa wie der Taschenspieler sein: *Tuncus plemsit schimschallerlam*, oder *abra cadabra* und dergleichen auf sein *passez par ça* folgen läst. Durch Kopfschütteln drückt Milphio den Sinn aus, dass sein Herr kein Arzt sey." *Sappuhn* hat auch dieses *Abracadabra* zu erklären gesucht: *Rufen mi co is lam* (*legerentur haec hodie: Rofein mi ca jisalem*): *Medicos, quis de illis interrogat?* Rec. würde kein Bedenken tragen, dieser Erklärung den Vorzug zu geben, sobald man nur annehmen dürfte, dass es die Antwort des Puniers, auf Milphio's *Rufen*, wäre.

Im III Stück, worin *Act. V. Sc. III.* erklärt wird, kommen schöne Bemerkungen über den Namen *Giddeneme*, über das aus dem Orient abstammende Wort *tunica* (כתונא), *genius* u. a. vor. Die beiden punischen Verse: *Handones illi hanon bene si illi in mustine* (V. 22) nach Hn. *B.* Abtheilung: חן דוגי שאלי חנן בנות האלה אין מות חנה und V. 23: *Me ipsi et enes tedum et alam naces timim* oder: מי אפסי עור האנוש חרום עד עולם בשיש חמים lauten in der Übersetzung: „Mein Herr frohlockt, dass Gott die Töchter wieder schenkt (dass er sie nicht dem Tode überlieferte). Auch ich bin froh (wer ist ausser mir glücklicher?); der Harm verstummt. Lasst jubeln uns!" Gegen die Erklärung des einen oder anderen Ausdrucks liesse sich wohl Manches erinnern; aber im Allgemeinen hat der Vf. den Sinn gewiss sehr glücklich getroffen. Er hat hiebey um so mehr Verdienst, da ihm bey dieser Scene noch kein anderer Schriftsteller vorgearbeitet hatte. Wir haben nun an diesem Commentar die erste vollständige mit Sach- und Sprach-kenntniss verfasste Erklärung eines alten Documents, welches als der einzige grössere literar. Überrest einer höchst merkwürdigen Nation des Alterthums, jedem Freunde und Forscher der alten Literatur von grösster Wichtigkeit seyn muss. Dass sich Hr. *B.* auch bey Erklärung der lateinischen Stellen als einen eben so gelehrten und geschmackvollen Ausleger gezeigt habe, wird Niemand, bey sorgfältiger Vergleichung dieser gelehrten Programme, in Zweifel ziehen. Vorzüglich verdient die Übersetzung, welche einen schönen Mittelweg zwischen zu grosser Freyheit und ängstlicher Sylbenstecherey einschlägt, empfohlen zu werden. **a.**

KURZE ANZEIGEN.

Kirchengeschichte. *Salzburg*, b. Mayr: *Über die Laien-Communion in der älteren Kirche, und die Reduction der Kleriker zu derselben*; eine kanonistisch-historische Skizze von M. *Rumpler*. Mit Genehmigung der k. k. österreichischen Censur. 1807. 2½ Bog. 8. (3 Gr.) Rein historisch, wie der Vf. seinen Gegenstand behandelt, sey auch unsere Anzeige davon. *Communio laica* war in der älteren Kirche die Herabsetzung der Kleriker aus der Gemeinschaft des Klerus in die der Laien und eine Strafe für diejenigen Geistlichen, die sich durch einen anstössigen Lebenswandel der Prärogative ihres Standes unwürdig machten. Sie wurden damit noch keinesweges aus der kirchlichen Gesellschaft excommunicirt, genossen vielmehr alle diejenigen Rechte, die den Laien-Christen auch zukamen; aber eine Gemeinschaft, die diesen zur Ehre gereichte, war jenen schon eine empfindliche Schande. Diese ursprüngliche Bedeutung des Wortes belegt der Vf. mit mehreren Stellen aus den ältesten Kirchenvätern. Aber schon in den ersten 3 Jahrhunderten war den weltlichen Personen der Genuss des Abendmahls nur *extra cancellos chori*, und nachdem es die Geistlichen vor ihnen schon empfangen hatten, verstattet. Einer solchen Theilnahme mussten sich daher auch die ausgestossenen Kleriker unterwerfen, und als im 15ten Jahrhundert auf dem Kostnitzer Concilio den Laien auch die Kelchreichung versagt wurde: so schlich sich allmählich eine ganz neue Bedeutung des Ausdrucks ein; es wurde darunter der Genuss des Abendmahls *sub unica specie et extra cancellos*, wie es nur die Laien empfingen, verstanden, wobey die erste und eigentliche Bedeutung ganz in Vergessenheit gerieth. — Die Reduction der Geistlichen zur Laien-Communion in dem älteren Sinn kam in dem Grade ausser Gebrauch, in dem der ganze Stand ausartete, weil sonst vom Pabste bis auf den Diakon Niemand mit Ehren darin sich hätte behaupten können. Nur im 16ten Jahrhundert, wo die Reformation die verdorbenen Sitten des Klerus dem allgemeinen Unwillen preis gab, erwachte hie und da der alte Gebrauch, schlief aber auch späterhin dermassen wieder ein, dass die Kirche den Klerikern sogar auf ihr eigenes Bitten selten erlaubte, in den Laienstand zurückzutreten.

In neueren Zeiten haben Einige gewünscht, dass diese Degradation in den Laienstand wieder in Ausübung gebracht würde, und der Vf. wünscht es mit ihnen. Die humanste und galanteste Art, es zu thun, wäre, nach unserem Bedünken, die Befolgung des durch die Stimme der Natur noch immer ohne Erfolg aufgedrungenen Raths: Gebt ihnen, statt Jungfrauen, Weiber, damit sie nicht von Haus zu Haus herumschleichen und — Weiber verführen!

A + X.

Ausländische Sprachkunde. *Berlin*, b. Frölich: *The Vicar of Wakefield, mit Aussprache, wörtlicher Übersetzung der ersten Capitel und grammatischen Anmerkungen begleitet.* Von *Friedrich Theodor Kühne*, Prof. abendländischer Sprachen auf der Julius-Carls-Universität. 1806. XXXX u. 470 S. 8. Man muss die Mühe und den ausdauernden Fleiss bewundern, womit in dem vorliegenden Werke der Vf. gesucht hat, die Aussprache des Englischen durch den Deutschen geläufigere Lautzeichen auszudrücken. Ob aber bey aller Genauigkeit in der Ausführung der beabsichtigte Zweck erreicht sey, möchte immer noch etwas zweifelhaft scheinen: Rec. wenigstens befürchtet, dass es Anfängern eben so schwer fallen werde, das Englische nach der hier gewählten Lautbezeichnung mit Leichtigkeit lesen zu lernen, als wenn er unter einer guten mündlichen Anweisung sich die englische Schreibungsweise gleich selbst bekannt zu machen, und so die Fertigkeit, mit derselben die gehörigen Töne zu verbinden, zu erwerben sucht. Hier eine Probe von der gewählten Bezeichnungsart der englischen Laute mitzutheilen, verbieten die zum Theil ganz besonders dazu gebildeten Buchstaben.

Rw.

Fortsetzungen.

Freyburg, b. Craz u. Gerlach: *Anleitung zur katechetischen Erklärung der Sonn- und Festtags-Episteln.* Von *Aug. Theod. Leuchte*, Diak. zu Haynichen. 1808. 3ter H. 116 S. 4ter H. 302 S. 8. (1 Thlr.) S. Rec. d. beiden ersten Hefte. 1808. No. 12.

Halle, b. Kümmel: *Journal für Prediger.* 1808. 53ter Bd. 1—4tes St. 480 S. 54ter Bd. 1—4tes St. 488 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.) Auch unter dem besonderen Titel: *Neues Journal für Prediger.* 33ter Bd. 1—4tes St. 34ter Bd. 1—4tes St.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 DECEMBER, 1808.

HOMILETIK.

1) Dresden, in der Waltherschen Hofbuchhandl.: *Predigten* von M. *Christian Karl Gottfried Zeis*, Prediger zu Somsdorf, und Mitglied der Societät christlicher Liebe und Wissenschaften. Erste Sammlung. 1807. 146 S. 8. (16 Gr.)

2) Stendal, b. Franzen u. Grosse: *Religionsvorträge grösstentheils an Festtagen und bey besondern Veranlassungen und Fällen gehalten.* 1804. 362 S. 8. (20 Gr.)

No. 1 zeichnet sich weniger durch die Auswahl der Hauptsätze der Predigten, oder durch ihre kunstgerechte Anlage, als vielmehr durch ihre natürliche, herzliche Beredsamkeit aus; und sie würden in letzterer Hinsicht noch mehr gewonnen haben, wenn der Vf. in der Form und Bildung des Ganzen nicht bisweilen einem naheliegenden, aber schwer zu erreichenden Muster zu ängstlich nachgestrebt hätte. Auch hier beweiset es sich, wie gefährlich es sey, seiner Eigenthümlichkeit zu entsagen, und sich eine fremde Form für seine Denk- und Darstellungs-Weise aneignen zu wollen. Worauf aber der Vf. bey seinen Vorträgen noch besondere Rücksicht zu nehmen hat, und wo ihm das eben angedeutete Muster glänzend vor Augen steht, das ist das helle, leichte Auffassen der Theile, nebst ihrer natürlichen Ableitung aus dem Texte und ihrer Zergliederung. Gleich die erste Predigt, die (über Joh. IV, 47—54) *von dem Vertrauen auf die göttliche Hülfe in den Augenblicken der Angst* handelt, giebt Veranlassung, diese Bemerkung zu machen. Dieses Vertrauen wird zuerst nach seiner Beschaffenheit betrachtet, und gesagt, dass es lebendig, thätig, anhaltend und bescheiden seyn müsse. Was man sich aber unter einem lebendigen Vertrauen zu denken habe, ist aus dem, was darüber vorgebracht wird, nicht zu erkennen. Im zweyten Theile derselben Predigt wird von den Wirkungen dieses Vertrauens gesprochen, und als die erste Wirkung angeführt, dass es süss sey. Es leuchtet sogleich ein, wie unrichtig dieser Satz ausgedrückt sey; aber auch die Ausführung berichtiget den Ausdruck nicht, und der Sinn desselben bleibt schwankend. Eben so ist in der dritten Predigt (über Matth. XXIV, 15—28) *vom Siege der Auserwählten über den Gräuel der Verwüstung*, zwar Manches recht gut gedacht und gesagt, aber das Ganze hat keinen Zusammenhang, keinen Alles auf sich beziehenden Vereinigungspunct. — Bisweilen ist es auch dem Vf. begegnet, dass ihm ein Gedanke, ein Ausdruck entschlüpfte, den er bey grösserer Aufmerksamkeit gewiss zurückgehalten haben würde. So z. B. S. 28: „*der Staat* hat die gerechtesten Ansprüche auf diess alles, und wird jedes Opfer in seine Jahrbücher zeichnen, dass er es zu seiner Zeit vergelte." Hier ist offenbar etwas vom Staate gesagt, das sich auf keine Weise von ihm sagen lässt. S. 46: „Wenn es wahr ist, was selbst der niedrigste Sklav der Sinnlichkeit nicht zu leugnen wagen dürfte, dass der Mensch nach einem dauerhaften Genusse der Freude *reinscht* u. s. w." Andere Kleinigkeiten lassen wir unbemerkt.

Die Predigten No. 2 sind sämmtlich vor einer gebildeten, mit den neueren Fortschritten der sittlich-religiösen Aufklärung bekannten Gemeinde gehalten, und der Vf. verlangt, dass man bei Beurtheilung derselben auf diesen Umstand Rücksicht nehmen solle. Sie haben bey denen, die sie hörten, Beyfall erhalten; diejenigen, welche dieselben lesen, werden ihnen den ihrigen auch nicht versagen. Sie zeigen von einem wahrhaft gebildeten Verstande, und einem frommen Gemüthe; und dadurch, dass sie grösstentheils Gelegenheitsreden sind, müssen sie noch besonders in ihrem Kreise an Wirksamkeit gewonnen haben. Die Hauptsätze sind zwar nichts weniger, als neu, aber sie sind doch grösstentheils gut durchgeführt; nur bey einigen scheint der Vf. seine Muster zu wenig vergessen zu haben. Die sechste Predigt: *Was verdankt der preussische Staat seinen Königen, und zu welchen Pflichten ermuntert die Erinnerung daran jeden Unterthan?* am hundertjährigen Jubelfeste der preussischen Königswürde; so wie die folgende am Geburtsfeste des Königs: *Erfreuen wir uns des Glückes einer weisen Regierung? und, wenn diess ist, wie machen wir uns desselben werth?* sind durch den Vorgang der Zeiten Beweise geworden, wie schwierig es sey, bey solchen Gelegenheiten nicht zu viel zu thun. Zu der fünften Predigt, über *die Verwerflichkeit des Stolzes*, macht der Vf. die Anmerkung, sie sey bey einer localen Veranlassung gehalten. Wir finden, was wir sehr billigen, diese locale Veranlassung in der Predigt selbst sehr wenig herausgehoben, wünschen aber doch die Anmerkung lieber ganz weg. Was uns am wenigsten an diesen Predigten gefallen hat, oder, lieber gerade herausgesagt, missfallen hat, ist die gar zu sparsame Benutzung der Bibel, die fast wie Bibelscheue aussieht. Wir können nicht glauben, dass der Vf. die Entfernung der Bibel und ihrer Kern- und Kraft-Sprache

Zuhörer trefflich benutzt, um zu ihren Herzen zu reden. Wenn dazu, wie wir vermuthen, ein vorzügliches Äussere und eine wahre körperliche Beredsamkeit kömmt: so kann es dem Vf. nicht an dem verdienten Beyfall, und seinen Predigten nicht an grossen Wirkungen fehlen.

Dass der Vf. nicht bloss solche Vorträge zum Druck befördert hat, worin neue, selten auf der Kanzel vorkommende, Themen abgehandelt werden, dass er vielmehr nichts so eifrig sucht, als die allbekannten Wahrheiten der Religion zeitgemäss vorzutragen, und sie *seinen* Zuhörern wichtig und eindringend zu machen, rechnet ihm der Rec. eher zum Lobe, als zum Fehler an. Denn offenbar ist das Letzte viel nöthiger als das Erste; und wenn es gleich gut ist, dass einige gedruckte Predigten sich durch Neuheit des Inhalts auszeichnen: so wäre es doch nicht gut, wenn Alle diess wollten. Da aber nicht so sehr in der Neuheit der Themen, als in der Zeitgemässheit des Vortrags der Vorzug dieser Kanzelreden liegt: so wird es nicht nöthig seyn, hier den Inhalt derselben auszuziehen. Nur einige Themata will Rec. anführen, die ihm Gelegenheit zu einigen Erinnerungen geben. Die vierte Predigt ist überschrieben: *Über die Kraft, welche in den Aussprüchen des göttlichen Wortes liegt.* Das ist etwas undeutlich; sind biblische, und welche biblische sind gemeint? oder sind überhaupt Kernsprüche verstanden, die eine Religionswahrheit ausdrücken? Man lernt erst aus der Predigt, dass der Vf. von einigen biblischen Kernsprüchen, worin eine heiligende oder tröstliche Religionswahrheit sich ausspricht, reden will. Die fünfte redet *von der schädlichen Verwechslung der Tugend mit der Gesetzlichkeit.* Sollte es nicht nützlicher seyn, das, was in dieser Predigt gesagt werden musste und gesagt worden ist, anders als in dieser Terminologie auszudrücken? Unsere Zuhörer haben gar nicht nöthig, Tugend von der Gesetzlichkeit unterscheiden zu lernen, wenn sie gleich immer *das* unterscheiden lernen müssen, was man sich unter beiden Worten denkt. Von der 12 Pr. ist das Thema so angegeben: *Wie unrecht und schlimm* (soll heissen: nachtheilig) *es sey, sein Gewissen auf eine so leichte* (wie leichte?) *Art zu beruhigen.* Die 13 spricht über *merkwürdige Stunden des Lebens*, ist nach dem 26 Octbr. 1806 — in einer für Berlin und die preussischen Staaten nur allzumerkwürdigen Zeit — gehalten, und konnte wohl nicht füglich eine bestimmtere Überschrift haben, die eigentlich wohl nöthig gewesen wäre.

Was die Ausführung betrifft: so will Rec. diese Vorträge nicht mit dem Buchstaben der homiletischen Gesetze vergleichen, nach welchem der Vf. selbst manchen kleinen Flecken darin finden würde. Nur können wir den Wunsch nicht unterdrücken, dass der Vf. immer hauptsächlich durch Gründe und in dem Geiste des Christenthums, oder der eigentlichen Geistes- und Herzens-Religion, seine Zuhörer möchte zu trösten, aufzurichten, über den Geist und die Drangsale der gegenwärtigen Zeit zu erheben gesucht haben. Dass diess zuweilen geschieht, wer wird das leugnen? Welcher christliche Prediger kann das ganz unterlassen? Aber es geschieht hier nicht oft genug, da es immer (nach Rec. Urtheil) geschehen müsste. So wird z. B. die Hoffnung zu sehr darauf hingeleitet, dass es bald im Zeitlichen besser werden, dass die jetzigen Bedrückungen bald aufhören, und die gegenwärtigen Besorgnisse bald eitel seyn, ja wohl gar, dass der König bald nach Berlin zurückkommen werde; aber worauf gründet sich doch diese Hoffnung? Gewöhnlich sogenanntes Vertrauen auf Gott reicht doch nicht so weit, und das ächte christliche Vertrauen auf Gott weiset uns wohl nicht auf baldige bessere Zeiten hin, indem es wahres Völkerglück nicht eher erwarten lässt, als bis Regenten, Stellvertreter der Regenten und Unterthanen weiser, besser und religiöser geworden sind; es lässt uns bestimmte äussere Güter nie mit Zuversicht erwarten. Christen können nach Wahrheit mit nichts anderem getröstet, d. h. über alles Sichtbare erhoben und zu ihren Pflichten in Leiden gestärkt werden, als dass denen, die Gott lieben, alles, auch die grössten Umwälzungen der Staaten, auch die fürchterlichsten Drangsale, zum Besten dienen, und dass alles zur Beförderung des Reichs der Wahrheit, der Tugend und Seligkeit der Menschen gereichen müsse, ohne bestimmen zu können, wann, wie und wo es kommen wird. Diese höhere und doch einzig religiöse Ansicht der Weltbegebenheiten zeigt sich in diesen Vorträgen nicht so oft und hell, als zu wünschen wäre.

Dfr.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Breslau*, b. Korn: *Erweckungen zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit.* 1807. 256 S. 16. (8 Gr.) Formulare zum Beten und Betrachten sind nach dem Vf. „Erweckungen zu einer innigen Andacht, zu einer seligen Vereinigung mit Gott, durch die frömmsten Gesinnungen und Empfindungen." Man findet also hier religiöse Betrachtungen und Gebete für katholische Christen. Die Betrachtungen sind dem Vf. besser gelungen, als die Gebete, in welchen die Simplicität der Gebetssprache ganz verfehlt ist. Das Morgengebet S. 16 fängt sich z. B. also an: „Mild und freundlich färbt das Morgenroth den Gesichtskreis, und die Natur entfaltet im zunehmenden Tageslichte ihren sanften Reiz." Und weiter unten heisst es: „Dann fliesst der Strom meines Lebens mit befruchtenden friedlichen Wellen still und gelassen zwischen seinen Ufern, wenn diese gleich nicht immer beblümt wären." — Leidet hier nicht das Anwendung, was der Vf. selbst in seiner Vorrede S. IV sagt: „Wer möchte wohl die Andacht zu einer romantischen Vision, zu einem Ausbruche der Phantasie herabwürdigen wollen?" Ueberhaupt sind Gebetsformulare, wenn sie sich nicht auf vorhergegangene Betrachtungen beziehen, eine zwecklose Sache, verlieren den eigenthümlichen Charakter des Gebets und gehen in Betrachtungen über. Denn das Gebet soll die Empfindungen deutlich darstellen, welche vorhergehende Gedanken in uns erweckt haben. Da aber nur selten ohne vorhergegangene Betrachtung die Gedanken vorausgesetzt werden können, welche Empfindungen verursachen sollen: so werden diese Gedanken gewöhnlich im Gebete selbst vorgetragen, und dadurch geht der eigentliche Charakter des Gebets, wodurch es sich von der Betrachtung unterscheidet, verloren.

O. m. r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 28 DECEMBER, 1808.

PHYSIK.

GRÄTZ, b. Ferstl: *Compendiaria Physicae institutio*, quam in usum tironum conscripsit hujusque scientiae statui recentissimo accommodavit *Jo. Phil. Neumann*, Physicae in C. R. Lyceo Graecensi Prof. P. O. Tomus I Cum fig. aeri incisis. 1808. VI u. 231 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Hr. N. gehört zu den fleissigen deutschen Physikern, welche, mit der Zeit fortschreitend, die grosse Menge neuer sogenannter und wirklicher Beobachtungen prüfend in Empfang nehmen, und von einem reifen männlichen Urtheile begleitet, sie zum Vortheile ihrer Zuhörer und Leser gehörig zu benutzen wissen. Da kein neueres lateinisches Compendium der Art existirt, und der Vf., dem in allen k. k. Staaten geltenden Befehle zufolge, im Lyceum zu Grätz — wo er seit ein paar Jahren als Professor angestellt ist — die Physik lateinisch vortragen muss: so wurde er genöthiget, selbst Hand ans Werk zu legen, und einen zweckmäsigen Leitfaden zu entwerfen, wobey er sowohl die älteren Schriften eines *Newton*, *Gravesand*, *Muschenbroek* u. s. w., als vorzüglich auch die neueren eines *Coulomb*, *Hauy*, *Saussure*, *Lavoisier*, *Cavallo*, *de Luc*, *Ritter* u. s. w. und unter den Zeitschriften besonders *Voigt's Magaz.*, *Gilberts Annal.* und *Gehlens Journ.* gewissenhaft benutzte. Wo der Vf. anderer Meinung ist, oder bey denen Phänomenen, von welchen er andere Folgerungen ableitet, als wie diejenigen der von ihm benutzten Schriftsteller sind, hat er dieses jedesmal bemerkbar gemacht; und wenn der unbefangene Leser in diesen eigenen Folgerungen des Vs. auch manche findet, die den Wunsch übrig läſst, dass Hr. N. doch freyeren Blicks, nicht seine ihm vielleicht zur Gewohnheit gewordenen Vorstellungen, sondern vielmehr die Phänomene selbst aufgefasst haben möchte: so glaubt Rec. doch mit jedem Parteylosen eingestehen zu können, dass jene eigenen Bemerkungen, Vergleichungen und Ableitungen des Vfs. von einem ernsten, in unserer Zeit seltenen Studium zeugen. Das Buch zerfällt in 9 Capitel, welche durch eine verschiedene Begriffserläuterungen enthaltende Einleitung vorbereitet werden. Die allgemeine Physik oder Naturkunde trennt Hr. N. in Naturbeschreibung, Archäologie oder Geschichte der Natur — von der bis jetzt nur einzelne Fragmente existiren — und Naturlehre; eine Eintheilung, welcher Rec. huldigt, so fern dabey nicht vergessen wird, dass sie, wie alle ähnlichen, dem umschauenden Verstande und nicht der Natur zu Liebe entworfen wurde. Der Schule treu bleibend begreift der Vf. bloss die Naturlehre anorg. Körper, nicht die Physiologie, unter dem, was er Physik nennt, führt dieser jedoch die Chemie in ihren wesentlichsten Momenten zu, und versucht es, den Unterschied einer (sogenannten) reinen, allgemeinen und angewandten Physik möglichst strenge durchzuführen, wogegen Rec. in wissenschaftlicher Hinsicht nichts einwenden, hingegen als Lehrer der Physik aus der Erfahrung die Unanwendbarkeit versichern kann. Im *ersten* Cap. werden als allgemeine Körpererscheinungen räumliche Ausdehnung, Gestaltung, Trägheit, Anziehung, Theilbarkeit, Undurchdringlichkeit und Porosität, nach atomistischer und dynamischer Ansicht, von eigenem Urtheile begleitet, kurz und fasslich abgehandelt; so wie im *zweyten* Cap. die allgemeinen Bewegungsverhältnisse, ohne dabey einzelne, Bewegung veranlassende Kräfte zu berücksichtigen, untersucht. Das *dritte* Cap. ist den chemischen Elementen gewidmet, wo die gewöhnlichen Begriffe der Chemie, der Grundstoffe nebst einer kurzen Geschichte derselben vorkommen. Der Satz, dass die sogenannten Grundstoffe (denen Hr. N. einen Licht-, Wärme-, elektrischen und magnetischen Stoff beyfügt) als unveränderlich specifisch-verschiedene Materien angesehen werden, möchte auch, trotz der lebhaften Vertheidigung des Vfs., nicht Stich halten, und steht mit dem Entwickelungsgange der Natur sowohl, als überhaupt mit ihrer Ganzheit (man verzeihe das Wort), mit ihrem Gesammtleben in offenbarem Widerspruch. Wohlthätig ist für das Fortschreiten der Theile der Naturkunde die genaue Forschung und Kenntniss des Einzelnen: aber frommen kann der *umfassenden* Naturkenntniss des nach Wahrheit strebenden menschlichen Geistes eine Ansicht und ein Verfahren nicht, dessen Ziel vollendete Zersplitterung und Verzerrung des Naturganzen ist; und namentlich läſst sich in jenem Falle das von Bequemlichkeit gepflegte Verfahren keineswegs billigen, selbst wenn ihm auch der gröſste Theil der lebenden Physiker huldigte, die chemischen Grundstoffe als absolut specifisch verschiedene Materien zu betrachten, weil sie weniger Wandelbarkeit als organische Gebilde zeigen. Läſst sich denn nicht der Fall denken, dass unsere Analysten nach und nach die chemischen Elemente auf Licht, Wasserstoff und Sauerstoff, oder Licht und Wasser zu reduciren genöthiget wären; und zeigen

denn z. B. die neueften *Davy*'fchen Verfuche nicht, dafs felbft Metallität nur Zuftand ift, vielleicht einzig durch Hineinbildung des Wafferftoffs hervorgebracht? — Das *vierte* Cap. hat die Zuftände der Körper, die Phänomene der Cohäfion, der Adhäfion, der chemifchen Affinität und der Anziehung in merklichen Fernen zum Gegenftande. Von guten Bemerkungen begleitet finden wir hier neben der älteren *Bergmann*'fchen die neuere *Berthollet*'fche Lehre entwickelt, und empfehlen Hn. *N's*. Urtheile über diefen Gegenftand allen Freunden folcher Unterfuchungen zur Nachlefe. Dafs der Vf. expanfive und contractive Elafticität unterfcheidet, finden wir in der Ordnung; nur hätten wir gewünfcht, dafs Hr. *N*. mehrere anderweitige Phänomene zufammengeftellt, wenigftens in einer Note aufgeführt hätte, die dazu dienen können, das Wefen der merkwürdigen contractiven Elafticität näher zu beleuchten, wohin gewiffermafsen alle diejenigen Phänomene zu zählen find, welche alsdann von einer Anziehung nach dem Centro zeugen, wenn die äufseren Umftände nachlaffen, welche zuvor Raumsvergröfserung des contractiv elaftifchen Körpers veranlafsten. — Im *fünften* Cap. werden die Phänomene der Schwere im Allgemeinen; im *fechften* die Phänomene fchwerer fefter Körper; im *fiebenten* die Phänomene fchwerer Flüffigkeiten, und im *achten* die Erfcheinungsweifen elaftifch flüffiger Subftanzen mit gehöriger Deutlichkeit abgehandelt. Das *neunte* Cap. endlich befchäftigt fich mit der Unterfuchung der Schwingungsbewegungen fchallender Körper, wo die beygefügte Literatur zeigt, mit welchem Fleifse der Vf. die neueren hieher gehörenden Beobachtungen benutzt hat; öfters wird unter anderen auch die Mufikal. Zeitung citirt. Auf das, was bey den Schallphänomenen vielleicht zur Elektricität hinweifet, wird der Vf. wahrfcheinlich in der Folge bey Unterfuchung der Elektricität zurückkommen. Wir fehen der Fortfetzung diefes belehrenden Grundriffes mit Verlangen entgegen, und wünfchen, dafs der gründliche Vf. kein Feld neuerer Beobachtungen und kein fremdes Gewand deffelben fcheuen möge, um Alles prüfend und das Befte benutzend, die Erwartung feiner Lefer zu befriedigen. Zum Schluffe diefer beurtheilenden Anzeige heben wir eine Stelle — des 23 §. — aus, um den Lefer in den Stand zu fetzen, auch über die Sprache und den Vortrag des Hn. N. einigermafsen zu urtheilen. — — — „*Quid multa? ftudium naturae docet nos difcernere utilia a noxiis, docet nos illa, quibus indigemus, faciliori modo nobis comparare; perficit artes mechanicas, perficit mediate etiam artes liberales, atque ita commoditates et amoenitates vitae auget, media nobis praebet ad telluris noftrae orbem reddendum pulchriorem, et hoc modo reciproce in guftum agit. etc. — — — Ducit nos praeterea ftudium naturae ad numinis fupremi providentiam cognofcendam, atque ejus attributa plurima, praecipue potentiam, fapientiam atque benignitatem optime intelligenda.*"

E. r. E.

TECHNOLOGIE.

Berlin, in der Realfchulbuchhandlung: *Theoretifches und praktifches Handbuch der allgemeinen Fabrikenkunde, oder Anleitung zur Kenntnifs und Einrichtung fo wie zur ordnungsmäfsigen Verwaltung der wichtigften Künfte, Fabriken, Manufacturen und chemifch-technifchen Gewerbe.* Von *Sigism. Friedr. Hermbftädt*, königl. preuff. Geheimenrathe u. f. w. Erften Bandes erfter Theil. 1807. 240 S. 8. (1 Rthlr.)

Da die Staatshaushaltung auf der Erzielung der Erzeugniffe des Erdbodens und auf ihrer Veredelung zu allerhand dem Menfchen nöthigen Producten beruhet, oder auf Landwirthfchaft, Fabriken und Künften: fo können auch folche nicht genug cultivirt werden, und jede dahin abzweckende Bemühung ift mit Dank zu erkennen. Diefs ift auch die Abficht, die unfer Vf. durch die Herausgabe diefes Handbuchs zu erreichen fucht. Aufserdem aber glaubt er dadurch, wie er in der Vorrede fagt, die Geheimnifskrämerey zu verdrängen, die immer mehr zunehme, indem Charlatans, Geheimnifskrämer und Betrüger manchen ehrlichen Mann durch Verkauf eines angeblichen Geheimniffes fein rechtlich erworbenes Eigenthum ablocken. — Diefs könne in den meiften Fällen nur allein durch chemifche Kenntniffe beurtheilt werden, und daher feyen folche für viele Fabricanten von der gröfsten Nothwendigkeit, und es fey nach des Vfs. Meinung das Wohlthätigfte für ein Land, Schulen mit Lehrern für die theoretifche und praktifche Chemie zu befetzen, und von Seiten des Staats dahin zu fehen, dafs Pepinieren zur Bildung folcher Männer unterhalten würden, die nicht blofs Theoretiker, fondern auch Praktiker find, um aus ihnen jene Lehrftellen befetzen zu können. Der Vf. macht hier mit der *Effigbereitung* den Anfang, und er fcheint geneigt zu feyn, jedes Gefchäft, welches er zu bearbeiten gedenkt, noch unter einem befonderen Titel ins Publicum zu bringen. Die Effigfabrication erfcheint alfo noch unter dem Titel: *Anleitung zu einer gemeinnützigen Kenntnifs der Natur, Fabrication und Nutzanwendung des Effigs, fo wie der verfchiedenen Arten deffelben u. f. w.* In der Einleitung handelt der Vf. die einfachen Stoffe der unzerlegten Subftanzen ab, die auf das Theoretifche der Effigbereitung Bezug haben. Aufserdem ift diefe Abhandlung in achtzehn Abfchnitte abgetheilt, welche für *die Gährung überhaupt*, für die *Gefchichte und Theorie der Effigbildung*, für die *dazu nöthigen Bedingungsmittel*, für die *Subftanzen, aus welchen Effig bereitet werden kann*, für *die Werkftatt des Effigfabricanten* und *für die dazu erfoderlichen Geräthfchaften* beftimmt find. Ferner handeln fie von der *Fabrication des ächten Weineffigs, des Cider- oder Obft-Effigs, des Effigs aus verfchiedenen anderen Obft- und Beeren.* Hierauf folgt die Fabrication des Effigs aus *Zucker, Rofinen, Honig, Runkelrüben*, anderen füfsen *Wurzelgewächfen, Ahorn- und Birken-Saft.* Fabrication *des Effigs aus der Milch und aus verfchiedenen Getrei-*

tearten. Von den *Mitteln, die saure Fermentation zu beschleunigen,* von der *Aufbewahrung des Essigs,* von den *Kennzeichen seiner Güte und Ächtheit,* und den *Mitteln, ihn in Ansehung der Verfälschung* zu prüfen. Endlich die *Mittel, den Essig zu verstärken, Zubereitung zusammengesetzter Essige,* und *die Nutzanwendung des Essigs in den Künsten und Manufacturen.* Wem also daran liegt, sich über das Essiggeschäft im Allgemeinen zu belehren, der wird diese Schrift nicht ohne Nutzen von der Hand legen, obgleich Rec. im Ganzen nichts Neues über das Essiggeschäft, was nicht schon aus anderen Schriften bekannt wäre, darin gefunden hat. Bekanntlich beruhet das Essiggeschäft im Allgemeinen darauf, einer in der geistigen Gährung begriffen gewesenen Flüssigkeit, nachdem sie eben beendiget ist, ein Essigferment zuzusetzen, wozu vorzüglich schon fertiger Essig dient, und dann diese Flüssigkeit in eine dazu zweckmäfsige Temperatur zu bringen. Nach des Vfs. Meinung sey der Zutritt des Oxygengases unumgänglich nothwendig. Wie pafst diefs aber mit *Anschel's* Erfahrung zusammen, der am schnellsten unter der Glocke der Luftpumpe Essig darstellte? Schwerlich kann der rohe Essig (der ist doch hier gemeint?) als eine gemengte Flüssigkeit aus Wasser, Schleim, Zuckertheilen, mehreren verschieden gearteten Pflanzensäuren, unter welchen aber diejenige, welche die specifische Natur des Essigs bestimmt, den vorwaltenden Antheil ausmacht, betrachtet werden. Es ist gewifs eine völlig gemischte oder chemische Verbindung, und schwerlich werden darin noch Zuckertheile als vorhanden angenommen werden können. Nicht jeder Essig geht, wenn er in Gefäfsen steht, die nicht ganz damit angefüllt sind, zu einer faulen, stinkenden Jauche über, sondern nur solche, welche viel schleimähnliche Theile enthalten, und defshalb Kahn absetzen. Rec. hatte einen gut ausgesäuerten Essig, aus blofsem Weingeist und Wasser bereitet, unter den Händen, der sich mehrere Jahre in nicht völlig angefüllten Gläsern gut erhalten hatte, ohne eine Spur von Fäulnifs zu zeigen. **§ + y.**

KÖLLN, b. Kaufmann: *Bemerkungen über den Brantwein in politischer, technologischer und medicinischer Hinsicht, mit Beziehung auf die vier neuen Rhein-Departemente.* Von *Ferdinand Wurzer*, Dr. d. Med., ord. Prof. der Exper. Phys. u. Chemie auf der Centralschule zu Bonn. Mit 2 Kpf. 1804. VIII u. 118 S. 8. (14 Gr.)

Die in der Gegend des Vfs. seit 50 Jahren entstandenen häufigen Brantweinbrennereyen werden meist nach dem gemeinen Schlendrian betrieben, ohne von der grofsen Menge nützlicher Erfahrungen, womit die Scheidekunst in den neueren Zeiten bereichert worden ist, Gebrauch zu machen. — Diefs und der Wunsch, den Wohlstand seines Vaterlandes zu befördern, und zur Verbesserung dieses Zweiges des Kunstfleifses beyzutragen, bewog den Vf. gegenwärtige Schrift zu entwerfen. Sie enthält keine eigentliche Anweifung, das Brantweinbrennen in seinem ganzen Umfange theoretisch und praktisch zu erlernen, sondern vielmehr nur Fragmente über mehrere Theile dieses Gewerbes, von welchen Rec. einige kritisch beleuchten mufs. In der Einleitung wirft der Vf. die längst entschiedene Frage auf: Ob das Brantweinbrennen für die 4 neuen Rhein-Departemente, so wie überhaupt viele Brennereyen, dem gemeinen Besten förderlich oder nachtheilig seyen, und beantwortet diese Frage ganz richtig dahin, die grofse Anzahl bestehender Brennereyen sey nicht allein nicht nachtheilig, sondern für das allgemeine Wohl sehr erspriefslich. — Seine Gründe dürften nicht leicht zu widerlegen seyn. Hierauf thut er Vorschläge zur Verbesserung einiger wesentlicher Fehler in den Brennereyen (seiner Gegend). Dafs es ein irriger Wahn sey, das schlechteste Getreide sey zum Brantweinbrennen gut genug; dafs man Waizen wählen; wenn dieser gegen den Roggen nicht zu hoch im Preise stehe, und den Waizen malzen solle, ist sehr zweckmäfsig. Aber wenn er den von *Westrumb* erborgten Vorschlag thut, aus dem Waizenmehle eine Bierwürze zu brauen, und diese ohne Träbern gähren zu lassen, dann in zugestopften Fässern aufzubewahren: so hat er an folgende Inconvenienzen nicht gedacht: 1) Man erhält durch das alleinige Brennen der Würze weniger Brantwein, weil in den Träbern ein guter Theil zurück bleibt, die daher durchaus mitgähren, und alsdann mitgebrannt werden müssen. 2) Durch das Absondern der Träbern wird das Anbrennen der Würze in der Blase keinesweges vermieden; denn was brennt denn in der Blase an? die Träbern doch wohl nicht? sondern der schleimichte Theil der Mösche, der sich eben in der Würze befindet; daher brennen sogar Weinhefen in der Blase an, die doch keine Träbern haben. 3) Wie viel Fässer müfste man nicht haben, und wie viel Raum würde nicht dazu gehören, eine so grofse Menge Würze bis zur Vollendung ihrer Gährung in einer fabrikmäfsigen Brennerey, wo täglich 10000 Pf. Mösche gebrannt werden, aufzubewahren! Man rechne auch $\frac{1}{4}$ auf die zurückbleibenden Träbern, so bleiben doch noch 7500 Pf. Würze für jeden Tag; das sind bey 55 Ohmen, die sich in 4 Tagen, als so lange die Würze doch wohl ruhen und gähren mufs, auf 220 Ohmen vermehren werden; woher alsdann so viel Fässer, so viel Raum? 4) Die Würze wird in der Gährung, sagt der Vf., eine unglaubliche Menge Hefen geben, die man verkaufen oder zu Brantwein machen könne. Das ist möglich, aber doch wohl nicht vortheilhaft für die Würze? je mehr Hefen ein Bier giebt, desto schlechter ist es an Güte; also je mehr Hefen hier die Würze giebt, desto weniger Brantwein ist von ihr zu erwarten. Wenn man doch alle dergleichen Vorschläge und Ideen zuvor von allen Seiten wohl prüfte!! — Dafs der Vf. eigene, von der Brennkammer abgesonderte Gährungskammern empfiehlt, ist schön; leider findet man diese Einrichtung noch fast nirgends. Nur kann Rec. dem Vf. nicht beypflichten, wenn er statt der grofsen Gährungsgefäfse, die man doch in jeder

wohl eingerichteten Brennerey findet, kleinere verlangt, die mit der Blase in gleichem Verhältnisse stehen. Die Gährung in grossen Massen aber ist allemal vollkommener als in kleinen, das lehrt Physik und Erfahrung, und wenn der Vf. die Klümper in der eingebraueten Mösche fürchtet, so können diese durch eine Maschine gänzlich vermieden werden, wie sie jetzt in der herzogl. Brauerey zu Oberweimar errichtet ist. Dass indess eine dem Anschein nach ausgegohrne Mösche, wenn sie nicht alsobald in die Blase gebracht wird, Geist verliere, wie der Vf. meint, haben bereits der Apotheker *Grave* u. d. verstorb. *Neuenhahn* widerlegt. In einer ausgegohrnen Mösche ist noch kein freyer Weingeist vorhanden, er ist noch gebunden, nur erst durch die Hitze in der Blase wird er getrennt und frey gemacht. — Dann kommt der Vf. auf die Gährungsmittel, und liefert zwey verschiedene und künstliche nach *Westrumb*, von welchen der Vf. den besten Erfolg gesehen haben will. — Von den Mängeln des Destillirgeräthes. Hier glaubt der Vf. folgende 4 Arten vorzüglich empfehlen zu dürfen: 1) die hölzerne Geräthschaft der Russen. Diese Anstalt aber bedarf noch grosser Verbesserungen; nur mehrere Versuche müssen entscheiden. 2) Die von *Westrumb* angegebene Destillirannstalt. Hätte doch aber ja der Vf. die erste *Westrumb*'sche Anstalt weggelassen, wo die Blase mehr Höhe als Durchmesser hat! Besser ist die zweyte und dritte. Nur möchte der Mohrenkopf, den der Vf. bey allen Anstalten mit empfiehlt, schwerlich Beyfall finden; denn er ist erwiesen eine ganz zweckwidrige und höchst entbehrliche Anstalt. 3) Das vom Vf. selbst vorgeschlagene Destillirgeräthe (f. *von Crell's chemische Annalen* 1794. B. 2. S. 27). Da diese Anstalt, die sich darauf gründen soll, dass das Wasser in den Gefässen, die man in's kochende Wasser stellt, nicht zum Kochen kommt, hier nicht ausführlich beschrieben ist, Rec. aber die gedachten chemischen Annalen nicht bey der Hand hat: so kann er auch über diese Anstalt nicht urtheilen; bemerken muss er aber, dass des Vfs. Drathgeflechte, das die Höhe seiner Blase haben, und so weit seyn soll, dass zwischen den Wänden der Blase und diesem Drathgeflechte ein Raum von 1 bis 1½ Zoll bleibt, wohl das Anbrennen grob zerschnittener Kräuter verhindern kann, aber nimmermehr der schleimichten Theile einer ausgegohrnen Getreidemasse, weil diese schleimichten Theile mit der Flüssigkeit durch das Drathgeflechte dringen. 4) Die schottländische Geschwind-Destillirannstalt, die nun mit aller ihrer unvollständigen Beschreibung schon so viel Mal ist gegeben und abgebildet worden, und die noch grosser Berichtigungen bedarf; um desto mehr ist zu verwundern, wie der Vf. selbige seinen Landsleuten empfehlen konnte! — Bey allen diesen 4 Anstalten verlangt der Vf. die *Weigel*'sche Kühlanstalt, die im Grossen nur dann anwendbar ist, wenn das kalte Wasser unaufhörlich in den Cylinder, der die Kühlfassröhre umgiebt, laufen kann; und dann empfiehlt er den spitzen Helm mit Traufrinne und dem Mohrenkopfe, worüber Rec. nichts sagen mag, da schon genug in Schriften darüber ist gesagt worden, und selbst neuere Chemiker, z. B. *Hildebrand*, ihn verwerfen. Wird aber das Publicum, das unmöglich alles *pro* und *contra* lesen kann, durch dergleichen Anpreisungen zweckloser Maschinen, die man schon nach 4 Wochen, als unbrauchbar wieder bey Seite setzt, nicht zu grossen und unnöthigen Kosten verleitet? Verantwortlich bleiben dergleichen Schriftsteller immer. — Die Fehler der gewöhnlichen Blasenöfen rüget der Vf., nach *Westrumbs* Anleitung, sehr gut. — In dem Ofen, den der Vf. selbst vorschlägt, liegt der Rost auf einem Topfe von 10 bis 11 Zoll Höhe, unten ohne Boden, durch welchen die Asche in das darunter befindliche Aschenloch fällt. Rec. sieht den Vortheil dieses Topfes nicht ein, wenn das Aschenloch seine gehörige Grösse hat. — Was der Vf. über Brantweinprobe, über Aerometer sagt, ist aus *Neuenhahns* Schrift entlehnt; aus *Westrumbs* Schrift aber: wie die gewöhnlichen Fehler des Fruchtbrantweins zu verbessern seyen. Dass derselbe Kupfer enthalte, das gehört da, wo die Arbeit ununterbrochen fortgeht, unter die Gespenster, und so verleitet denn die Empfehlung zinnerner Kühlröhren und verzinnter Helme abermals zu unnöthigen Kosten, ja sie kann sogar gefährlich werden, wenn das Zinn nicht rein ist. *Brugnatellis* Apparat, Brantwein und Alkohol zugleich zu destilliren, ist bekannt. Eben so die Verhinderung der Ausdünstung des Brantweins. Aber die Tränkung der Fass-Dauben mit Hausblase dürfte doch da sehr kostbar werden, wo man oft 100 und mehr Ohmen Brantwein aufbewahrt. Das sind alle die Verbesserungen in der Brennerey, die der Vf. seinen Landsleuten anpreiset. *Westrumb* ist sein Idol, aus dessen Schriften er zwey Drittheil entlehnt hat, wo denn freylich die Befolgung manches Guten seinen Landsleuten sehr frommen wird. Aber warum benutzte er nicht eben so wohlthätig die von ihm selbst empfohlne Schrift: *Weiss Anweisung zum Fruchtbrantweinbrennen*, die so ungemein viel Gutes enthält? — Zuletzt handelt der Vf.: Über den Einfluss des Fruchtbrantweins auf die Gesundheit, und widerlegt sehr kräftig die Hn. *Faust* und *Hufeland*, die dem Brantwein so viel Übles nachsagen. Die beiden Kupfer stellen eine hölzerne Brenngeräthschaft, eine von *Westrumb* erborgte Blase mit eingebogenen Seitenwänden und Boden, die *Weigel*'sche Kühlanstalt, und die neue schottländische Geschwindbrennanstalt vor.

Alx.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Frölich: *Unterhaltende Anekdoten aus dem achtzehnten Jahrhunderte.* Von *Joh. Christ. Aug. Bauer*, Prediger zu Güldengossa bey Leipzig. 4ter Band, 2te Auflage. 1808. 260 S. 8. (16 Gr.)

Auch unter dem besonderen Titel:

Eugen und Marlborough. Oder Sammlung der interessantesten Züge aus dem Leben dieser merkwürdigen Männer. 8. Recens. des 4 Bds. der ersten Aufl. 1804. No. 153.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 DECEMBER, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Über die Frage, ob die mediceische Venus ein Bild der knidischen vom Praxiteles sey.* Eine archäologische Abhandlung von *Conrad Levezow*, Prof. etc. 1808. 95 S. gr. 4. Nebst einer Kupfertafel. (1 Rthlr. 4 gr.)

In der Vorrede wird bemerkt, diese Abhandlung des Hn. *L.* sey den 28 Nov. 1807 der königl. Societät der Wissenschaften durch Hn. *Heyne*, welchem sie auch zugeeignet ist, vorgelegt worden, und eine in der Jen. A. L. Z. 1806. No. 240 abgedruckte Anzeige von *Beckers* 3tem Hefte des Augusteums habe die nächste Veranlassung dazu gegeben. In gedachter Anzeige nämlich war von einem der weimarischen Kunstfreunde geäusert worden, die so genannte mediceische Venus nebst den anderen ihr ähnlichen Statuen, könnten wohl Nachbildungen der vor Alters so hoch berühmten knidischen Venus des Praxiteles seyn, und ferner noch der Wunsch gethan, es möchte ein gelehrter Alterthumsforscher von der entgegengesetzten, d. i. der besonders von *Visconti Mus. Pio Clem. Tom. I. p.* 18 in Schutz genommenen Meinung, welche behauptet: ein auf Schaumünzen der Knidier vorkommendes Venusbild nebst einigen demselben ähnlichen Statuen, seyen wahrscheinlicher die ächten Nachbildungen des berühmten Werkes des Praxiteles, alles sammeln und darlegen, was diese Meinung begünstigen könnte, weil jene für die mediceische und andere ihr ähnliche Venus-Statuen als Nachbildungen der praxitelischen streitenden Gründe von solcher Stärke schienen, dass sie durch die dagegen aufgestellten noch nichts weniger als für widerlegt zu achten wären.

Hr. *L.* nun war in der vorliegenden Abhandlung aus allen Kräften bemüht, die angeführte Meinung von Visconti und anderen Forschern fester zu begründen, und kündigt sich überdiess noch förmlich als Gegner unserer obenerwähnten Anzeige von *Beckers* 3tem Heft des Augusteums an, in so ferne daselbst von der knidischen Venus des Praxiteles und den Nachbildungen derselben die Rede ist. Erwarte man indessen von uns hier keine Vertheidigung gegen ihn, denn sie würde nicht am schicklichen Orte angebracht seyn; wir übernehmen, dem Geiste dieser A. L. Z. gemäss, blos die unparteyische Prüfung des Werths der Abhandlung des Hn. *L.*, und hoffen, unsere Leser werden alsdann selbst zu entscheiden vermögen, oder wenigstens über die obwaltende Streitfrage hinlänglich unterrichtet seyn.

Indem der Vf. erstlich die Frage: „welche Nachrichten geben uns die alten Schriftsteller von der Beschaffenheit der knidischen Venus?" untersuchen will, hat er mit löblichem und gelehrtem Fleiss alle auf die knidische Venus des Praxiteles sich beziehenden Stellen gesammelt, worunter nebst der bekannten, beym Plinius *Lib. XXXVI*, besonders noch zwey aus dem Lucian bedeutend sind; unterdessen sprechen sie keineswegs für die von Hn. *L.* vertheidigte Meinung, sondern scheinen im Gegentheil mehr die von uns in jener Recension des *Becker*'schen Augusteums geäusserte zu begünstigen. Die erste dieser Stellen, in Lucians Schilderung der Panthea, redet von den schönen Haaren, der Stirn, den schöngezeichneten Augenbraunen, und dem freundlichen, lieblichen Blinzeln der Augen an der Venus des Praxiteles; und eben der Haarschmuck sowohl als das freundliche Blinzeln der Augen sind, wie durchaus nicht kann geleugnet werden, an allen der Figur auf den knidischen Münzen ähnlichen Venusbildern weder so zierlich noch von so sprechendem Ausdruck, als beides eben an der mediceischen und vielen anderen mit ihr von gleichem Urbild veranlassten, oder demselben nachgeahmten Venus-Statuen erscheint.

Die zweyte Stelle beym Lucian meldet von der knidischen Venus des Praxiteles: sie lächle mit etwas geöffnetem Munde, sey durchaus nackt; nur mit der einen Hand bedecke sie verstohlen die Schaam. — Der Tempel, worin dieses Bild stehe, habe zwey Thüren, damit denen, welche solches genau betrachten wollten, auch auf der Rückseite kein Theil, um ihn zu bewundern, entzogen werde. Sodann werden die schönen Formen des Rückens gelobt, die Anmuth der Lenden und die schön proportionirte Linie, welche die Hüfte mit dem gerade stehenden Schienbein bis zu dem Fuss hinabgezogen beschreibt. — Alles dieses sind Merkmale, welche weit wahrscheinlicher auf eine Figur in der Ähnlichkeit der mediceischen Venus schliessen lassen, als auf eine, wie die, so auf knidischen Schaumünzen erscheint, weil nämlich alle Figuren von der letzteren Art, vermöge ihrer Erfindung, weit weniger Bewegung haben, weniger anmuthig, und für den Zweck des Künstlers vortheilhaft gewendet sind, als die der — mediceischen Venus in Geberde und Stellung ähnlichen Bilder.

Hiernächst untersucht Hr. *L.*, als zweyte Frage: „Ob die mediceische Venus diesen, von den Schrift-

stellern angegebenen Merkmalen entspreche oder nicht, und in wiefern?" — Er gesteht nun bald, die mediceische Venus treffe mit den angeführten Nachrichten ziemlich überein, und das Original, dem sie nachgebildet worden, in der berühmtesten Venus-Statue des Alterthums, der knidischen des Praxiteles zu suchen, könne unter allen den obwaltenden Umständen für sehr vernünftig gehalten werden; doch wird die Clausel beygefügt: „*so lange sich nicht andere Gründe ergeben, welche die Aufmerksamkeit auf eine neue Form hinlenken, sie wenigstens zwischen zwey Vorstellungsarten theilen.*

Sodann folgt die Prüfung der dritten Frage: Welche Beweiskraft haben die knidischen Münzen für die Behauptung, dass die darauf enthaltene Vorstellung einer Venus und die ihr ähnlichen vorhandenen Venus-Statuen Bilder der wahren praxitelischen Venus sind? und Hr. *L.* ist bemüht, weitläufig mit vielen Beyspielen darzuthun, was Niemand bezweifelt, nämlich dass auf den Münzen der Alten manche Abbildung berühmter Statuen vorkomme. Gegen die Richtigkeit einzelner Angaben liessen sich indessen gegründete Einwendungen machen, wodurch wir uns aber von der Hauptsache zu entfernen fürchten müssten. Im Ganzen genommen hat der Vf. eigentlich nichts vorgebracht, was unsere, zu Gunsten der mediceischen und anderer derselben ähnlichen Venus-Statuen als Nachbildungen der knidischen Venus des Praxiteles, aufgestellten Gründe umwerfen, oder auch nur im geringsten schwächen könnte; ja S. 55 geschieht sogar vom Gegner das freye Geständniss: „Es könne fast mit völliger Gewissheit bewiesen werden, dass auf vielen Münzen eines und desselben Orts, neben der ganzen oder getheilten Vorstellung des Haupttempelbildes auch wohl noch andere Bildsäulen und Vorstellungen derselben Gottheit, die sich eben daselbst befanden, auf den Münzen vorgestellt wurden." Ein Mehreres können und wollen wir gar nicht verlangen, wünschten unsere Anzeige hier schliessen zu können, und bedauern es aufrichtig, dass der Vf. S. 78 irrigerweise für die von ihm in Schutz genommene, aber schlecht vertheidigte Sache etwas zu gewinnen vermeint, mit der Anmerkung, dass der grössere Massstab der von ihm sogenannten knidischen Venusbilder zum Zweck eines Tempelbildes besser passe, als die kleinere Naturgrösse der mediceischen Statue; die eher für ein Zimmer, für ein Lararium oder Cubiculum einer Privatperson bearbeitet zu seyn scheine. Denn es erregt den Verdacht, als ob er die ganze Streitfrage absichtlich zu verwirren und dunkel zu machen suche, weil nie jemand behauptet hat, die mediceische Venus sey nach der knidischen des Praxiteles genau in gleicher Grösse copirt; auch ist überhaupt von uns nicht gesagt oder vermuthet worden, dass oft erwähnte mediceische Venus, im strengsten Sinne genommen, eine Copie sey, sondern dieselbe sowohl als alle grösseren und kleineren ihr in Hinsicht auf Erfindung, Geberde, Ausdruck u. s. w. ähnelnden Bilder möchten Nachbildungen der so berühmten knidischen Venus des Praxiteles seyn.

Wenn Hr. *L.* ferner unserer Behauptung: „Es befinden sich unter den Resten alter Kunst wohl zwanzig Bilder von der Art (das will sagen: eben der Geberde, Anordnung u. s. w.) der mediceischen Venus, gegen eines von denen, welche mit der Figur auf der knidischen Schaumünze übereinstimmen, widersprechen will; wenn er gar S. 95 wagt zu versichern, das Übergewicht der Mehrzahl sey *auf Seiten der Statuen, deren gleiche Vorstellung auch auf den knidischen Münzen enthalten ist*; wenn er endlich die wichtige Bemerkung, dass allen alten Nachrichten gemäss die knidische Venus des Praxiteles frey aufgestellt gewesen, hingegen die auf der Medaille abgebildete Statue, vom Künstler vermöge der Anordnung ihrer Glieder nur für eine Nische ursprünglich bestimmt seyn konnte, entweder gar nicht zu fassen im Stande war, oder aber absichtlich schief darauf antwortet: so fühlt man sich in der That versucht, seine Fähigkeit zu bezweifeln, oder ihm Unredlichkeit in der Untersuchung und Unkunde im Betreff der antiken Monumente bildender Kunst Schuld zu geben. W. K. F.

BERLIN, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Der neue Proteus.* Original-Lustspiel in vier Acten von *Gustav Linden.* 1808. 127 S. 8. (16 Gr.)

Dieser moderne Proteus, der dem Stücke den Namen giebt, hat in so fern die Verwandlungsgabe des alten, als er Klugheit und Geschicklichkeit genug besitzt, sich in seinen Reden und Betragen nach den verschiedenen Charakteren Anderer zu richten, und den Umständen gemäss immer eine andere Gestalt anzunehmen, so dass er mit seinem ganzen Thun und Wesen dahin strebt, von allen übrigen ihm ähnlichen Charakteren in der menschlichen Gesellschaft einen Gattungsbegriff in seiner Person darzustellen. Dabey leitet ihn nicht eine verschmitzte List, die ihn nur zu einem schlauen Betrüger machen würde, sondern eine gutmüthige, alles leicht nehmende Heiterkeit, die ihn zum Muster eines sehr liebenswürdigen Menschen erhebt, und ihm bey dem Zuschauer herzliche Zuneigung erwirbt. Diess ist wenigstens das Ideal, das sich der Vf. bey diesem Stücke gedacht, wenn auch in der Ausführung nicht völlig erreicht hat. Zur Vollendung seines Bildes hat es ihm an den rechten Gebrauch der Mittel, an Erfindungsgabe, mit einem Wort, an Genie gefehlt. Was das Talent in einer geschickten Anwendung gewöhnlicher in der bürgerlichen Welt oder auf dem Theater schon vorhandener Massregeln mit einer neuen Verknüpfung leisten kann, das hat Hr. *L.* in diesem Producte wirklich geleistet, und er darf sich damit neben manchen anderen Theaterdichter hinstellen, der eben so geistreich und zugleich eben so flüchtig, als er, das gut gestimmte Publicum unterhält. Am meisten ähnlich in Ton und Leichtigkeit ist er der Madam *Weissenthurm*, der er auch an gutmüthiger

Geschwätzigkeit und spieligem Wesen, wie es häufig die Frauenzimmer gern haben, nichts nachgiebt. Wollte man bey ihm an die eigentlich grossen Komiker denken: so müsste man seinem Lustspiele mehr Gedrängtheit, Neuheit, Überraschung und poetische Tiefe und Keckheit wünschen, um eine Vergleichung zwischen ihm und jenen anstellen zu können. Schon gleich Anfangs verliert der Gegenstand dadurch an Reiz, dass wir das Ende errathen, und schon im Geist alle Schwierigkeiten überwunden sehen. Emma will keinen lieben, der ihr von Liebe vorspricht, und will keinen zum Mann wählen, den ihre Vormünder dazu bestimmen; aber sie verräth gleich in den ersten Scenen Neigung zu dem Baron Lindenfeld, unserm Proteus. Dieser hat nun weiter nichts zu thun, als sich ein wenig spröde und gleichgültig gegen sie zu benehmen, und sie muss ihm von selbst immer näher kommen, und sich endlich gar bereitwillig finden lassen, ihm selbst ihre Hand anzutragen. Die Kunst eines Proteus ist nun weiter nicht anzuwenden, als in dem heimlichen Bemühen, die Einwilligung der Verwandten zur Verbindung mit ihr zu erhalten, ohne dass sie etwas davon erfährt. Dabey wird aber im schlimmen Falle nur die Hälfte ihres grossen Vermögens gewagt, dessen sie ohne jene Einwilligung verlustig seyn würde. Also mehr um das Geld, als um die Hand des Mädchens wird das Spiel in Bewegung gesetzt, und ganze Acte mit der Gunstbewerbung bey den Verwandten ausgefüllt. Und wie leicht, wie geradezu geht hier alles von Statten! Dem Trinker wird Wein geschenkt und ein Wort von alter Deutschheit vorgesprochen; dem Antikenkrämer wird ein altes Manuscript aus Herculanum überreicht, und einer eitlen, verbildeten Frau in Jamben Liebe gelobt — diess ist schon hinreichend, um ihre Beystimmung sogar schriftlich zu erhalten. An feiner Zeichnung seltener Charaktere ist hier gar nicht zu denken: das Meiste wird, wie aus der Erinnerung, hingeworfen und aufs Wort angenommen, wie wir es schon von vielen anderen Erscheinungen auf dem Theater gewohnt sind. Nur Lindenfeld, die Hauptperson, ragt unter den übrigen der Idee und Anlage nach merkwürdig hervor, und nimmt als ein Gedankenbild von einem wünschenswerthen, liebenswürdigen Charakter, nicht die Phantasie, aber das Herz des wohlwollenden Zuschauers in Besitz. Lebhaft und mit Laune dargestellt mag das Stück wohl einen Abend unterhalten.

T. Z.

Berlin, b. Sander: *Iphigénie en Aulide etc.* — *Iphigenia in Aulis.* Lyrische Tragödie in drey Aufzügen, in Musik gesetzt von dem Ritter *Gluck.* Frey übersetzt und in einem Auszug zum Singen bey dem Pianoforte gebracht, von *J. D. Sander.* Erster Act. 19 Bogen Folio. (3 Rthlr. 8 gr.)

Bey dem seither so merklichen Streben, jede Oper, die nur einigermassen auf den Beyfall des Publicums Anspruch machen kann, in einem Klavierauszuge herauszugeben, war immer zu befürchten, dass sich endlich auch ein Mitglied aus der gewöhnlichen Arrangir-Zunft an *Glucks* Meisterwerken vergreifen möchte. Dank demnach den Genius, der über *Glucks* Werke wacht, dass dieses nicht eher geschehen ist, bis ein diesem Unternehmen völlig gewachsener Mann sich dazu entschlossen hat!

Dass Hr. *Sander* dieser Mann sey, wird Niemand leugnen, der im Stande ist, diesen feinen Auszug, in Vergleichung mit der vollständigen Partitur, gehörig zu würdigen. Er hat in diesem Auszuge nicht allein die Folge der vollständigen Partitur beybehalten, so dass in demselben auch die Recitative der Oper, und die in dieselbe verwebten Ballette, enthalten sind, sondern er hat auch zugleich dem französischen Texte eine solche deutsche Übersetzung untergelegt, die den Nichtkenner der französischen Sprache vollkommen entschädigt.

Alles Wesentliche der vollständigen Partitur ist, wenn es auch nur aus wenigen von diesem oder jenem Blasinstrumente vorzutragenden Tönen besteht, (welches bekanntlich bey *Glucks* Werken sehr oft der Fall ist), nicht allein in den Auszug übergetragen, sondern es ist bey solchen Stellen auch zugleich das Instrument bemerkt, dessen sich *Gluck* dabey bedient hat, damit man sich den Inhalt der vollständigen Partitur um so deutlicher vorstellen könne.

Wer sollte demnach nicht wünschen, dass die beiden übrigen Acte des Werkes diesem ersten Acte bald nachfolgen mögen, und dass sich sodann Hr. *Sander* auch entschliessen möchte, die übrigen der vorzüglichsten Werke *Glucks* in ähnlichen Auszügen dem deutschen Publicum bekannter zu machen?

Übrigens entspricht das Äussere dieses Auszuges vollkommen dem inneren Werthe der *Gluck*'schen Werke.

— o —

Görlitz, b. Anton: *Der Contrast, oder die Früchte der Erziehung.* Eine Erzählung von *Maria Edgeworth.* Aus dem Engl. übersetzt von dem Vf. des Romans Heliodora. 1807. 12 B. 8. (18 Gr.)

„Kinder sind ein Segen und ein Fluch, sagt Pachter Frankland, je nachdem sie gerathen, und sie gerathen, je nachdem sie erzogen werden. Erziehe ein Kind, wie es erzogen werden *soll*, das war immer mein Grundsatz." Wer für diese triviale Sentenz noch eines Beyspielbuchs bedarf, der möge immerhin die vorliegende Erzählung lesen. Wenn nun aber ein neugieriger Leser sich's einfallen lassen wollte, die sonderbare Frage zu thun: wie *soll* nun erzogen werden, da man mit blosser Moral denn doch nicht auslangt, dem würde der Titel antworten: dass hier nur die *Früchte* der Erziehung *in concreto* durch Contrast dargestellt werden sollten. Zwar ist der Satz, dass Tugend glücklich macht, das Laster bestraft wird, die Regel, um welche sich alle sogenannten moralischen Romane drehen; aber hier ist

er *ex professo* in zwey ganz contrastirenden Familien, von welchen die eine im unverschuldeten Unglück lauter Früchte der Tugend und des Fleisses bringt, die andere durch Glück noch mehr verdorben, durch Müssiggang, Neid und alle Art von Schlechtigkeit zu Grunde gerichtet wird, *nach dem Leben* (welche Worte einigemal, bey grellen und zum Gemeinen sinkenden Schilderungen, als Anmerkung beygefügt sind) ausgeführt und gleichsam in 2 Hauptcapitel gebracht. Aber wozu das im Buche? lehrt diess nicht täglich Erfahrung tausendfältig? „Glaubet dem Leben, es lehrt besser als Lehrer und Buch!" — Aber nicht in solchem Contraste! — Wozu auch ein Contrast, der das der Poesie ganz entkleidete Leben in todten Schattenrissen pedantisch gegenüberstellt, wo man in jedem Augenblicke durch die Absichtlichkeit der Schilderung und die gesuchte Zusammenstellung des Lehrmeisters sich gebunden fühlt, den Genuss der freyen Anschauung und des lebendigen Colorits entbehrend, den selbst die Wirklichkeit dem Auge gewährt, — wenn gleich auch hie und da die Tiefe der Sittlichkeit, weil sie dem Menschen eigen, den Leser — obwohl nur einseitig anspricht? „Es muss dem Volke in die Augen springen", sagen die Populären. Helf Gott! sagt Rec. — Der Name des Übersetzers sollte wohl nur die *Übersetzung* empfehlen; sie ist lesbar.

A . . . . s.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Juliane*, oder *Wahnsinn aus Koketterie*. Ein Spiegel für Mädchen. Nach einer wahren Geschichte bearbeitet von *August Kuhn*. 1808. 83 S. 8. (10 Gr.) Die einzige Absicht des Vfs. bey Bekanntmachung dieser wahren Geschichte ist, nach seiner ausdrücklichen Erklärung, damit zu nützen. Da demnach hier von keinem Kunstwerke die Rede ist: so kann man schon zufrieden seyn, wenn die Begebenheiten nicht ohne Interesse sind, und mit der nöthigen Deutlichkeit vorgetragen werden. Beides ist bey dem kleinen Buche grösstentheils der Fall. Das Raisonnement, welches die Thatsachen begleitet, hat, so wie die Schreibart, jene durchschnittsmässige Allgemeinheit, die wir bey den gesellschaftlich Gebildeten anzutreffen pflegen: an eigentlichen Styl ist da nicht zu denken, wo die wahre Sprache so zu sagen nicht zur Sprache kommen kann, so wenig wie an tiefes Eindringen in die Individualität eines Charakters. Diess letztere, ohne welches keine lebendige Anschaulichkeit zu erreichen ist, wird selbst der gewöhnliche Leser, wenn auch nur dunkel, an der Hauptstelle vermissen, wo die Heldin der Geschichte auf den Einfall geräth, durch kokettes Benehmen ihren Geliebten an sich zu ziehen. Zwar hat der Vf. an Deutlichkeit in den Angaben der Verhältnisse, worin sich Juliane damals befand, und der klugen Überlegungen, zu denen sie veranlasst werden mochte, es keinesweges mangeln lassen: aber bey dem allen wird es nicht ganz klar, wie ein Mädchen, das vorher als mit allen möglichen Tugenden ausgestattet geschildert worden, nun mit so kalt berechnender Klugheit zu handeln im Stande ist, dass es von ihr heisst: „Ja, sie gab sich sogar alle ersinnliche Mühe, um in den verwerflichen, gänzlich unweiblichen Künsten der Koketterie, durch die sie Franzen wieder gewinnen wollte, und die ihr bisher fremd waren, bedeutende Fortschritte zu machen." Diese Unklarheit in der Hauptsache hat ihren offenbaren Grund darin, dass von Julianen's Charakter gleich zu Anfang keine bestimmte Anschauung gegeben, und statt dessen blos in allgemeinen Ausdrücken von ihr geredet wird. Der einzige Zug, dass die Erfahrung sie gegen die Männer misstrauisch gemacht hatte, ist allein nicht hinreichend, um ihre Individualität hervorgehen zu lassen. — Dass der Geliebte gleiches Schicksal mit ihr hat, und auch dem Wahnsinne zum Raub wird, ist wahrscheinlich eine Erdichtung des Vfs., dem Parallelismus zu Liebe. — Etwas auffallend ist es, dass man in dieser Schrift von wenigen Bogen auf drey arge Sprachfehler stösst. So heisst es S. 23: er kam *öfterer* und immer *öfterer* (öfter). — S. 49: mit Einbruch der Nacht verlor er sich in *gänzlicher* (gänzliche) Bewusstlosigkeit — und S. 61: Sie entwarf mancherley Pläne, um den Geliebten von ihrer Schuldlosigkeit zu überzeugen, ihn zu *ihr* (sich) zurückzuführen, und ihn (das zweyte *ihn* ist überflüssig) von Neuem mit unauflöslichen Ketten an *sie* (sich) zu fesseln. Auch findet sich S. 32 ein etwas harter Verstoss gegen den Wohllaut in den Worten: sein von der *musikalischesten* Harmonie beseeltes Herz, des untreffenden Ausdrucks nicht einmal zu gedenken. Indess wird gewiss Hr. *Kuhn* von solchen Schlacken sich gewiss mit der Zeit reinigen, da er, vermöge seines Berufs als Alltagsschriftsteller, so vielfältige Gelegenheit hat, vor dem geneigten Publicum sich vernehmen zu lassen, und diese treffliche Gelegenheit so fleissig benutzt

Ha. Ha.

1) *Leipzig*, b. Hoffmeister und Kühnel: *Ergebung*. Gedicht von *Salis*, mit Begleitung der Guitarre, componirt von *A. Harder*. 1 Bogen. gr. 4. (4 Gr.)

2) *Berlin*, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Sehnsucht*. Von *Friedrich v. Schiller*, mit Begleitung des Pianoforte, in Musik gesetzt und Ihro kaiserl. Hoheit Marien Paulowneu, Grossfürstin von Russland und vermählter Erbprinzessin von Sachsen-Weimar in tiefster Ehrfurcht gewidmet von *August Harder*. 2 Bogen. gr. 4. (18 Gr.)

3) Ebendaselbst: *Lieder mit Begleitung der Guitarre*, in Musik gesetzt und der Madame *Betty Kunzen*, geborenen *Tischbein* gewidmet von *A. Harder*. Op. 16. 4 Bogen. gr. 4. (20 Gr.)

4) Ebendaselbst: *Gesänge mit Begleitung des Pianoforte*, in Musik gesetzt und Ihro Hochwohlgebornen, der Frau *Caroline von Gansauge*, geb. *Brand von Lindau* gewidmet von *A. Harder*. Op. 17. 4½ B. gr. 4. (20 Gr.)

Wenn Hr. *H.* in diesen angezeigten Werken auch hin und wieder den eigentlichen Sinn des Gedichtes verfehlt, oder den Ausdruck desselben verwischt hat, wie z. B. in der unter No. 4 angezeigten Sammlung, in welcher er sich S. 4 im fünften Tacte der ersten Zeile bey den Worten: da labe dich am Mondenstrahl u. s. w. der chromatischen Fortschreitung in Vereinigung mit dem übermässigen Sextenaccorde bedient, der ohne Zweifel hier ganz am unrechten Orte gebraucht ist; — oder wenn man auch der Melodie seiner Lieder hin und wieder mehr Neuheit wünscht, wie z. B. in eben derselben Sammlung bey dem Liede: An den Mond, welches mit dem Anfangssatze des bekannten Chorals: Mache dich mein Geist bereit, oder mit den melodischen Hauptnoten h̄ c̄ d̄ d̄ | g a h — beginnt: so enthalten dennoch diese vier angezeigten Werke im Ganzen genommen so viel inneren Werth, dass sie sich mit Recht an die vorzüglicheren Kunstwerke dieser Gattung anschliessen, und den Liebhabern des Gesangs zu einer angenehmen Unterhaltung anempfohlen werden können.

— o —

Berlin, im Kunst- und Industrie-Compt.: *Nouveaux Pièces progressives pour la Guitarre* composées par *A. Harder*. 11 S. Querfolio. (12 Gr.) Hr. *Harder* liefert in diesem Werkchen solchen angehenden Guitarre-Spielern, die schon mit der Applicatur des Instrumentes ziemlich vertraut sind, eine Folge von 20 kleinen und dem Instrumente grösstentheils sehr angemessenen Tonstücken, von welchen die mehresten anziehend genug sind, um den Anfänger zur öfteren Übung derselben einzuladen.

— o —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 DECEMBER, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hof, b. Grau: *Kurze Anleitung zur deutschen Dichtkunst für Anfänger.* Von *J. Th. B. Helfrecht,* Rector am höfer Gymnasium. Zweyte, durchaus verbesserte und mit einer poetischen Chrestomathie vermehrte Auflage. 1804. VIII u. 232 S. 8. (12 Gr.)

Da zufolge der Vorrede die gegenwärtige Auflage darin einen Zuwachs erhalten hat, dass ihr eine Sammlung von Gedichten einverleibt ist, und die Theorie selbst hier durchaus revidiret, an mehreren Stellen verbessert, und mit dem vermehrt erscheint, was dem Vf. und anderen noch hinzuzusetzen nützlich schien: so muss diess Buch dadurch an Brauchbarkeit sehr gewonnen haben, und der Verleger, welcher für einen reinen und correcten Druck und für ein gutes Papier gesorgt hat, darf auf einen noch schnelleren Absatz, als bey der ersten im J. 1796 erschienenen, Rechnung machen. In Hinsicht auf eine dritte Auflage, welche diess nützliche Buch gewiss verdient, will Rec. den Vf. noch auf einiges, besonders in dem theoretischen Theile desselben, aufmerksam machen.

Der Zweck des Vfs. ist, laut der Vorrede, „den ersten Anfängern in den höheren Schulen eine kurze Anweisung zur Dichtkunst zu geben,“ oder, wie er sich gleich darauf noch deutlicher erklärt, er will in diesem Buche „einen Unterricht in dieser erhabenen und gefühlvollen Art des Ausdrucks unserer Gedanken ertheilen, weil sie dem deutschen Style seine Härte nimmt, ihm Mannichfaltigkeit und Gewandtheit giebt, und ihn ungemein veredelt.“ Die Sammlung von Gedichten aber fügte er, wie er sagt, vorzüglich hinzu, „um den Geist der Jugend durch das Lesen classischer Dichter zu nähren, ihr ästhetisches Gefühl zu verfeinern, und in manchen guten Köpfen die schlafende natürliche Anlage zur Nachahmung zu wecken; den jungen Leuten, welche selbst nicht zu wählen verstehen, eine zweckmäsige Auswahl zu treffen, und gute Stücke aus den besten classischen Dichtern memoriren und declamiren zu lassen.“ Zur Theorie benutzte er, wie er erklärt, die besten neueren Lehrbücher. Eigentlich sollte nun diese kleine Theorie nicht ein blosser Ausbund alles dessen seyn, was er für ganz unentbehrlich für die ersten Anfänger hält: seine Theorie sollte sich vielmehr zur Theorie für die Geübteren verhalten, wie der verkleinerte Schattenriss zu dem, nach welchem er ist verkleinert worden. Eine solche verkleinerte Theorie ist freylich keine leichte Arbeit; denn es kommt hier nicht bloss aufs Verkleinern, sondern auch aufs Verdeutlichen an. Betrachtet man nun alles Theoretische, was in diesem Buche vorkommt, als einen solchen Ausbund des Wissenswürdigen: so ist die daraus entstandene Ordnung, in welcher die Materien abgehandelt sind, dem Zwecke des Vfs. bequem.

Bey der Theorie selbst benutzte der Vf., wie schon gesagt ist, die besten neueren Lehrbücher. Unter diese wird er unstreitig wenigstens auch *Eschenburgs* und *Engels* Lehrbücher gerechnet haben. Der Vf. will aber „seine Arbeit für keinen blossen Auszug aus grösseren Schriften dieser Art, sondern für ein eigenes Lehrbuch“ angesehen wissen. Das ist sie nun freylich auch: allein Rec. glaubt doch, dass, wenn der Vf. z. B. *Eschenburgs* Erklärung von der Dichtkunst bey der seinigen, welche §. 1. S. 1 vorkommt, vor Augen hatte, er da, wo er von diesem Theoretiker abging, sich in der That verirrte. „Die Dichtkunst, so lautet daselbst die Erklärung, ist die Kunst, seine Gedanken mit Begeisterung in einer vollkommenen, sinnlich schönen Rede vorzutragen.“ *Eschenburgs* Erklärung hingegen: Poesie ist sinnlich vollkommene, oder möglichst lebhafte Darstellung vermittelst der Rede u. s. w. Beurtheilt man diese Erklärung nach der Theorie, welche der Vf. zu befolgen scheint: so finden sich darin mehrere beträchtliche Fehler. Denn 1) setzt der Vf. in seine Erklärung noch einen Begriff hinein, der schon in derselben liegt. Er sagt: schöne Rede; und schön nennen seine Theoretiker sinnlich vollkommen. S. in *Moses Mendelssohns* Schriften die Abhandlung *über die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften.* Th. 2. S. 104; 2) trennt er den Begriff Sinnlich von dem Begriffe Vollkommen, da er doch nach der eben angeführten Erklärung von *Mendelssohn* diesem Begriffe unumgänglich nothwendig ist. Und was will 3) der Vf. mit dem Begriffe Sinnlich schön sagen? Hoffentlich wird er in der Folge Rücksicht auf *Kant's Analytik des Schönen in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft* nehmen. Rec. übergeht hier mehrere minder erhebliche Stellen, welche noch auf eben dieser und der folgenden Seite vorkommen, z. B. in der Eintheilung der Künste, wo der Vf. die Dichtkunst lieber zu den gemischten Künsten zählen möchte, und was er über den Zweck der Mimik, Redekunst und Dichtkunst sagt, und empfiehlt dem Vf. die genauere Prüfung und Berichtigung derselben. Die Begeiste-

rung erklärt der Vf. S. 2 so: „Sie ist die lebhafte Gemüthsbewegung, da man durch die Einbildungskraft in eben die Gefühle und Empfindungen versetzt wird, die man bey wirklichen Vorfällen hat" u.s.w. Sollte man wirklich in der Begeisterung vermöge der Einbildungskraft in eine solche Gemüthsbewegung versetzt werden, dass man auch eben die Empfindungen wieder verspürte, welche man bey den wirklichen Vorfällen hatte? Wirkt jede Begeisterung so, oder nur eine oder die andere? Wirkt sie so allein auf den Dichter? oder durch das Gedicht auch auf den Hörer und Leser? Rec. besorgt, dass der Vf. hier und an mehreren Stellen seines Buches Empfindungen mit Gefühlen verwechselt hat. So rechnet er z. B. S. 4 die Empfindungen unter die besonderen Gegenstände, welche in Oden und Liedern besungen werden. *Kant* unterscheidet Empfindung und Gefühle genau *Kritik der ästhetischen Urtheilskr.* S. 9. „In der theatralischen oder dramatischen (wie soll man dieses Oder nehmen?) Poesie, sagt der Vf. S. 4, werden Begebenheiten, Charaktere und Leidenschaften meistens gesprächsweise durch redende und handelnde Personen vorgestellt." Drückt sich der Vf. so aus, um den Anfängern fasslich zu seyn: so giebt er von einer anderen Seite Veranlassung zu irrigen Vorstellungen. Denn der Ausdruck Begebenheiten anstatt Handlung ist der Theorie sehr zuwider (s. *Aristoteles*, *Lessing* und *Engel*), und der Zusatz „durch redende und handelnde Personen" bringt den jungen Leuten die Meinung bey, dass, wer redet, nicht handelt, und wer handelt, nicht redet. Nun ist es ihm aber gewiss bekannt, dass nicht nur in der Bewegung des Körpers, sondern auch des Gemüthes, Handlung liegt, dass folglich die Rede eben so viel, wenn nicht mehr Handlung enthält, als der übrige Theil des Gedichtes. Der gute Geschmack soll, S. 7, das richtige ästhetische Gefühl in Beurtheilung des Wahren, Schönen und Guten seyn. *Kant* sagt: der Geschmack ist das Vermögen der Beurtheilung des Schönen, *Kritik der ästh. Urtheilskr.* S. 3, und an einer anderen Stelle derselben S. 10: „Um etwas gut zu finden, muss ich jederzeit wissen, was der Gegenstand für ein Ding seyn soll, d. i. einen Begriff von demselben haben. Um Schönheit woran zu finden, habe ich das nicht nöthig;" und S. 15: „Schön heisst Jemanden das, was ihm bloss gefällt; gut, was geschätzt, gebilliget wird;" und S. 16: „Geschmack ist das Beurtheilungsvermögen eines Gegenstandes oder einer Vorstellungsart durch ein Wohlgefallen oder Missfallen, ohne alles Interesse. Der Gegenstand eines solchen Wohlgefallens heisst Schön." Des Vfs. Begriff von dem, was ästhetisch heisst, ist vielleicht auch noch durch die *Kritik der Urtheilskraft* zu berichtigen. — Virgilius, sagt der Vf. S. 9, zeichnet sich im Heldengedichte, Lucanus und Silius Italicus im heroischen Gedichte aus, und S. 84 nennt er diese letzten Gedichte heroische Lobgedichte, und S. 129 eine Art der Oden heroische Lobgesänge. Diese Benennungen spielen so sehr in einander, dass man sie nicht genugsam unterscheiden kann. — „Die Franzosen, erzählt der Vf. S. 10, hatten zuerst Meistersänger. Dieses ist ein Irrthum. Die Galen hatten zuerst Barden, und die Franzosen Troubadoure oder Provenzalen: die Deutschen dagegen, denen der Vf. Barden und Druiden giebt, hatten Meistersänger. Druiden waren keine Dichter, wohl aber die Barden; Barden hingegen konnten wohl Druiden, d. i. Priester seyn. S. *Gräter's Bragur* B. I. S. 141 ff. B. II. S. 43 ff. und Ebendess. *Braga* und *Hermode* B. I. Abth. I. S. 51. — Unter den dramatischen Dichtern, S. 11, ist *Schiller* ausgelassen. Da *Krauseneck* unter den lyrischen Dichtern mit aufgeführt ist: so hätte *Zehelein* noch mehr verdient, unter den vaterländischen Dichtern des Vfs. genannt zu werden. Unter den Fabeldichtern sind *Lessing* und *Pfeffel* vergessen. *Wieland* hat der Vf. bloss als Dichter der Erzählungen angeführt. Dieser Dichter und *Goethe* und *Voss* dürften doch auch wohl ihre bestimmten Plätze unter den epischen Dichtern einnehmen, oder haben ihn vielmehr längst eingenommen. Warum hat der Vf. die Erzählung so weit von dem epischen Gedichte getrennt? Die poetische Epistel, worin wir doch einen *Göcking* und *Tiedge* haben, ist ganz ausgelassen. — „Es kann, heisst es S. 14, zwar ein Gedicht ohne abgezählte Sylben, Füsse und Strophen bestehen, welches man gewöhnlich poetische Prose nennt." Prose ist nur eine Einkleidungs-, eine Ausdrucks-Art. Ein Gedicht ist nie durch den Ausdruck, nie durch die Einkleidung ein Gedicht. Was wir poetische Prose nennen, sollten wir vielleicht unmetrische Gedichte nennen. Sind diese Kunstwerke gut, wie z. B. *Gerstenberg's Tändeleyen* und *Gessner's Idyllen*: so fehlt ihnen nichts als das Sylbenmass, um vollkommene Gedichte zu seyn; sind sie schlecht: so verdienen sie gar keiner Erwähnung. Auch die Erklärung der Cäsur verdient noch näher bestimmt zu werden. Zu dem, was der Vf. über den Reim sagt, kann aus *Moriz Versuch einer deutschen Prosodie* S. 94—98 u. 108 ff. noch mehr Belehrendes hinzugefügt werden. S. 37 giebt der Vf. die vornehmsten prosodischen Regeln an. Die erste heisst: „Lang wird eine Sylbe gebraucht, in welcher zwey oder mehr Mitlauter zusammenkommen." Die zweyte: „Lang ist die Sylbe, welche einen doppelten oder langen Vocal hat." *Moriz* hingegen lehrt in dem eben angeführten Versuche S. 122 ff.: „dass die einzelnen Sylben in unserem deutschen Versbau nicht durch sich selbst, sondern bloss durch ihre Stellung gegen einander, in Ansehung ihrer Länge und Kürze, bestimmt werden." Die Beyspiele zum Versbau hätten in dieser Hinsicht untadelhaft seyn sollen. Folgende sind es aber nicht. Z. B.

Die Kunst verjüngt zu scherzen,
Lernt von unschuld'gen Herzen. S. 43.

Der von der Buss
Starb im Concurs. Ebendas.

Ehmals geschmückte Götzen ihrer Welt. S. 44.

Nichts als die Bitterkeit u. s. w. S. 45.

Fiel ein ergrimmter Engel u. s. w. Ebendas.

Es ist nicht einzusehen, warum der Vf. S. 50 sagt: „Die lateinischen Versarten hat man ebenfalls ins Deutsche übergetragen." Sind es nicht eigentlich die Versarten der Griechen? und hat nur *Ramler*, wie er gleich darauf fortfährt, erwiesen, dass die deutsche Sprache hier eben so viel vermöge, als die kurze und nachdrückliche Sprache der alten Römer? Sind ihm *Klopstock's*, sind ihm *Vossen's* Meisterstücke, welche die Versuche *Ramler's* doch wohl um ein Merkliches übertreffen, unbekannt geblieben? Die Erklärung der Epopöe, S. 70, bedarf einer gänzlichen und genaueren Durchsicht. Das 7, 9 und 6 Hauptstück von *Engel's Theorie der Dichtungsarten*, und *Herder's Adrastea* wird der Vf. gewiss bey dieser Durchsicht zu Rathe ziehen. Bey der Erklärung der Fabel S. 84 kann der Vf. unmöglich *Lessing's* vortreffliche *Abhandlungen über die äsopische Fabel*, oder, wenn ihm dessen Definition nicht gefiel, *Herder's* Erklärung dieser Dichtungsart in den *Zerstr. Blättern Samml.* III. S. 173 erwogen haben, wie wäre es sonst noch möglich zu sagen: die Fabel ist die Erzählung einer allegorischen Handlung, in welcher u. s. w. Da der Vf. unter den Beyspielen auch keine *Lessing'*sche Fabel anführt: so möchte man fast auf den Gedanken gerathen, dass er *Lessing's* Fabeln für keine Gedichte halte. Nach allem dem, was *Lessing* in seiner *Hamb. Dramaturgie* gelehrt hat, sagt der Vf. doch noch in seiner Erklärung der Tragödie: „dass sie Schrecken und Mitleiden oder überhaupt ernsthafte Empfindungen erwecke." Die Erklärungen der noch übrigen Dichtungsarten bedürfen nicht weniger der verbessernden Hand des Vfs.

Dieses wäre das Wichtigste, was Rec. bey dem theoretischen Theile dieser Anleitung zu erinnern hätte. Was die Beyspiele betrifft, so ist die Wahl derselben im Allgemeinen ganz gut und zweckmässig, nur hätte die erste Hymne füglich wegbleiben können. Merkwürdig sind auch noch die zwey folgenden Strophen aus zwey Gedichten: *Schubart* an *Miller* S. 211, und Antwort an *Schubart* S. 212. Unter den Oden hätte wohl eine von *Utz* verdient als Muster aufgestellt zu werden. Der Vf. erwähnt auch S. 221 der Rede in Versen. Dieser Reden giebt es in unserer Sprache eine ziemliche Menge, besonders solcher, welche auf Bühnen gehalten sind. Des Vfs. Absicht aber ist wohl eigentlich, auf den angehängten Versuch eines Talent zur Dichtkunst verrathenden Jünglings zu kommen. Vielleicht wäre es aber zweckmässiger gewesen, wenn er erst eine andere Rede in Versen, etwa *Unzers* Rede am Geburtstage des Königs von Dänemark, welche im alten *Museum* steht, oder auch eine andere von einem Meister in der Kunst, und dann den Versuch des jungen Mannes hergesetzt hätte. Die kleinen Eigenheiten in der Schreibart, wie *zween*, *zwo*, *zwey* für das *zwey* durch alle Geschlechter; *einsylbichten*, f. *einsylbigen*, S. 23; *geistische* f. *geistige*, S. 71; und im Abtheilen, wie *hinzuzusetzen* f. hinzu zu setzen, Vorrede S. VI, findet der Vf. in der Folge vielleicht auch unrichtig, wie es auch eigentlich noch folgende Stellen sind: Über einen Vorfall oder Wahrheit f. eine Wahrheit, S. 207; und: Was vermöchte *Tyrtäus*, *Gellert*, *Gleim* durch seine Kriegslieder, *und andere?* f. Was vermochten *T. G. G. und Andere* durch ihre Kriegslieder, S. 7. Der Ausdruck *Tritte* ist Rec. in folgender Bedeutung noch nicht vorgekommen: „Von den gewöhnlichsten Tritten sind die vornehmsten Versarten benennt (benannt), nemlich die jambische u. s. w."

Noch sey es dem Rec. erlaubt, ein paar Bemerkungen über die S. 29 vorkommende Tabelle der reinen und unreinen Reime zu machen. Die beiden Wörter *gab* und *hab* sind zwar nach der fränkischen Aussprache reine Reime, aber nicht nach der hochdeutschen Aussprache. Dagegen sind *Rath* und *Pfad* in der hochdeutschen *reine*, und in der fränkischen *unreine* Reime; und so auch wohl *siech* und *schwieg*, und *tödten* und *nöthen*, *Trank* und *Klang*. Auf der S. 162 findet sich noch in einer Elegie ein Reim, der dem Hochdeutschen einen sehr komischen Sinn zuspielt, und zum Schlusse noch verdient gehört zu werden:

Prahlt ihr Fichten, die ihr hoch veraltet,
Stürmen stehet und den Donner n e c k t ?
Und ihr Berge, die ihr Himmel haltet,
Und ihr Himmel, die ihr Sonnen h e g t ?

Pronuncirt diess ein Hochdeutscher, so reimt sich *hegt* nicht auf *neckt*; pronuncirt es ein Franke, so versteht der Hochdeutsche unter *hegt* das Zeitwort *hecken*. Mt.

1) Hannover, b. Lohmann: *Die Nachbarn oder die Zudringlichen.* Lustspiel in einem Aufzuge. Nach dem Französischen des *Piccard*, von L. 1805. 96 S. 8. (6 Gr.)

2) Berlin, b. Braunes: *Die Nachbarschaft.* Lustspiel in einem Acte. Aus dem Französischen des *Piccard*, von *August Wilhelm Iffland.* 1807. 86 S. 8. (8 Gr.)

3) Ebendas.: *Rückwirkung.* Lustspiel in einem Acte. Aus dem Französischen des *Piccard*, von *Aug. Wilh. Iffland.* 1807. 72 S. 8. (8 Gr.)

4) Ebendas.: *Die erwachsenen Töchter.* Lustspiel in drey Aufzügen. Nach dem Französischen des *Piccard* von *Aug. Wilh. Iffland.* 1807. 132 S. 8. (12 Gr.)

5) Ebendas.: *Der Taufschein.* Lustspiel in einem Acte. Aus dem Französischen von *Aug. Wilh. Iffland.* 1807. 84 S. 8. (8 Gr.)

Welche verschiedene Gründe es auch seyn mögen, dass wir seit Kurzem so viele Übersetzungen französischer Theaterstücke erhalten haben, — Rücksicht auf Publicum, Mangel deutscher Originale, Übersetzungslust u. s. w. — die *Poesie* ist nicht daran Schuld:

denn sie ist diesen Producten meistens fremd. Zwar ist es nicht zu leugnen, dass die französischen Lustspiele sich sonst durch Gewandheit und Kürze des Styls, Einheit der Intrigue, und Naivetät der Pointe vor den deutschen vortheilhaft empfehlen; allein diess ist es gerade nicht, wodurch sich diese *Piccard*'schen Stücke auszeichnen. Ganz gewöhnliche Erfindung, geschwätziger Dialog, Alltagsscenen, und öfters eine Plumpheit in der Ausführung, wie man sie nur *ehmals* den Deutschen vorwerfen durfte, sind die Haupteigenschaften derselben.

Dagegen wäre es, wenn nicht aus anderen Verhältnissen, doch in der That aus *Ifflands* mimischem Charakter leicht zu begreifen, warum dieser so geehrte Künstler diese Stücke auf unsere deutsche Bühne zu verpflanzen bemüht gewesen ist. Es sind sogenannte *Charakterstücke*; Rollen darin, welche vielleicht durch eine oder einige pikante Situationen sich dem geübten Schauspieler empfehlen, der gewohnt ist, aus Nichts eine Welt zu schaffen, um so mehr, wenn dann die übrigen Personen wie matte Nebel zurücktreten. Diese Erfahrung hat Rec. an *Ifflands* Darstellungen selbst zu machen Gelegenheit gefunden. Die *Rückwirkung* hatte ihn im Lesen sehr gelangweilt; er sah nachher *Iffland* als *Dorsay*: der Schauspieler, welcher die Rolle des *Lafleur* hatte, secondirte ihn sehr gut: und über diese Gestalten war das Übrige vergessen. So war ihm auch *der Aller-Welts-Freund* eine höchst komische Erscheinung, aber nur durch *Iffland*. An solchen Skizzen, wie sie *Piccard* giebt, — oft auch *Iffland* selbst durch seine Stücke gegeben hat, mag der Schauspieler seine Kraft zeigen; sie dienen seinem Talent; aber ohne dieses sind sie *nichts*.

Iffland mochte während des Übersetzens diese Leere wohl fühlen, wie z. B. wenn in No. 2 *die Zudringlichen*, nur etwa durch die Situation gehoben, in sich selbst so gar nichts Unterscheidendes haben, und desshalb den Leser um so mehr langweilen: er setzte daher den Charakteren einige seiner Manieren hinzu, welche von ihm in so mannichfaltigen Scalen angebracht, nicht selten die auffallendste Wirkung hervorbringen, z. B. das am Ende oft wiederholte *Ich*, — Ausrufungen wie hühühü u. s. w. —; beym Lesen freylich eine sehr dürftige Nachhülfe.

Die Übersetzung No. 1, scheint zwar nichts der Art hinzugethan, dagegen aber auch das französische Colorit, mit welchem oft — besonders auf der Bühne, dergleichen Stücke noch etwas mehr zu wirken im Stande sind, zu sehr verwischt zu haben; selbst durch Umänderung der Namen. Auch einige Feinheiten der Conversation sind verloren gegangen. *Iffland* geht noch weiter, und thut seinem Dichter zu viel, wenn er z. B. dem Charakter des *Malvill* einen Zug von Bosheit zusetzt. Übrigens ist *Ifflands* Dialog gewandter, obwohl an einigen Stellen unrichtig.

In No. 5 ist die schon oft gebrauchte Situation, dass Mutter und Tochter einen Gegenstand ihrer Liebe haben, nicht übel gehalten; aber die Auflösung dieses Verhältnisses ist ungemein plump und unbeholfen. Am auffallendsten zeigt, wie weit das einseitige Streben nach Situationen und Charakteren führen kann, No. 4. Nicht bloss Langeweile; Eckel empfand Rec. bey Durchlesung dieses Stücks. Eine Schaar von fünf mannslustigen Mädchen, ein Vater, dessen einzige Tendenz ist, seine Töchter unterzubringen, und zwey höchst uninteressante Männer, um welche sie sich drängen, dann aber ein veraltteter gebrechlicher Freyer —, Niemand wird das Undelicate, ja Unsittliche einer solchen Situation, wenn sie sich durch drey Acte, in einem nackten und geschwätzigen Dialoge hindehnt, erfreulich finden können.

H . . . t . . . e.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. 1) *Hannover*, b. Hahn: *Auserlesene Fabeln und Erzählungen für Kinder*. Mit 8 illum. Kupfertafeln. Ohne Jahrzahl. 94 S. 8. (16 Gr.)

2) *Glogau*, i. d. neuen Günterschen Buchh.: *Fabellese* (,) *ein Weihnachts- und Neujahrs-Geschenk für gute Kinder* (,) herausgegeben von *B. P. Funke*, Privaterz. 1806. 296 S. 8. (16 Gr.)

Das Verdienst bey dergleichen Sammlungen, deren wir schon so viele haben, ist gering. Es beschränkt sich vorzüglich nur auf eine gute Auswahl. In Rücksicht dieser kann man mit obigen beiden Sammlungen zufrieden seyn, wiewohl hie und da noch ein Stück vorkömmt, das Rec. nicht aufgenommen haben würde. Von der Art ist z. B. in No. 1 die Erzählung 14. weil der Stoff derselben der Kinderwelt ganz fremd ist, indem diese nie *Betschwestern* aufzuweisen hat; und in No. 2 das Stück 97, überschrieben *Lottchen*, denn die nöthigen Erläuterungen passen nicht für Kinder.

Uebrigens ist die Sammlung No. 1 von 77 Fabeln und Erzählungen nicht neu, sondern schon ehe. als als Anhang zu dem *Hoppenstedtschen Liedern für Volksschulen* erschienen, hier nur auf Anordnung der Verlagshandlung besonders gedruckt, und zum Theil durch kleine illum. Kupfer zur Anschauung gebracht. Warum mag man wohl in dieser Auslese die Namen der Dichter nicht unter die Stücke gesetzt haben? Ist es so gleichgültig, ob die Jugend die Dichter ihrer Nation kennen lerne oder nicht? —

No. 2 enthält 159 Fabeln, Erzählungen und Romanzen. Der Herausg. hat Anmerkungen hinzugefügt, durch welche einzelne Ausdrücke und historische Gegenstände des Textes erläutert werden. Diess ist recht gut und bequem für Lehrer und für die Jugend selbst. Allein den sehr gewöhnlichen Fehler solcher Worterklärungen, dass sie nämlich oft das Leichtverständliche erklären, und das weniger Verständliche unerklärt lassen, diesen Fehler hat Hr. *F.* nicht vermieden. So ist z. B. S. 190 der Ausdruck „und als er endlich der Gefahr *ledig war*" nicht erklärt, und doch ist er dem jungen Leser wenigstens eben so unverständlich als der ebendaselbst von einem fetten unbehülflichen Körper gebrauchte Ausdruck „schwere Masse." So ist S. 221 von den Worten „und schwarzen, härnen Busstalar" das *härnen* erklärt, aber Busstalar nicht. Eben so S. 240 *Tante*, was jedes Kind weiss, aber *Wechsel* (im Sinne des Kaufmanns) nicht.

yn.

Statistik. *Ulm*, i. d. Stettinschen Buchh.: *Historisch-geographisch-statistische Beschreibung der Haupt- und Residenz-Stadt in Frankreich Paris*. 1805. 38 S. gr. 8. (5 Gr.) Ein Abdruck eines Artikels aus irgend einem geographischen Wörterbuch; nachlässig gearbeitet, ohne Wahl, schlecht geschrieben.

L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 31 DECEMBER, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Arnstadt u. Rudolstadt, b. Langbein u. Kläger: *Unzertrennbarkeit des ehelichen Bandes.* Meine Antwort auf Hn. *Werkmeisters* Bemerkungen gegen meine Abhandlung von der Ehescheidung. Von Dr. *Jäger.* 1805. XX u. 106 S. kl. 8. (6 Gr.)

Es war zu erwarten, dafs Hr. *Jäger* die Werkmeisterschen Bemerkungen über seine Abhandlung von der Ehescheidung, deren Inhalt bereits in dem Jahrgange 1805 dieser Zeitschrift No. 85 ausführlich von uns dargelegt ist, nicht unbeantwortet lassen würde, da sie auf die Widerlegung fast aller seiner aufgestellten Behauptungen abzwecken; nur war zu wünschen, dafs der Vf. in dieser Beantwortung nicht den ruhigen Geist der Prüfung verleugnete, und wenn auch durch erhaltene Veranlassung gereizt, den beleidigenden Ton vermied, und nicht zu Persönlichkeiten überging.

Der Vf. folgt in seiner Beantwortung nicht der von Hn. *Werkmeister* erwählten Ordnung, welcher zuerst den exegetischen, sodann den rationalen, und zuletzt den historischen Theil seiner Abhandlung prüfte. Vielmehr glaubt er von den festzustellenden Maximen der reinen Vernunft und des Sittengesetzes in Absicht der Ehescheidung bey dieser Untersuchung ausgehen zu müssen, da sich annehmen lasse, dafs Jesus, als der Stifter eines ethischen Staates, nicht etwas lehren werde, was dem von ihm anerkannten Sittengesetze entgegen sey. Dieses gewährt ihm dann die nöthige Stütze bey seinen exegetischen Vermuthungen, dafs diejenigen Stellen der Schrift, welche die Aussprüche Jesus über die Ehescheidung enthalten, in sofern sie mit jenen Maximen des Sittengesetzes in Widerspruch stehen, verfälscht, verändert, oder unrichtig ausgelegt sind. Es offenbart sich hieraus nur zu sichtlich, dafs Hr. *Jäger* aus vorgefasten Meinungen hiebey ausgehe, da er, statt unbefangen zu untersuchen, wohin die Lehre Jesus gehe, nur vorzüglich zu zeigen sucht, wohin sie gehen müsse, und wie sich die angeführten Stellen mit den angenommenen Foderungen des Sittengesetzes in Übereinstimmung setzen lassen. Ohne diese Voraussetzungen würde er wahrscheinlich bey seinen exegetischen Untersuchungen auf andere Resultate gekommen seyn, die ihm vielleicht einen Zweifel gegen die Richtigkeit seiner angestellten Maximen eingeflöfst haben würden.

Hr. *Werkmeister* hat zwar dem Vf. die Rechtfertigung seines Beweises aus dem Sittengesetze dadurch erleichtert, dafs er nicht bestimmt genug den Hauptsatz verneint und widerlegt, dafs nämlich die Unauflöslichkeit der Ehe eine absolute uneingeschränkte Foderung des Sittengesetzes, und daher die Ehescheidung unbedingt dem Sittengesetze entgegen sey. Vielmehr beschränkte er sich vorzüglich auf indirecte Einwendungen, als: dafs man, wie er in der Einleitung sagt, eben so sehr einen übertriebenen Rigorismus in der Moral, als die Laxität zu vermeiden habe; dafs ferner das Sittengesetz zuweilen auch wegen eines subjectiven Zwecks aufgehoben werden könne, ohne jedoch diesen Grundsatz näher zu entwickeln, und auf gegenwärtigen Gegenstand anzuwenden; dafs endlich auch Regenten und Gesetzgeber sich bewogen finden könnten, die Ehescheidung vom Bande in wichtigen Fällen einzuführen, um einem wahren Bedürfnisse der Menschheit und des Staates abzuhelfen, und selbst um die Sittlichkeit zu befördern. Es läfst sich dagegen einwenden, wie auch von Hn. *Jäger* zum Theil geschieht, dafs es kein übertriebener Rigorismus sey, auf den Foderungen der Sittlichkeit strenge zu bestehen, wenn sie als unbedingt sich darlegen; dafs es auch hiebey nicht darauf ankommen könne, wozu etwa Regenten und Gesetzgeber sich bewogen finden, wobey die Frage in Betrachtung kömmt, in wie weit der Staat bey der Gesetzgebung auf die Foderungen des Sittengesetzes zu beschränken sey.

Indessen hat doch Hr. *Werkmeister* den Hauptsatz nicht uneingeschränkt zugestanden, da er S. 58 seiner Schrift mit Grund annimmt, dafs das Verhältnifs, so wie die Rechte und Pflichten des unschuldigen Theils sich ändern, wenn der andere Ehetheil seine eingegangenen Pflichten, wie er sich ausdrückt, mit Füfsen trete, und das Paradies des Ehestandes zur Hölle mache.

Hr. *Jäger* erwiedert zwar dagegen: dafs, wenn der sündigende Theil den Charakter eines Vernunftwesens verletze, der andere dadurch nicht berechtiget werde, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ohne gleichfalls den Charakter eines Vernunftwesens zu verleugnen. Wer wird dieses nicht zugestehen? Ist dieses aber eine Beantwortung dieses Einwandes; und folgt daraus, dafs der unschuldige Theil sich noch ferner durch den eingegangenen Verein gebunden erachten müsse, wenn der andere Theil ihm dessen Haltung moralisch unmöglich macht? Läfst doch Hr. *Jäger* S. 18 selbst eine Einschränkung zu, wenn nämlich der eine Ehetheil an seiner Glückseligkeit,

das ist, an Erreichung seines Schöpfungszwecks, gehindert werde. Er hebt dadurch in der That die Unbeschränktheit seines Satzes wieder auf, worüber nur allein gestritten wird; als weshalb Rec. sich auf dasjenige beziehen darf, was er bey Beurtheilung der ersten *Jäger*'schen Schrift hierüber angeführt hat. — Will aber der Vf. nicht sowohl die Absonderung in der Ehe, als nur die Trennung vom Bande für unerlaubt halten: so scheint er zu grossen Werth auf die Beybehaltung der Form einer Sache zu legen, wenn das Wesen derselben nicht ferner besteht, und der Geist daraus entwichen ist. Er legt nur um desswillen auf diesen Unterschied ein solches Gewicht, weil es den abgesonderten Eheleuten immer frey stehe, wieder zusammen zu treten. Wie aber, wenn sich voraussehen lässt, dass dieses unmöglich sey? Soll eine solche Schattenehe sodann doch ferner bestehen und bestehen müssen, wenn gleich die moralische Verpflichtung dazu längst aufgehoben ist? Kann wohl eine gänzliche vollkommene gegenseitige Ergebung ferner Statt haben, wenn der eine Theil mit Gewissheit wissen kann, dass der andere Theil nicht gesonnen sey, einen solchen Verein einzugehen oder zu halten? Darf man sich überall wohl einem sittlich verdorbenen Manne oder Weibe *ohne allen Vorbehalt* gänzlich hingeben? — Doch es ist hier nicht der Ort, diese Gedanken noch weiter auszuführen.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, übergeht Rec. die Beantwortung der übrigen Einwürfe, die grösstentheils nur in Wiederholungen, weiteren Ausführungen und Erläuterungen der zuvor aufgestellten Sätze besteht, ohne dass etwas Neues von Erheblichkeit vorgebracht wäre. Bey der Wichtigkeit des Gegenstandes verdient indessen auch diese Schrift einer näheren Prüfung, damit man einer endlichen Entscheidung dadurch näher komme.

K. S.

WEIMAR, b. Gädicke: *Die Erde, oder Schilderungen der Natur und Sitten der Länder und Völker.* Eine Lectüre für Freunde nützlicher Unterhaltung von *J. C. M. Reinecke.* I Theil. 1803. 366 S. II Theil. 1804. 336 S. 8. (2 Thlr. 17 Gr.)

Dasjenige, was Natur und Sitten in jedem Theile der Erde Wissenswürdiges darbieten, was dabey nicht bloss Sache des Gedächtnisses, sondern zugleich Beschäftigung des Verstandes, also zur Unterhaltung geschickt ist, in einer zweckmässigen Ordnung zu erzählen, ist die Absicht dieses Buchs. Es enthält mehr als abgerissene Schilderungen einzelner Gegenstände: der Hauptgegenstand ist überall der Mensch, und zwar in seinen nächsten häuslichen Verhältnissen und Beschäftigungen, mehr das Volk im Ganzen, und die zahlreichsten Classen desselben, als die höheren gebildeten Stände, die sich in den cultivirten Ländern überall mehr oder weniger gleich sehen, mehr das Land, als die Städte. Nach diesem Plan ist es ein sehr nützliches Lesebuch, und besonders in Bürgerschulen zu empfehlen. Wir liefern von dem Inhalt einiges zur Probe. Der *Eisocean.* Bey dieser Gelegenheit werden über die Bewegung der Erde, die Erdpole, über das physikalische und mercantilische Interesse, die Pole durch die Schiffahrt zu erreichen, über die Grenzen des Oceans, die Entstehung des Eises, dessen Formen, Farben und Alter, und den Einfluss auf die Beschaffenheit der Luft, die Winde und die Kälte, belehrende Bemerkungen gemacht. Die Schwierigkeit der Fahrt im Eismeer wird beschrieben, die Gefahr zwischen den Eisschollen, die Vortheile, die das Klima dem Schiffer gewährt, der Einfluss auf die Gesundheit, und zugleich wird die Wahrscheinlichkeit angegeben, den Pol zu erreichen, und wie man den nächsten Weg dazu einschlagen müsse. S. 23 vom Polar-Lande und von der wahrscheinlichen Existenz desselben. S. 36 von den unbewohnten Inseln des Eismeers. Hierunter gehören besonders die Inselgruppen Spitzbergen, deren Lage, Ansicht, Eisberge, Ströme, kurzer Sommer, Pflanzen und Witterung durch das ganze Jahr mit vieler Sachkenntniss beschrieben wird. *Gallhomisk* oder Neu-Grönland, S. 42. *Nowaja Semilja*, S. 43. Seit 1596 ist sie erst bekannt worden, als die Holländer an ihre Küste geworfen wurden. Jagdgesellschaften aus Archangel kommen dahin, und schiessen Wildpret an den Küsten, besonders Eisfüchse. Im Frühjahr schlagen sie Wallrosse auf den Eisschollen und Robben in den Flussmündungen. Die *Lächofschen Inseln* S. 49. Sie haben ihren Namen von einem russischen Kaufmann, der ihre Producte zuerst in Betrieb setzte. Es wird hier Elfenbein als Fossil gefunden, viele Gerippe von einer Art Elephanten, Rhinoceros und Büffeln, die meistentheils colossalisch sind. Knochen von dem grössten Mammuth, dem Arni u. dgl. werden gefunden, von denen, wie sie hieher gekommen, keine gewisse Bestimmung anzugeben ist. Der Kaufmann *Lächof* musste Anfangs den zehnten Theil des Elfenbeins an die Krone abgeben, dieser ist ihm aber 1775 erlassen worden. Ungefähr 100 Werste von der zweyten Insel liegt nordwärts ein grosses Land, dessen Ausdehnung man nicht kennt. Ein gewisser *Chwoinof* will 1775 von einem hohen Berge an der Küste, in grosser Ferne andere Berge gesehen haben. Das Land muss gross seyn, weil ein grosser, besonders an Lachsen reicher Strom aus demselben kommt, und jährlich grosse Schaaren von Rennthieren aus demselben nach Swätoi Noss auswandern. Der Vf. glaubt, dass es ein Theil des Polarlandes sey, dessen Existenz er möglichst wahrscheinlich zu machen sucht. Spuren von Einwohnern hat man gefunden, aber noch nie die Menschen selbst. *Norwegen* wird S. 56 sehr gut nach seiner physischen Beschaffenheit beschrieben, nur immer das Besondere ausgehoben. Die Gebirge sind Wunder der Natur. Die Höhe und Breite der Alpen ist ungleich, an einigen Orten hat man 14, an anderen 10 nordische Meilen zu reisen. Für den höchsten Punct der ganzen Kette wird *Dofrefield* gehalten. Die Höhe eines anderen Gebirges, des *Filefield*, wird auf 9000 dänische Ellen geschätzt.

und hat eine Ausficht von 30 dänischen Meilen im Durchmesser. Der höchste Rücken ist immer mit Schnee bedeckt. Es geht ein Postweg über denselben, der mit Stangen bezeichnet ist. Für die Reisenden sind Bergstuben oder Ruhehäuser auf öffentliche Kosten angelegt. Ausser diesen grossen Bergen giebt es noch viele der zweyten Ordnung, besonders aber auch in denselben viele merkwürdige Höhlen, worunter besonders die *Kold Hull* die berühmteste ist, worin man in den wärmsten Sommertagen nicht über 100 Schritte weit gehen kann, ohne alle Kräfte zu verlieren, wenn man sich nicht schleunig entfernt. Die Berge verursachen Mangel an Ackerland, und machen die schmalen und felsigen Wege äusserst gefährlich. Die Felsenbrüche sind auch nicht selten, wodurch oft die besten Äcker und Wiesen in einem Augenblick vernichtet werden. Man nennt das Einstürzen *Bergrap*. In der Nordsee ist der Seegrund eben so uneben, wie die Landfläche, daher die Schiffahrt oft sehr unsicher ist. Die vielen Einbuchten längs der Küsten sind dem Lande die grösste Wohlthat, manche Gegenden werden nur durch sie bewohnbar. Der *Mahlstrom* im Amte Nordland ist äusserst gefährlich. Ergreift der Strom einen Wallfisch: so ist er nicht vermögend zu widerstehen, man hört ihn dann entsetzlich brüllen und blöcken, bis er vom Strudel verschlungen und an den Klippen zerrissen ist. Flüsse sind in Menge im Lande, und wegen der vielen Felsen grosse Wasserfälle. Die Brücken sind meistens hölzern. Das Klima ist sehr verschieden; in den nördlichsten Gegenden geht im Winter die Sonne 7 Wochen lang gar nicht auf, und man hat gegen Mittag nur 1½ Stunden Dämmerung. So gross auch oft die Kälte ist, so friert der Hafen zu Bergen doch selten zu. Die Wärme ist aber auch in dem Sommer oft überaus gross, besonders in den Thälern, wo oft die Gerste nicht über 6—10 Wochen zur Reife nöthig hat. Die Sonne geht im Sommer 7 Wochen lang gar nicht unter. Auf den höheren Gebirgen schmilzt der Schnee nie, und die Schneestürze richten oft grosse Verwüstungen an. Die verharrschten Schneefelder gewähren vielfachen Nutzen; besonders entstehen unter ihnen die besten Bäche, die den Thälern mehr Fruchtbarkeit geben. Auf dem Schnee bequemer zu Fusse fortzukommen, bedient man sich einer Art aus Weiden geflochtener Schneeschuhe, *Truvier* genannt. Die Norweger sind (S. 93) gut gewachsene hurtige Leute, gegen jede Witterung abgehärtet. Sie besitzen viel mechanische Geschicklichkeit, denn weil ihre Wohnplätze zerstreut sind, müssen sie ihre meisten Geräthe selbst verfertigen. Obschon Norwegen an glänzenden Producten des Geistes und der Industrie sich nicht auszeichnet: so steht doch die Masse von Geisteskraft und gesundem Verstande, der über die ganze Nation verbreitet ist, vielleicht hinter keiner anderen zurück, und übertrifft manche der sogenanten gebildeteren. Lebhaftigkeit, Artigkeit, zuvorkommende Höflichkeit, Ehrgeiz und Streitsucht sind Hauptcharakterzüge. Gemeiniglich erlangen sie ein hohes Alter. Im häuslichen Leben ist der Normann nüchtern, er begnügt sich mit Hafer- und Rinden-Brod. Die Kleidung ist sehr einfach, von grobem Tuch, nur in den Farben ist in jeder Provinz ein Unterschied. Halstücher trägt der Bauer nur zum Staat. Die Frauen tragen silberne Ketten mit einem Geldstück. In den Städten sind die steinernen Gebäude selten, und auf dem Lande giebt es gar keine. Der Handel bestehet besonders in Holz und Fischen. *Bergen* allein beschäftiget an tausend Schiffe mit innländischen Producten, besonders Fischen, deren Werth jährlich beynahe eine Million Thaler ausmacht. Der Ackerbau ernähret nicht die Hälfte der Einwohner. Der beste und einträglichste Roggen ist der *Brandroggen*. Gerste wächst überall, und besonders die Art, *Davidsgerste*, *Himmelskorn*, oder *Thoregerste* genannt. Sie ist dem Waizen ähnlich, und verliert, wenn sie gedroschen wird, die Spelzen. Der Hafer ist die gewöhnlichste Getreideart. An Grasung hat Norwegen einen Überfluss. Die Waldnutzung ist sehr beträchtlich, es werden jährlich für 1½ Million Mastbäume, Balken, Breter u. drgl. ausgeführt. Alle Arten Hölzer sind in Menge vorhanden. Der Bergbau wird noch nicht hinlänglich betrieben, obschon alle Mineralien, ausser dem Golde, reichlich vorhanden sind. Auf Eisen wird am meisten gebauet. Im J. 1792 lieferten 14 Eisenwerke 28,607 Schiffpfund Roheisen, 20,591 Pf. Stangeneisen, 8086 Pf. Gusseisen, 214 Pf. Schmiedeeisen, und 4,637,915 Stück Nägel. Die Viehzucht ist vortrefflich. Ein nordisches Pferd fürchtet sich weder vor Wölfen noch Bären, und behält im Kampfe mit ihnen gewöhnlich die Oberhand. Die Ochsen und Kühe sind fast alle, so wie die Pferde, von gelber Farbe, und in Vergleichung mit anderen, klein. Auf den kleinen grasreichen Inseln an der Küste, wo die Heerden sich nicht verirren und ausschweifen können, lässt man sie ganz wild gehen, so dass sie zur Schlachtzeit in Schlingen gefangen oder geschossen werden müssen. Schaafe sind nicht auszeichnend, ausser den wilden Heerden. Die Ziegen liebt der Landmann sehr. Es werden jährlich an 100,000 Stück Felle, roh oder als Corduan, Saffian und Rauchleder ausgeführet. Schweine hält der Normann wenig. Der Hund ist hier der Schützer der Heerden, und der Jagdgenosse des Menschen. Die Jagd und der Vogelfang sind eine Hauptbeschäftigung der Einwohner. Das edelste jagdbare Thier ist das *Elenn*. Alle Arten Bären sind hier einheimisch, sie sind Keuschheitswächter der Mädchen, und sonst sehr klug, wovon S. 155 einige Anekdoten, so wie von der Bärenjagd, erzählt werden. Der Wolf ist eine allgemeine Landplage. Der Hunger macht ihn endlich so dreist, Pferde, besonders im Winter, auf dem Eise vor dem Schlitten wegzuholen. Der Luchs, der Vielfrass, der Lemmig oder die norwegische Maus, sind Landplagen. Die Fischerey ist der zweyte Haupterwerb. Die meisten Arten der Seefische kommen zu gewissen Perioden jährlich einmal unter das Land. Die vorzüglichsten sind der Wallfisch, der Hering, der Dorsch, der Ka-

beljau, Sey, Makrel, Lachs, die Austern, Perlenmuscheln, Hummern, Seeungeheuer, der Krabbe, die Seeschlange, die Meermänner und Meerfrauen. Die Fischerey aller dieser Arten wird von S. 174 bis 201 sehr lehrreich beschrieben. Die Stände des Volks sind der Adelstand, der sehr geringe, und dann die *Odelsbauern*, die Erbgerechtigkeiten haben, und sich dem Adel gleich stellen. — Von den *Finnlappen*, S. 204. Sie haben eine leberbraune Farbe und einen besonderen Körperbau. Sie sind ausserordentlich geschwind, und laufen auf ihren hölzernen Schienen über die steilsten Gebirge so geschwind wie ein Vogel. Ihr Charakter ist gut, und fast fehlerfrey. Sie tragen spitzige Mützen, Pelze von Schaaffellen und keine Halstücher, sondern bey strenger Kälte einen Fuchsbalg um den Hals. Ihre Wohnungen sind Hütten von Stangen, inwendig mit Bretern ausgeschlagen, und sehr niedrig. In denselben haben sie auch ihr Vieh. Sie können die gröfste Kälte aushalten. Geht der Lappe auf die Jagd: so nimmt er ein Reifezelt von Segeltuch mit. Die, welche Ackerbau treiben, haben feste Wohnungen, wie die norwegischen Bauern. Sein Bette ist eine Rennthierhaut, und die Decke ein Schaaffell. Gegen die Mückenschwärme (*culex pipiens*) sichern sie sich im Sommer mit einer über ihr Lager ausgespannten Leinwanddecke. Die Nahrungsmittel sind Rennthiermilch, Käse, Butter, Rennthierfleisch, Fische und Wildpret. Eine Leckerey ist das Safthäutchen unter der Rinde der Tannen und Birken, und Engelwurz, die köstlichste aber Rollentaback, den sie kauen. Hausgeräthe brauchen sie wenig. Ihr gröfster Reichthum besteht in der Rennthierzucht, mancher Lappe besitzt deren 600 Stück und drüber. Sie fahren auch damit, besonders die Reichern, die Ärmern nur mit Kühen. Die Fahrzeuge sind Schlitten. Die Felle verstehen sie gar zu machen; statt des Zwirns brauchen sie Rennthiersehnen, und die Verzierung an ihrer Kleidung und Geschirr bestehet aus Zinndrathe. Sie färben und weben, aber auf die einfachste Art. S. 299. Die *Färöen*, eine Gruppe von 27 gröfsern bewohnten, und 37 kleinern unbewohnten Felseneylanden. Die meisten Inseln steigen als kühne Gebirgsspitzen aus dem Ocean empor. Es sind in der Nähe drey Wirbel oder Mahlströme. Die Stürme wüthen hier mit solcher Gewalt, dafs sie Steine aus der Erde reifsen, besonders die Wirbelwinde, die von den Bergen in die Thäler und Meerbusen kommen. Die Wasserhosen sind sehr gewöhnlich, und entstehen von diesen Winden. Die Einwohner sind sehr gutmüthig, und leben mäfsig und einfach. Ihr Reichthum besteht in der Schaafzucht, und ihr vorzüglichstes Geschäft ist der Vogelfang an den steilen Felsen, wo ganze Schaaren, besonders Taucherarten, nisten. Man fängt jährlich von einigen Arten allein gegen 10000 Stück. Auch der Wallfischfang ist sehr ansehnlich.

Aus diesem kurzen Auszug, bey welchem wir uns nur auf den Ersten Theil beschränkt haben, ist die Reichhaltigkeit dieses Buches leicht zu beurtheilen. Da es nicht alltägliche, und längst bekannte Dinge enthält: so verdient es als eine vorzüglich nützliche Lectüre empfohlen zu werden. W.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Reutlingen*, in der Mäckenschen Buchhandl.: *Die glücklichen Biederleute auf dem Lande.* Ein Historienbüchlein zu Nutz und Fromm (en) für alle, die es werden wollen. 1807. 120 S. 8. (8 Gr.) Der Vf., ein wackerer wirtembergischer Landgeistlicher, scheint sich bey dieser Volksschrift das Dörfchen Traubenheim und ähnliche populäre Erzählungen von praktischer Tendenz zum Muster genommen zu haben. Die Absicht, bessere Begriffe unter dem Landvolke zu verbreiten, ist lobenswerth, wenn schon die Erzählung, als Vehikel dazu, nach Erfindung und Ausführung nicht ganz gelungen ist. Die Situationen gehen nicht sowohl aus den Charakteren als meist aus dem besonderen Zwecke, diese oder jene Lehre und Warnung zu geben, hervor. So hat die Tochter des *Aloysius*, der hier seine Geschichte erzählt, ihren unglücklichen Tod unter den Händen eines Schäfers während ihrer Entbindung offenbar dem Umstande zu danken, dafs vor der Hülfe solcher rohen Menschen, die in manchen Gegenden von Oberschwaben besonders — dort spielt die ganze Scene der Geschichte — noch zu Geburtshelfern gebraucht werden, nun einmal gewarnt werden soll. Die Schilderung dieses Todes selbst ist grell und abstofsend. Indessen fehlt es doch nicht an einigen glücklichen Charakterzeichnungen, und besonders haben uns die eingeschalteten Reden, bey einer Trauung S. 38, bey einer Taufe S. 116, bey einer Leiche S. 116, wohl gefallen; sie sind, bis auf einige Unrichtigkeiten des Ausdrucks, der überhaupt im ganzen Werkchen nicht rein und correct genug ist, schöne Belege von dem glücklichen populären Rednertalente des Vfs., so wie das ganze kleine Buch und seine Tendenz einen liebenswürdigen humanen Charakter verrathen. Man findet auch Lieder, meist geistliche, aus bekannten Liederdichtern, unter denen wir doch das *Huber*'sche, so vielen Werth es sonst hat, wegen Abgangs des ächten populären Vortrags, nicht an seiner Stelle glauben. Vielleicht gilt diefs auch selbst vom wirtembergischen Gesangbuche, aus dem es der Vf. hier eingerückt hat. Wir zweifeln, ob Ausdrücke, wie z. B.: „*Du donnerst unser Wohlergehn*", volksmäfsig sind. Auch möchte es eine Frage seyn, ob *die albernen Lieder* bey den Wiegen der kleinen Kinder, gegen die S. 61 geeifert wird, durch Wiegenlieder, wie S. 61 eines aus einer neuen schönen Sammlung von Volksliedern, nach des Vfs. Angabe, eingerückt ist, möchten verdrängt werden. Ph.

Nürnberg, b. Schneider: *Auserlesene Gespräche im Wirthshause zu Klugheim gehalten über Gegenstände aus der Naturlehre, Naturgeschichte und Ökonomie, zur besseren Belehrung und Vertilgung des so mancherley Naturaberglaubens und Verbreitung besserer Einsichten in die natürlichen Dinge.* Ein Unterhaltungsbüchelchen für den Bürger und Landmann, auch für Bürger- und Land-Schulen. Von *Johann Matthäus Bechstein.* Viertes Bändchen. Auch unter dem Titel: *Neue Gespräche im Wirthshause zu Klugheim gehalten über Gegenstände aus der Natur und Ökonomie.* 1804. Mit Kupfern und Holzschnitten. VIII u. 156 S. 8. (12 Gr.) Der Vf. fährt mit Zweckmäfsigkeit fort, den gemeinen Mann durch Belehrung und durch Ausrottung des ihm eigenen Naturaberglaubens auf bessere Wege zu bringen. Dergleichen für das Herz und den Verstand gleich unterhaltende Schriften, und zwar in Gesprächsform eingekleidet, haben vor dem ununterbrochen fortlaufenden Vortrage das Gute, dafs der ungeübte Leser und Zuhörer seine Gedanken besser sammeln und bey mehreren Ruhepuncten aufmerksam verweilen kann. Die Auswahl der Materien in diesem Buche sind den täglichen Vorfällen unserer Zeit angemessen. E. Da.

Jena, gedruckt bey Johann Christian Gottlob Etzdorf, 1808.

Monatsregister

vom

December 1808.

I. Verzeichniss der im Monat December in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Abécédaire français à l'usage des enfans et des étrangers 299. 559.
Ahlwardt Ankündigung einiger Abschiedsreden. Voran Bemerkungen über Ilias 15, 18—21 301. 573.
— — — Ankündigung etc. Voran Bemerkungen über einige Stellen griechischer Dichter, vorzüglich in Rücksicht des Sylbenmasses 301. 575.
Annalen, allgemeine, der Gewerbkunde, oder allgemeines physikalisch-botanisch-mechanisch-chemisch-ökonomisch-technisches Magazin etc. von *Hoffmann*, *Jäger*, *Buschendorf* und *Klett*. 1—3 Band 298. 546.
Anweisung das Pedal der Orgel zu treten 297. 543.
Archiv für die Physiologie, von *Reil*. 6r Band. 7r Band, von *Reil* und *Autenrieth* 285. 441.

B.

Bauer Eugen und Marlborough. 2te Aufl. 304. 600.
— — unterhaltende Anekdoten aus dem 18 Jahrhunderte. 4r Bd. 2te Aufl. 304. 599.
Bechstein auserlesene Gespräche im Wirthshause zu Klugheim gehalten über Gegenstände aus der Naturlehre, Naturgeschichte und Oekonomie. 4s Bdchen. 307. 622.
— — — neue Gespräche im Wirthshause zu Klugheim gehalten 307. 622.
Becker Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. 19r Jahrgang 1809 296. 531.
Bellermann Versuch einer Erklärung der punischen Stellen im Poenulus des Plautus. 1—3 Stück 302. 577.
Beschreibung, historische, geographisch-statistische, der Haupt- und Residenzstadt in Frankreich Paris 306. 616.
Beyträge zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes und der Thorheiten gelehrter Männer 297. 543.
Biederleute, die glücklichen, auf dem Lande 307. 624.
Bilderbuch, ökonomisches, oder historisch bildliche Darstellung der Landwirthschaft. 1—3 Bdchen. 297. 542.
Bischofs kurzer Lehrbegriff kosmologischer und anthropologischer Wissenschaften für die Jugend. 3te Aufl. 291. 495.
Blicke, einige, in die Natur nach *Sander* 287. 463.
Bredow Chronik des 19ten Jahrhunderts. 1 Bd. Neue Aufl. 2 Bd. 289. 475.
Briefe, die katholischen. Neu übersetzt und erklärt von *Augusti*. 2r Th. 281. 409.

C.

Catalogue historique et raisonné de Tableaux par les plus grands Peintres, qui composent la Galerie du Prince Giustiniani, par *Paillet* et *Delacroche* 300. 568.
Code Napoléon. Uebersetzt von *Daniels*. 2te Aufl. 282. 417.
Codex Napoleon. Uebersetzt von *Lassaulx*. 2te Aufl. 282. 417.
Codex Napoleon. Uebersetzt von *Spielmann* 282. 417.

D.

Dauer Heidelbergs noch geltende Policeygesetze von 1800 bis 1806 290. 487.
Dussek Concerto pour le Piano-Forte 296. 534.

E.

Edgeworth der Contrast oder die Früchte der Erziehung. Aus dem Engl. übersetzt 305. 606.
Erweckungen zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit 303. 591.

F.

Fabeln u. Erzählungen, auserlesene, für Kinder 306. 615.
Felix und Leonora oder die unglücklichen Colonisten auf St. Domingo. Aus dem Franz. des Hn. *Berthier* frey übersetzt von *Kessler*. 1. 2 Th. Neue Aufl. 296. 535.
Friedrich, Herzog *von Holstein-Beck*, Verhandlungen des am 20 Jun. 1808 zu Mögelin zusammengetretenen landwirthschaftlichen Vereins 293. 511.
Funke Familiese, ein Weihnachts- und Neujahrs Geschenk für gute Kinder 306. 615.

G.

Gaum praktische Anleitung zu vollständigen Armenpolicey-Einrichtungen 299. 557.
Geschichtserzählung, merkwürdige und actenmässige, des dreyfachen Mörders Avenarius 290. 487.
Gesellschafter, der, für die Jugend auf ländlichen Spaziergängen. 1—5 Bdchen 297. 542.
Gluck Iphigénie en Aulide. Iphigenia in Aulis. Uebersetzt und in Clavierauszug gebracht von *Sander*. Erster Act 305. 608.
Gmelin Flora Badensis, alsatica et confinium regionum cis et transrhenana. T. I. II 292. 497.
Goes der deutsche Schulfreund in Beziehung auf Franken. 1—5 Stück 297. 538.
Grosse technologische Spaziergänge, oder Gespräche eines Vaters mit seinen Kindern über einige der wichtigsten Erfindungen. 2s Bdchen. 297. 542.

H.

v. Hagens Begründung des staatswirthschaftlichen Studiums, als einer eigenen Wissenschaft, und dessen Behandlung 290. 505.
Hanstein christliche Belehrungen und Ermunterungen in Predigten 303. 590.
Harder Ergebung. Gedicht von *Salis*, mit Begleitung der Guitarre 305. 608.
— — Gesänge mit Begleitung des Pianoforte 305. 608.
— — Lieder mit Begleitung der Guitarre 305. 608.
— — Nouveaux Pièces progressives pour la Guitarre 305. 608.
— — Sehnsucht. Von *Schiller*, mit Begleitung des Pianoforte 305. 608.
Helfrecht kurze Anleitung zur deutschen Dichtkunst für Anfänger. 2te Aufl. 306. 609.
Hermbstädt theoretisches und praktisches Handbuch der allgemeinen Fabrikenkunde. 1 Bd. 1 Th. 304. 596.
Hofmann praktische Rossheilkunde. 1. 2 Bd. 292. 503.

I.

Jäger Unzertrennbarkeit des ehelichen Bandes 307. 617.
Jahr, das, 1807. Nebst einer Abbildung und Beschreibung des Napoleons-Gestirns 300. 566.

Iffland Almanach fürs Theater 1809 296. 529.
Journal für Prediger. 53 Bd. 1—4 St. 54 Bd. 1—4 St. 302. 584.
— — neues, für Prediger. 53 Bd. 1—4 St. 54 Bd. 1—4 St. 302. 584.

K.

Kirch wie nahen wir uns zu Gott? 303. 587.
Klitscher Liedersammlung für Schulen 300. 567.
Kuhn Juliane, oder Wahnsinn aus Koketterie 305. 607.
Kummer Concerto pour le Basson avec accomp. de l'orchestre 296. 534.
— — Variations pour un Basson principal avec accomp. de l'orchestre 296. 534.

L.

Lehmus über die Taufe 281. 413.
Lhocite Anleitung zur katechetischen Erklärung der Sonn- und Festtags-Episteln. 3. 4 Heft 302. 585.
Levezow über die Frage, ob die mediceische Venus ein Bild der knidischen vom Praxiteles sey? 303. 601.
Lichtenbergs Erklärung der hogarthischen Kupferstiche von *Riepenhausen*. 10te Lieferung 300. 567.
Linden der neue Proteus 305. 604.
Lotz über den Begriff der Policey und den Umfang der Staatspoliceygewalt 287. 467.

M.

Münder Briefe über die Erziehung für das häusliche Leben. 1 Bdchen. 297. 537.
Müller Concerto pour la Flûte avec accomp. de l'orchestre 296. 534.

N.

Napoleons I bürgerliches Gesetzbuch. Verdeutscht von *Ehrhardt* 282. 417.
Napoleons I bürgerliches Gesetzbuch. Verdeutscht von *Müller* 282. 417.
Natorp christliche Religionsvorträge. 1. 2 Sammlung 303. 588.
— — einige Predigten über das Buch Ruth. 1. 2 Abth. 303. 588.
— — Predigten und Reden an Festtagen und bey besonderen Gelegenheiten gehalten 303. 588.
Neumann Compendiaria Physicae institutio. T. I 304. 593.
Niemeyer Ideen über den Menschen, Lebensphilosophie, Lebensgenuss und Lebenspflichten. 1 Th. 299. 553.

P.

Piccard der Taufschein. Aus dem Franz. übersetzt von *Iffland* 306. 614.
— — die erwachsenen Töchter. Aus d. Franz. übersetzt von *Iffland* 306. 614.
— — die Nachbarn. Aus dem Franz. übersetzt von *L.* 306. 614.
— — die Nachbarschaft. Aus dem Franz. übersetzt von *Iffland* 306. 614.
— — Rückwirkung. Aus dem Franz. übersetzt von *Iffland* 306. 614.
Plutarchs Timoleon, Philopoemen, die beiden Gracchen u. Brutus. Uebersetzt von *Bredow* 301. 569.

R.

Ramlers kurzgefasste Mythologie. 2 Theile. 2te Aufl. 296. 586.
Regenten, die, deutscher Völker im Jahr 1808 300. 566.
Reichardt Brenno, Opera seria 290. 486.
Reinecke die Erde, oder Schilderungen der Natur und Sitten der Länder und Völker 307. 619.
Religionsvorträge, grösstentheils an Festtagen und bey besonderen Veranlassungen und Fällen gehalten 303. 588.
Renard Versuch, die Entstehung, Ernährung, das Wachsthum und alle übrigen Veränderungen der Knochen im gesunden und kranken Zustande zu erklären 286. 453.
Roth Lehrbuch der Geschichte. 1 Theil 300. 561.
Rumpler über die Laien-Communion in der älteren Kirche und die Reduction der Kleriker zu derselben 302. 585.

S.

Sachregister, alphabetisches, zu *Spielmanns* Uebersetzung des Codex Napoleon 282. 417.
Schilling von Cannstatt, Geschlechtsbeschreibung derer Familien von Schilling 288. 471.
Schmiedtgen Jakob Hellwigs Reise nach Dresden, oder: So reist man mit Nutzen 295. 527.
Schweikhard Beyträge zur Literatur über die Kuhpocken und ihre Impfung vom J. 1795 bis 1807 286. 452.
Seidel synonymisches Verzeichniss aller im königl. Orangengarten zu Dresden befindlichen Gewächse. 3te Aufl., von *Löber* 292. 503.

T.

Taschenbuch für das Jahr 1809. Der Liebe und Freundschaft gewidmet 296. 531.
Taubert Concerto pour la Flûte-traversière etc. Oeuvre I 296. 534.
— — Concerto pour la Flûte-traversière etc. Oeuvre II 296. 534.
— — Variations pour la Flûte-traversière, 2 Violons etc. Oeuvre II 296. 534.
— — Variations pour la Flûte-traversière, 2 Violons etc. Oeuvre III 296. 534.

V.

Vicar, the, of Wakefield, mit Aussprache, wörtlicher Uebersetzung der ersten Capitel und grammatischen Anmerkungen begleitet von *Kühne* 302. 584.

W.

Wannowski de Immanuele Kantio, veritatis religionis christ. in foro rationis humanae non accusatore sed vindice 281. 4 5.
Weber der ökonomische Sammler. 1—12 St. 293. 505.
Wurzer Bemerkungen über den Brantwein in politischer, technologischer und medicinischer Hinsicht, mit Beziehung auf die 4 neuen Rheindepartements 304. 597.

Z.

Zeis Predigten. 1 Sammlung 303. 585.
v. Zimmermann Taschenbuch der Reisen. 7r Jahrgang für das Jahr 1808 292. 489.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Anonymer Verleger 290.
Anton in Görlitz 305.
Braunes u. C. in Berlin 296. 306 (4).
Breitkopf u. Härtel in Leipzig 296 (4).
Büreau für Literatur in Fürth 297.
Craz u. Gerlach in Freyberg 302.
Curtsche Buchh. in Halle 285.
Dieterich in Göttingen 300.
Dyk in Leipzig 300 (2).
Ferstl in Grätz 304.
Fleischer d. J. in Leipzig 291. 293.
Franzen und Grosse in Stendal 303.
Frölich in Berlin 302. 304.
Gädicke in Weimar 307.
Geistinger in Wien 298.
Gerlach in Dresden 297.
Gleditsch in Leipzig 296.
Grau in Hof 306.
Güntersche Buchh., neue, in Glogau 306.
Hahn in Hannover 306.
Hammerich in Altona 289. 302.
Hanisch's Wittwe in Hildburghausen 287.

Hempel in Leipzig 298.
Heyer in Giessen u. Darmstadt 300.
Hinrichs in Leipzig 282. 299.
Hoffmeister und Kühnel in Leipzig 296 (4). 305.
Kaufmann in Kölln 304.
Keil in Kölln 282.
Keyser in Erfurt 292.
Korn in Breslau 305.
Kümmel in Halle 302.
Kunst- und Industrie-Comptoir in Berlin 305 (7).
Langhein und Klüger in Arnstadt und Rudolstadt 307.
Löffler in Mannheim 305.
Lohmann in Hannover 306.
Mäckensche Buchh. in Reutlingen 307.
Macklot in Carlsruhe 296.
Maurer in Berlin 296. 302. 303.
Mayr in Salzburg 302.
Meyer in Lemgo 281.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg 281. 290. 299.
Müller in Carlsruhe 286. 288. 292.
Nicolovius in Königsberg 281.
Paillet u. Delacroche in Paris 300.
Pauli u. Comp. in Coblenz 282.
Realschulbuchh. in Berlin 293. 304.
Rengersche Buchh. in Halle 297.
Richter in Leipzig 298.
Sander in Berlin 305.
Schäfer in Leipzig 286.
Schmidmer in Nürnberg 291.
Schmidt in Hamburg 297.
Schneider in Nürnberg 307.
Schödel in Leipzig 297.
Schreiner in Düsseldorf 308.
Seyffert in Bremen 299.
Stalling in Oldenburg 301 (2).
Steinacker in Leipzig 297.
Stettinsche Buchh. in Ulm 306.
Thomann in Landshut 292.
Treuttel u. Würtz in Strasburg u. Paris 282 (2).
Varrentrapp u. Wenner in Frankfurt am Mayn 300.
Voss in Dessau u. Leipzig 282.
Wagner in Merseburg 290.
Walthersche Hofbuchh. in Dresden 292. 303.
v. Widmanstätten in Grätz 287.
Wilmans in Frankfurt am Mayn 296.
Zeitungs-Expedition, kurf. sächs., in Leipzig 298.

III. Intelligenzblatt des December.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Jena Verl. 88. 727. 90. 743.
Andreäische Buchh. in Frankfurt am Mayn Verl. 89. 735. 92. 755.
Anekdoten, interessante, Charakterzüge und merkwürdige Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menschen. 4r Bd. 92. 760.
Baudius in Leipzig Bücherverzeichniss 90. 743.
Bran in Hamburg Verlag 92. 759.
Darnmann in Züllichau Verl. 94. 773.
Dieterich in Göttingen Verl. 92. 756.
Eurich in Leipzig Verl. 94. 772.
Flörke Lichenes Germanici exsiccati 91. 751.
Göschen in Leipzig Verl. 92. 763.
Hartknoch in Leipzig Verl. 92. 757. 758.
Heyer in Giessen und Darmstadt Verl. 93. 768. 94. 769. 770. 771.
Joachimsche Buchh. in Leipzig Verl. 89. 737.
Keyser in Erfurt Verl. 92. 755.
Knick in Erfurt Verl. 91. 751.
Kühn in Posen und Leipzig Verl. 94. 771. 774. 775.
Kummer in Leipzig Verl. 88. 725.
Martiny Beschreibung eines Perpetuum mobile 87. 719.
Malinckrodt in Dortmund Verl. 91. 751.
Meyersche Buchh. in Lemgo Verl. 92. 755.
Oehmigke der Aeltere in Berlin Verl. 91. 749.
Palm in Erlangen Verl. 92. 758.
Realschulbuchh. in Berlin Verl. 87. 717.
Röwer in Leipzig Verl. 88. 727.
Schmidt in Berlin 87. 720. 88. 725. 726.
Treuttel und Würtz in Strasburg u. Paris Verl. 92. 758.
Vogel in Leipzig Verl. 88. 723. 724.
Waisenhausbuchh. in Halle Verl. 92. 759. 94. 772.
v. *Werneck* Ankündigung eines neuen forstwissenschaftlichen Werks 93. 767.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Abel in Wetzlar 87. 715.
Athenstädt in Halle 92. 753.
v. *Baczko* in Königsberg 93. 763.
Cartellier in Paris 88. 722.
Clemens in Tilsit 93. 763.
David in Paris 88. 722.
Diek in Halle 92. 753.
Dohlhoff in Halle 92. 753.
Dugonics in Pesth 90. 742.
Elsner in Königsberg 93. 763.
Emmerling in Thalitter 92. 754.
Ewers in Moskau 90. 745.
Fischer in Breslau 91. 745.
Franz in Dresden 91. 747.
Gercken auf Merzleben 91. 746.
Girodet in Paris 88. 722.
v. *Goldacker* in Langensalza 91. 746.
Göschel in Langensalza 91. 747.
Gräf in Königsberg 93. 763.
Graser in Bamberg 87. 715.
Gros in Paris 88. 722.
Gubitz in Berlin 91. 746.
Günter in Helmstädt 90. 743.
Hagen in Königsberg 93. 763.
Hajnik in Pressburg 91. 745.
Hänlein in Anspach 92. 754.
Harl in Erlangen 91. 747.
Harles in Erlangen 91. 745.
Hassler in Dresden 91. 747.
Helfrecht in Hof 92. 754.
Heller in Fulda 89. 731.
Henke in Helmstädt 90. 743.
Hennicke in Gotha 91. 747.
Hennig in Königsberg 93. 763.
Herbart in Göttingen 93. 763.
Hermes in Breslau 91. 745.
Hofmann in München 87. 715.
Hüllmann in Frankfurt an der Oder 93. 763.
Husz in Eperies 90. 742.
Just in Tennstädt 91. 747.
Kastner in Heidelberg 91. 745.
Keber in Gumbinnen 93. 763.
Köllner in Tüngeda 91. 746.
Kürbs in Cölleda 91. 747.
Lauprecht in Erfurt 90. 743.
Lenhossek in Ungarn 91. 745.
v. *Löhr* in Wetzlar 87. 715.
Mackeldey in Helmstädt 90. 743.
v. *Martens* in Cassel 91. 745.
Merrem in Marburg 89. 731.
Meyer zu Haus Neiendorf 91. 747.
Müller in Gumbinnen 93. 763.
v. *Mulzer* in Wetzlar 87. 715.
Niethammer in München 87. 715.
Nonne in Hildburghausen 92. 764.
Prudhon in Paris 88. 722.
Rambach in Breslau 91. 745.
Rath in Halle 92. 753.
Röhling in Massenheim 89. 731.
Rudolphi in Greifswald 93. 763.
Schäffer in Regensburg 92. 754.
Schmid in München 92. 754.
Schmieder in Halle 92. 753.
Schnee in Grossörner 91. 747.
Schneider in Fulda 87. 731.
Schrader in Helmstädt 90. 743.
Schreiber in Heidelberg 93. 764.

Seeger in Heidelberg 91. 747.
Slevogt in Jena 93. 764.
Stickel in Wetzlar 87. 716.
Strauss in Aschaffenburg 89. 731.
Sturm in Jena 91. 747.
Szoványi in Keszthely 90. 742.
Trautmann in Wien 90. 742.
Vahlkampf in Wetzlar 87. 716.
Vernet in Paris 88. 722.
Wagnitz in Halle 92. 753.
Walther in Giessen 89. 731.
Werner in Wetzlar 87. 715.
Wismayr in München 87. 713.
Wurzer in Marburg 89. 731.
v. Zentner in München 87. 713.
Zickler in Eybach bey Ulm 93. 764.

Nekrolog.

Batinelli in Rom 92. 764.
v. Blumenthal, geb. *v. Platen* in Berlin 93. 764.
Bredenkamp in Bremen 87. 716.
Chantreau in Auch 93. 764.
Desmaisons in Paris 92. 754.
Dmochowski bey Warschau 93. 764.
Eisenhart in Helmstädt 89. 730.
v. Eschen in Cassel 92. 754.
Flajani in Rom 93. 764.
Gürtlgruber in Brünn 93. 764.
de Girardin in Paris 91. 745.
Gutfeld in Altona 89. 730.
Kühn in Eisenach 92. 754.
Langhans in Grüneiche bey Breslau 89. 730.
v. Leber in Wien 93. 764.
Meinshausen in Ludwigslust 91. 746.
Nöldechen in Wrietzen an der Oder 93. 764.
Pfeifer in Bonn 91. 746.
Rothe in Dresden 89. 730.
v. Scheffauer in Stuttgardt 93. 765.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Berlin, Prix proposés par l'Academie Royale des Sciences et Belles-Lettres, pour l'année 1810 91. 748.
Erfurt, Versammlung der Akademie der nützlichen Wissenschaften am 11 Oct. 89. 730.
Gand, Preisvertheilung und Preisaufgaben der Akademie der Malerey, Bildhauerkunst und Architektur 91. 748.
Göttingen, Versammlung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 17 Sept. 91. 747.
Hanau, Sitzung der wetterauischen Gesellschaft für die Naturkunde am 28 Sept. 89. 731.
Königsberg, Versammlung der königl. deutschen Gesellschaft zur Geburtstagsfeyer des Kronprinzen 93. 762.
Langensalza, Verhandlungen und Personale der thüringischen Landwirthschaftsgesellschaft 91. 746.
Warschau, die königl. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften dankt dem König durch eine Inschrift und Medaille 89. 731.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Erlangen, Promotionen u. Lectionsverzeichniss 89. 729.
Halle, Preisfrage der theologischen Facultät 89. 730.
— — Vereinigung der gelehrten Schulen und Errichtung eines Schulrathes 92. 755.
Jena, Promotionen 93. 761.
Mayland, Errichtung eines Collège royale des Demoiselles 87. 715.
München, Edict die Section des Ministeriums des Inneren für die öffentlichen Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten betreffend 87. 713.
Nagy-Saros, Eröffnung der neuen katholischen Hauptschule 90. 742.
Paris, Preisvertheilung an der Specialschule der Pharmacie 92. 753.
— — Verzeichniss der Vorlesungen am Athenäum für das Jahr 1809 87. 715.
— — Verzeichniss der Vorlesungen an der Rechtsschule 1808. 87. 715.
Pressburg, Anzahl der Zöglinge an der Akademie 90. 742.
Rosenau, das katholische Gymnasium wird mit Prämonstratensern besetzt 90. 742.
Rostock, Promotion und Disputation 87. 713.
Stuttgardt, Examen und Geburtstagsfeyer am Gymnasium 93. 762.
Ungarn, Errichtung einer militärischen Akademie, Beyträge dazu 90. 737.
Wetzlar, Errichtung einer Rechtsschule 87. 715.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Annales du Musée, p. *Landon* 1 Th. ist erschienen 93. 766.
Bar-sur-Ornain, Entdeckung einer Statue des Vertumnus 88. 723.
Baudius in Leipzig Bücher zum Verkauf 89. 734.
Brandes in Eckwarden Bemerkung zu *v. Lindenaus* Bericht über den gegenwärtigen Zustand der Sternwarte Seeberg 92. 753.
Bücherauction in Jena 94. 776.
Bücher- Landcharten- und Kupferstich-Auction zu Würzburg 91. 751.
Cappelle hat sur l'Administration geschrieben 90. 744.
Dante, neue Ausgabe von *Poggiali* 90. 743.
Druckfehleranzeige in *Karstens* mineralogischen Tabellen 88. 723.
Favart Mémoires littéraires etc. sind angenehm 90. 744.
Gérard in Paris arbeitet an einem Werke über den Ourq-Canal 93. 766.
Joachimsche Buchh. in Leipzig bittet um Nachrichten für die Zeitschrift: die europäischen Hauptstädte 89. 736.
Kastner in Heidelberg Erklärung 91. 752.
Kutschebey aus Russland besucht *Pestalozzi's* Institut 89. 732.
Lassaulx Frage, eine Rec. des Code des Droits de la Taxe d'entretien de routes betreffend, nebst Antwort des Rec. 90. 743.
Löffler in Mannheim wohlfeiler Bücherverkauf 87. 720.
v. Müller in Cassel schreibt an *Pestalozzi* 89. 732.
Musée françois, p. Robillard-Peronville et Laurent, 63 Lieferung ist erschienen 93. 765.
Ourq-Canal, vom, sind 3 Theile vollendet 93. 766.
Paris, Ankunft neuer Kunstwerke von *Canova* 88. 723.
— — Ausstellung am 14 Oct. 88. 721.
— — der Minister des Inneren lässt mehrere neue Arten zu färben durch eine Commission untersuchen 92. 754.
— — der persische Gesandte schenkt der kaiserl. Bibliothek ein persisches Manuscript 89. 732.
— — die neue Fontäne auf der Strasse Grand-Chatelet ist eröffnet worden 93. 765.
— — erster Transport der Kunstalterthümer der Villa Borghese 88. 722.
— — in der St. Denisstrasse wird eine Medaille ausgegraben 91. 750.
— — in die kaiserl. Bibliothek ist ein Mscpt. von *Delamardelle* niedergelegt worden 93. 765.
Potot zu Missery erfindet einen neuen Pflug 90. 743.
Renault in Alençon entdeckt 9 verschiedene Arten von Agaten 89. 732.
Rivoli, Errichtung eines Pyramidenstamms zur Bezeichnung der von *Beccaria* gemessenen Basis 89. 732.
Schröter von Königsberg schreibt an *Pestalozzi* 89. 732.
Wittich in Berlin Preisherabsetzung 88. 727.
Zuglio in Oberitalien, Entdeckung schöner Ueberreste von römischer und lombardischer Baukunst 91. 750.

